Beilage zur allgemeinen Zeitung

Digitized by Google

Digitized by Google

Beilage

zur

Allgemeinen Zeitung.

Januar, Februar, März 1904.

München.

Verlag der Allgemeinen Zeitung

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Digitized by Google

52659

AP3[illegible]
.A46

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis zum I. Quartal 1904 der Beilage.

Die Zahlen bezeichnen die Seiten, deren Numerierung innerhalb jedes Quartals fortläuft. Ein * besagt, daß der Hinweis sich nicht auf einen Hauptartikel bezieht.

I. Artikel nach Gegenständen geordnet:

1. Staat, Kirche, Recht, Soziales, Militärisches.

Ein Handbuch des Deutschtums im Auslande 365.
Rumänien und die Balkan-Frage 321.
*Schwedens Beitritt zur Berner Konvention 311.
Die Entwicklung der isländischen Politik und Kultur 501.
Der Verfall der romanischen Nationen 385.
*Vom englischen Indien-Amt 23.
Die politische Aufgabe der amerikanischen Universitäten 260.
*Der japanische Panmongolismus 327.
Deutscher Einfluß in Japan 525.
Die „vergiftete" deutsche Wissenschaft 283.
Der Fall Loisy 289.
*Ein neuer juristischer Papyrus der Heidelberger Universitäts-Bibliothek 527.
Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungshaft 489.
Die Gerichtsverfassung der deutschen Schutzgebiete 427.
Zur Entwicklungsgeschichte des Eigentums 108.
Sozialphilosophische Propädeutik 401.
Ein mitteleuropäischer Wirtschaftsverein 121.
Zur Geschichte der deutschen Hypothekenbanken 317.
Rückblick auf den ersten Heimarbeiterschutz-Kongreß 523.
Das zahnärztliche Bildungswesen und die zahnärztliche Praxis in Amerika und ihre Beziehungen zu Deutschland 257, 267.
Jena oder Sedan 595.
Eindrücke aus den südwestafrikanischen Vorgängen 305.
Ein Kampf in Südwestafrika 172.

2. Geschichte, Biographie, Briefe.

*Ein Beitrag zu „Babel und Bibel" 359.
*Die Großen Mauern von Babylon 527.
Die assyrischen Kriegsgespanne zur Zeit König Assurnasirpals II. 396.
*Professor Oldenberg über Buddha 447.
*Aus der Geschichte Koreas 150.
*Herausgabe der älteren Papst-Urkunden 119.
Die Rolandsbilder Deutschlands 355.
*Aus der Geschichte des Jadebusens 567.
*Zur Geschichte Ludwigs des Bayern 81.
*Eine Handschrift aus Niederbayern in Besançon 519.
Ein Blick in geistige Werkstätten der Dominikaner 486.
Luther in römischem Urteil 17, 26, 33.
P. Denifle und Onno Klopp 127.
*Lord Acton über die Reformation 63.
Die Magyaren unter der Türkenherrschaft 161.
*Der Königsleutnant als Zensor 398.
Franz Destouches. Ein Weimarer Kapellmeister aus München zur Goethe- und Schiller-Zeit 508, 515.
August und Charlotte Kestner 242.
Jugenderinnerungen aus den Revolutionsjahren 182.
Lothar Bucher und die Gedanken und Erinnerungen Bismarcks 345.
William Ewart Gladstone 9.
Aus dem Leben eines amerikanischen Diplomaten 61.
Karl Alfred v. Zittel 73.
Zum Andenken an Karl v. Zittel 505.
August Weismann 89.
Zur Erinnerung an Theodor Mommsen 201, 209.
An Felix Dahn zu seinem siebzigsten Geburtstage. (Gedicht Max Haushofers.) 241.
Eduard Zeller. (Zu seinem neunzigsten Geburtstag.) 123, cfr. 215.
*Zeller als Schüler des Maulbronner Seminars 136.
*Ein französischer Gelehrter über Eduard Zeller 136.
Sophus Ruge 140.
*Frédéric Masson 175.
Ernst Haeckel 297.
D. J. Mendelejew 319.
*Gedenkfeier für Johann Tobias Beck 334.
Zur Erinnerung an Dr. Wladislaw Wyznikiewicz † 292.
*Neue Briefe von Volta 440.

2a. Verstorbene.

*Alberti, Otto v. † 480.
*Arnold, Edwin † 576.
*Ascherson, Ferdinand † 103.
*Barbera, Luigi † 136.
*Benshausen, Ludwig † 368.
*Betz, L. P. † 214.
*Blix, M. G. † 344.
*Boccardo, Gerolamo † 544.
*Bracht, Eduard † 480.
*Bühring, Ludwig † 319.
*Clar, Konrad † 96.
*Czobor, Bela † 168.
*Deschanel, Emil † 168.
*Detmer, Heinrich † 183.
*Detter, Karl † 152.
*Dettweiler, Peter † 79.
*Emminghaus, Hermann † 328.
*Flügel, Felix † 264.
*Franzos, Karl Emil † 183.
*Frieß, Gottfried † 137.
*Garcke, August † 64.
*Gotti, Aurelio † 56.
Hefner-Alteneck, Friedrich † 40.
*Holst, Hermann Eduard † 136.
*Horner, Raphael † 73.
*Jäger, Georg † 415.
*Jolly, Ernst † 24.
*Jolly, Friedrich † 31.
*Karlowa, Otto † 24.
*Labriola, Antonio † 232, vgl. 248
Martino, Antonio de † 416.
*Mattisoli † 504.
*Meili, Friedrich † 528.
*Murray, Alexander Stuart 480.
*Naudé, Wilhelm † 56.
*Nerrlich, Paul † 528.
*Nirschl, J. † 120.
*Nix, Ludwig † 240.
*Nocito, Pietro † 168.
*Dr. Pallich † 232.
*Richter, Gustav † 256.
*Rüdiger, Otto † 79.
*Runge, Friedrich † 240.
*Scheppig, Richard † 8.
*Schnapper-Arndt, Gottfr. † 432.
*Schumann, Karl † 552.
*Seegen, Joseph † 96.
*Socin, Adolf † 256.
*Stephen, Leslie † 360.
*Thierfelder, Theodor † 456.
*Ujfalvy, Karl † 248, vgl. 264.
*Varnhagen, Robert † 24.
*Weljaminow-Sernow † 240.
*Wolff, Ewald † 8.
*Zittel, Karl v. † 30.

3. Literatur.

*Die heiligen Bücher des Ostens 463.
Lustige Stücke aus neugefundenen Papyri 99.
*Bruchstücke manichäischer Literatur 375.
*Eine neue griechische Schrift des Bischofs Hippolyt 87.
Die griechischen Handschriften der Turiner Bibliothek 369.
*Hrotsvit von Gandersheim 110.
Dante-Literatur 283.
*Ein Streit um das Dante-Haus in Florenz 71.
Eine neue Originalsammlung von Tischreden Luthers 205.
*Neue Schubart-Funde 335.
Ulrike v. Levetzow über ihre Beziehungen zu Goethe 227.
*Auch ein Urteil über Goethe 224.
*Goethe im Urteil französischer Naturforscher 270.
Eine neue Schiller-Ausgabe 473.
*Tell-Ausstellung in Zürich 456.
Kant und unsere Dichterfürsten 370.
*Ein bisher unbekannt gebliebener Brief Theodor Körners 534.
Friedrich Hebbels Münchener Leidenszeit 158, 164, 169.
*Neues über Hebbel im dänischen Reichsarchiv 551.
Aus Emil Devrients Nachlaß 475.
Rahel rediviva 588.
Ein Neujahrsbrief 1.
Münchener Romane 44.
Ueberkultur 90.
Ein Frauenbrief 137, vgl. 185, 234.

Digitized by Google

Antwort auf einen Frauenbrief 329.
Ein dritter Frauenbrief 377.
Empfindsame Romane 425.
Ein Frühlingsbrief 521.
Stille Bücher 561.
Die Zukunft der katholischen Literatur 361.
*Gegen die Schundliteratur 56.
Das Georgesche Gedicht 337, 348.
Heinrich v. Reder 513.
Thomas Mann 529.
Wilhelm Weigands „Renaissance" 437.
*Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung 463.
Aus der neuen schweizerischen Literatur 21.
*Ein Rousseau-Archiv in Genf 207.
*Die französische Dichtung des 19. Jahrhunderts 535.
Phasen des französischen Romanticismus 57.
Renans „Aebtissin von Jouarre" in deutscher Umdichtung 555.
Zur Maupassant-Uebersetzung des Freiherrn Georg v. Ompteda 212.
Gabriele d'Annunzio und seine dichterische Entwicklung 457, 467.
Die Shakespeare-Bacon-Frage 325.
Rochus von Liliencron über Hamlet 196.
Hamlets Mißtrauen 379.
*Von der „Encyclopaedia Britannica" 14.
*Zum hundertjährigen Jubiläum der britisch-ausländischen Bibel-Gesellschaft 439.
*Amerika als Sammler englischer Literaturdenkmäler 199.
*Benjamin Franklin als deutscher Drucker 431.
Walt Whitman 452.
Johann Ludwig Runeberg 217.
Das Verbot der Runeberg-Feier in Finnland 220, vgl. 271.
*Ruthenische Literatur in Rußland 327.
Die Aeschylos-Revolte in Athen 49.
*Das grusinische Epos „Dilariani" 357, vgl. 519.
*Versteigerung der Büchersammlung des Prinzen Rhodokanakis 207.

4. Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater.
(Ausgrabungen s. auch Nr. 6.)

Goethes „selbstbewußte Illusion" 113, 124, 145.
Das zeichnende Kind und sein Verhältnis zur Kunst 577.
Physikalisch-chemisches über Malerei. II. 35, 81, 129, 178, 221, 225.
Kunst und Tradition 553.
*Die Skulpturen vom Schlosse M'schatta 150.
Indien, das Bindeglied zwischen Ost und West 316.
Alkamenes 331.
Die Ausgrabungen in Argos 236.
*Der Marmor Parium 167.
Die Stellung Kleinasiens in der christlichen Kunstgeschichte 68.
Ein Protest gegen die Restauration des Aachener Münsters 3.
Alte Epitaphien und Fresken im Chor der Kirche zu Ostheim 148.
Der neue Katalog der architektonischen Handzeichnungen der k. k. Hofbibliothek in Wien 340.
50 Jahre Denkmalpflege in Oesterreich 461.
*Das Römische Haus in Leipzig 55.
Der Künstler Moritz v. Schwind 105, 116.
Ueber die Altmeister-Ausstellung in London 583.
*Eine Buchtitelausstellung 54.
*Die Ausfuhr deutscher Literatur- und Kunstgegenstände nach dem Ausland im Jahre 1903.
Psyche und Tonorgan (Joseph Rutz und seine Tonstudien) 393, 403.

5. Naturwissenschaften, Technik, Geographie, Schilderungen.

Organische und anorganische Welt 532.
Ueber Wert und angeblichen Unwert der Mathematik 481, 497.
*Die Bewegung für das Meter im britischen Weltreich 471.
*Der gestirnte Himmel im Monat Januar, Februar, März 6, 229, 406.
*Helligkeitsschwankungen des Planeten Iris 190, vgl. 414.
*Neue veränderliche Sterne 239, vgl. 383.
*Internationale Ballonfahrt 14.
*Frau Curie über ihre wissenschaftlichen Leistungen 23.
*Radiumwirkung der Erdoberfläche 207.
*Professor Braun über die Funkentelegraphie 55.
*Die Uebertragung einer Photographie auf elektrischem Wege 351, vgl. 415.
*Störung einer elektromagnetischen Uhr durch Erdmagnetismus 408.
*Elektrisch-magnetische Dauerwirkungen 479.
*Magnetische Ziegel 519.
*Magnetische Tongefäße 551.
*Vom Asbest 55.
*Ueber Naphtha im Gebiet der Bagdad-Bahn 71.
*Radiumfunde in Amerika 159.
*Verschiedenfarbiges Silber 335.
*Natürliche Seife 95.
*Die Verunreinigung der Flüsse durch Abwässer 224.
*Eine sensationelle Erfindung (Farbenphotographie) 148.
*Die Verbreitung der großen Volkskrankheiten in den Monaten September, Oktober, November 1903 101.
Metchnikoffs „Studien über die menschliche Natur" 433.
Einige Bemerkungen über die Demonstration der Schlaftänzerin Frau Madeleine G. im Münchener Aerztlichen Vereine 489.
*Taubstummblind 78.
*Neueres über die Verwandten-Ehe 119.
*Abnahme der Tuberkulosesterblichkeit in Deutschland 231.
*Professor v. Behring über seine Tuberkulose-Forschungen 119.
*Eine Kundgebung gegen die Theorie Prof. Behrings in Wien 311.
*Flügge gegen v. Behring 334.
*Zunahme der Herzkranken in Deutschland 496.
Der heutige Stand der Krebsfrage 65, 76.
*Ein Spezifikum gegen Krebs? 359.
Auf Fort Alexander I. 292.
*Ein Preis für Finsen 40.
*Hamburgische Expedition zu Gelbfieberstudien in südamerikanischen Häfen 255.
*Malariabekämpfung am Suezkanal 551.
*Ueber die afrikanische Schlafkrankheit 81.
*Essen wir zu viel Fleisch? 95
*Ueber den Vogelzug und seine Ursachen 343.
Beiträge zur Ornithologie Bayerns 597.
*Ein bisher unbekanntes amphibisches Säugetier „Wassertiger" 520.
*Das Gefrierenlassen lebender Fische 343.
*Erschöpfung des Elfenbeins 559.
*Feuer und Blüte 359.
*Die Pflanze als Wetterprophet? 359.
*Experimente mit Radium an Tieren 64.
*Springmaus-Reste als Beweis einstiger Steppenbildung in Mitteleuropa 47.
*Yerba-Mate 127.
*Die Farben der Schmetterlingsflügel 403.
Der diluviale Mensch in Europa 25.
*Der geologische Untergrund der Stadt Venedig 496, vgl. 527.
Technische Briefe I., II., III. 193, 298, 409.
*Das Ozon und seine Verwendung 367.
*Ein neuer Apparat für Ozonerzeugung 320.
Eine regelmäßige Uebersicht über geographisches Schrifttum 309.
*Zur Kartographie des Mittelalters 159.
*Welche Projektionsart liegt der Reichskarte zu Grunde? 334.
*Eine allgemeine Tiefenkarte der Ozeane 87.
*Die Bevölkerung der größten Städte Rußlands 151.
*Der Schiffahrtsverkehr auf dem Amu Darja 111.
*Die Forschungsreise Dr. Manns nach Persien 207.
Zur Erforschung Innerasiens 412.
*Der erste Erforscher von Tibet (Alexander Csoma de Körösy) 199, vgl. 239.
*Canada als Goldland 504.
The U. St. Bureau of Fisheries 52.
*Eismessungen in Sibirien 675.
*Zur Orographie von Nord-Korea 455.
*Die Eisenbahn vom Nil zum Roten Meer 479.
*Die Begrüßung der heimgekehrten Südpolarexpedition 79.
*Eine norwegische Hilfsexpedition zum Entsatz des Freiherrn v. Toll 511.
*Die wissenschaftliche Ausbeute der Antarktik-Expedition 303.
Die Erhaltung der Naturdenkmäler 421.
Die Pfalz und der Pfälzer Wein 417.
Ein neues Reisebuch von J. V. Widmann 301.
Rimini 569, 581.
Aus dem Mönchsleben auf dem Athos 389.
Der Dalai-Lama 189.
*Ein schwerer Sturm 263.

6. Sprach- und Volkskunde, Philosophie, Religionswissenschaft, Pädagogik.

*Zur Frage einer Gemeinsprache 157.
*Vom Grimmschen Wörterbuch 87.
*Deutsche Namensformen für Orte in fremdsprach. Umgebung 87.
*Eine neue Deutung des Wortes „Hansa" 262.
*Die Geschichte des Wortes „Jahrhundert" und seiner Sippe 351.
*Staatsminister Bosse als niederdeutscher Sprachforscher 384.
Nochmals der Henese Fleck von Breyell 453.
*Zur Vorgeschichte der Null 247.
*Orientalische Studien in England und Deutschland 559.
*Ein wissenschaftliches Lexikon der Hindu-Sprache 408.
*Neugriechische Sprach- und Kulturgeschichte 319.
*Aus der neolithischen Zeit 255.
*Neolithische Wohn- u. Werkstätten im Haßlocher Walde 92, vgl. 238.
*Prähistorisches aus der Pfalz 583.
*Nekropolen der Vorzeit 183.
*Grabfund in Aegypten 551.

Digitized by Google

Arier und Italiker 249.
*Amerikanische Ausgrabungen in Italien 488.
*Prähistorische Skulpturen in der Vendée 503.
*Der Hund als ethnologischer Zeuge? 215.
*Kulturarbeiten in Rußland 487.
Die japanische Landesausstellung zu Osaka vom Jahre 1903, 313, 323.
*Die Besatzung der japanischen Handelsflotte 311.
Das Christentum in Japan 572.
*Die Palästina-Reise des Dr. Thiersch 294.
*Neue Saalburg-Funde 31.
*Römische Kastelle und Lager 63.
*Archäologische Reichskarten 327.
Die rassebildende Kraft des Milieus 97.
Das ehrsame Handwerk 252.
Physiologische Psychologie 156.
Offenbarung und moderne Weltanschauung 353.
Ueber die Aufgabe der Philosophie 444.
Ein neues Buch über Kant 265.
Kant. (Gedicht von Otto Liebmann) 273.
J. Kant und die moderne Kultur 273.
Zukunftspädagogik 281.
Gymnasium oder Realschule? 545.
Schule und bürgerlicher Beruf 177.
Welche Anforderungen an die Bildung des Volksschullehrers ergeben sich aus seinen Berufsaufgaben? 11.
Sollen die Volksschullehrer a. d. Universität vorgebildet werden? 465.
Der neusprachliche Unterricht an Mittelschulen in seinen Beziehungen zum Schulzweck 585.
*Eremitenschulen in Altbayern 405.
*Warum fürchten sich die Kinder? 84.
*Kinderselbstmorde im Anfange des 19. Jahrhunderts 391.
*Die Schulverhältnisse der Siebenbürger Sachsen 198.
*Die deutsche Sprache im schwedischen Unterricht 583.
*Eine deutsche Sankt Martinischule in Kapstadt 40.
Wissenschaftliche Hilfsarbeit 449.
*Kurpfuscherkonkurrenz im 16. Jahrhundert 368.

7. Wissenschaftliche Anstalten, Gesellschaften, Versammlungen.

*Akademie der Wissenschaften zu München 135, 182.
*Akademie der Wissenschaften zu Berlin 39, 95, 143, 191, 303, 342, 455, 479, 575.
*Die Gedenkfeier der Münchener Universität für Kant 287.
*Die griechischen Sprachkurse an den preußischen Universitäten 127.
*Die Besuchsziffern der deutschen Universitäten im Wintersemester 1903/1904 383.
*Die Abnahme der Mediziner an den deutschen Universitäten 231.
*Die Düsseldorfer Akademie für praktische Medizin 7.
*Ausländer auf den deutschen Universitäten 119.
*Der erste Lektor der französischen Sprache an einer deutschen Hochschule 167.
*Der erste englisch-amerikanische Student auf einer deutschen Hochschule 375.
*Salzburger Ferien-Hochschulkurse 375 vgl. 391.
*Ein Verein deutscher Lehrer in Südchile 271.
*Gründung eines Bundes „Heimatschutz" 431.
*Gründung eines deutschen Studentenheims in Gottschee 223.
L'École d'Anthropologie de Paris 103.
*Neue Vorschriften über die Benutzung der preußischen Staatsarchive 415.
Ueber die Errichtung eines Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik 537, 547.
*Vom Schiller-Museum in Marbach 359.
*Brand in der Turiner Universitätsbibliothek 167, vgl. 176, 191, 261.
*Münchener Anthropologische Gesellschaft 111.
*Geographische Gesellschaft München 303, 383.
*Eine „Société des Études Rousseauistes" 248.
*Deutscher Juristentag in Innsbruck 368.
*Deutscher Neuphilologentag 344.
*Die diesjährige Shakespeare-Feier in Weimar 583.
*Bayerischer Neuphilologen-Verband 590, 599.
*Erster deutscher Volkshochschultag 40, 472.
*Blindenlehrerkongreß 399.
*Der zweite internationale Kongreß zur Förderung des Zeichenunterrichts 88.
*Die Jahressitzung des Vorstandes des deutschen Sprachvereins 23.
*21. Kongreß für innere Medizin 391.
18. Jahresversammlung der Anatomischen Gesellschaft 568.
*Kongreß für experimentelle Psychologie 71.
*Der 25. Balneologen-Kongreß 79.
*Der 7. internationale Kongreß für Religionsgeschichte 88, 160.
*Internationale kriminalistische Vereinigung 414.
*II. Internationaler Kongreß für Philosophie 312.
*Der internationale Archäologische Kongreß 544.
8. Internationaler Geographischer Kongreß 160.
*Der fünfte internationale Dermatologenkongreß 88.
*Der Internationale Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose 328.
*Der 6. Internationale Zoologen-Kongreß 112.
VI. Internationaler Physiologen-Kongreß 568.
*4. Kongreß des Internationalen Verbandes für die Materialprüfungen der Technik 31.
*Kongreß der Künste und Wissenschaften in St. Louis 447.
*Astronomen-Versammlung in Lund 240.
*Friedrich List-Tag in Kufstein 359.
*Eine Ranke-Feier in Tokio 264.
*Eine Schulbauausstellung in Hamburg 392.
*Ein Denkmal für Cremona 88.
*Ein Vega-Archiv 424.
*Ueberführung der Gebeine des Gründers der „Smithsonian Institution" 96.

II. Besprochene Bücher, Karten und dergl.

*Allgemeines statistisches Archiv 566.
*Archiv für Religionswissenschaft 413.
Arminius, Wilhelm: Heimatsucher 374.
*Aus Natur und Geisteswelt 262.
*Bahr, Hermann: Dialog vom Tragischen 270.
*Bartsch, Hugo: Bis der Arzt kommt 102.
*Beiträge zur Kenntnis des Orients. Jahrbuch der Münchener Orientalischen Gesellschaft. I 373.
*Benda, Th.: Die Schwachbegabten auf den höheren Schulen 134.
*Berolzheimer, Fritz: Zur Kartellfrage 326.
*Bertholet, Alfred: Der Buddhismus und seine Bedeutung für unser Geistesleben 382.
*Beust Karl Frhr. v.: Im Freilicht. Gedichte 342.
**Blake, William:* Jerusalem 543.
**Bobadillo, Emilio:* A fuego lento.
*Bolliger, Adolf: Drei ewige Lichter 471.
*Boy-Ed, Ida: Die große Stimme 262.
Briefwechsel zwischen August Kestner und seiner Schwester Charlotte. Herausg. von Hermann Kestner-Köchlin 242.
*Brockhaus-Jefroe, Russische Encyklopädie 326.
*Bruun, Laurids: Der König aller Sünder 366.
*Bürchner, Ludwig: Geographische Grundbegriffe, erläutert an der Heimatkunde von München 94.
*Chappuis: Bei Hofe und im Felde 46.
*Coudenhove, Paula Gräfin: Die Götterhunde 590.
**Couturat* et *Leau:* Histoire de la Langue Universelle 310.
*Curie, Mme: Untersuchungen über die radioaktiven Substanzen 470.
*Dahl, Wörterbuch der lebenden großrussischen Sprache 326.
*Dahm, die Feldzüge des Germanikus in Deutschland 551.
*Dahn, Felix: Meine welschen Ahnen 270.
*Delitzsch, Friedrich: Babel u. Bibel, ein Rückblick u. Ausblick 382.
*Dessoir, Max und Menzer, Paul: Ein philosophisches Lesebuch 69.
Die Matrikel der Wiener Universität, Bd. III 534.
*Dreßler, M.: Die Welt als Wille zum Selbst 77.
*Dohna, Graf zu: An der Schwelle des Orients 46.
*Eckel, Anna Hilaria v.: Im Karst. Das Tagebuch einer Dorfschullehrerin 495.
Egidy, Emmy v.: Mensch unter Menschen 446.
*Engel, Eduard: Shakespeare-Rätsel 502.
*Engel-Bey, F.: Das Winterklima Aegyptens 159.
*Eusebius' Werke. Bd. II. 302.
Felix, L.: Der Einfluß von Staat und Recht auf die Entwicklung des Eigentums 109.
*Fischer: Erinnerungen und Denkwürdigkeiten. 2. Band 590.
*Fischer, Wilh.: Poetenphilosophie 406; ders.: Grazer Novellen 430.
*Forel, August: Hygiene der Nerven und des Geistes im gesunden und kranken Zustande 598.
*Frey, Karl: Wilhelm Waiblinger. Sein Leben u. seine Werke 134.
*Freytag, Gustav: Vermischte Aufsätze. Bd. II. 22.
*Fries, Albert: Platen-Forschungen 366.
Galileo Galilei: Opere Vol. XII. 318.
*Gerstung, F.: Neue Pfade zum alten Gott 118.
*Goeringer, Irma: Die letzte Strophe 487.
*Goll, Fr.: Die Erdbeben Chiles 341.
*Gottl, Friedrich: Die Grenzen der Geschichte 181.
*Graefenberg, S.: Unterrichtsbriefe zum Selbststudium der spanischen Sprache 229.
*Gregori, Ferdinand: Schauspielersehnsucht 214.
*Günther, Rd.; Das Gefecht bei Aschaffenburg am 14. Juli 1866 46.
*Haentzschel, E.: Das Erdsphäroid und seine Abbildung 149.
Handbuch des Deutschtums im Auslande 365.
Hecht, Felix: Die deutschen Hypothekenbanken 317.
*Herbert, M.: Einsamkeiten. Gedichte 463.
Hessen, Robert: Leben Shakespeares 563.
*Hessische Blätter für Volkskunde 198.
*Hilbert, D.: Grundlagen der Geometrie 518.
*Hlatky, Eduard: Weltenmorgen 286.

Digitized by Google

*Hofmann, Friedrich H.: Die Kunst am Hofe der Markgrafen von Brandenburg, fränkische Linie 190.
Holländer, Felix: Der Weg des Thomas Truck 90.
Houben, Heinrich Hubert: Emil Devrient. Sein Leben, sein Wirken, sein Nachlaß 475.
*Jahn, August: Ein Tag in Paris in Zivil 46.
Jähns, Max: Geschichtliche Aufsätze 441.
*Jahrbücher der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt 269.
*Jany, das Gaudische Journal des Siebenjährigen Krieges 550.
*Ibanez, Blasco: La Catedral 254.
*Inventare des großh. bad. General-Landesarchivs 166.
*Kant-Studien 175.
*Kellermann, Bernhard: Yester und Li 425.
Key, Ellen: Mißbrauchte Frauenkraft 451.
*Koch, David: Ludwig Richter 487.
*Köbner: Die Organisation der Rechtspflege in den Kolonien 367.
*Krüger, Herm. Anders: Friedrich Kind und der Dresdener Liederkreis 206; *derselbe: Der Weg im Tal 518.
*Kürnberger, Ferdinand: Das Schloß der Frevel 63.
Kunsthistorische Festschriften 556.
*Landmann, Robert v.: Kommentar zur Gewerbeordnung. 4. Aufl. 29.
Lazarus, M.: Pädagogische Briefe 307.
Leitgeb, Otto v.: Die stille Mühle 562.
*Loga, Valerian v.: Francisco de Goya 228.
*Lorenzo, Giuseppe de: India e Buddhismo antico 382.
*Mackay, John Henry: Die Menschen der Ehe 574.
*Marchiano, Michele: Poemi Albanesi di Girolamo de Rada 39.
*Mauclair, Camille: La Ville Lumière 246.
*Meinhardt, Adalbert: Frauen und Mädchen 358.
Metchnikoff, E.: Etudes sur la nature humaine, essai de philosophie optimiste 433.
*Miricka, August: Die Formen der Strafschuld 54.
Moderne deutsche Lyrik (herausg. von Hans Bergmann) 542.
*Monatsschriften der Comenius-Gesellschaft 583.
Morley, John: The life of William Eward Gladstone 9.
*Münch, Wilhelm: Zukunftspädagogik 281.
*Münz, Bernhard: Literarische Physiognomien 574.
Mummenhoff, Ernst: Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit 253.
*Munzinger, Karl: Japan und die Japanesen 423.
*Nelle, Wilhelm: Geschichte des deutschen evang. Kirchenliedes 198.
*Neue Literatur zum Bürgerlichen Gesetzbuch 269.
*Norden, D.: Marotten. Kulturhistorisches und Aktuelles 374.
*Nothnagel, Walter, Exekution durch soziale Interessengruppen 390.
Ompteda, Georg Freiherr v., Denise von Montmidi 439.
*Oppenheimer, Z., Bewußtsein — Gefühl. Eine psycho-physiologische Untersuchung 280.
*Ostwald, W., Schule der Chemie 44.
*Pausaniae Graeciae descriptio rec. Fridericus Spiro 318.
*Perfall, Anton Freiherr v., Kraft und Liebe 430.
*Pfaundler, A., Die Physik des täglichen Lebens 41.
*Pfungst, Arthur, Aus der Indischen Kulturwelt 382.
*Poestion, J. C., Zur Geschichte des neuisländischen Dramas und Theaterwesens 246.
*Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 543.
Rahel. Ein Buch des Andenkens an ihre Freunde. Bearbeitet von Dr. Hans Landsberg 588.
*Reinig, C., Das ärztliche Hausbuch 103.
*Répertoire méthodique de l'histoire moderne et contemporaine de la France, Année 1901 159.
*Rittelmeyer, Friedrich, Friedrich Nietzsche und das Erkenntnisproblem 527.
*Rocholl, R., Bessarion 558.
*Rosenbach, O., Arzt contra Bakteriologie 462.
*Rosner, Karl, Ruinen der mittelalterl. Burgen Oberösterreichs 478.
Sakmann, Paul 545.
*Scheffels Werke 70.
Schlosser, Julius v., Zur Kenntnis der künstlerischen Ueberlieferung im späten Mittelalter 553.
*Schmerber, Hugo, Studie über das deutsche Schloß und Bürgerhaus im 17. und 18. Jahrhundert 310.
Schmid, F. A., Fichtes Philosophie und das Problem ihrer inneren Einheit *438.
*Schmidt, Wilh., Der Kampf der Weltanschauungen 398.
*Schnitzer, Joseph, Savonarola und die Feuerprobe 333.
*Schubert, H., Elementare Berechnung der Logarithmen 14.
*Schubert, Hans v., Grundzüge der Kirchengeschichte 237.
*Schultze-Naumburg, Paul 6.
Schwabe, Toni, Die Stadt mit lichten Türmen 139.
*Schnizer, Otto, Johann Hinrich Wichern 294.
*Schwind, Moritz v., Philostratische Gemälde, Herausgegeben von Richard Foerster 126.
*Seeberg, Rudolf, Die Kirche Deutschlands im 19. Jahrhundert 383.
*Seller, G., Die Lehre von der Vormerkung nach dem neuen Reichsrecht 214.
Sergi, G., Arii e Italici 249; derselbe, La decadenza delle nazioni latine 385.
Simmel, Georg, Kant 265.
*Sittenberger, Hans, Grillparzer, sein Leben und Wirken 46.
*Smalian, Karl, Lehrbuch der Pflanzenkunde für höhere Lehranstalten 86.
Speck, Wilhelm, Zwei Seelen 562.
*Steinhausen, F. A., Die Physiologie der Bogenführung auf den Streichinstrumenten 310.
*Steinmann, Gustav, Einführung in die Paläontologie 198.
*Stephani, K. G., Der älteste deutsche Wohnbau und seine Einrichtung 478.
Strecker, Karl, Letzte Stunden, Schauspiel in drei Aufzügen 555.
Strzygowski, Jos., Der Dom zu Aachen und seine Entstellung 3.
*Trotha, Thilo v., Von der Donau bis Plewna 46.
*Vischer: Shakespeare-Vorträge 294.
*Vögtlin, Adolf, Das neue Gewissen 21.
*Volkmann, Ludwig, Grenzen der Künste 6; derselbe, Naturprodukt und Kunstwerk 6.
*Vorschriften für das Verfahren bei dem Patentamte der Vereinigten Staaten von Amerika aus dem Englischen übersetzt von Erich v. Boehmer 86.
*Voß, Richard, Ein Königsdrama 558.
*Walden, P., Wilhelm Ostwald 495.
*Weech, Friedrich v., Staatsminister Dr. Wilhelm Nokk 351.
*Weiß, Konrad, Die gewerbliche Ausbildung durch Fortbildungs- und Fachschulen, Lehrwerkstätten und Kunstgewerbeschulen 350.
*Wernick, G., Zur Psychologie des ästhetischen Genusses 238.
*Wrede, Frhr. v., Geschichte der k. u. k. Wehrmacht, 5. Band 550.
*Whos Who in Amerika 94.
Widmann, J. V., Kalabrien — Apulien und Streifereien an den oberitalienischen Seen 301.
*Wilke, Edwin, Schriftdeutsch und Volkssprache 246.
*Witkowski, G., Cornelia, die Schwester Goethes 454.
*Wittner, Otto, Moriz Hartmanns Jugend 142.
*Wochinger, Karl, Bayerns Gebührengesetze 574.
*Wurm, Paul, Handbuch der Religionsgeschichte 398.
*Zahn, Ernst, Schattenhalb; derselbe: Der Jodelbub und anderes 22.
*Zamboni, Filippo, Roma nel Mille 109.
*Zimmern, H., Beiträge zur Kenntnis der babylonischen Religion 445.
*Zucker, Alois, Ein Wort zur Aufhebung der gerichtlichen Voruntersuchung 158.
Zwymann, Kuno, Das Georgesche Gedicht 337.

III. Verfasser, so weit sie genannt.

Achelis, Th. 445.
Albert, P. *167.
Ammon, G. *94.
Bauch, Bruno 370.
Benzmann, Hans 515.
Biedenkapp, Georg 84.
Biermann, W. Ed. 121, 401.
Blum, Hans *441.
Borinski, Karl 382.
Brunner, Hugo 357.
Busolt, G. 457, 467.
Cahn, Clara 188.
Cohn, J. *238.
Dehio, Georg 3.
Destouches, Ernst v. 509, 515.
Dove, Alfred 201, 209.
Drews, Arthur *78.
Driesmans, Heinrich 99.
Dyck, Walther v. 537 547.
Elsenhans, P. Chr. 177.
Evans, C. P. 61, 94, 502.
Fabriczy, C. v. 555.
Fester, Richard 345.
Fischel, Alfred 164.
Fischer, Joseph *333.
Fritsch, Karl Wilhelm *63.
Frankfurter 462.
Fuchs, Karl *479, 574.
Gallenkamp, W. 598.
Gawalowski, Karl W. *430.
Gebhardt, August *246.
Geiger, Albert 543.
Gelzer H. 389.
Geymüller, Heinrich v. 341.
Grotenfelt, Arvid *182.
Größel, Johannes 421.
Günther, S. 142.
Hahn, Martin 294.
Hatschek, Julius *109.
Haushofer, Max 46, 241.
Haushofer-Merk, Emma 187, 331.
Haußleiter, Johannes 17, 26, 33.
Heigel, Karl Th. v. 505.
Hellner, Ernst 310.
Hermann, Arthur 397.
Hoffmans, Lorenz 458.
Hofmüller, Joseph *229, 294.
Jantzen, H. *508.
Jonquière, G. 433.
Karo, Georg 237.
Kernstock, O. *287.
Kerschensteiner, Georg 577.
Kilian, Eugen *214, 478, 556.
Köhler, August *54, *158.
Krumbacher, Karl 49, 370.
Krämer, A. *246.
Küchler, Walther 214.
Lange, Konrad 113, 124, 145.
Leinburg, Mathilde v. 217.
Leitgeb, Otto v. 569, 581.
Liebmann, Otto *278.
Loewenfeld, L. 494.
Maier-Pfullingen 124.
Mehlis, C. *94.
Mendel, J. 317.
Meyer-Benfey, Heinrich 529.
Michaelis, Ad. 246.
Molenaar, H. *311.
Münz, B. 309.
Nagel, Fr. 465.
Neresheimer, E. 298.
Neumeyer, Karl *427.

Digitized by Google

Obser, K. *159.
Ochsenius, Karl *342.
Oertel, K. *149, 334.
Ohr, Wilhelm 450.
Ostwald, Wilhelm 35, 81, 129, 178, 221, 225.
Pafferini, G. L. *286.
Penck, Albrecht 25.
Pfister, Albert 595.
Pezold, A. v. 588.
Pflaum, Chr. D. *156.
Pöhlmann *118.
Prenner *80.
Pringsheim, Alfred 481, 497.
Reber, F. 69.
Reichard, Adolf 54.
Reichel, Hans *214.
Richter, Louise M. 534.
Rinn, H. *238.
Rößle, Robert 65, 76.
Rothpletz, A. 73.
Rumpelt, Alexander 252, 385.
Rutz, Ottmar 396, 405.
Sauer, B. 338.
Scheler, M. 280.
Schellenberg, A. 337, 348.
Scherer, Valentin *511.
Schigon, Joseph *366.
Schmidt, Paul *105, 116.
Schott, Sigmund 302.
Schreiber, Adele 523.
Schuchardt, H. 158.
Schwabe, Toni 189.
Seyler, Eman. *64.
Simonsfeld, H. *527.
Stößl, Otto 452.
Traumann, Ernst 563.
Uhlemayr, B. 585, 595.
Ullmann 489.
Vogler, Aug. *198.
Voll, Karl 558.
Vulturesco. J. Gr. 321.
Weber, P. *478.
Weismann, Martin 9.
Werner, Richard Maria 53, 164, 169.
Wiegler, Paul 61.
Wetz, W. 196.
Wities, B. L. 270, *527.
Wrobel, E. 196, 301, 409.
Zapf, Ludwig *574.
Zimmerer, H. *374.

Digitized by Google

Die

Allgemeine Zeitung

mit Münchener Stadt-Anzeiger

107. Jahrgang **München** 107. Jahrgang

Erscheint täglich 2 mal.

Bezugspreis vierteljährlich:

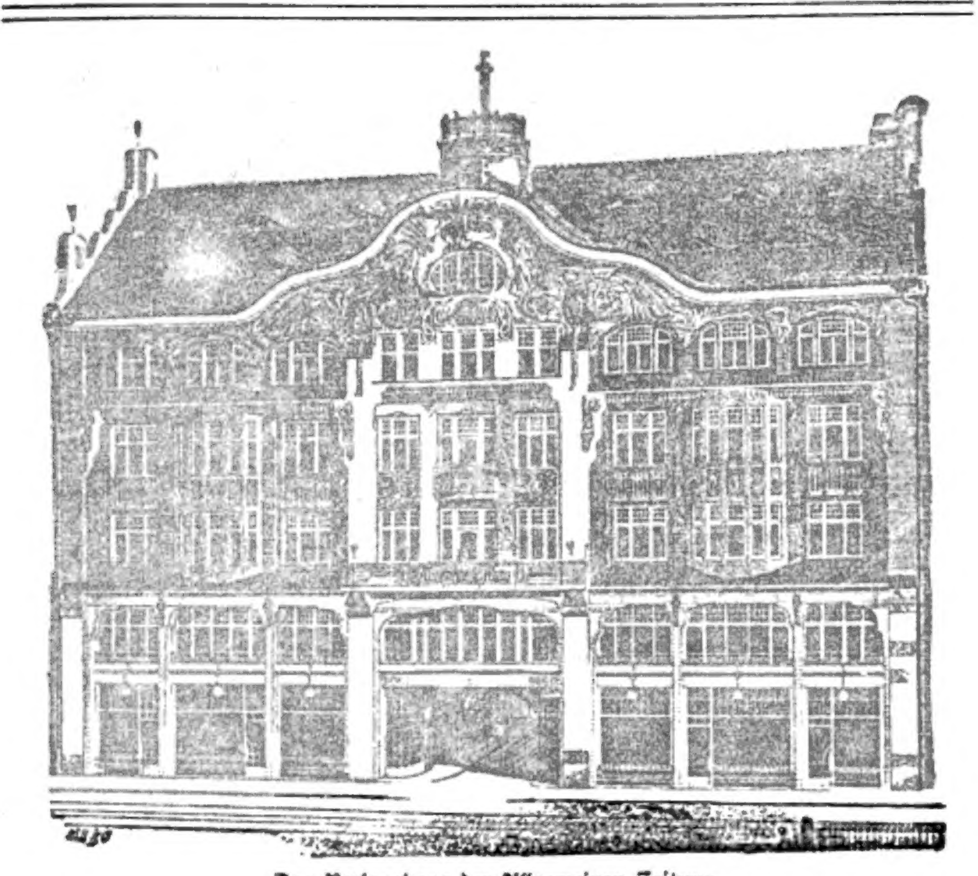
für die Allgemeine Zeitung allein	M. 4.20
„ „ „ „ mit wissenschaftlicher Beilage	„ 8.40
„ „ wissenschaftliche Beilage allein	„ 4.50
„ „ „ „ in Wochenheften	„ 5.—

Auch monatliche Abonnements werden von der Post angenommen.

Probenummern senden wir auf Wunsch gerne zu.

Inserate jeder Art finden durch die **Allgemeine Zeitung weiteste und vorteilhafteste Verbreitung mit nachhaltigem Erfolg.**

Expedition der Allgemeinen Zeitung,
München, Bayerstraße 57/59.



Das Verlagshaus der Allgemeinen Zeitung.

Digitized by Google

Jahrgang 1904. München, Samstag, 2. Januar. Nummer 1.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Ein Neujahrsbrief. Von O. B.

Ein Protest gegen die Restauration des Aachener Münsters. Von G. Dehio (Straßburg i. E.).

II. Bücher und Zeitschriften.

Paul Schultze-Naumburg: Dörfer und Kolonien. — Ludwig Volkmann: Grenzen der Künste.

III. Allgemeine Rundschau.

Der gestirnte Himmel im Monat Januar. — Die Düsseldorfer Akademie für praktische Medizin. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Ein Neujahrsbrief.

An den Einsamen auf der Höhe!

Nun ist es doch Neujahr geworden, alter Freund, ehe ich mein Dir im Sommer gegebenes Versprechen einlösen konnte. „Konnte?" hör ich Dich spöttisch-zweifelnd vor Dich hinbrummen. „Hat's dem Herrn Städter wieder einmal an der nötigen Zeit gefehlt?" Ich weiß, hochwürdigster Seelenhirte der höchstgelegenen graubündischen Gemeinde, daß man Dir mit so kindischen Entschuldigungen wie „Mangel an Zeit", „Ueberhäuftsein mit Geschäften" nicht unter die Augen treten darf; da schaust Du denn doch zu scharf mit Deinem Gemsenjägerblick von Deiner einsamen Höhe in unser tägliches Treiben im Tal hinein. Also weg mit allen Flausen. Ich gestehe ganz offen: keine Stimmung, keine Lust war seither da für einen ausführlichen Brief aus der Ebene zur Höhe. Und von Karten oder kurzen Zetteln, wie wir sie hier unten einander schreiben, willst Du ja doch nichts wissen. Der Postbote soll schon was Ordentliches zu tragen haben, wenn er zu Deiner 2000-Meter-Höhenkurve hinaufkeucht. Um ein Kärtlein, etwa mit einem schönen Bilde darauf, das keinen Raum für nur zwei Zeilen Geschreibsel freiläßt, verlohnt sich der Gang auf die Cresta allerdings nicht; da hast Du recht. Du willst mehr haben: einiges Leben aus der großen Welt sollen Dir meine Briefe in Deine verräucherte Klause da oben tragen, damit Du was zu knuspern und zu zernagen hast in Deiner Höhlenbärenstimmung und was zu knurren in Deinen verwilderten Winterbart hinein! Ich soll Dir Stoff geben für das Fortspinnen Deiner unumschränkten und die Welt belächelnden Einsiedlerstimmung, die Dich nun seit mehr als zwanzig Jahren dort oben bei den Murmeltieren festhält, Dich, der Du einst der ausschäumendste und lebensfreudigste von allen warst an unserer Jenaer Burschentafel! Ist es nicht so? Nur darum hast Du mich um häufige und lange Briefe gebeten, damit Du Dich weiter lustig machen kannst über uns alle, die wir in der Ebene, in den großen Städten, unter der täglichen Last des Daseins „dahinkeuchen und verkümmern".

So klingt es mir wenigstens noch in den Ohren nach aus der letzten kräftigen Bergpredigt heraus, die Du mir gehalten hast, als wir von der sonnenbeglänzten Spitze des Piz Beverin auf das Nebelgewoge hinabblickten, das über dem Hinterrheintale sich breitete. Denkst Du noch daran an jenen schönen Augustmorgen, an dem wir beide, allein dort oben rastend, uns etwas zu tief fast in die Unbegreiflichkeiten und Dummheiten des sogenannten Kulturlebens hineinredeten? Du hattest damals das letzte Wort, denn auf dem Boden, der Dir heimisch ist und Dir täglich seine verjüngenden Kräfte spendet, standen wir, und klar und einfach lag alles um uns herum da, von den schneeglänzenden Bergesgipfeln des Curver angefangen bis hinab zu der düsteren Schlucht der Via Mala. Da mußte wohl so vieles von alledem, womit wir Menschlein im Tale und in den Städten uns den Kopf zerbrechen und das Herz beschweren, in seiner Nichtigkeit uns klar werden, und Du hattest leicht predigen. Was gelten dort oben die geschäftigen Sterblichen mit ihren Stimmungen und Gefühlen, wo die Natur in ewig großen Zügen vor dem Blicke ausgebreitet liegt und das aufmerkende Ohr aus dem steten Wechsel der Jahreszeiten die einheitliche versöhnende Melodie heraushört! Mit einem Seufzer des stillen Neides hörte ich Dich erzählen von dem ruhigen Leben, das Du in Deinem Bergdorfe führst inmitten der wenigen einfachen Menschen, von Deinen Streifereien und Jagdgängen durchs Gebirge in Sommer- und Winterzeit, Deinen an Leib und Seele gesund und frisch herangewachsenen Buben, die schon auf ihren ersten Wegen draußen in der Welt die Kraft, mit der die stillumschlossene Bergesheimat ihr Wesen durchströmte, im rüstigen Vorwärtskommen kund tun.

Aber Stimmungen, alter Freund! Mir scheint, daß sie doch auch Dich zuweilen umfassen mit ihren Polypenarmen und Dich festhalten und Dir alle Lebenslust aus der Seele zu saugen drohen. Wer war es doch, der nachher am Abend desselben Augusttages, mit zusammengezogenen Brauen in sein Glas starrte, als wir drunten in Thusis im Gemsli beim Veltliner saßen? War es da nicht, als müßte nun ich das letzte Wort haben, ich, der Städter, der ich aus dem großen bewegten Leben da draußen zu Dir in die Abgeschiedenheit der Berge gekommen war und Dir nun von unserem bunten vielgeschäftigen Treiben vorerzählte? Entbrannte da nicht, wenigstens für einen Augenblick, in Deiner Brust der wilde jugendliche Wunsch, wieder einmal hineinzutauchen in den vollen Strudel des Lebens, wie Du es als Student getan; zu sehen, zu hören, teilzunehmen an all den großen Fragen der Gegenwart, von denen nun seit Jahren Dir die Kunde nur wie ein fernes Echo durch das Sprachrohr Eures Churischen Blättchens zu den Ohren dringt? In jener Stunde war es, daß Du mir das Versprechen abnahmst, Dir oft und eingehend zu berichten über alles, was uns hier draußen bewegt, Dich wieder auf dem Laufenden zu halten über die Gegenstände, über die wir einst als Studenten uns mit heißen Köpfen stritten und die ja auch jetzt noch den Kern alles öffentlichen Meinungsstreites bilden.

Ich war leichtsinnig, verehrungswürdiger Gemstöter und Bergseelenhirte, als ich Dir so Ungeheuerliches zusagte. Denn wer unterhält sich heute noch brieflich mit einem Freunde über allgemeine Gegenstände, wo doch die Zeitungen bis in den entlegensten Weltwinkel hinein dies Geschäft der gegenseitigen Mitteilungen so ausgiebig übernommen haben. Auch Dir bringt ja der „Freie Rhätier" allwöchentlich das Nötigste, hübsch zurecht gemacht und

wohl zusammengefaßt, auf Deine Bergeshöhe hinauf. Und brauchst Du denn wirklich mehr? War es nicht im Grunde nur eine vielleicht der Ermüdung der Tagesfahrt und den Dünsten des feurigen Veltliners entsprungene Augenblicksstimmung, die Dir das Briefeheischen eingab? Hast Du in der Tat Sehnsucht nach unserer Städtekultur, Du freigeborener und freigebliebener Sohn der Berge, Du Beherrscher aller Gemsjagdgründe an den Abhängen des Piz Griesch und der Val Bregaglia? Wenn ich jetzt an jenen Tag zurückdenke, kann ich Dir nicht verhehlen, daß mir Deine forsche Bergpredigt oben auf dem Piz Beverin denn doch besser gefallen hat und fester im Gemüt hängen geblieben ist als Dein melancholisches Jammern nach den Segnungen der großstädtischen Kultur, das unten im Gemsli in Thusis vernehmbar wurde. Was können wir Dir denn Besseres bieten als das, was Du schon oben hast? Neue Bücher, sagtest Du, neue Anregungen! Für die langen Winterabende, wenn die Nebelschwaden über das Gebirge herziehen und die Schneestürme Dich an den häuslichen Herd fesseln, willst Du Lesefutter haben; die alten Lebens- und Kulturfragen, die einst Dein jugendliches Hirn beschäftigten, willst Du wieder vornehmen, willst sehen, was jetzt die Welt darüber denkt, und um wie viel man weiter gekommen ist, seitdem Du Dich da oben vergraben hast. Aber glaube mir, alter Freund und vielliebe Fahrtgenosse jener schönen Augusttage, wir unten im Tal sind im Grunde gar nicht viel weiter gekommen. Die recht löblich zerlesenen zweihundert Bände, die die Wände Deines sogenannten Studierzimmers zieren, enthalten vielleicht, obwohl sie recht bunt aus allen Wissenschaften und allen Jahrhunderten zusammengewürfelt sind, noch mehr der echten Weisheit und Lebenskunst als die vielen tausend neuen Bücher, die inzwischen hier unten alljährlich geschrieben, gedruckt, gelesen und wieder vergessen worden sind. Das Schönste und Beste und Größte, was die Weltliteratur uns bieten kann, steht ja schon von Deinen Studentenjahren her auf Deinen Bücherbrettern, und das wenige Wertvolle, das in den letzten Jahrzehnten in deutscher oder romanischer Zunge noch dazu gekommen ist, hast Du dir schon, das habe ich gar wohl bemerkt, als ich Deine Bücherei durchmusterte, auf Deinen alljährlichen Herbstfahrten nach Zürich mit gutem Geschmack ausgesucht und mit Dir hinauf in Deine Abgeschiedenheit genommen. Meinst Du wirklich, die Literatur und die Geisteswissenschaften seien inzwischen um phänomenale, Dir unbekannt gebliebene Erscheinungen bereichert worden?

Das ist es eben, Du einsamer Höhenwanderer, was mir seit unserem sommerlichen Zusammensein alle Stimmung und Lust zu den versprochenen ausführlichen Briefen an Dich geraubt hat, daß ich, von Deinen Bergen ins Tal zurückgekehrt, gefühlt habe, wie wenig wahre Werte all die große Geschäftigkeit in dem Kultur- und Geistesleben unserer Tage eigentlich einem so ganz auf sich gestellten Menschen, wie Du es bist, bieten kann. Ueberall Bewegung, Streiten, lebhaftes Hin- und Herwogen auf den einzelnen kulturellen Gebieten, in der Politik, Literatur, Kunst und Wissenschaft; breitestes Erörtern alter und neuauftauchender Lebensfragen; regste Wissens- und Wahrheitsbegier bis in die untersten Schichten der Bevölkerung hinab — das ist ja nicht zu leugnen, und ein Klang aus dem lauten Gegenwartsleben ist ja auch zu Deiner einsamen Klause hinaufgedrungen und erfüllt, in melancholischen Stunden, Dein Herz mit der Sehnsucht nach erneutem Untertauchen in diesen vollen Strom. Aber warst Du es nicht selbst, der in sonniger Frühstunde, als Dein Blick noch frisch und unbewölkt von solchen Abendstimmungen auf die Welt zu unseren Füßen schaute, mit Klarheit das Nichtige in all diesem Treiben erkannte? Vanitas vanitatum! so klang es damals aus Deinem Munde, und mit Stolz empfandest Du Dein einsames Menschentum, das fern vom großen Strome des Lebens sich selbst genügt. Und doch soll ich Dir aus dem Treiben in diesem Strome heraus lebenspendende Briefe auf Deine Höhe hinaufsenden? War es wirklich Dein Ernst, alter Freund, als Du mich zu solchen epistolarischen Leistungen verpflichtetest? Oder wußtest Du gar in Deiner Höhenweisheit schon im voraus, daß es eher Hilferufe eines in der Hochflut Versinkenden sein würden?

Fast glaube ich wirklich, Du hast mich zum Besten haben wollen. Und gerade heute, wo die Jahreswende alte, im Herzen schlummernde Wünsche für eine kurze Frist zu neuem Leben ruft, kann ich Dir es nicht zutrauen, daß es die Sehnsucht nach dem Talleben ist, die Dein Herz beschleicht. Warst Du doch immer mit Deinen Gedanken auf Deiner heimatlichen Höhe, auch damals schon, als wir an der Saale Strande in hochgestimmtem Jugendgefühl den Freundesbund schlossen. Sollte Dir es wirklich zu einsam geworden sein auf Deiner Cresta, daß Du der Stimmen bedarfst, die aus dem lebhaften Gegenwartsleben in der Niederung zu Dir hinauftönen? Freilich die Genossin, die vom belebten Seegestade einst mit Dir in die Bergeinsamkeit gezogen, schlummert schon lange unter der weißen Decke, die drüben am Kirchlein vor Deinen Fenstern sich breitet, und die Söhne schweifen tatenlustig und froh der raschen Erfolge in der weiten Welt. So wirst Du vielleicht gerade in dieser Stunde, da ich dies schreibe, recht einsam an Deinem schwarzgeräucherten Herde sitzen und auch Deine Gedanken schweifen lassen in der weiten Welt. Sie lassen sich auf den Flügeln des Wintersturmes auch herübertragen zu mir; ich fühle es, wie sie mich umwehen, wie sie mir nachfolgen durch die hell erleuchteten Straßen und Säle der Großstadt, durch das Menschengedränge, an die Stätte meiner Tätigkeit, in die trauliche Stille des Hauses. Entflieht vielleicht jetzt Deiner Brust der Seufzer des stillen Neides, den ich oben auf dem sonnenbeglänzten Gipfel des Piz Beverin, als Du mir von Deinem Leben erzähltest, nicht unterdrücken konnte? Vanitas vanitatum, alter Freund! Ich weiß es, Du wirst aufspringen, Dich aufrütteln aus der leeren Träumerei und hinausschauen durchs niedrige Fenster auf die im Mondlicht still vor Dir liegenden schneeumhüllten Berge. Da ist Deine Heimat, die Stätte Deines fruchtreichen Wirkens! Du fühlst es und saugst neue Kräfte zum frohen Weiterleben aus dem Boden, der Dein unumschränktes Reich geworden, wo Du schaltest über die Geister und die Herzen Deiner getreuen Bündener Berggemeinde wie ein Fürst über sein Gefolge, im engen Bereiche zwar, doch weit hinausreichend mit Deinen Gedanken über Zeiten und Räume. Und über die nie eingetroffenen Briefe aus der Ebene, die einiges Leben in Deine Klause tragen sollten, wirst Du nun lachen. In der Tat Du hast mich zum besten gehabt, mein Freund, mit Deinem Verlangen nach ihnen. Was brauchst Du die Welt da draußen?

Wie wenig braucht doch der Mensch überhaupt von all den neuen Dingen und Gedanken, die uns in dem hastigen Gegenwartstreiben so dringlich und unerläßlich erscheinen und nach denen wir uns abmühen im Schweiße unseres Angesichtes und mit Aufopferung unserer Nervenkraft! Als ich in diesem Sommer hinaufgestiegen war zu Dir, o erhaben hausender Seelenhirte, nach langen, langen Jahren zum erstenmal wieder, und Dich wiederfand ganz als den Alten, den Feurigen, dessen Auge noch blitzte und dessen Seele noch glühte für alles Schöne und Große auf Erden, da ward es mir wieder einmal offenbar, wie viel Torheit verborgen liegt in unserem krampfhaft hastigen Bemühen um immer neue Bildungsformen, die wir mit dauerndem Inhalte zu erfüllen uns doch kaum die Zeit nehmen. Hast Du etwa an Deinem ursprünglichen feinen Verständnis eingebüßt für alles, was in der Seele des Menschen wie draußen in der Welt vorgeht, weil Du Dich in jene Bergeinsamkeit zurückgezogen hast? Liegen nicht die edelsten Geistesschätze aller Zeiten vor deinem Blicke eben so offen da wie vor denen aller anderen Deiner Jugendgenossen, die drunten im Tale im Strome der Kultur sich mit dahintreiben lassen? Nimmst Du nicht ebenso regen Anteil an den politischen Geschicken Deines engeren Vaterlandes und an den großen sozialen Bewegungen draußen im Reiche wie nur jemals der lebhafteste Publizist in einer großen Stadt? Und hast Du nicht Deine Söhne selbst und ganz allein so weit herangebildet, bis sie mit Ehren in die oberen

Klassen einer höheren Schule eintraten? Dabei bist Du doch der einfache Sohn der Berge geblieben, der mit allen Wurzeln seines Daseins im heimischen Boden haftet. Wie prachtvoll ursprünglich warst Du mir wieder im Gesichtsfelde erschienen, Du alter **Ursus arctos** der seligen Jenaer Zeit, als ich jetzt wieder ganz unerwartet in Deine Höhle am Fuße der Gletscher hereingeschneit kam! Fand ich Dich nicht, anstatt über Bibel und Bücher gebeugt, wie es einem frommen Pfarrherrn wohl geziemt hätte, mit dem Putzen und Einölen einer vortrefflichen Schmidt-Büchse beschäftigt, und Deine Augen lachten, weil nun die Hochjagd bald aufgehen würde! Im grauen Imkerkittel schritt dann ein gewisser Seelenhirte an meiner Seite durch die Hütten seiner Schäflein — recht dickfellige, aber kernige Bündener Bergböcke sind wohl darunter! — und pflanzte Kultur und Aufklärung nach seiner Weise weiter an auf jenen rauhen Höhen. Wie viele Augen sah ich ihm da entgegenleuchten! Und einem solchen Höhenmenschen sollte ich Kulturbriefe schreiben aus der Niederung? Aus dem Ameisenhaufen, in dem es in blödsinnigem Arbeitseifer kribbelt und krabbelt, hinauf auf seinen Berg, wo freundliche Bienen im köstlichen Dufte der Alpenblumen ihn umsummen?

Nein, alter Freund und Höhlenbär, ich sage es Dir nochmals: Du hast mich zum Besten gehabt mit Deinem Briefeheischen und Dein melancholisches Kulturseufzen damals im Gemsli zu Thusis beim Veltliner war nichts als Heuchelei. Kultur! Hast Du nicht mehr als wir hier in den Städten, obwohl Du mit dreizölligen Schuhsohlen durch Deine Welt stapfst, anstatt in Droschke zu fahren, und Dich mit Rauchfleisch und vortrefflichem Käse begnügst, anstatt Roastbeef à la Chateaubriand zu essen und Austern zu schlürfen. Und jetzt wirst Du wohl in Deiner verräucherten Klause sitzen, alter Heimtücker, der Du als echter Rhätier immer warst, und wirst lustig lachen, wenn dieser dicke Neujahrsbrief — natürlich mit der üblichen Winterverspätung — bei Dir eintrifft. Das wolltest Du ja im Grunde nur, daß der Kulturmensch draußen Dich ausdrücklich seiner unbegrenzten Hochachtung versicherte und Dir sogar brieflich zustände, daß Du auch künftig immer das letzte Wort haben wirst wie an jenem Augustmorgen auf dem Piz Beverin. Deshalb beludest Du das zarte städtische und literarische Gewissen Deines alten Freundes mit der bösen Briefschuld, die er — aus reiner Kulturmenschfeigheit — nie und nimmermehr eingelöst haben würde, wenn ihm nicht zufällig in diesen Tagen ein wenig kräftige Bergluft von einem Weihnachtsausfluge in den winterlichen Wald des bayerischen Hochgebirges her bis zum Schlusse des Jahres in der Seele haften geblieben wäre.

Aber zur Strafe sollst Du nun auch, in Form einer feierlichen Beschwörung, meinen Neujahrswunsch über Dich kommen lassen, der ja, wie alle Neujahrswünsche, sicherlich in Erfüllung gehen wird: Von Deiner einsamen Höhe sollst Du herabsteigen und Dich in den Schnellzug Chur-München setzen, der Dich in zehn Stunden in einen der Brennpunkte unserer modernsten Kultur und zugleich in die Arme Deines alten Freundes führen wird. Vier Wochen lang sollst Du in diesem Brennpunkte Dich ausglühen und durch kulturelle Feuerskraft reinigen lassen von allen Schlacken, die Deinem rhätischen Höhlenbärenwesen anhaften; vier Wochen, nicht länger, denn zum Karneval wirst Du wieder heimgeschickt; der taugt nicht für einen Seelenhirten. Und höre die Buße für Deine frevelhaft erheuchelte Sehnsucht nach großstädtischer Kultur: Alle Zeitungen sollst Du durchlesen müssen, die in diesen vier Wochen in diesem Brennpunkte der Kultur ans Tageslicht kommen, Tag für Tag, von Anfang bis zu Ende, und keine Seite darfst Du überschlagen von all der Weisheit, Bildung und Volkserziehung, die aus diesem großen Kulturborne träuft. Und an die Stätte sollst Du wallen, zum wenigsten drei Mal in der Woche, wo erfahrene Männer das Wohl des Landes beraten, und ihre Reden sollst Du mit anhören von Anfang bis zu Ende, ohne ein Wörtlein davon zu verlieren, auf daß Du den feinen Umgangston lernest, wie er heute in der politischen Welt zu Hause ist und wie ihr ihn noch nicht kennt dort oben in euren rauhen Bündener Bergen. An den Abenden aber sollst Du Dich abhetzen und hin und her rennen von einem Vortrage zum anderen: die Frauenfrage sollst Du lösen hören zum tausendsten Male, von rechts her und von links her, über Ausgrabungen alter Töpfe sollst Du Dir berichten lassen von allen Enden der Erde her, wie man sich wäscht und was man itzt sollst Du Dir umständlich entwickeln lassen und wie man die Jugend erzieht und dem sozialen Elende durch schöne Reden abhilft. Oder in die Theater sollst Du laufen und die Offenbarungen der neuesten dramatischen und musikalischen Kunst über Dich ergehen lassen, so lange Du es eben aushältst bei Deiner Bärennatur. In den Straßen aber sollst Du am Tage wandeln und den Glanz der Großstadt bewundern, wie er so augenfällig und prächtig daherstrahlt und doch die Spuren des nacktesten Elends und der hohläugigen tausendfältigen Not nicht überdecken kann. Vier Wochen sollst Du es ertragen, alter Freund, das vielgestaltige Leben der Großstadt, zur Strafe für Dein heuchlerisches Sehnen aus der Höhe in die Niederung. Sollte es Dir aber zuweilen dabei weh ums Herz werden oder wüst im Haupte, so verspreche ich Dir zur Auffrischung den weihevollen Genuß einer Beethovenschen Symphonie oder eines Brahmsschen Trios und nachher ein trauliches Plaudern in engem erleuchteten Kreise beim Männertrunk.

Aber ich sehe ihn schon, meinen Bündener **Ursus arctos**, wie er noch vor dem vollständigen Ablauf der mit diesem Neujahrswunsche über ihn verhängten Strafzeit wieder zurücktrottet zu seiner Höhle auf den Bergen und dabei sein noch immer braunes zottiges Haupt voll Unmut schüttelt.

Nicht jedem ist es beschieden, alter Freund, unter dem Platzregen, den die moderne Kultur in unseren Großstädten über unsere Häupter ausgießt, in geduldiger Ergebung ins Schicksal auszuharren bis die Lebenstage zu Ende gehen. Du gehörst zu den Glücklichen, die sich beizeiten auf die einsame Höhe geflüchtet haben, wo Dich die Segnungen des sich zu immer höherer Blüte entwickelnden menschlichen Geisteslebens doch erreichen können, ohne daß Du es nötig hast, in das täglich hastiger und heftiger werdende Treiben im Tale niederzusteigen. Verlange nicht von unseren Gütern zu kosten; jene, die Dir aus der stillen Bergheimat mit ihrem täglich sie neu entfaltenden gewaltigen Zauber und aus dem ruhigen Genusse der bedächtig eingeheimsten Bildungsschätze erwachsen, sind wahrlich wertvoller als alles, was wir hier unten auf der hastigen Lebensjagd uns täglich von Hand zu Hand geben und nie ganz besitzen. Und wenn aufs neue der Sommer kommt, wirst Du es sein, der dem aus dem Tale zu ihm Emporgestiegenen die frischesten Bergpredigten halten kann — nicht umgekehrt!

Also bis dahin! Ein fröhliches Wiedersehen im Sommer auf den Bündener Bergen, das ist der beste Neujahrswunsch, den sich selbst spendet

Dein alter Freund im Tale.

O. B.

Ein Protest gegen die Restauration des Aachener Münsters.*)

Sie folgen sich schnell: Heidelberg, Meißen und nun Aachen. Der den Protest erhebt, ist nicht dieser oder jener, sondern unser bester Kenner der Kunst im Uebergang von der Antike zum Mittelalter; und das Denkmal, dem es gilt, ist nicht dieses oder jenes, sondern das durch Alter und Erinnerungen ehrwürdigste, das wir in Deutschland besitzen, die Kirche Karls des Großen. Wir werden mit gespanntester Aufmerksamkeit hinhören.

Professor Strzygowski wendet sich nicht an die Fachleute allein, sondern an alle Gebildeten. Mit Recht. Der Streit um Heidelberg und Meißen ist insofern wenigstens nicht erfolglos gewesen, als er sichtlich das öffentliche Ge-

*) Jos. Strzygowski: Der Dom zu Aachen und seine Entstellung. Ein Protest. Leipzig 1904. 98 S. 8° mit Abbildungen. (1 M.)

wissen aufgerüttelt hat. Auch die sogenannten weiteren Kreise beginnen zu bemerken, daß in der Art, wie wir in Deutschland mit unserem Denkmälerschatz umgehen, nicht immer alles in Ordnung ist und daß es sich dabei nicht um bloß technische Fragen handelt, die man der „zuständigen Stelle" überlassen könne. Nein, auch die Pflege der überlieferten alten Kunst bedarf ebenso sehr des Untergrundes einer in sich sicheren öffentlichen Meinung, wie die täglich im Entstehen begriffene neue Kunst. Deshalb wünschen wir, die wir uns berufsmäßig mit diesen Fragen beschäftigen, es so sehr, mit der öffentlichen Meinung in Fühlung zu kommen.

Es ist nicht romantische Empfindelei, sondern gesund und natürlich, wenn eine Nation, die etwas auf sich hält, die sichtbaren Erinnerungen an die Geschichte ihrer Kultur sich unversehrt erhalten will. Die Denkmäler, sie sind ein schöner Besitz, aber auch, woran man weniger zu denken pflegt, eine Last. Sie erlegen uns Pflichten auf, die in mehr als einer Hinsicht nicht leicht zu erfüllen sind. Mit der Erledigung der materiellen Forderungen ist es noch nicht getan. Was sind die richtigsten Mittel? Das ist eine oft sorgenvolle Frage. Der Weg der Denkmalpflege, den wir bisher zurückgelegt haben, ist mit Irrtümern gepflastert. In früheren Zeiten hatten wir nur gegen Gleichgültigkeit zu kämpfen, heute müssen wir noch etwas anderes fürchten, die übereifrige, schlechtberatene Liebe. Es ist so begreiflich, wie nur etwas, wenn warmherzige Enthusiasten ein Verlangen spüren, dem bewunderten Denkmal zurückzuerstatten, was die Zeit ihm geraubt hat: — der besonnene Geschichtsfreund kann immer nur antworten: ihr wünscht ein Unerfüllbares! Gebt euch keinen Täuschungen hin!

Was vergangen,
Kehrt nicht wieder!

So ist denn etwas scheinbar Sonderbares eingetreten: nicht wir Altertumsforscher sind die Fürsprecher altertümelnder Wiederherstellungen, sondern es sind die Laien, zu denen wir unter diesem Gesichtspunkte auch die ausübenden Künstler zählen müssen. Halbwissen, das sich für ganzes Wissen hält, ist überall unendlich gefährlicher als Nichtwissen. Halbwissen hat jenen perversen Zug hervorgerufen, die Begierde so vieler Künstler, einem lückenhaft auf uns gekommenen alten Kunstdenkmal die Ergänzung der subjektiven Phantasie als Wirklichkeit aufzunötigen. Beim Publikum, das im besten Glauben dies Unwesen als ein gutes Werk unterstützt, kommt dann noch psychologisch hinzu: es will sehen, daß für die Denkmäler, die es verehrt, wirklich etwas geschieht; die stille, sich selbst verbergende Arbeit des bloßen Erhaltens ist ihm nicht genug. Seitdem wir in Deutschland mehr Geld, mehr Unternehmungslust und mehr Nationalbewußtsein haben, ist den Denkmälern eine neue Art von Gefahren erwachsen. Wiederherstellung nennt man es und Verderbung ist es — nur zu oft. Guten Willen auf falschen Wegen zu finden, was kann es Niederdrückenderes geben?

Nun will ich gleich sagen, daß ich in der prinzipiellen Frage keineswegs einer von den Unbedingten bin. Ich erkenne vollkommen an, daß das Ideal der Denkmalpflege — einfach Erhaltung des historisch Gewordenen — in voller Strenge und Reinheit leider nicht durchzuführen ist. Es gibt Fälle, in denen restauriert werden muß. Aber zu verlangen ist eine sehr viel strengere Prüfung der Bedingungen, als womit man sich heute im allgemeinen noch immer begnügt. Zur Belehrung der „weiteren Kreise" sei es mir erlaubt, die in Betracht kommenden Möglichkeiten nach drei Stufen schematisch vorzuführen:

1. Wiederherzustellen ist ein Bruchteil einer gleichartigen Reihe von Formen, z. B. Pfeiler, Fenster, symmetrisch verteiltes Ornament u. dgl.; dann ist die Restauration nur Kopie nach gesicherten Vorbildern.

2. Der zerstörte Teil ist in seiner allgemeinen Form durch Abbildungen oder Beschreibungen überliefert, die Fassung im einzelnen ist aber nicht mehr bekannt; ebendahin gehört die Fortführung unvollendet hinterlassener Bauten nach alten Plänen, wie z. B. beim Ulmer Dom.

3. Der Künstler von heute erfindet einen Bauteil ganz selbständig „im Geiste des alten Stils".

Jeder Unbefangene kann sich ohne weiteres selbst sagen, was im Sinne des historischen Denkmals die Wertunterschiede dieser drei Kategorien sind.

Zum kleineren Teil in die zweite, zum größeren in die dritte gehört, was man in Aachen unternommen hat. Den Kern des dortigen Münsters bildet die Palastkirche Karls des Großen, im Groben noch gut erhalten, jedoch eingeklemmt in gotische Anbauten, zum Teil auch noch barock überarbeitet. Verschwunden ist mit Ausnahme der berühmten ehernen Brüstungsgitter in den Emporenöffnungen, der ehernen Türen und des mit Elfenbeintafeln besetzten Ambo die alte Ausstattung und Dekoration. Diese „wiederherzustellen" ist der Hauptpunkt im jetzigen Unternehmen; die die eigentliche Architektur betreffenden Restaurationsmaßregeln treten im Eindruck dagegen zurück. Aus den Schriftquellen ist für die Restauration nichts zu gewinnen. Einhard sagt nur: plurimae pulchritudinis . . . auroque et argento et luminaribus atque ex aere solido cancellis et januis adornavit. Die hier genannten Gitter und Türen (cancelli et januae) sind noch vorhanden, das Gold und Silber wird bei unbefangener Interpretation am ehesten auf Geräte und Gefäße zu beziehen sein, nicht auf den Goldgrund von Mosaikgemälden, da solche weder von Einhard noch sonst einem Zeitgenossen genannt werden. Dagegen behauptet ein im 11. Jahrhundert schreibender Mönch aus dem nahen Lüttich, die Kirche habe gar keinen malerischen Schmuck (picturas) gehabt, erst Otto III. habe sie ausmalen lassen. Nun ist aber gewiß, daß die Kirche bis 1719 Mosaiken an der Kuppel besaß; es gibt sogar eine Abbildung von ihnen, die, wenn auch in karikiertem Stil, den Gegenstand — die Aeltesten der Apokalypse bringen ihre Kronen dem Himmelskönig dar — voraussichtlich richtig wiedergibt. Wann sind diese Mosaiken entstanden? Ich will nicht widersprechen, wenn man zu der auf Otto III. bezüglichen Nachricht kein volles Vertrauen hat; aber etwas Positives zugunsten des karolingischen Ursprunges ist damit noch lange nicht gewonnen. Stilistische Kriterien kommen nicht in Betracht, der Gegenstand ist ebensowohl im Jahre 800 wie im Jahre 1000 möglich. Also volle Ungewißheit. Und nun der Schmuck der Wände und Pfeiler! Wir wissen von ihm nichts, man kann hier alles glauben, und alles leugnen, mit gleichem Recht.

Professor Schaper glaubt. Und mit ihm die Kommission, die im Jahre 1888 seinen Restaurationsentwurf annahm. Sie glauben an Marmorinkrustation der Wände, an Goldgrundmosaiken nicht nur an der Kuppel, sondern auch an den Hochmauern. Alles im Geiste der karolingischen Kunst stilisiert.

Dergleichen Restaurationen „im Geist" eines vergangenen Stils sind im günstigsten Falle so viel wert wie beispielsweise die Imitation einer horazischen Ode durch einen poetisch angehauchten Schulmeister. Aber auch nur im günstigsten Falle! Nämlich wenn der Architekt oder Maler den in Frage kommenden Kunststil ebenso gründlich kennt, wie der zum Vergleich herangezogene Philologe Versmaß, Wortschatz und Grammatik des augusteischen Dichters kennt.

Aber wieviel kennen wir vom Wortschatz und der Grammatik der karolingischen Kunst? Wenige ins allgemeine gehende Tatsachen, alles einzelne nebelhaft! Hat die über das Aachener Münster entscheidende Kommission das Vertrauen zu ihrem Erwählten gehabt, daß er mit bloßer künstlerischer Intuition die ungeheuren Lücken unserer wissenschaftlichen Erkenntnis ausfüllen könne? Ein angesehenes Mitglied der Kommission, der inzwischen verstorbene russische Wirkl. Staatsrat Dr. v. Swenigorodskoi, bekannt als Sammler und Kenner auf dem Gebiete der byzantinischen Kunst, hatte umsonst die gewichtigsten Bedenken geäußert. „Da ein Künstler des 19. Jahrhunderts nicht imstande ist," heißt es in seinem Separatvotum, „aus freier Phantasie Bilder, wie sie im 8. oder 9. Jahrhundert entstanden sein würden, nachzuschaffen, man vielmehr, falls man ein sol-

ches Verlangen an ihn stellte, Unmögliches von ihm fordern würde, so sei die genaue Nachbildung vorhandener Vorbilder jener Zeit hier der allein und einzig richtige Weg. Nur so weit könne sich die freischaffende Tätigkeit des Künstlers bei dieser Aufgabe zur Geltung bringen, daß er die gegebenen Vorbilder der Flächengestalung und der Flächenverhältnisse in diesem besonderen Falle anpaßt." Welche Vorschläge Herr v. Swenigorodskoi weiter machte, braucht uns hier nicht zu beschäftigen, sein Schlußurteil über den Schaperschen Entwurf ist aber bemerkenswert: „So werden sich denn hier drei Stilarten, byzantinisch, romanisch, modern, und außerdem ein undefinierbares Etwas vereinigen. Es ist nicht abzusehen, wie dabei ein harmonisches Ganzes und eine harmonische Gesamtwirkung sich ergeben sollen."

Bei der offenkundigen Unmöglichkeit, unmittelbar karolingische Vorbilder herbeischaffen zu können, bleibt den Freunden der Restauration nur die Hoffnung übrig, daß dieselben Quellen, aus denen einst die karolingische Kunst gespeist wurde, auch uns offenstehen. Dies ist der Punkt, bei dem Strzygowskis Kritik einsetzt. Mehr als die Hälfte seiner Streitschrift ist einer historischen Untersuchung gewidmet, die, auch abgesehen von den Folgerungen, für die Restauration, voller Beachtung wert ist.

Nach der geltenden Schulmeinung ist die karolingische Kunst eine Renaissance der lateinisch-altchristlichen. Mit besonderem Nachdruck hat der Jesuit Stephan Beißel, einer der gelehrten Berater des Restaurationskünstlers, ihn auf Italien und Rom hingewiesen als auf die Orte, wo er seine Vorbilder zu suchen habe. Schon nicht mehr ganz konsequent ist es, wenn daneben auch noch Ravenna herangezogen wird. Dies geschieht, weil die Palastkirche Karls des Großen als eine Kopie von St. Vitale gilt. Ich habe schon vor Jahren diese Ansicht einzuschränken gesucht durch den Hinweis, daß zwar die Gesamtkonzeption verwandt, der struktive Organismus aber weit einfacher und klarer ist und daß deshalb noch andere Vorbilder mitgewirkt haben müßten. „Ohne Frage enthielten damals noch die linksrheinischen Lande eine weit größere Zahl mehr oder weniger gut erhaltener Gewölbe- und Zentralbauten, als wir heute irgendwie zu bestimmen imstande sind." Strzygowski teilt diese Ansicht, aber er gibt ihr eine viel weitergehende Bedeutung, als ich vor zwanzig Jahren zu tun wagen konnte. Die Forschung über die letzten Zeiten der Antike und somit auch über die Grundlagen der abendländisch-mittelalterlichen Kunst steht gegenwärtig in voller Gärung. Wer mit den älteren Lehren im Kopf die einschlägigen Kapitel der vor zwei Jahren erschienenen merkwürdigen Universalgeschichte der Kunst von Cornelius Gurlitt gelesen hat, wird ein sehr verändertes Bild mit kühn hingeworfenen neuen Zügen gefunden haben. Noch größere Ueberraschungen brachte vor wenigen Monaten Strzygowskis „Kleinasien, ein Neuland der Kunstgeschichte". Hier ist nicht der Ort, davon zu sprechen, was in dem Buch angreifbar und unfertig sein mag; es ist trotz alledem ein epochemachendes Buch. Es nötigt uns, weite und wichtige Strecken der Kunstgeschichte einer totalen Revision zu unterziehen. Und das Ergebnis derselben wird sein, wovon ich schon heute überzeugt bin, daß Strzygowski im großen und ganzen das Richtige gesehen hat. In dem, was wir mit einem leicht irreführenden Namen römische Reichskunst nennen, war Rom wohl ein wichtiger Schauplatz, aber nicht die treibende Kraft; diese lag in den hellenistischen Weltstädten des Ostens; und hinter ihnen erhob sich weit früher als wir bisher ahnen konnten, der eigentliche Orient zu einem Vorstoß gegen das Abendland; die byzantinische Kunst ist nur der letzte Akt einer Bewegung, deren fruchtbarste Zeit vor Justinian zu suchen ist. So ungefähr würde ich formulieren, was mir von Strzygowskis Sätzen schon jetzt erwiesen zu sein scheint. Noch revolutionärer, aber auch problematischer erscheint der zweite Teil seiner Lehre. Strzygowski sieht in der fränkischen Kunst die stetige Fortentwicklung von Anregungen, die schon seit den ersten christlichen Zeiten her aus den hellenistischen Metropolen direkt nach Gallien gelangt wären und auch später durch klösterliche Verbindungen mit dem Orient neue Nahrung empfangen hätten. Für die meisten Motive, die in dem romanischen Baustil des Nordens verglichen mit der italienisch-altchristlichen Architektur als Nova auftreten, sucht er die Wurzel im Orient. Ravenna, Mailand, Marseille, sie alle mit dem hellenistischen Orient in stetem Verkehr, hätten den Wall gebildet, der das Frankenreich von Rom trennte. Diese Hypothesen bewegen sich auf einem in tiefes Dunkel gehüllten Boden; vieles klingt sehr plausibel, sehr oft aber muß man sagen, daß auch andere Erklärungen möglich wären. Aber gerade für Aachen stimme ich Strzygowski zu. Der Typus ist, ebenso wie in dem gleichzeitigen kleineren Zentralbau zu Germigny bei Orleans, hellenistisch-orientalischer Herkunft, wahrscheinlich nicht erst damals importiert, sondern schon seit Generationen den Franken bekannt. Merkwürdig ist dann, daß alle einzelnen Kunstwerke, die sich im Münster erhalten haben, die Elfenbeintafeln des Ambo, der eherne Pinienzapfen, der Wolf (recte Bärin) ganz unzweifelhaft, zum mindesten im Motiv, aus dem Osten kommen. „Die karolingische Kunst war ein stetig Gewordenes, keine Renaissance. Sie schloß an die hellenistisch-orientalische Bewegung, die mit dem Eindringen christlicher Kunst in Gallien begonnen hatte. Rom und Italien waren künstlerisch längst tot; selbst Ravenna befand sich in tiefstem Verfall. Daß die karolingischen Künstler tote Vorbilder nachgeahmt hätten, widerspricht aller Erfahrung. Auch die Kreuzfahrer haben später von der Kunst des Orients nur das auf sich wirken lassen, was noch in lebendiger Uebung war."

Wie merkwürdig kurzlebig haben sich doch die Restaurationsirrtümer der letzten Jahre erwiesen! In Heidelberg wurde Schäfers Projekt kaum ein Jahr nach seinem Bekanntwerden durch den Wetzlarer Fund schlechthin ad absurdum geführt; in Meißen hatte die Wahrheit ebenfalls das Unglück, anders auszusehen als was der Wille des genialen Restaurators war, worauf sie eilig mit Knütteln totgeschlagen wurde; in Aachen macht Schaper seinen Entwurf unter der Voraussetzung alleiniger Beeinflussung durch Rom und das römische Italien, und nun kommt Strzygowski und sagt: die karolingische Kunst ist aus dem Orient abgeleitet oder zum mindesten stark mit orientalischen Elementen durchsetzt.

Wie weit immer man mit Strzygowski mitgehen mag oder nicht, dies eine muß für jedermann aus seiner Untersuchung zur Gewißheit geworden sein, daß für die bisherige Schulmeinung die letzte Stunde geschlagen hat. Viel tiefer und verschlungener, als bisher geglaubt wurde, liegt das Problem der karolingischen Kunst. Wo so viele unbekannte Größen in der Rechnung stehen, hat eine Restauration wie die jetzt in Aachen versuchte jegliche Aussicht, der Wahrheit auch nur einigermaßen nahe zu kommen, verloren.

Im übrigen mag der Beifall, den die Kommission dem „genialen" Entwurf Schapers gezollt hat, vom subjektiv-ästhetischen Standpunkt vollkommen berechtigt sein — er kommt hier nicht in Frage. Mosaiken auf Goldgrund können einer altertümlich-feierlichen Wirkung immer sicher sein. Hält eine Anzahl von Zeitgenossen Schapers Entwurf für so schön, daß sie seine Verwirklichung dringend wünscht, so mag ihm irgend eine neu zu bauende Kirche zur Verfügung gestellt werden. „Unsere Zeit," sagt Strzygowski, „hat sich glücklich zur Anerkennung des Rechts jedes einzelnen auf Individualität durchgearbeitet. Wir fordern heute von unseren Künstlern unbedingt eine ganze Persönlichkeit, sehen daher geduldig und verständnisvoll zu, wenn sie nach dem Wege ringen, und freuen uns, daß wieder eine Zeit des Suchens und Kämpfens angebrochen ist. Wenn Prof. Schapers Individualität dazu neigt, die altkirchlichen Kunstformen zu durchdringen und wieder zu beleben, so ist das vom Standpunkt der Kirche, in deren Wesen das Festhalten der Tradition liegt, nur dankbar zu begrüßen. Mit welchem Recht aber wagt er, der modern Denkende, der doch Achtung der eigenen Individualität verlangt, Hand an die historische Individualität der Kirche Karls des Großen zu legen?"

Das ist der springende Punkt. Der alte Bau und die neue Dekoration sind nicht zwei Größen, die unabhängig

nebeneinander bestehen. Nein, das Neue deckt das Alte zu, verändert durchaus seine ästhetischen Werte. Ich habe das Aachener Münster kennen gelernt, als die Rokokoanhängsel entfernt waren und die pseudokarolingische Wiederherstellung noch nicht begonnen hatte. Der Eindruck der Architektur — ich denke allein an den Innenraum — war stark und rein; man fühlte wohl, daß das Letzte, der Schmuck, fehlte, aber man wurde auch durch nichts Fremdes gestört; ein jeder Betrachter konnte sich im Geiste das Fehlende ergänzen, was auch eine reizende Beschäftigung ist. Jetzt ist es damit vorbei; die Interpretation eines Einzelnen ist monumental festgelegt, sie drängt sich dem Beschauer auf mit der Macht der Wirklichkeit. Was heute den Leuten an der Schaperschen Bearbeitung am meisten gefällt, ist unbewußt ihre heimliche Modernität. Dieselbe wird aber in fünfzig oder hundert Jahren nicht mehr modern sein und nicht mehr gefallen. Zugleich aber wird jeder Schritt vorwärts, den bis dahin die wissenschaftliche Erforschung gemacht hat, die archäologische Unzulänglichkeit der Restauration schärfer ins Licht setzen. So kann man ihr Schicksal mit Sicherheit voraussagen: sie wird schon auf die nächste Generation denselben Eindruck machen, den wir heute etwa von der Wiederherstellung des Domes von Speier haben: den einer unleidlichen Parodie.

Das Unglück ist da und es ist kaum noch etwas daran zu ändern. Für den praktischen Erfolg kommt Strzygowskis Protest zu spät. Trotzdem sind wir ihm dankbar dafür, daß er unerschrocken einer Illusion zuleibe gegangen ist, die zur Zeit noch die populäre Meinung für sich hat. Keinen einzelnen trifft die Schuld. Die Maßregeln, die dahin geführt haben, umfassen mehrere Dezennien; die eine zog immer die andere nach sich; man wollte konservativ sein und wurde revolutionär. Wieviel Schaden müssen wir angerichtet haben, um endlich klug zu werden?

Straßburg i. E. G. Dehio.

Bücher und Zeitschriften.

Aesthetische Literatur. Den dritten Band seiner verdienstlichen Serie „Kulturarbeiten," dessen erste Bände hier bereits ihre Würdigung gefunden haben, hat Paul Schultze-Naumburg der Betrachtung der „Dörfer und Kolonien" gewidmet (München, Georg D. W. Callwey). Wiederum stellt er in Beispiel und Gegenbeispiel die gute Vergangenheit und die künstlerisch ratlose Gegenwart gegenüber, in instruktiver Weise die künstlerischen Wertqualitäten auf der einen und die schweren Mängel auf der anderen Seite erläuternd. War bei der Wahl des Gegenstandes mitunter eine enge Berührung mit Beispielen aus den früheren Bänden dieser Serie nicht zu vermeiden, so bleibt doch der Wert auch dieses Bandes als einer ausgezeichneten Materialsammlung zum Thema „Kunst und Kultur des Landes" bestehen, und wir möchten ihm daher eingehende Beachtung nicht nur von seiten der Architekten, sondern auch bei Pfarrern, Lehrern und sonstigen Trägern der Geistesbildung auf dem Lande wünschen, denen sich in der Verbreitung künstlerischer Aufklärung, bezw. der Ausrottung eines irregeführten Begriffes von Kunst ein Feld wahrhaft segensreicher Tätigkeit eröffnet. Zielt Schultze-Naumburg in seinen Arbeiten auf mehr oder minder direkte praktische Wirkung ab, so will Ludwig Volkmann in seinen: „Grenzen der Künste", sowie in der schon in zweiter Auflage vorliegenden Studie „Naturprodukt und Kunstwerk" (beide bei Gerhard Kühtmann in Dresden erschienen) der heutigen „Verwirrung der künstlerischen Begriffe" in allgemeinerer Weise entgegentreten, indem er in engem Anschluß an die moderne „Künstlerästhetik" eines Hildebrand, Marées u. s. f. sowohl die Besonderheiten der künstlerischen Wirkung, die sich aus dem jeweils vorliegenden Zweck und Material ergeben, als die allgemeinsten Eigenschaften künstlerischer Gestaltung überhaupt im Gegensatz zum Natureindruck und dessen sklavischer Wiedergabe hervorzuheben sucht. Die Ausführungen Volkmanns sagen dem mit der erwähnten Literatur Vertrauten im Grunde zwar wenig Neues, dürften aber trotzdem in weiteren Kreisen Gutes wirken, um so mehr, als auch sie bei sehr guter Ausstattung gleichfalls durch eine Reihe trefflicher Anschauungsbeispiele unterstützt werden.

C. S.

Allgemeine Rundschau.

Der gestirnte Himmel im Monat Januar

(Gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends).

Die Milchstraße zieht als breites, hellleuchtendes Band, umrahmt von einer Reihe der glänzendsten Sternbilder, vom südöstlichen Horizont aus südlich am Zenitpunkt vorbei, macht hier eine scharfe Biegung und geht dann in gerader Richtung parallel zum Meridian und nur wenig westlich desselben zum nördlichen Horizont. Im Zenit steht das Sternbild des Fuhrmanns mit dem Stern erster Größe Capella. Südlich der Milchstraße kulminiert im Süden das prächtige Sternbild des Orion, in welchem uns besonders die Sterne erster Größe Betelgeuze und Rigel durch ihren Glanz auffallen. Der zuerst genannte, am südwestlichen Rande der Milchstraße stehende und in goldrotem Lichte glänzende Stern (Alpha im Orion) geht eben durch den Meridian. Nur wenig südlich vom „Jakobsstab" (Gürtel des Orion) ist mit einem Opernglas, in dunklen Nächten schon mit freiem Auge, der berühmte Orionnebel wahrzunehmen.

Nordwestlich vom Orion steht das Sternbild des Stiers mit dem Stern erster Größe Aldebaran und dem bekannten Sternhaufen der Plejaden; oberhalb der letzteren breitet sich, zum überwiegenden Teil innerhalb der Milchstraße, das Sternbild des Perseus aus, in welchem zwei besonders reiche Sternhaufen und (nahe dem westlichen Rande der Milchstraße) der kurzperiodisch veränderliche Stern Algol bemerkenswert sind. Nördlich vom Perseus und ebenfalls innerhalb der Milchstraße erblicken wir das Sternbild der Cassiopeja, deren fünf hellste Sterne ein langgezogenes, quer über die Milchstraße ausgespanntes W bilden. Westlich hiervon steht das Sternbild der Andromeda, leicht kenntlich an drei fast auf einer Geraden liegenden Sternen zweiter Größe (α, β, γ Andromedae); etwas nordöstlich vom mittleren Stern befindet sich der ebenfalls schon mit freiem Auge sichtbare, längliche Andromedanebel. Zwischen Stier, Perseus und Andromeda stehen die Sternbilder des Widders und des Dreiecks. Im Westen neigt sich das Sternbild des Walfisches, im Nordwesten das der Fische und des Pegasus dem Untergange zu.

Südöstlich vom Orion steht ziemlich tief das Sternbild des Großen Hundes mit Sirius, dem hellsten Stern des ganzen Fixsternhimmels. Ihm gegenüber, jenseit der Milchstraße und in etwas größerer Höhe, erblicken wir das Sternbild des Kleinen Hundes mit dem Stern erster Größe Prokyon, ferner, zwischen dem letztgenannten Sternbild und dem Fuhrmann, die Zwillinge mit den beiden hellen Sternen Castor und Pollux. Im Osten bemerken wir noch das Sternbild des Krebses. Im Nordosten steht, noch ziemlich tief gegen den Horizont, das Sternbild des Großen Löwen mit dem Stern erster Größe Regulus. In größerer Höhe bemerken wir ferner daselbst das Sternbild des Kleinen Löwen und das bekannteste aller Sternbilder: den Großen Bären.

Hoch im Norden steht der Kleine Bär mit dem hellen Polarstern, umgeben von den Sternbildern des Drachen, der Giraffe und des Cepheus. Tief am nördlichen Himmel stehen endlich die Sternbilder der Jagdhunde, des Mauerquadranten und des Schwans mit dem hellen Stern Deneb.

Die Sonne bewegt sich nunmehr wieder langsam dem Himmelsäquator zu, immerhin beträgt ihre Kulminationshöhe am Ende des Monats in unseren Breiten noch nicht mehr als 24 Grad. Am 3. Januar, um 5 Uhr früh, erreicht

die Erde ihre größte Sonnennähe (das Perihel ihrer Bahn) mit 19.80 Millionen Meilen; im Laufe des Monats wächst ihre Entfernung von der Sonne wieder um rund 40,000 Meilen. Der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe beträgt dementsprechend am 1. Januar 32′ 32.0″, am 31 Januar 32′ 27.9″.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Januar	Aufgang			Untergang		
1.	8 h	7 m	vorm.	4 h	27 m	nachm.
8.	8	6	„	4	34	„
15.	8	3	„	4	43	„
22.	7	57	„	4	53	„
29.	7	50	„	5	4	„
31.	7	47	„	5	7	„

Am Ende des Monats steht die Sonne in der Breite von München während der Dauer von neun Stunden 19 Minuten über dem Horizont, die Tageslänge nimmt also während des Monats Januar genau um eine Stunde zu. Indessen ist diese Zunahme auf die Morgen- und Abendstunden durchaus nicht gleichmäßig verteilt. Dies würde nur dann der Fall sein, wenn unsere Uhren täglich genau in demjenigen Moment, in welchem die Sonne ihre größte Höhe über dem Horizont erreicht, 12 Uhr zeigen, also (wie die Sonnenuhren) nach „wahrer Sonnenzeit" gehen würden. Letzteres läßt sich bekanntlich nicht durchführen, die Angaben unserer Uhren entsprechen vielmehr der gleichförmigen Bewegung einer fingierten „mittleren Sonne" und beziehen sich überdies nicht auf den Meridian von München, sondern auf einen rund 3.5 Grad östlich davon gelegenen („mitteleuropäische" Zeit). Da nun der Unterschied zwischen dem Meridiandurchgang der „wahren" und dem der „mittleren" Sonne (die „Zeitgleichung") im Laufe des Monats Januar in positivem Sinne beständig wächst, summieren sich die beiden Abweichungen unserer Zeitmesser gegen die wahre Sonnenzeit derart, daß der Zuwachs zur Tageslänge während des Monats für die Abendstunden doppelt so groß ist, wie für die Morgenstunden.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat Januar sind folgende:

3. Jan.	7 h	vorm.	Vollmond
4. „	1	nachm.	Erdnähe (48,440 Meilen)
9. „	10	abends	Letztes Viertel
17. „	5	nachm.	Neumond
19. „	12	nachts	Erdferne (54,770 Meilen)
25. „	10	abends	Erstes Viertel

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

Januar	Aufgang			Untergang		
1.	3 h	17 m	nachm.	5 h	39 m	früh
8.	11	34	nachts	11	1	vorm.
15.	5	51	früh	3	16	nachm.
22.	9	55	vorm.	9	59	abends
29.	1	56	nachm.	4	20	früh
31.	4	5	nachm.	6	17	früh

Am 28. Januar wird Aldebaran, der hellste Stern im Sternbild des Stiers, vom Monde bedeckt. Da diese Bedeckung aber in unseren Gegenden gegen Mittag stattfindet, ist sie bei uns nicht sichtbar.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten sind auch im Januar noch leidlich günstige.

Merkur geht am 6. Januar durch den aufsteigenden Knoten; am 11. Januar durch das Perihel seiner Bahn, am 17. Januar kommt er in untere Konjunktion mit der Sonne zu stehen. Während des ersten Monatsdrittels noch als Abendstern am westlichen Himmel sichtbar, eilt der unstäte Planet rasch der Sonne zu, überholt diese bald in Länge und wird gegen den Schluß des Monats, um welche Zeit er reichlich 1½ Stunden vor der Sonne aufgeht, als Morgenstern am östlichen Himmel sichtbar.

Venus geht im Januar durchschnittlich etwa 3¼ Stunden vor der Sonne auf und ist demnach fortgesetzt als hellglänzender Morgenstern am östlichen Himmel wahrzunehmen. Am 6. Januar geht sie im Abstande von nur drei Vollmondsbreiten bei dem hellen Doppelstern Beta im Skorpion nörlich vorüber, am 13. Januar kommt sie in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Mars geht während des ganzen Monats ziemlich konstant gegen 7½ Uhr abends unter, er ist somit noch für einige Stunden, und zwar tief am südwestlichen Himmel (im Sternbild des Steinbocks), sichtbar.

Jupiter geht Mitte Januar erst gegen 9¾ Uhr abends unter, glänzt also gleichfalls noch während der ersten Abendstunden am westlichen Himmel, wo er bald nach Sonnenuntergang in mäßiger Höhe über dem Horizonte aufzufinden ist. Am 22. Januar kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Saturn geht im Januar durchschnittlich schon vor 6 Uhr abends unter, ist also höchstens noch während der ersten Monatshälfte tief am südwestlichen Abendhimmel aufzufinden.

Uranus geht durchschnittlich zwei Stunden vor der Sonne auf und kann daher einstweilen nur für kurze Zeit am südöstlichen Morgenhimmel wahrgenommen werden.

Neptun geht durchschnittlich schon gegen 3 Uhr nachmittags auf und erst gegen 7 Uhr morgens unter; im Abstand von nur etwa der Hälfte des Monddurchmessers von dem hellen Stern μ in den Zwillingen stehend, ist er die ganze Nacht hindurch (jedoch nur mit guten Fernrohren) dort wahrzunehmen.

Sternschnuppen. Regelmäßige Sternschnuppenfälle finden um den 2. und 3. Januar, heuer also hinsichtlich des Mondlichtes nicht eben zu einer sehr günstigen Zeit, statt; ihr Ausstrahlungspunkt liegt im Sternbild des Mauerquadranten, weshalb sie Quadrantiden heißen. Ferner sind noch vereinzelte Sternschnuppen zu beobachten in der Zeit vom 4. bis 11., am 18. und 28. Januar, deren Radiationspunkte in den Sternbildern der Jagdhunde und der nördlichen Krone liegen. -rt-

Die Düsseldorfer Akademie für praktische Medizin.

* Den Düsseldorfer Stadtverordneten ist der Antrag auf Bewilligung der Kosten für den Bau eines allgemeinen städtischen Krankenhauses in Verbindung mit der Errichtung einer Akademie für praktische Medizin zugegangen. Die Gesamtkosten belaufen sich auf 5½ Millionen Mark. Für den ersten Bauabschnitt werden 3,800,000 M. gefordert. Die Akademie soll den Titel tragen „Akademie der praktischen Medizin für den Niederrhein und Westfalen an den Krankenanstalten der Stadt Düsseldorf". Als Leiter der Anstalt ist der Bonner Universitätsprofessor Witzel in Aussicht genommen. Die Akademie hat folgende Aufgaben: 1. den Aerzten nach zurückgelegtem Staatsexamen Gelegenheit zur Absolvierung des vorgeschriebenen praktischen Jahres zu bieten; 2. zur Ausbildung von Spezialärzten zu dienen; 3. Fortbildungskurse für praktische Aerzte zu veranstalten; 4. in der Krankenpflege auszubilden und 5. Samariterkurse abzuhalten. Die Akademie zerfällt in folgende fünf Abteilungen: 1. chirurgische Abteilung; 2. geburtshilfliche (gynäkologische) Abteilung; 3. innere Abteilung; 4. Institut für Hygiene und Therapie und 5. Institut für pathologische Anatomie, gerichtliche und soziale Medizin. Der Lehrkörper besteht aus fünf Dozenten, die zugleich Abteilungsdirektoren sind, und sieben Dozenten, die an selbständigen Unterabteilungen Spezialfächer vertreten. Der Lehrkörper der Akademie besteht aus ordentlichen und außerordentlichen Mitgliedern. Diese Mitglieder führen die Amtsbezeichnung Professor (unter Hinzufügung des jeweiligen Faches, das sie vertreten) an der Düsseldorfer Akademie für praktische Medizin. Sie werden durch den Oberbürgermeister ernannt und durch den König bestätigt.

Kleinere Mitteilungen.

ct. Eine neue Nordpolarreise wird für das nächste Jahr vorbereitet, und zwar mit der ausgesprochenen Absicht, einen neuen Rekord gegen den Nordpol aufzustellen. Der

Urheber des Unternehmens ist der Naturforscher Andrew Stone, der während der letzten zehn Jahre lange Zeit in Alaska und im nördlichen Canada zugebracht hat. Er ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Nordpol zu Lande nicht zu erreichen ist und er will daher den Versuch machen, mit einem Dampfer durch die nordwestliche Durchfahrt vorzudringen.

* Gedenktag. Am 4. Januar dieses Jahres kehrt zum 300. Mal der Geburtstag des bekannten, zu Ensisheim im Elsaß geborenen Jesuiten Jakob Balde, des vorzüglichsten Vertreters der neulateinischen Poesie, wieder.

* Literarischer Besitzwechsel. Die Verlagsgesellschaft Union in Stuttgart erwarb den Buchverlag der Firma Ernst Keil Nachfolger in Leipzig. Der Zeitschriftverlag letzterer Firma (Gartenlaube) ist bekanntlich an die Firma Scherl übergegangen.

* Todesfälle. In Breslau ist der Geheime Medizinalrat Dr. Ewald Wolff gestorben. Sein Name ist mit der chirurgischen Behandlung des Schielens verknüpft, indem er als einer der ersten die Schieloperation unternahm. Ueber die Ergebnisse berichtete er in der Schrift „Die sichere Heilung des Schielens nach den neuesten Erfahrungen" (1841), die seinerzeit Aufsehen erregte. — Am 24. Dezember starb in Kiel der Direktor des Kieler Museums für Völkerkunde Prof. Dr. Richard Scheppig. Der Verstorbene weilte in den Jahren 1872/76 in London als Mitarbeiter an Herbert Spencers Descriptive Sociology.

::

Hochschulnachrichten.

ho. Posen. Dr. Paul Spies, bisher mit Vorlesungen an der kgl. Kriegsakademie beauftragt, ist im Hauptamte zum Professor der Physik an der kgl. Akademie zu Posen ernannt worden.

* **Czernowitz.** Der Amanuensis an der technischen Hochschule in Wien, Privatdozent Dr. Rob. Frhr. Daublebsky v. Sterneck, wurde mit der Verwesung der Lehrkanzel für Mathematik an der Universität Czernowitz betraut. Die definitive Besetzung dieser Lehrkanzel soll erst mit dem Beginn des nächsten Studienjahres erfolgen.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Ueber geistige Arbeit.

Von

Dr. Emil Kraepelin,

Professor der Psychiatrie in München.

Vierte durchgesehene Auflage.

Preis: 60 Pfennige.

Betrachtungen über die Bildung und die Verteilung des Reichtums.

Von

Anne Robert Jaques Turgot.

Aus dem französischen Original ins Deutsche übertragen von **V. Dorn** und eingeleitet von Professor **Dr. Heinrich Waentig.**

Preis: 80 Pfennige. (5188)s

Einbanddecken

für die

Beilage der Allgemeinen Zeitung

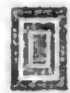
kosten in einzelnen Exemplaren bezogen M. 1.— (4 Quartalseinbanddecken), der Jahrgang M. 3.50.

Porto für 1 Decke M. —.20, Porto für 4 Decken M. —.50.

Verlag der Allgemeinen Zeitung, München.

Soeben erschien das Januar-Heft: (51212)

XVter Jahrgang der freien Bühne



Inhalt:

Gerhart Hauptmann Das Hirtenlied
Wilhelm Boelsche Zukunft der Menschheit
Emil Strauß Kreuzungen, Roman
Ellen Key über Liebe und Ehe
Thomas Mann Ein Glück, Studie
Alfred Kerr Neue Schauspielkunst
Richard Dehmel Der kleine Held

Rundschau:

Gottes Schatten / Das kleine Welttheater
Der technische Sinn

Bezugspreis für das Vierteljahr: Sechs Mark / Preis des einzelnen Heftes: Zwei Mark 50 Pf.

Berlin / S. Fischer / Verlag

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. **Hauptartikel.**

William Ewart Gladstone. (29. Dezember 1809 bis 19. Mai 1899.) Von Dr. Martin Weismann.

Welche Anforderungen an die Bildung des Volksschullehrers ergeben sich aus seinen Berufsaufgaben?

II. **Bücher und Zeitschriften.**

H. Schubert: Elementare Berechnung der Logarithmen.

III. **Allgemeine Rundschau.**

Von der „Encyclopaedia Britannica“. — Internationale Ballonfahrt.

IV. **Hochschulnachrichten.**

William Ewart Gladstone.

(29. Dezember 1809 bis 19. Mai 1899.)

Das große Buch über Gladstone, das man längst erwartete, ist endlich erschienen, fünf Jahre nach dem Tode des Great Old Man. Nur zwei Personen konnten es schreiben: Lord Rosebery, der geniale schottische Graf, der Gladstones politisches Erbe angetreten, oder John Morley,[1] sein treuer Kämpe und guter Freund viele Jahrzehnte hindurch. Rosebery hätte mehr Eleganz und mehr Verve gezeigt, er hätte uns Gladstone als Haupt der großen liberalen Partei, die er eigentlich geschaffen, vorgeführt, und dabei wäre seine eigene Individualität stark in den Vordergrund getreten; denn die Abstraktion des Gegenstandes besitzt der edle Lord nicht, dazu steht er allzusehr im Trubel des Lebens und „pflügt nicht genug einsam die Furche“. Das hat Rosebery bei seinem Napoleon auch gezeigt, der bekanntlich zu Beginn des 19. Jahrhunderts gestorben ist und sich in seinem Buche für soziale Ideen, die erst im 20. Jahrhundert aufkeimten, auf der Insel Elba einsetzt. Solche Anachronismen waren bei Morley nicht zu befürchten. Dieser englische Staatsmann mit dem hageren Cassiusgesichte, der aus der Reihe der Journalisten hervorgegangen, hat durch seine mannigfaltigen und historischen Werke, und ganz besonders durch seinen „Cromwell“ bewiesen, daß es die Aufgabe des Historikers ist, in der Persönlichkeit, die er vorführt, aufzugehen und hinter ihr ganz zu verschwinden. Sein eigenes Ich, so groß es auch angelegt sein mag, muß schön im Hintergrunde bleiben, darf sich beileibe nicht vordrängen. Denn sonst beginnt das Porträt für uns an Interesse zu verlieren, konzentrieren wir beim Lesen unsere ganze Gedankenwelt auf den Porträtisten und nicht auf den Porträtierten, und der Genuß des Helden wird verdunkelt durch das Talent des Biographen.

Die Aufgabe, die sich Morley bei der Abfassung der Biographie Gladstones, dieses ersten Staatsmannes unter der langen Regierung Königin Viktorias, gestellt, war eine ungeheure. Nicht weniger als 300,000 Briefe, respektive 15 Pfund, nicht weniger als 600 Schreiben der Königin, respektive 1½ Pfund, dann ein Tagebuch Gladstones, das 70 Jahre umfaßt, ein Berg von „Blue Books“, ein Montblanc von Parlamentsberichten und eine Bibliothek von Gladstone-Biographien und -Schriften — es sind nicht weniger als rund 600 verschiedene Bücher über ihn publiziert worden —, mußten von Morley erledigt und excerpiert werden, bis er an sein Lebenswerk schreiten konnte. Denn Gladstone ist das magnum opus Morleys, vielleicht sogar das bedeutendste Geschichtswerk Englands der letzten 50 Jahre, gesehen aus der Perspektive eines Liberalen.

Bescheidenheit ist eine Zier, und so beginnt denn Morley sein großes Werk mit einer Antecaptatio benevolentiae, mit einem Kniefall, mit einer Entschuldigung vor dem Lesepublikum: „Ich bin mir wohl bewußt, daß der Versuch, Gladstones Leben zu schreiben, das Leben eines Mannes, der zu verschiedenen Umwandlungszeiten unserer Nation eine so hohe Stellung eingenommen hat, dessen Charakter und Karriere von so verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden kann, dessen Interessen so mannigfaltig, und dessen Jahre einen so weiten Zeitraum umspannen, eine Tollkühnheit ist. Sein Leben heute zu schreiben, ist ebenso viel wie die Tollkühnheit auf die Spitze treiben. Noch ist die Asche der Kontroverse, in der er eine dominierende Rolle gespielt, heiß, und je näher wir seinem Lebensende stehen, je schwieriger ist die richtige Perspektive, Skala und Relation für ihn zu finden. Nicht alle Einzelheiten und ganz besonders die einzelnen Schritte seiner letzten großen Campagne können offen dargelegt werden, ohne Personen, die noch am Leben sind, wehe zu tun. Aber seine Biographie um 30—40 Jahre hinauszuschieben, hat auch seine Bedenken. Das allgemeine Interesse ermattet, es wird schwer, die Wahrheit zu finden, die Erinnerung verblaßt, und die Farbe wird unbestimmt.“ Es ist Morley bang, in seinem Werk die richtige Grenze zwischen Biographie und Geschichte zu finden, und er gesteht selbst zu, daß sein Buch nicht „without a trace of bias“ sei, aber wenigstens schmeichelt er sich, daß es „no bias against the truth“ habe. Gleich allen großen Historikern von Thukydides bis Macaulay schreibt Morley Geschichte vom Parteistandpunkt, und seine Biographie Gladstones ist zugleich eine Apologie des modernen Liberalismus.

Gleich dem jüngeren Pitt, der knapp nach der Schlacht bei Austerlitz verstarb und sehen mußte, wie die große europäische Kombination vor dem Schlachtenmeister Napoleon in Nichts zusammenbrach, gleich Disraeli, der die durch ihn bewirkte Renaissance eines dekadenten Torytums überlebte, verschied Gladstone zu einer sehr kritischen Zeit, als die große liberale Partei Englands ihre historische Rolle ausgespielt hatte. Der Tod fand ihn nicht als Sieger. Er war physisch gebrochen, und seine großen Jugendhoffnungen waren traurig niedergeglommen, als der Sensenmann an ihn herantrat.

Im hohen Alter glich in äußerer Erscheinung William Ewart Gladstone seinem Vater Sir John Gladstone, dem Liverpooler Großindustriellen und Sklavenhälter. Auch innerlich war er zu Beginn seiner Karriere der richtige Sohn seines Vaters, erzkonservativ und übertrieben religiös, ein High-Tory. Die aristokratischen Schulen von Eton und Christchurch bestärkten ihn in seinem hereditären Torytismus. Er kandidierte mit 23 Jahren für West-

[1] The life of William Ewart Gladstone. By *John Morley*. (London, Macmillan & Co. 3 Vol. 42 sh.)

minister unter den Auspizien eines Herzogs, des Duke of Norfolk. Allein sein großer Vorzug war, daß er nicht mumienhaft verknöcherte, daß er nicht in der Evolution stehen blieb, sondern sich stets fortentwickelte. Der großen Wendepunkte im Leben Gladstones gab es drei: zuerst, als er sich Sir Robert Peel anschloß und gegen den Protektionismus sein Finanzgenie ins Vordertreffen stellte, dann, als er seine Pilgerfahrt nach Neapel antrat, wo er die Früchte der Tyrannei mit eigenen Augen sah, so daß er sich für Menschenfreiheit in des Wortes edelster und weitester Bedeutung bekehrte und diese heilige Pilgerfahrt mit dem erfolglosen Kreuzzug für Irland schloß, und drittens, als er 1858 den Lockungen Dizzis widerstand und nicht in das Ministerium Derby eintrat. Bis Morley kam, war der letzte Punkt in der Lebensgeschichte Gladstones unaufgeklärt. Durch Elwin, den Herausgeber der Quarterly Review, für die Gladstone vielfache Beiträge lieferte, suchte Lord Derby Gladstone zu bewegen, in sein Ministerium als Staatssekretär für Indien einzutreten. Disraeli, der Führer des Unterhauses, bot Gladstone gleichfalls den Posten an, wenn er „deigns to be magnanimous". Zwischen den Peelites und den Palmerstonians und den Russelitte Wighs war kein himmelschreiender Unterschied. Alle drei Gruppen waren englische Konservative, sie schillerten nur in kaum verschiedenen Nuancen, bloß der Gegensatz zwischen den Führern Lord Palmerston und Lord Derby im Oberhaus, Gladstone und Disraeli im Unterhaus machte sich geltend. Dizzi, der für Derbys Kabinett schon damals die eigentliche Verantwortung führte, bittet Gladstone 1858 mit den schmeichelndsten Worten ein Portefeuille anzunehmen: „Sie werden unter uns lauter warme persönliche Freunde finden. Alle Mitglieder des Kabinetts sind Ihre Bewunderer. Sie mögen mich vielleicht weder in die eine noch in die andere Kategorie stellen, aber darin sind Sie im Irrtum. Der freie Ministerposten (Indien) ist jetzt der wichtigste im Staate. Wenn er es nicht wäre, Ihre glänzenden Eigenschaften würden jedes Amt, das Sie übernehmen, zum ersten machen. Und wenn ich notgedrungen, formell, den ersten Posten (Führer des Hauses) annehme, so würden der große und aufrichtige Respekt, den ich Ihnen immer entgegenbringe, und das unendliche Vertrauen, das ich zu Ihnen hege, gewiß verhindern, daß Sie meine Stellung als etwas anderes denn als eine leere Form empfänden. Denken Sie an all das im freundlichen Sinn!"

Dem „Rattenfänger von Hameln" ging Gladstone nicht auf den Leim. Er stellte sein Licht nicht unter den Scheffel Disraelis. Er schlug das Anerbieten aus, mit Worten voll Höflichkeit und Anerkennung für Dizzi: „Sie versichern mir, daß ich im Irrtume war, wenn ich Sie nicht unter meine Freunde und Bewunderer rechne. Gestatten Sie mir, zu wiederholen, daß ich Sie nie an Bewunderung für irgend jemand fehlen gesehen habe, der das geringste Anrecht darauf hatte, und daß ich nie, auch nicht, wenn wir in der schärfsten politischen Kontroverse begriffen waren, irgend welche Feindschaft Ihnen gegenüber empfunden habe, noch geglaubt habe, daß Sie irgend welche Feindschaft mir gegenüber empfinden."

Mit 23 Jahren (1834) Abgeordneter, war Gladstone mit 30 Jahren schon Handelsminister, ohne, wie Morley sagt, der „geborene Finanzier" zu sein, lediglich durch die Protektion Peels, der seine Fähigkeit rechtzeitig erkannt. „Er hatte einen Sitz im Kabinett, bevor er 34 Jahre alt war, und nach etwas weniger als zehnjähriger parlamentarischer Tätigkeit. Canning war 37 Jahre alt und 13 Jahre Abgeordneter, bevor er diese Auszeichnung erlangte, während Sir Robert Peel Kabinettsminister mit 34 Jahren wurde, nachdem er 13 Jahre dem Unterhaus angehört hatte, von denen er sechs auf dem schweren Posten eines irischen Unterstaatssekretärs zugebracht. Gladstone war eigentlich der direkte Erbe Sir Robert Peels, nur starb dieser zu früh, als daß er gleich das Erbe hätte antreten können. Bereits 1843 war Gladstone „Leading debater" in dem englischen Unterhause, das immer mehr an Spielraum und Bedeutung dem Oberhaus abgewann, und 1845, als die große Freihandelscampagne Cobdens und Peels begann, Kolonienminister. In dem Augenblick, wo Chamberlain Großbritanniens Kolonien durch einen „Zollverein" verbinden möchte, ist es interessant zu hören, wie vor 60 Jahren (1844) Gladstone die Kolonien Englands gewinnen wollte: „Wenn Sie wünschen, daß das englische Gesetz respektiert und die britischen Institutionen in den Kolonien adoptiert werden, vereinigt niemals mit diesen den verhaßten Namen von Gewalt und Koertion, die wir in weiter Entfernung über ihr keimendes Glück ausüben. Beherrscht die Kolonien nach dem Prinzipe der Freiheit. Verteidigt sie gegen alle Angriffe von Feinden. Regelt die Angelegenheiten des Aeußern!"

Vom Peelismus schreitet Gladstone langsam zum Liberalismus hinüber. Seine Umwandlung ist keine plötzliche. Er springt nicht gleich Pallas Athene gewappnet und gerüstet aus dem Haupte Jupiters. Er häutet sich oft, und es dauert eine geraume Weile, zwanzig volle Jahre, bis aus der konservativen Torypuppe der liberale Schmetterling wird. Sir Robert stirbt 1848, und Lord Palmerston, der Vater des Imperialismus, von dem das pompöse Wort stammt: „Civis Britannicus sum", wird der Führer der demokratischen Whigs, an deren Spitze traditionell seit altersher ein hoher Aristokrat stand. Gladstone ist erster Gefolgsmann Palmerstons und seit seiner Budgetrede vom 10. Februar des Jahres 1860 präsumtiver Erbe des edlen Lords. Diesen berühmten 10. Februar des Jahres 1860 notiert Gladstone folgendermaßen in seinem Diarium: „Sprach von 5 bis 9 ohne große Ermattung, unterstützt von einer großen Menge von Eiern und Wein. Gott sei dank, um 11 Uhr abends bereits zu Hause. War die schwierigste Arbeit, die ich je im Parlament getan." Seine Reputation als größtes Finanzgenie Englands aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts scheint mit dieser Rede gebildet. Die folgenden Budgets waren in gleicher Weise großzügig, die Exekutive der großen theoretischen Prinzipien Peels und Cobdens. Die Budgets absorbierten Gladstone in den letzten Jahren ganz, und wenn er auch während neun bis zehn Monaten wenig Freude an seinem Finanzministerportefeuille hatte und oft an ein otium cum dignitate dachte, die zwei bis drei Monate vor der Einbringung der Budgets entschädigten ihn für alles. So sehr interessierte Gladstone die finanzielle Seite der großen englischen Staatspolitik.

Das Sonderbare bei Gladstone war, daß er, je älter, je impulsiver wurde. Mit 60 Jahren besaß er die Impetuosität eines Jünglings. Er geht in diesem Alter einen Weg von 24¾ Meilen mit einer einstündigen Unterbrechung und kann nach dieser Kraftprobe und einer kurzen Rast eine englische Meile (1.65 Kilometer) in 12 Minuten zurücklegen. Er arbeitet 18 Stunden von 24, schläft allnächtlich bloß vier bis fünf Stunden und ist frisch, kräftig und gesund. Seine große legislatorische Tätigkeit der 80er Jahre fällt in dieses Alter. Von 1880 beginnt die Sisyphusarbeit Gladstones: sein Home Rule-Kampf pro und contra. Von 1880 an regiert nämlich Gladstone die „ewig grüne Insel" ohne Koertionsakte und setzt 1884 die Reformbill durch, der zufolge Parnell, der „ungekrönte König Irlands", an der Spitze von 86 irischen Nationalisten nach Westminster kommt. Durch das Verbrechen im Phönix Park, die Ermordung von Cavendish, wird Gladstone Koertionist malgré lui. Es frommt nichts mehr. Parnell ist an Willenskraft Gladstone über, und so verengagiert sich letzterer in einem heroischen Kampf um die Freiheit und Selbständigkeit Irlands, der die große liberale Partei, die er eigentlich geschaffen, in Trümmer brechen soll. Morley schildert im dritten Band seines Life of Gladstone diesen Struggle mit einer Lebhaftigkeit ohne gleichen. Man sieht, hier hat der Biograph an der Geschichte Englands mitgewirkt. Dieser Teil der großen Gladstone-Biographie ist vielleicht literarisch der beste. Aber Morley steht als Parteimann nicht hoch genug über den Parteien, er mengt sich ins Feldgemetzel und verliert so den großen Ueberblick. Vielleicht fehlt auch noch dieser wichtigen Episode aus dem Leben Gladstones das „Pathos der Distanz", wie Nietzsche

sagen möchte, und sieht man den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Der große Riß in der liberalen Partei, Chamberlains Felonie, Parnells Ehescheidungsprozeß, das Zusammenbrechen zweier liberaler Ministerien (1885 und 1886) über Home Rule und die Wiederaufnahme des Kampfes, wo er aufgehört, im Jahre 1893 sind von Morley plastisch geschildert und in den Hauptsachen zu sehr bekannt, um hier wiederholt zu werden. Home Rule passiert mit großer Anstrengung das englische Unterhaus, wo the great old man in die Bresche springt und die Vorlage der Bill persönlich übernimmt. Aber im Oberhause wird Home Rule mit homerischem Gelächter niedergestimmt. Das ist das eigentliche Ende Gladstones.

Am 1. März 1894, 61 Jahre nachdem er seinen Maiden speech gehalten, spricht Gladstone zum letztenmal in Westminster. Es war eine historische Szene. Der alte liberale Führer mit fliegenden weißen Haaren am ergrauten Scheitel und Jugendfeuer in den Augen sprach mit einer seltsamen Beredsamkeit über die Differenzen zwischen Oberhaus und Unterhaus. Er sprach ohne Noten und unvorbereitet. Aber seine nahezu einstündige Rede machte einen ungeheuren Eindruck. Er zeigte die Energie eines Fünfzigers und die lange 94er Session hatte ihn nicht niedergebrochen. Die liberale Partei begrüßte ihren Führer, wie wenn er sie zu einem neuen Kampfe führte. Allein es war Gladstones Chamade, die auf ein Haar einer Fanfare glich. Mitten unter tumultuösem Applaus setzt er sich nieder, faltete er seine Papiere zusammen, hörte einige Minuten das diabolische Hohngelächter der Opposition und verließ ruhig wie an einem gewöhnlichen Tage Westminster, um niemals dahin zurückzukehren. Seit diesem 1. März 1894 liegt die große liberale Partei Englands zu Boden, und erst eine gründliche Reform an Haupt und Gliedern wird ihre Renaissance bewirken. Warum wohl Gladstone resignierte? Darauf antwortete er in seiner alten dunklen Weise in einem Privatmemorandum 1894, das Morley wörtlich anführt: „Die Politik gleicht einem Labyrinth, aus dem der Ausweg viel schwerer zu finden ist denn der Eintritt. Mein Alter bewegte mich teilweise zu meiner Resignation, teilweise, aber nicht ganz. Die Abnahme meines Gehörsinnes tat etwas dazu, aber nicht alles. Das Marinebudget und der Schluß der 1893/94er Session ..."

Und noch etwas, das Gladstone als loyaler Patriot nicht sagte: Königin Victoria. Sie war nie die Freundin Gladstones gewesen. In den letzten Jahren seiner Premierschaft gewiß nicht. Sie haßte, was man im 18. Jahrhundert „Enthusiasmus" nannte. Sie liebte nicht Gladstones „Pilgerfahrten der Leidenschaft", und ihre Sympathie mit seiner Lösung der irischen Frage stand notorisch auf Null. Während Königin Victoria mit Disraeli, der sie nach seinen eigenen Worten „nicht wie ein Departement, sondern wie eine Frau behandelte", gern über alles, was vorfiel, sprach, war ihre Konversation mit Gladstone, abgesehen von den politischen Tagesfragen „negativ". Allein dabei war sie furchtbar korrekt dem großen liberalen Führer gegenüber. Sie bot ihm zu wiederholten Malen eine Grafschaft an, vielleicht deshalb, damit er nicht weiter souverän das Unterhaus beherrschte. Gladstone schlug dies immer mit Dank aus. Etwas vom „Fürstenundank" schillert in der letzten Szene zwischen Gladstone und Königin Victoria. Sein Memorandum schildert die letzte Audienz, „die einen Dienst schloß, der 53 Jahre am 3. Sept. des Jahres 1894 erreicht hätte, als er den Eid des Geheimrates vor der Königin in Claremont geleistet hatte". Königin Victoria erwähnt mit keiner Silbe seiner Vergangenheit, bedankt sich bloß beim scheidenden Premier für einen kleinen Privatdienst, den er in ihrem Auftrage dem Herzog von Coburg geleistet. Sonst kein Wort, kein Lebewohl, kein Wunsch, nichts weiter, und Gladstone fügt bitter hinzu: „Ein scheidender Diener hat ein gewisses Anrecht, seine Hoffnungen und Bitten für die Zukunft auszubreiten, aber ein Diener ist bloß einer, der in der Vergangenheit gute Dienste geleistet oder sich bemüht hat solche zu leisten."

Die Königin hat auch nicht, wie jetzt festgestellt ist, Gladstone, daß er seinen Nachfolger bestimme, und wenn sie dies getan, er hätte Lord Spencer genannt und nicht Rosebery, der faktisch sein Erbe angetreten. So ist das „On dit", dem zufolge Gladstone auf Lord Rosebery die Premierschaft übertragen habe, in nichts zusammengesunken. Seinen Abschied von seinen Ministerkollegen bezeichnet Gladstone als „a realy moving scene": Gesammelt und marmorkalt folgte er den Worten der Anerkennung und des Lebewohls. Er hielt dann eine kurze Ansprache von vier bis fünf Minuten, seine Stimme klang voll und ungebrochen und der Ton war ruhig, ernst und fest. ... Nach einem Atemzug, so daß es jeder hören konnte, kamen von seinen Lippen die letzten Worte: „God bless you!"

So nahm Abschied vom politischen Leben einer der größten Staatsmänner, die England in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gesehen. Vom Mai 1843 bis März 1894 hatte er zusammen mit 70 anderen Ministern seinem großen Vaterlande gedient, darunter mit dem Herzog von Wellington und Lyndhurst, die noch unter Georg III. gedient, und mit Acland und Asquith, die erst heute starke Vierziger sind. Gladstone war ein Naturwunder durch seine geistige Kraft und körperliche Frische, eines jener Wesen, die mit seltener Energie ausgestattet sind. Ein „Tatenmensch", gleich Napoleon und Alexander, verwendete er seine reichen Fähigkeiten zum Heile der Menschheit. Sein Genius war konstruktiver Art und nicht destruktiver, und dadurch unterscheidet er sich vorteilhaft von den vielen Größen der anderen Nationen, welche die Nachwelt feiert, und mit gutem Recht konnte ein berühmter Zeitgenosse sagen: „Als Gladstone starb, verlor die Welt ihren größten Bürger."

Dr. Martin Weismann.

Welche Anforderungen an die Bildung des Volksschullehrers ergeben sich aus seinen Berufsaufgaben?*)

—m. Eine Untersuchung über die einem Stande nötige Bildung hat immer von der Frage auszugehen, welche Aufgaben müssen diesem Stande innerhalb des Volksorganismus zugewiesen werden; auch eine Untersuchung über die zweckmäßigste Gestaltung der Lehrerbildung wird diesen Weg gehen müssen. Dabei ist zu unterscheiden zwischen den Aufgaben, die der Lehrer in der Schule, also als Jugenderzieher, zu lösen hat und ferner jenen Aufgaben, die ihm außerhalb der Schule als Volkserzieher zugewiesen werden müssen. Unter den innerschulischen Aufgaben stehen seine erzieherischen Aufgaben bei weitem obenan. Ist für die seelische Entwicklung des Kindes vor allem maßgebend die ganze sittliche Atmosphäre, in der es sich bewegt, so muß vom Lehrer gefordert werden, daß er in seiner Schule im Geiste edler Menschlichkeit waltet. Er muß das Kind aus seinem Wesen heraus zu verstehen suchen, um all seinen Lebensäußerungen mit weitherzigem Verständnis gegenüberstehen zu können, und muß zugleich, wie an den Fortschritt der Menschheit überhaupt, so an die Möglichkeit der Höherentwicklung des Kindes im besonderen glauben, und sich um diese Höherentwicklung mit nie erlahmender Tatkraft bemühen. Die Humanität muß dem Lehrer nicht ein den Willen lähmendes, sondern ein Energie spendendes Prinzip sein. Eine so erfaßte Humanität wird sich dann in tausend Kundgebungen auch der Kindesseele offenbaren, und so unablässig auf sie einwirken. Sie muß vor allen Dingen auch den „Armen im Geiste" zugute kommen.

Ein rechter Erzieher muß Klarheit gewonnen haben darüber, in welchem Maße der Wille vom Triebleben, von der körperlichen Gesundheit, von der Gewöhnung, von Lob und Tadel, von der Einsicht in das Rechte und Gute beeinflußt wird. Die Jugend zu guter Sitte, zu Ordnung und Reinlichkeit, zu Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit zu er-

*) Nach einem vom Gemeindebevollmächtigten Lehrer K. Gutmann im Bezirkslehrerverein in München gehaltenen Vortrage.

ziehen — das mag man als vergleichsweise leichtere Aufgaben ansehen: schwieriger gestaltet sich die Sache bei jenen Eigenschaften, an die in der Schule nicht oder nur in sehr beschränktem Umfange gewöhnt werden kann, wie bei der Treue gegen die uns nahestehenden Mitmenschen, bei der Sparsamkeit, deren Ausartungen Habsucht und Geiz nicht außer acht gelassen werden dürfen, bei der Duldung, zu welch letzterer zu erziehen eine besonders schwierige Sache ist, da unsere Kinder sich rücksichtslos durchzusetzen lieben.

Hinsichtlich der körperlichen Züchtigung nun steht es fest, daß eine wirkliche innere Besserung durch diese nur selten erreicht wird, andererseits aber gibt es kein wirksameres Mittel, Frechheit, Unbändigkeit und Trotz zurückzudämmen als eben eine körperliche Strafe. Auf dieses Strafmittel wird auch der Lehrer nicht ganz verzichten wollen, der weiß, daß er mit einer körperlichen Züchtigung nur Erscheinungen am Kinde bekämpft, und daß das Haupterziehungsmoment in dem nachhaltigen Versuch einer inneren Besserung liegt. Der tüchtige Jugenderzieher wird daher freilich zur körperlichen Strafe nur selten und zudem nie im Affekte schreiten.

Eine erzieherische Angelegenheit, die neben tiefster Einsicht höchsten pädagogischen Takt verlangt, ist die allmähliche Hinüberleitung des dem Jünglinge entgegenreifenden Knaben zur Selbständigkeit. In dieser unlenksamsten Periode des Zöglings die Macht über ihn nicht verlieren und doch in ihm das stete Bewußtsein wach erhalten, daß es ein väterlich wohlmeinender Freund ist, der ihm in der Person seines Lehrers gegenübersteht — ist eine schwere Kunst und um so bedeutungsvoller, als sie die Vorbedingung ist für die Befähigung zu einer weiteren Erziehungsaufgabe, der der sexuellen Erziehung. Die hier einschlägigen Fragen sind trotz ihrer weittragenden Wichtigkeit bisher im großen und ganzen noch nicht gelöst, aber keineswegs sind sie unlösbar; und gerade dieses eine Beispiel beweist mit schreiender Deutlichkeit, daß der Stand der Erzieher noch nicht jenes Maß von Bildung besitzt, über das er im Interesse des Wohles unseres gesamten Volkes verfügen müßte. Wie für seine Erziehertätigkeit, so bedarf der Lehrer aber auch ferner einer tiefgehenden Bildung zur Erfüllung seiner unterrichtlichen Aufgaben.

Soll des Lehrers unterrichtliche Tätigkeit nicht die eines Banausen sein, so muß er vor allem zur Klarheit über den psychologischen Gang alles Unterrichts gelangt sein. Trotz Pestalozzi, Herbart und Ziller ist diese Frage immer noch nicht aus der pädagogischen Diskussion verschwunden. Ein wichtiger Gesichtspunkt scheint dabei seither nicht immer genügend beachtet worden zu sein; er betrifft das Verhältnis von Selbständigkeit und Leitung des Schülers: unsere heutige Methode ist in Gefahr, in Künstelei zu verfallen, und durch sorgfältigste methodische Zergliederung jeden Fortschritt in der Erkenntnis dem Schüler so leicht zu gestalten, daß ihm fast nichts, dem Lehrer alles zu tun bleibt. Und doch sollte die Beobachtung, wie ungeheuer gedankenträge die Massen sind, es dem Lehrer als eine seiner obersten Pflichten erscheinen lassen, zu selbständigem Denken zu erziehen. Die für das Leben nötigen Kenntnisse und Fertigkeiten sind gewiß ein wertvoller Besitz, aber höher stehen noch die bei ihrer Gewinnung geübten geistigen Kräfte des Schülers. So ist es für den Lehrer nicht nur eine schulische Verpflichtung, sondern vielmehr noch eine ernste Kulturmission, in seinem Unterrichte stets Bedacht zu nehmen auf das rechte Verhältnis von Anschauung, begrifflicher Durchdringung des leiblich und geistig Angeschauten und Uebung.

Eine der schwersten Verpflichtungen des Lehrers ist die, sich stets Rechenschaft zu geben über die Erfolge seines Unterrichts; dazu gehört ein reiches Maß von Scharfblick und Ehrlichkeit gegen sich selbst, wie es dann Sache seiner geistigen Energie und psychologischen Einsicht ist, die entsprechenden Aenderungen im Unterricht eintreten zu lassen, wenn die erhofften Erfolge ausblieben; da es kein wirksameres Mittel gibt, den Lerneifer anzuspornen, als den Erfolg, so muß der Lehrer unabläßig bemüht sein, die Freude am Erfolg jedem seiner Schüler, auch dem unbegabtesten, zu verschaffen. Dem geweckten Schüler nicht zu wenig, dem Geistesarmen nicht zuviel zumuten, Massenunterricht erteilen und doch individualisieren — wieviel Umsicht, Gewandtheit, Geduld und Liebe braucht dazu der Lehrer: meist werden die in dieser Richtung gestellten Probleme so gelöst, daß man die Begabten sich langweilen läßt, während man die schlecht Beanlagten unausgesetzt quält, oder — gleichnisweise gesprochen — ertragfähigen Boden läßt man halb brach liegen, dem Oedland ringt man karge Früchte ab.

Das erste Erfordernis, das an jeden Unterricht gestellt werden muß, ist, daß die an den Schüler übermittelten Kenntnisse dem heutigen Stande des Wissens entsprechen; dies hat zur Voraussetzung, daß der Lehrer die Unterrichtsgegenstände der Volksschule in populär-wissenschaftlicher Weise selbst kennen gelernt hat, also von Männern, die ihrerseits auf der Höhe der Wissenschaft stehen.

Die Methodik der einzelnen Unterrichtsgegenstände muß überall auf philosophischen, erkenntnistheoretischen oder physiologischen Grundlagen aufgebaut sein, soll anders sie zur Lösung der ihr zufallenden Probleme befähigt sein wie z. B. der folgenden: In welchem Verhältnis steht der Religionsunterricht zur Erzeugung eines religiösen Innenlebens beim Kind? Wie entstehen Zahlenbegriffe? Wie muß der Aufsatzunterricht gestaltet sein, wenn er dem Verhältnis zwischen sprachlicher Belehrung und Uebung bei der Bildung des kindlichen Sprachgefühls Rechnung tragen will? In welcher Weise hat der Geographieunterricht für die richtige Uebertragung der Wirklichkeit auf ein Kartenbild und umgekehrt für die Umsetzung des Kartenbildes in die Wirklichkeit Sorge zu tragen? Wie stellt sich der Geschichtsunterricht zum Kriege? Wie bildet man die menschliche Stimme?

Die dritte Art von Aufgaben, die dem Lehrerstande noch innerhalb der Schule zufallen, sind solche der Schulverwaltung. Dabei ist selbstverständlich und deshalb jeder Diskussion entrückt, daß eine zweckentsprechende Schulleitung nur von einem Fachmanne ausgehen kann; für die Fachleitung einzutreten ist zwar leider noch eine historische, kann aber niemals eine logische Notwendigkeit sein. Zur Leitung eines so ausgedehnten und wichtigen Gebietes nun, wie es das der Volksschule ist, gehören außer Fachkenntnissen: tiefe Bildung, warme Liebe zum Volke, große, freie Gesichtspunkte — kurz, gehört eine ganze Persönlichkeit. Da aber auch auf dem Gebiete der Schule Juristen nicht entbehrt werden können, so muß andrerseits auch darauf Nachdruck gelegt werden, daß die Bildung der eigentlichen Fachleute der der Juristen ebenbürtig sei, andernfalls würde der Einfluß der Fachleute auf die Gestaltung des Schulwesens dem der Nichtfachleute gegenüber nicht das nötige Gewicht besitzen und es würden mehr oder weniger fremdartige, dem Gedeihen der Schule vielleicht sogar abträgliche Gesichtspunkte bei der Schulverwaltung ausschlaggebend sein.

Zu den Aufgaben, die dem Lehrerstand außerhalb der Schule obliegen, gehört zunächst die Pflege der pädagogischen Wissenschaft, die auch der innerschulischen Tätigkeit des Lehrers zugute kommen muß. Die pädagogische Wissenschaft ist geschaffen und weitergepflegt worden fast durchweg von Männern wie Comenius oder Pestalozzi, die der Schule nicht berufsmäßig angehörten, und auch im 19. Jahrhundert, das ja erst einen eigentlichen Volksschullehrerstand entstehen sah, gehen die wirklich großen, befruchtenden Ideen von Männern wie Diesterweg, Herbart, Beneke, Ziller aus, die nur ein innerer Beruf der Sache der Pädagogik und der Schule zuführte. Die Wichtigkeit der Pädagogik aber verlangt, daß sie nicht auf Zufall gestellt ist, daß vielmehr der Staat für ihre Pflege und Förderung durch natürlich selbst wissenschaftlich durchgebildete Männer Sorge trägt.

Eine weitere außerhalb der Schulstube zu lösende Aufgabe des Lehrers ist die Beeinflussung der Familienerziehung in solchen Fragen, ob und wie das Haus das Kind für den Eintritt in die Schule vorbereiten soll, wie es späterhin die Schule zu unterstützen hat, wie die körperliche Erziehung des Kindes zu gestalten ist, welche Spiele und Beschäftigungsmittel für den häuslichen Zeitvertreib in Betracht kommen, in welchem Maße das Kind außerhalb der Schule zu geistiger Tätigkeit anzuhalten ist, welche Lektüre sich für die verschiedenen Altersklassen empfiehlt, wann Musikunterricht rätlich ist, welche Gesichtspunkte für die Berufswahl der Kinder in Betracht kommen, vor allem aber eine wie große

und wichtige Sache die Kindererziehung überhaupt ist. — Dabei ergäbe sich als eine erfreuliche Nebenwirkung, daß die weitesten Volkskreise für Erziehungsfragen mehr und mehr Interesse gewännen und die Schule da unterstützen würden, wo sie auf die Mitwirkung der Oeffentlichkeit geradezu angewiesen ist: bei Errichtung von Kinderhorten, Schülerwerkstätten, Ferienkolonien, bei Durchführung der Fürsorgegesetzgebung u. a. m.

Die Zeiten ändern sich und mit ihnen die Ziele und Aufgaben der Erziehung: in Zeitläuften, die sich durch eine Richtung auf das Ideale auszeichnen, hat die Erziehung andere Wege zu gehen als in solchen, in denen eine grob materialistische Denkweise herrscht; und neben zeitlichen gibt es auch lokale Bedingtheiten der erzieherischen Tätigkeit: auf dem Lande hat sich der Lehrer vielfach von anderen Gesichtspunkten leiten zu lassen als in den Industrievierteln großer Städte. Zur Erkenntnis solcher zeitlichen und lokalen Bedingungen gehört aber nicht nur ein freier, weiter Blick, sondern auch persönlicher Verkehr in den verschiedensten Volkskreisen. Aus der Beobachtung charakteristischer Züge unserer Zeit ergeben sich dann mancherlei pädagogische Forderungen ganz von selbst.

Die Nervosität ist zu einer der aller beängstigendsten Erscheinungen der Gegenwart geworden: ihre Bekämpfung ist nachgerade eine Lebensfrage auch für unser Volk geworden, und eine wichtige Aufgabe fällt hierbei auch der Schule zu. Auch in ihrem Unterrichtsbetrieb hat sich jene nervenmordende Hetze eingeschlichen, die glaubt, um so mehr zu leisten, je vielgeschäftiger sie sich gibt. Was unserer Jugend frommt, das ist geduldige Arbeit, die da weiß, daß dauernde Früchte der Erkenntnis zu ihrer Reife Zeit und — warmen Sonnenschein brauchen. Die Schultätigkeit wird vielleicht die richtige Form annehmen, wenn sie ein ziemlich genaues Gegenbild des ruhelosen Treibens der heutigen Großstadtmenschheit bietet, wenn sie auf ruhiges, zielbewußtes, stetiges Weiterschreiten sieht, wobei dem Kinde Zeit bleibt zu gründlichem Erfassen und gemütvoller Vertiefung, wenn sie es lehrt, sich am Errungenen zu erfreuen, mit Selbstvertrauen und Mut an neue Aufgaben heranzutreten, wenn sie es versteht, um das Dasein der Jugend die Goldfäden der Phantasie, des Humors und des Gemütes zu spinnen; unsere Jugend muß einen instinktiven Widerwillen gegen das tolle Jagen nach Erwerb und Genuß empfinden und es verstehen lernen, ihrem Dasein wieder gesündere Grundlagen zu geben.

Eine der Ursachen des Materialismus unserer Tage ist der unleugbare Tiefstand unseres religiösen Lebens. Zwischen den dogmatischen Auffassungen und biblischen Ueberlieferungen des Christentums hinsichtlich der Schöpfung, des Sündenfalles, der Erbsünde, der Gottheit Christi, der Abendmahlslehre u. a. m. auf der einen Seite und modernem Denken auf der anderen Seite bestehen unüberbrückbare Gegensätze, die beweisen, daß das eherne Gesetz der Entwicklung auch für die Kirche und ihre Lehre gilt. Die Kirche, die konservativste Macht der Welt, hat diesen laut an ihre Pforten pochenden Entwicklungstendenzen den Zutritt verweigert, so trifft sie die größte Schuld daran, daß die heutige Menschheit sich in großen und weiten Schichten von der Religion abgewandt hat. Diese Abwendung von religiösem Glauben und Denken hat nun eine sehr bedauerliche Folge: Auf dem Glauben war die Sittlichkeit aufgebaut, sie stürzte mit ihrer Grundlage, weite Volkskreise verfallen damit jenem öden Materialismus, der wohl niederzureißen, aber nicht aufzubauen versteht; sie besitzen nicht jene ethische Energie und in der Hast des heutigen Lebens nicht jene innere Sammlung, die erforderlich sind, um sich eine neue ideale Weltanschauung zu erringen. Dieser Sachlage gegenüber erwächst der Lehrerschaft eine ernste Pflicht: Beseelt von der Auffassung, daß die Religion nur der Ausdruck der idealen Mächte der Menschheit ist und daß religiöse Gedanken und Lebensformen schon gewechselt haben und im Laufe der Zeit immer wechseln werden, daß aber unversieglich weiterfließen jene seelischen Urquellen alles Wahren, Guten, Schönen — wird sich der Leher vertraut zu machen haben mit der humanen Ethik, die die Ausgestaltung der religiösen Vorstellungswelt als etwas Subjektives dem einzelnen überläßt und aus allen Religionssystemen das Gemeinsame, das allgemein Verbindliche, das rein Menschliche heraushebt, um damit eine unerschütterliche Grundlage zu einer sittlichen Lebensführung für alle Menschen zu gewinnen.

In systematischer Weise die Kinder mit den Grundsätzen einer rein humanen Ethik vertraut zu machen, bleibt dem Lehrer infolge des mächtigen Widerstandes der Kirche verwehrt: um so häufiger wird er Gelegenheit suchen müssen, um ohne jede transcendentale Beziehung die Kinder empfinden zu lassen die sittliche Schönheit ethischen Handelns, sie begreifen zu lehren, daß jede gute oder schlimme Tat ihren Lohn in sich selbst trägt; da gilt es auszunützen die stille Freude des Kindes an den Erfolgen seines Fleißes oder an einer Tat des Mitleids dem Mitschüler gegenüber; da muß die Lüge für das Bewußtsein des Kindes als eine Zerstörerin wechselseitigen Vertrauens gebrandmarkt werden; da muß die Treue des Freundes dem Freunde, des Dieners dem Herrn, des Soldaten dem Vaterlande gegenüber mit leuchtenden Farben geschildert werden. Nicht darum handelt es sich, die Kinder mit öden Morallehren zu langweilen, sondern darum, in kurzen, aber eindringenden Worten die Schönheit sittlichen Handelns aufzuzeigen.

Unser deutsches Volk hat auf blutiger Wahlstatt seine Einheit nach außen errungen; wirtschaftliche, soziale, religiöse und Bildungsgegensätze haben es bislang verhindert, daß sich der äußeren die innere Einheit zugeselle. Und doch ist es eine der vornehmsten Aufgaben für erleuchtete Staatsmänner, ihre ganze Kraft für die innere Vereinheitlichung unseres Volkes einzusetzen; dabei sollten sie sich der Mitwirkung der Lehrerschaft bedienen: das gilt namentlich mit Bezug auf die Unterdrückung der konfessionellen Gegensätze. Man braucht der Geistlichkeit keinen allzu schweren Vorwurf daraus zu machen, daß sie nicht wenig zur Vertiefung dieser Gegensätze beigetragen hat: jede lebensvolle Organisation sucht sich zu behaupten und durchzusetzen — auch unsere kirchlichen Gemeinschaften. Einsichtige Staatsleitungen müßten aber den Stand, der dem geistlichen gegenüber allerwärts auf dem Plan sein könnte, den Lehrerstand, in den Dienst der Idee stellen, daß über den Konfessionen das Christentum, über den kirchlichen Trennungen die Einheit des Staates, unser Volkstum, steht. Eine solche Mission zu erfüllen, wäre der Lehrerstand aber nur dann in der Lage, wenn Schule und Kirche getrennt, der Lehrer vom Geistlichen unabhängig und ihm an Bildung ebenbürtig wäre; zudem dürfte er nicht selbst in konfessionellen Vorurteilen befangen sein.

Aus der mehr und mehr sich vollziehenden Umwandlung Deutschlands aus einem Agrar- in einen Industriestaat ferner ergeben sich soziale Folgeerscheinungen, die ihrerseits wieder pädagogische Maßnahmen bedingen, z. B. in der Frage des Kinderschutzes, der Fürsorgeerziehung, des hauswirtschaftlichen Unterrichts für Mädchen, der Kriminalität der Jugendlichen. Hat man doch aus dem Studium der sozialen Fragen im ganzen die Verpflichtung hergeleitet, die gesamte Pädagogik mit einem kräftigen sozialen Einschlage zu versehen, und so eine neue Richtung, die der Sozialpädagogik, begründet.

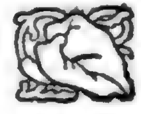
Aus der Tatsache, daß das deutsche Volk die Führung in pädagogischen Dingen nicht in voller Ausschließlichkeit für sich beanspruchen kann, daß sich auch in Frankreich, in den skandinavischen Ländern, in England und Nordamerika kräftiges pädagogisches Leben regt, folgert für den deutschen Lehrer die Notwendigkeit, auch das ausländische Unterrichtswesen aufmerksam zu verfolgen; Studienreisen würden hierbei, wie vorliegende Erfahrungen beweisen, von großem Nutzen sein.

Welches sind nun die Bildungselemente, die den Lehrer zur Lösung all dieser ihm zugewiesenen Aufgaben befähigen? Seine Bildung muß zunächst eine streng wissenschaftliche sein und, soweit sie den Beruf betrifft, auf philosophischen Grundlagen beruhen; er muß mit Psychologie, Erkenntnistheorie und Logik genau vertraut sein, insbesondere muß er auch die gesamte Literatur über Kinderpsychologie kennen. Eine unentbehrliche Ergänzung haben diese Wissenszweige in eingehender Kenntnis der hervorragendsten Erscheinungen der Literatur überhaupt und in einem reichen geschichtlichen Wissen zu finden. Die Beschäftigung mit einem System humaner Ethik soll ihn befähigen, sich eine freie Weltanschauung zu erringen und soll ihn die rein menschlichen Grundlagen alles Sittlichen kennen lehren. Das Zentralfach der Lehrerbildung muß selbstverständlich die Pädagogik sein:

durch ihre Geschichte und die Hauptwerke ihrer Klassiker muß er mit den großen Ideen über Unterricht und Erziehung vertraut geworden sein; in der allgemeinen Unterrichts- und Erziehungslehre erfahren diese Ideen, soweit sie noch heute gültig und brauchbar sind, ihre Zusammenfassung. Zum Zwecke der richtigen Uebermittelung des Wissens an die Jugend muß er in populärwissenschaftlicher Weise eingeführt werden in die Naturwissenschaften, in Geographie und Geologie, in Geschichte mit Kulturgeschichte, in Verfassungs- und Gesetzeskunde des engeren und weiteren Vaterlandes. Daß der Lehrer der „deutschen Schule", wie man die Volksschule zuweilen nennt, seine Muttersprache aufs gründlichste kennen und auch mit ihrem Werdegang vertraut sein muß, ist eine längst zu allgemeiner Anerkennung gelangte Forderung. Ebenso selbstverständlich muß er die hervorragenden Erscheinungen der Jugendliteratur aus eigener Lektüre kennen und sich darüber klar geworden sein, welche Anforderungen an eine gute Jugendschrift gestellt werden müssen. Da er in fast allen Unterrichtsstunden zur Veranschaulichung durch Zeichnen seine Zuflucht nehmen muß, so ist auch die Ausbildung der zeichnerischen Fertigkeiten für ihn erforderlich; ferner ein gewisses Maß musikalischer Ausbildung. Um in die pädagogische Literatur, die das Ausland hervorgebracht hat, Einsicht nehmen und Studienreisen in das Ausland unternehmen zu können, muß er es im Französischen und Englischen bis zur vollen Beherrschung des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks gebracht haben.

Die Frage nun, auf welchen Bildungsanstalten der Lehrer die eben umschriebene Bildung finden kann, läßt sich kurz dahin beantworten: für die Vorbildung des Lehrers würde am besten das Realgymnasium, für seine berufliche Ausbildung die Universität sorgen. Das erstere brauchte für den vorliegenden Zweck in seiner Organisation kaum geändert werden, die Universität müßte erweitert werden durch einen Lehrstuhl für Pädagogik, durch ein Universitätsseminar mit Uebungsschule, durch Vorlesungen über Schulhygiene und Schulrecht und durch einen Cyklus populär-wissenschaftlicher Vorlesungen aus Geschichte, Geographie mit Geologie, aus den Naturwissenschaften und aus Jurisprudenz mit Nationalökonomie. Letztere Einrichtung wäre, wie Massow in seinem Werke „Reform oder Revolution" (Seite 50 u. f.) darlegt, zur Vermeidung der Gefahren des Spezialstudiums und zur Erzielung einer ausgedehnten Allgemeinbildung auch für die Angehörigen aller gelehrten Berufsarten eine ausgesprochene Notwendigkeit. In Anbetracht der gegebenen Verhältnisse aber ist auf eine Verwirklichung der eben ausgesprochenen Forderungen für die nächste Zukunft nicht zu hoffen; daraus ergibt sich nun die weitere Frage, was in der allernächsten Zeit zu geschehen hat, um wenigstens den dringendsten Forderungen unserer Zeit an die Lehrerbildung zu genügen. Da ist die Lehrerbildung um ein Jahr zu erweitern, das Französische als Pflichtgegenstand, das Lateinische als wahlfreies Fach einzuführen; die Pädagogik muß in größerem Umfange als bisher gelehrt werden; an einer bayerischen Universität sind ein oder zwei Lehrstühle für Pädagogik zu errichten, den Absolventen der Lehrerseminare mit Hauptnote I und II in den Lehrgegenständen ist der Zugang zur Universität mit der Möglichkeit, ein Abgangsexamen abzulegen, zu eröffnen; an den Lehrerbildungsanstalten sind nur Lehrer mit dem Nachweis von Fachstudien zu verwenden; die künftigen Lehrer sind in paritätischen Anstalten zu erziehen; das Internat bei den Seminaren ist aufzuheben.

Jeder gesunde Organismus trägt die unwiderstehliche Tendenz zur Weiterentwicklung in sich. Die Volksschule ist ein solch lebenskräftiger Organismus. Sorgen ihre Lehrer dafür, daß alle ihre Standes- und Schulforderungen aus den Lebensbedingungen der Volksschule selbst hergeleitet werden, dann bieten diese Forderungen die Bürgschaft ihrer Verwirklichung, und erfolge dieselbe noch so schwer.



Bücher und Zeitschriften.

Elementare Berechnung der Logarithmen; eine Ergänzung der Arithmetikbücher von Prof. Dr. H. Schubert. Leipzig 1903. G. J. Göschensche Verlagshandlung. (V und 87 Seiten.)

Mit der besonderen Absicht, den Schülern der Oberklasse der humanistischen Gymnasien die Berechnung der Logarithmen mundgerecht zu machen, hat sich Verfasser in dem vorliegenden Büchlein die Aufgabe gestellt, Methoden dafür anzugeben, welche nicht auf den logarithmischen Reihen (die ja im Lehrplan der meisten humanistischen Gymnasien nicht vorgesehen sind), sondern lediglich auf Entwicklungen und Ueberlegungen beruhen, die vom binomischen Satz ihren Ausgang nehmen, also völlig elementar sind. Dabei handelt es sich aber nicht um die direkte Berechnung des Logarithmus einer gegebenen Zahl auf eine bestimmte Anzahl von Dezimalstellen (eine einfache, gleichfalls völlig elementare Methode hierfür hat jüngst Prof. Oudemans im Novemberheft der englischen Monatsschrift „Observatory" angegeben), die vom Verfasser entwickelten eleganten Methoden (Dupel- und Tripelformel, „Sieglitz"-Methode) zielen vielmehr darauf ab, unter Zuhilfenahme des Begriffes der Grenzunterschiede dem Rechner gleichzeitig über die Genauigkeit der gefundenen Zahlen ein Urteil zu ermöglichen. Das Buch ist seiner Anlage nach wohl vorwiegend für Lehrer geschrieben; die Darstellung ist aber überall so klar und verständlich, daß auch der minder Eingeweihte nicht allzu große Mühe haben wird, den Entwicklungen des Verfassers zu folgen. Das anspruchslose Büchlein kann daher Lehrern wie strebsamen Schülern und Studierenden gleich warm empfohlen werden.

-rt-

❧

Allgemeine Rundschau.

Von der „Encyclopaedia Britannica".

dc. Aus London wird geschrieben: Der 19. Dezember 1903 war für die englische Presse ein Tag tiefer Trauer, denn an diesem Tage ward ihr eine Quelle verschlossen, aus der sich wochen- und monatelang ein wahrer Goldregen über die Zeitungen und Journale aller Art, aller Parteien ergossen hat. Der Verkauf der „Encyclopaedia Britannica" zum halben Preise und auf Abzahlung hörte am Samstag, den 19. Dez., 11 Uhr 59 Minuten 59 Sekunden auf und das große instruktive Werk, das bis dahin jeder für 28 Pfund Sterling auf Abzahlung kaufen konnte, wird von nun ab für alle Zukunft „per Kasse" 57 Pfund kosten. So lautet der unabänderliche Beschluß der Times. In dem Verlaufe des großen Ausverkaufes hat die Times verschiedene Rekorde geschlagen, so zum Beispiel einen telegraphischen Rekord — es wurden am Donnerstag von der Times nicht weniger als 150,000 Telegramme an Personen, von denen man glaubte, daß sie eventuell das Werk kaufen würden, gesandt. Man stelle sich vor: 150,000 Telegramme auf einmal abgesandt! Alle vorhergegangenen Rekorde sind aber mit den Rieseninseraten der Times für dieses Werk geschlagen worden. Man ist hier sicherlich gewöhnt, mit großen Summen zu rechnen, und besonders auf dem Gebiete der Tagespresse spielt die Sparsamkeit keine große Rolle, aber solche Publikationen, wie sie in den letzten Wochen im Auftrage der Times in fast allen Tages-, Wochen- und Monatsblättern erschienen sind, fand man selbst hier unerhört. Die Inseratenspalten der vielgelesenen englischen Blätter sind nicht billig, ganze Seiten laufen, nach Mark gerechnet, stark in vierstellige, ja sogar in fünfstellige Ziffern. Aber wie hoch auch die Ausgaben sich schließlich herausstellen mögen, sie sind offenbar durch den Erfolg gerechtfertigt. Wir hören, daß in den verflossenen 23 Jahren nur kaum 10,000 Exemplare der „Encyclopaedia Britannica" verkauft worden sind. In den letzten sechs Wochen dagegen ist die Zahl der verkauften Bände auf 1½ Millionen gekommen. Der Höchstbetrag, der an einem einzigen Tage durch den Verkauf einkam, war reichlich 600,000 M., der Höchstbetrag in einer Woche 2 Millionen M. Zum Ein-

binden der bis jetzt verkauften Bände sind die Felle von über 500,000 Ziegen verwandt worden, und an die Post sind für Briefmarken u. s. w. 1,200,000 M. gezahlt worden. Das sind so einige unter den vielen interessanten Ziffern, die die Times selbst ihren Lesern vorsetzt und die nach Schluß der Abzahlungsperiode wahrscheinlich noch vervollständigt werden.

*

Internationale Ballonfahrt.

Am 5. Januar 1904, findet in den Morgenstunden eine internationale wissenschaftliche Ballonfahrt statt. Es steigen Drachen, bemannte und unbemannte Ballons auf in Scotland Crinan, Trappes, Itteville, Chalais-Meudon, Guadalajara, Rom, Zürich, Straßburg i. E., Friedrichshafen, München, Barmen, Hamburg, Berlin, Wien, St. Petersburg, Kasan, Torbino, Blue Hill, U. S. A. Der Finder eines jeden unbemannten Ballons erhält eine Belohnung, wenn er der jedem Ballon beigegebenen Instruktion gemäß den Ballon und die Instrumente sorgfältig birgt und an die angegebene Adresse sofort telegraphisch Nachricht sendet. Auf eine vorsichtige Behandlung der Instrumente rc. wird besonders aufmerksam gemacht.

::

Hochschulnachrichten.

* **Erlangen.** Dem Privatdozenten der Arzneimittellehre Dr. Robert Heinz ist der Titel und Rang eines außerordentlichen Professors verliehen und ihm zugleich die Leitung der pharmakologischen Abteilung der Universitäts-Poliklinik übertragen worden.

* **Gießen.** Die philosophische Fakultät der hiesigen Universität hat dem Hamburger Gelehrten Kaufmann Hermann Strebel für seine Verdienste auf dem Gebiete der Zoologie und der mexikanischen Altertumskunde zu seinem 70. Geburtstag am 1. Januar 1904 die Doktorwürde ehrenhalber verliehen.

* **Von technischen Hochschulen.** Oberingenieur Mathesius in Essen ist als Professor für Metallurgie an die technische Hochschule zu Charlottenburg-Berlin berufen worden. — Dr. Eugen Schwiedland wurde zum ordentlichen Professor der Nationalökonomie an der technischen Hochschule in Wien ernannt. — Der Oberingenieur der Aktiengesellschaft Siemens u. Halske in Wien, Wolfgang Wendelin, wurde zum ordentlichen Professor für Elektrotechnik und technische Mechanik an der Bergakademie in Leoben ernannt.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher in München.

Neuer Bücher-Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig 1903.

(Nachtrag zum Verzeichnisse des Bücher-Verlages.)

Schöne Wissenschaften.

Anzengruber, Ludwig, Der Schandfleck. 8. Aufl. 3 M., geb. 3 M. 50 Pf.
Apelt, Willibalt, Leben, träumen. 2 M., geb. 3 M.
Dahn, Felix, Sämtl. Werke poet. Inhalts. Neue Folge. 15 Lief. od. 4 Bde. 15 M., geb. 19 M.
Inhalt: Band I: Sigwalt u. Sigridh. 2. Stilicho. 3. Der Vater u. die Söhne. Band II: 1. Am Hofe Herrn Karls. 2. Herzog Ernst v. Schwaben. 3. Fünfzig Jahre. 4. Meine wälschen Ahnen. Band III: Walhall. Band IV: Kaiser Karl u. s. Paladine.
— Felicitas. Hist. Roman. 17. Aufl. 5 M., geb. 6 M.
— Attila. Hist. Roman. 9. Aufl. 5 M., geb. 6 M.
— Bis zum Tode getreu. Erzählg. aus der Zeit Karls d. Großen. 16. Aufl. 5 M., geb. 6 M.
— Ein Kampf um Rom. Hist. Roman. 36 u. 37. Aufl. 1. Ausg. in 3 Bdn. 15 M., geb. 18 M.
— Meine wälschen Ahnen. Kl. Erzählungen. 1.—3. Tausend. 1 M. 50 Pf., geb. 2 M. 50 Pf.
Dahn, Therese u. Felix Dahn, Walhall. Germ. Götter- u. Heldensagen. Für alt u. jung am dtschn. Herd erzählt. Mit über 50 Bildertafeln, Textbildern u. s. w. von Joh. Gehrts. 13. Gesamtaufl. 9 M., geb. 10 M.
Devrient, Otto, Gustav Adolf. Hist. Charakterbild in 5 Aufz. 23 Aufl. kart. 1 M.
Felbo, Bruno, Irminfried. Drama in 5 Aufz. 3 M.
Grazie, M. E. delle, Sämtl. Werke. In 9 Bdn. od. 30 Lief. 30 M., geb. 39 M.
Bisher erschienen die Bände I—III od. Lief. 1—12.
Grazie, M. E. delle, Zu spät. 4 Einakter. 2. Aufl. 3 M. geb. 4 M.
— **Hermann,** Dtschs. Heldengedicht in 12 Gesängen. 2. Aufl. 4 M. geb. 5 M.
— Saul. Tragödie in 5 Akten. 1 M. 80 Pf., geb. 2 M. 80 Pf.
— Die Zigeunerin. Erzg. 1 M. 40 Pf., geb. 2 M. 40 Pf.
Paul, Adolf, Karin Månstochter. Schauspiel in 5 Akten. Deutsche Orig.-Ausg. 2 M., geb. 3 M.
— König Kristian II. Schauspiel in 5 Akten. Neue vervollst. deutsche Orig.-Ausg. 3 M., geb. 4 M.
— Harpagos. Schausp. in 5 Akten. Dtsche. Orig.-Ausg. 3 M., geb. 4 M.
Stubenberg, Mathilde Gräfin, Eisblumen. Neue Gedichte. 2 M. geb. 3 M.
Volkmann-Leander, Richard v., Träumereien an französ. Kaminen. Märchen. 29. Aufl. geb. 3 M.

Geschichte und Politik.

Hauck, Karl, Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz (1617—1680). Mit 2 Bildn. 5 M.
Knothe, Dr. Hermann, Geschichte des Oberlausitzer Adels. II. Bd. 4 M.
Noradounghian, Gabriel Effendi, Recueil d'actes internationaux de l'empire Ottoman. Tome IV. 1878—1902. 16 M.
Question, la, des réformes dans la Turquie d'Europe. Exposé document p. un non-diplomate. 2 M. 80 Pf.

Philosophie.

Windelband W., Die Geschichte der neueren Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgem. Kultur u. den besonderen Wissenschaften. 2 Bde. 3. durchg. Aufl. Je 9 M. geb. 10 M. 50 Pf.

Medizin und Naturwissenschaften.

Atomgewichte, internat., von 1903. Norm: H = 1 u. O = 16. Nach den Beschlüssen der Internat. Atomgewichts-Kommission herausg. v. Karl Seubert. Je 2 Blatt in Plakatformat je 1 M.
Bericht über die Verhdlgen. d. Dtschn. Gesellsch. für Chirurgie, XXXII. Kongress. 4 M.
Sammlung klin. Vorträge, begründet von Rich. v. Volkmann. Neue Folge herausg. v. Ernst v. Bergmann, Friedr. Müller u. Franz v. Winckel. Jeder Vortrag einzeln 75 Pf. Preis bei Entnahme einer Folge v. 30 Vorträgen 15 M.

Nr. **XII. Serie.**
346. Eklampsie. Von Anton Hongge.
347. Zur Klinik der Angiosklerose der Darmarterien. Von Norbert Ortner.
348. Beitrag zur Therapie der Nabelschnurbrüche. Von Carlos Knoop.
349. Unser Hebammenwesen u. die Reformpläne. Von B. S. Schultze.
350. Die Kochsalzinfusion und ihre Verwertung bei Krankheiten. Von P. Bermbach.
351. Ueber missed labour u. missed abortion. Von Ernst Fränkel.
352. Ein Vorschlag u. Versuch zur Heilung der akuten Sepsis. Von J. Wernitz.
353. Das Leben vor der Geburt. Von P. Strassmann.
354. Beitrag zur Behandlung des perforierenden Magen- und Duodenal-Geschwüres. Von Karl Dahlgren.
355. Beobachtungen über Impfschäden u. vaccinale Mischerkrankungen. Von Leonh. Voigt.
356/357. Ueber die Resektion der Leber. Von Willy Anschütz.
358. Ueber den Verlauf der Geburt bei Riesenwuchs der Kinder. Von J. Ettingshaus.
359. Ueber die Beziehungen des adenoiden Gewebes zu bösartigen Geschwülsten. Von Georg Meyer.
360. Ueber das branchiogene Karcinom. Von G. Brünet.

XIII. Serie.
361. Der Knötchen- u. Schwielenkopfschmerz u. seine Behandlung. Von Siegmund Auerbach.
362. Ueber tuberkulöse Darmstenose. Von A. W. Nikoljski.
363. Ueber die Missbildungen der Gebärmutter u. Tumoren der Uterusligamente. Von Oscar Frankl.
364. Ueber die Freiluft-Liegebehandlung bei Nervösen. Von M. van Oordt.

Verhandlungen der Gesellsch. für Geburtshilfe zu Leipzig in dem Jahre 1902. kart. 1 M.
Zentralblatt für innere Medizin, herausg. v. C. Binz-Bonn, W. O. v. Leube-Würzburg, E. v. Leyden-Berlin, B. J. G. Naunyn-Strassburg, H. Nothnagel-Wien, redig. v. H. Unverricht-Magdeburg. XXIV. Jahrg. 20 M., Einbanddecke 1 M.
Zentralblatt für Chirurgie, herausg. v. E. von Bergmann-Berlin, F. König-Göttingen, E. Richter-Breslau. XXX. Jahrgang. 20 M., Einbanddecke 1 M.

Digitized by Google

Zentralblatt für Gynäkologie, herausg. von Heinr. Fritsch-Bonn. XXVII. Jahrg. 20 M., Einbanddecke 1 M.
Zentralblatt für die gesamte Medizin. XXI. Jahrg. 50 M.

Sprachwissenschaften.

Bremer, Otto, Wandtafeln d. dtschn. Aussprache. Tafel I: Die menschl. Sprechwerkzeuge, senkrechter Durchschnitt durch die Mitte des Kopfes. 1 M.

Musikalische Schriften.

Berlioz, Hector, Literarische Werke. Erste Gesamtausgabe. I. Band: Memoiren, mit der Beschreibung seiner Reisen in Italien, Deutschland, Rußland u. England. 1803—1865. A. d. Franz. übers. v. Elly Ellès. I. Band. 4 M., geb. 5 M.
— V. Band. Ideale Freundschaft u. Romantische Liebe. Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein u. an Frau Estelle Fornier. Mit 2 Bildn. A. d. Franz. übers. v. Gertrud Savić. 5 M., geb. 6 M.
— IX. Band: Die Musiker u. die Musik. A. d. Franz. übers. v. Gertrud Savić. 5 M., geb. 6 M.
Briefe hervorragender Zeitgenossen an Franz Liszt. N. den Handschr. herausg. v. La Mara. III. Band: 1836—1886. Neue Folge. 6 M., geb. 7 M.
Buhle, Edward, Die musikal. Instrumente i. d. Miniaturen des frühen Mittelalters. Beitrag z. Gesch. der Musikinstrumente. I: Die Blasinstrumente. Mit Textfiguren u. Tafeln. 6 M.
Eitner, Rob., Biogr.-bibliogr. Quellen-Lexikon d. Musiker u. Musikgelehrten der christl. Zeitrechnung bis zur Mitte des XIX. Jahrh. VIII. Band: Po-Scheiffler. 12 M., geb. 13 M. 50 Pf.
— — IX. Band: Schein-Tzwiefel. 12 M., geb. 13 M. 50 Pf.
Bei Subskr. a. d. vollst. Werk jeder Band 10 M.
Eitz, Carl, Deutsche Singfibel. Z. Gebrauch f. d. 1.—3. Schuljahr. N. d. Tonwortmethode bearb. 3. Tausend. (Neubearbeitet.) 25 Pf.
— Erläutgn. z. „Deutschen Singfibel". 30 Pf.
Glasenapp, Carl Fr., Das Leben Rich. Wagners in sechs Büchern dargestellt. 3., gänzlich neu bearb. Ausgabe. III. Band. 1. Abtlg. (1864—1872). Mit Bildnis König Ludwigs II. 7 M. 50 Pf., geb. 9 M.
Hirschberg, Eugen, Die Encyklopädisten u. die Franz. Oper im 18. Jahrh. 3 M.
Jadassohn, S., Lehrb. d. Harmonie. 7. Aufl. 4 M., geb. in Schulbd. 4 M. 50 Pf., geb. in Lwd. 5 M.
— Lehrb. d. einf., doppelten, dreifachen u. vierfachen Kontrapunktes. 4. Auflage. 3 M., geb. in Schulbd. 3 M. 50 Pf., geb. in Lwd. 4 M.
Knorr, Iwan, Aufgaben f. d. Unterricht i. d. Harmonielehre. 1 M. 50 Pf., geb. in Schlbd. 2 M., geb. in Lwd. 2 M. 50 Pf.
Kofler, Leo, Die Kunst des Atmens als Grundlage der Tonerzeugung für Sänger, Schauspieler, Redner, Lehrer, Prediger etc., sowie zur Verhütung u. Bekämpfung aller d. mangelhafte Atmung entstandenen Krankheiten. A. d. Engl. übers. v. Clara Schlaffhorst u. Hedwig Andersen. 4. Aufl. geh. 2 M., geb. 3 M.
Krause, Frau Dr., Rhythmische Uebungen unter Anwendung der verkörperten Noten als Anschauungsmittel f. d. Gesang- u. Klavierunterricht System Frau Dr. Krause. 1 M. 20 Pf.
Kronseder, Otto, Franz Lachner. Eine biogr. Skizze. Mit 24 Abbild. u. 1 Notenfaks. 2 M.
Marx, Adolf Bernh., Die Lehre v. d. musikal. Komposition, 1. Teil. Die reine Komposition 10. Aufl. Bearb. von Hugo Riemann. 9 M., geb. 10 M. 50 Pf.
Richter, Alfr., Aufgabenbuch zu E. F. Richters Harmonielehre. 18. Aufl. geh. in Schlbd. 1 M. 50 Pf., geb. in Lwd. 2 M.
Richter, Ernst Friedrich, Leerboek der Harmonie. Vrij bewerkt volgens de 19de Duitsche uitgaaf door Jacques Hartog. 2de Uitgaaf. 5 M., geb. 6 M.
Riemann, Hugo, System der musik. Rhythmik u. Metrik. geh. 7 M. 50 Pf., geb. in Schlbd. 8 M. 50 Pf., geb. in Lwd. 9 M.
Nöckl, E., Was erzählt Rich. Wagner über die Entstehung s. Nibelungengedichtes u. wie deutet er es? 1853—1903. A. d. briefl. Aeußerungen des Meisters. 75 Pf.
Schumann, Clara, e. Künstlerleben v. Berth. Litzmann. I. Band. Mädchenjahre. 1819—1840. Mit 3 Bildn. 2. verb. Aufl. geh. 9 M. geb. in Lwd. 10 M., geb. in Halbfr. 11 M.
Steinhausen, Dr. F. A., Die Physiologie der Bogenführung auf den Streichinstrumenten. Mit vielen Abbildgn. geh. 3 M., geb. 4 M.
Tiersot, Julien, Ronsard et la musique de son temps. 2 M. 40 Pf.
Unschuld v. Melasfeld, Marie, Die Hand des Pianisten. Method. Anleitung z. Erlangung e. sicheren, brillanten Klaviertechnik modernen Stiles n. Prinzipien des Herrn Prof. Th. Leschetitzky. Mit 42 Abbildgn. und 49 Notenbeisp. 2. Aufl. geh. 4 M., geb. 5 M.
— The hand of the pianist. Transl. fr. the German by Henry Morgan Dare. 98 S. 8º. geh. 5 M., geb. 6 M.

Wagner, Richard, Briefe an August Roeckel. Eingeführt v. La Mara 2. Auflage. geh. 2 M., geb. 3 M.
— Lettres à Théod. Uhlig, Guill. Fischer, Ferd. Heine. Traduct. autorisée de l'allemand p. Georges Khnopff. 6 M.
Zanten, Cornelie van, Leitfaden zum Kunstgesang. M. e. Beilage: Phon.-orthoep. Sprech- u. Lese-Uebgn. f. Sänger u. Redner, insb. f. Konservatorien u. and. Lehranstalten v. Cornelie van Zanten u. Dr. C. E. Poser. 5 M.

Musikzeitschriften.

Deutscher Bühnen-Spielplan. VII. Jhrg. Monatlich 1 Heft. Einzelpr. je 1 M., im Abonnem. je 75 Pf.
— Band VII. (Sept. 1902—Aug. 1903). geh. 6 M., geb. 7 M.
— Reg. z. Jahrg. 1902/1903. 2 M.
Konzert-Programm-Austausch. 1903. Subskr.-Preis f. d. Jahrg. 15 M.
Korrespondenzblatt des evang. Kirchengesangvereins f. Deutschland. Herausg. v. d. Vorstande d. Zentralausschusses in Darmstadt. 17. Jahrg. 1903. Jährl. 12 Hefte. 2 M.
Monatshefte f. Musikgeschichte, herausg. v. d. Gesellschaft f. Musikforschung u. Redaktion v. Robert Eitner. Jahrgang XXXV. 1902. 9 M.
Reg. z. Jahrg. XXI—XXX 2 M.
Zeitschrift d. Internat. Musikgesellschaft. Jahrg. 1903/1904. Monatl. 1 Heft. Abonn.-Preis für Nichtmitgl. jährl. 10 M.
Sammelbände d. Internat. Musikgesellschaft. Jahrg. 1903/1904. Vierteljahrl. 1 Band.
Abonn.-Preis f. Nichtmitgl. 20 M.
Mitgl. erhalten beide Publikationen gegen einen jährl. Mitgliedsbeitrag von 20 M. kostenfrei zugesandt.
Zum Vertrieb:
Rivista Musicale Italiana. Jahrg. X. Vierteljährlich 1 Heft je n. 3 M. 60 Pf.
Im Abonn. jährl. 11 M. 20 Pf.
Das Tonwort, herausg. v. Carl Eitz. Blätter f. d. Uebung d. musikal. Allgemeinbildung d. Volkes. 1902 Nr. 1/3. (Erscheint zwanglos.) 60 Pf.

Breitkopf & Härtels Musikbücher.

Abteilung I. Textbibliothek.

Nr. 259. Lange, S. de, Eines Königs Tränen n. 10 Pf.
„ 297. Berlioz, H., The Damnation of Faust n. 10 Pf.

Abteilung II. Kleine Konzertführer. Herausg. von Professor Dr. Herm. Kretzschmar.

Nr. 521c. Mendelssohn, Paulus. Engl. Ausgabe n. 10 Pf.
„ 595. Beethoven, L. v., Klavierkonzert, Es. Op. 73. n. 10 Pf.
„ 596. Brahms, Joh., Klavierkonzert, Dm. Op. 15. n. 10 Pf.
„ 598. Grieg, Ed., Klavierkonzert, Am. Op. 15. n. 10 Pf.

Bach J. S., Hmoll Messe. Themat. Führer von Jul. Spengel. n. 20 Pf.

Bildende Kunst und Kunstwissenschaft.

Breitkopf & Härtels Zeitgen. Kunstblätter. Volkstüml. Ausg. mod. Werke d. dtschn. Griffelkunst. Größe des einzelnen Blattes 50:40 cm. Jedes Blatt 2 M.
Serie IX Nr. 86: Gottfr. Hofer, Römische Madonna.

Serie XI: Hans Thoma:	
Nr. 101. Centaurenszene.	Nr. 106. Süddeutsche Sommerlandschaft.
„ 102. Schwarzwaldhaus.	„ 106. Partenkirchen.
„ 103. Briefschreiberin.	„ 108. Tochter der Herodias.
„ 104. Kastanien im Taunus.	„ 109. Versuchung Christi.
„ 105. Mainufer.	„ 110. Schwarzwälder Gärten.

Leinwandmappe, Farbige, z. Kinderserie d. Zeitgen. Kunstblätter, entworfen v. M. Molitor. 4 M.
Hofer, Gottfr., Madonna di Campiglio. Orig.-Lithog. Einfarbig od. koloriert 15 M.
Schneider, Sascha, Astarte. Farbige Autotypie 1 M. In Rahmen 4 M.
Steinhausen, Wilh., Das Gastmahl. Farbige Lithogr. 5 M.
Thoma, Hans, Bacchus- u. Gambrinuszug. Lithogr. 50 Pf.

Hildebrand, A., Brahms-Büste. Gipsabguß in Lebensgröße. Höhe 50 cm 60 M.
Kiste u. Verpackung 3 M.
— Dieselbe verkleinert. Höhe 25 cm 20 M.
Kiste u. Verpackung 2 M.
Schumann, Robert, im 21. Lebensjahr. Bildnis in Lichtdruck. 1 M.

Foerster, Richard, Moritz v. Schwinds philostr. Gemälde. Mit Abbgn. im Text u. 8 Lichtdrucktafeln. In Lwdmappe 20 M.
Spanier, Dr. M., Hans Thoma u. seine Kunst f. das Volk. Mit vielen Abbdgn. geb. 2 M.
Vogel, Julius, Das römische Haus in Leipzig. Ein Beitrag zur Kunstgesch. des XIX. Jahrhs. Mit 12 Lichtdrucktafeln u. 26 Origin.-Abbildungen im Text. gr. 4º.
(5481) In eigenartigem Einband 20 M.

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 5. Januar. Nummer 3.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☞ Des Feiertags wegen (mit Rücksicht auf das Gesetz über die Sonntagsruhe) erscheint die nächste Nummer am Donnerstag.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Luther in römischem Urteil. I. Eine Studie von Professor Johannes Haußleiter (Greifswald).

Aus der neuen schweizerischen Literatur. Von S. S.

II. Bücher und Zeitschriften.

Vermischte Aufsätze von Gustav Freytag aus den Jahren 1848—1894.

III. Allgemeine Rundschau.

Vom englischen Indien-Amt. — Frau Curie über ihre wissenschaftlichen Leistungen. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Luther in römischem Urteil.

Eine Studie von Prof. Johannes Haußleiter (Greifswald).

I.

Man sieht leicht ein, daß eine richtige Würdigung Luthers von seiten der Glieder der römischen Kirche zu den allerschwierigsten, kaum zu lösenden Aufgaben gehört. Denn im Mittelpunkt von Luthers Persönlichkeit steht sein Glaube, seine Auffassung des Evangeliums, sein paulinisches Christentum. Alle die mannigfachen und gewaltigen Aeußerungen und Betätigungen des schöpferischen Mannes auf dem Gebiet des öffentlichen Lebens, der Jugenderziehung, der deutschen Sprache stehen in so engem Zusammenhang mit jenem Mittelpunkt, daß eine durchaus ablehnende Stellung zu seiner evangelischen Verkündigung irgendwie auch das ruhige Urteil über die Bedeutung seiner Bibelübersetzung, seiner Kirchenlieder, seiner Katechismen trübt und beeinträchtigt. Wie sollte man sein Auftreten auf dem Reichstag zu Worms richtig würdigen können, wenn man von früher Jugend an die Meinung eingesogen hat, daß der fluchwürdige, mit des Papstes Bann belegte Ketzer nur zu Unrecht vor Kaiser und Reich sich auf Gottes Hilfe und die Freiheit des Gewissens berufen hat? Man merkt es den allermeisten römischen Urteilen über Luther an, daß der Prozeß schon vor dem Beginn der Verhandlungen entschieden ist. Man mag sich den Schein geben, als ob man in eine neue Untersuchung einträte und die Akten aufs neue prüfte. Es mag auch in Einzelheiten das bisherige Urteil sich etwas verschieben. Der Gesamtspruch steht unweigerlich fest: Luther ist und bleibt ein verhängnisvoller Häresiarch, ein unseliges Haupt der von Rom abgefallenen Ketzer.

Man sollte sich diesen Sachverhalt, der mit der beanspruchten Unfehlbarkeit des römischen Systems aufs engste zusammenhängt, ruhig allerseits eingestehen. Der erfolgreichste und unerbittlichste Bekämpfer jenes Systems kann von dessen Verteidigern und Vertretern unmöglich „objektiv“ beurteilt werden. „In der Beurteilung Luthers — schreibt ein so maßvoller Mann wie Prof. Funk in Tübingen — werden die Geister sich scheiden, so lange der Gegensatz der christlichen Konfessionen besteht. In die Bewunderung und Verehrung seitens seiner Anhänger können die Katholiken um so weniger einstimmen, als sie nicht bloß in seinem Werk nicht finden, was sie als eine kirchliche Reform betrachten, sondern auch in seiner Person eine Reihe von Eigenschaften vermissen, deren Besitz sie von einem wahren Reformator erwarten.“ Indem er ihm den Namen des Reformators abspricht, leugnet er doch nicht seine „welthistorische Bedeutung, sofern an seinen Namen die große Spaltung der abendländischen Christenheit in eine katholische und protestantische Hälfte sich knüpft“ (Lehrbuch der Kirchengeschichte, 1890, S. 432).

Es hat indes doch auch in der römischen Kirche Zeiten gegeben, da man in weiteren Kreisen gewillt und befähigt war, der religiösen Bedeutung Luthers in hohem Grade gerecht zu werden. Es tut not, heute an diese Zeiten zu erinnern, da gegenwärtig eine Flutwelle der gemeinsten Beschimpfungen Luthers in verschiedenen Schriften über das deutsche Volk sich ergießt und viele Federn am Werk sind, ein Zerrbild von Luthers Charakter zu entwerfen, bei dem man sich erstaunt fragt, wie es möglich ist, daß ein solcher Mann „welthistorische Bedeutung“ hat. Auch diese Flutwelle wird vorüberrauschen und einem ruhigeren Wellengang wieder Platz machen. Denn auch in der römischen Kirche, so sehr sie sich äußerlich in das Gewand der Unveränderlichkeit kleidet, bringt der Wechsel der Zeiten, wie es ja nicht anders sein kann, einen großen Unterschied der Stimmungen und Strömungen hervor, und der in die Tiefe dringende Blick kann da Zeichen ernster Beunruhigung wahrnehmen, wo das oberflächliche Urteil zunächst nur Aeußerungen selbstbewußter Sicherheit findet. Man schimpft nur, wenn man leidenschaftlich erregt ist. Die römischen Luther-Schriften der Gegenwart sind ein Zeichen tiefer Erregung. —

„Joseph II. und Luther“ betitelt sich eine der zahlreichen Flugschriften, die auf des Kaisers Toleranzpatent vom 13. Oktober 1781 gefolgt sind (zweite Auflage, Nürnberg, 1782). Der Verfasser gibt einen Auszug aus Luthers Schrift „an den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“. „Jeder Leser wird hier viel fromme Wünsche und heroische Vorschläge finden, welche Luther zur wahren Verbesserung der christlichen Kirche getan hat, die damals unerreichbar waren und über dritthalb hundert Jahre es blieben: Wünsche und Vorschläge, welche nur das gegenwärtige Oberhaupt der Christenheit, unser glorwürdigster Kaiser Joseph II., in seinen Staaten auszuführen und zu erfüllen von der Vorsehung bestimmt war, Joseph, der große Menschenbeglücker, dessen Regierung eine der merkwürdigsten Epochen in der Weltgeschichte macht, Joseph, der Fürst von tiefer Wissenschaft, von unüberwindlichem Eifer und Mut, von rastloser Tätigkeit und felsenfester Entschlossenheit, den Gott lange bis zum höchsten Ziele der Menschentage erhalten wolle!“ (S. 5 und 6.) Man merkt, was die Zusammenstellung der beiden Namen, des Kaisers und Luthers, zu bedeuten hat. Josephs kirchliche Reformen, seine Aufhebung vieler Klöster, sein Toleranzpatent erscheinen als Großtaten, deren Urheber einen Platz neben Luther verdient. Der Landesvater „frei von Furcht und

frei von Wahn Sieht alle gleich als Kinder an. Dies — dieses nenn' ich Toleranz: Was Joseph tut, das tut er ganz." Und er erreicht, was er will. „Rom, heutzutage weniger herrschbegierig als zur Zeit der Reformation, gibt dem Verlangen des Fürsten geschmeidig nach. Pius VI. ist überzeugt, daß der Schutzherr der Kirche nicht willens ist, ihren Rechten Eingriff zu tun. Die Billigkeit Josephs beruhigt ihn; aber die Entschlossenheit desselben hält ihn in Ehrfurcht." (S. 27.) Kaysers Bücherlexikon über die Jahre 1750 bis 1832 nennt G. E. Waldau, seit 1772 Hospitalprediger in Nürnberg, als Verfasser der anonymen Schrift; sie sprach aus, was damals Tausende auch unter den Katholiken dachten.

Es gab eine Reihe von Kirchenfürsten, die Josephs Reformen willig unterstützten. Allen voran trat der Bischof von Königgrätz, Johann Leopold v. Hay, in einem Hirtenbrief für die Durchführung des Toleranzpatentes im Sinne strenger Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe ein; den heimlichen Lutheranern, Reformierten und nicht unierten Griechen sollte das ihnen zugesprochene Recht einer ihrem Bekenntnisse entsprechenden privaten Religionsübung unverkümmert zugute kommen. Der Bischof ging so weit, daß er Schwankende, die nicht wußten, ob sie sich der Augsburger oder der helvetischen Konfession anschließen sollten, beriet, indem er ihnen die Unterschiede beider erklärte. Er verabscheute jeden Glaubenszwang. Als ihm um Lichtmeß 1782 in Starkenbach ein Bürger erklärte, er wolle übertreten, weil er sich an die Bibel halten wolle, die er bis jetzt in einen Felsen versteckt halten müsse, bemerkte der Bischof: Bleibt nur bei uns und habt Bibeln, so viel Ihr wollt! Da jedoch jener bei seinem Vorhaben blieb, ließ ihm der Bischof folgendes Zeugnis ausstellen: „Johann Tryzna hat sich auf der Starkenbacher Kanzlei für einen evangelischen Christen erklärt und niemand darf und soll ihm bei strenger Strafe das geringste Böse zufügen" (vgl. die Belege im 21. Jahrgang des Jahrbuches der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich, herausgegeben von D. Loesche, Wien, 1900, S. 220 ff.).

Wir haben den Rahmen gezeichnet, der die veränderte Beurteilung Luthers in der josephinischen Zeit, zu der wir zurückkehren, verständlich macht. Seit den Zeiten Ferdinands II. und Ferdinands III. war das Lesen der Schriften Luthers in Oesterreich streng verboten gewesen. Jetzt drangen Luthers Bücher wieder über die Grenze, die alten und die neuen Sammlungen, die der Tag brachte. Eben waren in den Jahren 1780 und 1781 zu Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung drei Bände von bisher ungedruckten, meist lateinischen Briefen Luthers erschienen; der Hamburger Pastor Joh. Christoph Wolf (bis 1739) hatte sie gesammelt und der Professor und erste Bibliothekarius D. Gottfried Schütze (bis 1784) sie herausgegeben. Die Vorrede betonte, daß man Luthers Charakter aus seinen Briefen, seine Talente aber aus seinen übrigen Schriften kennen lernen müsse. An die Spitze der Sammlung stellte Schütze drei Abhandlungen „über Luthers bidern Karakter gegen neuere Misdeutungen", in denen er sich über Luthers heftige Schreibart, über die Verdrängung veralteter deutscher Wörter aus seiner Bibelübersetzung und über hämische Beschuldigungen gegen Luther ausließ. Die Briefe kamen auch nach Wien. Sie wurden von Laien und Geistlichen gelesen und studiert. Man fand großes Gefallen an ihnen. Es wurde eine Uebersetzung veranstaltet, zu Wien gedruckt, verlegt und öffentlich verkauft. Der Titel lautet: „D. Martin Luthers bisher grossentheils ungedruckte Briefe. Nach der Sammlung des Hrn. D. Gottf. Schütze, aus dem Latein übersetzt. Erster, zweyter, dritter Band. Leipzig, in Kommission bey Christian Friderich Wappler. 1784." Die Vorrede des (zuerst gedruckten) dritten Bandes ist in der Ostermesse 1783 geschrieben. Sie beginnt mit folgenden Worten: „Man hat von verschiedenen Seiten gewünschet, Luthers bisher ungedruckte Briefe, mit denen uns jüngst Herr D. Gottf. Schütze beschenkte, in den Gründen unsers deutschen Publikums zu sehen. Ich wüßte auch nicht, woraus man den Charakter dieses Paulus ähnlichen Mannes besser kennen lernen kann als aus seinen Briefen, in denen sein Herz ohne Hehl da liegt, die uns ganz mit dem Geiste der Reformation bekannt machen und, wenn sie auch zuweilen an Heftigkeit grenzen, den Leser nie ohne Erbauung lassen. Der Uebersetzer hat das Vergnügen genossen, dies alles aufs neue und lebhafteste zu erfahren; und hat daher denen, die ihn verstehen, nichts anders zu sagen, als daß er mit einer Glaubensfreudigkeit, die über alle Weltgröße oder Stürme erhaben ist, und die nichts zu erschüttern vermag, und mit aller der Hochachtung, die er für ein so theures Rüstzeug Gottes immer hatte, aber bey der Arbeit selbst noch inniger einsog, diese Uebersetzung dem besser denkenden Theil des Publikums übergebe."

Wer war der Uebersetzer? Ein verkappter Protestant oder ein leicht getäuschter Laie? Er nannte seinen Namen nicht, konnte aber doch nicht verborgen bleiben. Der Uebersetzer war — es gibt doch noch Neues unter der Sonne! — Kleriker, Theologe, Ordensmann und wurde später als geschätzter Kanzelredner Professor der Pastoraltheologie in Wien, Zensor (!) der theologischen Schriften, Konsistorialrat, Vizedechant! Ein Mann von selbständiger Ueberzeugung, der, wie er in dem in der Ostermesse 1784 geschriebenen Vorbericht zum ersten Band bekennt, „durch diese Arbeit seinen Glaubensgenossen, den Katholiken, keinen überflüssigen Dienst zu erweisen glaubt. . . Da ich mir meiner guten Sache gewiß bin, deß ich mich rühme und freue in meinem Erlöser: so werd' ich mich nennen, sobald es auf den Namen ankömmt, ob ich gleich nie ein Geheimniß daraus gemacht habe; und sobald ich im Stande bin, auch wegen der kleinen Versehen mich, wie ich zu Gott hoffe, zu entsündigen. Meinen schwachen Brüdern, die auf den bloßen Namen hin verurtheilen, hab ich weiters nichts zu sagen. Sie würden mich doch nicht verstehen. . . ."

Wie hieß der seltene Mann, dem sich unsere ganze Teilnahme zuwendet? Der Uebersetzer und sein Bruder, der sich mit ihm der Aufgabe unterzog, Luthers Briefe in deutscher Sprache zu verbreiten, waren beide tätige Mitglieder des von dem Spanier Joseph Calasanza in Rom 1607 gestifteten Ordens der Piaristen, d. h. der Genossenschaft von den frommen Schulen (Congregatio Paulina Clericorum Regularium Pauperum Matris Dei Scholarum Piarum), die neben den drei Mönchsgelübden als viertes Gelübde die Verpflichtung zu unentgeltlicher Erteilung christlichen Jugendunterrichts aufnahm. Die erfolgreiche Tätigkeit der Genossenschaft auf dem Gebiete des Schulwesens hatte eine gewisse Konkurrenz mit den Jesuiten zur Folge, von denen sie sich durch Fernhaltung jeder Einmischung in politische Händel vorteilhaft unterschieden. Johann Siegfried Wiser, mit dem Ordensbeinamen a Sancta Margaretha (geb. in Günzburg am 10. Mai 1752, gest. zu Wien am 30. Oktober 1810), und sein etwas älterer Bruder Otto Wiser a Sancta Ludmilla (geb. am 19. Januar 1751, Todesjahr unbekannt), unterrichteten eine Zeit lang gemeinsam am Löwenburgschen Konvikt in Wien, jener in der Poesieklasse, dieser in der Philosophie und Mathematik, machten sich gemeinsam an eine lateinische Uebersetzung der Messiade Klopstocks, den Siegfried (1777) mit einer Ode feierte und „unsern größten jetztlebenden Dichter" nannte, und betrieben auch gemeinsam die Herausgabe der Briefe Luthers, die Siegfried unter Beihilfe seines „treuen Mitarbeiters" (Vorbericht zum ersten Band) übersetzte. Das Werk hinderte durchaus nicht die spätere theologische und kirchliche Laufbahn Siegfrieds. Als Kanzelredner in der Pfarrkirche Maria Treu seines Ordens, sowie durch Herausgabe von Predigtbänden (z. B. Passionspredigten 1787, Predigten über weise christliche Erziehung 1791—1793, drei Teile) erwarb er sich großen Ruf. Er wurde zum Professor der Pastoraltheologie an der Wiener Hochschule ernannt, versah als solcher seit 1793 die Zensur theologischer Schriften und war zuletzt von 1796 an Pfarrer zu Hofkirchen in Oberösterreich, Konsistorialrat und Vizedechant. Von seinen Schriften führe ich noch „Huldigung Josephs II."

(Wien 1781, 4°) an und verweise im übrigen auf den Artikel in Wurzbachs Biographischem Lexikon des Kaisertums Oesterreich, 56. Teil (Wien 1888), Seite 53 und 54, dessen Angaben durch **Horányi, scriptores piarum scholarum etc., pars II.** (Budae 1809), p. 833, einige Ergänzungen und Berichtigungen erfahren.

Der Uebersetzer der Briefe Luthers stellte an die Spitze „eine kurze Biographie des Mannes, die meist aus k. Hrn. Hofr. Schmidt, aus Schröckh und Keil, mit genauer Vergleichung der Quellen, zusammengetragen ist“; sie schließt mit den Worten, es sei eine alte, schamerweckende Erfahrung, daß man die Wohltaten großer Männer anfangs mit Undank belohne; die Nachwelt, unsere gegenwärtige Welt, lege allmählich diesen Charakter ab. „Man sieht das Gute, was er gethan, besser ein, und gute Fürsten wissen es zu benutzen.“ Jedem der übersetzten Briefe wird im Anschluß an Schütze eine kurze Inhaltsangabe vorausgeschickt. Am meisten aber tritt das eigene Urteil Wisers in den erläuternden Anmerkungen zutage, die an den Schluß der einzelnen Bände gestellt sind, und die über die in den Briefen vorkommenden Personen und Ereignisse nähere Auskunft geben. Auf sie müssen wir genauer eingehen, weil sie die Gründe entwickeln, aus denen die dem Reformator von seinem katholischen Uebersetzer gezollte Hochschätzung sich erklärt. Am eingehendsten beschäftigt sich Wiser mit dem bekannten „Sendbrief von Dolmetschen und Fürbitte der Heiligen“ vom 8. September 1530, den er im ersten Band, Seite 208, mit den Worten einleitet: „Man hatte Luthern beschuldigt, daß er die Worte Pauli Röm. 3, 28 durch eigenmächtige Einschiebung des Wortes allein verfälscht, und daß er von der Fürbitte der Heiligen irrig und schriftwidrig gelehrt habe. Luther verteidigt sich gegen beide Beschuldigungen mit vieler Entschlossenheit und Wahrheit.“ Die Worte „und Wahrheit“ fügte Wiser von sich aus hinzu; Schütze hatte im Zweiten Band, Seite 167, nur geschrieben: „mit vieler Entschlossenheit“.

Auf S. 391 lesen wir nun: „Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, meine Gedanken über diesen gewiß schätzbarsten Brief dieser ganzen Sammlung hier in Kürze und ohne Hehl vorzulegen. Es ist alles so wahr, so richtig und präzis ausgedrückt im ganzen und im besonderen, daß auch heutzutage kein richtigeres und zugleich bescheideneres Urteil über Luthers Bibelübersetzung kann gefällt werden. Wahr, daß er, Ein Mann! und durch Ein Buch! (wie auch Klopstock sagt) die Sprache, und welche Sprache umschuf; ja daß er dadurch, wie es der Mann wohl hier zum Teil selbst fühlte und sagte, den Deutschen zuerst deutsch lehrte“. Das wird noch näher auseinandergesetzt, und dann fährt Wiser fort: „Wahr, buchstäblich wahr noch für unsere Tage, was er S. 210 sagt: Ich möchte den Päpstler sehen, der nur Einen Brief des heiligen Paulus oder Einen Propheten zu übersetzen wagte und sich nicht dabei Luthers Uebersetzung bediente. Dies zeigte sein klein denkender Verfälscher Hieronymus Emser beim Neuen Testament, wodurch in der Tat das himmelschreiendste Unrecht unserem Manne angetan ward! so wie Joh. Dietenberger beim Alten Testament sich an ihm versündigte. Dieses gilt gleichfalls von Ecks und Uhlenbergs „Bibelübersetzung“ u. s. w.

Der Uebersetzer, dessen Sprache sich im ganzen fließend liest, gibt, ohne es zu wissen, selbst die Möglichkeit an die Hand, das Geheimnis der Sprache Luthers in dem Wohlklang ihrer Bewegung und in ihrer schöpferischen Kraft durch Vergleichung festzustellen. Der „Sendbrief“ ist ja von Luther deutsch geschrieben; Schütze hatte ihn „aus Aurifabers ungedruckter Sammlung“ in lateinischer Fassung mitgeteilt; Wiser gab also eine Rückübersetzung ins Deutsche, die zur Vergleichung mit dem Original auffordert. Ich wähle eine bekannte Stelle aus. Wiser übersetzt (S. 214): „Um deutsch zu reden, muß man nicht die Buchstaben der lateinischen Redensarten zu Rat ziehen, wie diese Schafköpfe (asini) machen, sondern Mütter, Kinder und das Volk muß befragt und ihre Redensarten beobachtet und darnach übersetzt werden, damit sie verstehen, daß wir deutsch reden. Wenn ich z. B. die Worte Christi: **Ex abundantia cordis os loquitur** übersetzen und nach diesen Eseln und dem Buchstaben mich richten wollte, so müßte ich sie so geben: Aus dem Ueberfluß des Herzens redet der Mund. Aber sagt mir, ob dieser Ausdruck deutsch sei? Was ist Ueberfluß des Herzens für ein Ding? Hier kann mir kein Deutscher antworten, außer er müßte es von einer ungewöhnlichen Größe des Herzens verstehen; und auch dieses ist falsch. Denn Ueberfluß des Herzens ist kein deutsch, so wie auch diese Redensarten nicht deutsch sind: Ueberfluß des Hauses, Ueberfluß des Kachelofens, Ueberfluß der Bank. Aber unsere gemeinen Weiber (**materfamilias**) und das Volk pflegen so zu reden: Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Und dieses heißt eigentlich und deutsch reden. Um dieses zu erreichen, sparte ich keinen Fleiß; aber allezeit konnt' ich es doch nicht erreichen, der lateinischen Worte und Setzung wegen, die dem Deutschen große Fesseln anlegen.“

Die Uebersetzung geht mitunter auf Stelzen; sie hat etwas Steifes aus dem Lateinischen zurückbehalten. Wie ganz anders klingt die Sprache Luthers! „Man muß nicht die Buchstaben in der lateinische Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, wie diese Esel tun; sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen und den selbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet. Als wenn Christus spricht: **Ex abundantia cordis os loquitur.** Wenn ich den Eseln soll folgen, die werden mir die Buchstaben vorlegen und also dolmetschen: Aus dem Ueberfluß des Herzens redet der Mund. Sage mir, ist das deutsch geredet? Welcher Deutscher versteht solches? Was ist Ueberfluß des Herzens für ein Ding? Das kann kein Deutscher sagen, er wollt denn sagen, es sei, daß einer ein allzu großes Herz habe oder zu viel Herzes habe, wiewohl das auch noch nicht recht ist. Denn Ueberfluß des Herzens ist kein Deutsch, so wenig als das deutsch ist: Ueberfluß des Hauses, Ueberfluß des Kachelofens, Ueberfluß der Bank. Sondern also redet die Mutter im Hause und der gemeine Mann: Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über. Das heißt gut deutsch geredet. Des ich mich geflissen und leider nicht allwege erreicht noch getroffen habe. Denn die lateinischen Buchstaben hindern aus der Maßen sehr, gut deutsch zu reden.“

Es wäre doch schon etwas gewonnen, wenn alle Glieder des deutschen Volkes, ja alle, die deutsch reden, sich des unvergleichlichen Verdienstes bewußt blieben, das Luther durch seine Gabe, deutsch zu reden, sich um unser Volk erworben hat! Das schöne, noch weiter greifende Bekenntnis Döllingers sollte wenigstens in dem Teil, der die Sprache betrifft, die Deutschen einigen: „Es hat nie einen Deutschen gegeben, der sein Volk so intuitiv verstanden hätte und wiederum von der Nation so ganz erfaßt, ich möchte sagen eingesogen worden wäre, wie dieser Augustinermönch zu Wittenberg. Sinn und Geist der Deutschen waren in seiner Hand wie die Leier in der Hand des Künstlers. Hatte er ihnen doch auch mehr gegeben, als jemals in christlicher Zeit ein Mann seinem Volke gegeben hat: Sprache, Volkslehrbuch, Bibel, Kirchenlied. Alles, was die Gegner ihm zu erwidern oder an die Seite zu stellen hatten, nahm sich matt, kraft- und farblos aus neben seiner hinreißenden Beredtsamkeit; sie stammelten, er redete. Nur er hat, wie der deutschen Sprache, so dem deutschen Geiste das unvergängliche Siegel seines Geistes aufgedrückt, so daß selbst diejenigen unter uns, die ihn von Grund der Seele verabscheuen, als den gewaltigen Irrlehrer und Verführer der Nation, nicht anders können: sie müssen reden mit seinen Worten, denken mit seinen Gedanken.“ (Ueber die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen, Nördlingen 1888, S. 53.) Der Wiener Piarist hätte sich freudig zu diesen Worten Döllingers bekannt.

Denn sein Verständnis Luthers ging über die Erkenntnis seiner sprachlichen Verdienste weit hinaus. Das beweist die Fortsetzung seiner Anmerkungen über den Sendbrief vom Dolmetschen. Indem er sich dem sachlichen Streit zuwendet, schreibt er (S. 393): „Wahr endlich, was seinen Glaubensgegnern so hart einleuchten will, und was ich

selbst endlich nur aus Erfahrung lernen mußte, daß seine Uebersetzung Röm. 3, 28 dem Text und Pauli Sinne gemäß ist, und daß die Lehre, der Glaube allein ohne alle aller Gesetze Werke mache uns zu Gerechten, eine belebende Kraft habe und der vorzüglichste Artikel des christlichen Glaubens ist. Indes können sich unsere Leser einen kleinen Begriff machen, was für ein Zeter die Gegner über die Einrückung des Wortes Sola vollbracht, und überhaupt welche Mißverständnisse und boshafte Verdrehungen der von Luther aufgestellte paulinische Satz von ihnen erfahren mußte. (Man muß sich dazwischen immer wieder daran erinnern, daß im Jahre 1784 in Wien ein katholischer Priester so schrieb und schreiben konnte!) Merkwürdig ist doch, um dies im Vorübergehen zu berühren, daß einer ihrer berühmtesten und gewiß gelehrtesten Kämpfer Eck bei einer Friedensunterhandlung auf dem Augsburgischen Reichstage in Gegenwart von vier Reichsfürsten auf diese so klare Schriftwahrheit „der Glaube allein (Sola) macht gerecht" nichts anderes hervorbringen konnte, als: Sola! Sola! Schickt das Sola zu'n Schustern, die wissen die Sohlen gut zu brauchen! Man denke sich noch die pöbelhafte, erzschwäbisch-augsburgische Aussprache hinzu! Im Grunde ein echt-theologischer Spaß und keine der schlechtesten Waffen dieser Gesellen." (Die Anekdote ist geschichtlich beglaubigt; vgl. K. Ed. Förstemann, Urkundenbuch zu der Geschichte des Reichstages zu Augsburg im Jahre 1530, zweiter Band, Halle 1835, S. 225).

Wiser schließt seine Bemerkungen mit folgenden Sätzen: „Dieses alles zusammengenommen, und nur gewisse Schimpfnamen, die der heftige Mann seinen Gegnern anwarf, weggerechnet, und die jeder, der nicht selbst, um auch einmal mit Luther zu reden, Pabst-Esel ist, größtenteils auf Rechnung des polemischen Tones seiner Zeit schreiben wird, hat mich zu meinem Urteil berechtigt, und ich glaube, um menschlich zu reden, daß Luther auch allein mit diesem Briefe in der Hand getrosten Mutes vor dem Richter erscheinen könne." Auch in dem kürzeren zweiten Teil „Ob die verstorbenen Heiligen für uns bitten?" findet Wiser „lauter gegründete, treffende Urteile, aus welchen ich vorzüglich jene Wahrheit meinen Glaubensgenossen nicht oft genug wiederholen kann, daß dieses (wie Luther sagt) der gewöhnliche Kniff der Pfaffen und Mönche ist, die Gräuel, die *sie* eingeführt haben, *der Kirche* zuzuschreiben, damit die anderen bei der Behauptung, die Kirche könne nicht irren, auch sie von allen Fehlern und Trug frei und rein sprechen sollen."

Man kann aus den Anmerkungen der drei Bände, namentlich aus denen des zuletzt gedruckten ersten Bandes ersehen, wie der Inhalt der Briefe Luthers, diese „lehr- und trostreichen Aufsätze voll starken Glaubens", in fortschreitendem Maß das Herz Wisers einnahmen. Zuweilen tadelt er die Heftigkeit Luthers oder er beklagt den Einfluß der Fehde mit den Sakramentierern auf die Gesundheit und dann auch auf den Gemütszustand Luthers; aber viel öfter verteidigt er ihn und nimmt ihn gegen ungerechte Angriffe in Schutz. „Nur geflissentliche Bosheit (lesen wir im ersten Bande S. 377) konnte behaupten, Luther habe die Reformation den Fürsten zu Gefallen unternommen. Seine Lehre mochte wohl bei einigen auch darum um so leichter Eingang gefunden haben, weil sie vielleicht Hoffnung schöpften, sich mit Klostergütern zu bereichern. Aber Luther hatte ihnen eine solche Anmaßung oft mit Bitterkeit und Heftigkeit vorgeworfen; auch suchte er immer Streitigkeiten dieser Art von den Theologen zu den Rechtsgelehrten zu schieben. Auch der Brief an den Kanzler Brück vom 22. Mai 1521 ist ein lauter Zeuge seiner äußersten Uneigennützigkeit." (Vgl. den Brief, dessen richtiges Datum der 25. April 1521 ist, bei Enders, Luthers Briefwechsel, 4. Band, S. 329.)

Luther hatte sich in einem Briefe an Staupitz vom 31. März 1518 über die Verleumdung der Gegner beschwert, als ob er alle guten Werke verwürfe. Dazu bemerkt Wiser S. 363 des ersten Bandes: „Kein ungereimterer Vorwurf konnte wohl Luthern gemacht werden als dieser, er verwerfe alle guten Werke. Es war Mißverstand seiner Lehre, woraus er (d. h. der Vorwurf) entsprang, der freilich dem niedrigsten Pöbel, aber nie den Aufgeklärteren, geschweige den Theologen verarget werden kann: aber es ist mehr als gewöhnliche Faulheit und Steifsinn, wenn noch heutzutage römische Katholiken so etwas nachsagen mögen. Luthers Grundlehre war: der Glaube — nicht der historische, sondern das Vertrauen zu Gott, daß er uns aus Gnaden um Christi willen die Sünden vergebe — ist die einzige Grundlage zur Seligkeit. Daraus folgt nun ganz natürlich, daß vorher die Sünden müssen vergeben sein, ehe man gute (verdienstliche) Werke tun könne, weil man ohne ein freudiges Herz und ohne ein ruhiges Gewissen keine guten Werke tun, weder ein freudiges Herz noch ruhiges Gewissen ohne Vergebung der Sünden bekommen könne. So wird z. B. in seiner ganzen Schrift von der christlichen Freiheit dargetan, daß aus dem Glauben, den er lehrte, notwendig Liebe und Lust zu Gott und aus dieser Liebe ein frei, willig, fröhlich Leben, dem Nächsten zu dienen umsonst, mit einem Wort Fleiß in guten Werken und Eifer zur Ausübung aller unserer Pflichten fließen müsse. Gute Werke, auf die Luther dringt, sind freilich himmelweit unterschieden von jenen, wovon die Gegner so viel Rühmens machen. Denn dieser ihre sind: sich äußerlich fromm stellen mit Singen, Fasten und Beten; indes jenes seine nur auf Liebeswerke dringen."

Wir haben Wisers positive Stellung zu Luther und seine Versuche, sich die Gedanken des Reformators zurecht zu legen, zur Genüge kennen gelernt. Wenn er die Sammlung von Briefen Luthers „mit all der Hochachtung, die er für ein so teures Rüstzeug Gottes immer hatte, aber bei der Arbeit selbst noch inniger einsog, seinen erleuchteten Brüdern als Christen und als Deutschen übergab", so stand er in diesem Bemühen in innerer Gemeinschaft mit edelsten Geistern unseres Volkes. Wiser nannte gelegentlich Scheblimini (Setze dich zu meiner Rechten! Psalm 110, 1) „Luthers Lieblingsspruch, den er immer im Munde hatte, seine Kraft und Stärke" (dritter Band S. 241); das Wort drückt die Herrschaftsstellung des zur Rechten Gottes erhöhten Christus aus. Im gleichen Jahr 1784 schrieb mit direkter Berufung auf Luther, den „deutschen Elias", der Magus des Nordens, Johann Georg Hamann, seine Schrift Golgatha und Scheblimini und führte die Fürstin von Gallitzin, die Seele des edlen katholischen Kreises zu Münster, zum Glauben, so daß sie später schrieb: „Endlich kam Hamann und zeigte mir den Himmel wahrer Demut und Ergebenheit — Kindersinn gegen Gott!" Was waren das für Zeiten! Am 24. April 1787 gab die Fürstin in ihrem Tagebuch ihrer Freude Ausdruck über zwölf junge Studierende im Kloster der Observanten. „Die Bibel, sogar Luthers Bibel, ist in den Händen eines jeden. Ein einziger Alter ist im Kloster, der sich an ihnen allen sehr ärgert, weil sie die Unfehlbarkeit des Papstes bezweifeln und ohne Skrupel alle guten von Protestanten geschriebenen Bücher lesen." (Vgl. Mitteilungen aus dem Tagebuch der Fürstin von Gallitzin, Stuttgart 1868, S. 7 und 55.) Umgekehrt erbaute sich Hamann am Gebetbuche Sailers, des späteren Regensburger Bischofs (zuerst 1783 in München erschienen) und schrieb von Münster aus: „Hätte Luther nicht den Mut gehabt, ein Ketzer zu werden, würde Sailer nicht imstande gewesen sein, ein so schönes Gebetbuch zu schreiben, aus dem ich mich alle Morgen erbaue, so sehr ich auch dem guten Lavater, ehe ich das Buch kannte, die Empfehlung desselben übel nahm." (Hamanns Schriften von Fr. Roth, VII 420 und 421.) Das Verständnis war gegenseitig. Als Sailer in seinem Buch „über Erziehung für Erzieher" (zuerst München 1807, S. 106) gelegentlich auf Hamann zu sprechen kam, bemerkte er von ihm: „Bibliothekenwert haben Hamanns Sokratische Denkwürdigkeiten, die nur 64 Seiten stark sind. Solche Wurzelmänner kannst du vergessen, liebe Zeit, um dein Laub und Gras andächtig auf den Altar zu setzen!" —

Es wäre verlockend, den eingeschlagenen Pfaden weiter nachzugehen. Doch können wir jetzt schon das Ergebnis ziehen. Man konnte in dem Wien Kaiser Josephs II., dann auch in dem Münster der Fürstin von Gallitzin und ihres Kreises und — um einen dritten, wieder ganz an-

ders gearteten Lebenskreis wenigstens zu nennen — in dem Konstanz des edlen Domherrn Ignaz Heinrich von Wessenberg — ein guter katholischer Christ sein und bleiben und doch auch dankbar von Luther lernen. Man war über das rein negative, abstoßende Verhältnis zu Luther weit hinausgekommen. Die Zeiten sind verschwunden, und doch ist es nötig und heilsam, an sie zu erinnern. Was einmal wirklich war, bleibt möglich und kann also auch wieder einmal wirklich werden. Die Gestalt des Piaristen Wiser, des Luther-Uebersetzers, gehört nicht bloß der Vergangenheit an, sie weist auch in die Zukunft.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der neuen schweizerischen Literatur.

In dem Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller befinden sich einige interessante Bemerkungen dieser beiden kundigen Urteiler über die Gefahren und Bedenken, die eine jahrzehntelange, durch keinerlei profane Arbeit unterbrochene Dichtertätigkeit mit sich führt. Keller selbst ist es vorzüglich bekommen, daß er durch sein Amt in steter Berührung mit dem Alltag blieb. Dies mag nicht wenig dazu beigetragen haben, in seinem Schaffen die seltene und merkwürdige Mischung des Schlichten, Derben und Nüchternen mit der mächtig sprudelnden schöpferischen Phantasie hervorzubringen. Das freie Schriftstellertum war und ist in der Schweiz überhaupt etwas Seltenes. Auch unter den Autoren, die in dem soeben erschienenen schweizerischen Dichterbuch vereinigt sind, werden nur wenige in kurzen biographischen Notizen am Schlusse der Sammlung als „Schriftsteller" angeführt (J. C. Heer, Meinrad Lienert, Karl Spitteler und Isabelle Kaiser). Die übrigen sind Lehrer, Journalisten, Redakteure. Fritz Bopp und Alfred Huggenberger sind Landräte, Gustav Gamper ist Maler, Arnold Ott Arzt, Ernst Zahn Bahnhofsrestaurateur in Göschenen. Noch ein paar Frauen sind unter den Autoren, bei denen kein Beruf genannt wird, die haben aber wahrscheinlich in ihrem Haushalt so viel zu tun, daß sie auch nicht unablässig dichten können. Wir stehen nicht an, die Meinung zu äußern, daß die Poesie besser gedeihen kann, wenn sie nicht das alleinige Geschäft des Dichters ist, wenn er in den weihevollen Stunden der Muße bei ihr Einkehr hält und im Gegensatz zu dem berühmten Worte Platens meinen wir, daß die Freiheit des Dichters größer ist, wenn er als freier Mann zur Poesie tritt, als wenn er von ihr lebt. Freilich darf die Kunst jeder Art auch nicht als Nebensache behandelt, sie muß ernst erfaßt und betrieben werden. J. V. Widmann, den wir unter den zeitgenössischen schweizerischen Autoren am höchsten stellen, und dessen Namen wir unter den Beiträgen zu dem vorliegenden Band mit Bedauern vermissen, kann auch nur nach mühseliger Tagesarbeit am Quell der Phantasie sich und andere laben. Nennt er sich doch selbst einmal: „den Mann im Lärm der Welt, dem eine stille Mußestunde nur selten wie vom Himmel fällt". Außer Widmann sehen wir noch manche andere Träger trefflicher Namen, „die nicht da sind". Wie Boßhardt, Marti, Stegmann, Adolf Frey, O. v. Greyerz, doch hängt das, wie auch die Vorrede ausführt, nur mit augenblicklichen persönlichen Verhältnissen zusammen, nicht etwa mit einem gegensätzlichen Verhalten der diesmal Fehlenden gegen das Unternehmen. Widmann und Marti sind, wie wir hören, mit neuen Arbeiten beschäftigt, die ihre ganze freie Zeit in Anspruch nehmen. Schade ist's immerhin, daß gerade der erste Band diese Lücken aufweist.

Denn das schweizerische Dichterbuch ist nicht etwa wie der Name vermuten lassen könnte, eine Anthologie aus deutsch-schweizerischen Dichtungen, sondern ein periodisch erscheinendes Organ, in dem kleinere, gelegentlich auch größere Werke deutsch-schweizerischer Dichter zum erstenmal veröffentlicht werden sollen. Wenn ein jährliches Erscheinen der Bände beabsichtigt ist, warum hat man nicht den einfachen und naturgemäßen Titel „Schweizerisches literarisches Jahrbuch" gewählt? „Schweizerisches Dichterbuch" klingt gar zu anspruchsvoll und muß den Eindruck erwecken, als handelte es sich um eine Höhenkarte der schweizerischen Dichtkunst, um Gottfried Keller und Konrad Meyer. Auch wird mancher, der ungescheut seine eigene Tätigkeit als literarische, sich selbst als einen Schriftsteller bezeichnet, doch Anstand nehmen, sich der Welt als Dichter vorzustellen. Endlich erweckt die Benennung „Dichterbuch" die Erwartung, man habe es in erster Reihe mit Erzeugnissen in gebundener Rede zu tun, während in der Sammlung die Prosaerzählungen mindestens ebenso breiten Raum einnehmen. Karl Spitteler ist sogar mit drei Beiträgen vertreten: „Poesie und Geist", „Vom Realstil", „Vom Idealstil", die rein kritisch ästhetisierend gehalten sind, also in ein Buch, das sich als Dichterbuch bezeichnet, nicht eigentlich gehören. Der Verfasser der literarischen Gleichnisse und der Balladen bedarf ja freilich keines Berechtigungsnachweises für seine Aufnahme in ein Dichterbuch, aber seine Beiträge deuten mehr auf den Autor der „lachenden Wahrheiten" als den der genannten Poesien hin und jene fügen sich in ein Dichterbuch nicht eigentlich ein. Endlich läßt sich auch gegen die Betitelung die Einwendung erheben, daß sie den Eindruck machen könnte, als wolle eine Art Brutstätte der Eitelkeit und der Eitelkeiten errichtet werden. Wir schlagen also für die Zukunft eine Benennung wie etwa „Schweizerisches literarisches Jahrbuch" vor.

Der vorliegende erste Band macht den Eindruck einer gewissen Ungleichmäßigkeit, mit kurzen Darbietungen in gebundener Rede wechseln längere Prosaerzählungen ab, unter denen die von Meinhard Lienert und Ernst Zahn ganz vortrefflich sind. Die Skizze „Um des Kindes willen" von Ernst Ermatinger scheint uns für einen Roman zu kurz und für eine Episode in den Einzelheiten zu breit ausgeführt. Wir könnten uns das starke Motiv in einer Weise ausgeführt denken, wie sie Scheffel in seinem „Hugideo" angewandt hat, indem man nur das letzte Kapitel eines Romans darstellt und es der nachschaffenden Phantasie des Lesers überläßt, sich die Vorgeschichte aus kurzen Andeutungen hinzuzudichten. Wenn der Verfasser übrigens einmal, von dem kleinen Mädchen und dem Vater sprechend, die Wendung gebraucht, „dann forschte sein Blick ängstlich in dessen Gesicht", so ist das mindestens unbeholfen; wenn er sich nicht getraute, ihr Blick zu sagen, nachdem er sie als das Mädchen eingeführt hatte, dann hätte er sie die Kleine nennen dürfen und es hätte sich dann die alleinig richtige und natürliche Form ergeben „ihr Blick in seinem Gesicht". J. C. Heer ist mit einer ganz hübschen Plauderei, „Rezensentenliebe", vertreten, Viktor Hardung mit einem melancholisch tiefsinnigen Märchen „Trauer". Von den Versen sind besonders die von Arnold Ott hervorzuheben, am schönsten ist das sinnende Gedicht „Am Boden", dann das lebhafte Traumbild „Ikaros" und das dramatisch bewegte Bild aus der Revolutionszeit „Der neunte Thermidor". Farbenreiche Naturbilder gibt Fridolin Hofer, auch in den Versen von Isabelle Kaiser liegt starker Stimmungsgehalt. Kraftvoll ist das Loblied tapferer Männlichkeit Adolf Vögtlins „Johann Chaldar". Alfred Beetgen bringt ein hübsches Momentbild aus dem Zoologischen Garten mit leicht satirischer Pointe.

Wir wollen nach dem vorliegenden Anfang gerne hoffen, daß die weiteren Bände eine Ausfüllung der Lücken bringen werden, die sich jetzt noch bemerkbar machen, und daß sich dann auch der ausgeprägtere schweizerische Charakter der Sammlung zeigen wird, der bis jetzt noch zu vermissen ist. Ein eigentlicher Erdgeruch ist darin gar nicht vorhanden.

Adolf Vögtlin, Verfasser des tüchtigen Romans „Das neue Gewissen" hat bei Adolf Bonz u. Co., Stuttgart, eine Sammlung Novellen und Geschichten unter dem Titel „Liebesdienste" erscheinen lassen. Auch hier ist der Eindruck der einer gewissen Ungleichmäßigkeit. Einzelne der Geschichten sind sorgfältig ausgeführt, andere nur lose skizziert. Neben manchen, in denen die Stimmung, die Personen, das Lokalkolorit wirksam abkommen, befinden sich andere, die nicht mehr sind als bloße Schnurren und eigentlich eine Aufbewahrung kaum verdient hätten. Die bedeutendste ist die Eröffnungsnovelle „Jenny die jüngste", das Schicksal eines hochsinnigen Mädchens behandelnd, das durch ein Uebermaß von kindlicher Pflichterfüllung um das eigene Liebesglück gebracht wird. Der weiche elegische Ton, der Zauber der Kindheitserinnerungen und die feine Charakteristik lassen eine tiefe Wirkung dieser Novelle in dem Leser zurück. — Auch

in den Erzählungen „Der Liebesdienst" und „Die Macht des Schwachen" sind die Gestalten gut geschaut und plastisch zur Erscheinung gebracht. Die Novelle „Der Liebesdienst" ist von einer gesunden, kraftvollen Sinnlichkeit erfüllt. Aber die behagliche Ausmalung des erotischen Momentes gereicht dieser Erzählung zum Nachteil. Weniger wäre hier mehr gewesen. — Bei der Erzählung „Die Macht des Schwachen" spielt ein ausgegossenes Jauchefaß die entscheidende Rolle. Selbst ein derartiger übelriechender Stoff wird dem Dichter zu erlauben sein, wenn er ihn nur in einer ungezwungenen natürlichen Weise in seine Handlung verwebt, was aber in dem vorliegenden Fall nicht gelungen ist. In dieser Erzählung sind einige sehr gute und treffende Bemerkungen über Gottfried Keller, den die beiden Hauptpersonen zur Stärkung und zum Troste in trüben Stunden lesen. Aus dem Munde der schlichten Bäckersfrau klingt eine Aeußerung wie: „. . . die Sorgen, die mir den Scheitel gebleicht, zehren nun auch mein Blut auf" gar zu geschwollen. Sie hat freilich Gottfried Keller mit Genuß und Verständnis gelesen. Von ihm hätte sie aber erst recht lernen müssen, daß man sich so geschraubter Redeweise nicht bedient.

Adolf Vögtlin ist ein Mann, der viel kann. Aber er muß erst noch lernen, störende Auswüchse zu beseitigen. In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister. Von dem vortrefflichen Ernst Zahn liegen uns zwei Bände vor, der eine nur Dichtungen, der andere drei Novellen in Prosa enthaltend.

Der Jodelbub[1]) ist aus zwei Sagen entstanden, die im Göschental erzählt werden. Von dem Hirtenknaben, der, einen vergessenen Melkeimer holend, in seiner Sennhütte die drei seltsamen, gewaltigen Erscheinungen sah, die ihn bewirteten und ihm die Gabe verliehen, schön jauchzen zu können, und von dem verborgenen Einsiedler, dessen Aufenthalt niemand verraten werden sollte. Zahn hat diese beiden Stoffe zu einer bewegten und bewegenden Handlung verwoben. Von der Sennhütte zurückkehrend, hat Tonel das Jodeln erlernt.

Und von den Lippen des Knaben quillt
Ein Jodeln und Jubilieren,
Das jauchzt und schmettert und hallt und schwillt
Ein wonnig Musizieren!
Es lauschen Tannen und Firn, es hub
Der Wildbach an mitzuraunen;
Es singt der Tonel, der Jodelbub,
Die ganze Bergwelt in Staunen.

Dann steigert sich sein Glück, er ersingt sich die Braut, aber da er ihrem Drängen gegenüber nicht genügend widerstandsfähig, ihr das Geheimnis verrät, das er zu wahren gelobt, da verliert er plötzlich die Sangeskunst und mit ihr die Geliebte. Noch einmal findet er die gewaltig klingende Stimme in ihrer vollen Kraft wieder. Auf dem Wege zu den Bergen, der sein letzter werden sollte, denn der Jodelbub ging verloren im Eise. In dieser Dichtung klingt manches an andere Sagen an, der schlichte warme Volkston ist gut getroffen. Veronika behandelt in knappen Zügen den Kampf zweier Weltanschauungen. Die dämonische Heldin sowohl als der tapfere Helfer der Menschheit sind fesselnde Gestalten. Die drei Novellen, die Zahn unter dem Titel „Schattenhalb"[2]) vereinigt hat, sind von außerordentlicher Kraft, voll tiefem künstlerischem und sittlichem Ernst und von großer Plastik und Anschaulichkeit in den Schilderungen. Am bedeutendsten ist die Geschichte der herrlichen Violanta, die dem Sumpf entwachsen, doch eine edle Blume ist, die sich erst findet, nachdem sie sich verloren hatte. Wie der „Schatten" vergangener Schuld ihre Ruhe und ihr Glück vernichtet, wie sie im Sterben dem Manne und dem Heim den Frieden rettet, das ist packend und hinreißend dargestellt. Vielleicht sind die Figuren mit einer gewissen Einseitigkeit gezeichnet, während das Leben nicht einfach gute, einfach schlechte Menschen, sondern komplizierte hervorbringt. Den ausgezeichnet alten Frauen in dieser Novelle stehen einseitig böse in „Lentin" gegenüber. Während in „Schatten" die Heldin unter eigener Schuld leidet, büßt Lentin die seines Vaters. Während hier auf dem dunklen Grunde noch ein friedsames Glück aufblüht, überwiegt auch in der letzten Geschichte „Muttergöttsli" die düstere, herbe Färbung. Das Martyrium des armen Taglöhnerkindes ist ergreifend geschildert.

So ist viel frische, unverbrauchte Kraft unter dem schweizerischen Nachwuchs vorhanden. Allenfalls wäre da und dort etwas mehr Zügelung zu wünschen. Darum sind doch vielleicht unsere Eingangsbetrachtungen dahin zu ergänzen oder einzuschränken, daß bei einem ganz der Dichtkunst gewidmeten Leben die Ursprünglichkeit zu leiden haben mag, die Selbstzucht, die Beseitigung des Ueberflüssigen, die Kunst selbst besser gepflegt werden kann.

S. S.

[1]) Der Jodelbub und anderes von Ernst Zahn. Mit Buchschmuck von Ellen Vetter. Frauenfeld. Huber u. Co. 1902. (Vgl. Beil. Nr. 291 v. J. 1902.)

[2]) Schattenhalb. Drei Erzählungen von Ernst Zahn. Stuttgart und Leipzig. 1904.

Bücher und Zeitschriften.

a/D. „Vermischte Aufsätze von Gustav Freytag aus den Jahren 1848—1894, herausgegeben von Ernst Elster." Bd. II. Leipzig, S. Hirzel 1903.

Als Freytag 1887 seine Werke sammelte, verfuhr er bei der Auswahl seiner journalistischen Arbeiten überaus bescheiden. Daß mit politischen Aufsätzen nicht mehr als ein Band gefüllt wurde, durften sich die Verehrer des Dichters gefallen lassen; denn hierbei handelte es sich für spätere Tage nur noch um ein biographisches Interesse, dem durch eine Reihe von Probestücken zu genügen war. Ganz anders stand es dagegen mit den Artikeln zur Geschichte, Literatur und Kunst, in denen nicht nur der große Wochenschriftsteller selbst sich doch jederzeit mehr auf eigenem geistigen Felde bewegt hatte, sondern die auch an sich durch ihren Gegenstand der Gefahr, zu veralten, bei weitem weniger ausgesetzt waren. Wenn Freytag sich auch ihnen gegenüber auf eine Auslese von kaum über vierzig besonders merkwürdigen Stücken beschränkt hat, so mochte man die dabei bewiesene Strenge der Selbstkritik bewundern; eine letzte literarhistorische Entscheidung aber lag in dieser natürlich nicht. Auf Wunsch des Verlegers der Freytagschen Werke unterzog daher Professor Elster die gesamten Produkte der journalistischen Tätigkeit des Dichters einer neuen Prüfung und ließ zunächst 1901 einen ersten Band „vermischter Aufsätze" erscheinen, der in fünfzig Nummern eine Nachlese „zur Kunst und Literatur, Philologie und Altertumskunde" enthielt; ein Vorwort des Herausgebers voll guter Bemerkungen über Freytags Geistesart und Stil erhöhte den Wert dieser überraschend reichhaltigen Ergänzung der Werkausgabe, der sich die neue Publikation in Form und Ausstattung genau anschloß. Mit dem soeben ausgegebenen zweiten Bande, der eine nicht minder erwünschte Zugabe von Aufsätzen „zur Geschichte und Kulturgeschichte" darbietet, ist das pietätvolle Unternehmen würdig abgeschlossen. Die Auswahl verdient entschiedenes Lob: in all diesen klar angelegten und ausgeführten journalistischen Arbeiten, von denen einzelne den Umfang von sogenannten Essays erreichen, ist von wichtigen Gegenständen die Rede, seien es geschichtliche Dinge selbst oder Erscheinungen der historischen Literatur; überall wird dabei das Besondere in die Sphäre allgemein belehrender Betrachtung erhoben überall entfaltet sich Freytags wohlgebildete Natur in ihrer Stärke und in ihren Schranken, wie sie den Zeitgenossen teuer war und der Nachwelt achtungswert bleibt. Durchaus zu billigen ist auch, daß die 1889 nach dem Abschluß der gesammelten Werke verfaßte Schrift „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone" vollständig in den vorliegenden Band der Nachträge aufgenommen worden ist. Man mag sie auch heute noch mit Recht für einen Mißgriff halten, allein sie gehört nun einmal zu Freytags eigentümlichen Aeußerungen und zwar trotz ihrer Buchform gerade zur journalistischen Gattung: ihre wesentlichsten Gebrechen erklären sich aus dem Moment. Vermißt haben wir den schönen Aufsatz: „Anton Springer als Historiker und Journalist", den Freytag 1892 zur Ergänzung der Selbstbiographie des Freundes beigesteuert hat. Höchst willkommen ist dagegen der Abdruck des vom Autor selbst angefertigten Verzeichnisses aller seiner

Beiträge für die Grenzboten und die Wochenschrift „Im neuen Reich“, auch derer, die weder in den Werken, noch in der Elsterschen Sammlung reproduziert worden sind; eine ungemeine Erleichterung für den Literarhistoriker und den künftigen Biographen.

Allgemeine Rundschau.

Vom englischen Indien-Amt.

S. Zum Vorstand der *Bibliothek* des India Office in *London* ist der bisherige zweite Bibliothekar dortselbst, *F. W. Thomas*, ernannt worden. Das Institut steht bekanntlich durch seinen Besitz an Druckwerken und etwa 18,000, darunter vielen kostbaren Handschriften, an der Spitze der orientalistischen Bibliotheken; in dem mit jener praktisch-vornehmen Einfachheit, die der Engländer zu vollster Wirkung zu entfalten weiß, ausgestatteten Leseraum kann man die Sprach- und Geschichtsforscher der verschiedensten Nationen bei ihrer stillen Arbeit beobachten. Die oft gerühmte Liberalität der Verwaltung hat der Wissenschaft stets die wertvollsten Dienste geleistet. 1869—1893 stand der Bibliothek der bekannte deutsche Orientalist Reinhold Rost vor; ihm folgte der um die indische Märchenforschung verdiente Gelehrte C. H. Tawney, der nun mit Rücksicht auf sein vorgerücktes Alter — England hat in dieser Hinsicht ähnliche Bestimmungen für Beamtenpensionierung wie Oesterreich — sein Amt niedergelegt hat. Der zu seinem Nachfolger ernannte F. W. Thomas ist ein Kenner der indischen Literatur samt ihrer tibetischen Abzweigung; außer zahlreichen Aufsätzen, die sich zum Teil auf indogermanisch-linguistischem Gebiete bewegen, im übrigen aber der literar historischen Forschung zugute kommen, verdanken wir ihm die kommentierte Uebersetzung eines historischen Romans der Sanskrit-Literatur des 7. Jahrhunderts und zwei Preisschriften zur neueren Erziehungs- und Kulturgeschichte Indiens.

Frau Curie über ihre wissenschaftlichen Leistungen.

Herr und Frau Curie haben bekanntlich vor kurzem für ihre hervorragenden Leistungen auf physikalischem Gebiete (zusammen mit Professor Becquerel) den diesjährigen Nobel-Preis erhalten. Da ist es nicht uninteressant, von Frau Curie selbst den Anteil, den sie an den preisgekrönten Arbeiten hat, genauer festgestellt zu sehen. Eine der Pariser Faculté des Sciences von Frau Curie vorgelegte längere Abhandlung über radioaktive Substanzen endigt (nach dem Chemical News möglichst wörtlich übersetzt) wie folgt: „Ich will nun zum Schluß noch den Anteil festlegen, den ich persönlich an den Untersuchungen über radioaktive Substanzen besitze. Ich habe zunächst die Radioaktivität der Uranverbindungen näher erforscht; sodann auch andere Körper bezüglich des Vorhandenseins von Radioaktivität untersucht und die Eigentümlichkeiten der Verbindungen des Thors gefunden. Ich habe den atomistischen Charakter der Radioaktivität bei den Uran- und Thorverbindungen festgestellt. Ich habe ferner Untersuchungen angestellt über das Vorhandensein von anderen radioaktiven Substanzen, zu welchem Zwecke ich eine große Anzahl von Substanzen mittelst einer genauen elektrometrischen Methode durchforschte. Dabei entdeckte ich die Tatsache, daß gewisse Mineralien Aktivität besitzen, die nicht einem etwaigen Gehalt derselben an Uran oder Thorium zuzuschreiben ist. Hieraus schloß ich, daß diese Mineralien einen von Uran und Thor verschiedenen radioaktiven Körper enthalten müssen, der in noch höherem Grade radioaktiv ist, als diese beiden Metalle. In Verbindung mit Herrn Curie, und in der Folge mit den Herren Curie und Bémont, war ich imstande, aus Pechblende zwei stark radioaktive Körper zu extrahieren: das *Polonium* und das *Radium*. Mit der chemischen Prüfung und Darstellung dieser Substanzen war ich fortgesetzt beschäftigt. Ich nahm die zur Konzentration des Radiums nötigen Reduktionen vor und konnte mit Erfolg chemisch reines Radiumchlorid darstellen. Hand in Hand mit diesen Arbeiten führte ich mehrfache Atomgewichtsbestimmungen mit einer sehr kleinen Quantität des neuen Körpers aus und war endlich imstande, das Atomgewicht des Radiums mit einem sehr hohen Grade von Genauigkeit angeben zu können. Das Schlußergebnis dieser Arbeiten war die Erkenntnis, *daß das Radium ein neues chemisches Element ist*. Die von M. Curie und mir begründete Methode der Untersuchung neuer chemischer Elemente, die die Radioaktivität derselben ins Auge faßt, ist hiermit glänzend gerechtfertigt. Ich habe das Absorptionsgesetz für die Poloniumstrahlen, sowie für die absorbierbaren Radiumstrahlen aufgestellt und dabei gezeigt, daß dieses Absorptionsgesetz ein ganz eigentümliches, von den bekannten Gesetzen anderer Strahlungsarten gänzlich verschiedenes ist. Weiter habe ich die Variationen der Aktivität der Radiumsalze untersucht, den Einfluß der Lösung und Erhitzung dieser Salze auf ihre Aktivität, sowie den einige Zeit nach erfolgter Lösung oder Erhitzung bemerkbaren Wiedereintritt der Radioaktivität. In Verbindung mit M. Curie habe ich verschiedene, durch die neuen radioaktiven Substanzen erzeugte Effekte eingehend studiert, insbesondere solche elektrischer und photographischer Natur, Fluorescenz, Helligkeit und Farbe der Lichterscheinungen u. s. w. Weiter habe ich in Verbindung mit M. Curie die Tatsache ermittelt, daß das Radium negativ-elektrische Strahlen hervorruft. Unsere Arbeiten über die neuen radioaktiven Körper haben die physikalische Wissenschaft an sich schon gefördert, sie sind überdies die Ausgangspunkte für zahlreiche weitere Untersuchungen geworden, die sich zum Teil auf diese neuen radioaktiven Stoffe selbst, zum Teil aber auf die Erforschung der Strahlung schon länger bekannter radioaktiver Körper beziehen.“ — Soweit Frau Curie. Vielleicht entschließt sich demnächst nun auch der Gatte der berühmt gewordenen, ihr Licht wahrlich nicht unter den Scheffel stellenden Polin, eine ähnliche Aufzählung *seiner* speziellen Leistungen zum Besten zu geben. -rt-

Kleinere Mitteilungen.

* **Die Korrespondenz des Papstes Paul V.** Die Familie *Borghese* hat die Korrespondenz des Papstes Paul V. aus dem Hause Borghese (1605—1621), die sie bisher im Familienarchiv aufbewahrt hatte, zu einem Vorzugspreise dem vatikanischen Archiv überlassen. Die englische Regierung hatte für die Korrespondenz, welche alle Urkunden über die Scheidung der Ehe des Königs Heinrich VIII. von England mit Katharina von Arragonien enthält, einen weit höheren Preis angeboten. Allein die Familie Borghese glaubte aus politischen und nationalen Rücksichten das Anerbieten ablehnen zu müssen.

* *Archäologische Expedition.* Der amerikanische Archäologe *Raphael Pumpelly* plant ein Forschungsunternehmen, um an den alten Kulturstätten im westlichen *Afghanistan* und in der *Krim* Ausgrabungen vorzunehmen. Er ist am 2. Januar von Boston abgefahren. Die Kosten der Expedition trägt Hr. Carnegie.

ct. *Neue Aufgaben des Carnegie-Instituts.* Die nächsten Pläne des genannten Instituts betreffen, wie die „Science“ erfährt, eine Sonnenwarte, eine Sternwarte auf der südlichen Halbkugel, ein geophysikalisches Laboratorium, geographische und archäologische Forschungen im transkaspischen Gebiet, Forschungen im südlichen Teile des Stillen Ozeans, die Errichtung biologischer Versuchsanstalten und internationale magnetische Forschungen.

* *Die Jahressitzung des Vorstandes des Deutschen Sprachvereins*, die unter dem Vorsitz des Geheimen Oberbaurates *Sarrazin* am Montag in Berlin stattfand, war aus ganz Deutschland stark besucht. Als neugewählte Mitglieder nahmen teil Oberlandesgerichtsrat Erler aus Marienwerder, Professor Dr. Scheffler aus Braunschweig und Geheimrat Prof. Dr. Wilmanns aus Bonn. Die Beratungen betrafen zunächst innere Angelegenheiten des Sprachvereins, der dauernd in kräftigem Wachsen begriffen ist und gegenwärtig über 250 Zweigvereine mit mehr als 25,000 Mitgliedern umfaßt.

* **Von deutschen Bibliotheken.** Der Oberbibliothekar an der kgl. Bibliothek in Berlin, Dr. R. Schröder, ist in gleicher Eigenschaft an die Universitätsbibliothek in Kiel berufen worden.

hc. An der Marburger Universitätsbibliothek ist der bisherige Assistent Dr. phil. Froehde zum Hilfsbibliothekar ernannt worden. Neuaufgenommen wurden: Dr. phil. Heinrich Hoeffler aus Frankfurt a. M. als Volontär und Lic. theol. Schiele als Hilfsarbeiter.

* **Ein schiefer Turm von Bologna als Handelsobjekt.** Die schiefen Türme von Bologna, der „Asinelli" und der „Garisenda" gehörten im frühen Mittelalter zu den Weltwundern. Auch Dante erwähnt den „Garisenda" und vergleicht den Riesen Antäus mit ihm. Nun ist dieser historische Turm, das Wahrzeichen des alten Bologna, zum großen Erstaunen der Bologneser, an den Pferdehändler Biagio Oppi verkauft worden. Da dieser Herr zwar ein ausgezeichneter Pferdekenner ist, aber unmöglich den Turm in einen Pferdestall verwandeln kann, so fragt man sich, welche Spekulation dahinter steckt. Der „Garisenda" gehörte bisher dem Marchese Campeggi. Der Marchese scheint aber zu arm zu sein, die Spesen für die Erhaltung des Bauwerkes zu tragen, das zum Nationalmonument erklärt ist und nichts einbringt. Er hat deshalb den Turm der Stadt Bologna mehrere Male zum Kauf angeboten; wegen einer Differenz von 1000 Lire hat sie aber auf den Ankauf verzichten zu müssen geglaubt, und jetzt erstand ihn Herr Oppi.

* **Ehrung.** Geheimrat Prof. Dr. Eulenburg, der, wie wir seinerzeit meldeten, mit Anfang des neuen Jahres von der Redaktion der Deutschen Medizinischen Wochenschrift zurückgetreten ist, ist seitens der Freien Vereinigung der deutschen medizinischen Fachpresse „in dankbarer Würdigung der hohen Verdienste, die er sich um die gesamte medizinische Publizistik, insbesondere aber um die Begründung und Förderung der Vereinigung erworben hat", zu deren Ehrenmitgliede ernannt worden.

* **Todesfall.** Der frühere langjährige fürstliche Kammer- und Konsistorialdirektor Geheimrat Robert Varnhagen ist in Arolsen nach langem Leiden in dem hohen Alter von 86 Jahren gestorben. — Am Herzschlag starb gestern der Direktor der Nervenklinik der Berliner Charité, Dr. Jolly, im Alter von 59 Jahren.

⁂

Hochschulnachrichten.

* **Heidelberg.** Der Professor des deutschen bürgerlichen und römischen Rechts an der hiesigen Hochschule, Geheimrat Dr. Otto Karlowa, ist am Sonntag Abend nach längerem Leiden gestorben.

* **Bonn.** Der Privatdozent der pathologischen Anatomie Dr. Leonhard Jores ist als Prosektor an das herzogliche Landkrankenhaus in Braunschweig berufen worden. Er tritt dort an die Stelle von Prof. Beneke, der die ordentliche Professur der pathologischen Anatomie an der Universität Königsberg übernommen hat.

hc. **Von technischen Hochschulen.** Der ordentliche Professor für Freihandzeichnen an der Technischen Hochschule in Braunschweig, Geh. Hofrat Adolf Nikol, wurde auf sein Ansuchen in den Ruheitand versetzt.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1904. 133. Band. Erstes Heft.

Inhalt: Die weltgeschichtliche Stellung des Welterlösers. — An Baldes Manen. Von Karl Zettel. — J. Balde als Dramatiker. — Protestantische Methode und Kritik im Lichte der Denifle'schen Lutherforschung. — Gedanken zum 100. Geburtstag von George Phillips. — Deutsche Wissenschaft und Mystik während des dreizehnten Jahrhunderts. — Unionismus und Freihandel. (5262)

An unsere Leser!

Wünsche aus unserem Leserkreise haben uns veranlaßt

Einband-Decken

für die

Beilage

zur

Allgemeinen Zeitung

in solider Lederimitation mit Leinwandrücken und Golddruck:

Wissenschaftliche Beilage
zur
Allgemeinen Zeitung
1903
I. (II., III., IV. Quartal)

herstellen zu lassen.

Feine elegante Ausstattung
Eine sehr solide Arbeit
Ein besonders billiger Preis.

Diese drei Eigenschaften werden unsere **Quartalbanddecken sehr rasch**

beliebt und unentbehrlich

machen.

Die wissenschaftliche Beilage in unseren **Quartalbänden** mit Inhaltsverzeichnis gesammelt und gebunden, wird unseren Freunden und Lesern als **Ganzes bedeutend wertvoller sein** und eine Zierde für jede Bibliothek und jeden Büchertisch bilden.

Dabei kommen ganz geringe Anschaffungskosten in Betracht.

Die Einbanddecken liefern wir für das I., II., III. und IV. Quartal 1903

vier Einband-Decken

zum Gesamtpreis von M. 3.50, einzelne Exemplare M. 1.—

Das Porto beträgt für 1 Decke 20 Pf., für 2 Decken 30 Pf., für mehr als 2 Decken 50 Pf.

Die vier Einbände für das Jahr 1903 erscheinen demnächst.

Frühere Jahrgänge werden prompt nachgeliefert.

Bestellungen nimmt **jede Buchhandlung,** wie auch die Geschäftsstelle der Allgemeinen Zeitung, München, entgegen.

Bestellungen werden umgehend erbeten.

Verlag der Allgemeinen Zeitung München.

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 7. Januar. Nummer 4.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Der diluviale Mensch in Europa. Von Albrecht Penck (Wien).

Luther in römischem Urteil. II. Eine Studie von Professor Johannes Haußleiter (Greifswald).

II. Bücher und Zeitschriften.

R. v. Landmanns Kommentar zur Gewerbeordnung (4. Auflage).

III. Allgemeine Rundschau.

Karl v. Zittel †. — Neue Saalburg-Funde. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Der diluviale Mensch in Europa,

Der Nachweis eines diluvialen Menschen bezeichnet nach zwei Richtungen hin eine ungeheure Erweiterung unseres geschichtlichen Horizontes: er verlegt den Ursprung unseres Geschlechts weit über die Grenzen der ehrwürdigsten historischen Ueberlieferung hinaus in Zeiten, da ausgestorbene Tiere noch die Erde bewohnten, und macht uns bekannt mit einer niederen Entwicklungsstufe der Gattung Homo. Mit der ganzen Macht seiner Autorität hat sich zwar Virchow der Tatsache entgegengestellt, daß die im Neandertale bei Düsseldorf gefundenen Skelettreste von einer niederen Form herrühren, und sie auf ein krankhaftes Individuum zurückgeführt. Neue Funde haben diese seine Meinung erschüttert; in ausgezeichneter Weise ist sie widerlegt worden von Schwalbe, der durch eine neue, höchst eingehende Untersuchung des Neandertal-Schädels dartun konnte, daß sich derselbe in wesentlichen Merkmalen vom Schädel des Homo sapiens entfernt, selbst wenn man den ganzen Spielraum von dessen Variabilität ins Auge faßt. Aber Schwalbe hat zugleich weiter gezeigt, daß nicht alle Reste des diluvialen Menschen zum Neandertal-Typus des Homo primigenius gehören, sondern daß andere zu Homo sapiens gestellt werden müssen. Damit erscheint eine wichtige Entwicklungsphase des Menschengeschlechtes in die Diluvialperiode verlegt, nämlich der Ersatz eines anatomisch tiefer stehenden Typus durch den noch heute herrschenden höheren.

Daß sich in der Diluvialperiode mit ihren vier Eiszeiten eine entsprechende sehr lang anhaltende Entwicklung menschlicher Kultur vollzogen hat, haben die Forschungen über die ältere Steinzeit in Frankreich seit langem gelehrt. Bereits 1864 hat Lartet gezeigt, daß sich in den Höhlen der Dordogne die Ueberreste ganz verschiedener menschlicher Kulturen im Verein mit verschiedenen Faunen finden, und seither haben G. de Mortillet und neuerlich Piette wohlausgearbeitete Klassifikationen der paläolithischen Kultur aufgestellt. Aber dieselben haben auf deutschem Boden wenig praktischen Eingang gefunden, wahrscheinlich weil er zu arm an einschlägigen Funden ist und deswegen die Notwendigkeit, sie zu klassifizieren, weniger lebhaft empfunden wird. Mit um so größerer Freude können wir berichten, daß kürzlich gerade die deutsche Literatur um eine Monographie der Kultur des diluvialen Menschen in Europa bereichert worden ist. Der Professor der prähistorischen Archäologie an der Universität Wien hat sie geschrieben.[1]) Moriz Hoernes ist mit Recht bei den Franzosen in die Schule gegangen; doch übernimmt er nicht ohne weiteres die Systeme von de Mortillet und Piette, sondern arbeitet sie kritisch durch und liefert zum erstenmal eine archäologische Klassifikation der paläolithischen Funde aus dem Deutschen Reiche, aus Oesterreich und den nordkarpathischen Gebieten.

Das Verhältnis von Hoernes zu den Franzosen wird dadurch gekennzeichnet, daß er die beiden ältesten Kulturstufen des Chelléen und Moustérien von de Mortillet in eine Stufe, in das Chelléo-Moustérien zusammenzieht, wie dies in neuerer Zeit auch gelegentlich in Frankreich geschehen ist, daß er aber die beiden anderen Stufen de Mortillets, gegen deren Trennung in Frankreich in jüngster Zeit sich lebhafter Widerspruch erhoben hat, nämlich das Solutréen und Magdalénien, beibehält. Er kommt so zu drei Kulturstufen, einer Unter-, Mittel- und Oberstufe, von denen die älteste in Oesterreich-Ungarn sowie im Deutschen Reiche nur äußerst spärlich vertreten ist. Hoernes weist ihr die Funde von Taubach bei Weimar, aus den Höhlen von Rübeland im Harz, der untersten Schichten des Teufelsloches und der Schipkahöhle vom Stramberg unfern Neutitschein in Mähren, die Funde von Krapina in Croatien und endlich der untersten Schichte der Mammuthöhle nördlich von Krakau zu. Die bezeichnenden Menschenreste aus dieser Stufe, die von Krapina, gehören dem Neandertal-Typus an; Hoernes' Unterstufe des Paläothikum ist die Zeit des Homo primigenius.

Die Mittel- und Oberstufe sind archäologisch nicht immer leicht voneinander zu trennen. Die Artefakte aus Stein sind fein gearbeitet, zum Teil sehr fein, daneben gibt es solche aus Knochen, im Solutréen vorwiegend aus Elfenbein, im Magdalénien aus Renntiergeweih. In Frankreich sind Werke der bildenden Kunst nicht selten: aus der Mittelstufe rundplastische Elfenbeinschnitzereien, aus der Oberstufe Umrißzeichnungen. Man kennt solche von den Grenzen des Deutschen Reiches längst aus dem Magdalénien der Gegend von Schaffhausen, aber nur ein Fund hierher gehöriger Rundplastik ist nördlich der Alpen gemacht worden. Es ist die Elfenbeinfigur aus dem Löß von Brünn. Wir haben es im Solutréen und Magdalénien mit Jägerkulturen zu tun; im Solutréen wurde das Pferd, im Magdalénien das Renntier gejagt, aber dieses fehlt dort nicht neben jenem und das Pferd nicht neben dem Renntier des Magdalénien. Man begreift angesichts so zahlreicher Aehnlichkeiten, daß französische Forscher neuerlich von einer scharfen Trennung des Solutréen und Magdalénien nichts mehr wissen wollen, und zweifellos hängen beide innig mit einander zusammen. Gleichwohl ist ihre Trennung gerechtfertigt. Hoernes zeigt, daß die österreichischen Lößfunde dem Solutréen angehören, während die Höhlenfunde, sofern sie nicht zum Chelléo-Moustérien zu stellen sind, echtes Magdalénien sind. Er verweist

[1]) M. Hoernes: Der diluviale Mensch in Europa. Die Kulturstufen der älteren Steinzeit. XIV u. 227 S. gr. 8º. Braunschweig 1903, Vieweg u. Sohn.

also die Mammutjäger Niederösterreichs in zwei verschiedene Epochen. Hierin liegt zweifellos ein großer Fortschritt; denn der Löß ist nach alledem, was wir wissen, älter als das typische Magdalénien: seine Bildung geht der letzten Eiszeit voraus, das Magdalénien folgt ihr. Der Mensch des Solutréen und Magdalénien trägt schon die Charaktere unserer Art. Die Bildnereien der Rundplastik des Solutréen weisen aber auf eine andere Rasse als die heutige; die Steatopygie kommt an ihnen regelmäßig wieder. Hoernes glaubt daher an afrikanische Beziehungen der Solutré-Rasse Westeuropas und hält dieselben durch den jüngsten Skelettfund vom Grimaldi-Typus Verneaus in den Höhlen von Mentone für erwiesen.

So viele neuere Funde auch das Paläolithische und Neolithische einander näher gebracht haben, so überbrücken sie nach Hoernes' Ansicht doch nicht den Hiatus, der zwischen beiden klafft, und unser Autor hält denselben noch für so bedeutend, daß er, so wie wir es früher selbst getan haben, eine Eiszeit an die Grenze zwischen Paläolithikum und Neolithikum verlegt. Hier entbehren aber seine Argumente der zwingenden Kraft. Er findet die Spuren dieser letzten Eiszeit in dem schneckenreichen Lehmlager des „Arisien", welches in der Höhle von Mas d'Azyl am Nordsaume der Pyrenäen sich über die jüngsten paläolithischen Schichten des Asylien breitet. Dieser mächtige Lehm deute auf eine Periode enormer Feuchtigkeit und hoher Wasserstände, er dürfe vermutlich einer in den höheren Berggebieten herrschenden Eiszeit gleichgestellt werden, die Hoernes daraufhin für erwiesen hält. Diese Annahme findet in dem Fossilinhalte des Arisien keine Stütze; seine Leitschnecke **Helix nemoralis** ist eine südliche, Trockenheit liebende Form. Auch übersieht Hoernes bei Annahme einer dem Magdalénien folgenden Eiszeit, daß eine ganze Reihe klassischer Fundstellen desselben — wir nennen nur Veyrier bei Genf, Schweizersbild und Thaingen bei Schaffhausen — im Bereiche der Moränen der letzten Eiszeit gelegen und ausgesprochen jünger sind. Seine Parallele zwischen archäologischer und geologischer Klassifikation, wonach die von ihm unterschiedenen drei Unterstufen des paläolithischen Menschen den drei Interglazialzeiten entsprechen, datiert daher das Alter des Menschengeschlechts viel zu weit zurück. Schon die von ihm allerdings nicht weiter verwertete Tatsache, daß die Funde von Taubach bei Weimar und der Mammuthöhle von Krakau, welche er seiner Unterstufe zuweist, im Bereiche der größten nordischen Vereisung gemacht worden sind, und daß Taubach ganz entschieden jünger als dieselbe ist, widerspricht der Einreihung des Chelléo-Moustérien in die erste Interglazialzeit. Kann gegenwärtig auch noch nicht mit Sicherheit gesagt werden, ob jene Vereisung die vorletzte oder drittletzte gewesen, so ist doch zweifellos, daß sie nicht die erste gewesen ist. Offenbar fühlt sich denn auch Hoernes mit seiner Einordnung der paläolithischen Stufen in die Eiszeitchronologie nicht sicher; im Anhange stellt er ein neues Schema auf, das im Fundamente mit dem von mir im Mai 1903 in der Münchener Anthropologischen Gesellschaft entworfenen in wesentlichen Zügen übereinstimmt. Es rückt die Verständigung zwischen archäologischen und geologischen Forschungsergebnissen in erfreuliche Nähe.

Man muß eben immer beachten, daß so komplizierte Fragen wie die nach dem Alter des paläolithischen Menschen ein Zusammenarbeiten verschiedener Disziplinen erheischen. Archäologie, Geologie und Paläontologie kommen in erster Linie in Betracht. Hoernes ist Archäolog und hebt diesen seinen Standpunkt im Vorworte ausdrücklich hervor. Aber er kann den paläolithischen Menschen nicht aus seiner Umgebung herausreißen und muß deswegen notwendigerweise Stellung nehmen zu manchen zoologischen und geologischen Fragen, die ihm ferner liegen. Wenn es deshalb auch nicht an Punkten fehlt, die ein Geolog oder Paläontolog anders auffassen können — wir halten z. B. das Dunkel der diluvialen Tierfrage für weit weniger groß als Hoernes —, so wird doch die Erörterung solcher Bedenken nur dazu dienen, den etwas lose gewordenen Kontakt zwischen den genannten drei Disziplinen neu zu festigen, und den Wert des Buches um so deutlicher erkennen lassen. Er besteht darin, daß Hoernes der streng archäologischen Betrachtungsweise des paläolithischen Menschen in die deutsche Prähistorie Eingang verschafft. Die scharfe Trennung der Lößfunde des Solutréen und der Höhlenfunde des Magdalénien erscheint uns als ein Hauptergebnis des Werkes, wenn auch kurz nach dessen Erscheinen Schoetensack aus dem badischen Löß Magdalénien-Reste kennen gelehrt hat. Wir begreifen auch angesichts der Spärlichkeit von einschlägigen Funden, daß Hoernes das Chelléen und Moustérien de Mortillets zusammengezogen, halten aber, angesichts der von ihm wohl nicht ganz nach Gebühr geschätzten Arbeiten Rutots, das letzte Wort in dieser Hinsicht für noch nicht gesprochen. Vor allem aber möchten wir hervorkehren, daß Hoernes die sehr zersplitterte Literatur über den paläolithischen Menschen Mitteleuropas gesammelt und einheitlich verarbeitet hat, und halten dies für ein großes Verdienst. Er erschließt dadurch diese Literatur für allgemeinen Gebrauch, und indem er ihr sowie der französischen zahlreiche Abbildungen entnimmt und diese mit eigenem Material übersichtlich gruppiert, führt er den aufmerksamen Leser auch in deren archäologische Klassifikation ein. Hoernes' Buch wird dem Interesse von Beobachtern und Sammlern am paläolithischen Menschen in Mitteleuropa einen neuen Impuls erteilen und namentlich wird es die Aufmerksamkeit der Geologen auf dessen Artefakte lenken, die geeignet erscheinen die Rolle von Leitfossilien in den Quartärbildungen zu spielen, zumal nachdem sich gezeigt hat, daß sie von zwei verschiedenen Arten Homo herrühren: die älteren des Chelléo-Moustérien von **Homo primigenius**, die des nahe verwandten Solutréen und Magdalénien von **Homo sapiens**. Der große Kulturfortschritt zwischen beiden Hauptabteilungen des Paläolithikums steht hiermit in Einklang.

Wien. **Albrecht Penck.**

Luther in römischem Urteil.

Eine Studie von Prof. Johannes Haußleiter (Greifswald).

II.

Die Geschichte bewegt sich in Gegensätzen. Haben wir in dem Urteil des Piaristen Wiser über Luther eine römische Stimme auf der äußersten Rechten vernommen, so soll nun auch die äußerste Linke, d. h. der schärfste Gegensatz gegen Luther zu Wort kommen. Es versteht sich von selbst, daß hundert Uebergänge und Vermittlungen die Brücke zwischen den äußersten Gegensätzen bilden.

„Luthers Leben floß dahin ohne Selbstverleugnung, ohne Selbstüberwindung. Er ließ sich gehen wie seine lasterhafte Umgebung. Schon im Jahre 1521 sehen wir ihn auf der Wartburg völlig als Sklave seiner fleischlichen Lust, und so blieb es sein Leben lang. In Bezug auf seinen zotenhaften Ton und Cynismus, seine gemeine Sprache und Redeweise erhob sich Luther nicht einmal über einen beliebigen Stallknecht, Sauhirten und Straßenkehrer seiner Zeit. Aerger als er konnte es hierin niemand treiben. Das war die notwendige Folge seines Erfahrungssatzes: Die Begierlichkeit ist vollends unüberwindlich! — Was, in diesem verkommenen Bettelmönch, der durch seinen diabolischen Haß auch den geringsten Funken eines christlichen Geistes verleugnet hat, soll der Geist Christi gewohnt haben? Nein, Luther, in dir ist nichts Göttliches! Das zeigt schon das Bildnis vom Jahre 1520, der Kopf ist der Typus eines bitteren, eigensinnigen, leidenschaftlichen, friedelosen Menschen. Auf dem Bilde vom Jahre 1526, dem ersten nach seiner Verehelichung, fällt uns sofort der derb sinnliche Zug um den breiten Mund, der unehrliche, düstere Blick auf, wie wenn seine Seele von Vorwürfen gepeinigt wäre; von einem Ausdruck des Friedens, der Ruhe in Gott entdeckt man auch nicht die allergeringste Spur. Des Ausdrucks der *Arroganz*, der *Verschlagenheit*, **Weichlichkeit**, der **Sinnlichkeit** und der Ge-

meinheit ohne jeglichen *edlen*, nicht bloß *höheren Zug* entbehrt kein ferneres Lutherporträt mehr. *Luther trägt überall die Sünde auf dem Gesichte!* — Hatte der ernste und berühmte Rechtsgelehrte Ulrich Zasius nicht recht, wenn er Luther omnium bipedum nequissimum nannte? Und dieser „boshafteste und gemeinste aller Zweifüßler" soll von Gott seiner Kirche als Reformator gesandt worden sein? Ein Mann, dem die beneidenswerte Sau das Ideal des seligen Lebens war? — Wollten die Protestanten vorurteilsfrei Luthers Lehren, seine Tücken, Lügen, Fälschungen, Trugschlüsse, sein gottesleeres Leben und Gebaren mit Treuebruch, Possenreißereien, Gemeinheiten, Ausgelassenheit und Zoten, kurz, Luther, wie er leibte und lebte, ernstlich betrachten, sie müßten auch nur vom rein menschlichen Standpunkte aus von einem solchen Ungeheuer sich losreißen."

Wir sind jüngst auf diese saftigen Worte gestoßen und fragen nach ihrem Urheber. Er gehört wohl vergangenen Jahrhunderten an; denn es ist nicht anzunehmen, daß noch heutigentags irgend ein ruhig denkender oder gar wissenschaftlich arbeitender Mann ein solches Urteil über Luther aussprechen sollte. In diesem Tone haben Luthers Gegner in den Jahrzehnten vor dem dreißigjährigen Krieg über ihn gesprochen und langsam an dem Feuer mitgeschürt, das Deutschland verzehren sollte. Wir wollen unter den Polemikern jener Tage Umschau halten.

Den Reigen führt der hessische Konvertit Johann Pistorius, der Leibarzt des Markgrafen Jakob von Baden, mit seinem Buch „Anatomiae Lutheri pars prima, das ist, auß den sieben bösen Geistern des viel Seelen verlustigen und also teuren Mannes D. Martini Lutheri die drei ersten Geister: der fleischliche Geist, der Lästergeist, der Lottergeist. Darinnen wie auch in den übrigen vier Geistern, der Luther auß seinen eigenen Worten dermaßen lebendig abgemahlt wird, daß meniglich ihn alsobald kennen, und ob er ein Prophet Gottes oder etwas Anderes gewesen, ohnfehlbarlich greifen und spüren kann. Cöln 1595." (Der 2. Teil Cöln 1598.) Der Titel gibt eine Vorstellung von dem Inhalt. Auf Seite 57 rückt er folgende Protestation ein: „Ich Joannes Pistorius Nidanus SS. Theologiae Doctor, Protonotarius Apostolicus etc. protestir offentlich, daß ich an allem, was auß des Luthers eingeführten und in diese Spiritus verschriebenen schandlichen, üppigen und gottlosen Worten beim gemeinen Mann und sonderlich bein Weibern und jungen Leuten für Ergernuß erwachsen mögen, wie auch an den Ehrrührungen, damit der gottlos Luther große Keyser, Churfürsten, Fürsten und meniglich in offnem Druck geschmecht, und was mit Repetition derselben unrecht verstanden werden kann, allerdings unschuldig sein und für mich anders damit nichts zu schaffen haben, dann daß ich meniglich des Luthers Abscheulichkeit und des armen Teutschlands Blindheit bekannt machen wollen, und derhalben wider mein Meinung alles, was ich gefunden, beyzeichnen müssen." Er versichert dann, daß er sich selber zum höchsten gescheuet, die ärgerlichen Sachen nur allein nachzuschreiben, und bittet die Leser, sich nicht weiter als zu „Verhassung des Luthers" daran zu ärgern. Der Zweck der Schrift ist hier ehrlich eingestanden. Wie anders hat sich doch Friedrich Leopold Graf zu Stolberg auch nach seinem Uebertritt zur römischen Kirche zu Luther gestellt! Er schrieb im Jahr 1809 an den Buchhändler Perthes: „Wider die Person Luthers, in welchem ich nicht nur einen der größten Geister, so je gelebt haben, sondern auch große Religiosität, die ihn nie verließ, ehre, werde ich nie einen Stein aufheben." (Friedrich Perthes Leben, erster Band, vierte Auflage, Gotha 1857, S. 101.)

Den obigen Wortlaut, von dem wir ausgegangen sind, finde ich aber weder bei ihm noch bei dem Jesuiten Konrad Vetter, der, um das kostspielige Werk des Pistorius allem Volk zugänglich zu machen, es in kleine, viel gelesene Traktate zerlegte und unter dem angenommenen Namen „M. Conradus Andreae, Jacobi Andreae (das heißt des 1590 gestorbenen Mitarbeiters an der Concordienformel) seliger Gedächtnuß leiblicher Bruder" vom Jahre 1600 an in zwölf Traktätlein den „unschuldigen, demütigen, wahrhaftigen, christlichen, keuschen, nüchternen u. s. w. Luther" mit grellen Farben, die alle Luthers eigenem Topf entnommen sein sollten, schilderte und darstellte. Der Ton der Traktate ist von unglaublicher Rohheit. Der „Schweine-Luther" schließt mit den Worten: „Ein Sauprophet der Luther ist, der prophezeit von seinem Mist, daß man denselben anbeten soll. Da recht. Warumb ist d'Welt so toll?" Noch deutlicher ist folgende Auslassung Vetters im „keuschen Luther": „Dieser keusche Luther ist an ihm selber durch und durch also beschaffen, daß er viel billiger, mit Reverentz, in einem tiefen Mist sollte vergraben liegen oder zu Aschen verbrennt als für ehrbare, schamhafte und christliche Ohren und Augen gebracht werden." Er beruft sich dann „in dieser unsauberen Sache" auf die öffentliche Protestation des „hochgelehrten Herrn D. Pistorii" und beschließt den „nüchternen Luther" mit der Anekdote, die lutherischen Handwerksburschen seien in ihrer evangelischen Freiheit so toll und frech geworden, daß sie nicht mehr singen wollten: Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort, sondern also sängen: Erhalt uns, Herr, bei deiner Wurst, Sechs Maß, die löschen eim den Durst.

Wenn es möglich wäre, Luther unter Wagenladungen von Schmutz und Kot zu begraben, so hätten Pistorius und Vetter das Werk für immer vollbracht. Es ist aber ein eigenes Ding mit Luther. Der Dreck, mit dem man ihn bewirft und den man, wie unter Achselzucken versichert wird, seinen eigenen Schriften entnimmt, bleibt nicht an ihm haften. Die nächsten Generationen müssen, wenn sie Luther umbringen wollen, die Arbeit aufs neue beginnen und werden doch nicht fertig. Alle Vorgänger wurden womöglich noch übertrumpft von der Schrift des Deutsch-Lothringers Johannes Nikolaus Weislinger: Friß Vogel oder stirb! (zuerst Straßburg 1722 und dann oft nachgedruckt). Den seltsamen Titel erklärt der Verfasser in folgendem Gleichnis: „Wenn eine Partei Soldaten von ihrem Feind auf allen Seiten angegriffen wird, so heißt's im Sprichwort: Aut vincere aut mori, Friß Vogel oder stirb! Es ist kein Mittel übrig, entweder gewonnen oder verloren! Leben oder Tod sind vor Augen! Eine gleiche Bewandtnis hat es hier: den Prädikanten (d. h. den evangelischen Predigern), unseren geschworenen Glaubensfeinden, wird in diesem Traktat allerorts die gewöhnliche Ausflucht und Paß völlig abgeschnitten und ohne Pardon ihnen zugesetzt, sie können einer oder der anderen Extremität und äußersten Notzwang unmöglich entweichen, sondern müssen halten und vor der ganzen Welt notwendig *entweder* der allein selig machenden katholischen Kirchen Lehr billigen, folglich ihren neu angefangenen uneinigen Religionshandel über einen Haufen werfen *oder* aber Gotteslästerungen gutheißen. Ich übergebe ihnen die Wahl. Eines aus beiden aber muß inzwischen notwendigerweise geschehen. Es ist kein Mittel, sondern heißt schlechterdings: *Friß Vogel oder stirb!* Lese, christlicher Leser, dieses Werk unbeschwert, du wirst solche Sachen finden, welche du dir nimmermehr eingebildet hättest." (Vorrede S. V.)

Mit dem letzten Satz hat Weislinger recht. Wer sollte sich einbilden, daß in Luthers Namen die Zahl des Antichrists 666 (Offenbarung Johannis 13, 18) steckt? Und doch erfahren wir (Vorrede S. CLX) in einem wunderlichen Rechenexempel, daß die Zahl auf *Martin Lauter* herauskommt, wenn man den Zahlenwert des deutschen Alphabets (a = 1, b = 2 u. s. w.) einsetzt. Man kann sich denken, wie der Lebensabriß Luthers ausfällt, den Weislinger einflicht. Von seinem Tod heißt es: Der Wittenbergisch EL-I-A-S Das Leben schnell mußt lassen, Und wandren fort vom Faß und Spaß Zur Höll verdienter Maßen (S. 86). „So viel von diesem höllischen Raben-Aaß. Schließlich ist nicht zu verhehlen, daß Luther ein gelehrter Mann gewesen, der viele gute Gaben von Gott empfangen, aber leider zu seinem und vieler tausend armer Seelen ewigen Verderben sehr übel, wie alle anderen Erzketzer, angewendet." (S. 87.) Im übrigen erwies sich Weislinger als schlechter Prophet. Die erhoffte, im Titel

angezeigte Wirkung seines Buches blieb völlig aus. Er starb im Jahre 1755. Er hätte es sich nicht träumen lassen, daß nach dreißig Jahren der Piarist Wiser in Wien „mit aller Hochachtung vor einem so teueren Rüstzeug Gottes“ als Luther-Uebersetzer auftreten würde.

In den angeführten Schriften wimmelt es von Schmähungen Luthers; aber den Wortlaut des im Eingang unseres Artikels mitgeteilten Urteils, dessen Verfasser wir suchen, haben wir bisher nicht getroffen. Wie? sollte er doch der neueren Zeit oder gar der Gegenwart entstammen?

Es ist jüngst im Verlag von Franz Kirchheim in Mainz unter dem Titel „Luther und Luthertum in der ersten Entwickelung quellenmäßig dargestellt“ ein unförmlich dicker erster Band von 860 Seiten erschienen; die Vorrede ist in Wien (auch in Wien!) am Rosenkranzfeste (4. Oktober) 1903 geschrieben. Wir blättern in dem Buch und stoßen überall auf Bezeichnungen Luthers wie „verkommener Bettelmönch“, ein „konfuser Kopf“, „ein völlig oberflächlich gebildeter Theologe“, ein Mann „mit traurigem Inneren“, der „mit satanischem Haß“ gegen die Kirche raste; er dachte, sprach, schrieb „unter dem Druck und Trieb der bösen Lust“, aus welcher derartige schriftliche Erzeugnisse entsprangen, die man nur „bei den verkommensten Subjekten, und da selten“ zu entdecken vermag. Zu dieser Blütenlese von Urteilen über Luther gehört denn auch der Abschnitt, mit dem wir unsere Erörterung begonnen haben; er ist wortwörtlich aus Stellen zusammengesetzt, die wir S. 813 und 814, 859, 763, 817, 821 und 822, 806 und 343, XXVIII und wieder 859 lesen. Die gesperrt gedruckten Stellen sind schon von dem Verfasser unterstrichen. Für die Schlüsse aus dem Physiognomiestudium nimmt er „nur den Grad einer Meinung“ in Anspruch (S. 815); um so mehr sollen die anderen Urteile als unwiderleglich bewiesene Aussagen von allgemeinem wissenschaftlichem Wert erscheinen. Unsere Geduld ist lange gespannt. Wer ist der dunkle Schriftsteller, der in der Sprache eines Pistorius, Vetter und Weislinger redet, dessen Buch um drei Jahrhunderte zu spät das Licht der Welt erblickt? Wir lesen und lesen es wieder auf dem Titel, weil wir unseren Augen nicht trauen. Der Verfasser heißt P. Heinrich Denifle O. P.[1])

Es muß (das ist der erste Eindruck) hier eine Täuschung vorliegen. Der verdiente Kenner der deutschen Mystik, der Freund und Herausgeber des „Seligen Heinrich Seuse“, P. Fr. Heinrich Seuse Denifle, kann unmöglich in einem rein negativen, sich so widerwärtig äußernden Verhältnis zu Luther stehen, in dessen Schriften sich edelste Blüten echter deutscher und zwar christlich bestimmter Mystik finden. Man vertiefe sich einmal in die Schrift „von der Freiheit eines Christenmenschen“ (1520), wie im Glauben, der ein Werk Gottes in uns ist, die Seele sich mit Christus vereinigt als eine Braut mit ihrem Bräutigam, daß alles dessen, was Christus hat, die gläubige Seele als ihres Eigentums sich annehmen und rühmen kann, und daß alles dessen, was die Seele hat, sich Christus annimmt als sein eigen, und wie dann aus dem Glauben die Liebe fließet und Freude im Herrn und aus der Liebe ein fröhlicher, williger und freier Sinn, dem Nächsten zu dienen freiwillig, so daß man keine Rücksicht nimmt auf Dank oder Undank, auf Lob und Tadel, auf Gewinn oder Schaden, eingedenk des Vaters, der seine Sonne aufgehen läßt über die Guten und Bösen, und des Sohnes, der sich aller seiner Herrlichkeit entäußert hat, allerlei getan und gelitten, nichts angesehen denn unser Bestes und um unsretwillen ein Knecht geworden. Solche Gedanken, im Tone tiefster Ueberzeugung vorgetragen, wohnen doch nicht im „traurigen Inneren eines verkommenen Bettelmönches“, im Herzen eines „Heuchlers, der sein Heil in der fleischlichen Vermengung mit dem Weibe suchte“ (S. 120, 121). Man sträubt sich gegen den Gedanken, daß Denifle sollte dies haßerfüllte, leidenschaftliche Buch geschrieben haben.

Wie? wenn denn die Geister vergangener Jahrhunderte in unserer Gegenwart wieder umgehen, sollte das Schelmenstück des Jesuiten Vetter wiederholt worden sein, der den Namen Konrad Andreä borgte? Sollte etwa ein Mitglied des „evangelischen Bundes“, über den sich gleich auf der ersten Seite des Vorworts, mit berechneter Absicht, Schalen des Zornes ergießen, in die Maske Denifles geschlüpft sein und ein vergiftetes Buch geschaffen haben, das bestimmt ist, den bisher wissenschaftlich so hoch stehenden Namen Denifles zu schänden und zu brandmarken? Denn das steht fest, mit diesem Buche ist eine schneidende Waffe geschmiedet, die nicht Luther verletzt (denn, wer zu viel beweist, beweist gar nichts, wie Denifle selbst in der Vorrede zu Seuse S. VIII gegen Preger bemerkt), sondern die jedem die empfindlichsten Wunden beibringt, der sie gegen Luther schwingt, vor allem aber dem, unter dessen Namen sie in die Welt geht. Wer ist der Schmied dieser verhängnisvollen Waffe? — Es ist doch, wie die gelehrte Kenntnis der Scholastik auf Schritt und Tritt beweist, niemand anders als Heinrich Denifle selbst. Es tut weh, einen solchen Mann in der Gesellschaft eines Pistorius und Weislinger zu sehen und zu beobachten, wie er gleich jenen sorgsam allen Schmutz aufliest, den Luther in stürmischer Zeit auf seinem Erdengang hat fallen lassen, und sich mit dem Beweise abmüht, daß dieser Schmutz — das eigentliche Wesen des Reformators sei. Wirklich und wahrhaftig! Denifle geht Arm in Arm mit Pistorius und Weislinger! Auf S. 302 (vgl. S. 697) führt er eine Aeußerung aus dem ersten Teil der **Anatomia Lutheri** des „berühmten“ Pistorius an und bemerkt dazu: „Pistorius, selbst ein Protestant, wurde nach seiner Rückkehr zur Kirche der gefürchtete, unbesiegbare Gegner der protestantischen Pastoren und Theologen.“ Unbesiegbar? Kennt Denifle nicht die „**Acta** des **Colloquii**, zwischen den Würtenbergischen Theologen und **D. Joanne Pistorio** zu Baden gehalten“? (Tübingen 1590.) Ist der Satz aus der Luft gegriffen, mit dem die **Acta** schließen (S. 374)? „Dieweil dann **D. Pistorius** ein solcher Disputant, wie diese **Acta** bezeugen, dem zur Disputation nie ernst gewesen, auch alle seine Sachen nicht zur Erklärung, sondern sophistischer Verdunklung der Wahrheit gerichtet, so ist er auch nicht wert, daß rechte **Theologi** mit ihm disputieren und die Zeit und Unkosten mit einem solchen Sophisten verzehren sollen.“ Man prüfe den Gang der Disputation, so erkennt man das Recht dieses Schlußsatzes, der heute noch anwendbar bleibt. Und der andere Eideshelfer, Weislinger! Denifle schreibt S. 805 (vgl. auch S. 761): Wer wird nicht angesichts der Krone der Gemeinheit und Frechheit, die Luther allen seinen früheren derartigen Erzeugnissen mit seinem Buche „Wider das Papsttum zu Rom vom Teufel gestiftet“ (1545) und dem bildlichen Kommentar dazu aufgesetzt hat (behaupten, die Bilder gehörten zur unsauberen Zola-Literatur, wäre noch ein Lobspruch für sie), das Urteil J. N. Weislingers unterschreiben: „Man sollte meinen, die ganze Hölle mit allen Furien und Teufeln habe sich vereinigt, solche Zotenmassen durch Luthers

---

1) **Luther und Luthertum in der ersten Entwickelung quellenmäßig dargestellt. Von P. Heinrich Denifle O. P., Subarchivar des hl. apostolischen Stuhles in Rom. Erster Band. Mainz und München. Kirchheim. gr. 8° (XXXII und 860 Seiten). Preis geheftet 10 Mark. — Eine umsichtige, an den Hauptpunkten vorgenommene Orientierung darüber, was Denifle will und was von seinem mit einer festen Tendenz geschriebenen Buch zu halten sei, hat R. Seeberg in Berlin geliefert in der Schrift „Luther und Luthertum in der neuesten katholischen Beleuchtung“, Leipzig 1904. In der Christlichen Welt 1903 Nr. 51 untersucht Johannes Bauer die Frage: „Wie ein katholischer Gelehrter über Luthers Physiognomie urteilt“. Er kommt nach eingehender, sachlicher Prüfung zu dem Ergebnis (Sp. 1222): „Eine ‚Meinung‘, die keinen Unterschied macht zwischen lebendiger Persönlichkeit und einem Porträt, die jede Urkunde benutzt, einerlei ob sie treu oder zweifelhaft ist, die die wertvollsten Urkunden übergeht, die über das Kunstwerk nach Belieben und Gutdünken schaltet — eine solche Meinung richtet sich selbst. Sie darf nicht als eine Meinung neben eine andere treten. Sie ist ein Einfall ein Spiel der Phantasie, eine Dichtung ohne Wahrheit.“**

Mund auszuspeien. . . . Ich meinesteils gestehe öffentlich und ohne Scheu vor Gott und der Welt: wenn ich solche Malereien und schamlose Lästerwort in der Bibel von Christus, seinen Aposteln oder den Propheten lesen würde, wollte ich sie zusammen verfluchen und für vom leibhaftigen Teufel gerittene Bösewichter, Spitzbuben und Schelmen halten. Dies für euch, ihr lutherischen Prädicanten!" (Friß Vogel oder stirb! Oberammergau 1751, S. 97 — in der Straßburger Ausgabe von 1722 S. 85; statt „Luthers Mund" heißt es dort: „des gottesvergessenen Erzketzers Lutheri Zotenrüssel"). Als Denifle sich auf Weislinger berief, bedachte er nicht, daß vor vierzig Jahren der bekannte katholische Theologe und Patristiker Johannes Alzog in Freiburg seine eingehende Beurteilung der literarischen Tätigkeit Weislingers mit der Erklärung begann, „daß die Wiederholung der Weislingerschen Polemik die theologische Wissenschaft kompromittieren, wie das sittliche Zartgefühl in beklagenswerter Weise verletzen würde (von Alzog unterstrichen; vgl. Freiburger Diözesan-Archiv, erster Band, 1865, S. 416; vgl. den ganzen Artikel über Weislinger S. 407—436). Alzog hat in diesem Punkte völlig recht; wer als Polemiker Arm in Arm mit Weislinger geht, kompromittiert die theologische Wissenschaft. Daß dies ein Denifle getan hat! Ich hätte es noch vor einem Vierteljahr für völlig unmöglich erklärt. Es gibt — ich sage diesmal leider! — noch neues unter der Sonne. Denifle überbietet noch Weislinger. Bei diesem war Luther wenigstens noch ein gelehrter Mann, nach Denifle ist er nicht einmal dies, sondern „ein Halbwisser, ein Halbgebildeter in der Theologie, zugleich aber ein Groß- und Absprecher sondergleichen" (S. 567).

Ein „Possenreißer und Marktschreier" (S. 369 und 260) hat die mittelalterliche Welt aus den Angeln gehoben! Denifle ist stolz auf die wissenschaftliche Methode, die ihn zu diesem ungeheuerlichen Ergebnis geführt hat. Er nennt sie „die aristotelisch-scholastische Methode, auf die Geschichte angewandt" (S. 829). Wir wollen diese Methode etwas näher ansehen. Sie wird in Denifles Hand zum unfehlbaren Mittel, die Richtigkeit eines im voraus angenommenen Grundsatzes in allen Einzelfällen, auf die er angewendet wird, zu erweisen, mögen auch noch so dringende Instanzen im Wege stehen. Ein sehr lehrreiches Beispiel mag dies erläutern.

Wenn man das Inhaltsverzeichnis durchblättert, das manche Ueberraschung gewährt, bleibt der Blick auf S. XXVIII bei der Ueberschrift haften: § 4 Luthers christlicher Charakter. A. Die beneidenswerte Sau, das Ideal des seligen Lebens. . . . . Luther wünscht eine Sau, das Ideal des seligen Lebens zu sein S. 740 und 741. Man schlägt die Seiten auf und findet folgende Darstellung, die wir wortgetreu mitteilen. „Der Wunsch, die Sau selbst zu sein, war einzig und allein Luther, dem Erfinder der Heilsgewißheit, vorbehalten. Im Jahre 1543, also bloß drei Jahre vor seinem Tode, nachdem er 1527 und 1537 dem Tode bereits nahe gestanden und ein Vorgefühl vom Sterben gehabt hatte, schreibt er bezüglich seiner Erfahrung in den Todesschrecken: „Ich weiß, wer jemals des Todes Schrecken oder Last gefühlt hat, der würde gerne eine Sau dafür sein, ehe er solches immer für und für tragen wollte. Denn eine Sau liegt in ihrem Pflaumfederbette auf der Gasse oder auf dem Mist, ruht sicher, schnarchet sanft, schläft süße, fürchtet keinen König noch Herrn, keinen Tod noch Hölle, keinen Teufel noch Gottes Zorn, lebt so gar (Denifle schreibt falsch: sogar) ohne Sorge, daß sie auch nicht denkt, wo Kleien sind. Und wenn der türkische Kaiser mit aller Macht und Zorn daherzöge, sollte sie wohl so stolz sein, daß sie nicht eine Borste um seinetwillen regte; triebe man sie auf, sollte sie wohl kreischen (krochzen) und, wenn sie reden könnte, sagen: „Siehe, wie tobest du Narr? Du hast das zehnte Teil nicht so gut wie ich, und lebst nimmermehr eine Stunde so sicher, sanft und still, als ich immer für und für lebe, wärest du noch zehnmal so groß und reich." Summa: sie gedenkt an kein Sterben, (es) ist eitel sicher, sanft Leben mit ihr (Denifle mißversteht den sprachlichen Ausdruck und schreibt dafür: ist ganz und gar sicher, sanft leben (ist) mit ihr). Kommt der Schlächter über sie, so denkt sie, es klemme sie etwa ein Holz oder Stein. Sterbens versieht sie sich nicht, bis im Augenblick sie tot ist, hat weder zuvor, noch im Tode, noch hernach einen Augenblick den Tod gefühlt, sondern eitel und ewiges Leben. Solches wird ihr kein König, noch der Juden Messia selbst (d. h. den sie noch erwarten) nachtun, auch kein Mensch, wie klug, hoch, reich heilig und mächtig er ist." Und warum? „Die Sau hat von dem Apfel nicht gegessen, der (den) Unterschied des Guten und Bösen uns elende Menschen im Paradies gelehrt hat." (Erlanger Ausgabe 32, 261. Luther schreibt Obiges in seinem Buche: Von den Juden und ihren Lügen.) Welch' schauerlicher Cynismus liegt nicht in diesen Worten! Und doch zugleich, welche Ironie! Derselbe, der die Heilsgewißheit erfunden hat, vernichtet und zerstört sie mit seinen Worten, mit seinem eigenen Geständnis, bis auf ihr letztes Tüpfelchen. Luther hat alle anderen der Mühe überhoben, sich je noch mit ihr zu beschäftigen oder an sie als etwas von ihm Erlebtes zu glauben. Als sie gerade ihren Zweck erfüllen sollte, hat sie ihn im Stiche gelassen, und er hat etwas ganz anderes erlebt, nämlich die Todesschrecken, und zwar in dem Maße, daß er lieber eine Sau sein wollte, als sie fortwährend ertragen."

So Denifle. Und Luther selbst? Wenn man die ganze Stelle im Zusammenhang nachliest, wird man starr vor Staunen darüber, wie wenig Denifle Luther versteht oder verstehen will. Man könnte hier, wenn man wollte, sogar von Fälschung reden. Denn alle die angeführten Worte sind von Luther bedingungsweise geredet, unter der Voraussetzung, daß wir keinen anderen Messias oder Heiland hätten als einen irdischen Herrn, wie ihn die Rabbiner erhofften. Was hülfe ein Heiland, der kurzes irdisches Glück gewährte, aber die Plage des Todes und der Todesfurcht nicht wegnähme? Wäre das nicht ein Glück wie das des Tyrannen Dionysius, das er dem Damokles zeigte? Es wäre besser, eine lebendige Sau zu sein, als ein ewig sterbender Mensch. Dann fährt er, zunächst auch noch bedingungsweise, fort: „Hätte ich aber einen solchen Messias, der mir diesen Schaden heilen könnte, daß ich vor dem Tod mich nicht fürchten dürfte . . . da würde mein Herz vor Freude springen . . und die Welt wäre mir eitel Paradies, wenn ich auch im Kerker leben sollte." Und nun, nachdem er den einen und den anderen angenommenen Fall erörtert hat, kommt er zur Wirklichkeit und bricht in die jubelnden Worte aus: „Solchen Messias haben wir Christen und danken Gott dem Vater aller Barmherzigkeit mit vollen überschwenglichen Freuden unsres Herzens, vergessen fröhlich und gerne all des Leidens und Schadens, den uns der Teufel im Paradies hat zugefügt. Denn er ist reichlich gebüßet und erstattet durch diesen Messias. Also haben die Apostel vor solchen Freuden in Kerkern und allem Unglück gesungen und gelobt. — Ja, solchen Messias haben wir; der zu uns also spricht: Ich bin die Auferstehung und das Leben u. s. w. (Joh. 11, 25 und 26; 8,51)." Statt Cynismus und Ironie finden wir bei Luther Aeußerungen eines getrosten, durch den Mittler den Tod und die Todesschrecken überwindenden Glaubens. Mit welchen Augen hat Denifle gelesen?

(Schluß folgt.)

Bücher und Zeitschriften.

Kommentar zur Gewerbeordnung für das Deutsche Reich von Dr. Robert v. Landmann, vierte Auflage, bearbeitet von Dr. Gustav Rohmer, Legationssekretär 1. Klasse im kgl. bayer. Staatsministerium des königlichen Hauses und des Aeußern. — In zwei Bänden, München

1903. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck), 8°, 744 S. und 943 S. — Gebunden 30 Mark.

Das einem ständigen Umwandlungsprozesse unterworfene gewerbliche Leben nimmt von Jahr zu Jahr neue Gestalten an, denen die Rechtsordnung zum Schutze gefährdeter Interessen stets wiederum Rechnung tragen muß. So drängt sich insbesondere hinsichtlich der Gewerbeordnung Revision an Revision; Literatur, Rechtsprechung und Verwaltungspraxis sehen sich stets neuen gewerblichen Erscheinungen gegenüber, deren Beurteilung vielfach zu abweichenden und schwankenden Ergebnissen führt. Auf diesem weitverzweigten, hinsichtlich seiner Schwierigkeit oft unterschätzten Gebiete einen zuverlässigen und erprobten Führer an der Seite zu haben, ist für alle, die sich mit gewerblichen Fragen zu beschäftigen haben, ein Gebot absoluter Notwendigkeit. — Als derartiger Führer ist der soeben in vierter Auflage erschienene, von Dr. Rohmer bearbeitete Landmannsche Kommentar zur Reichs-Gewerbeordnung zu bezeichnen. — Wenn der derzeitige erprobte Herausgeber in seinem Vorworte als sein Ziel bezeichnete, das Buch auf der Höhe eines den Gegenstand möglichst erschöpfenden, verlässigen und mit der lebendigen Rechtsentwicklung fortschreitenden Handbuches des Reichsgewerberechts zu erhalten und durch tunlichste Berücksichtigung der einzelstaatlichen Praxis die Brauchbarkeit des Buches nicht bloß für Bayern, sondern für alle Bundesstaaten zu sichern, so muß dem Verfasser das Zeugnis ausgestellt werden, daß ihm die Erreichung dieses hohen Zieles in glänzender Weise gelungen ist. Der Verfasser hat die sprichwörtliche deutsche Gründlichkeit in die Tat umgesetzt. Dies im einzelnen darzutun, würde über den Rahmen dieser Besprechung weit hinausgehen. Es sei das Augenmerk insbesondere auf ein Gebiet gelenkt. — Seit Erscheinen der letzten Auflage hat sich die Wissenschaft auch der Lehre über den gewerblichen Arbeitsvertrag mit großem Erfolge angenommen und vor allem hat Lotmar in seinem großen, epochemachenden Werke „Der Arbeitsvertrag nach dem Privatrecht des Deutschen Reiches" die Anschauung Labands (Deutsche Juristenzeitung 1899 S. 254), daß die Gewerbegesetze zur Behandlung wissenschaftlicher Probleme, zur juristischen Begriffsbestimmung und Konstruktion nur geringen Anlaß bieten, gründlich widerlegt. Dabei hat die fortschreitende, gewerberechtliche Judikatur die wissenschaftliche Lehre vom Arbeitsvertrag in hohem Grade gefördert und das Interesse der Wissenschaft in vorteilhaftester Weise geweckt. — Diesen neuen Verhältnissen trägt die 4. Auflage des Landmannschen Kommentars insbesondere im Titel 7 (2. Band, S. 1 ff.) auf Schritt und Tritt durch Berücksichtigung der gesamten Literatur und Judikatur in erschöpfender Weise Rechnung. Diesem Umstande ist es wohl auch zuzuschreiben, daß in der neuen Auflage die Behandlung einer Reihe neuer Fragen, aber auch manche Abweichung von der bisherigen Auffassung zu verzeichnen ist. Als eine derartige abweichende Anschauung ist (Seite 190) besonders zu erwähnen, daß die gesetzliche Kündigungsfrist (§ 122 Gew.-O.) nicht bloß — wie bisher angenommen — durch ausdrückliche, sondern auch durch stillschweigende Vereinbarung geändert werden könne; es komme auf den Willen der Parteien an, der unter Umständen in einer zweifelsfreien Weise aus lokalen Uebungen oder aus Tarifverträgen sich ergibt. Diese Meinung widerspricht zwar dem Wortlaute des § 122 l. c. („wenn nicht ein anderes verabredet ist"), dürfte jedoch besonders im Hinblick auf § 157 B. G.-B. (Berücksichtigung von Treu und Glauben bei Vertragsauslegung) manche Gründe für sich haben. Eine teilweise Abweichung von der früher vertretenen Anschauung zeigt sich (Seite 191) bei der Frage, ob das Blaumontagmachen als unbefugtes Verlassen der Arbeit im Sinne des § 123 Abs. 1 Ziff. 3 Gew.-O. anzusehen ist. Während bisher das Blaumontagmachen schlechthin nicht als unbefugtes Verlassen der Arbeit erklärt wurde, führt der Verfasser der neuen Auflage aus, daß das Blaumontagmachen „in der Regel wohl" nicht hierher zähle. Hiergegen wird (S. 195) die Frage, ob die unerlaubte Beteiligung an der Feier des 1. Mai hierunter falle, unbedingt bejaht. Für die verschiedenartige Behandlung des Blaumontagmachens und der Beteiligung an der Maifeier dürfte kaum eine durchschlagende rechtliche Begründung zu finden sein; entweder sind beide Handlungen ein unbefugtes Verlassen oder beide nicht; das Motiv kann keine grundsätzlich verschiedene Behandlung rechtfertigen. — Wohlberechtigt sind des Verfassers neue Darlegungen (Seite 190) über das Wesen des Tarifvertrages als lex contractus (im Gegensatz zu Lotmar ohne den Charakter eines zwingenden Rechts), sowie (Seite 194) dessen Anschauung, daß auch der Versuch des Diebstahls, des Betrugs u. s. w. unter § 123 Abs. 1 Ziff. 2 Gew.-O. falle, ferner (Seite 190), daß Arbeitstag als Einheit aufzufassen sei und deshalb auch bei Ausschluß der Kündigung in der Regel nur von einem Tag zum anderen, nicht aber mitten im Tage, mit sofortiger Wirkung gekündigt werden dürfe, endlich (Seite 195), daß der von Lotmar aufgestellte Begriff über moralwidrige Arbeit zu weitgehend sei. — Mag man somit auch — was bei dem Umfange der behandelten Streitfragen wohl erklärlich ist — nicht mit allen Ausführungen des Verfassers ganz einverstanden sein, so verdient schon die Tatsache rückhaltslose Anerkennung, daß derselbe keiner auftauchenden Frage aus dem Wege gegangen ist, sie vielmehr mit klarem Blick und nicht bloß mit einseitig formalistischer Begriffsjuristerei, sondern auch hohem sozialpolitischem Verständnis behandelt hat. — Nach alle dem muß jeder objektive Beurteiler zu dem Schlusse kommen: Landmanns Kommentar zur Gewerbeordnung hat in der neuen Rohmerschen Behandlung den ersten Platz unter den sämtlichen Bearbeitern der Gewerbeordnung nicht bloß behauptet, sondern noch mehr befestigt.

München. Dr. Prenner.

Allgemeine Rundschau.

Karl v. Zittel †.

Der berühmte Paläontolog unserer Universität und Präsident der Münchener Akademie der Wissenschaften, Geheimrat Professor Dr. Karl v. Zittel, ist nun doch der schweren Krankheit, die schon seit längerer Zeit für sein Leben fürchten ließ, erlegen; der Tod trat am Dienstag, den 5. Jan., abends halb 9 Uhr, ein. Mit ihm hat die Wissenschaft, und insbesondere unsere Hochschule, einen Gelehrten verloren, dessen Ruhm weit über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus in höchsten Ehren stand, und durch dessen Einfluß aus unserer Hochschule ein internationaler Mittelpunkt der geologischen und paläontologischen Studien geworden war. Karl v. Zittel war am 25. Sept. 1839 zu Bahlingen im südlichen Baden als Sprößling eines bekannten Theologengeschlechts geboren. Nach Absolvierung seiner Studien zu Heidelberg und Paris begab er sich nach Wien, wo er zunächst an der Geologischen Reichsanstalt bei Aufnahmen in Dalmatien Verwendung fand; später wurde er Assistent am Hof-Mineralienkabinett zu Wien. 1863 habilitierte er sich dort für Geologie, wurde im gleichen Jahre als Professor an die Polytechn. Schule in Karlsruhe und von da im Herbst 1866 als Prof. der Geologie und Paläontologie an die Münchener Hochschule berufen, der er seitdem ununterbrochen angehörte. Zur vollen Würdigung gelangte sein Name in der wissenschaftlichen Welt, als er im Jahre 1873/74 als Teilnehmer der Rohlfsschen Expedition nach Aegypten und der libyschen Wüste deren Ergebnisse in vorbildlicher Weise wissenschaftlich bearbeitete. Zittel bekleidete außer seinem Lehramt die Funktion eines Generalkonservators der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates, sowie eines ersten Konservators der geologischen und paläontologischen Sammlungen. Außerdem war er seit 1899 — als Nachfolger Pettenkofers — Präsident der Akademie der Wissenschaften, der er schon seit 1869 als außerordentliches, seit 1875 als ordentliches Mitglied angehörte; er war ferner Mitglied der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien, der Akademien in Berlin und Paris, des Institut Egyptien in Kairo, der Royal Microscopical Society in London und vieler anderer gelehrter Körperschaften. — Von seinen zahlreichen Veröffentlichungen ist an erster Stelle sein vierbändiges „Handbuch der Paläontologie", das hervorragendste Lehrbuch dieser Wissenschaft, zu nennen; außerdem verfaßte er neben zahlreichen Spezialabhandlungen „Aus der Urzeit. Bilder aus der Schöpfungsgeschichte",

„Grundzüge der Paläontologie", „Paläontologische Wandtafeln", sowie eine „Geschichte der Geologie und Paläontologie bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts". Zugleich war er Herausgeber der Fachzeitschrift „Palaeontographica". — Als Akademiepräsident und Generalkonservator der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates suchte er mit Energie den Plan eines großen naturwissenschaftlichen Museums in München an Stelle der unendlich mangelhaften heutigen Unterbringung dieser Sammlungen zur Verwirklichung zu bringen. Auch um den Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein, dem er als tätiges Mitglied und zeitweilig als Präsident angehörte, hat er sich hervorragende Verdienste erworben. — Ebenso wie als Gelehrter erfreute sich der Verstorbene als Mensch der allgemeinsten Hochachtung und Verehrung. Sein liebenswürdiges, unverfälschtes und offenes Wesen, die Gradheit und strenge Rechtlichkeit seines Charakters gewannen ihm die Herzen nicht nur seiner Mitarbeiter und Schüler, sondern auch aller derer, die ihm im Leben irgendwie nahe getreten sind. So hinterläßt sein Hinscheiden eine große Lücke ebenso in der weiteren wissenschaftlichen Welt wie in den akademischen Kreisen Münchens, für die Zittels Persönlichkeit und Name seit Jahren eine Zierde bildeten. Eine ausführliche Würdigung der Persönlichkeit wie des großen wissenschaftlichen Lebenswerkes des Dahingeschiedenen wird in den nächsten Tagen einer seiner Mitarbeiter in unserer Beilage veröffentlichen.

•

Neue Saalburg-Funde.

bl. In der Umgebung der Saalburg ist nur an wenigen Stellen systematisch gegraben worden, daher kommt es, daß unmittelbar vor dem linken Prinzipaltore eine Entdeckung gemacht werden konnte, die ein helles Licht auf eine Hyginstelle wirft. In seinem Buche de munitionibus castrorum c. 49 spricht er von dem titulus oder titulum, einem Graben von der Breite des Tores, der 60 Fuß außerhalb dieses liege. Durch Zufall stieß man nun 20 m d. i. 60 römische Fuß vor jenem Prinzipaltore auf diesen Graben, der mit Erde ausgefüllt, aber bei der Grabung deutlich sichtbar war. Andere Autorenstellen, an denen vom Mauerpilum (pilum murale) die Rede ist, erhalten eine längst erwünschte Beleuchtung durch den Fund von eichenen Schäften, die im Brunnen 63 in der Nordwestecke des Kastellinneren zum Vorschein kamen. Es sind 8 nach beiden Seiten spitz zulaufende, in der Mitte durch Einkerbungen eiförmig gestaltete, bis 11 cm dicke Hölzer, die an der oberen Seite eine kurze eiserne Spitze trugen, wie sie bei manchen Kastellen zutage kam. Durch die Auffindung des dazu passenden Schaftes ist ihre Verwendung beim Mauerpilum festgestellt, das mit den schweren Wurfmaschinen, die auf dem Wallgang plaziert waren, geschleudert wurde. Im selben Brunnen fand sich ein faschinenartiges Geflecht von 80 cm Breite und 2 m Länge aus Eichenzweigen. Sicherlich haben wir hier ein Stück von der Brustwehr vor uns, wie sie der Befestigung des sog. zweiten Kastelles (reichliche Verwendung von Holzbalken mit Steinsetzung), über das an dieser Stelle seinerzeit berichtet wurde, angehörte. Auch das Stück einer Leiter aus Eichenholz fand sich in diesem ergiebigen Brunnen, der in seinem unteren Teile noch die ganze Holzverschalung (2.20 cm lange, überkämmte Eichenbohlen in drei Schichten Höhe) enthielt.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

* Dr. Friedrich Jolly †. In dem am Montag Abend plötzlich verstorbenen Direktor der Nervenklinik der Berliner Charité, Geheimrat Dr. Friedrich Jolly, verliert die ärztliche Wissenschaft einen hervorragenden Vertreter, die medizinische Welt einen hochgeachteten Fachgenossen. Friedrich Jolly wurde am 24. November 1844 in Heidelberg als Sohn des berühmten Physikers Philipp v. Jolly geboren. Nach Beendigung seiner Studien in München und Göttingen habilitierte er sich 1871 als Privatdozent in Würzburg mit einer Abhandlung über den Gehirndruck und über die Blutbewegung im Schädel. Bereits zwei Jahre später wurde er als außerordentlicher Professor für Psychiatrie und Direktor der psychiatrischen Klinik nach Straßburg berufen, wo er 1875 zum ordentlichen Professor ernannt wurde. In seine Straßburger Zeit fallen u. a. seine Arbeiten über Hysterie und Hypochondrie, über Irrtum und Irrsinn und seine Untersuchungen über den elektrischen Leitungswiderstand des menschlichen Körpers. Im Herbst 1890 nach Westphals Tode übernahm Jolly die Professur an der Berliner Universität und das Direktorat der psychiatrischen und Nervenklinik an der Charité, in welchen Stellungen er als Lehrer und Arzt eine ungemein segensreiche Tätigkeit entfaltete. Seit 1890 redigierte er auch das Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten.

* Ueber die furchtbare afrikanische Schlafkrankheit und die Geschichte ihrer Bekanntheit bei den Europäern bringt Maurice Buret in „Questions Diplomatiques et Coloniales" einige interessante Mitteilungen. Darnach war der erste europäische Arzt, der die Krankheit kennen lernte, Mr. Winterbottom, ein Engländer, der im Jahre 1803 einige Bemerkungen über diese Krankheit mit Bezug auf die Bewohner von Senegambien und Sierra Leone veröffentlichte. Dann lernte sie Dr. Moreau de Jonnès während eines Aufenthaltes auf den Antillen von 1806 bis 1808 unter den dortigen Negersklaven kennen und veröffentlichte gleichfalls einen Bericht darüber; ebenso schrieb 1840 Dr. Clarke von Sierra Leone über die „Schlaftrunkenheit" (sleeping dropsy).

Von dem gefährlichen Charakter der Krankheit gibt eine Nachricht Dr. Guérins einen Begriff, der zufolge von 148 Fällen, die diesem zur Beobachtung zugänglich waren, nur einer anscheinend geheilt wurde, während alle anderen tötlich verliefen. In den französischen Schutzgebieten von Joal und Portudal trat infolge der Epidemie unter den eingeborenen Soldaten eine Panik ein, infolge deren die Garnisonen gewechselt werden mußten. Merkwürdigerweise waren unter den von der Krankheit Betroffenen die Männer mit über zwei Dritteln vertreten, was vielleicht darauf hinweist, daß die beiden Geschlechter der Ansteckungsgefahr in ungleichem Maße unterworfen sind.

Zur Geschichte Ludwig des Bayern. In der Sitzung vom 20. November 1903 der französischen Académie des Inscriptions et belles-Lettres sprach Noël Valois über ein unediertes Werk des Marsiliglio Raimondini von Padua. Es handelt sich um eine in Oxford befindliche Streitschrift, die „defensor minor" genannt ist und eine Fortsetzung des bekannten Hauptwerkes „Defensor Pacis" des Marsiglio sein soll, in welchem dieser die Prinzipien der Volkssouveränität, der Gleichheit der Priester und der Unterordnung der Kirche unter den weltlichen Staat dargelegt hatte (s. Riezler, Geschichte Bayerns II p. 378 ff.). Ganz ähnliche Prinzipien sind in dem Defensor minor entwickelt, nur tritt Marsiliglio, der gewaltigste geistige Widersacher des Papsttums in dieser Zeit, womöglich noch wärmer für die Tendenzen Ludwig des Bayern ein: seine demokratischen Theorien zielen auf die Dankbarkeit der kaiserlichen Omnipotenz. Valois glaubt das neue Werk auf das Jahr 1338 datieren zu dürfen. Ueber die englischen Beziehungen und Besuche dieses Jahres vergl. Riezler l. c. p. 438 ff., sie würden den Weg des „defensor minor" nach England und Oxford um diese Zeit erklären, wenn wir überhaupt hier einer echten Schrift des Paduaners gegenüberstehen.

M.

R. Der 4. Kongreß des Internationalen Verbandes für die Materialprüfungen der Technik wird in St. Petersburg in der Zeit vom 18.—24. August d. J. (5.—11. August alten Stiles) abgehalten werden. Das Schlußfestmahl ist in Moskau.

* Todesfall. Der Forschungsreisende und Ethnograph Felix Kanitz ist am Dienstag in Wien gestorben.

⁂

Hochschulnachrichten.

hc. **München.** Durch den Tod hat, wie wir bereits im Hauptblatt meldeten, die Münchener Universität einen ihrer ältesten Dozenten verloren. Am 31. Dezember starb der Privatdozent für Klimatologie und Balneologie kgl. Hofrat Dr. Georg Frhr. v. Liebig. Geboren als Sohn Justus v. Liebigs in Gießen 1833, war er Truppenarzt in Britisch-Indien, Professor für Naturgeschichte am Hindu-College in Calcutta und von 1859 bis 1873 Bezirks- und Salinenarzt in Reichenhall. Am 15. Mai 1877 erhielt er die venia legendi in München. Er war Mitglied des Royal College of Surgeons zu London. — Dr. phil. et jur. Paul Langheineken aus Chemnitz ist als Privatdozent für deutsches Zivilprozeßrecht und deutsches bürgerliches Recht zugelassen und bestätigt worden.

r. **Heidelberg.** Geh. Rat Professor Dr. Karl Franz Otto Karlowa, der am Abend des 3. d. M. seinem langjährigen Nierenleiden zu Leipzig erlegen ist, hat seit dem Sommersemester 1872 einen der beiden altberühmten Pandekten-Lehrstühle der Ruperto Carola innegehabt. Er war am 11. Februar 1836 zu Bückeburg geboren, studierte in den Jahren 1854 bis 1858 zu Göttingen und Berlin, war dann einige Zeit Auditor bei der Justizkanzlei in Bückeburg, promovierte 1862 an der Universität Bonn und habilitierte sich hernach in der dortigen Juristenfakultät für römisches Recht. Von da an ging er als Ordinarius an die Universität Greifswald und 1872 nach Heidelberg. Seine Lebensarbeit bestand in der historischen Erforschung des altrömischen Rechts. Sein Hauptwerk ist die im großen Stil angelegte „Römische Rechtsgeschichte", deren erster Band (Leipzig) 1885 und zweiter Band erste Abteilung 1901 erschienen ist und die nun wohl leider ein Torso bleiben wird. Von seinen übrigen Arbeiten seien neben den frühesten, einer Göttinger Preisschrift von 1858 und der Bonner Dissertation, u. a. genannt: „Beiträge zur Geschichte des römischen Zivilprozesses" (Bonn 1865), „Die Formen der römischen Ehe und Manus" (Bonn 1868), „Der römische Zivilprozeß zur Zeit der Legisaktionen" (Berlin 1872), „Das Rechtsgeschäft und seine Wirkung" (Berlin 1877), Heidelberger Gelegenheitspublikationen wegen seiner Prorektoratsrede „Ueber die Reception des römischen Rechts in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf die Churpfalz" (1878), „Intra pomoerium und extra pomoerium. Ein Beitrag zum römischen Staatsrecht" (in der Festgabe zur Feier des 70. Geburtstages des Großherzogs Friedrich dargebracht von der juristischen Fakultät der Universität Heidelberg 1896), die „Miscellanea" in der Festgabe für Ernst Immanuel Bekker 1899. Als Parergon zu betrachten sind Karlowas Studien zur rätselreichen Lebensgeschichte der Maria Stuart, wie er sie niedergelegt hat in dem Buche „Maria Stuarts angebliche Briefe an den Grafen J. Bothwell. Ein Beitrag zur Prüfung ihrer Echtheit" (Heidelberg 1886).

In der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich der mehrjährige jetzt erster Assistent an der Universitäts-Frauenklinik Dr. Erwin Kehrer, Sohn des früheren, nunmehr hier im Ruhestand lebenden Direktors dieser Anstalt, als Privatdozent für Gynäkologie habilitiert. Seine öffentliche Probevorlesung, welche am 9. d. M. stattfinden wird, hat zum Thema: „Die derzeitigen Anschauungen über den Wert der modernen Operationen beim Uteruscarcinom."

* **Tübingen.** Der Professor des Deutschen Rechts Dr. Siegfried Rietschel hat einen Ruf nach Freiburg als Nachfolger von Prof. Stutz erhalten.

* **Jena.** Die philosophische Fakultät der Universität erneuerte dem Lehrer der romanischen Sprachen Dr. F. A. Leopold Wehrig in Berlin aus Anlaß seines 50jährigen Doktorjubiläums das Diplom.

* Von technischen Hochschulen. Der Direktor des Städelschen Instituts zu Frankfurt a. M., Professor Dr. Heinrich Weizsäcker, ist zum ordentlichen Professor für Kunstgeschichte an die Technische Hochschule zu Stuttgart berufen worden.

x

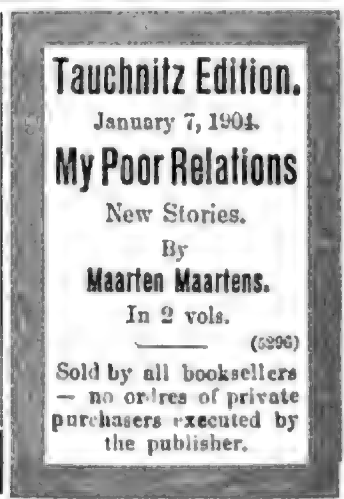
Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Karl Henckell: Mein Liederbuch. — Neuland. Ausg. Gedichte. I. II. (2 Bde.) Leipzig u. Berlin. K. Henckell u. Co. 199 u. 161 S. — Jahrbuch (früher Taschenkalender) der Arbeiterversicherung 1904. Zum Gebrauche der Handhabung der Arbeiterversicherungsgesetze von E. Götze und P. Schindler. 16. Jahrgang. Teil I., II. Berlin. Liebel. 655 u. 735 S. — Albert Perl: Durch die Urwälder Südamerikas. Berlin 1904. Dietrich Reimer. 235 S. — C. Regenhardt: Geschäftskalender für den Weltverkehr 1904. Berlin. C. Regenhardt. 624 S. — Wilhelm Weigand: Gedichte. Auswahl. München u. Leipzig 1904. Georg Müller. 140 S. — Wilhelm Fischer: Poetenphilosophie. Eine Weltanschauung. Ebenda 1904. 346 S. — Th. v. Frimmel: Moderne Kunst. Eine Skizze. Ebenda 1904. 109 S. — Louis Goebel: Herder und Schleiermachers Reden über die Religion. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der neueren Theologie. Gotha 1904. F. A. Perthes. 103 S. — Charles Dickens: Das Heimchen auf dem Herde. Ein Hausmärchen. Ravensburg. Dorn. 205 S. — Esaias Tegnér: Die Frithjofs-Sage. Aus dem Schwedischen von Gottlieb Mohnike. Ebenda. 211 S. — Emil Haentzschel: Das Erdsphaeroid und seine Abbildung. Leipzig 1903. B. G. Teubner. 140 S. — Heinrich Runge: Neues Deutsch-spanisches und Spanisch-deutsches Taschenwörterbuch mit einer kurzgefassten Grammatik für Reise und Schule. Teil I: Español-Alemán. II: Deutsch-Spanisch. Ebenda. 470 u. 506 S. — Dr. Georg Rosenthal: Lateinische Schulgrammatik zur raschen Einführung für reifere Schüler. Mit besonderer Berücksichtigung von Caesars gallischem Krieg. Für Lateinkurse an Mädchengymnasien, Oberrealschulen etc. Ebenda 1904. 62 S. — Dr. Otto Boerner: Leçons de français. Kurze praktische Anleitung zum raschen und sicheren Erlernen der französischen Sprache für den mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch. (Teubners kleine Sprachbücher. I.) Ebenda 1904. 256 S. — Joseph Petzoldt: Einführung in die Philosophie der reinen Erfahrung. II: Auf dem Wege zum Dauernden. Ebenda 1904. 341 S. — Dr. Christian Gruber: Geographie als Bildungsfach. Ebenda. 156 S. — Natur und Schule. Zeitschrift für den gesamten naturkundlichen Unterricht aller Schulen. Band II. Ebenda 1904. 504 S. — Joachim v. Dürow: Aus hartem Holz. Roman. Dresden 1903. E. Pierson. 192 S. — Elsa v. Wehren: Eva. Eine Herzensgeschichte. Ebenda 1903. 388 S. — Rudolf Hauffe: Wilhelm d. Grosse im Liede. Ebenda 1903. 60 S. — Wilhelm Raabe: Der Laar. Eine Oster-, Pfingst-, Weihnachts- und Neujahrsgeschichte. 3. Aufl. Berlin 1903. O. Janke. 224 S. — Dr. Rudolf Meringer: Indogermanische Sprachwissenschaft. 3., durchgesehene Auflage. Leipzig 1903. G. J. Göschen. 151 Seiten.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.



Jahrgang 1904. München, Freitag, 8. Januar. Nummer 5.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.
Luther in römischem Urteil. (Schluß.) Eine Studie von Professor Johannes Haußleiter (Greifswald).
Physikalisch-chemisches über Malerei. II. Von Professor W. Ostwald (Leipzig).
II. Bücher und Zeitschriften.
Albanesische Dichtungen des Michele Marchiano.
III. Allgemeine Rundschau.
Akademie der Wissenschaften zu Berlin. — Kleinere Mitteilungen.
IV. Hochschulnachrichten.

Luther in römischem Urteil.

Eine Studie von Prof. Johannes Haußleiter (Greifswald).

(Schluß.)

Wer an einer so bemerkbaren Stelle in solcher Weise mit Luther umspringt, kann sich nicht beklagen, wenn man keine seiner Anführungen unbesehens hinnimmt. Man muß alles nachprüfen, und wie oft findet man, daß Denifle die Dinge schief sieht und in ein falsches Licht rückt! Auch in rein geschichtlichen Urteilen. Auf Seite 288 ff. will er zeigen, daß Geringschätzung der Frau und Verwilderung der weiblichen Jugend eine Folge von Luthers Prinzipien sei, und fordert Seite 287 den Lutherforscher Prof. Kolde öffentlich auf, das „protestantische Vorurteil" zu erweisen, als ob im Mittelalter das Weib gering geschätzt worden sei. Der Nachweis liegt für Wittenberg vor in meiner Schrift: „Die Universität Wittenberg vor dem Eintritt Luthers. Nach der Schilderung des Mag. Andreas Meinhardi vom Jahre 1507" (zweiter Abdruck, Leipzig 1903, S. 46 f., S. 84 ff.). Aus unzweideutiger Quelle erfahren wir, welch zotige Reden selbst an heiliger Stätte zum Lob des Cölibats über Frauen und eheliches Leben möglich waren. Es ging damals in Wittenberg eine italienische Novelle von Mund zu Mund, in der das Thema durchgeführt war, daß es selbst der Teufel in der Ehe nicht hat aushalten können. Wenn im Laufe der Novelle gelegentlich von einem Sohne des Papstes die Rede ist, dem in seiner Besessenheit der Papst nicht helfen konnte, so daß er sich um 30,000 Gulden die Hilfe eines mit dem Teufel verbündeten Laien erkaufte, so fallen von da grelle Streiflichter auf gewisse Anschauungen der vor-reformatorischen Zeit. Man ist vor allem über die Unbefangenheit erstaunt, mit der Meinhardi für das an „Heiligtümern" so reiche Wittenberg in einer Weise wirbt, die sich für uns wie Satire ausnimmt. Die Satire lag in den Zuständen.

In einer vortrefflichen Beleuchtung der Bedeutung Luthers für das Gesamtleben der Kirche (neu gedruckt Gütersloh 1883, 71 Seiten) hat A. F. C. Vilmar den Satz ausgesprochen, es habe Luther seit Augustin, ja seit der apostolischen Zeit bis auf diesen Tag unter allen Menschen das wahrste, der Offenbarung auf das vollständigste entsprechende, tiefste und stärkste Sündenbewußtsein gehabt, und das sei die Voraussetzung für seine reformatorische Erfahrung gewesen, daß das Heil des Sünders in der Annahme der uns in der Person Christi dargebotenen Gnade Gottes beruhe. Hier stoßen wir auf den Punkt, von dem aus diametral entgegengesetzte Beurteilungen Luthers sich ergeben. Vilmar meint, Luther habe vor Gottes Angesicht gestanden wie einst Jesaja (Kap. 6, 5) oder Paulus (Röm. 7, 24); Denifle behauptet, Luther, ein verkommener Bettelmönch, sei im Kampf mit der Begierlichkeit zu wiederholtenmalen ihr unterlegen, er habe das Maß der Schlechtigkeit des niedergehenden Welt- und Ordensklerus vollgemacht, und so sei sein trauriges Innere der Mittelpunkt seiner Theologie geworden (S. 407, 591, 592). Nun liefert aber Denifle selbst den Nachweis, daß Luthers entschiedene Hinwendung zu dem Satz von der Unbesiegbarkeit der Begierlichkeit in die Zeit seiner Vorlesung über den Römerbrief, d. h. in die Zeit zwischen April 1515 und September oder Oktober 1516 falle. Man wird den Druck des überaus wichtigen, in der Vaticana zu Rom aufgefundenen Kommentars, den Prof. Ficker in Straßburg für die Weimarer Ausgabe vorbereitet, abwarten müssen, um den tiefen Eindruck feststellen zu können, den das paulinische Wort mit zunehmender Kraft auf Luther machte. Denn hier, in dem Zeugnis des Apostels Paulus, liegt die Wurzel zu der Erfahrung Luthers. Das muß Denifle — widerwillig — zugeben. Er war als Unterarchivar des päpstlichen Stuhles in der glücklichen Lage, den Kommentar schon jetzt benützen zu können. Er hat das in seiner Weise getan. Statt in ruhiger Untersuchung ein Gesamtbild von dem Kommentar und von der im Laufe der Auslegung erfolgenden Wendung Luthers zu geben, bekommen wir an Dutzenden von Stellen, die über das ganze Buch zerstreut sind, immer kleine Bruchstücke mitgeteilt, deren Auswahl in dem Belieben Denifles steht. Das ist überhaupt ein Merkmal seiner „aristotelisch-scholastischen" Methode; er schwelgt in hundert Einzelheiten, die er in seinem Sinne verwendet; er zerschlägt das Ganze in Stücke, sucht die ihm brauchbaren heraus und will dann an diesen Trümmern das Wesen des Ganzen demonstrieren. Immerhin besagen für den verständigen Leser die Worte genug: „In den drei ersten Kapiteln (des Römerbriefs) sehen wir Luther noch in der Entwickelung; er sucht etwas, ergreift es nicht völlig, ein Zeichen, daß er sich unklar, daß er in der Entwickelung ist. — Endlich, gegen den Schluß des dritten Kapitels, haben wir keinen Zweifel mehr, daß er die concupiscentia (Begierde) mit der Erbsünde identifiziert und zu anderen festen Resultaten gelangt." (S. 413.) Mit anderen Worten: der Text des Apostels ist dem Reformator zu gewaltig geworden. Die Erkenntnis, daß der Mensch von Natur mit böser Lust behaftet sei und keine wahre Gottesfurcht, keinen wahren Glauben an Gott von Natur habe, und damit die Erkenntnis von der bleibenden sündigen Beschaffenheit der Natur oder von der Sünde als einem krankhaften, bösen Zustand, die Luther schon in seinen früheren Vorlesungen über die Psalmen ab und zu ausgesprochen hatte, wird ihm nun durch den Text des Römerbriefes bestätigt, sie verliert aber ihre Schrecken durch die gesteigerte Erkenntnis und Erfahrung von der grundlegenden Bedeutung des Heilsmittlers Christi, auf den allein wir angewiesen sind und angewiesen bleiben. Ich will zum Beleg ein paar Stellen nach Denifle anführen

Auf Blatt 142 des Kommentars (Denifle, S. 449) beruft sich Luther auf Worte wie Hosea 13, 9, „Israel, du bringest dich in Unglück; denn dein Heil stehet allein bei mir", oder auf Psalm 51, 5: „Meine Sünde ist immer vor mir," d. h. ich habe immer vor Augen, daß ich ein Sünder bin. „Darum (Blatt 233b, Denifle S. 505 und 506) gelangt man durch keine Werke, keine Weisheit, kein Bemühen und Studieren, aber auch nicht durch Reichtümer und Ehren zur Gerechtigkeit, obgleich nun viele nach Darbringung von zwei Pfennigen sich Ablaß von den Sünden versprechen. Deshalb wollen auch viele sich selbst als gerecht erscheinen, weil sie viel wissen, lesen, lehren oder weil sie in einer hohen Würde und im heiligen Dienste sind. Wenn aber der Apostel Röm. 10, 10 spricht: So man von Herzen glaubt, wird man gerecht, lehrt er eine neue Gerechtigkeit gegen und über Aristoteles. Nach Aristoteles entsteht die Gerechtigkeit durch wiederholte Uebung zumeist äußerer Akte; das ist die bürgerliche Gerechtigkeit, die vor Gott nicht gilt. Die wahre Gerechtigkeit dagegen entsteht so, daß man von ganzem Herzen den Worten Gottes glaubt und traut, wie es Römer 4, 3 heißt: Abraham hat Gott geglaubet, und das ist ihm zur Gerechtigkeit gerechnet."

Alles kommt darauf an, daß man einsieht, daß Luthers Frömmigkeit, sein Glaube und im Zusammenhang damit der Dienst der Liebe, unter dem bestimmenden Einfluß des paulinischen Schriftwortes wesentlich anders orientiert ist, als die mittelalterliche Frömmigkeit es war. Aber Denifle sperrt sich mit aller Gewalt gegen diese Einsicht. Wenn Luther im Anschluß an die eben mitgeteilte Ausführung in der ernstesten Weise den Dienst des Christen betont, der, ein Schuldner von allen, seiner Pflicht nicht genügt, es sei denn, daß er sich in die letzte Stelle erniedrige (nisi iis omnibus subiectus humiliet se in novissimum locum), so zerstört Denifle die Wirkung dieses aufrichtigen Wortes durch die boshafte Bemerkung: „Wie Luther bald nachher das Beispiel davon gegeben, ist männiglich bekannt." Bei solcher Behandlung der Quellen hört die Möglichkeit wissenschaftlicher Diskussion auf.

Und doch soll zum Schluß der Versuch gemacht werden, an einem möglichst einwandfreien Beispiel den fundamentalen Unterschied zu zeigen, der sich ergibt, je nachdem die religiöse Selbstbetrachtung bei den relativen Maßstäben des römischen Systems stehen bleibt „zu Schmach dem Leiden und Verdienst Christi", wie der zweite Artikel des Augsburger Bekenntnisses sagt, oder ob man mit Luther die volle Demut und den vollen Mut der Wahrheit gewinnt, daß man mit Verzicht auf Entschuldigung vor dem Angesichte Gottes sich als armen, sündigen Menschen bekennt, dann aber um so rückhaltloser seine Zuflucht nimmt zu dem Heilsmittler Christus. Der bekannte katholische Theologe und Volksschriftsteller Alban Stolz hat im Jahre 1867 unter dem Titel „Witterungen der Seele" Tagebuchblätter aus den Jahren 1842—1848 veröffentlicht, die tiefe Einblicke in sein religiöses Innenleben gewähren. Wir werden uns hüten, diese intimen Selbstbekenntnisse mit den feindseligen Augen zu betrachten und mit den plumpen Händen zu zerreißen, mit denen Denifle Luther behandelt. Was für ein Zerrbild bekämen wir sonst! Wie leicht könnte man den katholischen Priester an den Pranger stellen, der (S. 487) sein Leben einem „moralischen Verwesungsprozeß" vergleicht: „Wie im Totenleib das einzige Regen von den Würmern darin herkommt, so regen und bewegen sich in mir größtenteils nur weltliche Gelüste, die, wenn sie auch nicht schwersündig sind, doch zu nichts führen und nur Zeit und Seelenkraft nutzlos verzehren." Wenn er in den Tragödien des Sophokles liest und in dem kräftigen Urwald von dunkler Menschenkraft wandelt, kann er sich zwar denken, wie Gott die Heiden lieben konnte, aber der Gedanke ist ihm schwer festzuhalten, „wie Gott uns, meinetwegen mich, lieben könne — von Jugend auf von Licht und Fülle der Gnade bebrütet und gehegt und doch noch siecher und unedler geworden als der Heidensohn!" (S. 559.) Nähme man noch das Bekenntnis hinzu, daß jeder Mensch ein Komödiant ist, dem eine Rolle vorschwebt, die er spielen, aber nicht sein will (S. 486) und führte mit diesem Maßstab die Aeußerungen der Frömmigkeit, die in dem Tagebuch sich finden, auf ihren wahren Wert zurück — man müßte zu dem Wörterbuch Denifleschder Luther-Bezeichnungen greifen, um Alban Stolz zu charakterisieren. Wir verzichten auf eine Nachahmung des billigen Vergnügens, das sich Denifle mit Luther macht, und sagen vielmehr, daß der sich selbst anklagende Priester, der die innersten Fasern seines Seelenlebens vor uns bloßlegt, ein in seiner Weise durchaus frommer Mensch war. Was war das für eine Weise? Wir lernen sie am besten kennen, wenn wir die Wirkung beobachten, die die Beschäftigung mit den Schriften der Mystiker, insbesondere mit Görres' Vorrede zu Seuses Schriften auf Alban Stolz hervorbrachte. Denifle urteilt, daß wohl niemand Seuse so in seinem ganzen Innern erfaßt hat wie Görres (a. a. O., S. XIV). Im Vergleich mit Seuse und der Hoheit seiner mystischen Zustände erkennt Alban Stolz seine gänzliche Nichtigkeit. „Ich sah und sehe noch, wie meine ganze Seele lauter Sünde und moralischer Unrat ist, so daß ich nicht zu beten habe: vergib mir meine Sünden, sondern vergib mir mich selber!" (S. 479.) Und nun ergeht sich Stolz in seitenlangen Reflexionen, wie er im Vergleich mit Seuse im Selbstdienst unnatürlich verkrochen sei; wie diese Erkenntnis der eigenen Nichtigkeit von dem selbstgefälligen Gedanken angekränkelt sei, als sei das schon etwas, seine Nichtigkeit erkennen; wie aber doch vielleicht Gott aus dem etwas Großes machen wolle, den er recht tief vor sich selber demütige; wie in diesem Wühlen und Gären der Gedanken auch das allmählich als Hochmut erkannt worden sei, daß die Lektüre des Heiligenlebens den Wunsch erregt habe, auch ein Heiliger zu werden, während man zufrieden sein müsse, als ein geringer Taglöhner noch im Reiche Gottes angenommen zu werden; wie endlich alles ausgeklungen sei in die liebliche, schöne Antwort aus Gott, gerade dies Sehnen und Bitten nach Gott sei das Anklopfen Gottes in der menschlichen Seele, es komme von Gott und rege sich in der von Gottes Gnade angestrahlten Seele. (S. 479 bis 482.)

Diese von Alban Stolz breit ausgeführten Gedanken sind mystisch-fromm, aber sie sind — nicht christlich. Christus als Heilsmittler ist ja völlig ausgeschaltet, er wird in diesem Zusammenhang mit keinem Worte genannt und braucht nicht genannt zu werden. Die ganze religiöse Bewegung vollzieht sich im Verkehr der Seele mit Gott und Gottes mit der Seele. Der Verkehr findet seinen Abschluß in der tröstlichen Erkenntnis, daß Gott der sich nach ihm sehnenden Seele innewohnt. Ueber diese mystische, in allen höheren Religionen zu allen Zeiten sich findende Frömmigkeit hat Luther die Christenheit hinausführen wollen und einen guten Teil derselben auch wirklich hinausgeführt. Er hat dabei den gefährlichen Doppelgänger der Mystik, den Pantheismus, für immer entlarvt. Dies hat er getan, indem er mit der Sündenerkenntnis vollen Ernst machte. Bei Alban Stolz haben wir schließlich doch nur ein Spiel von sich anklagenden und entschuldigenden Gedanken; Luther läßt in seinem Lied: „Nun freut euch, lieben Christen gmein" auf den Satz: „Die Sünd hat mich besessen", den anderen folgen: „Zur Höllen mußt' ich sinken". Dann aber singt er den Preis der Erlösung und des Erlösers, des Sohnes, der dem Vater gehorsam ward und unser Bruder geworden ist, und mit diesem Lobpreis dringt er zur Christenfreude hindurch. Hätte Luther das Tagebuch von Alban Stolz gelesen, so würde er ihm geschrieben haben, was er in einem viel besprochenen, auch von Denifle (S. 398) gekannten und verkannten Briefe vom 8. April 1516 an den Augustiner Georg Spenlein in Memmingen schrieb: „Ich möchte wissen, was deine Seele macht, ob sie endlich überdrüssig der eigenen Gerechtigkeit in der Gerechtigkeit Christi aufzuatmen und auf sie zu vertrauen lernt. (Die freudige Zuversicht, vor Gott zu stehen, gewinnen wir niemals aus eigenem Werk, daher) lerne Christum, lieber Bruder, und zwar den gekreuzigten,

Lerne ihm singen und, an dir selbst verzweifelnd, zu ihm sagen: Du, Herr Jesu, bist meine Gerechtigkeit, ich aber bin deine Sünde. Du hast das Meinige angenommen und mir das Deinige gegeben; du hast angenommen, was du nicht warst, und hast mir gegeben, was ich nicht war.... Christus wohnt unter Sündern. Deshalb stieg er vom Himmel herab, wo er unter Gerechten wohnte, um auch unter Sündern zu wohnen.... Wie Christus dich aufgenommen hat, so nimm du deine Brüder auf und trage sie.... Wenn Christus nur unter Guten hätte leben und für Freunde hätte sterben wollen, für wen wäre er dann gestorben, und mit wem hätte er je gelebt?" Hier lehrt Luther den völligen, glaubensstarken Griff nach Christus und seiner Gerechtigkeit, die dem dunklen „Wühlen und Gären der Gedanken" ein Ende macht und den Glaubenden zum ausdauernden Dienst der Liebe antreibt und befähigt. Es ließe sich der Vergleich der Frömmigkeit Luthers mit der eines Alban Stolz noch weit ausführen.

Wir haben es hier mit einer typischen Erscheinung zu tun, die z. B. in dem Tagebuch der Fürstin v. Gallitzin genau so wiederkehrt. Ehe Hamann kam, „war (wie sie bekannt) das Wohlgefallen an dem bitteren Unwillen über meine eigene Unvollkommenheit und Schwäche der versteckteste und gefährlichste Schlupfwinkel meines Stolzes" (Mitteilungen aus dem Tagebuch u. s. w. S. 32). Bei solcher Selbstbespiegelung weiß man noch nicht, was Sünde, und dann auch nicht, was Gnade ist. Erst Hamann, der Schüler Luthers, lehrte die Fürstin „die Höllenfahrt der Selbsterkenntnis" (der Ausdruck steht in Hamanns Schriften von Roth II S. 198) und zeigte ihr den geheimen Stolz ihres Wesens. „Die Haut riß er mir mit dieser Erklärung von den Knochen, mich dünkte, man raubte mir Lahmen eine einzige Krücke" (S. 55). Aber erst nach so gründlicher Kur war sie fähig, Hamanns Wort aufzunehmen „von dem Versöhner und Fürsprecher, der uns erlöst hat von dem eiteln Wandel nach väterlicher Weise, und dessen Blut bessere Dinge redet als des ersten Märtyrers und Heiligen" (1. Petr. 1, 18; Hebr. 12, 24) und statt der bisherigen „ungläubigen und genußsüchtigen" Selbstpeinigung „unsres unvergeßlichen Hamanns treffenden Satz des anhaltenden Säens und des nicht ängstlichen Zuhorchens bei dem Wachstum" in sich zu bewegen (S. 158, 160, 19, 20). Nun war ihr Hamann „der wahrste Christ", den sie je gesehen (S. 23). Sie würde die einschränkende Bemerkung Joseph Gallands (die Fürstin Amalie v. Gallitzin und ihre Freunde, Köln 1880, S. 125), daß Hamann ihr geholfen habe, „soweit der gläubige Protestant und Laie es vermochte", entschieden zurückgewiesen haben.

Die Geschichte bewegt sich in Gegensätzen. Was wird in dem Thema „Luther in römischem Urteil" die Ueberschrift des nächsten Kapitels sein? Wird die Zeit des Piaristen Wiser wieder kommen? Wer weiß es? Werden die Predigten Luthers, die in der Weimarer Ausgabe nach den Nachschriften Rörers aufs neue zum Leben erstehen, auch seinen Gegnern die Augen über den wahren Inhalt seiner glaubensstarken Verkündigung öffnen? Die soeben im 28. Band (1903) veröffentlichten „Wochenpredigten über Joh. 16—20" (1528/1529) wären dazu wohl imstande.

Wir stehen noch unter dem Eindruck der Weihnachtszeit. In vielen Christenhäusern haben die Kinder vor dem brennenden Tannenbaum und vor der Krippe Luthers Kinderlied gesungen: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her, ich bring euch gute neue Mähr'" oder das Weihnachtslied Luthers: „Gelobet seist du, Jesu Christ, daß du Mensch geboren bist", und mit diesen Liedern den Ausdruck voller Christenfreude im Herzen bewegt. Wann wird die Zeit kommen, daß die ganze Christenheit das ihr von Luther hinterlassene Erbe tiefen Christenglaubens, inniger Christenfreude und getrosten Christenkampfes antritt?

Physikalisch-chemisches über Malerei.

Von Professor W. Ostwald (Leipzig).

II.*)

Lieber Freund!

Sie schreiben mir: „Ich habe mit großem Vergnügen die Verhältnisse wieder allgemein zusammengefaßt gesehen, die wir vorher nach verschiedenen Seiten einzeln besprochen hatten. Dabei ist mir aber eine Frage eingefallen, die ich Ihnen, glaube ich, bereits einmal gestellt hatte, deren Beantwortung ich mich aber nicht mehr erinnern kann. Warum sind die Bleistiftlinien glänzend, während Zeichnungen mit Kreide oder Kohle es nicht sind?"

Ich beantworte Ihnen diese Frage um so lieber, als sie einen Punkt berührt, den wir später immer wieder in Betracht zu ziehen haben werden. Er betrifft die Unterscheidung der beiden Arten Licht, welche wir von der Bildfläche bei der Betrachtung empfangen. Um genau zu sehen, um was es sich handelt, bitte ich Sie, ein Stück farbigen Glases zur Hand zu nehmen und das anschaulich zu beobachten, was ich Ihnen beschreiben werde.

Wenn Sie sich zum Fenster wenden und die Glasscheibe horizontal unterhalb Augenhöhe etwas vor sich halten, so haben Sie eine Art Spiegel; Sie sehen ein umgekehrtes Bild des Fensters und der daran befindlichen Gegenstände in den natürlichen Farben und von der Farbe des Glases ist nichts zu sehen. Hier wirkt also die ebene Oberfläche des Glases nur spiegelnd, indem sie das Licht zurückwirft, welches die Oberfläche trifft; von der eigenen Farbe des Glases kommt nichts zur Wirkung.

Nun erheben Sie die Hand mit dem Glase und halten die Scheibe senkrecht zwischen das Auge und das Fenster: Sie sehen nunmehr das ganze Licht, das vom Fenster kommt, in der Farbe des Glases, und je nachdem die äußeren Gegenstände heller und dunkler, dem Glase ähnlich oder weniger ähnlich gefärbt sind, beobachten Sie Verschiedenheiten der Lichtstärke. Ist Ihr Glas sehr tief und rein gefärbt, so sind andere Unterschiede nicht sichtbar; ist es schwach gefärbt, so bleibt noch ein entsprechender Rest von der eigenen Farbe der Gegenstände sichtbar.

Diese einfachen und wohlbekannten Erscheinungen sind zwar kein „Urphänomen" im Goetheschen Sinne, aber für unsere künftigen Betrachtungen sind sie doch von grundlegender Bedeutung. Sie lehren uns den Unterschied zwischen dem Oberflächenlicht und dem Tiefenlicht kennen. Von allen Flächen, also auch von denen des Bildes, erhalten wir stets beide Arten Licht, und die Wirkung unserer Bilder beruht auf der Abmessung dieser beiden Lichtarten. Hierbei besteht der Umstand, daß das Oberflächenlicht farblos ist, d. h. die Farbe des allgemeinen Lichtes im Raume hat. Farbiges Licht können wir nur als Tiefenlicht herstellen, und das vom Bilde ins Auge gelangende Licht ist um so tiefer und reiner gefärbt, je mehr das Tiefenlicht das Oberflächenlicht überwiegt. Als Sie die farbige Glasscheibe zwischen das Auge und das Fenster hielten, konnte gar kein Oberflächenlicht in Ihr Auge gelangen, weil ja die vom Fensterlicht getroffene Oberfläche vom Auge abgewendet war. Daher haben Sie so die tiefste und reinste Färbung erzielt, welche Ihre Glasplatte herzugeben vermag. Man kann auch Mischungen von Oberflächenlicht und Tiefenlicht herstellen, doch darauf wollen wir erst etwas später eingehen, wenn wir diese Tatsachen zum Verständnis anderer maltechnischer Erscheinungen brauchen.

Zunächst wenden wir unsere Betrachtungen auf das Bleistiftproblem an. Der Graphit desselben erweist sich bei mikroskopischer Betrachtung als aus lauter dünnen Blättchen mit ebener und somit spiegelnder Oberfläche bestehend. Beim Zeichnen legen sich die abgeriebenen Teile alle parallel der Oberfläche des Papiers, etwa wie die

*) S. Nr. 293 der Beilage vom 24. Dezember 1903.

Schuppen eines Fisches, und bilden so insgesamt eine spiegelnde Oberfläche, welche bei entsprechender Lage eine Menge Oberflächenlicht zurückwirft und daher glänzt. Die Körnchen der schwarzen Kreide und der Zeichenkohle sind dagegen unregelmäßig gestaltete Bruchstücke, die keinerlei ebene Oberfläche bilden können und daher nicht glänzen.

Auch bemerkten Sie in Ihrem Briefe, daß Bleistiftzeichnungen nach dem Fixieren viel weniger glänzen. Dies ergibt sich daraus, daß beim Fixieren das Papier aufquillt; die einzelnen Fasern heben sich, nehmen eine andere Stellung ein und bringen somit auch die Graphitblättchen aus ihrer parallelen Lage; die Folge ist eine entsprechende Verminderung des Oberflächenlichtes. Deshalb verändert das Fixieren auch nicht das Aussehen der Kreide- und Kohlezeichnungen, denn hier ist von vornherein keine parallele Stellung vorhanden, die gestört werden könnte.

Nun können wir auch mit besserer Rüstung unsere Betrachtung auf die Arten der Maltechnik ausdehnen, die sich an die einfarbige Zeichnung unmittelbar anschließen: die farbige Stiftzeichnung und das Pastell.

Die Zeichnung mit vielfarbigen Stiften kann in vielfältiger Gestalt angewendet werden. Unmittelbar an das eben geschilderte Verfahren schließt sich eines, das nach seinem berühmtesten Vertreter die Lenbach-Technik heißen mag. Es kommt darauf hinaus, daß die mit dunklem Stift hergestellte Zeichnung durch Einsetzung einzelner Farben belebt wird. Man kann diese Farben mittels farbiger Stifte (Pastellstifte) auftragen, doch ist es auch möglich, die Farbe einfach als feines Pulver mit einem Pinsel oder Wischer aufzunehmen und auf das Papier zu übertragen, in dessen Unebenheiten sie mit dem Finger oder anderen Hilfsmitteln eingerieben wird. Das letzte Verfahren ist besser geeignet, große Flächen ohne scharfe Ränder zu behandeln, ersteres ermöglicht schärfere Zeichnung.

Ueber das Technische dieses Verfahrens braucht weiteres nicht gesagt zu werden, da es auf ganz denselben Grundlagen beruht, wie die einfache Zeichnung. Auch von der Dauerhaftigkeit gilt das gleiche: ist das Bild gegen mechanische Unbilden (Reiben, Kratzen, Wischen) geschützt, so hängt seine Lebensdauer nur von der Dauerhaftigkeit des angewendeten Farbstoffes und der Unterlage ab. Bei Graphit, Rötel, Kreide, Kohle ist diese keinem Zweifel unterworfen; über die Dauerhaftigkeit anderer Farbstoffe wird später Auskunft gegeben werden.

Das Pastell im engeren Sinne unterscheidet sich von der Zeichnung dadurch, daß die farbige Gestaltung des Bildes sich nicht nur zwischen der Farbe des Bildgrundes und der des Zeichenstiftes bewegt, sondern allseitige Freiheit hat. Dies bedingt, daß der Bildgrund mehr oder weniger vollständig mit Farbe bedeckt wird. Man findet hier wie überall Uebergänge. Einerseits wird noch die Farbe des Grundes mit benutzt und nur die wichtigsten Teile des Bildes werden vollständig farbig ausgestaltet: eine Technik, die namentlich beim Bildnis vielfältig angewendet wird. Andrerseits wird die ganze Bildfläche farbig gedeckt und man stellt sich wie beim Oelgemälde die Aufgabe, die optische Erscheinung des Dargestellten möglichst vollständig wiederzugeben. Dann kommt die Farbe des Bildgrundes nur sekundär zur Wirkung und darf als solche nirgends erscheinen. Wohl aber kann man sie zweckgemäß hier und da durchscheinen lassen, um besondere Wirkungen zu erzielen. Das Material für die Herstellung der farbigen Pastellstifte ist Kreide, die mit den verschiedenen Farbstoffen vermischt und unter Benützung eines wässerigen Bindemittels (Tragantgummi) in Stäbchen oder Stifte geformt wird. Das Bindemittel dient nur dazu, dem Farbpulver Zusammenhang und die gewünschte Härte für die Handhabung zu geben, und hat mit der Bindung der Farbe auf der Bildfläche nichts zu tun. Diese erfolgt zunächst ausschließlich mechanisch in der oben geschilderten Weise, daß durch die feilende Wirkung des rauhen Bildgrundes der Stift die Farbe in Gestalt von Pulver abgibt, welches an den Unebenheiten des Papiers hängen bleibt.

Mit der Aufgabe vollständiger Deckung des Untergrundes tritt nun beim Pastell eine Schwierigkeit auf, die bei der Zeichnung kaum vorhanden ist. Damit die Deckung ausreicht, muß die Schicht des Farbpulvers eine merkliche Dicke haben; es müssen nicht nur die Vertiefungen in den Unebenheiten des Untergrundes ausgefüllt werden, sondern auch dessen Erhöhungen müssen noch eine Schicht des Farbpulvers tragen. Ferner ist es oft notwendig, daß eine bereits vorhandene Farbe durch eine darüber getragene gedeckt wird.

Man erreicht diese Zwecke zunächst durch die Anwendung sehr weicher Farbstifte, indem man dem Farbteig bei der Herstellung nicht mehr Bindemittel zusetzt, als für die Handhabung und die Vermeidung des Zerbröckelns notwendig ist. Ferner aber muß eine Unterlage gewählt werden, welche einen möglichst reichlichen Farbauftrag ermöglicht und ihn auch festhält. Hierzu dienen einerseits filzigweiche Flächen, welche viel Farbe aufnehmen, andrerseits rauhharte Flächen, die eine besonders starke Schleifwirkung auf den Stift ausüben. Die Wahl und Herstellung geigneter Pastellgründe ist von diesen beiden Eigenschaften abhängig; je nachdem die eine oder andere in den Vordergrund tritt, ergeben sich auch merkliche Verschiedenheiten der Technik. Ein mit solchen Stiften hergestelltes Bild ist zwar sehr empfindlich gegen mechanische Verletzungen — schon der Spaziergang einer Fliege kann den Farbauftrag in Unordnung bringen —, es kann aber, wenn solche Störungen durch sorgfältiges Einrahmen unter Glas ausgeschlossen sind, eine sehr große Lebensdauer erreichen. Es wird dies u. a. durch die Pastelle der Dresdener Gemäldegalerie belegt, welche mehrere Jahrhunderte alt sind. Insbesondere fehlt auch den ältesten Pastellen ganz und gar der braune „Galerieton“, der sich an fast allen Oelbildern entwickelt, und ihre Farbenfrische scheint gänzlich unberührt von der Zeit zu sein.

Dies rührt daher, daß derartige Bilder aus reinem Farbstoff ohne Bindemittel bestehen. Die Beständigkeit, welche den Farbstoffen für sich oder in gegenseitigem Gemisch eigen ist, kommt auch dem Pastellbilde zu, und die vielfachen Veränderungen, welche die Bindemittel der Tempera- und insbesondere der Oelbilder im Laufe der Zeit erfahren, und in denen die Ursache des langsamen Unterganges solcher Werke liegt, sind hier ganz ausgeschlossen. Ebenso sind chemische Wechselwirkungen zwischen Farbstoff und Bindemittel, sowie mechanische Störungen durch Schollenbildung, Reißen, Abblättern nicht möglich.

Da ferner der Farbauftrag im Pastell eine gewisse Dicke hat, so beruht jede einzelne Farbwirkung an den verschiedenen Bildstellen auf der Anwesenheit einer verhältnismäßig großen Menge Farbstoff. Selbst wenn dieser einer langsamen Zerstörung, etwa durch den Sauerstoff der Luft, unterliegt, so wird es beim Pastell sehr viel länger dauern, bis das Verschwinden des Farbstoffes merklich wird, als beispielsweise bei einem Aquarellbilde, dessen Farbwirkung auf der überaus dünnen Farbschicht beruht, welche als durchsichtiger Hauch über den weißen Untergrund gelegt ist.

Dagegen ist allerdings von der anderen Seite hervorzuheben, daß der Farbstoff des Pastells vermöge seiner pulverigen Beschaffenheit dem Angriffe des Luftsauerstoffs von allen Seiten ausgesetzt ist; ist er daher durch diesen angreifbar, so erfolgt der Angriff auch verhältnismäßig schnell. Dies zeigt sich sehr deutlich an den mit lichtempfindlichen Farbstoffen, wie Karmin und viele künstliche „Anilinfarben“, hergestellten Pastellstiften, welche leider im Handel nicht selten vorkommen. Da es eine genügende Auswahl von Farbstoffen gibt, welche jede Gewähr der Beständigkeit bieten, so muß man derartige Stifte von der Anwendung (außer zu Eintagszwecken) völlig ausschließen und im Zweifelsfalle sie einer strengen Prüfung unterwerfen. Hierüber findet sich weiter unten eine Anleitung.

Der Grundstoff, welcher den Pastellstiften zur Erzeugung der helleren Töne in steigender Menge zugesetzt wird, die Schlemmkreide, bietet vom chemischen Standpunkte aus keine Bedenken. Als natürlich vorkommender Stoff steht er in Bezug auf seine Beständigkeit

außer Zweifel, und seine Zusammensetzung (Calciumcarbonat) läßt besondere chemische Einwirkungen auf die Farbstoffe kaum befürchten. Insbesondere ist Kreide ganz unwirksam gegenüber den anorganischen Farbstoffen, den Oxyden des Eisens, Mangans, Kupfers u. s. w., dem Ultramarin, dem Kobalt, den Chromaten u. s. w. Am ehesten ist noch eine Einwirkung der Kreide auf Preußischblau, das Ferrocyaneisen, zu befürchten, da dieses durch basische Stoffe unter Gelbfärbung (Abscheidung von Eisenoxyd unter Bildung eines anderen Ferrocyansalzes) zersetzt wird und der kohlensaure Kalk leicht unter Verlust von Kohlensäure basisch wird. Indessen scheinen die zur Reaktion erforderlichen Bedingungen weder bei der Herstellung der Farbstifte, noch bei der Aufbewahrung der Bilder einzutreten, so daß Preußischblau auch für Pastell als ein beständiger Farbstoff angesehen werden kann.

Zieht man alle diese Umstände in Betracht, so gelangt man zu dem etwas überraschend erscheinenden Resultate, daß in Pastell hergestellte Bilder, wenn sie gegen grobe mechanische Verletzungen durch Glas geschützt sind, so ziemlich die dauerhaftesten Produkte der malerischen Technik sind.

III.

Lieber Freund!

Die Aeußerung in Ihrem letzten Schreiben, daß die Pastellmalerei doch nur für wenig ernsthafte Sachen, für halbe Spielereien geeignet sei, hat mich sehr verdrossen. Ich meinerseits halte die Pastelltechnik für die schönste und ausgiebigste von allen, die ich kenne. Es gibt in der Tat nur wenige Aufgaben, die man mit Pastell nicht lösen könnte, und dabei gewährt es dem Künstler eine Freiheit, wie keine einzige andere Technik. Ich meine, daß er bei keiner anderen Technik weniger vom Material abhängig ist, daß es keine gibt, die so weitgehende Aenderungen eines halbfertigen Bildes gestattet, daß keine so wenig Rücksicht bei willkürlicher Unterbrechung der Arbeit beansprucht; dabei gehört sie, wie ich Ihnen schon entwickelt habe, zu den dauerhaftesten, die es gibt. Kurz, wenn nicht die Unmöglichkeit vorläge, eine richtige Lasur in Pastell zu machen, würde ich nicht anstehen, es für das vollkommenste aller Verfahren zu erklären.

Da Sie außerdem hinzufügen, daß die Auswahl der vorhandenen Farben in den käuflichen Pastellstiften die Ausführung von Landschaften fast unmöglich mache (was ich zuzugeben bereit bin), so werden Sie sich schon eine ausführliche Darlegung meiner Pastellerfahrungen gefallen lassen müssen.

Was zunächst die käuflichen Stifte betrifft, so leiden sie vor allen Dingen an der Unzuverlässigkeit der benützten Farbstoffe. Hier scheinen die unbeständigen Anilinfarben in besonders umfangreichem Maße eingedrungen zu sein, und der Künstler, dem es auf die Dauer seiner Produkte ankommt, wird daher gut tun, sich seine Pastellstifte selbst zu machen, und zwar aus den rohen Farben, wie sie jeder Tüncher braucht. Dies ist eine leichte und vergnügliche Arbeit; ich habe sie anfangs nur getan, um die blaugrauen und grüngrauen Mischtöne zu haben, die ich für meine Landschaften brauchte; später aber habe ich mir meinen ganzen Bedarf selbst gemacht. Das Verfahren ist sehr einfach.

Man braucht zunächst eine Reibschale von 12 bis 15 Zentimeter Durchmesser und einen Vorrat von gewöhnlicher weißer Schlemmkreide. Dann werden 10 Gramm Tragantgummi mit einem halben Liter Wasser in die Wärme gestellt; über Nacht ist das Ganze zu einer gallertartigen Masse geworden, die als Bindemittel dient. Für die an Kreide reichen Stifte, d. h. die meisten, die man macht, ist dies Bindemittel zu stark; man verdünnt einen Teil davon mit zwei bis drei Teilen Wasser; dagegen ist die unverdünnte Masse für Metallfarben (Chromgelb, grünen Zinnober und dergleichen) gerade recht. Ockerfarben brauchen ebenso viel wie Kreide; Frankfurter Schwarz desgleichen. Da aber die unter gleichem Namen verkauften Farben oft recht verschieden sind, so wird man einige Vorversuche machen müssen, ehe man sein Material ganz befriedigend erhält.

Um die Sache kennen zu lernen, macht man sich zuerst einige weiße Stifte. Man bringt etwa 50 Gramm Kreide (roh mit der Briefwage gewogen) in die Reibschale, gießt von der verdünnten Tragantlösung etwa 13 bis 15 Kubikzentimeter dazu und verarbeitet beides mit dem Pistill zu einem Teig von der Weichheit des Glaserkitts. Ist die Masse zu dünn, so daß sie fließt, so setzt man Kreide zu, im anderen Falle Bindemittel; nach einigen Minuten hat man eine gleichförmige Masse, die man hernach nur zu formen braucht. Dies kann durch Ausrollen mit der Hand auf einer Unterlage von Zeitungs- oder Löschpapier geschehen. Schönere Stangen aber erhält man, wenn man den Teig aus einer Art Spritze mit etwa bleistiftweiter Oeffnung preßt. Ich habe mir meine Spritze aus einer dienstfreien Radfahrluftpumpe gemacht und damit Tausende von Stiften gepreßt. Die erhaltenen Würste läßt man trocknen, und zwar ist es gut, wenn dies unter mäßiger Erwärmung geschieht, und zerbricht sie dann in fingerlange Stücke.

Jetzt wollen wir uns eine Reihe abgestufter Farbstifte, z. B. Ultramarin, machen. Hierzu wird zunächst in der beschriebenen Weise eine größere Menge des weißen Kreideteiges auf Vorrat gemacht. Dann nehmen wir 50 Gramm Ultramarin und machen unter Zusatz eines mittleren Bindemittels (1 Teil Tragantlösung, 1 Teil Wasser) die Masse für die dunkelsten Stifte. Sind diese geformt, so stellen wir die gleiche Menge der Masse nochmals her, nehmen sie aus der Reibschale und teilen sie nach dem Augenmaß in zwei gleiche Teile. Die eine Hälfte kommt in die Reibschale zurück; hierzu fügt man eine gleiche Menge der weißen Masse und verarbeitet nun beide so lange, bis alle Streifen und Flecken verschwunden sind, was auch nur wenige Minuten beansprucht. Die Masse wird in Stifte geformt und bildet den zweiten, helleren Ton.

Von dem Rest der reinen Ultramarinmasse nimmt man wieder die Hälfte und fügt so viel weiße Masse dazu, daß wieder die gleiche Gesamtmenge entsteht, d. h. Ultramarin bildet ein Viertel, die Kreide drei Viertel der Menge. Dies gibt nach dem Vermischen den dritten Ton. So fährt man fort, indem man immer die Hälfte des noch übrigen Ultramarins nimmt und sie mit Weiß, auf 50 Gramm ergänzt. Zwischen dem siebenten und zehnten Ton wird man die Färbung der Masse so gering finden, daß eine weitere Verdünnung den Farbstoff nicht mehr erkennen läßt; dann ist die Arbeit beendet.

In gleicher Weise verfährt man mit allen Farben, die man anwenden will. So erhält man in kurzer Zeit eine große Reihe von Farbstiften. Doch wird man bei der Leichtigkeit der Herstellung es bald bequem finden, allerlei Mischungen, vor allen Dingen solche von Ultramarin mit Schwarz, in gleicher Weise wie die reinen Farbstoffe zu behandeln. Hier gibt das persönliche Bedürfnis des Künstlers sehr bald die Richtung an, in welcher neue Versuche zu machen sind. Man merke sich die Regel, daß die Farbe auf dem fertigen Bilde so aussieht, wie das trockene Gemisch der Farbpulver. Beim Befeuchten mit dem Bindemittel tritt eine Verdunkelung der Farbe ein, die beim Trocknen wieder verschwindet und daher nicht in Betracht kommt.

Was nun das Malen mit diesen Stiften anlangt, so kommt sehr viel auf die Wahl des Papiers an. Während die bisherige Anwendung des Pastells zu leichten, skizzenartigen Bildern in dieser Beziehung keine besonderen Anforderungen stellt, muß man, wenn man Gemälde mit voller Bildwirkung herstellen will, ein Papier wählen, welches eine recht dicke Schicht des Farbpulvers festhält. Für diesen Zweck habe ich bisher nichts besseres käuflich gefunden, als das Pyramidenkornpapier (und zwar nur Korn Nr. 3) von Schäufelen in Heilbronn. Man kann sich auch selbst ebenso geeignete Gründe herstellen, doch will ich hierauf noch nicht eingehen.

Man trägt auf dieses Papier die Farben in breiten Flächen, ohne jede Rücksicht auf Aussparen reibend und zeichnend auf, und zwar nimmt man für große Flächen die Breitseite des Stiftes. Uebergänge entstehen sehr leicht durch grobes Uebereinanderzeichnen der Farben und nachmaliges Verreiben mit dem Finger, den man allenfalls durch eine Gummikappe schützen kann. Hat man die großen Flächen angelegt, so kann man die Einzelheiten nach Bedarf derart hineinsetzen, daß man an den erforderlichen Stellen zunächst die vorhandene Farbe mit einem trockenen Borstpinsel (Oelpinsel) von entsprechender Größe fortkehrt, was gar keine Schwierigkeit macht; auf dem Grunde stehen dann die hineingezeichneten Farben wie auf reinem Papier. Auf gleiche Weise kann man ganze mißfällige Partien beseitigen. Um eine Anschauung von der Freiheit der Arbeit zu geben, will ich erwähnen, daß ich neulich auf einem Papier, das einigen besuchenden Damen als Grundlage für ihre ersten Pastellversuche gedient hatte und auf dem hernach noch mein kleiner Sohn sein Urteil über die erzielten Leistungen schriftlich niedergelegt hatte, ein Bild ausgeführt habe, das, wie es auch sonst geraten sein mag, von der vorangegangenen Mißhandlung jedenfalls nichts mehr erkennen läßt.

Der Haupteinwand, den man gegen diese schöne Technik erhebt, ist der des Fixierens. Man muß zugestehen, daß jedes Fixiermittel das Bild etwas verändert, indem dies ein wenig dunkler und wohl auch derber wird. Ueberlegt man aber, daß es keine Technik gibt, bei welcher nicht Verschiedenheiten zwischen dem Aussehen der Farbe unmittelbar beim Auftragen und nach dem Fertigstellen beständen, so liegt hierin zunächst kein ausschließlicher Fehler der Pastelltechnik. Da ferner bei der Leichtigkeit, mit welcher sich Uebergänge herstellen lassen, das Pastell ohnedies die Gefahr weichlicher Arbeit mit sich bringt, so wird man in diesem natürlichen Härterwerden gleichfalls keinen Nachteil erblicken. Ich habe mancherlei Versuche mit Fixiermitteln angestellt und gedenke, sie noch fortzusetzen; vorläufig will ich das Verfahren mitteilen, das ich bisher als das beste bezeichnen muß.

Man übergießt 30 Gramm käufliches Caseïn mit einem halben Liter Wasser, in dem 20 Gramm kohlensaures Ammoniak aufgelöst worden sind, und stellt die Masse nach ordentlichem Umschütteln in mäßige Wärme. Das Caseïn zergeht bald zu einer trüben Flüssigkeit. Ist dies geschehen, so setzt man ein halbes Liter gewöhnlichen Weingeist dazu. Wenn man den Geruch nicht scheut, kann man denaturierten Brennspiritus nehmen; andernfalls nimmt man reinen Weingeist. Man setzt den Spiritus in einzelnen kleinen Mengen zu und schüttelt jedesmal ordentlich um, damit sich das Caseïn nicht in Klümpchen wieder ausscheidet. Damit ist das Fixierwasser fertig. Beim Aufbewahren entsteht meist ein weißer Niederschlag. Man gießt die darüberstehende Flüssigkeit für den Gebrauch ab, ohne den Absatz aufzurühren. Für die Anwendung wird etwas davon mit der gleichen Menge Wasser verdünnt und auf das fertige Bild mit dem Zerstäuber aufgetragen. Man hat gut acht zu geben, daß sich nirgends Tropfen bilden, welche die Oberfläche entlang fließen. Wo dazu Gefahr vorhanden ist, nimmt man die Flüssigkeit durch Aufdrücken von Löschpapier fort; ein gewöhnlicher Löschdrücker leistet hierfür gute Dienste. Ist alles gleichförmig befeuchtet, was man an der dunklen Farbe und beim seitlichen Daraufsehen an dem beginnenden Glanz erkennen kann, so läßt man das Bild, an einer Ecke aufgehängt, trocknen. Noch besser ist, sich das Papier von vornherein auf starke Pappe zu kleben, weil dadurch sowohl das Malen, wie das spätere Einrahmen bedeutend erleichtert wird.

Nach dem Trocknen wird man das Bild nur wenig verändert finden, um so weniger, je verdünnter das Fixierwasser war. Wo der Farbauftrag nachlässig und unvollständig gewesen ist, tritt dies deutlicher hervor; außerdem wird der Kundige einiges von dem weichen Sammetglanz des unberührten Pastells vermissen. Nun besteht aber nicht die geringste Schwierigkeit, auf dem getrockneten Bilde ohne jede Vorbereitung mit Pastell weiter zu arbeiten, und man kann mit kurzer Mühe wieder den Charakter des unberührten Pastells herstellen, indem man die gemalten Flächen mit der vorher angewendeten Farbe nochmals übergeht und die zu Tage getretenen Lücken ausfüllt. Ein zweites, nötigenfalls ein drittes Fixieren gibt den später aufgetragenen Farben Halt, und das fertige Bild ist nach wiederholtem Fixieren so fest, daß man es abwischen und sogar mit Brot abreiben kann, ohne daß es leidet. Es hat in diesem Zustande eine größere Haltbarkeit als ein mit Leimfarbe gemaltes Bild, denn das Caseïn ist nach kurzer Zeit durch Verdunsten des kohlensauren Ammoniaks in Wasser unlöslich geworden und das Bild ist somit wasserfest.

Ist das Bild zur Einrahmung bestimmt, so wird man vielleicht besser tun, das letzte Fixieren zu unterlassen, zumal, wenn es sich um ein Kunstwerk von mehr zarten und weichem Charakter handelt. Hinter Glas ist ein derartiges Bild von einer Dauerhaftigkeit und Unveränderlichkeit, welche weit über die von Oelgemälden hinausgeht. Die Schönheit und Reinheit der Farben ist in der Oeltechnik gleichfalls unerreichbar.

Ein Bedenken ist noch zu erwähnen. Das erforderliche Papier ist bisher höchstens in Bogen von 62/96 Zentimeter zu erhalten, dies wäre also das größte Format, das man für seine Bilder zur Verfügung hätte. Nun ist es aber nur eine Frage des Bedarfs, daß auch entsprechend größere Formate hergestellt werden; auch gedenke ich später Mittel anzugeben, durch welche man sich Gründe von beliebiger Größe für Pastell machen kann.

Zieht man schließlich die Summe, so hat das Pastell folgende Vorzüge. Man kann sich die Farben selbst herstellen, hat also die größtmögliche Sicherheit dafür, daß man wirklich geeignetes und dauerhaftes Material verwendet. Das fertige Bild ist weder dem Nachdunkeln, noch der Schollenbildung, dem Reißen, dem Blindwerden, und wie die unzähligen Krankheiten der Oelbilder sonst heißen mögen, unterworfen. Vielmehr sichert die Technik bei nachmaligem Fixieren dem fertigen Bilde die größte Dauerhaftigkeit, die mit den zur Zeit bekannten Verfahren überhaupt erreichbar ist. In ihrer Ausführung ist die Pastelltechnik freier als jede andere; sie gestattet die weitestgehenden Umänderungen am ausgeführten Bilde, ohne daß irgend welche Gefahren des Reißens, Durchschlagens u. s. w. wie bei Oelbildern entstehen. Auch am fertigen Bilde lassen sich nachträglich noch beliebige Umänderungen vornehmen, ohne daß sich Unterschiede zwischen dem früheren und dem späteren Auftrage ausbilden. Man kann mit einem Worte jederzeit aufhören und jederzeit wieder anfangen.

Andererseits macht das Eindecken beliebig großer Flächen mit einem gleichförmigen Tone gar keine Schwierigkeiten, da man eben nur einen und denselben Stift zu benützen hat; ebenso wenig technische Schwierigkeiten entstehen bei der Herstellung von verlaufenden Uebergängen, wie beim Himmel in Landschaften. Da jede Farbe rein vom Stift auf das Bild gelangt, so ist ein Verschmutzen, wie es durch Farbreste im Pinsel, durch Aufrühren des Grundes u. s. w. bei anderen Verfahren entsteht, gar nicht möglich. Da keine Bindemittel mit größerer oder kleinerer Trockendauer vorhanden sind, so macht es keinen Unterschied, ob man irgend eine Stelle in einem Zuge oder in verschiedenen Unterbrechungen herstellt; legt man den benützten Stift beiseite, so kann man nach beliebiger Zeit den gleichen Farbton an den vorhandenen ansetzen, ohne daß die kleinste Spur einer Fuge erscheint. Endlich kommt kein stark riechendes oder die Kleider befleckendes Malmittel zur Anwendung. Der Staub, der beim Arbeiten mit Pastell gebildet wird, kann in seiner Wirkung dadurch unschädlich gemacht werden, daß man unter dem Bilde eine Rinne von einigen Zentimetern Breite anbringt, in welcher er sich sammelt. Damit er nicht bei der Arbeit auf der Bildfläche haften bleibt, muß man das Malbrett ein wenig nach vorn überneigen. Die Finger werden freilich schmutzig, da man bald auf alle Schutzvorrichtungen dagegen wegen

der Behinderung der flotten Arbeit verzichten wird; doch sind die Farben von der Beschaffenheit, daß sie sich sehr leicht abwaschen lassen. Damit die Hände vom häufigen Waschen und dem Kreidestaub nicht rauh werden, reibt man sie von Zeit zu Zeit mit Borlanolin oder Byrolin ein.

Aber ich muß aufhören, denn wenn ich erst anfange, das Lob des Pastells zu singen, so finde ich so bald kein Ende. Haben Sie sich nun überzeugt, daß man das Pastell auch ernst nehmen kann?

(Fortsetzung folgt.)

Bücher und Zeitschriften.

Albanesische Dichtungen. (*Michele Marchiano:* Poemi Albanesi di *Girolamo de Rada.* Trani V. Vecchi tipografico editore 1903.)

Die Pflege der albanesischen Dichtung geht von Süditalien aus, wo zahlreiche Kolonien dieses Volkes seit Jahrhunderten bestehen. Girolamo de Rada ist ihr Wiedererwecker und sein Landsmann Michel Marchiano erwirbt sich das Verdienst, de Radas Leben und Wirken unserm Verständnisse näher zu bringen. Ihm verdanken wir eine ausführliche, vor zwei Jahren erschienene Biographie de Radas und nun liegt auch eine Sammlung von Dichtungen des letzteren vor. — Girolamo de Rada wurde am 29. November 1814 geboren und entstammte einer aus Albanien im 14. oder 15. Jahrhundert eingewanderten Familie, die sich schon damals alter Herkunft rühmen konnte. Das Leben seiner Vorfahren war einfach patriarchalisch, wie sein eigenes es geblieben ist. Sein Vater, Priester von griechisch-unierten Ritus, war Lehrer und Pfarrer in Macchia in Calabrien, wo der Dichter auch geboren wurde. Früh schon regte sich in dem Knaben ein hoher Sinn. Die Volkslieder, die er hörte, entflammten sein Nationalgefühl, gaben seiner Muse die Richtung und Weihe und machten ihn allmählich zum Schöpfer des albanesischen Schrifttums, das er aus mündlichen Ueberlieferungen heraus ins Leben rief. Am wichtigsten wurde seine Sammlung albanesischer Volkslieder, die er 1866 vereint mit Nicolo Jeno dei Coronei herausgab; vorher und nachher ließ er Gedichte seiner eigenen Muse erscheinen. Die meisten dieser Dichtungen beziehen sich auf die glorreiche Vergangenheit Albaniens; sie feiern den Nationalhelden Skanderbeg und andere Tapfere seines Volkes, albanesische Edelfräulein und türkische Schöne; dazwischen verflicht er lyrische Ergüsse, die eigenen Erlebnissen entsprangen. Viele seiner eigenen Lieder unterscheiden sich nur wenig von den von ihm gesammelten Volkspoesien, weil er ganz in der Art und der Empfindung seiner Volksgenossen lebte. Alle Gedichte de Radas haben etwas Rhapsodisches an sich, viele seine Schilderungen sind von antiker Einfachheit und Größe. Er schrieb sie albanesisch in Rhythmen nieder und übersetzte sie selbst, um in dem Adoptiv-Vaterlande der Seinigen verstanden zu werden, in italienische Prosa. — Marchiano nun bringt eine vortreffliche Bearbeitung der italienischen Uebersetzung de Radas und erläutert die Rhapsodien durch wertvolle Noten. Dabei wahrt er sich seine Unbefangenheit, hebt Vorzüge und Mängel hervor und sucht die letzteren darin, daß de Radas geniale Dichtungen im Uebergang von der Volks- zur Kunstpoesie stehen, dabei aber noch nicht die Meisterschaft der Form erreicht haben. Girolamo de Rada war wohl ein Dichter, ein vates in vollem Sinne des Wortes, aber vor allem ein Patriot. Er widmete der Wiederbelebung der albanesischen Sprache sein ganzes Leben und ermattete darin nicht bis in sein hohes Alter. Seinen Bemühungen gelang es, die italienische Regierung zu bestimmen, in Neapel eine Lehrkanzel der albanesischen Sprache zu errichten. Niemand wäre würdiger gewesen, sie zu besteigen; doch machte sein hohes Alter — er war damals 85 Jahre alt — seine Ernennung untunlich, was ihn tief kränkte. So mußte er sich begnügen, in San Adriano (Calabrien) an dem für die Albanesen bestimmten Kollegium, an dem das Italienische Unterrichtssprache ist, die albanesische Sprache zu lehren, was er gegen spärliche Entlohnung tat. So lebte er in dürftigen Verhältnissen und in seinem hohen Alter auch vereinsamt, da seine Söhne ihm im Tode vorangegangen waren. Das Wenige, das er von seinen Vorfahren ererbt und selbst erworben hatte, war von ihm für patriotische Zwecke geopfert. Am 28. Februar 1903 schied er zu San Demetrio Corone aus dem Leben. Seinem Wunsche gemäß wurde mit ihm der Wanderstab begraben, auf den er sich zu stützen pflegte. Er wurde mit hohen Ehren zur Erde bestattet, und schon denkt man darau, ihm, der im Leben wenig gefördert worden war, ein Monument zu setzen. Indessen hat er sich bereits im Gedächtnis seines Volkes für alle Zeiten ein Denkmal aufgestellt. — Kurz vor seinem Tode gab de Rada eine Denkschrift unter dem Titel „Testamento politico“ heraus, in der er die Richtpunkte für das Verhalten seines Volkes gibt. Er rät darin den Albanesen, sich nicht von der Türkei zu trennen, sondern unter dem Szepter des Sultans Autonomie anzustreben und ihre Selbständigkeit nach allen Richtungen zu wahren. Er warnt sie, sich von den Griechen umgarnen zu lassen, die von Athen aus eine hellenische Propaganda im südlichen Teile von Albanien entfalten und das jugendkräftige Volk für sich gewinnen wollen; ebenso verwirft er den Gedanken des Anschlusses an Oesterreich-Ungarn, von dem er für die Unabhängigkeit des zukünftigen freien Albanien Gefahren fürchtet. Die Türkei besaß seit Jahrhunderten an den kriegstüchtigen Albanesen eine feste Stütze; sie täte am besten, diese Dienste durch Verleihung der Autonomie zu belohnen und so das albanesische Volk an sich zu fesseln. Ueber das Verhältnis seines Mutterlandes zu seinem Vaterlande Italien sprach er sich vorsichtig aus; offenbar aber steht ihm die Selbständigkeit seiner Heimat zu hoch, als daß er sie zugunsten Italiens preisgeben möchte. Da es nicht lange währen kann, bis sich auch in der Heimat seines Volkes an Stelle des bisher ausschließlich waltenden und zersplitterten Stammesgefühls ein einheitliches Nationalgefühl regen wird, so wird die Lebensarbeit Girolamos de Rada mit der Zeit an Bedeutung gewinnen.

Fr.

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

* 17. Dezember. Gesamtsitzung. 1. Hr. Schmoller las über Klassenkämpfe und Klassenherrschaft. Er ging von seinen Untersuchungen über Klassenbildung aus, die er jetzt auf die Klassenkämpfe ausgedehnt habe. Aus der historischen Analyse derselben hätten sich ihm gewisse allgemeine Ergebnisse über das Wesen der Klassenkämpfe und der Klassenherrschaft herausgestellt, die er wiedergebe. 2. Herr van't Hoff überreichte eine Mitteilung von Hrn. A. Geiger: Künstliche Darstellung des Krugits. Es ist Hrn. Geiger gelungen, den Krugit: $Ca_4 K_2 Mg(SO_4)_6 2 H_2O$ künstlich darzustellen. 3. Im Namen des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Institutes überreichte Hr. Kekule v. Stradonitz den dritten, in zwei Teilen erschienenen Band des von ihm im Auftrage des Instituts herausgegebenen Werkes „Die antiken Terrakotten“. Der Band ist von Prof. Franz Winter in Innsbruck bearbeitet und führt den Titel: „Die Typen der figürlichen Terrakotten“. Ferner legte Hr. Kekule v. Stradonitz das von der Generalverwaltung der Königlichen Museen herausgegebene Tafelwerk „Ausgewählte griechische Terrakotten im Antiquarium der Königlichen Museen zu Berlin“ vor. 4. Die Akademie begrüßt ihr Mitglied Hrn. Möbius zu seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum am 30. d. M. durch eine Adresse. 5. Zu wissenschaftlichen Unternehmungen hat die Akademie bewilligt: durch die physikalisch-mathematische Klasse Hrn. Prof. Dr. Arthur Dannenberg in Aachen zum Abschluß seiner geologischen Untersuchung von Vulkangebieten auf der Insel Sardinien 800 Mark; Hrn. Prof. Dr. Hugo Kronecker in Bern zu Versuchen über Serum-Transfusion 1500 Mark; Hrn. Geh. Hofrat Prof. Dr. Otto Lehmann in Karlsruhe zur Drucklegung seines Werkes über flüssige Kristalle weiter noch 600 Mark; Hrn. Prof. Dr. Armin Tschermak in Halle a. S. zur Fortsetzung seiner Arbeiten über das Binocularsehen der Wirbeltiere 300 Mark;

durch die philosophisch-historische Klasse Hrn. Privatdozenten Dr. Hans Glagau in Marburg zu einem Aufenthalt in Paris zwecks Studien zur Geschichte Ludwigs XVI. und über die Entwicklung der Geschichtsschreibung über die französische Revolution 1000 Mark.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

* **Vom Machtbereich der deutschen Sprache.** Mit Anfang dieses Jahres tritt in Kapstadt eine Veränderung in Kraft, die für die Erhaltung der deutschen Muttersprache im Kaplande von größter und erfreulichster Wichtigkeit ist. Zu diesem Zeitpunkte wird nämlich die bisherige St. Martins Public School in eine Deutsche Sankt Martinischule umgewandelt. Seit fast zwanzig Jahren hat sie als Staatsschule bestanden und unter dem vorwiegenden Einflusse des Englischen das Ihrige dazu beigetragen, um den größten Teil der ihr anvertrauten Kinder für das Deutschtum verloren gehen zu lassen. Das wird nun, wie die Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins hofft, anders werden. Die Zahl der Deutschen in Kapstadt beläuft sich auf ungefähr 5000 Seelen, darunter etwa 700 Schulkinder, von denen wieder etwa 250 diese Schule besuchen.

* **Eine neue Publikation der Kgl. Museen zu Berlin** ist soeben erschienen. Unter Leitung von Geh. Rat Prof. Kekule v. Stradonitz ist eine Auswahl griechischer Terrakotten des Antiquariums photographisch abgebildet worden. Diesem Tafelbande ist ein Text von Professor E. Pernice beigegeben.

* **Jubiläum.** Der älteste russische Geologe, Akademiker Friedrich v. Schmidt, hat kürzlich in St. Petersburg sein 50jähriges Jubiläum gefeiert. Vor 50 Jahren erschienen nämlich Schmidts Arbeiten: „Flora und orographisch-geognostische Darstellung der Insel Mohn“ und „Flora des silurischen Bodens von Estland, Nordlivland und Oesel“. Schmidt, der den russischen Ostseeprovinzen entstammt, hat in Dorpat studiert und sich große Verdienste um die Erforschung der baltischen Silurformation und der Geologie Sibiriens erworben.

* **Erster deutscher Volkshochschultag.** Auf der Tagesordnung des am 19., 20. und 21. März 1904 in Wien zusammentretenden ersten deutschen Volkshochschultages stehen folgende Gegenstände: 1. Organisation der Volkshochschulkurse, und zwar insbesondere Leitung derselben (Referent: Prof. C. J. Fuchs, Freiburg, und Prof. v. R. Scala, Innsbruck), und Auswahl der Vortragenden, insbesondere Unterricht durch Studenten (Referent: Prof. W. Lotz, München, und Universitätsdozent Dr. E. Reich, Wien); 2. Enquete über die bisherigen Erfolge und über die Gegenstände des volkstümlichen Unterrichts, vorgelegt von dem Wiener Ausschusse für volkstümliche Universitätsvorträge; 3. Kurse für Lehrer (Referent: Prof. W. Rein, Jena, und Universitätsdozent Dr. R. Kaser, Wien); und eventuell 4. Die Praxis des volkstümlichen Hochschulunterrichts, Demonstrationen u. s. w. — An dem Volkshochschultage können teilnehmen: alle deutschen Hochschullehrer, die sich an dem volkstümlichen Unterricht beteiligen, alle Mitglieder des Verbandes für volkstümliche Kurse von Hochschullehrern des Deutschen Reiches, alle leitenden Mitglieder der dem Verbande angehörenden Vereine und alle anderen Interessenten am volkstümlichen Hochschulunterricht. Anmeldungen nimmt entgegen und Auskünfte erteilt das Sekretariat für volkstümliche Universitätsvorträge an der k. k. Universität Wien.

* **In der Generalversammlung der Deutschen Chemischen Gesellschaft** wurde als Präsident für 1904 Prof. Dr. E. Buchner von der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin gewählt; als Vizepräsidenten A. Pinner (Berlin) und L. Claisen (Kiel), zu denen noch die bisherigen Vizepräsidenten van t'Hoff und Th. Curtius hinzutreten. Dem Bibliothekar Prof. Gabriel, der sein Ehrenamt jetzt 25 Jahre verwaltet hat, wurde als Anerkennung eine Adresse überreicht. Die Bibliothek umfaßt jetzt rund 12,000 Nummern. Die Mitgliederzahl beträgt gegenwärtig 3746 (darunter 13 Ehrenmitglieder), gegen 3736 im Vorjahre.

* **Von deutschen Bibliotheken.** Der bisherige Hilfsbibliothekar an der Königlichen Bibliothek zu Berlin Lic. theol. Dr. Hermann Hülle ist zum Bibliothekar an dieser Bibliothek ernannt worden.

* **Ehrung.** Der Vorstand der Bauabteilung der Generaldirektion der württembergischen Staatsbahnen, Direktor Wilhelm v. Fuchs, ist zum außerordentlichen Mitglied der Kgl. Preußischen Akademie des Bauwesens ernannt worden.

* **Todesfall.** Friedrich v. Hefner-Alteneck, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, ist am Donnerstag in Berlin an einem Schlaganfall gestorben. Der Verstorbene wurde als Sohn des Kunstforschers Jakob Heinrich v. Hefner-Alteneck am 27. April 1845 in Aschaffenburg geboren und studierte auf den Technischen Hochschulen zu München und Zürich. Von 1867 bis 1890 wirkte er in Berlin, zuletzt als Oberingenieur bei Siemens u. Halske. Durch zahlreiche Erfindungen machte er sich hochverdient um die Elektrotechnik.

⁂

Hochschulnachrichten.

r. **Freiburg i. Br.** Professor Dr. Siegfried Rietschel an der Universität Tübingen hat die an ihn ergangene Berufung auf das durch Ulrich Stutz' Weggang an die Universität Bonn erledigte Ordinariat für deutsches Recht und Kirchenrecht an der hiesigen Hochschule abgelehnt.

hc. **Gießen.** An Stelle des Geheimen Kirchenrats Professor Dr. Ferdinand Kattenbusch ist der Stadtpfarrer Lic. Samuel Eck zu Darmstadt zum ordentlichen Professor in der theologischen Fakultät mit Wirkung vom 1. April 1904 ernannt worden.

dr. **Jena.** Oberlandesgerichtsrat Professor Dr. Alfred Schultze hier erhielt einen Ruf an die Universität Freiburg i. Br. an Stelle des nach Bonn gehenden Prof. Stutz.

R. **Berlin.** An der Universität hat sich gestern der bekannte Physiker Professor Dr. Richard Börnstein mit einer Antrittsrede über die Grundlagen und bisherigen Ergebnisse der Wettervorhersagung als Privatdozent für Meteorologie eingeführt. Börnstein ist an der Landwirtschaftlichen Hochschule etatsmäßiger Professor und Vorsteher des mit einer meteorologischen Beobachtungsstation verbundenen physikalischen Kabinetts.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin (5278)

Soeben erschienen!

Deutschlands Geschichtsquellen
im Mittelalter
bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts
Von
W. Wattenbach
Erster Band
Siebente von Ernst Dümmler umgearbeitete Auflage
Mit einem Porträt
Geheftet M. 11.— In Leinenband M. 12.50
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Jahrgang 1904. München, Samstag, 9. Januar. Nummer 6.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☞ **Wir bitten um Beachtung unserer Ankündigung auf Seite 48.**

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Die Physik des täglichen Lebens. Von O. B.

Münchener Romane. Von Max Haushofer.

II. Bücher und Zeitschriften.

Eine neue Grillparzer-Biographie. — Militärische Schriften.

III. Allgemeine Rundschau.

Beweise für einstige Steppenbildung in Mitteleuropa. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Die Physik des täglichen Lebens.

Die besten Weihnachtsbücher sind entschieden die, von denen man auch noch nach dem Feste spricht; die also nicht nur durch ihren prächtigen Einband einen freudigen Glanz über den Weihnachtstisch verbreiten, sondern solchen Glanz auch in der Seele und in den Herzen derer entzünden, die sich, wenn die Feststimmung verrauscht ist, nun in den Inhalt ernstlich vertiefen. Es wäre darum gar nicht so unzweckmäßig, sondern im Gegenteil recht logisch, wenn die Leser, die über sich die vorweihnachtlichen literarischen Revuen der Zeitungen wie der Buchhändler haben ergehen lassen müssen, nun auch ihrerseits nachträglich „vom Weihnachtstische" berichteten. Gewiß würde dadurch eine recht wohltätige und für künftige Gabenfeste nützliche Auslese erzielt werden, denn durch Enttäuschungen wird man bekanntlich klug. Aber auch manches Buch, das nur im Verborgenen als bescheidenes Veilchen unter dem üppig wuchernden Grün der Weihnachtsliteratur blühte, würde Anerkennung und Beachtung in breiteren Kreisen finden, wenn der Glückliche, der damit beschenkt wurde, seinen Dank an den Geber wie an den Autor auch öffentlich zum Ausdruck bringen wollte.

Ich gehöre heute zu diesen Glücklichen, da ich ein Buch auf unserem Weihnachtstische fand, über das ich bis dahin von keiner vorweihnachtlichen Bücherrevue unterrichtet worden war, das ich aber, nachdem ich mich hineingelesen, zu den besten literarischen Festesgaben, die diesmal uns wurden, rechnen muß. Es ist kein Gedichtbuch, auch kein neuer Romanband; es will unsere Seele nicht mit hohen Träumen erfüllen oder unsere Phantasie in entlegene glänzende Räume führen; ganz bescheiden stellt es sich dar als eine Betrachtung über das tägliche Leben, dessen physikalische Vorgänge es in einfacher und leicht verständlicher Art vor unseren Augen klarlegt.[1]) Aber es ist trotzdem ein Buch, das eine Fülle des Lebens enthält und durch seine schöne Tatsächlichkeit das Interesse des Lesenden von Seite zu Seite fortschreitend fesselt. Ursprünglich von dem freundlichen Geber wohl nur für die reifere Jugend im Hause bestimmt, ist es geeignet, auch den geistigen Besitzstand der Erwachsenen unter den Hausangehörigen ganz wesentlich zu vermehren und zu erhöhen und zu einem der Werke zu werden, die man zum täglichen Nachschlagen wie zur kursorischen, immer wiederholten Lektüre auf einen besonderen Platz in der Hausbücherei stellt.

Wie? Einem gemeinverständlich abgefaßten Kompendium der Physik solch hohe Ehre? wird mancher erstaunt fragen. Gibt es nicht schon Hunderte solcher Kompendien, die zu täglichem Gebrauche in den Händen der Schüler unserer höheren Lehranstalten liegen und als Quellen der Orientierung über die physikalischen Erscheinungen im täglichen Leben auch für die des Aufschlusses und der Belehrung bedürftigen Erwachsenen sehr wohl dienen könnten? Auf die letztere Frage antwortet der Verfasser der „Physik des täglichen Lebens" in seinem Vorworte ganz richtig, daß die meisten Lehrbücher der Physik nur Kompendien sind, „die dem Unterrichte des Lehrers zur Grundlage dienen sollen, die der Lehrer aber erst durch Wort und Versuch zu lebendigem Unterrichte erheben und gestalten muß. Das physikalische Laboratorium der höheren Lehranstalten mit seinen Apparaten und anderen modernen Hilfsmitteln zur Hervorrufung der zu studierenden Erscheinungen wird freilich immer die beste Lehrstätte der Physik sein und bleiben. Trotzdem bietet für den aufmerksamen und denkenden Beobachter das tägliche Leben in Stadt und Land, zu Hause wie in der freien Natur, in der Küche wie an den Stätten der Industrie so zahlreiche Anknüpfungspunkte, daß die Möglichkeit nicht ausgeschlossen erscheint, unter der Führung eines kundigen Lehrers auch auf diesem Boden physikalische Kenntnisse annähernd in dem Umfange zu erwerben, wie man sie von jedem Gebildeten soll fordern dürfen."

Fordert man solche Kenntnisse heute wirklich von jedem „Gebildeten"? „Wir erklären einen Menschen für ungebildet, der nie ein Stück der Iliade gelesen oder ein Kapitel Cäsar übersetzt hat, während es leicht verziehen wird, wenn jemand nichts weiß über die Zusammensetzung von Wasser oder Luft, oder von der Erhaltung der Energie," sagt Prof. Pfaundler ganz richtig in demselben Vorworte. Und hierin hat er nur allzu sehr recht. Ein Absolvent eines bayerischen Gymnasiums, der soeben eine vortreffliche Abgangsnote erhalten, wußte kürzlich in einer größeren Gesellschaft nicht zu erklären, auf welchem physikalischen Vorgange das Steigen und Fallen des Barometers beruht und wodurch sich das Barometer in seiner Einrichtung und seinem Wirken vom Thermometer unterscheidet. Das allgemeine Halloh, das diesem offenen Geständnisse naturwissenschaftlicher Ignoranz folgte, verstummte bald, als eine weitere genaue Umfrage in der durchweg aus gebildeten Menschen zusammengesetzten Ge-

[1]) Die Physik des täglichen Lebens. Gemeinverständlich dargestellt von Leopold Pfaundler, Professor an der Universität Graz. Mit 461 Abbildungen. Großoktav 420 Seiten. (Erster Band des Werkes: Naturwissenschaft und Technik in gemeinverständlichen Einzeldarstellungen.) Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt 1904.

sellschaft ergab, daß auch die Mehrzahl der übrigen Anwesenden nur höchst unklare Vorstellungen von dem Wesen jener beiden physikalischen Instrumente, die doch im täglichen Gebrauche sind, aufweisen konnte. Das ist nur ein Beispiel von den vielen Fällen, in denen der Gebildete unserer Tage sich den einfachsten und am häufigsten wiederkehrenden Naturerscheinungen gegenüber vollständig verständnislos verhält. Auch die technischen, jetzt so ungemein vervollkommneten Einrichtungen, deren wir uns in unserem täglichen Leben bedienen und die dem ganzen äußeren Habitus dieses Lebens ihren Stempel aufdrücken, nimmt die Mehrzahl der Menschen, auch der gebildetere, als fertige Tatsachen hin, deren Wirkungen sie wohl erfreuen, oft auch in Erstaunen setzen, über deren Entstehungs- und Arbeitsbedingungen sie aber vollständig im Dunkeln schweben. Jeder Wagen einer elektrischen Trambahn führt unter seinen vierzig Insassen wohl höchstens immer nur einen mit sich, der die Wirkungsweise der geheimnisvollen Kraft, die ihn von einem Ende der Stadt so rasch und bequem zum anderen führt, sich klar machen kann. So leben wir in einer höchst mannigfachen Erscheinungswelt, die unsere ganze Persönlichkeit alltäglich doch mit tausend Fäden an sich fesselt, wie die Kinder dahin, unbefangen und sorglos die Gaben annehmend, die Natur und menschliche Intelligenz uns in großer und überraschender Fülle darbieten, und ohne an die Quelle zu denken, aus der sie uns zufließen. Wenn das Wort „Bildung“ auch den Begriff des vollen Bewußtwerdens der Welt, in der wir täglich leben, in sich schließt, so wandelt der größte Teil der sogenannten „Gebildeten“ doch noch ungebildet durch diese Welt, soweit die Vorgänge in der ungebändigten wie in der durch menschliche Intelligenz in ihren Dienst gezwungenen Natur in Betracht kommen.

*

Freilich wollen wir uns nicht verhehlen, daß auch auf rein geistigem Gebiete nur immer ein kleiner Teil der uns beeinflussenden Erscheinungen in ihren Grundlagen klar in unser Bewußtsein tritt. Auch die höchste allgemeine Bildung kann nur bestimmte Ausschnitte des gesamten kulturellen Lebens in ihrer Entstehung wie in ihren inneren Zusammenhängen erfassen und muß sich auf den an diese Ausschnitte angrenzenden Gebieten mit der oberflächlichen, nur nach Wirkungen, nicht nach den tieferen Ursachen urteilenden Orientierung begnügen. Aber diese Orientierung ist doch wenigstens möglich, ja, sie ist als Bedingung für eine allgemeine Bildung auf geistigem Gebiete unerläßlich und wird durch unsere humanistische Erziehung überall angebahnt. Die Grenzlinien zwischen den einzelnen Ausschnitten auf diesem Gebiete sind weniger scharf gezogen und werden von jedem, nach umfassendem Wissen strebenden Geiste nach den verschiedensten Richtungen hin überschritten. Geschichtswissenschaft, Philologie, Jurisprudenz, Staatskunde, politische Wissenschaft, Literatur, Philosophie, und wie die einzelnen Zweige der geistigen Bildung alle heißen, können nicht ohne einander, ohne tiefe Berührung in ihren Grundlagen und ohne vielfaches Uebergreifen von dem einen in den anderen bestehen und zur vollen Ausbildung gelangen. Anders steht es um das Verhältnis zwischen den geistigen und den naturwissenschaftlichen Disziplinen. Zwischen ihnen klafft noch immer eine tiefe Kluft, die nur auf einem Gebiete, auf dem der medizinischen Wissenschaft, überbrückt werden muß, die aber sonst nur von wenigen universellen Geistern wirklich übersprungen wird. Der feinstgebildete Philologe oder Literat wird es kaum als eine Lücke in seinem Wissen empfinden, wenn er von den Ursachen des Steigens und Fallens der Quecksilbersäule im Barometer oder von der Bewegung eines elektrischen Wagens sich keinen klaren Begriff machen kann, und wird wegen dieser Unkenntnis keine Einbuße an seinem wissenschaftlichen Rufe erleiden. Und noch mehr! Die „allgemeine Bildung“ wird keinem Vertreter der geistigen Disziplinen abgesprochen werden, auch wenn er sich gegenüber jeder Naturerscheinung oder jeder technischen Errungenschaft als der unbeholfenste Ignorant erweist, während umgekehrt man wohl von dem Vertreter eines naturwissenschaftlichen Gebietes verlangen wird, daß er auf den einzelnen Gebieten der sogenannten Geisteswissenschaften sich wenigstens im allgemeinen orientiert hat.

Hierin zeigt sich offenbar ein Mißverhältnis, das allerdings in dem bisherigen Vorwiegen der humanistischen Jugendausbildung auch für die späteren Vertreter der naturwissenschaftlichen und technischen Disziplinen seine Erklärung findet. Daß dieses Mißverhältnis in neuerer Zeit vielfach aufs schärfste empfunden wird, braucht nicht erst betont zu werden. Ebensowenig brauchen wir wohl erst darauf hinzuweisen, daß in ihm die eigentliche Grundlage des heutigen Kampfes um die Organisation des höheren Schulwesens zu suchen ist. Ganz mit Recht betonen die Naturwissenschaftler und Techniker den Anspruch auf Teilnahme an der Erwerbung der allgemeinen Bildung, der ihren Disziplinen aus der großen Bedeutung für unser gesamtes modernes Kulturleben erwachsen ist. Nur gehen sie zu weit in ihren Forderungen, wenn sie das ganze Schwergewicht der nationalen Jugendausbildung nun auf einmal auf das naturwissenschaftliche und technische Gebiet hinüberschieben wollen. Sie verfallen damit in denselben Fehler, den sie an den Vertretern der rein humanistischen Erziehung zur allgemeinen Bildung tadeln, und versuchen ihrerseits die Spezialisierung wieder in die Schulen zu tragen, aus denen sie doch, soweit sie in ein humanistisches Mäntelchen gehüllt ist, verbannt werden sollte. Von beiden Seiten her scheint in diesem Kampfe der Grundsatz nicht berücksichtigt zu werden, daß die unteren und mittleren Schulen außerhalb des großen Bereiches der Spezialisierung, der unsere gesamte geistige Kultur, die geisteswissenschaftlichen wie die naturwissenschaftlichen und technischen Gebiete, infolge des Fortschreitens der Forschung und Erfindung im Laufe der Zeiten notwendig anheimfallen mußte, gehalten werden müssen, wenn überhaupt von einer Erziehung zu einer allgemeinen Bildung in ihnen die Rede sein soll. Erst auf den Hochschulen, oder wenigstens nicht früher als in den drei obersten Klassen der Mittelschulen, dürfte der Boden einer ganz allgemeinen, das Studium der geisteswissenschaftlichen wie naturwissenschaftlichen Disziplinen gleichmäßig anbahnenden Ausbildung verlassen und in bestimmte Spezialrichtungen eingelenkt werden, wenn anders wieder eine segenbringende Einheitlichkeit in unsere Jugendausbildung kommen soll. Es ist sicher kein neuer Gedanke, den wir in dieser Forderung ausgesprochen haben, aber er kann nicht oft genug wiederholt werden; denn auch in den bis jetzt aus Kompromissen zwischen humanistischer und realistischer Richtung hervorgegangenen neuen Schultypen ist eine energische Betonung jenes Grundsatzes noch nicht zu erkennen. Die Vertreter sowohl der humanistischen wie der realistischen Richtung glauben, beide in gleichem Maße, die Wurzeln ihrer speziellen und fachlichen Bestrebungen noch allzu tief in die unteren Klassen der Mittelschulen hineinreichen lassen zu müssen, um ihre Bildungsziele erreichen zu können. So hat sich die scharfe Scheidung zwischen rein humanistischen und rein realistischen Anstalten schon ganz von unten herauf herausgebildet, während die Gabelung in humanistische und realistische Zweige der Ausbildung doch erst auf einem bis hoch in die Knabenjahre hinauf reichenden einheitlichen Unterbau stattfinden sollte. So droht sich auch die Kluft zwischen der sogenannten „allgemeinen Bildung“, die angeblich nur auf den humanistischen Anstalten in voller Reinheit erworben werden soll, und dem naturwissenschaftlich geschulten Denken, immer mehr zu vertiefen, und es kann weiter geschehen, daß der „Gebildete“ wie ein Kind, d. h. ohne sich der ihn umgebenden natürlichen und realen Welt in ihren Grundlagen bewußt zu werden, durch das Leben wandelt, während umgekehrt der nur technisch Geschulte die Schätze, die im geistigen Leben der Völker aufgespeichert worden sind, nur von fernher leuchten sieht.

*

Dieser Riß, der durch das gesamte Bildungsleben der Gegenwart, durch unsere ganze Kultur geht, muß sich schließen und wird sich schließen, wenn die Grundlagen unserer Jugenderziehung wieder vereinheitlicht werden. In der Schule in erster Linie liegt die Bedingung für eine Ueberbrückung dieser Kluft gegeben. Die deutsche Volksschule ist wenigstens auf dem Wege dazu, eine einheitliche Grundlage für die allgemeine Bildung zu gewähren, obwohl auch in sie die rein literarische Bildung von den höheren Schulen her auch noch vielfach hineinstrahlt und die naturwissenschaftliche Schulung in den Schatten stellt. Die höheren Schulen, oder wie man sie in Süddeutschland nennt, die Mittelschulen, weisen kaum Ansätze zu jener Vereinheitlichung der Grundlagen auf. Wenn in Bayern und in Württemberg von den 10,000 Schulstunden, die ein Absolvent des Gymnasiums nach regelmäßigem Durchlaufen des neunjährigen Schullebens im ganzen hinter sich hat, für Latein und Griechisch allein 4000, also 40 Prozent, für Naturkunde aber bloß 200, also 2 Prozent, verwendet worden sind, so ist das ein Mißverhältnis, welches auch nicht durch die 1320 (also 13.2 Proz.) dem Rechnen und der reinen Mathematik gewidmeten Stunden ausgeglichen wird. Umgekehrt steht auf den Realschulen die dem fremdsprachlichen Unterricht und der reinen Mathematik wie dem technischen Zeichnen gewidmete Unterrichtszeit kaum im richtigen Verhältnis zu dem Umfang, der der Einführung in eine selbständige Naturbeobachtung eingeräumt wird. Hüben und drüben wird bei der schon in den unteren Klassen beginnenden Spezialisierung über das Ziel hinausgeschossen. Den Fächern, die, ganz abgesehen von der Naturkunde, in erster Linie zur Erlangung einer allgemeinen Bildung dienen, ist in beiden Schultypen ein verhältnismäßig geringer Anteil am Gesamtunterricht eingeräumt; auf den bayerischen Gymnasien nehmen Deutsch und Geschichte in den ganzen neun Jahren nur 1720 Schulstunden (also 17.2 Prozent), obligatorisches Zeichnen, Turnen und Musik nur 1200 Stunden (also 12 Prozent) von der Gesamtzahl in Anspruch; der einzigen, für diese Gymnasien obligatorischen modernen Sprache, dem Französischen, sind gar nur 400 Stunden (also 4 Prozent des Gesamtunterrichts) gewidmet.

Diese wenigen Zahlen aus einer allgemeinen Statistik genügen schon, um die ungleichmäßige Verteilung des Lehrstoffes, die notwendig zu einem Riß in der allgemeinen Volksbildung führen mußte, anzudeuten. Der Einwand, daß die nackten Zahlen nur wenig bedeuten, der auch gegen diese Statistik erhoben werden kann, wird hier doch zunichte, wenn wir die erreichten Resultate in Betracht ziehen. Wir geben gerne zu, daß in der großen Summe von Schulstunden, die auf den Gymnasien den beiden alten Sprachen gewidmet werden, eine Fülle von allgemeinem Lehrstoff der idealsten Art neben der rein grammatikalischen Schulung mit inbegriffen ist; aber trotzdem bleibt ein starkes Mißverhältnis in der Stoffverteilung bestehen, das zu ungunsten einer allgemeinen, auch die naturwissenschaftliche und technische Seite umfassenden Bildung ausfällt. Es muß zu erreichen sein und wird zu erreichen sein, wie selbst einige streng humanistisch gesinnte Pädagogen zugestehen, daß die alten Sprachen, sowohl was ihren rein linguistischen Bildungswert, wie auch die durch sie vermittelten kulturellen Werte anlangt, in kürzerer Zeit, als es bisher geschieht, und doch mit den gleichen Bildungsresultaten zum Eigentum der Jugend werden. Dann wird ganz von selbst das Bestreben, schon von früh an auch dem naturwissenschaftlichen Denken mehr Raum und mehr Bedeutung in dem Unterrichte einzuräumen, zu seinem Rechte gelangen. Die ganze Angelegenheit der Schulreform scheint in der Tat mehr und mehr zu einer rein praktischen Frage der besseren Stoff- und Zeitverteilung zu werden, wie die vielfachen Erörterungen über die Umgestaltung der Lehrpläne in pädagogischen Kreisen dartun. Und das wäre freudig zu begrüßen. Denn damit würde der prinzipielle Streit um humanistischen oder realistischen Schultypus überhaupt gegenstandslos und die Wichtigkeit, ja Unentbehrlichkeit beider Richtungen in unserer Jugenderziehung würde von hüben und drüben anerkannt werden.

Freilich wäre hierzu unerläßlich, daß der Unterrichtsstoff auf beiden Gebieten von all den Elementen befreit würde, die schon auf die Spezialisierung der Wissenschaften hindeuten. Nur durch solches Herausschälen des Wesentlichen und des für die erste Jugendbildung Geeigneten aus dem ungeheuren Material, welches die Wissenschaften heute ihren Jüngern darbieten, also durch möglichste Verallgemeinerung und Vereinfachung der Resultate der Forschung könnte die Zeit und innerhalb des Lehrplanes der Raum für eine gleichmäßige Betonung und Behandlung des geisteswissenschaftlichen und zugleich des naturwissenschaftlichen Gebietes in dem einheitlichen Unterbau unserer Schulen gewonnen werden. Die Didaktik hätte demnach, falls sie von diesem vereinheitlichenden Gesichtspunkte aus in Angriff genommen würde, eine große, auf die Herausarbeitung gänzlich neuer Lehrmethoden hinzielende Aufgabe vor sich. Und will sie wirklich eine Didaktik der Zukunft werden, so muß sie sich dieser Aufgabe ernstlich unterziehen und die bisher in ihr übliche Scheidung des Lehrstoffes in völlig divergierende Richtungen endgültig aufgeben zugunsten einer Verschmelzung der humanistischen und realistischen Elemente unserer Kultur für den ersten Jugendunterricht.

*

An Vorarbeiten für einen solchen Ausbau der Didaktik fehlt es auf dem Gebiete der Naturwissenschaften nicht. Der bisher in humanistischen Kreisen der Pädagogik vielfach festgehaltenen Meinung, daß für den naturkundlichen Anfangsunterricht der Bildungsstoff noch zu wenig gesichtet und zu fluktuierend sei, um die Beobachtungs- und Urteilsfähigkeit der kleinen Schüler durch ihn systematisch auszubilden, wird durch die Bemühungen ganz hervorragender Naturforscher um die Vereinfachung der Grundlagen wie der Einzelresultate ihrer Wissensgebiete bereits seit längerer Zeit entgegengearbeitet. Die falsche Furcht vor der Popularisierung ist bei den Vertretern der Naturwissenschaften und Technik vielleicht weniger stark ausgebildet als bei Gelehrten, die auf rein geistigen Gebieten tätig sind. Das mag damit zusammenhängen, daß in den breitesten Schichten des Volkes das Bedürfnis, gerade den Besitzstand seiner naturkundlichen und technischen Kenntnisse zu erhöhen und zu erweitern, sich kräftiger regt als das Streben nach tieferem Eintauchen in die Geisteswissenschaften. Hieraus ergibt sich als ganz natürliche Folge, daß die Freunde der naturkundlichen Forschung und Erkenntnis sich auch bemühen, das Volk in seiner Gesamtheit schon von früh an für ein besseres Verständnis ihrer Disziplinen zu erziehen und die Voraussetzungen zu vereinfachen, die dieses Verständnis möglich machen. Aus diesen Bemühungen um eine ernste — nicht seichte und nicht lediglich die sensationelle Neugier des Publikums reizende — Popularisierung des naturwissenschaftlichen und technischen Bildungsstoffes wird die Didaktik der Zukunft für einen grundlegenden allgemeinen naturkundlichen Unterricht schon in den ersten Klassen der Volks- und Mittelschulen den besten Nutzen ziehen können.

So ist das Pfaundlersche Buch von der „Physik des täglichen Lebens" in diesem Sinne einer gediegenen und verständigen Popularisierung des physikalischen Wissensgebietes geschrieben und wird Eltern und Erziehern wie auch den Lehrern an größeren Schulen in der Erweckung des Sinnes und Verständnisses für die physikalischen Erscheinungen, von denen das Kind sich fortwährend umgeben sieht, die vortrefflichsten Dienste erweisen können. Aus diesem Grunde begrüßten wir sein Erscheinen als eine der erfreulichsten Weihnachtsgaben für die heranwachsende Jugend. Es führt den Leser auf idealen Ausflügen in die Welt der alltäglichen Erscheinungen ein, ohne daß es an ihn zunächst weitere Ansprüche stellt als ein offenes Auge und rege Aufmerksamkeit. Mit den einfachsten, überall leicht aufzutreibenden Hilfsmitteln lehrt es ihn, selbst Versuche anzustellen, die aus dem Komplex der Erscheinungen die physikalischen Grundgesetze klar herausheben, weist es ihn hin auf die wesentlichen Elemente in den Vorgängen, leitet es ihn zum selbsttätigen Beobachten und zum selb-

ständigen Urteilen an. Der Führer durch die physikalischen Erscheinungen des täglichen Lebens setzt dabei in dem Gefährten fast keine Vorkenntnisse voraus, nur einige Anfangsgründe in der Geometrie, die aber wohl auch schon dem jüngsten Schüler klar gemacht werden können. So könnte man sehr wohl der Jugend zugleich mit den ersten Elementen des Schreibens und Lesens und des Anschauungsunterrichtes ein Beobachtungsmaterial zugänglich machen, durch das sie, bei der allmählichen Erweiterung und Vertiefung desselben in den folgenden Jahren, zu einer klaren Erkenntnis der physikalischen Erscheinungen des täglichen Lebens heranwächst und in der Welt heimisch wird, in der sie lebt.

Auch für das Gebiet der Chemie liegt in dem Buche von Prof. W. Ostwald in Leipzig „Schule der Chemie", auf das in diesen Blättern (Siehe Nr. 282 der Beilage d. J. 1903) von kompetenter Seite schon ausdrücklich hingewiesen worden ist, ein ähnlicher, den chemischen Unterricht von seinen ersten Anfängen und für die früheste Altersstufe behandelnder Versuch vor. Hier ist für die Einführung in die Welt der chemischen Erscheinungen die Darstellungsform des Zwiegesprächs zwischen Lehrer und Schüler gewählt, während Professor Pfaundler sein Wissensgebiet auf vorgestellten Ausflügen in die Umgebung behandelt. Beide Unterrichtsmethoden legen Gewicht darauf, den Schüler zunächst sehen und beobachten zu lehren und ihn in leisem Fortschreiten von dem Standpunkte, von dem aus das kindliche Auge die Umwelt der Erscheinungen auffaßt, zu höheren und verallgemeinernden Gesichtspunkten zu führen. Der Grundsatz, daß dem Kinde zunächst nichts Fremdes geboten werde, sondern daß es zuerst das ihm aus alltäglichen Eindrücken Wohlbekannte verstehen und an einen bestimmten Platz zu stellen lerne, leitet also diese didaktischen Versuche. Wenn dieser Grundsatz erst ganz allgemein in unseren Erziehungs- und Unterrichtsmethoden wie in den Lehrplänen der verschiedenen Schultypen zur Anerkennung gelangt ist, wird auch das von oben her, d. h. von den schon ausgebauten Wissenschaften her in den Jugendunterricht eingeführte Spezialisieren und die strenge Scheidung des Bildungsstoffes in humanistische und realistische Zweige aufhören und damit die Zeit gewonnen werden, den Weg in alle Bildungsgebiete in gleichmäßiger Weise allen Schülern zu eröffnen. Die einheitliche Grundlage der menschlichen Kultur als Gesamterscheinung des Wissens und der Erkenntnis in allen ihren Verzweigungen, muß wenigstens unserer Jugend gewahrt werden, bis dieselbe, zur geistigen Selbständigkeit herangebildet, die Bahnen der Fachausbildung betritt. Ein wahrer Idealismus kann nur auf solcher einheitlicher Grundlage erblühen, von der aus Natur und Geistesleben mit gleicher Liebe geschaut und erfaßt werden. Zur Verwirklichung eines solchen Bildungsideals für unsere Jugend tragen aber — wenngleich diese Verwirklichung noch in weiter Ferne steht — Bücher wie das von Prof. Pfaundler über die Physik des täglichen Lebens in ausgezeichneter Weise bei.

O. B.

Münchener Romane.

Jede größere Stadt hat heutzutage eine Reihe von Büchern aufzuweisen, die sich mit ihrem Leben und Treiben beschäftigen. Es wäre wohl eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn die städtischen Verwaltungen in ihren Archiven oder Bibliotheken einen Raum bereitstellten für diese Bücher. Unter letzteren würden die Romane keinen geringen Raum einnehmen. Paris zum Beispiel würde für die Romane, die in seinen Mauern spielen, ein paar sehr ansehnliche Säle brauchen; auch Berlin, London und Wien hätten schon stattliche Romanbibliotheken voll eigensten Inhalts aufzuweisen.

München ist darin viel bescheidener. Aber als ich mir unlängst die Frage vorlegte, was ich als treuer, selbst mit Isarwasser getaufter Münchener an Münchener Romanen bisher gelesen hatte, kam ich doch zu einer ansehnlichen Reihe. Und merkwürdig — was ich vor 15 und vor 25 Jahren gelesen hatte, war mir besser im Gedächtnis haften geblieben, als das, was ich in den letzten Jahren zu mir genommen hatte.

Waren die alten besser? Oder kam das von der größeren Eindrucksfähigkeit jugendlichen Lesereifers? Oder lag es daran, daß München vor zwanzig und mehr Jahren eine wohlschmeckendere Rahmschicht besaß, die jene Aelteren abschöpfen durften?

Mit hoher Freude erinnerte ich mich an Paul Heyses „Im Paradiese"; und dann an Adolf Wilbrandts „Hermann Ifinger". Beide sind ausgesprochene Künstlerromane, beiden merkt man es an, daß sie aus norddeutschen Federn geflossen sind; daß ihre Urheber nicht selber im Münchener Boden wurzelten und weniger Ohr für jene tiefen Untertöne hatten, die durch das Kiesbett der bayerischen Hochebene als Grundwasser flüstern und raunen, als vielmehr für jene klangvolleren Akkorde, die aus dem Aneinandertönen altmünchnerischer und zugewanderter Gesellschaftselemente sich gestalten. Es sind die rauschenden Wipfel und die bunten Blüten des Münchener Wesens, mit denen diese beiden Romane sich befassen, nicht die Wurzeln und die Erde und das Gestein in den Tiefen. Aber welche Fülle von Geist und Poesie ist in den beiden Büchern niedergelegt! Wie vornehm muten sie uns an gegenüber dem, was das Alltagsleben der Gegenwart und was jene Wirklichkeitsromane uns bringen, die aus den Gerichtsverhandlungen, aus den Unglücksfällen der Zeitungsberichte und aus der nie rastenden Skandalchronik uns entgegentreten!

Dann fiel mir auch Hans v. Hopfens Roman „Der alte Praktikant" ein; und manche andere schöne Erzählung desselben Verfassers — eine Reihe von Geschichten, die in München und seiner Umgebung spielen. Geschichten aus allen Kreisen der Gesellschaft, aus hochgebildeten, halbgebildeten und ungebildeten Kreisen; aber alle voll von scharfer Beobachtung des Lebens, von treffender Zeichnung der Charaktere und geschrieben von einer Meisterfeder. Auf dem Fechtboden des alten Studenten-Fechtmeisters Gruber, wie in den Auen der blaugrünen Isar, in den bierduftenden Hallen des Hofbräuhauses und im Schattendämmer der Frauenkirche, in den lauschigen Winkeln altmünchnerischer Kaffeehäuser und in den Hörsälen der Universität: überall die gleiche volle Naturwahrheit!

Dann sah ich mich weiter um. Ich dachte an Conrads „Was die Isar rauscht". Zwar — die Gesellschaft, in die uns Conrad mit diesem Roman bringt, gefiel mir nicht ganz; aber echt war sie; und was der Verfasser aus Eigenem hinzutat, oder was er vollends in einer kleinen Münchener Erzählung „Die goldene Schmiede" gab: das war auch schwer erreichbar.

Hernach dachte ich auch an unseren längstverstorbenen Herman v. Schmid und seinen Roman „Mein Eden". Etwas hausbacken, nicht so modern und feurig wie Hopfen oder Conrad, aber wie reich dafür an treuem Fleiße, an liebevollem Versenken in eine Vergangenheit, von der uns Lebenden nur mehr altersgraue Häuser, mehrhundertjährige Bäume und Straßennamen übrig geblieben sind! Und alles andere, was diese Häuser und Straßen und Bäume belebt, legt bloß der Dichter in sie hinein: jene flüsternden, klagenden oder lächelnden Schattengestalten, die er aus verflossenen Tagen wieder zurückzaubert.

Noch manches andere Buch kam mir in den Sinn. So der prächtige „Hastl vom Hollerbräu" des Herrn v. Seydlitz, wo die Münchener Bierindustrie zum beherrschenden Milieu gemacht ist. Und der köstliche „Rangierbahnhof" von Helene Böhlau; und E. Merks „Drei Frauen" mit ihrem vormärzlichen und modernen Münchnertum.

Auch ein paar vielbesprochene Schlüsselromane fielen mir ein. Der arme August Becker hatte sich einmal, vergrämt von widrigen Schicksalen, hinreißen lassen, einen mehrbändigen Roman „Verfehmt" zu schreiben, in dem eine Reihe wohlbekannter Münchener Persönlichkeiten allzu deutlich und in keineswegs schmeichelhafter Weise vorgestellt wurden. Es war ein verfehltes Werk, eine Drachen-

saat für den Urheber. Geistreiche blasierte Menschen fanden sich in dem Roman „Sibylle Dalmar" von Frau Hedwig Dohm zusammen: Künstler- und Gelehrtenkreise und Hochfinanz. Auch da hielt das feine Münchener Lesepublikum einzelne Gestalten für allzu photographisch dargestellt; es gab großes Aergernis. Viel gröber hätte das Aergernis sein müssen, als Frhr. v. Wolzogen seine Geschichte „Das dritte Geschlecht" schrieb. Aber das arme dritte Geschlecht war nicht einflußreich genug, um eine Verurteilung dieses Buches mit genügendem Nachdruck zu verbreiten; und so konnte Wolzogens schlampiges Werk binnen kurzem in 40,000 Exemplaren auf dem deutschen Lesemarkte einherschwimmen.

Ein wirbelnder Reigen von Gestalten tanzte schon in meinen Roman-Erinnerungen, als ich dieselben weiterspann. Fast hätte ich Eisele und Beisele, Wühlhuber und Heulmaier und den Staatshämorrhoidarius auch für Romanfiguren gehalten, als mir noch rechtzeitig klar ward, daß dieselben doch aus den Fliegenden Blättern stammten. Aber immer neue Geschichten drängten sich in meine Gedanken: Leo Hildecks „Töchter der Zeit" und Kohlrauschs „Mein Ich". Und noch manches andere, bis Herm. Jaques mit seinem Untergang von München dem Schwarme ein jähes Ende bereiten zu wollen schien.

Aber es lebt noch und wird weiter leben und Romanfiguren erzeugen. Und ich sah ein, daß ich mich unmöglich mit allen einzelnen abfinden konnte, sondern mit einem nebelhaften Totaleindruck zufriedengeben mußte.

Daß Münchens Landschaft und Stadtbild in den meisten Münchener Romanen zu ihrem Rechte kommen, ist begreiflich. Es war der größere Teil dieser Romane, der es vermochte, die Münchener Landschaft mit malerischen Augen und dichterischer Gedankentiefe zu erfassen. Wer etwa am rechten Isarufer von der Prinz-Regenten-Brücke bis zu den oberen Ueberfällen hinauf und dann am linken Ufer wieder herab wandert, findet eine solche Fülle reicher und mannigfaltiger Stadtlandschaft, daß man sich wundern mag, wenn in einem Münchener Roman nicht eher ein Ueberfluß als ein Mangel an Landschaftsmalerei zu finden ist. Ein Städtebild richtig und treu zu schildern, fordert freilich nicht bloß Naturverständnis, sondern auch historischen Sinn, ein wenig kunstgeschichtlichen Ueberblick und etwas Einsicht in die Zustände jener Gesellschaftskreise, die den lebendigen Inhalt des Städtebildes liefern.

Und mit dem Stadtbild ist bloß die Dekoration geschaffen für das lebendige Schicksal des Menschen, das innerhalb der Mauern und Gärten sich abspielt. Der erfinderische Geist, der einen Roman ersinnen will und dabei zartfühlend genug ist, nicht die Eigenart und die Geschicke jener Menschen, in deren Kreis er lebt, kennbar zu verwerten: der findet in jedem gesellschaftlichen Gebiete, das er beobachtend berührt, immer bloß einzelne bunte Fadenstücke aus einem riesigen Teppichgewebe, das die Wirklichkeit gewebt hat. Seine Aufgabe ist es dann, diese Fadenstückchen nach vorwärts und nach rückwärts zu ergänzen und aus ihnen auf eigene Faust Schicksale zu weben.

Daß der Künstler für den Roman der Gegenwart die Berufsklasse ist, aus der man hauptsächlich Helden für Romane schnitzt, liegt in seiner Lebensstellung begründet. Künstlerische Ideale und nackte Lebenswirklichkeit geben ja immer schon von selber Konflikte, aus denen packendes Erlebnis sich entspinnen muß. Daß aber vollends ein Münchener Roman ohne Künstler kaum gedacht werden kann, liegt auf der Hand. Ebenso wenig, als er ohne das Rauschen der Isar gedacht werden kann. Demnach waren unter allen Münchener Romanen, die je geschrieben wurden, mehr als die Hälfte zugleich Künstlerromane. Paul Heyse und Wilbrandt machten den Anfang; die anderen folgten. Und was für Künstler kann man in all diesen Romanen kennen lernen! Künstler von dämonischer Größe und solche, die bloß nach Märzenbier und Terpentinöl duften; Künstler, die ein Jahrhundert mit ihren Ideen ernähren könnten und solche, die sich von Kellnerinnen im Café Luitpold ernähren lassen; Künstler, die Unmögliches malen, und solche, die das Allermöglichste nicht malen können. Wenn alle diese Künstler miteinander einen Verein gründen würden, müßten die Münchener Künstlergenossenschaft, die Sezession, die Luitpold-Gruppe und die Scholle hoffnungslos die Segel streichen gegenüber dieser niederschmetternden Summe von Talenten! Und die Atelierluft ist eine so nährende Luft für alle Stimmungen des Daseins! Für den Rausch des Uebermenschentums und den Katzenjammer der Talentlosigkeit; für Träume von den Inseln der Seligen und für den Ekel an allem Dasein. Ueber die zerschlissenen Teppiche der Ateliers schreiten außer Geisterfüßen auch die Seidenschuhe von Prinzessinnen, die nackten Zehlein von Modellen und die bestaubten Stiefel des Gerichtsvollziehers.

Im Münchener Roman sind meistens alle anderen Kreise der Gesellschaft bloß Folie für den Künstler. Der Minister hängt ihm Orden an; die Gattin des Millionärs huscht zur Dämmerstunde in sein Atelier; der Offizier droht ihm mit der gezogenen Pistole; das Modell kocht ihm seinen Kaffee; der Kommerzienrat beeilt sich, ihm die Palette mit Hundertmarkscheinen abzuwischen. Und so fort. Nur schüchtern wagt sich in neuerer Zeit auch die Künstlerin, die Malheureuse, auf den unsicheren Boden des Romans.

Daß die anderen Menschenklassen dem Künstler gegenüber zu kurz kommen, ist, wenn schon eine Kunststadt zum Boden des Romans gewählt ist, nur zu natürlich. Der Münchener Oberlandesgerichtsrat schöpft ja aus dem Bürgerlichen Gesetzbuche keine anderen Anregungen als sein Kollege in Danzig oder Bielefeld; der Münchener Offizier gebraucht dieselben Kommandoworte wie sein Kamerad in Königsberg oder Metz. Und der Münchener Sozialdemokrat, wenn er auch besser ist als der Berliner, ist doch auch auf das Erfurter Programm eingeschworen. Diese und alle anderen vorkommenden Menschenklassen so kennen zu lernen, daß man ihren Münchener Typus vom Kottbuser oder Pforzheimer unterscheiden kann: darin besteht ein Teil der Romankunst. Aber nur ein Teil; nicht einmal der schwerste. Man muß indessen doch hübsch lang mit Münchnern zusammengelebt haben, um unterscheiden zu können, was als echt münchnerisch bezeichnet werden darf. Mit ein paar Dialektwendungen ist es nicht abgetan. Je höher man auf der sozialen Stufenleiter die Menschen sucht, die man schildern will, um so mehr sind die lokal ausgeprägten Charakterzüge durch Weltkultur abgeschliffen, ohne sich ganz zu verlieren. Einen Münchener Bierführer so zu zeichnen, daß er sich von einem Hamburger unterscheidet, ist nicht schwer; aber bei einem Senatspräsidenten oder Brigadegeneral gehört schon ein schärferer Stift dazu.

Es wäre eine höchst interessante Aufgabe für einen Münchener Literarhistoriker, eine eingehendere Studie über den Münchener Roman zu schreiben. Selbst wenn er sich auf das beschränken wollte, was die Romanschriftsteller über Leben und Schicksale ihrer Zeitgenossen berichten; wenn er also den historischen Roman ganz unberücksichtigt lassen wollte. Allzuweit brauchte er in der schönen Literatur nicht zurückzugreifen. Denn im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts wurden in München bloß Gebet- und Schulbücher gekauft; höchstens noch das Kochbuch der braven Regensburgerin Katharina Daisenberger. Bei solchen literarischen Bedürfnissen brauchten natürlich auch keine Münchener Romane geschrieben zu werden. Jetzt steht die Sache anders; und in einer künftigen Geographie des Romans wird auch der Münchener eine achtbare Stellung einnehmen.

Man kann in einer Stadt wie München überall Romanstudien machen: auf der luftigen Höhe des Franziskanerkellers und im lärmenden Gedränge der Trambahnwagen; in der Isarluft und zu Füßen der Bavaria. Und an hundert anderen Plätzen, von denen jeder seine Eigenart hat.

Man muß zur Terrasse am Ende der Prinz-Regenten-Straße hinaufsteigen, an einem Tage, wo der ganze Himmel grau ist und nur im Süden und Westen ein breiter Streifen goldhellen Aethers aufklafft. Lehnt man sich bei solcher Witterung an die Balustrade der Terrasse, dort, wo

die nördliche Laterne steht, so sieht man im Süden dunkelblau das Hochgebirge gegen den Goldhimmel sich abzeichnen. Der prachtvolle Steilabsturz der Zugspitze steht gerade zwischen der schlanken Turmspitze der Mariahilfkirche und dem gemütlichen dicken Turme des Volksbades. Und rechts davon schweift das Auge weit ins Isartal hinaus, wo rätselhafte Wald- und Berglinien hinter den Schleiern großstädtischen Dunstes erscheinen.

Da oben atmet man tief und frei. Ist man auch nur wenige Stufen gestiegen, so meint man doch turmhoch über der Stadt zu stehen, über ihrem Lärm und Leben. Auf den beiden Bänken zur Rechten und zur Linken des Terrassenaufganges sitzen ein paar Menschen; auch solche, die sich für ein paar Augenblicke, aus dem Alltagsleben heraus, hierher in das Reich der Träume geflüchtet haben. Laß deinen Blick flüchtig über diese Menschen hingleiten. Nur flüchtig, damit sie nicht merken, daß du etwa über den Lebensroman nachdenkst, in dem sie gerade stehen, der sich an ihre Vergangenheit kettet und über ihrer Zukunft hängt. Ein Blick auf die Gesichter, auf die Kleidung und Haltung dieser Menschen entfesselt dir eine Kette von Gedanken darüber, was sie erlebt haben mögen und erleben werden. Und wenn dann der eine oder der andere sich erhebt, um müden oder elastischen Schrittes die Treppen hinabzusteigen: folge ihnen mit dem Auge, wie sie wieder über die Brücke, unter der die Isar durchrauscht, ihren Schicksalen entgegenwandern, im Häusermeer verschwindend. Schwarzbraun und ernst schauen die Frauentürme über dieses Häusermeer herein, in dem vierhunderttausend Lebensromane sich abspielen. Stoff genug für eine lange, lange Reihe von Geschichten froher und trauriger, sonnenheller und nachtdunkler Art.

Max Haushofer.

Bücher und Zeitschriften.

μσι. **Eine neue Grillparzer-Biographie.** Der Wiener Literarhistoriker Dr. Hans Sittenberger ist uns zwar noch immer die Fortsetzung seiner Dramaturgie der Gegenwart schuldig, von der 1898 (bei Oskar Beck in München) der erste, das dramatische Schaffen in Oesterreich behandelnde Band erschien, aber er gibt uns jetzt wenigstens ein artiges Lebenszeichen mit seinem Buche: Grillparzer. Sein Leben und Wirken (Berlin, Ernst Hofmann u. Co., 1904), das den 46. Band der bekannten Biographien-Sammlung „Geisteshelden" bildet. Sittenberger leistet darin das nicht kleine Kunststück, auf wenig über 200 Kleinoktavseiten ein überaus fesselndes, nichts Wichtiges übergehendes Lebensbild des größten österreichischen Dichters zu zeichnen. Man wird es ja bedauern müssen, daß der Plan dieser Biographien-Sammlung dem Verfasser so enge räumliche Grenzen zog, aber an Biographien Grillparzers ist, seitdem seine Werke „frei" geworden, ja kein Mangel mehr, wenn auch gewiß nicht jeder seiner Biographen dem Dichter innerlich so nahe stand wie Sittenberger. Der Verfasser hat aus den reichen ihm zuströmenden Quellen überall eine kluge Auswahl getroffen. Er weiß besonders, überall von der Persönlichkeit Grillparzers ausgehend, die literarische Würdigung nicht lehrhaft vordringen zu lassen, sondern sie jener unterzuordnen. Der Mann und sein Leben bleibt die Hauptsache. Mit ruhiger Offenheit vermeidet der neueste Biograph nirgends die Untiefen des Charakters seines Dichters, nirgends auch die rückhaltlose Schilderung österreichischen Beamtenelends und des unheilvollen, lähmenden Einflusses der Verhältnisse auf das übersensible Gemüt Grillparzers. Ein seltenes Bild Grillparzers und das Faksimile eines seiner Gedichte schmücken, Bibliographie und Register vervollständigen das Buch, das zu den besten Bänden dieser Sammlung gezählt werden muß.

r. **Militärisches.** Das Gefecht bei Aschaffenburg am 14. Juli 1866 von Eisenbahn-Oberexpeditor Ad. Günther. (Aschaffenburg. Krebs.) Das Gedächtnis an das hitzige Gefecht zwischen den preußischen Truppen des Generals v. d. Goeben und den Oesterreichern des Generals v. Neipperg, welches die Stadt Aschaffenburg so sehr in Mitleidenschaft zog, ist bei den Aschaffenburgern noch heute lebendig. Alljährlich schmücken pietätvolle Hände die Gedenksteine, unter denen die erbitterten Feinde von damals im Tode vereint dem großen Tage entgegenschlummern. Aus solchen Gefühlen ist auch das kleine Büchlein entstanden. Es bietet eine geschichtlich durchaus zuverlässige, dabei klare und lebendige Darstellung der Vorgänge, es bleibt fesselnd und unparteiisch vom Anfang bis zum Ende und verdient Interesse über den enger begrenzten lokalen Kreis hinaus, für den es zunächst bestimmt ist. Ein gutes Kärtchen kommt dem Verständnis der Begebenheiten entgegen.

Bei Hofe und im Felde. Lebenserinnerungen von Generalleutnant z. D. v. Chappuis. (Frankfurt. Jügel.) Der Verfasser dieses reizenden, ebenso interessanten als amüsanten Buches ist der Typus jener Gardeoffiziere, die sich auf dem Parkett wie im Sattel, im Hofballsaale wie auf dem Schlachtfeld als gleich zu Hause erweisen. Seine vornehme Gesinnung und seine auf allen Gebieten erprobte Tüchtigkeit haben ihm eine glänzende militärische Laufbahn und bevorzugte dienstliche wie außerdienstliche Stellung verschafft. Wiederholt in der Umgebung fürstlicher und anderer hoher Persönlichkeiten, weiß er über manche geschichtlich denkwürdige Vorgänge aus eigener Anschauung zu berichten. So war er z. B. Augenzeuge der Begegnung Wilhelms I. mit Benedetti am Morgen des 14. Juli 1870 in Ems. Obwohl vielfach zu Hofdiensten aus der Front abkommandiert, bewährte er sich doch als Kompagniechef im Kriege 1870/71, besonders am 21. Dezember im Kampfe um Le Bourget, auf ebenso hervorragende Weise, wie als Leutnant im Jahre 1864 beim Sturme auf Düppel. Der seit zehn Jahren in Frankfurt a. M. lebende General hat die Kraft seines Lebensabends in den Dienst der Nächstenliebe gestellt und sich bei der Fürsorge für die alten Kriegsteilnehmer neue große Verdienste erworben.

Ein Tag in Paris in Zivil. Feldzugserinnerung eines Veteranen von August Jahn. (Rathenow. Babenzien.) Ein kecker Streich war es, als deutscher Soldat in Zivilverkleidung am 10. Febr. 1871 während des Waffenstillstandes nach Paris hineinzugehen und sich dort einen Tag unter der erregten Bevölkerung herumzutreiben. Anspruchslos und anschaulich wird das Abenteuer von einem Teilnehmer, Grenadier des sächsischen Leib-Regiments Nr. 100, in der kleinen Schrift geschildert.

An der Schwelle des Orients. Wanderungen über die Schlachtfelder des russisch-türkischen Krieges 1877/78 von Generalmajor z. D. Graf zu Dohna. (Leipzig. Grunow.) Der Verfasser, ein ebenso militärisch wie allgemein, namentlich auch geographisch gebildeter Mann und anmutiger, gewandter Erzähler, hat Bulgarien im Jahre 1894 bereist und seine Eindrücke als Reisebriefe in der Täglichen Rundschau veröffentlicht. Jetzt liegen sie auch in Buchform vor. Nach einer anschaulichen Schilderung der volkswirtschaftlichen Verhältnisse in der Moldau bei Jassi und der allenthalben wahrnehmbaren Ansätze zu allgemeinem Aufschwung in Rumänien beginnt die Reise in Giurgewo. Ueber Tirnowa geht die Wagenfahrt nach dem Schipkapaß und von hier am Nordfuße des Balkan über Lowtscha nach Plewna. Im raschen Fluge einer Woche gleiten entzückende Landschaftsbilder, merkwürdige Volksstudien und belehrende Kriegserinnerungen an den Reisenden vorüber. Das Buch wird ein wertvoller Ratgeber für jeden sein, der sich gleichfalls den Genuß einer Studienreise nach jenen interessanten und vom großen Verkehr noch wenig berührten Gegenden machen will.

Von der Donau bis Plewna. Kriegsgeschichtliche Studie aus dem Balkanfeldzug 1877 von Thilo v. Trotha. (Berlin. Schröder.) Das russische Generalstabswerk über den Feldzug 1877/78, dessen Veröffentlichung vor kurzem — 25 Jahre nach den Ereignissen! — begonnen hat, verfolgt zwar zugestandenermaßen nur die Absicht, die Tatsachen genau wiederzugeben, ohne sich in eine noch nicht zeitgemäße Kritik einzulassen; man durfte aber doch wohl hoffen, wenigstens über die Motive der Handlungen so ausführliche

Mitteilungen zu bekommen, daß das Verständnis des Geschehenen gesichert war. Hierin liegt bekanntlich, einem alten französischen Sprichwort zufolge, die beste und meist zugleich die mildeste Kritik. Die vorliegende, überaus gründliche Studie Trothas unternimmt es nun, auf Grund aller zugänglichen anderweitigen Veröffentlichungen den Nachweis zu führen, daß die amtliche russische Geschichtschreibung auch jetzt noch nicht gewagt hat, bezüglich der strategischen Verhältnisse des Plewnafeldzuges der Wahrheit die volle Ehre da zu geben, wo es sich um handgreifliche Verstöße höchster Persönlichkeiten gehandelt hat. Belastende Instruktionen werden auszugsweise, statt im Wortlaut mitgeteilt, zu mißliebiger Kritik führende Absätze einfach weggelassen, mündliche Weisungen sollen erlassen worden sein, wo die schriftlichen Befehle und die Tatsachen zu unangenehm deutlich sprechen. Die Ausführungen Trothas mögen in einzelnen Punkten irren, in anderen übertreiben, im ganzen aber treffen sie zweifellos das Richtige. Sie verstärken den Eindruck, den das Studium des Generalstabswerkes nicht selten auf den militärischen Leser hervorruft: daß manches nicht „restlos" bleibt, um die nach oben so diplomatische Sprache der russischen amtlichen Geschichtschreibung nachzuahmen. Und schließlich: kann sich eine Heeresleitung beklagen, wenn man ihr in Punkten, wo sie recht hatte, nicht traut, welche ein so schwerwiegendes Telegramm einfach unterschlagen hat, wie die Benachrichtigung des Fürsten von Rumänien vom 14. Juli aus Kalafat, daß die Türken von Widdin nach Südosten marschieren? Auch über dieses Telegramm gleitet die amtliche Darstellung leicht und glatt hinweg. Wenn sie bei der ausstehenden Fortsetzung der geschichtlichen Wahrheit nicht in höherem Grade dienen will als bisher, so bleibt die amtliche Geschichte besser noch einige Jahre ungeschrieben. Trothas verdienstvolle Arbeit hat auf glaubwürdigere russische Quellen hingewiesen, die freilich nicht recht ergiebig und erst mit Mühe in Zusammenhang zu bringen sind.

Allgemeine Rundschau.

Springmaus-Reste als Beweis einstiger Steppenbildung in Mitteleuropa.

* Die große Springmaus, welche früher gewöhnlich als Alactaga jaculus Pall. bezeichnet wurde, jetzt aber nach den neuen Nomenklatur-Regeln meistens Alactaga saliens Gmel. genannt wird, gehört heutzutage zu den charakteristischsten Säugetieren der südostrussischen und westsibirischen Steppen. Sie erreicht in aufgerichteter Körperhaltung etwa die Größe eines zierlichen Kaninchens und wird wegen einer gewissen Aehnlichkeit des Kopfes mit dem Hasen von den Russen „Erdhase" genannt; im übrigen hat sie mit dem Hasen nichts zu tun, sondern gehört zu der merkwürdigen Nager-Familie der Dipodiden, die in ihren Bewegungen manches Känguruhähnliche zeigen und zu den Charaktertieren der Steppen und Wüsten gehören. Es ist nun, wie Professor Dr. A. Nehring im letzten Heft der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift mitteilt, eine sehr beachtenswerte, aber vielfach noch nicht hinreichend gewürdigte Tatsache, daß die oben erwähnte große Springmaus einst während eines gewissen Abschnittes der Plaistocän-Periode in Mitteleuropa gelebt und sicher bestimmbare Reste zurückgelassen hat, die z. B. bei Gera, Westeregeln, Thiede, Quedlinburg, Rübeland, Pößneck, Saalfeld i. Thür., Würzburg, Zuzlawitz, Prag, Türmitz, Angiesl und Aussig aufgefunden wurden. Neuerdings sind wieder einige neue, bemerkenswerte Funde von Alactaga-Resten bekannt geworden, z. B. ein ganzes Skelett, welches Lehrer Seehars kürzlich im Löß bei Türmitz (Nordböhmen) gefunden hat. Nach einer Mitteilung des genannten Herrn lagen die Wirbel der betreffenden Springmaus noch in der natürlichen Reihenfolge, so daß man annehmen darf, das Tier habe am Fundort selbst seinen Tod gefunden. Andere Alactaga-Reste sind vor kurzem von Herrn Gymnasialoberlehrer Dr. Löscher (Gera) bei Pohlitz unweit Köstritz gesammelt worden. Durch diese Funde wird, nach Professor Nehring, die Annahme einer pleistocänen Steppenzeit für Mitteleuropa von neuem unterstützt. Herr Professor Dr. A. Penck in Wien ist in einer kürzlich erschienenen Publikation („Die alpinen Eiszeitbildungen und der prähistorische Mensch", Arch. f. Anthrop. 1903, N. F., Bd 1, S. 78—90) sogar zu der Annahme zweier „Steppenphasen" für Mitteleuropa gelangt, indem er vier Eiszeiten in unseren Gegenden als nachweisbar ansieht und die ältere Steppenphase (mit dem älteren Löß) in die zweite Interglazialzeit, die jüngere Steppenphase (mit dem jüngeren Löß) in die dritte Interglazialzeit verlegt.

Kleinere Mitteilungen.

* **Papst Pius X. über die kirchlichen Kunstwerke.** Aus Rom wird gemeldet: In der nächsten Zeit, wahrscheinlich noch in diesem Monat, wird eine päpstliche Verordnung, betreffend die kirchliche Kunst, veröffentlicht werden, wonach die Monumentalwerke und Gemälde, die keinen künstlerischen Charakter tragen, aus den Kirchen entfernt werden sollen. Außerdem wird die Verordnung eine sorgfältige Erhaltung der kirchlichen Kunstwerke, wie Gemälde, Statuen, Gewänder u. s. w. empfehlen.

* **Der ostpreußische Bernstein auf der Ausstellung in St. Louis.** Auf der Weltausstellung in St. Louis, auf der sich, wie nunmehr feststeht, die deutsche Industrie aller Branchen vollständig und würdig repräsentieren wird, soll auch, wie die Kgsb. Hartg. Ztg. mitteilt, ostpreußischer Bernstein in hervorragender Weise vertreten sein. Auf Kosten des Staates wird seitens des preußischen Ministeriums für Handel und Gewerbe eine Kollektiv-Ausstellung der deutschen Bernsteinindustrie arrangiert, mit deren Sammlung und Vertretung Landesgeologe Professor Dr. Klebs (Königsberg) beauftragt worden ist, der bekanntlich auch bereits auf den Ausstellungen in Paris und St. Petersburg in derselben Weise sich betätigt und bewährt hat.

Hochschulnachrichten.

B. **Straßburg.** Dr. Walter, Professor der Moraltheologie an der hiesigen Universität, hat einen Ruf nach Prag abgelehnt.

hc. **Gießen.** Im vergangenen Jahre sind der Gießener Universität in besonders reichem Maß Schenkungen zuteil geworden. Der Großherzog hat seiner Landesuniversität zur Erinnerung an ihren großen Lehrer ein in Oel gemaltes Bildnis Justus v. Liebigs verliehen. Der Verlagsbuchhändler Hofrat Hermann Credner in Leipzig hatte der Universität im Jahre 1900 die Erbauung eines Credner-Hauses als Heimstätte für die Hinterbliebenen von Angehörigen der Hochschule in hochherziger Weise angeboten. Da sich der Ausführung des Planes in dieser Form Schwierigkeiten in den Weg stellen, hat der Geber im Einverständnis mit der Universität die Stiftung in eine Geldstiftung mit dem Betrage von 30,000 M. verwandelt, die als Heinz-Credner-Stiftung dem vorgedachten Zweck zugute kommen soll. Herr Franz Büning zu Borken in Westfalen, der im Jahre 1901 in der chirurgischen Klinik operiert wurde, hat aus Dankbarkeit für die glückliche Operation dieser Klinik 3000 M. mit dem Wunsche überwiesen, daß hiervon eine Bibliothek für die Kranken der Klinik beschafft werden möge. Der am 19. Februar 1903 in Görz verstorbene österreichische außerordentliche Gesandte Karl Ritter v. Scherzer, der 1849 von der Gießener philosophischen Fakultät zum Doktor promoviert wurde, hat der Universität 1000 M. zu Stipendienzwecken vermacht.

hc. **Posen.** Der Musikprofessor, kgl. Musikdirektor Karl Raphael Hennig in Posen ist vom Kultusminister mit musikwissenschaftlichen Vorlesungen an der kgl. Akademie beauftragt worden. Im laufenden Wintersemester liest Hennig „Musikalische Propädeutik".

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Literaturdenkmäler des 14. und 15. Jahrhundert. Ausgew. und erläut. von Dr. Hermann Jantzen. Leipz. 1903. G. J. Göschen. 151 S. — Marie v. Ebner-Eschenbach. Die arme Kleine. Erzählung. Berlin 1903. Gebr. Paetel. 387 S. — Gustav v. Diest: Aus dem Leben eines Glücklichen. Erinnerungen eines alten Beamten. Berlin 1904. E. S. Mittler & Sohn. 592 S. — Peter Kropotkin: Gegenseitige Hilfe in der Entwicklung. Autor. deutsche Ausgabe, besorgt von Gustav Landauer. Leipzig 1904. Th. Thomas. 337 S. — Gertrud Schaper: Der Hässliche. Ein Tagebuch. Hannover 1903. Schwede & Wenzel. 140 S. — Dr. Rudolf Wolkan: Die Lieder der Wiedertäufer. Ein Beitrag zur deutschen und niederländischen Literatur- und Kirchengeschichte. Berlin 1903. B. Behr. 295 S. — Dr. Ludwig Zehnder: Das Leben im Weltall. Tübingen u. Leipzig 1904. J. C. B. Mohr. 125 S. — Dr. F. X. Kiefl: Der Friedensplan des Leibniz zur Wiedervereinigung der getrennten christlichen Kirchen, aus seinen Verhandlungen mit dem Hofe Ludwigs XIV., Leopolds I. und Peters des Grossen dargestellt. Paderborn 1903. Ferd. Schöningh. 253 S. — Prinz Emil von Schoenaich-Carolath: Dichtungen. 7. Aufl. Leipzig 1903. G. J. Göschen. 296 S. — Derselbe: Gedichte. Ebenda 1903. 198 S. — Derselbe: Der Freiherr. Regulus. Der Heiland der Tiere. 2. Aufl. Ebenda 1903. 181 S. — Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. Dreizehnten Bandes dritte Lieferung. Wagen — Wahlkammer. Bearb. von Dr. K. v. Bahder. Leipzig 1903. S. Hirzel. — Das Bismarck-Geheimnis. Eine Auseinandersetzung mit der literarischen Schutztruppe des ersten Reichskanzlers über Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Leipzig 1904. Walther Fiedler. 39 Seiten.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Soeben ist erschienen:

Bibliotheca Magica et Pneumatica:

Antiquar-Katalog,
enthaltend

Geheimwissenschaften, Folk Lore u. A.:

Alchemie, Rosenkreuzer, Bergbau, Chiromantie, Prognostiken, Wunder u. Zeichen, Geister, Gespenster, Himmel u. Hölle, Tod u. Teufel, Magie, Medicina curiosa, Astrologie, Cometen, Judaica, Antisemitica, Hexerei, Zauberei, Tortur, Inquisition, Naturereignisse, Curiosa, Sprichwörter, Stenographie, Frauen, Ehe, Gastronomie, Tabak, Spiele, Leibesübungen, Fechtkunst, Duell, Jagd, Sport, Post, Eisenbahn, Aeronautik, Handel, Gewerbe, Haus- u. Landwirtschaft, Volksbücher, Ritterromane, Hoffeste, Turniere, Tanz u. s. w. u. s. w.

Einzelne Teile dieses in fünf Heften erschienenen Kataloges sind gratis zu haben und wollen Interessenten ihre diesbezüglichen Wünsche bekanntgeben.

Der vollständige Katalog (48 Seiten Titel und Register, 680 Seiten Text und 1 Blatt Inhaltsangabe) dagegen, nahezu 9000 Nrn. enthaltend, in engl. Leinwand gebunden, steht zum Preise von M. 6.— zu Diensten.

München, 10 Karlstrasse 10. **Jacques Rosenthal,** Buch- und Kunst-Antiquariat.

☞ Bitte gütigst genau zu adressieren. (5323)c

Kostbare **alte** Bücher und Stiche
kauft fortwährend (5324)
Ludwig Rosenthals Antiquariat,
München, Hildegardstrasse 16.

An unsere Leser!

Wünsche aus unserem Leserkreise haben uns veranlaßt:

Einband-Decken

für die

Beilage zur Allgemeinen Zeitung

in solider Lederimitation mit Leinwandrücken und Golddruck:

Wissenschaftliche Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1903
I. (II., III., IV. Quartal)

herstellen zu lassen.

Feine elegante Ausstattung
Eine sehr solide Arbeit
Ein besonders billiger Preis.

Diese drei Eigenschaften werden unsere **Quartalbanddecken sehr rasch**
beliebt und unentbehrlich
machen.

Die wissenschaftliche Beilage in unseren **Quartalbänden** mit Inhaltsverzeichnis gesammelt und gebunden, wird unseren Freunden und Lesern als **Ganzes** bedeutend wertvoller sein und eine Zierde für jede Bibliothek und jeden Büchertisch bilden.

Dabei kommen ganz geringe Anschaffungskosten in Betracht.

Die Einbanddecken liefern wir für I., II., III. und IV. Quartal 1903

vier Einband-Decken

zum Gesamtpreis von **M. 3.50**, einzelne Exemplare **M. 1.—**

Frühere Jahrgänge werden prompt nachgeliefert.

Das Porto beträgt
für 1 Decke . . . 20 f.
„ 2 Decken . . . 30 „
„ mehr als 2 Decken 50 „

Bestellungen nimmt **jede Buchhandlung**, wie auch die Geschäftsstelle der Allgemeinen Zeitung, München, entgegen.
Bestellungen werden umgehend erbeten.

Verlag der Allgemeinen Zeitung München.

Jahrgang 1904. München, Montag, 11. Januar. Nummer 7.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.
Die Aeschylos-Revolte in Athen. Von Karl Krumbacher.
The U. St. Bureau of Fisheries. Von Dr. Adolf Reichard.

II. Bücher und Zeitschriften.
August Miřička: Die Formen der Strafschuld.

III. Allgemeine Rundschau.
Eine Buchtitelausstellung. — Ueber die Funkentelegraphie. — Vom Asbest. — Kleine Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Die Aeschylos-Revolte in Athen.

Von Karl Krumbacher.

Im November des Jahres 1901 kam es in den Straßen der griechischen Hauptstadt zu blutigen Kämpfen, weil ein in England lebender Grieche das Matthäus-Evangelium in die heutige Volkssprache übersetzte. Im November des eben verflossenen Jahres hat eine andere Uebersetzung ähnliche Unruhen hervorgerufen und es ist vielleicht nur einem glücklichen Zufall zu verdanken, daß sie weniger blutig verliefen als vor zwei Jahren. Diesmal ist es ein Werk der alten heidnischen Literatur, dessen Modernisierung die Gemüter der studierenden Jugend und die Redaktionen der zahlreichen Tagesblätter in Aufregung versetzt hat. Das neugegründete königliche Theater in Athen wollte, nachdem schon verschiedene ausländische Werke in neugriechischer Uebersetzung aufgeführt worden waren, endlich auch einheimische Meisterwerke auf die Bretter bringen. Da Neugriechenland an bühnenfähigen dramatischen Erzeugnissen äußersten Mangel leidet, so griff man zur alten Literatur. Eine willkommene Vorarbeit bot die Aufführung der Orestie des Aeschylos in der Bearbeitung von U. v. Wilamowitz-Moellendorff, die vor einigen Jahren das Wiener Burgtheater veranstaltet hatte. Die Szenerien und Kostüme wurden von Wien übernommen und leisteten gute Dienste. Nur wurden von strengen Archäologen einige Anachronismen aufgedeckt und auch hervorgehoben, daß die Schauspieler nicht verstanden, die alten Kostüme richtig anzuziehen. Das Spiel war nach den Zeitungsberichten ziemlich gering; nur die Darstellerin der Kassandra, Fräulein Stephanu, erhob sich über das Mittelmaß. Doch das sind Mängel, die das Wesen der Sache nicht berühren und die sich gewiß bessern werden, sobald die Griechen im Bühnenwesen mehr Erfahrung haben und mehr Gelegenheit zur Ausbildung tüchtiger Schauspieler geboten sein wird. Recht gelungen war die Einführung der Orestie durch eine schöne und gedankenreiche von K. Palamas verfaßte Ode an Aeschylos.

Wenn das kühne Unternehmen einer Aufführung der Orestie vorerst gescheitert ist, so lag das weder an den Schauspielern noch an den szenischen Einrichtungen, sondern an der Sprache der Uebersetzung. Die Theaterdirektion hatte die Uebertragung der Orestie dem Archäologen Sotiriadis, die der ebenfalls zur Aufführung bestimmten Antigone des Sophokles dem Schriftsteller Christomanos anvertraut. Sotiriadis erhielt den Auftrag, eine zwar einfache und leichtverständliche Diktion, nicht aber jene rein volksmäßige Sprache zu gebrauchen, wie sie von Psichari empfohlen wird. Mit diesem Programm ist in der Tat der allgemeine Charakter der in seiner Uebersetzung gebrauchten Sprachform bezeichnet.

Sotiriadis ging von der richtigen Idee aus, daß eine Dichtung unmöglich mit Aussicht auf Erfolg in die halbtote, steifleinene, zum größten Teil aus alten Formen und festgeprägten Formeln zusammengesetzte und daher viel zu spröde sogen. „Reinsprache“ (Katharévusa) übersetzt werden kann; aber auch die von den radikalen Vulgaristen in die Literatur eingeführte Sprachform, in der alle gelehrten Elemente mit blinder Konsequenz verpönt werden, hielt er bei dem gegenwärtigen Zustande der Sprache und Literatur für ungeeignet. Das passende Ausdrucksmittel schien ihm jenes eigentümliche, im großen und ganzen auf den Tatsachen der lebenden Sprache beruhende, aber doch durch gelehrte Formen und namentlich durch alte Wörter vielfach bereicherte Mischidiom, das heute in den Städten von den gebildeten Griechen gesprochen wird, die Sprache des Salons und der höheren Gesellschaft. Nur sie, nicht die übliche „Katharévusa“, besitzt das pulsierende Leben und die Bildsamkeit, die für den poetischen Ausdruck unerläßlich sind, und nur sie wird von weiteren Kreisen wirklich verstanden. So ungefähr lautet das sprachliche Glaubensbekenntnis, das Sotiriadis in der Zeitung Kairoi dargelegt hat.

Seine Grundsätze fanden aber nicht den Beifall des Publikums. Viele Hörer nahmen an einzelnen nach ihrer Empfindung zu derben Wörtern und Wendungen Anstoß; man sprach von Befleckung der edelsten Güter der Nation; wie einst Aeschylos von den Athenern wegen angeblicher Entweihung der Mysterien verfolgt wurde, so ward jetzt sein harmloser Uebersetzer der Profanierung des Heiligtums der klassischen Kunst angeklagt. Die hier, wie im neugriechischen Sprachkampf überhaupt, zutage tretende romantische Versenkung in die glorreiche Vergangenheit und die nervöse Empfindlichkeit in allem, was auf sie Bezug hat, ist ja wohl verständlich und an sich lobenswert. Aber man vergißt, daß diese Pietät durch die volle Anerkennung der modernen Sprache und Kultur nicht geschädigt wird, im Gegenteil: je reicher und origineller sich im Neuen Griechenland Sprache, Literatur und Kunst ausgestalten, um so besser werden die Griechen auch ihr Altertum verstehen und würdigen lernen, und nur auf der Basis einer allseitig entwickelten neuen Kultur wird den Griechen die ruhmvolle Vergangenheit eine Leuchte für die Zukunft werden können. Wenn man, wie so oft geschieht, die literarische Ausbildung der historisch gewordenen Volkssprache und das mit ihr verbundene Volksleben zu unterdrücken sucht, so erweist man der Nation den allerschlechtesten Dienst. Von solchen Erwägungen aber wollen die meisten nichts wissen. So fand denn die einmal begonnene Agitation gegen die Uebersetzung reichen Anhang und drohte zu einer Haupt- und Staatsaktion anzuwachsen.

Schließlich geschah das Unglaubliche: der Professor der klassischen Philologie G. Mistriotis, unvorteilhaft bekannt durch eine sachlich ganz unselbständige, in der Form von allen Musen verlassene Geschichte der griechischen Literatur, stellte sich an die Spitze der Bewegung und hielt einen

öffentlichen Vortrag, in dem er die Uebersetzung in der gehässigsten Weise verdammte und förmlich zum Kreuzzug gegen die Modernisierung der alten Dramen und gegen die „Verrohung" der Sprache überhaupt predigte. Seine Argumente bestanden aus den alten, immer wiederholten Phrasen: die Uebersetzer seien „Verräter Griechenlands"; sie mischen in ihre Sprache venezianische und türkische Wörter; sie suchen durch den Gebrauch eines gemeinen Jargons ihre Ignoranz zu verbergen; sie arbeiten an der Knechtung der Nation; denn die „Reinsprache" stärke das Nationalbewußtsein, die Volkssprache dagegen verrohe das Volk und mache es reif für die Unterjochung durch den ersten besten Eroberer; die Sprachreformer müßten im Irrenhaus aufgehoben werden (stürmischer Beifall); sie untergraben die Grundfesten des Parthenons der Literatur, wie sie es früher auch mit dem Evangelium versuchten; wie damals das ganze Volk sich erhob, um die Gefahr abzuwehren, so müsse das auch jetzt geschehen; vor allem aber müsse die Staatsregierung Maßregeln ergreifen, auf daß nicht in einem Theater und gar in einem königlichen Theater das unharmonische Kauderwelsch der Uebersetzer erklingen dürfe — eine unverblümte Apostrophe an den Polizeistock, in einem Lande, in dem mehr als irgendwo von der „geistigen Freiheit" gesprochen wird!

Zur praktischen Lösung der Frage machte Mistriotis den Vorschlag, man solle die alten Dramen im Originaltext aufführen und jedem Zuschauer eine gedruckte neugriechische Uebersetzung, also eine Art Eselsbrücke, in die Hand geben. Aber selbst wenn es durch drakonische Strenge und mühseligste Arbeit gelänge, den Schauspielern einen metrisch und syntaktisch richtigen Vortrag der Verse beizubringen, so wäre damit nichts gewonnen; denn die neugriechischen Lautverhältnisse widerstreben vollständig der alten Metrik, die auf der seit anderthalb Jahrtausenden geschwundenen Quantität beruht. Schon an den tiefgreifenden Unterschieden der alten und neuen Phonetik, die nach der Aufklärung von Chatzidakis heute wohl auch in Griechenland nicht mehr ernstlich bestritten werden, muß jeder Versuch, die alten Dramen in Griechenland in der Ursprache aufzuführen, kläglich scheitern. Nicht zu reden davon, daß alle Zuhörer, die keine gründliche philologische Schulung durchgemacht haben, also vielleicht 99 Prozent, auch die Sprache des Originals trotz der Eselsbrücke nicht verstehen würden. Noch weiter ging der griechische Kultusminister, der sogar die Eselsbrücke für eine gefährliche Konzession hielt und erklärte, die alten Dramen dürfen nur im Original aufgeführt werden: wenn das Publikum auch die Worte nicht verstehe, so genüge es schon, wenn es die Aufführungen wenigstens sehe!

Um die seltsame Aufbauschung einer rein sprachlich-literarischen Frage zu verstehen, muß man allerdings noch wissen, daß der Uebersetzungsstreit sofort mit den politischen Parteikämpfen verquickt wurde. Es ist bezeichnend, daß unter den Teilnehmern der von Mistriotis veranstalteten Versammlung auch der „böse Dämon von Griechenland", der uralte, aber immer noch nach einem Portefeuille begierige Delijannis, und andere Politiker erschienen. Es wäre zu hübsch gewesen, wenn durch das Anwachsen der Bewegung die Regierung kompromittiert und zum Rücktritt gezwungen worden wäre. Hatte die Evangelien-Uebersetzung ein Ministerium zum Falle gebracht, warum sollte dem Aeschylos eine solche Kraftleistung versagt sein? Eines kleinen Erfolges konnten sich die Fischer im Trüben und die Scharfmacher, die sich der kleinen Affäre mit Eifer bemächtigten, doch noch rühmen. Es gab einen Zusammenstoß von Studierenden mit der Polizei, wobei es nicht ohne Revolverschüsse und Verwundungen abging. Ein Student erklärte, die Studentenschaft sei auch diesmal bereit, ihre Brust dem frevelhaften Treiben der Vulgaristen entgegenzustemmen. Was angesichts der numerischen Verhältnisse der zwei Parteien ungefähr klingt, wie wenn man sagte, das tapfere Regiment werde sich mit dem Mute der Verzweiflung einem vollen Dutzend Aufrührer entgegenwerfen. Weitere Folgen hatte der kleine Putsch nicht. Die Stadt blieb ruhig und das Ministerium vorerst auf seinem Posten.

Immerhin hielten die Universitätsbehörden es für nötig, die irregeleitete Jugend aufzuklären und zu beruhigen. Der Rektor richtete an die Studenten eine ernste Mahnung, das heilsame Werk der Uebersetzungen nicht zu stören. Freilich enthält die akademische Encyklika eine merkwürdige Konzession an den alle Geistesfreiheit bedrohenden Terrorismus der übelberatenen Musensöhne, nämlich den Satz: „Solange die alte Sprache nicht Gemeinbesitz des Volkes geworden ist, hat niemand das Recht, den Griechen die Möglichkeit zu benehmen, die Meisterwerke der alten Dichtung in einer Uebersetzung (die natürlich die Schönheit der Originale niemals zu ersetzen vermag) zu genießen." Daß die alte Sprache und gar die des Aeschylos niemals Gemeinbesitz werden kann, auch nicht wenn alle Griechen — wovor ein gütiges Geschick das arme Land behüte — ein humanistisches Gymnasium absolvierten, ist so völlig sicher, daß man solche Phantome lieber aus dem Spiele lassen sollte. Warum hat man nicht statt dessen den Vorschlag gemacht, alle Söhne der Alma mater, die sich an der wüsten Hetze gegen die Aufführung beteiligten, so lange mit Stubenarrest zu belegen, bis jeder ein paar hundert Verse des Aeschylos fehlerlos ins Neugriechische übersetzt habe?

An die Professoren richtete das Rektorat die Bitte, in ihren Vorlesungen die Hörer zu ermahnen, sich nicht in Fragen einzumischen, die nicht in die Kompetenz der Universität gehören. Schon vor dieser Aufforderung hatte der bekannte Herausgeber des vorzüglichen Werkes über die neugriechischen Sprichwörter, Professor N. Politis, seine Zuhörer auf die Verwerflichkeit der Opposition gegen die Uebersetzung hingewiesen und betont, daß nur durch Aufführungen in neugriechischer Sprache die Schönheit und Erhabenheit der unsterblichen Werke des Altertums dem heutigen Geschlechte wahrhaft vermittelt werden könne.

In einem Teil der Presse wurde freilich die wüste Agitation, die sich vornehmlich gegen Sotiriadis richtete, noch längere Zeit fröhlich fortgesetzt. Die beliebte Verdächtigung, die Anhänger der volksmäßigen Ausdrucksweise seien nur deshalb gegen die „Reinsprache" so eingenommen, weil sie zu unwissend seien, um sie korrekt zu schreiben, mußte hier versagen; die außerordentliche wissenschaftliche Tüchtigkeit des Uebersetzers ist ja allgemein anerkannt. Sotiriadis ist vor fünfzehn Jahren in München auf Grund einer turmhoch über das übliche Maß erhabenen Abhandlung über den Historiker Johannes von Antiochia mit der ersten Note zum Doktor promoviert worden. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie unser unvergeßlicher Heinrich Brunn nach dem Rigorosum mit strahlender Miene zu mir sagte: „Das war einmal ein Examinand, an dem man seine helle Freude haben konnte!" In Griechenland hat Sotiriadis sowohl als Leiter von Ausgrabungen wie durch gelehrte Publikationen seine gründliche wissenschaftliche Ausbildung verwertet. Aber auch in praktischer Hinsicht ist er wie wenige andere zu einem vollgültigen Urteil über die Sprachfrage berufen. Denn er hat zuerst mehrere Jahre als Dozent an einem Lehrerseminar, später, nach Beendigung seiner Studien in Deutschland, als Professor und Direktor des Gymnasiums in Janina (Epirus) die reichste Gelegenheit gehabt, die durch den mumienhaften Charakter der Buchsprache bedingte heillose Misere des Unterrichtswesens zu studieren, und ist nicht zum wenigsten gerade durch die Erfahrungen, die er als Lehrer gesammelt hat, zu der festen Ueberzeugung gekommen, daß das Heil und die Zukunft Griechenlands von einer gesunden Sprachreform abhänge. Uebrigens hat Sotiriadis die mannigfaltigen Erfahrungen seiner „Lehrjahre" auch in zahlreichen teils deutsch in verschiedenen Sammelwerken, teils griechisch publizierten Schriften nutzbar gemacht. Die wissenschaftliche Kompetenz eines solchen Mannes konnte niemand anzweifeln. So richteten denn die meist anonymen Mitarbeiter der feindlichen Zeitungen ihre vergifteten Pfeile auf andere Punkte.

Was mußte in dieser ganzen Zeit der arme Sotiriadis, zum Ueberfluß von bösem Fieber geplagt, das er sich bei seinen Ausgrabungen in Aetolien zugezogen hat, über sich ergehen lassen! Er habe in Janina das Türkische in den Lehrplan des Gymnasiums eingeführt! Als ob darüber

nicht vielmehr die türkische Regierung entscheide und als ob nicht auch in anderen griechischen Schulen der Türkei, sogar im Stolze aller Griechen, der „großen Schule der Nation" in Konstantinopel, das Türkische gelehrt würde und als ob die Kenntnis dieser Sprache nicht für die Griechen von größter Wichtigkeit wäre! Man entdeckte, daß Sotiriadis mit einer Russin verheiratet war, und schloß daraus, daß er im russischen Solde arbeite, ähnlich wie bei der Evangelienrevolte die Infamie verbreitet wurde, die Königin habe durch die Veranlassung einer Uebersetzung des Evangeliums im politischen Interesse ihrer Heimat beweisen wollen, daß die Griechen ihre eigene Sprache nicht mehr verstehen. Man rechnete es Sotiriadis sogar zum Vorwurf an, daß er meine Geschichte der byzantinischen Literatur und den ihr beigegebenen Abriß der byzantinischen Geschichte von Gelzer übersetzt hat, an dessen Schluß die Ansicht geäußert wird, daß Konstantinopel einst den Russen zufallen werde. Auch gegen mich wurde die niedliche Sykophantie losgelassen, meine Stellung in der Sprachfrage sei durch die Beredsamkeit klingender Rubel bestimmt worden, und schließlich wurden Sotiriadis, Gelzer und Krumbacher als ein Kleeblatt heimtückischer Verschwörer in Acht und Bann erklärt. Ich erzähle diese beschämenden Nichtigkeiten nur, um zu zeigen, mit welch eigenartigen Hindernissen die Sprachreform und besonders die Uebersetzertätigkeit in Griechenland gegenwärtig noch zu kämpfen hat. Wenn übrigens Rußland wirklich so viele überflüssige Rubel besäße, um sich in seinem politischen Interesse in die neugriechischen Sprachwirren einzumischen, so müßte es fürwahr nicht die Reformpartei, sondern die hartnäckigen Verteidiger der Mumiensprache bestechen; denn sie sind es, wie ich früher gezeigt habe, die den geistigen, materiellen und politischen Aufschwung des Volkes hemmen. Mit feiner Ironie bemerkt Karkawitsas, der im Reformblatt Numas die Rubelaffäre behandelt, für die echte Abstammung der Neugriechen von den alten Hellenen spreche nun auch die Gleichheit ihrer Fehler; wie man im Altertum den Gegner durch das furchtbare **Μηδίζει** oder **Φιλιππίζει** vernichtete, so ertöne jetzt der anklagende Ruf: Ῥωσσίζει!

Je abstoßender solche Verdächtigungen und Verhetzungen wirken, um so erfreulicher sind einzelne maßvolle Beurteilungen von gegnerischer Seite. P. Nirvana (Apostolides) charakterisierte in der Zeitung Asty die Uebersetzung von Sotiriadis als ein Mosaik, dem die rechte Einheitlichkeit und die ausgleichende Kraft feinerer Empfindung fehle. Er habe in der Not des Augenblicks fremdartige Elemente zusammengeschweißt und manche allzu abgegriffene und sogar journalistische Wendungen nicht sorgfältig genug gemieden und dadurch den erhabenen Ton des Dichters mehrfach beeinträchtigt. Er warnt aber ausdrücklich davor, aus den Uebersetzungen von Sotiriadis und Christomanos irgendwelche allgemeine Schlüsse zu ziehen, und gibt der festen Ueberzeugung Ausdruck, daß einmal die erleuchteten Uebersetzer kommen werden, die dem neugriechischen Ausdruck wahres Leben, Schönheit und Vornehmheit einhauchen und ihn auf die Höhe der alten Tragödie erheben werden. Und vielleicht, schließt er, werden unter diesen Uebersetzern dieselben sein, deren gegenwärtige Versuche so sehr mißlungen sind.

Inwieweit dieser strenge aber vornehme Kritiker recht hat, kann ich nicht untersuchen. Dazu gebricht es an der nötigen Grundlage; denn beide Uebersetzungen sind noch ungedruckt; von der der Antigone habe ich keinerlei Proben, von der der Orestie nur ein kleines Fragment, das kein abschließendes Urteil gestattet. Wenn ich mithin auch fest überzeugt bin, daß Sotiriadis sowohl die nötige philologische Schulung wie auch das historische Verständnis für seine Aufgabe mitgebracht hat, so kann ich mich doch nicht über die Hauptfrage äußern, ob der Geist des Dichters wahrhaft über ihn gekommen ist. Uebrigens könnte eine für den Leser verständliche und kontrollierbare Prüfung der Uebersetzung nur in einem Fachorgan durch Gegenüberstellung und Kritik reichlicher Textproben durchgeführt werden. Nur einen Punkt will ich hervorheben. Soweit ich aus der kleinen mir zugänglichen Probe urteilen kann, hat Sotiriadis doch in höherem Grade, als die Kritik von Nirvana erwarten läßt, aus dem Rohmaterial der natürlichen Sprache neue Münzen für den poetischen Ausdruck geprägt und auf solche Weise manche schwierige Wendung des Aeschylos in echtes Neugriechisch umgegossen. Gerade solche Neuerungen aber hat man ihm in der Zeitungspolemik vielfach vorgeworfen. Man griff einzelne kühn gebildete Ausdrücke heraus und fragte: Wer spricht so in Athen? Dabei wird völlig übersehen, daß eine der schönsten Aufgaben des Schriftstellers ist, aus dem gegebenen Sprachstoff neue Formen zu schaffen und daß die größten Schriftsteller aller Nationen gerade durch dieses stete Neuproduzieren sprachlicher Mittel ihre schönsten Triumphe gefeiert haben. Oder glauben jene naiven Kritiker etwa, daß die zahllosen unvergleichlichen Ausdrücke, Wortkombinationen und Bilder in Goethes Faust, die unser ganzes geistiges Leben erfrischen und befruchten, schon vor diesem unerschrockensten Sprachbildner, etwa im Munde der Frankfurter Philister, gang und gäbe gewesen seien?

In der Tat kommt es gegenwärtig nicht darauf an, ob nun ein einzelner Ausdruck mehr oder weniger gelungen ist und ob die ganze Uebersetzung mehr oder weniger dem Ideal nahekommt, sondern darauf, daß überhaupt übersetzt wird und daß die segensvolle Arbeit der Uebersetzer nicht durch das wüste Kriegsgeheul einer verblendeten Masse gestört werde. Wir Deutsche wissen aus der an Niederlagen so reichen Geschichte unserer eigenen Uebersetzungsliteratur am besten, daß solche Werke in der Regel nicht auf den ersten Wurf gelingen und daß oft zahlreiche tastende Versuche vorausgehen müssen, bis endlich etwas Gutes zustande kommt. Und wie gering ist auch heute noch bei uns die Zahl wahrhaft mustergültiger Uebersetzungen fremder Dichtungen! Noch viel weniger kann in Griechenland das hohe Ziel auf den ersten Ansturm erreicht werden. Denn der griechische Uebersetzer hat in ganz anderer Weise als etwa der deutsche oder englische, für den „seine Sprache dichtet und denkt", mit dem sprachlichen Werkzeuge zu ringen. Die chaotische Verwirrung, an der die mannigfaltigen Formen der heutigen griechischen Schriftsprache und nachgerade auch schon bis zu einem gewissen Grade die höhere Umgangssprache kranken, stellt an die Sprachkenntnis und die Findigkeit, das Feingefühl und die Kühnheit des Uebersetzers Forderungen, von deren Kompliziertheit sich der fremdländische Literat keine Vorstellung machen kann. Der Grieche hat sich nicht bloß mit der Sprache des Originals, sondern auch noch mit seiner in toten Formen erstarrenden „Reinsprache" abzufinden, ehe er zum lauteren Golde einer poetischen, klaren und lebensvollen Ausdrucksweise vordringt.

Mehr noch als Sophokles und wohl die meisten übrigen alten Autoren muß gerade Aeschylos dem Uebersetzer zu schaffen machen, und vielleicht ist es beim gegenwärtigen Zustande der neugriechischen Schriftsprache noch gar nicht möglich, für sein hoch über der Rede des Alltags hinstürmendes Pathos, für die Großartigkeit seiner Bilder und für seine fatale Ueberschwänglichkeit immer eine äquivalente Form zu finden. Ein so schweres Werk wird vermutlich nur Hand in Hand mit der allgemeinen literarischen Ausbildung des Neugriechischen gefördert werden können.

Das Verdienst an dieser Förderung gebührt den Männern, die den Mut besitzen, die besten alten Werke schon jetzt in das moderne Idiom zu übertragen, und allen, die in irgend einer Weise das Unternehmen erleichtern, vornehmlich den Schriftstellern, die in Theorie oder Praxis gegen den äußerlichen Grammatizismus ankämpfen, und der Leitung des königlichen Theaters, die unbekümmert um den kurzsichtigen Widerstand der Verächter neugriechischer Rede und Sitte eine ihrer ersten Aufgaben in der Vermittlung der alten Dramatik erblickt.

Daß innerhalb der schon recht stattlichen Reihe begabter Kräfte, die über die Notwendigkeit einer Sprachreform einig sind, vorerst noch große Meinungsverschiedenheiten über das *Wie* der Reform bestehen, darf nicht beunruhigen. Auch nach dem gelobten Lande der neugriechischen Zukunftssprache führen verschiedene Wege, und

wenn auch jetzt die Reformparteien noch getrennt marschieren, so werden sie sich doch allmählich nähern und dereinst vereint die Mumiensprache und den falschen Klassizismus aus dem Felde schlagen. Vermutlich wird der Sieg ganz langsam und fast unbemerkt errungen werden, etwa ähnlich, wie es in den letzten Jahrzehnten auf dem Gebiete der Malerei geschehen ist: Trotz aller Proteste der farblosen Romantiker und Klassizisten haben die verschiedenen Spielarten des pleinairistischen Naturalismus die Herrschaft errungen und sie triumphieren heute in den staatlich privilegierten Ausstellungen der „Alten“ nicht minder als in den im Grunde zwecklos gewordenen Ausstellungen der verschiedenen Sezessionsgruppen. Einzelne mächtige Personen und Behörden strafpredigen zwar noch gegen die „moderne Richtung“ und suchen sie, in übler Verkennung der Lebensbedingungen jeder Kunst, durch allerlei Gewaltmittel niederzuhalten; aber in Wahrheit ist der Kampf längst zu Gunsten des „modernen“ Prinzips entschieden. Ein analoger Prozeß wird sich, wenn nicht alle Zeichen trügen, in den nächsten Jahrzehnten auf dem Gebiete der neugriechischen Schriftsprache vollziehen. Die intransigenten Klassizisten werden sich in die Winkel der Fachliteratur zurückziehen, andere werden dem Leben mehr und mehr Konzessionen machen, junge Talente werden, frei von dem früher alles lähmenden Schuldespotismus, eigenartig emporblühen und so wird allmählich das Kolorit der Schriftsprache dem der natürlichen Rede sehr ähnlich werden; die Grundlage einer originalen neugriechischen Literatur wird geschaffen sein.

So betrübend auch die leidenschaftliche Hetzjagd, die Aeschylos im neugriechischen Gewande entfesselt hat, für den Zuschauer sein mag, und so niederdrückend für den Verfasser der Undank ist, mit dem sein mühevolles Werk belohnt wurde, so dürfen die Freunde der Reform sich doch auch durch diese neueste Ueberraschung nicht entmutigen lassen. Ohne Bewegung ist kein Leben und ohne Streit kein Fortschritt möglich. Die Reformpartei wird noch viele ähnliche und vielleicht noch größere Kämpfe durchzufechten haben. Möchte nur der Streit in Zukunft mehr als bis jetzt durch die griechische Tugend der Sophrosyne bestimmt und möchte in Zukunft nur noch Tinte, kein Blut mehr um der Sprache willen vergossen werden! Der ruhigen Betrachtung nachfolgender Geschlechter werden dann die Aeschylos-Unruhen der zwei vergangenen Monate ähnlich wie die Evangelienrevolte nur als förderliche Episoden in der mächtigen geistigen Bewegung erscheinen, welche die Befreiung vom lähmenden Zwange einer toten Grammatik und das Emporringen zu einer wahrhaft lebenskräftigen, literaturfähigen Sprachform bedeutet. Jeder aufrichtige Freund des Griechenvolkes muß aus tiefster Seele wünschen, daß diese Bewegung immer mehr Anhänger gewinne und ihr Ziel immer allgemeiner als die größte Kulturaufgabe betrachtet werde, die dem Geschlechte der heutigen Hellenen zu lösen obliegt. Mit ihrer glücklichen Lösung ist Wohl und Wehe des Griechentums für alle Zukunft eng verknüpft. Glück auf![1])

[1]) Inzwischen ist in der Angelegenheit eine erfreuliche Wendung zum Bessern eingetreten. Wie man dem B. T. aus Athen schreibt, wurde dem König eine mit über tausend Unterschriften von Gelehrten, Kaufleuten und Industriellen versehene Petition überreicht, daß die Orestie wieder auf den Spielplan des königlichen Theaters gesetzt werde, damit das griechische Volk die Meisterwerke seiner Klassiker wenigstens in neugriechischer Uebertragung kennen lerne.

The U. St. Bureau of Fisheries.

Welche Bedeutung man in den Vereinigten Staaten der Fischerei beimißt, und mit welcher Aufmerksamkeit man von seiten der Regierung in den letzten Jahrzehnten das Gedeihen dieses Erwerbszweiges verfolgt, der ein gutes Teil der täglichen Nahrung für die Bewohner des großen Kontinents liefert und der Hunderttausenden von Händen Beschäftigung bietet, das zeigte sich in der Einführung der „Commission of Fish and Fisheries“ als einer gesonderten Abteilung der Staatsverwaltung. (Seit dem 1. Juli d. J. ist die „Commission of Fish and Fisheries“ allerdings dem neugegründeten „Department of Commerce and Labor“ unter dem Namen „Bureau of Fisheries“ einverleibt worden.)

Mit dem ursprünglichen Zwecke, Untersuchungen über die Verminderung des Erträgnisses des Fischfangs an der Südküste von Neu-England anzustellen, hat sich im Laufe der Jahre das Arbeitsgebiet der „Fishcommission“, wie sie kurz genannt wird, immer mehr erweitert und ihre Bestrebungen verallgemeinert und damit hat sich auch ihr Geschäftsbetrieb zu einem außerordentlich regen und für Praktiker und Wissenschaftler gleich wertvollen und interessanten entwickelt.

Das Haupt der „Fishcommission“ ist der vom Senat ernannte Commissioner, der dem „Secretary of Commerce and Labor“ untersteht, und der seinen Sitz in Washington hat. Dem Commissioner steht neben den Beamten der Administrationsverwaltung ein stattlicher Stab von Gelehrten, Zoologen, Botanikern, Physiologen, Chemikern, Meteorologen, und neben den Männern der Wissenschaft auch von Praktikern, Kennern der verschiedensten Fangapparate, der bewährtesten Verwertungsmethoden und von Fischzüchtern zur Seite. Die Fischkommission ist nach den zu beobachtenden Gesichtspunkten eingeteilt, die sich mit den einzelnen Zweigen des Betriebs befassen. Es sind dies:

1. die Sektion zur Untersuchung von Nutzfischen und Fischgründen,
2. die Sektion für Fischereibetrieb und Statistik,
3. die Sektion für Fischzucht.

Jede dieser drei Sektionen hat ihren eigenen Vorsteher und ihr eigenes Personal.

*

Die Sektion für Untersuchung von Nutzfischen und Fischgründen läßt in erster Linie das Feld offen für den Wissenschaftler. Ihm liegt ob das Studium der Fische und anderer Gegenstände der Fischindustrie, wie Krebse, Muscheln, Schwämme, einschließlich ihrer Entwicklungs- und Lebensgeschichte, ihrer Nahrung, Wachstumsbedingungen, Krankheiten u. s. w.; ferner müssen Untersuchungen angestellt werden über die physikalischen und chemischen Verhältnisse des Meeres, der Flüsse und der Seen, in denen sich das Leben der Fische abspielt, dann muß aber auch die Biologie aller anderen Wassertiere und Pflanzen zur Klarlegung der Lebensbedingungen der Fische untersucht werden, und es muß Rücksicht genommen werden auf den Einfluß äußerer physikalischer Einwirkungen, als Stürme, Strömungen, Aenderungen im Salzgehalt des Wassers, Temperaturwechsel u. s. w. So gibt es eine Menge von Einzelheiten zu beobachten, die jede von großer Bedeutung für den Fischbestand eines Gewässers sein können.

Der größte Teil dieser wissenschaftlichen Untersuchungen wird in den biologischen Stationen zu Woods Holl, Massachusetts, und Beaufort, North Carolina, ausgeführt. Zoologen und Botaniker aus allen Teilen des Landes versammeln sich hier während des Sommers, um freiwillig einen Teil der Arbeit zu übernehmen, als Entgelt die Gelegenheit benützend, in einem gut eingerichteten Laboratorium an der Meeresküste ihren Studien obliegen zu können.

Es sei an dieser Stelle einiges über die beiden Marinestationen der „Fishcommission“ gesagt. — Noch ehe man an die Errichtung eines ständigen Laboratoriums dachte, gingen die ersten Untersuchungen von dem kleinen Orte Woods Holl an der Küste von Massachusetts aus, und als sich endlich im Jahre 1881 die Mittel für einen Laboratoriumsbau fanden, da wurde von allen in Betracht kommenden Plätzen Woods Holl als der für eine zu errichtende Station geeignetste erachtet. Die Station, wie sie sich in ihrer heutigen Gestalt präsentiert, besteht aus einem Komplex von fünf Gebäuden; das Haupthaus, ein freundlicher, dreistöckiger Holzbau, enthält das große Laborato-

rium, die Aquarien und eine Fischbrutanstalt; die Nebenbauten umfassen ein Wohnhaus für die in der Anstalt arbeitenden Gelehrten, ein Vorratshaus für Fischereigeräte, Gläser und Konservierungsflüssigkeiten, einen Wasserturm und einen Kohlenschuppen. Das eigentliche biologische Laboratorium ist ein großer, luftiger Raum im mittleren Stockwerke des Hauptgebäudes; auf denselben Flur liegen außerdem noch einige kleinere Arbeitsräume. Das physikalische Laboratorium, eine Dunkelkammer, mehrere kleine Arbeitszimmer, sowie Reserveschlafräume für den Fall, daß das Wohnhaus besetzt sei, liegen im obersten Stockwerk. Das Erdgeschoß enthält die Fischbrutanstalt und Aquarien. Das Ganze ist mit allen Finessen ausgestattet; elektrisches Licht, sowie Krahnen für Süß- und Seewasser sind an jedem Arbeitsplatze angebracht; Apparate und Reagentien sind im Ueberfluß vorhanden, und Aquarien mit beständig zufließendem Seewasser stehen in Hülle und Fülle zur Verfügung. Um das zu verarbeitende Material herbeizuschaffen und Exkursionen zu machen, dienen außer zahlreichen Ruder- und Segelbooten und kleinen Dampfschaluppen zwei größere Dampfer, **Fish Hawk** und **Grampus**, ersterer mehr für Küsten- und Flußfischereiversuche, letzterer für Untersuchungen auf der offenen See. Beide Dampfer sind speziell für diese Zwecke erbaut und mit jeglicher nötigen Ausrüstung versehen.

Die Marinestation in Beaufort besteht in ihrer jetzigen Gestalt erst seit einem Jahre; anfangs war nur in notdürftig in Laboratorien verwandelten Mietshäusern gearbeitet worden, bis sich 1901 die **Fishcommission** zu einem eigenen Bau entschloß. Seit vergangenem Jahre steht nun der Neubau, ein hübsches, mit Veranden und Galerien rings umgebenes Gebäude, mit seinem Anwesen auf einer kleinen Insel, durch einen schmalen Sund von der Stadt Beaufort getrennt. Das zweistöckige Haupthaus enthält im unteren Flur des Mittelbaues einen Saal für Sammlungen und Aquarien, ein chemisches Laboratorium mit Dunkelkammer und ein Arbeitszimmer. Den oberen Flur nimmt der große Laboratoriumsraum ein, in dem zwanzig Arbeitstische bequem Platz finden. In zwei kleinen Türmen auf dem Dache sind große Behälter angebracht, die die Aquarien mit Zulauf versorgen. Die beiden Seitenflügel des Haupthauses haben zusammen zwölf Schlaf- und Wohnzimmer für die hier arbeitenden Biologen. Zur Station gehören noch ein Bootshaus, sowie zwei kleine Holzbauten, deren einer Speisesaal und Küche, der andere Dampfmaschine und elektrische Lichtanlage enthält. An Exkursionsfahrzeugen steht außer Ruder- und Segelbooten eine kleine Dampfjacht zur Verfügung.

Wenn die Station zu Beaufort während ihres kurzen Bestehens in erster Linie sich mit rein wissenschaftlichen Fragen beschäftigt hat, haben die Arbeiten in Woods Holl schon einige recht hübsche Resultate praktischer Natur erzielt. Außer der Entdeckung mehrerer neuer und ergibiger Fischgründe, deren Aufsuchen auch zu dem Gebiete der ersten Sektion der **Fishcommission** gehört, sind besonders in der letzten Zeit die Experimente über Vermehrung von Badeschwämmen durch Stecklinge, die Aufzucht von jungen Hummern, die Verbreitung von eßbaren Muscheln und über das Mästen von Austern für Marktzwecke von Erfolg gewesen. Auf eine ältere Entdeckung möchte ich noch hinweisen, die seinerzeit viel Aufsehen erregte. Der Dampfer **Fish Hawk** fand 1879 bei Fangversuchen in größeren Tiefen nicht weit von der Küste von Massachusetts einen bis dahin vollkommen unbekannten Fisch in großen Mengen vor, der sich als vorzüglicher Tafelfisch erwies und unter dem Namen **Tile Fish**, einer Abkürzung der ihm nach seiner Entdeckung beigelegten wissenschaftlichen Benennung **Lopholatilus**, auf den Fischmärkten New-Yorks bald ein viel begehrter Artikel war. Lange sollte dieser neue Reichtum aber nicht andauern. Im März und April 1882 berichteten Schiffe, die an der Küste Neu-Englands landeten, über ungeheure Massen toter Fische, die auf der See umhertreiben sollten, und mitgebrachte Exemplare erwiesen sich als Individuen des vor wenigen Jahren aufgefundenen **Lopholatilus**. Seit dieser Zeit ist es nicht mehr möglich gewesen, auch nur ein einziges Stück dieser Fischspezies zu fangen; man hielt sie für ausgestorben. Was den plötzlichen Tod dieser Fische verursacht hat, ist nicht sicher festgestellt; sie zeigten keinerlei Verletzungen oder Krankheitserscheinungen; möglich, daß plötzliche Aenderungen in den Meeresströmungen den eiskalten Polarstrom zwangen, die von ihnen bevorzugten Stellen zu überfluten, und der momentane Temperaturwechsel ihren Tod herbeiführte.

Neuesten Berichten zufolge, die mir von Washington aus zugingen, hat sich der **Lopholatilus** wieder in größeren Scharen an der Neufundlandbank gezeigt, so daß sich die Befürchtung, er sei ausgestorben, glücklicherweise nicht bewahrheitet hat.

*

Die Sektion für Statistik und Fischereimethoden hat die Aufgabe, die von der ersten Sektion erschlossenen Fischgründe auf ihre Ergiebigkeit zu untersuchen und diesen und den schon bekannten älteren jeden erdenklichen Schutz angedeihen zu lassen. Sie beschäftigt sich mit den Untersuchungen über Fischerei-Apparate und Fangmethoden, sucht Aufschluß zu geben über ihre Anwendbarkeit in allen einzelnen Fällen und den Einfluß, den sie auf die Ergiebigkeit der Fischgründe ausüben. Sie sammelt statistische Daten über das Ergebnis der Fänge der einzelnen Fischarten. In ihrem Dienste wetteifern Nahrungsmittel-Chemiker und Männer der Praxis in der Suche nach den besten Methoden, um Fische zu trocknen, einzusalzen, in Büchsen einzumachen oder zu räuchern, Austern und andere eßbare Muscheln durch Präservierung für die Zwecke der Küche nutzbar zu machen, aus Fischabfällen und den nicht zur Nahrung verwendbaren Fischsorten Tran zu gewinnen und Dünger zu bereiten, Fischschuppen zur Fabrikation künstlicher Perlen zu verwenden u. s. w. Außerdem liegt dieser Sektion noch ob, Gesetzentwürfe zum Schutze der Fischerei vorzubereiten, Verhandlungen betreffend Fischereifragen mit fremden Staaten zu führen und die Fischereiverhältnisse anderer Länder zu studieren. — Ein kleines Beispiel möge zeigen, was diese Sektion für Statistik und Fischereimethoden unter anderem erreicht hat. Noch vor 12 Jahren lagen die Schalen der Perlmuscheln an den Ufern des Mississippi unbenutzt umher. Heute sind 60 Fabriken mit 2000 Arbeitern in den Mississippi-Staaten beschäftigt, aus den bis dahin wertlosen Muschelschalen Perlmutterknöpfe zu verfertigen. Im Jahre 1899 betrug der Wert der Ausbeute an rohen Schalen etwas über 200,000 Doll.; zu Knöpfen verarbeitet, war er auf über 800,000 Doll. gestiegen. Die 60 Fabriken hatten einen Material- und Grundwert von zusammen 225,000 Doll., und ihr Arbeitskapital betrug 150,000 Doll. — Dank den Bemühungen und der Arbeit der „Sektion für Statistik u. s. w." stehen die Vereinigten Staaten, was Fischprodukte anbetrifft, zur Zeit an der Spitze der Nationen.

*

Nun zur letzten und, was angewandte Betriebskräfte und Geldmittel anbelangt, die anderen weit überflügelnden Abteilung, der Sektion für Fischkultur. Ihre Arbeit besteht in dem Brüten und Aufzüchten von Fischen aller Art und der Aussetzung von befruchteten Eiern und Jungfischen in Meeresteile, Seen und Flüsse. Zu diesem Zwecke stehen ihr zur Zeit 35 über das ganze Land zerstreute Brutanstalten und 4 eigens erbaute Eisenbahnwagen mit den besten Einrichtungen zum Transporte von Jungfischen und Eiern zur Verfügung. Alle erdenklichen Arten von Süßwasser- und Seefischen werden in diesen Brutanstalten gezüchtet und Millionen von Fischeiern und Jungfischen gelangen jährlich aus ihnen zur Verteilung. Während des Jahres 1901/1902 belief sich die Zahl der ausgesetzten, künstlich befruchteten Eier auf 1,488,673,000 Stück. Von einjährigen Fischen wurden ausgesetzt 6,870,000 Stück.

Von seiten der Berufsfischer wird der Nutzen, den dieses Bevölkern der Gewässer mit Fischbrut bringt, mit

großem Interesse verfolgt, und die Fischfaktoreien an der pacifischen Küste, die sich besonders mit dem Fange des Salms beschäftigen, haben daraufhin zum Teil Fischbrutanstalten auf eigene Kosten errichtet, um durch Aussetzen von Jungfischen einer Ueberfischung ihrer Gewässer vorzubeugen.

*

Welch eine Fülle des Reichtums die amerikanischen Meere bieten, das zeigt die von der Fischkommission geführte Statistik; so betrug z. B. im Jahre 1888 der Wert der an den amerikanischen Küsten gefangenen Fische 34,042,285 Doll. 178,980 Mann waren mit Fischerei und ihren Nebenzweigen beschäftigt, und ein Kapital von 55,837,000 Doll. war in Booten, Netzen, Löhnen u. s. w. angelegt. 1899 war das Kapital auf 63,647,000 Doll. gestiegen; die Arbeitskräfte hatten sich auf 192,420 Mann erhöht und der Wert des Fanges betrug 31,975,216 Doll. Diese zwei Daten zeigen, wie es auch die Statistik der übrigen Jahre beweist, daß trotz vermehrter Arbeitskräfte und erhöhten Kapitals der Wert der Ausbeute des Fischereibetriebes gegen früher geringer geworden ist. Verfolgt man die Statistik der einzelnen Jahre seit 1880 etwas genauer, so sieht man ein Anwachsen des Wertergebnisses bis zum Jahre 1895; dann beginnt der Wert langsam zu sinken. Es hat dies verschiedene Ursachen. Einmal ist tatsächlich eine Verminderung in der Häufigkeit einiger hochbezahlter Nutzfische eingetreten; dann aber ist auch der Merktpreis für einige Fischsorten bedeutend gefallen, und dies mag wohl hauptsächlich die Ursache für das Sinken des Wertes sein, denn an Gewicht hat sich der jährliche Fang während der letzten 20 Jahre nicht vermindert, sondern eher etwas erhöht, jedoch nicht entsprechend dem Kapital und den Betriebskräften.

Vergleicht man die jährliche Ausbeute der einzelnen Staaten der Union, so sieht man, daß sie in einigen derselben in beständigem Steigen begriffen ist, in anderen beträchtlich hin und her schwankt, in wieder anderen stetig fällt. Werden die einzelnen Staaten zusammengefaßt, so findet man, daß sich der Wert der Ausbeute der Fischerei in den Vereinigten Staaten seit 1895 langsam vermindert, die Ausbeute an sich zwar etwas steigt, aber nicht entsprechend der Vermehrung der Arbeitskräfte und des Betriebskapitals. Ein weiteres Steigen der Ausbeute und ihres Wertes ist jedoch nicht ausgeschlossen, denn große Gebiete der Fischerei, wie z. B. die Heringsfischerei, liegen in den Vereinigten Staaten vollkommen brach und müssen erst allmählich ausgebaut werden.

Beaufort, September 1903.

Dr. Adolf Reichard.

Bücher und Zeitschriften.

Die Formen der Strafschuld. Von Dr. August Miřička. Leipzig 1903. Verlag von C. L. Hirschfeld. 223 S.

Das Buch gewährt einen guten Ueberblick über die Fülle der Probleme in der strafrechtlichen Schuldlehre. Der Verfasser will seine Schuldlehre weder auf dem Determinismus noch auf dem Indeterminismus aufbauen. Er begründet die Strafe mit ihrer motivierenden Kraft. Aber diese motivierende Kraft bildet dem Verfasser nicht den Maßstab für die Art und Höhe des Strafübels, sondern hierfür sind ihm maßgebend die Werturteile über Rechtsgüter, verbunden mit der Intensität des durch die Tat an den Tag gelegten Widerstandes des Einzelnen gegen die Rechtsordnung. Im praktischen Ergebnis deckt sich diese Forderung nicht mit den Forderungen der Zweckthorien, soweit sie von dem Vergeltungszwecke absehen, sondern mit den Prinzipien der Theorie der gerechten Vergeltung, welcher der Verfasser demnach, von seinem Ausgangspunkte abgesehen, zugezählt werden könnte. — In der Begründung seiner Thesen bewahrt sich der Verfasser seine Selbständigkeit. Bei der Frage nach der Ausscheidung und Abgrenzung der verschiedenen Schuldformen hält er die herrschende Willenstheorie für unverwertbar. Auch die Vorstellungstheorie von Frank und v. Liszt wird mit bemerkenswerten Gründen als unbrauchbar bekämpft. Das gleiche Schicksal erfährt die sogenannte Motiventheorie von M. E. Mayer. Der Verfasser teilt die Ansicht Alex. Löfflers von der Dreiteilung der Schuld in Absicht, Wissentlichkeit und Fahrlässigkeit, nimmt jedoch an der Begriffsbestimmung und Grenzziehung Löfflers verschiedentlich Verbesserungen vor. Es mag sich fragen, ob es dem Verfasser gelungen ist, seine Theorie wirklich als den allein gangbaren Weg zu erhärten, ob wirklich der Begriff der Wissentlichkeit allein bereits eine Schuld bezeichnet ohne Zuhilfenahme eines sich mit dem Wissen verbindenden Handlungswillens, ob es sich empfiehlt, die Schuldarten innerhalb der bewußten Schuld als gleich selbständige Schuldformen der unbewußten (Fahrlässigkeits-) Schuld zu koordinieren. Jedenfalls aber findet man in dem Werke des Verfassers nicht nur eine Reihe geistreicher Bemerkungen eingestreut (z. B. über die Notwendigkeit gesetzlicher Festlegung der Schuldformen, über die Merkmale der sogenannten übernormalen Gefahr), sondern die angestellten Untersuchungen bedeuten überhaupt eine Vertiefung des Schuldbegriffes sowohl wie der Erkenntnis des Wesens der verschiedenen Schuldformen. Sehr weit zieht der Verfasser die unteren Grenzen der bewußten Schuld. Es genügt ihm zur Verwerfung ihres konkreten Vorliegens noch nicht, wenn der Täter zu dem Urteile gelangte: der Erfolg werde nicht eintreten, sondern der Täter müsse die Ueberzeugung gewonnen haben, daß der Erfolg nicht eintreten könne (S. 165). Ferner läßt der Verfasser die bewußte Schuld durch einen Rechtsirrtum begrifflich nicht ausgeschlossen werden, gleichviel welche rechtlichen Merkmale dieser Irrtum betrifft (S. 129). Auch gegenüber diesen Thesen, die gewiß lebhaften Bedenken aus logischen und praktischen Gründen begegnen werden, bleibt es ein Verdienst des Verfassers, durch klare Analyse der Zweifel dem Fortschreiten der Wissenschaft die Wege geebnet zu haben.

Dr. August Köhler.

Allgemeine Rundschau.

Eine Buchtitelausstellung.

Es ist noch nicht viel über ein Jahr her, da beherbergte die zu künstlerischen und kunstgewerblichen Ausstellungen wie geschaffene König Karls-Halle im Stuttgarter Landesgewerbemuseum eine Ex libris-Sammlung, zu der die Stuttgarter Bibliotheken und Private aus ganz Deutschland ein Material zusammentrugen, das einen fesselnden Einblick in diese reizvolle Kleinkunst der Bücherfreunde gewährte. Eine Art Ergänzung zu dieser Ex libris-Ausstellung hat die Museumsleitung durch eine Buchtitelausstellung veranstaltet, die sich jedoch im Besitz eines einzigen Privaten, des Herrn Konrektors Emil Schöttle in Stuttgart, befindet. Diese Sammlung, die kaum ihresgleichen in Deutschland haben dürfte, stellt das Ergebnis eines ungemeinen und ein Menschenalter dauernden Sammelfleißes dar, womit der Besitzer auf diese speziellen Erzeugnisse des Buchgewerbes fahndete. Es ist bekannt, daß die ersten Druckwerke keine eigentlichen Titelblätter aufwiesen; die erste Seite, Primseite oder Primapagina genannt, enthielt zugleich auch den Titel, der mitunter recht weitschweifig gehalten war und nicht selten am Schlusse des ganzen Druckwerkes wiederholt wurde. Diese Prim- und Titelblätter wurden nun, je mehr sich das Kunstgewerbe mit dem Buchdruck verband, von Kupferstechern und Holzschneidemeistern mit den Erzeugnissen ihres Geschmacks und ihrer Phantasie geschmückt, und wir finden in der Schöttleschen Sammlung Titelblätter von einer Schönheit, die das Auge jedes Liebhabers entzücken muß. Es gelang dem Sammler, zahlreiche alte Bücher auf dem Trödelmarkt, bei Antiquaren, bei Buchbindern, selbst in Papiermühlen zu entdecken und zu „retten"; oft mußte er die alten Pappendeckel und Einbände, die aus zusammengeklebten Blättern bestanden, mühsam wieder auflösen, seine geretteten Schätze erst reinigen, waschen, glätten und herrichten.

bis sie die Sauberkeit erlangten, in der sie sich jetzt wieder darstellen. Mit Primblättern aus den ersten Zeiten des Buchdruckes beginnt die Sammlung; vom Jahre 1502 bis in die Gegenwart ist sie fast lückenlos für jedes Jahr vertreten, ja viele Jahre sind mehrfach vertreten. Beziffert sich schon der materielle Wert der Sammlung auf viele Tausende, so stellt der geschichtliche und künstlerische Wert eine nicht zu unterschätzende Bedeutung eines gewerblichen Zweiges dar, der am Ende des 16. Jahrhunderts eine hohe Blüte erreicht hatte und heute wieder zur vollen Geltung zu kommen berechtigt ist. Dieser Seite des Buchschmuckes neues Verständnis, neue Liebhaber, Absatz und Verdienst zuzuführen, wird ein Zweck der Stuttgarter Buchtitelausstellung sein.

S.

*

Ueber die Funkentelegraphie.

Im Naturwissenschaftlichen Verein zu Straßburg erläuterte am letzten Freitag Professor Braun durch experimentelle Vorführungen die Prinzipien der sogenannten Energieschaltung für die Senderstation der drahtlosen Telegraphie, mittelst deren es möglich ist, beliebige Energiemengen in Form elektrischer Wellen in den Raum zu schicken. Bereits vor einem Jahre hatte er an demselben Orte mitgeteilt, daß ihm die Lösung gelungen sei. Schwierigkeiten hatte bisher das unregelmäßige Verhalten der elektrischen Funken gemacht, die sich nicht soweit beherrschen ließen, daß sie ganz genau gleichzeitig übersprangen. Professor Braun hatte im Jahre 1898 den elektrischen Schwingungskreis in die drahtlose Telegraphie eingeführt, d. h. die Vorrichtung, die es ermöglicht, große, bis dahin ruhende elektrische Energiemengen in elektrische Schwingungen umzusetzen. Das neue Problem ist nun dadurch gelöst worden, daß es Professor Braun gelang, eine beliebige Anzahl elektrischer Schwingungskreise miteinander zu verbinden derart, daß man nun imstande ist, alle genau gleichzeitig, d. h. im tausendmillionsten Teil einer Sekunde, in genau identische Schwingungen zu versetzen. So läßt sich ganz nach Belieben die Energie eines, zweier oder willkürlich vieler Kreise ausnützen. Professor Braun führte die Versuche mit drei Schwingungskreisen vor. — Im Anschluß hieran berichtete er dann über seine neueste elektrooptische Entdeckung, die den Zusammenhängen zwischen Licht und Elektrizität nachgeht und eine heute noch gar nicht zu übersehende wissenschaftliche Tragweite besitzt. Es ist ihm gelungen, Gebilde, Präparate zu erzeugen, die aus einer großen Zahl gitterförmig nebeneinander gelegten Metallstäbchen oder besser Molekülreihen bestehen, deren Struktur jedoch auch mit der stärksten Vergrößerung nicht mehr erkannt werden kann. Diese Präparate lassen Licht, das senkrecht zu ihnen schwingt, hindurch, das ihnen parallel schwingende aber nicht und verhalten sich somit vollkommen analog zu den Gittern, die Hertz für elektrische Wellen in makroskopischen Dimensionen von ungefähr 1 Meter hergestellt hat und die diesen elektrischen Wellen gegenüber genau das gleiche Verhalten zeigen. Die submikroskopischen Gebilde Professor Brauns sind etwa millionenfach kleiner als die Hertzschen Gitter. Ihr Verhalten gegen Licht gibt nun einen direkten Beweis — den ersten, der sichtbar vor Augen geführt werden konnte — dafür, daß auch das sichtbare Licht aus elektrischen Schwingungen besteht. Diese für die wissenschaftliche Theorie außerordentlich bedeutsame Entdeckung hat, wie die anschließenden weiteren Forschungen Professor Brauns beweisen, unmittelbare praktische Ergebnisse erzielt, nämlich daß man durch die neuen optischen Erscheinungen imstande sein wird, in organischen Geweben noch die Strukturen nachzuweisen, wo dies seither selbst bei den stärksten Mikroskopen unmöglich gewesen ist. Es sei zu hoffen, so schloß Professor Braun seine Mitteilungen, daß wir damit ein neues Mittel besitzen, das gerade da mit Sicherheit einsetzt, wo die besten mikroskopischen Systeme an der prinzipiellen Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt sind und das uns gestatten wird, noch eine Stufe tiefer einzudringen in die Erkenntnis des Baues der Materie.

*

Vom Asbest.

Obwohl die allgemeine technische Anwendung des Asbests kaum älter als ein Jahrzehnt ist, ist dies Material doch in der Technik nahezu schon unentbehrlich geworden. Zu Dichtungen und Packungen, Platten, Asbesttüchern und -Seilen, Filtern u. s. w. läßt sich der bildsame Stoff verarbeiten; seine Unverbrennlichkeit, seine Widerstandsfähigkeit gegen Druck, seine geringe Angreifbarkeit durch Säuren und ätzende Flüssigkeiten, seine leichte Verfilzbarkeit und andere Eigenschaften machen den Asbest — ein Silikat, der eine Varität der Hornblende darstellt und dessen Kieselsäuregehalt gewöhnlich zwischen 39 und 49 Prozent schwankt — zu einem technisch vielfach verwertbaren Produkt. Von neueren Verarbeitungen desselben sei namentlich das Asbest-Porzellan genannt, welches man dadurch erhält, daß fein gepulverter und mit Säuren behandelter Asbest in Kapseln eingeschlossen und dann einer hohen Temperatur ausgesetzt wird.

Der in der Technik verarbeitete Asbest ist zum allergrößten Teil canadischer oder italienischer. Der beste canadische Asbest wird in Gruben gewonnen, welche ausschließliches Eigentum der „Boston-Asbestos-Packing Cie." sind. Gewöhnlicher Asbest muß oft wegen anhaftender Verunreinigungen einer reinigenden Operation mit Salzsäure unterzogen werden, wobei jedoch Spuren von Salzsäure auch bei sorgfältigstem Waschen nur zu leicht im Asbest zurückbleiben und bei seiner Verwendung zu Verpackungen und Stopfbüchsen u. s. w. das Metall angreifen. Der gewöhnliche italienische (namentlich der korsikanische) Asbest ist wegen seiner zu kurzen und, infolge größeren Tonerdegehaltes, brüchigen Faser zum Verspinnen untauglich. Dagegen liefern die oberitalienischen Gruben bei Mailand (im Val Tellino, Val d'Aosta) ebenfalls eine ausgezeichnete Ware. Da der Verbrauch an Asbest in den letzten Jahren außerordentlich gestiegen ist, so hat man vielfach nach neuen Fundstellen dieses wertvollen Materials geforscht. Neuerdings war man, wie Dr. E. Odernheimer in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift mitteilt, so glücklich, in Finnland mächtige Lager aufzufinden. Die Anwesenheit von Asbest war zwar schon seit einigen Jahren bekannt, doch hat es längerer Zeit und nicht unbedeutender Anstrengung bedurft, die asbestführende Zone zu erkennen und festzulegen. Der sich an diesen Stellen vorfindende Reichtum an Asbest übertrifft allerdings alle Erwartungen, denn das Asbestgestein kommt hier nicht in schmalen Adern und Säumen, sondern in ganzen Felsen und Gebirgen vor. Die Fundstätten liegen teilweise direkt am schiffbaren Wasser, in der Hauptsache aber in 30 bis 35 Kilometer Entfernung vom Seenbecken, das über Wiborg Verbindung mit dem Meere hat.

*

Kleinere Mitteilungen.

-t. Ueber den Untergang des Templerordens hielt vor kurzem Hofrat Professor Dr. H. Finke zu Freiburg i. Br. in der Akademischen Gesellschaft einen Vortrag, der sich im wesentlichen auf die von ihm in Spanien gefundenen neuen Materialien stützte. So konnte er die Persönlichkeit des Urhebers des Prozesses endgültig feststellen, die bisher unklare Stellungnahme des Papsttums im Anfange des Prozesses aufhellen und Neues über die Vienner Konzilsverhandlungen und vor allem über das Geschick der aragonesischen Templer bringen, letzteres auf Grund der von dem Madrider Akademiker Fita im bischöflichen Archiv zu Barcelona aufgefundenen und ihm zur Verfügung gestellten Bruchstücke der aragonesischen Prozeßprotokolle. Wie Finke andeutete, wird noch in diesem Jahre außer einer umfangreichen Quellensammlung zur Reichs- und Kirchengeschichte von ihm ein Buch über die Stellung des Papsttums zum Templerprozeß erscheinen.

* Eine Statue Salmanassar II. ist, nach einem Bericht der Kölnischen Zeitung, bei den deutschen Ausgrabungen bei Bagdad gefunden worden. Der Kopf und die linke Seite sind beschädigt.

* **Das Römische Haus in Leipzig.** Mit großem Bedauern hat die Kunstwelt erfahren, daß die berühmten

Fresken von Friedrich Preller und Bonaventura Genelli mit dem 1833 erbauten sogen. Römischen Hause der Vernichtung anheimfallen sollen. Preller wurde zu seinen sieben genialen Odysseelandschaften noch direkt von Goethe angeregt, und Genellis Idealgestalten mit ihrer schwungvollen Linienführung und edlen Ruhe stehen ohne gleichen. Noch in letzter Stunde hat sich die Deutsche Gesellschaft zur Beförderung rationeller Malverfahren in München, gegründet von Lenbach, an den Leipziger Stadtrat mit dem Anerbieten gerichtet, ihm Künstler namhaft zu machen, die Translokationen von Wandgemälden schon wiederholt mit großem Geschick ausgeführt haben. Auch in der Presse sind gleiche Vorschläge gemacht worden; dem wird indessen entgegengehalten, daß dergleichen Transformierungen, wie sie in Italien sehr häufig sind, nur vorgenommen werden können, wenn der Stuck sehr stark — 2 bis 3 Zoll hoch — aufgetragen ist. Im Römischen Hause betrage die Stuckschicht aber höchstens 1/2 cm; sie würde beim Durchsägen und Abheben in tausend Stücke zerbröckeln. An eine Erhaltung sei also unter keinen Umständen zu denken. Das in den Formen der römischen Hochrenaissance gehaltene, von Dr. jur. Härtel, dem damaligen Inhaber der weltbekannten Verlagsfirma Breitkopf u. Härtel, errichtete Haus fällt dem zwingenden Verkehrsbedürfnis der Großstadt zum Opfer und wird nur noch in der illustrierten Monographie von Dr. Julius Vogel weiter leben.

* **Die Ausgaben der österreichischen Universitäten im Jahre 1903.** Wie wir erfahren, hat der Etat der österreichischen Universitäten für das Jahr 1903 folgende Posten aufzuweisen: Wien 3,263,972, Graz 1,287,083, Innsbruck 1,123,900, Prag (beide Universitäten) 2,275,100, Lemberg 968,316, Krakau 1,328,418 und Czernowitz 382,000 Kronen. Der Gesamtetat beträgt samt den für alle Universitäten gemeinsamen Ausgaben 11,700,202 Kronen.

* **Gegen die Schundliteratur.** Seitens der preußischen Staatsregierung wird die Verbreitung guten Lesestoffes durch Volksbibliotheken in nachdrücklicher Weise gefördert. Den mehrfachen Anregungen der Ressortminister entsprechend, wenden die Bezirksregierungen in voller Würdigung der hohen sozialen Bedeutung der Volksbibliotheken diesem Gebiete ihre besondere Fürsorge zu. Die Regierungspräsidenten haben bei den Kreisverwaltungen die Schaffung von Kreiswanderbibliotheken veranlaßt und diese Bibliotheken erwiesen sich schnell als ein geeignetes Mittel, der Verbreitung der Schundliteratur erfolgreich entgegenzuwirken. — Auch das herzogliche Staatsministerium in Meiningen, Abteilung des Innern, hat seiner Geneigtheit Ausdruck gegeben, durch Befürwortung staatlicher finanzieller Unterstützung tatkräftig bei der Gründung von Ortsbibliotheken zur Verdrängung der Schundliteratur mitzuwirken.

* **Die Berliner Gesellschaft für Erdkunde** hält am 13. d. M. eine außerordentliche Sitzung zur Begrüßung der deutschen Südpolar-Expedition ab. In der Sitzung wird der Leiter der Expedition, Dr. Erich v. Drygalski, über den Verlauf und die Ergebnisse der Expedition berichten und das Mitglied der Expedition Hr. Dr. Vanhoeffen über „die Tierwelt des Südpolargebietes" sprechen.

* **Von deutschen Bibliotheken.** Die Praktikanten an der kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München, Walther Fischer und Karl Rüttger, sind zu Assistenten an dieser Bibliothek ernannt worden.

* **Ehrungen.** Geheimrat Prof. Waldeyer (Berlin) ist von der Universität Dorpat zum Ehrenmitglied und von der Société de Biologie in Paris — an Stelle Karl Gegenbaurs — zum Auswärtigen Mitglied ernannt worden. — Geh. Med.-Rat Prof. Dr. O. Hertwig (Berlin) ist von der kgl. Akademie der Wissenschaften in Stockholm zum Auswärtigen Mitglied erwählt worden.

* **Ehrengehalt.** Der Gemeinderat von Wien hat dem Dichter Ferdinand v. Saar ein jährliches Ehrengehalt von 1200 Kronen bewilligt.

✕

Hochschulnachrichten.

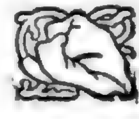
dr. **Jena.** Am 8. Januar ist, wie man uns schreibt, über die für den Universitätsneubau gelieferten Entwürfe von der Jury entschieden worden. Den ersten Preis erhielt Professor Theodor Fischer (Stuttgart), den zweiten Professor Karl Hocheder (München), den dritten die Architekten Weidenbach und Tschammer (Leipzig).

* **Halle.** Der bisherige Privatdozent für Landwirtschaft an der hiesigen Universität, Dr. phil. Hans Buhlert, ist zum außerordentlichen Professor desselben Faches an der Universität Königsberg ernannt worden.

* **Berlin.** Die Universität Berlin hat einen neuen Verlust zu beklagen. Es ist hier der Historiker Prof. Wilhelm Naudé im Alter von 37 Jahren gestorben. Naudé war besonders auf dem Gebiete der Getreidehandelspolitik tätig, wovon sowohl seine Promotionsarbeit „Deutsche städtische Getreidehandelspolitik vom 15. bis 17. Jahrhundert mit besonderer Berücksichtigung Stettins und Hamburgs" als die beiden ersten Bände der „Acta Borussica" zeugen; sie enthalten zwei Darstellungen von Naudé: Getreidehandelspolitik der europäischen Staaten vom 13. bis 18. Jahrhundert als Einleitung in die preußische Getreidehandelspolitik (1896), und Getreidehandelspolitik und Kriegsmagazinverwaltung Brandenburg-Preußens bis 1740. 1896 hatte sich der Verstorbene als Privatdozent an der Berliner Universität habilitiert.

Graz. Dem Dozenten an der Grazer Universität Johann Graus wurde von der Universität in Wien das Ehrendoktorat der Theologie verliehen. Graus hat sich insbesondere durch seine Forschungsarbeiten auf dem Gebiete der alpenländischen Kunst wie der italienischen Renaissance einen geachteten Namen gemacht.

M. C. **Rom.** Die Geschichtswissenschaft Italiens, soweit sie sich in erster Linie mit dem Risorgimento beschäftigt, hat einen ihrer angesehensten Vertreter verloren. Am 7. Januar ist in Rom Dr. Aurelio Gotti im 70. Lebensjahr gestorben. Die hervorragendste Bedeutung des am 16. März 1834 geborenen Florentiner Gelehrten lag in seiner engen persönlichen Verbindung mit den politischen Führern Toskanas, die ihm dann die Möglichkeit gab, seinen historischen Arbeiten einen besonderen Reiz zu verleihen. Gino Capponi, Bettino Ricasoli, Ubaldino Peruzzi, Raffaele Lambruschini, Vincenzo Salvagnoli gehörten zu seinen Freunden, und in seinem Buch „Ritratti del Risorgimento italiano" hat er uns ihre Porträtköpfe überliefert. Ein ganz besonderes Verdienst erwarb er sich (in Gemeinschaft mit dem 1898 verstorbenen Präsidenten des Staatsrats Senator Tabarrini) durch die Herausgabe der Briefe und des Dokumentennachlasses von Bettino Ricasoli in 10 Bänden (1888—1891), eine Leistung, die er wenige Jahre später durch eine Biographie des Ricasoli ergänzte (1895). Von seinen sonstigen Arbeiten, die auch stark auf kunstgeschichtliches Gebiet hinübergreifen, nenne ich: die Briefe Giuseppe Giustis, das Leben Viktor Emanuels II., das Leben Michelangelos, der Dom von Florenz und seine Architekten, die Krone des Hauses Savoyen, Briefe eines Vaters an seinen Sohn u. a. Gotti, der Doctor juris war, wurde 1872 an die Spitze der Florentiner Gemäldegallerien gestellt, welchen Posten er lange bekleidete. Dann veranlaßten ihn seine zahlreichen Arbeiten, jeder amtlichen Tätigkeit zu entsagen, und so lebte er seit langem als Privatgelehrter in Rom. Gotti war Mitglied der Accademia dei Lincei in Rom und der Accademia della Crusca in Florenz, für die er ein Wörterbuch der auf das Haus bezüglichen Wörter verfaßte. Seine letzte Veröffentlichung war ein Aufsatz über den im Sommer gestorbenen Universitätsprofessor und Abgeordneten Mestica im Novemberheft der Nuova Antologia. Die nächste Nummer der Zeitschrift bringt uns nun wohl seinen Nekrolog.



[redacted] München, Dienstag, 12. Januar. Nummer 8.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Phasen des französischen Romanticismus. Von Paul Wiegler.

Aus dem Leben eines amerikanischen Diplomaten. Von E. P. Evans.

II. Bücher und Zeitschriften.

Ferdinand Kürnberger: Das Schloß der Frevel. — Lord Acton über die Reformation.

III. Allgemeine Rundschau.

Altrömische Kastelle und Lager. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Phasen des französischen Romanticismus.

Von dem Anti-Illusionisten und Freunde des Destutt de Tracy, welcher pseudonym Stendhal hieß, hat Nietzsche gesagt, daß es zweier Geschlechter bedurft habe, um ihm nahezukommen, daß er schauerlich allein gewesen sei. Diese Aeußerung ist divinatorisch, denn sie legt eine Bresche zwischen das Singuläre und zwischen das Wiederholte, zwischen das unversöhnlich Reine und das Halbdunkle; hier Montblanc, hier Schlüfte. Vielen war in gleichem Winkel das Horoskop gestellt wie dem Adjutanten des Generals Michaud, viele begannen, unter dem Einflusse des Mondes, zeitiger davon zu verraten. Jedoch sie sind nur Fragmente seines Kosmos, und nicht nur Fragmente, sondern auch zu einem Teil Entstellungen. Dem stolzen Aufgang folgt demütigender Niedergang; flaue Künstlichkeit oder auch das Komödiantentum der George Sand heben an, Erscheinungen der Schwäche, deren Schlüssel das Wort „Enttäuschung!“ ist, Enttäuschung derer, die gar nicht vertraut hatten oder bange wurden, als die Hoffnung zerfiel.

Einige wenige Typen hat man Stendhal angegliedert. Neben dem Willensrhapsoden Beyle steht der Willensrhapsode de Balzac. Auch die Bücher dieses Heloten und Planmachergenies, dessen Legendenfigur, im Glanze von vier Kerzen wachend, mit goldenem Venetianergeschmeide umschnürt, in weißer Dominikanerkutte, ihre Bauernkraft verpuffte, zeigen einen Arrivistentypus, der die Phantasie der Nachgeborenen überwältigt hat. Man vergesse nicht, daß, laut Literarhistorie, Goethe von „La Peau de Chagrin“, worin diese, vom Inspirator des Naturalismus bald Rubempré, bald sonstwie genannte Menschenklasse auch verwandt ist, am 17. November 1831 gesagt hat: „Das Produkt eines ganz vorzüglichen Geistes deutet auf ein nicht zu heilendes Grundverderbnis der Nation, welches immer tiefer um sich greifen würde, wenn nicht die Departements, die jetzt nicht lesen und schreiben können, sie dereinst wiederherstellen, sofern es möglich wäre.“ Die plastischste Form des Balzacismus ist der Rastignac im „Père Goriot“, jener Landjunker, von dessen düsterem Antlitz wir in unseren ersten Semestern träumten: er, der vom Kirchhof auf die wimmelnde Seinestadt, Balzacs „grand chancre fumeux“, hinunterblickte und dreist ihr Fehde schwur: „A nous deux, Paris“; der Mieter der Pension Vauquer, welchen die kleinen, feigen Verbrechen der Gesellschaft anwidern, und den Vautrin, der Galeerensträfling, mit der Einflüsterung umgarnt, er müsse in die Masse wie eine Kanonenkugel schlagen oder wie die Pestilenz sie beschleichen: der Hamlet, dessen Straucheln und tränenvolles sich Placken im Kote den Essayisten Taine die „abgekürzte Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts“ dünkte. Aber der industrielle „briseur d'obstacles“, der solche Poesien schwitzend von sich gab, besaß mehr, und hahnebüchenere, Schränke seines Götter- und Ungeziefermuseums als den einen, und der war auch nicht sein bezeichnendster. Es steht neben dem Analytiker Beyle der Analytiker Constant de la Rebecque, welcher seinen „Adolphe“ verfaßte, vierzehn Jahre, bevor „Le Rouge et le Noir“ verkauft worden ist. Man kann seine flennende Abgebranntheit als Kronzeugin des Enthusiasmus sehr wohl gebrauchen. Im Journal intime wird ein entscheidender Spruch niedergelegt, der jedoch nicht ganz gestattet, den Geliebten der Frau v. Staël sofort unter die Zeitlosen eines Schrifttums zu wählen, in dem vor Ellenores feiner Tragik die Abenteuer der Prinzessin von Cleves und der Manon Lescaut gemeldet worden sind: „Zwei Ichs sind in mir beschlossen, deren eines das andere beobachtet, gewiß, daß des Schmerzes zuckende Bewegungen verschwinden müssen.“ Oder, noch programmmatischer: „Je veux devenir confiant, crédule, enthousiaste et faire succéder à ma vieillesse prématurée qui n'a fait que tout décolorer à mes yeux, une nouvelle jeunesse qui embellisse tout et me rende le bonheur.“

Könnte nicht Julien, wenn er mit Blaustrümpfen verkehrt hätte, so schmachten? Trefflich scheint im „Adolphe“, daß Ellenore nicht eine Madonna, sondern eine Dumme ist, welche jedoch durch ihr leidenschaftliches Weibtum die Schönheit eines Gewitters darstellt, das man mit Neugier beobachtet. Weise Maximen werden gegeben: „Wir sind so bewegliche Geschöpfe, daß wir die Empfindungen, die wir vortäuschen, zuletzt durchfühlen.“ Vom russischen Liebesherbst wird gesagt: „Alle diese Erregungen und diese Sprache glichen blassem, entfärbtem Laub, welches, durch einen Nachschuß todesdüsterer Vegetation, matt wächst auf eines entwurzelten Baumes Zweigen.“ Im Ausgang wird Adolphe charakterisiert als „stets das Opfer jener Mischung von Egoismus und Sensibilität, die sich zu seinem und der anderen Unheil in ihm zusammenfand: er sah das Böse voraus, ehe er es tat, und wich in Verzweiflung zurück, nachdem er es getan; durch seine Vorzüge war er noch schlimmer gestraft als durch seine Gebrechen, weil seiner Vorzüge Quelle in seinen Erregungen, nicht in seinen Grundsätzen entsprang; abwechselnd der zärtlichste und härteste der Menschen, der immer in Härte endigte, nachdem er in Aufopferung begann, und so nur von seinem Unrecht Spuren gelassen hatte.“ Aber der Baron Constant war ein Schweizer; man wird den fatalen Eindruck protestantischer Nüchternheit nicht los. Es steht zuletzt neben dem Analytiker Beyle der Analytiker Sainte-Beuve, der nach Nietzsche ein Seelenschnüffler war, ohne Halt im Willen und in der Philosophie, Nachlaßbesorger des von der Tuberkulose hinweggerafften Studenten Joseph Delorme, vermummt in dessen Medizinerkittel. Er wollte sich und seinen tastenden Gefährten im Kleriker Amaury seines Versuches „Volupté“ ein Denkmal setzen. Aber auf seinen Enthüllungen, deren Werkzeug ein dreifächeriges Liebesleben noch durch Be-

nützung der Prostitution erweitert und seine Gefühle wegheuchelt, auf daß er echt gegen sich selbst sein könne, ruht etwas wie Komik und der Staub jener grauen „**petits faits**“, die folgen sollten. Der Rest, welcher um den Bélismus lagert, ist die große Gruppe, die man als romantische tabellierte.

Hier findet die enthusiastische Bewegung sich in einem einzigen, lauteren und durch seinen Ursprung schroffen Geiste wieder, welcher ein unversehrter Grande gewesen ist, obwohl er aus jenem „René“ klagte, dem Gemahl der Indianerin Celuta, dem Aermsten, der wahnsinnig genug gewesen war, an das Glück zu glauben, und nun, von der Erde gegen seinen Wunsch getragen, im „**profond sentiment d'ennui**“ erlosch. Man darf sich nicht bei diesem Trauerweiden-Chateaubriand zu Gaste laden, sondern bei dem anderen, bei dem gealterten Löwen, der in den „**Mémoires d'outre-tombe**“ murrte: „**Je vais partout baillant ma vie.**“ So hat ihm Barrès in den „**Scènes et doctrines**“ gehuldigt. Er hat mit seinen Worten die Atmosphäre wiedergegeben, aus der er wuchs, das Tal, das Moor, das Schloß in der Waldlichtung, die Steppe mit den Druidensteinen, die Sterne, die den rosigen Abendhimmel bespielen. Er hat andachtsvoll nacherzählt, wie Chateaubriand seine weheste Enthusiasmusstunde schildert: „Ich habe einhalten müssen, so jäh klopfte mein Herz, daß es den Tisch zurückstieß, an dem ich schreibe. Die Erinnerungen, welche in meinem Gedächtnis nicht mehr schlummern, erdrücken mich mit ihrer Stärke und Zahl, und dennoch, was sind sie für die Außenwelt?“ Nicht darf verschwiegen werden, wie Barrès das kommentiert: „Diese Erinnerungen, für deren Glut Chateaubriand um Nachsicht zu flehen scheint, haben sich in unserer ganzen heutigen Literatur, sie zu befruchten, fortgepflanzt. **Nous avons dans le sang la fièvre du premier volume des Mémoires d'outre-tombe.**“ Und das unübertreffliche Porträt: „Man versteht, daß dieses Mauerturmes Kind ... in seines Herzens Tiefe den intransigentesten Stolz errichtete. Seine Vorzüge und seine Schwächen als Mensch und als Schriftsteller sind Wirkungen seines Hochsinns. Wenn er in Großartigkeit die noblen Leidenschaften malte, wenn er dem Glück de faire bonne figure alle unmittelbaren Vorteile opferte, geschah es aus gesteigerter Bewußtheit seiner Würde. In dieser Seele, die enttäuscht war bis zum Nihilismus, ragt die Ehre so einsam wie das Herrenhaus auf der bretonischen Steppe. Chateaubriand warf in seine Schriften all die hochmütige Trauer, welche die auf ihren Gütern berufslosen Feudalen in sich anhäuften. Er bezauberte die ersten demokratischen Generationen durch eine Sensibilität, welche ihm die letzten Repräsentanten eines adeligen Frankreichs vorbereitet hatten, des Frankreichs, das, von einem monarchischen Frankreich unterdrückt, selbst gerade abgetan worden war.“

Aber diese Tragödie ist mit dem Löwen von Combourg verrauscht. Es kommt die Niedergangslinie! Bei Lamartine schon säuselt der Enthusiasmus in Versen, die nach seinem Briefe rein waren wie die Luft, schmerzlich wie der Tod und sammetsanft. Das Jammergezirpe der staëlschen Corinne erschallte, welches der löblich verrohte Beyle durch seinen Julien also gezüchtigt hat: „Es ist die äolische Harfe des Stils; inmitten der erhabensten Gedanken über das Nichts, den Tod und die Unendlichkeit spüre ich nur eine ganz verdammte Angst vor dem Lächerlichen.“ Nur in ein paar Kometen des Romanticismus ist das Zermalmende des ohne Deklamation kainitischen Fluches, welcher die Instinkte der Elite tatsächlich beschwert hat, offenbar geworden: In Gérard Labrunie, dem seraphischen Selbstmörder aus der Rue de la Vieille Lanterne, der als Gérard de Nerval mit Goethe in Beziehung kam und, ein närrischer Sklave des Ideals, sein verpfuschtes Dasein an das Theaterdirnchen Jeanne Colon hängte, wie Stendhal, der Rückgratstrammere, um einer Grenobler Schmierenkomödiantin willen Kommis in Kolonialwaren zu Marseille wurde; sie foppte ihn und nahm einen Russen. In Charles Baudelaire, der dreimal Embleme für die Gilde der geleimten Enthusiasten schuf, durch das Motto für eine Uhr: „**Il est plus tard que tu ne penses**“, durch die Strophe, welche zwar die ästhetische Horizontale Liane de Pougy grausam vor das Buch ihres Lebens setzte: „L'homme ivre d'une ombre qui passe, porte toujours le châtiment d'avoir voulu changer de place“, und drittens durch das Ikarus-Gedicht, das vom Umarmen der Wolken redet. Endlich im normannischen Don Quixote Barbet (nicht Barbey) d'Aurevilly, der zur Devise seines Hungerleidertums das böse: „**Too lute**“ hatte und beiläufig, in seinem Atheistendiner, die Stimmung der nach Waterloo auf dem Pflaster lungernden Hinterbliebenen der Armada zu einem harten Juwel geschmiedet hat. Indes jene Poeten waren Erwürgte oder Separatisten, mit ihnen siechte die Begeisterung dahin. Auf den Gassen und auf den Brettern war das Stiergebrüll einer Romantik, die, nur noch ein Abschaum, mit der platten Gemeinheit sich verschwisterte, die Greuelprozession des Didier, des Hernani, des Ruy Blas und über ihnen der idiotische Rebell Antony, der mit dem Messer das Geheimnis der Liebe rettet. In diesem Zusammenhang wird ein an sich geringes Werk, die „**Confession d'un enfant du siècle**“, worin der von Aurore Dudevant erniedrigte Rolladichter das vermeintliche Evangelium der damaligen Jugend aufgezeichnet hat, ein Dokument, das wie subtile Entschleierung anmutet.

Noch ist das äußere Signal der psychologischen Reise Alfred de Mussets fast dasselbe wie das der Beyle-Reise, obwohl Verblüffungen im Innern bevorstehen. Seien wir synoptisch, insofern auch jedesmal der heilige Geist Einbläser war. Dem Julien, den die sechsten Dragoner in Revolte bringen, werden Brüder zugesellt in blassen, nervösen Kindern, die zwischen zwei Schlachten empfangen sind und von blutbefleckten Reitern gekost wurden, welche sie an ihre goldstrotzenden Uniformen preßten (in ähnlicher Situation hat Gérard de Nerval sein: „**Mon père, tu me fais mal**“ gequäkt) und, ihre Sprößlinge auf den Boden legend, wieder von dannen trabten. Gleich dem jungen Bauern von Verrières späht die Mussetschar über Erde, Himmel, Straßen, Pfade: „alles war leer, und nur das Geläut ihrer Pfarrkirchen tönte in der Ferne.“ Es ist ihnen, als müsse des Cäsars Schatten von neuem in Cannes sich zeigen, aber sie flattern zwischen Käfigstäben. Dem „**Il faut être prêtre**“ ist hier ebenbürtig das berühmte: „Quand les enfants parlaient de gloire, on leur disait: Faites-vous prêtres; quand ils parlaient d'ambition: Faites-vous prêtres; d'espérance, d'amour, de force, de vie: Faites-vous prêtres.“ Bestürzend nahe ist die Schule der Energie, worin Beyle der Schule des Eunuchentums Paroli geboten hatte. Der vierzehnjährige Octave steht am Fenster, dem gegenüber eine magere Pappel im Garten sich wiegt, vom Instinkt geschüttelt, reißt er sich die Kleider ab, nackt dehnt er den Leib und keucht das Gelübde: „**Je serai un homme!**“ Aber der Widerstand ist durchaus umsonst, Blei hängt an den Federn. Das Blei des den Aufschwung tückisch belauernden Nationalismus, den Stendhal noch als die Pedanterie J. J. Rousseaus, überall Pflichten und Tugenden zu sehen, abgewehrt hatte. Vor Octaves schwülem Krankenbette sitzt der genießerische Desgenais, die Finger an seinem zu rasch enthaarten Lebemannschädel. Paul Louis Couriers bildloses Geschwätz, die Exposés von Deputierten und Nationalökonomen sind die Speise, welche der ungewisse Zärtling verdauen muß und nicht verdauen kann, ins Herz der Städte pflanzte die eisige Vernunft ihre Wasserrose, eines „**suaire livide**“ giftiger Brodem blakt durch die Welt. Und sie hat Musset selbst schon mit ihrem Halsband geschmückt, der Neffe des Chateaubriandstolzes ist ein Fasler. Er sagt, populäre Latwerge seiner idyllischen Freundin verhökernd, daß einstmals die Menschen ein Ernteseld sein würden, keine Aehre höher als die andere, nur Kornblumen und Margueriten im gelben Getreide. Fast täppisch ist darum, was er über den Geist des Jahrhunderts, den Engel der Dämmerung, der weder Tag noch Nacht sei, zusammenstellt. Er weiß nichts von Klarheit, nur von einem inneren Leiden, das er mit Beflissenheit hätschelt, zu singen: daß man nicht wisse, ob man auf einer Saat oder auf Trümmern schreite, daß in allen jungen Herzen ein unsägliches Uebelbefinden wohne, daß sie Muscheln jeder Art preisgegeben seien, daß sie schwömmen auf dem fürchterlichen Meer der Aktion sans but (während Stendhal, nach Bourgets definitiver Formel, die „**Analyse dans l'action**“ gewesen ist). Von den

Menschen des Fleisches, den Geldmaklern sind die „**esprits exaltés et souffrants**“ abgeschwenkt, die Hörigen der „**désespérance**“. Ganz von ungefähr hat er für diese Zustände einen Ausdruck gefunden, der nicht schlecht ist, und der sogar ein Echo in uns erzeugt, weil er mit jenem Gelübde des Vierzehnjährigen schrill kontrastiert. Als Octave, ein Joseph seiner bitteren Zähren, der Madame Levaisseur und ihrem herausfordernd bis zum Kamin gestreckten Bein entschlüpft ist, stampft er seine Bibliothek, die Poeten und die wissenschaftlichen Ratgeber, nieder: „Ich stürzte zum offenen Fenster. Ist es denn wahr, daß du leer bist? schrie ich und blickte hinaus zu einem großen, bleichen Himmel, der sich mir zu Häupten wölbte.“ Das ist eine schon seltene Stilisierung und die Flachheit Trumpf. In einer Minute wird der blaugefrackte Werther, wird ein verwässerter Faust, wird Byrons grandioser Manfred bemüht und mit Gymnasiastenprahlen erörtert, daß die Jahrhundertsöhne in die Bordelle nur gelaufen seien, die Grisetten, „**cette classe si rêveuse, si romanesque**“, nur deshalb mit Untreue belohnt hätten, weil ihnen der Glaube in Scherben gegangen ist. Wann wurde der zerstörerische Keim der „**maladie du siècle**“ nach der Ausflucht des nächsten Kapitels in Octaves Busen gesenkt? Als er bei einem Maskensouper bespionierte, wie seine Maitresse, das dumme Luxusgeschöpf, unter dem Tische mit den Füßen seines Freundes ihr Spiel trieb. Die vielfachsten Parallelen schärfen ein, wie die Unabhängigkeit der ersten Epoche zur weibischen Koketterie, zur intellektuellen Selbstbeschmutzung und zu jeglicher Gewohnheit des Frauenromans in der dritten Epoche sich verwandelt hat, wie christlich, schielend und belastet sie in diesem ihrem Desorganisationsstadium ist. Ueber Gott und den Geschlechtsakt wird behauptet: „Haltet nicht die Gebete zurück, die euch während des Opfers über die Lippen treten; das sind die Altäre, wo er erkannt und verehrt werden will.“ Daß Octave sich betrinkt, wird durch Adams Hinausstäupung aus Edens Tor begründet. Zur Frau Brigitte Pierson, welche ja nur ein Pseudonym für die Frau Sand ist und wie diese Mannshosen überstreift (Zigarren raucht sie nicht, auch hat die „Confession“ keine Szene, die jenes Individuums lustige Vermischung mit dem welschen Arzte spiegelt), äußert der Erfolgreiche: „**La Providence m'a mené à vous**“. Nach zwölf Seiten vergißt er in ihrem Alkoven schwärmend das Universum. In der Waldnacht, als schon die Freude zerbröckelte, wünscht er: „Mein Herz soll sich waschen in deinen Tränen; eine Hostie ohne Makel soll es werden, und vor Gott müssen wir sie gemeinsam nehmen“. „Wir kippten,“ fährt Octave fort, „auf dem Felsen um“. Als er die liebeswelke Blüte („**consumatis dall' amore**“, trällert die Romanze) morden will und die Schlafende aufdeckt, schleudert er den Dolch hinweg, denn er hat ein Kreuz zwischen ihren Brüsten gesehen, erzittert vor der Gegenwart der Reliquie: „**Seigneur, mon Dieu, vous étiez là**“! Hier läßt sich nicht gut weilen. Christliche Seelennot ist, was öfters emporzuckt („Phantom, Phantom, wirst du mich niemals verlassen?“), aber uns durch den zerschlissenen Mummenschanz eines lauen „**enthousiasme du mal**“ nirgends mehr blendet: „**Je mettais de l'orgueil à passer pour ce qu'au fond je n'étais pas du tout**“, so werden wir entschädigt, so wird, etwa wie im Amaury, lamentiert. Nur einmal wagt sich der ohne seine Indiana-Gevatterin unendlich Feine, welcher uns mit den „**Nuits**“ und seiner Bühnenelegien Schönheit begnadet hat, in die Tiefen. Bald nachdem Marco mit kühlen Statuenarmen aus ihren Kissen träge ihn lockte und im aschfahlen Tag die blauen Stoffe der Kammer grünlich überronnen sind, quält ihn ein Kupferstich, der die büßende Magdalenerin darstellt, und in einer Auseinandersetzung mit Desgenais, die nichts als ein Monolog ist, straft er sich: „Die Natur selbst fühlt, wie um dich herum ihre göttlichen Eingeweide zurückbeben; Bäume und Schilf erkennen dich nicht. **Tu as faussé les lois de ta mère.**“ Das ist der Hilferuf eines Anämischen, der Hilferuf der Nachhut des Enthusiasmus, die zwischen der gestrigen Erfüllung und der morgigen nicht reifen konnte.

Aber ehe die romantische Fackel ganz verlodert war, hat einer sie zum letzten in gewaltsamen Visionen verherrlicht, einer vom Wuchse Stendhals durch seine Vehemenz und philosophische Unerbittlichkeit, der Romantiker **à rebours** Gustave Flaubert, den die Schmierer als einen Realisten mit Zola vertauschten, der seiner Verachtung in majestätischen Schilderungen von untadeliger Form propagiert hat. Seine Einsicht ist tragisch. Er kam um eine Schicht später als der des syrupsüßen Trostes benötigende Musset, war von einer Schicht mehr der rationellen Sintflut verschüttet. Auch er ist, nach seinen Worten, eine unverstandene Seele, die letzte Grisette, der einzig Ueberlebende aus der alten Rasse der Troubadoure gewesen, jedoch kein Zärtling, sondern ein schnaubender Vulkan. Seine Natur machte ihn zum Illusionisten, zum Enthusiasten. Kein Pakt war möglich zwischen seiner ungeberdigen Kolossalität, wenn auch die Epilepsie ihn plagte, und der Verkrüppelung. Die Präfekten, welche seit Stendhals borniertem Knauser M. de Rênal unter den verschiedensten Regierungssystemen, aber stets mit fettbäuchiger Dummheit für die bürgerlichen und bäuerischen Massen Frankreichs die Autorität waren, verkünden ihre Weisheit. Auf den landwirtschaftlichen Komitien von Yonville-l'Abbaye, bei denen Emma Bovary von Rodolphes Friseurelegaz gekitzelt wird, spricht der Tropf von Präfekturbeamtem: „Die großen Zentren unserer Manufaktur haben ihre Tätigkeit wieder aufgenommen; befestigt lächelt die Religion allen Herzen, unsere Häfen sind voll, das Vertrauen wird wiedergeboren. Frankreich atmet auf.“ Und eine neue Nation ist seit „**Le Rouge et le Noir**“ im Staate. Der papageienhafte Voltairismus, gegen den nur zur Dekoration der Sardanapal Rolla die Zähne bleckte, hat, an den Lenden und im Kopfe schwach, alle Posemuckel und Dörfer bevölkert, der Apotheker Homais grinst unter seiner griechischen Kappe: „Ich habe eine Religion, meine Religion, und ich habe mehr als sie alle, mit ihrem Mumpitz und Klimbim. Im Gegenteil, ich bin sehr für Gott! Ich glaube an das höchste Wesen, an einen Schöpfer, gleichviel welcher Art, der uns hienieden angestellt hat, unsere Pflichten als Bürger und Familienväter zu tun. Mein Gott ist der Gott des Sokrates, Franklins, Voltaires, Bérangers. Ich bin für das Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars und die unsterblichen Prinzipien von 89!“ Bei Emmas Agonie nennt er die Priester Raben, welcher der Leichengeruch anziehe, und ergattert zum Schlusse als Kriecher, Duckmäuser das Kreuz der Ehrenlegion, dank seiner Broschüre: „Der Apfelwein, seine Fabrikation und seine Wirkungen“ und dank seiner hündischen Stupidität. Gustave Flaubert hat diese Pygmäen nicht hindern können. Der Homaisismus hatte die Oberhand, der Enthusiasmus war tot. So zerdrückte der Salammbômagier den einen, wie er den gesamten „**panmuflisme**“ in den Koboldden von Chavignolles, den Bouvard und Pécuchet, zerdrücken wollte, und glorifizierte den anderen, indem er die Illusionen, welche nicht mehr existierten, mit marmorner Plastik unaufhörlich beschrieb. Der Ehebruch der Frau Bovary-Rouault war das Präludium, die Geschichte der Spießbürgerin, welche eine vom Ideal bestochene Pensionärin gewesen war: „**Comme elle écouta**“, ist ihre innere, französisch zu sprechende, Melodie, „**les premières fois, la lamentation sonore des mélancolies romantiques se répétant à sous les échos de la terre et de l'éternité.**“ Und ferner, nachdem sie mit Rodolphe ins Gras geglitten ist und in ihrer Stube das Ereignis überlegt: „**Alors elle se rappela les héroïnes des livres qu'elle avait lus, et la légion lyrique de ces femmes adultères se mit à chanter dans sa mémoire avec des voix de soeurs qui la charmaient.**“

Dann aber hat Gustave Flaubert den Traum Emmas, welche so bitter für die Wonnen ihrer Hotelstunden zahlen muß, in denen sie dem Schreiber Léon die Odaliske im Bade, die schlanke Schloßherrin, das blasse Weib von Barcelona, den Engel bedeutet hat, zu einem sinnvolleren, männlichen Traum erhöht. Er gab den Meisterroman „**l'Education sentimentale**“, in dem drei Viertel seines Ichs und Jahrzehnte der französischen Kultur mit der Macht des Genies reproduziert sind, ein Buch voll Weisheit, etwa wie die Goetheschen „Wahlverwandtschaften“ oder des Zürichers „Grüner Heinrich“. In Deutschland, wo „Nana“ als Kunstwerk angestaunt worden ist, hat kein Hahn danach gekräht. Ungeachtet dessen sind nicht nur seine Variationen über

Fontainebleau die klassischsten Seiten heutiger Prosa, sondern er muß auch als Original des einzigen literarischen Zola-Manifestes „l'Oeuvre" gerechtfertigt werden; der Claude, welcher dort sich mit Entwürfen abrackert und, als er eine Kinderleiche auf die Leinwand bannen will, nur einen scheußlichen Fötus als Gemälde deponiert, hat hier den Namen Pellerin und ist ein Bourgeoishasser. Der Inhalt der „Education" ist das Leben irgend eines Herrn Frédéric Moreau aus Nogent, der, seinen Stern suchend, nach Paris fährt, um zu studieren, in die Vergnügungen und alle Nichtigkeit gerät, Verhältnisse eingeht, langsam altert und endlich von der Banalität geschlürft wird. Aber dieser ohne laute Ergriffenheit uns vorgestellte Held heischt von uns eine um so ungezügeltere dadurch, daß er als Vermittler einer französischen Generation und Gustave Flauberts selbst erscheint. Sein Herzeleid stimmt bitter, weil es das Herzeleid von Tausenden und auch das des Poeten ist, seines unterbundenen, zähen Normannentemperaments, welches, an der süffisanten Hauptstadt gemessen, unmodisch war und in zerklüfteter Wildheit sich türmte. Der junge Frédéric Moreau wird umrissen: „Er schätzte über alles die Leidenschaft; Werther, René, Frank, Lara, Lelia und andere, mittelmäßigere, enthusiasmierten ihn fast in gleichem Grade." Diese Provinzler (und der Sohn des Spitalarztes Flaubert ist unter ihnen) haben im Jahre 1840 noch dieselben Anschauungen, wie sie im Jahre 1830 unter der Mussetschaar, im Jahre 1835 bei Balzac im Schwange waren. Als Frédéric in die Lichtstadt übersiedeln soll, rät ihm sein ehrgeizig plumper Freund Deslauriers, sich bei einer Madame Dambreuse Terrain zu erstreiten: „Werde ihr Liebhaber. Das ist doch klassisches Zeug, was ich dir sage, nicht? Denke doch an Rastignac in der menschlichen Komödie. Du wirst schon Glück haben, das weiß ich sicher." Ebenso beschuldigt er später den Reicheren, welchen er für eine schofle Journalgründung kapern will: „Im Gymnasium schwört man sich Eide, man wird eine Phalanx bilden, die Dreizehn des Balzac nachahmen. Dann, wenn man sich wiederfindet: Gute Nacht, mein Lieber, wünsche wohl gespeist zu haben." Die Faulenzer und Putschisten, mit denen Frédérics Anlehnungsverlangen ihm flüchtige Kameradschaft stiftet, bramarbasieren wie die Dumasmimen. Irgend ein Hussonnet segnet bei einem Straßenauflauf unter dem Schlafmützenkönigtum des Philisters Louis Philippe die albernen Skandalmacher: „Er breitete seine Arme aus, so weit wie Frédéric Lemaître im Robert Macaire." Auch die Bretterschlingel des Victor Hugo werden in der Gestalt des Chantantkomikers Delmar, den ein Frauenzimmer befördert und das Volk als Brutus, Mirabeau, Christus applaudiert, gezeichnet. In Moreaus Person werden die romantischen Empfindungen gebrechlich, durchgeistigt, sie beherrschen ihn als ein mildes, wollüstig schlaffes Elixier. (Hier wären die Goncourts einzuschalten, jedoch ihre visuelle Hallucination liegt von der sensoriellen, welche untersucht wird, ab.) Seine Liebe zu Frau Arnoux, der Gattin des Jobbers vom „Art industriel", flößt ihm den Wunsch nach einer gefährlichen Krankheit ein, durch die er sie interessieren möchte. Wie Julien die napoleonische Malmaison anstarrt, so starrt er Tag um Tag in die Landschaft von Paris, mit der goldblitzenden Julisäule und mit dem blau wuchtenden Tuileriendom, nach der Gegend, wo er ihr Haus vermeint. Die sanfte Madonna spricht zu ihm: „Arbeiten Sie, heiraten Sie!" Er aber antwortet mit herbem Lächeln: „Denn anstatt den wahren Grund seiner Traurigkeit kundzutun, fingierte er einen anderen, sublimen und spielte ein wenig Antony, den Enterbten." Nichts ist peinigender und bezaubernder, als die melancholische Gemeinschaft, welche sich zwischen den zwei Menschen entspinnt. Sie trägt alle Stigmen der Hoffnungslosigkeit. Als Frau Arnoux (auf einem rauchigen, stinkenden Packetboot) in sein Dasein tritt, ist sie ihm wie eine Erscheinung, und eine wunderbare Neugier durchrieselt ihn, die keine Schranken mehr hat. Nachher springt er aus der Kutsche, welche mit ihm über die ländliche Chaussee dahinwackelt, und schreit in die Lüfte ihren Vornamen, den er belauschte: „Marie, Marie!" Von da ab ist jegliche ihrer Zusammenkünfte, bei denen er seine scheue Verzückung in Hymnen ausströmen will, ein Fehlschlag. Die „Angoisse permanente du désir" bleibt unerlöst, Schlemihltum ist sein Erbe. Sie wandeln im Nebel bis zur Rue Richelieu, fast drängt sich seine verschwiegene Petrarcaglut hervor, da entflieht sie ihm allzu schnell. Wie das einer Ueberirdischen sieht er ihr Profil auf dem Orange und Rot des Sonnenuntergangs ruhen. Sie plaudern in seinem Gärtchen, die Vögel zwitschern in lauer Vorfrühlingsbangigkeit; jedoch sie nimmt von ihm nur eine Rose zum Geschenk. Seine vom Besitz träumende Andacht wird von einer „crainte religieuse" zernichtet, das unhebbare, mit der Finsternis zusammenfließende Kleid zu heben, das Ideal zu entidealisieren. Nach allerlei Wüstheit und Entfremdung trifft er sie plötzlich an einer Straßenecke, und sie reden Gleichgültiges, Wesenloses, verlassen sich ohne Händedruck, ohne Zärtlichkeit; aber was schert es diesen stillen Enthusiasten: „Il n'eût point donné cette rencontre pour la plus belle des aventures." Als sie einander widerstreben und ihre schwächste Stunde droht, als er in elementarer Haltlosigkeit sie anfleht: „Fühlst du nicht, wie meiner Seele Atem zur deinen aufsteigt, daß sie sich verschmelzen müssen, und daß ich daran sterbe!", da ringt sie schwankend die Hände, und er geht hinaus. Er glaubt die Verwirklichung seiner Phatasien erbettelt zu haben, aber während er sich brünstig verzehrt, stiert sie, ohne daß er es weiß, von Mutterangst und Reue gefoltert, auf ihres Kindes grauenvolle Agonie. Sein Heiligstes blasphemierend, führt er, um Marien desto mehr zu beschimpfen, in das Hotel Garni, dahin, wo sie sich umklammern sollten, eine mollige Courtisane. Um ein Uhr nach Mitternacht wacht das Mädchen auf, hört ihn in die Kissen weinen, fragt ihn, was er habe, und er erwidert: „C'est par excès de bonheur. Il y avait trop longtemps que je te désirais." Der heilige Enthusiasmusgegenstand ist in die Infamie versunken. Siebenundzwanzig Jahre nach der ersten Begegnung, als alles in ihnen tot ist, überrascht sie ihn, ganz leise, wie eine Auferstandene, in seinem Kabinett. Ein stockendes Gespräch enthüllt ihre eitlen und armen Sehnsüchte, sie verhalten sich, als ob sie jenseits der Gräber wären. Dann aber bebt es in ihm (ihr Haar ist ganz weiß im Schimmer der Lampe): „Mein Herz hat wie der Staub deine Schritte geküßt. Du warst für mich, wie der Mond der Sommernacht, wenn alles Duft, süßer Schatten, Helligkeit, Unendlichkeit ist, und alle Herrlichkeiten des Leibes und der Seele waren in deinem Namen beschlossen." Schon glimmt das müde Begehren wieder auf: „La vue de votre pied me trouble." Aber sie schwebt von dannen wie ein Trug (auch weil ihn selbst wie vor einer Blutschande ekelt), und dieses ist der Ausklang: „Et ce fut tout." „Ce n'est que cela?" hatte Stendhal gesagt. Im Nachtrag beschwört Frédéric, welcher sich ein Desillusionierter, Zermürbter, mit seinem Schulfreunde wieder getroffen hat, sich ihre Pubertätsjahre, als sie tausend tatenvollen Entwicklungen zusegelten, herauf: Wie sie nach ihren Begeisterungsanfällen betrübt waren, als hätten sie große Exzesse hinter sich, wie dann das Köstliche schaler Misere weichen sollte. Sie frischen als eine schwermütige Farce auf, wie sie damals in ihrer heimatlichen Stadt, um die Entjungferung zu vermeiden, ganz fahl aus dem Freudenhaus der Zoraïde Turc defilierten, und ironisch, um nicht losheulen zu müssen, verständigen sie sich: „Es war doch das Beste, was wir hatten." Bei dieser Rückschau konstatieren sie, weshalb ihnen dieses „manquer leur vie" zum Ereignis ward: „Sie klagten die Zufälle an, die Umstände, die Epoche, in der sie geboren waren." Erklärt ist jetzt, weshalb dem Studenten Moreau, als er kaum mit Paris allein war, im gelben Reflex der Gaslaternen, die feuchten Dunkelheiten, die ihm umflossen, unendlich ins Herz sich hinabgesenkt hatten. Die Tragödie Flaubert hat sich abgerollt; eines halben Jahrhunderts Bilanz, „le mal de France", wird hier konstatiert. Die enthusiastische Bewegung wird bald den niedersten Punkt ihrer Kurve erreicht haben. Wir sind inmitten ihrer Trümmer. Der Titan, welcher die „Tentation de Saint Antoine" uns hinterlassen hat, schützte sich vor der Katastrophe durch das Heilmittel, das, für kurze Zeit, sein Frédéric Moreau ausprobiert: „En plongeant dans la personnalité des autres

il oublia la sienne, ce qui est la seule manière peut-être de n'en pas souffrir." Es nahte eine französische Mentalität, der dieses Heilmittel nicht mehr gelang, ihre Züge sind nicht mehr ein Krampf, sie sind entmutigt und entmutigend, hippokratisch.

Paul Wiegler.

Aus dem Leben eines amerikanischen Diplomaten.

Wie in diesen Spalten bereits erwähnt, hat der frühere amerikanische Botschafter in Berlin, Hon. Andrew D. White, seit einiger Zeit im Sinne gehabt, seine Memoiren herauszugeben, zu denen mehrere interessante, besonders seinen Umgang mit bedeutenden Personen behandelnde Beiträge in amerikanischen Zeitschriften schon veröffentlicht worden sind. Seit seinem Rücktritt aus dem Botschafteramt und seiner Rückkehr nach den Vereinigten Staaten hat er diese wichtige autobiographische Arbeit fortgesetzt und neue Kapitel aus seinem diplomatischen Leben, „Chapters from my diplomatic life", in der New-Yorker Monatsschrift The Century für August, September und November 1903 erscheinen lassen. Es sind hauptsächlich Erinnerungen aus den Jahren 1879—1881 während seines ersten Aufenthalts in Berlin als bevollmächtigter Minister der amerikanischen Republik, die hier zur Darstellung kommen.

Bekanntlich hat sein Vorgänger, Bayard Taylor, am 19. Dezember 1878 auf einem Lehnstuhl in seiner Bibliothek zu Berlin seinen bis zur letzten Stunde immer tätigen Geist sanft ausgehaucht. Zum Nachfolger dieses durch vielseitige und fast unerschöpfliche Schaffenskraft ausgezeichneten Mannes, dem unaufhörliche und rücksichtslose Ueberarbeit die urkräftige Natur zugrunde richtete und das Leben verkürzte, wurde Herr White ernannt, der als erster Präsident der Cornell-Universität auf die Einrichtung und Entwicklung dieser 1867 gegründeten Hochschule entscheidend und sogar epochemachend eingewirkt hatte, indem er sie zu einer von allen kirchlichen und politischen Einschränkungen freien Pflege- und Pflanzstätte der Wissenschaft ausbildete und sich dadurch um das höhere Erziehungswesen in den Vereinigten Staaten außerordentliches Verdienst erwarb.

Nach der Annahme des ihm vom Präsidenten Hayes angebotenen Postens begab sich Her White nach Washington, um sich mit den neuen Amtspflichten und namentlich mit den deutsch-amerikanischen Beziehungen und den zwischen beiden Regierungen schwebenden Fragen genauer bekannt zu machen. Eines Tages, als er zu Tisch bei dem Staatssekretär, Herrn Evarts, war, bemerkte er auf dem Tafelaufsatz die Worte Facta non verba und sagte, es befremde ihn, daß ein hervorragender Rechtsanwalt und berühmter Redner einen derartigen Spruch wählen und daran Gefallen finden sollte. Um zu beweisen, daß der betreffende Sinnspruch hierher vortrefflich paßt, erzählte Herr Evarts, wie vor kurzem zwei Kongreßmitglieder bei ihm zu Mittag speisten, von denen der eine sich über diesen Satz wunderte und den anderen fragte, was er eigentlich bedeute, und die Antwort erhielt: „Essen, nicht schwatzen („Victuals, not talk", oder noch schärfer in alliterierender Form ausgedrückt: „Gobble, not gabble").

Auf der Reise nach Berlin hielt er sich mehrere Tage in London auf, wo er mit den bedeutendsten Vertretern der Politik, Literatur und Kunst verkehrte. Einen Abend brachte er bei dem bekannten Kunstmaler Alma-Tadema zu, wo er den Dichter Robert Browning näher kennen lernte. Bei der Heimkehr benutzten die beiden dieselbe Droschke, die bald in einen dicken Nebel geriet, so daß der Kutscher den Weg verfehlte und mehr als eine Stunde aufs Geratewohl herumfuhr, ohne sich zurecht zu finden. Während dieser Irrfahrt unterhielten sich die beiden Herren über allerlei Gegenstände. In Anbetracht der oft undurchdringlichen Dunkelheit und orakelmäßigen Rätselhaftigkeit der Browningschen Dichtungen, über deren Sinn die Kritiker noch immer streiten und zu deren Erklärung zahlreiche Vereine von seinen Bewunderern in England und Amerika gegründet worden sind, hat die Klarheit, mit der er seine Gedanken ausdrückte und die schwierigsten Sachen erörterte, Herrn White freudig überrascht. Von der Neigung zum Bizarren und Mystischen, welche sich durch alle seine poetischen Schöpfungen zieht, war die Unterredung, auf die er sich einließ, völlig frei. In dem Stadt- und Rathaus, Guildhall, wohnte er einem vom Lord Mayor gegebenen großen Bankett bei und hatte eine günstige Gelegenheit, den prächtigen alten Gold- und Silber-Tischbesatz anzustaunen und sich über die altmodischen, amtsfeierlichen Gewänder und weiß gepuderten Perrücken der vornehmsten Gäste zu verwundern, von denen der Premierminister, Lord Beaconsfield, seine Aufmerksamkeit und Neugierde besonders erregte. Die genaue Beobachtung dieses Mannes, der als Romandichter, Parteiführer, Parlamentsredner und Staatsminister sich berühmt gemacht hatte, interessierte Herrn White recht lebhaft, und darauf richtete er hauptsächlich sein Augenmerk; er wurde jedoch in seinen Erwartungen offenbar sehr enttäuscht, denn er schildert ihn als ungemein steif und hölzern in seinem Wesen und ganzen Benehmen; selbst beim Redehalten wurde er diese Gezwungenheit und Unbeholfenheit nicht los, sondern brachte seine Gedanken und Empfindungen meistens auf mechanische Art zur Darstellung, nur hier und da riß ihn ein feuriger, funkensprühender Satz aus dem alten Schlendrian heraus, in den er sogleich wieder verfiel. Uebrigens werden die Reden als gut und treffend bezeichnet, und völlig frei von der Sucht nach schnakischen und schnurrigen Wendungen, die oft bei amerikanischen Tischreden jeden mit gutem Geschmack und Sinn für feinen Humor begabten Zuhörer eher schmerzhaft als scherzhaft berühren.

Herr White kam in Berlin an, als die goldene Hochzeit des ersten Deutschen Kaisers gefeiert wurde, und freute sich über die Höflichkeit und Herzlichkeit, mit welcher das diplomatische Korps, sowie alle Mitglieder der kaiserlichen Familie und Regierungsbeamten ihn empfingen. Bekanntlich war Friedrich der Große der erste europäische Herrscher, der die Unabhängigkeit der Vereinigten Staten anerkannte. Dieses Vorgehen war damals ein Glück für die neugegründete Republik und ist auch den diplomatischen Vertretern derselben in Berlin bis auf den heutigen Tag eine ergiebige und nie versiegende Quelle des Glücks geblieben; denn bei der Ueberreichung der Beglaubigungsschreiben nehmen sie fast immer Bezug auf diese Begebenheit, die ihnen einen recht annehmlichen Stoff für die offizielle Begrüßungsrede liefert und dadurch einen bedeutenden Vorteil über alle anderen Gesandten gewährt. Der Umstand, daß der König zu dieser Anerkennung eher durch Haß gegen England als aus Liebe für den amerikanischen Freistaat veranlaßt wurde, ist hier von keinem Belang und wird von dem klugen und umsichtigen Diplomaten mit keiner Silbe erwähnt. Hätte der geistreiche und zur Satire stark geneigte Monarch die drolligen Folgen seiner Politik vorausgesehen, so wäre seine Freude daran noch vermehrt und seine volle Befriedigung durch ein feines Lächeln und eine mit verbissenen Lippen ausgesprochene spöttische Bemerkung zum Ausdruck gebracht worden.

Herr White gibt eine ausführliche und bemerkenswerte Schilderung der mit dem Posten eines amerikanischen Gesandten in Berlin verbundenen Verlegenheiten und Verdrießlichkeiten, die zum Teil durch Deutsche verursacht werden, die auswandern, um ihren militärischen Dienstpflichten zu entgehen, und dann als naturalisierte amerikanische Bürger zurückkehren, sich recht protzig und trotzig benehmen und über ihre Lebensgefährten und früheren Spielgenossen als „Untertanen" spotten. Wenn sie deswegen als Deserteure verhaftet oder mit Geldstrafen belegt werden, begeben sie sich in den Schutz der amerikanischen Gesandtschaft. In der Regel wurden solche Fälle von der deutschen Regierung mit Rücksicht und freundlichem Entgegenkommen erledigt.

Noch schlimmer sind die Aergernisse und Belästigungen, zu welchen die törichte Aufführung und unsinnigen Ansprüche der geborenen Amerikaner manchmal Anlaß geben. Es scheint zuweilen, als ob der Gesandte in sein Bureau nicht treten könnte, ohne daß ein derartiger Plagegeist ihm etwas Unangenehmes zu schaffen macht. Manchmal ist es ein übermütiger und unbesonnener Kerl, der geistig noch nicht aus den Flegeljahren ist und es für seine patriotische Pflicht hält, Deutschland und die deutsche Regierung samt und sonders vor aller Welt herunterzureißen, und deshalb verhaftet und eingesperrt wird. Dann und wann ist es schwer zu entscheiden, ob man mit einem Dummkopf oder einem Schurken zu tun habe, wie

z. B. wenn ein junger, in der Uniform eines Seeoffiziers verkleideter Mann sich für den Sohn des Präsidenten der Vereinigten Staaten ausgibt und dadurch sucht, eine vornehme gesellschaftliche Rolle zu spielen oder gemeine Geldschwindeleien zu treiben. Allenfalls ist er ein frecher Betrüger, aber man weiß nicht, ob er ins Gefängnis oder ins Tollhaus gesteckt werden sollte.

Es kommt ziemlich häufig vor, daß ein eingeborener Amerikaner ein deutsches Fräulein heiraten und selbstverständlich sich in Deutschland trauen lassen möchte. Es überrascht und verdrießt ihn zu erfahren, daß, ehe er die Braut heimführen darf, mehrere amtliche Papiere den Behörden vorgelegt werden müssen. Obwohl seine Gegenwart genügt, um ad oculos zu demonstrieren, daß er wirklich geboren wurde, muß er einen Geburtsschein zeigen, um diese unbestreitbare Tatsache zu bestätigen. Noch beschwerlicher und überflüssiger dünkt ihm die Forderung eines Taufscheines, der zum Beweis von seiner Wiedergeburt dient; denn erstens wird eine bedeutende Anzahl, wenn nicht sogar die Mehrzahl der Bewohner der Vereinigten Staaten nie getauft und zweitens, selbst wenn dieser rein kirchliche Weiheakt vollzogen wird, nehmen die Behörden gar keine Notiz davon. Der ängstliche Bräutigam wundert sich über die große Rolle, die das „Scheinwesen" in Deutschland spielt und wendet sich an den amerikanischen Gesandten, um Hilfe zu finden. Als Herr White einmal Bedenken trug, sich in einen sehr verwickelten gerichtlichen Fall von dieser Art unverzüglich einzumischen, erhielt er die Antwort: „Sie sind der amerikanische Minister, und wenn Sie nicht da sind, um Amerikanern aus der Verlegenheit zu helfen, wozu sind Sie überhaupt da."

Noch wunderlicher sind die Begriffe, welche viele Amerikaner sich von dem eigentlichen Beruf eines Gesandten und dessen Amtspflichten machen, indem sie die Gesandtschaft als eine allgemeine Nachweiseanstalt für die unentgeltliche Erledigung allerlei Geschäfte im Auftrag amerikanischer Bürger ansehen, wie z. B. die Anstellung genealogischer Forschungen nach erlogenen adeligen Ahnen oder die Auslieferung nur in der Einbildung vorhandener Erbschaften, die längst ruhen und in der kaiserlichen Schatzkammer die Erben erwarten sollen. Eines Tages kam ein großes Paket an, das nur ganz gewöhnliches in viereckige Stückchen geschnittenes Baumwollenzeug enthielt. Ueber den Zweck dieser sonderbaren Sendung zerbrach man sich vergebens den Kopf, bis ein Brief folgte, in dem Herr White ersucht wurde, den Kaiser, die Kaiserin, sowie alle Prinzen und Prinzessinnen, den Fürsten Bismarck und andere Berühmtheiten zu bitten, ihre Namen auf dieselben zu schreiben, damit man aus diesen mit so seltenen und schätzbaren Autographen versehenen Stückchen eine Bettdecke herstelle und verkaufe, um Geld für eine kleine amerikanische Pfarrkirche herbeizuschaffen.

Ein absonderliches und äußerst drolliges Beispiel von väterlicher Voreingenommenheit kam bei der Errichtung eines Reiterstandbildes für George Washington in Philadelphia vor. Nachdem die Summe von ungefähr 50,000 Dollars zusammengebracht war, entschloß sich die Kommission, den rühmlich bekannten deutschen Bildhauer Hrn. Professor Siemering mit der Ausführung der Arbeit zu beauftragen. Bald darauf erhielt Herr White einen Brief von einem Amerikaner, der genaue Auskunft über die Fähigkeiten und bisherigen Leistungen des betreffenden Künstlers verlangte. Diesem Wunsche wurde gern entgegengekommen und nach sorgfältigen Erkundigungen und eingehenden Untersuchungen, die in einem Besuch des Ateliers des Herrn Siemering und der Besichtigung seiner Entwürfe und Modelle endigten, ein sehr günstiger Bericht darüber erstattet, in dem von seinem großen Kriegsdenkmal in Leipzig gesprochen und nebenbei bemerkt wurde, daß er bis jetzt kein bedeutendes Werk für Berlin geschaffen habe. Darauf wurde umgehend erwidert: „Ihr Schreiben bestätigt meine vorgefaßte Meinung. Einem Manne wie Siemering die Arbeit anzuvertrauen, ist eine Schmach und Schande. Es dürfte jedem einleuchten, daß er bloß ein Aufschneider sei, da er bis jetzt keine Statue in Berlin errichtet habe. Nur ein geborenes Talent sollte das Standbild unseres Landesvaters liefern. Ich habe einen 14jährigen Sohn, der sich schon in hohem Grade ausgezeichnet hat, indem er aus Butter und Kitt mehrere Figuren verfertigt hat, welche die Bewunderung meiner Freunde erregt haben. Ich bin überzeugt, er hätte ein Werk hervorbringen können, das durch Originalität und Herrlichkeit der Republik und der Kunst zur Ehre gereichen würde." Das hier zur Schau getragene Uebermaß der väterlichen Verbitterung und Verblendung macht jeden Kommentar überflüssig.

Von höchstem Interesse in diesen flüchtigen, aber feinsichtigen Denkwürdigkeiten sind nicht nur die Beschreibungen des persönlichen Verkehrs mit den diplomatischen Kollegen, sondern auch die Bemerkungen über eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten, mit denen Herr White in Deutschland, Frankreich und Italien zusammentraf. Es kommt verhältnismäßig selten vor, daß ein Gesandter die Neigung oder die Gelegenheit hat, so innige Beziehungen mit Künstlern, Gelehrten, Schriftstellern und besonders mit Universitätsprofessoren zu unterhalten, wie es Herrn White wegen der Geistesverwandtschaft mit solchen Männern und der Fähigkeit, ihre Verdienste richtig zu würdigen, ganz natürlich fiel. Hier sind speziell zu erwähnen die japanischen und chinesischen Gesandten, beide zur mongolischen Rasse gehörend und doch die möglichst starken Gegensätze zueinander bildend: der erste ein geistreicher und einsichtsvoller Mann, der sich die Haupterrungenschaften der europäischen Kultur angeeignet hatte, Deutsch, Englisch und Französisch geläufig sprach und eine gründliche Kenntnis des Völkerrechts besaß; der zweite ein zopftragender und in seinem ganzen geistigen Wesen zöpfiger Mandarin, der nur durch einen oft schwer verständlichen Dolmetscher mit den Regierungsbeamten unterhandeln und sich mit den übrigen Mitgliedern des diplomatischen Korps unterhalten konnte, von denen er auch in seinen Anschauungen und Auffassungen sich völlig trennte. Man muß jedoch bei dieser damals triftigen Beurteilung der betreffenden Verhältnisse den großen Fortschritt anerkennen, den China während der letzten zwanzig Jahre in dieser Beziehung gemacht hat, wie aus der hohen Bildung und diplomatischen Tüchtigkeit des chinesischen Ministers Wu-Jing-Fang in Washington zu ersehen ist.

Ein komisches Beispiel der anmaßenden Unwissenheit, welche manchen von Selbstgefallen strotzenden jungen Gelehrten kennzeichnet, liefert der folgende kleine Vorfall: Als Herr White zahlreiche Ankäufe in einer römischen Buchhandlung soeben gemacht hatte, trat ein junger Harvarder Professor ein. Herr White zeigte ihm mehrere Bücher und machte ihn auf einen neuen Band von Villaris Geschichte besonders aufmerksam, wobei er des Historikers Namen mit dem Accent auf der ersten Silbe ganz richtig aussprach. „Ja," antwortete der junge Professor, „Villári ist ein vorzüglicher Schriftsteller", mit einer starken Betonung der zweiten Silbe. Dies erinnert mich an eine ähnliche, aber noch drolligere Erfahrung auf dem Monte Pincio, wo ich einem jungen Amerikaner und angehenden Hochschullehrer begegnete. Er interessierte sich für die Kirchenarchitektur, und ich fragte ihn, ob er die merkwürdigste aller römischen Kirchen, S. Paolo fuori le mure, besichtigt habe. „Jawohl," erwiderte er, „gestern besuchte ich St. Pauls Blumen an den Mauern" (fuori mit fiori verwechselnd).

Charakteristische Anekdoten, welche die Eigentümlichkeiten bekannter Personen zur Anschauung bringen, werden erzählt. Darauf können wir hier des Raummangels wegen nicht näher eingehen. Nur zwei Aeußerungen des Saint-Beuve dürften wiedergegeben werden, da sie die Art und Weise, wie dieser feine Zyniker seinen stichelnden Spott mit allem zu treiben pflegte, trefflich beleuchten. Als er gefragt wurde, welcher Dichter, Lamartine oder Viktor Hugo, der bedeutendere sei, antwortete er: „Charlatan pour charlatan, je préfère Lamartine". Bekanntlich wurde er von Napoleon III. zum Senator ernannt mit einem Jahresgehalt von 30,000 Francs. „Glauben Sie," sagte ihm eines Tages sein Freund Professor Botta, „daß das Kaiserreich noch lange bestehen wird?" Saint-Beuve zuckte die Achseln und erwiderte: „Monsieur, je suis payé pour le croire".

Die im Century Magazine für November veröffentlichten Erinnerungen an Bismarck haben die Hamburger Nachrichten veranlaßt, Herrn White heftig anzugreifen und ihm krasse Unwissenheit und sogar Lügenhaftigkeit vorzuwerfen. Es handelt sich hier nur um Dinge von geringer Bedeutung: wie im Jahre 1868 (nicht 1866) auf dem Bahnhof in Kissingen der Reichskanzler den Inhalt zweier großer Bierkrüge augenscheinlich mit Wohlgefallen die Kehle her-

untergoß oder wie er aus Mißverständnis der Vorschrift zwei Flaschen statt zwei Glas Hermitagewein jeden Tag mit dem Mittagessen trank — lauter lustige und recht charakteristische Geschichten, in denen der berühmte Staatsmann selbst nie eine Beleidigung gewittert, sondern darüber herzlich gelacht hatte. Außerdem dürfte jeder, der den amerikanischen Botschafter White und den tüchtigen Rechtsgelehrten Professor Dr. Gneist gekannt hat, die Behauptung der Hamburger Nachrichten, daß die Geschichten „auf freier Erfindung beruhen", für eine empfindbare Ehrenkränkung und grobe Beleidigung der beiden Herren halten. Was den dritten Streitpunkt anbetrifft, so stimmen wir den Hamburger Nachrichten bei, daß Bismarcks Vater nicht daran ernstlich gedacht haben könne, ihn zum Geistlichen zu machen, damit eine kleine Pfründe in der Familie bleibe. Es ist jedoch ganz klar, daß der alte Rittmeister die Sache berührt und mit seiner Frau in Erwägung gezogen haben muß, als der Sohn in früher Jugend war, sonst hätte der Fürst sie gar nicht erwähnt und spaßige Betrachtungen über die möglichen Folgen dieses Planes, wenn er zur Ausführung gekommen wäre, angestellt. Gegen diese Geschichte wenden die Hamburger Nachrichten ein, um ihre Unwahrscheinlichkeit darzutun, daß sie „fast überwältigend in ihrer Komik wirkt", aber dieser Umstand hätte den Gefallen des mit urwüchsigem Humor begabten Erzählers daran nur vergrößert. Daß das Gespräch stattgefunden hat, wie es von Herrn White wiedergegeben wird, verbürgt nicht nur seine unantastbare Wahrhaftigkeit, sondern auch das Zeugnis eines hohen Herrn aus Berlin, der sich auch an dem heiteren Geplauder weidete. Die Lebensweise des Fürsten Bismarck war nichts weniger als eine streng enthaltsame. Wie gern er schwer verdauliche Kibitzeier aß, ist allgemein bekannt, ebenso seine erstaunliche Fertigkeit im Austernessen. In einem Lütticher Restaurant, wie er Sidney Whitman mitteilte, verzehrte er zur Ueberraschung der Büffetdame 170 Austern. Ein Lieblingsgericht war auch der Kaviar. Einmal, nachdem er demselben tüchtig zugesprochen hatte, sagte er zu seinem Leibarzt, dem Geheimrat Schweninger, gewendet: „Seltsam, wie der Kaviar sättigt!" „Ja, Durchlaucht," war die Antwort, „wenn Sie gleich ein halbes Pfund davon essen, dürfen Sie sich darüber nicht wundern." Wollen die Hamburger Nachrichten diese von Whitman, Heinrich v. Poschinger und anderen Bewunderern des Fürsten Bismarck veröffentlichten Anekdoten als „Aufschneidereien" betrachten? Wenn nicht, warum haben ähnliche und ebenso glaubwürdige, von Herrn White herrührende Erzählungen den anonymen Zeitungsschreiber zur Wut gereizt und veranlaßt, gegen einen hochstehenden, ehrenvollen Mann, einen warmen Freund Deutschlands und aufrichtigen Verehrer Bismarcks, solche falsche Anklagen vorzubringen? Es ist in der Tat ein Rätsel, das wir nicht lösen können und mit dem wir uns hier nicht weiter beschäftigen wollen.

E. P. Evans.

Bücher und Zeitschriften.

Das Schloß der Frevel. Von Ferdinand Kürnberger. Verlag Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1903.

Fast 25 Jahre nach dem Tode seines Autors tritt dieses Buch, das Kürnberger selbst als sein bestes bezeichnet hat und das ihm als der „Schatz seines Lebens" galt, endlich in die Oeffentlichkeit. Was ist währenddem in der deutschen Literaturwelt vor sich gegangen; fast wird es dem Kritiker schwer, der sich durch den Wust aller der vielen Erzeugnisse der literarischen Gegenwart durcharbeitet, den Standpunkt zu finden, von dem Kürnbergers Roman betrachtet werden soll. Der vorliegende Roman ist kein historischer, wenngleich die kritische Beobachtung einer Zeitperiode — es ist die Zeit um 1859 — sein Grundmotiv bildet, aber er ist kein historischer in dem Sinne, daß er irgend einen Vorgang in der Geschichte vornimmt und diesen mit mehr oder minder erfundenem Beiwerk umgebend zu einem Literaturstück verarbeitet, das in erster Linie ein Stück Geschichte interessant und einem Großteil von Lesern gerecht machen will, die nur das Menschliche in allen seinen Regungen aus der Geschichte allein erfassen möchten. Die Zeit jenes italienischen Krieges liegt nicht so weit hinter uns und viele kennen sie noch als miterlebte Geschichte und von diesen wird „Das Schloß der Frevel" zweifellos einer eigenen, allzusubjektiven Kritik unterworfen werden; vielleicht hat das Buch dadurch, daß es erst jetzt vor die lesende Oeffentlichkeit tritt, nichts an Wert verloren, denn sicherlich wäre es damals, als alles, was auf Bildung Anspruch erheben wollte, liberalisierte, kaum höher als eine in die Form eines Romans gehüllte Kampfschrift gegen den Ultramontanismus gewertet worden. Zum mindesten aber wäre dieses Kunstwerk, indem seine Kühnheit, mit der es den modernen Katholizismus angreift, leicht eine schiefe Deutung erfahren hätte, um einen beträchtlichen Teil seines Kunstwertes gebracht worden. Doch liegt auch in der feinen Ausarbeitung, mit der es zugleich ein Problem ungesunder Erotik behandelt, ein Hauptpunkt seines Wertes. Trotzdem findet sich aber nichts in dem Buche, was seinen Inhalt demjenigen Leser, der nach sinnlichem Kitzel sucht, besonders anziehend erscheinen lassen wird. Aber auch derjenige, der in bärbeißigem Wohlbehagen seinem freisinnigen Philistertum eine angenehme Lektüre finden will, wird vielleicht recht sehr enttäuscht sein, er wird jene Typen des streitbaren Katholizismus mit all' den ihnen mundgerechten Phrasen suchen und eine höhere Auffassung z. B. des Jesuiten, die nur mit den Maßen des künstlerisch Schönen wertet, finden. Mag auch einerseits verwurzelte Orthodoxie manches in dem Buche entdecken, das sie ihr gemäß ausschlachten könnte oder scheinheilige Prüderie manches finden, was ihr moralisches Herz beunruhigt, sicherlich würde Kürnbergers nachgelassenes Werk arg mißverstanden, wenn man es als politisches Kampfbuch oder als Reizmittel für Erotiker ausdeuten wollte. Aber auch uns, die wir einer neuen Kunst leben, wird das Werk des Wiener Dichters, der freilich in der Literaturgeschichte seinen Platz in einer längst hinter uns liegenden Periode einnimmt, nicht allzu wenig zu sagen haben. Was die farbensatte Sprache und den sicheren Aufbau seines Gefüges betrifft, vielleicht sogar recht vieles.

Karl Wilhelm Fritsch.

Lord Acton über die Reformation. Am 12. Januar wird bei der „Cambridge University Press" der zweite Band der von dem verstorbenen Lord Acton geplanten und ins Leben gerufenen „Cambridge Modern History" erscheinen. Dieser zweite Band, der dem bereits in dritter Auflage erschienenen ersten, der Renaissance, folgt, behandelt die Reformation. In 19 Kapiteln führen verschiedene Gelehrte Stanley Leathes, Lindsay, Pollard, Tilley, Whitney, Maitland u. s. w. auf selbständige Weise durch die Vorgeschichte und Geschichte der Reformation in den verschiedenen Ländern. Der deutschen Reformation und ihren Gegnern sind Kapitel 2 und 3 „Habsburg und Valois", Kap. 4 „Luther", Kap. 5 „Nationale Opposition gegen Rom in Deutschland", Kap. 6 „Soziale Revolution und katholische Reaktion in Deutschland", Kap. 7 „Der Konflikt der Religionen und Parteien in Deutschland", Kap. 8 „Die Glaubenskriege in Deutschland" gewidmet. Und in dem ersten Kapitel spricht noch einmal der verstorbene große Gelehrte, den als einzigen Ausländer Lord Acton noch zugezogen hatte: Franz Xaver Kraus über das Mediceische Rom.

M.

*

Allgemeine Rundschau.

Römische Kastelle und Lager.

In Nr. 4 der Wissenschaftlichen Beilage wird auf S. 31 unter Chiffre „bl" über einen Graben am linken Prinzipaltor der Saalburg bei Homburg v. d. H. berichtet und hierbei diese römische Befestigung ein Kastell genannt, dann aber wird auf das Werk Hygins de munitionibus castrorum hingewiesen, in welchem dieser Graben zur Anwendung empfohlen werde. Hierin liegt ein Widerspruch, den freilich fast die Gesamtrömerforschung teilt. Es ist das Feld- und Besatzungs-

lager (castra; praesidiario castra), von dem Hyzin spricht, und die Merkmale eines solchen sind an der Saalburg zweifellos gegeben; aber „Kastell“ darf sie nie genannt werden. Die Kastelle dienten der passiven Verteidigung und werden von Vegetius gleich den zu befestigenden Städten behandelt; die castra wurden von den Römern stets so angelegt, daß die Besatzung in jedem günstigen Augenblick sofort zum Angriff übergehen konnte und diesem Zwecke dienten die hier vorhandenen zahlreichen Tore.

Eman. Seyler,
Verfasser von „Burgställe“ u. a. W.

Kleinere Mitteilungen.

* **Experimente mit Radium an Tieren.** Im Pasteurinstitut zu Paris sind Experimente mit Radium gemacht worden, um den Wert des Radiums für medizinische Zwecke zu erproben. Dr. Danicz fand dabei, daß man, wenn man eine Glastube mit einer winzigen Menge Radium auf den Körper einer jungen Maus wirken läßt, das Tier bald gelähmt wird und der Tod immer eintritt. Bei ausgewachsenen Mäusen ist das gleiche nur eingetreten, wenn der Haarwuchs auf dem Kopfe entfernt worden war. Dr. Danicz prüfte darauf die Wirkung von Radium in größerer Entfernung. Ein Käfig mit Mäusen wurde sieben Zoll von der Tube entfernt aufgestellt. Nach Ablauf von 14 Stunden fand man, daß die Tiere ihre ganze Behaarung verloren hatten. Sie wuchs aber nach einigen Tagen wieder; aber, seltsam genug, die Farbe hatte sich verändert. Am 20. Tage zeigten sich an einigen Mäusen Zeichen von Lähmung und am Ende des 23. Tages waren alle dem unsichtbaren Einfluß des unscheinbaren Etwas in der Tube erlegen. Die Sektion zeigte in allen Fällen eine bedeutende Erweiterung der Kapillarvenen.

C. K. **Archäologisches.** Einer Nachricht des Standard zufolge sind von österreichischen Forschern in den Ruinen von Ephesus einige bemerkenswerte Entdeckungen gemacht worden. Bei dem Theater haben sie ein Gebäude gefunden, das, nach einer Inschrift zu urteilen, eine Bibliothek war, die von einem Manne namens Celsus gebaut worden war. Man fand zwei Statuen in Nischen, von denen die eine die Wissenschaft darstellt. Noch wichtiger ist die Entdeckung von zehn Hochreliefs, die eine Balustrade bilden und ein historisches Motiv aus der Römerzeit darstellen. Von den Freskenbildern, die vor Jahren in der pompejanischen Villa des P. Fannius Sinistor gefunden worden sind, und die in Paris zum Verkauf ausgestellt waren, wird jetzt gemeldet, daß sie vom Metropolitan-Museum of Art von New-York angekauft sind. Ueber den Preis ist nichts bestimmtes veröffentlicht, doch bleibt er sicherlich nicht hinter der Summe von vierhunderttausend Francs zurück.

* **Eine Photographie Shakespeares** ist in der letzten Nummer des Athenaeum wiedergegeben. Die Sache ist nicht ganz so lächerlich, wie es auf den ersten Blick scheint; die Photographie stellt nach Art der üblichen kombinierten Photographien eine Vereinigung der vorhandenen, mehr oder minder „authentischen“ Bildnisse Shakespeares und der Stratforder Büste dar und mag daher wohl als eine Art Bild des „Ideal-Shakespeare“ gelten können.

R. **Der Röntgen-Kongreß**, der, verbunden mit einer Röntgen-Ausstellung, anläßlich der zehnjährigen Wiederkehr der Entdeckung der Röntgen-Strahlen Ostern 1905 in Berlin veranstaltet werden wird, soll im Anschluß an die Tagung der Deutschen Gesellschaften für Chirurgie und für orthopädische Chirurgie unter dem Ehrenvorsitz v. Bergmanns stattfinden. Geh. Rat Prof. Dr. Röntgen hat sein Erscheinen als Ehrengast zugesagt.

* **Todesfall.** Am Mittwoch starb zu Meßkirch in Baden die Mutter des Bürgermeisters Hauser und einzige Schwester Max Schneckenburgers, des Dichters der „Wacht am Rhein“, Margarethe Hauser.

Hochschulnachrichten.

* **Bonn.** Der Privatdozent Prof. Dr. Rimbach, Abteilungs-Vorsteher am Chemischen Institut der Universität Bonn, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Berlin.** Die Universität Berlin hat abermals einen Verlust erlitten. August Garcke, Professor der Botanik, ist nach kurzem, schwerem Leiden gestorben. 1819 zu Braunrode im Kreise Mansfeld geboren, studierte Garcke anfänglich in Halle Theologie. Er schloß dieses Studium auch ordnungsmäßig mit der ersten theologischen Staatsprüfung ab. Dann entschloß er sich aber, seiner Neigung für die Botanik ganz zu folgen. Er galt für einen der besten Kenner der Flora Deutschlands. 1848 veröffentlichte er eine Flora von Halle, zu der seine Freunde Thilo Irmisch und Müller, später Müller Hallensis genannt, ihm Beiträge lieferten. Mittlerweile hatte Garcke schon ein anderes Unternehmen vorbereitet, eine Flora von Nord- und Mitteldeutschland, die 1849 herauskam. Bereits 1851 kam die zweite Auflage heraus und immer nach einigen Jahren wurde eine neue Ausgabe erforderlich, bis deren mehr als zwanzig vorliegen. 1851 siedelte Garcke nach Berlin über, um hier im Botanischen Garten unter Alexander Braun zu arbeiten. 1856 wurde er Gehilfe am Herbarium und 1865 zum Kustos am Botanischen Garten befördert. 1869 habilitierte er sich als Privatdozent für Botanik und Pharmakognosie an der Universität. 1871 wurde er außerordentlicher Professor.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Highlife 1904. Porträt-Kalender für die elegante Welt. Herausgegeben von G. L. v. Lieres und Wilkau. Berlin-Halensee. Verlag des Highlife-Porträt-Kalenders. 264 S. — Eugen v. Veöreös: Nationalbuch über die Berechtigung und Ausdehnung der ungarischen Nationalansprüche. Györ 1903. Literatur-Unternehmen „Panonia“. 227 S. — Wilhelm Wundt: Ethik. Eine Untersuchung der Tatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens. 3. umgearb. Auflage. Stuttgart 1903. F. Enke. 409 S. — Prof. Dr. Alois Zucker: Ein Wort zur Aufhebung der gerichtlichen Voruntersuchung. Berlin 1904. J. Guttentag. 74 S. — Kurt Moriz-Eichborn: Das Soll und Haben von Eichborn u. Co. in 175 Jahren. Ein schlesischer Beitrag zur vaterländischen Wirtschaftsgeschichte. Breslau 1903. W. G. Korn. 371 S. — Dr. Albrecht Wirth: Weltgeschichte der Gegenwart. Berlin 1904. Gose u. Tetzlaff. 351 S. — Diesterwegs populäre Himmelskunde und mathematische Geographie. Neu bearb. von Dr. M. Wilhelm Meyer unter Mitwirkung von Dr. B. Schwalbe. 20. Auflage. Hamburg 1904. Henri Grand. 458 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Staedel'sches Kunst-Institut,
Frankfurt a. Main.

Zum 1. April l. J. wird im Staedel'schen Kunst-Institut die Stelle des

Direktors der Gallerie und der Sammlungen frei.

Bewerber werden ersucht, sich bis zum 15. Februar unter Beifügung von Zeugnissen und eines Lebenslaufs, sowie Nennung ihrer Gehaltsansprüche an die unterzeichnete Administration zu wenden.

Frankfurt a. M., 9. Januar 1904.

Die Administration
(5387)c **des Staedel'schen Kunst-Instituts.**

ng 1904. München, Mittwoch, 13. Januar. Nummer 9.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Der heutige Stand der Krebsfrage. Von Dr. med. Robert Rößle.

Die Stellung Kleinasiens in der christlichen Kunstgeschichte. Von F. Reber.

II. Bücher und Zeitschriften.

Max Dessoir und Paul Menzer: Philosophisches Lesebuch. — Scheffels Werke.

III. Allgemeine Rundschau.

Ein Streit um das Dante-Haus in Florenz. — Ueber Naphtha im Gebiete der Bagdad-Bahn. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Der heutige Stand der Krebsfrage.

Von Dr. med. Robert Rößle.

In dem ganzen Gebiet des Lebendigen gibt es vielleicht keine Erscheinung, die uns so sinnlos und naturwidrig erscheint wie das Vorkommen der Geschwülste. Da entsteht und wächst, wir wissen nicht warum und wozu, an unserem Leibe ein Ding, das sich von unserem Blute nährt, unser Fleisch verzehrt und, ein Teil von uns selbst, uns schließlich unter einem elenden Siechtum zugrunde richtet. Wir müssen natürlich überzeugt sein und sind es auch, daß diese furchtbare Krankheit denselben unabänderlichen Gesetzen des Werdens und Vergehens folgt wie die anderen Krankheiten unseres Organismus. Aber diese Gesetze kennen wir kaum. Unsere Kenntnisse vom Tod und von den Krankheiten sind heute, trotz einer rastlosen und riesenhaften Arbeit, noch recht unvollkommen. Ich meine damit die Vorgänge an sich und nicht die Ursachen des Todes und der Krankheiten im allgemeinen; denn in letzterer Hinsicht hat die Bekanntschaft mit den einzelligen Organismen so viel Licht gebracht, daß wir mit den Erfolgen der letzten Jahrzehnte nicht unzufrieden sein dürfen. Wenn auch sicher lange nicht alle Leiden durch diese niederen Lebewesen hervorgerufen sind, so wissen wir nun doch, in welcher Richtung wir den Feind für noch viele Krankheiten, deren Erreger wir noch nicht kennen, zu suchen haben, und immer mehr entkleidet sich der Krankheitsbegriff des Mystischen, der ihm früher anhing. Wir sind nun nicht mehr zu fatalistischer oder abergläubischer Untätigkeit verdammt, sondern jeder, der mitarbeitet, ist froher Hoffnung, daß noch mehr von den Feinden des Menschengeschlechtes unschädlich gemacht werden.

Nur einer von den großen Völkergeißeln stehen wir bis jetzt völlig ratlos gegenüber, das ist der Krebs. Wir wissen weder wie er entsteht, noch wissen wir, wie wir helfen oder heilen sollen. Das eine ist nicht vom anderen abhängig: wir kennen den Erreger der Pocken nicht und haben doch Schutz vor ihnen, wir kannten bis vor kurzem den Erreger der Malaria nicht und hatten sie doch tausendmal geheilt. Andrerseits kennen wir den Parasiten der Tuberkulose, aber noch ist kein Serum gegen ihn gewachsen. Beim Krebs wissen wir keines von beiden.

Ist denn aber die Bedeutung der Krebsfrage so groß? Die Zahl derer, die an Krebs sterben, ist freilich nicht so ungeheuer. Nach der vor wenigen Tagen in der Münchener Allgemeinen Zeitung veröffentlichten Bevölkerungsstatistik für München waren unter den 10,876 Todesfällen des Jahres 1903 715 Todesfälle durch Krebs, und die vom Komitee für Krebsforschung veranstaltete Sammelforschung vom 15. Oktober 1900 hat ergeben, daß damals auf eine Million Einwohner in Deutschland durchschnittlich 215 Krebskranke kamen, wobei allerdings Südbayern mit den höchsten Zahlen (über 380 auf 1,000,000) vertreten war. Wenn nun auch die Zahl der Opfer gegenüber denen anderer Volksseuchen nicht so hoch ist, so haben doch von jeher die Unheilbarkeit und die Schrecklichkeit des Leidens, sowie seine rätselhafte Entstehung das Interesse der Aerzte immer wachgehalten. Von neuem hat dann die Angabe der Statistik von der Zunahme der Häufigkeit der Krebstodesfälle, ferner die traurige Rolle, die der Krebs in der jüngsten Geschichte gespielt hat, die Frage in den Vordergrund gestellt; schließlich kommt dann, daß die theoretische Seite der Frage, der Krebs als Problem des Zellenlebens, eine große Bedeutung gewonnen hat, so daß sie heute nicht mehr allein dem forschenden Kreis der Kliniker und pathologischen Anatomen angehört, sondern neuerdings sämtliche biologische Disziplinen, auch Zoologen und Botaniker, angelockt hat. Die Wichtigkeit, die in fachmännischen Kreisen der Krebsfrage beigemessen wird, dokumentierte sich in der 1900 in Berlin erfolgten Gründung eines Komitees für Krebsforschung und in der Einrichtung zweier speziell der Krebsforschung gewidmeten Institute, eines an der Charité und eines am Institute für Therapie in Frankfurt. Seit 1903 gibt nun das Komitee, dessen Vorsitz Geheimrat v. Leyden führt, eine „Zeitschrift für Krebsforschung" heraus, welche bestimmt ist, ein Zentralorgan für alle Publikationen zu werden, die sich mit irgend einer Seite der Frage beschäftigen, mögen es mikroskopische Untersuchungen, klinische Beobachtungen, therapeutische Versuche oder statistische Feststellungen sein. Bisher waren alle diese Veröffentlichungen zerstreut, viele in unzugänglichen und seltenen Zeitschriften, und aus der Tatsache, daß bereits vor mehreren Jahren die Menge der Arbeiten über den Krebs die Zahl 5500 erreicht hatte, mag ersehen werden, wie schwierig dadurch die Vorarbeiten für manche Spezialuntersuchungen in der Frage geworden waren.

Man geht dem Problem heute, wie eben angedeutet, auf die verschiedenste Weise zu Leibe. Die einen hoffen Aufklärung durch möglichst genaue Feststellung, unter welchen Bedingungen, wo und wann der Krebs auftritt, die anderen legen den Hauptwert auf sorgfältige Beobachtung des Leidens am Lebenden, wieder andere untersuchen mit Hilfe des Mikroskops und der bakteriologischen Züchtungsverfahren das durch Operation entfernte oder bei der Sektion aufgedeckte krebsige Material, und schließlich treten neuerdings auch Forscher auf, welche, indem sie überhaupt auf die Erkenntnis der Ursachen der Krebsentwicklung verzichten, nur die therapeutische Seite auf moderne Weise in Angriff nehmen.

Die ersten also sind die Statistiker, die zweite Gattung der Forscher arbeitet mit Hilfe der Klinik, die dritten machen sich die histologische Erforschung der bösartigen Gewebe zur Aufgabe; ihnen reihen sich diejenigen an, welche bösartige Geschwülste auf experimentellem Wege zu

erzeugen oder zu übertragen bestrebt sind; die letzten stützen sich auf die neuesten Errungenschaften der Bakteriologie und Physiologie, auf die Kenntnis der im Blutserum künstlich zu erzeugenden Gegengifte. Was an gesundenen Tatsachen sich unter gemeinsame Gesichtspunkte bringen läßt, dient durch Aufstellung immer neuer Theorien auf dem Wege der Spekulation zur Lösung des Problems.

Die Dienste, die uns die Statistik bisher erwiesen hat, sind gering, soweit es sich um Aufklärung der Ursachen und des Wesens des Krebses handelt. Wichtig ist die Kenntnis von der Ausbreitung, von der Häufigkeit, von der Verteilung der Krankheit auf die Lebensalter, Berufsarten, auf die Geschlechter, auf die verschiedenen Organe der beiden Geschlechter immerhin. Was die geographische Verbreitung des Krebses betrifft, so ist er nicht wie die Tuberkulose eine Krankheit der ganzen Welt, sondern man möchte ihn eher eine Krankheit der arischen Rasse nennen; doch ist er z. B. in Japan nicht selten. Richtiger ist es zu sagen, daß er eine Krankheit der gemäßigten Zonen ist. In Europa wie in Nordamerika und Asien sind die Länder mit kalten Klimaten fast frei (Grönland, Canada, Sibirien). Auch in heißen scheint er fast nicht vorzukommen: er ist z. B. in Kamerun ganz, in Westindien fast unbekannt. In Europa ist er am häufigsten in den nördlicheren, um die Nordsee gelegenen Ländern; England, namentlich Schottland, Belgien, Holland weisen eine verhältnismäßig hohe Mortalität an Krebs auf und Theodor Storm nennt im „Schimmelreiter" den Krebs „die Krankheit unserer Marschen". In Deutschland ist er übrigens am meisten verbreitet in den südlichen Teilen. Interessant sind auch die hohen Zahlen, die von Australien berichtet werden, wobei es sich natürlich nur um die dort angesiedelten Europäer handelt; in Neu-Süd-Wales ist Krebs die dritthäufigste Todesursache und von einer gleich hohen, endemieartigen Intensität der Erkrankung auf Neuseeland erzählte mir ein englischer Reisender. Es leben dort sehr viele Familien aus Schottland, wo die Krebsmortalität ebenfalls über dem Mittel steht, und man beschuldigt die übermäßige Fleischernährung und den Alkoholismus, während vielleicht noch mehr die Inzucht der von Haus aus zu Krebs neigenden Familien in Betracht zu ziehen ist. Die von dort mitgeteilten Zahlen scheinen unanfechtbar zu sein. Im allgemeinen muß man den Angaben der Statistik über die Häufigkeit des Krebses kritisch gegenüberstehen; denn wie viele Personen sterben, auch bei uns, ohne ärztliche Behandlung; andererseits werden unendlich viele Krebsfälle im Leben nicht erkannt, können mit unseren diagnostischen Hilfsmitteln nicht erkannt werden und werden schließlich als Wassersucht, Gelbsucht, Unterleibskrankheit, Auszehrung registriert. Unanfechtbar sind infolgedessen nur die Zahlen, welche dem Sektionsmaterial der pathologisch-anatomischen Institute entnommen sind, und selbst diese können insofern beanstandet werden, als in diesen Instituten vorwiegend Leichen aus ärmeren Volksklassen zur Sektion kommen.

Ebenso skeptisch muß man, wie jüngst wieder Bollinger nachgewiesen hat, der Behauptung der Statistik gegenüber sein, daß sich die Krebsfälle mehren. Entgegen den geradezu beängstigenden Berechnungen, nach denen z. B. in Großbritannien in einem Zeitraum von 30 Jahren eine Zunahme der Krebs-Todesfälle um 86 Prozent, in Norwegen in ungefähr derselben Zeit eine solche Zunahme um das Vierfache stattgefunden haben soll, konstatiert Bollinger, daß es sich nur um eine scheinbare Vermehrung handeln kann, und daß der Krebs tatsächlich für München keine Steigerung erfahren hat. Die Zunahme wird dadurch vorgetäuscht, daß mehr Menschen als früher das krebsfähige Alter, d. h. das Alter über 40 Jahre, erreichen, indem die Sterblichkeit an Typhus, Tuberkulose, Blutvergiftung gesunken ist, so wie bereits die Mortalität an Pocken auf Null zurückgegangen ist und voraussichtlich auch die Zahl der Todesfälle an Diphtherie in Zukunft immer mehr wird herabgedrückt werden können. Bollinger berechnet, daß unter 100 Sektionen Erwachsener 9.5mal als Todesursache sich Krebs ergibt; diese Anzahl verteilt sich auf die beiden Geschlechter in der Weise, daß der Krebs bei Frauen 14.5 Prozent der Erwachsenen-Sektionen ausmacht, während auf die Männer nur 6 Prozent fallen. Diese Verteilung zu ungunsten des weiblichen Geschlechts rührt von der überwiegenden Häufigkeit der krebsigen Erkrankung der weiblichen Geschlechtsorgane und der Brustdrüse her. Die scheinbare Zunahme des Krebses ist außer auf die Verlängerung der durchschnittlichen Lebensdauer auch zum Teil darauf zurückzuführen, daß bei der häufigeren ärztlichen Behandlung und der Vermehrung der sezierten Fälle mehr Krebse erkannt werden. Aus den gleichen Gründen und weil vom Lande sehr viele Krebskranke den städtischen Krankenhäusern und Universitätskliniken zugehen, wird in der Statistik das Konto der Großstädte gegenüber dem Lande außer dem richtigen Verhältnis belastet. In Wahrheit bestehen keine Beziehungen zur Dichtigkeit der Bevölkerung, ebensowenig wie zur Wohlhabenheit und der Nahrungsweise der verschiedenen Volksklassen. Omnivore Menschen mögen sich damit trösten, daß Vegetarianer ebensogut krebskrank werden, während Alkoholiker ein verhältnismäßig großes Kontingent stellen sollen. Manche Berufe disponieren stark zur Krebserkrankung; Schornsteinfeger und Arbeiter in Paraffinfabriken bekommen oft Hautkrebse, während Bergleute in Kobaltgruben auffallend häufig an Lungenkrebs sterben sollen. Von den sogen. „gesunden" Berufsarten wird angegeben, daß Forstarbeiter, Gärtner, Obsthändler, Landwirte und Fischer häufiger erkranken sollen. Auf Beziehungen des Krebses zur geologischen Beschaffenheit des Bodens ist bisher wenig geachtet worden; von englischen Forschern wird angegeben, daß Gegenden mit Tonboden, welche öfter überschwemmt werden, bevorzugt sind. Von den Anhängern der Parasitentheorie (s. unten) wurde deshalb und aus anderen Gründen schon öfter die Ansicht ausgesprochen, daß der Krebskeim im Wasser übertragen werde. Sehr mit Vorsicht sind die Angaben von einem epidemischen Vorkommen des Krebses aufzunehmen, und die Entscheidung darüber wird ohne die Kenntnis der Ursachen des Krebses bei seiner langsamen Entwicklung und weil uns der Zeitpunkt des Beginns der Erkrankung immer unbekannt ist, nicht möglich sein.

So viel über unsere Kenntnisse vom Vorkommen des Krebses. Um aber die Erfahrungen der Kliniker und der Anatomen und ihre darauf gegründeten Theorien zu verstehen, sind wir gezwungen, uns jetzt das Wesen des Krebses klar zu machen. Der Krebs ist eine bösartige Geschwulst. Was ist eine Geschwulst? Eine Geschwulst ist eine Neubildung einer oder mehrerer Gewebsarten, welche die Neigung zeigt, immerfort weiter zu wachsen. Wann ist eine Geschwulst gutartig und wann bösartig? Gutartig ist sie, wenn sie einen für sich abgeschlossenen Gewebsknoten bildet, der keine andere schädliche Wirkung außer durch Druck oder Zug ausübt. Man nennt das Wachstum eines solchen gutartigen Tumors, der meistens eine Kapsel besitzt, ein expansives. Zum Unterschied von diesem vergrößert sich eine bösartige Neubildung dadurch, daß sie wurzelartige Sprossen in die umgebenden Gewebe hineinsendet, Haut, Schleimhäute, Bindegewebe, Muskeln mit diesen Ausläufern durchsetzt und auf diese Weise ein sogen. „infiltrierendes" Wachstum zeigt. Zwei weitere wichtige Merkmale der Bösartigkeit sind: erstens die Erzeugung von Tochtergeschwülsten, sogen. „Metastasen" in fernen Regionen des Organismus, indem die Muttergeschwulst in Lymph- und Blutgefäße einbricht und bösartiges Zellmaterial in andere Organe verschleppt wird, wohin es die Fähigkeit zu selbständigem Wachstum auf Kosten seiner Umgebung mitnimmt; zweitens die Erzeugung eines schweren Siechtums (Kachexie), welches unter starker Abmagerung zum Tode führt, wenn nicht der Krebs durch lokale Einwirkungen (z. B. Verlegung der Magenlichtung) schon vorher das Ende beschleunigt hat.

Im gewöhnlichen Sprachgebrauch nennt man alle bösartigen Geschwülste „Krebse". Der Anatom unterscheidet seit der Klassifizierung der Geschwülste durch Virchow zwei Hauptgruppen: erstens den eigentlichen Krebs oder das Carcinom, diejenige Geschwulsterkrankung des höheren Alters, mit der wir uns hier beschäftigen, und

zweitens das Sarkom, eine bösartige und seltenere Neubildung aller Lebensalter. Sie sind ihrem Wesen nach für den Anatomen grundverschiedene Dinge, wenn es sich auch vielleicht einmal herausstellen wird, daß sie durch dieselben Ursachen erzeugt werden. Sie sind wesensverschieden deshalb, weil das Carcinom durch eine Wucherung der Deckzellen, der sogenannten Epithelien, entsteht, während das Sarkom von Zellen des bindegewebigen Typus ausgeht. Das erscheint natürlich dem Laien ein geringfügiger Unterschied und die scharfe Unterscheidung wird, wie gesagt, vielleicht einmal auch für den Arzt entbehrlich sein, wenn wir dahin gekommen sein werden, der Zelle selbst ihre Bösartigkeit anzusehen. Denn das ist der springende Punkt der ganzen Geschwulstfrage, das Ziel aller ihr gewidmeten Arbeit, erstens denjenigen Reiz zu erkennen, der aus einer gesunden, der Maschine des Gesamtorganismus unterworfenen Gewebszelle eine Zelle von parasitischen Eigenschaften macht, und zweitens einer so veränderten Zelle diese krankhafte Qualität anzusehen. Aber noch kennen wir keine Merkmale, die nur den Geschwulstzellen eigen sind. Die einzigen Anhaltspunkte, die wir haben, um zu entscheiden, ob eine Geschwulst gutartig oder bösartig („benign" oder „malign") ist, sind die gegenseitige Lagerung der Zellen, ihre Menge, ihr Verhältnis zum umgebenden Gewebe und die Art der Reaktion dieses Gewebes. Die Form der Geschwulstzellen und der Zellcharakter des Gewebes, von dem die Wucherung ausgegangen ist, bestimmt — wenn der Ausgangspunkt überhaupt nachweisbar ist — den Namen. Dem Studierenden der Medizin werden die Unterschiede zwischen Sarkom und Carcinom sehr deutlich gelehrt; aber in Wirklichkeit erhält man viele Geschwülste zur Begutachtung, bei denen auch der Geübteste lange schwanken kann, ob er sie zu dieser oder jener Kategorie zu stellen hat. Darüber könnte man sich trösten, wäre es nur möglich, immer sich zu entscheiden, ob das uns vom Chirurgen zur Diagnosestellung übergebene Stückchen einem gut- oder bösartigen Tumor angehört. Es gibt zweifellos gutartige Neubildungen, bei denen man starke Wucherung und Zellen am unrichtigen Ort — unsere Kriterien für Malignität — findet. Andrerseits können wir bei anscheinend durchaus gutartigen Gewächsen nie mit Sicherheit das Vorhandensein oder den Anfang bösartiger Wucherung ausschließen. Dies gilt besonders für diejenigen gutartigen Gebilde, von denen wir aus oft bestätigter Erfahrung wissen, daß Krebse aus ihnen hervorgehen können; es neigen zu einer solchen sogenannten „krebsigen Entartung" besonders die Polypen, mehr noch diejenigen des Magens und Darms als die der Nase und des Kehlkopfes. Der Anatom kann, wenn er die gestielte Geschwulst samt ihrem Mutterboden untersucht, zwar mit ziemlicher Sicherheit behaupten: sie ist bösartig. Steht ihm aber nur das exstirpierte Gewächs zur Verfügung, so wird er die Malignität nie mit Sicherheit ausschließen können, sondern er wird höchstens sagen dürfen: es spricht in den mikroskopischen Bildern nichts für ein bösartiges Wachstum.

Die Anatomen sind in diesen Dingen viel mehr abhängig von den Angaben des behandelnden Arztes, als man gemeinhin glaubt. Von diesem erfahren sie, ob die Geschwulst schnell gewachsen ist (im allgemeinen ein Zeichen von Bösartigkeit), welche lokale oder allgemeine Erscheinungen sie gemacht hat, lauter Beobachtungen, welche wichtiger sein können als die anatomische Diagnose. Damit kommen wir zu der Bedeutung der klinischen Beobachtung in der Krebsfrage. Ich will nicht von den Erfahrungen über die verschieden hochgradige Bösartigkeit der einzelnen Krebsarten, von dem verschieden schnellen Wachstum und der größeren oder geringeren Neigung zu Rezidiven und Metastasen bei den Krebsen der einzelnen Organe sprechen, sondern nur ganz kurz auf die zwei wichtigsten Punkte eingehen, d. i. auf den Wert der genauen Anamnese und den Wert der Frühdiagnose. Durch sorgfältige Fragen über das Vorleben der Patienten, ihre Lebensgewohnheiten, die Berufsschädigungen, denen sie ausgesetzt sind, ist schon mancher wertvolle Beitrag geliefert worden — namentlich in Bezug auf die Rolle, welche das „Trauma" (Verletzung) bei der Entstehung der bösartigen Geschwülste spricht. Ferner tragen die in den Krankengeschichten niedergelegten Erfahrungen bei, manche im Volk weitverbreitete falsche Anschauungen zu widerlegen. Dies betrifft namentlich den Glauben an die Erblichkeit des Krebses, welcher viele Gemüter unnütz ängstigt. Zudem besteht auch, besonders in Süddeutschland, ein falscher Sprachgebrauch, indem das Wort „erblich" auch in dem Sinne von „ansteckend" verwendet wird. Die beiden Begriffe müssen natürlich auseinandergehalten werden, das Wort „erblich" bedeutet nur die Uebertragung einer Eigenschaft durch Zeugung und Schwangerschaft. Der Krebs ist weder ansteckend noch erblich. Es ist kein Fall bekannt, wo ein Chirurg oder Anatom sich je bei Operation und Sektion infiziert hätte, trotz sicher vielhundertfacher Gelegenheit durch Wunden oder durch die natürlichen Eingangspforten des Körpers. Ueber die Erblichkeit des Krebses sind viele positive Angaben gemacht worden, aber sie halten der Kritik nicht stand. Das mehrfache Auftreten von Krebs in Familien ist erstens eine bei der Häufigkeit des Krebses zu seltene Erscheinung, um auf Gesetzmäßigkeit Anspruch machen zu können, es sind also die angegebenen Fälle eben wegen der Häufigkeit des Krebses durch Zufall erklärbar. Dafür spricht besonders, daß sehr selten über Krebs des gleichen Organs bei Eltern und Kindern berichtet wird. Der Wert solcher Fälle wird natürlich immer übertrieben, und Zufälle befestigen sich immer gern als Regel, wenn sie allbekannte Persönlichkeiten oder souveräne Familien betreffen. So wird immer als Beispiel für die Vererbbarkeit des Krebses die Familie Napoleon angeführt, von der seit Napoleon I. mehrere Mitglieder an Magenkrebs gestorben sind. Im allgemeinen steht die Mehrzahl der Forscher dieser Frage gegenüber auf dem gleichen Standpunkte wie in der Frage der Vererbbarkeit der Tuberkulose: sie nehmen eine Vererbung der Disposition zur Krankheit an, nicht eine Uebertragung der Krankheit selbst. Dies will für den Krebs besagen: es besteht in gewissen Familien eine Anlage zu Gewebsneubildungen, die aber eines auslösenden Reizes bedarf; tritt die Reizung nicht ein, so bleibt der Betreffende verschont.

Der zweite große Dienst, den die Klinik uns leisten kann, besteht darin, Mittel und Wege zu finden, den Krebs in einem möglichst frühen Stadium zu erkennen. Es sind in dieser Richtung schon einige wertvolle Funde gemacht, aber die Schwierigkeit, eine kleine Geschwulst in den inneren, so wohlverborgenen Organen mit unseren jetzigen Hilfsmitteln zu erkennen, ist überaus groß. Außer dem tastenden oder dem klopfenden Finger des Arztes stehen uns wenig Hilfsmittel zu Gebote; hier und da gelingt der chemische oder klinische Nachweis, daß das krebsig erkrankte Organ in seiner Funktion, z. B. seinen Ausscheidungen, verändert ist. Der Wert der Frühdiagnose ist in praktischer, aber auch in theoretischer Hinsicht unschätzbar. Denn je früher eine bösartige Geschwulst entdeckt wird, desto eher wird eine Entfernung derselben durch Operation möglich und von Erfolg sein; denn um so besser werden ihre Grenzen erkennbar, um so weniger wird sie mit Nachbarorganen verwachsen sein, um so geringer ist die Wahrscheinlichkeit, daß sie bereits in anderen Organen Tochtergeschwülste erzeugt hat oder nach der Exstirpation am selben Ort rezidivieren wird.

In der durch eine rechtzeitige Diagnose veranlaßten Entfernung der Geschwulst besteht bis heute die einzige Möglichkeit der Heilung. Spontane Heilungen kommen nicht vor. Alle gegenteiligen Angaben beruhen darauf, daß es sich nicht um wirkliche Krebse handelte. Die Krebse der einzelnen Organe sind als solche zu sehr verschiedenen Zeiten erkannt worden. Ursprünglich kannte man nur den Krebs der weiblichen Brustdrüse und eine ganz äußerliche Beobachtung hat die Namengebung veranlaßt: der Krebs dieser Drüse kommt in Form einer meist knolligen Geschwulst zur Beobachtung und verwächst mit der darüber liegenden Haut; deren Venen erweitern sich und die Anordnung der blau durchschimmernden Venenäste gleicht den Beinen eines Krebses. Daher die Bezeichnung „Krebs", welche dann in der Folgezeit auch auf die mit der Geschwulst der Brustdrüse identischen Tumoren anderer Organe übertragen wurde.

Indem wir nun den theoretischen Wert der Frühdiagnose erörtern sollen, kommen wir gleichzeitig zu dem wichtigsten Punkte der Krebsfrage, zu denjenigen Kapiteln, welche das Arbeitsfeld der pathologischen Anatomen sind, zu den Ergebnissen der mikroskopischen Forschung und zu den auf diese gegründeten Anschauungen über die Ursachen des Krebses. Es handelt sich nämlich in der Frage nach der Aetiologie des Krebses naturgemäß um die Untersuchung der ersten Anfänge der atypischen Vermehrung der Zellen. Denn in diesen wird man am meisten Aussicht haben, das Wesen jenes geheimnisvollen Reizes zu finden, der die Wucherung ohne Ende veranlaßt. Da es sich aber hierbei naturgemäß um viel frühere, mit dem unbewaffneten Auge nicht sichtbare Stadien handelt, die die Klinik nie wird liefern können, so fehlt uns, um diese aussichtsvolle Arbeit zu unternehmen, einfach an Material. Es ist deshalb schon öfter, in jüngster Zeit wieder von Hauser, mit Recht betont worden, daß man systematisch diejenigen noch anscheinend gutartigen Wucherungen untersuchen müsse, die erfahrungsgemäß öfter in bösartige übergehen, z. B. die Polypen, um die Anfänge der Geschwulstentwicklung zu ertappen.

(Schluß folgt.)

Die Stellung Kleinasiens in der christlichen Kunstgeschichte.

Es ist in der Tat zu verwundern, daß man sich bis zur neuesten Zeit so wenig Kopfzerbrechens darüber gemacht, die erste größere byzantinische Schöpfung, zugleich die baukünstlerisch genialste und großartigste vom zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bis zu den rheinischen Domen romanischen Stils, nämlich die Sophienkirche in Konstantinopel, als das Werk zweier Kleinasiaten, des Athemios von Tralles und des Isidoros von Milet, verzeichnet zu finden. Verbinden sich doch überhaupt seit Trajans Tagen sonst selten die Namen der Baukünstler mit den hervorragenderen Werken, wodurch die Ueberlieferung der beiden Architekten der Hagia Sophia von erhöhter Bedeutung wird. Dann muß man sich auch füglich fragen, wie es kam, daß Justinian in der damaligen Hauptstadt der römischen Welt keine geeignete Kraft für sein Hauptwerk vorfand, in Konstantinopel, das seit Konstantin dem alternden und verfallenden Rom den Rang abgelaufen, und auch durch die Aufrichtung eines weströmischen Cäsarenthrons in Ravenna unter dem einen der Söhne des Theodosius keine wesentliche Einbuße mehr erlitten hatte. Mußte doch das seit zwei Jahrhunderten aufblühende Byzanz Aufgaben in Fülle dargeboten haben, um bis zum Brande unter Justinian der eigenen Bautätigkeit Schulung und Nahrung zu bieten.

Man hat daher mit Recht von verschiedenen Seiten angefangen, den Orient daraufhin schärfer ins Auge zu fassen, um schließlich zu erkennen, daß es neben dem hellenistischen Erbe ein orientalisches Kulturferment war, das schon von Konstantins Tagen an und vielleicht noch früher der absterbenden klassischen Baukunst jene neue Triebfähigkeit entlockte, aus welcher die byzantinische Kunst erwuchs. Berichterstatter selbst hat in dieser Richtung mitgewirkt und in der frühesten Entwicklung Ostroms, ja schon in dem Kaiserpalast von Salona (Spalato), dann in den Bauten der weströmischen Kaiser wie der Ostgoten in Ravenna, in den Werken der nördlichen Adria, in den Palästen und Kirchen der Langobarden, sogar in dem von Ravenna ausgehenden Palastkomplex Karls des Großen zu Aachen eine Strömung gesehen, die, vom Osten kommend, von dem alten Hellas keine Notiz mehr nahm und nur mehr teilweise an die Kunst der alexandrinischen Königsitze wie der römischen Tradition anknüpfte.

Freilich erscheint die hellenistische Kunst, soweit es sich um ihre entlegensten und glänzendsten Heimstätten handelt, durch Zerstörung derselben in tiefes Dunkel gehüllt. Doch hatten oder bekamen gewiß die zerstörten Residenzen am Orontes und am Nil eine wesentlich andere Gestalt als die westlicheren, wie Pella, Ambrakia, Nikomedia, Pergamon u. a., ungleich mehr durchsetzt von territorialen syrischen und ägyptischen Kulturen. Alexander konnte noch durch Deinokrates seine ägyptische Gründung hellenisch gestalten, aber Kleopatra hat drei Jahrhunderte später sicher nicht mehr in einem althellenischen Palast ihre Verehrer umgarnt oder in einem althellenischen Tempel ihren Weihrauch gestreut. Und wie in Alexandria die hellenische Kultur der ägyptisierenden gewichen, so in Antiochia, von Haus aus beeinflußt von dem innerasiatischen Ktesiphon unter den letzten Seleuciden und der syrischen Kultur. Eine Entwicklung von Jahrhunderten aber bringt es mit sich, daß aus einem Aggregat ein Amalgam wird.

In der Zeit, als das Christentum auf syrischem Boden erstand, hatte diese Entwicklung ihren Höhepunkt vielleicht schon hinter sich. Die Zerstörung der glänzenden Zentren läßt ihre Erscheinung freilich nur mehr ahnen, zumal Balbeck, unter starkem cäsarischen Einflusse entstanden, sich nicht homogen einfügt, allein sie läßt ihre spätere Gestaltung wenigstens aus verstreuten frühchristlichen Bauwerken Syriens und des östlichen Kleinasien erkennen. Die bezügliche Forschung in Zusammenhang gebracht und wesentlich bereichert zu haben, ist das große Verdienst J. Strzygowskis, der neuestens Kleinasien in altchristlicher Zeit zum Gegenstand einer eingehenden kunstgeschichtlichen Untersuchung gemacht,[1]) nachdem er schon vorher durch die Publikationen „Orient oder Rom" und „Hellas in des Orients Umarmung" die Wege dazu gebahnt.

Freilich ist das Material, das Strzygowski für Kleinasien zusammengebracht, zwar nicht gerade dürftig, aber keineswegs sehr glänzend, da die leitenden Hauptwerke größerer Städte zerstört sind und somit nur mehr provinzielle Nebenleistungen zu Gebote stehen.[2]) Von den letzteren mag übrigens auch noch ein großer Teil unentdeckt oder noch nicht aufgenommen sein. Auch fehlt es für das Erhaltene an allen sicheren chronologischen Anhaltspunkten durch Inschriften oder Berichte. Es ist jedoch Strzygowski gelungen, fast bei allen aufgeführten Werken den Beweis zu erbringen, daß es sich entweder um Schöpfungen vorjustinianischer Zeit handle oder daß eine vorbyzantinische Stilentwicklung den Dingen zugrunde liegen müsse.

Am durchschlagendsten scheinen uns die Untersuchungen über den Kuppelbau zu sein, dessen Entwicklung in der orientalischen Welt nunmehr außer Zweifel steht. Aus der Gräberanlage des Ostens hervorgehend, muß schon der Kreuzkuppelbau der Apostelkirche Konstantins in Byzanz angenommen werden, dessen Einwirkung auf die um 382 gegründete Apostelkirche des Ambrosius in Mailand wie auf die Grabkapelle der Galla Placidia in Ravenna (um 450) außer Zweifel steht. Völlig klar gestellt aber hat Strzygowski Verhältnis und Gestalt der Oktogonalkuppelkirche von Antiochia, die 331 von Konstantin begonnen und von Konstantius vollendet wurde (Eusebius' Vita Const. III, 50), namentlich aber jene des Oktogonalbaues des Kirchenlehrers Gregor von Nyssa in Kleinasien, dessen zwischen 379 und 390 an den Bischof Amphilochios von Ikonium geschriebener Brief von dem Verfasser unter Mitwirkung Bruno Keils zu unzweifelhaftem Verständnis bezüglich des darin geschilderten Kirchenbaues geführt worden ist. Aehnlich verhält es sich mit dem Oktogon des Bischofs Gregor von Nazianz aus der Trauerrede seines Sohnes von 374 (jetzt im wesentlichen verständlich). Diesen beiden jetzt verschwundenen kleinasiatischen Bauten, sichere Vorläufer von Sergius und Bachus in Konstantinopel wie von S. Vitale in Ravenna oder S. Lorenzo in Mailand, reihen sich zur Zeit nicht weniger als sechs in Ruinen erhaltene Kuppel-

---

[1]) J. Strzygowski: Kleinasien ein Neuland der Kunstgeschichte. Mit 162 Abbildungen. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung 1903.

[2]) Dem Verfasser standen die Aufnahmen und handschriftlichen Beschreibungen von J. W. Crowfoot und J. J. Smirnov, von F. Knoll und anderen zur Verfügung, einen großen Teil der behandelten Denkmäler untersuchte er selbst.

bauten an, welche schon durch ihre Mannigfaltigkeit beweisen, daß der Kuppelbau in Kleinasien geläufig war.

Es fehlt aber auch keineswegs an basilikal geplanten Kirchenruinen, welchen übrigens in Kleinasien fast durchweg eine Eigenschaft anhaftet, die der römischen Basilikalkirche fehlt, nämlich die Wölbung. Und zwar erscheint bei völliger Ignorierung des Kreuzgewölbes nur die Tonnen- und Kuppelbildung. Die erstere als das Normale, häufig durch Gurten verstärkt, wie das der südfranzösische Kirchenbau der romanischen Epoche liebt. Die letztere über einem Teil des Langschiffs, wobei der Kuppeleinsatz die Kuppelbasilika mit der Kreuzkuppelkirche in Zusammenhang bringt. Mit dieser im Gegensatz zur römischen Basilika auffälligen Erscheinung verbindet sich naturgemäß die weitere Eigentümlichkeit der Basiliken des inneren Kleinasien, nämlich die Vermeidung reiner Säulenstellung. Daß damit die Basilika sich noch mehr von der abendländischen Bildung entfernt, wie selbst durch die häufige und sicher vorislamitische Aufnahme des Hufeisenbogens, liegt auf flacher Hand. Es handelt sich dabei offenbar um syrische, vielleicht sogar sassanidisch-persische Einflüsse, neben welchen lokale Einzelheiten immerhin auch eine, wenn auch nicht mehr ganz differenzierbare Rolle spielen.

Der Verfasser bekämpft mit Recht die landläufige Vorstellung, daß Kleinasien durch und durch hellenisiert worden sei. Was Mommsen (Röm. Gesch. V, S. 306) von Kappadocien sagt, es sei zu Anfang der Kaiserzeit schwerlich mehr griechisch gewesen als Brandenburg und Pommern zur Zeit Friedrichs des Großen französisch, gilt in der Tat von dem ganzen levantinischen Binnenland. Das Christentum fand also nur an den Küsten und im Westen ein völlig hellenisiertes Land, oder wenigstens hellenisierte Oberschicht. Im Zentrum und im Osten aber kam die einheimische orientalische Unterschicht mit Einführung des Christentums erst recht obenauf und verband sich dadurch doppelt leicht mit dem von Aegypten und Syrien her importierten Mönchstum. So konnte es kommen, daß die Basiliken von Binbirkilisse mit denen Zentralsyriens gleich wurden und sich mit den letzteren wie mit den Bauten Armeniens in den entschiedensten Gegensatz gegen die römischen setzten.

Wenn Strzygowski aber sagt, daß die Wölbung „durch die Etrusker vielleicht gerade von Kleinasien aus auf Italien übertragen wurde", so scheint er damit ebenso zu weit zu gehen als mit der Behauptung, daß der gebrannte Ziegel erst in augusteischer Zeit in Rom größere Verbreitung fand. Er bezieht sich auf Choisy, L'art de bâtir chez les Byzantins, wonach Vitruv nur den luftgetrockneten, nicht aber den gebrannten Ziegel kenne. Dies scheint mir im Widerspruch zu stehen mit Vitruv II, 2, 19, wie mit den Thermen des Agrippa. Der gebrannte Ziegel scheint in Mesopotamien seine Urheimat gehabt zu haben, wie auch die damit zusammenhängende Technik des Tonnengewölbes. Wir glauben übrigens nicht, daß der italienischen Backstein- und Wölbetechnik eine Uebertragung aus dem Orient zugrunde liege, da die Erkenntnis der Vorzüge gebrannten Tons schon in frühester Zeit in der Töpferei sich ausspricht und die Kenntnis des Wölbens schon im 7. Jahrhundert v. Chr. in dem großartigen Kloakenwerk Roms dokumentiert ist, während gerade Kleinasien in den Felsenbauten Phrygiens und Lykiens kein Bekanntsein mit der Wölbetechnik verrät.

Wichtiger jedoch als die immerhin problematischen Rückblicke sind die von Strzygowski entwickelten Ausblicke. Gewiß wird niemand mehr daran denken können, im byzantinischen Stil nichts weiter als eine eigenartige Verfallsentwicklung des römischen Stils zu erkennen. Auch wird man darin nicht mehr eine Bildung sehen können, die mit S. Vitale, Sergius und Bachus, Hagia Sophia u. s. w. anhebt, da diese Bauten bereits den Höhepunkt einer Bauweise darstellen, deren frühere Glieder bisher unbekannt oder nicht richtig gewürdigt waren. Man wird erkennen müssen, daß diese Entwicklung mit Rom überhaupt nur so weit zusammenhängt, als Rom selbst hellenistisch beeinflußt erscheint, und daß weit mehr als das Tibergebiet vielmehr der Orontes, der Halys, Sangarius u. s. w. als das Quellgebiet zu betrachten ist, aus welchem die Gestaltung der Kunst von Byzanz erfloß, gemischt aus späthellenistischen und orientalischen Elementen, aber im Gebiet der Architektur von einer Lebenskraft, welcher die übrigen Künste höchstens dekorative Leistungen an die Seite zu stellen vermochten.

Bekanntlich ist Kleinasien eine der ältesten Heimstätten des Christentums. Die kirchliche Bautätigkeit läßt jedoch ihren einstigen Umfang in dem jetzt ganz islamitischen Innern nur noch in Binbirkilisse südöstlich von Konia ersehen, wo sich jetzt noch auf einem verhältnismäßig kleinen einstigen Stadtgebiet nicht weniger als acht Kirchenruinen von basilikaler und oktogonaler Gestaltung befinden. Sonst haben die Seldschuken- und Türkenstürme nur mehr wenige vereinzelte Kirchenruinen übrig gelassen, wie z. B. Schreiber dieser Zeilen auf phrygischem Boden nur noch eine Kirche vorfand, die sich auch nur darum erhalten hat, weil sie aus dem Felsen gearbeitet ist. Wir dürfen aber mit Sicherheit annehmen, daß das Land der Kirchenlehrer Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz längst vor diesen mit kirchlichen Anlagen ausgestattet war, welche Gelegenheit genug darboten, in zwei bis drei Jahrhunderten, ehe Justinian seine Baukünstler aus Kleinasien berief, das christliche Bausystem so weit auszugestalten, um die Werke Justinians selbst nicht mehr als Neuschöpfungen erscheinen zu lassen.

Wir glauben aber doch im Gegensatze zu Strzygowski, daß die Ausbreitung des Gewonnenen über Konstantinopel vor sich ging, das seit Theodosius' Söhnen seine schon durch Konstantin begründete Weltstellung in dem Aufblühen Ravennas keineswegs beeinträchtigt sah. Denn die Städte Ravenna und Mailand bildeten allerdings, wie Strzygowski mit Recht hervorhebt, einen Riegel gegen den architektonischen Einfluß des in seiner Kunstentwicklung gänzlich gelähmten Rom, aber auch zugleich den Weg der weiteren Verbreitung nach dem Westen und Norden, nach dem südlichen Frankreich sowohl wie nach Deutschland, wo kein Geringerer als Karl der Große ebenso dem ravennatischen Einfluß die Wege bahnte wie später die Ottonen dem mailändischen.

Daß sich das Eindringen orientalischer Bau-Einflüsse in Frankreich direkt von Antiochia und Syrien aus vollzog, wie Strzygowski will, erscheint uns weniger wahrscheinlich. Eine solche Uebertragung ist auf dem Wege der Kolonisation weit leichter denkbar als auf dem des Handels. Gewiß war Massilia als Gründung der kleinasiatischen Phokäer griechisch wie die Kolonien Siziliens, in gleicher Weise wie die Kolonien der Phönizier in Afrika, Spanien und Sizilien eine phönizische Gestalt gewannen. Auf Handelsschiffen aber mag sich aller Hausrat an die Exportstätten übertragen, nur nicht Architektur.

F. Reber.

Bücher und Zeitschriften.

μσι. **Ein philosophisches Lesebuch** haben die Berliner Hochschullehrer **Max Dessoir** und **Paul Menzer** herausgegeben (Stuttgart. Verlag von Ferdinand Enke. 1903).

Als Vorbild mag das Griechische Lesebuch von Wilamowitz-Moellendorff vorgeschwebt haben; die Ausführung aber ist populärer. Die nicht deutschen Philosophen sind ins Deutsche übertragen und das Ganze mußte sich in knapperen Grenzen halten. Idee und Auswahl aber sind gut, und der handliche, 258 Seiten starke Band wird sicher sein Publikum finden; und wir gönnen ihm das weiteste. Natürlich wird die Auswahl der Lesestücke jedem subjektiv erscheinen müssen; sie konnte gar nicht anders sein. Die Herausgeber lassen 17 Philosophen in klug gewählten Stücken zu Worte kommen: von Plato bis zu Schopenhauer. Daß Plato und Aristoteles den Anfang machen, wenn man schon die ganze orientalische Philosophie und besonders die Inder auf sich beruhen läßt, liegt nahe. Zu loben ist jedoch, daß daneben charakteristische Proben aus Plotin, Thomas von Aquino und Meister Eckhart aufgenommen sind. Ihnen folgen Francis Bacon,

Descartes, Spinoza, Locke, Berkeley, Leibniz, Hume und, nach Gebühr besonders ausführlich, Kant. Fichte, Hegel, Herbart und Schopenhauer machen, wie billig, den Schluß, denn nach Schopenhauer wäre kein Name von ähnlicher Bedeutung in unserer Gegenwart mehr aufzuführen gewesen. Wohl aber wird man zwischen den beiden Großen Kant und Schopenhauer unter den kleineren Bindegliedern allenfalls Schelling vermissen dürfen. Zu den führenden Geistern ist er allerdings nicht zu rechnen. Aber neben solchen haben auch die dii minorum gentium in dem Lesebuch Aufnahme gefunden, das durch Erläuterungen und Register zu einem recht brauchbaren Schul- und Erbauungsbuche geworden ist. Schon daß sich heutzutage ein solches Buch an breitere Leserkreise wenden kann, ist erfreulich.

R. Sch. **Scheffels Werke** lassen in ihren neuesten Ausgaben und Auflagen den toten Dichter immer noch als einen Liebling der deutschen Lesewelt erkennen. Allen voran steht der immer noch frische Jugendsang der „Trompeter von Säkkingen“, der in der Kleinoktav-Ausgabe die 265. Auflage erreicht hat, während die von Anton v. Werner illustrierte Großoktav-Ausgabe noch in der 4. und die ebenfalls von Werner illustrierte Quart-Ausgabe in der 3. Auflage steht. Diesen Auflagen am nächsten kommt der unverwüstliche Ekkehard, der in der Kleinoktav-Ausgabe nun auch schon die 198. Auflage erreicht hat und bis Mai voraussichtlich das zweite Hundert Auflagen erlebt, während die zweibändige Großoktav-Ausgabe bereits in der 8. Auflage steht. Sicher hat der Verleger, Bonz in Stuttgart, einen guten Griff mit der auf das letzte Weihnachtsfest erschienenen, von Curt Liebich illustrierten Lexikon-Oktavausgabe des Ekkehard in reichem Prachtband getan, da diese Publikation ein vorzügliches Geschenkwerk darstellt. Eigentlich sollte man sich wundern, daß die ungemein anschauliche Ekkehard-Dichtung nicht schon längst ihren Illustrator gefunden hat, nachdem für so manche Kunstausstellung der letzten Jahrzehnte sich die Maler des dankbaren Stoffes in mehr oder minder gelungener Weise bemächtigt hatten. Warum hat Anton v. Werner, der vertraute Wanderfreund des Dichters, der so manchem poetischen Werke Scheffels seinen phantasievollen Stift geliehen hat, nicht gerade die bedeutendste Dichtung mit kongenialem plastischem Schmuck versehen? Werner war nicht bloß der dazu berufene Zeichner und Künstler, sondern hatte sich bereits an diese herrliche und lohnende Arbeit gemacht, und der Dichter hoffte, je lebhafter sich sein Verkehr mit Anton v. Werner gestaltete, die Illustrierung seines Ekkehard durch seinen Freund noch zu erleben, nachdem sie durch große Staatsaufträge, die Werner inzwischen in Berlin erhalten hatte, und die Pflichten, die ihn als Direktor der Berliner Kunstakademie festhielten, immer aufs neue Aufschub erhalten hatte. Bei Werner fand sich, wie auch der Biograph Scheffels, Johannes Proelß, mitzuteilen weiß, der beste Wille zu dieser Arbeit vor; wiederholt kam er nach Radolfzell zu gemeinsamen Beratungen und Studienreisen ins Bodenseegebiet, nach Sankt Gallen und Appenzell. Noch 1884, also nur zwei Jahre vor des damals schon leidenden Dichters Tode, machten die Freunde eine solche Studienreise, diesmal nach Ueberlingen, wo Werner die von der jetzigen Bodenseegürtelbahn noch nicht so reduzierten „Heidenhöhlen“ zeichnete. Leider kam dieser doch nicht dazu, das Unternehmen zur Vollendung zu bringen; vielleicht daß sie noch als Gelegenheitsgabe erscheinen. — Einen großen Abstand nimmt das heitere Studentenbuch „Gaudeamus!“ in seinen Auflagen von den vorgenannten beiden Werken ein; die Klein-Oktav-Ausgabe hat es auf 65, die von Werner illustrierte Groß-Oktav-Ausgabe auf 2 und die ebenfalls von Werner illustrierte Quart-Ausgabe auch auf 2 Ausgaben gebracht. Vor der 20. Auflage steht die Klein-Oktav-Ausgabe der „Frau Aventiure“, die in der von Werner illustrierten Groß-Oktav-Ausgabe immer noch in der 1. Auflage steht. Die Bergpsalmen mit ihren sechs feierlichen Bildern Werners stehen bei der Klein-Oktav-Ausgabe in der 6., die der Quart-Ausgabe in der 1. Auflage, während die düstere Novelle „Hugideo“ immerhin schon vor der 10. Auflage steht. Die Kreuzfahrergeschichte „Juniperus“, von Anton v. Werner ebenfalls illustriert, hat die 5., die „Waldeinsamkeit“ mit den 12 Bildern von Julius Marak die 6. Auflage erlebt. Die in dem Bande „Fünf Dichtungen“ vereinigten Mären und Wiener dramatischen Arbeiten stehen in der 2., die „Gedichte aus dem Nachlaß“ in der 5. und die Lieder „Aus Heimat und Fremde“ in der 2. Auflage. Von den nach Scheffels Tod gesammelten Prosa-Arbeiten haben die „Reisebilder“ die 2., die „Episteln“ ebenfalls die 2. und das überaus anziehende und mitunter von Humor strotzende „Gedenkbuch“ über seinen mit Anselm Feuerbach im Kastell Toblino genommenen Aufenthalt die 3. Auflage erlebt — eigentlich eine auffallende Erscheinung, da Scheffels Prosa nicht bloß alle Reize seines Stiles aufweist, sondern auch einen intimen Blick in sein Leben gestattet. Im ganzen weisen die genannten 14 Scheffel-Bücher eine Gesamtziffer von 615 Auflagen in 22 Einzelausgaben auf.

*

Allgemeine Rundschau.

Ein Streit um das Dante-Haus in Florenz

Aus Florenz schreibt man uns: Die ganze Stadt ist in großer Aufregung, weil zwei Dante-Forscher, Witte und Davidsohn, die Identität des Dante-Hauses anzweifeln und den größten Stolz Italiens zunichte machen wollen. Durch eine ideale Rekonstruktion der ganzen Gruppe der Dante-Häuser wollte die Stadt einen alten Lieblingswunsch ihrer Bewohner erfüllen. Und nun soll bewiesen werden, daß Dante in jenem Hause niemals gewohnt hat! Zum Verständnis der Sache lassen wir einige historische Notizen folgen. Am 4. Februar 1865 überreichten die Historiker Frullani und Gargani dem Stadtrat einen Bericht, in dem auf Grund von ihnen aufgefundener Dokumente nachgewiesen wurde, daß die Alighieri in der Parochie San Martino Vescovo wohnten. Die Hauptdokumente betrafen Prozesse, die die Alighieri in den Jahren 1189 und 1277 führten. Die Stadt hielt diese Dokumente für beweiskräftig und beschloß im Jahre 1865, von dem Nobile Luigi Mannelli ein Haus zu kaufen; dieses Haus wurde dann allgemein als Dante-Haus betrachtet und von jedem Fremden, der nach Florenz kam, besucht. Am 20. März 1868 begann eine zweite Kommission, die aus dem Historiker Passerini, dem Maler Bianchi und dem Architekten Falcini bestand, neue Nachforschungen, um den Umfang des Dante-Hauses festzustellen. Die Kommission kam zu dem Schlusse, daß das Haus Dantes seine Grenzen nicht in dem von Mannelli gekauften Häuschen hatte, sondern auch noch das angrenzende Haus, dessen Fenster nach der Via Ricciarda hinausgehen, umfaßte; die Stadt, so meinte die Kommission, müsse daher noch zwei andere Häuser kaufen, um dem ganzen Häuserkomplex den wahren Charakter und die Physiognomie des alten Dante-Hauses zu geben. Dieser zweite Wunsch kam jedoch nicht zur Ausführung, da über die Identität der Häuser neue Polemiken entstanden. Im August 1902 beschloß die Stadt auf Veranlassung des Dante-Forschers Isidoro Del Lungo, die Rekonstruktion der Dante-Häuser nach einem Projekt des Architekten Castellucci, und in diesen Tagen schritt man zur Niederlegung der Häuschen, die den alten Platz vor dem Hause der Alighieri versperrten und sich an den sogenannten Dante-Turm lehnten. So lagen die Dinge, als plötzlich wieder die Frage der Identität der Dante-Häuser auftauchte. Zwei Wappen, die bisher immer als Beweis der Echtheit der Häuser galten, dienen den Forschern Davidsohn und Witte gerade zum Beweis des Gegenteils: nach ihrer Ansicht sind es nämlich nicht Wappen der Alighieri, sondern Wappen des Klosters Della Badia, dessen Eigentum die Häuser einst gewesen sein sollen. Darauf erwidert der Commendatore Guido Caracci, Konservator der Denkmäler von Florenz und einer der eifrigsten Befürworter der Rekonstruktion der Dante-Häuser, daß das gefundene Wappen tatsächlich das des Klosters Della Badia sei, nur stamme es nicht aus dem 13., sondern aus dem 17. Jahrhundert; das Vorhandensein dieses Wappens lasse sich aus der Tatsache erklären, daß ein zu den Häusern der Alighieri gehörender Laden durch Erbschaft in den Besitz des Klosters gelangte.

Die Ansicht, daß die freigelegten Häuser tatsächlich das Wohnhaus der Familie Alighieri bildeten, teilen auch Isidoro Del Lungo und der Architekt Castellucci. Beide wollen Dokumente veröffentlichen, die die Identitätsfrage ein für allemal lösen sollen.

*

Ueber Naphtha im Gebiete der Bagdad-Bahn.

* Interessante Mitteilungen über Naphthavorkommen im Gebiete der Bagdadbahn von Dr. Paul **Rohrbach** sind in der „Zeitschrift für praktische Geologie“ wiedergegeben. Es heißt darin, daß eine breite Zone, die sich von dem iranischen Randgebirge in der Gegend des unteren Sab südwestwärts über den Tigris und Euphrat hinüber bis in die arabische Wüste hineinzieht und hauptsächlich durch die Ortsnamen **Kerkuk, Tekrit am Tigris** und **Hit** am Euphrat bezeichnet wird, von **Bitumen, Naphtha** und **gasförmigen Kohlenwasserstoffen** förmlich durchtränkt zu sein scheint. Die Naphthaquellen von Kerkuk und die ausströmenden brennenden Gase in ihrer nächsten Nähe bei Baba-Gurgur übertreffen an Massenhaftigkeit die gleichartigen Erscheinungen auf der Halbinsel Apscheron im russischen Transkaukasien vor dem Beginn der Bohrungen. Die Bagdadbahn wird mitten durch den Naphthacanyon hindurch, an einigen, soviel man bisher weiß, reichen Quellen unmittelbar vorbeiführen, und es bedarf keiner langen Darlegungen, um von der eminenten Wichtigkeit dieses Umstandes eine Vorstellung zu geben, wenn man bedenkt, welche Rolle die **Naphtharückstände als Heizmaterial für Eisenbahnen**, Dampfschiffe 2c. bereits spielen, welche Bedeutung als Brenn- und Leuchtmaterial dem Petroleum trotz aller anderen in neuester Zeit erschlossenen Lichtquellen doch immer verbleiben wird. Hoffentlich gelingt es den **Deutschen**, fremde Konkurrenz in geeigneter Weise durch ein Abkommen mit der türkischen Regierung, der die Ländereien zugehören, auszuschließen.

Für die Bagdad-Bahn selbst würde die planmäßige Ausbeutung der Naphthavorkommen von ungemeiner Bedeutung sein, da die Kohlenschätze längs der Linie keine allzu großen zu sein scheinen.

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Der hundertste Todestag Immanuel Kants**, der 12. Februar, wird in seiner Vaterstadt Königsberg und an der Stätte seines Wirkens, der Königsberger Universität, wie die Königsb. Hartungsche Ztg. mitteilt, nicht mit lauten Festen und nicht mit großem Prunk, wohl aber würdig und feierlich begangen werden. Die Stadt Königsberg wird sich, dem Vernehmen nach, auf die Enthüllung der neuen Kant-Gedächtnistafel am Anfang der Kantstraße („Danziger Keller“) beschränken, die am Vormittag mit einem kurzen Redeakt vor sich gehen soll. Im übrigen liegt das Arrangement der Feier bei der Universität. Die Feier der Albertina wird in einem am Mittag stattfindenden Gedächtnisakt kulminieren, eventuell ist auch eine kleine Feier an der Begräbnisstätte Kants, in der Stoa Kantiana, geplant. Das Programm für die ganze Feier unterliegt zur Zeit der Genehmigung des Kultusministers. Nicht ausgeschlossen ist es, daß der Minister selbst der an ihn ergangenen Einladung zur persönlichen Teilnahme an der Feier Folge leisten wird.

* **Examen und Aberglaube.** Aus Wien wird uns geschrieben: Bekanntlich findet jetzt, wie alljährlich um diese Zeit, an der Universität eine Reihe von Prüfungen statt, zu denen ein kolossaler Andrang herrscht. Jeder Tag ist über und über besetzt und es ist ein förmlicher Wettlauf, früher daranzukommen, um wieder eine Klippe umschifft zu haben und dem qualvollen Stadium der Ungewißheit entronnen zu sein. Für den „Dreizehnten“ indes liegt bisher **nicht eine einzige Anmeldung** vor. Selbst die als sogenannte milde Prüfer bekannten Professoren haben für diesen Unglückstag alle ihre Anziehungskraft verloren. Also selbst auf dem ureigensten Boden der Wissenschaft hat der Aberglaube noch Platz, wenigstens wenn es sich um Prüfungen handelt.

* **Das berühmte Vitzthumsche Gymnasium in Dresden** bezog dieser Tage ein prächtiges neues Heim. Das Vitzthumsche Gymnasium ist bekanntlich seit seinem Bestehen eine Lieblings-Erziehungsstätte des hohen Adels gewesen; auch unter seinen Lehrern waren von jeher ausgezeichnete Kräfte vertreten.

* **Einen Aufruf zur Errichtung eines Denksteines für Ferdinand Freiligrath** in Unkel a. Rh. erläßt soeben ein Ausschuß, dem u. a. Professor Dr. **Hüffer** und Regierungsrat **Joesten** (Bonn), sowie der Herausgeber der „Roten Erde“, Schriftsteller Kellermann (Obercassel bei Bonn), angehören. Zur Förderung des genannten Zwecks soll am 24. Januar in Unkel eine Freiligrath-Feier stattfinden.

* **Ein Kongreß für experimentelle Psychologie** findet vom 18. bis 20. April 1904 in **Gießen** statt. Vorträge und Demonstrationen haben bisher u. a. die Herren Professoren und Dozenten Ebbinghaus (Breslau), Külpe und Marbe (Würzburg), Martius (Kiel), Meumann (Zürich), Müller (Göttingen), Stumpf und Schumann (Berlin), Sommer (Gießen) angemeldet. Mit dem Kongreß wird eine Ausstellung psychologischer Apparate verbunden sein, zu der gleichfalls eine Reihe interessanter Anmeldungen erfolgt sind. Weitere Anmeldungen werden an die Adresse der Herren Prof. Dr. **E. Müller** (Göttingen) und Dr. **Sommer** (Gießen) bis zum 20. Februar erbeten.

K. **Der Verband der Privat-Tierärzte in Preußen** hält am 17. Januar seine Generalversammlung in Berlin ab. Neben den geschäftlichen Angelegenheiten werden folgende Gegenstände beraten: Privatpraxis der Militärveterinäre; Kurpfuscherei mittelst Arzneimittel; Aufhebung der Gebührentaxe vom Jahre 1815 und event. Aufstellung einer neuen Taxe; Impfpraxis; Veterinärpolizei; Fleischbeschau.

*

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der Psychiater unserer Universität, Hofrat Dr. **Emil Kraepelin**, hat eine längere Forschungsreise nach der Südsee und Ostasien angetreten, um die dort auftretenden Geisteskrankheiten und ihre Bedingungen, insbesondere auch ihren Zusammenhang mit Alkoholschädlichkeiten und anderen hygienischen Fragen zu studieren. Die Leitung der Psychiatrischen Klinik liegt während dieser Zeit in den Händen des Privatdozenten Dr. **Gudden**.

r. **Heidelberg.** Die Beerdigung des am 3. d. M. zu Leipzig verstorbenen Ordinarius für römisches und deutsches Zivilrecht Geh. Rats Prof. Dr. Otto **Karlowa** fand mit dem üblichen akademischen Zeremoniell am 11. d. M. hier statt. Bei der Trauerfeier in der Aula der Universität hielt, auf Ansuchen der Familie und Fakultät, der Germanist Geh. Rat Prof. Dr. **Richard Schröder**, sein ältester hiesiger Freund noch von der Bonner Privatdozentenzeit her, die Gedächtnisrede. — Zum Andenken an den (im Januar 1898 gestorbenen) großen Heidelberger Philologen **Erwin Rohde** hält der Philologische Verein in der Universität am 13. d. M. eine Gedenkfeier.

* **Halle.** Der Privatdozent der Chemie, Titularprofessor Dr. **Georg Baumert**, wurde zum außerordentlichen Professor in **Königsberg** ernannt.

* **Wien.** Als Privatdozent für Laryngologie hat sich an der hiesigen Universität Dr. **L. Harmer** habilitiert. — Seinen 75. Geburtstag und gleichzeitig den 50. Jahrestag seiner Promotion wird am 3. März d. J. der Altmeister der Wiener medizinischen Fakultät, Hofrat Prof. Dr. **Weinlechner**, begehen.

* **Von technischen Hochschulen.** Die Geh. Regierungsräte Prof. Dr. **Franz Reuleaux** und Prof. Dr. **Paalzow**, der Vorsteher des physikalischen Instituts an der Technischen Hochschule zu Berlin, sind zu Ehrendoktoren der Technischen Hochschule in **Karlsruhe** ernannt worden. — Der außerordentliche Professor für architektonisches Zeichnen und malerische Perspektive an der Technischen Hochschule in Wien, Karl **Mayreder**, wurde ad personam zum ordentlichen Professor an der genannten Hochschule befördert.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Ludwig Volkmann: Naturprodukt u. Kunstwerk. 2. Auflage. Dresden 1903. G. Kühtmann. 124 S. — Derselbe: Grenzen der Künste. Auch eine Stillehre. Ebda. 1903. 256 S. — Otto Heinrich Böckler: Die letzte Schlacht. Ein vaterländisches Schauspiel in 3 Aufzügen. Berlin 1903. W. Bruhn. 81 S. — Marguerite Cossonneanu: Die goldene Stube. Stimmungen. Leipzig. H. Seemann Nachf. 61 S. — Max Wetter: Altrheinische Geschichten und Schwänke. Ebenda 1903. 300 S. — Hanns Heinz Ewers: Die verkaufte Grossmutter. 2. Auflage. Ebenda. 74 S. — Ch. Tester: Schlappina. Bilder vom Hochgebirg. 2. Auflage. Zürich 1903. Th. Schröter. 128 S. — Frhr. v. Meerscheidt-Hüllesem: Die Ausbildung der Infanterie. Zeitgemässe Erörterungen. Teil 1: Die Winter-Periode. Berlin 1904. E. S. Mittler u. Sohn. 108 S. — Emilian von Zernicki-Szeliga: Die Polnischen Stammwappen, ihre Geschichte und ihre Sagen. Hamburg 1904. Henri Grand. 185 u. 15 Tafeln. — Karl v. Rasp: Kommentar zum Krankenversicherungsgesetz vom 15. Juni 1883 in der Fassung der Novellen vom 10. April 1892, 30. Juni 1900 und 25. Mai 1903, nebst seinen Nebengesetzen etc. In 2. Auflage vollständig neu bearbeitet von Karl Meinel. München 1904. C. H. Beck. 489 Seiten. — Hermann Kutter: Sie müssen. Ein offenes Wort an die christliche Gesellschaft. Zürich 1904. Alb. Müller. 261 S. — Rudolf Huch: Mehr Goethe. 5.—7. Tausend. München u. Leipzig 1904. Georg Müller. 188 S. — Derselbe: Teufelslust. Eine Geschichte aus alter Zeit. 2. Aufl. Ebenda 1904. 70 S. — Derselbe: Winterwanderung. Eisgedanken und Frühlingsahnen. 2. Aufl. Ebenda 1904. 256 S. — Hector Berlioz: Literarische Werke. Erste Gesamtausgabe. Band V: Ideale Freundschaft und Romantische Liebe. Briefe. 178 Seiten. Band IX. Die Musiker und die Musik. 225 S. Leipzig 1903. Breitkopf u. Härtel. — Willibald Apelt: Leben, träumen. Gedichte. Ebenda 1903. 118 S. — Edward Buhle: Die musikalischen Instrumente in den Miniaturen des frühen Mittelalters. Ein Beitrag zur Geschichte der Musikinstrumente. I: Die Blasinstrumente. Ebenda 1903. 116 S. — Karl Friedrich Glasenapp: Das Leben Richard Wagners in sechs Büchern dargestellt. 3., gänzl. neubearb. Auflage von „Richard Wagners Leben und Wirken“. Band III, Abt. 1. (1864—1872.) Ebenda 1904. 460 S. — Münchener Geographische Studien. Herausg. von Siegmund Günther. Stück 12—14. München 1902—1904. Theodor Ackermann. — Eduard Engel: Psychologie der Französischen Literatur. 4. durchges. Aufl. Berlin 1904. L. Simion Nachf. 245 S. — Adolph Wagner: Die finanzielle Mitbeteiligung der Gemeinden an kulturellen Staatseinrichtungen und die Entwicklung der Gemeindeeinnahmen. Mit besonderem Bezug auf preussische Verhältnisse. Jena 1904. G. Fischer. 72 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: M. Schumacher, München.

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen Anfragen oder Bestellungen, welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung angekündigten, besprochenen oder zitierten

Bücher und Verlagswerke

erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung beziehen zu wollen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Tauchnitz Edition.

January 13, 1904.

Odd Craft.

New Humorous Stories.

By

W. W. Jacobs.

In 1 vol.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

An unsere Leser!

Wünsche aus unserem Leserkreise haben uns veranlaßt

Einband-Decken

für die

Beilage

zur

Allgemeinen Zeitung

in solider Lederimitation mit Leinwandrücken und Golddruck:

Wissenschaftliche Beilage

zur

Allgemeinen Zeitung

1903

I. (II., III., IV. Quartal)

herstellen zu lassen.

Feine elegante Ausstattung

Eine sehr solide Arbeit

Ein besonders billiger Preis.

Diese drei Eigenschaften werden unsere **Quartalbanddecken sehr rasch**

beliebt und unentbehrlich

machen.

Die wissenschaftliche Beilage in unseren **Quartalbänden** mit Inhaltsverzeichnis gesammelt und gebunden, wird unseren Freunden und Lesern als **Ganzes bedeutend wertvoller sein** und eine Zierde für jede Bibliothek und jeden Büchertisch bilden.

Dabei kommen ganz geringe Anschaffungskosten in Betracht.

Die Einbanddecken liefern wir für das I., II., III. und IV. Quartal 1903

vier Einband-Decken

zum Gesamtpreis von M. 3.50, einzelne Exemplare M. 1.—

Das Porto beträgt für 1 Decke 20 Pf., für 2 Decken 30 Pf., für mehr als 2 Decken 50 Pf.

Die vier Einbände für das Jahr 1903 erscheinen demnächst.

Frühere Jahrgänge werden prompt nachgeliefert.

Bestellungen nimmt **jede Buchhandlung**, wie auch die Geschäftsstelle der Allgemeinen Zeitung, München, entgegen.

Bestellungen werden umgehend erbeten.

Verlag der

Allgemeinen Zeitung München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Karl Alfred v. Zittel. Von A. Rothpletz.

Der heutige Stand der Krebsfrage. (Schluß.) Von Dr. med. Robert Rößle.

II. Bücher und Zeitschriften.

M. Dreßler: Die Welt als Wille zum Selbst.

III. Allgemeine Rundschau.

Die Begrüßung der heimgekehrten Südpolar-Expedition. — Taubstummblind. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Karl Alfred v. Zittel.

Das neue Jahr hat uns einen schweren Verlust gebracht. Geh. Rat v. Zittel ist aus dem Leben geschieden. Sein Name hat einen guten Klang nicht nur hier in München und in ganz Deutschland, sondern weit hinaus über die Grenzen seines Vaterlandes bis in die fernsten Länder. Ueberall sind Freunde und Schüler von ihm zu finden, die während seiner 40jährigen akademischen Lehrtätigkeit aus nah und fern gekommen waren, um seinen so klaren, verständlichen und anregenden Vorträgen zu lauschen, und die sich an seiner Begeisterung für Geologie und Paläontologie erwärmten. Daß er es verstanden hat, für diese Fächer, die doch zu den sogenannten brotlosen Künsten gehören, gleichwohl so viele Freunde zu gewinnen, zeugt von einer außergewöhnlichen Veranlagung. Wer aber dächte, daß dieses Außergewöhnliche auch in außergewöhnlichen Ereignissen seines Lebens zum Ausdruck gekommen, durch solche gewissermaßen hervorgerufen worden sei, befände sich im Irrtum. Wenn wir das, was man ein curriculum vitae zu nennen pflegt, rasch an uns vorüberziehen lassen, so erkennen wir, daß es ein echtes und rechtes Gelehrtenleben war.

Karl Alfred wurde am 25. September 1839 zu Bahlingen im badischen Kaiserstuhlgebirge als Sohn des Pfarrers und nachmaligen Dekans Zittel geboren. Die Neigung zur Naturbeobachtung hat sich schon frühzeitig bei ihm entwickelt und in Heidelberg hat er schon als 14jähriger Gymnasiast seine freien Stunden mit Vorliebe im Lommelschen Mineralienkontor mit Bestimmung von Konchylien zugebracht. Frühzeitig schloß er in seinem 21. Lebensjahre die Universitätsstudien mit seiner Doktorpromotion ab und begann die Wanderjahre mit einem längeren Aufenthalt in Frankreich und besonders in Paris, dem eine Studienreise nach Skandinavien folgte. Hier trat er mit bedeutenden Fachgenossen in nähere Verbindung, die sich auch durch sein späteres Leben erhielt. Hébert, Gaudry, Deslongchamps, Munier-Chalmas und noch viele andere blieben seine Freunde, und außerdem hatte er das Glück, den Vorlesungen des greisen Altmeisters der französischen Geologen, Elie de Beaumont, beiwohnen zu können. Er eignete sich zugleich eine gründliche Kenntnis der Jura-, Kreide- und Tertiärformation an, die so bequem in Nordfrankreich zu studieren sind. Das war wohl auch der hauptsächlichste Grund, warum seine späteren stratigraphischen Arbeiten sich zumeist innerhalb dieser Formationen bewegten. Von da zog es ihn nach Wien, wo die geologische Reichsanstalt, in die er 1862 als Volontär eintrat, eine große Schar bedeutender Geologen und Paläontologen vereinigte. Sein liebenswürdiger Charakter ließ ihn auch dort eine freundschaftliche Aufnahme finden, die ihm Gelegenheit gab, seinen Blick durch geologische Aufnahmen in Dalmatien zu schärfen und zu erweitern. Besonders aber wirkten die Schätze des k. k. Hofmineralienkabinetts auf ihn anziehend, und als ihm gleichzeitig dort eine Assistentenstelle und an der Universität Lemberg eine Professur angeboten wurden, entschied er sich ohne Zögern für die erstere und habilitierte sich als Privatdozent an der Wiener Universität. Entscheidend für ihn war dabei, daß ihm Wien für die eigene Ausbildung geeigneter erschien. Beides fiel ins Jahr 1863, aber noch in demselben Jahre erhielt er einen Ruf als Professor für Mineralogie und Geologie an das Polytechnikum in Karlsruhe, und so kehrte er nach dreijähriger Wanderschaft wieder in seine Heimat zurück. Der erst 24jährige junge Professor konnte nun daran denken, sich einen eigenen Hausstand zu gründen, und so führte er im Jahre 1865 die älteste Tochter Ida des Landschaftsmalers und Kunstschuldirektors J. W. Schirmer als seine Gattin heim, womit er den Grundstein zu einem äußerst glücklichen Familienleben legte, das ihm bis zu seinem Ende treu geblieben ist.

Lange war jedoch seines Bleibens in Karlsruhe nicht, denn schon 1866 rief ihn München, und hier ist er geblieben, um während 38 Jahren ohne Unterbrechung seine so ungemein fruchtbare wissenschaftliche Tätigkeit zu entfalten. Aeußerlich war ihr Verlauf ein ruhiger und steter; doch mehrten sich mit den Jahren sein Ansehen, sein Einfluß und Ehrenbezeigungen aller Art. Er fing an als Kustos der paläontologischen Sammlung und Professor der Paläontologie, seit 1880 auch der Geologie; nach dem Tode Schafhäutls wurde ihm auch die geologische Staatssammlung unterstellt. Die Akademie der Wissenschaften nahm ihn 1869 als außerordentliches, 1875 als ordentliches Mitglied auf und seit 1899 fungierte er als ihr Präsident. Den persönlichen Adel erhielt er 1885 durch Verleihung des Kronenordens und 1893 wurde er Geheimer Rat. Viele andere hohe Orden wurden ihm von nah und fern verliehen, und zahlreiche gelehrte Gesellschaften haben ihn zu ihrem Ehrenmitglied ernannt. In rastloser Tätigkeit und Pflichterfüllung, von allen Seiten geachtet und geehrt, hat er ausgeharrt, bis ihn eine schwere Herzkrankheit im Alter von über 61 Jahren mitten heraus aus gefaßten Plänen und begonnenen Arbeiten entführt hat. Aber ein glücklicher Stern hat doch bis zum letzten Augenblick über ihm gewaltet und es ihm ermöglicht, sein wissenschaftliches Hauptwerk noch vollständig zu Ende zu führen.

Es besteht kein Zweifel darüber, daß Zittels Hauptwerk und Hauptverdienst auf dem Gebiete seiner Lehrtätigkeit liegt. Aber noch weitreichender als die mündliche des akademischen Lehrers war die schriftliche Lehrtätigkeit, die er durch seine Grundzüge und das Handbuch der Paläontologie ausübte. Man darf es getrost behaupten, daß gegenwärtig aller paläontologischer Unterricht auf der ganzen Erde direkt oder indirekt auf Zittels Lehrbücher sich stützt

und daß diese den Schülern wie den Lehrern unentbehrliche Hilfsmittel geworden sind. Wie ist das gekommen und wie ist es überhaupt möglich, daß ein Einzelner einen solchen Einfluß gewinnen konnte? Fleiß und Begabung allein konnten dies nicht zuwege bringen; es gehört noch etwas anderes dazu und dieses Etwas gerade war Zittel eigen, nämlich ein ausgeprägter und gedächtnisstarker Formensinn und eigene Originalforschung auf den verschiedensten Gebieten der Paläontologie, womit er vor kritikloser Kompilation bewahrt blieb, die so vielen anderen Lehrbüchern eignet.

Man könnte es vielleicht als einen glücklichen Zufall bezeichnen wollen, daß Zittel Vorstand einer der größten paläontologischen Sammlungen Deutschlands wurde und damit gewissermaßen so große Formenkenntnisse ex officio erlangen mußte. Aber so liegt die Sache keineswegs. Als er nach München kam, fand er wohl schon eine recht wertvolle Sammlung vor, aber in welchem Zustand und in was für Räumen! Wer ihn aus jener Zeit hat erzählen hören, weiß, welche Arbeit er zu leisten hatte, erst ganz allein, später jahrelang mit der Hilfe eines einzigen Assistenten, um dem Vorhandenen die Gestalt eines Museums zu verleihen. Und wer weiter die von ihm angelegten Acquisitionsbücher durchblättert, der ersieht daraus sofort, daß der heutige Reichtum und die heutige Vielseitigkeit der Sammlung erst Zittels Werk waren. Die prächtigen Kollektionen des Grafen Münster, Häberleins, des Herzogs von Leuchtenberg, Hoheneggers und der Pikerini Säugetiere, welche seine Vorgänger Andreas Wagner und Albert Oppel in den 22 Jahren seit Gründung der paläontologischen Sammlung zusammengebracht hatten, waren zwar von größtem Werte, aber doch zumeist nur lokale Suiten. Daß heute Versteinerungen aus allen Formationen, allen Tier- und Pflanzenklassen und der meisten Länder vorhanden sind, ist dem zielbewußten Handeln Zittels zu verdanken, nicht aber einem glücklichen Zufalle. Wer jetzt die in 10 großen Sälen aufgestellte prächtige Sammlung, für die noch ein zweiter Konservator, ein Kustos und ein Assistent Sorge zu tragen haben, durchwandert, der ahnt nicht, welche Summe von Arbeit Zittel zu leisten hatte, um dieses Resultat zu erreichen. Viele würde es sicherlich mit Stolz und Zufriedenheit erfüllen, wenn sie diese Errungenschaften als ihr Lebenswerk bezeichnen könnten, für Zittel war es nur ein Nebenwerk, aber ein notwendiges, ohne das er sein Hauptwerk nicht in so großartiger Weise hätte vollenden können. Eine rührende Anhänglichkeit verband ihn damit, und fast kein Tag verging, sofern er überhaupt in München war, an dem er nicht in sein Museum kam und darin arbeitete. Bis zu seinem letzten Atemzuge beschäftigte ihn die Notwendigkeit einer Vergrößerung der Sammlungsräume, die längst nicht mehr die Fülle des von ihm zusammengebrachten Materials fassen konnten. Vor keinem Hindernis scheute er zurück, um dieses Ziel zu erreichen, in uneigennützigster Weise kämpfte er für das, was er als etwas absolut Notwendiges erkannt hatte, und durch keine Mißerfolge, die ihm nicht erspart geblieben sind, ließ er sich von seinem Plane abbringen. Vielleicht erntet eine kommende Generation das, was er gesäet hat. Dankbar dürfen ihm für dieses Ringen stets die Akademie, München und ganz Bayern sein.

Zittels wissenschaftliche Originalarbeiten bewegten sich vorzugsweise auf dem Gebiete der Paläontologie. Es waren abwechselnd hauptsächlich die Spongien, Brachiopoden, Bivalven, Gastropoden, Cephalopoden, Arthropoden, Fische und Reptilien, über die er zum Teil grundlegende Arbeiten veröffentlichte. Insbesondere wichtig und epochemachend war seine Untersuchung der fossilen Schwämme, die sich bis dahin eine fast ganz dilettantenhafte Behandlung hatten gefallen lassen müssen und deren Systematik er zum erstenmal auf zoologischer Grundlage aufbaute. Die meisten dieser Publikationen sind Ergebnisse der Verarbeitung von Sammlungsmaterial, das unter seiner glücklichen Verwaltung so reichlich sich anhäufte, daß er vieles davon anderen Kräften zur Bearbeitung überlassen konnte. Die Freigebigkeit, mit der er dies tat, bildet einen schönen Charakterzug, der nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Er hat die Pflicht, die Schätze seiner Sammlung zu hüten, nicht dahin verstanden, daß er sie gegen Fachgenossen abschließen solle, und es ist eine große Reihe von wissenschaftlich bedeutenden Arbeiten teils in seinem eigenen Institute, teils auch außerhalb entstanden, für die ihm doch ein gut Teil des Verdienstes zukommt. Allerdings hat sich diese Liberalität indirekt auch herrlich gelohnt durch zum Teil großartige Schenkungen, die nicht wenig zur Vergrößerung der Sammlung beigetragen haben. Daß das Reisen nicht nur gut ist zur Erholung, sondern für den Geologen geradezu eine Notwendigkeit sei, um ihm durch das Studium ferner Länder den Gesichtskreis zu erweitern, neue Kenntnisse und Ideen zuzuführen, vor doktrinärem Schematismus und geistiger Verknöcherung zu bewahren, von dieser Ueberzeugung war Zittel allezeit durchdrungen, und wann immer die Amtspflichten es ihm erlaubten, hat er den Wanderstab ergriffen, so daß er schließlich die meisten Länder Europas aus eigener Anschauung kannte. Er hat darüber verhältnismäßig wenig veröffentlicht, wenn schon er selbst und nicht zum mindesten auch die Staatssammlung großen Nutzen von diesen Reisen hatten. Für die stratigraphische Geologie ist besonders sein zweimonatiger Besuch der Zentral-Apenninen im Jahre 1868 von Bedeutung geworden. Es gelang ihm dabei auf Grund neuer Fossilfunde eine Anzahl geologischer Horizonte nachzuweisen, die sich in ihrer Ausbildungsweise aufs engste an die alpinen Verhältnisse anschließen.

Aeußere Umstände hielten ihn gewiß sehr gegen seinen Willen von häufigeren Besuchen außereuropäischer Länder ab, aber seine Reise in die Libysche Wüste als Teilnehmer der Rohlfsschen Expedition 1873 auf 1874 hat bewiesen, wieviel er in der Erforschung unbekannter Gegenden zu leisten imstande war. Er hat von dort nicht nur eine Menge von wertvollen Fossilschätzen aus der Tertiär- und Kreideformation mit nach Hause gebracht, sondern auch in kurzer Zeit den geologischen Aufbau dieses weit ausgedehnten und bis dahin fast völlig unbekannten Wüstengebietes festgestellt und in meisterhafter Weise beschrieben. Im Kreise der Afrikaforscher hat er sich dadurch eine sehr ehrenvolle Stellung errungen und in weiteren Kreisen erregte es besonderes Aufsehen, daß er definitiv die Fabel eines diluvialen Saharameeres beseitigte, welche bei der Erklärung der Eiszeit und des Föhnwindes eine so trügerische Rolle gespielt hatte.

Ebenfalls darf nicht vergessen werden sein Aufsatz über die Gletschererscheinungen in der bayerischen Hochebene, durch den er 1874 zum Bahnbrecher der modernen eiszeitlichen Anschauungen geworden ist.

So groß nun aber auch das Verdienst aller dieser Arbeiten war, gegenüber demjenigen seiner Lehrtätigkeit tritt es doch weit zurück. Um dies richtig einzuschätzen, müssen wir uns in die Zeit vor 1876 zurückversetzen. Damals gab es in Deutschland eigentlich nur zwei Lehrbücher der Petrefaktenkunde, aber beide wirkten eher abschreckend als anregend und ermunternd auf den Anfänger ein. Sehr viel besser stand es mit den ausländischen Lehrbüchern auch nicht. Während die Abstammungslehre in der Zoologie bereits ihren siegreichen Einzug gehalten hatte und die Jugend zu begeisterter Mitarbeit anregte, waren die paläontologischen Lehrbücher fast unberührt von dieser gewaltigen Strömung geblieben. Jeder Fachgenosse, der diese Zeit miterlebt hat, wird sich an diesen Notstand erinnern, der aus einer gewissen Rückständigkeit der Lehrbücher entsprang, und man darf wohl behaupten, daß das Jahr 1876, in welchem das erste Heft von Zittels Handbuch der Paläontologie erschien, für das Lehren wie Lernen dieser Wissenschaft einen Wendepunkt bedeutete. Allerdings folgten die weiteren Hefte nur langsam, in großen Zeitabschnitten. Die Verarbeitung des ungeheuren Materials und seine Anpassung an die veränderten geologischen Anschauungen war eine Aufgabe, welche die Leistungsfähigkeit eines einzelnen schier zu überschreiten schien, und erst im Jahre 1893 konnte durch die Ausgabe des letzten Heftes

das fundamentale Werk zum Abschluß kommen, welches, soweit es von Zittel verfaßt ist, über 3200 Druckseiten umfaßt. Nur Fachmänner können die Summe von Arbeit voll einschätzen, welche in diesem Werke steckt, und werden der Gleichmäßigkeit, mit der alle Kapitel behandelt sind, nicht ihre Bewunderung versagen. Die Spezialisten freilich werden, jeder in seinem Gebiete, das eine und andere auszusetzen oder zu tadeln haben, aber das ist schon um deshalb begreiflich, weil diese das große Gebäude der Paläontologie ganz aus der Nähe zu betrachten pflegen, wo ihnen dann die Einzelheiten des Zunächstliegenden genauer in die Augen springen als demjenigen, der, um von dem Ganzen einen richtigen Ueberblick zu gewinnen, einen etwas entfernter gelegenen Standpunkt einnehmen muß. Darin liegt aber gerade der große Vorzug des „Handbuches", daß es sich nicht in Spezialitäten verliert, sondern immer das Ganze im Auge behält und so dem Leser wirklich eine gute Vorstellung desselben gibt. Den Eindruck, den dieses Werk auf die Zeitgenossen machte, hat Geh. Rat v. Branco nach Erscheinen der letzten Lieferung in treffender Weise folgendermaßen geschildert: „Nun ist die große Aufgabe, welche sich der Verfasser gestellt hatte, dem Ende zugeführt. Sein Werk ist in aller Händen, welche unsere Wissenschaft betreiben oder ihr nahestehen. Allen ist es zu einem notwendigen wissenschaftlichen Bedürfnisse geworden; denn es gibt neben dem vorliegenden kein zweites Handbuch der Paläozoologie, welches in gleich umfassender, eingehender und praktisch brauchbarer Weise die ausgestorbenen Tierformen behandelt. Deshalb glaubt der Referent sich mit all seinen Fachgenossen einverstanden zu wissen, wenn er dem Verfasser an dieser Stelle öffentlichen Dank ausspricht für das, was er geleistet hat, indem er diese Riesenarbeit auf sich nahm, sie in so vorzüglicher Weise bewältigte und damit ein anerkanntes Bedürfnis deckte."

Was er mit dem Handbuch anstrebte, hat Zittel selbst später, als er (1899) die „Geschichte der Geologie und Paläontologie" schrieb, in den Worten zusammengefaßt: „Der Verfasser des Handbuches sucht in erster Linie die engen Beziehungen zwischen Paläontologie und den übrigen biologischen Wissenschaften (Zoologie, vergleichende Anatomie, Embryologie) hervorzuheben und die Errungenschaften der letzteren für die Versteinerungskunde zu verwerten. Es ist darum der Stoff streng systematisch geordnet und jeder größeren Gruppe eine einleitende Erörterung jener Organisationsverhältnisse vorausgeschickt, deren Kenntnis zum allseitigen Verständnis der fossilen Formen erforderlich ist. Die histologischen Verhältnisse finden eine viel eingehendere Berücksichtigung als in den bisherigen Lehrbüchern der Paläontologie. Im speziellen Teil sind alle wohl begründeten fossilen Gattungen aufgenommen, die zweifelhaften oder schlechten eliminiert oder kurz erwähnt. Jedem größeren Abschnitt folgt eine Uebersicht der geologischen Verbreitung und Stammesgeschichte der abgehandelten Formen. Mit besonderem Nachdruck sind die Tatsachen, welche für den genetischen Zusammenhang der Angehörigen der einzelnen Stämme, Klassen, Ordnungen und Familien sprechen, betont; doch ist eine tendenziöse Darstellung vermieden und in solchen Fällen, wo die Paläontologie keine Beweise für die Entwicklungslehre besitzt, oder wo das lückenhafte Material eher zugunsten der entgegengesetzten Auffassung zu sprechen scheint, ist der Verfasser bemüht, den Tatbestand mit voller Unparteilichkeit darzulegen."

Besonders der letzte Satz enthüllt uns in bedeutungsvoller Weise Zittels Stellung zur Entwicklungslehre und wirft überhaupt einen hellen Schein auf sein Wesen. Er gehörte nicht zu den leicht suggerierbaren Forschern, und obwohl er durchaus den Standpunkt der Entwicklungslehre teilte, so hat er doch manchen Freund und Fachgenossen im späteren Leben enttäuscht, wenn er ihm im raschen Laufe alles überwindender Hypothesen plötzlich die Gefolgschaft kündigte, weil er empfand, daß der feste Boden der Tatsachen unter seinen Füßen wich. Ihn freute und befriedigte nüchterne Forschung auch dann, wenn sie nicht zu weitausschauenden Ergebnissen führte; er begnügte sich schon mit bescheidenem Erfolge, wenn er nur gesichert war durch methodisch richtige Beweisführung. Aus diesem Grunde konnte er auch kein suggerierender Lehrer werden, und er hat nie eine sogenannte „Schule" gegründet, obschon er auf ein wahres Heer von Schülern herabblicken konnte. Er hat es selbst oft ausgesprochen, daß der Lehrer stetsfort von seinen Schülern lernen müsse, daß das akademische Lehren den wohltätigsten Einfluß auf die Entwicklung des Lehrers ausübe. So hat er, mit vollen Händen aus der Fülle seiner Kenntnisse den Schülern spendend, sich selbst vor Stillstand bewahrt und sich bis zu seinem 65. Jahre geistige Jugendfrische erhalten. Gerne war er bereit, neue Beobachtungen gelten zu lassen, auch wenn sie eigenen älteren Anschauungen widersprachen. So allein wurde es ihm möglich, mit der Wissenschaft fortzuschreiten und während 28 Jahren Lehrbücher zu schreiben, die sich auf der Höhe der Wissenschaft hielten. Eines freilich konnte er nicht vertragen, wenn jüngere Leute sich allzu rasch in Spekulationen einließen, ohne den dazu nötigen Untergrund positiven Wissens zu haben. Da konnte der sonst so friedfertige und versöhnlich gestimmte Mann ungemütlich werden. Der Hang nach Spekulation lag überhaupt nicht in seinem Wesen, und wo ihm solche von anderer Seite entgegentrat, erkannte er schneller deren Mängel oder Einseitigkeiten als deren Vorzüge.

Nachdem er 1893 das Handbuch abgeschlossen hatte, legte er keinen Augenblick die Feder zu einer Erholungspause nieder, wie man erwarten sollte und wie es vielleicht für sein körperliches Wohlsein von größtem Nutzen gewesen wäre. Ihm war Arbeiten selbstverständliche Beschäftigung, und sofort ist er daran gegangen, das große dickleibige Handbuch in ein kleineres handliches Lehrbuch umzuprägen, um den gewaltigen Stoff auch für weitere Kreise zugänglich und aufnahmefähig zu machen. So entstanden bereits 1895 seine Grundzüge, das beste Lehrmittel, welches wir gegenwärtig besitzen und dessen große Auflage schon nach acht Jahren ausverkauft war, so daß eine neue Auflage notwendig wurde, von der er noch die erste Hälfte im August 1903 der Oeffentlichkeit übergab — als sein letztes Werk.

Die ungeahnte Entwicklung, welche die Paläontologie gerade in den letzten drei Jahrzehnten durchgemacht hat, ließen es untunlich erscheinen, das große Handbuch einfach auf ein kleineres Lehrbuch zu reduzieren. Besonders die älteren Bände, welche die wirbellosen Tiere behandeln, mußten zu diesem Zwecke sehr wesentlich umgearbeitet werden, und so sind die Grundzüge nicht nur ein vortreffliches Lehrbuch, sondern zugleich eine Ergänzung zum Handbuch geworden. Professor Koken schrieb 1896: „Die weite Verbreitung des Buches, die ihm rasch nach seinem Erscheinen geworden ist, überhebt uns der Pflicht eines eingehenden Referates, der Name des Autors einer Empfehlung oder eines Lobspruches. Dennoch muß wenigstens hervorgehoben werden, daß das Werk nicht etwa nur eine Zusammendrängung der großen Paläozoologie, sondern auch versucht ist, die Umarbeitung, welche die ersten Teile des v. Zittelschen Handbuches naturgemäß erfahren müssen, schon hier entsprechend kompendiös vorauszunehmen. . . Ueberall spürt man die bessernde Hand des Meisters."

Der große buchhändlerische Erfolg der Grundzüge ist der beste Beweis für ihre Brauchbarkeit und für das pädagogische Talent ihres Verfassers. Letzteres hat sich freilich noch viel augenscheinlicher denen offenbart, die Zittel in seiner Lehrtätigkeit an der Universität kennen gelernt haben. Nicht nur seine Vorträge über Geologie, sondern auch diejenigen über den an sich viel trockeneren Stoff der Paläontologie gehörten zu den bestbesuchten Vorlesungen dieser Art an deutschen Universitäten. Er besaß die Kunst, Schwieriges leicht verständlich zu machen, den Zuhörer für seinen Lehrstoff zu begeistern und seinen eigenen Eifer auf ihn zu übertragen. Aber auch diesen Erfolg mußte er sich erst mühsam erkämpfen. Als er nach München kam, fand er kein Institut vor, in dem Studierende hätten arbeiten können, und der kleine, dunkle Hörsaal glich eher einem Kellerraum. Erst nach 20 Jahren trat hierin ein durch-

greifender Wandel ein, geräumige Hörsäle und große, luftige Zimmer für die Praktikanten haben die alte Misere schon fast in Vergessenheit gebracht. In der inneren Ausstattung zwar und den Lehrmitteln bleibt noch vieles zu wünschen übrig, und darin werden wir von so manchen kleineren Universitäten bedeutend übertroffen, aber dennoch werden nur wenige sich dadurch haben abhalten lassen, in München ihre geologischen Studien zu treiben — in der Person des Lehrers lag zu viel Anziehendes. Als vor 14 Jahren aus Anlaß eines dreifachen Erinnerungstages von seinen Schülern ihm ein Album überreicht wurde, hatten 56 ihr Bildnis dazu geliefert. Viele waren damals nicht mehr zu erreichen, aber inzwischen ist eine nicht unerhebliche Anzahl neuer hinzugekommen. So wie sein Eifer nie erlosch, mit dem er für seine Schüler sorgte, sie mit Rat und Tat unterstützte und ihnen auch im späteren Leben freundschaftlich gesinnt blieb, so haben auch sie ihrem ehemaligen Lehrer treue Anhänglichkeit bewahrt. So können wir am Schlusse seines langen, tatenreichen Lebens sagen: getragen von der Liebe seiner Schüler, geachtet von den Fachgenossen, ist er selbst immer bestrebt gewesen, weiter zu forschen und mit seiner Wissenschaft sich weiter zu entwickeln, bis die Parze ihm den Lebensfaden durchschnitten hat. Aber auch darüber hinaus wird er durch seine Werke und sein Vorbild fortleben und werden Samen aufgehen, die er mit kundiger Hand im Leben ausgestreut hat.

A. Rothpletz.

Der heutige Stand der Krebsfrage.

Von Dr. med. Robert Rößle.

(Schluß.)

Betrachtet man die Geschichte der Krebstheorien, so kann man die interessante Beobachtung machen, daß ein merkwürdiger Parallelismus zwischen diesen Theorien und den jeweils im Vordergrund des Interesses stehenden Zweigen der biologischen Wissenschaften besteht. Man wird ja von einer Theorie, welche einigermaßen befriedigen soll, verlangen müssen, daß sie möglichst viele Tatsachen aus der Geschwulstlehre erklärt; nun machen viele der Theorien nach meiner Meinung den Fehler, daß sie sich nur mit der Erklärung der Carcinomentstehung begnügen und sich nicht mit der Erklärung der Ursachen der gutartigen und bösartigen Wucherung überhaupt befassen. Ich übergehe aus diesem Grunde die Theorie Thierschs, welche lediglich die Altersdisposition zum Krebs zur Grundlage hat und den Krebs aus einer Störung des Gleichgewichts zwischen Epithel (Deckzellen) und Bindegewebe hervorgehen läßt, und wende mich gleich zu derjenigen Theorie, welche für ihre Richtigkeit am meisten Beweise beizubringen vermag, manche Fälle gut erklärt und fast die einzige ist, die nicht abhängig vom Zeitgeiste entstanden ist. Es ist charakteristisch, daß Virchow die Beweiskraft der sie stützenden Tatsachen öfter betont hat: es ist die Theorie von der Krebsentstehung durch mechanische Reize. Es ist zweifellos, daß durch Schlag auf ein Muttermal ein ungemein bösartiges Sarkom entstehen kann; es ist ferner eine Regel, daß in bestimmten Organen der Krebs an denjenigen Stellen entsteht, welche am meisten Reizungen ausgesetzt sind, so im Magen am Pförtner, in der Speiseröhre an deren engen Stellen; die beliebtesten Beispiele sind der Krebs der Unterlippe bei Pfeifenrauchern, der Zunge durch Verletzung derselben an kariösen Zähnen, die Häufigkeit des Krebses der Gallenblase bei Gallensteinen, schließlich diejenigen Fälle, bei denen der Krebs nach chronischen Entzündungen auftritt. Diese Theorie hat den Vorteil, daß sie sich auf oft wiederholte Beobachtungen stützen kann, aber erstens genügen ihre Argumente nur für einen Teil der Fälle und zweitens sagt sie gar nichts aus über die Art und Weise, wie aus den gereizten Zellen bösartig wuchernde Zellen werden.

Heutzutage, im Zeitalter der Entdeckung der Mikroorganismen, scheiden sich die Krebsforscher in zwei Lager: die einen glauben, daß der Krebs seinen Ursprung einem parasitischen Lebewesen verdanke, die anderen halten daran fest, daß er auf angeborenen oder erworbenen pathologischen Eigenschaften der Zelle beruhe. Es sei, bevor ich die Anschauungen beider diskutiere, kurz auf die schon erwähnte Abhängigkeit der Krebstheorien von den jeweiligen wissenschaftlichen Zeitströmungen hingewiesen. Damals, als die Entwicklungsgeschichte ihre großen Erfolge hatte und neu war, trat Cohnheim mit der Theorie der versprengten Keime (s. unten) hervor. Dann spukten einmal auch die Begriffe der Elektrizität und man sprach, um den Grund für die biologische Aenderung der Epithelzellen anzugeben, von einer „gestörten vitalen Induktion der Zelle“! Dann, als für viele Krankheiten die Infektionserreger bekannt wurden, wurden nacheinander alle möglichen Sorten von Kleinlebewesen als die Erreger des Krebses „gefunden“: zuerst waren es Spaltpilze (Bakterien), dann Sproßpilze (Blastomyceten, Hefezellen), dann gar Schimmelpilze. Es war allzu naheliegend, als für die Malaria die Erreger aus dem Protozoenreich entdeckt waren, auch im Krebs eine durch Protozoen verursachte Krankheit zu sehen, verleitet durch bestimmte Befunde in den Krebszellen, welche man als die innerhalb der Zellen befindlichen („intracellulären“) Erreger beschrieb, und zwar sah man bald Amöben, bald Sporozoen (Gregarinen und Coccidien). Im Eifer, den richtigen Parasiten zu finden, passierte es sogar, daß Verunreinigungen der Präparate als die Erreger der Geschwülste beschrieben wurden. Und heute, wo die wichtige Rolle der fermentartigen Stoffe (Enzyme) im Stoffwechsel des Organismus erkannt ist und im Vordergrund des Interesses der physiologischen Chemie, ja der modernen Medizin überhaupt steht, kommt ein amerikanischer Autor zum Schluß, daß „die einzig mögliche Erklärung der Entstehung der bösartigen Tumoren die Annahme eines enzymartigen Stoffes sei“, und zwar sei es ebenso gut möglich, daß das pathologische Wachstum auf einer successiven Wirkung dieser Substanz beruhe, welche die Zellteilung und Neubildung anrege, als daß ein normal vorhandenes Ferment fehle, das die Zellwucherung hindere. Eine reine Hypothese. So stecken andere erfolgreiche Gebiete jeweils die Krebsforschung mit ihren Ideen an.

Es ist sehr charakteristisch für unsere mangelhafte Kenntnis der feineren Lebensprozesse der Zellen, daß wir noch schwanken, ob das Carcinom durch einen Mikroorganismus erzeugt wird oder nicht. Es wäre ein großer Triumph für die Zellforschung, wenn es gelänge, durch tieferes Verständnis des Geschwulstwachstums die Mitwirkung eines Parasiten einfach auszuschließen; es wäre ein größerer Erfolg, als wenn heute einer den Krebserreger entdeckte. Es gibt nicht sehr viele Forscher, welche sich kategorisch gegen die Annahme eines Parasiten stellen. Während die Kliniker im allgemeinen der parasitären Theorie anhängen, ist unter den pathologischen Anatomen und noch mehr unter den Biologen, welche sich mit der Frage beschäftigen, gerade jetzt mehr Stimmung für die nichtparasitäre Theorie. Bis jetzt sind nämlich so ziemlich alle jene als Parasiten beschriebenen Befunde in den krebsigen Geweben als Degenerationsprodukte der Krebszellen selbst entlarvt worden. Dies Schicksal hat auch die „vogelaugenähnlichen“ Gebilde v. Leydens, und die mit diesen nach den neuesten Arbeiten identischen Plimmerschen und Feinbergschen Körperchen ereilt. Was soll man dazu sagen, daß z. B. Feinberg verlangt, man müsse, um seine Parasiten zu finden, mindestens 1000 Schnitte durchsehen. Wenn die als Erreger beschriebenen Körperchen die wirkliche Ursache der Geschwulst sein sollen, so muß man sie dort in großer Menge und nie in gesunden oder einfach entzündeten Geweben finden. Beides ist nicht der Fall. Ferner müßte man sie, wenn sie die Grundlage des Wachstumsreizes der Krebszellen sind, hauptsächlich in den sich teilenden Zellen finden. All dies ist nicht der Fall. Robert Koch hat gefordert, daß, um einen Parasiten als

den Erreger einer bestimmten Krankheit bezeichnen zu dürfen, derselbe in allen Fällen und in allen Formen dieser Krankheit und sonst nie gefunden werde, daß derselbe in Reinkultur zu züchten sei und daß seine Uebertragung aus der Reinkultur auf ein gesundes Individuum dieselbe Krankheit erzeuge. Keine dieser Bedingungen ist je für einen Krebsparasiten erfüllt worden, und es ist klar, daß man sich auf den strikten Standpunkt dieser Forderungen stellen muß, so lange kaum eine Erscheinung in der Entwicklung, dem Wachstum und der Verbreitung der Geschwülste im Körper durch die Annahme eines Parasiten genügend erklärt ist.

Ein wunderlicher Standpunkt, der zwischen der parasitären und der zellulären Theorie steht, ist der, die Krebszellen selbst für die Parasiten zu erklären. Vielleicht dauert es nicht lange, bis jemand auftritt und die Krebszellen für die Erreger hält, welche sich durch Mimikry epithelzellenähnlich geformt haben, um den Nachstellungen der Freßzellen (Phagocyten) zu entgehen.

Wir eilen über diesen Auswuchs der Krebsfrage hinweg, um schließlich zu der Besprechung der zellulären Theorien überzugehen. Es sind diejenigen Theorien, welche, unbeirrt um den Gedankengang der Zeit und unbeeinflußt vom „Naheliegenden", begründet sind auf unzweifelhaften Beobachtungen an mikroskopischen Schnitten durch krebsige Gewebe. Wenn aber auch das, was bisher an Tatsachen über die Histogenese (gewebliche Entwicklung) des Krebses gefunden ist, nicht genügt, seine Ursachen zu erklären, so scheinen mir doch diese Theorien des Rätsels Lösung am nächsten zu sein, indem sie sich mit dem Wesen des Krebses beschäftigen und ihr Inhalt mit unwiderlegbaren Befunden sich deckt. Darin sind sich alle einig, daß das Primäre des Carcinoms in einer Charakterveränderung der Epithelzellen liege; nur darüber, wie diese Emanzipation zustande kommt und über die Anfänge der Krebswucherung streitet man. Ich habe schon erwähnt, daß wir leider keine anatomischen Anhaltspunkte für die Bösartigkeit einer Zelle haben. Hansemann hatte geglaubt, in atypischen Teilungsvorgängen der Krebszellen einen für Krebs spezifischen Befund erhoben zu haben, und gründete darauf seine Anschauung von der „Anaplasie" der Krebszellen: dieselben entfernten sich durch anormale Teilung vom ursprünglichen Typus und änderten so den Zellcharakter und ihre biologischen Eigenschaften. Ueber die Ursachen der ersten abnormen Teilung wird dabei nichts ausgesagt und überdies sind atypische Teilungsfiguren auch bei anderen pathologischen Prozessen gefunden worden.

In Bezug auf den Ausgangspunkt der Epithelwucherung stehen sich im wesentlichen heute zwei Behauptungen gegenüber. Sie knüpfen sich an die Namen Hauser und Ribbert. Ersterer sagt, daß die zunächst in normaler Lage befindliche Deckzelle erkranke, sich vermehre, „neue Zellrassen" bilde und in die Tiefe wuchere. Aber er läßt die Frage offen, durch welches Moment die Bildung neuer Zellrassen verursacht wird, und neigt der Annahme eines Parasiten zu. Einen kategorisch den Parasiten abweisenden Standpunkt nimmt Ribbert ein, und in Bezug auf den Herd des Krebses vertritt er die alte Cohnheimsche Hypothese, die sogenannte „Theorie von den versprengten Keimen". Dieser leitet die Entstehung der Geschwülste von Störungen der Gewebeordnung im embryonalen Leben ab: Es sollen bei der Vereinigung der verschiedenen Gewebsarten, bei der sich immer wiederholenden Faltenbildung und bei der Wanderung und Verlagerung von Organen im Embryo Entgleisungen von einzelnen Zellen oder Zellgruppen derart stattfinden, daß sie an unrichtige Orte zu liegen kommen. Solche versprengten Keime bleiben dann liegen, bis einer der bekannten Reize sie zu einem Wachstum bringt, welches, da sie am unrichtigen Orte liegen und durch keine Funktion entlastet werden, in ein anormales alsbald ausartet. Solche Reize sind Verletzungen, Entzündungsprozesse. Für diese Theorie spricht außerordentlich das Vorkommen der Krebse gerade an den Stellen, an denen wirklich im embryonalen Leben die kompliziertesten und daher am leichtesten Störung erfahrenden Vorgänge sich abspielen; ferner das tatsächliche Vorkommen von Geweben am unrichtigen Orte: so findet man Knorpel in der Speicheldrüse und in den Keimdrüsen, Drüsenschläuche mitten in der Muskelwand der Gebärmutter und andere Zellverirrungen mehr. Und daß solche in Wucherung geraten können, weiß man auch. Bedenkt man ferner, wie lange die Keimanlagen der bleibenden Zähne, wie lange die Geschlechtsorgane schlummern, bis sie sich fertig entwickeln, so hat auch das Erwachen der versprengten, krebsfähigen Keime nichts so sehr Befremdendes. Ribbert hat nun diese Cohnheimsche Theorie erweitert, indem er annimmt, daß die Absprengung von Keimen nicht nur im embryonalen Leben durch Entwicklungsstörungen vorkomme, sondern auch im späteren Leben durch entzündliche Prozesse, Abschnürung von Epithelzellen und Verlagerung derselben in die Tiefe, erfolgen könne. Hier in der Tiefe beginne dann der Krebs und breite sich durch ausschließliche Vermehrung seiner eigenen Elemente nach allen Seiten, auch gegen die mit Epithel überzogene Oberfläche hin aus.

Alle Krebsforschung hat zwei Ziele, das eine ist das theoretische: die Erkenntnis der Ursachen des Geschwulstwachstums; das andere ist das praktische: die Heilung. Es ist nach dem heutigen Stande der Krebsforschung nicht wahrscheinlich, daß durch die Erreichung des einen Zieles die Erreichung des anderen viel näher gerückt würde. Aber wir sind von beiden wohl noch gleich weit entfernt. Ich stehe nicht an, zu bekennen, daß das Suchen nach einem Erreger mir unbegründet und deshalb aussichtslos erscheint und daß ich das Studium der Biologie der Gewebszellen für den einzig richtigen und echt wissenschaftlichen Weg halte. Es ist eine große Anzahl von Vorfragen aus dem normalen Leben der Gewebe nicht gelöst. Was das praktische Ziel der Krebsforschung anlangt, so hat die neueste Zeit einige Veröffentlichungen gebracht, welche Hoffnungen zu erwecken imstande sind. So berichten v. Tappeiner und Jesionek über günstige Erfolge bei Behandlung von Hautkrebsen mit Eosin. Vor allem aber ist es das noch unübersehbare Gebiet der Serumtherapie, welches auch in der Krebsfrage bedeutungsvoll zu werden verspricht. Ist es ja doch gelungen, künstlich im Blute Schutzstoffe gegen alle möglichen Arten von Zellen zu erzeugen. Warum sollte es nicht glücken, gegen die von uns bisher wie alle pathologischen Produkte für so hinfällig gehaltenen Krebszellen ein Serum zu finden? In der Tat ist es jüngst einem Autor, namens Jensen, gelungen, durch ein spezifisches Serum krebskranke Mäuse in einem Teil der Fälle zu heilen. Wir stehen hier vielleicht vor den ersten Anfängen einer rationellen Behandlung des Krebses, rationell insofern, als sie sich richtet gegen das wirkliche feindliche Element, die bösartige Epithelzelle, und während wir leider bis jetzt, zur Untätigkeit verdammt, allzu oft zusehen mußten, wie Menschen auf der Höhe ihrer Lebenskraft durch den Krebs auf elende Weise zugrunde gingen, sehen wir doch wenigstens wieder einen Weg vor uns und eine Hoffnung, die uns antreibt, zu arbeiten und nicht zu verzweifeln.

Bücher und Zeitschriften.

Die Welt als Wille zum Selbst. Es ist in unserer Zeit etwas Ungewöhnliches, daß ein Arzt, ein Mann, der durch die Schule der modernen Naturwissenschaft hindurchgegangen ist, Mut und Lust findet, sich in die metaphysische Gedankenwelt eines der am schwersten verständlichen spekulativen Philosophen, nämlich Hegels, zu vertiefen, noch ungewöhnlicher, daß er aus diesem Studium die Anregung und die Begeisterung gewinnt, den Grundgedanken der Hegelschen Philosophie in neuer und selbständiger Form vor den eigenen Zeitgenossen zu entwickeln. Dieser Fall liegt in der philosophischen Studie vor, die Hofarzt Dr. M. Dreßler vor kurzem unter dem Titel „Die Welt als Wille zum Selbst" bei Winter (Heidelberg) veröffentlicht hat. Dreßler geht von der Vor-

aussetzung aus, daß die Wirklichkeit erkenntnisartig oder logisch sein muß, wenn sie erkennbar aus ihrem Wesensgehalt in logischen Beziehungen ausdrückbar sein soll. „Wäre die Wahrheit der Welt nicht Wissen, so wäre das Wissen nicht die Wahrheit der Welt, so wäre die Philosophie nicht Weltweisheit.“ Demnach betrachtet er die Wirklichkeit oder das Sein als ein objektiv Ideales, Logisches im Hegelschen Sinne und den Weltprozeß als die Selbstdarstellung des lebendigen Selbsterkenntnisprozesses. Das Wesen der Wirklichkeit ist das Wissen, wahres Wissen ist Selbsterkenntnis, diese ist aber niemals unmittelbar, sondern sie vermittelt sich, und die Form der Vermittlung ist die Individuation, wodurch das Wissende, als Subjekt, sich selbst als der Gegenstand seines Wissens, als Objekt gegenübertritt. Damit das Wissen Erkenntnis wird oder sich selber offenbar wird, muß es zunächst sich zum Sein, zur Mannigfaltigkeit der Natur entfalten, um durch die Vermittlung der unbewußten Natur zum Bewußtsein seiner selbst zu kommen. Die Naturwissenschaft isoliert das Objekt und sucht aus dem Mechanismus einander in abstrakter Selbständigkeit gegenüberstehender Dinge und Atome das wirkliche Leben zu begreifen. Aber das Tote kann das Lebendige nicht erklären, und der bloße Mechanismus der Teile vermag kein einheitliches Ganze zu stande zu bringen. Die schlechte Mystik isoliert umgekehrt das Subjekt. Aber wie das Sein als Ding an sich, so ist auch das Subjekt an sich eine Abstraktion aus der Fülle der lebendigen Wahrheit und muß sich als ebenso leer und tot erweisen, wie jenes. Die Kunst stellt das Selbst unmittelbar in gefühlsmäßiger Weise, aber immer nur in einer zufälligen Erscheinung und daher rhapsodisch dar, wobei es außerdem als Kunstwerk tot und nicht in lebendiger Selbstverwirklichung begriffen ist, wie dieses das Wesen des Wissens ausmacht. Die echte Mystik fühlt unmittelbar die ganze Welt und sucht das Selbst nicht theoretisch, sondern ethisch als Liebestat zu verwirklichen, scheitert aber damit an der individualistischen Beschaffenheit der Welt sowohl, wie an dem pessimistischen Charakter des Daseins. Alle diese sind unvollkommene Stufen der Wahrheit. Die Wahrheit selbst hingegen verwirklicht sich einzig in der Philosophie, als in welcher die Wirklichkeit als dasjenige begriffen wird, was sie ist, als Selbsterkenntnis, als der Prozeß, durch welchen das Wissen sich zum Selbst, das Sein sich zum Bewußtsein vermittelt. — Das Urteil über diese Anschauung, die vom Verfasser mit großer Lebendigkeit, zum Teil in Aussprüchen von hoher Schönheit dargelegt wird, hängt davon ab, ob man seine Hegelsche Voraussetzung teilt, daß die Wirklichkeit nichts anderes als Wissen, das reale Sein durchaus nur ein ideales, ein Sein bloßer idealer Inhalte und Beziehungen darstellt. Daß das Sein in irgendwelchem Sinne Wissen, Vernunft, Idee, Logos sein muß, um gewußt werden zu können, ist die unerschütterliche Wahrheit der Hegelschen Philosophie, zu welcher sich nach der traurigen Versumpfung des modernen philosophischen Denkens in Empirismus und Skeptizismus nur erst ganz Wenige wieder durchgerungen haben. Daß es bloßes Denken, reine Idee, Wissen ohne eine anderweitige Beimischung ist, das ist die petitio principi der Hegelschen Philosophie, die von Hegel nirgends begründet ist, und zu deren Erweis auch Dreßler keinen Anlauf gemacht hat. — Wie von dieser Voraussetzung aus das reale Dasein der Natur in ihrer Raumzeitlichkeit und dynamischen Beschaffenheit erklärlich sein soll, wie das Wissen als solches es anfangen soll, in seiner rein objektiven und unbewußten Beschaffenheit Subjektivität, Empfindung, Gefühl, Sinnlichkeit, Bewußtsein zu werden, was überhaupt das Wissen davon hat, sich selbst zum Gegenstande zu haben, da es doch als unbewußtes Wissen und Naturdasein viel konkreter ist denn als Bewußtsein und das Bewußtwerden seinem Inhalte eigentlich nichts hinzufügt, sondern lediglich seine Form verändert, das vermag Dreßler ebenso wenig wie Hegel anzugeben. Die Welt ist das Mittel für das Wissen, um seiner selbst bewußt zu werden; aber so erscheint es bloß unter dem Gesichtspunkte des Erkenntniswillens, der doch nur eine Seite unseres Wesens darstellt. Ob nicht eine Betrachtung der Welt von einem anderen Gesichtspunkte, z. B. dem Erlösungswillen der Religion, aus zu einem ganz anderen Resultate führen könnte, ob nicht der Intellektualismus der Hegel-Dreßlerschen Philosophie zum bloßen aufgehobenen Momente in einer höheren Anschauung herabgesetzt werden muß, diese Frage hat Dreßler außer acht gelassen. Er ignoriert die ganze metaphysische, psychologische und vor allem auch die erkenntnistheoretische Entwicklung der Philosophie nach Hegel, er beachtet nicht, was schon Schelling gegen den Panlogismus seines großen Rivalen eingewandt hat, er lebt in den Gedanken Hegels, ohne auch nur einen Versuch zu machen, ihre Richtigkeit auf empirischem Wege zu erweisen und vom Standpunkte der heutigen Forschung aus zu stützen, und kommt dadurch eigentlich mit seiner Philosophie um volle 70 Jahre zu spät, da der Hegelsche Panlogismus durch die nachfolgende Entwicklung in der Tat als überwunden betrachtet werden darf.

Das hindert indessen nicht die Anerkennung, daß sein Versuch einer Erneuerung der Hegelschen Gedankenwelt in unserer Zeit, die, durchaus an Hegel anknüpfend, diesen erst wieder von neuem in sich aufnehmen muß, um in philosophischer Hinsicht weiter zu gelangen, vom Standpunkte des Fortschrittes aus nur zu begrüßen und als ein Symptom für die innere Lebenskraft des absoluten Idealismus mit Freuden zu empfangen ist. Ist doch auch Dreßlers philosophische Studie nur ein Beweis dafür, daß die Gegenwart des trockenen Tones der bisherigen Richtungen satt ist und daß es sie mit richtigem Instinkte wieder zu den Quellen hindrängt, durch welche allein eine innerliche Gesundung unseres geistigen Lebens verbürgt werden kann. Möge die interessante Schrift recht viele verständnisvolle Leser finden und auch ihrerseits dazu beitragen, daß Hegel wieder mehr studiert wird.

Arthur Drews.

Allgemeine Rundschau.

Die Begrüßung der heimgekehrten Südpolarexpedition.

W. Zur feierlichen Begrüßung der Mitglieder der deutschen Südpolarexpedition veranstaltete die Gesellschaft für Erdkunde in Berlin gestern Abend einen Empfang. Erschienen waren: Staatssekretär Graf Posadowsky, Staatssekretär Frhr. v. Richthofen, Minister Dr. Studt, Admiral v. Tirpitz, Geheimrat Conrad als Vertreter des Reichskanzlers, Graf Ballestrem, Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, Prinz Ernst von Sachsen-Altenburg, Prinz von Arenberg, Geheimrat Lewald, Generaloberst v. Hahnke, Frhr. v. Senden-Bibran und viele andere. Der Kronprinz hatte telegraphisch sein Bedauern ausgesprochen, nicht anwesend sein zu können. Nachdem der Vorsitzende der Geographischen Gesellschaft, Frhr. v. Richthofen, die Expeditionsmitglieder begrüßt hatte, hielt Professor v. Drygalski einen durch eine Reihe von Lichtbildern illustrierten, mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag. Das bei der Begrüßung verlesene Telegramm des Reichskanzlers hatte folgenden Wortlaut: „Die heutige außerordentliche Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin begleite ich mit meinen besten Wünschen. Möge die zu Ehren unserer kühnen Südpolarforscher veranstaltete Begrüßungsfeier ein beredtes Zeugnis davon sein, wie wir alle die erzielten schönen Erfolge deutscher Forschung zu würdigen und für die im Interesse der deutschen Wissenschaft gebrachten Opfer zu danken wissen.“ Weitere Telegramme sind eingegangen von Nansen und Nordenskjöld. Professor v. Drygalski dankte den Reichs- und Staatsbehörden, schilderte eingehend die Schicksale der Expedition und schloß mit der Feststellung, daß die Expedition ein neues Land gefunden habe. Damit sei die alte Streitfrage über die Ausdehnung des antarktischen Kontinents um über 10 Längengrade gefördert worden. Sodann wurde das Telegramm des Reichskanzlers Grafen v. Bülow verlesen und dem Professor Drygalski die goldene Nachtigalmedaille überreicht.

*

Taubstummblind.

In der ganzen psychologisch und medizinisch interessierten Welt ist der berühmte Fall der taubstumm-blinden Amerikanerin Laura Bridgman und ihres wackeren Lehrers Dr. Samuel Howe bekannt, der das hilflose Mädchen zu einer erstaunlichen

Höhe der Denkfähigkeit und der geistigen Verbindung mit der Außenwelt erzog. Es war damit — im Gegensatz zu gewissen Theorien — der Beweis geliefert, daß das taktische Gebiet allein das genügende Material zur Bildung höherer Begriffe zu liefern imstande ist; allerdings blieb im Falle der Laura Bridgman ein Zweifel hieran insofern noch möglich, als das arme Kind seine höheren Sinne erst vom zweiten Lebensjahr an verlor und sogar bis ins achte Lebensjahr einen schwachen Lichtschein besessen haben soll. Dagegen ist jetzt, wie wir einer im Hochland wiedergegebenen Mitteilung des französischen Professors Louis Arnould entnehmen, ein unzweifelhafter Fall angeborener Taubstummblindheit zur Beobachtung gelangt, und auch in diesem Fall war es dem Bericht zufolge möglich, das arme Kind zum Verständnis seiner Stellung in der Welt und zur Gewinnung höherer Begriffe zu erziehen. Das Kind heißt Marie Heurtin und wurde am 13. April 1885 als armer Küfersleute Kind in einem Dorf bei Nantes geboren. Die Verwandschaftsverhältnisse der Vorfahren waren sehr ungünstig; die Eltern waren Geschwisterkinder, auch die Großeltern nahe verwandt. So kam denn auch von den Geschwistern des Kindes eines blind und ein anderes taubstumm zur Welt. Marie Heurtin selbst wurde ursprünglich für irrsinnig gehalten, bis sie die Eltern in eine charitative Anstalt brachten, wo man den Fall richtiger beurteilte und dem Kind zunächst durch unmittelbare Leitung der Hände die Tastsprache der Taubstummen, sodann aber auf dem gleichen Weg das Blindenalphabet gelehrt wurde, die es beide innerhalb eines Jahres erlernte. Nachdem es auf diesem Wege zunächst die Gegenstände seiner täglichen Umgebung zu bezeichnen gelernt hatte, konnte man bald auch dazu übergehen, ihm die Eigenschaften dieser Gegenstände, wie „groß“ — „klein“, „zart“ — „rauh, „lieb“ — „garstig“ u. s. w. verständlich zu machen und schließlich vermochte sie selbst so ganz unanschauliche Begriffe wie „Alter“, „Armut“, „Tod“, „Seele“, „Gott“ zu bilden. Es wäre gewiß von Wert, wenn die Wissenschaft dem seltenen Fall sorgsames Studium zuwenden und möglichst reiches Material darüber den interessierten Kreisen vorlegen wollte.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

* Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff, der Künstler unter den deutschen humanistischen Forschern, der schon die Aeschyleische „Orestie“ in klassischer Form übersetzte, hat nunmehr, wie der Täglichen Rundschau aus Gelehrtenkreisen mitgeteilt wird, die „Medea“ des Euripides in neuer Uebertragung vollendet. Es besteht gegründete Aussicht, diesem Urbild aller späteren Medeen in der neuen Fassung auf der Bühne zu begegnen.

* Der neue Direktor der Berliner Sternwarte. Der langjährige Leiter der Berliner Sternwarte, Professor Dr. Förster, trägt sich bekanntlich seit längerer Zeit mit der Absicht, von seinem Posten zurückzutreten. Nach einer Mitteilung der Kölnischen Zeitung ist nun der Direktor der Königsberger Sternwarte, Dr. Hermann Struve, ein Angehöriger des bekannten Astronomengeschlechts und zugleich einer der tüchtigsten astronomischen Beobachter und Theoretiker, als sein Nachfolger in Aussicht genommen.

* Ueber den Dom zu Goslar veröffentlicht Regierungsbaurat v. Behr zu Koblenz im Zentralblatt der Bauverwaltung einige Bemerkungen, die sich auch auf das Kaiserhaus erstrecken und zur Klarstellung einiger neuerdings aufgetauchten Streitfragen dienen sollen. Er wendet sich zuerst gegen die Annahme Bachs, daß um die Mitte des 13. Jahrhunderts ein Neubau des Domes entstanden sein soll, womit die Behauptung in Verbindung steht, daß im Laufe desselben Jahrhunderts ein umfassender Neubau des Kaiserhauses erfolgt ist. Diese beiden Punkte werden an der Hand eingehender Untersuchungen insofern als unhaltbar erwiesen, als sie sich auf die Sprachen der Bauherren, sowie auf die älteren Annahmen Ottes stützen, der aber offenbar die Liebfrauenkirche des Bischofs Godehard mit dem Dome vermischt hat. Im unmittelbaren Gegensatz zu Bach ist v. Behr geneigt, dem Dom zu Goslar den zeitlichen und vorbildlichen Vorgang vor dem Dom zu Braunschweig zuzuerkennen und in der Baumeisterfrage Benno II. von Osnabrück (1068—88) zur Zeit seines Wirkens in Goslar direkten Anteil an den großen Werken der damaligen Zeit zuzuschreiben. Des ferneren will er der Annahme, daß der Dom sowohl wie das Kaiserhaus im 13. Jahrhundert vollständig neu errichtet worden, gerne zustimmen, wenn — was bestimmt nicht der Fall war — nachgewiesen wurde, daß um 1250 ein großer Kaiser und ein genialer Baumeister zugleich in Goslar tätig gewesen.

* Kongresse. Der 25. Balneologen-Kongreß wird unter Leitung von Geheimrat Liebreich im März 1904 in Aachen tagen. Anmeldungen von Vorträgen nimmt entgegen der Generalsekretär der Balneologischen Gesellschaft, Geh. San.-Rat Brock, Berlin NW., Thomasiusstraße 24.

* Vom nächstjährigen Naturforschertag. Aus Breslau, 12. Januar, wird gemeldet: In einer Sitzung des Vorstandes der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte wurde beschlossen, die diesjährige Versammlung, die, wie bekannt, hier tagen soll, in der Zeit vom 18. bis 24. September abzuhalten. Als eventuelle Redner sind genannt die Professoren v. Drygalski (Berlin) und Stodola (Zürich), Mey (Charlottenburg), Haberlandt (Graz), Arrhenius (Stockholm), Flügge und v. Mikulicz (Breslau), sowie Runge und Roux (Halle). Für die letzten Tage der Dauer der Versammlung und eventuell für die folgenden Tage ist ein Ausflug ins Gebirge und den oberschlesischen Industriebezirk geplant.

* Todesfälle. Der langjährige Leiter der bekannten Lungenheilanstalt Falkenstein am Taunus, Geh. Sanitätsrat Dr. Peter Dettweiler, ist Dienstag Nachmittag in seinem Landhaus zu Kronberg im Alter von 67 Jahren plötzlich infolge Herzschlags gestorben. Dr. Dettweiler war einer der hervorragendsten und erfolgreichsten Fachleute auf dem Gebiete der Schwindsuchtsbekämpfung. — In Hamburg starb im 59. Lebensjahr der hamburgische Geschichtsforscher Otto Rüdiger, der sich auch dichterisch mit Erfolg betätigt hat.

-bs- Beim Experimentieren verunglückt. Während Prof. Vincenzo Rodella an der geburtshilflichen Schule in Novara am Mittwoch früh sich auf eine Vorlesung über Blausäure vorbereitete, zerbrach das Glasgefäß. Eintretende Studenten fanden den Professor bereits tot vor.

⁂

Hochschulnachrichten.

r. Heidelberg. Dr. Karl Hammer, Privatdozent in der medizinischen Fakultät hiesiger Hochschule und Oberarzt der Medizinischen Poliklinik, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden. Zu Tangerhütte in Preußen geboren, hat er im Sommer 1890 in Jena promoviert. Hier habilitierte er sich am 5. März 1898 für innere Medizin und Hydrotherapie. Seine Lehrtätigkeit erstreckt sich auf „Aerztliche Technik“ und die für die innere Medizin in Betracht kommenden physikalischen Heilmethoden, mit besonderer Berücksichtigung der Hydrotherapie und Massage.

* Bonn. Der Privatdozent der Philosophie Dr. Jakob Rülf ist aus dem Lehrkörper der hiesigen Universität ausgeschieden.

* Wien. Am 16. d. M. sind 25 Jahre seit dem Tage vergangen, an dem der jetzige Rektor der Universität, Professor Dr. Gustav Ritter v. Escherich, in Czernowitz zum ordentlichen Professor der Mathematik ernannt wurde. Der Jubilar wurde am 2. Juni 1849 zu Mantua geboren und promovierte 1874 zu Graz. Im gleichen Jahre habilitierte er sich dort für Mathematik und wurde 1876 ebendort zum außerordentlichen Professor ernannt. Am 16. Januar 1879 wurde er als ordentlicher Professor nach Czernowitz, 1882 in gleicher Eigenschaft an die Technische Hochschule in Graz versetzt; 1884 erfolgte seine Berufung an die Wiener Universität.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Dr. Hugo Bartsch: Bis der Arzt kommt. Grundzüge der naturgemässen Gesundheitspflege, Krankenpflege und Krankenbehandlung. Zum Gebrauch in Haus und Familie, gemeinverständlich dargestellt. Heidelberg 1904. Otto Petters. 301 Seiten. — Woerz' Billardbuch. Praktische Anleitung zur Erlernung des Karambole-Spieles. Berlin 1904. Alb. Goldschmidt. 297 S. — Peter Sirius: Eine Liebe. Buchschmuck von Th. Waltjen. Karlsruhe 1904. Friedr. Gutsch. 83 S. — Dr. Otto Hötzsch: Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. (Monographien zur Weltgeschichte. In Verbindung mit anderen herausgegeben von Ed. Heyck. XX.) Bielefeld u. Leipzig 1904. Velhagen u. Klasing. 180 S. — Künstlerisches aus Briefen Friedrich Prellers des Aelteren. Zu seinem 100. Geburtstage, dem 25. April 1904 herausgegeben von Walther Witting. Weimar 1903. H. Böhlau Nachf. 82 S. — A. Gundaccar v. Suttner: Die Nixe. Roman. Dresden 1904. E. Pierson. 309 S. — Franz Rosee: Jungfrau Königin. Roman. Ebenda. 402 S. — J. von Brun-Barnow: Im Kampf mit Idealen. Zeitroman. Ebenda 1903. 286 S. — Emma v. Egidy: Mensch unter Menschen. Roman. 3. Aufl. Ebenda 1904. 428 S. — Hanna Aschenbach: Fräulein Chef. Roman. Ebenda 1904. 442 S. — Balduin Groller: Wie man Weltgeschichte macht. Ein Roman aus der Wiener Gesellschaft. Ebenda 1902. 376 S. — Fritz Bley: Die Schwestern von Musini. Geschichtlicher Roman. Ebenda 1904. 237 S. — Liesbet Dill: Lo's Ehe. Roman. 2. durchgesehene Auflage. Ebenda 1904. 395 S. — Henriette v. Meerheimb: Treue. Historischer Roman aus den Jahren 1810—1814. Ebenda 1903. 264 S. — Ursula Zöge von Manteuffel: Hellmuth von Loysen. Roman. 2 Bände. Ebenda 1904. 656 S. — Hebbels Ausgewählte Werke. In sechs Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Richard Specht. Bd. 4: Die Nibelungen — Moloch. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta Nachf. 345 S. — D. Paul Wilhelm Schmidt: Die Geschichte Jesu. II: Die Geschichte Jesu, erläutert. Tübingen u. Leipzig 1904. J. C. B. Mohr. 423 S. — A. O. v. Pozsony: Franz Liszt und Hans von Bülow. Ein Künstler-Roman. München. Fried. Rothbarth. 431 S. — Heinrich v. Poschinger: Bausteine zur Bismarck-Pyramide. Neue Briefe und Konversationen des Fürsten Otto v. Bismarck. Berlin 1904. G. Stilke. 236 S. — Euple Gadole: Le mie dolenti note. Triboli e spine. Milano 1904. L. F. Cogliati. 64 S. — Rembrandt: Des Meisters Gemälde in 405 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Adolf Rosenberg. (Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Band II.) Stuttgart u. Leipzig 1904. Deutsche Verlagsanstalt. 278 S. — Eugène Borel: Album Lyrique de la [illegible] Moderne (Chrestomathie du XIXe. siècle.) 9. édition [illegible] 31 portraits revue et remaniée par Marc A.-Jean-Jac[illegible]. Ebenda 1904. 426 S. — Helene v. Schrötter: Des Kindes Chronik. Ein Merkbuch des Lebens, von Mutterhand begonnen, zur späteren eigenen Fortsetzung. Aus praktischer Erfahrung zusammengestellt. Ebenda. 128 S. — Otto Jentsch: Unter dem Zeichen des Verkehrs. (Naturwissenschaft und Technik in gemeinverständlichen Einzeldarstellungen. Bd. II.) Ebda. 1904. 283 S. — Max Gürtler: Textilindustrie. II. Weberei, Wirkerei, Posamentiererei etc. Leipzig 1903. G. J. Göschen. 154 S. — A. Neuwert-Nowacynski: Affenspiegel. Satirische Erzählungen. Autoris. Uebersetzung von Julius Tenner. (Internationale Novellen-Bibliothek. Band 8.) München. Dr. J. Marchlewski & Co. 223 S. — Samuel Rawson Gardiner: Oliver Cromwell. Autoris. Uebersetzung aus dem Englischen von E. Kirchner. (Historische Bibliothek. Band 17.) München u. Berlin 1903. R. Oldenbourg. 228 S. — Ernst Zitelmann: Radierungen und Momentaufnahmen. Leipzig 1904. Duncker u. Humblot. 101 S. — S. Hoechstetter: Der Pfeifer. Roman. Berlin 1903. F. Fontane u. Co. 406 S. — Dr. H. Gerstenberg: Henriette von Schwachenberg und Hoffmann von Fallersleben. Ebenda 1904. 120 S. — Juliane Moritz: Die Tauschmädels. Eine Erzählung für junge Mädchen. Mit 24 Bildern von Fritz Bergen. Stuttgart. K. Thienemann. 232 S. — Hermann Allmers: Dichtungen. 5. Aufl. Oldenburg u. Leipzig. Schulzesche Hofbuchhandlung. 267 S. — Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. Zehnter Band. 12. Lieferung: Speerträger-Spiegelmaschine. Leipzig 1903. S. Hirzel. — Ferdinand Noack: Homerische Paläste. Eine Studie zu den Denkmälern und zum Epos. Leipzig 1903. B. G. Teubner. 104 S. — Dr. M. Scherer: Das dritte Jahr des Bürgerlichen Gesetzbuches. Die gesamte Rechtsprechung und Theorie 1902 zum B. G.-B., Z.-P.-O., F.-G. etc. Schluss-Lieferung. Erlangen 1903. Palm & Enke. — Hermann Horst: Neue Kritiken über die von Herrn Professor Dr. Bücher in Leipzig im Auftrag des Akadem. Schutzvereins verfasste Denkschrift „Der deutsche Buchhandel und die Wissenschaft". Stuttgart. E. Leupoldt. 22 S. — Henryk Sienkiewicz: Briefe aus Amerika. Mit spezieller Erlaubnis des Verfassers aus dem Polnischen übersetzt von J. v. Immendorf. Oldenburg u. Leipzig. Schulzesche Hofbuchhandlung. 443 S. — G. Neudeck: Um die Erde in Kriegs- und Friedenszeiten. Kiel 1904. Paul Toeche. 226 S. — Dr. Mönkemüller: Geistesstörung und Verbrechen im Kindesalter. Berlin 1903. Reuther & Reichard. 108 S. — Dr. Th. Ziehen: Die Geisteskrankheiten des Kindesalters mit besonderer Berücksichtigung des schulpflichtigen Alters. II. Heft. Ebenda 1904. 94 S. — Edgar Istel: Das deutsche Weihnachtsspiel und seine Wiedergeburt aus dem Geiste der Musik. Zur Einführung in Ph. Wolfrums Weihnachtsmysterium. Langensalza 1901. H. Beyer & Söhne. 27 S. — Dr. Paul Sakolowski: Parsifal. Altenburg 1903. Th. Unger. 32 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: A. Schumacher in München.

Deutsche Revue

Eine Monatsschrift. Herausgegeben von Richard Fleischer.

Monatlich 1 Heft — Vierteljährlich (3 Hefte) 6 Mark.

Der Jahrgang 1904 bringt u. a. Mitteilungen aus den hinterlassenen Papieren von

Rud. von Bennigsen — Staatsminister Dr. von Miquel

— ferner Artikel von General von der Goltz über „Der ewige Frieden und der nächste Krieg".

Das Januarheft liefert jede Buchhandlung zur Ansicht, auch die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

(5606)

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen Anfragen oder Bestellungen, welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung angekündigten, besprochenen oder zitierten Bücher und Verlagswerke erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung beziehen zu wollen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Jahrgang 1904. München, Freitag, 15. Januar. Nummer 11.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Physikalisch-chemisches über Malerei. IV. u. V. Von Prof. W. Ostwald (Leipzig).

Warum fürchten sich die Kinder? Von Dr. Georg Biedenkapp.

II. Bücher und Zeitschriften.

Erich v. Boehmer: Vorschriften über das Patentwesen in Nordamerika. — Karl Smalian: Lehrbuch der Pflanzenkunde für höhere Lehranstalten.

III. Allgemeine Rundschau.

Zur Pflege der deutschen Sprache. — Eine allgemeine Tiefenkarte der Ozeane. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Physikalisch-chemisches über Malerei.

Von Professor W. Ostwald (Leipzig).

IV.*)

Lieber Freund!

Ihr Herr Kollege hat zu früh triumphiert. Es ist allerdings vollkommen richtig, daß mein voriger Brief ausschließlich praktische Anweisungen und Rezepte gibt. Ich habe aber theoretische Erläuterungen nicht deshalb vermieden, weil ich sie nicht zu geben wüßte, sondern weil mir daran lag, Leser wie Ihr Herr Kollege einer ist, davon zu überzeugen, daß theoretische Kenntnisse kein Hindernis für die Ausarbeitung praktischer Vorschriften sind. Ich muß im Gegenteil betonen, daß alle meine Anweisungen auf theoretischen Grundlagen beruhen, ja, daß ich die einzelnen Seiten des Verfahrens nach theoretischen Ueberlegungen aufgesucht und verbessert habe, und zum Nachweise hiervon will ich die Einzelheiten unter allgemeinen Gesichtspunkten nochmals erörtern.

Wir beginnen mit der Tatsache, daß die Pastellfarbe d e c k e n d e Eigenschaften hat, d. h. daß ein Auftrag von Pastellfarbe die darunter liegende Farbe, sei es des Grundes, sei es eines früheren Auftrages von Farbstoff, mehr oder weniger vollständig zudeckt, so daß nur oder fast nur die oberhalb liegende Farbschicht das Aussehen der Stelle bestimmt. Diese Theorie des „Deckens“ ist von größter Wichtigkeit für die Beurteilung der meisten Verhältnisse in der Malerei, auch bei anderen Techniken, und ich erbitte mir daher für sie alle Ihre Aufmerksamkeit. Zunächst seien die Erscheinungen bei weißen Farbstoffen erklärt.

Alle weißen Farbstoffe, also auch die Schlemmkreide, bestehen aus sehr kleinen Körnchen eines Stoffes, welcher an sich farblos und d u r c h s i c h t i g ist. Daß farblos durchsichtige Stoffe durch feine Zerteilung undurchsichtig weiß werden, ist eine sehr leicht zu beobachtende Tatsache. Schnee besteht aus Kriställchen des durchsichtigen Eises, der weiße Schaum der Meereswogen besteht aus Blättchen durchsichtigen Wassers. Doch ist die feine Zerteilung nicht allein die Ursache der weißen Farbe, sondern daneben ist notwendig die gleichzeitig vorhandene häufige Abwechslung zwischen zwei farblosen Stoffen von sehr verschiedener Lichtbrechung, wie Eis, bezw. Wasser und Luft. Mischt man z. B. Glaspulver, welches aus gleichem Grunde weiß und „deckend“ ist, mit einem Stoffe von annähernd gleicher Lichtbrechung, wie Terpentinöl, so erhält man ein fast durchsichtiges Gemenge, welches nicht mehr „deckt“.

Die Ursache dieser Verschiedenheiten liegt in der S p i e g e l u n g oder Z u r ü c k w e r f u n g des Lichtes. Um selbst zu sehen, um was es sich hierbei handelt, nehmen Sie eine gewöhnliche farblose Glastafel zur Hand und beobachten Sie die nachfolgenden Erscheinungen:

Wenn Sie dem Fenster den Rücken wenden und die Glasplatte aufrecht und etwas seitlich halten, so werden Sie bald ein Spiegelbild des Fensters erblicken, das von der vorderen Oberfläche des Glases zurückgeworfen wird. Dieses Bild ist nicht so hell, wie eines in einem wirklichen Spiegel, und Sie erkennen daraus, daß nicht alles Licht von der Oberfläche des Glases zurückgeworfen wird. Ein Teil dringt auch in das Innere des Glases, denn bei einiger Aufmerksamkeit werden Sie auch ein zweites, gegen das erste ein wenig verschobenes Spiegelbild des Fensters erblicken, welches noch schwächer ist. Dies entsteht durch das Licht, welches in das Glas eingedrungen und an der hinteren Fläche des Glases zurückgeworfen ist. Indessen ist auch dort, wo die beiden Spiegelbilder übereinander liegen, das Bild lange nicht so hell wie in einem wirklichen Spiegel, und daraus folgt, daß außerdem noch ein Teil des Lichtes durch das Glas gegangen ist. Daß dieser Teil sogar der größte ist, erkennen Sie, wenn Sie sich dem Fenster zuwenden und die Glasscheibe zwischen das Auge und das Fenster bringen: der von der Glasscheibe optisch bedeckte Teil des Fensters ist nur wenig dunkler als der freie.

Nehmen Sie nun statt der einen Glasscheibe einen ganzen Stoß aufeinanderliegender Scheiben, so werden Sie leicht erkennen, daß das gespiegelte Licht stärker, das durchgelassene demgemäß schwächer wird. Die Spiegelung in einem solchen Stoß, namentlich wenn die einzelnen Scheiben recht dünn und klar sind, gewinnt einen metallischen Charakter, d. h. das Licht wird bedeutend v o l l s t ä n d i g e r zurückgeworfen. Dies ist leicht zu verstehen, denn von dem Lichte, das durch die erste Scheibe gegangen ist, wird ein Teil von der zweiten zurückgeworfen, und die dritte tut das gleiche mit dem noch weitergegangenen. Je mehr Scheiben übereinander liegen, um so mehr Licht wird also zurückgeworfen und um so weniger kann durchgehen. Schließlich kann man sich vorstellen, daß, wenn das vorhandene Glas in unbegrenzt viele, unbegrenzt dünne Platten gespalten würde, gar kein Licht mehr durch könnte, weil alles zurückgeworfen wird. Man kann dies nahezu erreichen, wenn man ein klares Stückchen Glimmer stark erhitzt. Hierbei springt das Mineral in zahllose dünne Blättchen, die locker aneinander haften, und man erhält eine silberartig aussehende Platte, die sehr stark das Licht zurückwirft, aber keines mehr durchläßt.

Nun machen Sie aber einen Hauptversuch. Teilen Sie Ihren Stoß Glasplatten in zwei gleiche Hälften und legen Sie die Platten der einen Hälfte aufeinander, nachdem

*) Siehe Nr. 293 der Beilage vom 24. Dezember 1903 und Nr. 5 1904.

Sie jede von ihnen mit Wasser benetzt haben. In diesem Stoße werden also die einzelnen Platten von einander nicht durch Luft, sondern durch Wasser getrennt sein. Sie sehen auf den ersten Blick, daß der nasse Stoß viel mehr Licht durchläßt und viel weniger spiegelt als der trockene. Damit ist vergleichbar, daß nasse Kreide viel dunkler aussieht und viel schlechter deckt als trockene. Die Theorie dieser Erscheinung ist die folgende.

Damit an der Grenzfläche zweier durchsichtiger Schichten eine Spiegelung stattfindet, müssen diese beiden Schichten von verschiedener Beschaffenheit sein, wie etwa Glas und Luft oder Luft und Wasser. Wo beispielsweise Wasser an Wasser, also gleich an gleich grenzt, tritt nie eine Spiegelung ein. Die Größe nun, von welcher der Betrag des zurückgeworfenen Lichtes abhängt, heißt die Lichtbrechung, und es besteht das Gesetz, daß unter sonst gleichen Verhältnissen um so mehr Licht zurückgeworfen wird, je größer der Unterschied der Lichtbrechung in den aneinander grenzenden Schichten ist. Betrachtet man nun folgende Zahlen für die Lichtbrechung: Luft 1.00, Wasser 1.33, Oel 1.48, Glas 1.53, Kreide 1.57, Barytweiß 1.64, Zinkweiß 1.90, Bleiweiß 2.00, so ist der Unterschied zwischen Luft und Glas 0.53, während der zwischen Wasser und Glas nur 0.20 ist; dies gibt also Rechenschaft von der sehr viel kleineren Spiegelung im Innern des nassen Stoßes. Gleichzeitig sieht man, daß alle anderen Stoffe nächst dem Glas eine größere Lichtbrechung haben; sie würden also bei einer entsprechenden Anordnung weniger Licht durchlassen und mehr spiegeln.

Ganz ähnliche Verhältnisse finden nun statt, wenn an Stelle des Stoßes ebener Platten eine Ansammlung von unregelmäßigen Stückchen tritt. Zwar verschwindet mit der ebenen Grenzfläche auch die regelmäßige Spiegelung, aber die Zurückwerfung des Lichtes bleibt bestehen, und weil diese nun von und nach allen Richtungen stattfindet, erscheint die Oberfläche gleichförmig weiß. Das ist also die Ursache, warum Schnee, Wasserschaum, gepulvertes Glas u. s. w. weiß aussehen.

Gleichzeitig erkennen wir, wovon es abhängt, wie gut ein derartiges Pulver deckt. Denken wir uns die verschiedenen weißen Pulver auf einen schwarzen Grund zu solcher Höhe aufgetragen, daß eben die schwarze Farbe des Grundes zugedeckt wird, so ist dazu erforderlich, daß das auffallende Licht praktisch vollständig zurückgeworfen wird. Da dies in unserem Plattenversuch um so vollständiger geschah, je zahlreicher die Platten und je größer der Brechungsunterschied der aneinander grenzenden Schichten war, so werden wir schließen: ein weißer Farbstoff deckt um so besser, je feiner er zerteilt ist und je größer seine Lichtbrechung ist. Daneben sehen wir aber auch, daß die Deckung vermindert und die Farbe grauer werden muß, wenn statt der Luft zwischen den Teilchen des Farbstoffes sich irgend ein anderer Stoff, wie Wasser oder Oel, befindet. Und zwar wirkt Oel stärker die Deckung vermindernd als Wasser, weil es eine höhere Lichtbrechung hat als Wasser. Bleiweiß hat die größte Brechung, deckt also am besten und wird darin auch von Oel am wenigsten beeinträchtigt; Kreide deckt am wenigsten und wird am stärksten durch Bindemittel wie Wasser oder Oel nach Grau geführt.

Hieraus ergibt sich nun auch die Erklärung aller Erscheinungen, die beim Fixieren der Pastellbilder auftreten. Wenn das Fixierwasser aufgebracht wird, erscheint das Bild viel dunkler, weil das Licht von der nassen Kreide viel weniger zurückgeworfen wird als von der trockenen. Nach dem Verdunsten des Wassers und Weingeistes bleibt aber das Bild nicht unverändert zurück, denn zwischen den Körnchen der Farbe ist das Casein nachgeblieben, welches an vielen Stellen „optische Brücken“ zwischen den Körnchen schafft, durch welche Licht geht, so daß der Auftrag weniger deckt als vorher. Ein Fixiermittel wird also das Bild um so weniger ändern, je kleiner seine Lichtbrechung ist und je geringer die Mengen sind, die man zur ausreichenden Befestigung der Körnchen aneinander braucht. Beide Bedingungen werden recht gut vom Casein erfüllt, und daher rühren also die befriedigenden Eigenschaften des angegebenen Mittels. Doch ist es ganz denkbar, daß noch vorteilhaftere Kombinationen der beiden erforderlichen Eigenschaften vorhanden sind. Niemals wird man aber ein Fixiermittel herstellen können, welches das Bild völlig unverändert läßt, denn ein Verkleben der Körnchen ohne die Herstellung optischer Brücken ist physisch unausführbar.

Mit diesem praktischen Ergebnis schließe ich für heute den theoretischen Brief.

V.

Lieber Freund!

Das psychologische Experiment, das ich mir erlaubte mit Ihnen anzustellen, ist richtig gelungen: Sie haben mit dem Wort von der „grauen Theorie“ gegenüber den Darlegungen meines letzten Briefes in erwarteter Weise reagiert. In welchem Zusammenhange Derartiges mit allgemeineren Fragen der Aesthetik steht, wollen wir vielleicht später einmal erörtern; daß ich letztlich nur Schwarz und Weiß, und das aus beiden sich ergebende Grau zum Gegenstande der Untersuchung machte, hatte seinen guten Grund darin, daß die dort angestellten Betrachtungen sich mit geringer Aenderung auch auf die Farben im engeren Sinne anwenden lassen.

Nehmen Sie wieder ein farbiges Glas zur Hand — am besten ist es, ziemlich hell gefärbt, etwa grün oder orange — und betrachten Sie das Bild des Fensters, das sich darin spiegelt, wenn Sie mit dem Rücken zum Fenster das Glas vor einen dunklen Hintergrund halten. Das Spiegelbild von der vorderen Fläche kennen Sie bereits; es zeigt natürliche Farben, da es aus dem unverändert vor der Vorderfläche gespiegelten Licht besteht. Nun suchen Sie das Nebenbild auf, das von der Hinterfläche der Glastafel gespiegelt wird; es ist gegen das erste ein wenig verschoben und daher nur an den überragenden Rändern leicht erkennbar. Auch wird es deutlicher, wenn Sie eine kleine Wendung zum Fenster hin machen. Dies Bild erscheint in der Farbe des Glases. Daß es so sein muß, läßt sich leicht absehen; wenn das farblose Tageslicht durch das Glas tritt, so wird es eben gefärbt: das ist die Eigenschaft des farbigen Glases. Hier ist das Licht aber nicht nur durch die einfache Glasdicke gegangen und an der anderen Seite herausgetreten, wie wenn Sie etwa das Fenster durch das Glas betrachtet hätten, sondern da es an der Hinterfläche der Glastafel gespiegelt worden ist, so hat es, um vorn wieder herauszutreten, die Glasdicke noch einmal durchmessen müssen. Dadurch ist es eben so stark gefärbt, als wäre es durch zwei Glasscheiben von der gleichen Beschaffenheit durchgegangen. Auf dieser Erscheinung beruht nun alle Wirkung der Farbstoffe oder Pigmente. Denn diese haben eine ähnliche Beschaffenheit wie das gefärbte Glas, sie sind Stoffe, die das Licht zwar durchlassen, aber nur, indem sie es gleichzeitig färben. Ebenso, wie ein farblos durchsichtiger Stoff in feiner Verteilung unverändertes, also im allgemeinen weißes Licht zurückwirft, so wirft ein Farbstoff gefärbtes Licht zurück, und er wird auch um so besser decken, je größer seine Lichtbrechung und je feiner seine Verteilung ist.

Zunächst werden Sie fragen: wie macht es der Farbstoff, damit das Licht farbig wird? Die Antwort ist: indem er gewisse Anteile des weißen Lichtes vernichtet. Die Optik lehrt bekanntlich, daß man das weiße Licht in eine Unzahl verschiedenfarbiger Lichtarten zerlegen kann, etwa indem man es durch ein gläsernes Prisma „bricht“. Bringt man diese verschiedenfarbigen Lichter wieder alle zusammen, so erhält man wieder weißes Licht. Nimmt man aber von den farbigen Lichtern einen Teil heraus, so gibt der Rest bei der Vereinigung gleichfalls ein farbiges Licht. Diese Eigenschaft haben nun die farbigen Körper: sie vernichten einen Teil des Lichtes, das durch sie geht, d. h. sie verwandeln es in Wärme, so daß es aufhört, als Licht zu existieren, und daher erscheint der durchgehende Rest in der entsprechenden Farbe.

Es gehört also je ein Paar Farben zusammen, die herausgenommene und die des Restes. Nimmt man beispielsweise Rot heraus, so erscheint der Rest nach der Zu-

sammenfügung grün und umgekehrt. Solche Farbenpaare nennt man Ergänzungsfarben. Die Paare:

Rot und Blaugrün,
Goldgelb und Blau,
Grüngelb und Violett

sind solche Ergänzungsfarben, doch gibt es natürlich unendlich viele, da man beliebige Gebiete der Farben aus der Gesamtheit des weißen Lichtes herausnehmen kann und daher auch entsprechend viele Ergänzungsfarben erhält. Jedes Paar ist reziprok, d. h., wenn ich Blaugrün herausnehme, erhalte ich Rot, nehme ich Rot heraus, so erhalte ich Blaugrün.

Einstweilen genügt dies, um die einfachen Erscheinungen in der uns vorliegenden Technik des Pastells zu verstehen. Mein Ultramarin hat die Eigenschaft, einen solchen Anteil des weißen Lichtes zu verschlucken, daß der Rest hauptsächlich aus Blau (neben etwas Violett und Rot) besteht, und indem das weiße Licht in die übereinanderliegenden Teilchen des Farbstoffes eindringt und von deren Hinterflächen wieder zurückgeworfen wird, gelangt es als blaues Licht in mein Auge. All dieses Licht ist freilich nicht blau, denn von den Oberflächen der obenliegenden Teilchen erhalte ich auch weißes Oberflächenlicht neben dem blauen Tiefenlicht. Aber dieser Anteil ist aus leicht ersichtlichen Gründen um so kleiner, je feiner das Pulver meines Farbstoffes ist, und daher bei fein geriebenen Farbstoffen meist recht gering.

Nun werden Sie bemerkt haben, daß das Ultramarin, als Sie es zum Zweck der Formung der Pastellstifte mit Wasser und Tragant angerieben hatten, sehr viel dunkler blau aussah als vorher in Gestalt des Pulvers und nachher in Gestalt der trockenen Stifte, und Sie wissen allgemein, daß trockene Farbstoffe immer viel heller aussehen als nasse, seien sie nun mit Wasser, Oel, Firnis oder irgend einer anderen Flüssigkeit getränkt. Die Erklärung hierfür ist in den Darlegungen des vierten Briefes gegeben. Wenn die Zwischenräume zwischen den einzelnen Farbkörnchen mit einer Flüssigkeit von größerer Lichtbrechung als Luft angefüllt sind (und es haben alle Flüssigkeiten eine bedeutend größere Brechung als Luft), so erfolgt die Zurückwerfung des Lichtes von den Hinterflächen der Farbstoffkörnchen viel schwächer. Das Licht muß also viel mehr hintereinander liegende Körnchen durchdringen, ehe es wieder zurückgeworfen wird, und es wird dabei um so tiefer gefärbt. Hierbei wird natürlich viel mehr von der Gesamtmenge des Lichtes verschluckt, und daher ist die Farbe sowohl reiner wie dunkler.

Das Aufhellen der Stifte durch Kreidezusatz ist demnach eine einfache Sache. Es liegen in dem Gemisch neben blaumachenden Ultramarinteilchen Kreideteilchen, welche weißes Licht unverändert zurückschicken, und das Gesamtlicht besteht daher aus Blau und Weiß nebeneinander. Wegen der Kleinheit der einzelnen Körnchen unterscheiden wir beide nicht, sondern sehen nur ein helles, d. h. viel Weiß enthaltendes Blau. Auch solche Gemische sehen im nassen Zustande tiefer blau aus als trocken, denn auch hier dringt das Licht tiefer in das nasse Gemisch ein, und wird daher von mehr Ultramarinkörnchen beeinflußt als beim trockenen Gemische.

Wenn Sie sich nun noch vergegenwärtigen, daß die Anwendung eines Fixiermittels in abgeschwächtem Maße ganz dieselbe optische Wirkung tut wie das Befeuchten, so wissen Sie, warum das Pastellbild nach dem Fixieren ein wenig tiefer in der Farbe zurückbleibt, als es vorher war, und damit haben Sie die wesentlichen Kenntnisse über die Optik der Pastelltechnik zusammen, soweit es sich nicht um Mischungen handelt.

Was letztere anlangt, so ist ihre Theorie von Helmholtz, Brücke u. a. wiederholt so ausführlich und genügend dargelegt worden, daß ich mich hier auf die Angabe des Allernötigsten beschränken kann. Ich bitte Sie, die nachfolgenden Zeilen zu überschlagen, außer wenn Sie Ihre Erinnerung wieder auffrischen wollen.

Denken Sie sich aus einem mittleren Weiß in der eben geschilderten Weise verschiedene Gebiete farbigen Lichtes herausgenommen und den Rest zu der Ergänzungsfarbe vereinigt, so haben Sie zunächst eine unendliche Reihe paarweise zueinander gehöriger Farben. Jede dieser Farben können Sie nun in zweierlei Art verändern. Erstens können Sie die Farbe einerseits immer heller, andrerseits immer dunkler denken, ohne daß sie aufhört, die fragliche Farbe zu sein. So können Sie etwa ein gegebenes Grün einerseits bis zum hellsten, andrerseits bis zum dunkelsten Grün vom gleichen Farbcharakter (etwa Blaugrün) verfolgen. Diesen Unterschied nennen wir die Helligkeit der Farben. Andrerseits aber können Sie das Grün, ohne seine Helligkeit zu ändern, immer weniger grün werden lassen, so daß es zuletzt in Grau ausläuft. Diesen Unterschied nennen wir die Sättigung der Farbe. Während also die Helligkeit von der Gesamtmenge des Lichtes abhängt, die in unser Auge gelangt, hängt die Sättigung davon ab, wieviel von dem Gesamtlicht farbig und wieviel farblos ist. So wird beispielsweise ein Farbstoffauftrag durch die Mitwirkung des Oberflächenlichtes um so heller, aber gleichzeitig um so weniger gesättigt, je mehr Oberflächenlicht sich dem Tiefenlicht beigesellt.

Zerlegen wir ein beliebiges farbiges Licht in seine Bestandteile, so wird ein Licht von gesättigter Farbe sich dadurch kennzeichnen, daß nur ein verhältnismäßig kleines Gebiet von Strahlen vorhanden ist, während alle anderen fehlen; ein gesättigtes Blaugrün wird also, wenn man es mittelst des Prismas zu zerlegen versucht, nur blaugrünes Licht und kein anderes ergeben. Je weniger gesättigt eine Farbe ist, um so mehr andere Strahlen werden sich darin finden, und im neutralen Grau sind alle Strahlen in demselben Verhältnis vorhanden wie im Weiß, nur weniger hell.

Was geschieht nun, wenn man zwei Farben mischt? Um hierauf die richtige Antwort zu finden, muß man sich vor allen Dingen gegenwärtig halten, daß es zwei wesentlich verschiedene Arten gibt, zwei (und mehr) Farben zu mischen, nämlich durch Addition oder durch Subtraktion. Läßt man beispielsweise grünes und gelbes Licht, etwa aus zwei Scheinwerfern, auf dieselbe weiße Fläche fallen, so erhält das Auge von dieser die Summe der beiden Lichtarten, es findet Addition statt. Setzt man aber umgekehrt das gelbe Glas vor den Scheinwerfer, der bereits das grüne trägt, so entnimmt es dem bereits grün gefärbten Lichte (dem nun vorwiegend die roten Strahlen fehlen) noch diejenigen (vorwiegend blauvioletten) Strahlen, durch deren Verlust das weiße Licht gelb gefärbt wird, und es fehlen im durchgegangenen Lichte die beiden Gebiete. Daß beide Arten der Farbmischung wesentlich verschiedene Resultate liefern, hat Helmholtz an verschiedenen auffallenden Beispielen gezeigt: während man durch Subtraktion aus Blau und Gelb Grün erhält, geben diese beiden Farben durch Addition Weiß. Ferner ist das additive Licht natürlich heller, als unter gleichen Umständen das subtraktive.

Bei der gewöhnlichen Mischung der Farben treten nun ganz vorwiegend die Erscheinungen der Subtraktion auf; wir sind in der Tat gewohnt, aus Blau und Gelb Grün zu mischen. Doch kann man auch additive Wirkungen auf Bildern hervorbringen. Dies gelingt, wenn man die zu addierenden Farben in möglichst kleinen Punkten oder Flecken nebeneinander setzt, ohne sie übereinander zu lagern. Wird dann das Auge des Beschauers so weit vom Bilde entfernt, daß es die einzelnen Flecken nicht mehr unterscheiden kann, so findet auf der Netzhaut eine Wirkung statt, die der Uebereinanderlagerung oder Addition der beiden Farben entspricht. Von diesem Vorgange machten die Pointillisten oder Neo-Impressionisten Gebrauch.

Nach dem, was vorher erörtert worden ist, wird sich jede derartig erzielte Farbwirkung ebenso in das System der nach Helligkeit und Sättigung geordneten Farben einreihen lassen wie irgend eine durch Subtraktion erzielte Farbe, nur daß in beiden Fällen andere Verhältnisse der Farbstoffe

nebst Weiß gewählt werden müssen, um die gleiche Wirkung zu erzielen. Man muß daher in Abrede stellen, daß in Bezug auf Helligkeit, Tiefe, Feuer, oder wie man sonst die Farbwirkung kennzeichnen will, durch das Verfahren der additiven Mischung grundsätzlich andere oder weitergehende Resultate erhältlich sind als durch die gewöhnliche subtraktive Mischung. Auf beiderlei Weise hat man die gleiche Reihe vom weißesten Weiß bis zum schwärzesten Schwarz zur Verfügung, welches die Pigmente hergeben können, nur hat man zur Erreichung der gleichen Farbwirkung jedesmal andere Mittel anzuwenden. Nur darin besteht ein Unterschied, daß beim Nebeneinandersetzen der Farben, also der additiven Mischung durch die nicht unerhebliche Größe, die man aus technischen Gründen den einzelnen Flecken geben muß, eine feinere Zeichnung sehr erschwert ist, während dadurch, daß die Farbflecken sich hart an der Grenze der Unterscheidbarkeit befinden, ein psychophysisch begründeter Nebeneindruck entsteht, ein Flimmern, das mit einem glatten Farbauftrag nicht zu erzielen ist. Hierin liegt die Erweiterung der Mittel, welche durch diese Technik erreicht wird. Man wird von vornherein sagen können, daß für gewisse Erscheinungen ein solches Mittel von großem, ja unersetzlichem Werte ist, während andrerseits zahllose andere Erscheinungen vorliegen und dargestellt werden, denen diese besondere optische Wirkung nicht angemessen ist.

In ihrer Anwendung auf die Pastelltechnik ergeben diese Betrachtungen, daß auch hier beim Mischen meist Subtraktionsfarben erzielt werden, und zwar um so mehr, je durchsichtiger die einzelnen Farbstoffkörnchen sind. Farbstoffpulver, die mit geringer Durchsichtigkeit eine etwas gröbere Kornbeschaffenheit verbinden, zeigen indessen Mischungserscheinungen, die sich zuweilen denen der Addition annähern. Hierüber sammelt der Künstler unter der Arbeit sehr bald die erforderlichen Erfahrungen. Für die Durchführung einer rein additiven Technik gewährt das Pastell gute Möglichkeiten, indem man erst die eine Farbe in kurzen Strichen oder Punkten hinsetzt, darauf fixiert, und dann mit der anderen Farbe in die Zwischenräume geht. Durch das nach jedem Auftrag vorgenommene Fixieren ist ein Mittel gegeben, die Vermischung der nacheinander gebrauchten Farbstoffe zu verhindern.

(Fortsetzung folgt.)

Warum fürchten sich die Kinder?

Von Dr. Georg Biedenkapp.

Hätte die obenstehende Frage nicht eine sehr praktische Bedeutung und böte sie mir eine verlockende theoretische Aussicht, so würde ich für meine Person wenigstens mich nicht damit befassen. Unsere Zeit birgt viel zu vieles, was ab-, um- und neugeschaffen werden muß, als daß die Erforschung von Gebieten berechtigt wäre, die bei der ersten Ueberschau nur ein System abstrakter Begriffe versprechen. Die oben gestellte Frage hat aber praktische Bedeutung nicht nur für den Einzelnen und seine Familie, sondern auch für sein Volk, noch weiter für die Rasse und, wenn man noch höher greifen will, für die Verfechtung der edelsten Ideale. Die Bedeutung der Furchtlosigkeit und des kecken Mutes für die Kultur verdiente eine genauere Untersuchung, als ihr bis jetzt zuteil geworden zu sein scheint. Derselbe Mut und furchtlose Sinn ist es, der einem Arminius das Schwert zum Kampf gegen das weltliche Rom in die Faust drückt, einem Luther die Anklage gegen die Ablaßwirtschaft in die Feder diktiert, einen Kopernikus und Kolumbus neue Wege im Weltall und auf Erden finden läßt, unsere Aerzte befähigt, mit der Giftmischelgesellschaft von Typhus-, Cholera- und anderen Bazillen zu verkehren, ja sogar das Experiment damit am eigenen Leibe zu machen, und unsere Chemiker lehrt, mit den gefährlichsten Sprengstoffen zu hantieren, obwohl ihnen genügend Beispiele von aufgeflogenen Laboratorien bekannt sind. Die Furchtlosigkeit vor Raubtieren, Gespenstern, Göttern, Priestern und Königen hat die jeweiligen Schranken und Beengungen durchbrochen, innerhalb deren kein Fortschritt mehr möglich gewesen wäre; der Wille, von Furcht frei zu sein, der Freiheitswille, die Freiheitsliebe ist in Wahrheit der Anfang aller Kultur — oder, bescheidener und vorsichtiger ausgedrückt, ein Anfang aller Kultur. Furchtlosigkeit und Wagemut, ein Rest des alten Wikingerblutes, steckt noch in unseren Forschungsreisenden, denen nicht der Schrecken des Eises oder des Sandes, noch die Barbareien der Tibeter, Battaks oder Waheches etwas anhaben können. Aengstliche und furchtsame Gelehrte bleiben zu Hause im Studierzimmer, Bahnbrecher dagegen wie Darwin und Robert Mayer fahren weit über See, den Kopf voll Ideen über die schaffenden Kräfte in der Natur; Franz Bopp, Max Müller, Justus Liebig gehen in jungen Jahren nach Paris zu einer Zeit, wo es noch nicht die guten Verkehrsverbindungen gab wie heute und eine solche Reise immerhin von Unternehmungsgeist zeugte. Ganz gewiß besteht zwischen hohen wissenschaftlichen Leistungen und Wagemut oder Furchtlosigkeit ein sehr enges Verhältnis, und es wäre eine dankbare Aufgabe, in den Lebensläufen der großen Bahnbrecher den kecken Mut einmal auch in anderen Richtungen zu verfolgen als nur da, wo es galt, wissenschaftliche Götzenbilder anzutasten und den Spott derer einzuheimsen, die das Wissen gepachtet zu haben glaubten. Die Furchtlosigkeit, die uns die nationale Selbständigkeit den Römern und Römlingen gegenüber bewahrt hat und die uns die höchsten wissenschaftlichen Triumphe bescherte, diese Furchtlosigkeit, die allein uns vor Knechtschaft in leiblichem und geistigem Sinne bewahren wird, muß deshalb auch mit aller Sorgfalt gepflegt und erhalten, ja, wenn möglich, sogar gesteigert werden. Gar mancher hat in jungen Jahren das Lied gesungen, worin es heißt „Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht" . . . Aber wo sind die Wahrheitsbekenner geblieben? Meist haben sie sich davor gedrückt, die Wahrheit kennen zu lernen, um sie nicht bekennen zu müssen. Das bekannte Bismarck-Wort von furchtlosen Deutschen war sicherlich nur aufmunternd gemeint.

Das Kind ist des Mannes Vater — wenn wir diesen Satz gelten lassen —, nun wohl, wie sehen denn die Väter der heutigen Männer aus? Wie müssen sie aussehen? Die Antwort darauf gibt die Schule. Diese Väter (wohlgemerkt: es sind noch Kinder) bekommen das Fürchten gründlich beigebracht. Wie heute die Lehrer gestellt sind, können sie meistens ihr schweres Amt gar nicht anders als durch Erweckung größerer oder geringerer Furcht, zu deutsch Respekt, ausfüllen. Wohl gibt es Meister der Schule, die nur durch ihre Persönlichkeit die Klasse im Zaum halten, aber im großen und ganzen bedingt das Schülermaterial, das ja auch nicht in der Mehrzahl edel zu denken gewöhnt ist, die Erweckung von Furcht, ohne die eine Disziplin kaum möglich ist. Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß den meisten Lehrern diejenigen Schüler lieber sind, die zur Schreckhaftigkeit neigen und sich leicht durch Strafandrohungen einschüchtern lassen, als die ungeberdigen, übermütigen Rangen, die mit der Disziplin auf dem Kriegsfuße stehen. Unter diesen Feinden und Widersachern eines ungestörten Unterrichtsverlaufes tut man aber nun gut, Unterschiede anzuerkennen. Es gibt niederträchtige Naturen, die dem Lehrer aus Bosheit Aerger bereiten, — ihnen gebührt kein Funken der Anteilnahme. Es gibt aber auch Tunichtgute, bei denen ein durchaus gutartiger Charakter mit zu lebhaftem Temperament und Lust zur Ausgelassenheit verbunden ist oder schlechterdings dem Schulbetrieb kein Interesse abgewinnen kann. Daß aber aus solchen Taugenichtsen hervorragend tüchtige, und zwar nicht nur auf praktischem, sondern auch wissenschaftlichem Gebiete tüchtige Männer hervorgehen können, beweisen die Namen Darwin, Robert Mayer, Karl Vogt, Justus Liebig, Karl v. Linné, Bessel, Friedrich List. Das waren weder Musterschüler noch lenksame Durchschnittsnummern, vielmehr einfache Taugenichtse, denen man von ihren Kameraden am wenigsten Furcht beibringen konnte. Es sind Vertreter der modernsten Wissenschaften, ein Zoologe,

ein Physiker, ein Chemiker, ein Botaniker, ein Astronom und ein Nationalökonom — die alle auf Schule zu unterst oder recht weit unten gesessen haben, wenn sie nicht gar unmöglich waren. Ich meine, der Fall dieser Männer sollte doch zu denken geben. Vielleicht deute ich ihn falsch aus, aber auf diese Gefahr hin kann es nicht schaden, zur Untersuchung der Frage anzuregen. Es wäre ein nachdenklich stimmender Widerspruch, daß unsere Kultur auf dem gewaltigen Vorrat der Indogermanen an Mut und Furchtlosigkeit beruht und daß wir diese Grundlage gerade durch furchterregende Schulzucht untergraben. Wir sägen den Ast ab, auf dem wir sitzen. Wir brauchen die Furchtlosigkeit nicht nur im Kampf gegen äußere Feinde, sondern, wie schon gesagt, auch zum Angriff auf alle Autoritäten, die sich dem Kulturfortschritt entgegenstellen. Die Schule tut also gut daran, den Mangel an Furcht bei gewissen unlenksamen und ungefügigen Knaben nicht mißgünstig, sondern eher wohlwollend und wertschätzend zu betrachten. Sie kann noch mehr tun: die Entwicklung des kecken Mutes planmäßig zu fördern, soweit er sich nicht zu Ausschreitungen gegen die Disziplin verleiten läßt. Jedenfalls dürfte so viel klar und gewiß sein, daß die Furchtlosigkeit ein unschätzbares Kulturkapital ist, Furchtsamkeit und Aengstlichkeit aber der Anfang vom Ende für Volk, Rasse und Ideale. Unsere Frage: Warum fürchten sich die Kinder? hat also eine hervorragend praktische Bedeutung. Genauer müßte die Frage eigentlich folgendermaßen lauten: W a r u m, w o und w a n n fürchten sich die Kinder und welche der Kinder fürchten sich besonders? Denn nicht alle Kinder scheinen sich von Haus zu fürchten, wie ja das Beispiel der Schultaugenichtse und die Geschichte vom Hans, der das Gruseln erst lernen mußte, beweist. Da es aber nicht der Zweck dieser Zeilen ist, die Sache durch den Umhang schwerer wissenschaftlicher Verkleidungen und die Spitzen paragraphischer Sicherheitsnadeln zu verhüllen, vielmehr nur Anregung zu geben, so bescheide ich mich mit der allgemeinen, zur Ueberschrift gewählten Form, und dies um so lieber, als die Antwort zunächst nur wie Hohn erscheinen wird (genau besehen, sind ja wohl die tiefsten Antworten auf die Fragen nach dem Grund und Zusammenhang der Dinge auch nur Hohn, man löst ein Rätsel durch ein anderes, und vielleicht wird selbst die fortgeschrittenste Wissenschaft später einmal mehr Wert darauf legen, die Rätselhaftigkeit der Dinge zu erkennen und sichtbar zu machen als sie zu erklären). Also die Antwort auf die Frage, warum sich die Kinder fürchten, dürfte grob und unbehauen dahin lauten: weil es ihnen im Blut, in den Nerven, in der Anlage liegt. Bis zu einem gewissen Grade ist die Furcht ein Schutzprinzip und Mittel der Selbsterhaltung, die Furchtlosigkeit aber geistige Armut und körperlich vorbegründetes Draufgängertum; wie denn vielleicht bei Kindern, deren Väter schwere körperliche Arbeit verrichten, das Draufgehen auf viel größere Kinder allein schon rein körperlich begründet ist — man denke auch an das Raufbedürfnis, an die „Händel von der schönsten Sorte".

Was nun aber jeweilig in den Anlagen eines Menschen vorhanden ist, das können wir nur zu einem Teil erfahren, niemals ganz. Ich bin weit entfernt, die Meinung zu vertreten, die Umstände, die Umwelt (zu deutsch das Milieu) schüfen den Charakter. Ganz im Gegenteil! Die Rasse, der Charakter ist das Erstvorhandene, das Primäre, die Umwelt schafft ihn nicht, sondern schafft ihn nur ans Tageslicht und nicht ihn ganz, sondern immer nur zum Teil. Auf dieser Tatsache beruht all' unsere Hoffnung, daß wir durch Erziehung und Selbstzucht etwas Besseres aus uns und unseren Kindern machen können. Auf dieser Tatsache beruht der vielleicht fruchtbarste Grundsatz für einen Lehrer, der Erfolge haben will: Es gibt überhaupt keine dummen Kinder, nur ungeschickte oder zu belastete Lehrer, die nicht jeweilig bei den Einzelnen den richtigen Hebel anzusetzen verstehen. Ins Ohr gesagt: Der Satz enthält eine Uebertreibung, das schadet aber nicht seiner Fruchtbarkeit. Ebenso können wir es einmal mit dem Satz versuchen: Es gibt von Haus aus überhaupt keine furchtsamen Kinder — wo sie furchtsam sind, vor anderen Kindern, vor Gespenstern, vor der Schule, da haben wir Eltern etwas versäumt oder etwas zugelassen, was sich jetzt geltend macht. Machen wir also die Augen auf, was dieses Etwas sein könnte. Nehmen wir den Fall der Gespensterfurcht. Von klein auf haben die Kinder im dunklen Zimmer geschlafen, sich nicht beim Zubettegehen gefürchtet, noch früh morgens beim Erwachen, wenn es noch dunkel war. Auf einmal, im fünften, sechsten oder siebenten Jahr wollen sie abends Licht im Schlafzimmer haben und werden aufgeregt, wenn sie dunkel schlafen sollen. Ein Rascheln oder Pochen erschreckt sie, sie haben etwas gehört oder gesehen, es spukt. . . . Diese Aengstlichkeit kann durch andere Kinder erregt sein. Größere Spielgefährten machen ja gerne den Kleinen „graulich", und es gibt Väter, die spielen zum Vergnügen ihrer Sprößlinge den Löwen oder bösen Mann, der den Kleinen erst gelinden Schrecken, dann Lachen bereitet. Ob aber aus dieser Quelle wirklich Furchtsamkeit entspringt, möchte ich bezweifeln — im Gegenteil lernen die Kleinen über das Schreckenerregende lachen, sie üben sich in der Erkenntnis, daß vieles gefährlicher aussieht, als es ist, und ich kann nur aus eigener Erfahrung berichten, daß zu meiner Genugtuung meine Autorität bei einem zweijährigen Sprößling arg in die Brüche gegangen war, als ich allzureichlich mit ihm Löwe gespielt hatte. Das Graulichmachen, das sofort ein Lachen auslöst, dürfte also harmlos sein, dagegen möchte ich mit Bestimmtheit auf einen anderen Quell der Gespensterfurcht hinweisen. Ich habe beobachtet, daß die größeren Kinder den kleineren besonders dadurch eine namenlose Furcht einjagen, daß sie im Dunkel oder Halbdunkel plötzlich rufen: „Da kommt etwas aus der Wand — oder in der Ecke steht ein Mann — oder unter dem Bett ist ein Hund" — kurz, irgend etwas, das zur gegebenen Zeit gerade g a n z u n d g a r u n m ö g l i c h ist und in den gewohnten Vorstellungskreis der Kleinen nicht hineinpaßt, nicht zur W o h n u n g und zum H e i m gehört, daher u n g e w o h n t und u n h e i m l i c h ist. Man soll derartiges Graulichmachen unter allen Umständen verbieten, denn es läßt die Phantasie noch lange nacherzittern. Der Papa, der den Löwen oder bösen Mann spielt, ist immer noch etwas Sicht- und Greifbares; was er tut, ist möglich und wird von dem kindlichen Denken begriffen und verdaut. Dagegen ist die Vorstellung, daß plötzlich aus der Wand oder der Erde ein Wesen auftaucht, eine Vergewaltigung des bildsamen, zur ursächlichen Verknüpfung der Dinge angelegten Gehirns, ja dieser Vorwurf mag sogar das Löwenspielen treffen. Man wende nicht ein, daß ja das erschreckte Kind ebenfalls sehr bald merke, es sei alles nur Spaß. Der Spaß besteht für das Kind höchstens darin, daß das Gespenst weg ist — dagewesen sein könnte es aber und wie es ausgesehen habe, das beschäftigt nunmehr die Phantasie und reizt sie v i e l zu früh. Zunächst wollen die Kinder (oder ist das „die" schon eine Erschleichung?) die gegenständliche Welt kennen lernen, diese interessiert sie reichlich und regt sie zu den tausend Fragen an, die einen Vater ums Haar zur Verzweiflung bringen können. Die weite Welt soll in das enge Gehirn — da ist doch wahrhaftig von Rechts wegen kein Platz für erdichtete Unmöglichkeiten oder für irgend etwas, was widersinnig ist.

Wie kommen aber Kinder darauf, ihre jüngeren Geschwister mit Spuk und Gespenstersehen zu erschrecken? Wo hören sie, von wem hören sie Spuk- und Gespensterhaftes? Nun, von den Märchenerzählern. Wenn eines von den sieben Geißlein in dem Uhrgehäuse sich verbirgt — wenn einem schlafenden Wolf der Bauch aufgeschnitten werden kann — wenn ein gefressenes Kind wieder lebend zum Vorschein kommt — wenn ein Nadelstich genügt, ein Haus und seine Bewohner in Schlaf zu versetzen — ja, warum soll dann nicht auch plötzlich aus der Wand oder dem Fußboden ein Mensch oder Tier heraustreten? Gewöhnt sich das Kind beim Anhören der Märchen an die Vorstellung unwirklicher und unmöglicher Zusammenhänge, so darf man sich nicht wundern, wenn es sich vor Gespenstern fürchtet und, älter geworden, andere fürchten macht. Wenn die Zwerge und Kobolde in den Märchen vorkommen, wenn

Brüder sich in Raben verwandeln, dann ist schließlich alles möglich und das Abenteuerlichste glaubhaft — zwar wird das Kind so nicht *denken*, aber doch *fühlen*. Ich möchte daher die Behauptung aufstellen: *die Kinder fürchten sich zum großen Teil deshalb, weil sie zu früh und zu viel mit Märchen genährt worden sind, in denen es spuk- und zauberhaft zugeht.* Es ist möglich, daß dieser Zusammenhang nicht besteht. Darauf kommt es aber nicht an. Es genügt, daß er bestehen kann. Die Möglichkeit, daß die Kinder durch Märchen das Fürchten in nervenschädlicher Weise sich angewöhnen, ist nach dem Grundsatz „besser ist besser" ein hinreichender Grund, die wirklichkeitswidrigen Märchen aus dem Futterkorb für die geistige Nahrung des Kindes zu entfernen.

Nun ist dieser Gedanke vielen ein Schnitt in die Seele. An diesen herrlichen Märchen haben die Menschengeschlechter Jahrtausende gearbeitet, hat das deutsche Volk insbesondere viel Gemüt bekundet, haben wir selber als Kinder die unvergeßlichsten Freuden gehabt. Und was hat wohl mehr die Moral unserer Rasse bestimmt, der wundervolle Märchenschatz oder die Wissenschaft der Ethik? Ist ein Angriff auf unsere Kindermärchen nicht ein Attentat auf ein köstliches Rassenheiligtum?

Ich gestehe, diese Einwände haben Gewicht und verdienen gründlich erwogen zu werden. Es sei mir gestattet, hier darzulegen, wie ich mich selber in der Praxis zu diesen Einwänden gestellt habe. Als meine Jungen in die Zeit kamen, wo sie etwas erzählt haben wollten, gab ich ihnen statt der Märchen selbsterfundene Geschichten zum Besten, wie die Menschen das „Feuertier" fanden, wie sie Schiff und Wagen, Tier- und Pflanzenzucht aufbrachten und dergleichen mehr, wobei ich bestrebt war, das Wertvolle unserer Märchen, das Gemüthafte und Lehrreiche, hineinzuweben. Wer sich dafür interessiert, findet diese Erzählungen in meinem Buche: „Was erzähle ich meinem Sechsjährigen?" (Costenoble 1903). Seitens einer Kritik wurde das „Feuertier" bemängelt, weil das Feuer doch kein Tier sei. Hier darf man den Zusammenhang der Erzählung nicht außer acht lassen. Den Urmenschen mag sehr wohl das Feuer als Tier, das beißt und frißt, erschienen sein, hat man doch noch im 19. Jahrhundert Wilde gefunden, die das Feuer als Tier ansahen! Wenn ich die Menschen das Feuer zuerst als Tier fürchten, dann aber genauer erkennen lasse, so darf man dies doch nicht als einen Rückfall in die Unlogik der Märchen betrachten. Im übrigen stehen jenen Einwänden zu Gunsten der Märchen noch zahlreichere Gründe zu ihrer Verwerfung gegenüber, auf die ich hier nicht eingehe, um nicht allzu weit abzuschweifen, die aber im Vorwort jenes Buches zu finden sind. Ein Attentat auf ein Rassenheiligtum kann wenigstens meinerseits nicht vorliegen, da ich selbst, wo ich kann, zur unablässigen Vertiefung in unsere indogermanischen Rassenheiligtümer Edda, Rigveda und Homer auffordere. Die Märchen können ja immer noch in einem gefestigteren Lebensalter genossen werden. Außerdem: für wen sind sie überhaupt zuerst gedichtet worden? Rotkäppchen, Schneewittchen und Dornröschen lassen noch deutlich den Naturmythus erkennen, sind Dichtungen über Sonnenfinsternis und Winterzeit. Aus der altindischen Vedaliteratur, also aus indogermanischer Vergangenheit, wissen wir, daß das Rätselaufgeben damals schon eine beliebte Unterhaltung war und Naturvorgänge besonders gern in Erzählungen verkleidet und zum Raten aufgegeben wurden. Hier stehen wir an einer Quelle des Götterglaubens und sehen zugleich, daß die Märchen eine Unterhaltung für *Erwachsene* waren. Stellen wir uns weiter vor, wie ein kleiner Germanenknabe (oder Indogermanenknabe) vor 5000 Jahren seinem Vater, sagen wir einen Steinwerkzeugschmied oder Wagenmacher oder Töpfer, bei der Arbeit zusieht, wie alles gemacht wird. „Vater, wer hat denn den Baum gemacht? Und den Himmel? Und die ganze Welt?" Armer, alter Germanenvater, du sagtest zunächst: Der „große Mann" hat das alles gemacht und dachtest weiter nach und befriedigtest, weil du selber nichts Besseres wußtest, die Neugierde deines hoffnungsvollen Sprossen mit — Märchen von göttlichen Wesen, an die du selber nicht glaubtest. (Das ist meines Erachtens klar, daß der alte Indogermanenglaube primitive Naturwissenschaft war, oder, wie Ernst Krause es nannte, „Volksnaturgeschichte".) Nun wir aber heute ein besseres Wissen haben, wie es sich mit Sonne, Mond und Sternen u. s. w. verhält, haben wir doch eigentlich die Pflicht, unsere Kleinen eher von diesen doch im guten Sinne auch märchenhaften Dingen zu erzählen als von Rotkäppchen, Dornröschen und Schneewittchen. Wir müssen daher die Märchen unserer eigenen Zeit schaffen und uns nicht begnügen mit solchen, die nur in Zeiten der Unwissenheit ihren Platz großartig ausfüllten. Die unlogischen und furchterregenden Elemente der alten Märchen mochten früher weniger schaden als heute, früher wurden ja die Nerven der Kinder nicht so durch die Schule in Anspruch genommen wie heute. Der Umstand allein, daß zwischen den Märchengenüssen und der Furchtsamkeit der Kinder ein Zusammenhang bestehen *kann*, würde mir genügen, die alten Märchen zu verwerfen. Doch ist dieser Umstand zu dieser Stellungnahme nicht der einzige Grund. Vielleicht geben diese Zeilen aber eine Anregung, die hier berührten Fragen näher zu untersuchen.

Bücher und Zeitschriften.

Patente in Nordamerika. *Vorschriften für das Verfahren bei dem Patentamte der Vereinigten Staaten von Amerika*, aus dem Englischen übersetzt von *Erich v. Boehmer*. Berlin 1904, Verlag von Karl Heymann. (Preis 2.50 Mark.)

Der Verfasser hat mit großem Fleiße alle in den Vereinigten Staaten von Nordamerika geltenden gesetzlichen Bestimmungen für die Erteilung von Erfindungspatenten und Patenten für Muster (designs), welche in den „revidierten Gesetzen" (Revised Statutes of the United States) zerstreut und mit vielen Aenderungen und Nachträgen versehen sind, gesammelt und ins Deutsche übertragen. In übersichtlicher Ordnung sind die einzelnen Vorschriften über die Anmeldung, Prüfung, Zurückweisung, Interferenzen, Berufungen, Ausgabe des Patents, Datum, Dauer und Form derselben aneinander gereiht. Desgleichen sind auch die Bestimmungen über eingelegte Verwahrungen, sowie die Befugnisse der Uebertragungen der Patente nicht unerwähnt gelassen. Ein Anhang über die Amtsgebühren, sowie eine Karte zur Anleitung für Zeichner vervollständigen den Inhalt des kleinen Werkchens, das sich als ungemein praktischer Wegweiser durch die komplizierte Materie des Patentwesens darstellt und somit allen, die sich mit Patentsachen zu beschäftigen haben, insbesondere aber den Technikern, hochwillkommen sein wird.

-kle.

Lehrbuch der Pflanzenkunde für höhere Lehranstalten von *Karl Smalian*. A. Große Ausgabe. V, 626 S. 8 M. B. Schulausgabe. IV, 323 + 102 S. 5 M. 50 Pf. Leipzig, Freytag.

Dieses Werk verdient deshalb eine Anzeige, da wohl in keinem der bisherigen Lehrbücher der Botanik das physiologische Leitmotiv in ähnlicher Weise durchgeführt ist und von den 570 Abbildungen der großen Ausgabe ein großer Teil auf Originalen des Verfassers beruht, welche gerade als die instruktivsten hervorgehoben werden müssen. Es ist eine wahre Freude, eine derartige Wiedergabe von Naturobjekten zu sehen und zu studieren, zumal wenn man noch den Bilderatlas mit den 36 Farbendrucktafeln heranzieht. Besseres ist in dieser Hinsicht noch nicht geleistet worden. Der erste Teil des Werkes besteht in der Hauptsache aus monographisch durchgeführten Abhandlungen, welche Einzelgewächse und Familien, sowie an geeigneten Stellen wichtige Pflanzenvereine anschaulich schildern. Die Pflanze ist stets als lebendiges Ganzes dargestellt, Gestalt, Tracht und Sondereinrichtungen werden gemäß dem streng durchgeführten Plan als Funktionen ihrer Lebensbedingungen aufgefaßt. Dabei kommen aber auch die vergleichende Morphologie und die Grundlinien der

Systematik zu ihrem Recht, die Metamorphosenlehre wird genügend berücksichtigt, und Kulturgewächse wie Forstgewächse irgend welcher Art dürften in keiner Weise vermißt werden. Im einzelnen, wie bei der Beschreibung der Zuckerrübe zeigt Smalian, welche Mission beispielsweise ein einziges Kulturgewächs für das Wohl des ganzen Volkes haben kann. So sucht Verfasser alles zusammenzustellen, was zu einem fruchtbringenden Unterricht verwendet werden kann, so daß es eine Freude sein muß, bei einem solchen Lehrer botanischen Unterricht zu genießen. — Ist das Lehrbuch für die Hand des Lehrers bestimmt, bezw. soll es dem Schüler dienen, sich weiter zu unterrichten, so stellen die Grundzüge eine gekürzte Schulausgabe des ersteren dar. Jedenfalls sind beide Bücher geeignet, in dem jugendlichen Leser wie dem Fortgeschrittenen sicher Bewunderung und Verehrung für den Adel der Schöpfung zu entfachen. Um auch einen Fehler anzuführen, so muß es S. 94 heißen: Dryas octopetala, nicht octopelta, doch ist das eben ein Druckfehler.

E. R.

Allgemeine Rundschau.

Zur Pflege der deutschen Sprache.

* In Bezug auf den Gebrauch deutscher Namensformen für Orte in fremdsprachiger Umgebung stimmen die Forscher aller in Betracht kommenden Wissensgebiete darin überein, daß nur solche deutsche Ortsnamen für die Gegenwart Berechtigung haben, die noch im Volksmunde lebendig sind, d. h. die noch heute zum Sprachschatze einer deutschen Minderheit der Einwohner oder zu dem der deutschen Nachbarn jenseits der Sprachgrenze gehören. Alle „Buchnamen“, die in früheren Jahrhunderten gebräuchlich waren, jetzt aber verklungen sind, haben nur geschichtlichen Wert. Die Schwierigkeit liegt aber in der zuverlässigen Feststellung der Namensformen, die heute noch gebraucht werden, der Wissenschaft und damit der Allgemeinheit aber unbekannt sind. Hier droht kostbares, altes deutsches Sprachgut verloren zu gehen, das die Mundarten treulich bewahrt haben, das die Schriftsprache aus einfacher Unkenntnis aber nicht übernommen hat. So ist z. B. noch heute im deutschen Elsaß Nanzig der gebräuchliche Name für Nancy, noch heute fährt die Postkutsche aus Graubünden ins Veltlin nicht nach Chiavenna, sondern nach Cläven, noch heute heißt Maros Vasarhely bei den Siebenbürger Sachsen Neumarkt, noch heute kennt die deutsche Muttersprache der Balten kein Pskow, sondern wie zur Hansezeit nur ein Pleskau. Um sichere Kenntnis dieser heute noch lebendigen deutschen Namensformen zu verschaffen, um sie als Beleg vergangener Kolonisationstätigkeit unseres Volkes oder lebhafter deutscher Kulturbeziehungen über die Grenzen unseres Sprachgebiets hinaus in der deutschen Schriftsprache zur Geltung zu bringen, aus der sie bisher nur verbannt waren, weil man sie für verklungen hielt, richtet eine Reihe von Gelehrten an alle, die sich an Ort und Stelle verläßliche Kenntnis des Gegenstandes verschaffen, die Bitte, ihre Beobachtungen der Schriftleitung der „Deutschen Erde“, dem Professor Paul Langhans (Gotha), mitteilen zu wollen.

Eine allgemeine Tiefenkarte der Ozeane.

C. K. Ein Werk, das für die Ozeanographie höchst bedeutungsvoll ist, wurde, wie der „Figaro“ berichtet, der Pariser „Académie des sciences“ vorgelegt: Der Entwurf einer allgemeinen Tiefenmessungskarte der Ozeane. Der Berliner geographische Kongreß von 1899 hatte einer Kommission die Aufgabe gestellt, die Herausgabe einer berichtigten Karte aller Meerestiefen vorzubereiten. Ein Plan des Professors Thoulet von der Universität Nancy wurde von der Kommission, die im April 1903 in Wiesbaden tagte, angenommen, und der Fürst von Monaco erklärte sich bereit, das Zustandebringen und die Kosten dieser Arbeit auf sich zu nehmen. Der Fürst vertraute die Ausführung der Arbeiten für die allgemeine bathymetrische Karte dem Fähnrich zur See der französischen Marine M. Sauerwein an, und dank dem Fleiße der gewählten Mitarbeiter konnte der erste Entwurf der Karte dieser Tage vorgelegt werden. Die Karte enthält alle Lotungen, die bis zum Juni 1903 vorgenommen worden sind. Das unterseeische Relief wird mit Hilfe isobathischer Kurven bestimmt, die für 200, 500, 1000 Meter Tiefe und ferner in je 1000 Metern bis zur größten bekannten Tiefe gezogen werden, d. h. bis zu 9636 Meter Tiefe, die südlich der Marianen im Stillen Ozean festgestellt ist. Das Erscheinen dieser Karte ist so wichtig, weil sie in Zukunft erlauben wird, die Lotungsarbeiten in der ganzen Welt einzutragen. Schon jetzt wird der Nutzen dieser Karte von den Kabelgesellschaften anerkannt, die allein nach dieser Karte die Tracierung der unterseeischen Linien feststellen und dadurch in den meisten Fällen den Zeitverlust vermeiden können, der mit den langen mühsamen Lotungsunternehmungen verknüpft ist. Die allgemeine bathymetrische Meereskarte wird am 8. September 1904 dem internationalen geographischen Kongreß in Washington vorgelegt werden. Sie besteht aus 24 Blättern, die aneinander geheftet werden können, und ist im Maßstabe von 1:10,000,000 der gesamten Erdoberfläche gemacht worden. Als Anfangsmeridian ist der Meridian von Greenwich gewählt worden.

Kleinere Mitteilungen.

* Vom Grimmschen Wörterbuch. Wie wir seinerzeit berichteten, hat die germanistische Abteilung der 47. (letzten) Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner an den Reichskanzler eine Eingabe gerichtet, in der die Notwendigkeit der Weiterführung des Grimmschen Wörterbuches nachgewiesen wurde. Auf diese Eingabe ist folgende Antwort erteilt worden: „Die Reichsverwaltung verfolgt die Arbeiten am Deutschen Wörterbuch mit lebhaftem Interesse und teilt durchaus den Wunsch, daß dieses nationale Werk bald zum Abschluß gelangen möge. Es sind vor kurzem Erwägungen darüber eingeleitet worden, welche Maßnahmen zur Erreichung dieses Zieles zu ergreifen sein möchten. Hierbei sollen die Vorschläge der germanistischen Sektion als schätzbares Material Verwendung finden.“

* Ueber eine neue griechische Schrift des Hippolyt, des römischen Presbyters und späteren schismatischen Bischofs (ca. 230 n. Chr.), die in dem Felsenkloster Sumelas bei Trapezunt aufgefunden worden ist, berichtet Franz Cumont, der verdienstvolle Erforscher des Mithraskultus, in der Revue de l'instruction publique en Belgique. Der Inhalt dieser Schrift, der in einem Kodex des 15. bis 16. Jahrhunderts unter der Ueberschrift „Gleichnisrede des Hippolyt, des Vaters von Rom, auf dies gegenwärtige Leben des Menschen und über die Schlange“ überliefert ist, ist ein ganz eigenartiger: Ein Mann hat in seinem Hof eine Schlange, von der er weiß, daß sie giftig ist. Als er sie töten will, findet er bei ihr ein Geldstück, und so sieht er, in der Hoffnung auf weitere Schätze, von seinem Vorhaben ab. Die Schlange tötet nun nach einander das Pferd, den Sklaven, den Sohn und die Gattin des Mannes und bringt endlich ihn selbst durch wiederholte Bisse ums Leben, da er nach jedem neuen Unheil von dem Entschluß, sie zu töten, durch neue, immer größere Schätze, die sie ihm bietet, abwendig gemacht wird. In diese kleine Geschichte sind nun eine Fülle von allegorischen Ausdeutungen und von frommen Nutzanwendungen eingestreut. Ob das Stück in der gegenwärtig vorliegenden Form auf den Bischof Hippolyt zurückzuführen ist, scheint Cumont zweifelhaft. Jedenfalls wäre die selbständige Existenz einer solchen allegorischen Geschichte eine Erscheinung, die in der Geschichte der altchristlichen Literatur gänzlich vereinzelt dastände. Andrerseits liegt die Vermutung nahe, daß die neu gefundene Parabelrede einen Bestandteil irgend einer der verlorenen Schriften des Hippolyt gebildet hat und erst später herausgeschält und mit Zusätzen versehen worden ist.

ct. Ein Denkmal für Cremona. Für den verstorbenen Gelehrten Luigi Cremona, Professor der höheren Geo-

metrie an der Universität Rom und Direktor der dortigen Ingenieurschule, soll an der Stätte seines Wirkens ein würdiges Denkmal errichtet werden und zur Sammlung von Beiträgen ist jetzt ein Aufruf erlassen worden. Cremona ist ein Forscher von Weltruf gewesen und seine Arbeiten haben einen großen Einfluß auf den Fortschritt in der reinen und angewandten Mathematik ausgeübt. Aus diesem Grunde möchte man das Denkmal zu einem internationalen machen, und es wird darauf gerechnet, daß alle, die von seinen Entdeckungen Anregung erfahren haben oder eine andere Beziehung zu seinem Genius fühlen, sich an der Sammlung beteiligen werden. Es scheint noch unentschieden zu sein, ob der Fonds zur Errichtung eines eigentlichen Denkmals oder zur Gründung einer Stiftung verwandt werden wird.

* Geologische Forschungsreise. Dem Prof. Dr. Eberhard Fraas, Konservator am Naturalienkabinett in Stuttgart, ist Urlaub auf ein Jahr gewährt worden, den er zu einer Reise nach Deutsch-Südwestafrika benutzen wird, um ein klares Urteil über die dortigen geologischen Verhältnisse zu gewinnen und zwar nicht nur in rein wissenschaftlicher Hinsicht, sondern auch nach bergtechnischer Seite hin. Die Mittel zu dieser Forschungsreise, die Prof. Fraas Ende Februar antritt, wurden von einer Anzahl Kolonialfreunde aufgebracht.

* Kongresse. Der II. internationale Kongreß zur Förderung des Zeichenunterrichtes findet vom 3. bis 6. August 1904 in Bern statt. Auch Deutschland wird Vertreter schicken. — Ein Kongreß für Stadthygiene wird unter dem umständlichen Titel eines „Ersten französischen Kongresses für Klimatotherapie und Hygiene der Städte" unter dem Vorsitz von Professor Chantemesse vom 4. bis 9. April in Nizza tagen. — Der 5. Internationale Dermatologenkongreß findet vom 12. bis 17. September 1904 in Berlin statt. Präsident ist Professor Dr. E. Lesser, Generalsekretär Sanitätsrat Dr. O. Rosenthal in Berlin. Auf die Tagesordnung sollen folgende Themata gesetzt werden: 1. Hautaffektionen bei Stoffwechselanomalien. 2. Syphilitische Erkrankungen der Zirkulationsorgane. 3. Die Epitheliome und ihre Behandlung. 4. a) Stand der Verbreitung und der Bekämpfung der Lepra seit der ersten Leprakonferenz im Jahre 1897. b) Der gegenwärtige Stand der Lehre von der Lepra anaesthetica. — Der VII. internationale Kongreß für allgemeine Religionsgeschichte findet vom 30. August bis 2. September 1904 in Basel statt.

* Einen Lehrgang für Turnlehrer beschloß nach einer Mitteilung der Frankfurter Zeitung der Verwaltungsausschuß der Universität Göttingen für das nächste Semester einzurichten.

✕

Hochschulnachrichten.

r. Heidelberg. Auf Grund einer Habilitationsschrift „Beiträge zur Anatomie der Tubenschwangerschaft" hat sich der zweite Assistenzarzt an der Universitäts-Frauenklinik, Dr. Fritz Kermauner, als Privatdozent für das Fach der Gynäkologie in der medizinischen Fakultät niedergelassen. Seine öffentliche Probevorlesung, welche am 16. d. M. stattfindet, wird „Ueber die Ursachen der Sterilität der Frau" handeln.

* Tübingen. Am Mittwoch waren es 40 Jahre, daß Professor Dr. v. Schwabe, seit Sommersemester 1872 hier Ordinarius der klassischen Philologie und Archäologie, zum ordentlichen Professor an der Universität Dorpat ernannt wurde. Zu diesem seltenen Jubiläum beglückwünschten ihn sämtliche Mitglieder der philosophischen Fakultät in seiner Wohnung.

* Jena. Die medizinische Fakultät der hiesigen Universität erneuerte dem Sanitätsrat Dr. Mauer in Saalfeld aus Anlaß seines 50jährigen Doktorjubiläums das Doktordiplom.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

E. Clauson: Zwischen Lachen u. Weinen. Novellen. Eisenach u. Leipzig. Thüring. Verlags-Anstalt. 205 S. — Wilhelm Oechsli: Geschichte der Schweiz im neunzehnten Jahrhundert. Bd. 1: Die Schweiz unter französischem Protektorat 1798—1813. Leipzig 1903. S. Hirzel. 781 S. — Julius Allgeyer: Anselm Feuerbach. 2. Auflage mit den Originalbriefen. Aus dem Nachlass des Verfassers herausgegeben von Prof. Dr. Karl Neumann. I., II. Berlin u. Stuttgart 1904. W. Spemann. 521 u. 570 S. — Dr. Z. Oppenheimer: „Bewusstsein-Gefühl." Eine psycho-physiologische Untersuchung. (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. 23.) Wiesbaden 1903. J. F. Bergmann. 74 S. — Prof. Max Haushofer: Bevölkerungslehre. (Aus Natur und Geisteswelt. 50 Bändchen.) Leipzig 1904. B. G. Teubner. 128 S. — Rudolf Kautzsch: Die deutsche Illustration. (Aus Natur und Geisteswelt. 44. Bdchen.) Ebenda 1904. 120 S. — Rahel: Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Bearb. und eingeleitet von Dr. Hans Landsberg. (Renaissance-Bibliothek. Band II.) Berlin 1904. L. Simion Nachf. 256 S. — Alfred H. Fried: Weder Sedan noch Jena. Berlin-Charlottenburg. Verlag Continent. 76 S. — Wilhelm Uhde: Jung Heidelberg. Aus dem Leben eines Heidelberger Korpsstudenten. 3. Aufl. Leipzig. H. Seemann Nachf. 197 S. — S. Gr. Wolf-Baudissin: Ums Vaterland. Eine Geschichte aus der Zeit der Befreiungskriege. Nach alten Familienpapieren der Jugend erzählt. Stuttgart. K. Thienemann. 150 S. — Deutsches Knabenbuch: Ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung für unsere Knaben. 17. Mit zahlr. Text- und Farbenbildern. Ebenda. 386 S. — Deutsches Mädchenbuch. Ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung für junge Mädchen. 11. Mit zahlr. Text- u. Farbenbildern. Ebenda. 388 S. — Gerhard Gietmann S. J. und Johannes Sörensen S. J.: Kunstlehre in fünf Teilen. 5. (Schluss): Aesthetik der Baukunst. Freiburg i. Br. 1903. Herder. 390 S. — Ludwig Pastor: Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Mit Benutzung des päpstlichen Geheimarchivs und vieler anderer Archive bearbeitet. Band II: Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance von der Thronbesteigung Pius II. bis zum Tode Sixtus IV. 3. und 4., vielfach umgearb. und verm. Aufl. Ebenda 1904. 816 S. — Theodor Weber: Die Stellung des Altkatholizismus zur römischen Kirche. Gotha 1904. F. A. Perthes. 22 S. — Franz Xaver Kern: Da Waidlabua. Ernstes und Heiteres aus dem Bayerwald. Dresden 1904. E. Pierson. 48 S. — Erika Riedberg: Allerleirauh. Lustiges und Trauriges. Heidelberg 1903. Heidelberger Verlagsanstalt. 154 S. — Walter Eggert-Windegg: Tage und Nächte. Prosagedichte und Skizzen. Lieder und Tagebuchblätter. Stuttgart 1903. Strecker & Schröder. 78 S. — Hermann Wäschke: Anhältische Dorfgeschichten. 5. Bändchen: Paschlewwer Geschichten. III. Cöthen. Paul Schettlers Erben. 124 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Verlag der kgl. Hof-Buchhandlung J. BERNKLAU, Leutkirch.

Soeben erschien der III. Jahrgang der

Völkerschau von **Dr. B. C. Renz,**

1904. I. Quartalheft, 96 Seiten stark,

unter dem Protektorate **I. K. H. Prinzessin Therese von Bayern.**

Illustrierte, populär-wissenschaftliche Quartalschrift, führt ihren titl. Leserkreis zu den Völkern der Vergangenheit und Gegenwart, in ihre Hütten und Tempel, zu ihren Kriegen und Spielen, an ihre Wiegen und Gräber.

Preis 4 Quartalhefte = M. 6.—, direkt per Kreuzband M. 6.50, das einzelne Heft M. 2.—. (5329,3

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 16. Januar. Nummer 12.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

August Weismann. (Eine Jubiläumsbetrachtung.) Von -t- und L.

Ueberkultur. Von O. B.

Neolithische Wohn- und Werkstätten im Haßlocher Wald. Von Dr. C. Mehlis.

II. Bücher und Zeitschriften.

Ludwig Büchner: Geographische Grundbegriffe. — Who's Who in America.

III. Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin. — Essen wir zuviel Fleisch? — Natürliche Seife. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

August Weismann.

Eine Jubiläumsbetrachtung.

Am 17. Januar vollendet August Weismann sein siebzigstes Lebensjahr. Mannigfache Ehrungen aus diesem Anlaß werden dem Jubilar aufs neue beweisen, welcher Schätzung er sich bei seinen Fachgenossen erfreut. Aber nicht nur diese, sondern auch weitere Kreise haben Anlaß, des Mannes zu gedenken, der zur Aufklärung der für unsere moderne Anschauungsweise so wichtig gewordenen Probleme der Vererbung, der Naturauslese, der Artbildung u. s. w. so viel beigetragen hat. So mag es denn gestattet sein, auch an dieser Stelle über die Geistesrichtung, die Leistungen und den Einfluß dieses hochverdienten Forschers auf die Arbeit der Biologen, insbesondere aber über die eigenartige Ausgestaltung, die er der in ihrem Grundgedanken von ihm vertretenen, jedoch unter dem Einfluß unleugbarer Schwierigkeiten bedeutend modifizierten Darwinschen Lehre gegeben hat, einige kurze Andeutungen zu machen.

August Weismann hat neben Ernst Häckel vielleicht das meiste dazu beigetragen, daß die Darwinsche Lehre, welche zunächst mit Hohn und Spott oder mit Feindseligkeit aufgenommen worden war, bei uns in kurzer Zeit Boden gewann und schon nach einem Jahrzehnt viele unserer tüchtigsten Naturforscher zu ihren Anhängern zählte. Er hat auch in der Folge stets eine führende Stellung im Heerlager der Darwinisten behauptet. Man übertreibt schwerlich, wenn man sagt, daß von keinem anderen Forscher eine solche Fülle neuer, geistvoller und fruchtbarer Gedanken in die Diskussion entwicklungstheoretischer Fragen hineingeworfen worden ist wie von August Weismann. Will man seine Geistesrichtung kurz bezeichnen, so kann man sagen, daß er den Grundgedanken der Lehre Darwins, die „natural selection“, weiter als dieser selbst verfolgt und auf die Spitze getrieben hat; er ist, um ein gebräuchliches Schlagwort anzuwenden, darwinistischer als Darwin selbst.

In dieser Ueberspannung einer Theorie liegt, wie in jeder Uebertreibung, ohne Zweifel die Gefahr der Einseitigkeit. Im Anfang war diese Gefahr noch klein. Die ersten Arbeiten Weismanns wurden als wertvolle Beiträge zur Selektionstheorie wohl allgemein freudig begrüßt. Sie suchten die Richtigkeit derselben auf gewissen Spezialgebieten zu erweisen und verfolgten damit durchaus die Richtung, in welcher sich damals das Denken und Forschen der Darwinisten vorzugsweise bewegte. Aber in der Folge änderte sich das. Weismann wurde immer extremer, immer ausschließlicher in der Hervorkehrung des selektionistischen Prinzips, und gleichzeitig brach sich bei anderen Forschern mehr und mehr die Ueberzeugung Bahn, daß die Selektionstheorie entweder überhaupt nicht imstande sei, die Probleme, die sie erklären wollte, zu erklären, oder daß sie zum mindesten nicht den einzig wichtigen, ja nicht einmal den wichtigsten Faktor geltend mache. Die Botaniker waren von jeher weniger als die Zoologen geneigt gewesen, der Darwinschen Lehre unbedingte Anerkennung zu zollen; vor allen anderen hatte Nägeli seinen abweichenden Standpunkt klargelegt. Nach und nach gelangten auch die Vertreter der übrigen biologischen Disziplinen, die Paläontologen, zuletzt auch die Zoologen — von denen hier nur der vor einigen Jahren verstorbene Theodor Eimer genannt sei — zu einer ähnlichen Einsicht. Und in dem Maße wie die Darwinsche Erklärungsweise an Geltung einbüßte, gewann die ältere Auffassung von Lamarck und Geoffroy an Bedeutung. Diese Tatsache erklärt zur Genüge, daß die ultraselektionistischen Theorien Weismanns immer lebhafterem Widerspruch begegneten. Wenn dieser Mann trotz aller Gegnerschaft in wissenschaftlichen Fragen allgemein als einer unserer hervorragendsten Zoologen anerkannt wird, so liegt darin ein unwiderleglicher Beweis für seine außerordentliche Bedeutung.

Von dem Inhalt seiner Arbeiten ausführlichen Bericht zu geben, ist hier nicht der Ort; seine Theorien nach Verdienst zu würdigen, dürfte zur Zeit unmöglich sein, da sie größtenteils noch der Diskussion unterliegen. Immerhin soll wenigstens der Versuch gewagt werden, einige der wichtigsten Fragen, welche den Gegenstand seiner Forschung und seines Nachdenkens gebildet haben, in flüchtigem Umriß zu skizzieren.

Darwin hatte seine Theorie der Auslese bekanntermaßen basiert auf die Tatsachen der Vererbung und der individuellen Variabilität, d. h. auf das Faktum, daß die Kinder den Eltern, wie einander nicht vollkommen gleich, auch nur mehr oder weniger ähnlich sind; diese geringfügigen Abweichungen boten ihm den Angriffspunkt für das Walten seiner Naturauslese. Worauf jene Erscheinungen beruhen, wie sie zu erklären sind, ließ er dahingestellt; es genügte ihm, daß sie als unzweifelhafte Tatsache überall nachzuweisen sind. Die Entwicklung der Wissenschaft nach Darwin blieb auf diesem Standpunkt nicht stehen; sie versuchte, die Gründe jener Erscheinungen aufzufinden. Für die Tatsache der individuellen Variabilität lag es nahe, die Ursache in der Verschiedenheit der äußeren Verhältnisse zu suchen. Weismann verhielt sich derartigen Bestrebungen gegenüber in der Hauptsache ablehnend; ihm dünkte es wahrscheinlicher, daß die Ursachen der Variabilität in Besonderheiten des Organismus selbst lägen. Freilich sind sie damit, mindestens fürs erste, unserer Erkenntnis entzogen. Sein mit dieser Auffassung zusammenhängender Versuch, die Wirksamkeit einer Art Naturauslese während

des Keimstadiums nachzuweisen — „Germinalselektion“ — hat wenig Anklang gefunden.

Hinsichtlich der anderen großen Reihe von Erscheinungen — jener der Vererbung — hat Weismann ungemein anregend auf die Arbeiten der Fachgenossen eingewirkt. Sehr fruchtbar war hier zunächst der Versuch, die morphologischen Erscheinungen der Eireifung und Befruchtung, welche das Mikroskop enthüllt, zu den physiologischen Tatsachen der Vererbung in Beziehung zu setzen. Mögen sich seine hierauf bezüglichen Hypothesen bewähren oder nicht: in jedem Falle hat er durch sie einen mächtigen Impuls zu eingehenden Studien gegeben, deren Erfolge bereits sehr bemerkenswert sind und deren künftige Bedeutung noch gar nicht ermessen werden kann.

Des weiteren ist hier die „Kontinuität des Keimplasmas“ zu erwähnen, auf die Weismann seine Theorie der Vererbung gründet. Wir wissen jetzt, daß in einigen, und können vermuten, daß in allen Fällen die Keimzellen sich von den Körperzellen schon in den ersten Stadien der individuellen Entwicklung sondern und an den Differenzierungsvorgängen, denen diese unterliegen, keinen Anteil nehmen. Diese Tatsache ist von außerordentlicher Wichtigkeit. Sie macht den Parallelismus der Ontogenese und Phylogenese viel leichter verständlich als Darwins „Pangenesis“ oder irgend eine der anderen zu diesem Zweck ersonnenen Hypothesen. Freilich wohl in einem ganz anderen Sinne, als Weismann will. Die Vorstellung von einer höchst komplizierten Struktur der Keimzelle, deren einzelne kleinste Teilchen — „Iden“ — prädestiniert sein sollen, ganz bestimmte Körperteile zu bilden, kann vor den Ergebnissen einer jungen, aber sehr vielversprechenden Disziplin, der Entwicklungsmechanik, wie Roux, oder Entwicklungsphysiologie, wie Driesch sie nennt, nicht bestehen.

In anderer Richtung hatte sich die Auffassung der Vererbungserscheinungen zugespitzt auf die Frage, ob erworbene Eigenschaften vererbt werden oder nicht. Gemäß seiner Grundanschauung, welche das Wesentliche aller Lebenserscheinungen in den Organismus selbst verlegt, leugnete Weismann die Vererbung erworbener, das heißt durch äußere Einflüsse veränderter Eigenschaften; ob mit Recht, ist zum mindesten fraglich. Daß eine Vererbung von Verstümmelungen nicht mit Sicherheit nachgewiesen werden kann, beweist für ihn sehr wenig, denn die Abtrennung eines Gliedes verändert die Eigenschaften des Organismus nicht.

Wir müssen es uns versagen, näher auf die Lehren Weismanns einzugehen. Wir können um so eher darauf verzichten, als er in einem kürzlich erschienenen, populär gehaltenen Monumentalwerk, das die Summe seines Lebens zieht, in den „Vorlesungen über Deszendenztheorie“, den wesentlichen Inhalt all seiner Arbeiten zusammenfaßt und zu einem einheitlichen Lehrgebäude von imposanten Dimensionen vereinigt.

So flüchtig die Andeutungen, auf die wir uns hier notgedrungen beschränken mußten, auch sind, das dürfte zur Genüge aus ihnen hervorgehen, daß Weismann einen weitreichenden und tiefdringenden Einfluß auf die moderne biologische Forschung ausgeübt hat, und seine Wirkung ist sicher noch nicht abgeschlossen. Wieviel von seinen Theorien stets erneuter Prüfung standhalten wird, läßt sich vorläufig nicht entscheiden. Aber das unterliegt schon heute keinem Zweifel, daß er zu den großen Bahnbrechern im Reiche der Erkenntnis gehört. Er hat mit großem Erfolg selbst geforscht, mit größerem andere zu Forschungen angeregt. Er hat geistvolle Theorien und Hypothesen aufgestellt und durch diese allerwenigstens in der Weise zur Klärung der Probleme beigetragen, daß er die Gegner zwang, ihn zu widerlegen. Sollte auch, was kaum zu befürchten ist, von seinen eigenen Anschauungen nichts in den dauernden Bestand der Wissenschaft übergehen, so geschähe damit seiner Größe keinerlei Abbruch. Die bedeutendsten Mehrer und Förderer unseres Wissens sind durchaus nicht immer diejenigen, welche nie ein Wort zurückzunehmen haben und auch durch die Nachwelt nicht widerlegt werden. —t—

Ueber den Lebensgang und die Persönlichkeit des Gefeierten als akademischer Lehrer wird uns weiterhin aus Freiburg geschrieben:

L. Weismann begann seine Laufbahn nicht als Zoologe; vielmehr widmete er sich nach Absolvierung des Gymnasiums seiner Vaterstadt Frankfurt in Göttingen und Rostock dem Studium der Medizin und Chemie. Nachdem er die Prüfung als Arzt bestanden, besuchte er Wien, Paris und 1859 als Militärarzt Italien. Hierauf ließ er sich als praktischer Arzt in Frankfurt nieder. Aber die ärztliche Tätigkeit entsprach seinen Neigungen nicht. Als er in den Jahren 1861—62 Leibarzt des Erzherzogs Stephan auf Schloß Schaumburg war, benutzte er daher die Muße, die ihm die gute Gesundheit des hohen Herrn gewährte, zu eifrigen zoologischen Studien. Im Jahre 1863 wandte er sich ganz der Zoologie zu und habilitierte sich für diese Wissenschaft hier in Freiburg, nachdem er noch vorher einige Zeit bei Leuckart in Gießen gewesen war. Seit dieser Zeit ist er unserer Universität treu geblieben und hat ehrenvolle Rufe nach auswärts abgelehnt. Er wurde 1871 ordentlicher Professor für Zoologie, welches Fach vorher von dem Physiologen Funke vertreten war. An äußeren Ehren hat es ihm nicht gefehlt; es möge nur erwähnt werden, daß er Doktor dreier Fakultäten ist — Doctor juris in Oxford — und daß er den bayerischen Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft besitzt. Während das zoologische Institut der Universität sich anfangs auf ein einziges Zimmer beschränkte, wurde im Jahre 1886 ein den Wünschen Weismanns entsprechendes besonderes Gebäude für das Institut nebst einem Haus für die Sammlung errichtet.

Das Arbeiten mit Lupe und Mikroskop hatte seine Augen so angegriffen, daß er oft am Mikroskopieren gehindert war. Er wurde so auf das zoologische Experiment und die theoretisch-biologische Arbeit geführt und auf diesem Wege entstanden seine berühmten Studien zur Deszendenztheorie.

Als Lehrer ist Weismann ausgezeichnet. Seine Vorlesungen haben einen ganz besonderen Zauber, der darin liegt, daß er trotz strenger Wissenschaftlichkeit mit gemeinverständlicher Klarheit spricht und in liebenswürdiger Diktion die tiefsten wissenschaftlichen Probleme erörtert. Kein Wunder, daß die zahlreichen Zuhörer begeistert den Worten dieses Gelehrten lauschen.

Mit den vielen Freunden und Verehrern, die dem großen Gelehrten am 17. Januar ihre Glückwünsche darbringen, vereinigen auch wir uns, in der Hoffnung, daß die körperliche Rüstigkeit und geistige Frische, die den Jubilar heute auszeichnen, ihm noch lange erhalten bleiben möge!

Ueberkultur.

Ein schon vor zwei Jahren erschienener Roman des Berliner Schriftstellers Felix Hollaender: „Der Weg des Thomas Truck“, den jetzt die Verlagsbuchhandlung (S. Fischer in Berlin) in einer wohlfeilen Ausgabe neu herausgegeben hat — was wohl ein Beweis für die Bedeutung ist, die man in den Kreisen der Berliner Intellektuellen diesem Werke zuschreibt —, schildert uns einen Wahrheitssucher, der auf dem Wege zu der sehnlichst erstrebten höchsten inneren Freiheit, über die Gedankenkreise Eugen Dührings und Max Stirners hinaus, zu einem abgeklärten Christentume gelangt. Ein Stück Berliner Bohême ist in diesem Romane geschildert, jener Bohême, die im Gegensatze zu den leichtsinnigen, rein ästhetisch orientierten Kollegen von Paris und München in schwerblütiger Lebensauffassung über soziologische Probleme sich den Kopf zerbricht und die Rätsel des moralischen wie sozialen Daseins auf dem Wege eines hochgeschraubten Intellektualismus zu lösen versucht. Ich würde diesen Roman, der in seinem ersten Buche von falscher Romantik trieft und in seinen drei folgenden Büchern, die ziemlich lotterig in Stil und Komposition sind, uns mit den Gedanken der von den Brüdern

Hart ins Leben gerufenen „neuen Gemeinschaft“ bekannt macht, kaum zum Ausgangspunkt einer eingehenderen Betrachtung genommen haben, wenn er nicht ein ganz vorzügliches Beispiel für eine Art jener Ueberkultur darstellte, der unser geistiges Leben jetzt vielfach schon verfallen ist und immer mehr zu verfallen droht. Was ich unter dem Ausdrucke „Ueberkultur“ verstehe, möchte ich durch folgenden Vergleich klarstellen.

Im Weinbau unterscheidet man bekanntlich zwischen der Edelreife und Edelfäule der Beere. Während jene den der Traubensorte und der Jahreswitterung entsprechenden Höhepunkt des Reifeprozesses darstellt, sind bei dieser schon die chemischen Umsetzungen und Veränderungen im Gange, die, wenn sie über eine gewisse Grenze hinaus fortschreiten, den Gehalt der Beere um die wichtigsten Bestandteile vermindern. Wird von dem erfahrenen Winzer bei der Feststellung des Zeitpunktes der Weinlese diese Grenze innegehalten, so gewinnt der Most aus dem Zustande der Ueberreife der Trauben einen erhöhten Zuckergehalt und der Wein ein feineres Bukett. Hauptsächlich in den eigentlichen Edelweinlagen, z. B. im Rheingau, wartet man deshalb für manche besonders wertvolle Traubensorten die Edelfäule ab, ehe man zur Lese schreitet. Aber man muß nicht zu lange warten, um die Ernte nicht überhaupt ganz zugrunde gehen zu lassen.

Auch auf dem Gebiete des geistigen und kulturellen Lebens könnte man nun wohl von Edelreife und Edelfäule reden, und auch hier gibt es die feinen Grenzlinien, deren Ueberschreiten die Ueberreife zur ausgeprägten Fäulnis werden läßt. Wie die Edelfäule die Weinbeere feinschalig und weich macht, so löst auch die „Ueberkultur“ die herbe Straffheit des ästhetischen und moralischen Wachstums des kulturreifen Menschen in einen zwar höher differenzierten, aber auch an Zersetzungskeimen schon reichen Zustand auf, aus dem uns wohl zuweilen das exquisite Bukett einer verfeinerten Lebensanschauung entgegenduftet, der aber immer die Symptome eines nahen Zerfalls und Verfalls an sich trägt.

In diesem Zustand einer Ueberreife in intellektueller Hinsicht ist nicht nur der Held des Hollaenderschen Romans, der nach dem Ideale einer absoluten individuellen Freiheit strebende Thomas Truck, befangen, sondern in verschiedenen Schattierungen und Abstufungen auch seine gesamte Umgebung. Es ist für unseren süddeutschen Geschmack eine sehr ungemütliche, frostige, blutleere Umgebung, über die der unsicher und zitterig hin und her flackernde Begriff der absoluten Freiheit einen trüben Schein verbreitet. Ich weiß nicht, ob Felix Hollaender in bewußter Symbolik dieser Vereinigung von unklaren Köpfen den Namen „das Nachtlicht“ beigelegt hat; auf jeden Fall ist das Düster, in dem er die sehr verschiedenen utopistischen Bestrebungen der Angehörigen seines Ausschnittes aus der Berliner intellektuellen Bohême gelassen hat, sehr gut durch diesen Namen wiedergegeben. Denn was diese Leute eigentlich wollen, wird nur selten, nur ab und zu durch ein Aufflackern des dichterisch spärlich gespeisten Lämpchens, in hellere Beleuchtung und zum Verständnis gebracht. Eines nur ist klar: alle diese Leute, die sich abends zu eifrigem Diskutieren in dem Atelier eines armen schwindsüchtigen Malers versammeln, haben erschrecklich viel gelesen und ebenso viel in den zur Lösung der sozialen und ethischen Fragen abgehaltenen öffentlichen Vorträgen gehört. Allerdings macht es den Eindruck, als hätten sie immer nur die Glocken von weitem läuten hören, ohne zu wissen, wo sie eigentlich hängen. So sprechen sie denn auch öfters in Zitaten aus Marx, Dühring, Stirner, Nietzsche, die in ihre großspurigen Unterhaltungen wie Kundgebungen einer höheren Offenbarung eingeflickt sind. Und immer wieder weist der Autor bei der Charakterisierung einzelner dieser merkwürdigen Intellektuellen auf die tiefen Studien, die sie in Nietzsches Zarathustra oder in Max Stirners „Der Einzige und sein Eigentum“ oder in Eugen Dührings Schrift vom Wert des Lebens, oder gar in der Mystik des Angelus Silesius gemacht haben, mit einer gewissen Genugtuung hin. Dabei sind um diesen vom „Nachtlichte“ beleuchteten Diskutiertisch die Vertreter der heterogensten Weltanschauungen versammelt: neben dem mit Edelmut und hohem ernsten Streben nach innerer Klarheit schier überladenen Thomas Truck steht der unbeugsame Vertreter des Stirnerschen Egoismus, ein die Nächte hindurch über Büchern brütender Mechaniker; ihnen schließen sich an ein fanatischer Zionist und ein durch Hunger und Krankheit zum Anarchisten reinsten Wassers gewordener Volksschullehrer; auch der orthodoxe Theologe fehlt nicht und unter den Weiblein nicht die in mystische Glaubenstiefe versunkene, von heimlicher Liebe für den Wahrheitssucher erglühende Tochter der Heilsarmee; ein nie malender Maler, ein nie dichtender Dichter und ein idealer Musiker, der Komponist der allerfernsten Zukunftsmusik, dürfen selbstverständlich in diesem, ein Sammelsurium aller nur möglichen Weltanschauungen umschließenden und die höchsten Höhen und tiefsten Tiefen des Daseins durchschwingenden Reigen nicht fehlen. Und in das tägliche Leben der so stark nachtlichternden Gesellschaft werfen die ethischen Vorträge des Herrn v. Egidy, die lauten Vorgänge in bewegten sozialistischen Versammlungen und daneben das heimliche Hin- und Herweben von freien und unfreien Liebesverhältnissen ihre Schlaglichter hinein, bis ein Zusammenbruch des ganzen, intellektuell so hoch geschraubten Wesens erfolgt.

Auf die äußeren Phasen des Lebens, das der in diese wirre Umgebung hineingestellte Wahrheitssucher, seines Zeichens Student der Medizin und später den ärztlichen Beruf nicht ausübender Arzt, im Verlaufe der Handlung dieses Romanes führt, brauchen wir hier nicht näher einzugehen: sie sind banal romanhaft. Eine süßliche Romantik umschimmert schließlich die Rettung dieses Helden aus seinen Liebes- und Irrungen durch eine wieder auftauchende Jugendgespielin, die sich als Geigenkönigin vor dem erstaunten Berlin entpuppt. Der Roman als solcher interessiert uns überhaupt hier nicht; dazu ist er denn doch zu wenig Kunstwerk. Nur die Ueberkultur, die er in seiner, krampfhaft nach Höhenanschauung ringenden Weise zur Darstellung bringt, macht ihn einer Besprechung wert. Denn in der uns hier vorgeführten Vereinigung von Menschen tritt ein Zerrbild wahrer Kultur und ausgereifter Lebensanschauung vor uns hin, wie es ein Satiriker nicht schärfer hätte umreißen können. Felix Hollaender will nun freilich durchaus nicht satirisch zeichnen; er glaubt wirklich, daß alle diese Gestalten in ihrem stupiden, auf jeweilige Tagesautoritäten schwörenden Doktrinarismus typische Vertreter großer, die Tiefen unserer Volksseele bewegender Geistesströmungen sind; er ist überzeugt davon, in dieser Nachtlichtgesellschaft und in seinem wahrheitssuchenden Helden Thomas Truck uns Kulturerscheinungen von der höchsten Wichtigkeit in Fleisch und Blut umgesetzt und dichterisch-plastisch zusammengefaßt vor die Augen geführt zu haben. Das gibt seinem großen Kulturgemälde einen tragikomischen Zug. Der Romanschreiber ist sich nicht klar darüber geworden, daß das, was er uns darstellen will, schon in Zersetzung übergegangene Ueberkultur ist, und daß zur künstlerischen Bewältigung dieser Erscheinung die Satire im großen Stile gehört hätte, die er in kleinen Nebenzügen zuweilen in seinem Werke spielen läßt. Nur auf solche Weise würde er wahre Werte zur Darstellung gebracht haben, während seine Charakterisierung der in den Vordergrund tretenden Persönlichkeiten und ihrer Lebensanschauungen etwas unsäglich Unklares hinsichtlich ihrer inneren Bedeutung behält. Von einer kulturellen Edelreife seiner intellektuellen Bohême wird er allerdings selbst von vornherein nichts haben wissen wollen; aber auch die Edelfäule, die er ihr wohl gern angedichtet hätte, ist schon in wirkliche intellektuelle Fäulnis übergegangen, ohne daß er dessen gewahr geworden ist. So fehlt seinem Weine das feine Bukett, das auch der dichterische Winzer nur bei genauer Erkenntnis des Reifezustandes seines kulturellen Traubenschatzes erzielen kann.

Die intellektuelle Ueberkultur, in die uns dieser Roman mitten hinein versetzt, prägt sich am deutlichsten in dem unklaren Fühlen des Wahrheitssuchers Thomas Truck

aus. Dieser seltsame Held erkennt auch bei seinem Hinausgehen über den unfruchtbaren absoluten Freiheitsbegriff zu der christlichen Weltanschauung nicht, daß ihm noch ein Wesentliches zur Edelreife fehlt. Schon vorher, als er den Sprung aus dem individuellen Sich-selbst-genügen der Stirnerschen nihilistischen Eigenbrödelei in eine nach freiheitlichem Sich-ausleben strebende größere Gemeinschaft durch die Gründung seiner Zeitschrift „Der Festsaal" getan, war ihm nicht klar gewesen, daß seine innere Wandlung lediglich einem Gefühl des geistigen Unbefriedigtseins entsprungen war. Zu der Selbstherrlichkeit des Uebermenschentums hatte er sich nicht aufschwingen können; so griff er nach den Krücken, die ihm eine ideale Lebens- und Strebensgemeinschaft darzubieten schien. Auch hier findet er auf die Dauer keine wahre Befriedigung, weil er in den äußeren Lebenswirren, in die ihn verrückte Sentimentalität gestürzt hat, durch die rein theoretische Erörterung sozialer Not- und Befreiungsfragen keine Förderung erlebt. Nun tut er den zweiten Sprung über den Buddhismus hinweg — auch diese Weltanschauung mit ihrem Carma und Nirwana spukt eine Zeitlang in dem Romane herum — in ein auf pantheistischer Grundlage konstruiertes Christentum hinein. Und damit ist er am Ende seines Suchens angelangt. Nur zu wohl sehen wir, daß es rein intellektuelle Wandlungen sind, die dieser Wahrheitssucher durchzumachen hat. Die Zersetzungskeime sind in seinem Wesen wirksam geworden, noch ehe er in irgend einer der von ihm durchlaufenen Phasen zur wahren Edelreife gelangt war. Sein Lebensgang ist deshalb nichts anderes als ein mit äußeren romantischen Sentimentalitäten aufgeputztes, kritisches Sichten verschiedener Weltanschauungen, von denen keine ihm, rein intellektuell betrachtet, genügen kann, bis ein ebenfalls nur durch einen intellektuellen Destillierungsprozeß gewonnenes Christentum ihn befriedigt.

Und das, meinen wir, ist eben Ueberkultur. Es fehlt diesem Romanhelden an der robusten Sinnlichkeit, an dem fest in das Leben hineingreifenden Tatsächlichkeitsgefühl, das allein zu einer edelreifen Kultur führen kann, wie sie ein Goethe in seinem ungeheuren und unablässigen inneren Lebenskampfe für sich und vorbildlich für die Nachwelt errungen hat oder wie sie ein Emerson aus seinem kräftigen Wirklichkeitssinn heraus seinen Landsleuten vermittelte. Felix Hollaender führt uns eine der modernen Menschen vor die Augen, die in physischer wie moralischer Hinsicht so feinschalig und weich sind wie die edelfaulen Trauben, in denen aber der intellektuale Zersetzungsprozeß schon zu weit vorgeschritten ist, als daß sie noch einen kräftigen Wein ergeben könnten. Das ist ein Zerklauben und Zerklittern aller menschlichen Regungen, ein Spintisieren über sich selbst und die leisesten Gefühlsanwandlungen, ein Kritisieren aller Erscheinungen des großen gesellschaftlichen Lebens, ein Verzweifeln an allem Positiven, was je die Kultur geschaffen und ein Herumsuchen nach neuen Wahrheiten, weil die in dem bestehenden schon begründeten alten Wahrheiten angezweifelt werden. Und wie der Held des Romans, so ist auch die Umgebung, in die er hineingestellt ist, die intellektuelle Bohème auf Berliner Untergrund. Das sprüht und glüht nicht in dieser Bohème von unausgegorenem Tatendrang, wie ihn die nach den Gütern des Lebens sehnsüchtig hinblickende Jugend aus der Fülle ihres Daseinsdurstes herausgebiert, sondern die aus einem unausstehlichen intellektuellen Hochmut entsprossene Skepsis breitet über alle Lebensfreude ihren grauen Schleier. Nur ausgeklügelte, von den unverstandenen Wortführern des Tages und der öffentlichen Meinung übernommene Ideale allgemeinster Art schweben diesem nachtlichternden Kreise vor der Seele: individuelle Freiheit, selbstherrliches Ichtum, Erlösung der Massen aus der Knechtschaft des Staates und aus den Sklavenketten der überlieferten Meinungen! Ein Intellektualismus der abstrusesten Art, der zugleich eine gute Dosis Heuchelei in sich birgt. Denn die Begeisterung für diese Kulturideale ist doch im Grunde nur aus dem Notgefühl der Knechtschaft, in die sich das Individuum verstrickt sieht, und aus dem Streben des Einzelnen nach persönlichem Fort- und Aufwärtskommen entsprungen. Nur daß sich dieser ganz berechtigte Egoismus nicht in einem frischen und unbekümmerten Geltendmachen der persönlichen Bedürfnisse und in der mit solcher Kraftbetätigung verknüpften Lebensfreude austut, sondern das Mäntelchen einer die ganze Menschheit beglückenden Mission umhängt. So bekommt das Zusammenleben dieser intellektuellen Bohème etwas vom Charakter eines sozialen Konventikels, in dem viel geseufzt, viel geredet und in großen, berauschenden Worten von einer das ganze Leben erneuenden Zukunft gepredigt wird, ohne daß ein frischer tatsächlicher Zug seine Angehörigen zur Wirksamkeit ins Leben hinausriefe. Der Staub allgemeiner theoretischer Erörterungen lagert über diesem kleinen Ausschnitt aus einer großen Welt, und in der Gründung einer Zeitschrift bestehen alle sozialen Taten der fanatischen Gemeinde.

In dem allzu vielen theoretischen Erörtern liegt überhaupt das Wesen solcher Ueberkultur begründet. Leute, wie sie der Hollaendersche Roman uns vorführt, sind lediglich Zuschauer bei dem großen Lebensprozeß; sie sind an ihm nur intellektuell und kritisch beteiligt, ohne tätig und mitwirkend in ihn hineinzutauchen. Es fehlt ihnen die Lebensfreude, weil sie keine Schaffensfreude haben; die Freude an der Arbeit, am Mittun, am Produzieren realer Werte klingt nirgends, auch nicht in den leisesten Tönen, aus dieser Bohème heraus. Wie ich schon oben sagte, lesen alle diese Wahrheitsbesucher erschrecklich viel; sie vertiefen sich mit einem verkehrten Lerneifer, der nur aus dem Mangel an einer ihr Dasein ausfüllenden Tätigkeit zu erklären ist, in die wissenschaftliche Erörterung aller möglichen Soziologien, diskutieren mit glühenden Wangen über Halbbegriffenes und Unverdautes, das ihnen aus den Schriften der Modeautoren in der Seele hängen geblieben ist, und schwätzen dabei das Blaue vom Himmel herunter. Und der Held des Romans steht fortwährend da wie auf hohem Podium ein Sänger, der das Heine-Schubertsche: „Ich unglücksel'ger Atlas, die ganze Welt der Schmerzen muß ich tragen" mit gräßlichem Augenverdrehen über die Zuhörer hinschreit und eine höchst gramvolle Miene dazu macht. Immer düsterer werden Thomas Trucks Züge, immer abgehärmter seine Wangen, der lange Jägerrock, der seine hohe Gestalt bekleidet, beginnt um seine Glieder zu schlottern, die vegetarische Diät breitet ihre Schatten um seine Fanatikeraugen. Ein ungeheurer Weltschmerz hat ihn gepackt und läßt ihn bis zum Schlusse nicht aus seinen Klauen — wenn man nur eigentlich darüber klar würde, warum? Er kann nicht Arzt sein, weil er sich selbst krank fühlt, schreibt er einmal in sein Tagebuch. Aber warum stellt er sich selbst nicht zunächst einmal eine scharfe Diagnose?

Die Weltschmerzelei beginnt überhaupt in der Literatur wieder einen breiten Raum einzunehmen. Sie beruht heute auf einer intellektuellen Ueberkultur, während sie früher eine Edelfäule der sentimentalen Stimmungen war. Daß auch jetzt neben der skeptischen Ueberreife, in der alle Zersetzungskeime schon an der Arbeit sind, eine falsche und widerlich süße Sentimentalität mit unterläuft, kann uns der Hollaendersche Roman lehren. Der übergroße Zuckergehalt der literarischen Weinbeere liegt aber heute in dem sozialen Weltbeglückungs- und Gesellschaftserlösungstum. Der typische Weltschmerzler am Beginn des 20. Jahrhunderts trägt die Züge des sozialen Apostels, den der ganzen Menschheit Jammer angefaßt hat und der sich als ein Prediger in der Wüste fühlt. Zwischen soziologischen Systemen wird er hin und her geworfen, bis ihn die Erkenntnis, daß doch alles Spintisieren über die Erlösung zur Freiheit vergeblich ist, wenn nicht das Individuum durch festes Zupacken im Lebenskampfe und durch Freude am Mitschaffen sich selbst erlöst, vielleicht noch auf einen festen Ankergrund führt. Und solche an Skepsis und zersetzender Kritik des Bestehenden krankende Ueberkultur wirkt leider nur allzusehr ansteckend. Viele unreife Geister, die den Inhalt eines Werkes, wie es der Hollaendersche Roman ist, in sich aufgenommen haben, werden nun glauben, auch sie müßten an der vorhandenen Welt- und

Gesellschaftsordnung verzweifeln, wenngleich sie bisher vielleicht ganz behaglich darin umhergeschwommen sind, und werden auf einmal einen ungeheuren intellecktuellen Weltschmerz empfinden. Das heitere, freie Lachen wird durch solche Infektion getötet — auch keine der Hollaenderschen Romanfiguren lacht jemals, es sei denn in grimmiger, greller Weise —; die Lebensfreude zieht sich schon zurück, weil als großartige Offenbarung eines erhöhten Menschentums das proklamiert wird, was doch nur der Ausfluß einer ungesunden intellecktuellen Ueberreife ist.

Wir sollen und wollen uns aber die Lebensfreude, die Freude an der positiven Arbeit nicht verkümmern lassen durch solche Dokumente einer modernen Ueberkultur, die trotz aller hochgespannten Prätensionen von kultureller Edelreife weit entfernt ist und selbst das Stadium der Edelfäule schon beträchtlich überschritten hat.

O. B.

Neolithische Wohn- und Werkstätten im Haßlocher Walde.

Zwischen Neustadt und Speyer, zwei alten Kultursitzen, breitet sich der Ordenswald und der Haßlocher Wald aus, von dem zuletzt die ganze Strecke zwischen Rehbach im Norden und Speyerbach im Süden ausgefüllt wird. Zahlreiche Tumuli liegen in seinem Innern und sprechen dem Kundigen von verklungenen Zeiten und verschwundenen Geschlechtern. Der größte dieser Tumuli mit ca. 40 m Durchmesser und 2 m Höhe liegt im sogen. Fünfeichen-Schlag und lieferte bei seiner fachmännischen Untersuchung im Frühjahre 1903 ein bronzezeitliches Skelettgrab mit Bronzedolch, sowie Knochenschichten und Gräber der Hallstatt- und La Tène-Periode herab bis zur Römerzeit. Er hat den Namen: „Götzenbühl“ oder „am Knebelsbild“.[1]) Der „Knebel“ bezieht sich wahrscheinlich auf ein Herkulesbild mit der Keule (= Knebel), das früher hier gestanden haben mag. Etwa 400 Meterschritte vom „Götzenbühl“ nach Nordwesten zu liegt eine ca. einen rheinischen Morgen große Erhöhung zwischen altem Sumpfgebiet am Knebelsbach. Vor einem halben Jahre erhoben sich hier hundertjährige Kiefern; jetzt wird von den Haßlochern hier Sand gegraben und abgeführt.

In diesem diluvialen Sandlager, das 30—50 cm Höhe hat und von sandigem Letten unterlagert ist, fanden sich prähistorische Scherben und andere Altsachen. Bei systematischen Grabungen, die auf Kosten des Kreismuseums der Pfalz vom Verfasser am 7., 10. und 15. Oktober 1903 an mehreren Stellen dieser Fläche vorgenommen wurden, ergab sich folgender Tatbestand:

In der Südostecke fand sich eine Brandgrube von $2^{1}/_{2}$ bis 3 m Durchmesser und 40—50 cm Tiefe. Zahlreiche Holzkohlenstücke lassen auf eine durch Brand zerstörte Hütte aus Pfählen schließen. Unter einer spätrömischen Kulturschicht fand sich eine der älteren Bronzezeit oder einer jüngeren Phase der neolithischen Periode angehörige Schicht mit geschlagenem Silexartefakt und einem rohen Gefäßstück, das mit dem Tupfenornament am Rand und Hals geziert ist.[2]) Im Westen des Platzes legte man auf 4—5 Quadratmeter Fläche in 25—40 cm Tiefe, ebenso im Innern des Platzes Werkstätten dieser Periode frei, in der auf amboßähnlichem, flachem Steine Brocken von importiertem Silex und einheimischem Kiesel mittelst Hauens, Sägens, Schleifens zu Messern, Pfeilspitzen, Lanzenspitzen, Kratzern, Schabern verarbeitet wurden. Zahlreiche Stücke jeder Art verbürgen das Resultat; im ganzen an 200 Exemplare. Unter diesen Artefakten sind auch mehrere sogen. Nuclei, d. h. Silexbrocken, von denen Messerchen u. s. w. abgesplittert erscheinen, ferner größere und kleinere Kiesel, die mit der zackigen, ebenfalls aufgefundenen Feuersteinsäge behandelt sind, feinere und gröbere Splitter, Abfallstoff obiger Arbeit. Geschwärzte Tongefäße, Reibsteine aus Donnersberger Tonporphyr, Schleifsteine, ein Stück eines sog. Mondbildes (?), Netzbeschwerer und andere zerbrochene Artefakte aus Ton beweisen, daß diese Künstler der jüngeren Steinzeit hier gewohnt und gehaust haben. An der ganzen Stelle frei und in Verbindung mit prähistorischem Geschirr, das zum Teil mit Leisten, Fingereindrücken, Tupfen und anderen rohen Ornamenten geziert ist, liegen Silex- und Kieselgegenstände umher, so daß man den Eindruck gewinnt, daß hier zwei Kulturperioden der Steinschlag-Arbeit vertreten sind, eine prähistorische und eine jüngere. Die ältere Schicht ist in Parallele zu setzen mit Befunden aus dem nahen „Götzenbühl“. Darunter ist ein wahres Juwel einer 1.7 cm langen Pfeilspitze aus gelbem, nordischem Silex. Sie ist dreieckig, an den Rändern fein abgesplittert und mit einer 0.4 cm langen Tülle versehen. Sie ähnelt in Technik und Aussehen der bei Heierli: Urgeschichte der Schweiz, S. 131, Fig. 73 und 74, abgebildeten zwei Pfeilspitzen vom Pfahlbau Vinelz am Bieler See. Die nordischen Pfeilspitzen haben in der Regel lange Flügel nach rechts und links hinausstehen, an denen sie befestigt werden und keine Tülle (vergl. Sophus Müller: Nordische Altertumskunde 1. Band, S. 147 und Fig. 68—69 und Heierli a. O. S. 131). — Im großen und ganzen ähnelt die alte Niederlassung mit dem Typus und der Ornamentik ihrer Gefäße dem Pfahlbau von Wollishofen am Züricher See (vergl Heierli: Urgeschichte der Schweiz, S. 190, Fig. 159—163) mit ihrem Reichtum an Silex- und Kieselgegenständen dem Pfahlbau Wallhausen, der auf der sogenannten „Feuerstein-Insel“ am Westufer des Ueberlinger Sees gelegen ist (vgl. Heierli a. O. S. 287). — Auch an letzterer Stelle holte man, wie wahrscheinlich hier im Haßlocher Walde, bis in unser, d. h. das 19. Jahrhundert hinein den Bedarf an Feuersteinen für den Hausgebrauch. Die Funde aus den Pfahlbauten vom Züricher See und Bodensee (vgl. im Rosgarten-Museum zu Konstanz besonders Station Rauenegg mit ihrer typischen Keramik) entsprechen dem hiesigen im ganzen und einzelnen in Technik, Bildung und Verzierung der Gefäße, in der Form und Verwendung der Feuerstein- und Silexartefakten, ebenso in dem Typus der Reib- und Mahlapparate so sehr, daß ein Zufall wohl ausgeschlossen erscheint. In Verbindung mit der von Bonnet[3]) auf dem Michelsberge bei Unter-Grombach, südlich von Bruchsal, mit den von Forrer[4]) auf dem St. Odilienberge bei Straßburg festgestellten neolithischen Gefäßen, endlich mit den neolithischen Funden von Landau i. d. Pf. (im Jahre 1885), die im prähistorischen Staatsmuseum zu München liegen, und der „Heidenmauer“ bei Dürkheim[5]) kann man wohl behaupten: die Pfahlbaukultur der Nordschweiz erstreckte sich schon am Ende der neolithischen Periode von Basel her in das Mainzer Becken hin bis Haßloch und Dürkheim am linken, bis Bruchsal und Heidelberg am rechten Rheingestade und weiter bis Bingen und Mainz. — Die Funde aus diesen Werkstätten, die auf ein Alter von 4—$3^{1}/_{2}$ Jahrtausenden Anspruch machen können, wurden dem Kreismuseum zu Speyer übergeben Hier soll der Gesamtfund nach der übersichtlichen Anordnung mit der im Schweizerischen Landesmuseum zu Zürich die Fundstelle vom „Schweizerbild“ und ein Steinzeit-Pfahlbau plastisch dargestellt ist, zur Ausstellung kommen.

Im deutschen Rheinlande hat diese Werkstätte der Steinzeit bisher nur ein Pendant, das im Neuwiedener Becken auf dem Martinsberge bei Andernach von Konstantin Könen festgestellt wurde. Doch gehört diese Fundstelle nach der Angabe des genannten Autors der paläolithischen Periode bezw. der Magdalenischen Kulturstufe an (vergl. Sitzungsberichte der Niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Bonn, vom 13. Januar 1902, S. 4—5, 7—9), während sie nach dem Geologen Pohlig (vgl. Sitzungsberichte a. O. vom 7. Mai

[1]) Vgl. Pfälzisches Museum, 1903. S. 67—69.

[2]) Sanitätsrat Dr. Köhl schreibt dem Verfasser über diese Ornamentik, daß die betreffenden Gefäße steinzeitlich seien.

[3]) Vgl. Veröffentlichungen der großh. badischen Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde, II. Heft, 1899, Tafel V, Fig. 1, 9, 27; Tafel VI, Fig. 4, 9, 12, 19, 51, 52, 53.

[4]) Forrer: Die Heidenmauer von St. Odilien, 1899, S. 40: Fig. 68 und 69, S. 41, Fig. 75—82.

[5]) Vgl. Mehlis: „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“, II. Abteilung, Tafel II, III, V; Fig. 1, n, o, p.

1883) in die Zeit der polierten Steingeräte in Europa fällt, d. h. neolithischer Art sein soll. Dagegen gehören die in der Erdfestung von Urmitz im Neuwieder Becken gemachten neolithischen Funde[6]) zum Teil hierher, zum Pfahlbautypus. Danach erstreckt sich dieser vom Bodensee bis Andernach, und zwar auf beiden Ufern des Mittelrheins.

Dr. C. Mehlis.

[6]) Vgl. Bonner Jahrbücher, Heft 110, S. 137—137d und S. 140—142 (Fig. 6,2 = Säge).

Bücher und Zeitschriften.

Geographische Grundbegriffe, erläutert an der Heimatkunde von München. Von Dr. Ludwig Bürchner. Mit zahlreichen Abbildungen. München 1904, Piloty u. Loehle. 30 Seiten. 50 Pf.

Gemäß dem Grundsatz, daß die Anschauung die Grundlage für die geistige Entwicklung und Ausbildung ist, hat die moderne Pädagogik die Bedeutung der Heimatkunde stärker betont und den Gedanken in die Praxis umzusetzen gesucht, daß das Nahe Maß und Vergleich für das räumlich und zeitlich Ferne abzugeben hat. Die meisten außerbayerischen Länder, insbesondere Norddeutschland, haben in einer langen Reihe von Monographien, in der Regel Programmabhandlungen, die Heimatkunde der Studienorte für Schulzwecke, namentlich für den geographischen Anfangsunterricht zurecht gelegt. In Bayern reizt die malerische Mannigfaltigkeit der Bodenformation, die Verschiedenheit der Stämme, ihre alte und reiche Geschichte geradezu zur Ausbeute der Heimat für alle Zweige des Unterrichts; auch liegt der Stoff in größeren Werken (wie Bavaria, Bayerland, in den Schriften Riehls und Haushofers) schon aufgespeichert. Gleichwohl scheint in der Bearbeitung für die einzelnen Schulorte noch wenig geschehen. In München und anderen größeren Städten schreibt man das meiste aus der Heimatkunde für die Fremden, in kleineren Orten scheut man sich wohl, mit solchen Arbeiten an die Oeffentlichkeit zu treten. Darum ist das Schriftchen von Dr. Bürchner und seine Anregung, man möge den Unterricht in der untersten Gymnasialklasse damit beginnen, daß man die geographischen Grundbegriffe an dem Studienort veranschauliche, zeitgemäß und nicht überflüssig, wenn auch die Praxis das hier Gewünschte schon vielfach längst erfüllt. — Das Büchlein ist aus der Praxis herausgewachsen und stellt sich wieder in ihren Dienst in recht gefälliger und zweckmäßiger Ausstattung dank der Opferwilligkeit des Verfassers, den manche Fachleute bereitwillig unterstützten, sowie des Verlegers. In 20 Paragraphen werden die wichtigeren geographischen Grundbegriffe (Gesichtskreis, Himmelsrichtung, Niederschläge, Gewässer u. s. w.) knapp und übersichtlich behandelt. Besonders möchte ich herausheben auch wegen der Beigaben die Wasserscheiden im Flußgebiet der Isar bei München, die Aufnahme der Partie zwischen Maximilians- und Prinz-Regenten-Brücke vom Ballon aus, die Darstellung des reduzierten Maßstabes am Gebäude des Maximilians- und Luitpold-Gymnasiums, die Einlegung des reduzierten Quadratkilometers sowie der alten Befestigungsringe in den jetzigen Stadtplan, die Abbildung der sogenannten geologischen Orgeln bei Deisenhofen und des Laufes der unterirdischen Hochquellenwasserleitung vom Taubenberg bis München. Trotz der Schwierigkeiten, welche die Darstellung der Großstadt mit Umgebung in einer solchen Monographie mit sich bringt, wird man wenige belangreiche Begriffe oder Gesichtspunkte vermissen oder eingehender erörtert wünschen — etwa Sternenhimmel, Jahreszeiten, Wohnstätten, „Kartensprache", geographische Eigennamen. Die Darstellung ist klar; der Behandlung widerspricht es aber, wenn öfters von der induktiven Vorführung zum Dozieren, besonders zum Definieren übergesprungen wird. Das Büchlein eignet sich bei dem ersten Unterricht in der Geographie wohl mehr für den Lehrer als für die Schüler, für die es zunächst bestimmt scheint. — Möchten dem opferwilligen Vorgang Bürchners folgend, noch mehr Kollegen aus den tragfähigen Steinen der Heimat an ihrem Ort das Fundament für den geographischen Unterricht legen; möge man dabei aber nicht vergessen, daß auch Geschichte beispielsweise in Regensburg anders als in Hof, in Speyer anders als in Bayreuth, deutsche Grammatik anders im Rhein- und Maingebiet, anders in Schwaben und Altbayern zu behandeln ist, kurz, daß jeder Unterricht einer örtlichen Färbung bedarf, daß die Heimat für alle Fächer auf allen Altersstufen „Maß und Vergleich", Licht und Wärme abgeben soll.

München. G. Ammon.

Who's Who in America. A Biographical Dictionary of Notable Living Men and Women of the United States. 1903—1905. Edited by John W. Leonard. Chicago, A. N. Marquis and Company Publishers.

In der soeben erschienenen, sorgfältig umgearbeiteten, durchgängig verbesserten und bedeutend vergrößerten dritten Auflage hat das allgemein bekannte und hochgeschätzte „biographische Wörterbuch der bemerkenswerten lebenden Männer und Frauen der Vereinigten Staaten" gleichsam den Gipfelpunkt der Vollendung erreicht, nach dem der Herausgeber offenbar von vornherein stets gestrebt hat. Das aus seinen unermüdlichen und stets erfolgreichen Anstrengungen hervorgewachsene Werk, wie es uns jetzt vorliegt, besteht im ganzen aus 1733 Oktavseiten und enthält kurz gefaßte Lebensbeschreibungen von 14,443 Personen (13,204 Männern und 1239 Weibern), von denen 3990 neu hinzugekommen sind und in der 1901 veröffentlichten zweiten Auflage nicht vorhanden waren. Während der letzten zwei Jahre sind auch 585 in der zweiten Auflage verzeichnete Personen gestorben und ihre Namen mit Lebensalter im Nekrolog angegeben. In der interessanten Vorrede gibt der Redakteur eine anschauliche und oft recht amüsante Schilderung der Schwierigkeiten, mit denen er bei der Anschaffung des nötigen Materials zu kämpfen hatte und die in einigen Hinsichten das eifrigste Bestreben nach Vollständigkeit zuweilen vereitelten. Eine auffallende Erscheinung ist die Zahl der Leute, die sich vor der Veröffentlichung des Geburtstages scheuen. In dieser Beziehung ist das schöne Geschlecht besonders spröde gewesen, da 2.35 Prozent der Männer und 29.46 Prozent der Weiber ihr Alter nicht verraten wollten. Ein Herr schrieb: „Ich bin noch unverheiratet und es würde der Dame gewiß mißfallen, wenn mein Geburtsjahr gedruckt und allgemein bekannt werden sollte." Noch energischer und entrüsteter äußerte sich eine Frau bei der Weigerung dieser Angabe: „Folterbänke und Daumschrauben könnten mir ein Geständnis nicht abpressen." Von großem Werte sind die hinzugefügten statistischen Tafeln, die sich auf Erziehung, Geburts- und Wohnort, Lebensalter und Ehestand beziehen und ohne Zweifel von Psychologen, Soziologen und Forschern auf anderen wissenschaftlichen Gebieten als reiche Quellen der sachlichen und sonst nicht leicht zu verschaffenden Belehrung freudig begrüßt und fleißig benutzt werden. Um die Handlichkeit des Werkes nicht zu beeinträchtigen, hat man durch sinnreiche und verständliche Abkürzungen die unvermeidliche und wünschenswerte Erweiterung des stofflichen Inhalts zustande gebracht, ohne die Seitenzahl des Bandes über die Gebühr zu vermehren. Seit dem Entstehen hat es sich freilich fortwährend vergrößert, so daß die jetzige Auflage 974 Seiten und 5841 Namen mehr hat als die erste vor vier Jahren gedruckte Auflage; aber künftighin soll bei aller Bereicherung und Verbesserung des Inhalts jede beträchtliche Vergrößerung des Formats vermieden werden, damit es das Gepräge eines bequemen Handbuches nicht verliert. Da jede neue Auflage nur lebende Personen aufnimmt, so haben die früheren und einigermaßen für veraltet gehaltenen Bände einen fast unschätzbaren historischen Wert, weil sie über wahrhaft wichtige und interessante Charaktere in den Vereinigten Staaten Auskunft geben, die sonst nirgends zu finden ist. Von den beiden älteren Auflagen ist die erste gänzlich und die zweite beinahe vergriffen und gehören schon zu den seltenen und sehr gesuchten Büchern, die immer schwerer zu bekommen sind. Daß eine so großartige und gemeinnützige Unternehmung sich als einträglich erweist, dürfte als ein wohlverdienter Erfolg angesehen werden, aber bloß auf Gelderwerb hat der Herausgeber sein Augenmerk nicht

gerichtet. Viele Leute haben auch die Aufnahme in diesen neuen Abdruck erkaufen und gut bezahlen wollen, wurden jedoch sämtlich ohne weiteres abgewiesen. Der Preis des vorliegenden Bandes (M. 14.50) ist verhältnismäßig billig.

E. P. Evans.

❧

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

* 7. Januar. Sitzung der philosophisch-historischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. 1. Hr. Dilthey las über die Funktion der Anthropologie im 16. und 17. Jahrhundert. Er behandelte die Entwicklung der Anthropologie in diesem Zeitraum und ihr Verhältnis in ihrer ersten Periode zu der Dichtung der Zeit und in der zweiten zu den Geisteswissenschaften. 2. Derselbe legte im Auftrage des Verfassers vor: B. Erdmann, Historische Untersuchungen über Kants Prolegomena. Halle, Niemeyer, 1904. 3. Der Vorsitzende legte folgende mit Unterstützung der Akademie gearbeiteten Werke vor: 1. *Georgii Monachi* Chronicon ed. C. de Boor. Vol. I. Lipsiae. Teubner, 1904. 2. A. Fischer, Das deutsche evangelische Kirchenlied des 17. Jahrhunderts. Nach dessen Tode vollendet und herausgegeben von W. Tümpel. Bd. I. Gütersloh, Bertelsmann, 1904.

7. Januar. Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. 1. Hr. F. E. Schulze las über den Bau des respiratorischen Teils der Säugetierlunge. Das respiratorische Parenchym der Säugetierlunge wird gebildet von zahlreichen selbständigen „Alveolarbäumchen", welche teils als terminale Fortsetzungen der letzten Bronchioli, teils als Seitenäste kleiner Bronchien erscheinen. Der sehr verschieden lange, einfach röhrenförmige Stamm eines jeden „arbor alveolaris" zeigt entweder nur vereinzelte Alveolen, bezw. mit Alveolen besetzte seitliche Aussackungen „sacculi alveolares", oder er ist ringsum gleichmäßig mit Alveolen besetzt. Er geht über in das baumartig verzweigte System der Alveolargänge „ductuli alveolares", welche stets ringsum ganz mit Alveolen besetzt sind, und endet mit den seitlich oder terminal in die Alveolargänge einmündenden blinden Alveolarsäckchen „sacculi alveolares". — Die von Miller als besondere kugelig erweiterte Teile des Alveolargangsystems beschriebenen „Atria" ließen sich an den bisher studierten Säugetieren nicht erkennen. Im einzelnen bestehen große Differenzen im Bau der Alveolarbäumchen und in der Größe der Alveolen bei den verschiedenen Säugetieren. 2. Hr. van't Hoff legte eine Arbeit des Hrn. Dr. Rud. Schenck in Marburg vor: Theorie der radioaktiven Erscheinungen. Den Kernpunkt der Abhandlung bildet die Auffassung, daß die Elektronen bei Erscheinungen chemischen Gleichgewichts, zumal bei demjenigen zwischen Sauerstoff und Ozon, eine Rolle spielen, welche sich dem sogenannten Massenwirkungsgesetze unterordnet. 3. Hr. Klein legte einen Bericht des Hrn. Prof. Dr. Klemm in Darmstadt vor über seine mit akademischen Mitteln ausgeführten Untersuchungen an den sogenannten „Gneißen" und den metamorphen Schiefergesteinen der Tessiner Alpen. Es wird der Nachweis erbracht, daß der Tessiner Gneiß ein echter Granit mit primärer Fluidalstruktur ist. Die ihn bedeckenden metamorphen Schiefergesteine werden als kontaktmetamorph angesprochen und ihre Lagerung als die eines nordwestlich streichenden Sattelgewölbes gedeutet, in dessen Scheitel das Tessin-Tal eingeschnitten ist. Der früher als archäisch angesehene Tessiner Gneiß wird als jungtertiär aufgefaßt. 4. Hr. F. E. Schulze überreichte die 18. und 19. Lieferung des Werkes „Das Tierreich": Paridae, Sittidae und Certhiidae von C. E. Hellmayr und Tetraxonia von R. v. Lendenfeld, und Hr. Engler das 18. Heft (IV. 5): R. Pilger, Taxaceae des Werkes „Das Pflanzenreich", sowie ein neues Heft der Monographien afrikanischer Pflanzenfamilien: VII. Strophantus, bearb. von E. Gilg.

Ferner wurden übergeben: Gesammelte Schriften von Adolf Fick. II. Band. Physiologische Schriften. Würzburg, 1903, und: Wiesner und seine Schule. Ein Beitrag zur Geschichte der Botanik. Festschrift, von K. Linsbauer, L. Linsbauer und L. v. Portheim. Wien 1903.

❧

Essen wir zuviel Fleisch?

Die kulturelle Entwicklung des Menschengeschlechts hat auch zu physiologischen Aenderungen geführt, welche nicht ohne weiteres mehr eine Parallele zwischen den Gewohnheiten und der Lebensart der Vorfahren und dem gegenwärtigen Geschlecht gestattet. Nicht an letzter Stelle ist hierbei der Bewegungsmangel zu nennen. Je mehr die Bevölkerung eines Landes zunimmt, je ausgebildeter die Verkehrsmittel werden, je geringer auf Kosten des bebauten Ackerlandes der Waldbestand wird, um so weniger wird Gelegenheit gegeben zu ausgedehnten Bewegungen im Freien, mögen dieselben zu Fuß, mögen sie zu Pferde ausgeführt werden. Schon der Vergleich der Gegenwart mit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts läßt deutlich die gewaltigen Aenderungen, die in dieser kurzen Zeit für den Bewegungszwang der Menschen entstanden sind, erkennen. Elektrische Bahnen durchsausen die Großstädte, und auch der Arbeiter hat sich gewöhnt, sie zu benützen, da mehr als einst die Zeit kostbar ist; die Eisenbahnen verbinden mit einer riesigen Geschwindigkeit die Orte, und der gemütliche Stellwagen, in dem neben dem wirklichen Handwerksburschen fahrende Studenten und sonstige Reisende auf der Landstraße dahinzogen, ist nur noch der Sage nach bekannt. Die Arbeitsstätte, das Bureau, das Kontor, sie halten den einzelnen während des Tages in ihrem Bann, und ist die Tagesarbeit erledigt, so sucht er auf die schnellste Weise in sein Heim, zu seiner Erholung zu kommen. Unter solchen veränderten Lebensbedingungen ist auch der Stoffwechsel im Körper ein anderer geworden, und in unserer Ernährungsweise muß diesen Verhältnissen Rechnung getragen werden. Die gewaltigen Braten- und Fleischmahlzeiten, die früher nicht nur üblich sondern berechtigt waren, würden heute zu schweren Schädigungen führen, und Obst und Gemüse müssen in der Ernährung des heute lebenden Kulturmenschen eine führende Rolle spielen. Gewiß können wir auch jetzt des Fleisches nicht entbehren, aber sehr häufig übersteigt, wie die Blätter für Volksgesundheitspflege in einer gewiß beherzigenswerten Anregung ausführen, besonders in wohlhabenden Kreisen bei dem gerade dort großen Bewegungsmangel die genossene Menge das zulässige Maß. Es wäre gut und für die Gesundheit vieler sehr förderlich, wenn nur zu einer Mahlzeit Fleisch genossen würde, und die katholische Sitte eines Fasttages in der Woche, das heißt eines Tages, an dem kein Fleisch auf den Tisch kommt, hat auch ihre große hygienische Berechtigung.

❧

Natürliche Seife.

ct. In Algier werden jetzt Schritte unternommen, um natürliche Seife in großem Maßstab aus einem Baum zu gewinnen, der in der Wissenschaft Sapindus utilis genannt wird. Dies Gewächs, das in Japan, China und Indien seit langem bekannt ist, erzeugt eine Frucht, die in reifem Zustande etwa die Größe einer Kastanie besitzt, glatt und rund ist. Die Farbe wechselt von Gelblichgrün bis Braun. Das Innere ist von dunkler Farbe und enthält einen öligen Kern. Bei sorgfältiger Auswahl erreichen die Schößlinge von einem Baum in zwei Jahren eine Höhe von 2 m, jedoch gelangt der Stamm erst im sechsten Jahre zur Reife und trägt dann 25—100 kg Früchte, die gegen Ende des Herbstes leicht eingesammelt werden können. Aus der Frucht wird durch Anwendung von Wasser oder Alkohol der seifenartige Bestandteil ausgezogen. Die Kosten der Gewinnung sollen sehr gering sein, die Seife selbst infolge des Fehlens aller alkalischen Eigenschaften weit besser als die gewöhnliche Seife des Handels.

❧

Kleinere Mitteilungen.

* **Ueberführung der Gebeine des Gründers der „Smithsonian Institution".** Wie aus Genua gemeldet wird, erfolgte auf dem dortigen Campo Santo jüngst die Exhumierung der Gebeine des dort begrabenen Engländers James Smithson, des Gründers der berühmten „Smithsonian Institution for the increase and diffusion of knowledge" zum Zwecke der Ueberführung nach Washington. Mr. Smithson war ein natürlicher Sohn des Herzogs Hug von Northumberland und vermachte sein 120,000 Pfd. St. betragendes Vermögen seinem Neffen Henry James Hungerford mit der Bestimmung, daß, falls dieser ohne legitime Erben sterbe, die ganze Summe den Vereinigten Staaten, deren Gebiet der Testator übrigens nie betreten hatte, zur Gründung eines wissenschaftlichen Instituts zufallen solle. Im Jahre 1835 starb Hungerford ohne Erben, worauf nach einem langwierigen Prozesse das Legat an die nordamerikanische Union ausgefolgt wurde. Bis dahin hatte das Geld in Gestalt von 105 Beuteln, jeder 1000 goldene Sovereigns enthaltend, in der Bank von Amerika geruht, nachdem es auf der Ueberfahrt fast mit dem Schiff, das den Schatz trug, im Atlantischen Ozean sein Grab gefunden hätte. In der Münze zu Philadelphia wurde das Gold umgeprägt und ergab die Summe von 508,318 Dollars. Das ist der Grundstock, auf dem die weltumspannende Tätigkeit des Smithsonian-Instituts beruht. Hunderttausende von großen wissenschaftlichen Werken spendet dieses Institut mit freigebiger Hand kosten- und frachtfrei an die Gelehrten der einzelnen Fächer, und neuerdings ist es auch zur Errichtung eines großartigen astrophysikalischen Instituts übergegangen, das unter Leitung von Prof. Langley bereits höchst wichtige Untersuchungen veröffentlicht hat.

* **Ein Verein zur Errichtung eines Nibelungen-Denkmals** in dem Donaustädtchen Pöchlarn, dem alten Bechelaren, hat sich in Wien gebildet. Der Verein, der sich „Nibelungen-Denkmal- und Volksschauspielverein Bechelaren" nennt und auch Festspiele an der Donau plant, ladet in einem Aufruf alle deutschen Stammesgenossen (Männer und Frauen) ein, beizutreten und auf diese Weise an dem Werke mitzuarbeiten.

* **Preisausschreiben.** Der „Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke" wünscht zwei für deutsche Volksschul-Lesebücher geeignete Lesestücke zu erwerben. Das für die Oberstufe bestimmte Stück soll über den Alkohol-Mißbrauch und seine Bekämpfung in gesundheitlicher, sittlicher, haus- und volkswirtschaftlicher Hinsicht belehren. Das für die Mittelstufe passende Stück soll in Form eines Lebensbildes oder einer Geschichte gehalten sein. Der Umfang jedes Stückes darf drei Oktav-Druckseiten nicht überschreiten. Jede Arbeit soll ein Motto tragen, das sich auch auf dem geschlossenen Briefumschlage befindet, in welchem die genaue Adresse des Verfassers mitgeteilt wird. Die Einlieferung an die Geschäftsstelle des Vereins, Berlin W. 15, Fasanenstraße 74, wird bis zum 29. Februar 1904 erwartet. Für jedes der beiden Lesestücke sind zwei Preise ausgesetzt. Der erste beträgt 200, der zweite 100 Mark. Sollte der Ausfall des Wettbewerbes dies nötig machen, so kann der Vereinsvorstand eine Zusammenlegung oder Teilung der vier Preise beschließen. Die preisgekrönten Arbeiten gehen in den Besitz des Vereins über.

* Die **Dr. Brehmersche Heilanstalt für Lungenkranke in Görbersdorf** (Schlesien) ist neuerdings durch die Brehmerschen Erben in eine „Gesellschaft" umgewandelt worden. Aufsichtsratsmitglied ist unter anderen der frühere Chefarzt der Anstalt Prof. Dr. Rudolf Kobert und wissenschaftlicher Beirat Geheimrat Prof. Dr. Flügge von der Universität Breslau. Chefarzt der Anstalt ist Oberstabsarzt Dr. v. Hahn.

W. **Todesfälle.** Der frühere Professor für Balneologie an der Wiener Universität Joseph Seegen, Mitglied der kaiserlichen Akademie in St. Petersburg, ist am Donnerstag gestorben. Ein eigentümlicher Zufall fügte es, daß auch der gegenwärtige Inhaber des Lehrstuhls für Balneologie an der Wiener Universität Dr. Konrad Clar am gleichen Tage verschied.

Hochschulnachrichten.

* **Berlin.** Der Vertreter der neueren Kunstgeschichte an unserer Universität Professor Dr. Heinrich Wölfflin ist seit Beginn und für die Dauer dieses Studiensemesters zum Zwecke eines Studienaufenthalts in Italien beurlaubt.

* **Greifswald.** Als Privatdozent für Psychiatrie an der hiesigen Universität hat sich der Assistenzarzt an der psychiatrischen Klinik Dr. med. Otto Kölpin niedergelassen. Er sprach in seiner Antrittsvorlesung „Ueber die modernen Grundsätze bei der Behandlung von Erregungszuständen".

* **Wien.** Die Verhandlungen mit Professor Garré (Königsberg) wegen der Besetzung der Gussenbauerschen Lehrkanzel für Chirurgie haben sich verbürgten Nachrichten zufolge zerschlagen. Als Nachfolger Gussenbauers soll jetzt Professor Julius Hochenegg (Wien) in Aussicht genommen sein.

p. p. **Paris.** Der hochbetagte Senator Deschanel, der am Collège de France seit mehr als 30 Jahren den Lehrstuhl für französische Literatur inne hat, ist zum Rücktritt entschlossen, da er sich in letzter Zeit fast immer mußte vertreten lassen. Die Sache verzögert sich jedoch dadurch, daß Deschanel den Titel des Honorariats verlangt und der Unterrichtsminister darüber noch nicht schlüssig geworden ist. Diese Verzögerung scheint aber bloß ein Vorwand zu sein, denn man kann einem so verdienten Manne wie Deschanel das Honorariat unmöglich versagen. Der wahre Grund beruht auf der Verlegenheit über die Nachfolgerschaft. Zwei Kandidaten stehen im Vordergrunde, der bekannte Akademiker Brunetière, der Leiter der Revue des Deux-Mondes, der lange Jahre Professor der französischen Literatur an der Pariser Normalschule war, und der literarische Kritiker des Temps, Gaston Deschamps, der sich zuerst mit Archäologie und erst später mit der schönen Literatur beschäftigte. Als Gelehrter, als Schriftsteller und als Redner ist Brunetière viel bedeutender als sein Nebenbuhler, aber er hat sich in so unglücklicher Weise in die Politik gemischt, daß er weder die Mehrheit der Professoren, die im Collège de France als Wahlkollegium funktionieren, noch auch den Minister, der die Bestätigung auszusprechen hat, für sich haben dürfte.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Professor D. Seeberg: Luther und Luthertum in der neuesten katholischen Beleuchtung. Leipzig 1904. A. Deichert. 31 S. — Dr. Alfred Hermann: Marengo. (Mit 2 Karten und einem bibliographischen Anhang.) Münster i. W. 1903. Aschendorff. 256 S. — Joan: Das Nürnberger Bilderbuch. Amsterdam u. Leipzig. J. S. van Looy. — Derselbe: Das Nürnberger Malbuch. Ebenda. — Militär und Zivil. Zeitgemässe Betrachtungen von einem Oesterreicher. Wien u. Leipzig 1904. Wilh. Braumüller. 170 S. — Eduard Engel: Shakespeare-Rätsel. Leipzig 1904. H. Seemann Nachf. 178 S. — A. Harder: Nach Amerika durchgebrannt. Eine wahre Geschichte. Zum Besten der Jugend erzählt. Stuttgart. K. Thienemann. 150 S. — P. J. Möbius: Ausgewählte Werke. Bd. I: J. J. Rousseau. Mit 1 Titelbild und 1 Handschriftenprobe. Leipzig 1903. Joh. Ambr. Barth. 311 S. — Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Bd. I: Heinrich von Kleist. Mit einem Bildnis Kleists, Vollbildern von Ernst Liebermann und Einleitung von Dr. Ernst Schultze. Bd. II: Goethe. Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Bd. III: Deutsche Humoristen. Eine Auswahl humoristischer Erzählungen. 1. Hamburg-Grossborstel 1903. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Digitized by Google

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Die rassebildende Kraft des Milieus. (Stimmen zum Rasseproblem.) Von Heinrich Driesmans.

Lustige Stücke aus neugefundenen Papyri. Von M.

Die Verbreitung der großen Volkskrankheiten in den drei Monaten September, Oktober, November 1903. Von Br.

II. Bücher und Zeitschriften.

Hugo Bartsch: Bis der Arzt kommt. — C. Reinig: Das ärztliche Hausbuch.

III. Allgemeine Rundschau.

Ferdinand Ascherson †. — l'Ecole d'Anthropologie de Paris. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Die rassebildende Kraft des Milieus.

(Stimmen zum Rasseproblem.)

Von Heinrich Driesmans.

„Wenn es wahr ist, daß der Charakter des Geistes und die Leidenschaften des Herzens äußerst verschieden in den verschiedenen Klimaten sind,“ so folgert Montesquieu in seinem „Esprit des Lois“, „müssen die Gesetze im Verhältnis stehen zu diesem Unterschied des Charakters und der Leidenschaften.“

In diesen Worten hat die Milieu-Theorie wohl ihren ersten und prägnantesten Ausdruck in der neueren Zeit gefunden. Demgegenüber ist David Hume geneigt, die Wirkung der natürlichen Ursachen, Klima, Wetter, Nahrung, auf den Nationalcharakter zu bezweifeln; „auch glaube ich nicht,“ sagt er, „daß die Menschen irgend etwas in ihrem Geist oder der Stimmung der Luft, der Nahrung oder dem Klima verdanken“. Nur bei Gegenüberstellung der Tropen- und Polarbewohner räumt er ein, daß zu ihrer Rassenverschiedenheit „physical causes“ beigetragen haben könnten. So haben wir hier „einen der frühesten Versuche philosophischer Begründung einer ursprünglichen Rassenverschiedenheit“ vor uns, folgert Friedrich Ratzel daraus (Anthropo-Geographie, S. 69), und in Hume wohl den ersten der neueren Philosophen zu erkennen, der die Rassenfrage bewußt wissenschaftlich angeschnitten hat.

Gleich Hume behauptet Kant (Anthropologie, S. 292), daß Klima und Boden den Schlüssel zum Charakter eines Volkes nicht geben könnten, da Wanderungen ganzer Völker bewiesen hätten, daß sie ihren Charakter durch die neuen Wohnsitze nicht veränderten. Und Livingstone ist der Ansicht, „daß diejenigen, welche gewöhnt sind, ihre Einbildungskraft so streng zu beugen, wie es zur Prüfung der Wahrheit in der Naturforschung erfordert wird, mehr Einfluß der Rasse als der Umgebung zuschreiben würden. Die Ursache der Unterschiede bei Stämmen, welche an gleichen Orten leben, beruht auf der Wahl bestimmter Oertlichkeiten durch den Stamm oder die Familie, so daß, wenn wir bestimmte Charaktere in besonderen Oertlichkeiten finden, es richtiger sein wird, zu sagen, daß in der Auswahl der letzteren sich eine bereits vorhandene Anlage kundgibt, als daß die gewählte Oertlichkeit eine Anlage erst entwickelt hat.“ Der zähe, sehnige Buschmann z. B., der mutig und unabhängig, dem Ackerbau und der Viehzucht abgeneigt ist, stehe den seit Jahrhunderten unter denselben äußeren Bedingungen lebenden Bakalahari gegenüber, der, mutlos sich selber aufgebend, sich begnügt, ein paar Kürbisse zu ziehen oder einige Ziegen zu halten. Wie mit jenen Buschmännern, die die Wüste von Coanza bis zum Kap gewählt, so sei es mit mutigen Gebirgsbewohnern: „sie wählten das Gebirge, weil sie sich zu verteidigen, für ihre Freiheit zu kämpfen entschlossen waren“ (Cambridge, Lectures 1858, p. 102).

Gewiß ist diese Erklärung wertvoller, sagt Friedrich Ratzel (a. a. O., S. 73), von dem wir sie übernehmen, als die reine Negation anderer Beobachter, wie z. B. Gustav Frietzschs, der gegen die Theorie der „klimatologischen Philosophen“ die Tatsache ins Feld führt, daß unter den Buschmännern die einsamen Wüstenwanderer, besonders weiter im Norden, wahre Prachtexemplare ihres Stammes seien, welche durch körperliche Entwicklung ihre seit alters in fruchtbaren Gegenden wohnenden Landsleute überragen. Die von den letzteren bewohnten Gegenden seien durchaus gleich denjenigen, welche „nach Ansicht der klimatologischen Philosophen dem Kaffern zu seinem vielgepriesenen Körperbau verhalfen“ (Die Eingeborenen Südafrikas, 1872, S. 400). Frietzsch übersieht hierbei, und wie es scheint auch Ratzel, die Wirkung der zuchtwählerischen Auslese, welche in der Wüste und Hochebene überall in Funktion tritt, während die Tiefebene, die fruchtbaren, geschützten Niederungen und Täler von ihr verschont bleiben, so daß hier eine Menge weniger widerstandsfähigen und schwächlicheren Menschenmaterials sich am Leben erhalten und fortpflanzen kann, das dort mitleidslos von der Hand der Natur ausgemerzt wird. Die Völkerwanderungen und Rassenverschiebungen, die überall gleich den Wassern der Gebirge sich von den Höhen in die Niederungen oder, klimatologisch gesprochen, aus dem Norden nach dem Süden ergossen, um die hier aufblühenden Kulturen zu erobern und erfrischend-verjüngend zu durchsetzen, dürften ein Produkt jener zuchtwählerischen Auslese sein, auf die wir z. B. die großen Völkerstämme und Eroberungszüge der Germanen einerseits und der Araber andrerseits zurückzuführen an anderer Stelle unternommen haben („Rasse und Milieu“). Frietzsch bekennt sich zwar zu der Auffassung, daß die natürlichen Anlagen und Neigungen eines Stammes die Lebensweise desselben bestimmen, und aus dieser wieder mittelbar die Entwicklung des Körpers folge, soweit sie nicht schon in der Anlage begründet war (a. a. O., S. 111). Aber er dringt nicht bis zur erkenntnismäßigen scharfen Erfassung und Unterscheidung der selektiven und antiselektiven Funktion einer Umwelt durch, die die Kraft einer Rasse klar herausarbeiten und auf ihre schroffste Höhe treiben oder in sich schwächen und verweichlichen läßt.

Ein klassisches Beispiel für das natürlich-zuchtwählerische Funktionieren ist die Insel Korsika. Dort hat seit Jahrtausenden die gebirgige, in sich abgeschlossene Natur des kleinen Landes einen Stamm herausgearbeitet, der von Impulsivität und Tatendurst geradezu geladen ist.

ohne sich nach außen entsprechendermaßen entladen, über ein Betätigungsgebiet verbreiten zu können. Diesem im Meere isolierten „Gebirge“ fehlt die Ebene, und seine Bewohner finden sich dergestalt gleichsam wie dauernd auf einen Isolierschemel gebannt. Wäre Korsika etwa der Gebirgskopf eines größeren Plateaus oder einer vierten Mittelmeer-Halbinsel, dann würden die Korsen fraglos die Beherrscher eines großen Reichs geworden sein, und wie die Mazedonier zu Hellas, die Piemontesen zu Italien gestanden haben. Sie hätten dann die Operationsbasis gehabt, die ihnen jetzt fehlt, und von der aus sie in die Weite hätten greifen können. So sind sie heute nur ein auf engem Raum zusammengedrängter Stamm von Herrengeschlechtern, deren Tatkraft sich bloß gegeneinander entladen kann, in Familienzwistigkeiten, und in der ununterbrochenen Blutrache seinen Aderlaß gewinnt. Sie wüten gegeneinander, weil sie keine Völkerschaften vor sich haben, die sie unterwerfen und denen sie befehlen könnten. So sitzen sie wie in einem Gefängnis und unterhalten, erlaben und belustigen sich am eigenen fließenden Blut. Der zuchtwählerischen Auslese ihrer Landesnatur kommen sie so zu Hilfe und züchten ihren Rassencharakter einseitig immer weiter in sich hinein — für nichts. Ein sinnloses Spiel der Natur mit Menschen. Bis dann einmal eine von diesen Herrennaturen auf den Kontinent und in eine gärende Volksmasse hinein verschlagen wird, die ihrem Herrscherwillen zur Machtstufe dient. Was dann geschieht, das hat Europa an Bonaparte erfahren, der gleichsam den heimischen Familienblutrachedurst, der ihm altererbt in den Adern schlief, auf ganze Völker und Rassen ausgedehnt und die Germanen insbesondere den heißersehnten Vergeltungsschlag der lang unterjochten keltoromanischen Rasse hat fühlen lassen. In Napoleons Vernichtungskrieg gegen Deutschland lag etwas wie instinktiver Rassenhaß, und seine Rache kann als ins Weltgeschichtlich-Grandiose projizierte korsische Blutrache angesprochen werden. Man könnte daher den Europäern zurufen, sich vor den „Korsen“ zu hüten, und den Reim wagen: „Bei jedem europäischen Brand ist der Korse auch zur Hand.“ So sagt Gregorovius von ihnen: „Sie bilden bis auf Paoli und Napoleon eine fortlaufende Reihe unermüdlicher tragischer Helden, deren Geschichte mit Ausnahme des einen Mannes in Mitteln und Schicksalen so dieselbe ist wie der jahrhundertelange Kampf der Insel gegen die Herrschaft der Genuesen. Der Beginn der Laufbahn dieser Männer, welche alle aus der Verbannung hervorkommen, trägt jedesmal den Charakter des Abenteuers“ (Korsika, I., Kap. 10). Durch sein Gebirgssystem wurde Korsika in Täler gesondert, ähnlich einem Zellgewebe.

*

Die Kolonisationsbestrebungen der alten wie der neueren Zeit pflegten, wie Friedrich Ratzel sehr treffend erwiesen hat, gewöhnlich daran zu scheitern, daß die Kolonisten den Rand (Küstenrand) oder bloß die Ebene des Landes besetzten, während sie das Innere, zumal das „Gebirge“, den Eingeborenen zu überlassen pflegten. „Die frühe Besiedelung der Tiefländer in den tropischen Kolonien europäischer Völker im Vergleich zu den gebirgigeren Teilen derselben sei in vielen Fällen weder hygienisch noch wirtschaftlich gerechtfertigt und habe oft selbst schlechte politische Folgen gehabt. Die Vernachlässigung des östlichen gebirgigen Teiles von Cuba unter entsprechender Bevorzugung des flachen westlichen habe wesentlich dazu beigetragen, den Halt zu schwächen, den Spanien an dieser Insel hat (hatte!). Die Bevölkerung, dort von 2414, hier von 384 Köpfen auf die geographische Quadratmeile, entspreche in keiner Weise dem Verhältnis der natürlichen Ausstattung der beiden. In dieselbe Kategorie gehöre das seltsame, phönizierhafte Haften an den Küsten, welches die Spanier in Südmexiko, Kalifornien, den Philippinen und anderen minderwertigen Kolonien immer zu einer verhängnisvollen politischen und wirtschaftlichen Schwäche verurteilte (a. a. O., S. 189). Aber Ratzel versagt es sich, die vollen Konsequenzen aus dieser Tatsache zu ziehen. Die Bevölkerung eines jeden Landes erneuert sich und wächst vorzüglich in seinen Gebirgen, Hochebenen oder Dürren und Einöden, also im wenig von der Kultur beleckten Landesinnern, während die Kulturstriche der Ebenen und Küsten sich nur mehr auf der Höhe ihrer ethnologischen Leistungsfähigkeit zu halten vermögen und in der Regel ohne frischen Zuwachs von außen zurückgehen. Dieser Zuwachs pflegt ihnen von jenen unfruchtbareren Teilen ihres Landes zuzufließen, in denen das Volk in hartem selektivem Daseinskampf steht, als der sogenannte „Bevölkerungsstrom“, der sich überall vom Gebirge in die Ebene, vom Land in die Städte ergießt. In einem Kolonistenlande nun wird der kolonisierenden, nämlich kulturell überlegenen Bevölkerung in diesem Strom regelmäßig und regelrecht eingeborenes Element zugeführt, das sich mit ihr vermischt und sie in ihrem ethnischen Niveau herunterdrückt. So wird jede europäische Kolonie unter wilden Völkerschaften unwiderstehlich von fremdem Blut durchsickert, und diesem Umstande haben es die obengedachten Nationen zu danken, daß allmählich nicht nur eine „Entfremdung“ ihrer Absenker vom Mutterlande, sondern auch eine wachsende Unfähigkeit derselben zur Selbstregierung und eigenen dauerhaften Staatenbildung eintrat, die sie rüstigeren und rassigeren Kulturnationen in die Hände lieferte — wie die Cubaner den Yankees. Diese letzteren selbst haben es nur der systematischen Ausrottung und Zurückdrängung des indianischen Elements zu danken, daß sie — die ursprünglichen holländischen und angelsächsischen Kolonisten Nordamerikas — vor einem ähnlichen Schicksal bewahrt blieben und zu eigener starker Staatenbildung fortschreiten konnten: der Reinerhaltung ihrer Rasse. Andernfalls dürften sie das Schicksal der Spanier und Portugiesen im Süden des Kontinents geteilt haben, die mit den Eingeborenen zu einer Mischrasse verwuchsen, welche sich mehr und mehr zur Herausbildung geordneter politischer und gesellschaftlicher Verhältnisse unreif zeigt. Die ewigen Revolutionen und Wirren, die allgemeine Unbeständigkeit und Unsicherheit, der völlige Mangel an zuverlässigen Charakteren — das alles ist die Sprache des Mischbluts, das so wenig in sich selbst zur Stabilität wie zu stabilen Verhältnissen im Gesellschaftsbau mehr gelangen kann. Allerdings darf dabei nicht vergessen werden, daß die Spanier selbst, welche in Südamerika Fuß faßten, bereits einem heruntergekommenen, oder besser „heruntergezüchteten“, dumpf und stumpf gewordenen Volke angehörten, das kaum noch die Kraft besaß, fremdes Blut zu sich hinauf auf europäische Kulturhöhe zu heben. Erst der Nachschub aus anderen europäischen Nationen, der im Laufe der Jahrhunderte nach den südamerikanischen Ländern abströmte, zumal aus Deutschland und Frankreich, hat die dortige Stammbevölkerung wieder etwas hinaufzuzüchten und größere Ordnung und Sicherheit in die staatlichen und politischen Verhältnisse zu bringen vermocht.

„Nichts lehrt schlagender die Abhängigkeit der Naturausnützung vom Willen des Menschen,“ sagt Ratzel (a. a. O., S. 344), „als der Zustand der durch Willensschwäche und Konsequenzlosigkeit in erster Linie bezeichneten Naturvölker, welche über die ganze Erde durch alle Klimate, durch alle Stufen des Naturreichtums und der Naturarmut wesentlich in dem selben Zustand sind.“ Und er führt in der Person des in arktischen und tropischen Regionen gleich erfahrenen Otto Finsch für diese Wahrheit einen Zeugen vor, der sich also vernehmen läßt: „Wer Gelegenheit hatte, arktische Völker kennen zu lernen, denen die Kargheit der Natur ein unerbittliches „bis hierher und nicht weiter“ zuruft, muß billig erstaunen, unter der glücklichen Sonne eines Tropenhimmels inmitten einer Fülle von Naturprodukten den glücklichen Bewohner dieser Zone materiell und geistig auf einer fast niedrigeren Kulturstufe zu sehen als seine so stiefmütterlich versorgten arktischen Brüder. Aber wie dort der Mangel, so ist es hier der Ueberfluß, welcher die Eingeborenen in Armut hält. Ich habe unter Lappen, Samojeden und Ostjaken eine Menge Personen kennen gelernt, deren Habe und Gut

das des reichsten Ponabesen bedeutend übertraf. Der Trieb, vorwärts zu streben und sich ein angenehmeres und besseres Leben zu verschaffen, tritt bei diesen Menschen noch unter der Zufriedenheit mit den jetzigen Verhältnissen in den Hintergrund und wird erst nach und nach durch den Handel angespornt werden." (Zeitschrift f. Ethnologie 1880, S. 331.)

Wir sehen also hier eben das Verhältnis im großen Zuge zwischen arktischer und tropischer Natur sich wiederum bekunden, das wir im vorigen zwischen Gebirg und Ebene, Binnenland und Küste, Hoch- und Tiefland, Oed- und Flußland aufgezeigt haben. Ueberall sind es die arktischen Völker, oder doch solche, die in Urzeiten einst eine Erziehung und zuchtwählerische Auslese ihrer Rasse in der arktischen Natur erfahren haben, welche diese ihre erfinderische und schöpferische, zivilisatorische und kulturelle Befähigung den übrigen Rassen mitteilen und auf solche Weise diese überhaupt erst zur Kultur erwecken, die sie ohne dies nie erreicht haben würden. Die Ursache der verschiedenartigen Befähigung des Menschengeschlechts muß daher überall in der Rasse gesucht werden, beziehungsweise in solchen durch ein besonderes arktisch bedingtes Urmilieu rassenhaft durchgezüchteten Typen. Indem er sich auf die Behauptung stützt, daß ein Volk, welches mitten zwischen dem Polar- und Wendekreis wohne, wenn es den Instinkt des Angriffs und der Eroberung hätte, mit zweischneidigem Schwerte schlagen würde, — nämlich im Norden die Armen und Schwachen, die Kleingewachsenen und schlecht Ausgerüsteten, im Süden die Entnervten und Ueppigen —, zieht Latham eine „Zone of Conquest" um die Erde, in welcher von der Elbe bis zum Amur die Germanen, Sarmaten, Ugrier, Türken, Mongolen und Mandschu wohnen. „Ihre Bewohner," sagt er, „haben die Wohnplätze ihrer Nachbarn nach Nord und Süd überrannt, während weder von Norden, noch von Süden her irgend einer von diesen auf die Dauer die Bewohner der mittleren Zone verdrängt hat. Die Germanen wohnen nordwärts bis ans Eismeer und ihre Spuren leben in Frankreich, Italien und Spanien, wo sie soweit südlich wie Murcia sich finden. Die Slaven wohnen vom Eismeer bis zum Adriatischen Meere. Die Ugrier, wenn auch zwischen Slaven und Türken zersprengt, haben einen Zweig in Finnland, den anderen in Ungarn. Türken wohnen am Mittelmeer und (als Jakuten) am Eismeer. Die Mongolen herrschten zeitweilig vom Eismeer bis zum Indischen Ozean. Die Tungusen haben ihre Sitze an der Nordostküste Asiens, aber die heutigen Herrscher Chinas sind Mandschu (Tungusen)." In Europa, sagt Ratzel (a. a. O. S. 323) sehen wir „die günstigen Wirkungen des Bodens und Klimas übertroffen von der ausgezeichneten Disposition der arbeitenden Menschen, deren Tatkraft einen sichereren Fortschritt der Kultur gewährleistet hat, als der Reichtum der Natur. Die Naturkraft ist ihrem Wesen nach bei aller Großartigkeit begrenzt und stationär, die Kraft des Menschen ist unerschöpflich. Der beste Boden wird zuletzt erschöpft, während beim Menschen, wenn eine Generation erschöpft ist, eine andere an ihre Stelle tritt. Auf dieser Grundlage ward die Kultur der Bewohner gemäßigter Zone die entwicklungsfähigste von allen".

Nein, auch die Kraft des Menschen ist nicht unerschöpflich; sie ist es nur, so lange ihn die Mutter Erde dem Antäus gleich immer wieder von neuem aufrichtet und mit frischen Kräften versieht, d. h. so lange ein zuchtwählerisches Milieu die rassebildende Kraft in einem Volke lebendig erhält, welche seine in der Fruchtbarkeit und Kultur überall erschlaffende Natur wieder und wieder verjüngt. So wird das „Milieu" zum Jungbrunnen oder Todesacker eines jeden Volkes, je nachdem es seine rassebildende Kraft zuchtwählerisch auslöst oder hybridisch einschläfert. Dies die einzig annehmbare Lösung und harmonische Einbeziehung des Verhältnisses zwischen Rasse und Milieu.

Lustige Stücke aus neugefundenen Papyri.

Aus den diesjährigen griechischen Papyruspublikationen, über die im allgemeinen an dieser Stelle schon mehrfach die Rede war, wollen wir, um die ganz außerordentliche kulturhistorische Bedeutung der aus Aegyptens reichem Boden gezogenen Schätze auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, denen die interessanten wissenschaftlichen Veröffentlichungen nicht zu Gesichte kommen, einige besonders lebensfrische Stücke ausführlicher behandeln.

Da finden wir zunächst in dem am 8. Oktober herausgekommenen Heft des Wilckenschen „Archiv für Papyruskunde u. s. w." eine von Mitteis und Wilcken gemeinschaftlich publizierte Urkunde der Leipziger Papyrussammlung, die, wenn auch Anfang und Ende fehlen, uns einen ganz ausgezeichneten Einblick in eine Gerichtsverhandlung über eine Schlägerei, resp. Raubanfall gibt. Es ist ein vollständiges Protokoll mit Fragen und Antworten; nicht leicht verständlich, weil mit dieser Raubanfallssache beständig eine andere verquickt wird. Aber wenn man diese Fragen und Antworten, die auf die andere Sache Bezug haben, ausscheidet und, um mit dem Richter im „Maître Patelin" zu sprechen, nur an die Hämmel sich hält, so bleibt ein sehr merkwürdiges zusammenhängendes Protokoll. Die ein- und überleitenden Worte des Protokollführers sind lateinisch, der Text der vor Gericht gesprochenen Worte griechisch. Auch der Vorsitzende spricht griechisch, wenn er auch hier und da dem Gerichtsdiener lateinische kurze Befehle erteilt. Dolmetscher wie in dem polnischen Kindunterschiebungsprozeß hatte man nicht nötig; der römische Richter in Aegypten mußte in gleichem Maße Lateinisch und Griechisch verstehen und sein Protokollführer auch. — Wir geben den Inhalt des Protokolls im allgemeinen und dabei noch einige besonders charakteristische Stellen im Wortlaute. Das Protokoll ist aus Hermupolis in Mittelägypten und aus dem Ende des 4. oder Anfang des 5. Jahrhunderts. Flavius Leontius Veronicianus, Praeses Thebaeidis, ist der vorsitzende Richter. Sein Name und Titel sind mit dem Zusatz „vir clarissimus" regelmäßig mit „dixit" aufgeführt. — Die Anklage behauptet, daß Acholius, ein Sklave des abwesenden Sergius, den Ratsherrn Asynkritios eines Abends in später Stunde auf offener Straße angefallen und beraubt habe. Asynkritios, der dabei furchtbar verprügelt worden ist, kann nicht vor Gericht erscheinen; sein Vater Philammon und der Advokat Herminus vertreten ihn. Der Sklave leugnet, jenen Asynkritios angefallen zu haben, und sagt, es sei vielmehr umgekehrt gewesen:

Fl. Leontius Veronicianus u. s. w. sagt: „Wieso gingst du abends auf den Ratsherrn los und schlugst ihm die Wunden an der Augenbraue?"

Acholius sagt; „Ich bitte, Euer Hochwohlgeboren; ich bin nicht auf ihn losgegangen, vielmehr ging er auf mich los. Es war nichts als eine Schicksalsfügung, daß ich so spät auf ihn stieß."

Es war jedenfalls zu einer Schlägerei gekommen, bei welcher Acholius, wie die Anklage behauptet, mehrere Mitsklaven zur Unterstützung hatte, während der Angeklagte leugnet, mit einem anderen als mit einem kleinen Jungen bei der Schlägerei zusammen gewesen zu sein.

Fl. Leontius Veronicianus u. s. w.: „War er allein oder kamen andere mit ihm?"

Philammon (der Vater des Verprügelten): „Es waren vier, Stergorios und noch andere. Er soll selbst sagen, welche mit ihm waren. Er kennt ja seine Mitsklaven am besten."

Fl. Leontius Veronicianus: „Wie viele deiner Mitsklaven gingen mit auf ihn los?"

Acholius: „Ich war ganz allein mit dem Jungen." *Veronicianus:* „Sprich die Wahrheit." *Acholius:* „Ich war wirklich ganz allein mit dem Jungen."

Nun kommt etwas, was nach antikem Gerichtsverfahren schmeckt. Der Vorsitzende sagt lateinisch: Expolia, d. h. zieht ihn aus, natürlich damit er geprügelt wird. Aber trotzdem bleibt Acholius bei seiner Behauptung. Philammon nennt nunmehr den in der Nähe des Tatortes wohnenden Kurator Hermaion als Zeugen, worauf der Vorsitzende erklärt: „Man führe den als Zeugen genannten Kurator herein!" Dieser erzählt dann die Geschichte, daß er Lärm hörte und dazu kam, wie zwei oder drei — die Anzahl der bei einer Prügelei Be-

teiligten war damals wie heute psychologischen Täuschungen preisgegeben — den Asynkritios verhieben. Nun fragt Veronicianus: „Wer hat ihm die Wunde zugefügt?" Acholius antwortet: „Der kleine Junge."

Außer dieser drolligen Ausrede des Sklaven ist noch die zu bemerken, mit der er sich gegen die Anklage, nach der Prügelei dem Ratsherrn aus seiner Geldtasche im Mantel 10 oder 12 Solidi geraubt zu haben, verteidigt. Veronicianus: „Wo ist das Geld, das du geraubt hast?" Acholius: „Er hat seinen Mantel ausgezogen und gab ihn seiner Frau, die mit ihm war, zu halten. Ich weiß nichts von dem Gelde."

Nur Sklaven dürfen natürlich zum Geständnis geprügelt werden. Die Gerichtsdiener scheinen aber auch einmal einen Freien gepackt zu haben, denn Veronicianus sagt auf griechisch: „Freie dürft ihr nicht schlagen", und dann lateinisch: „Parce." Für die Form des Protokolls ist interessant, daß die Worte des Vorsitzenden durch bedeutend größere Schrift und Ausrücken der betreffenden Zeilen nach links kenntlich gemacht sind.

Begeben wir uns nun aus dem Gerichtssaal des mittelägyptischen Hermupolis (jetzt Eshmunen) in das Theater des etwas nördlich gelegenen Oxyrhynchos. Was mag man den Einwohnern dieser kleinen ägyptischen Ackerbauerstadt vorgespielt haben? Da bringt der eben erschienene dritte Band der Oxyrhynchos-Papyri ein Unikum, Reste einer Farce, d. h. einer großen mimischen Hypothese, einer romantischen Posse mit Gesang. Der Verfasser des ausgezeichneten Buches „Der Mimus", der Berliner Privatdozent Dr. Hermann Reich, hat in der Deutschen Literaturzeitung bei Gelegenheit der Anzeige des genannten Bandes der Oxyrhynchos-Papyri noch einmal den Mimus kurz präzisiert. Wir wollen dies der Skizzierung der jetzt veröffentlichten Bruchstücke vorausschicken und nur bemerken, daß man im allgemeinen mit Reich übereinstimmen kann, ohne sich im einzelnen mit seinen Ansichten zu identifizieren: Aus den mimischen Tänzen uralter phallischer dickbauchiger Fruchtbarkeitsdämonen entwickelte sich in Hellas während des 8., 9. und noch früherer Jahrhunderte ein kleines burleskes Drama in Prosa, das in der Darstellung von allerhand lustigen Typen des realen Lebens groß war. Von dort aus wanderte es auch nach den griechischen Kolonien insbesondere des Westens; in Italien war es unter dem Namen Phlyax bekannt. Zuerst in Sizilien kam dafür der Name Mimus auf, nach der ihm eigentümlichen Nachahmung (Mimesis) des Lebens. Neben den nur in Prosa verfaßten Mimen, den Mimologien, gab es auch gesungene Mimen, Mimodien. Aus beiden zusammen entstand dann seit Alexander dem Großen in den großen hellenisierten Städten des Orients das große mimische Drama, die sogenannte mimische Hypothese, in der sich Prosa und lyrische Partien mischen. Bald eroberte sich die mimische Hypothese auch die Bühne Roms und wurde latinisiert. Ueberall im griechisch-römischen Weltreich, in den drei Weltteilen, jauchzte das Volk dem neuen großen mimischen Drama zu, das auch die Regierungen und die Kaiser begünstigten und gegen das die Kirchenväter vergeblich kämpften. In den letzten vorchristlichen und ersten christlichen Jahrhunderten konnte das mimische Schauspiel das klassische Drama, Tragödie und Komödie, im Orient wie Occident verdrängen und herrschte am Ende unbeschränkt neben dem Pantomimus. Denn das alte klassische Drama war nicht mehr lebendig, während die Charakterschilderung und Lebensschilderung des Mimus dem damaligen modernen Leben gerecht wurden. Im Westen hat die römische Hypothese nur kümmerlich das Mittelalter überlebt. (Wenn Reich sagt, daß, soweit das mittelalterliche Schauspiel an die Antike knüpft, es direkt an den Mimus anschließt und daß der bedeutendste Ausläufer des mittelalterlichen Mimus in Westeuropa Shakespeares Komödien sind, so stimmen wir nicht ganz mit ihm überein. Die Nonne Horosvitha zeigt, daß die Komödie im Mittelalter nicht bis auf den Namen vergessen war; das Mysteriendrama hat sich aus dem kirchlichen Gottesdienst entwickelt, auch dieses hat bereits seine komischen Personen und Rüpelszenen, und die Mysterienbühne ist Vorgängerin des modernen Dramas.) — Aber im griechisch-byzantinischen Reiche der Rhomäer blieb das mimische Schauspiel das ganze Mittelalter hindurch in voller Blüte und Kraft. Nach dem Fall von Byzanz lernte der Mimus Türkisch sprechen; das türkische Puppenspiel Karagöz ist ein Nachkomme des Mimus gleich dem Tonwägelchen (Vasantasena) König Cadrakas. Und ebenso waren die byzantinischen Mimen nach Venedig gezogen und haben die Anregung gegeben, daß der kümmerlich vegetierende römische Mimus zur Commedia dell' arte auflebte. Damit sei die mimische Hypothese also wirklich der Urquell des modernen romantischen Schauspiels geworden.

Die Schrift des von Grenfell und Hunt in dem dritten Band der Oxyrhynchos-Papyri herausgegebenen Bruchstückes ist aus der Zeit der Antonine, das mimische Drama kann aber auch älter sein. Es ist meist Prosa, doch sind auch metrische Passagen eingeführt, und die Musikbegleitung, sowie ein Tanzdivertissement sind durch die Regiebezeichnungen sicher. Das Stück spielt in den erhaltenen Szenen in einem am Indischen Ozean liegenden Barbarenlande; es handelt von Abenteuern von Griechen in diesen entfernten Gegenden, wie wir sie aus den griechischen Romanen kennen. Charition, die Heldin der Hypothese, scheint von Piraten in das Land der Barbaren gebracht worden zu sein, dessen griechisch sprechender König die Hauptperson bildet. Die Griechin ist in einem Tempel untergebracht; und in dem erhaltenen Fragment spielt ihre Rettung durch ihren Bruder und seine Genossen, nachdem diese die Barbaren trunken gemacht haben. Außer Charition, ihrem Bruder, dem Barbarenkönig, dem Schiffskapitän der Griechen hat noch auf der griechischen Seite der Clown eine größere Rolle. Dieser Hanswurst zeichnet sich dadurch aus, daß er — mit der Kehrseite der Medaille spricht. Sein Hauptwitz besteht in der Kraft seiner „vapeurs". Und die Regiebezeichnung *πέρδεται* hört nicht bei ihm auf. Das ist seine Herrin und Heilige, die er einmal mit *κυρία Πορδή* anruft und ihr, wie es scheint, ein silbernes Standbild errichten will, wenn die Sache gut abläuft. Auch sonst ist er ungeniert genug; er mutet der gefangenen Charition zu, bei der Flucht kostbare Weihgeschenke aus dem Tempel, in dem sie interniert ist, mitgehen zu heißen; und als Charition antwortet „Wie kann man unter der Götter Schutz entfliehen, wenn man sie bestiehlt", ist er bereit, es selbst zu besorgen. Es muß von einer, zwar für unseren Geschmack zu drastischen Komik — in Paris ist übrigens vor einigen Jahren ein Volkssänger auf diesem Instrument in einem Cabaret aufgetreten — gewesen sein, wenn der Clown die weibliche, mit Bogen und Pfeilen bewaffnete Garde des Barbarenkönigs durch die Wucht einer *πορδῇ* in die Flucht schlägt; an der Komik des indischen Kauderwelschs, unter dem übrigens die Sanskritisten einige Pali- und Pakrit-Reste erkennen wollen, dürfen auch wir uns ergötzen: „Panoumbretikatemanouambretoueni" sagt einmal der König, und der Chor wiederholt es zweimal und schließt noch längere barbarische Wortzusammensetzungen an. Ganz merkwürdig sind auch die auf die Musik bezüglichen Regiebemerkungen, die „starkes Einfallen der Musik" (Tympanismós) oder „mehrfaches Einfallen der Musik" verlangen. Am Schluß tanzt der angetrunkene indische König zur Musik unter seinen Großen einen seltsamen mimischen Tanz, wohl einen indischen Cancan.

Wir wollen jedoch nicht verschweigen, daß einem englischen Referenten (Athenaeum) die auch uns nicht fernstehende Idee gekommen ist, diese mimische Hypothese könne eine Parodie auf irgend eine Iphigenie auf Tauris sein: Charition im fernen Tempel, der rettende Bruder, Pylades als hinten redseligen Clown, der cancanierende König Thoas mit seiner weiblichen Garde, der in der Trunkenheit Charition-Iphigenie ziehen lassen muß, das Bild der Göttin und der Weihegeschenke stehlende treue Freund wären einer antiken „schönen Helena" wohl würdig. Und die Bauern vom Oxyrhynchos hätten die Travestie auf die Sage von Tantalus' Geschlecht sicher gut verstanden.

Auf der Rückseite des Papyrus, welcher dieses romantische Possendrama enthält, ist das Fragment eines von einem einzelnen vorzutragenden Mimus (Pägnion im Gegensatz zur Hypothese) enthalten, der eine Eifersuchtsszene und eine darauffolgende Giftmischerszene enthält. Für beide Handlungen besitzen wir bereits Vorbilder. Stammten Posse und Mimus wirklich aus der „Theaterbibliothek" vom Oxyrhynchos, so müssen wir die weltbedeutenden Bretter der kleinen Bauernstadt eben als „Ueberbretter" bezeichnen.

Es wäre noch manches Lustige und gar viel Kulturhistorisch Interessantes und Wichtiges aus den letzten Papyruspublikationen herauszuholen. Was ist überhaupt de

nicht interessant? Advokatenreden, Eheverträge, Einladungen, Testamente, Rezepte, Versteigerungsprotokolle — von den klassischen und christlichen Literaturfragmenten, von denen hier schon mehrfach die Rede war, zu schweigen. Zum Schlusse noch ein Brief (Oxyrhynchos III, Nr. 528), der einen ganzen Roman durch die Zeilen lesen läßt, der aber nicht durchaus verständlich und dazu in schlechtem Griechisch geschrieben ist. Er ist aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr.; an der Geschwisterehe dürfen wir keinen Anstoß nehmen, das war ägyptische Sitte: „Serenus sendet seiner geliebten Schwester und Herrin Isidora die herzlichsten Grüße. Vor allem wünsche ich Dir, daß Du gesund bleibst; morgens und abends liege ich auf den Knieen und flehe darum Thoueris (Taurt), die Dich liebt, an. (Diese liebenswürdige Göttin wird als Nilpferd dargestellt.) Ich will Dich nur wissen lassen, daß, seitdem Du von mir fortgelaufen bist, ich meine Tage mit Trauer, die Nächte mit Weinen verbrachte. Seitdem wir am 12. des Monats Phaophi zusammen gebadet haben, habe ich weder ein Bad noch eine Salbung genommen (Zeichen der Trauer) bis zum 12. Athur. Briefe hast Du mir geschrieben, die einen Stein erweichen könnten; so sehr haben Deine Worte mich ergriffen. Ich habe auch sofort geantwortet und gab dem Boten einen versiegelten Brief. Du hast geschrieben „Colobus hat mich verführt und zur Dirne gemacht", aber er sagte zu mir „Deine Frau hat mir eine Botschaft geschickt, er selbst (Serenus, der verlassene Gatte) hat die Kette verkauft (?) und mich in das Schiffchen gesetzt. Jetzt glaubt mir kein Mensch mehr im Hinblick auf die Kahnfahrt. Sieh doch, wie oft ich zu Dir geschickt habe. Ob Du kommst oder nicht, laß mich aber nicht ohne Nachricht." Auf der Rückseite steht die Adresse: Isidora zu übergeben, von Serenus. Wir müssen es der Phantasie der Leser überlassen, den Roman, der in dem Briefe steckt, selbst zusammenzustellen.

M.

Die Verbreitung der großen Volkskrankheiten in den drei Monaten September, Oktober, November 1903.

Die Nachrichten über die Verbreitung der Pest in den drei Monaten September, Oktober, November v. J. lassen im allgemeinen in den Hauptherden der Seuche noch keinen Nachlaß erkennen; während in einigen Staaten, wie in Indien, sogar eine bedeutende Zunahme stattgefunden, ist in anderen ein Wiederaufflackern der fast erloschenen Epidemie ersichtlich, in anderen Staaten wiederum gelang es, der Verbreitung der Krankheit mit Erfolg entgegenzutreten. — Zur Einschleppung nach Europa kam es nur einmal, im Anfang September, wo in der Vorstadt St. Barnabé in Marseille eine Anzahl pestverdächtiger Erkrankungen und Todesfälle in einer Papierfabrik beobachtet wurden, die auch später als echte Pestfälle erkannt wurden. Die Krankheit soll durch eine Sendung von Lumpen, in der sich tote Ratten befunden hatten, eingeschleppt worden sein. Es erkrankten bis 14. September 14 Angehörige der Fabrik, von denen 6 starben. Es gelang, die Weiterverbreitung zu hindern; bis zum 23. September waren alle Erkrankten als geheilt entlassen. — In der Türkei wurden in Smyrna mehrere Pestfälle beobachtet, die durch Bananen aus Aegypten eingeschleppt worden sein sollen. In Aegypten zeigte sich die Seuche in diesen drei Monaten in beschränkter Zahl; von Ende August bis 28. November wurden 74 Erkrankungen mit 43 Todesfällen bekannt, von denen die meisten (65 Erkrankungen mit 38 Todesfällen) Alexandrien betrafen, 3 (3) auf Damiette, 3 (1) auf den Bezirk Samalut und 3 (1) auf Tanacha (Distrikt Munich) entfielen. Man sucht das regelmäßige Auftreten und Verschwinden der Pest an maßgebender Stelle mit der Geburt und dem Absterben der jungen Ratten zu erklären. Eine Ausrottung der Seuche ist besonders in Alexandrien sehr schwierig, weil das gegenwärtige Alexandrien zum großen Teil auf den Kellern und Zisternen des alten steht, in denen sich Millionen von Ratten aufhalten, denen nicht beizukommen ist. — Bei einem in Suez am 29. August auf dem deutschen Postdampfer Prinz Heinrich als pestverdächtig angesehenen Stewart hat sich die irrtümlich gestellte Diagnose bald als unbegründet herausgestellt. Sehr traurig lauten die Nachrichten über die weitere Verbreitung der Pest in Britisch-Ostindien. Die im Juni und Juli sichtbare Besserung und Abnahme der Pestfälle hielt nur in Madras und Hyderabad an. Ein heftiger Ausbruch hat die Städte Allahabad, Cownpore und Meerut befallen, auch in Mhow war im September die Sterblichkeit eine bedeutende, von wo täglich über 100 Todesfälle gemeldet wurden. Sehr bedeutend stieg auch die Zahl der Pestfälle in der Präsidentschaft Bombay, wo im September und Oktober wöchentlich über 10,000, Ende Oktober über 15,000 Erkrankungen mit über 10,000 Todesfällen zum Bericht kamen. Die Gesamtzahl der von Mitte August bis 24. Oktober aus der Präsidentschaft Bombay mitgeteilten Erkrankungen betrug 96,659, von denen 79,935 der Seuche erlagen. In der Hauptstadt Bombay blieb die Zahl der gemeldeten Pestfälle im September und Oktober bei nur geringen Schwankungen eine mäßig hohe, in der oben erwähnten Zeit wurden 586 Erkrankungen mit 531 Todesfällen festgestellt. Im Hafen von Broach erfolgte am 19. August ein Neuausbruch der Epidemie, auch im Hafen von Bhavnagar forderte die Pest zahlreiche Opfer, während die Zahl derselben in Karachi und Calcutta eine mäßige blieb. In Calcutta erlagen derselben von Anfang August bis 7. November 220 Personen. Außerhalb der Präsidentschaft Bombay wurden im September über 16,000 Todesfälle an Pest festgestellt, gegen 6000 des vergangenen August. Im Pundschab ist die Epidemie wohl in der Abnahme, fordert aber immer noch zahlreiche Opfer. Die Aussichten für die Zukunft des Landes sind sehr düster, da sowohl die Schutzimpfungen wie alle anderen Schutzmaßregeln an dem Widerstande der Bevölkerung nicht zur vollen Durchführung kommen und wirkungslos bleiben.

In Japan scheint die Pest seit Ende September erloschen zu sein, nachdem sie im Juli, August bis 25. September in Yokohama im ganzen 14 Todesfälle, die vereinzelt vorgekommen waren, veranlaßt hatte. In Tokio war seit Mitte Juni kein Pestfall mehr zur Feststellung gekommen. Auf der Insel Formosa war die Epidemie gleichfalls im Erlöschen, nachdem sie im April und Mai sehr heftig aufgetreten und bis August 322 Todesfälle hervorgerufen hatte. Dagegen trat die Pest in China in verschiedenen Orten in epidemischer Weise auf. In Niutschwang hat sie bis Mitte September 82 Todesfälle veranlaßt und herrschte dort noch um Mitte Oktober; auch in Peitang forderte sie im August und September viele Opfer. Angeblich sollte sie um Mitte September daselbst erloschen sein, doch kamen noch im Oktober dort viele Pestfälle vor. Von ca. 13,000 Bewohnern sollen gegen 1500 gestorben sein; viele Einwohner flüchteten und brachten die Krankheit natürlich in die benachbarten Ortschaften. In Charbin und Hsinho herrschte die Pest Ende Oktober und brach in Tientsin am 14. Oktober aus, wahrscheinlich von Peitang aus, eingeschleppt. Bis 3. November sind daselbst mehrere pestverdächtige Erkrankungen vorgekommen und wurden deutscherseits strenge Maßregeln angeordnet. In Amoy war die Seuche Ende August erloschen. In Hongkong nahm die Pest im September und Oktober ab, so daß es Ende Oktober für pestfrei erklärt worden ist. In Siam zeigte sich die Seuche hauptsächlich in Puket (nördlich von Penang) in den dortigen Zinkgruben unter den Südchinesen. Bangkok war zu der Zeit noch frei. Auf den Philippinen war die Pest in der Abnahme; im Juli und August kamen in Manila je 8, im September 5 Todesfälle zur Kenntnis. Dagegen war auf Mauritius noch kein Nachlaß ersichtlich. In Britisch-Südafrika hat die Pest zwar den epidemischen Charakter verloren, doch kamen im August, September bis Ende Oktober in Port Elizabeth, East-London, um Mitte Oktober auch in Knysna immer noch vereinzelte Pestfälle (im ganzen 9) zur Feststellung. Auch fand man immer noch zahlreiche pestbazillenhaltige Ratten. Natal war seit Ende August pestfrei. — In Brasilien trat die Pest im August und September nur in mäßiger Verbreitung auf, so daß vom 10. August bis 27. September 127 Erkrankungen mit 62 Todesfällen bekannt gegeben wurden. Im Oktober nahm die Zahl der Erkrankungen zu, so daß bis zum 1. November ihre Zahl auf 357, die der Todesfälle auf 164 anstieg. Auch hier konnte man bei zahlreichen Ratten Pestbazillen nachweisen. In Para wurden in den ersten Tagen des November 2 tödlich verlaufene Pestfälle festgestellt, die wahrscheinlich aus dem Süden eingeschleppt waren, und

in Santos wurde ein pestkranker Arbeiter in das Spital aufgenommen, der sich besserte. In Iquique (Chile) grassierte die Epidemie im August ziemlich heftig, ließ aber im September nach, so daß es anfangs September für seuchenfrei erklärt wurde. Auch in Valparaiso gelangten im August und Anfang September einige Pestfälle zur Beobachtung, während des übrigen September ist kein weiterer Pestfall zur Anzeige gebracht worden. In San Salvador kamen zu Ende September im Bezirk Chaletenanzo (an der Grenze von Honduras) einige pestverdächtige Erkrankungen, von denen zwei tödlich endeten, zur Kenntnis. In San Francisco (Vereinigte Staaten von Amerika) gelangten im August 2, im September 1, im Oktober 4, bis 7. November 3, im ganzen 10 Pestfälle zur Feststellung, die sämtlich tödlich verliefen. In Brisbane (Queensland) starb im September und im Oktober je 1 Person an Pest, auch in Townsville kam Anfang September 1 pestverdächtiger Matrose aus Melbourne an, der bald starb. Auch hier fand man noch in vielen Ratten Pestbazillen. Aus Sydney (Neu-Süd-Wales) wurde seit dem 22. August kein weiterer Pestfall berichtet. In Neu-Caledonien, wo die Pest im Juli und August stark herrschte, galt sie seit dem 10. September für erloschen; hier brannte man verseuchte Ortschaften wie die Dörfer St. Jennes und St. Michael einfach nieder.

Die Cholera herrschte in diesen drei Monaten in der Türkei besonders in den Provinzen Syrien, Palästina und Mesopotamien in ausgedehnter Weise, und wenn auch zu Anfang November die Epidemie in vielen Ortschaften abnahm und in einigen auch erloschen erscheint, so ist die Epidemie im allgemeinen noch nicht als beendigt anzusehen. Nach den türkischen amtlichen Angaben soll sich die Zahl der von der Cholera befallenen Personen bis Anfang November auf über 6500, die der daran Gestorbenen auf über 5500 belaufen, doch ist die wirkliche Zahl wahrscheinlich bedeutend größer, da eine große Zahl von Erkrankungen und Todesfällen der Desinfektions- und Absperrungsmaßregeln halber von der Bevölkerung nicht zur Anzeige gebracht wird. Am stärksten befallen waren im September: Damaskus, Aleppo, Hauran, Hagaz, Moms, Urfa, Biredjek, Zebdani, Yeni Scheir, im Oktober Antiochia, Aintale, Salt (Neuausbruch), Homa, Tripolis. Am 23. Oktober wurde in Bethlehem, im Ostjordanland, in Kerak der Ausbruch von Cholera festgestellt. Ende Oktober war ein allmähliches Abnehmen der gemeldeten Erkrankungen ersichtlich und zu Anfang November war die Cholera in Bethlehem und Kerak, Mitte November in Damaskus und Aleppo angeblich erloschen, und herrschte nur noch in Anah in größerer Verbreitung. Inzwischen kam auch aus Haiffa die Nachricht vom Ausbruche der Epidemie. — In Britisch-Ostindien trat die Cholera in Calcutta sehr mild auf; vom 2. August bis 7. November sind daselbst 121 Todesfälle an Cholera gemeldet worden. Aus Niederländisch-Indien lagen Nachrichten über Cholera nicht vor, doch ist sie daselbst noch nicht erloschen. Auch aus China liegen nur wenig zuverlässige Nachrichten über das Auftreten der Cholera vor. In Amoy herrschte sie Anfang August sehr heftig; vom 1. bis 6. August kamen daselbst täglich 40 bis 50 Todesfälle vor! sie nahm aber zu Ende des Monats sehr ab, so daß zu Ende Oktober Amoy für seuchenfrei erklärt wurde. In Tientsin kamen Mitte August einige Cholerafälle auch unter der weißen Bevölkerung vor, die aus Schanghai, wo die Cholera seit August langsam anstieg, zurückgekehrt war. Auch in Peitaiho (im Golf von Petschili), sowie in Peitang und Charbin herrschte Cholera, doch soll sie in den letztgenannten Orten nach Eintritt des kalten Wetters sehr zurückgegangen, in Tientsin sogar erloschen sein. — In Hongkong ist nur ein vereinzelter, tödlich verlaufener Fall im Juli vorgekommen.

In Japan sind in Nagasaki auf einem dort angekommenen russischen Kanonenboote 5 Mann an Cholera erkrankt, auch eine Wärterin derselben ist in dem Hospitale, wo sie untergebracht wurden, gestorben. Im September galt die Epidemie für erloschen, da erfolgte in der Woche vom 21. bis 27. Oktober ein Neuausbruch der Krankheit. Es erkrankten in der beregten Woche 34 Personen, von denen 13 starben, denen sich bis 9. November noch 30 Erkrankungen mit 20 Todesfällen hinzugesellten. Seit dem 3. November kamen jedoch nur noch wenige Fälle vor. Auch in Tokio wurden Ende September, mit Eintritt der heißen Witterung, mehrere Cholerafälle beobachtet. Sehr heftig herrschte die Cholera in den Monaten Juli, August, September auf den Philippinen, weniger in Manila selbst als in den Provinzen. Nachdem im Juli eine allmähliche Abnahme der Erkrankungen ersichtlich war, nahm die Zahl derselben, besonders im August, auffallend zu. Die Zahl der Erkrankungen in den Provinzen stieg von 4249 (Juli) auf 10290 (im August) und sank im September wieder auf 4882. In Manila von 39 (Juli) auf 88 (August) und 288 im September. Als Grund für diese auffallende Steigerung wurde der Genuß des Wassers einer plötzlich entstandenen Wunderquelle angegeben, zu der die Bewohner sich prozessionsweise begaben, und welcher Quell sich als ein alter unterirdischer Abzugskanal herausstellte, der geborsten war und dessen schmutziges Wasser in der Nähe des Meerufers springbrunnenartig zutage trat.

Das Gelbfieber trat in diesen drei Monaten in einer größeren Zahl von Städten, namentlich in Mexiko und Texas, zum Teil recht bösartig, auf, wie in Linares, Citas, Tampico, Tehuantepec, Laredo, Nuevo Laredo Minera, San Antonio, sowie in Vera Cruz. In mäßiger Ausdehnung zeigte sich das Gelbfieber in Limon, Salina Cruz, Panama, Progreso, Ciudad Victoria, Stadt Mexiko, Coatzocoalcos, Merida, Valladolid, Havana, Port Royal, Martina, St. José, Zent. Aus Rio de Janeiro, Sao Paulo, Para, Maracaibo, Puerto Cabello wurden nur wenige Fälle zur Anzeige gebracht.

Br.

Bücher und Zeitschriften.

Medizinisches. Vor mir liegen zwei Bücher, die beide den Kampf gegen die Kurpfuscherei bezwecken; ein kleines von Dr. Hugo Bartsch: „Bis der Arzt kommt“ (Heidelberg, 1904, Otto Petters) und ein großes Werk von Dr. C. Reinig: „Das ärztliche Hausbuch“ (Leipzig, 1904, Fr. C. W. Vogel). Letzteres rückt mit seinen fast tausend Seiten Text, 430 Abbildungen und 27 meist farbigen Tafeln mit dem ganzen Rüstzeug der Wissenschaft dem Erbfeinde der praktischen Aerzte zu Leibe. Jeder Teil der Medizin ist von einer Autorität mit solchem Fleiß behandelt, daß der Arzt seine helle Freude an dem Buche hat. — Das kleine Werkchen von Bartsch hat nur 300 Seiten, bescheidenes Oktavformat und verfügt nur über 19 Abbildungen im Texte, die füglich auch hätten weggelassen werden können, weil sie nur allbekannte Dinge illustrieren. Aber wenn die Frage gestellt wird, welches der beiden Bücher am rascheiten Eingang im Volk finden wird und ihn auch zu finden verdient, so muß unbedingt Bartsch der Preis erteilt werden. Er hat den Volkston in glücklichster Weise getroffen, er überschreitet niemals die Grenze, an der der Arzt zu sprechen hat, er hat es in anerkennenswerter Weise verstanden, nichts zu bringen, was verwirren oder was gar Hypochonder erzeugen könnte. Diese Klippe hat Reinigs Werk nicht vermieden; er ist viel zu gelehrt geworden. Was geht den Laien der Unterschied zwischen tuberkulösem, emphysematösem und pleuritischem Thorax an, was hat er von Röntgendurchleuchtungen zu wissen, was hat für ihn die genaue, farbige Darstellung der Gallen- und Blasensteine für einen Wert? Er wird auch die prächtigen anatomischen Darstellungen in Reinigs Hausbuch nur benutzen, um sie mißzuverstehen und daraus hypochondrische Ideen zu schmieden. Es ist schade um ein so wohlgemeintes, so fleißig durchgearbeitetes, so künstlerisch ausgestattetes Werk, daß es seinen Zweck verfehlt hat, aber es darf nicht ungesagt bleiben, daß die kleine Arbeit von Bartsch sicherer ins Volk dringt und größeren Nutzen stiften wird als das große „Hausbuch“.

m.

Allgemeine Rundschau.

Ferdinand Ascherson †.

Der bekannte Herausgeber des Deutschen Universitätskalenders und frühere Direktor der Berliner Universitätsbibliothek, Professor Dr. Ferdinand Ascherson, ist am Freitag

zu Berlin im Alter von 72 Jahren gestorben. Seit 1872, in welchem Jahre er zum erstenmal den Universitätskalender herausgegeben, hat er 63 mal dieses wertvolle Büchlein, das sich allmählich aus einem dünnen Heft zu einem stattlichen Band entwickelt hat, in die akademischen Kreise gehen lassen und keine Mühe und Arbeit gescheut, aus seinem Werk einen möglichst zuverlässigen Führer und Ratgeber für die Personal- und Realfragen der deutschen Hochschulen zu machen. Ascherson war, wie wir Berliner Blättern entnehmen, als Sohn eines Arztes geboren und ein Bruder des bekannten Botanikers Paul Ascherson. Er bezog 1851 die Berliner Universität. Sein Studium war von vornherein auf möglichste encyklopädische Breite gerichtet. Er hörte philologische Studien bei Boeckh, Bekker, Wilhelm Grimm, Curtius und Hertz in Berlin und bei Welcker, Ritschl, Schopen in Bonn, philosophische bei Trendelenburg und den Helianern Werder und Maerker, geschichtliche bei Ernst Moritz Arndt und Dahlmann, kunstgeschichtliche bei Springer, erdkundliche bei Ritter, physikalische bei Dove und botanische bei Caspari. Nach dieser Vorbildung war Ascherson aufs beste für die bibliothekarische Laufbahn vorgebildet. Er trat in den Dienst der Berliner Universitätsbibliothek, an der er allmählich bis zum Oberbibliothekar und Vertreter des Direktors emporstieg. Literarisch betätigte sich Ascherson zuerst im Bereiche seines Hauptfaches, der klassischen Philologie. Seine erste Veröffentlichung ist eine Berliner akademische Preisschrift über den tragischen Chor der Griechen. Später gewann Ascherson ein besonderes Interesse für die Geschichte der Wissenschaften, der Gelehrtenwelt und der Universitäten. Er gab auf diesem Gebiete zunächst eine Beschreibung der Ehrungen und wissenschaftlichen Darbietungen, die Boeckh zum 50jährigen Doktorjubiläum erwiesen wurden und lieferte eine Darstellung der Fünfzig-Jahrfeier der Berliner Universität; als sein eigentliches Lebenswerk ist indessen der „Deutsche Universitäts-Kalender" zu betrachten. Zu vermerken sind noch außer Bibliographie verschiedener Art seine Ausgaben der kleinen Schriften August Boeckhs. Seit 1883 gab Ascherson die „Berliner Studien zur klassischen Philologie" heraus; 1895 trat er in den Ruhestand.

*

L'Ecole d'Anthropologie de Paris.

Frankreich besitzt in der École d'Anthropologie in Paris seit 1876 eine einzig dastehende Einrichtung, um innerhalb eines Jahres die Studierenden mit den Resultaten der gesamten anthropologischen Wissenschaft bekannt zu machen. Im Anschluß an die medizinische Fakultät, unterstützt von den Behörden und der Anthropologischen Gesellschaft von Paris, entstand im Jahre 1876 die École d'Anthropologie, welche dann im Jahre 1889 durch Gesetz vom 22. Mai die Anerkennung der öffentlichen Nützlichkeit als Institut der Hochschule (reconnaissance d'utilité publique comme Etablissement d'Enseignement supérieur) erhält. Die Kurse und Konferenzen (erstere meist in wöchentlich vier Stunden, letztere meist fünf Konferenzen von je vier Stunden) behandeln die prähistorische Anthropologie, Ethnologie, Ethnographie und Linguistik, zoologische Anthropologie, physiologische Anthropologie, ethnographische Technologie, anthropologische Geographie, anatomische Anthropologie, Anthropogonie und Embryologie. — In Deutschland werden wohl an einzelnen Universitäten Vorlesungen über anthropologische Themata gehalten und auch anthropologische Kurse abgehalten und es ist in letzter Zeit in dieser Hinsicht mancher Fortschritt zu verzeichnen, aber es fehlt uns eine Einrichtung, durch welche in so umfassender Weise wie in Paris die Resultate der anthropologischen Forschung einem größeren Kreise zugänglich gemacht werden. Die wenigen anthropologischen Vorlesungen an den Universitäten und die Vorträge in den anthropologischen Gesellschaften ersetzen nicht das Programm der Pariser Lehranstalt für Anthropologie.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Eine interessante Ausstellung von Goldmünzen wird, wie Die Welt der Technik mitteilt, Garman aus Philadelphia auf der Weltausstellung in St. Louis 1904 vorführen. Diese Goldmünzen bestehen aus Stücken im Werte von 1—200 Mark. Das wertvollste darunter ist ein kalifornisches, im Jahre 1855 geprägtes 50-Dollar-Goldstück, das für Münzsammler einen Wert von 1200 Mark hat. Die ältesten Stücke der Sammlung sind die achteckigen, in den ersten Jahren der kalifornischen Goldfunde von Privatpersonen geprägten Münzen. Man münzte damals privatim an Ort und Stelle, gleich in den Minen, das Gold aus, weil wegen der vielen Räuberbanden, die sich auf dem Wege zu den Minen aufhielten, der Transport von Goldbarren oder Klumpen nach irgend einer Münzstätte unmöglich war. Diese in den Minen selbst gemünzten Stücke sind achteckig, zum Teil rund, und die Vierteldollars aus Gold sind so klein und dünn, daß man sie mit den Fingern leicht biegen kann. Eines der seltensten Stücke der Sammlung ist eine päpstliche Münze von der Größe eines Zehndollar-Goldstückes.

* Von der Schlafkrankheit. Kürzlich wurden zwei Fälle von vermutlicher Schlafkrankheit bei Weißen beobachtet. Die englischen Behörden sollen die eventuelle Verlegung des Gouvernementssitzes von Entebbe ins Innere in Erwägung gezogen haben. Die Church Mission hat sich entschlossen, die in Angriff genommene Station zur Erziehung von Eingeborenen am Ufer des Sees auf die sieben Meilen landeinwärts gelegene alte Station zurückzuverlegen.

* Ehrung. Die geologische Gesellschaft in London hat dem namentlich durch seine Forschungen zur Gletscherkunde bekannt gewordenen Professor Albert Heim in Zürich die Wollaston-Medaille verliehen.

* Der 11. deutsche Neuphilologentag wird in der Pfingstwoche, vom 25. bis 27. Mai, in Köln stattfinden.

* Todesfall. In Frankfurt a. M. ist der Ingenieur Alexander Peschel, eine Autorität auf dem Gebiete des elektrischen Beleuchtungswesens, das ihm eine Reihe wichtiger Erfindungen verdankt, im 50. Lebensjahre gestorben.

*

Hochschulnachrichten.

* **Erlangen.** An der hiesigen Universität fand heute das Kolloquium des bisherigen Assistenten am zoologischen Institut Dr. Enoch Zander zum Zwecke der Habilitation statt. Seine Habilitationsschrift handelt vom „Stilplan des männlichen Genitalapparates der Hexapoden".

* **Königsberg.** Das französische Lektorat an der Universität Königsberg ist jetzt wieder endgültig besetzt worden. Durch den Kultusminister ist M. Georges Ernest Lote aus Paris als Lektor der französischen Sprache von Beginn des nächsten Semesters ab an die Albertina berufen worden.

* **Wien.** Das neue hygienische Institut der hiesigen Universität soll in kürzester Zeit auf dem Platz vor der ehemaligen Hernalser Linie begonnen werden. Es wird außer den eigentlichen Institutsräumen und der damit verbundenen Lebensmitteluntersuchungsanstalt die Räume der Lehrkanzel des Professors der Pathologie Paltauf und das damit in Verbindung stehende serotherapeutische Institut enthalten. An den Detailplänen, für die in Bezug auf die medizinischen Fragen noch der jetzt bekanntlich in München wirkende Hofrat Gruber die genauesten Angaben gemacht hat, wird im Ministerium eifrigst gearbeitet.

Der Dekan der chemischen Abteilung an der Wiener Technischen Hochschule, Hofrat Dr. Franz Toula, hat wegen der unleidlichen baulichen Zustände im chemischen Laboratorium dieser Anstalt in einer Audienz beim Kultusminister seine Entlassung als Dekan gegeben.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Paul Ernst: Der schmale Weg zum Glück. Stuttgart u. Leipzig 1904. Deutsche Verlags-Anstalt. 367 S. — Georg Ebers: Uarda. Roman aus dem alten Aegypten. Mit Bildern von Richard Mahn. 2 Bde. Ebenda 1904. 330 und 328 S. — H. Uhde-Bernays: Nürnberg. (Die Kunst. Herausgegeben von Richard Muther.) Berlin. Jul. Bard. 75 S. — Albert Zacher: Rom als Kunststätte. (Die Kunst etc.) Ebenda. 68 S. — Agot Gjems-Selmer: Die Doktorsfamilie im hohen Norden. Ein Buch für die Jugend. Einzig autor. Uebersetzung von Francis Maro. München. J. Marchlewski & Co. 158 S. — Walter Kinkel: Gedichte. Giessen 1904. J. Ricker. 94 S. — Josepha Metz: Gedichte. Berlin. Ed. Bloch. 88 S. — Anatole France: Crainquebille. Berlin und Leipzig. H. Seemann Nachf. 88 S. — Karl Manfred Kyber: Drei Waldmärchen. Mit Zeichnungen von Paul Haase. Ebenda. 28 S. — F. Gräfin Reventlow: Ellen Olestjerne. Eine Lebensgeschichte. München 1903. J. Marchlewski & Co. 327 S. — Uffo Horn: Gesammelte Werke. Hrsg. von Dr. Eduard Langer. II: Gedichte. Braunau i. B. 1903. Selbstverlag. 112 S. — Georg Muschner-Niedenführ: Cäsar Flaischlen. Beitrag zu einer Geschichte der neueren Literatur. Berlin 1903. Egon Fleischel & Co. 188 S. — Das Frommel-Gedenkwerk. Band VII: Freude und Friede. Ausgewählte Predigten von Emil Frommel. Hrsg. von Dr. Otto H. Frommel. Berlin 1904. E. S. Mittler & Sohn. 320 S. — Dr. Konr. Sturmhoefel: Wie wurde Sachsen ein Königreich? (Hochschul-Vorträge. Heft 33.) Leipzig 1903. Dr. Seele & Co. 32 S. — H. v. Müller: Die Tätigkeit der deutschen Festungsartillerie bei den Belagerungen, Beschiessungen und Einschliessungen im Deutsch-französischen Kriege 1870/71. Ergänzungsheft zur Beschiessung von Paris 1870/71. Berlin 1904. E. S. Mittler u. Sohn. 40 S. — Friedrich Haker: Frau Erna. Ein Sang von Meer und Schönheit. Buchschmuck von Karl Prahl. Stettin 1903. Paul Niekammer. 186 S. — Georg von der Hohburg: Der Forbacher Garnisonteufel. Glossen zum Prozess Bilse nebst neuen Details. Zürich 1904. Cäsar Schmidt. 29 S. — Feuerpolizei. Für Polizei- und Verwaltungsbehörden, Versicherungs-Anstalten, Bauämter, Feuerwehren und Kaminkehrer. Bd. 5. München. Ph. L. Jung. — E. Rottok: Die Deviationstheorie und ihre Anwendung in der Praxis. Ein Handbuch über die Deviation der Schiffskompasse und ihre Behandlung. 2. neubearb. Auflage. Berlin 1903. Dietr. Reimer. 214 S. — Ferdinand Lupsa: Die Nordpolsphinx oder Frage der modernen Nordpolar-Forschung. Laibach 1903. Hribar. 91 S. — Dr. Friedrich Kropatschek: Das Schriftprinzip der lutherischen Kirche. Geschichtliche und dogmatische Untersuchungen. I. Die Vorgeschichte. Das Erbe des Mittelalters. Leipzig 1904. A. Deichert. 459 S. — W. Wattenbach: Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Bd. I. 7. von Ernst Dümmler umgearb. Auflage. Stuttgart u. Berlin 1904. J. G. Cotta Nachf. 513 S. — Arbeiterversicherungsgesetze. Textausgabe mit Einleitung etc. von Dr. Robert Piloty. 2. vollständig umgearbeitete Auflage. Bd. III: Krankenversicherungsgesetz vom 15. Juni 1883/10. April 1892 mit den Novellen etc. In 2. Aufl. neu bearb. von Wilhelm Redenbacher, Bezirksamtsassessor. München 1904. J. H. Beck. 486 S. — Benno Rüttenauer: Larissa. Roman einer Tänzerin. Leipzig. H. Seemann Nachf. 213 S. — Mich. Feuerstein: Jünglinge. Ebenda. 141 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Hervorragende historische Erscheinungen.

Soeben sind in der **Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Mit Benutzung des päpstlichen Geheim-Archives und vieler anderer Archive bearbeitet von **Ludwig Pastor.** gr. 8°.

II. Band: **Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance von der Thronbesteigung Pius' II. bis zum Tode Sixtus' IV.** Dritte und vierte, vielfach umgearbeitete und vermehrte Auflage. (LX und 816) M. 11.—; geb. in Originalleinwandband mit Lederrücken M. 13.— — Früher sind erschienen:

I. Band: **Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance bis zur Wahl Pius' II.** (Martin V. Eugen IV. Nikolaus V. Calixtus III.) Dritte und vierte Auflage. (LXIV u. 870) M. 12.—; geb. M. 14.—

III. Band: **Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance von der Wahl Innocenz VIII. bis zum Tode Julius' II.** Dritte und vierte Auflage. (LXX u. 956) M. 12.—; geb. M. 14.—

Die deutschen Dominikaner im Kampfe gegen Luther (1518—1563). Von Dr. **Nikolaus Paulus.** gr. 8° (XIV u. 336) M. 5.—

Bildet das 1. u. 2. Heft des IV. Bandes der „Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte". *(3450)

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1904. 133. Band. Zweites Heft.

Inhalt: Denifle und sein Luther. 1. — Moritz von Schwind. Zu seinem hundertsten Geburtstage. — Der 19. italienische Katholikentag zu Bologna und seine Folgen. (10.—14. November 1903.) — Schweizerbrief. — Frieden in Tirol. — Rußlands und Englands Kampf um die Oberherrschaft in Asien. — Ueber Kaiser Karl V.

Deutsche Revue

Eine Monatsschrift. Herausgegeben von Richard Fleischer.

Monatlich 1 Heft — Vierteljährlich (3 Hefte) 6 Mark.

Der Jahrgang 1904 bringt u. v. a. Mitteilungen aus den hinterlassenen Papieren von **Rud. von Bennigsen** — Staatsminister Dr. **von Miquel** — ferner Artikel von General **von der Goltz** über „Der ewige Frieden und der nächste Krieg".

Das Januarheft liefert jede Buchhandlung zur Ansicht, auch die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

(3408)

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen **Anfragen** oder **Bestellungen,** welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung

angekündigten,

besprochenen

oder zitierten

Bücher und Verlagswerke

erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung **beziehen zu wollen.**

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 19. Januar. Nummer 14.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Der Künstler Moritz v. Schwind. Von Dr. Paul Schmidt.

Zur Entwicklungsgeschichte des Eigentums. Von Professor Dr. Julius Hatschek.

II. Bücher und Zeitschriften.

Filippo Zamboni: Roma nell Mille.

III. Allgemeine Rundschau.

Hrotsvit von Gandersheim. — Münchener Anthropologische Gesellschaft. — Der Schiffahrtsverkehr auf dem Amu Darja. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Der Künstler Moritz v. Schwind.

> Nur dadurch, daß er den ganzen Kreis zurücklegt und, wie einer, der einen Berg ersteigt, hundert anfangs beschränkte und sich mehr und mehr erweiternde Aussichten und Gesichtskreise hinter sich liegen läßt, gelangt der Künstler zum Vortrefflichen; sonst würde jeder nur **ein einziges Kunstwerk** erschaffen.
>
> Hebbel, Tagebücher.

Inmitten der vielen unerfreulichen Erscheinungen, welche die Malerei in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts für uns zum größten Teil ungenießbar machen, ragt die Persönlichkeit Schwinds wie ein tröstliches Merkzeichen dafür auf, daß das Echte sich auch unter den ungünstigsten Umständen behauptet. Welch eine Entwicklung hat dieser einzige Mann durchgemacht! In einer Zeit, da die große Idee allein den Maler zu machen schien, der wolkenhoch erhaben über der Wirklichkeit wandelte, als Schüler und begeisterter Verehrer von Cornelius hat sich der Künstler in ihm, den eigenen poetisch-literarischen Neigungen des Menschen Schwind zum Trotz, am Ende zu der Höhe reinster und reifster Kunst, zur vollendeten Einfachheit erhoben. Denn nicht der Umstand, daß er sich aus dieser stolzen, erdenfremden Künstlergeneration heraus unmittelbar der Natur selber zuwendete, ist das Wunderbarste an Schwinds Entwicklung, sondern daß er sich siegreich im Kampfe gegen die Natur des Menschen, des Humoristen und Poeten in ihm, behauptet hat — das finde ich unerklärlich; oder erklärlich vielmehr nur durch die unzerstörbare Kraft des großen **Künstlers**. Dabei ist nicht die Rede von einem selbstvernichtenden Kampfe zweier feindlicher Naturen in ihm; nein, seine hohe poetische Begabung ist dem Besten, was er schuf, zugute gekommen und macht ihn uns Deutschen so lieb: aber das einseitige Vorherrschen des Gedanklichen über die künstlerische Form war der Fehler seiner früheren Zeit, und diesen streifte eine stetige künstlerische Entwicklung endgültig ab.

Schwinds Kunst zeigte sich von Anbeginn an klar als epischer Natur, die jedem Stoff naiv und anschauend gegenüberstand und ihn reflexionslos wiedergab. Die „Kinderbelustigungen", der „Spaziergang", der „Wunderliche Heilige" sind Proben reiner Erzählungskunst noch aus seinen Jünglingsjahren. Aber mit einemmal tauchen dann so befremdliche Bilder auf wie „Armut und Mangel" und „Vater Rhein" mit seinen weithergeholten Allegorien, die man nur mit einem Kommentar ganz entziffern kann. Hier hat die Freude an Rätsel und Deutung, das literarische Interesse offenbar über die künstlerische Anschauung den Sieg errungen. Dieses Wechselspiel läßt sich weit hinein in Schwinds Schaffen verfolgen. Nur verwebt er mit wachsender Erkenntnis das Ungehörige oft geschickt in das reine Kunstwerk, und auf der Höhe seines Lebens hat er alles überwunden, was nicht aus der Anschauung selber sich ergibt. Sein letztes Werk, der Märchencyklus der Melusine, offenbart seine Erzählungs- und Darstellungskunst in großartiger Vollendung, mit ihm hat er die Ruhe der Monumentalität erreicht.

Nur indem man jenen inneren Zwiespalt und seine Ueberwindung nicht verstand, konnte man Schwind einen Romantiker nennen. Es ist freilich schon mißlich, diese literarhistorische Bezeichnung auf die bildende Kunst anzuwenden, mit solchen entlehnten Begriffen schleichen sich zu gern allerlei vage und verschwommene Vorstellungen ein. Wenn ich präzisieren sollte, was ich unter „romantisch" in der Malerei verstände, so würde ich es etwa als Gegensatz des Objektivismus, der Naivität definieren, als Erschaffen einer subjektiven Anschauungswelt, die von der realen nur den Typus der Erscheinungen entlehnt, kurz, die in jeder Hinsicht vom Subjekt ausgeht. In diesem Sinne — der natürlich durchaus hoch gefaßt sein will — ist Böcklin „romantisch", von den Alten etwa Matthias Grünewald vornehmlich; aber nicht Dürer und nicht Hildebrand, weil sie von der Natur und der Form ausgehen. Besser ist es aber, den literarischen Begriff überhaupt nicht auf die bildenden Künste anzuwenden, denn er hat eine zu große Wahlverwandtschaft zum stofflichen Gebiet. „Er malt romantisch", das heißt doch eigentlich: er malt romantische Stoffe! Mit den Gegenständen seiner Darstellung mißt man aber nicht den Künstler; oder man kehrt wieder zurück zu den schönen Niederungen, in denen man dem „Historienmaler" den höchsten Rang in der Kunsthierarchie einräumte, und unter diesem Patriarchen dann die Bischöfe und übrigen Würdenträger, in denen jedermann sicher rubriziert war und vom Kunstrichter geaicht wurde. Das Gros läßt sich ja noch heute so oder ähnlich unterbringen; ich denke aber, wir wollen von ernsthafter Kunst reden und nicht von Geschäftsmalern, die die alten Kunstregeln zu Warenetiketten umgewertet haben.

Darf man also Schwind einen „romantischen" Meister nennen, weil er vielfach — aber nicht einmal überwiegend — seine Kunst an romantischen Stoffen bewiesen hat? Ich denke: ganz und gar nicht. Die Gegenstände gehen uns ja hier nichts an. Und sein Empfinden ist nicht subjektiv, wie das Böcklins etwa, sondern er geht aus vom Objekte und kommt erst auf einem Umweg zum Subjekt wieder zurück. Man sehe doch einmal sein ganzes Werk daraufhin an, ob er sich **seine** Natur selbstherrlich zusammengeträumt, oder ob er nicht überall die schlichte Wirklichkeit gegeben habe! Freilich ist er kein Naturalist, und die absolute Naturanbetung der Impressionisten liegt ihm weltenfern. Aber wenn er einen Wald malte, so wurde es immer ein echter deutscher Wald, dessen Wesen und Geheimnis er mit seinen einfachen Mitteln, seiner naiven Stilisierung dar-

stellte. Erfand er eine gotische Burg, so war es stets eine solche, die man irgendwo gesehen haben konnte; und bildete er Elementarwesen, so dienten ihm einfach ideale Menschenbilder zu lieblichen Geistern. Ueber die Natur ging er niemals hinaus; und er scheute sich nicht, alltägliche Dinge unverschönt und mit echtem Realismus wiederzugeben, ja, er war der Erste, der moderne Kleidung, bürgerliche Wohnräume und gesellige Sitten seiner Zeit nicht für zu gering achtete, der Kunst zu dienen. Auch alle Stilisierung und Vereinfachung der Form ändert nichts an der Tatsache, daß er die Welt klar und objektiv betrachtete und ihr nichts andichtete, was ein rein empfindendes Gemüt nicht in ihr sehen konnte — es seien denn wenige Kobolde, Fischweibchen und Riesen, deren Gestalt er treu aus der Ueberlieferung entnahm und nicht veränderte. Er hat sich ja selber aufs deutlichste darüber ausgesprochen, daß man seine Vorbilder allenthalben suchen dürfe, und daß ihm nichts so große Freude mache, als einen recht lebensfrischen Zug hier und da anzubringen. So aber redet kein Romantiker. Selbst wenn er phantastische Gegenden schildern will, helfen ihm italienische und ähnliche Motive ganz unmittelbar aus, wie man namentlich an dem Aschenbrödel-Cyklus bemerken kann.

Wie ganz anders dagegen ein sog. „Romantiker" seine Welt schaut, das kann man an Böcklin ersehen. Ich weiß nicht, ob er schon jemals so getauft worden ist; an dem Widerstreben, das die Zusammenstellung romantisch und Böcklin verursacht, sollte man merken, wie unpassend der Ausdruck ist, und ihn lieber vermeiden, während die Sache im Auge zu behalten ist. — Bei Böcklin ist alles leidenschaftlicher Subjektivismus. Er läßt kein Ding aus seiner Hand, das er nicht umgeprägt, dem er nicht eine neue Gestalt mit zwingender Ueberzeugungskraft verliehen hätte. Es bedeutet keinen Einwand hiergegen, daß seine Geschöpfe eine so gewaltige „Naturnähe" atmen; dies ist ein Erfolg seines großen Könnens — mag man es Technik oder Blickschärfe nennen oder wie's beliebt —, das ihm erlaubte, seine Gegenstände in der vollen Deutlichkeit und Unmittelbarkeit auf die Fläche zu projizieren, in der er sie innerlich erlebt hatte. Das Können eines Künstlers ist aber wiederum etwas anderes als seine Naturanschauung, obwohl sie nur zwei Seiten einer Sache darstellen. „Romantisch" durch und durch, der freiesten Phantasie entsprungen sind seine Elementarwesen. Der fundamentale Unterschied zwischen ihnen und Schwinds menschengleichen Geistern ist handgreiflich.

Vergleichen wir z. B. Böcklins „Schweigen im Walde" und eines von den vielen Waldbildern Schwinds, die in der Schack-Galerie hängen, etwa den „Rübezahl". Eine fremdartig große Welt empfängt uns bei Böcklin. Die gespenstischen Baumstämme schwinden lautlos ins Dunkel, und lautlos taucht das Waldgeheimnis leibhaftig aus dem Dunkel, ein Frauenwesen auf mystischem Einhorn, das noch keines Menschen Auge gesehen hat. Die unheimlich schweigsame Stimmung des tiefen Waldes erscheint in einer Sprache ausgedrückt, die der der Edda und uralt germanischer Sagen vergleichbar ist. Nicht die Natur redet, sondern ihr erhabener Geist. Bei Schwind spricht die Poesie des Waldes für sich allein. Wir empfangen, mit künstlerisch gesteigerten Mitteln, den Eindruck eines herrlichen Waldinneren, ein Weniges von Bäumen genügt, um uns das Waldesempfinden freudvoll vor die Seele zu rufen; und inmitten der grünen Pracht geht ein merkwürdiges Männlein mit struppigem Rotbart und Holzpantoffeln daher, das wir schon irgendwo beim Holzsammeln belauscht haben — ach, es ist ja Rübezahl, der Kinderfreund!

Sieht man nun auf die Struktur des Bildes als Erscheinung, so stammt bei Böcklin aller Reiz aus dem Element der Farbe, der farbigen Kontraste, der Abwägung der Massen und Raumvertiefung, denn er ist ein malerisches Genie, und ein sehr eigenwilliges. Bei Schwind aber liegt alles Wesentliche in einer Fläche und ist mit zeichnerischen Mitteln von unten an sorgfältig nach oben aufgebaut, auf sicherer Basis wurzelnd und wenig bekümmert um Schattenwirkung und Vertiefung: denn im tiefsten Grunde seines Herzens ist Schwind ein zeichnerisch empfindender Künstler, und nichts liegt ihm so sehr am Herzen als die vollkommene Reliefwirkung.

Es ist in der Tat erstaunlich, wenn man seine Bilder mit Aufmerksamkeit durchsieht, wie sehr diejenigen überwiegen, die rein reliefmäßig gedacht sind. Das Streben, die Bildfläche auch wirklich als Fläche zu nehmen, die Raumvertiefung zu vermeiden und das ganze Vorhandene als Vordergrund zu geben, nimmt bei ihm mit wachsender Reife und Einfachheit der Behandlung zu. Das Beste, das Schwind uns gegeben hat, die kleinen Bildchen, die zu Anfang der 60er Jahre entstanden und zum größten Teil in der Schack-Galerie hängen, sind fast durchweg als Reliefs empfunden, nicht als Gemälde. Von unten auf geht die imaginäre Fläche senkrecht nach oben. Wenige Details, Figuren, Hütten u. s. w. treten daraus hervor, aber immer in plastischem, nicht in malerischem Sinne. So gliedert sich auch die ganze Fläche nach Gesichtspunkten, die der zeichnenden Reliefkunst angehören. Dies Prinzip ins einzelne zu verfolgen, mag jedem überlassen sein, hier würde es zu weit führen; als prägnanteste Beispiele seien nur die Nixen mit dem weißen Hirsch genannt, Rübezahl, König Krokus mit der Waldfee, der Elfenreigen, die beiden Einsiedlerbilder (bei Schack), von den Cyklen hauptsächlich die Anfangsbilder der Sieben Raben und Melusine — also seine reifsten Werke. Diese Neigung wurzelt so tief in seiner Natur, daß bei den wenigen Bildern, in denen er sich mit Raumvertiefung abgiebt, der Hintergrund regelmäßig schwächlich ausfällt: bei den Ausblicken in weite Hügellandschaften auf einigen Gemälden bei Schack und sonstwo, bei der Schlußszene des Aschenbrödel u. s. w. Freilich scheint selbst diese Regel nicht ausnahmslos, und einige wenige Darstellungen kann man malerisch nennen, vor allem die Szenenfolge des Aschenbrödel, in der Schwind das Stärkste gegeben hat, das seiner Begabung möglich war. Hier erscheint die Komposition in der Tat von der Verteilung der Licht- und Schattenmassen bedingt, und es ist namentlich in der Gartenszene eine relative Höhe der Malkunst erreicht, erstaunlich im Vergleich mit den anderen Arbeiten des Meisters zu nennen. Fast scheint es, als ob zwei Ausdrucksmöglichkeiten ursprünglich in der Art seiner Kunst lagen. Welchen Anteil an seiner Entwicklung aber der Einfluß des Cornelius gehabt hat, läßt sich schwerlich bestimmen. Man kann es beklagen, daß der junge Künstler in seinen Entwicklungsjahren in den Bann der großen Persönlichkeit geriet, die bei ihrer monumentalen Gesinnung im Grunde nur Unheil gestiftet hat, und kann elegische Hypothesen aufstellen, wie es unter anderen Umständen anders gekommen wäre. Derartiges Räsonnement ist sehr beliebt, hat aber angesichts der Tatsachen wenig Sinn; und wenn man bedenkt, wie deutlich die wenigen Proben unmittelbarer Beeinflussung durch Cornelius — es gibt auch solche, z. B. „Armut und Mangel" — von seiner eigenwüchsigen Weise abstechen und wie schnell er sich zu ihr wieder zurückfand, so nimmt doch die Ueberzeugung überhand, daß Schwind von Haus aus nur mangelhaft mit malerischem Empfinden begabt war.

Daß auch im einzelnen vieles in seinen Werken plastisch gedacht ist, kann nicht verwundern. Namentlich ist der Faltenwurf alles eher denn malerisch. Er erinnert am meisten an die italienischen Reliefplastiker des Quattrocento, etwa an Ghiberti und Agostino di Duccio. Wie das Malerische mehr dem subjektiven und dem raumordnenden Künstler entspricht, dessen Phantasie aus der Paarung mit der Wirklichkeit neue Welten erzeugt, so ist die objektive Darstellung der Formen mehr Sache des Plastikers. Die epische Ruhe und Weltsicherheit Schwinds konnte für rein malerische Probleme wenig Raum bieten, ihr entsprach viel mehr die Reliefzeichnung, die in einer fortlaufenden Fläche den breiten Strom des Geschehens entwickelt. Die epische Dichtung hat am meisten Verwandtes mit der Reliefkunst. Beide gehören als die ursprünglichsten Darstellungsarten der Jugend der Kulturvölker an, und von den Grabreliefs der Aegypter, von der Trajanssäule bis zu den Bronzetafeln Meuniers sind die stilreinsten Epen der bildenden Kunst im Relief oder seinen Verwandten, dem Fresko und der Kartonzeichnung (im weitesten Sinne), geschaffen

worden. Beiden eignet die knappe, auf das Wesentliche beschränkte Zeichnung großen Stils, die sich wohl liebevoll in Einzelschilderung einläßt, aber nur Gegenwart, Vordergrund, Zustandsmäßiges kennt, keine Ferne, keinen Hintergrund, die das Detail nur insoweit liebt, als es Gegenwart und Vordergrund charakterisiert und ausschmückt. Beide arbeiten, mit einem Wort, in fortlaufender Fläche. Für Schwind sind die epischen Cyklen und ununterbrochenen Streifen, die er sehr liebt, ungemein bezeichnend. Ganz schnurrig offenbart sich solche Liebe in der mehr als zwölf Meter langen Lachner-Rolle, in welcher er das ganze Leben des Freundes breit und humorvoll geschildert hat in leicht getuschten Federzeichnungen; in großartigem Sinne wirkt wieder seine Melusine, deren ununterbrochen fortgeführte Bildreihe Anfang und Ende in eins begreift, die Ewigkeit und Unveränderlichkeit der großen Natur in einem geheimnisvollen, erschütternden Symbol zusammenfaßt: die still träumende Melusine am schilfigen Quell, die nach wechselvollen menschlichen Erlebnissen zu ihrer elementaren Wesenheit wieder zurückkehrt.

So hohe ethische Vorzüge aber müssen fast mit Notwendigkeit erkauft werden durch den Mangel an malerischem Accent. Denn es liegt eben in der Natur des Epos, daß es mit einfachen Linien und plastischen Formen arbeitet, während der Malkunst die lyrische Stimmung, die Raumtiefe und Darstellung des ruhigen Seins überlassen sind. Und um mit lebensvollster Erzählung höchste malerische Wirkung zu verbinden, gehörte das einzige Genie eines Rubens, das niemals seinesgleichen gefunden hat.

Eines der liebenswürdigsten Elemente seiner Kunst wurzelt in der ganzen Persönlichkeit Schwinds und versöhnt mit manchen technischen Mängeln. Es ist der Zauber rhythmischer Linienführung, der seiner hohen musikalischen Begabung entspringt. Es versteht sich dabei, daß Schwind viel und gern musikalische Vorwürfe malte und mit feinstem Reize — aber nicht auf das Thematische kommt es hierbei an, sondern auf den Charakter seiner Kunst. Der köstliche Duft von vielen seiner Bilder steigt auf aus der Anmut und Rhythmik seiner Linien, und da er ganz Zeichenkünstler ist, so weiß er sein Höchstes und Innigstes mit dem Flusse der Konturen auszudrücken. Nur an ein Moment seiner Kunst möchte ich erinnern, dessen bestrickendem Zauber sich wohl niemand entziehen kann, die schwebenden Gestalten. Ihre innere Wahrheit ist überwältigend, ihre Linien von unübertrefflich fließender Schönheit, weil sie bis ins Kleinste erlebt und durchgefühlt sind. Welch eine Glückseligkeit muß es sein, solch ein Schweben an sich selber mit der ganzen Innerlichkeit zu erleben, die zur Darstellung erforderlich ist! Welch entzückender Traum, von aller Erdenlast befreit, im Raume frei sich bewegen zu können, in höchstem Einklang mit den gleitenden Wellen der Musik, die solchem Traume die Flügel leiht! Es liegt eine tiefe Uebereinstimmung zwischen musikalischem Empfinden und der Fähigkeit vor, durch einen wahrhaft musikalischen Rhythmus der Linien die Vorstellung mühelosen Schwebens dem Betrachtenden zu suggerieren. Ich glaube wenigstens nicht, daß ein unmusikalischer Künstler dergleichen glaubhaft erschaffen kann, so sehr sind musikalische und Schwebe-Empfindungen in ihrer Wurzel eins, im Losgelöstsein von aller materiellen Vorstellung. Schwind offenbart darin eine Macht des Könnens, die himmelweit entfernt ist von technischen Spielereien neueren Datums, eines Könnens, das allein in Schöpferkraft wurzelt und so wenig erlernt werden kann wie Schönheitsgefühl. Man kann gar kein großer Künstler sein, ohne sie zu besitzen. Wo die echte Phantasie mangelt, da fehlt die wahrhafte Weihe der Kunst. Denn wo hat jemals ein großer Künstler gelebt, der keine Empfindungs- und Vorstellungskraft besaß, der nur die Natur kopierte? Binsenwahrheit! Aber es scheint, als ob es nötig sei, sie immer wieder nachdrücklich zu unterstreichen.

Leidenschaftliches Handeln lag nicht in Schwinds Charakter. Wie er mit seiner wohlbeleibten Persönlichkeit, den scharf und lustig funkelnden Augen, deren Feuer noch jedes Porträt von ihm erkennen läßt, den Eindruck eines humorvollen, geistreichen, aber behaglichen Mannes machte, wie das Schicksal seinem Leben Stürme und Leidenschaften erspart hat — so leuchtet dieser wohltuend ruhige Charakter auch aus seinen Werken heraus. Er hat allerdings dramatisch bewegte Szenen geschildert. Aber da seine ganze Natur heiter und gelassen war, so erwies sich der Mikrokosmos des Menschen Schwind stark und einheitlich genug, um solche Versuche als fremdes Blut in seinen Adern spüren zu lassen. Die Versuche sind regelmäßig, so trefflich auch der Wille, so reich die daran verschwendete Kunst war, als mißlungen zu betrachten. Ich kann mich wenigstens nicht entschließen, in der Hauptszene von „Ritter Kurts Brautfahrt“ den Moment dramatischer Explosion einwandfrei gegeben zu finden. Schon die übermäßige Häufung einzelner Episoden läßt das Wesentliche nicht genügend heraustreten, und dann frage man sich, ob das Bild auf seine Art nur entfernt an die prägnante Wirkung des Goetheschen Gedichtes heranreicht. Es ist überhaupt eine schiefe Sache, Gedichte erzählender Art zu illustrieren, ohne den Goetheschen Text ist das Bild fast unverständlich, und dramatische Spannung muß unmittelbar in sich selber den Schwerpunkt haben, ob sie mit Worten oder mit Farben dargestellt ist. Wie viel Konventionelles und Theatralisches in den heftigen Szenen der Märchenfolgen, namentlich der Sieben Raben, enthalten ist, sieht man auf den ersten Blick. Zu den unglücklichsten Bildern Schwinds gehört vollends „Hero und Leander“, es ist kaum begreiflich, wie er diese hohle und gänzlich zerfallene Komposition, die jeder inneren Beseelung ermangelt, hat zustande bringen können. Ihm fehlt durchaus die dramatische Wucht, die Böcklin jederzeit zur Verfügung steht und mit der dieser so Gewaltiges leistet, daß er neben Lionardo und Rubens zu stellen ist. An Innigkeit des Naturempfindens geben sich beide in ihrer Art nichts nach. Aber Schwinds Natur ist die poetisch-idyllische des deutschen Waldmärchens — Böcklin beherrscht unumschränkt alle Naturlaute vom heiter sonnigen Frühlingsmorgen bis zur dämonisch wilden Gewitternacht.

Kein Zweifel, der Darstellungskreis, der Schwind zur Verfügung stand, war seinem Wesen nach beschränkter als der Böcklins, wenn auch nicht so eng wie der Ludwig Richters. Man muß so große deutsche Meister, deren Kunst im gemeinsamen Boden wurzelt und zu denen sich etwa noch vornehmlich Feuerbach gesellt, einmal zusammenhalten und von ihrem Gemeinsamen ausgehen, um den Sinn individueller Beschränkung zu begreifen, der im Kern des Menschen selbst enthalten ist und sich bis in die letzten Kleinheiten stofflicher Art gleichmäßig äußert; erst dann kann man jeden für sich erfassen und wird ihn gerecht beurteilen, d. h. nach dem Besten und Eigensten, das seine Persönlichkeit produzierte; und das Mißlungene als Inkongruenz, die aus seinem Charakter herausfällt, ihm nicht zurechnen, seine Irrwege als notwendig zum Erreichen des Zieles erkennen und von ihm nicht Werte verlangen, die ihm die Natur selber nicht schenkte. Dies wäre sehr lohnend, im einzelnen zu verfolgen; hier weise ich nur auf ein großes Gemeinsames hin, das Feuerbach in seinem Vermächtnis etwa so ausdrückt, daß an seinen Bildern alles bestehen müsse, wie es sei, während „bei den anderen“, d. h. den geringeren Geistern, alles ebenso gut auch anders sein könne.

Bei Schwind nun muß ich noch einmal auf jenen Entwicklungsgang zurückkommen und nachweisen, wie er sich aus dem Irrtum zur Erkenntnis seiner wahren Natur durchgerungen hat, an der Weise seiner Erzählung. Im Anfang kann er sich gar nicht genug tun im Ausmalen episodischer Einzelheiten, er erstickt die Schönheit des Totaleindrucks in der Ueberfülle des einzelnen, und wenn seine drängende Gestaltungskraft innerhalb des Rahmens sich nicht genügen kann, so wandelt er den Rahmen selber in einen Tummelplatz seiner Phantasie um und begleitet die Hauptbilder mit zahllosen kleinen Rankenbildchen. Es besteht gar kein Zweifel, daß er hier unendlich Anmutiges und Geistvolles geschaffen hat; wer wollte die entzückende Vielheit an dem Triptychon seines Wunderlichen Heiligen, an der Symphonie, an Ritter Kurts Brautfahrt und manchen anderen Schöpfungen seiner bilderreichen Phantasie

missen? Dabei aber ist doch nicht zu vergessen, daß diese Behandlung das Ganze der Bildfläche schwer beeinträchtigt und einen Genuß des Bildes „als solchen“ überhaupt nicht zuläßt, daß sie einfach das Extrem zeichnerischer Kunst bedeutet und wohl für Griffelkunst, aber nicht für Tafelmalerei geeignet, mit einem Worte stilwidrig ist und nur eine Stufe auf dem Wege zur Höhe bedeutete, als welche Schwind überwinden mußte. In der Mannigfaltigkeit hat seine Gestaltungskraft, seine epische Erzählungskunst, sich zuerst versucht. Mehr und mehr aber klärte sich sein Stilgefühl ab und wir sehen ihn das Episodische und Reiche dem Bedeutenden mit der Zeit immer stärker opfern, um die völlige Ueberzeugungskraft der Erzählung schließlich in der Einfachheit zu finden. Den Uebergang bezeichnen die großen Cyklen seiner mittleren Zeit: Aschenbrödel, die Wartburgfresken, die Sieben Raben, in denen das Wesentliche mit immer stärkerer Betonung hervortritt. Dann folgt unmittelbar die lange Reihe der kleinen Bildchen, die zum Teil in der Schack-Galerie zu finden sind, in deren jedem ein einziger Ton angeschlagen wird und rein erklingt — und endlich stellen seine letzten umfassenden Arbeiten den Gipfelpunkt seines epischen Könnens dar, die Wiener Opernfresken und die Melusine. Hier glaubt man mitunter vor den Werken alter italienischer Freskomaler zu stehen, so straff und groß konzentriert sich die Komposition, so streng ist alles verbannt, was nicht dem unmittelbaren Zwecke dient. Dies aber ist erst der wahre Schwind, der am Ziele angelangte, und von hier aus ist sein ganzes Schaffen zu beurteilen.

Es ist aber wohl nicht bloß persönliche Liebhaberei, wenn man unter den Reiseverken den kleinen Wald- und Legendenbildchen (bei Schack u. s. w.) den Vorzug gibt vor den Cyklen. Sie stehen nicht durchweg auf der Höhe der Vollendung, den diese besitzen, aber sie sind ganz in sich geschlossen, in sich erklärbar, von holdester Poesie erfüllt, während die Cyklen auf einem Zusammenhang hinweisen, den erst die Kenntnis der betreffenden Dichtungen vollkommen vermittelt. Seit alten Zeiten haben die bildenden Künstler allerdings stets und mit größtem Erfolge Stoffe dargestellt, deren ethischer Inhalt bei dem Beschauer vorausgesetzt werden mußte, der nicht im Bilde sinnlich restlos aufging, und die ergreifendsten Darstellungen des christlichen Mythus empfangen ihre hohe sittliche Bedeutung durch die Rückbeziehung auf allgemein bekannte Schriften. Es ist auch ein völlig einseitiger Standpunkt, wenn behauptet wird, nur das werde im Kunstwerk künstlerisch empfunden, was unmittelbar auf das Auge wirke. Denn wir appercipieren alles, was wir betrachten — nicht allein Kunstwerke —, keineswegs bloß physiologisch, sondern allezeit um so mehr auch mit dem Intellekt, je lebhafter und vielseitiger die Apperception ist. Sehen wir vor allem ein Bildwerk, so fühlen wir uns, d. h. unsere gesamte Persönlichkeit mit ihrem mehr oder minder großen Apparat von Empfänglichkeit, Erfahrungen und Empfindungen, in jenes ein, und es wirkt insoweit auf uns, als unsere Erfahrungen und Empfindungen ihm entgegenkommen, d. h. bei den meisten Menschen sehr wenig, da ihr Persönlichkeitsinhalt so gering ist. Auf ein konkretes Beispiel bezogen, heißt das etwa: Um Schwinds „Melusine“ zu appercipieren, d. h. in sich künstlerisch völlig neu zu erleben, genügt nicht die Fähigkeit, die Sprache der Linien und Farben, die Schönheit der menschlichen Bewegungen, die Innigkeit, mit der die Natur wiedergegeben ist, u. s. f. zu verstehen, sondern es ist auch durchaus notwendig, daß man das Märchen von der Melusine kenne und seinen poetischen Gehalt sich zu eigen gemacht habe. Denn sonst bleibt die geistige Beziehung der dargestellten Gegenstände unverständlich, und das große Gemälde wäre nichts als eine Zusammenhäufung menschlicher Bewegungsmotive und einiger Natur und Architektur, die eines Zusammenhangs unter sich gänzlich entbehrten. Die Linienzüge des Menschen sind uns nichts, solange uns nicht aus ihnen eine Persönlichkeit entgegentritt.

Dr. Paul Schmidt.

(Schluß folgt.)

Zur Entwicklungsgeschichte des Eigentums.*)

Der letzte Band des umfassenden Werkes von Felix über „Die Entwicklungsgeschichte des Eigentums“ liegt vor uns. Der erste Band hatte den Einfluß der Natur auf die Entwicklung des Eigentums zum Gegenstand, der zweite den Einfluß von Sitten und Gebräuchen, der dritte den der Religion geschildert. In dem vierten Bande, dessen letzte Abteilung hier dem Leser vorgeführt wird, soll die Beeinflussung des Eigentums durch staatliche und rechtliche Institutionen klargelegt werden.

Zum Ausgangspunkt nahm der Verfasser schon in den beiden früheren Abteilungen den Krieg, da dieser in primitiven Zeiten die hervorragendste Tätigkeit des Staates ist. Dieser führt vornehmlich zur Einsetzung eines Häuptlings und dadurch zu besserem Schutze des Eigentums. Freilich ist anfangs schrankenloser Despotismus hierbei die Regel. Aber immerhin wird selbst in dieser Zeit zwischen nutzbarem und Obereigentum unterschieden und nur letzteres dem Häuptling zuerkannt. Auch die primitive Form des Stammes- und Geschlechtereigentums gleitet unter dieser Despotenherrschaft allmählig in Individualeigentum hinüber. Dem orientalischen Despotismus gegenüber bezeichnet das hellenische Altertum einen Fortschritt. Desgleichen das römische. Ersteres veredelt durch einen gesteigerten Freiheitssinn, letzteres durch streng logische Geschlossenheit die Ausübung und dadurch die Form des Individualeigentums. Als Krebsschaden des römischen Rechts wird vom Verfasser die Unfähigkeit des römischen Staates, sein Grundeigentumsrecht, namentlich das am ager publicus, entsprechend den großen Eroberungen des Weltreiches umzugestalten, bezeichnet. Diese Behauptung gibt wohl reiche Anregung, denn auch das britische Weltreich hat in seinen Kolonien mit demselben Grundproblem zu kämpfen.

Hoch bedeutsam für die Entwicklung des Eigentums mußte der mittelalterliche Staat mit seinem Lehens- und Benefizial- und Lehenswesen werden. Die Hauptsorge des Lehensherrn bleibt doch immer die, sich kriegstüchtige Vasallen zu erhalten. Unter diesem Gesichtspunkte muß sich auch das Lehenseigentum entwickeln. Deshalb erscheint es auch unfreier, verwickelter als das römische. Nach dem Vorbilde des Lehenseigentums gestaltet sich auch der übrige mittelalterliche Eigentumsbegriff viel verwickelter und absoluter als der römische. Wird er deshalb in seiner Ausübung gemäßigter? Keineswegs. In treffendem Kontrast zieht nun der Verfasser die Städte heran, die sich zur Abwehr der Gewalttaten, zum Schutze von Leben und Eigentum im Mittelalter froh entfalteten. Wirksame Gerichte, Milderung der die Frauen und Fremden betreffenden Gesetzgebung, Sorge für friedliche Arbeit finden hier im Gegensatz zu der Auffassung des klassischen Altertums und im Gegensatz zu ihrer mittelalterlichen Umgebung eine heimische Stätte. Ein angemessenes Finanzsystem, eine wirksame Verwaltungspflege, Armenschutz und Fürsorge, ein durch Häuserleihe und Rentenkauf auch den Minderbemittelten zugänglicher Eigentumserwerb nehmen als bedeutsame Fortschritte der Entwicklung von den Städten ihren Ausgang.

Die neue Zeit hatte reichlich mit dem schwierigen Erbe zu tun, das ihr das Mittelalter hinterlassen. Die Feudallasten und die Unsicherheit des Eigentums waren die Hauptübel, die aus der früheren Zeit übernommen worden waren. Dazu kamen dann neue, die die sichere und ruhige Entwicklung des Eigentums in verhängnisvollster Weise gefährdeten. Vor allem die zahlreichen, ohne Einhaltung von Völkerrechtsschranken geführten Kriege, die daraus wieder erwachsenden Finanznöte, welche den Fürsten zu immer erneuten Angriffen auf das Eigentum des Untertanen (Münzverschlechterungen!) drängten. Unter dem Landesfürsten drückte wieder der Adel durch seine Steuerprivilegien, durch seine Entfremdung von der Staatsarbeit, durch das Bauernlegen u. a. m. auf das Eigentum der übrigen Staatsbürger.

*) L. Felix: Der Einfluß von Staat und Recht auf die Entwicklung des Eigentums. Leipzig 1903, 2. Hälfte, 2. Abteilung. Die neue Zeit, die französische Revolution.

Gegenüber diesen Schattenseiten weiß der Verfasser auch die Lichtseiten der neuzeitlichen Entwicklung hervorzuheben. Vor allem die allmählige Entwicklung des Kapitalismus, die in Bankgründungen, in der Herausbildung der Aktien- und Versicherungs-Gesellschaften, in der Kolonisation der Kulturnationen Stütze und Förderung erhält. Dazu kommt die von erleuchteten Fürsten und hervorragenden Denkern der Staatswissenschaft (Merkantilisten und Physiokraten!) ausgehende Förderung der Volkswohlfahrt und dadurch des Privateigentums. Freilich waren das nur vorübergehende Palliativmittel. Es bedurfte eines viel radikaleren Mittels, um gründlichen Wandel der Verhältnisse herbeizuführen. Dies besorgte die französische Revolution. Ohne ihre Schattenseiten zu verkennen, werden ihre Wirkungen namentlich auf die Entwicklung des Eigentums mit folgenden Worten zusammengefaßt: „Unter ihrem Einflusse nahmen die Staaten des Kontinents einen modernen Charakter an; indem die Revolution den Polizeistaat zerschmetterte und an seine Stelle den Rechtsstaat setzte, gewährleistete sie den Staatsbürgern Freiheit der Person und des Eigentums und schuf die seit dem Mittelalter so sehr vermißte Rechtssicherheit. . . . Im 17. Artikel der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte wird die Unverletzlichkeit des Eigentums und damit zum erstenmal für Frankreich das Recht auf Entschädigung bei Enteignungen ausgesprochen. Eine wenn auch nicht absolute, doch relative Rechtsgleichheit trat durch die gesetzliche Aufhebung der Privilegien ein, wodurch, sowie infolge einer rationelleren Anlage der Auflagen und der Kontrolle des Staatshaushalts, der Steuerdruck, der zu Gunsten des Adels und der Geistlichkeit auf Bürgern und Bauern gelastet hatte, erheblich gemildert wurde. Die Rechtsgleichheit ward auch durch Wiederherstellung des gleichen Erbrechtes sowie durch eine gerechte Abänderung der Wehrverfassung und durch die Bestimmung, daß niemand seines religiösen Bekenntnisses wegen beunruhigt werden dürfte, gesteigert. Die Beseitigung des Zunftzwanges erhöhte die Unabhängigkeit und Erwerbsfähigkeit der Arbeiter. Die Aufhebung der Reste des Feudalismus war befreiend für die Bauern, die nun erst wirkliche Eigentümer wurden. . . ." (502 f.)

Dies ist nur in ungefähren Zügen der Inhalt dieses Schlußbandes. Das Ganze ist mit einer Fülle von Tatsachen aus der Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte belegt, die ein wahres Monument deutscher Gelehrtenarbeit ist, ein unvergängliches Vorbild für Jüngere bildet. Um nur eines aus dieser Tatsachenfülle hervorzuheben: Wir finden hier zum erstenmal aus den Quellen herausgearbeitet die Grunddifferenz, die das moderne französische Kolonisationssystem von dem englischen Imperialismus und auch von der deutschen „Schutzgebiets"-Auffassung unterscheidet. Sie besteht darin, daß die Engländer und wir Deutsche die Kolonien von vornherein als vom mutterländischen Staatsgebiete gesondert zu beherrschende Gebietsteile auffassen. Die Folge davon ist, daß diese Kolonisten nicht schon gleich die Vorteile der mutterländischen Staatsbürgerschaft, nicht die der mutterländischen Staatsverfassung u. a. m. genießen.

Das ist der Gedanke, das Grundprinzip englischer Kolonisationsverfassung, das wir den Imperialismus (der selbstverständlich nichts mit dem modernen Chamberlainschen zu tun haben will) nennen möchten. Dem gegenüber steht der moderne französische Gedanke, der die Kolonisationsgebiete als französisches Staatsgebiet von vornherein auffaßt und den Kolonisten gleich von vornherein die Vorzüge und Privilegien der Staatsbürger einräumt. Den Beleg, wie diese Auffassung entstanden ist, erbringt das Buch von Felix. Schon in den ersten Julitagen 1789 sagte der Abgeordnete Garet einer Kolonial-Abordnung: „Sans discussions et sans debats vous avez unanimement prononcé, qu'une colonie est une province: ce que ne resout pas seulement, mais ce que suprime à jamais d'un mot ces questions sur les *métropoles et les colonies*, qui en Angleterre ont produit tant de livres. . . . Sage et heureuse sera la nation qui la première saura plier la politique aux circonstances nouvelles *qui consentira a ne voir dans ses colonies que des provinces alliées et non plus sujettes de la métropole*". (Lettres du comte Mirabeau à ses commettants 1789 I. 131, zitiert von Felix a. a. O. 503).

Gegenüber dieser Fülle von Tatsachen, die zwanzig Jahre emsiger Gelehrtenarbeit in einem Werke vereinigt haben, müssen und sollen alle kleinen Einwendungen verstummen, die man vielleicht da und dort gegen die Beweisführung des Verfassers vorzubringen versucht wäre. Vor allem müssen sie verstummen vor dem Resultat des gesamten Werkes, das nicht nur wissenschaftlich von höchster Bedeutung ist, sondern sittlich erhebend wirkt. In dieser „Entwicklungsgeschichte des Eigentums" haben wir ein Gegenstück zu den groß angelegten neueren Werken, die die Geschichte des Sozialismus darstellen. Die Bücher von Felix zeigen gegenüber diesen, welch feines Kulturinstrument das moderne Individualeigentum ist, welche lange und mühevolle Kulturarbeit geleistet werden mußte, um es zu dem zu machen, was es heute immer mehr wird: das Eigentum, „das auf dem Wege der allmählichen Milderung der Gewalt immer weiteren Kreisen zugänglich und immer mehr von Ausbeutungen irgend einer Art befreit worden ist". Dies im Verlaufe der Darstellung wirklich nachgewiesen zu haben ist das unbestreitbare Verdienst des Werkes, weshalb es sich, obwohl das Werk eines einzelnen, jedenfalls mit jenen sozialistischen Sammelwerken messen kann. Aber noch mehr! Es überragt sie auch an sittlichem Ernst und an Gewissenhaftigkeit der Forschung. Wenn der Autor auf die mit dem Individualeigentum verbundenen Mißstände und Gewalttaten der Vergangenheit zu sprechen kommt, dann verhüllt er sie nicht, sondern geißelt sie mit einer für Menschenfreiheit und Recht glühenden Begeisterung, die ein schönes Zeugnis von seiner edlen Menschlichkeit selbst ablegt. Dies befähigte auch diesen Mann zur Schaffung eines solchen Werkes. Denn der Geschichtschreiber trägt die innere Wahrheit seiner Darstellung nicht zum geringen Teil in seiner eigenen Persönlichkeit. Deshalb und nur deshalb, weil er die Schattenseiten des Individualeigentums und seiner Ausübung in der Vergangenheit mit unnachsichtlicher Offenheit aufdeckt, vermögen wir dem Autor auch die großen Lichtseiten zu glauben, die er mit der erfahrenen Hand des tiefkundigen Gelehrten uns erschließt. Reicher Dank der Mitwelt und ein Ehrenplatz in der Geschichte der Kulturwissenschaften ist dieser „Geschichte des Individualismus" gesichert!

Prof. Dr. Julius Hatschek.

Bücher und Zeitschriften.

Roma nel Mille: Poema drammatico di *Filippo Zamboni*. In IX parti, con Note storiche originali specialmente sul secolo XI. Firenze, Civelli 1903.

Ein Drama, das die deutsch-italienischen Kämpfe um das Jahr 1000 behandelt und in dessen Mittelpunkt die schwermütig-poetische Gestalt Otto III. und die seines gelehrten Günstlings Sylvester II. steht, hat im vorhinein Anspruch auf das Interesse der Deutschen. Schrieb doch auch Gregorovius 1876 bald nach dem Erscheinen des Werkes in einem italienischen Brief, der auch in der Vorrede abgedruckt ist, an den Verfasser: „Ihnen, dem Dichter, will ich gestehen, was ich keinem sagen würde, der bloß gelehrt ist im gewöhnlichen Sinne des Wortes und nichts weiter." Nämlich, wie das Rom jener Tage ihn derart erwärmte und anregte, daß er daran dachte ein Drama zu entwerfen, welches den jungen Kaiser zum Helden gehabt hätte; und er beglückwünscht Zamboni zur hochpoetischen Lösung einer Aufgabe, an die er selbst sich schließlich nicht gewagt hatte. Auch Karl v. Thaler, Hamerling, Adolf Pichler, Karl Hillebrand, Julius Schanz und andere Deutsche waren des Lobes voll über die geniale Dichtung, die nicht bloß persönliche Konflikte, sondern in großen Zügen den Kampf ganzer Völker gegeneinander und gegen oder für Kaisertum und Papsttum schildert und all das in kraftvollen

gedanken- und bilderreichen Versen, in einem, trotz kühner neuer Formen, so klassischen Italienisch, wie es bei der heutigen französierenden Sprachverwilderung nur mehr von verschwindend wenigen geschrieben wird. — An das Drama schließen sich 213 Seiten Noten, die eigentlich dem ersteren eine gefährliche Konkurrenz machen, da sie — jede für sich interessant — in so abwechslungsreicher Weise zusammengestellt sind, daß sie den Leser, der darinnen vielleicht nur flüchtig nachschlagen wollte, festhalten, bis er an ihr Ende gelangt ist. Diese Anmerkungen sind in erster Linie die Frucht gründlicher geschichtlicher Studien, verbreiten sich aber über alle Gebiete menschlichen Wissens und Könnens; eilen mit dichterischem Schwung den Errungenschaften moderner Forschung voraus; schwärmen uns physikalische Zukunftsphantasien, Möglichkeiten, die zur Wirklichkeit werden können, vor; erzählen uns von literarischen und politischen Erinnerungen eines reichbewegten Lebens, kurz sind nicht weniger originell als das Drama selbst. Der Generation des Risorgimento angehörig, erzogen in Rom, das er als Student 1849 unter Garibaldi verteidigte (ja er befehligte sogar trotz seiner Jugend das Battaglione Universitario im Kampf um die Villa Pamphili) zeigt sich der Dichter im ganzen Werk als glühender Patriot und von einer so erbitterten, leidenschaftlichen, sich bis zu Zornausbrüchen steigernden Feindseligkeiten gegen die römische Kurie, daß sie den deutschen Leser wohl recht fremdartig berührt, aber wer weiß nicht, daß beim italienischen Patriotismus immer ein gut Teil Haß, sei es gegen ein Volk, eine Dynastie oder das Papsttum mit unterläuft! Und wie sehr er zur Zeit, als das Poem entstand, wo es sich nicht nur darum handelte in Rom einzuziehen, sondern auch wirklich dort zu bleiben, seinen Landsleuten aus der Seele gesprochen, bewies der damalige Erfolg desselben. Es wurde fast wie eine nationale Tat gefeiert und allgemein, auch von Giosuè Carducci, Niccolinis „Arnaldo da Brescia" an die Seite gestellt und rasch war die ganze Auflage des Buches vergriffen. Der „Roma nel Mille", die das poetische Hauptwerk des Verfassers ist, ging schon 1859 eine Jugendarbeit, die historische Tragödie: „Bianca della Porta", voraus und folgte 1885 das dramatische Gedicht: „Sotto i Flavj" und der bekannte Philolog und strenge Literaturhistoriker Raffaello Fornaciari führt Zamboni zwischen Rovere und Costa als jene an, die nach den Romantikern dem geschichtlichen Drama die neue Richtung gegeben. Vielleicht ist es für ein deutsches Publikum nicht ohne Interesse zu erfahren, daß der Dichter seit vielen Jahren in Wien lebt und wirkt.

x.

*

Allgemeine Rundschau.

Hrotsvit von Gandersheim.

Da die zweite Sappho oder die zehnte Muse im Augenblick in Bayern wieder eine Rolle spielt, wollen wir der von den Simplicissimus-Verhandlungen des Bayerischen Landtages ausgehenden Anregung gern Folge leisten, um auf die neueste Literatur über die Nonne von Gandersheim aufmerksam zu machen. An dieser Stelle war wohl zuletzt am 30. Mai 1900 von ihr die Rede (Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 123, L. Katona, die altungarische Uebersetzung des „Dulcitius" der Hrotsuitha). Inzwischen ist die neue meisterhafte Ausgabe von Paul v. Winterfeld 1902 erschienen; die ganz brauchbare Uebersetzung der Dramen der christlichen Sappho von Ottomar Piltz mit guter Einleitung und einigen notwendigen Erklärungen ist nach den Reklamnummern 1491/1492 schon älter. Aber in ganz aktueller Weise liegt uns eine durchaus klare und übersichtliche, die ganze frühere Literatur umfassende Würdigung der Dichterin allerneuesten Datums vor: Oberlehrer Dr. Karl Strecker in Dortmund widmet ihr in den „Neuen Jahrbüchern für das klass. Altertum rc. rc. vom 15. September und 15. Oktober 1903" eine sehr lesenswerte Studie, in der man auch fast die ganze frühere Literatur aufgeführt oder zitiert findet. Für die Simplicissimus-Debatte interessant ist natürlich hauptsächlich Hrotsvits sittlicher Standpunkt in ihren Dramen, in denen sie ja „den verfluchten Wahnsinn der Liebenden und ihre verwerflichen Liebesgespräche" behandelt und vor den allerbedenklichsten Situationen nicht zurückschreckt. Sie versenkt sich allerdings nur errötend in ihren Gegenstand; es hat aber in neuerer Zeit nicht an Stimmen gefehlt, die an ihrem sittlichen Charakter zweifelten und meinten, ein Mädchen, das in diesen Situationen eine solche Sachkenntnis beweise, müsse doch eine recht stürmische Vergangenheit hinter sich haben, ja vielleicht seien ihr diese schlüpfrigen Partien die Hauptsache gewesen. Aber Strecker ist der Ansicht, daß, wer unbefangen die ganze Persönlichkeit der Dichterin auf sich wirken läßt, von der Grundlosigkeit dieser Beschuldigungen überzeugt sein muß. Und das fromme Mittelalter war ja auch nicht so zimperlich wie die Gegner des Simplizissimus geworden sind. Ließ es sich doch auch gefallen, daß die Gattin des Gongolf von einem verruchten Kleriker verführt wurde (Hrotsvits Leben St. Gongolfs). Bayern hat ja im allgemeinen, auch abgesehen von dem aktuellen Hrotsvit-Interesse, Grund, sich um die Dichterin zu kümmern: Gerberga, Aebtissin von Gandersheim zur Zeit als Hrotsvit daselbst lebte, war die Tochter Herzog Heinrichs von Bayern und der Judith, der Tochter Arnulfs. In Regensburg ist die einzige Handschrift der Werke der Dichterin auf die Nachwelt gekommen und in der Walhalla ist sie von Ludwig I. verherrlicht. In Regensburg wurde auch die Aschbachsche Celteshypothese am heftigsten bekämpft, namentlich durch den Grafen Hugo von Walderdorff. Der Streit darüber, ob der Humanist Celtes, der Entdecker der Regensburger Handschrift, nicht eigentlich der Dichter der Hrosvitschen Dichtungen war, erregte 1867 weiteste Kreise. Jetzt zweifelt Niemand mehr, daß Hrosvith lebte und dichtete.

M.

*

Münchener Anthropologische Gesellschaft.

In der Sitzung am 11. Dezember 1903 gab Herr Prof. Dr. S. Günther einen interessanten Ueberblick über „Entwicklung, Richtpunkte und neuere Methoden der Völkerkunde". Er betonte den Gegensatz zwischen der Ethnographie, welche sammelt und beobachtet, und der „Ethnologie", welche aus dem aufgespeicherten Stoffe allgemeine Schlüsse zieht; während sich erstere rasch entwickelte, war bei letzterer der Entwicklungsgang ein ganz allmählicher. Von besonderer Bedeutung ist das 18. Jahrhundert, an dessen Ausgang Blumenbachs Einteilung der Menschenrassen steht. Nachdem der Vortragende den Aufschwung, der insbesondere mit dem Auftreten Bastians verbunden ist, geschildert hatte, kennzeichnete er die Stellung der Völkerkunde im Bereiche der Gesamtwissenschaft. Nach dieser Seite hin sind maßgebend die modernen völkerkundlichen Untersuchungsmethoden: die „somatisch-anthropologische", welche zur Prähistorie innige Beziehungen unterhält; die „linguistische", deren hoher Wert man unumwunden anerkennen muß, ohne in die Uebertreibungen einer hinter uns liegenden Epoche zu verfallen; die „psychologisch-vergleichende", die auch zur Herausbildung einer ethnologischen Jurisprudenz und einer allgemeinen Religionswissenschaft geführt hat; endlich die namentlich von Ratzel geförderte „geographische", die darauf ausgeht, die Verbreitung der menschlichen Kulturfortschritte über den Erdball hin festzustellen. Es wurden die verschiedenen Methoden in einzelnen Beispielen erläutert. Die Schlußfolgerung des Redners ging dahin, daß sich die bisherige Union zwischen Geographie und Völkerkunde nicht auf die Dauer aufrecht erhalten lassen werde und daß die letztere nach Selbständigkeit zu trachten vollauf berechtigt sei. — Hierauf sprach Herr Professor Dr. Maas in einem übersichtlichen und klaren Vortrage über „die neue Richtung in der entwicklungsgeschichtlichen Forschung". Nachdem eine Zeitlang die Entwicklungsgeschichte nur als Hilfswissenschaft für die Abstammungslehre betrachtet wurde, wurde sie in letzter Zeit mehr um ihrer selbst willen gepflegt, vor allem auch infolge der neuen Methode der experimentellen Forschung. Man begnügt sich nicht mehr, die einzelnen Phasen der Entwicklung morphologisch festzustellen und eventuell vergleichend anatomisch zu studieren, sondern man sucht auf experimentellem Wege die Ursachen der Entwicklung soweit als möglich festzulegen, was bisher unerklärbar war, auf ein möglichst geringes Maß einzuschränken. Es stehen

sich zwei Theorien gegenüber. Die evolutionistische oder Zerlegungstheorie von Weismann nimmt an, daß die Verschiedenheiten, die während des Entwicklungsganges am Objekt auftreten und sich nach und nach als Anlagen besonderer Bildungen zu erkennen geben, schon von allem Anfang an im Kern vorhanden sind und aus diesem die späteren Differenzierungen durch qualitativ ungleiche Kernteilung hervorgehen. Nach der epigenetischen Theorie nach O. Hertwig, Driesch sind die Mannigfaltigkeiten, die im Laufe der Entwicklung immer mehr hervortreten, nicht von allem Anfang an vorhanden, sondern werden erst durch den Entwicklungsgang selbst erzeugt. Jede Zelle, auch in ihrer weitgehendsten Differenzierung, ist mit ihrem Kern Trägerin der gesamten Arteigenschaften. Zur Entscheidung über die Richtigkeit der einen oder anderen dieser beiden Theorien, die sich aber nicht so schroff gegenüberstehen als es den Anschein hat, trägt das Experiment bei. Dabei sind dreierlei Ursachen zu berücksichtigen. Die äußeren Ursachen, wie Temperatur, Gase und andere Stoffe sind, wie die Experimente lehren, nur eine Energiequelle, die nötig ist zur Entwicklung, die aber auf die Richtung der Entwicklung nicht bestimmend wirkt. Die Beobachtung, daß bei Entziehung von Kalk den Seeigellarven nicht nur das Kalkskelett, sondern auch die entsprechenden, charakteristischen Armfortsätze in mehr oder minder hohem Grade fehlen, führt auf die inneren Ursachen über, d. h. auf solche, die nicht schon im Ei vorhanden, sondern sich aus den Beziehungen zwischen den einzelnen Teilen erst während der Entwicklung ergeben. Ein schönes Beispiel dafür, selbst noch auf einer späteren Entwicklungsstufe, bilden die Experimente am Wirbeltierauge. Fehlt die Augenblase oder wird sie am Entstehen verhindert, so fehlt auch die Linsenbildung und die aufgehellte Epidermis. Das Studium der inneren Ursachen mit Hilfe des Experiments vor allem an frühen Stadien der Entwicklung, den Eifurchungsstadien, ist besonders wichtig für die Entscheidung zwischen den genannten Theorien. Wenn während des Entwicklungsganges die im Ei vorhandene Erbmasse nach Qualitäten auf die verschiedenen Zellen verteilt wird, so wird ein Teilstück der Furchungsstadien, ein Blastomer, wenn es isoliert wird, weil nur mit begrenzten Fähigkeiten ausgestattet, nur einen bestimmten Teil (½, ¼ u. s. w.) des Embryo liefern können. Wenn aber alle Zellen zunächst gleichwertig sind, und das Schicksal derselben durch die Lage bestimmt wird, so muß sich ein isoliertes Blastomer zu einem ganzen, nur verkleinerten Embryo ausbilden. Man hat, wie die große bisherige Literatur gezeigt, die einzelnen Teile während der Entwicklung sowohl isoliert als auch verlagert. Es hat sich in verschiedenen Fällen ergeben, daß sowohl bei Isolierung als auch bei Verlagerung normale Endprodukte erzielt werden können. In einigen Fällen entstand durch Zerstörung eines Halbblastomer manchmal ein Halbembryo, die Vertreter der evolutionistischen Ansicht glauben deshalb die Ganzbildung durch eine Hilfshypothese, durch die Annahme von Reservefähigkeiten erklären zu können, die nur in besonderen Fällen zutage treten. Diese Hilfshypothese ist nicht notwendig für die epigenetische Ansicht, wenn man bei qualitativ gleicher Kernteilung als spezifische Ursachen noch die Unterschiede in der Quantität, Verteilung und Ausgleichfähigkeit der plasmatischen Substanzen, die auf die Entwicklungsstadien vom Ei her schon übertragen werden, in Rechnung zieht. Die epigenetische Theorie wird weiter gestützt durch die Verschmelzungsexperimente. Es gelang durch die technisch äußerst schwierige Verschmelzung zweier Individuen während der Entwicklung in einigen Fällen Einheitsbildung zu erzielen, man erhielt eine Seeigellarve mit nur einem, nur entsprechend vergrößertem Urdarm, eine einheitliche, nur doppelt so starke Mesenchymbildung und endlich ein großes, vollkommenes proportionales Einheitsskelett. Daß in anderen Fällen Doppelbildungen in verschieden hohem Grade sich ergaben, läßt sich aus der Lage im ganzen und der Beziehung der Plasmateile zu einander erklären, die Hilfshypothese der Reserveidioplasmen kann hier nicht in Anwendung gebracht werden. Die Experimente sprechen für die epigenetische Theorie, sie haben aber noch eine weitere interessante Tatsache kennen gelehrt. Bei den Embryonen aus ½, ¼ u. s. w. Blastomeren sind die Zellen nicht ein Halb oder ein Viertel so groß als bei normal entwickelten Embryonen, sondern die Größe und Beschaffenheit der Zelle ist für jede Tierart etwas ganz Spezifisches, Festgelegtes, nur die Zahl der Zellen, die ein Organ zusammensetzen, werden entsprechend den Ausgangsstadien auf die Hälfte oder ein Viertel reduziert, bei Isolierung einzelner Blastomeren tritt die entsprechende Verminderung der Zellzahl ein, bei Verschmelzung die entsprechende Vermehrung. Die Differenzierung richtet sich also einerseits nach der verschiedenen Quantität des Ausgangsmaterials, einer variablen Größe, andererseits gleichzeitig nach der Zellengröße und den Proportionen der betreffenden Art, also einer konstanten Größe. Die Resultate der Experimente führten Driesch zur Lehre von der „Autonomie der Lebensvorgänge“, die als Neovitalismus bezeichnet wurde. Der Vortragende ist der Ansicht, daß wir auf dem Wege der experimentellen Forschung in der Entwicklungsgeschichte für die rätselhafte Wirkung des Ganzen auf die Teile mit der Zeit ein Verständnis erwarten dürfen, ohne zu einem neuen, vitalistischen Prinzip zu greifen. — (Die im Vortrag kurz skizzierten Ergebnisse der experimentellen Entwicklungsgeschichte hat der Vortragende ausführlich behandelt in dem Werke: O. Maas. Einführung in die experimentelle Entwicklungsgeschichte (Entwicklungsmechanik). 8°. XVI. 203 S. mit 135 Figuren im Text. Wiesbaden 1903, J. F. Bergmann.)

*

Der Schiffahrtsverkehr auf dem Amu Darja.

Früher bestand das Vorurteil, als sei der Amu Darja nur etwa 200 km oberhalb seiner Mündung schiffbar. Diese Ansicht hat sich, wie das Zentralblatt der Bauverwaltung in einer kleinen Studie über diesen Fluß mitteilt, inzwischen als völlig irrig erwiesen. Zur Zeit verkehren sechs Regierungsdampfer von Petro Alexandrowsk am Unterlauf über Tschardschui, Kerki und Kelif hinaus bis nach Termes (Patta Gissar) an der Grenze Afghanistans. Der erste Dampfer erschien im Jahre 1895 vor Nukus unweit der Mündungsinseln, im Jahre 1887 verkehrten zwei Dampfer auf dem Mittellauf, die 1886 bei Tschardschui erbaut und dort vom Stapel gelassen wurden. Leider hat sich seitdem die Dampfschiffahrt kaum merkbar entwickelt, für den Unterhalt der sechs Dampfer muß die Regierung jährlich etwa 1.30 Mill. Mark (600,000 Rubel) aufwenden. Vom 1. April bis zum 1. Oktober findet ein regelmäßiger Verkehr statt, und zwar zwischen Tschardschui und Kerki zweimal wöchentlich, bis Termes (Patta Gissar) einmal wöchentlich, während der übrigen Jahreszeit überhaupt nur einmal wöchentlich. Je nach Bedarf halten die Dampfer auch an Dörfern, die zwischen den genannten Ortschaften liegen. Personendampfer besitzen Kajüten nur erster und dritter Klasse und pflegen kleine Barken von 49 bis 82 Tonnen (3000—5000 Pud) Ladefähigkeit mitzuschleppen. Außerdem ist noch ein größerer Schleppdampfer eingestellt, der bis 196.6 Tonnen (12,000 Pud) Güter in Barken zwischen Tschardschui und Termes befördert. Für die Personenbeförderung werden im Sommer (vom 1. April bis zum 1. Oktober) von Tschardschui bis Termes, d. h. auf rund 462 km (433 Werst) Länge, erster Klasse etwa 28 Mark (13 Rubel), dritter Klasse nur etwa 9.50 Mark (4 Rubel 38 Kop.) erhoben. Stromaufwärts legt ein Dampfer mit einer Barke von etwa 82 Tonnen (5000 Pud) Ladung selten mehr als 4.5 bis 5.5 km (4 bis 5 Werst) in der Stunde zurück. Für die Kesselfeuerung wird flüssiger Heizstoff (Naphtharückstände) benutzt, den die Dampfer in kleinen Barken mitschleppen. Auf dem Amu Darja werden auch Güter in besonders ausgebildeten Kähnen von Menschen getreidelt, die wegen der Abwesenheit von Treidelwegen am Ufer tief im Wasser waten. Für die Güterbeförderung dienen auch Ruderschiffe, sog. „Kaïke“. Jenseit des 39° östlicher Länge bestanden früher auf dem Amu Darja keine Flußfahrzeuge, zum Uebersetzen wurden damals von den Ortsbewohnern luftgefüllte Schläuche, sog. „Tursuks“ benutzt.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Kantfeiern. Anläßlich des 100jährigen Todestages Kants wird die Berliner philosophische Gesellschaft eine Feier im großen Rathaussaale abhalten, in der

Professor Adolf Lasson die Festrede halten wird; in Paris wird die französische Friedensliga unter der Beteiligung von Frédéric Passy und anderen bekannten Persönlichkeiten gleichfalls das Andenken des großen deutschen Philosophen ehren.

* Radiumversuche in Joachimstal. In Joachimstal, wo die seit der Entdeckung des Radiums vielgenannte Uranpechblende bergmännisch gewonnen wird, wurden, wie von dort geschrieben wird, Versuche mit Radiumphotographien erfolgreich durchgeführt. Der Vorgang ist sehr einfach und kann von jedem Amateur, der sich im Besitze eines Stückes Uranpechblende befindet, wiederholt werden. In einer Dunkelkammer stellt man auf die photographische Platte eine Schachtel aus Holz oder Pappe, in welcher sich die zu photographierenden metallischen Gegenstände, wie Münzen, Schlüssel u. s. w., befinden. Darauf wird eine weitere Schachtel gestellt, welche ein Stück Uranpechblende enthält. Vorteilhaft ist es, dieses Material in Pulverform anzuwenden. Die Strahlen, welche von dem darin enthaltenen Radium ausgehen, geben, wenn sie zwei bis drei Tage auf die Platte wirken, ein ganz deutliches Bild der metallischen Gegenstände. Die einzige Schwierigkeit besteht nur in der Beschaffung der Uranpechblende.

W. Erfolglose Nachforschungen nach der v. Tollschen Expedition. Aus St. Petersburg wird unter dem 16. d. M. gemeldet: Ein Bootsmann der zur Auffindung des Barons v. Toll entsandten Expedition unter Leutnant Koltschak ist am 15. November in Jakutsk eingetroffen und meldet, daß die Nachforschungen nach Baron v. Toll auf den Neusibirischen Inseln und auf Bennettland erfolglos geblieben sind. Auf Bennettland habe Baron v. Toll Schriftstücke hinterlassen, wonach er sich am 8. November 1902 südwärts wandte. Die Expeditionen der Leutnants Koltschak und Porusznewo werden nunmehr zurückerwartet.

ct. Der 6. Internationale Zoologen-Kongreß wird am 14. August dieses Jahres in Bern abgehalten werden und bis zum 19. August dauern. Zum Vorsitzenden ist bereits vom vorigen Kongreß Professor Studer in Bern ernannt worden. Ausflüge sind nach Neuenburg und an die Jura-Seen zur Besichtigung der Pfahlbauten in Aussicht genommen. Die Schlußsitzung wird in Interlaken stattfinden.

ct. Eine radiumistische Zeitschrift wird binnen kurzem in Paris unter dem Titel Le Radium erscheinen und in Monatsheften möglichst vollständige und neue Berichte über die Fortschritte in der Erforschung des Radium und seiner Eigenschaften veröffentlichen.

*

Hochschulnachrichten.

r. **Heidelberg.** Zum Gedächtnis des 100. Todestages findet am 12. Februar in der Aula der hiesigen Universität eine Kant-Feier statt. Geh. Rat Professor Dr. Wilhelm Windelband wird die Gedenkrede halten. — Derselbe spricht in einer Versammlung des hiesigen Nationalliberalen Vereins am 2. Februar über „Hegel und den Liberalismus“. — Honorarprofessor Dr. Salomon Lefmann (indische Philologie) ist von der kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag zum korrespondierenden Mitglied ernannt worden.

r. **Straßburg.** Der Privatdozent für Astronomie an der Universität Straßburg Dr. Wirtz wurde zum Observator der dortigen Universitäts-Sternwarte ernannt.

hc. **Leipzig.** Der Privatdozent für indische und iranische Philologie Dr. Theodor Bloch ist aus dem Verbande der Universität ausgeschieden.

r. **Königsberg.** Der Privatdozent für Geschichte an der hiesigen Universität Dr. Max Immich ist am 15. d. M. in Berlin gestorben.

* Als Nachfolger Professor Jollys in der Leitung der Nervenabteilung der Berliner Charité ist, verschiedenen Meldungen zufolge, der bekannte Jenenser Psychiater [Professor] Binswanger ausersehen.

W. Frauenstudium. Den weiblichen Studierenden der Universität Königsberg ist von der medizinischen Fakultät nunmehr die Teilnahme am Unterricht in der Anatomie, und zwar separat, gestattet worden.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Soeben ist in der **Herderschen Verlagshandlung** zu Freiburg im Breisgau erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (5451)

Kunstlehre in fünf Teilen.

Von **Gerhard Gietmann** S. J. und **Johannes Sörensen** S. J. gr. 8°.

V. Teil (Schluß): **Aesthetik der Baukunst.** Von G. Gietmann S. J. Mit 26 Tafeln und 100 Abbildungen im Text nebst einem Sach- und Namenregister zu allen fünf Bänden der Kunstlehre. (X u. 390) M. 6.—; geb. in Halbfranz M. 8.—

Früher sind erschienen:

I. Teil: **Allgemeine Aesthetik.** Von G. Gietmann S. J. Mit 11 Abbildungen. (VI u. 340) M. 4.20; geb. M. 6.—

II. Teil: **Poetik und Mimik.** Von G. Gietmann S. J. Mit 7 Abbildungen. (X u. 520) M. 6.—; geb. M. 8.—

III. Teil: **Musik-Aesthetik.** Von G. Gietmann S. J. Mit 6 Abbildungen u. vielen kürzeren Musikproben (VIII u. 370) M. 4.40; geb. M. 6.20

IV. Teil: **Malerei, Bildnerei und schmückende Kunst.** Von J. Sörensen S. J. Mit 2 Farbendrucken und 92 Abbildungen auf 40 Tafeln. (XIV u. 344) M. 6.—; geb. M. 8.—

Jeder Teil ist einzeln verkäuflich.

Soeben erschien:

ANTIQUARISCHER LAGER-KATALOG XVI

BÜCHER FÜR BIBLIOPHILEN

(Almanache — Archaeologie — Architektur — Buchausstattung — Carl August und die klass. Zeit in Weimar und Jena — Holzschnittwerke des 19. Jahrhunderts — Jena (Schlacht — Universität — Stadt — Naturwissenschaftliches) — Kräuterbücher — Kunst — Numismatik — Ornithologie — Pomologie — Reformationsgeschichte — Reisewerke — Stammbücher — Städte- und Gildenwesen — Studentica — Auf Fr. v. Schiller bezügl. Manuskripte von der Hand und aus dem Nachlass seiner Tochter Carolina)

679 Nummern.

Ferner erschien:

VERZEICHNIS EINER HERVORRAGEND SCHÖNEN SAMMLUNG VON 22,000

COSTÜM-BLÄTTERN

in Aquarell, Handzeichnung, Kupferstich, Holzschnitt, Lithographie u. s. w.

Die Sammlung ist von kaum wieder zu erreichender Vollständigkeit, sie behandelt alle Jahrhunderte und alle Länder und ist systematisch genau geordnet. (5477)

Beide Verzeichnisse stehen gratis zur Verfügung.

JENA. FR. STROBEL.

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 20. Januar. Nummer 15.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Goethes „selbstbewußte Illusion“. Von Prof. Dr. Konrad Lange (Tübingen).

Der Künstler Moritz v. Schwind. (Schluß.) Von Dr. Paul Schmidt.

II. Bücher und Zeitschriften.

Neue Pfade zum alten Gott.

III. Allgemeine Rundschau.

Prof. v. Behring über seine Tuberkulose-Forschungen. — Französische Forschungsreisen in Mittelafrika. — Neueres über die Verwandten-Ehe. — Ausländer auf den deutschen Universitäten. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Goethes „selbstbewußte Illusion“.

Von Professor Dr. Konrad Lange (Tübingen).

I.

In meinem „Wesen der Kunst“ habe ich den Nachweis zu führen gesucht, daß jeder Kunstgenuß auf einer ästhetischen Illusion beruhe. Unter ästhetischer Illusion, im Gegensatz zu der gewöhnlichen Illusion, die eine einfache Selbsttäuschung ist, verstehe ich eine bewußte Selbsttäuschung, d. h. eine Selbsttäuschung, die uns als solche bewußt ist. Wir wissen, daß das, was wir wahrnehmen, nur ein Scheinbild, ein Surrogat des Vorgetäuschten ist, und stellen uns trotzdem das letztere so lebhaft wie nur immer möglich vor.

Durch psychologische Analyse kam ich dann zu dem Ergebnis, daß die bewußte Selbsttäuschung sich aus zwei Vorstellungsreihen zusammensetzt, deren eine sich auf die Natur (das Leben, die Bewegung, das Gefühl u. s. w.), die das Kunstwerk darstellt, und deren andere sich auf das Kunstwerk als solches, als Werk von Menschenhand bezieht. Gerade dadurch, daß beim ästhetischen Genuß zwei Vorstellungsreihen in uns entstehen, ist die Täuschung als solche ausgeschlossen. Entstünde nur eine Vorstellungsreihe, nämlich die der dargestellten Natur, so würden wir das Kunstwerk für Natur halten, d. h. wirklich getäuscht werden. Daran hindert uns aber die andere Vorstellungsreihe, die sich auf das Kunstwerk als Kunstwerk bezieht. Denn mögen wir uns beim Anblick des gemalten Baumes auch noch so lebendig den wirklichen Baum vorstellen, wir sehen doch gleichzeitig ganz genau, daß er gemalt ist, und alles, was mit dieser Wahrnehmung sonst noch zusammenhängt, kann nur dazu dienen, uns immer wieder in die Wirklichkeit zurückzurufen, eine tatsächliche Täuschung zu verhindern. So ist also die Bewußtheit der Selbsttäuschung eben durch die Zweiheit der Vorstellungsreihen bedingt und man kann nur entweder beides annehmen oder beides verwerfen. Nimmt man beides an, so mag man sich die Sache so zurechtlegen, daß die eine Vorstellungsreihe, die wenn wir sie allein erlebten, zu einer kompletten Täuschung führen würde, durch die andere fortwährend kontrolliert und korrigiert wird.

Da wir nun nach einem bekannten psychologischen Gesetz diese beiden übrigens ganz heterogenen Vorstellungsreihen nicht gleichzeitig erleben können, so schloß ich hieraus, daß das Charakteristische der ästhetischen Anschauung ein fortwährender Wechsel zwischen zwei Vorstellungsreihen, ein abwechselndes Sichvordrängen der Vorstellung „Künstler“ (respektive Kunstwerk) und „Natur“ (resp. Gefühl) in unserem Bewußtsein sei.

Diese Theorie, die ich als „Illusionstheorie“ bezeichnet habe, ist von den meisten Psychologen rundweg abgelehnt worden. Man hat sowohl den Ausdruck „bewußte Selbsttäuschung“ als auch die „Zweiheit der Vorstellungsreihen“ als etwas psychologisch völlig unmögliches hingestellt und nicht ohne einen mißbilligenden Hinweis auf meine fehlerhafte psychologische Terminologie mit aller Bestimmtheit behauptet, die eigene Selbstbeobachtung lehre jeden Menschen, daß der Kunstgenuß etwas vollkommen einheitliches sei, wobei ein Wechsel zwischen zwei Vorstellungsreihen durchaus nicht stattfinde. Ueberhaupt sei ein solcher — wie das Beispiel des ethischen Konflikts zeige — immer unlusterregend und schon deshalb beim ästhetischen Genuß unmöglich.

Es war mir deshalb doppelt interessant, kürzlich von befreundeter Seite auf zwei Aeußerungen Goethes hingewiesen zu werden, die Zeugnis dafür ablegen, daß zum mindesten Er diese Selbstbeobachtung nicht gemacht hat, im Gegenteil, daß nach seiner Auffassung die Zweiheit der Vorstellungsreihen geradezu den Höhepunkt des ästhetischen Genusses darstellt. Und weiterhin, daß auch die „bewußte Selbsttäuschung“ schon bei ihm unter dem Namen „selbstbewußte Illusion“ vorkommt und eine sehr charakteristische Rolle spielt.

Im Juli 1827 traf Eckermann den greisen Dichter wiederholt bei der Lektüre von Manzonis Verlobten. Er war von dem italienischen Roman, dessen wunderbare Beschreibung der Pest in der Geschichte der naturalistischen Erzählerkunst einzig dasteht, ganz entzückt und versicherte, derselbe bringe ihn auf viele neue Gedanken. Was Aristoteles von der Tragödie behaupte, nämlich, daß sie Furcht erregen müsse, das gelte von der Poesie überhaupt und bestätige sich auch hier. Eine besondere Form dieser Furcht sei die Angst, die der Leser um den Helden einer Dichtung empfinde, wenn er ihn von einer physischen Gefahr bedroht sehe. Von dieser Angst mache Manzoni einen sehr glücklichen Gebrauch, indem er sie „in Rührung auflöse und uns durch diese Empfindung zur Bewunderung führe.“ Rührung und Bewunderung, das seien die beiden Gefühle, in die man bei der Lektüre abwechselnd versetzt werde. „Der Eindruck beim Lesen ist derart, daß man immer von der Rührung in die Bewunderung fällt und von der Bewunderung wieder in die Rührung, so daß man aus einer von diesen großen Wirkungen gar nicht herauskommt. Ich dächte, höher könnte man es nicht treiben.“

Und bald nachher erklärt er das noch etwas näher, indem er ausführt, daß die Angst sich auf den Inhalt der Dichtung, die Bewunderung aber auf den Dichter als den Schöpfer des Werkes beziehe. „Das Gefühl der Angst ist stoffartig (d. h. inhaltlich) und wird in jedem Leser entstehen. Die Bewunderung aber entspringt aus der Einsicht, wie vortrefflich sich der Autor in jedem Falle benahm.

und nur der Kenner wird mit dieser Empfindung beglückt werden.“ Und triumphierend fügt er hinzu: „Was sagen Sie zu dieser Aesthetik? Wäre ich jünger, so würde ich nach dieser Theorie etwas schreiben.“

Es ist nicht ganz klar, ob Goethe mit den letzten Worten ein dichterisches Werk oder eine ästhetische Auseinandersetzung meint. Sollte letzteres der Fall sein, so kann man nur sehr bedauern, daß das Alter ihn von der Ausarbeitung dieser Schrift zurückgehalten hat. Denn ich täusche mich wohl nicht, wenn ich annehme, daß die Theorie der bewußten Selbsttäuschung, speziell nach der Seite der beiden Vorstellungsreihen, schon im wesentlichen in ihr enthalten gewesen wäre.

Soll man sich die ästhetische Auseinandersetzung, die dem Dichter bei den zitierten Worten vorschwebte, in seinem Sinne rekonstruieren, so wird man, wie ich glaube, davon ausgehen müssen, daß der Unterschied zwischen dem Genuß des Laien und des Kenners darin eine gewisse Rolle spielte. Goethe wollte offenbar, in Uebereinstimmung mit anderen Aeußerungen, die sich bei ihm finden, ausführen, daß der Laie eine niedere Art von Kunstgenuß habe, indem er sich dem Stoff, d. h. dem durch den Inhalt geforderten Gefühl, ganz und rückhaltslos hingebe, der Kenner dagegen einen höheren, indem er bei der Anschauung des Kunstwerks, abgesehen von seinem Gefühlsgehalt, vor allen Dingen auch an den Künstler und sein Verdienst — „wie vortrefflich sich der Autor in jedem Falle benahm“ — denke. Und es ist klar, daß er dabei zu dem Ergebnis gekommen wäre, die Zweiheit der Vorstellungsreihen, das Hin- und Herpendeln oder, wie er sich etwas gröber ausdrückt, das „Hin- und Herfallen“ zwischen Inhaltsgefühl und Künstlerbewunderung sei eben das Kennzeichen dieses höheren Kunstgenusses.

Und noch ein zweites. Goethe hätte in dieser Abhandlung ohne Zweifel genauer ausgeführt, inwieweit der Dichter — in diesem Falle Manzoni — die Angst in Rührung verwandelt habe. Da wir die Aesthetik unserer klassischen Dichter kennen, ist es uns nicht schwer, diese Ausführung zu ergänzen. Rührung ist etwas anderes als Angst, ein sanfteres, weniger aktuelles Gefühl, ein Gefühl, das unter Umständen ein Lustgefühl sein kann, während Angst unter allen Umständen ein Unlustgefühl ist. Um aber diese Umwandlung des Gefühls zu verstehen, brauchen wir nur auf Schillers Auffassung der Kunst als eines Spiels zurückzugreifen und uns zu erinnern, daß der Inhalt eines Kunstwerks nach dieser Auffassung, eben weil er in die Sphäre des Spiels eintritt, gar nicht rein und in voller Stärke zur Wirkung kommt.

Nach Schiller besteht das Charakteristische des ästhetischen Genusses gerade darin, daß er weder den Formtrieb (d. h. den Trieb intellektueller Erkenntnis), noch den Stofftrieb (d. h. den sinnlichen Trieb, den Willen) befriedigt, sondern vielmehr den Spieltrieb, der zwischen jenen beiden in der Mitte steht. Wer in der Spielstimmung ist, der schwebt gewissermaßen über den Dingen dieser Welt, er ist weder dem Formtrieb, noch dem Stofftrieb unterworfen, er bewahrt seine volle geistige Freiheit gegenüber den Affekten, die er anschaut. „In einem wahrhaft schönen Kunstwerk soll der Inhalt nichts, die Form aber alles tun (unter Form versteht Schiller natürlich nicht die gebundene Form der poetischen Schöpfung, z. B. Metrum und Reim, sondern die künstlerische Gestaltung überhaupt). Denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menschen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. . . Darin also besteht das eigentliche Kunstgeheimnis des Meisters, *daß er den Stoff* (Inhalt) *durch die Form vertilgt.*“ Dieses Vertilgen ist eben nichts anderes als ein Unwirksammachen *für das Gefühl*, d. h. eine künstlerische Formulierung, bei der das Gefühl, welches den Inhalt des Kunstwerks bildet, den Genießenden nicht ansteckt, wenn ich so sagen darf, nicht auf ihn abfärbt, ihn nicht im ethischen Sinne beeinflußt.

Und Goethe hielt es, wie wir aus seinem Gespräch „Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke“ (1798) wissen, für das Kennzeichen eines ungebildeten Beschauers, zu verlangen, daß ein Kunstwerk täuschend natürlich sei. Denn dies Verlangen habe wahrscheinlich nur den Zweck, es „auf eine natürliche, oft rohe und gemeine Weise genießen zu können“, ähnlich jenem Affen, der aus einem naturgeschichtlichen Werke die sehr natürlich dargestellten Käfer, in der Meinung, es seien wirkliche, herausfraß. Wir verlangen zwar, so argumentiert Goethe, vom Kunstwerk eine gewisse Naturwahrheit, z. B. von der Theaterdekoration perspektivische Richtigkeit, aber wir wollen durchaus nicht wirklich dadurch getäuscht werden. Was wir bei seinem Anblick erleben, ist zwar etwas der Täuschung nahe Verwandtes, aber keine wirkliche Täuschung. Wir werden dabei getäuscht und doch wieder nicht getäuscht. Das Dargestellte erscheint uns durchaus nicht wahr und wirklich, sondern nur als ein Schein der Wahrheit. Deshalb darf auch der Künstler keineswegs danach streben, daß sein Werk als Naturwerk erscheine. Tut er das dennoch, so erniedrigt er sich selbst, steigt er zur Stufe des ungebildeten Beschauers herab, der in der Kunst durchaus eine wirkliche Täuschung erleben will. „Die Vögel, die nach des großen Meisters Kirschen flogen, beweisen durchaus nicht, daß diese Früchte vortrefflich gemalt, sondern daß diese Liebhaber echte Sperlinge waren.“ „Der wahre Liebhaber sieht nicht nur die Wahrheit des Nachgeahmten, sondern auch die Vorzüge des Ausgewählten, das Geistreiche der Zusammenstellung“, was doch nichts anderes heißt, als: er faßt das Kunstwerk nicht nur als Natur, sondern auch als Werk von Menschenhand auf.

Ich weiß sehr wohl, daß die Kantsche Theorie von der Uninteressiertheit des ästhetischen Genusses schon von den Zeitgenossen nicht allgemein anerkannt worden ist, daß ihr z. B. in Herder ein mächtiger Gegner erstand. Und es ist für meine Theorie nicht gerade günstig, daß die moderne Einfühlungstheorie in dieser Beziehung ganz auf dem Boden der Herderschen Aesthetik steht. Ich kann aber hier nur von neuem meine Ueberzeugung aussprechen, daß ich diese Theorie nach Kant für einen Anachronismus halte, und daß die Vermischung des Ethischen mit dem Aesthetischen, die sich unmittelbar aus ihr ergibt, in meinen Augen die Ursache aller Mißerfolge ist, die die Aesthetik von Plato bis auf Ruskin und Tolstoi verwirrt haben.

Es ist nun klar, daß die Schillersche Auffassung sich sehr gut mit der Annahme der zwei Vorstellungsreihen verträgt, ja eigentlich erst durch sie ihre psychologische Erklärung findet. Denn da wir bei jeder ästhetischen Anschauung zwischen der Illusion des Inhalts immer wieder die Vorstellungsreihe erleben, die uns den Schein als solchen zum Bewußtsein bringt, sind wir außerstande, uns der Vorstellungsreihe des Inhalts ganz hinzugeben. Wir bemühen uns zwar, gezwungen von der Kunst des Dichters, uns in irgend ein Gefühl, das er darstellt, hineinzuversetzen, aber unser Wissen, daß es sich dabei gar nicht um Wirklichkeit, sondern um Schein handelt, reißt uns immer wieder aus dieser Bemühung heraus. So und nur so erklärt es sich eben, daß die Angst, die der Leser nach Goethe bei der Lektüre der Promessi Sposi empfinden sollte, nicht als Angst empfunden wird, sondern sich in etwas anderes verwandelt. Goethe bezeichnete dieses andere als „Rührung“, was wohl nicht ganz zutreffend ist, aber jedenfalls zeigt, daß er den Unterschied desselben von der wirklichen Angst sehr wohl empfunden hat.

Auch in dieser Hinsicht befindet sich Goethe, wie ich feststellen muß, in einem Gegensatz zu der modernen Psychologie und in voller Uebereinstimmung mit der Illusionsästhetik. Die modernen Psychologen, die sich über die Frage geäußert haben, behaupten nämlich einstimmig, der Leser empfinde in solchen Fällen *wirkliche* Angst, überhaupt die Gefühle, die den Inhalt der Kunst bildeten, würden bei der ästhetischen Anschauung wirklich gefühlt. Der Unterschied der beiden Theorien ist also, an einem Beispiel erläutert, dieser: Nach der herrschenden Aesthetik sind wir, wenn wir Othello auf der Bühne eifersüchtig und rasend sehen, selbst bis zu einem gewissen Grade eifersüchtig und rasend. Nach der Illusionsästhetik da-

gegen stellen wir uns nur Othello eifersüchtig und rasend vor, oder, genauer gesagt, stellen wir uns vor, daß der Schauspieler, der den Othello spielt, eifersüchtig und rasend sei. Natürlich ist das etwas ganz anderes. Zwar setzt auch die Gefühlsvorstellung ein früher gehabtes Gefühl oder wenigstens eine entsprechende Gefühlsfähigkeit voraus. Aber in dem Augenblick, in dem die ästhetische Anschauung stattfindet, wird dieses Gefühl nicht wirklich erlebt, sondern nur vorgestellt.

Der Begriff der „Gefühlsvorstellung" wird nun von unseren neueren Psychologen mit wenigen Ausnahmen schlechthin abgelehnt. Eine Gefühlsvorstellung, so sagen sie, ist psychologisch ein Widersinn. Ein Gefühl kann man nur fühlen, und es ist dadurch, daß man es fühlt, für den Fühlenden Wirklichkeit. Eine Gefühlsvorstellung oder, wie ich mich ausgedrückt habe, ein Scheingefühl, eine Gefühlsillusion, ist ein Widerspruch in sich, eine psychologische Unmöglichkeit, ein Nonsens.

Ich will hiergegen nicht einwenden, daß mehrere Philosophen, schon ehe ich meine Theorie publizierte, den Ausdruck „Scheingefühl" im ästhetischen Sinne anstandslos gebraucht haben — denn ich stütze mich nicht gern auf Autoritäten. Dafür darf ich aber auch versichern, daß keine Autorität der Welt mich überreden wird zu glauben, wir wären selber eifersüchtig, wenn wir Othello auf der Bühne in seiner Eifersucht rasen sähen, oder wir liebten selber, wenn wir Romeo auf der Bühne lieben sähen, oder wir hätten wirklich Angst, wenn wir läsen, wie die Helden der Promessi Sposi von der Pest bedroht sind. Das widerspricht jeder Erfahrung und Selbstbeobachtung und widerlegt sich schon dadurch, daß diese Gefühle ja zum Teil Unlustgefühle sind, während wir doch beim ästhetischen Genuß ein Lustgefühl erleben, wobei wir doch nicht gleichzeitig Lust und Unlust empfinden können.

Wie die herrschende Aesthetik in diesen Irrtum verfallen konnte, ist ja wohl begreiflich: die Grenzen zwischen Gefühl und Gefühlsvorstellung sind wie alles im psychischen Leben fließend. Eine Gefühlsvorstellung ist nicht möglich ohne Erinnerung an ein schon gehabtes Gefühl. Diese Erinnerung an ein schon gehabtes Gefühl nennt man wohl auch eine Gefühlsreproduktion. Nun ist ja freilich eine Gefühlsreproduktion in emotioneller Beziehung schwächer als das entsprechende wirkliche Gefühl. Aber man kann sehr wohl den Standpunkt vertreten, daß sie in ihrer Art auch ein Gefühl, daß sie nur gradweise, nicht artweise vom aktuellen Gefühl verschieden ist. Wenn ich mich eines Unlustgefühls erinnere, das ich früher einmal gehabt habe, so kann ich unter Umständen wieder Unlust empfinden, wenn auch in geringerem Grade. Und wenn ich aus zweiter oder dritter Hand von etwas Unlustigem höre, das sich irgendwo ereignet hat, so kann ich, wenn auch in noch geringerem Grade, eine Unlust erleben, da ich ähnliche Gefühle vielleicht früher bei ähnlichem Anlaß gehabt habe. Beim ästhetischen Genuß liegt die Sache aber völlig anders. Denn hier kommt zu der einen Vorstellungsreihe, zu der die dem Inhalt entsprechenden Gefühlsreproduktionen gehören, noch eine zweite Vorstellungsreihe hinzu, die jene erste fortwährend durchkreuzt und aufhebt. Vorausgesetzt also auch, die Gefühlsreproduktionen der inhaltlichen Reihe wären mit den entsprechenden Gefühlen — was sich theoretisch sehr wohl begründen läßt — identisch, so würden sie doch nicht als wirkliche Gefühle erlebt, weil sich in das Gefühl immer das Bewußtsein einmischen würde: das, was du da siehst, ist ja gar keine Wirklichkeit, sondern Schein. Es wären, wenn man will, intermittierende Gefühle, die als solche gar nicht zur vollen Wirkung kommen könnten.

Ein vollkommenes und wirkliches Gefühl könnte nur dann entstehen, wenn die Illusion der inhaltlichen Vorstellungsreihe soweit getrieben würde, daß wir uns wirklich täuschen ließen. Für lebendige Menschen, die ich liebe und von einer Gefahr bedroht sehe, fühle ich wirkliche Angst. Soweit also der Dichter versteht, mich in Illusion zu versetzen, d. h. mir den Glauben beizubringen, daß ich es mit wirklichen Menschen zu tun habe, soweit er mich durch seine Kunst zwingt, den Schein für Wirklichkeit zu nehmen, habe ich natürlich auch ein wirkliches Gefühl. Da es sich nun aber in der Kunst nie um eine wirkliche Täuschung handelt, tritt dieser Fall unter normalen Verhältnissen überhaupt nicht ein. Das Gefühl kann nur bis zu dem Grade erlebt werden, bis zu dem die Täuschung getrieben wird. Der Leser steigert sich zwar selbst möglichst in die Illusion hinein. Aber es bleibt beim Versuch, da das Bewußtsein der Scheinhaftigkeit des Dargestellten sich immer dazwischen drängt und die Täuschung verhindert. Und daraus geht einfach hervor, daß das, was in ihm entsteht, kein wirkliches Gefühl sein kann. Ob man es nun „Scheingefühl" oder „Gefühlsvorstellung" oder „Illusionsgefühl" oder „Vorstellungsgefühl" nennen will — alle diese Namen sind vorgeschlagen worden —, ist mir ziemlich einerlei, jedenfalls ist es kein wirkliches, ernstes Gefühl.

Wenn die herrschende Psychologie nun die Möglichkeit einer Gefühlsvorstellung überhaupt leugnet, so hat sie dabei nicht bedacht, daß Fälle von Gefühlsvorstellung sogar im gewöhnlichen Leben vorkommen. Ein Beispiel dafür ist die Schadenfreude. Diese ist ein Lustgefühl, das aus einer Gefühlsvorstellung, d. h. der Vorstellung eines fremden Unlustgefühls, hervorgeht. Der Schadenfrohe stellt sich den Schmerz oder das Leid eines ihm unsympathischen Menschen lebhaft vor, und aus dieser Gefühlsvorstellung entwickelt sich bei ihm — infolge seines besonderen Verhältnisses zu dem Leidenden — ein Lustgefühl. Hier ist also die Vorstellung eines Unlustgefühls durchaus nicht wieder die Ursache eines Unlustgefühls, sondern eine Gefühlsvorstellung, die ein Lustgefühl, also ein Gefühl von entgegengesetzter Qualität erzeugt. Um wie viel mehr muß diese Umwandlung in der Kunst möglich sein, in der das, was wir sehen, für unser Bewußtsein überhaupt nicht Wirklichkeit, sondern Schein ist!

Die Schadenfreude ist eines der vielen Beispiele aus dem psychischen Leben, wo ein psychisches Erlebnis, das aus einer doppelten Vorstellungsreihe besteht, Lust gewährt. Denn es ist selbstverständlich, daß der Schadenfrohe sich, um Lust empfinden zu können, zunächst die Unlust des anderen lebendig vorstellen muß. Und seine Freude dauert genau so lange, wie er sich diese Unlust lebendig vorstellt. Wenn man nun die Momente der Unlustvorstellung — wie es unsere Psychologen wollen — als Momente wirklicher Unlust auffaßt, so kann das Gesamtgefühl nur dadurch entstehen, daß diese Unlustmomente fortwährend von Lustmomenten unterbrochen werden, wobei häufig die während der letzteren erlebte Lust die während der ersteren erlebte Unlust überwiegen mag. Es findet hier also tatsächlich ein Wechsel der Vorstellungsreihen statt, genau wie bei der ästhetischen Anschauung, nur daß die Ursache der schließlich resultierenden Lust hier eine andere ist.

Der frühere psychologische Sprachgebrauch, wie er z. B. in Mendelssohns Zeit herrschte, würde in diesem Falle von „zusammengesetzten Empfindungen" geredet haben. Diese zusammengesetzten Empfindungen sind aber nichts anderes als solche, die aus rasch miteinander wechselnden Einzelempfindungen bestehen. Jedenfalls beweist das Beispiel der Schadenfreude, daß es Unlustvorstellungen gibt, die nicht wieder Unlust erregen, sondern Lust, bei denen also die Unlust tatsächlich nur in der Vorstellung erlebt wird.

Ein entgegengesetztes Beispiel ist das Mitleid. Mendelssohn hielt zwar auch dieses für eine zusammengesetzte Empfindung, die aus Lust und Unlust gemischt sei. Aber ich glaube nicht, daß dies richtig ist. Mitleid ist, wie schon der Name sagt, ganz zweifellos ein Unlustgefühl. Dieses Unlustgefühl entsteht nun ebenfalls aus einer Gefühlsvorstellung. Man stellt sich das Unlustgefühl eines anderen lebendig vor und fühlt infolge des freundschaftlichen Verhältnisses, in dem man zu dem entsprechenden Menschen steht, dieselbe Unlust wie er. Um das zu können, muß man die Vorstellung natürlich auf seine eigene Person beziehen. Man muß sich vorstellen, wie man selbst fühlen würde, wenn man etwas ähnliches erlebte. Ich habe das als „subjektive Gefühlsillusion" bezeichnet, an-

dere bezeichnen es als „Einfühlung". Die Tatsache dieser subjektiven Gefühlsillusion habe ich nie bestritten. Und daß sie ein einfaches unzweideutiges Gefühl derselben Art ist wie das angeschaute, glaube ich auch. Wenn ein Schüler zusieht, wie ein ihm befreundeter Schüler unverdienterweise vom Lehrer Schläge bekommt, so empfindet er Mitleid. Dies Mitleid ist ein psychisches „Mit-Leiden", also ein Unlustgefühl schlechthin. Der Mitleidige fühlt zwar den körperlichen Schmerz nicht, aber er stellt sich denselben so lebendig vor, daß er psychisch dasselbe Unlustgefühl erlebt. Wenn die Psychologen behaupten, es gebe keine Gefühlsvorstellungen, was man so nenne, seien wirkliche Gefühle, so haben sie dabei Fälle wie diesen im Auge. Und ich gebe ihnen vollkommen recht, daß man hier eigentlich nicht von Gefühlsillusion reden darf. Denn das Unlustgefühl, das der Mitleidige erlebt, ist nicht prinzipiell von dem Unlustgefühl des Leidenden verschieden.

Aber in der Kunst handelt es sich um etwas ganz anderes. Mitleid ist kein ästhetisches Gefühl, sondern ein ethisches. Es war ein Irrtum von Aristoteles, die Aufgabe der Tragödie in der Erregung von Furcht und Mitleid zu erblicken. Ihre Aufgabe ist vielmehr die Erzeugung einer lebhaften Vorstellung von Furcht und Mitleid. Diese Gefühle werden bei der ästhetischen Anschauung objektiviert, d. h. von der Person des Genießenden losgelöst und auf die dargestellten Personen übertragen. Ebenso wie wir im Theater nicht mit Othello eifersüchtig sind, sondern uns nur vorstellen, der Schauspieler, der den Othello spielt, sei eifersüchtig (was er bekanntlich in der Regel nicht ist), ebenso fühlen wir bei der Lektüre von Manzonis Verlobten nicht wirkliche Furcht vor der Pest, — denn wir wissen ja, daß diese im 17. Jahrhundert in Mailand geherrscht hat und für uns ohne jede aktuelle Bedeutung ist —, sondern wir stellen uns Menschen vor, die in dieser Zeit in Mailand gelebt haben, und wir stellen uns die Gefühle dieser Menschen vor, die sie angesichts der furchtbaren Epidemie gehabt haben mögen. Der Gedanke an uns selbst kommt uns während der Anschauung überhaupt nicht, da ja das Ganze eine Annahme, eine Fiktion ist. Der Begriff der Annahme schließt von vornherein die Beziehung zu uns aus. Alles, was wir während der ästhetischen Anschauung sehen, hören, lesen, denken, fühlen, steht unter dem Gesichtspunkt der Annahme. „Wenn das und das wirklich wäre — was es nicht ist —, so würde das Gefühl der Personen und ihrer Angehörigen dieses oder jenes sein." Um dies psychisch zu erleben, bedarf es durchaus keiner Beziehung der entsprechenden Gefühle auf die eigene Person. Allerdings müssen wir ähnliche Gefühle schon gehabt haben, und je sympathischer die Helden vom Dichter geschildert werden, um so leichter wird es uns, uns selbst an ihre Stelle zu denken. Allein notwendig ist dies durchaus nicht. Es wäre nur dann notwendig, wenn wir wirklich getäuscht würden. Wir setzen uns ja auch nicht an die Stelle der Bösewichter und Intriganten, also der Feinde der Helden. Und dennoch genießen wir sie ästhetisch. Das ist doch ein sicherer Beweis, daß wir die Helden nicht deshalb ästhetisch genießen, weil wir uns in sie versetzten, sondern weil wir sie objektiv anschauen und uns dabei ihre Gefühle möglichst lebendig vorstellen.

Es ist mir vollkommen unerfindlich, warum man dies nicht Gefühlsvorstellung nennen soll. Wenn wir Othello auf der Bühne sehen, so gehören doch zu diesem Othello: ein Körper von bestimmten Eigentümlichkeiten, ein bestimmter Charakter, bestimmte Worte, Bewegungen, und auch bestimmte Gefühle. Wir müssen uns also, um uns Othello vorzustellen, unter anderem auch diese Gefühle vorstellen. Das heißt, wir müssen uns vorstellen, daß der Schauspieler, wie alles andere, auch diese Gefühle habe. Dies nenne ich Gefühlsvorstellung, und zwar objektive Gefühlsvorstellung.

Das ist nun gerade der Kernpunkt meiner Illusionstheorie, daß beim ästhetischen Genuß nur diese objektive Gefühlsvorstellung dasjenige ist, was Lust gewährt, nicht die subjektive. Mag also die Psychologie auch die subjektive Gefühlsvorstellung leugnen, die objektive Gefühlsvorstellung in dem Sinne, in dem ich sie definiert habe, besteht nach wie vor zu Recht. Und ich werde das Wort Gefühlsvorstellung so lange brauchen, bis man mir psychologisch seine Unmöglichkeit nachweist. Ich glaube, daß Goethe, als er von der Umwandlung der Angst in Rührung sprach, mit der letzteren nichts anderes als eine lebhafte Vorstellung der Angst meinte. Und ich bin überzeugt, daß er mit der obigen Auseinandersetzung vollkommen einverstanden wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Der Künstler Moritz v. Schwind.

(Schluß.)

Gibt es also in ausschließendem Sinne keine „voraussetzungslose" Kunst, so besteht doch keine Frage, daß Voraussetzungen mehr oder minder eingeschränkt werden können, daß in dem Kunstwerk rein nur die sinnliche Erscheinung und das Verhältnis von Menschen zu Menschen als solchen und zur Natur zu uns spricht. Dann drückt sich das dargestellte rein menschliche Verhältnis und Leben bildmäßig völlig aus und erklärt sich uns durch unsere einfachsten Empfindungen, die natürlich auch jedem angeboren und weitergebildet sein müssen, durch deren Mangel sich eben das Banausentum kundgibt.

Solcherart sind die meisten der kleinen Bilder Schwinds, von denen die Rede ist, und sein Ruhm besteht völlig zu Recht, wenn er sich vornehmlich auf diese Werke gründet. Denn das Einfachste ist auch das Nächste und Eindringlichste. Sein wahrhaft deutsches Empfinden prägt sich hier ganz besonders stark aus, und seine gemütvolle Erzählungsweise erscheint im knappen Legendenton ganz unwiderstehlich wahr und innig. Er berührt sich in der Wirkung vielfach mit den romantischen Dichtern, und seine poetische Erfindung stellt ihn neben Eichendorff; nur daß eben, wie jener rein lyrisch, so Schwind rein bildmäßig, auf so verschiedenem Wege, die gleichen Empfindungen erregt. Da wird gefiedelt und gesungen, und sehnsuchtsvoll ertönt das Horn im Walde; mondbeglänzte Zaubernächte, leidenschaftliche Wanderlust und Liebe zum deutschen Wald begegnen bei beiden, unnennbares Heimweh ergreift uns wie bei Eichendorff vor Schwinds träumerischen, friedevollen Landschaften, und auch bei ihm leben und weben um das Geheimnis der Natur Dämonen und Elfen. Es gibt eigentlich kaum einen prägnanten Zug, der nicht beiden gemeinsam wäre. Die fromme, naive Legendenstimmung, das fröhliche Herz und den sonnigen, mitunter ganz burschikosen Humor, den Hang zu gesättigten lyrischen Stimmungen, zu anmutig schmückendem Beiwerk — wen entzückten die nicht gleichermaßen bei ihnen! Nur ist Eichendorffs Talent ein viel beschränkteres, und er berührt sich nur mit einem Teil von Schwinds reicherer Natur.

Ich spreche ausdrücklich nur von den kleinen Bildern, denn in ihnen kann man wirklich den Künstler Schwind auf sein wahres Wesen hin kennen lernen. Ethisch hat er hier unzweifelhaft sein Bestes gegeben, sein letztes Wort gesprochen; und der Reichtum seiner Phantasie bleibt unerschöpflich groß. Märchen und Legenden hat er mit Vorliebe in großen Cyklen dargestellt, aber in ihre zartesten Stimmungen führt er doch erst mit den kleinen Bildchen. Darin findet man wahrhafte Naivität, vollkommenes Aufgehen in die Gegenwart des Vorwurfs, stillfrommes Miterleben, innig gepaart mit einer heiteren Ueberlegenheit, die sich so unschuldig und fromm gibt, ganz wie der goldene Humor, der schimmernd über Gottfried Kellers köstlichen Legenden leuchtet. Das Bild vom heiligen Wolfgang taucht auf, der ganz allein in vollem Bischofsornate gelassen seine Kapelle baut, eine romanische Kapelle, von so spielzeugartiger Zierlichkeit, daß sich sogleich die sonnigste Stimmung einstellt bei allem wahren Respekt vor der Hoheit des ernsten Heiligen; und zu dieser Kapelle, die

trotz ihrer Disproportionalität in demselben Sinne überzeugend wirkt wie Giottos unvollkommene Architekturen, schleppt der leibhaftige Teufel im Schweiße seines Angesichts die schweren Steine herbei, die unter den Händen des Heiligen mühelos aus rohem Zustande in Kunstformen übergehen. Solch ein heiliger Humor, von dieser Ursprünglichkeit und sittlichen Größe, hat etwas Erhabenes, gleich Kellers Jungfrau Maria, die als Ritter zu Pferde steigt und Maus den Zahllosen zu allgemeinem Ergötzen zerbläut. Die Erzählung wirkt so frisch aus dem Bilde selber, daß jede legendarische Zusatzerklärung nichts mehr hinzufügen könnte. Die ingrimmige, zwangvolle Anstrengung des übertölpelten Teufels, das großartig selbstverständliche Fortschreiten des verhaßten frommen Werkes sind so schlagende Gegensätze, daß sogar die erhabene Landschaft kaum nötig gewesen wäre, um das Relief der Erzählung ins Monumentale zu erheben.

Völlig überwältigend aber zeigt sich die epische Kraft und ethische Größe seiner Kunst in dem Holzschnittblatt der Münchener Bilderbogen „Von der Gerechtigkeit Gottes". Text und Bild gehören so eng zusammen, wie es sonst wohl kaum begegnet, es ist ein Verhältnis der untrennbaren Einheit wie zwischen Leib und Seele. Der Stoff ist an sich recht „positiv", aber in sittlichem Sinne erweitert. Das leibliche Auftreten des Erzengels Gabriel erscheint nur als Symbol gleichsam jenes Goetheschen Wortes: „Das Unerforschliche ruhig zu verehren." Das ethische Moment tritt mit einer wahrhaft antiken Größe und einer so völligen Einfachheit der Mittel hervor, daß jeder Unbefangene gestehen muß: das Sittliche, das Erzieherische ist nicht vom Künstlerischen zu trennen. „Da ging der Einsiedler in seine Klause zurück und war von allen Zweifeln geheilt": weder mit den Worten allein, noch mit der imposanten Verkörperung der Resignation (in der Zeichnung des gebeugt heimkehrenden Klausners) ist das große künstlerische Mysterium zu finden, sondern in der unauflöslichen Verbindung beider. Wer Augen hat zu sehen, der sehe, wie sehr groß das Künstlerische dieser Vereinigung ist.

Wie beherrscht er aber die Höhen und Tiefen der Kunst! Ihm genügt das Einfachste und Alltäglichste, ein hohes Lied darauf zu dichten. Die Erzählung wandelt sich ihm in Stimmung; oder vielmehr, ihre feinsten Werte sind unerklärlich, sind psychische Stimmungswerte. Am sieghaftesten ist seine Kunst darum in der reinen Stimmung, in der Wiedergabe jener glückseligen Momente, die über den Menschen kommen wie das Glück vom Himmel. Hier gibt es reinstes Erleben, seliges Versenken in die Geheimnisse des Lebens, des rätselhaften, ureinigen, ureinfachen Seins. Schwind gehört zu den glücklichsten Lebensbejahern, und wem seine Bilder das Herz nicht mit Freude erfüllen bis zum Rande, der hat die wahre Freude kaum jemals gekannt. Nur eine reine und keusche Seele kann so unsäglich schöne Momente nicht nur empfinden, sondern wiedergeben mit der Allgewalt überzeugender Einfalt, wie das „Erwachen auf dem Lande" mit der ganzen Frische und Helligkeit des Sonnenmorgens, wenn man noch schlaftrunken aus den Fenstern in die Morgenstille hinausschaut und einem all die schönen Tage einfallen, die hier draußen noch verlebt werden sollen — wem fiele nicht, der sie kennt, Tony und Hanno Buddenbrook in Travemünde ein, Thomas Manns wundervolle Geschöpfe! — Und dann der beglückende Moment auf der Hochzeitsreise, da die Fahrt weitergehen soll in das helle Land, der junge Ehemann zu der wartenden Braut in die Kalesche steigt und der altväterische Wirt zum letztenmal sein Käppchen zieht!

Aber diese Bildchen muß man der Reihe nach sorgfältig ansehen und auf jeden kleinsten Zug achten, um zu empfinden, welches Glück in ihrer Erschaffung gelegen haben mag, da sie auf den späten Betrachter noch so viel des Glücksgefühles ausströmen, als könnten sie sich nicht genug tun in ihrer Herzensfreude. Darin hat allezeit die Kunst ihr Höchstes geleistet: den unwiederbringlichen, einzigen Moment zu packen, der die Situation völlig und ein für allemal erschöpft. Wie wenig es dabei auf die Qualität der Situation ankommt, lehrt wieder Schwind. Ob es das Abendmahl oder eine heroische Schlacht, ob es zechende Bauern oder die Seligkeit einer Hochzeitsreise gilt: was ist uns Hekuba! Ja, das rein Menschliche hat noch den unschätzbaren Vorzug, uns am nächsten zu stehen, der Einführung mit vollendeter Leichtigkeit entgegenzukommen.

Mitunter genügt die einfache Stimmung dem Meister nicht, und was er von seinen Träumen uns sagen will, das klingt ihm in den gedämpften und mystischen Tönen von Traumvisionen selber aus. Schwind war nichts weniger als ein Phantast, aber er besaß als Deutscher die kostbare Gabe des Träumens und Märchenerlebens, die so vielen germanischen Künstlern seit Schongauer und Grünewald eigen gewesen ist. Er verwebt traumartig Sagenhaftes und Legendarisches derart in Stimmungen, daß es dazu dient, diese zur vollen poetischen Herrschaft zu bringen. Ueber seinem Schaffen leuchtet in sieghaftem Glanze die Sonne Homers, die reine Schönheit der Natur, nicht einer idealisierten und allgemeinen, sondern seiner deutschen Heimat, mit ihrem Schatze von Herzenswärme und Poesie. Niemals, auch auf seinen Irrwegen nicht, hat er die Allmutter verleugnet, die allen seinen Werken den Stempel der Echtheit und Wahrheit verleiht. Wo er sie aber im Besonderen feiert, da spricht sie in so einfachen und geheimnisvollen Lauten, daß eine wunderbare Mischung treuester Naturwahrheit und romantischer Poesie als ein neues Ganze entsteht. Ich meine weniger das große Symbol, das er in dem Melusinen-Cyklus aufgestellt hat, als jene kleinen Wald- und Wasserbildchen, in denen das Walten und Sinnen der stummen Natur sich in Elementarwesen ausspricht, die vom Menschen die Erscheinungsformen borgen. Es sind keine leeren Allegorien, auch keine antiken Anthropomorphismen, wenn die Nymphen des Waldes, die Nebel- und Wassergeister bei Schwind erscheinen: sie sind notwendiger, Leben gewordener Ausdruck der Naturstimmung. Das herrlichste Beispiel dafür ist die Nächtliche Stromfahrt. Der König schaut selbstvergessen, in Träumen versonnen bei der lautlosen Stille der Mondnacht, in den ziehenden Strom, und im ungewissen Mondesdämmer erblickt er die weiße Stromnixe, die sein Boot unsichtbar mitzieht. Oder vielmehr: *er* sieht sie nicht, kann sie in Wirklichkeit nicht sehen, *wir* erblicken sie allein; aber er träumt sie, und dies drückt der Maler auf so wunderbare Weise aus. Er hätte ihrer auch entraten können. Aber wäre dann dieser unergründliche Zauber geblieben, der mit unsäglicher Sehnsucht eine Mondnacht auf dem Wasser in stillziehendem Kahn, da die Fernen unsicher verdämmern, umgibt? Hätte er das Naturgeheimnis, das dem Menschen unaussprechlich ist, tiefsinniger umschreiben können?

Zu monumentaler Größe erscheint ein Natursymbol gesteigert in der „Jungfrau vom Felsen". Aus dem Gestein wächst das lebendige Bild der thronenden Gottheit empor. Zu ihren Füßen versinkt die Nacht, sie aber erhebt sich in rosige Helle, und mit den Armen zieht sie ihre Schleier und zieht die hüllenden Wolken leise heran, in die er sich löst. Die Majestät und die furchtbare Unnahbarkeit des Hochgebirges, ja der ganzen Natur selber, ruht in dieser grandiosen Gestalt beschlossen, die sich neben das Gewaltigste stellen kann, was Böcklin erschaffen hat. Wollte man der Herrlichkeit dieses Meisterstücks, an dessen Erhabenheit kein anderes Werk von Schwind heranreicht, bis in alle Einzelwirkungen nachgehen, so ließe sich eine unabsehliche Fülle darüber sagen.

Solche Träume sind im Grunde nur erlebte Stimmungen; so die schwebende Elfe in der Dämmerung, welche den Jüngling im Walde nach sich zieht: das herzbetörende Sehnen der hereinsinkenden Nacht in Wald und Moor. Von ähnlicher Geisterhaftigkeit der blasse Abendnebel um die Erlen, in dem die feinen Elfen ihren Reigen führen. Und auch der schwebende Jüngling mit dem Engel in der Kirche gehört zu diesen Traumstimmungen. Man hat das Bild den „Traum Erwins von Steinbach" genannt, dem der Engel sein künftiges Lebenswerk, das Straßburger Münster, zeige, und damit ist ja der Kunsthistorie ganz gewiß ein interessantes Legendlein geschenkt. Nur schade,

daß es so gänzlich auf Wolken baut, und daß Erwin durchaus nicht das ganze Straßburger Münster, sondern nur den Portalbau daran, geschaffen hat, und daß kein Kircheninneres dem Münster so wenig ähnlich sieht, wie das Schwindsche! Aber reden wir ernsthaft: sieht man hier überhaupt einen Abgesandten Gottes, der einem kunstbegabten Jüngling — denn der Name täte ja nichts zur Sache — den Meisterbau seiner Zukunft weist? Hat Schwind Derartiges verlauten lassen? Da er schweigt, dünkt mich der Wortlaut des Schackschen Kataloges das Maßgebende, und er gerade ist in der Literatur der einzige, der das Märlein nicht auftischt. In dem Bilde aber spricht davon nichts, und das Bild ist nicht der Unterschrift wegen da, sondern es will verstanden werden, wie es Schwind hingemalt hat, ohne schulmeisterliche Namensunterschiebungen. In dem mystischen Raume zwischen hohen spätgotischen Kirchenpfeilern, der Dämmerung ausströmt wie ein menschlicher Körper Wärme, schwebt, an der Hand von einem Engel leicht gehalten, ein Jüngling, Knabe fast noch; und er blickt nicht staunend umher, der Engel macht ihm nicht die geringste Bewegung des Vorweisens, sondern beide schweben ruhig, ganz wenig sich senkend, durch den Raum. Der Engel hält eine Lilie in der Rechten und blickt halb auf den Jüngling hernieder, und dieser sieht mit leisem Staunen in die unmeßbare Tiefe, über der er geborgen hinschwebt. Das ist wahrlich kein kunsthistorisches Märchen, es ist der Traum, der künstlerische Niederschlag einer erdentrückten Stimmung, wie sie die gewaltigen Hallen einer Kirche zu erzeugen vermögen, wie ihn unstreitig mancher ähnlich in süddeutschen Hallenkirchen empfunden hat. Wie die Geheimnisse einer Mondnacht umgedeutet werden konnten in die Erscheinung der weißen Stromnixe, so verdichtet sich die erhabene und fromme Stimmung des alten Gotteshauses in dem Knaben, den Gott an der Hand eines Engels diese Räume durchziehen läßt. Eine liebliche Sage mag den unmittelbaren Anstoß zu dem Bilde gegeben haben, die Sage, daß ein frommer Jüngling, der vom Gerüste in der Kirche herabstürzte, durch einen Engel sanft zur Erde geleitet wurde. Aber auch dies ist durchaus nicht unmittelbar in dem herrlichen Bild enthalten. — Suchet aber ein anderes Werk, in dem die Zuversicht, die Frömmigkeit, das Wort des edlen Geistes so innig hervorleuchten: Und ob ich gleich wanderte im finstern Tal, fürchte ich mich doch nicht, denn Du, Herr, bleibest bei mir in alle Ewigkeit. Ihr müßt schon weit zurückgehen; bis zu dem großen Göttlichen, der Fra Angelico genannt wird.

Dr. Paul Schmidt.

Bücher und Zeitschriften.

Neue Pfade zum alten Gott. Diesen vielsagenden, vielversprechenden Titel hat eine Sammlung von apologetischen Werken, die, herausgegeben von Pfarrer F. Gerstung in Oßmannstedt (im Verlag von Paul Waetzel, Freiburg i. Br. und Leipzig), seit zwei Jahren erscheinen. Sie entstanden im Gefolge von K. Königs wie überall, so auch in diesem Blatte mit großem Beifall aufgenommener Schrift: Im Kampf um Gott und das eigene Ich. Bescheiden mit dem Nebentitel: Ernsthafte Plaudereien, versehen, ist dieses Werkchen ein Muster moderner Apologetik. Die bis jetzt vorliegenden sechs Bändchen der auf neun Schriften berechneten Sammlung sind folgende: 1. Gott (Warum wir bei ihm bleiben müssen) von Karl König; 2. Die Welt (An sich — für mich) von Ferdinand Gerstung; 3. Der Mensch (Wie er sich selber findet) von Karl Neumärker; 5. Jesus (Was er uns heute ist) von Alfred König; 6. Geist und ewiges Leben (Warum wir an die beiden glauben) von Dietrich Graue; 8. Beten und moderner Mensch sein (Wie sich das beides zusammenreimt) von Günther Wohlfarth. Es stehen noch aus: 4. Jesus (Was er geschichtlich war) von Arno Neumann; 7. Du sollst (Warum das Wort bestehen bleibt) von Leonhard Ragaz; 9. Persönliches Christentum (Das Eine, was not tut) von Otto Hering. Nicht allen ist es in demselben Maß gelungen, tiefgrabenden Ernst mit anmutigen, leichtgeschürzten Plaudereien so zu verbinden wie K. König. Ein eigentümliches Residuum von Monismus lagert über Gerstungs Die Welt, wo die Versöhnung zwischen Welt an sich und Welt für mich gefunden wird darin, daß das Ganze auf das Einzelne abgestimmt sei, das Einzelne dem Ganzen sich einordne, die ethische Aufgabe als Opfer gefaßt wird. In Nr. 3 umspielt die allzu üppig wuchernde Paraphrase so sehr den Hauptgedanken, daß der reiche Inhalt fast etwas der Plauderei zum Opfer fällt und nicht rein und klar wirken kann. In Nr. 6 befinden wir uns erst im Vorhofe der positiven Religion, bei ihren Voraussetzungen. Unter dem Titel „ewiges Leben" sollen wir hier nur Immanentes, nicht Transcendent-Eschatologisches erwarten. „Der Unsterblichkeitsglaube gehört nicht zu den Grundlagen, sondern zu den Folgerungen der Religion" (S. 109). Dieser Band schließt mit einer sehr ansprechenden Theodicee. — Am gelungensten erscheinen Nr. 5 und besonders Nr. 8. Beten wird hier erklärt als vom Geiste Gottes den eigenen Geist nähren. Aus persönlichen Erlebnissen und eigener Erfahrung heraus geschrieben, macht dieses Schriftchen tiefen Eindruck und ist wohl imstande, unserer Zeit zu zeigen, daß auch ihr das Gebet noch etwas sein kann. Von feiner Beobachtung zeugen manche kurzen sentenzartigen Bemerkungen: „Unser Geschlecht will etwas sprengen, es weiß nur nicht was" (S. 28), „Die Wiedergeburt des modernen Menschen muß seinen Verstand mit umfassen" (S. 31), „Ich sah manchen die Skrupel wie Wassertropfen abschütteln. Aber bei wem sie nicht wie Wassertropfen auf der Haut, sondern wie Blutstropfen im Herzen sitzen, der kann sie nicht abschütteln" (S. 32), „Es ist noch ein weiter Weg vom Theologen zum Christen" (33), „Der Gottlose kann nur fröhlich sein, wenn er nicht denkt" (36), „Das, was wir jahrelang vergeblich suchen, ist nicht Gott, sondern die Tür unseres Herzens, die wir Gott aufschließen müssen" (41), „Ein neu Geschlecht bäckt sich neues Brot aus neuem Korn, doch von der alten Art" (148), „Die Beter sind die Augen am Leibe des Volkes, durch die der ganze Leib licht wird" (S. 145). Dietrich Graue hat recht, wenn er sagt: „Verteidigung des Christentums ist unaufschiebbare Pflicht. Wir stecken mitten inne in einer großen, wahrhaftig nicht eingebildeten religiösen Not, die gerade auf den Gebildeten lastet" (S. 14). Diese Not haben alle Mitarbeiter der Sammlung als ernste, schwere Sache empfunden. Ihr entgegenzutreten versuchen sie, und besser als anderen ist es ihnen gelungen, zu zeigen, daß und wie man Christ und moderner Mensch zugleich sein kann, und daß das Christentum auch heute noch nicht die Kultur dem Unglauben zu überlassen und sich der Barbarei preiszugeben braucht. — Die Bändchen sind vom Verlag sehr geschmackvoll ausgestattet und äußerst preiswert (à 2 Mark, bei Bezug der ganzen Sammlung à 1.60 Mark). — Jeder Gebildete, dem unsere größte Not aufgegangen ist und am Herzen liegt, wird sie gerne lesen; sie werden ihm neuen Mut machen und wirklich den Blick öffnen für neue Pfade — zum alten Gott.

Nürnberg. Dr. Pöhlmann.

*

Allgemeine Rundschau.

Professor v. Behring über seine Tuberkulose-Forschungen.

Im Berliner Verein für innere Medizin sprach am Montag Abend Professor v. Behring über seine von uns bereits in Nr. 283 vorigen Jahres dargelegte und im Anschluß an eine Kritik des hiesigen Privatdozenten Dr. Eugen Albrecht erörterte Theorie, derzufolge als die Hauptquelle der Tuberkuloseinfektion eine in jugendlichem Alter erworbene Disposition infolge des Genusses von bazillenhaltiger Milch anzusehen sei. Behring hielt seine Theorie für genügend begründet, um unmittelbare praktische Forderungen für die Hygiene der Säuglings- und Kinderernährung daraus ableiten zu können; es müsse alles geschehen, um das Eindringen von Bazillen auf diesem Wege unmöglich zu

machen. Das Abkochen der Milch hielt Behring dabei für unzweckmäßig oder gar schädlich; sein Vorschlag ging dahin, die Milch unmittelbar nach ihrer Gewinnung mit einem geringen Formalinzusatz zu versehen, welcher alle Bakterien in ihrer Entwicklung hemmt, ohne die wirksamen Milchbestandteile zu zerstören. Dieses Verfahren habe sich in der Tierpraxis bereits glänzend bewährt, und Behring glaubt, die Ergebnisse der tierexperimentellen Erfahrungen auch für menschliche Säuglinge nutzbar machen zu können. An den Vortrag schloß sich eine Diskussion, in der u. a. von Seiten der Professoren Fränkel und Baginsky ganz im Sinne der von uns wiedergegebenen Albrechtschen Kritik und unter Berufung auf die Ergebnisse der Statistik Bedenken gegen die neue Behringsche Theorie geltend gemacht wurden.

*

Französische Forschungsreisen in Mittelafrika.

* In der Akademie der Inschriften und Schönen Wissenschaften zu Paris wurde ein sehr günstig lautender Bericht über die Mission Chevalier verlesen, welche in der Region des Tschad-Sees hauptsächlich zu wissenschaftlichen Zwecken operiert. Das Schreiben Chevaliers, der von der Akademie subventioniert wird, ist vom 27. September aus Massaisri datiert, von wo aus die Mission den Archipel Kuri im Südosten des Tschad-Sees erforschen sollte. Sie hat schon den Iro-See und einen Teil des Unterlaufs des Bahr Salamat, des stärksten Nebenflusses des Wadaï, befahren und ist von dort aus durch eine Felsengegend, die von zwergartigen Troglodyten bewohnt wird, nach dem südlichen Dekakire gelangt. Der Durchpaß wurde der Mission, die sich nur gegen die wilden Tiere zu wehren hatte, ohne Schwierigkeit gestattet. Jene Zwerge sind von schwärzlicher Farbe (der Bericht spricht von „aschfarbenem Schwarz“); die größten unter ihnen erreichen 1.40 Meter. Sie leben von Jagd und Fischfang und ernähren sich hauptsächlich mit dem Fleische der Büffel und Antilopen, die sie mit Pfeilen erlegen. Sie verheiraten sich sehr jung, die sechzehnjährigen Jünglinge gewinnen ihre dreizehnjährigen Gattinnen durch das Los. Um die Mitte August traf die Mission in der Hauptstadt des Sultans von Baghirmi ein, der sie mit großem Wohlwollen aufnahm und ihr die Fortsetzung der Forschungsfahrt in jeder Weise erleichterte.

Auch von der Mission Desplagnes, die in der Gegend von Timbuktu Ausgrabungen veranstaltet, liegen der Akademie gute Berichte vor.

*

Neueres über die Verwandten-Ehe.

* Ueber die Verwandten-Ehe, die man unter den Ursachen der an manchen Geschlechtern zu beobachtenden Entartung gern in erster Linie zu nennen gewohnt ist, wird nach einer Mitteilung der Zeitschrift für Sozialwissenschaft neuerdings ein viel günstigeres Urteil als früher gefällt. Dies hat beispielsweise kürzlich G. Mayet in der Abhandlung „Die Verwandten-Ehe und die Statistik“ (Jahrbuch der internationalen Vereinigung für vergl. Rechtswissenschaft u. s. w. Band VII) getan. Neuerdings tut dies auch Fahlbeck in seinem wertvollen Buch über den Adel Schwedens. Fahlbeck führt aus: Offenbar müssen bei Verwandtenehen recht oft Fälle mit recht unglücklichem Resultat vorgekommen sein. Die Vorstellung davon würde sonst keine so allgemeine sein, sofern sie nicht, was keinesfalls unmöglich ist, ein Widerhall der Gesetze der katholischen Kirche über Heiraten in verbotenen Gliedern ist. Allein die Verwandtenehe an sich ist ganz sicher unschuldig an all dem Bösen, was man ihr zugeschrieben hat. Dies weist ihre Unschädlichkeit unter der Masse der Landbevölkerung, wo sie doch zu allen Zeiten in großem Umfange stattgefunden hat, aus. Die Verwandtenehe, wie sie z. B. jahrhundertelang in den Gemeinden und Dörfern Dalekarliens vorgekommen ist, übertrifft alles, was in dieser Beziehung in den Geschlechtern des Adels, wenigstens des schwedischen, geschehen ist. Der Kreis, aus dem sich die Mitglieder des Adels ihre Frauen holen konnten, war auch ungewöhnlich groß; er umfaßte im Mittelalter die adeligen Geschlechter des ganzen Nordens, und später außer denen Schwedens auch zahlreiche Geschlechter in den Ostseeprovinzen. Aber wie dem auch sei, die Ehen zwischen Verwandten sind nur in dem Falle gefährlich, wenn beide Teile dieselbe physische Schwäche besitzen. Denn dann ist ihre Wirkung eine bedeutende, indem die Schwäche in doppeltem Grade bei den Kindern auftritt. Allein ganz ebenso ist es, wenn Mann und Frau nicht verwandt miteinander sind, aber an gleicher Schwäche leiden. Nicht die Verwandtschaft ist also die Ursache, daß das Resultat ein so unglückliches wird, sondern die gleiche Krankheit. Und dieses aus leicht einzusehenden Gründen. Eine solche Ehe enthält eine Auswahl der betreffenden Schwäche, die also mit Notwendigkeit in der Nachkommenschaft stark hervortreten muß. Der einzige Grund also, warum Verwandtenehen als schädlich für die letztere gehalten werden, kann kein anderer als der sein, daß eine bei dem einen Nachkommen eines gewissen Stammes vorhandene Schwäche auch oft bei den übrigen Sprößlingen desselben Stammes vorkommt, wodurch eine Ehe zwischen ihnen eine Auslese des Schlechteren gibt. Wo bei den Kontrahenten kein solcher Mangel vorhanden ist, wirken die Verwandtenehen auch nicht schädlich. (Diese Korrektur an der üblichen Beurteilung der Verwandtenehe dürfte allerdings mehr von theoretischer als praktischer Bedeutung sein. — Die Red.)

*

Ausländer auf den deutschen Universitäten.

An den deutschen Universitäten sind, nach einer Zusammenstellung der Frankfurter Zeitung, in dem laufenden Winterhalbjahr unter den 37,881 immatrikulierten Studierenden 3093 Ausländer eingeschrieben, die höchste Zahl, die jemals zu verzeichnen war; im Winter 1901/02 waren es bisher am meisten, 2917, vor zehn Jahren, im Winter 1893/94, waren es 2092. Gegenwärtig macht die Zahl der Ausländer 8.2 Prozent der Gesamtzahl aus, ebenso viel waren es im Winter 1901/02, sonst betrug sie nur etwas über 7 Prozent. Von diesen Ausländern studieren 739 Philosophie, Philologie oder Geschichte, 722 Medizin, 651 Mathematik oder Naturwissenschaften, 366 Jurisprudenz, 231 Staats- oder Forstwirtschaft, 178 Landwirtschaft, 135 evangelische Theologie, 32 katholische Theologie, 26 Zahnheilkunde und 13 Pharmazie. 2620 von ihnen kommen ihrer Heimat nach aus europäischen und 473 aus außereuropäischen Ländern. Unter den ersteren sind 986 Russen, 588 aus Oesterreich-Ungarn, 318 Schweizer, 162 Engländer, 73 Bulgaren, 69 Rumänen, 64 Franzosen, 59 Griechen, 55 Serben, 49 Niederländer, 41 Türken, 43 Italiener, 33 Luxemburger, ebenso viel aus Schweden und Norwegen, 14 Belgier, 13 Spanier, 12 Dänen, 4 Portugiesen, 2 aus Montenegro und 1 aus dem Fürstentum Liechtenstein. Von den übrigen Ausländern stammen 319 aus Amerika, 133 aus Asien, 19 aus Afrika und 2 aus Australien. Die Amerikaner kommen zumeist aus den Vereinigten Staaten, die Asiaten zum größten Teil aus Japan. Diese Zahlen umfassen aber nur die rechtmäßig immatrikulierten Ausländer, dazu kommen dann noch die Hospitanten, über deren Zahl keine näheren Angaben vorliegen.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Zur Herausgabe der älteren Papsturkunden, einem von der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften in Angriff genommenen Unternehmen, ist in der letzten Zeit wieder stark vorgearbeitet worden, so daß der Beginn der Drucklegung bereits in naher Aussicht ist. Prof. Kehr, der das Unternehmen leitet und selbst die Hauptarbeit der Voruntersuchungen auf sich genommen hat, ist nun mit dem schwierigsten Platze, mit Rom, so ziemlich fertig geworden. Das Vatikanische Archiv bot ihm natürlich die meiste Ausbeute, doch konnte sie erst durch langwierige, zeitraubende Durchsicht aller einzelnen Stücke gewonnen werden. Die vatikanischen Behörden unterstützten mit Eifer die Arbeiten des deutschen Gelehrten. Dann wurden noch im Lateran, im Staatsarchiv, in den fürstlichen Archiven der Co-

lonna und Orsini, besonders aber in der Barberina, die seit kurzer Zeit im Vatikan liegt, wichtige Funde gemacht. Ein kleiner Ausflug nach Rocca Antica im Sabinerlande lohnte durch die Gewinnung von neuen Urkunden Anastasius IV. und Celestinus III. Dann wurde das westliche Toskana einer gründlichen Durchsicht unterzogen. Hier wurden die Plätze Pistoja, Pescia, Lucca, Empoli, Colle di Val d'Elsa, Volterra und Siena berührt. Dabei wurde auch eine falsche Urkunde Alexanders II. festgestellt und hervorgezogen. Die meisten Stücke beziehen sich natürlich auf die staufische und nachstaufische Zeit, doch gehen einzelne neue Entdeckungen noch in frühere Zeit hinauf. Die wichtigsten Funde wurden von Prof. Kehr sofort in den Mitteilungen der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften bekannt gegeben.

* Eine deutsche Reichs-Musikbibliothek ins Leben zu rufen, ist der Zweck eines Aufrufes, den eine der bedeutendsten deutschen Musikfirmen, Breitkopf u. Härtel in Leipzig, an den Verein der deutschen Musikalienhändler erläßt, um diese aufzufordern, alle Erscheinungen ihres Verlages in freiwilliger Spende einer zu gründenden Reichs-Musikbibliothek zur Verfügung zu stellen.

* Eine lebensgroße Bronzebüste von Heinrich v. Treitschke hat Bildhauer Hugo Berwald im Auftrage der Nationalgalerie ausgeführt. Der Künstler hat das Werk in Rom hergestellt und es wird nunmehr der Galerie einverleibt. Als Material stand dem Künstler die vortreffliche Totenmaske und eine große Anzahl vorhandener Bildnisse des Gelehrten zur Verfügung.

* Ein Denkmal für Hofrat Dr. Karl Claus. Mehrere ehemalige Schüler des am 18. Januar 1899 verstorbenen ordentlichen öffentlichen Professors der Zoologie und vergleichenden Anatomie in Wien, des Hofrats Dr. Karl Claus, haben sich zu einem Komitee vereinigt, um die Mittel zu einem Denkmal für diesen hervorragenden Naturforscher aufzubringen. Das Denkmal soll in der großen Ehrenhalle der Wiener Universität, unter den Arkaden des Universitätshofs, errichtet werden. Beiträge werden bis Ende Januar 1904 an die Beck'sche Hof- und Universitätsbuchhandlung, Wien I, Rothenturmstraße 13, erbeten. Der Aufruf ist von einer größeren Anzahl österreichischer Hochschullehrer unterzeichnet.

r. Die diesjährige Jahresversammlung des „Vereins deutscher Bibliothekare“ findet in der Pfingstwoche zu Stuttgart statt.

Hochschulnachrichten.

* Würzburg. Der vormalige Professor für Kirchengeschichte, Domdechant Dr. J. Nirschl, ist im Alter von 81 Jahren gestorben. — Am 23. Januar wird Dr. med. Oskar Polano aus Hamburg behufs Zulassung als Privatdozent an hiesiger Universität 10 Streitfragen öffentlich verteidigen. Die Habilitationsschrift ist betitelt: „Experimentelle Beiträge zur Biologie der Schwangerschaft.“

dr. Jena. Oberlandesgerichtsrat Professor Dr. Alfred Schultze wird dem an ihn ergangenen Ruf an die Universität Freiburg i. Br. Folge leisten.

* Aus Oesterreich. Der Wiener Privatdozentenverein gedenkt demnächst in einer Versammlung zu Gunsten der Errichtung einer medizinischen Fakultät an der Universität Czernowitz zu wirken. Es soll in der Versammlung auch der Antrag gestellt werden, daß Vorsorge zur Wahrung des deutschen Charakters der Universität Czernowitz getroffen werde. Dieser Antrag wird mit gewissen Vorgängen bei der Besetzung der kürzlich in Czernowitz geschaffenen Professur begründet.

* Bern. Der außerordentliche Professor für Dermatologie und Syphilis an der hiesigen Universität Dr. Joseph Jadassohn ist zum ordentlichen Professor ernannt worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

A. de Witt: Feindschaft. Das höchste Gesetz. Erzählungen. Leipzig. H. Seemann Nachf. 92 Seiten. — Gustave Vanzype: Claire Fantin. Roman. Einzige v. Verf. autor. Uebersetzung v. Katharina Brenning. 2. Aufl. Ebenda. 214 S. — Wilhelm Weigand: Savonarola. Eine tragische Dichtung in fünf Akten. 2. Aufl. (Die Renaissance. Ein Dramencyklus. II.) München u. Leipzig 1903. Georg Müller. 171 S. — Derselbe: Cäsar Borgia. Eine Bühnendichtung in einem Vorspiel und 5 Akten. 2. Aufl. (Die Renaissance. III.) Ebenda 1903. 189 S. — Meggendorfer-Blätter. Zeitschrift für Humor und Kunst. 52. Bd. München und Esslingen 1903. J. F. Schreiber. — Dr. Nikolaus Paulus: Die deutschen Dominikaner im Kampfe gegen Luther 1518—1563). (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von Ludwig Pastor. Band IV, Heft 1 und 2.) Freiburg i. B. 1903. Herder. 335 S. — Dr. Heinrich Dernburg: Das bürgerliche Recht des Deutschen Reiches und Preussens. Bd. III: Das Sachenrecht. 3. neu bearb. Auflage. Halle a. S. 1904. Buchhandlung des Waisenhauses. 895 S. — Das Bürgerliche Gesetzbuch systematisch dargestellt von E. Goldmann und L. Lilienthal, Rechtsanwälte in Berlin. Bd. I. 5. (Schluss) Abteilung. 2. Aufl. Berlin 1903. Franz Vahlen. — Philosophisches Lesebuch. Herausgegeben von Max Dessoir und Paul Menzer. Stuttgart 1903. Ferd. Enke. 258 S. — Theodor Lipps: Leitfaden der Psychologie. Leipzig 1903. Wilh. Engelmann. 349 S. — Graf Alexander Apponyi: Hungarica. Ungarn betreffende, im Auslande gedruckte Bücher und Flugschriften. Bd. I: 15. und 16. Jahrhundert, Bd. II: 17. und 18. Jahrhundert (bis 1720). München 1903. Jacques Rosenthal. 488 und 423 S. — Mite Kremnitz: Carmen Sylva. Eine Biographie. Leipzig. E. Haberland. 322 S. — Gustav Levy: Richard Wagners Lebensgang in tabellarischer Darstellung. Berlin 1904. Verlagsgesellschaft „Harmonie“. 64 S. — Karl Maria Klob: Beiträge zur Geschichte der deutschen komischen Oper. Ebenda. 96 S. — Harmonie-Kalender. Musikalischer Haus- und Familien-Almanach. Ebenda. — Général H. Frey: L'armée chinoise. Paris 1904. Hachette et Cie. 173 S. — Goethe. Das Tagebuch (1810). Vier unterdrückte römische Elegien. Nicolai auf Werthers Grab. Wortgetreue Nachdrucke. Mit einer literarhistorischen Einleitung u. s. w. herausgegeben von Dr. Max Mendheim. (Bibliothek literarischer und kulturhistorischer Seltenheiten. No. 3b.) Leipzig 1904. Adolf Weigel. — Rheinischer Most. Erster Herbst. 1775. (Hch. Leop. Wagner.) Confiskable Erzählungen. 1774. Wie bey der Bücher-Censur. Mit einer literarhistorischen Einleitung von M. Desceltes. Ebenda. — Felix Hollaender: Der Weg des Thomas Truck. Ein Roman in 4 Büchern. 5. Aufl. Berlin 1904. S. Fischer. 421 S. — Hermann Bahr: Dialog vom Tragischen. Ebenda 1904. 151 S. — Goethes Faust. Eine Tragödie. Zweiter Teil. (Pantheon-Ausgabe.) Ebenda. 333 S. — Franz Grillparzer: Des Meeres und der Liebe Wellen. Trauerspiel in fünf Aufzügen. (Pantheon-Ausgabe.) Ebenda. 126 S. — Gabriele d'Annunzio: Francesca da Rimini. Eine Tragödie in Versen. Deutsch von Vollmöller. Ebenda 1903. 179 S. — Ellen Key: Missbrauchte Frauenkraft. Ein Essay. Autoris. Uebersetzung von Therese Krüger. 2. Aufl. Ebenda 1904. 74 S. — Gustaf af Geijerstam: Nils Tufvesson und seine Mutter. Bauernroman. Autoris. Uebersetzung von Gertrud Ingeborg Klett. Ebenda 1904. 331 S. — Otto Erich Hartleben: Der Halkyonier. Ein Buch Schlussreime. Ebenda 1904. 103 S. — Toni Schwabe: Die Stadt mit lichten Türmen. Roman. Ebenda 1904. 192 S. — Richard Muther: Die belgische Malerei im 19. Jahrhundert. Ebenda 1904. 106 S. — Max Bernstein: Narrische Leut'. Ebenda 1904. 179 S. — Arnold Bock: 1870—71. Feldzugserlebnisse und Erinnerungen eines Einjährig-Freiwilligen im 3. Garde-Regiment zu Fuss. Wien und Leipzig. Carl Konegen. 144 S.

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 21. Januar. Nummer 16.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.
Ein mitteleuropäischer Wirtschaftsverein. Von Dr. W. Ed. Biermann (Bonn).
Eduard Zeller. (Zu seinem neunzigsten Geburtstag.) Von Dr. Maier-Pfullingen.
Goethes „selbstbewußte Illusion“. (Fortsetzung.) Von Prof. Dr. Konrad Lange (Tübingen).
II. Bücher und Zeitschriften.
Moritz v. Schwinds „Philostratische Gemälde“.
III. Allgemeine Rundschau.
Yerba-Mate. — Kleinere Mitteilungen.
IV. Hochschulnachrichten.

Ein mitteleuropäischer Wirtschaftsverein.

Von Dr. W. Ed. Biermann (Bonn).

Am heutigen Tage, den 21. Januar, konstituiert sich in Berlin ein Verein „zur Föderung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen der mitteleuropäischen Staaten“, unter dem Haupttitel: „Mitteleuropäischer Wirtschaftsverein“. Die Leser der Allgemeinen Zeitung wissen längst, besonders durch die eifrige Propaganda des bekannten österreichischen Volkswirtes Alexander v. Peez, daß sich weite Kreise der österreichisch-ungarischen Monarchie, landwirtschaftliche und industrielle, für einen näheren wirtschaftlichen Zusammenschluß ihres Heimatlandes an Deutschland (als Ergänzung des politischen Zusammenschlusses) interessieren. Den Gedanken eines „Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins“, dem in erster Linie deutsche und österreichische Kreise angehören, seinen Zweck und seine Aufgaben näher zu erläutern und zu zeigen, wie dieser neue Verein sich wesentlich von allen früheren Projekten verwandter Art unterscheidet, soll der Zweck dieser Zeilen sein. Ich bin dem geistigen Vater des Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins, Herrn Professor Julius Wolf in Breslau, in gleicher Weise verpflichtet für die liebenswürdige Uebersendung authentischen Materials, das bislang noch nicht im Buchhandel erschienen ist, wie der Redaktion der Allgemeinen Zeitung für die gütige Erlaubnis, gerade heute, am Konstituierungstage des neuen Vereins, ihren Raum in Anspruch nehmen zu dürfen.

Anläßlich der deutschen Zolltarifverhandlungen 1902/03 und der Diskussion über das uralte Lied Freihandel oder Schutzzoll in der Literatur, Presse und im Parlament hat sicherlich mancher Nationalökonom, dem es widersteht, am Parteigezänke teilzunehmen, und der es für seine erste und vornehmste Aufgabe erachtet, jedes Eintreten für eine bestimmte Parteidoktrin zu vermeiden, den Kopf unwillig geschüttelt bei dem Gedanken, wie Leidenschaft und Doktrinarismus es verstanden haben, längst als bloße Zweckmäßigkeitsfragen und politische Mittel charakterisierte Probleme aufs neue in atavistischer Anwandlung als Prinzipienfrage aufzufassen. Wir hatten geglaubt, endgültig den naturrechtlichen Individualismus der klassischen Schule überwunden zu haben. Wie die Argumente namhafter freihändlerischer Theoretiker anläßlich der deutschen Tarifreform gezeigt haben, mit Unrecht. Die alte, schon bei Hugo Grotius auftauchende Identifikation von Privat- und Gesamtinteresse wurde uns als neue Weisheit aufgetischt, und jeder, der sich überlegen lächelnd ob solcher Beweisführung abwandte, als „Reaktionär“ verschrien. In solchen Zeiten wendet sich der Blick des über das Allernächste hinaussehenden Nationalökonomen und Politikers einem Ziele zu, das mehr bietet als doktrinäre Phrasen und aprioristische, deduktive Lösung der verwickeltsten Probleme. Ein solches erst in weiter Ferne schimmerndes Ziel handels- und zollpolitischen Charakters kann von zweierlei Art sein: Einmal erscheint es in Gestalt einer Zollunion und alsdann in der einer Wirtschaftsallianz. Der Unterschied zwischen beiden bedeutungsvollen, weltwirtschaftlichen Instrumenten ist leicht darzulegen: Die Zollunion ist das Ideal an sich, das aber zunächst nicht erreichbar ist, sie möchte verschiedene Staaten in einem Zollverein vereinigen und so gerüstet offensiv oder nur defensiv einem wirtschaftlich übermächtigen Gegner gegenübertreten. Die „Allianz“ perhorresziert den Gedanken einer Zollunion und hält streng an dem Grundsatz zollpolitischer Autonomie der verbündeten Einzelstaaten fest. Sie sucht das politisch allein Erreichbare durchzusetzen: den wirtschaftlichen Verkehr der Staaten untereinander wesentlich zu erleichtern und gegen einen gemeinsamen Konkurrenten mit gemeinsamen Retorsionsaktionen vorzugehen. Die Zollunion wird für absehbare Zeit ein Traum, eine Illusion bleiben, ebenso die Phantasmagorie einer „natürlichen“ internationalen Arbeitsteilung und somit eines internationalen Freihandels.

Beide Institutionen, Zollunionen und wirtschaftliche Allianzen, entspringen jedoch der gleichen Ueberzeugung, und zwar der Ueberzeugung von der Uebermacht großer, durch ein unendlich aufnahmefähiges Absatzgebiet oder durch reiche Naturschätze und Rohstoffe ausgezeichneter „Weltreiche“, die obendrein das Bestreben haben, sich immer mehr hermetisch abzuschließen. Als solche „Weltreiche“ kann man in erster Linie die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit ihrer Monroedoktrin bezeichnen, in zweiter Linie England mit seinem Imperialismus und seiner Greater-Britain-Bewegung und endlich Rußland. Die sogenannte „Theorie der drei Weltreiche“ ist gewiß von manchen ihrer Anhänger überspannt worden, aber ihr Kern ist richtig, vom politischen Gesichtswinkel unter der gegenwärtigen weltwirtschaftlichen Konstellation gemessen. Und dieser Kern ist der Gedanke eines wirtschaftlichen Zusammenschlusses der Staaten Mitteleuropas zu gemeinsamer Abwehr der wirtschaftlichen Uebermacht jener Weltreiche, sei es nun in Gestalt einer Union oder einer Allianz. Der scharfsinnige Angriff eines bedeutenden freihändlerischen Theoretikers, eines Meisters der isolierenden Methode, der jedoch die Wirkung mechanischer Kausalformeln auf das soziale Geschehen überschätzt, hat ihn keineswegs zerstören können.

Mit der Theorie der drei Weltreiche scheinen mir demnach Zollunion und Zollallianz eng verknüpft zu sein. Jedoch mit dem Unterschied, der schon oben angedeutet

wurde, daß die Union die zollpolitische Autonomie der Einzelstaaten vernichtet, die Allianz sie dagegen ausdrücklich aufrecht erhält und nur die gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen der verbündeten Staaten durch gemeinsame Aktionen zu fördern sucht.

Das Problem einer Zollunion der mitteleuropäischen Staaten ist nicht mehr jung. Viele treffliche Politiker und Nationalökonomen sind seit Jahren dafür eingetreten, bedingt oder unbedingt. Ich nenne hier nur die Namen Graf Goluchowski, Alexander v. Peez, Molinari, Schmoller, Anton und so fort. Wer sich des näheren für die Geschichte und die Argumente der zollpolitischen Unionsbestrebungen interessiert, den verweise ich auf die vortrefflichen Darlegungen von E. Francke (in „Beiträge zur neuesten Handelspolitik", Verein für Sozialpolitik, Bd. 90, 1900) und Sartorius v. Waltershausen (Zeitschrift für Sozialwissenschaft, V, 1902).

Viel jünger ist der Gedanke einer wirtschaftlichen Allianz, als dessen geistigen Vater man den Breslauer Professor der Staatswissenschaften Julius Wolf anzusehen hat. Professor Wolf hat schon in seiner Schrift „Das Deutsche Reich und der Weltmarkt" (Jena, 1901) den Gedanken einer Allianz der mitteleuropäischen Staaten kurz erörtert und ihn alsdann besonders in österreichischen Organen (der „Neuen Freien Presse" und der „Industrie") häufig und mit Nachdruck vertreten. Seine Fachgenossen kennen seinen Aufsatz „Zollvereinigungen oder Zollbündnisse" (Zeitschrift für Sozialwissenschaft, V, 1902, S. 895 ff.). In der erstgenannten Schrift[1]) tritt Wolf für ein Vorgehen ein, welches darauf ziele: „die Staaten Mitteleuropas einander zu nähern, sie auf das ihnen Gemeinsame hinzuweisen und auf diese Weise, wenn auch nicht zu einem Zusammenschluß, doch zu einem Zusammengehen von Fall zu Fall zu führen." Wolf hat seine Ideen auch in einem Vortrage in der k. k. niederösterreichischen Landwirtschaftsgesellschaft vertreten[2]) und schon seit geraumer Zeit dafür propagiert, daß sich ein Verein bilden möchte, dessen Hauptarbeit in einem unablässigen Eintreten für die Idee einer Allianz bestehen müßte. Am heutigen Tage konstituiert sich nun der Mitteleuropäische Wirtschaftsverein, von dessen Hauptbestrebungen wir uns schon ein Bild machen können. Ich will kurz im Anschluß an Wolfs „Materialien" und den „Aufruf" erläutern, was der Mitteleuropäische Wirtschaftsverein will, welche praktischen Aufgaben er sich stellt und wie sein Verhältnis gegenüber den drei Weltreichen zu gestalten sein wird.

I. Was will der Mitteleuropäische Wirtschaftsverein? Welches sind seine Zwecke? Der Fundamentalsatz des Vereins positiven Charakters ist:[3]) „Der Mitteleuropäische Wirtschaftsverein will die mitteleuropäischen Staaten veranlassen, die handelspolitische Position jedes einzelnen von ihnen bei Verhandlung mit dem ferneren Ausland durch das Mittel handelspolitischer Allianzen, sei es ad hoc, sei es für längere Zeit, zu verstärken, in der Annahme, daß handelspolitisch alliierte Staaten dem Ausland bessere Bedingungen abzugewinnen vermögen als handelspolitisch isolierte." Es ist zunächst natürlich an eine Allianz mit Oesterreich gedacht. Der zweite, aber negative Fundamentalsatz des neuen Vereins lautet:[4]) „Der Mitteleuropäische Wirtschaftsverein erstrebt keine Zollunion der mitteleuropäischen Staaten. Er hält dieselbe aus politischen und wirtschaftlichen Gründen für unausführbar."

Unter Ablehnung einer Zollunion wird sich das Hauptbestreben unseres Vereins demnach darauf richten, den Gedanken wirtschaftlicher Allianzen zu propagieren.[5]) Da dieser Gedanke noch jung ist und keineswegs festen Fuß gefaßt hat, so ersehe ich die Hauptaufgabe des Vereins in einem propädeutischen Bestreben, die österreichisch-deutschen und später auch schweizerischen und niederländischen Interessentenkreise u. a. erzieherisch zu beeinflussen.

Die einzelnen Interessen, die unter gemeinsamer Aktion wahrgenommen werden sollen, sind mannigfaltigster Art. Ich deute hier nur etwa folgendes an: Der Verein wird eine gemeinsame Regelung des „Wirtschaftsrechts"[6]) durchzusetzen, ferner das System der Meistbegünstigung, das längst als höchst unelastisches handelspolitisches Instrument erkannt worden ist, zu reformieren suchen. „Neben die politischen Pfeiler des Dreibundes müssen wirtschaftliche treten." (J. Wolf.) Der Hauptzweck ist die Vergrößerung des „Wirtschaftsraums". Dessen Bedeutung in Gestalt einer absoluten Ueberlegenheit des größeren Wirtschaftsgebietes über das kleinere hat Sartorius v. Waltershausen in seiner bereits erwähnten feinsinnigen Studie erwiesen. Uebrigens sollen sich die Aufgaben der Allianzen keineswegs auf zollpolitische Maßnahmen beschränken, sondern ihr Gebiet ist viel umfangreicher. Gemeinsame Regelung des Konkursrechts,[7]) einheitliche Normen über Speditions-, Kommissions- und Frachtgeschäfte, Uebereinstimmung in den Wechselordnungen, die Forderung eines internationalen Postscheckverkehrs u. s. w. können durch Allianzen erreicht werden. Am wichtigsten erscheint mir aber von den nicht zollpolitischen Maßnahmen die einheitliche Normierung der handelsstatistischen Aufzeichnungen zu sein.[8]) Die Angaben der verschiedenen amtlichen Statistiken über Herkunft, Bestimmung, Ein- und Ausfuhr der Ware sind so verschieden, daß es für den Politiker wie für den Gelehrten ungeheuer schwer ist, sich ein genaues Bild von der internationalen Warenströmung zu machen. Ich erwähne beispielsweise nur, daß Oesterreich-Ungarn, Frankreich, Deutschland, Spanien, Portugal und die Schweiz die meines Erachtens einzig richtige Angabe nach Ursprungs- und Bestimmungsland fordern, dagegen Bulgarien, Dänemark, Griechenland, Italien, Rumänien, Rußland, England, die Vereinigten Staaten und Norwegen Ein- und Ausfuhrland der Ware angeben. Ich muß es bei diesen wenigen Angaben bewenden lassen. Welche Aufgaben sich der neue Verein zunächst selbst gestellt hat, wird man deutlich bald aus der Presse und den eigenen Kundgebungen des Vereins erfahren.

Alle diese Aufgaben treten jedoch meines Erachtens an Bedeutung weit zurück hinter den handels- und zollpolitischen Maßnahmen und einheitlichen Aktionen der mitteleuropäischen Staaten, deren Verwirklichung durch Allianzen der neue Verein anstrebt. Wir müssen demnach noch ein paar Worte über die Stellung des Vereins den drei Weltreichen gegenüber hinzufügen.

II. Wie ist das Verhältnis des Vereins gegenüber übermächtigen wirtschaftlichen Gegnern der einzelnen mitteleuropäischen Staaten, gegenüber Amerika, England und Rußland? Was Amerika angeht (bekanntlich der größte Lieferant für Deutschland!), so beabsichtigt verständigerweise der Verein an sich nicht aggressiv vorzugehen.[9]) Er möchte nur zu erstreben suchen, daß eine Allianz zwischen den wichtigsten mitteleuropäischen Staaten sich zu gemeinsamen Abwehrmaßregeln und Reziprozitätsverträgen entschließt. Ein Absatzgebiet wie Oesterreich-Ungarn von 47 Millionen Menschen bei einem Zollkriege zu verlieren, ist gewiß ein schmerzlicher Verlust, aber mit einem Absatzgebiet von Oesterreich-Ungarn, Deutschland und Frankreich von ca. 153 Millio-

1) Vgl. die bislang noch nicht im Buchhandel erschienenen, mir vom Verfasser freundlichst übersandten „Materialien betr. einen Mitteleuropäischen Wirtschaftsverein" von Julius Wolf, Berlin, G. Reimer, S. V; künftig zitiert als: „Materialien".

2) Cf. Materialien, S. 50 ff.

3) S. „Erläuterungen zum Aufruf für einen Mitteleuropäischen Wirtschaftsverein", Absatz 3.

4) Erläuterungen Absatz 1. Die Fassung erscheint mir reichlich schroff, desgleichen die des „Aufrufs", Absatz 1. Das Ideal bleibt für mich die Zollunion.

5) Cf. auch Materialien, S. 6.

6) Cf. Materialien, S. 11 ff.

7) Materialien, S. 6.

8) Vgl. auch „Die Bedeutung eines Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereines", von einem österr. Volkswirt, S. 8. Nicht im Buchhandel.

9) Materialien, S. 29.

nen Menschen in zollpolitischen Konflikt zu geraten, kann selbst für die übermächtigen Vereinigten Staaten von Nordamerika tödlich wirken.[10]) Jedenfalls ist Amerika, und zwar auf landwirtschaftlichem wie auf industriellem Gebiete,[11]) der Konkurrent Mitteleuropas, und alle zollpolitischen Allianzen müssen sich in erster Linie gegen Amerika richten. England ist weit ungefährlicher. Seine Stärke ruht in der Möglichkeit, uns seinen Absatzmarkt (England ist unser größter Abnehmer!) durch Prohibitivzölle verschließen zu können, falls Chamberlains imperialistische und kolonialpolitische Pläne, denen ich — beiläufig bemerkt — sympathischer gegenüberstehe als Wolf, sich verwirklichen lassen. Eine Allianz der mitteleuropäischen Staaten gegen England müßte sich demnach wohl darauf beschränken, Retorsionsmaßregeln zu ergreifen, falls der Hochmerkantilismus Chamberlains unserem Export nach England Schwierigkeiten bereitet. An dritter Stelle steht Rußland, über dessen Verhältnis zu unserem Verein Prof. Wolf leider in seinen verschiedenen Kundgebungen nicht die geringsten Andeutungen macht. Ich meine, auch Rußland gegenüber besäßen die mitteleuropäischen Staaten das Mittel in Gestalt von Allianzen, und mit Repressivmaßregeln vorzugehen. Die vielen Zollmißbräuche, die scharfe Heranziehung ausländischer Handlungsreisender zur russischen Gewerbesteuer[12]) und dergleichen mehr könnten durch energische, durch Allianzen durchgesetzte Gegenaktionen in ihren Wirkungen gemildert werden.

Diese knappen Zeilen mögen genügen, um dem Leser eine Anschauung von dem neuen Verein zu verschaffen, der sich die Aufgabe gestellt hat, eines unserer interessantesten handelspolitischen und weltwirtschaftlichen Probleme zu fördern und der Verwirklichung näher zu bringen. Möchte der Mitteleuropäische Wirtschaftsverein recht bald von sich reden machen, und möchte es ihm vergönnt sein, auf politischem Gebiete mehr als Eintagserfolge zu erzielen! Wir wünschen ihm ein fröhliches Gelingen seiner Pläne.

*

Nachschrift.

Diese Zeilen waren bereits der Redaktion eingesandt, als ich von Professor Wolf die offizielle Mitgliederliste der „Initiativ-Komitees" in Deutschland, Oesterreich und Ungarn erhielt. Aus der Liste des Deutschen Initiativ-Komitees erwähne ich die folgenden Namen: die Gelehrten Wolf, Eheberg, Lexis, v. Mayr, Paasche, Pohle, Schaeffle † (Nationalökonom) und Ratzel (Geograph); die Parlamentarier Prinz Arenberg, Bassermann, v. Dirksen, v. Kardorff, Limburg-Stirum, v. Manteuffel, Mehnert, Porsch, Schlumberger, J. Vorster u. s. w., ferner aus großindustriellen, landwirtschaftlichen Kreisen u. s. w.: Ballin, H. Aust, Bödiker, Frhr. v. Cetto, Dietel, Goldberger, Kirdorf, C. Lueg, Prinz Schönaich-Carolath, Frhr. v. Soden - Fraunhofen, Frhr. v. Schorlemer-Lieser, Graf Tiele-Winckler, H. Vogel, A. Vopelius, Websky, H. Wirth u. s. w. Die Konstituierung des Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins in Berlin erfolgt zunächst nur für Deutschland, die Konstituierung in den anderen Ländern soll baldigst nachfolgen.

10) Materialien, S. 80.
11) Materialien, S. 19 ff.
12) Aug. Etienne: Das Aufsuchen von Warenbestellungen im Auslande, Berlin, 1900.

Eduard Zeller.

Zu seinem neunzigsten Geburtstag.

Als ich vor ein paar Wochen meinen verehrten Lehrer in Stuttgart besuchte, war ich überrascht und hocherfreut von seiner Frische und Rüstigkeit: noch immer schreitet die hohe Gestalt aufrecht einher, noch immer krönt das mächtige Haupt imponierend den Leib, dem man seine neun Jahrzehnte nicht ansieht. Nur der milde Glanz des doch noch lebhaften Auges verrät, daß die Schärfe etwas abgenommen hat. In 90 Jahren hat dies Auge auch viel aushalten müssen, nicht bloß bei Tage; denn die Eule der göttlichen Athena entfaltet bekanntlich bei Nacht ihre Fittiche. Wir plauderten von Berlin, Heidelberg, Marburg, Tübingen, den Orten der Wirksamkeit des Gelehrten, und verweilten insbesondere bei letzterem, dem die Tage der ersten, fröhlichen Begeisterung für die Wissenschaft gehört hatten. Ich staunte über das treue Gedächtnis des Philosophen, der aus dem Schatze seiner reichen Erinnerungen Altes und Neues in wunderbarer Fülle und Frische hervorholte und noch Unbekanntes namentlich von Uhland zu erzählen wußte, mit dem mein Haus mich verbindet.

Eduard Zeller ist ein universaler Geist: das beweist nicht nur die Menge der herrlichen Erzeugnisse seines Geistes, sondern ihre weite Verzweigung. Er hat das Wort ergriffen ebenso in den Fragen von Religion und Christentum, von Staat und Kirche, wie auf den verschiedensten Gebieten der Philosophie im engeren Sinne. Unter den jetzt Lebenden findet sich keiner, der ihm in Kenntnis der christlichen, jüdischen und ganz besonders der griechischen Philosophie ebenbürtig wäre. Namentlich zur Erforschung der letzteren befähigte ihn eine gründliche philologische Bildung, die er in den alten Klosterschulen Württembergs (Maulbronn 1827—1831) in seiner Jugend geholt hatte. Hier war er stets unbestritten der Primus seiner Promotion gewesen. So vermochte er die Urschriften gründlich und genau zu prüfen, zu zergliedern, zusammenzusuchen. Die spekulative Anlage des Schwaben kam ihm zu statten, Lücken zu ergänzen, eine Verbindung herzustellen, aus den Verhältnissen der Zeit und Umstände abzuleiten und das Einzelne in den Zusammenhang eines Ganzen so hineinzustellen, daß sich eine allmähliche Entwicklung, ein naturgemäßes Werden in der Wechselwirkung aller Kulturerscheinungen ergab. Zeller konstruiert nicht, sondern leitet streng aus den Quellen ab. So ist er der anerkannte Meister auf dem Gebiete der Geschichte der griechischen Philosophie geworden, die er klar und wahr geschrieben hat. Wer auf diesem Gebiete etwas leisten will, muß ihn zu Rate ziehen oder sich mit ihm auseinandersetzen; die meisten Fragen hat er endgültig gelöst, und wo er es nicht vermochte, hat er wenigstens das Problem aufs klarste formuliert. Aehnlich aber auch auf anderen Gebieten. Der Name Zeller wird für alle Zeiten mit der Geschichte der Philosophie untrennbar verbunden bleiben.

Ausgegangen ist Zeller von der Theologie. Als er 1831—1835 in Tübingen studierte, da konnten die Jünger dieser Wissenschaft ausrufen: „Es ist eine Lust zu leben!" Ein frischer, fröhlicher Krieg war um die ältesten Urkunden des Christentums entbrannt, das Interesse des Zeitalters gehörte den Fragen des Urchristentums. Eine Schar hochbegabter junger Forscher wandte sich ihnen zu. David Friedrich Strauß, der Stiftsrepetent Zellers, hatte in seinem „Leben Jesu" die Wunder als Erzeugnisse frommer Sagenbildung zu erklären versucht. Ferdinand Christian Baur, der Theologieprofessor und Gründer der neueren Tübinger Schule, machte den spekulativen Paulus zum Begründer des christlichen Lehrsystems und zergliederte die Evangelien mit dem scharfen Messer literarischer Kritik. Wie andere bedeutende Köpfe, einen Schwegler, Planck, Märklin, Köstlin, zog es auch unseren Zeller in diesen Geisteskampf hinein. Manchen Fechtergang hat er getan; Zeuge sind die von ihm gegründeten und 1842—1857, von 1847 an mit Baur herausgegebenen „Theologischen Jahrbücher", wie er auch ein eifriger Mitarbeiter der Schweglerschen Jahrbücher war.

In Tübingen war Zeller seit 1831—1835 Student, mit Fortsetzung Winter 1835/1836, 1839 Repetent (nach zweijährigem Vikariat und einer wissenschaftlichen Reise in den Norden) und hielt als solcher theologische und philosophische Vorlesungen, seit 1840 Privatdozent der Theologie; allein bei seiner radikalen Richtung gelangte er in dieser Fakultät nicht zur Professur, obwohl ihm 1846 Fakultät und Ministerium zum Extraordinarium vorge-

schlagen hatten. Da öffnete sich ihm wie schon so manchem anderen eine Freistatt in der Schweiz; 1847 ist er außerordentlicher Professor der Philosophie in Bern, und dann folgt 1849 endlich eine Berufung zum Professor der Theologie, nämlich nach Marburg; doch muß er wegen des Widerstandes des Kurfürsten in die Philosophen-Fakultät eintreten. Nun wird „Die Philosophie der Griechen“ 1852 vollendet, die heute zu sechs Bänden erweitert und in mehreren Auflagen erschienen ist (4. Auflage des letzten Bandes 1902). Auch die Früchte theologischer Studien kamen zur Reife: 1847 eine übersichtliche „Geschichte der christlichen Kirche“, 1853 erhalten wir „Das theologische System Zwinglis“, eine Arbeit, die dem Schweizer Boden ihre Anregung verdankt, 1854 die Apostelgeschichte, kritisch untersucht. Von Theologumenen erwähnen wir noch die Schrift über Staat und Kirche 1873. Die Stille der hessischen Universität konnte mit ihren zusammen rund 250 Studierenden zwar keine weitreichende Wirksamkeit des akademischen Lehramtes bringen, aber das gründlichste Studium der kräftigsten Mannesjahre und immer höhere Anerkennung in der gelehrten Welt. So folgte 1862 die Berufung nach Heidelberg und 1872 diejenige nach Berlin. 22 volle Jahre wirkte der reife Mann in der deutschen Reichshauptstadt, schon 1865 zum korrespondierenden Mitglied, 1872 zum ordentlichen der Berliner Akademie der Wissenschaften berufen und bei seinem Eintritt in den Ruhestand 1894 zum Ehrenmitglied dieser Körperschaft erwählt. Als Morgengabe brachte er hier der wissenschaftlichen Welt eine feinsinnige „Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz“ (1872) dar, die zwei Auflagen erlebte. Seine Geschichte der griechischen Philosophie, die allmählich immer dickleibiger geworden, faßte er 1883 in einen kernigen, beliebten Grundriß zusammen, von dem kürzlich die 5. und 6. Auflage erschien. 1865—1884 erschienen 3 Bände geschichtlicher Abhandlungen, theologischer und philosophischer Art, 1874 setzte er seinem verstorbenen Freunde D. Fr. Strauß ein liebevoll gehaltenes biographisches Ehrendenkmal und machte sich an die Herausgabe seiner Gedichte (1878) und Briefe (1895). „Friedrich der Große als Philosoph“, 1886, ist ein schönes Zeugnis eines deutschen Gelehrten, der hinter dem Helden, den er in vielseitigster Weise zum Wort kommen läßt, bescheiden mit dem eigenen Urteil zurücktritt, doch ohne es an lichtvoller Darstellung fehlen zu lassen. Den theologischen Ehrendoktor verlieh ihm 1868 beim Schleiermacher-Jubiläum Heidelberg, den juristischen Tübingen 1877, den medizinischen Marburg 1886. Seit 1872 badischer Geheimer Hofrat, wurde er 1876 preußischer Geheimer Regierungsrat, 1894 Wirklicher Geheimrat mit dem Prädikat Exzellenz. 1877 erhielt er den Orden pour le mérite, 1882 den bayerischen Maximilians-Orden für Kunst und Wissenschaft, 1884 das württembergische Kommenturkreuz des Friedrichs-Ordens mit Stern. So häufte sich Ehre um Ehre auf das greise Haupt des Gelehrten, der einst als Privatdozent 33 Jahre alt geworden und erst mit 35 Jahren auf einer kleinen deutschen Universität untergekommen war.

Als Schüler Hegels hatte Zeller begonnen, als Schüler der Philosophie, die in kühner Konstruktion ein System von Begriffen aufbaute und dafür den Satz beanspruchte, unser Denken ist gleich dem Sein. Das wissenschaftliche Gewissen ließ Zeller vom Betriebe der Naturwissenschaft lernen, und wie hoch er immer die Bedeutung der scharfen begrifflichen Erkenntnis veranschlagte, aus der Erforschung des Wirklichen allein wollte er sie schöpfen. Den Wegen apriorischer Deduktion abhold, wollte er den sicheren Weg der tatsächlichen Erfahrung beschreiten und nur auf exakt induktivem Boden die Erkenntnis der Wahrheit gewinnen, der man früher mit Hilfe der dichtenden Phantasie inne zu werden gehofft hatte. Wir dürfen zur Erhärtung verweisen u. a. auf seine gesammelten Vorträge und Abhandlungen, 3 Bände, 1865—1884, geschichtlichen Inhalts, endlich zeigt sich seine feine, freie und doch vom Idealismus der deutschen Philosophie getragene Art in zwei schönen Abhandlungen, einmal über das vielumstrittene Gebiet der teleologischen Naturbetrachtung und dann über das Kantische Moralprinzip und den Gegensatz formaler und materialer Moralprinzipien. Dem kategorischen Imperativ der Kantischen Ethik zollt er uneingeschränktes Lob; er findet ihn auch verwirklicht in Friedrich des Großen strenger Pflichterfüllung, in seiner erhabenen felsenfesten Entschlossenheit, zu siegen oder zu sterben und niemals einen anderen denn einen ehrlichen Frieden zu schließen. Aber wie das sittliche Handeln zureichend begründen? Die Selbstliebe, ob grob, ob fein, reicht nicht zu; bei Rücksichtnahme auf Vorteile und Genüsse wird im entscheidenden Augenblick der sittliche Trieb des Gewissens unterliegen, mit empirisch-eudämonistischer Begründung und die Strenge der Pflicht in Frage gestellt. Es muß ein unbedingtes Soll geben, aber es kann nicht beruhen auf den Gefühlen von Lust und Unlust, auf irgend welchen Wertschätzungen, die individuell wechseln, sondern muß hervorgehen aus und sich richten nach den allgemeinen, wesentlich sich gleich bleibenden Bedürfnissen der Menschennatur, daher ist für den Inhalt des sittlichen Ideals die psychologisch-empirisch-induktive Erforschung unseres Wesens nötig. Nun besteht das Wesen des Menschen in seinem geistigen, vernünftigen Teil. Die Vernunft muß also alle Lebenstätigkeiten beherrschen, und weil sie ein allgemeines Gut und ihre Gesetze allgemein gelten, so wird mit der Anerkennung des eigenen Wertes, auch der der anderen anerkannt, mit anderen Worten, die Achtung der Persönlichkeit in ihr Recht eingesetzt. So kommt Zeller zu der Formulierung des obersten Grundsatzes alles ethischen Handelns: Unser Wollen und Tun soll dem entsprechen und aus dem Gefühl dessen hervorgehen, was dem eigentümlichen Wesen des Menschen gemäß ist. Die Idee der Menschenwürde, der Humanität soll Richtschnur und Beweggrund unseres Tuns sein. So weiß Zeller die ideale Höhe der Pflicht, ohne sie zu erniedrigen, mit den realen Möglichkeiten und Forderungen des tatsächlichen Lebens in Einklang zu bringen und den Ruf der deutschen Philosophie auch mitten in der modernen Empirie und im agnostischen Positivismus zu retten.

Gefährtin seines stillen Lebens auf der Stuttgarter Ritterburg, von der er ins rebenumkränzte Tal hinabschaut, ist die Liebe der Jugend, die Tochter seines Lehrers Baur, die ihm schon vor 56 Jahren in Bern den eigenen Herd gegründet hat, und die Freude des Alters ist der Umgang mit dem einzigen Sohne, Arzt und Professor in Stuttgart, und dessen Familie (drei liebliche Kinder, ein Enkelsohn und zwei Enkelinnen), wie die hohe Achtung, mit der ihn seine Landsleute verehren; ist er doch seit Jahren Ehrenmitglied des Stuttgarter Literarischen Klubs, der illustre Vertreter der Kunst und Wissenschaft zu den Seinen zählt.

Dr. Maier-Pfullingen.

Goethes „selbstbewußte Illusion“.

Von Professor Dr. Konrad Lange (Tübingen).

(Fortsetzung.)

Der einzige Zweifel, den man in Bezug auf die zwei Vorstellungsreihen noch haben könnte, wäre der, ob es sich bei ihnen wirklich um einen Wechsel, ein „Hinundherfallen“, wie Goethe sich ausdrückt, handle. Man könnte sich die Sache ja auch so denken — und das ist neuerdings wiederholt vorgeschlagen worden —, daß der psychische Vorgang ein einheitlicher wäre, insofern alle Vorstellungen und Gefühle, die man dabei erlebte, immer von der einmal vorhandenen Annahme, daß man es mit Wirklichkeit zu tun habe, ausgingen. Also z. B.: Wir gehen ins Theater. Indem wir das tun, indem wir uns ein Billett an der Kasse kaufen, indem wir uns auf unseren Platz setzen, sagen wir uns: Das, was du jetzt erleben wirst, ist nur Schein: Alles, was du fühlen wirst, wirst du nur unter der Annahme fühlen, daß es Wirklichkeit sei. Deshalb wird dein Erleb-

nis nun doch ein vollkommen einheitliches sein. Du wirst zwar nur hypothetisch schauen, hypothetisch hören, hypothetisch fühlen u. s. w., aber dieses Schauen, Hören und Fühlen kann nur als einheitliches Erlebnis gefaßt werden.

Ich verstehe nicht recht, was damit gewonnen sein soll. Wenn ich „hypothetisch fühle", wenn ich beim Schauen und Hören das, was ich schaue und höre, nur als „Annahme" fasse, so ist doch die Tatsache der Annahme als solche während der Anschauung in meinem Bewußtsein. Das kann auch gar nicht anders sein. Denn durch die Erinnerung wird sie ja immer lebendig erhalten. Ich vergesse ja während des Schauspiels nicht, daß ich im Schauspielhause bin. In meiner Erinnerung wirkt ja der Beschluß, ins Theater zu gehen, das Kaufen des Billetts, das Hinsetzen auf den Platz nach. Wenn es aber nachwirkt, so mischt es sich als Vorstellung in das Erleben des Inhalts der Dichtung ein. Und dieses Einmischen wird dann noch stärker werden, wenn sich die illusionsstörenden Momente, die mich hier fortwährend umgeben, in meinem Bewußtsein, wie das nicht ausbleiben kann, zeitweise stärker vordrängen. Wir bemühen uns zwar, uns in die volle Illusion zu versetzen, und je besser das Schauspiel ist, um so mehr wird uns dies gelingen, wenigstens zeitweise gelingen. Aber zum mindesten bei jedem Niederfallen des Vorhangs, wahrscheinlich auch an anderen Stellen, fallen wir wieder aus der Illusion heraus. Und das schadet auch gar nichts. Denn von hier steigern wir uns ja immer wieder in die Illusion hinein, und gerade dieses Hineinsteigern in die Illusion ist es, was uns Lust gewährt. Wir brauchen das Herausfallen aus der Illusion geradezu um des Anlaufs für die nächste Illusionssteigerung willen, gewissermaßen als „Sprungbrett" für die nächste Illusion.

Die Zweiheit der Vorstellungsreihen ist also nicht so zu verstehen, als ob, während sich die eine Reihe in unserem Bewußtsein befindet, die andere vollkommen daraus ausgelöscht wäre. Im Gegenteil, die Tatsache des Gedächtnisses macht es sehr wahrscheinlich, daß die Elemente der einen Vorstellungsreihe bis zu einem gewissen Grade in die andere hinüberwirken. Aber entscheidend ist eben, daß einmal die eine, dann wieder die andere Reihe stärker in unserem Bewußtsein hervortritt, sich mehr in den „Blickpunkt unseres Bewußtseins" drängt. Alles das habe ich in meinem Buche eingehend ausgeführt und ich habe keine Veranlassung, hier noch einmal darauf zurückzukommen.

Eine schwierigere Frage ist die, worauf denn im Grunde die Lust beruht, die wir bei dem Erleben der beiden Vorstellungsreihen haben. Nach Goethe wäre zwar das „Hinundherfallen" aus einer Vorstellungsreihe in die andere das Kennzeichen des höchsten Kunstgenusses. Aber sein Zusatz, daß wir auf diese Weise „aus einer von diesen großen Wirkungen nicht herauskommen", scheint zu beweisen, daß er das Gesamtresultat der ästhetischen Lust gewissermaßen als eine Summierung aus den Lustgefühlen der beiden Vorstellungsreihen ansah. Hier kann ich nun nicht ganz derselben Ansicht sein. Diese Deutung wäre ganz unbedenklich, wenn die inhaltlichen Gefühle als wirkliche Gefühle erlebt würden und diese Gefühle immer Lustgefühle wären. Dies würde aber z. B. bei den Promessi sposi schon nicht zutreffen, da die Angst, die dem Inhalt nach das vorwiegende Gefühl des Romans bildet, kein Lustgefühl ist. Man würde also in diesem Falle höchstens sagen können, die inhaltliche Unlust wird durch die formale Lust oder die Bewunderung des Künstlers aufgehoben. Es wäre nur fraglich, wie dabei ein Plus von Lust herauskommen könnte, da die Angst um die Helden unter Voraussetzung einer starken Illusion doch so groß sein müßte, daß sie, von der Bewunderung für den Künstler abgezogen, keinen großen Rest lassen würde.

Ich glaube deshalb, die Sache liegt doch etwas anders. Vor allen Dingen muß man festhalten, daß die beiden Vorstellungsreihen sich in Bezug auf ihre emotionelle Wirkung gegenseitig bedingen. Wenn die Stärke der Illusion — was ich als ausgemacht ansehe — wirklich die Bedingung der künstlerischen Wirkung ist, so geht daraus hervor, daß die Bewunderung für den Künstler um so größer sein wird, je stärker die Gefühlsillusion auf der anderen Seite ist. Denn das, was wir an dem Künstler bewundern, ist ja gerade seine Fähigkeit, uns in Illusion zu versetzen. Je näher also der Genießende beim Sichhineinsteigern in die Illusion an die wirkliche Täuschung, also auch an das wirkliche Gefühl herankommt, um so größer wird auf der anderen Seite seine Bewunderung für den Künstler werden. Und da hierdurch die Vorstellungsreihe, die sich auf den Künstler bezieht, ein ganz besonderes Gewicht erhält, wird sie nun wiederum eine ganz besondere Kraft haben, das Gefühl der anderen Reihe, vermöge des Ineinandergeflochtenseins der beiden Vorstellungsreihen in Gefühlsvorstellung abzuschwächen, oder, wie Schiller sich ausdrückt, „den Stoff zu vertilgen". So schrauben sich also die beiden Vorstellungsreihen einerseits gegenseitig in die Höhe und schwächen sich doch andererseits auch wieder ab, ein sicherer Beweis, daß der ästhetische Genuß nur in der Form des Wechsels erlebt werden kann. Der ästhetische Wert eines Kunstwerks hängt also nicht davon ab, daß es uns überhaupt zur Erzeugung zweier Vorstellungsreihen anregt, sondern daß es uns zur Erzeugung zweier miteinander wechselnder, aber für sich allein sehr lebhafter Vorstellungsreihen anregt. Ohne Zweifel stellt dieser psychische Vorgang eine ganz besonders intensive geistige Tätigkeit dar. Und da jede intensive geistige Tätigkeit, wenn sie von Erfolg begleitet ist, Genuß gewährt, so brauchte man den Lustcharakter dieses Erlebnisses eigentlich nicht näher zu beweisen, sondern könnte ihn als gegebene Tatsache hinnehmen.

Will man sich aber damit nicht zufrieden geben, so kann man sagen, die **Bewunderung des Künstlers**, wenn sie so hoch getrieben wird, wie wir das hier voraussetzen, hat für sich allein schon die Kraft, eine sehr intensive Lust zu erzeugen. Die Vorstellung, daß ein Mensch, d. h. ein Wesen wie wir, imstande sein soll, das Tote zu beleben, das Unbewegte bewegt, das Flächenhafte räumlich erscheinen zu lassen, hat für den naiven Beobachter — wir sind ja leider alle nicht mehr naiv — etwas so Ueberraschendes, ja Ueberwältigendes, daß sich daraus allein die übertriebene, ja übermenschliche Verehrung erklärt, die großen Künstlern von der Menge gezollt wird. Und wenn nun zumal die vom Künstler erzeugte Illusion mit der eigenen Naturvorstellung übereinstimmt, so kommt noch das Gefühl der Uebereinstimmung mit einem bedeutenden Menschen hinzu.

Bis zu einem gewissen Grade mag auch das Bedürfnis des Menschen, überhaupt Affekte zu erleben, bei dem ästhetischen Genuß mitwirken. Ich habe selbst den Nachweis zu führen gesucht, daß die Kunst aus dem Bedürfnis nach Ergänzung des Gefühlslebens entstanden sei, indem sie uns Affekte zu erleben gestattet, die die Wirklichkeit in ihrer Beschränkung und Einengung uns vorenthält. Ist dies aber richtig, so ist die einfache Konsequenz die, daß auch das Erleben der Gefühle, die der inhaltlichen Vorstellungsreihe angehören, soweit sie unser Gefühlsleben ergänzen, an sich schon eine Quelle der Lust sein kann und daß in Ermangelung eines wirklichen Gefühls schon die Vorstellung eines solchen — ganz unabhängig von der Bewunderung des Künstlers — eine gewisse Befriedigung gewähren muß. Inwiefern die Vorstellung eines Gefühls das Gefühl selbst ersetzen kann, ist eine ziemlich müßige Frage. Denn wenn wir das Gefühl nicht selbst haben, bleibt uns eben nur die Vorstellung als Surrogat übrig. Und daß wir Phantasievorstellungen als Ersatz der Wirklichkeit genießen, ist eine psychologische Tatsache, an der bisher noch kein Mensch gezweifelt hat. Der Unterschied der künstlerischen Phantasievorstellungen von den anderen besteht nur darin, daß sie sich an ein reales Objekt anknüpfen und infolgedessen ohne Zweifel lebhafter sind als bloße Erinnerungen, Zukunftspläne, Luftschlösser, phantastische Stimmungen u. s. w.

Endlich möchte ich doch auch hier darauf hinweisen, daß der Wechsel der zwei Vorstellungsreihen schon **als**

Wechsel, aus rein physiologischen Gründen, eine Quelle der Lust für uns sein kann, ebenso wie der körperliche Rhythmus uns ohne Zweifel deshalb eine so große elementare Lust gewährt, weil er uns gleichzeitig eine lebhafte Bewegung, also ein Ausleben unserer körperlichen Kraft gestattet, und doch durch die wechselnde Inanspruchnahme unserer Glieder der Ermüdung vorbeugt.

Endlich, und das scheint mir noch immer das Allerwichtigste zu sein, schließen die zwei Vorstellungsreihen als solche eine selbständige schöpferische Tätigkeit des Genießenden in sich, die als solche Lust erregen muß. Denn was tut der Genießende während der Anschauung anders, als das Tote ins Leben, das Unbewegte in die Bewegung, das Gefühllose in das Fühlende zu übersetzen? Und was ist das anders als ein schöpferischer Akt, freilich ein solcher, zu dem wir durch den Künstler angeregt sind, den wir aber doch, so lange wir genießen wollen, immer wiederholen müssen? Wie aber könnten wir ihn wiederholen, wenn wir nicht die zwei Vorstellungsreihen erlebten, deren eine doch bedeutet, daß wir das Surrogat als solches erkennen?

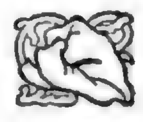
So sind wir also in Bezug auf die Erklärung des Lustgehaltes der beiden Vorstellungsreihen nicht in Verlegenheit. Im Gegenteil, es stehen uns so viele ganz verschiedene Erklärungen zu Gebote, daß wir mit der Wahl auch die Qual haben. Und wenn ich in meinem „Wesen der Kunst" die eine von ihnen vielleicht etwas stärker betont habe, als sie es verdient, so sind doch auch die anderen darin in ihrer Bedeutung gewürdigt worden, und ich bin der letzte, der es verhindern möchte, wenn jemand, statt den Wechsel als solchen zu betonen, es vorzieht, eine andere Seite mehr hervorzukehren, z. B. mit Goethe den Schwerpunkt auf die Bewunderung des Künstlers zu legen.

Das Eine kann ich aber doch nicht verschweigen: Wenn Goethe die Erkenntnis der beiden Vorstellungsreihen, zu der ihn die Lektüre des Manzonischen Romans angeregt hatte, für eine so wichtige ästhetische Entdeckung hielt, daß er zu Eckermann äußerte: Was sagen Sie zu dieser Aesthetik?, so kann ich mich wohl gegenüber den Anfechtungen, die meine Theorie von den beiden Vorstellungsreihen gefunden hat, mit dem Bewußtsein trösten, daß ich, falls ich geirrt haben sollte, jedenfalls in guter Gesellschaft geirrt habe.

(Schluß folgt.)

Bücher und Zeitschriften.

F Moritz v. Schwinds „Philostratische Gemälde", welche auf Anregung des Oberbaurats v. Hübsch im Auftrag des Großherzogs von Baden nach den Kompositionen des jungen Meisters durch die Badenser Maler Anton Geck aus Offenburg und Lucian Reich aus Höfing, nach der Art antiker Vasenbilder, in Rot auf schwarzem Grunde, in vier Sälen der Akademie zu Karlsruhe als Fresken ausgeführt wurden, sind jetzt gerade rechtzeitig zum Schwind-Centenarium in einer schönen Reproduktion veröffentlicht worden. (Moritz v. Schwinds Philostratische Gemälde. Im Namen des Vereins für Geschichte der bildenden Kunst in Breslau herausgegeben von Richard Foerster, mit der Dedikation an die Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur zu deren Hundertjahrfeier am 17. Dezember 1903. Leipzig 1903. Im Kommissionsverlag von Breitkopf u. Härtel. 30 S. gr. 4° mit 8 Tafeln.) Richard Foerster beleuchtete schon in früheren Abhandlungen die von den beiden Philostraten gegebene Schilderung von Gemälden, deren Hauptbestandteil den Schmuck einer Galerie in Neapel um den Anfang des dritten Jahrhunderts nach Christus gebildet haben sollte; insbesondere aber verbreitete sich Foerster über Goethes großes Interesse an diesem Projekt, welches nach seiner gründlichen Darlegung unseren neueren Künstlern eine erfreuliche Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Talente bieten könnte. Leider erlebte Goethe nicht mehr die Realisierung dieses Projekts. Welche Freude müßte ihm die Lösung durch Moritz v. Schwind bereitet haben, nachdem er den Künstler schon nach dessen Illustrationen zu Habichts Uebersetzung des arabischen Märchenschatzes von „Tausend und eine Nacht" (Breslau 1827) in so warme Affektion genommen und ermunternd begrüßt hatte. Wie hätte Goethe, welcher die Kompositionen seines „Faust" durch Peter Cornelius so dankbar acceptierte, erst die Umdichtung seiner Ballade von „Ritter Kurts Brautfahrt" durch Moritz Schwind auf das freudigste quittiert! Welch farbiges Lustspiel zauberte der junge Maler aus den Aventuren des armen Junker. Während die kritischen Stimmen immer an der „altdeutschen" Behandlung dieses Stoffes sich stießen, ergriff Schwind mit sichtbarem Behagen die Gelegenheit, um siegreich darzutun, daß er in voller, schönheitstrunkener Kraft auch den antiken Sagenkreis vollauf beherrsche, wie er überhaupt schon kurz vorher mit den Fresken für Dr. Crusius zu „Amor und Psyche" in Rüdigsdorf bewiesen hatte. Wie Cornelius in der Glyptothek, so wiegte sich nun auch Schwind im unvergänglichen Jungquell der klassischen Mythen, die er mit attischer Grazie und aeginetischem Rhythmus nachdichtete. Mit großem Genuß folgen wir Richard Foersters weiteren Erörterungen, welche mit feinstem Gefühl die Originalität von Schwinds Schöpfungen erörtert. Das Schöne quillt in wohllautenden Konturen unter seinem Zauberstift empor. Das sind keine mühsamen Erzeugnisse; Schwind schöpft aus dem Vollen, beherrscht seinen Stoff und bringt ihn mit dem Gefühl des Behagens und Gelingens zum Ausdruck. Und wie sicher er, beispielsweise im Herakles-Mythus, alles in der Silhouette denkt und, mit den wenigsten Mitteln und Personen in der Beschränkung den Meister beweisend, zum Ausdruck bringt. Wie herzerfreuend wirkt die Jagdszene der Artemis oder der in den Bewegungen so wechselvolle und entzückende Tanz von Satyrn und Bacchantinnen. Wie großartig ist der Tod des Ringkämpfers Arrhichion wiedergegeben oder der um den Leichnam des Antilochus klagende Achill. — Es ist geradezu unbegreiflich, daß man so lange Zeit solche Schätze unbeachtet ließ und nicht zur Reproduktion brachte! Gleichzeitig schuf Schwind die allegorischen Figuren in den Deckenbildern des Karlsruher Ständesaales und die großen Fresken mit den Darstellungen der Einweihung des Freiburger Münsters und dem bildermalenden Hans Baldung Grün und der meißelmächtigen „Sabine v. Steinbach"! Vielleicht lenkt Schwinds Centenarfeier doch wieder auf andere, frühere und spätere Schöpfungen unseres vielseitigen Meisters: Der von Beethoven und Grillparzer bewunderte „Hochzeitszug des Figaro" ist immer noch Manuskript!, von dem ganzen Bildercyklus der „Gräber", der köstlichen „Verlegenheiten", dem heiteren „Ausflug nach dem Leopoldberg" gar nicht zu reden. Unediert sind die Bilder zu Ludwig Tieck in der Residenz, der Kinderfries im Saal des Rudolf von Habsburg, ganz unbekannt seine Shakespeare-Illustrationen, der Schild für den Grafen O'Donnell, das von der Familie Cornelius so eifersüchtig gehütete Oelbild der Poesie mit den Künsten, die Passionsszenen in der Theatiner- und die Hochaltarbilder in der Münchener Frauenkirche. Wo sind die Zeichnungen zu Amadeus Hofmanns Novelle „Meister Martin der Küfer und seine Gesellen"; wo die Originale zu Spindlers Erzählungen und Romanen, zu Bechsteins Epos „Faustus"? Vergriffen ist der „Radier-Almanach" mit den Pfeifenköpfen und Pokalen. Denkt niemand an eine Sammlung und wissenschaftliche Herausgabe seiner köstlichen Briefe? Von dem ganzen Schatze seiner Skizzen, Studien und Handzeichnungen gar nicht zu reden! Der nächsten Gegenwart ist immer noch die Pflicht der Dankbarkeit vorbehalten gegen einen wohl nicht vollauf nach Gebühr bekannten Meister, gegen einen Genius, der unter seinen Zeitgenossen nur zu lange unverstanden geblieben. Wieviel haben wir an ihm noch nachzutragen und gutzumachen!



Allgemeine Rundschau.

Yerba-Mate.

Von einem bisher wenig bekannten teeartigen Getränk obigen Namens, das vielleicht bestimmt ist, im Tropenleben und selbst bei uns eine nicht unwichtige Rolle zu spielen, berichtet das letzte Heft des Tropenpflanzers. Dieser Tee wird aus den Blättern der **Ilex paraguayensis** bereitet, einem Baum aus der Familie der Aequifoliaceen, deren es in Südamerika etwa 150 einheimische Arten gibt, und läßt sich in deutscher Sprache wohl am besten als „Paraguay-Tee" bezeichnen. Im alten Inkareiche sicher schon seit Anfang dieses Jahrtausends bekannt, steht dieser Tee nach seiner Zusammensetzung unserem gewöhnlichen grünen oder schwarzen Tee, sowie dem Kaffee ziemlich nahe; sein Gehalt an Tein oder Coffein ist etwas geringer als bei diesen Getränken, ebenso der an flüchtigen aromatischen Oelen. Er ist somit allerdings etwas ärmer an Aroma als Kaffee oder Tee, hat aber dafür den Vorteil, daß bei seinem Genuß z. B. Schwindel oder Betäubung, die sich nach starkem Teetrinken nicht selten zeigen, nicht auftreten. Er ist nach der Mitteilung des genannten Blattes ein angenehm anregendes, aber nicht aufregendes, durststillendes Getränk, das wohl geeignet erscheint, den übermäßigen Alkohol- und Kaffeegenuß einzudämmen. Diese hygienischen Wirkungen wurden mehrfach von Tropenärzten und anderen Sachverständigen rühmend hervorgehoben. Bereits wird auch aus den Yerba-Blättern ein bierähnliches, alkoholfreies Getränk hergestellt, das als in hohem Grade erfrischend und durststillend gerühmt wird und vielleicht als das gerade in den Tropen so erwünschte Ersatzmittel für die Alkoholika, an dem es noch immer fehlt, dienen kann. In Südamerika bedienen sich etwa 20 Millionen Menschen dieses Tees als täglichen Getränkes; die jährliche Ausfuhr, an der bis jetzt Deutschland nur einen verschwindend geringen Anteil hatte, beläuft sich auf etwa 100 Millionen Kilogramm. Als besonderer Vorzug wird ihm auch eine angenehme diuretische Wirkung zugeschrieben.

✕

Kleinere Mitteilungen.

* **Von dem geplanten serotherapeutischen Institute.** Die seit längerer Zeit schwebenden Verhandlungen zwischen Professor v. Behring und der preußischen Regierung über Erwerbung des Rinderimmunisierungsverfahrens durch den Staat und Errichtung eines staatlichen Instituts für Heilserumbereitung in Marburg sind nun soweit gediehen, daß in nächster Zeit, vielleicht anfangs Februar durch eine aus höheren Regierungsvertretern bestehende Kommission eine Besichtigung des zu dem fraglichen Zweck vorgesehenen Geländes, dem nach dem Dörfchen Marbach zuneigenden Waldabhange, stattfinden wird.

* **Der handschriftliche Nachlaß Hoffmanns von Fallersleben** ist kürzlich aus der Hand des einzigen Sohnes des Dichters, des wohlbekannten Landschaftsmalers Franz Hoffmann-Fallersleben, in den Besitz der kgl. Bibliothek zu Berlin übergegangen.

P. Denifle und Onno Klopp. In sein hier bereits zur Genüge erörtertes Lutherwerk hat P. Denifle, wie wir einer Mitteilung des Wiener Vaterlandes entnehmen, die Exzerpte und Vorarbeiten seines Gesinnungsverwandten, des bekannten welfischen, in Wien unlängst verstorbenen Historikers Onno Klopp zur Geschichte der Reformation verarbeitet. Diese Vorarbeiten, die 32 Faszikel füllten, hat Klopp durch mehr als ein halbes Jahrhundert gesammelt, ohne selbst zu einer größeren Arbeit über diese Periode gekommen zu sein. Klopps reichhaltige Bibliothek ist übrigens, wie uns von anderer Seite gemeldet wird, von der bekannten Gustav Fockschen Buchhandlung als Ganzes erworben worden.

* **Die griechischen Sprachkurse der preußischen Universitäten.** An den Anfängerkursen im Griechischen für Studierende der juristischen, medizinischen und philosophischen Fakultät nahmen auf den preußischen Hochschulen im Sommersemester 1903 im ganzen 101 Studierende teil, davon 50 Juristen, 3 Mediziner und 48 Angehörige der philosophischen Fakultät. Von letzteren studierten klassische Philologie 2, neuere Philologie 21, Deutsch 3, Geschichte 7, Mathematik und Naturwissenschaften 9, Staatswissenschaften 4 und sonstige Fächer 2. Von den Teilnehmern der Kurse hatten 4 das Reifezeugnis eines Gymnasiums, 65 eines Realgymnasiums, 27 einer Oberrealschule, 3 eines Progymnasiums, 1 eines Realprogymnasiums und 1 ein Zeugnis von einer anderen als einer höheren Lehranstalt. Preußen waren 94; Deutsche aus anderen Bundesstaaten 5, Ausländer 2. Von den 50 Studierenden der Rechte, die den Kurs besuchten, standen im ersten Semester 25, im zweiten 5, im dritten 15, im vierten 1, im fünften 3 und 1 im siebenten. — Auf die einzelnen Universitäten verteilen sich die Teilnehmer an diesem Kurs wie folgt: Berlin 63, Bonn 12, Breslau 7, Göttingen 4, Halle 9, Königsberg 3, Münster 3. In Greifswald und Marburg kam der Kurs nicht zustande; in Kiel wurde ein Kurs nicht abgehalten.

✕

Hochschulnachrichten.

dr. **Jena.** Die drei preisgekrönten Entwürfe für den Universitätsneubau, von denen neulich berichtet wurde, weichen in wesentlichen Dingen von einander ab. Was den ersten, der von Professor Th. Fischer herrührt, besonders von den anderen unterscheidet, ist seine Anlehnung an die Gebäude des alten Schlosses, an dessen Stelle der Neubau erstehen soll, und die Erhaltung des historisch interessanten Eckturmes. Nach den Skizzen macht das Gebäude einen überaus gewinnenden Eindruck. Durch Vollendung des Neubaues für das Kollegiengebäude wird die große Umgestaltung fertig vollzogen, die fast die gesamten Baulichkeiten der Jenaer Universität im Laufe der letzten Jahre erfahren haben. Die klinischen Anstalten sind zum Teil neugebaut, zum Teil durch Anbauten erweitert, insbesondere ist in dem Neubau des hygienischen Instituts der Universität eine Anstalt entstanden, welche kaum von einer anderen gleicher Art übertroffen werden dürfte. Auch ist Jena neben Göttingen die einzige Universität, die Institute für technische Chemie und technische Physik besitzt.

hc. **Leipzig.** Der seit 1883 in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion der philosophischen Fakultät an der Universität Zürich als Privatdozent wirkende Dr. phil. Karl Schall hat sich mit einer Probevorlesung über Elektrolyse organischer Säuren als Privatdozent für Chemie in der philosophischen Fakultät der Leipziger Universität eingeführt. — Der Assistent am physikalisch-chemischen Institut, Dr. Wilhelm Böttger, hat sich mit einer Schrift: „Löslichkeitsstudien an schwer löslichen Stoffen" habilitiert. In seiner Probevorlesung sprach er über „Beziehungen zwischen chemischen Verbindungen und physikalischen Gemischen".

* **Wien.** Als Nachfolger des verstorbenen Professors der Geschichte Dr. Engelbert Mühlbacher wurde Prof. Dr. Emil v. Ottenthal in Innsbruck vom Professorenkollegium einstimmig in Vorschlag gebracht. Zugleich soll derselbe als Leiter des österreichischen Instituts für Geschichtsforschung in Aussicht genommen sein. — Der bekannte Physiker der hiesigen Universität, Prof. Dr. Franz Exner, feiert am heutigen Tage sein fünfundzwanzigjähriges Professoren-Jubiläum.

r. **Basel.** (Frauenstudium.) Im verflossenen Sommer hatte der Regierungsrat vorgeschlagen, den § 31 des Universitätsgesetzes folgendermaßen neu zu formulieren: „Der Besuch einzelner Vorlesungen ist auch Nichtstudierenden gestattet, welche das 17. Altersjahr überschritten haben. Diese Bestimmung gilt für Frauen nur bezüglich der Vorlesungen der philosophischen Fakultät und nur soweit sie im Besitze eines Fähigkeitsausweises sind, der sie zur Bewerbung um Lehrstellen an hiesigen Primar- und Mittelschulen berechtigt. Doch steht es den Dozenten der philosophischen Fakultät frei, auch

Frauen, die den obigen Fähigkeitsausweis nicht besitzen, auf eigene Verantwortlichkeit hin als Hospitantinnen zu ihren Vorlesungen zuzulassen.“ Diese Fassung wurde indes am 4. Juni von dem Großen Rat an den Regierungsrat zurückgewiesen. Im Einvernehmen mit der Regenz und den übrigen Erziehungsbehörden und in der Absicht, den betreffenden Vorschriften eine gewisse Beweglichkeit zu verleihen, schlägt nun die Regierung vor, dem § 31 eine Fassung zu geben, in dem bezüglich der Frauen nur heißt: „Inwiefern diese Bestimmungen auch für nicht immatrikulierte Frauen gelten, wird auf Antrag des Erziehungsrates vom Regierungsrate festgesetzt.“ Erhebt der Große Rat diese neue Fassung zum Beschluß, so wird die Regierung zunächst eine Verordnung erlassen, welche genau mit dem Inhalt des zurückgewiesenen § 31 übereinstimmt.

* **Utrecht.** An die Stelle von Prof. Ziehen, der die Hallesche Professur der Irrenheilkunde als Nachfolger Hitzigs übernommen hat, ist Prof. Karl Heilbronner, bisher in Breslau, berufen worden. Seine Antrittsrede handelte von den Aufgaben und Methoden der klinischen Psychiatrie.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Max Oeser: Geschichte der Stadt Mannheim. Mannheim 1904. J. Beesheimer. 666 S. — Adolf Grabowsky: Der sogenannte Verlust der Staatsangehörigkeit durch Fristablauf. Berlin 1904. Carl Heymann. 56 S. — Erich Mühsam: Die Wüste. Gedichte. Gr.-Lichterfelde-Berlin 1904. E. Eisselt. 99 S. — Hanns Heinz Ewers: C. 33 und anderes. Ebenda 1904. 194 S. — Julius Weil: Das technische Unterrichtswesen. Kritische Betrachtung unter besonderer Berücksichtigung der technischen Mittelschulen Deutschlands u. m. e. Verzeichnis sämtlicher technischen Hoch- und Mittelschulen und der Aufnahmebedingungen für die einzelnen Lehranstalten. München. Selbstverlag. 39 S. — Prof. Emil Wolff: Grundriss der preussisch-deutschen sozialpolitischen und Volkswirtschaftsgeschichte von 1640—1900. Zweite verbesserte Auflage. Berlin 1904. Weidmann. 270 S. — St. Gallische Analekten. Herausgegeben von Dr. Johannes Dierauer. XIII. Aus den Papieren des Landammanns Aegli. St. Gallen 1904. Zollikofersche Buchdruckerei. 20 S. — Branislav Gj. Nusic: Um hohen Preis! Ein bürgerlich Trauerspiel. Uebersetzt und für die deutsche Bühne bearb. von Dr. Friedrich S. Krauss. (Bibliothek ausgew. serbischer Meisterwerke. Bd. III.) Leipzig 1904. Adolph Schumann. 119 S. — Eduard Hlatky: Weltenmorgen. Dramatisches Gedicht in drei Handlungen. 2. und 3., umgearb. Aufl. Freiburg i. Br. 1903. Herder. 426 S. — Frobenius, Oberstleutnant a. D.: Kriegsgeschichtliche Beispiele des Festungskrieges aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71. 8. Heft. Berlin 1904. E. S. Mittler u. Sohn. 156 S. — J. J. O. Lahn: Depressionsperioden und ihre einheitliche Ursache. Brooklyn, N.-Y. Brooklyner Freie Presse. 94 S. — J. Haller: Papsttum und Kirchenreform. Vier Kapitel zur Geschichte des ausgehenden Mittelalters. I. Bd. Berlin 1903. Weidmann. 556 S. — Deutscher Versicherungskalender für das Jahr 1904. 35. Jahrgang. Gr. Lichterfelde. Wallmann. 804 S. — Karl Otto Hartmann: Stilkunde. 3., erweiterte Auflage. Leipzig 1903. G. J. Göschen. 252 S. — v. Caemmerer, Generalleutnant z. D.: Die Entwicklung der strategischen Wissenschaft im 19. Jahrhundert. (Bibliothek für Politik und Volkswirtschaft. Heft 15.) Berlin 1904. Wilhelm Baensch. 213 S. — Moritz Exner, Oberstleutnant z. D.: Kriegführung, Heerwesen und vaterländische Kriegsgeschichte. Zehn Vorträge, gehalten in den Räumen der Gehe-Stiftung. Dresden-N. 1903. C. Heinrich. 206 S. — Dr. Franz Ludwig: Die Gesindevermittelung in Deutschland. (Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. Ergänzungsheft X.) Tübingen 1903. H. Laupp. 167 Seiten.

Erklärung.

Ueber meine in den letzten Jahren bei Th. Ackermann in München erschienenen letzten drei Schriften: „Hegelsche Logik und gegenwärtig herrschender antihegelscher Unverstand“ (150 S. gr. 8⁰), „Der Katharsis-Frage tragikomisches Ende“ (19 S.) und „Hegels Naturphilosophie im vollen Recht gegenüber ihren Kritikastern“ (93 S.) ist die Fachliteratur bis dato mäuschenstill geblieben; keiner der einschlägigen Schriftgelehrten hat gegen meine Nachweisungen ein Sterbenswörtchen zu sagen sich getraut. Es soll wohl das Publikum im Interesse dieser gegenwärtig herrschenden Wissenschaft von denselben nichts hören.

Dillingen a. D., 20. Jan. 1904. (5495).

A. Bullinger,
Gymnasial-Professor a. D.

Staedel'sches Kunst-Institut,
Frankfurt a. Main.

Zum 1. April l. J. wird im Staedel'schen Kunst-Institut die Stelle des

Direktors der Gallerie und der Sammlungen frei.

Bewerber werden ersucht, sich bis zum 15. Februar unter Beifügung von Zeugnissen und eines Lebenslaufs, sowie Nennung ihrer Gehaltsansprüche an die unterzeichnete Administration zu wenden.

Frankfurt a. M., 9. Januar 1904.

Die Administration
(5387)c **des Staedel'schen Kunst-Instituts.**

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen **Anfragen oder Bestellungen,** welche auf Grund der in der **Beilage zur Allgemeinen Zeitung angekündigten, besprochenen oder zitierten Bücher und Verlagswerke** erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung **beziehen zu wollen.**

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Billige Bücher finden Sie im illustriert. Bücherkatalog. 36. Jahrgang, ca. 200 Seiten stark gratis durch (5236)c
J. M. Spaeth, Berlin C. 2,
gegenüber d. Rathaus. Gegr. 1834.

Tauchnitz Edition.
January 20, 1904.

Denis Dent.
A new Novel.
By
E. W. Hornung.
In 1 vol.
(5497)

A Daughter of the Vine.
A new Novel.
By
Gertrude Atherton.
In 1 vol.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Zehn Jahrgänge der **wissenschaftlichen Beilage der Allgem. Zeitung** in 20 Halbbänden, gut erhalten, Platzmangels halber **billig zu verkaufen.** Offerten unter **F. N. 5512** an d. Exp. d. Bl. (.)

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Freitag, 22. Januar. Nummer 17.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Physikalisch-chemisches über Malerei. VI. und VII. Von Prof. W. Ostwald (Leipzig).

Jugenderinnerungen aus den Revolutionsjahren. Von Dr. M. L.

II. Bücher und Zeitschriften.

Karl Frey: Wilhelm Waiblinger. Sein Leben und seine Werke. — Th. Benda: Die Schwachbegabten auf höheren Schulen.

III. Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu München. — Zeller als Schüler des Maulbronner Seminars. — Ein französischer Gelehrter über Eduard Zeller. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Physikalisch-chemisches über Malerei.

Von Professor W. Ostwald (Leipzig).

VI.*)

Lieber Freund!

Sie haben nach der Anweisung meines vorigen Briefes mit dem farbigen Glase experimentiert und fragen mich, warum dessen Farbe so viel kräftiger und gesättigter aussieht, wenn man es auf ein weißes Papier legt, als wenn man bloß das weiße Papier dadurch ansieht. Zunächst nehmen Sie meine Anerkennung für die Richtigkeit Ihrer Beobachtung; daß es Ihnen aufgefallen ist, bedeutet bereits einen gut entwickelten Sinn für das Bemerken von Erscheinungen, auf die man nicht vorbereitet war. Diese Fähigkeit ist seltener als man glauben sollte, denn die meisten Menschen sehen nur das, was sie zu sehen erwartet hatten.

Die Ursache liegt darin, daß beim Betrachten des weißen Papieres durch das farbige Glas das weiße Licht des Papiers nur einmal durch das Glas gegangen ist. Legen Sie aber das Glas auf das Papier, so muß das Tageslicht, um zum Papier zu gelangen, bereits einmal durch das Glas gehen und wird dann vom Papier nochmals durch das Glas bis zu Ihrem Auge zurückgeworfen. Es entsteht also in diesem Falle eine Wirkung, als wäre das Tageslicht durch die doppelte Dicke des Glases gegangen, und demgemäß ist die Färbung entsprechend stärker.

Hiermit sind wir nun auch gleichzeitig in die Theorie der Technik eingetreten, zu der ich mich im systematischen Gange nun zu wenden habe, zu dem Aquarell im engeren Sinne. Ursprünglich bedeutet ja der Name ersichtlicherweise nur eine Maltechnik, die auf der Anwendung des Wassers zum Verdünnen und Auftragen der Farbstoffe beruht. Nun wissen Sie aber, daß Wasserfarben in zwei verschiedenen Weisen angewendet werden, als Aquarell und als Guasche. Während früher alle Welt und jetzt noch, wie ich glaube, die Engländer mit einer Art religiöser Scheu vermeiden, die beiden Arten nebeneinander in demselben Bilde zu gebrauchen, ist heute im internationalen Kreise der Künstler dieser Zopf gefallen und es herrscht hier wie sonst das Motto: erlaubt ist, was gefällt.

Wie bei allen derartigen Regeln handelt es sich um gewisse tatsächliche Verhältnisse, welche zu dem Dogma geführt haben. Nur der Umstand, daß man sich über die Ursache der beobachteten Erscheinungen nicht klar ist, bewirkt dann ein solches summarisches Verbot, wobei denn immer das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wird, d. h. neben den unschönen Verbindungen auch die schönen und brauchbaren verboten werden.

Es handelt sich hier nämlich um einen sehr wichtigen Unterschied, der bereits den ältesten Schriftstellern über Malerei geläufig ist, den der durchsichtigen und der undurchsichtigen Farben, oder wie wir heute sagen, der Lasur- und Deckfarben. Beim Aquarell im engeren Sinne werden möglichst nur Lasurfarben verwendet, während die Guasche umgekehrt fast ausschließlich Deckfarben gebraucht. Worauf das Decken beruht, haben wir bereits im dritten Briefe erörtert: eine Deckfarbe gibt nur solches Licht aus, welches durch Absorption und Reflexion, durch Verschlucken und Zurückwerfen in den Körnchen des Farbstoffes selbst seinen Charakter erhalten hat. Eine Lasurfarbe wirkt dagegen wie ein auf Papier gelegtes farbiges Glas: sie läßt die Farbe des Untergrundes durchwirken und entzieht diesem Lichte nur noch diejenigen Strahlen, die sie selbst verschluckt. Beim Aquarell dient nun als Untergrund im allgemeinen weißes oder nur sehr wenig gefärbtes Papier. Die Wirkung des Aquarells auf das Auge entsteht also durch das Zusammenwirken des weißen Papieres mit den aufliegenden durchsichtigen Farbstoffschichten.

Demgemäß setzt sich die Palette des Aquarellisten vorwiegend aus solchen Farbstoffen zusammen, welche nicht deckenden oder durchsichtigen Charakter haben. Erinnern Sie sich der Theorie des Deckens aus den früheren Briefen, so werden Sie alsbald die Eigenschaften erkennen, welche bei derartigen Farbstoffen vorhanden sein müssen: da die Deckung um so stärker ist, je größer die Lichtbrechung des Farbkörpers ist, so werden solche Farbstoffe am durchsichtigsten sein, deren Lichtbrechung am geringsten ist. Dies findet sich allgemein bestätigt: die Bleifarben, welche allgemein die größte Lichtbrechung haben, sind keine Lasurfarben, wohl aber die „Lacke" aller Art, deren Träger die Tonerde, ein Stoff mit kleiner Brechung, ist.

Ferner aber wird das einzelne Farbkörnchen um so durchsichtiger sein, je kleiner es ist. Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit, für das Aquarell möglichst feingeriebene Farbstoffe zu verwenden. In der Tat beruhen die Unterschiede in der Güte der verschiedenen Arten von käuflichen Aquarellfarben so gut wie ausschließlich auf dem durch das Reiben erzielten Feinheitsgrade des Farbstoffes. Denn mit gesteigerter Feinheit nimmt nicht nur die Durchsichtigkeit des einzelnen Kornes zu, sondern auch sein Festhaften nach erfolgtem Auftrage. Es ist ja ohne weiteres ersichtlich, daß ein Körnchen durch späteres Darüberführen des Pinsels um so weniger von seinem Platze bewegt werden wird, je kleiner es ist, je enger also die Schlupfwinkel sind, in denen es Unterkunft und Schutz gegen spätere Belästigung durch die Pinselhaare finden kann. Hieraus rührt die Eigenschaft sehr fein geriebener Aquarellfarbe, nach einmal er-

*) Siehe Nr. 293 der Beilage vom 24. Dez. 1903, Nr. 5 und 11 1904.

folgtem Trocknen mehr oder weniger unverwaschbar zu sein.

Die Frage nach dem **Bindemittel** der Aquarellfarbe, die Ihnen vermutlich längst auf der Zunge geschwebt hat, beantwortet sich sehr einfach: es wird meist arabisches Gummi dazu genommen. Dieses ist, wie Sie wissen, in Wasser löslich, und darauf beruht die Eigenschaft der Farbstofftäfelchen, beim Reiben mit Wasser zu zergehen. Ferner beruht hierauf die andere Eigenschaft, daß stark aufgetragene Aquarellfarbe dem nassen Pinsel nicht standhält. Während nämlich bei dünnem Auftrag die Farbstoffkörnchen in den Unebenheiten des Papieres genügend Platz finden können, werden die meisten von ihnen bei starkem Auftrag nur durch das Gummi festgehalten, und müssen diesen Halt verlieren, wenn das Bindemittel aufgelöst wird. Daher kann man bei geschwinder und geschickter Arbeit allerdings auch über starke Farbe einen neuen Auftrag machen: wenn man nämlich fertig ist, bevor sich das Gummi gelöst hat. Sowie man aber zum zweitenmal mit dem Pinsel auf die nasse Stelle kommt, wird die ihres Haltes beraubte Untermalung mitgenommen.

Aus dieser Unbequemlichkeit ergibt sich die Frage, ob man nicht Bindemittel verwenden kann, die nach dem Trocknen gegenüber einem weiteren Auftrage fest bleiben. Solche Bindemittel gibt es allerdings; wir werden sie später bei der Tempera kennen lernen. Sie haben neben dem eben erwähnten Vorzug offenbar den Nachteil, daß man auch die Farben beim Aufbewahren nicht trocken werden lassen darf, da alsdann auch die Unlöslichkeit eintreten müßte. Doch sollen diese Erörterungen der späteren Abhandlung über die Tempera vorbehalten bleiben; beim Aquarell rechnet man eben mit der Löslichkeit des Bindemittels und handelt danach.

Während die mit sehr dünner Farbe behandelten Stellen eines Aquarellbildes nach dem Trocknen ebenso aussehen wie in nassem Zustande, werden die stark gedeckten Stellen deutlich „stumpfer" beim Trocknen. Dieser Ausdruck besagt nichts, als daß nach dem Trocknen mehr zerstreutes **Oberflächenlicht** von den betreffenden Stellen zurückgeworfen wird. Die hier obwaltenden optischen Verhältnisse lassen sich auf Grund unserer früheren Betrachtungen leicht verstehen.

Sie erinnern sich, daß die Zurückwerfung des Lichtes um so geringer ist, je geringer der Unterschied zwischen der Lichtbrechung der Körnchen und der ihrer Umgebung ist. Im nassen Bilde besteht die Umgebung aus Wasser, im trockenen teils aus Gummi, teils aus Luft. Ersteres hat ungefähr die gleiche Brechung wie die Farbstoffe; ein Gemenge von beiden wirkt also fast wie ein gefärbtes Glas; die Luft hat dagegen eine sehr viel kleinere Brechung und die von Luft umgebenen Körnchen wirken also vorwiegend als Deckfarbe. Bei sehr dünnem Auftrage reicht das Gummi aus, um jedem Körnchen die zur Lasurwirkung erforderliche Umgebung zu gewähren, bei dickem Auftrage dagegen nicht, wenn man nicht noch besonders Gummi oder ähnliche Stoffe hinzunimmt. Während also im nassen Bilde die eben beschriebene Rolle des Gummis vom Wasser überall übernommen wird, gelangt beim trockenen an die Stelle des Wassers um so mehr Luft, je stärker der Farbauftrag ist.

Ebenso einfach wie die Erklärung des Stumpfwerdens beim Trocknen ist die der Wirkung von Firnissen u. dgl. auf das stumpf gewordene Bild, das sie wieder „auffrischen". Der Firnis bewirkt, daß jedes Farbkörnchen dauernd in eine optisch ähnliche Umgebung wie beim nassen Bilde kommt und daß ihm somit ermöglicht wird, wie ein durchsichtig farbiges Glas zu wirken. Als Firnis kann daher jede Lösung dienen, die einen glasähnlichen Rückstand läßt, also z. B. wieder arabisches Gummi. Um aber nicht Gefahr zu laufen, den Farbauftrag durch Lösen des Bindemittels zu zerstören, nimmt man meist alkoholische Firnisse, denn Alkohol löst das Gummi nicht auf. Eine Lösung von gebleichtem Schellack ist brauchbar; noch besser scheint mir der unter dem Namen Zaponlack jetzt in den Handel gebrachte Firnis, der vollkommen farblos ist und keine Gefahr des Vergilbens mit sich bringt. Er besteht aus einer Lösung von Celluloid in Amylacetat und hat den besonderen Vorzug, daß er keine Neigung hat, in das Papier einzudringen, wie es die alkoholischen Lacke tun.

Für die erzielten Farbwirkungen spielt der Bildgrund, das Papier, eine wesentliche Rolle, denn ihm fällt die Aufgabe zu, das Licht zu reflektieren. Der dünne Farbüberzug wirkt als durchsichtiges Mittel, und zwar zweifach, indem das auffallende Licht zuerst beim Durchgehen bis zum Papier wie durch ein farbiges Glas gefärbt wird, sodann aber zum zweitenmal beim Zurückgehen den gleichen Einfluß erfährt. Damit diese Wirkung zustande kommt, müssen namentlich für hellere Farben **ganz außerordentlich dünne** Farbstoffschichten aufgetragen werden. Ist dieser Farbstoff dann nicht vollständig unveränderlich und erfährt er eine langsame chemische Umwandlung, so genügt ein quantitativ verschwindend kleiner Umsatz, um eine für das Auge sichtbare Wirkung hervorzurufen. Somit zeigen Aquarelle in ganz besonders hohem Maße die Eigenschaft des Verbleichens im Lichte, falls sie nicht mit unveränderlichen Farben hergestellt sind.

Die beschriebene Art der Lichtwirkung bedingt auch die bekannte Schwierigkeit des Aquarells bei der Herstellung größerer Flächen von gleichförmiger oder regelmäßig abgetönter Färbung. Denn da die ganze Wirkung auf der Dicke oder Dichte der aufliegenden durchsichtigen Farbschicht beruht, so muß diese Dicke ganz gleichförmig sein oder regelmäßig abnehmen, wenn die angedeuteten Wirkungen erzielt werden sollen. Beim Pastell ist eine solche Schwierigkeit ebensowenig vorhanden wie bei der Guaschetechnik. Denn da hier die Farbschicht so dick aufgetragen wird, bis die Wirkung des Untergrundes aufgehoben ist, so ist es gleichgültig, ob an einzelnen Stellen der Auftrag noch etwas dicker ist, da sie durch die Wirkung nicht weiter geändert wird.

Andrerseits bewirkt die beschriebene Lichtbewegung eine sehr reine und klare Färbung des zurückgeworfenen Lichtes. Dies beruht darauf, daß hier das **gesamte** Licht die färbende, durchsichtige Schicht zweimal durchdringen muß, während bei der Reflexion von deckenden Farben ein Gemenge von farbigem tiefen Licht und von weißem Oberflächenlicht an das Auge gelangt, dem der Charakter der Durchsichtigkeit fehlt.

Soll ich daher mein Urteil über die Eigentümlichkeiten der Aquarelltechnik zusammenfassen, so kann ich ihr keine sehr großen Vorzüge zuschreiben. Ihre wichtigste Tugend besteht in dem mittelst der durchsichtigen Farben erzielten optischen Charakter; ferner bedingen die geringen Mengen des Bindemittels keine Gefahr für die Dauer des Bildes infolge ihrer Veränderung. Da auch der Unterlage, dem Papier, ein sehr großes Maß von Dauerhaftigkeit zugesprochen werden kann, so liegen nach dieser Richtung keine Ursachen schnellen Verderbens vor. Dagegen ist ein sehr erheblicher Nachteil der Umstand, daß die gesamte Wirkung des Bildes auf der Stärke und Beschaffenheit einer außerordentlich dünnen Farbstoffschichte beruht, woraus sich einerseits die Schwierigkeiten in der Herstellung der Bilder, andrerseits ihre große Empfindlichkeit gegen chemische Veränderungen der Farbstoffe ergeben. Diese Umstände schränken die Freiheit des Künstlers nicht unerheblich ein, und so sehen wir, daß gegenwärtig die Künstler, die Wasserfarben zur Herstellung großer Gemälde verwenden, die reine Aquarelltechnik gegen eine gemischte vertauschen, die von jenem Hauptfehler weniger betroffen ist. Die große Verbreitung des Aquarells in Liebhaberkreisen hat ihren Grund wohl ausschließlich in der Leichtigkeit und Einfachheit des erforderlichen Apparates; infolge ihrer technischen Schwierigkeiten ist sie sonst für den Anfänger die ungeeignetste von allen.

VII

Lieber Freund!

Aus den Fragen, die Sie mir stellen, ersehe ich mit Genugtuung, daß Ihnen meine Erörterungen wirklich zum Nachdenken Anlaß geben; damit ist ihr Hauptzweck erreicht. Die Fragen will ich der Reihe nach beantworten.

Zunächst wollen Sie wissen, wozu die *Galle* eigentlich beim Aquarellieren dient, d. h. wie sie wirkt. Sie wissen, daß dieser Stoff den gleichförmigen Auftrag der Farbe erleichtert und die Neigung der wässerigen Farbe, in Tropfen zusammenzuziehen, aufhebt. Die Ursache liegt in der *Oberflächenspannung* des Wassers, die sehr groß ist. Vermöge dieser Eigenschaft hat das Wasser mehr als jede andere Flüssigkeit das Bestreben, eine möglichst kleine Oberfläche zu bilden. Da nun offenbar ein runder Tropfen eine kleinere Oberfläche hat, als eine ausgebreitete Schicht, so hat das Wasser immer das Bestreben, aus dem Zustande der Schicht in den des Tropfens überzugehen. Wo nun die Unterlage nicht *benetzt* wird und dadurch den Bestand der Schicht sichert, bilden sich demgemäß Tropfen. Sie sehen dies am besten an den Tautropfen auf solchen Blättern, die durch einen Ueberzug von Haaren oder Wachs die Benetzung verhindern. Die Galle wirkt nun in doppeltem Sinne. Einmal vermindert sie sehr stark die Oberflächenspannung des Wassers, in dem sie aufgelöst ist; andrerseits erleichtert sie die Benetzung, indem sie etwa vorhandenes Fett auf der Papierfläche (welches in den meisten Fällen die Ursache der schlechten Benetzung ist) in lauter kleine Tröpfchen verwandelt und so unschädlich macht. Diese letztere Eigenschaft des *Emulgierens* ist von maßgebender Bedeutung für die *Tempera*technik, und wir wollen sie dort eingehender erörtern.

Ferner fragen Sie, woher das Gerinnen oder Griesslichwerden mancher Aquarellfarben rührt. Hierüber kann ich Ihnen allerdings nur Vermutungen sagen. Durch die äußerst feine Verteilung nähert sich der Zustand vieler Aquarellfarben dem, der in der Wissenschaft der *colloidale* Zustand genannt wird; es ist dies ein Mittelding zwischen einer mechanischen Aufschlämmung und einer wirklichen Lösung. Solche in „colloidaler Lösung" befindliche Stoffe werden nun leicht aus diesem Zustande herausgebracht und in Flocken gefällt, wenn andere, *salzartige* Stoffe in die Lösung gebracht werden. Ich halte es daher für ganz wohl möglich, daß das gewöhnliche Quellwasser, das der Wasserleitung entnommen wird, durch seinen nie fehlenden Salzgehalt eine solche Fällung hervorbringt. Da die verschiedenen colloidalen Lösungen sehr verschiedene Empfindlichkeit gegen Salze haben, so ist es ganz erklärlich, daß gewisse Farben die Erscheinung leichter zeigen als andere. Wenn diese Theorie richtig ist, so muß sie auch die Mittel an die Hand geben, den Fehler zu vermeiden. Fragen wir, wodurch die Ausfällung verhindert werden kann, so sehe ich zwei Mittel. Eines ist die Anwendung salzfreien Wassers; destilliertes oder Regenwasser enthält kein Salz und wird also ein besseres Verhalten der Farben erwarten lassen. Unwirksam wird dies Mittel sein, wenn das Papier selbst Salze enthält. Dies ist nicht ganz selten der Fall; Alaun oder Natriumthiosulfat kommen am meisten vor. Hier könnte man ein zweites Mittel anwenden. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß eine colloide Lösung viel schwerer gefällt wird, wenn gleichzeitig ein anderer colloider Stoff zugegen ist. Wenn man also dem Wasser während der Arbeit stets ein wenig Eiweiß, Leim oder Gummi zusetzt (welche alle colloide Stoffe sind), so wird auch bei salzhaltigem Wasser oder Papier eine Fällung weniger leicht eintreten. Versuchen Sie es, wenn Sie nächstens mit diesem Umstande zu kämpfen haben, und versäumen Sie nicht, mir Ihre Beobachtungen mitzuteilen.

Endlich fragen Sie, weshalb ein mit Deckweiß gemischter Farbstoff einen ganz anderen Farbton zeigt, als wenn man ihn entsprechend dünn als Aquarellfarbe auf dem weißen Papier ausbreitet. Mit Weiß gemischt erschienen die Farben alle bedeutend „kälter". Nun nennen wir einen Farbton kälter, wenn er mehr Blau enthält, und die Frage heißt daher, warum macht die Zumischung von Weiß die Farben bläulicher aussehen?

Die Ursache liegt in der Erscheinung, welche Goethe seinerzeit für das „Urphänomen" der Farbenlehre erklärt hat, daß nämlich ein durchscheinend weißes oder trübes Mittel gegen einen dunklen Grund gesehen blau aussieht. Am einfachsten überzeugen Sie sich von der Tatsache, wenn Sie dünne Milch in ein Gefäß mit dunklen Wänden gießen: am Rande erkennen Sie leicht einen ausgesprochen blauen Streifen, wo das dunkle Gefäß noch durch die weiße Milch erkennbar durchscheint. Die physikalische Ursache dieser Erscheinung ist ein wenig umständlich zu erklären; Sie finden das Nähere darüber in Brückes Physiologie der Farben. Es kommt wesentlich darauf heraus, daß sehr kleine Teilchen am vollkommensten solches Licht zurückwerfen, welches die kürzesten Wellen hat, und dies ist das violette, blaue und grüne Licht. Dieses überwiegt daher in dem von der Milch zurückgeworfenen Lichte, während das durchgegangene Licht diese Strahlen verloren hat und daher gelb bis rotgelb aussieht. Dies ist die Ursache, warum die Schatten in den Fernen blau aussehen, denn dort lagern die kleinen Trübungen der Luft vor einem dunklen Hintergrunde. Umgekehrt geht bei niedrigstehender Sonne deren Licht durch diese Trübungen hindurch und ihr Licht wird daher gelb bis rot. Indessen hängt hierbei sehr viel davon ab, wie *fein* die trübenden Teilchen sind: das Blau, bezw. Rot ist um so reiner, je feiner sie sind. Größere Teilchen, z. B. ein Nebel, üben nicht mehr diese auswählende Zurückwerfung aus und erscheinen daher in beiden Ansichten, auf dunklem wie hellem Grunde ungefärbt, d. h. grau.

Wenn Sie nun einem Farbstoff, etwa gebrannter Terra di Siena, Weiß zumischen, so wirken die weißen Teilchen als ein trübes Mittel vor dem dunklen Grunde des Farbstoffes und es mischt sich daher dem zurückgeworfenen Lichte Blau bei. Dies wird vermieden, wenn Sie zuerst die Stelle mit Weiß eindecken und dann die Siena darüber „lasieren", d. h. unvermischt mit Weiß darüber bringen.

In diesen Verhältnissen liegt ein ausgezeichnetes Mittel, um leichter und vollkommener gewisse natürliche Erscheinungen nachzubilden. Das Blau der Fernen läßt sich z. B. natürlicher durch Auflasieren von Weiß auf die Schatten hervorbringen, als durch eine verdünnte einfache Farbe gleichen Tones, und so wird man sich einer jeden Naturerscheinung gegenüber fragen, auf welche Weise sie in der Wirklichkeit optisch zustande kommt, um ein entsprechendes Verfahren für die Wiedergabe zu wählen. Insbesondere bringt der durchscheinende Charakter der menschlichen Haut eine Menge derartiger „Farben trüber Mittel" zuwege, die auf gleiche Weise wiedergegeben werden können. Da indessen erst in der Oelmalerei diese Verfahren die leichteste und mannigfaltigste Ausführung gestatten, so wollen wir dort näher auf diese Dinge eingehen. Beim Aquarell machen sich nämlich die Aenderungen beim Trocknen gerade am meisten an den schwachen Lasuren von Deckfarbe geltend, so daß es äußerst schwer ist, den schließlichen Effekt eines solchen Auftrages genau vorauszubestimmen.

Hierdurch sind wir denn auch naturgemäß auf die Wasserfarbentechnik mit Deckfarben oder die Guasche-Technik gekommen. Für die Kennzeichnung der optischen Eigentümlichkeiten der Guasche ist fast dasselbe zu sagen, was über Pastell gesagt worden ist, da die Aufhellung der Farbstoffe hier wie dort durch Beimischung von Weiß hervorgebracht wird. Nur dient in diesem Falle nicht Kreide, sondern ein Stoff mit viel größerem Brechungskoeffizienten, das Permanentweiß (Baryumsulfat) oder das Zinkweiß (Zinkoxyd). Es ist dies erforderlich, da beim Auftrag die Farbe naß, d. h. mit überschüssigem Wasser vermischt ist, und deshalb dunkler und weniger deckend aussieht, als sie nach dem Trocknen, d. h. dem Fortgehen des Wassers, erscheint. Da es für den ausführenden Künstler sehr unbequem ist, wenn die Farbe wesentlich anders auftrocknet, als sie aufgetragen wurde, so sorgt man durch Anwendung des stärker brechenden Weiß und durch Zusatz genügender Mengen Bindemittel dafür, daß der daher rührende Unterschied möglichst gering wird, doch gelangt man hierin keineswegs sehr weit.

Hierdurch entsteht allerdings gleichzeitig ein Problem, welches uns von jetzt ab durch die weiteren Verfahren begleiten wird. Das Bindemittel bildet mit dem reichlich aufgetragenen Farbstoff nach dem Trocknen einen festen

Körper, der in Gestalt einer verschieden dicken und unregelmäßig begrenzten Platte auf dem Bildgrunde liegt. Hat nun diese Platte in ihrem Verhalten gegen Wechsel der Temperatur und der Feuchtigkeit wesentlich andere Eigenschaften als der Bildträger, so beginnt die Gefahr aufzutreten, daß sich der Bildstoff vom Träger ablöst und in kleinen oder größeren Stücken abfällt. Dies geschieht dadurch, daß die Ausdehnung durch die genannten Einflüsse verschieden stark wirkt, so daß Bildstoff und Unterlage, die bei gegebenen Verhältnissen gleich groß waren, bei anderen Verhältnissen verschiedene Größe annehmen.

Ist eines von beiden, der Bildstoff oder die Unterlage, nachgiebig, so wird eine derartige Verschiedenheit nicht viel schaden, denn das eine zwingt dem anderen seine Bewegungen auf. Erst wenn beide hart und widerstandsfähig sind, treten die Schiebungen und Zerrungen ein, die zunächst zu Sprüngen, schließlich zum Abblättern führen.

Beim Pastell, auch dem fixierten, ist jedenfalls der Bildstoff so weich und nachgiebig, daß von einem Reißen oder Abblättern überhaupt nicht die Rede sein kann. Dagegen kann die Guaschefarbe bei starkem Auftrage ganz wohl eine hornige oder steinige Masse von erheblicher Härte bilden. Hier sichert man sich gegen eine mögliche Trennung durch Benutzung eines Papiers mit rauher Oberfläche, zwischen dessen Fasern die Farbstoffmasse eindringt, und von denen sie auf die Dauer festgehalten wird. Auf glattem, hartem Stoffe, wie Pergament, hergestellte Guaschebilder bieten keine Gewähr für eine unveränderte Dauer, um so weniger, je dicker der Farbauftrag ist. Auch dieser Umstand wird uns später immer wieder begegnen; es gibt keine Manier, die mehr selbstmörderisch wäre als die pastose Malerei.

Jugenderinnerungen aus den Revolutionsjahren.

In einem Artikel der Neuen Freien Presse gelegentlich des 80. Geburtstages des Präsidenten des österreichischen Obersten Gerichts- und Kassationshofes, Dr. Karl v. Stremayr, sagte vor kurzem der Präsident des Verwaltungsgerichtshofes, Frhr. Karl v. Lemayer: „Das heutige nüchterne Geschlecht kann sich kaum eine richtige Vorstellung von dem Frühlings- und Freiheitsrausche machen, welcher im Jahre 1848 durch die Welt ging. Der Schreiber dieser Zeilen war damals noch ein ganz kleiner Junge, kaum der Amme entwachsen, und doch findet er auf dem tiefsten, untersten Grunde seiner Erinnerungen, wie in einen leuchtenden Schimmer getaucht, das Bild eines Tages, wo ihm seine Mutter eine schwarz-rot-goldene Kokarde an das Mützchen steckte, indes draußen in den Straßen der stillen mährischen Kreisstadt, die von Wien gekommenen Legionäre, den Kalabreser auf dem Kopfe, säbelklirrend sich ergingen und die Nationalgarde unter dem lauten Zurufe des Volkes die Wache bezog."

Mutato nomine de te fabula narratur:

Setze ich statt „kaum der Amme entwachsen" — gerade in die Schule getreten, statt der schwarz-rot-goldenen eine weiße Kokarde und verlege ich den Schauplatz nach einer stillen galizischen Handelsstadt, so bieten mir die Worte des hochangesehenen Gerichtspräsidenten eine prächtige Einleitung zu meinen Erinnerungen aus dem Jahre 1848. Konservative und Reaktionäre sprechen mit Abscheu oder Verachtung von dem „tollen" Jahre, junge Leute, die sich ungeheuer modern und fortgeschritten dünken, sehen halb höhnisch, halb mitleidig auf die „alten Achtundvierziger", auf die „Sturmgesellen" herab. Und man darf es diesen jungen Leuten nicht übel nehmen — sie haben eben jenes Jahr mit seinem Völkerfrühling nicht miterlebt und können die aufflammende Begeisterung jener Tage nicht fühlen und begreifen.

Dante weiß für die Stimmung der aus dem Schmutz der Sünde zum Läuterungsberg emporsteigenden Seelen keinen besseren Ausdruck zu finden, als sie den Psalm

In exitu Israel de Aegypto

anstimmen zu lassen.

In solcher Erlösungsstimmung wie die Juden beim Ausgang aus Aegypten befanden sich die Völker Oesterreichs in jenem Frühling des Jahres 1848, und die einen wie die anderen hatten dann Jahrzehnte durch die Wüste zu wandern. Aber **wir** haben das gelobte Land noch nicht erreicht.

Den befreiten Israeliten sind in den vierzig Jahren die Kleider nicht veraltet und die Schuhe nicht unbrauchbar geworden, **unseren** Illusionen und Hoffnungen ist arg mitgespielt worden. Damals aber schien es uns, als wären alle Gegensätze geschwunden, als sollten und könnten alle Wünsche erfüllt werden. Und der Enthusiasmus und die Hoffnungsfreudigkeit jener Tage waren so stark, daß sie von den Kindern, besonders den frühreifen, geteilt wurden. Für diese hatte freilich auch das Neue an und für sich, das bunte Treiben und das Theatralische mancher Vorgänge seinen besonderen Reiz.

Wie wenn man eine lange Jahre vergessene und verschlossene Lade öffnet und darin verwelkte, vertrocknete Blumen, Briefchen mit längst vergilbter Schrift und andere Jugenderinnerungen findet, die man teils mit Rührung, teils mit dem Lächeln des Alters über die Jugendtorheiten betrachtet, so ergeht es auch dem, der in seinem Gedächtnis die alten Erinnerungen wachruft. Da tauchen die längst vergessenen Vorgänge und Personen auf, und wie die Schatten in der Unterwelt auf Blut, scheinen sie lüstern zu sein auf — Tinte.

Wir wollen ihnen diese Libation auf dem Papier widmen. Ist doch von den Freiheiten und „Errungenschaften" des Revolutionsjahres gar vieles nur auf dem Papier geblieben, manches Versprochene nicht gehalten, anderes bereits in Wirksamkeit Getretene wieder aufgehoben, sistiert oder zurückgenommen und bis jetzt noch nicht ganz wiedererstattet worden.

Auch die weiße Kokarde habe ich nicht lange getragen. Sie wurde, wenn ich mich recht erinnere, nach Erteilung der Zusage einer Konstitution, als Zeichen des Friedens zwischen Monarch und Volk in Wien getragen. Als die Nachricht davon nach unserer Grenzstadt gelangte, fertigte mir meine Schwester gleich eine Kokarde aus einem Restchen weißen Seidenbandes an und ich ging mit ihr an der Mütze ganz stolz in die Schule, zum großen Erstaunen der Begegnenden. Denn von den Wiener Vorgängen wußten nicht viele Leute bei uns. Es gab damals wenig Zeitungen in Oesterreich und sie hatten nicht viele Leser.

Selbst von den ersten revolutionären Vorgängen im März erfuhren wir nichts aus den Zeitungen, sondern aus einem Privatbriefe aus Wien, der mit den Worten schloß: „Es ist eine wahre R . . ." Das Wort Revolution hat der gute Mann sich nicht auszuschreiben getraut.

In Wien machte die weiße Kokarde bald der schwarz-rot-goldenen Platz, in unserer an Rußland grenzenden Provinz wurde sie noch schneller von der weiß-roten polnischen verdrängt.

Man hatte in Galizien seit Kaiser Joseph II. ganz emsig germanisiert, die Universität in Lemberg war ganz deutsch und der Aufstand im Jahre 1846 war mit Hilfe der polnischen Bauern sehr schnell niedergeschlagen worden. Aber kaum hatte man das Joch des Despotismus gelockert, als sich schon der polnische Nationalgeist überall lebhaft zu regen begann. Auch in unserer Grenzstadt, wo die Zahl der Polen im Vergleich mit den Ruthenen und Juden verschwindend gering war. Aber die unterdrückten, stets zur Revolution geneigten Polen repräsentierten das freiheitliebende Element, und in dem allgemeinen Freiheitsrausch kümmerte man sich nicht viel um Nationalität oder Konfession. Wir waren ja alle Brüder, und neben der „Republik mit dem Großherzog" hatte auch ein Kaiser von Oesterreich als König von Polen Platz. Freilich entstand ihm bald ein Konkurrent um die Königskrone.

Da stolzierte ein nichtsnutziger Sohn eines Gastwirts in abgeschabtem polnischen Rock herum, der überall erzählte, seine Mutter habe kurz vor seiner Geburt geträumt, sie werde den König von Polen gebären. Aber ernster zu nehmen waren die polnischen Schlachzizen und manche der aus der Fremde zurückgekehrten politischen Flüchtlinge, die man Emigranten nannte. Diesen gelang es, sich der bei uns wie in allen anderen Städten Oesterreichs errichteten Nationalgarde zu bemächtigen. Die Garden wählten selbst ihre Offiziere, und die Gleichberechtigung vorwegnehmend, wurden auch Juden zu Offizieren gewählt. Das Kommando aber war polnisch und auch in der Uniform zeigte sich das polnische Element, weniger in der sehr kleidsamen Galauniform als in dem Kommisrock aus weißem Segeltuch mit roten Aufschlägen. Ob am Tschako auch ein weißer Adler getragen wurde, ist mir nicht erinnerlich. Einige Kaufleute fuhren in der Uniform zur Messe nach Leipzig, wo die stattlichen säbelrasselnden Leute nicht wenig Aufsehen auf dem Brühl erregten. Auch in unserer Kleinstadt brachte die Nationalgarde mit ihrer Musikbande, ihrem Exerzieren und Wachebeziehen — sie hatte ihre Hauptwache neben dem Magistratsgebäude — viel buntes Leben und Treiben. Mir hatte meine Mutter eine Miniaturuniform machen lassen und einen meiner Größe entsprechenden Säbel gekauft, womit ich sehr stolz herumspazierte. Ja, ich war damals so martialisch, daß, als ich eine Woche lang krank war, der Säbel mir ins Bett gelegt werden mußte. Man kann ja nicht wissen, vielleicht benutzen die Russen gerade meine Erkrankung, um einen Einfall zu machen.

Aber ich sollte mich nicht lange meiner Durindana erfreuen. Wien war vom Fürsten Windischgrätz eingenommen, das ziemlich ruhige Lemberg von einem General Hammerstein bombardiert und ganz Oesterreich in Belagerungszustand erklärt worden. Die Nationalgarden wurden aufgelöst und alle Waffen mußten der Militärbehörde abgeliefert werden. Da wurde auch ich entwaffnet und mein Pallasch abgeliefert. Ich erinnere mich nicht, ob dies geschah, weil meine ängstliche Mutter die angedrohte Strafe fürchtete, oder weil man sich mit dem Eisenfresser von Platzkommandanten einen Spaß machen wollte. Aber der nahm die Sache ganz ernst und fertigte mir, dem Elfjährigen, einen Empfangsschein aus, daß ich „im Grunde Proklamation vom 16. Januar 1849 § 1 und des kreisamtlichen Circulares vom 15. Jänner 849 zu präs. Zahl 27 am unten gesetzten Tage ein (sic) Kinder-Schleppsäbel übergeben habe".

Meine Waffe habe ich auch nach Aufhebung des Belagerungszustandes nicht zurückerhalten, aber den Empfangsschein besitze ich noch und gedenke ihn dem Heeresmuseum zu vermachen.

So wurde meine kriegerische Karriere frühzeitig abgeschnitten. Aber, daß ich es nun gestehe, ich war auch politisch nicht ganz ungefährlich. Daß ich auf einem Sessel stehend, vor meinen Geschwistern eine Rede hielt, die mit den Worten schloß: „Ich danke Ihnen in meinem Namen", daß ich durch die Post ein Neuigkeitsblättchen aus Wien direkt bezog, das sind noch Kleinigkeiten; aber ich war nahe daran, Journalist zu werden und wurde dazu noch von meinem Großvater aufgemuntert, wahrscheinlich weil er meine stilistische Befähigung prüfen wollte. Auf Grund eines Briefes eines Vetters aus Krakau über die dortigen Vorgänge bei der Heimkehr der polnischen Emigranten, schrieb ich einen Artikel darüber für die — Allgemeine Zeitung. Mit den damals wie Pilze emporschießenden Wiener Blättern wollte ich mich nicht einlassen, vermutete wohl auch, daß sie direkte Berichte aus Krakau haben könnten. Mein Artikel ist nicht zum Abdruck gelangt. Aber die Redaktion in Augsburg war daran gewiß ganz unschuldig. Ich glaube nämlich meinem nicht lange hernach verstorbenen, so guten und klugen Großvater kein Unrecht zu tun, wenn ich annehme, daß er mein Manuskript gar nicht abgeschickt hat.

So konnte ich erst dreißig Jahre später zur lange ambitionierten Mitarbeiterschaft der Allgemeinen gelangen, deren Leser ich seit mehr als einem halben Jahrhundert bin.

Sonst äußerte sich (selbstverständlich innerhalb der vier Wände) meine politische Gesinnung in jenen Jahren in großer Bewunderung Görgeys, Bems und Kossuths. Eine Banknote und ein Porträt des letzteren habe ich lange im tiefsten Grunde einer Schublade aufbewahrt. Neben den Liedern aus der „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" von Hartmann lernte ich mit besonderer Vorliebe Nationalhymnen auswendig: Was ist des Deutschen Vaterland? Rule Britannia und, trotz meiner Begeisterung für Schleswig-Holstein, „meerumschlungen", auch das Danebrog-Lied. Die beiden letzteren freilich in Uebersetzung. Einzelne Strophen davon haften mir noch im Gedächtnis.

Zu einer eigenen Zeitung hat es meine Vaterstadt erst viele Jahre später gebracht, aber sie besaß einen Journalisten und, was damals selbst in Großstädten selten war, eine Journalistin, die auch eine Novelle verbrochen hat. Sie schrieb Korrespondenzen für ein Prager Blatt, welches ihre Beiträge mit einigen Kreuzern per Zeile honorierte. Wenn nun eine Nummer mit einem Artikel von ihr erschien, setzte ihr Vater die Brille auf und — zählte die Zeilen. Im bürgerlichen Leben war die nun schon lange im Grabe ruhende Schriftstellerin von ausbündiger Häßlichkeit und Widerlichkeit. Ihr Vater, ein in Anbetracht von Zeit und Ort nicht ungebildeter Mensch, war Winkelschreiber, Wahlagent, Heiratsvermittler u. s. w. Dabei, was man vor 1848 liberal nannte, auch in religiöser Beziehung, weshalb er von den Frommen der „Höllenpförtner" genannt wurde.

Im Revolutionsjahre galt seine Gesinnung schon für ultrakonservativ oder „schwarzgelb", wie man damals sagte. So verbanden sich Frömmler und Demokraten, um ihm Katzenmusiken zu bringen.

Auch mein Vater gehörte zu den von den Ereignissen überholten vormärzlichen Liberalen und hatte übrigens eine gewisse Zuneigung zu Rußland. Meine Mutter erschrak daher nicht wenig, als ihr einmal ein Cousin sagte: „Ich erkläre dir geradezu, dein Mann ist nicht populär." — Er war aber doch in der Stadt so angesehen, daß er von Katzenmusiken verschont blieb. Und er konnte dafür, als dann die Reaktion hereinbrach, manchem „Kompromittierten" einen Dienst erweisen.

Wie gefährlich aber vor 1848 jede freie Meinungsäußerung in Oesterreich war, kann man daraus entnehmen, daß, als mein Vater einmal dem damaligen Gubernialrat und nachmaligen Staatsminister Grafen Goluchowski gegenüber irgend eine Maßregel der Regierung als nicht der Gerechtigkeit entsprechend bezeichnete, dieser ihm sagen ließ, er möge sich mit solchen Reden in acht nehmen, sie könnten ihn auf den Spielberg bringen.

Noch konservativer als mein Vater und sehr kaisertreu war meine Mutter. Sie kam einmal ganz verstört nach Hause, als ein Bekannter sie nach der Flucht des Kaisers Ferdinand aus Wien mit den Worten begrüßte: „Guten Morgen, Bürgerin!" — „Warum Bürgerin?" — „Weil der Kaiser fort ist und wir nun die Republik haben," lautete die Antwort.

Auch sonst war die Gesinnung in unserer Stadt eine gut österreichische, und als es zur Wahl für den Reichsrat kam, konnten die Polen an keine ernstliche Kandidatur denken. Der Wahlkampf fand nur zwischen den konservativen und den fortgeschritteneren Liberalen statt und letztere siegten dank ihrer eifrigen Agitation. Ihr Auserwählter hielt sich aber in Wien an die Sentenz, daß Schweigen Gold ist.

Uebrigens blieb das Wahlkomitee in Permanenz und in Korrespondenz mit dem Deputierten, während die Polen in ihrem „Volksrat" schöne patriotische Reden hielten. Die schön uniformierte, von ihnen einexerzierte Nationalgarde hat aber schmählich Fiasko gemacht: Eines Tages kam es in einer Schenke zu einem Streit zwischen Soldaten und Arbeitern, der sich auf die Straße fortpflanzte. Das Volk war in jenen Tagen leicht zu erregen und noch aufgeregter war das Militär. Als die Nachricht von dem

Krawall in die Kaserne kam, ließ der wachehabende Offizier eine Kompagnie Soldaten mit geladenem Gewehr ausrücken und ohne vieles Besinnen auf die lärmende Menge Feuer geben, wobei einige ganz unschuldige Leute erschossen wurden. Und leicht hätte auch mich eine Kugel treffen können. Ich befand mich nämlich mit einem Kameraden in dem nicht weit vom „Kriegsschauplatz“ entfernten städtischen Garten, als ein Offizier uns zurief: „Kinder, geht's nach Hause!“ Wir ließen uns das nicht zweimal sagen, wurden aber auf dem Heimwege getrennt und ich geriet gerade in die tosende Menge hinein. Da kam mir meine Mutter entgegen, die ausgegangen war, um mich zu suchen, und flüchtete mit mir in den Laden eines befreundeten Handelsmannes. Kaum hatte man Türe und Fensterläden geschlossen, und in dem verdunkelten Raum Kerzen angezündet, als man schon die Salven krachen hörte. So könnte man in Bezug auf mich von „Kugeln, die ihn nicht erreichten“, sprechen. Erst als die Menge sich verlaufen und die Soldaten abgezogen waren, verließen wir und die anderen Hineingeflüchteten das schützende Dach und wagten nach Hause zu gehen.

Die Nationalgarde hat während dieser Vorgänge durch ihre Abwesenheit geglänzt. Ja man erzählte sogar, einige Gardisten, die sich zufällig in Uniform auf der Straße befanden, hätten nichts Besseres zu tun gewußt, als nach Hause zu eilen, die Uniform abzulegen und zu verbergen.

Den verschiedenen Konfessionen angehörenden Erschossenen wurde ein gemeinsames, großartiges, demonstratives Leichenbegängnis veranstaltet und der schießlustige Hauptmann vor ein Kriegsgericht gestellt. Da man gerade auf der Höhe der Freiheitsbewegung war, wurden zu den Verhören auch Vertrauensmänner aus dem „Zivil“ berufen, und darunter befand sich auch mein Vater. Der Offizier stellte sich verrückt oder war es vielleicht wirklich und erklärte, er habe unter der Menge verkleidete russische Soldaten gesehen. Wie das Urteil ausfiel, ist mir nicht erinnerlich. Aber, wie es auch ausgefallen sein mag, unter der einige Monate später beginnenden Säbelherrschaft hat er wohl Gnade gefunden.

Während dieser Herrschaft wurde nach der scheinbaren Niederschlagung des ungarischen Aufstandes durch Fürst Windischgrätz die sogenannte oktroyierte Verfassung vom 4. März 1849 verkündet. Sie war den Umständen nach eine recht gute, verbesserungsfähige Verfassung, die nur den einen Fehler hatte, daß sie außerhalb des „Reichsgesetzblattes“ nicht existierte.

Zur Feier dieser geschenkten papierenen Verfassung illuminierten unsere patriotischen Bürger ihre Fenster und brachten transparente Danksagungen an.

Bei der einige Jahre später erfolgten Zurücknahme der noch ganz neuen, ungebrauchten Verfassung, sowie bei den späteren Oktroyierungen, Sistierungen u. dgl., wurde bei uns nicht mehr illuminiert. Es wäre auch eine Verschwendung von Beleuchtungsmaterial gewesen.

Wie es uns weiter beim Durchmarsch der russischen Armee nach Ungarn während des Krimkriegs, der Choleraepidemie und des polnischen Aufstandes im Jahre 1863 erging — davon vielleicht ein anderes Mal.

Dr. M. L.

Bücher und Zeitschriften.

Wilhelm Waiblinger. Sein Leben und seine Werke. Von Dr. Karl Frey. Aarau, Sauerländer u. Co., 1904, gr. 8°, 2 Teile in 1 Band, VIII, 291 und 150 Seiten.

Ein tieftragisches Menschen- und Dichterlos wird uns von einem feinsinnigen, psychologisch tiefblickenden Schriftsteller an Hand der Quellen zum erstenmal wahrheitsgetreu erzählt. Es ist ein Buch, das jedermann mit Interesse lesen wird, weil es entschieden künstlerische Qualitäten hat; es liest sich stellenweise wie ein Roman, und — was die Hauptsache ist — es ist die erste Publikation, die dem unglücklichen, frühverstorbenen Dichter gerecht wird.“— Am 21. November dieses Jahres wird der hundertste Geburtstag Waiblingers im deutschen Blätterwalde einiges Rauschen hervorrufen, und gewiß wird, um dem Menschen gerecht zu werden, jeder, der einen Gedächtnisartikel schreiben will, zu Freys Buch greifen müssen. Manches unrichtige Urteil über Waiblinger, das bislang in den Literaturgeschichten sein Echo fand, wird hier berichtigt, und die Fehler im Charakter Waiblingers, dessen Leben in Rom ein so frühes Ende fand, sehen wir hier zum erstenmal auf ihre Quellen zurückverfolgt, und wenn auch nicht entschuldigt, so doch begreiflich gemacht. So wird des Verfassers Hoffnung, daß ein gerechteres Urteil über den unglücklichen Waiblinger platzgreifen möge, jedenfalls gerade durch diese Arbeit der Erfüllung ein merkliches Stück näher gebracht. — Die Behandlung von Waiblingers Werken weist manche feine Beobachtung und starkes poetisches Verständnis auf. Vielleicht hätte die Stellung des Dichters zu seinen Zeitgenossen, insbesondere zu den Schwaben, noch etwas stärker herausgearbeitet werden dürfen; auch hätte sich der tiefgehende Einfluß Lord Byrons an einzelnen Gedichten nachweisen lassen, was in dem sonst recht gelungenen Kapitel über „Waiblinger als Lyriker“ bequem Platz gefunden hätte. — Die im „Anhang“ verzeichneten Belegstellen aus den Tagebüchern Waiblingers, sowie aus Briefen von ihm und an ihn, bieten nicht nur höchst interessante Einblicke in diese eigenartige, im Grunde groß angelegte Natur, sondern sie enthalten auch geradezu entzückende Sachen, wie z. B. den Tagebucheintrag vom 19. April 1821 (S. 251), wo der 17 Jahre alte Gymnasiast sich an seine Knabenliebschaft erinnert und ihr ein poetisch verklärtes Denkmal setzt. — Der zweite Teil der Publikation enthält „das Wichtigste aus des Dichters poetischem Nachlaß und das Wertvollste dessen, was bereits gedruckt worden“, unter dem Titel „Ausgewählte Werke“. Diese Auswahl bildet eine glückliche Ergänzung insofern, als sie manches in der Biographie Gesagte aufs schönste illustriert. Freilich wird ja der Forscher immer wieder zu den gesammelten Werken und zu Grisebachs Gedichtausgabe (Reklambibliothek Nr. 1470 und 3851/2: Wilhelm Waiblingers Gedichte aus Italien, I und II, herausgeg. von Grisebach) greifen müssen; aber für den Leser des Buches — der, ich wiederhole es, durchaus nicht zur Zunft gehören muß, um einen wirklichen Genuß davon zu haben, bietet dieser zweite Teil vollkommen genug. — Es ist ein schönes, lesenswertes Buch, und wer es aus der Hand legt, wird mit Frey sagen können: „Weniger dem Dichter als dem Menschen Waiblinger gegenüber muß endlich ein billigeres Urteil platzgreifen. Hierzu braucht es kein Vertuschen und Inabredestellen der unleugbaren dunklen Seiten in Waiblingers Charakter. Was nottut, ist bloß ein Anerkennen jenes großen Zuges, der ihm eigen war und, nach Abzug der seiner Zeit anhaftenden Ueberschwenglichkeit, auch für uns noch übrig bleibt. —“

Zürich. Hans Müller-Irminger.

Die Schwachbegabten auf den höheren Schulen. Von Th. Benda. Leipzig-Berlin, Teubner 1902.

Der bekannte Arzt zeigt, daß in den modernen Gymnasien vom Schüler zu viel verlangt wird, was dadurch bewiesen wird, daß die meisten Nachhilfe brauchen. Er verlangt, daß der Gymnasialunterricht mit der Sekunda beendigt wird und für die Prima Zwischenschulen eintreten, in denen der Schüler kein Gymnasiast mehr ist, aber auch noch kein freier akademischer Bürger, in denen er aber nicht mit Fächern geplagt und in seiner Entwicklung aufgehalten wird, die für sein späteres Brotstudium zwecklos sind. Benda postuliert Verkürzung des Unterrichts (Wegfall der Unterrichtsstunden am Nachmittag) und Verkleinerung der Schulklassen, deren Disziplin zu führen kaum mehr dem Lehrer gelingt. Wenn Benda diejenigen Schüler als die glücklichsten bezeichnet, die Begabung und Geistesgegenwart genug besitzen, um sich „durchzuschwindeln“, und wenn er betont, daß die „Primi“ meist im Leben das nicht halten, was sie in der Schule versprochen haben, so wird er damit den Widerspruch manches Lehrers erfahren, aber er hat doch das Richtige getroffen. Es mutet eigenartig an, wenn ein Arzt öffentlich aussprechen kann, daß er die-

jenigen Schüler beglückwünscht, welche ohne Schädigung ihrer Gesundheit die Mittelschule absolviert haben. Welch schreiender Gegensatz zwischen den modernen Gymnasien und den Instituten, von denen sie den Namen entlehnt haben, aber nur den Namen!

m.

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu München.

Dezember-Sitzungen. In der philosophisch-historischen Klasse hielt Herr Sandberger einen Vortrag über die im XII., XIV. und XV. Bande der Gesamtausgabe zum Neudruck gelangenden vier- bis achtstimmigen Kompositionen Orlando di Lassos mit französischem Text. Er berichtete über die verwickelten Quellenverhältnisse dieser Stücke, die Anregungen, die Orlando für die Chansonkomposition empfing, die Beziehungen des Musikers zu Paris, zu den Hugenotten, zur französischen Literatur. Von Chartier, Villon, O. de Saint-Gelais, Bouchet, M. de Saint-Gelais, Marot, du Bellay, Ronsard, Belleau, de Baif, de Magny und Pibrac hat Lasso Gedichte komponiert. Herr Sandberger besprach sodann die für die geschichtliche und ästhetische Würdigung maßgebenden Merkmale des Lassoschen Chansons, wobei er die Eigenart und die Abhängigkeit des Komponisten in Erfindung und technischem Prinzip, seine Mittel der Charakterisierung, sein Verhältnis zu Gesamtstimmung und Einzelheiten des Gedichtes und seine Benutzung fremden musikalischen Stoffes (volkstümliche Lieder) erläuterte. Orlando versenkt sich gerne in das dichterische Detail, handhabt die italienisch madrigalischen Mittel häufiger Begriffs- und Wortmalerei, markiert oder verschleiert wie im Madrigal metrische oder gedankliche Abschnitte der Dichtung und erzielt durch syllabische Deklamation auf kurzen Notenwerten die Leichtigkeit des gallischen Konversationstones. Eine Kuriosität ist die gelegentliche Persiflierung kirchlicher Weisen zu profanem Zweck. Die Abhandlung wird in der Einleitung der Kompositionen der Gesamtausgabe erscheinen. — In der mathematisch-physikalischen Klasse legte Herr S. Günther eine von ihm und Herrn Dr. Reindl gemeinsam fertiggestellte Abhandlung vor, betitelt „Seismologische Untersuchungen". Dieselbe zerfällt in drei selbständige Teile. Im ersten wird, teilweise auf Grund neuen Materiales, die Ausdehnung der großen Erdbebenkatastrophe von 1848 und 1356 auf Westdeutschland und speziell auf das Gebiet des gegenwärtigen Königreiches Bayern verfolgt. Der zweite behandelt die Seismizität der Riesmulde, scheidet die seit mehr denn 400 Jahren dortselbst beobachteten Erdbeben in lokale und durch Uebertragung dorthin gelangte und setzt sie mit dem Riesvulkanismus in Beziehung. An dritter Stelle endlich wird eine Ueberprüfung der zahlreichen Daten vorgenommen, welche zur Erforschung des Wesens der „Bodenknalle" seit einiger Zeit neu hinzugekommen sind und daraus folgt eine Bestätigung der früher schon gewonnenen Einsicht, daß die ungeheuere Mehrzahl dieser dumpfen Detonationen „endogenen" Ursprungs ist. Herr S. Finsterwalder machte „Bemerkungen zur Analogie zwischen Aufgaben der Ausgleichungsrechnung und solcher der Statik". Gewisse, in der Photogrammetrie auftretende Ausgleichungsprobleme lassen sich durch mechanische Versinnlichung auf die Ermittlung des Gleichgewichtes elastischer Systeme zurückführen, wobei der Satz vom Minimum der Formänderungsarbeit eine leitende Rolle spielt. Herr v. Röntgen legte zwei für die Sitzungsberichte genehmigte Arbeiten vor: 1. Dr. S. Valentiner, „Bestimmung des Verhältnisses der beiden spezifischen Wärmen des Stickstoffes bei der Temperatur der flüssigen Luft bei verschiedenen Drucken". Der Verfasser bestimmt k nach der Kundtschen Methode und findet, daß dasselbe bei der Temperatur der flüssigen Luft um zirka 5 Prozent zunimmt, wenn der Druck des Stickstoffes von zirka 12 auf zirka 120 Zentimeter Quecksilber erhöht wird. 2. Dr. A. Bestelmeyer und Dr. S. Valentiner, „Bestimmungen der Dichte des Stickstoffes und der Abhängigkeit derselben vom Druck bei der Temperatur der flüssigen Luft". Aus ihrer, zum Zweck der Verwertung bei anderen im physikalischen Institut angestellten Untersuchungen unternommenen Arbeit erhalten die Verfasser das Resultat, daß innerhalb der bei den Versuchen vorkommenden Druck- und Temperaturgrenzen die Dichte ρ des Stickstoffes, bezogen auf die Dichte bei 0 Grad und 76 Zentimeter Druck sich darstellen läßt durch die Gleichung $\frac{p}{\rho} = 0{,}27774\,\vartheta - (0{,}03202 - 0{,}000253\,\vartheta)\,p$, wo ϑ die von $-273^\circ{,}04$ C an gerechnete absolute Temperatur und p den Druck in Zentimeter Quecksilber bedeutet. Herr Hertwig legte eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung von W. A. Schulz vor: „Hymenopteren Amazoniens", welche eine größere Anzahl von Arten der Insektenordnung der Hautflügler aus den vom Amazonenstrom bewässerten Ländern behandelt. Während die Schmetterlinge und Käfer dieser weiten, fast durchweg mit üppigstem tropischem Urwald bedeckten Gebiete in den letzten Jahrzehnten von seiten der Naturforscher die Würdigung gefunden haben, welche sie wegen ihres unvergleichlichen Formenreichtums und ihrer Farbenpracht verdienen, sind die Hautflügler Amazoniens, wie jene Länderstriche kurzweg genannt werden, verhältnismäßig noch wenig bekannt. Zwar ist eine beträchtliche Zahl beschrieben worden, aber zumeist in so ungenügender Weise, daß es selten möglich ist, die Arten danach wiederzuerkennen. Diesem Uebelstande abzuhelfen, erscheint nun eine wertvolle, in der hiesigen zoologischen Staatssammlung aufbewahrte Spezial-Hymenopteren-Sammlung sehr geeignet, die von dem berühmten englischen Reisenden Henry Walter Bates herrührt, der ununterbrochen 11 Jahre lang, von 1848 bis 1859 das Tal des Amazonenstromes fast in seiner ganzen Länge zu zoologischen und allgemein naturgeschichtlichen Zwecken bereiste. Die Batessche Sammlung birgt viele Neuheiten, von denen in dieser Abhandlung die Arten Ampulex Helemayri, Podium (Parapodium) Batesianum und Polybia pseudomimetica neben mehreren neuen geographischen Rassen oder Subspezies ausführlich, unter Erläuterung ihrer Verwandtschaftsverhältnisse beschrieben werden. Außerdem werden nach des Verfassers eigenen mehrjährigen Beobachtungen in Amazonien Mitteilungen über Lebensweise und Nestbauten und geographische Verbreitung der behandelten Hymenopteren gemacht — In der historischen Klasse vollendete Herr S. v. Riezler seine in der Märzsitzung vergangenen Jahres begonnenen Mitteilungen über Kriegstagebücher aus dem ligistischen Hauptquartier 1620, indem er die Tagebücher der Münchener Jesuiten Buslidius und Drexel und die in italienischer Sprache geschriebene Feldzugsgeschichte des unbeschuhten Karmeliters P. Pietro von der Muttergottes besprach. Buslidius weilte im ligistischen Hauptquartier als Beichtvater Herzog Maximilians von Bayern, Drexel als dessen Hofprediger. P. Pietro aus Siena, der vor seinem Eintritt in den Karmeliterorden Dr. Anibale Angelini hieß, kam im Gefolge seines spanischen Ordensbruders, des auf Maximilians Wunsch vom Papst entsandten P. Dominicus a Jesu Maria. Sein Werk erweist sich trotz seines anspruchsvollen Auftretens zum größeren Teil als eine Kompilation aus bekannten Quellen, vornehmlich dem Journal und Tilly Dichiaratione. Es liegt in einer Stuttgarter Handschrift vor, während das Münchener Reichsarchiv die Tagebücher der beiden Jesuiten bewahrt. In allen diesen Darstellungen geistlicher Autoren tritt, wie sich erwarten läßt, der Charakter des Religionskrieges besonders nachdrücklich hervor. Ihre Hauptbedeutung haben sie für den künftigen Verfasser einer Kulturgeschichte des 30jährigen Krieges, ohne daß die politische und militärische Geschichte des Feldzuges von 1620 gänzlich leer ausginge. Herr Traube sprach sodann über die Ueberlieferung der für die Geschichte und Erkenntnis des Manichäismus auch neben den erschlossenen, orientalischen Quellen sehr wichtigen „Acta Archelai" des Hegemonios. Der Schluß des Werkes, der in der Handschrift von Montecassino fehlt und bisher vermißt wurde, hat sich in einer anderen, italienischen Handschrift erhalten und gibt u. a. für Namen und Zeit des Verfassers die urkundliche Bestätigung. Herr Traube berichtete ferner über eine von ihm und Herrn Dr. Max Fastlinger unternommene, zeitliche und örtliche Bestimmung des in Fulda liegenden codex Bonifatianus 2 und eines mit ihm paläographisch übereinstimmenden St. Emeramer Fragmen-

les der hiesigen Staatsbibliothek aus dem 8. Jahrhundert. Die Fulder Handschrift ist wichtig durch die in ihr erhaltene Sammlung patristischer Schriften, und ehrwürdig durch die wahrscheinlich berechtigte Tradition, die sie mit dem heiligen Bonifatius selbst in nächsten Zusammenhang bringt.

Zeller als Schüler des Maulbronner Seminars.

n. Unter den vielen Gesellschaften und Instituten, welche Eduard Zeller zu seinem 90. Geburtstag ihre Glückwünsche darbringen, findet sich auch das Seminar Maulbronn ein, als die Stätte seiner ersten wissenschaftlichen Ausbildung. Im Herbst 1827 ist Zeller mit 30 anderen in dasselbe eingetreten, und als ihr Primus hatte er schon bei der nächsten Feier des Geburtsfestes des damaligen Königs Wilhelm die Festrede zu halten, am 27. September 1828. Von seiner Hand geschrieben ist diese Oratio de Christophoro Wurtembergiae duce in der Registratur des Vorstands wieder aufgefunden und ihm mit einem Glückwunschschreiben der Anstaltslehrer auf seinen Geburtstag zum Geschenk gemacht worden, als „seine erste wissenschaftliche Arbeit für die Oeffentlichkeit", an die sich eine durch drei Vierteljahrhunderte fortgehende wissenschaftliche Tätigkeit angeschlossen hat. Nicht allgemein bekannt wird sein, daß eben auch schon in Maulbronn die Beziehungen zwischen Strauß und Zeller begannen. In Zellers letztem Semester in Maulbronn 1831 kam der damals 23jährige Strauß als Stellvertreter für einen zurückgetretenen Professor an die Anstalt und hatte in Latein, Geschichte und Hebräisch zu unterrichten und es war wohl keiner unter den Schülern, heißt es in der Lebensbeschreibung eines Altersgenossen von Eduard Zeller, des bekannten Missionsmannes Dr. Gundert, „der nicht durch seinen Geist, seine Klarheit und seine Liebenswürdigkeit hingerissen wurde, zumal da der sonstige Unterricht der Wärme und Lebendigkeit ermangelte". Dort ist auch erzählt, wie in der benachbarten Oberamtsstadt Vaihingen ein Buchdrucker anfing, ein Blatt, den Grenzboten, herauszugeben und wie insbesondere die Seminaristen um Beiträge gebeten wurden, das Blatt in der Tat auch mit politischen Aufsätzen aus Gunderts Feder begann, denen solche von anderen Seminaristen folgten, bis das Oberamt sich dareiu legte. Es war ja die Zeit vor der Juli-Revolution. Auch der bekannte Literarhistoriker Hermann Kurz gehörte zu den damaligen Schulgenossen von Zeller und hat das stille Kloster im Salzachtal in einem seiner Gedichte gefeiert. Dem nächsten Jahrgang nach Zeller gehörte der Dichter und Politiker Georg Herwegh an.

Ein französischer Gelehrter über Eduard Zeller.

Ueber den berühmten deutschen Gelehrten, der heute, wie bekannt, seinen 90. Geburtstag feiert, hat sich nach einer uns zur Verfügung gestellten Mitteilung der Professor der Philosophie an der Sorbonne und Direktor der „Fondation Thiers" E. Boutroux mit folgenden ehrenden Worten geäußert:

„Ich besuchte im Jahre 1869 an der Universität Heidelberg die Vorlesungen des berühmten Eduard Zeller. Seine Lehre war ein Muster von Klarheit, Bestimmtheit und Einfachheit. Wunderbar war es, den Verfasser der Philosophie der Griechen zu sehen, wie er so natürlich in die Herzen seiner Zuhörer hineinsprach und den Studenten die Frucht seiner umfassenden Studien vorlegte, ohne daß auch nur einmal der Gedanke, die leitende Idee von seiner hohen Gelehrsamkeit verdunkelt worden wäre. Nie war er einem Zuhörer unverständlich. Er trug leicht eine Last von Kenntnissen, unter der manch anderer Gelehrter zusammengebrochen wäre. Wenn ich wagen dürfte, die deutschen Worte zu erwähnen, die mir bei der Rückerinnerung an seine Kritik ins Gedächtnis kommen, so möchte ich sagen, sie erschienen mir immer so überaus nüchtern und ehrlich.

Ich kannte Eduard Zeller nicht nur als tiefen Denker und Schriftsteller. Ich hatte die Ehre, in seinem Hause aus- und einzugehen und zu seinen Vertrauten zu gehören. Eine hohe moralische Würde, eine einfache, herzliche Freundlichkeit, ein guter Humor, der mit Rechtlichkeit und Güte verbunden war, wohnten in diesem echten Gelehrten- und Philosophenhause. All dies hat mir die edelsten und reinsten Freuden gebracht, für die ich dem ehrwürdigen Greis meine herzliche, unauslöschliche Dankbarkeit zolle."

Kleinere Mitteilungen.

* Von deutschen Bibliotheken. Zum Leiter des in Arbeit begriffenen auf etwa 20 Arbeitsjahre veranschlagten Alphabetischen Gesamtkatalogs der preußischen Bibliotheken, an dessen Drucklegung jedoch vorläufig nicht gedacht wird, ist, der Nationalzeitung zufolge, der Sanskritforscher und Bibliothekar an der Berliner kgl. Bibliothek Dr. Richard Fick als Nachfolger des nach Kiel versetzten Oberbibliothekars Dr. Schröder ernannt worden. — Die Bremer Stadtbibliothek hat von dem Großkaufmann Hermann Melchers eine wertvolle Papyrussammlung zum Geschenk erhalten. Es sind gegen 30 Urkunden, die bei Gelegenheit einer Aegypten-Reise unter Vermittlung von Dr. L. Borchardt auf dem Papyrusmarkt in Kairo gekauft worden sind. Die Blätter, die zum Teil ganz vorzüglich erhalten sind und von sachverständiger Hand in Berlin aufgerollt wurden, enthalten eine Anzahl wichtiger Texte aus römischer und byzantinischer Zeit.

* Todesfälle. In Waidhofen an der Ybbs ist am Montag der niederösterreichische Historiker Dr. Gottfried Frieß gestorben. — In Bologna starb vor kurzem der Professor der Moralphilosophie Luigi Barbera.

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der Assistent an der zootomischen Staatssammlung Dr. Wilhelm Leisewitz wurde zum Kustos dieser Anstalt ernannt.

Aus **Erlangen** wird uns geschrieben: Wohl die reichhaltigste Bibliothek einer deutschen Hochschule über deutsche Städtegeschichte und Stadtrechte befindet sich im Besitzthum unserer Universität. Es ist die Bibliothek, die der vor zwei Jahren verstorbene Professor des deutschen Rechts Geheimrat Gengler während seines langen Lebens mit unermüdlichem Fleiß über diesen Gegenstand gesammelt und sodann der hiesigen Universitätsbibliothek schenkungsweise hinterlassen hat. Dieselbe umfaßt rund 1700 Bände.

* **Freiburg i. Br.** Nach längerem Leiden ist gestern der ordentliche Professor der Geschichte an der hiesigen Universität Hermann Eduard v. Holst im Alter von 63 Jahren gestorben. Holst war am 7. Juni 1841 zu Fellin in Livland geboren; er widmete sich geschichtlichen und nationalökonomischen Studien in Dorpat und Heidelberg, ging aber dann zunächst (1867) als Journalist nach New-York, wo er bald darauf in die Redaktion des „Deutsch-amerikanischen Konversations-Lexikons" eintrat. 1872 wurde er als Professor der neueren Geschichte nach Straßburg, 1874 in gleicher Eigenschaft nach Freiburg berufen, das er mehrfach zeitweilig verließ, um wieder in den amerikanischen Wirkungskreis zurückzukehren. So wurde er 1878—79 von der Preußischen Akademie der Wissenschaften, deren korrespondierendes Mitglied er war, zu geschichtlichen Studien dorthin gesandt, so folgte er ferner 1892 einem Ruf an die neugegründete Universität Chicago. 1900 kehrte er von dort wieder nach Freiburg zurück. Seine Hauptwerke sind: „Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten von Amerika", „Das Staatsrecht der Vereinigten Staaten von Amerika", sowie „The french revolution tested by Mirabeau's career" (2 Bde., Chicago 1894).

hc. **Leipzig.** Der außerordentliche Professor für Zoologie Dr. Otto zur Strassen ist zum außerordentlichen Mitglied der mathematisch-physikalischen Klasse der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften ernannt worden.

Digitized by Google

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.
Ein Frauenbrief.
Sophus Ruge. Von S. Günther.

II. Bücher und Zeitschriften.
Otto Wittner: Moriz Hartmanns Jugend.

III. Allgemeine Rundschau.
Eine sensationelle Erfindung. — Akademie der Wissenschaften zu Berlin. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Ein Frauenbrief.

Wir veröffentlichen, mit freundlicher Erlaubnis der Schreiberin, folgenden an den Herausgeber dieser Blätter gelangten Privatbrief einer älteren Dame als einen Beitrag zur Frauenfrage.

Lieber Freund!

„So bald schon einen Brief?“ werden Sie erstaunt, vielleicht gar erschreckt ausrufen. Erst vor einer Woche nahmen Sie am Römerzuge tiefgerührten Abschied von der alten redelustigen Freundin, der Sie bei ihrem diesjährigen Erfrischungsbade im bewegten geistigen Leben der deutschen Heimat so freundlich und hilfreich zur Seite gestanden waren — gestehen Sie es offen: Sie waren recht froh, sie nun endlich los zu sein! — und jetzt kommt sie schon wieder, wenn auch nicht leibhaftig, so doch im Geiste auf den Flügeln eines Briefes, aus ihrem südlichen Tusculum daher, um ihr jüngst angesponnenes Geplauder mit Ihnen fortzusetzen. Ich weiß ja, daß der Briefbote für Sie ein tägliches Schreckgespenst darstellt, so eine Art des verwünschten Besens des Goethischen Zauberlehrlings: „Immer neue Güsse Bringt er schnell herein, Ach, und hundert Flüsse Stürzen auf mich ein“. Sie Aermster! Aber ich kann Ihnen nicht helfen: ich gehöre von jetzt an zu den Geistern, die Sie gerufen haben und nun nicht minder wieder los werden. Warum führten Sie auch mich alte, weltentfremdete Dame so geflissentlich in die neuen Gedankenkreise ein, die heute, von dem Mittelpunkt der sogenannten Frauenfrage ausgehend, die Wasserfläche des öffentlichen Meinungsaustausches in immer erneuter Folge überziehen? Warum schleppten Sie mich zu Vorträgen über die Differenzierung im Frauenleben und andere tiefe Gegenstände aus demselben Gebiete? Warum packten Sie mir beim Abschiede die Reisetasche voll neuer Bücher meist weiblicher Autoren? Hatte ich das um Sie verdient, ich, die ich mit den friedlichsten Absichten aus meiner italienischen ländlichen Abgeschiedenheit zu Ihnen in die deutsche Großstadt hinaufgekommen war? Aber Strafe muß sein! Der scharfe Zitronensaft, den Sie durch solche geistige Mentorschaft auf mein etwas schimmelig gewordenes; altmütterliches Landpomeranzentum tröpfeln zu müssen gemeint haben, hat seine Wirkung getan: es gärt bereits, verehrter Freund, und ich fürchte deshalb, der Brief, den ich jetzt aus dieser beginnenden Gärung heraus an Sie zu schreiben mich anschicke, wird recht „vielseitig“ werden — dies natürlich bloß im Sinne einer Papierkonsumentin geredet.

Aber ich verlange ja nicht, daß Sie meinen brieflichen Erguß sogleich lesen. Legen Sie ihn beiseite, wenn Sie augenblicklich nicht Zeit noch Neigung haben, ihn auf sich einwirken zu lassen. Behandeln Sie ihn wie eines der vielen Ihnen täglich zuströmenden Manuskripte, die doch auch nicht alle zu sofortiger Erledigung gelangen können. Oder senden Sie mir ihn auch ungelesen zurück, wenn Sie nicht Stunde und Stimmung finden können, mir so bereitwillig weiter zuzuhören, wie Sie es jüngst bei unserem Zusammensein getan haben. Im Grunde schreibe ich ja nur für mich, um mir manche der neuen Eindrücke, die ich aus der neuen Frauenbewegung empfangen, ganz klar werden zu lassen, und manches, was mich, die im ancien régime Aufgewachsene, aus dieser jungen Bewegung vorwurfsvoll und quälend anschaut, von der Seele zu wälzen. Das gelingt mir hier in der gewohnten Ruhe und Abgeschiedenheit besser als in dem bewegten Leben, das ich dort oben bei Euch führte. Auch habe ich inzwischen einige der Bücher gelesen, die Sie mir mitgaben. „Zur weiteren Ausbildung!“ sagten Sie mir dabei in etwas sarkastischem Tone. Von Rezensentenobliegenheiten, die ich mir durch die Annahme Ihres literarischen Gastgeschenkes aufladen würde, haben Sie freilich nichts hinzugefügt, aber ich fühle mich doch innerlich verpflichtet, Ihnen zu beweisen, daß ich Ihre wohlgemeinte Ermahnung nicht in den Wind geschlagen, daß wirklich diese Bücher, soweit ich sie bis jetzt hinter mir habe, d. h. in mich aufgenommen habe, nicht ohne Einfluß auf meine „weitere Ausbildung“ geblieben sind. So müssen Sie denn wohl oder übel, wenn Sie wirklich meinen Brief lesen wollen, auch nach dieser Richtung hin die Folgen Ihrer geistigen Mentorschaft über sich ergehen lassen und mit anhören, was eine alte Frau, der das Leben bisher wenig Gelegenheit gegeben hat, sich in die Erörterungen der modernen Frauenbewegung zu vertiefen, über das, was sie nun gehört und gelesen und was da nun auf einmal, zum Teil als etwas ganz Neues auf sie eingestürmt ist, in ihrer eigenen Weise denkt.

Ich will es Ihnen ganz offen gestehen: zuweilen kam ich mir recht dumm, recht rückständig vor, als ich in den verschiedenen Vorträgen in den verschiedenen Frauenvereinen, in die Sie mich — wohl auch „zur weiteren Ausbildung“ — zu führen die Güte hatten, von den vielen, ganz neuen Aufgaben reden hörte, die der denkenden Frau aus der Differenzierung des heutigen Lebens erwachsen sind. Eigentlich hatte ich mir bis dahin eingebildet, doch auch nicht so ganz ohne Nachdenken und tieferes Empfinden und Selbstbewußtsein durch die Welt geschritten und zu meinem schönen Matronenalter gelangt zu sein. Tochter eines namhaften Gelehrten, Frau eines doch nicht zu den ersten besten gehörenden Künstlers, Mutter mehrerer auch nicht gerade dummen und ungebildeten Kinder, die schon lange selbständig im Leben stehen und mich in steter frischer Berührung mit ihm erhalten — ich dächte, so hätte mir es nicht an mancherlei Beobachtungen über die notwendige Vertiefung meines eigenen Frauenlebens fehlen können, selbst wenn ich nicht so gescheit wäre, wie Sie und andere

guten Freunde es mir immer glauben machen wollen. Und doch kam ich mir auf einmal so schrecklich zurückgeblieben vor, als ich immer und immer wiederholen hörte, daß die Frau eigentlich jetzt erst zum Leben, zur inneren und äußeren Freiheit, zur zukunftverheißenden Selbständigkeit erwacht sei. Setzen Sie sich nur ein wenig in meine Lage, verehrter Freund! Ich habe ja dieses schöne Erwachen gar nicht mitgemacht! Eingesponnen, wie ich bisher war in die vielfältigen Pflichten und Freuden meines Daseins an der Seite eines braven und tätigen, liebevollen und heißgeliebten Mannes, meiner Mutter- und Großmutterschaft, meiner Hausfrauentätigkeit, meines gesellschaftlichen Lebens in Rom und auf dem toskanischen Landsitze, bin ich zu weißen Haaren gekommen, und muß nun auf einmal vernehmen, daß ich im Grunde stets eine Sklavin war und bisher eine solche geblieben bin. Ach, wenn es mein guter Mann noch hören könnte: seine Marie eine Sklavin! Wie würde er behaglich in seinen Bart lachen.

Aber das ist es ja eben: auch die Männer haben bisher nicht gewußt, daß sie ein ganz barbarisches und despotisches Regiment über die Frauen führen. Zu manchen anderen neuen Offenbarungen über soziale Mißstände und Mißverhältnisse ist auch diese gekommen — ich gebe ja zu, sie ist nicht gänzlich grundlos; aber wie es mit allen solchen neuen Offenbarungen geht, sie schießt weit über das Ziel hinaus und verkehrt vielfach in fanatischem Eifer die Wahrheit in ihr Gegenteil. Ich habe in jenen Versammlungen und Vorträgen manches gute und tapfere Wort gehört; manche aus tiefster Ueberzeugung und aus reinster Menschenliebe entsprungene Rede hat mich recht gepackt. Wenn das nicht der Fall gewesen wäre, würde ich nicht immer wieder hingegangen sein, das wissen Sie ja, verehrter Freund. Aber eine Gläubige von echtem Schrot und Korn in der Frauenfrage bin ich nicht geworden, und wenn ich mir jetzt hier in meiner Einsamkeit die Dinge rückschauend überlege und auf meine angestammte und unbefangene Weise zurechtlege, wird es mir klar, daß ich im Grunde, nachdem ich einmal an der Bewegung Anteil genommen, zu neuen Vorträgen immer nur gegangen bin, weil ich hoffte, doch endlich einmal auch etwas von der freien Frau der *früheren* Zeiten und Zustände zu hören. Ich habe bei allen jenen Verhandlungen das Gefühl einer inneren Demütigung nicht los werden können, und wenn ich mit Ihnen scherzte über den vielen Unsinn und die törichten Uebertreibungen, die wir in jenen Versammlungen neben manchen guten Auseinandersetzungen und recht praktischen Vorschlägen zu hören bekommen haben, so geschah es wahrlich nicht immer ruhigen Herzens.

In meinem Innern brannte eine Wunde, die durch die so häufig verächtliche und mitleidlose Art der allgemeinen Verurteilung der bisherigen Tätigkeit und Stellung der Frau gerade von Seiten der jüngeren Rednerinnen aufgerissen worden war. Wir armen, noch unerlösten Frauen der älteren Generationen haben in einem unbewußten Sklaventum dahingelebt; die höchsten Güter des Menschen, freie Selbstbetätigung, ungehemmte Teilnahme an dem Fortschreiten der Kultur, waren uns versagt; in sentimentaler, weichlicher Abhängigkeit von dem Willen des tyrannischen Gebieters, der alle Lebenswohltaten allein und größtenteils nur zum eigenen Nutzen verwaltete, ist unser Dasein dahingeflossen; alle Freuden, jede innere Genugtuung, die wir aus diesem Dasein gewonnen haben, beruhten nur auf dem Selbstbetrug des sklavischen Sinnes, der in dem zufriedenen Lächeln des Herrn sein höchstes Glück findet. Nicht freie Genossinnen des geliebten Mannes waren wir, sondern nur die Erfüllerinnen seines sinnlichen Begehrens, die Trägerinnen und Pflegerinnen seines Nachwuchses. Zuweilen war mir, wenn ich solche Ansichten vortragen hörte, als wollte das ganze Gebäude meines inneren Lebens, meines bis dahin so selbstzufriedenen seelischen Zustandes in sich zusammenbrechen. So habe ich also umsonst gelebt, umsonst geliebt und Glück genossen, umsonst gelitten und Schmerzen ertragen? erklang zuweilen in mir eine bange Frage. Inmitten der vorgespiegelten Freiheit des Daseins bin ich eine Unfreie geblieben, der auch an der Seite des besten Mannes und im Kreise der fröhlichsten Kinder jedes seelische und geistige Selbstbestimmungsrecht abging? Können Sie sich nun wohl vorstellen, lieber Freund, wie mir zuweilen zu Mute war nach dem Anhören der neuen Offenbarungen von einer selbständigen Frauenkultur?

Nur der mir angeborene und vom Vater und später vom Manne weiter anerzogene Haß gegen alle großen und leeren Worte hat mich rasch über jenen Zustand banger Zweifel hinweggeführt. Und jetzt, wo ich an all das neu Erlebte ruhig zurückdenke, kommt mir wieder ein freies Lachen darüber auf die Lippen, daß ich mich überhaupt für einen Augenblick verwirren ließ in meinem „sklavischen" Glücksgefühl. Ich brauche Ihnen ja nicht erst zu sagen, daß dieses Lachen nicht etwa auch alle die guten und praktischen Anregungen aus meiner Seele hinweggescheucht hat, die ich aus jenem Eintauchen in die deutsche Frauenbewegung, zum Teil durch Ihre gütige Mithilfe, lieber Freund, gewonnen habe. Im Gegenteil: ich nehme gar vieles mit in meine Abgeschiedenheit herüber, über das ich nun ernstlich nachdenken will, was nun langsam in mir zu selbständigem Leben ausreifen und sich in meinem kleinen Wirkungskreise zu Taten verwirklichen wird, soweit eine alte, still in ihrem Winkel dahinlebende Frau überhaupt noch von Taten träumen kann. Der leidenden und mühselig unter dem Lebensjoche dahinkeuchenden Mitschwestern gibt es ja auch in meinem kleinen Bereiche genug, denen ich, unter Nutzbarmachung der dort errafften Erfahrungen auf meine Weise zu einem freieren Dasein verhelfen kann. — Aber gegen eines sträube ich mich mit der ganzen Widerstandskraft, die mir für meine alten Tage geblieben ist: gegen die Anschauung und das laute Gerede vom geistigen Sklaventum, in dem die Frau bis jetzt dahinvegetiert habe und das nun durch eine neue Frauenkultur sein Ende finden soll. Nicht etwa nur, weil ich eine glückliche Frau gewesen bin und das Glücksgefühl mir in mein Alter herüber gerettet habe, ist nach dieser Richtung hin ein großer Optimismus in meiner Seele wach geblieben, sondern weil ich überhaupt nicht meine, daß ein Menschenkind, mag es Männlein oder Fräulein heißen, ein Sklave zu sein braucht, wenn es ein solcher nicht schon von Natur aus ist. Glauben denn wirklich die jungen und fanatischen Predigerinnen des neuen Frauen-Evangeliums, daß nur die äußeren Verhältnisse, die ökonomische, gesetzliche und körperliche Abhängigkeit des Weibes von dem Manne der inneren Selbständigkeit der Frauenwelt bisher im Wege standen und daß durch Wegräumen dieser Hindernisse für diese nun ein neues Leben mit allem Glanze eines schönen Morgenrotes heraufziehen werde? Der alte Kampf zwischen den beiden Geschlechtern wird neue Formen annehmen, er wird offener geführt werden, in Worten und in Taten, aber der Sieg wird doch immer auf der Seite bleiben, auf der er immer gewesen ist — und das ist die Seite der Frauen.

Denn wir, die Frauen, sind es doch im Grunde, denen die sogenannten Errungenschaften der Kultur immer in erster Linie mit zugute gekommen sind, auch wenn wir uns dessen gar nicht bewußt waren. Und wenn es nach den Anschauungen der modernen Frauenrechtlerinnen bisher nur ein sklavisches Dasein war, das das Weib führte, so hing das wohl damit zusammen, daß überhaupt viel Sklavisches immer in der Welt war und auch bleiben wird und daß die Frauen eben auch ihr Teil davon mit tragen mußten und wohl — trotz aller Erlösung aus den Banden der „Männerkultur" — in Zukunft weiter tragen müssen. Ich finde es so töricht, das Frauenleben überhaupt als eine gesonderte Erscheinung im allgemeinen geschichtlichen Leben zu betrachten und danach zu streben, eine besondere „Frauenkultur" neben der bisherigen sogenannten „Männerkultur" hervorzubringen. Wir Frauen waren immer Kulturträger, ebenso wie die Männer. Ueberall wo das Frauenleben sich als ein sklavisches, ein gebundenes darstellte, lag zu gleicher Zeit auch das Leben der Männer, und überhaupt die ganze Kultur des betreffenden Volkes oder Zeitalters, in denselben Banden. Umgekehrt haben die Frauen immer auf der Höhe gestanden, in geistiger wie

sozialer Hinsicht, wenn auch die Männer sich dort befanden. Wir sind nun einmal das Barometer, das die leisesten Schwankungen des kulturellen Luftdruckes sicher anzeigt. Darum sollen aber auch die modernen Frauenrechtlerinnen nicht den Anschein erwecken wollen, als gälte es nun auf einmal ganz neue Positionen im Leben zu erobern, als wäre das gesamte Frauenleben, das hinter ihnen im Schatten der Geschichte liegt, lediglich ein in tiefster Sklaverei hingebrachtes Dasein gewesen. So was ärgert mich, demütigt mich; es kommt ja beinahe so heraus, als wären wir Frauen von der älteren und ältesten Generation lauter alberne Gänse gewesen, die sich von den Herren der Welt, den Männern, so ohne weiteres in ein schmähliches Joch hätten beugen lassen; als wäre erst jetzt die Erleuchtung über die Welt gekommen, daß auch das Weib seinen Anteil an der Kultur, am geistigen und sozialen Leben selbsttätig und selbständig tragen und leisten dürfe und müsse. Ich will in der Geschichte des Geisteslebens gar nicht so weit zurückgreifen — dazu fordern Sie vielleicht einmal den einen oder den anderen der Herren Professoren auf —, aber ich möchte doch hinweisen auf den Frauenkreis, der einen Klopstock, einen Wieland, einen Goethe und Schiller umgab, auf unsere deutsche aufopferungsfreudige und begeisterungsvolle Frauenwelt in der Zeit der Freiheitskriege, auf die Bedeutung des weiblichen Elementes in den romantischen Strömungen unserer Literatur, auf die vielen bedeutenden Frauen, die im Verlaufe des letzten Jahrhunderts auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens hervorgetreten sind. Nahmen diese alle nicht etwa den lebhaftesten Anteil an der Kultur? Und auch die soziale Stellung der Frau — lag sie wirklich so tief unter der des Mannes, wie das immer hingestellt wird? War nicht vielmehr diese selbst der Hebung im gleichen Maße bedürftig? Wenn jetzt eine große Bewegung im Gange ist, das Weib sozial zu heben, gesellschaftlich und gesetzlich selbständig zu machen, so hat diese Bewegung doch sicherlich ihre ersten Anstöße und die innere Kraft zur Weiterentwicklung aus dem großen Zug der gesamten Zeit nach sozialer Befreiung erhalten. Die Frau ist auch hierin lediglich Teilnehmerin an großen Errungenschaften der Kultur, und es ist eine seltsame Ueberhebung, wenn sie dabei auf eigene Faust vorgehen und sich eine besondere „Frauenkultur" schaffen zu müssen vermeint. Gerade daß sie aber eine solche Teilnehmerin geworden ist und werden konnte, müßte meiner Ansicht nach — freilich, was gelten heute noch die Ansichten einer Frau der älteren Generation? — doch beweisen, daß sie auch schon vorher nicht lediglich in einem unwürdigen Sklaventum dahinvegetierte.

Nein! Auch wir sind tätige Teilnehmerinnen am Leben gewesen, auf unsere Weise, den Bedingungen unserer Zeit gemäß, aber sicher nicht in weniger selbständiger und intensiver Weise, als es die modernen Frauenrechtlerinnen in ihrem lauten Gebaren sind. Das habe ich mir jetzt hier in meiner Ruhe klar gemacht, nachdem ich dort, in dem bewegten Leben der Großstadt, es immer nur wie einen Druck auf meiner stolzen Matronenseele gefühlt habe, daß wir früheren Frauen so unfrei gewesen und so wenig für die Menschheit geleistet haben sollen. Ich gestehe zu, daß die Lebhaftigkeit, mit der jetzt die Führerinnen in der Frauenbewegung die Frage nach der Teilnahme des Weibes an der Kultur zur Sprache bringen, vielen unseren Mitschwestern erst die Augen geöffnet hat über ihre menschlichen Pflichten wie über ihre menschlichen Rechte. Und darüber freue ich mich von ganzem Herzen, denn allen Menschen müssen so viel wie möglich die Augen geöffnet werden, also auch den Frauen. Aber damit ist doch an diesen Pflichten und Rechten nichts Wesentliches geändert worden, und ich glaube, eine gescheite Frau hat sie auch früher, ohne das laute Gerede, aus sich selbst heraus schon erkannt und empfunden, erfüllt und zur Geltung gebracht. Nur wird jetzt alles gleich ein wenig aufgebauscht und ins Allgemeine gezogen, oder nach der anderen Seite hin wird das Empfindungsleben des Weibes in einer Weise seziert und atomisiert, daß uns älteren Leuten dabei oft die Luft ausgeht. Diese Verfeinerung und Zerklitterung unseres Seelenzustandes hat uns Angehörigen der noch „versklavten" Generationen allerdings gefehlt; wir haben derber, unmittelbarer empfunden oder haben es uns wenigstens nicht so klar gemacht, wie viel Wellenlänge jede der einzelnen feinen Schwingungen unserer Seele hatte. Das scheint jetzt allerdings jedes junge Mädchen wissen zu müssen, wenn es auf selbständiges Denken und freies Empfinden Anspruch machen will. Ich muß gestehen, lieber Freund, daß mir für solche feine Seelenstimmungszergliederung das rechte Verständnis fehlt; vielleicht bin ich dafür doch zu alt. Deshalb habe ich auch aus den mitgegebenen Frauenbüchern, soweit ich sie bisher gelesen, nur wenig Greifbares für meine Empfindungen herausnehmen können, und ich will Ihnen lieber gar nicht darüber schreiben.

Nur eines dieser Bücher hat mich lebhafter beschäftigt, weil es einen Gegenstand behandelt, der mich persönlich angeht, nämlich das Verhältnis des Künstlers zur Frau, oder sagen wir: den Widerstreit zwischen Kunst und Liebe. Ich bin eines Künstlers Weib gewesen; so kann ich wohl ein wenig von diesem Thema wissen, das übrigens die junge weibliche Schriftstellerwelt ganz außerordentlich zu interessieren scheint, denn ich finde in fast allen jenen Büchern wenigstens einen Anklang daran. In dem einen, von dem ich Ihnen reden will — es ist der Roman „Die Stadt mit lichten Türmen" von Toni Schwabe[1]) — ist das ganze künstlerische Fühlen in eine große Sehnsucht aufgelöst, in „eine Sehnsucht nach des Lebens heiligsten Festen". „Nur ein Künstler, der sich mit seinesgleichen verbindet, hat die Kraft, das Fest des Lebens bis zu seinem Tode zu feiern. Den anderen verflüchtigt sich der Rausch. Nur der Künstler, der Schöpfer, versteht die einzige, die grenzenlose Liebe. Will er sie aber leben, so gibt er als Preis dafür — seine Kunst." So lautet die — übrigens von der Verfasserin selbst im Druck hervorgehobene — These dieses Buches. Mir scheint das Ueberschwang der Gefühle zu sein. Der kleine Roman ist im übrigen voller dichterischer Schönheiten und einzelne Kapitel habe ich immer und immer wieder gelesen; aber was sollen wir mit der Heldin anfangen, die einen jungen Schriftsteller von ganzem Herzen liebt, mit ihm ein zaubervolles, an innerster beiderseitiger Hingebung reiches erstes Ehejahr durchlebt und dann plötzlich ihre Liebe erlöschen fühlt, weil der Schriftsteller ihre frühere Meinung von seinem hohen künstlerischen Können nicht erfüllt? Sie selbst fühlt die wahre künstlerische Sehnsucht in sich und hat früher einmal ein Buch geschrieben, das auf einer Seelenfreundschaft und Seelengemeinschaft mit einem anderen Schriftsteller beruht. Aber der Seelenfreund, der Genosse ihres innersten Empfindens kann nicht an ihrer Seite durchs Leben gehen, weil sie sich „von dem Leben, das sie gelebt hat", d. h. von ihrem Eheleben, nie mehr innerlich befreien kann. So gehen beide als tragische Dulder in ihre seelische Einsamkeit zurück.

Ich habe etwas den Kopf geschüttelt, als ich diesen von Künstlerinnenhoheit durchwehten Roman fertig gelesen. Also darauf läuft schließlich die angestrebte seelische Befreiung des Weibes durch die Kunst hinaus! Ein unbestimmtes Fühlen von einem idealen Schöniertum, ein Ahnen von den Festen des Lebens, die dem Schaffenden erblühen, die stille, wohl meistens unerfüllt bleibende Sehnsucht nach einem über allem Irdischen schwebenden Künstlertum — und dabei doch das Verlangen nach der „ewigen Glut der Liebe", die zugleich die Erfüllung der künstlerischen Sehnsucht ist. Dem bis zum äußersten und feinsten differenzierten Weibe würde es also an dem notwendigsten fehlen: an einem starken, elementaren Gefühle, mit dem wir früheren Sklavinnen der Gewohnheit und der Kultur uns im Leben zurechtgefunden haben. Es ist wahr, wir haben unsere Gefühle nicht so hochgespannt, aber ist uns deshalb das künstlerische Empfinden abgegangen und haben wir es etwa nicht verstanden, mit wahren Künstlern wesenseins zu werden? Mir war es wie ein Dorn in der Seele,

[1]) Verlag von S. Fischer, Berlin 1904. (Anm. d. Red.)

als ich aus diesem Buch heraus empfunden hatte, daß wir früher weder wahre Liebe noch wahres künstlerisches Empfinden besessen haben. Das alles soll also erst die Frau der Zukunft in sich herausbilden; ganz neue Wesenselemente sollen ihr aus der geistigen und sozialen Erlösung zuwachsen; ein neues Lieben, ein neues, bedeutend sublimeres Fühlen soll aus der fortschreitenden Differenzierung ihres Seins erblühen.

Sie werden mir nachfühlen, daß ich der Frauenbewegung auf solchen Wegen nicht folgen kann, so sehr mich ihr positives Streben anzieht. Ich müßte wohl eigentlich traurig darüber sein; das Gefühl der Demütigung, das ich bei Anhören jener Frauenvorträge zuweilen empfand, müßte auch nach der Lektüre solcher Bücher voll höchster, aber von mir leider nicht mehr begriffener Zukunftspoesie mich wieder beschleichen. Aber ich habe ruhig gelächelt, als ich jenen Roman aus der Hand legte. Das Bild meines Mannes stand vor mir, der doch ein wahrer Künstler gewesen ist und in wahrer Liebe mir zugetan blieb, mir, der geistigen Sklavin, auch als der „Rausch" verflüchtigt war. Hat er als Preis für die „einzige, grenzenlose Liebe" die Kunst dahingeben müssen? War es mir etwa versagt, mit ihm auch in seinen künstlerischen Träumen zu leben und sein Schaffen zu verstehen, obwohl ich noch nicht zu dem Zustand der zukunftsreifen Frau mich aufgeschwungen hatte?

Es muß doch auch schon etwas von einem kulturträgerischen Berufe in uns, den Frauen der älteren noch „versklavten" Generationen, gewesen sein. Nur haben wir nicht so lautes Wesen davon gemacht; nur haben wir empfunden, wenn vielleicht auch nicht klar gewußt, daß wir nicht allein und für uns stehend streben und arbeiten können und dürfen, wenn wir unser Teil zu der allgemeinen Erlösung der Menschheit aus den Banden des Vorurteils und der sozialen Not beitragen wollen, daß es nicht gilt, eine „Frauenkultur" zu schaffen, sondern überhaupt eine Kultur, an der dann auch die Frauen nach ihrer Weise und unter den durch die Zeit gegebenen Bedingungen teilnehmen — wie sie es übrigens zu allen Zeiten getan haben.

Verstehen Sie nun, verehrter Freund, warum ich Ihnen so ausführlich von den Nachwehen meines Aufenthalts bei Ihnen und in jener durch die Frauenbewegung erfüllten Luft berichtet habe? Und werden Sie es einer gekränkten Frau der alten Generation nicht übel nehmen, wenn sie sich vor den jungen Stürmerinnen ein wenig ihrer Haut gewehrt hat? Ich hoffe: nein, und in dieser Hoffnung begrüße ich Sie

als Ihre alte Freundin

N. N.

Sophus Ruge.

Das scheidende Jahr brachte der deutschen Erdkunde einen überaus schweren Verlust. Am 23. Dezember verschied nach schwerem Leiden Dr. Sophus Ruge, Professor der Geo- und Ethnographie an der Technischen Hochschule zu Dresden. Wer den kernigen, die meisten Fachgenossen um Haupteslänge überragenden Niedersachsen mit seinem unverwüstlichen Humor noch vor zwei Jahren gesehen und sich über die jugendliche Beweglichkeit des doch bereits Siebzigjährigen gefreut hatte, mochte kaum begreifen, daß diese starke Eiche so rasch vom Sturm gefällt sein sollte. Als man jedoch vor Jahresfrist vernahm, der auch in seiner Lehrtätigkeit überaus eifrige Mann habe diese eingestellt und sich nach dem ländlichen Klotzsche zurückgezogen, um dort mehr seiner Gesundheit leben zu können, lag bereits eine trübe Ahnung nahe genug. Ein tückisches Karzinom hatte dem Leben des Trefflichen in verhältnismäßig kurzer Zeit ein Ende bereitet.

Ruges äußeres Leben verlief, wie bei vielen deutschen Gelehrten, in überaus einfacher Weise. Geboren am 26. März 1831 zu Dorum im damaligen Königreiche Hannover, hatte er das Unglück, seinen Vater, den Landphysikus C. A. Ruge, schon nach weniger denn zwei Jahren zu verlieren. Für vier Söhne, von denen Sophus der jüngste war, hatte die Witwe zu sorgen. Sie zog mit ihnen 1836 nach Stade, wo unser Ruge im Herbst 1850 das Gymnasium absolvierte. Teils in Göttingen, teils in Halle widmete er sich erfolgreich der Theologie, aber auch für andere Wissenschaften, zumal für Geschichte, hegte er ein lebhaftes Interesse; von seinen sämtlichen Lehrern scheint G. Waitz den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Nachdem er seine Prüfung bestanden, nahm er eine Hauslehrerstelle in der Nähe von Einbeck an, und hier lernte er seine Gattin kennen, mit der er im Juli 1858 den Ehebund schloß. Ueber fünfundvierzig Jahre hat diese überaus glückliche Verbindung gedauert, bis dem bereits von schwerstem Siechtum Niedergeworfenen noch wenige Wochen vor dem eigenen Ende die treue Lebensgefährtin entrissen ward. Drei Kinder, eine Tochter und zwei Söhne, betrauern die so rasch im Tode wieder geeinten Eltern. Ein Sohn ist kaiserlicher Marinearzt und auch als Malariaforscher hervorgetreten; der andere, Oberlehrer in Leipzig, dem der Unterzeichnete für zahlreiche Mitteilungen zu Dank verpflichtet ist,[1] wählte den väterlichen Beruf und lieferte bereits eine Reihe schätzenswerter geographisch-geschichtlicher Arbeiten. Die Aussicht, ein Pfarramt zu erlangen, war in jenen Jahren keine günstige, und deshalb nahm der junge Ehemann eine Lehrstelle an der Töchterschule in Stade an, wo er vornehmlich in Geschichte zu unterrichten hatte. Im Herbst 1858 wurde eine ähnliche, aber etwas vorteilhaftere Stelle an der Dresdener Handelsschule zur Bewerbung ausgeschrieben, und zwar stand jetzt Geographie im Vordergrunde. Ruge stellte sich in Dresden vor, hielt eine Probelektion über „Die süddeutsche Hochebene" und ward unter 26 Bewerbern gewählt. Damit hatte er den Ort gefunden, an dem er sich wohl fühlte und den zu verlassen er sich nicht mehr entschließen konnte.

Bis 1870 verblieb Ruge in dieser Stellung, um sodann als Lehrer der gleichen Fächer — Deutsch, Geschichte, Geographie — an die Annenschule (Realgymnasium) überzusiedeln. Von da aus trat er auch mit dem Polytechnikum, das sich seit kurzem aus einer „technischen Lehranstalt" zur Hochschule entwickelt hatte, in Verbindung; am 30. September 1871 hatte er, wie eine Tagebuchnotiz besagt, bei der Aufnahme in diese Anstalt mitzuprüfen, und bald nachher wurde er Privatdozent für diejenige Disziplin, in deren Förderung er immer deutlicher seine Lebensaufgabe erblickte. Nur zwei Jahre verblieb er in dieser Stellung, und 1874 wurde er zum ordentlichen Professor der Geographie und Ethnographie ernannt. Einen 1875 an ihn ergangenen Ruf nach München, wo er Guthes Nachfolger werden sollte, lehnte er ab. Diese Absage beweist am klarsten Ruges Anhänglichkeit an Dresden, denn materiell war er dort nichts weniger als glänzend gestellt, so daß er seiner Familie wegen noch lange Jahre an Privatinstituten Unterricht zu erteilen genötigt war. Seine Schüler und Schülerinnen wußten seinen gehaltvollen Vortrag sehr zu würdigen. Es sei gleich noch erwähnt, daß er Mitglied einer sehr großen Anzahl von wissenschaftlichen Korporationen war und allmählich auch staatlicher Ehrenbezeugungen teilhaftig wurde; seit 1902 war er Geheimer Hofrat.

Ruge war als Geograph Autodidakt und unterschied sich so nicht von der älteren Generation der geographischen Hochschullehrer Deutschlands, die ja durchweg von den verschiedensten Seiten her die Fühlung mit ihrem späteren Berufe erlangten. Ein Gymnasiallehrer in Stade, der dereinst zu Ritters Füßen saß, wirkte anregend auf den Jüngling ein, und dieser begann sich, sowie er mit der Theologie abgeschlossen hatte, in die Lektüre von Reisebeschrei-

1) Abgesehen von diesen, stützt sich der vorliegende Nekrolog auf einen biographischen Artikel, den Professor J. Partsch anläßlich des 70. Geburtstages des verehrten Kollegen in dem zu Gotha erscheinenden „Geogr. Anzeiger" veröffentlichte, und auf persönliche Erinnerungen, wie sie in regem dreiundzwanzigjährigen Verkehr, zu dem übereinstimmende wissenschaftliche Neigungen unablässig Anlaß boten, reichlich gewonnen werden mußten.

bungen zu vertiefen. Am meisten zogen ihn Lichtensteins Fahrten durch Südafrika an. Unterstützend erwies sich für die aufkeimende Neigung des jungen Lehrers, die sofort auf die Geschichte der Erdkunde abzielte, dessen innige Vertrautheit mit der Welt- und Literaturgeschichte, welch letztere im Streit um die Wahl des Lebensganges beinahe obgesiegt hätte. Goedekes „Elf Bücher deutscher Dichtung“ waren das erste größere Werk, welches sich der Gymnasiast aus Taschengeld-Ersparnissen anschaffte, und als Student erfüllte er drei — in seinem Nachlasse vorgefundene — Hefte mit Kollektaneen über Fischart und das auf ihn bezügliche Schrifttum. Und verwandte Studien beschäftigten den Leidenden auf seinem letzten Schmerzenslager. Auch seine Freude an der darstellenden Kunst wußte Ruge in den Dienst der Wissenschaft zu stellen. Zu zeichnen und zu malen hatte er schon frühe angefangen, und unter der Leitung keines Geringeren als Ludwig Richter es war, lernte er das Skizzieren nach der Natur. Zahlreiche Bücher mit Landschaftszeichnungen hat er hinterlassen, und der Schreiber dieser Zeilen entsinnt sich wohl, daß ihm der Verewigte sagte, auch auf der Eisenbahnfahrt habe er stets den Stift in der Hand, um alle Eindrücke von Bedeutung gleich festzuhalten. Auch eine wertvolle Sammlung alter Landschaftsstiche hatte er sich angelegt. Noch im Dezember 1903 erschien aus seiner Feder in der Zeitschrift des Sächsischen Gebirgsvereins („Ueber Berg und Tal“) ein pietätvoller Aufsatz über Richter, und die im letzten Sommer zu Dresden veranstaltete Sammlung von Werken dieses Meisters hat Ruge, obwohl bereits leidend, wiederholt besucht. Sein hochentwickelter musikalischer Sinn stimmte zu der ganzen künstlerischen Veranlagung.

Seine Lehraufgabe hat er sehr ernst genommen, und man muß sich wundern, wie er neben den zahlreichen Vorlesungen und sonstigen Lehrstunden noch die Zeit für eine so ausgedehnte schriftstellerische Tätigkeit erübrigen konnte. Seine Belesenheit war eine außerordentliche; er war eben in jeder Hinsicht ein Vertreter der älteren, das literarische Moment hochhaltenden Gelehrtengeneration. Reisen größeren Umfanges zu machen, war ihm ebenso versagt wie den meisten, die sich erst in reifem Mannesalter der Erdkunde zugewendet haben und nicht in dieser sozusagen aufgewachsen sind. Immerhin kannte er einen großen Teil unseres Kontinents aus eigener Anschauung, und vor allem waren es die österreichischen Nachbarprovinzen — Böhmen, Mähren, die Karpathen —, in denen er als erprobter Tourist auf das gründlichste Bescheid wußte. Es wird wenige Leute gegeben haben und geben, welche die südlichen Randgebirge des Deutschen Reiches so ausgiebig durchwanderten wie er es getan, dessen sehnige Gestalt ihn zum Fußgänger von höchster Leistungsfähigkeit bestimmen zu wollen schien.

Als Schriftsteller ist Ruge zuerst mit einem Lehrbuch der Geographie („insbesondere für Handels- und Realschulen“) aufgetreten, welches seinem Zweck vorzüglich entsprach; hat es doch nicht weniger als vierzehn Auflagen erlebt, die sich über einen Zeitraum von dreißig Jahren verteilen. Die letzte Ausgabe besorgte er bereits als schwer Leidender. Der Länderkunde gehören zwei sehr lesenswerte Beiträge an, welche Ruge zu der in Bielefeld erscheinenden Monographiensammlung „Land und Leute“ lieferte (Norwegen 1899, Dresden und die Sächsische Schweiz 1903). Aus einem Vortrag, den er im Auftrage der Gehe-Stiftung hielt, erwuchs eine interessante wirtschaftsgeographische Studie (Die transsibirische Eisenbahn, Dresden 1901). Auch im Verein für Erdkunde zu Dresden, welchem er lange Jahre vorstand, behandelte er die verschiedensten in das Gebiet der Geographie einschlagenden Gegenstände.

Seine Lieblingsbeschäftigung aber war und blieb von Anbeginn an die Geschichte der Erdkunde, dieses Wort im weitesten Sinne genommen. Für die gesamte Fachwelt war er seit Jahren der Mittelpunkt der einschlägigen Forschung geworden, und es kennzeichnet mehr als alles andere den Tiefstand einer Reihe unlängst erschienener geographisch-geschichtlicher Streitschriften der Umstand, daß ihr Verfasser von dieser weltbekannten Tatsache keine Ahnung hatte. Wer ersehen will, welche Masse von gelehrtem Wissen Ruge Jahr für Jahr verarbeitete, der muß sich die einzelnen Bände von H. Wagners „Geographischem Jahrbuch“ und die darin enthaltenen Referate über dieses Spezialgebiet betrachten. Zugleich mit dem ihm nahestehenden Peschel vertrat er vor einigen dreißig Jahren nahezu allein diese Arbeitsrichtung, und erst nach und nach ist, großenteils auf seine Anregung hin, die Anzahl der Mitarbeiter eine größere geworden. Einem weiteren Publikum wurde seine Bedeutung erst recht klar, als er 1877, zwei Jahre nach Peschels Hintritt, dessen „Geschichte der Erdkunde“ in zweiter Auflage herausgab. Wer sie mit ihrer Vorgängerin verglich, mußte staunen über die neu erschlossenen Schätze historischer Wahrheiten, die hier vorlagen. Leider ist dieses Werk vergriffen, und nunmehr muß man die Hoffnung auf eine dritte Bearbeitung wohl oder übel aufgeben.

Die erste hierher gehörige Abhandlung war ein Schulprogramm (Ueber einige vor-Defoesche Robinsonaden, Dresden 1867). Ruge hat die damit berührte dankbare Aufgabe später von neuem aufgegriffen. Es folgte ein Thema aus der Geographie der Antike (Der Chaldäer Seleucus, Dresden 1868); dieser Mann hat als Erklärer des Gezeitenphänomens und als Vorläufer der kopernikanischen Weltordnung eine eigenartige Position, die jetzt erst gehörig anerkannt werden konnte. Mit Columbus, dem er nachmals einen so großen Teil seiner Zeit und Kraft zugewandt hat, beschäftigte sich Ruge bereits in einem Schriftchen von 1872; vier Jahre später gestaltete er seine Anschauungen weiter aus (Die Weltanschauung des Columbus; Die Turanier in Chaldäa; Dresden 1876). Was er hier über den Charakter des großen Entdeckers als seine Ueberzeugung aussprach, hat ihm bittere Gegnerschaft zugezogen und kam manchem wie ein Sakrileg vor. Der Berichterstatter hat selbst mehrfach betont, daß er Ruges Urteil für ein zu schroffes hält, aber in dem Hauptpunkte, daß Colon mehr ein Grübler als ein Denker war, hat jener mehr und mehr recht behalten. Jedenfalls entsprang diese Beurteilung aus sorgfältigster Abwägung aller die Konquistadorenzeit beherrschenden Gedanken und Anreize, die man aus dem Hauptwerke Ruges (Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, Berlin 1881) weitaus am besten kennen lernen kann. Der stattliche Band, ein Teil der Onckenschen Sammlung, ist selbstverständlich heute in Einzelheiten überholt, und zwar vorzugsweise durch seines Autors Betriebsamkeit, aber es kann auch jetzt noch keinem, der sich in jene bewegte Periode versetzen möchte, ein besserer Handweiser angeraten werden. Die Entdeckungsgeschichte behielt von jetzt ab für Ruges gesamte Wirksamkeit eine zentrale Bedeutung, und zumal die Gedächtnisjahre der spanischen und portugiesischen Großtaten mußten seine Feder in lebhafte Bewegung setzen. Als 1892 die Geographische Gesellschaft in Hamburg eine zweibändige Jubiläumsschrift herausgab, gewann sie den Dresdener Forscher für den wichtigsten Bestandteil derselben (Die Entdeckungsgeschichte der Neuen Welt, Hamburg 1892), und im gleichen Jahre ergänzte er diese gehaltreiche Monographie durch eine zweite, welche, zusammen mit A. E. v. Nordenskjölds Faksimile-Atlas, für die einschneidendste Epoche in der Geschichte der darstellenden Erdkunde eine gesicherte Grundlage schuf (Die Entwicklungsgeschichte der Kartographie von Amerika bis 1570, Gotha 1892). Sechs Jahre später nahte die Zeit der Ausreise des portugiesischen Seehelden, und auch dazu lieferte Ruge prompt die Gedenkschrift (Die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien durch Vasco da Gama, Dresden 1899). In den späteren Jahren konzentrierte sich sein Interesse hauptsächlich auf Afrika, wie zwei seiner letzten Publikationen beweisen (Valentin Ferdinands Beschreibung der Azoren, Dresden 1901; Topographische Studien zu den portugiesischen Entdeckungen an den Küsten von Afrika, erster Teil, Leipzig 1903). Diese groß angelegte Arbeit, abgedruckt in den Abhandlungen der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, muß bedauerlicherweise ein Torso bleiben, denn es ist kaum anzunehmen, daß ein anderer den gleichen Spürsinn betätigen werde bei dem oft hoffnungslos erscheinenden Problem, die oft greulich verketzerten Namen der alten Karten und Schriftwerke mit der geographischen Wirklichkeit in Einklang zu bringen. Wer endlich durch die erwähnten Prolegomena Geschmack

an Ruges biographischer Auffassung bekommen hatte, griff gewiß mit Vergnügen zu dem Bändchen „Columbus“, welches den langen Reigen von A. Bettelheims „Geisteshelden“ eröffnete (Berlin 1891; 2. Auflage, ebenda 1902). Zahlreiche andere Aufsätze, die es teils mit Geschichte der Geographie überhaupt, teils mit derjenigen der später gemachten Entdeckungen im besonderen zu tun haben, vereinigte Ruge in einem liebenswürdigen, zur Einführung in sein Spezialgebiet hervorragend geeigneten Sammelwerkchen (Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte der Erdkunde, Dresden 1888). Die einzelnen Teile desselben waren zum Teil in verschiedenen Zeitschriften, zum Teil in den Jahresberichten der Dresdener Gesellschaft bereits veröffentlicht gewesen. Er schildert uns hier den Um- und Aufschwung, welchen 1788 die Begründung der englisch-afrikanischen Gesellschaft in der Entschleierung des dunklen Erdteils herbeiführte; er bespricht die Reisen im Bismarck-Archipel und diejenigen, welche im Stillen Ozean zur schließlichen Identifizierung der Bering-Straße mit dem mythischen Fretum Anianum geführt haben; er verbreitet sich über geographische Sagenbildung („Münchhausiaden“) und, im Zusammenhange, über die ältere Robinson-Literatur. Wissenschaftlich die meisten neuen Gesichtspunkte eröffnete der geistvolle Essay „Aus der Sturm- und Drangperiode der deutschen Geographie“, worin die bis dahin so wenig gekannten Schicksale der gegen 1750 in regstes Schaffen gekommenen „Kosmographischen Gesellschaft“ unter der Leitung von Franz, Lowitz und Tobias Mayer quellenmäßig beschrieben sind. Es war dies ein Abdruck aus Kettlers „Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie“, welche unserem Verstorbenen gar manchen wertvollen Artikel zu danken hatte. Als ein Muster sorgfältigster Aktendurchforschung darf die dort niedergelegte Untersuchung über die im 16. Jahrhundert entstandenen Karten des Kurfürstentums Sachsen gelten. An sie schloß sich die Herausgabe des zugehörigen, die Originalstöcke verwertenden Kartenwerkes (Die erste Landesvermessung des Kurstaates Sachsen von Matthias Oeder, Dresden 1889). Als eine Gelegenheitsschrift darf auch nicht unbenannt bleiben die folgende: Geschichte des Augustusbades (Dresden 1880).

Daß mit den von uns aufgeführten Daten Ruges umfassende schriftstellerische Tätigkeit erschöpft sei, davon kann keine Rede sein; nur das Bemerkenswerteste dürfte Aufnahme gefunden haben. Vor allem fehlen ja seine vielen Bücherbesprechungen, durchaus Probestücke „positiver Kritik“. Es wäre zu begrüßen, wenn ein Berufener sich dazu verstünde, alles, was im Laufe von sechsunddreißig Jahren Ruges produktivem Geiste entsproß, übersichtlich zusammenzustellen.

Beklagt hat es gewiß mancher, daß ein solcher Mann nicht an einer Universität seine Lehrkraft geltend zu machen imstande war. Hier erst hätte dieselbe in der Heranbildung zahlreicher Schüler ihre volle Entfaltung gefunden. So denken wenigstens wir, seine Zeitgenossen — ihm selbst, dem stets Zufriedenen, dem „geborenen Optimisten“, ist vielleicht dieser Gedanke gar nie gekommen. Als nicht sehr lange vor seiner Erkrankung Ruge sich im Kreise von Freunden befand, kam die Sprache darauf, wie jeder wohl sein Leben sich gestalten würde, wenn er es noch einmal zu durchleben hätte. Und da meinte er, er könne nur wünschen, daß alles wiederum so, wie bei dem ersten Dasein, verlaufen möchte! Wahrlich, ein schöneres Zeugnis für ein harmonisches Leben konnte dem edlen Manne nicht zuteil werden, als er es selbst mit diesen schlichten Worten sich ausgestellt hat.

S. Günther.

Bücher und Zeitschriften.

hm. **Moriz Hartmanns Jugend.** Inaugural-Dissertation von *Otto Wittner*. Wien, Selbstverlag, 1903.

Es liegt Humor darin, daß der „Unstete“, der niemals einen akademischen Grad erreicht hat, manches Jahrzehnt nach seinem Heimgang einem emsigen Germanisten zur Erlangung der Doktorwürde verhilft; bisher ungedruckte, stoffreiche Briefwechsel des bildschönen, vielgeliebten Dichters, Familienpapiere, halb und ganz verschollene Zeitschriften der Vierzigerjahre hat Herr Wittner sorgsam ausgeschöpft; manche neue, belangreiche Zeugnisse über Lenau, Grillparzer, Betty Paoli geben seinem fünf Bogen starken Heft Quellenwert; manches scharfe Wort des jungen Moriz Hartmann über die falsche Gemütlichkeit des vormärzlichen Wien deutet auf die späteren, weit schärferen Zeitgedichte des Pfaffen Mauritius, und begegnet sich mit Emil Kuhs kürzlich in diesen Blättern gewürdigten, an Gottfried Keller gerichteten strengen Urteilen: „Ich versichere Dich,“ so klagt der Student Hartmann, „die so weit berühmte Wiener Heiterkeit wird einem unheimlich mit der Zeit. O, die Wiener sind nicht die unschuldigen, naturheiteren Phäaken, sondern großenteils vor dem moralischen Untergange tanzende sardanapalische Eunuchen. Es kann unmöglich hier ein großer Dichter werden und leben. Nur weil Grillparzer unter den Bajaderen als ein ganz und gar einsamer, alle Berührung scheuender Talapoine wandelt, und weil Lenau, der singende Zugvogel, im Winter hier in seiner Hypochondrie erstarrt und im Sommer in sein geliebtes heiteres Schwaben flieht, haben sich diese beiden, ut ita dicam, konserviert und sind Dichter geblieben.“ Hartmann hielt es im Vormärz auf die Dauer nicht aus innerhalb der schwarzgelben Pfähle; die Zeiten seines ersten Exodus, zumal die (von Josef Rank, Freytag, Kuranda, Laube u. s. w.) bisher nur beiläufig geschilderten Stimmungen der Leipziger Kolonie der Oesterreicher hat Wittner auf diesmal noch nicht gedruckte Abschnitte seiner Arbeit verspart. Seine Dissertation ist erfreulicherweise nur Vorbotin einer weitausgreifenden, durchweg aus erster Hand geholten Biographie Moriz Hartmanns. Verdient hätte der vielverschlungene Lebenslauf des edlen Mannes längst tiefer gründende Würdigung. Der politische Lyriker, der Erzähler, der Abgeordnete in der Paulskirche, der Flüchtling, der große Publizist, der prächtige Landschafter, der überlegene Bildnismaler, der anmutige Novellist, der leidenschaftliche politische Parteigänger, der überall, wohin das Schicksal ihn verschlug, in der Heimat, in Frankfurt und in Schwaben, in Paris und Spanien, in der Krim wie in Südfrankreich, im Kriegslager wie im Verkehr mit Prim und Rossini den Anteil der Besten gewann, war und bleibt „Auch Einer“. Richtig aufgefaßt, kann eine Biographie Moriz Hartmanns ein Zeitbild werden, das — ein bißchen unbefangener als der jüngste Sudermann — Sturmgesellen aller Spielarten zu wahrhaftiger Anschauung bringt. Wir wünschen Herrn Wittner zum Gelingen seines Werkchens Ausdauer und — auch dem Liebling gegenüber — notwendige Freiheit des Blickes.

*

Allgemeine Rundschau.

Eine sensationelle Erfindung.

Wer vor kurzem noch vorausgesagt hätte, in einem Jahre oder weniger würden die Amateure, Photographen und Photographinnen in der ganzen Welt farbig photographieren können, den würde man sicherlich für einen falschen Propheten erklärt haben. Und dennoch ist es so, ja die Sache stellt sich eigentlich noch viel einfacher als in den Worten „farbig photographieren“ angedeutet ist, dar; denn man wird nach wie vor photographieren wie bisher, aber in den Stand gesetzt werden, von allen und jeden schwarzen Negativen durch Anwendung eines bestimmten, den Gegenstand der Erfindung des ungarischen Oberleutnants v. *Slavik* bildenden *Kopierpapieres Kopien in den natürlichen Farben der aufgenommenen Gegenstände* herzustellen, und zwar mit keiner größeren Mühe, unter Erfordernis keiner größeren Uebung und Zeit und wahrscheinlich auch keiner größeren Kosten als bisher!

Daß die von der Photographie in natürlichen Farben gestellte Aufgabe diese Art Lösung finden würde, war in der Tat eine Ueberraschung. Denn alle bisherigen Lösungen sind, damit verglichen, von großer Umständlichkeit. Alle erfordern drei Aufnahmen von verschiedener Dauer, sowie die Anwen-

dung von Farbfiltern bei der Aufnahme und, soweit die optische Photographie in natürlichen Farben in Frage kommt, auch bei der Wiedergabe der Bilder. Farbige Augenblicksphotographie war deshalb, so lange diese Wege eingeschlagen blieben, ganz aussichtslos; an sie zu denken erschien als Utopie. Jetzt wird eine Lösung gebracht, die keinerlei besonderen Ansprüche an die Aufnahme stellt, jedes Negativ farbig zu kopieren erlaubt und damit dem bis vor kurzem unerfüllbaren Wunsch Erfüllung verheißt, daß mit denselben optischen Mitteln, denselben Apparaten und derselben Arbeit farbige an Stelle von schwarzen Bildern herzustellen sein möchten.

Ueber die Erfindung hat unter Vorlage zahlreicher Bilder in den letzten Tagen Dr. Adolf Herdirtz in zwei Berliner photographischen Vereinen ausführlich berichtet. Um die Sache zu verstehen, wolle man nachfolgender kurzen Darstellung Aufmerksamkeit schenken:

Man denke sich mit gewöhnlicher Platte eine Landschaft mit blauem Himmel, grünem Laubwerk und einer roten Wand aufgenommen. Dann hat der blaue Himmel auf der Platte die am stärksten gedeckten Stellen abgezeichnet, schwächer gedeckt das grüne Laubwerk, am geringsten gedeckt die rote Wand. Hieraus ergibt sich eine verschiedene Wirkung des die Platte passierenden Lichtes auf ein Pigment-Kopierpapier, das eine Anzahl eigenartig übereinander präparierter Farbstoffschichten trägt. Zu unterst befindet sich eine Schicht der bekannten, durch Belichtung unlöslich werdenden Chromgelatine, der in feinster Pulverisierung ein roter, mineralischer Farbstoff beigemengt ist, darüber eine ähnlich grüne Schicht und zu oberst eine blaue Schicht. Die am stärksten gedeckten Stellen des Negativs, die von blauem Licht erzeugten, lassen das wenigste Licht durch, das nur auf die oberste Schicht einwirkt. Mehr Licht hindurch lassen die vom grünen Laubwerk gezeichneten Stellen des Negativs, es wird somit auch auf die zweite Farbschicht eingewirkt. Das meiste Licht lassen die von der roten Wand im Negativ gezeichneten Stellen durch, es findet Einwirkung auf alle drei Schichten statt. Nach dem Kopieren wird nun das Papier in üblicher Weise auf ein anderes Stück Papier aufgepreßt, das bisher den Pigmentschichten als Unterlage dienende Papier abgezogen und nunmehr in der beim Pigmentdruck üblichen Weise mit warmem Wasser „entwickelt“, wobei Lichtabschluß oder Dunkelkammer absolut unnötig ist. Das Ergebnis der Entwicklung ist dieses: Im warmen Wasser werden alle nicht vom Licht getroffenen Stellen von der Gelatine und dem Farbstoff, den sie trägt, befreit, sie schwimmen ab. Da jetzt die blaue Schicht zu unterst liegt, schwimmen die grüne und rote Schicht über den Stellen ab, die vorher von dem nur wenig eindringenden Licht getroffen wurden, an der Stelle aber, wo das Licht alle drei Schichten durchdrang, findet keine Lösung statt, hier liegt, Blau und Grün zudeckend, jetzt Rot zu oberst. Endlich wird an den Stellen, wo das Licht nur zwei Schichten durchdrang, Rot weggespült und es bleibt Grün, das darunter liegende Blau verdeckend, zurück. Die im Kopierpapier farbig zurückbleibenden blauen, roten und grünen Stellen aber entsprechen, wie aus dem Voranstehenden wohl leicht verständlich, dem blauen Himmel, der roten Wand, dem grünen Laubwerk, und die farbige Kopie eines schwarzen Negativs ist fertig.

Man sollte nun meinen, es sei doch recht unsicher, daß der Hergang gerade diesen Verlauf nehme, und doch ist es so, wie Hunderte von Bildern beweisen. Dr. Herdirtz gab für die Entstehung der natürlichen Farbe eine Erklärung, die vielleicht das Richtige trifft, aber allen bisherigen Annahmen widerspricht, welche als Ursache der Erzeugung des photographischen Bildes nur die allinische, chemische Wirkung der Lichtstrahlen ansehen, die mit den physikalischen Eigenschaften des Lichtes und der durch verschiedene Wellenlängen gekennzeichneten Verschiedenheit der Farben nichts zu schaffen hat. Dr. Herdirtz meint dagegen, es ergebe sich aus dem Erfolge der auf rein empirischem Wege gemachten Slavikschen Erfindung, daß wahrscheinlich eine jede der von den Farben der Natur auf dem Negativ erzeugten Silberablagerungen von einer der besonderen Farbe entsprechenden, ihr allein eigentümlichen Eigenart und Lichtdurchlässigkeit sei, die beim Kopieren des Negativs geschickt verwertet, zur Reproduktion der betreffenden Farbe führen müsse. Das Problem dieser geschickten Verwertung sei eben sehr annähernd durch den Erfinder, und zwar in der **Reihenfolge** der auf das Kopierpapier präparierten Farbenschichten gelöst. Diese Reihenfolge trage den mehr oder weniger lichtdurchlässigen Silberschichten Rechnung und führe dadurch zur getreuen Wiedergabe der letzteren entsprechenden Farben.

Es geht aus diesen Darlegungen hervor, daß bis zur ganz einwandfreien Auffindung der richtigen Reihenfolge der Pigmentschichten im Kopierpapier dem Verfahren noch ein Moment der Willkür anhaftet. Aber dasselbe ist durch jahrelange Arbeit des Erfinders bereits derartig eingeschränkt, daß diese Kopien in natürlichen Farben die letzteren mindestens mit derselben Treue wiedergeben, wie irgend ein anderes der bisher bekannten Verfahren, um farbige Photographien herzustellen, wenn auch nicht mit dem Glanz der optischen Farbenphotographie.

Die fabrikmäßige Anfertigung dieser Kopierpapiere, die von der Rotophot-Gesellschaft in Berlin und dem Kunstverlag von Richard Bong-Berlin in die Hand genommen worden ist, gestaltet sich in praxi natürlich nicht so einfach, wie oben im Beispiel gezeigt. Es sind nicht nur drei, sondern viel mehr Farbschichten übereinander aufzubringen — die vorgelegten Bilder waren z. B. mit Kopierpapier angefertigt, das 14 solcher Schichten enthält. Es ist ferner klar, daß orthochromatische Platten, weil sie die Farben in anderer Wertigkeit wiedergeben, wie die gewöhnlichen, andere Reihenfolge der Farbschichten erfordern. Ebenso wird man das Pigmentpapier verschiedenen Bedürfnissen anpassen und wahrscheinlich besondere, die Fleischtöne berücksichtigende Papiere für Porträte, andere für Architektur, andere für Reproduktionen u. s. w. anfertigen und in den Handel bringen. Die jetzt erprobten sind für Landschaftsbilder geeignet.

F.

*

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

* 14. Januar. **Gesamtsitzung.** Vorsitzender Sekretär: Hr. **Auwers.** 1. Hr. v. **Bezold** las über „**Lufttemperatur und Luftwärme**“. Häufig wird, besonders in neuerer Zeit, anstatt „Lufttemperatur“ das Wort „Luftwärme“ gebraucht. Dies ist ein sehr bedenklicher Sprachgebrauch, der zu Unrichtigkeiten führt und wichtige Tatsachen verhüllt. So entspricht z. B. einer bestimmten Temperaturschwankung in größeren Höhen eine geringere Wärmeschwankung als an der Meeresfläche, in 5500 m nur etwa die Hälfte. Bei feuchter Luft ist es sogar möglich, daß infolge zunehmender Feuchtigkeit der Wärmegehalt wächst, während die Temperatur sinkt. In der Mitteilung werden diese Verhältnisse nach verschiedenen Richtungen hin genauer untersucht und wichtige Schlüsse daraus gezogen. 2. Hr. **Conze** machte eine Mitteilung über **eine in Pergamon gefundene Copie des Hermes Propylaios von Alkamenes.** 3. Hr. **Kekule v. Stradonitz** legte einen dritten, von Hrn. Direktor Dr. Theodor **Wiegand** eingesandten vorläufigen **Bericht über die von den Königlichen Museen veranstalteten Ausgrabungen in Milet** vor. 4. Hr. **Pischel** legte eine Abhandlung des Hrn. Dr. O. **Franke** vor: **Beiträge aus chinesischen Quellen zur Kenntnis der Türk-Völker und Skythen Zentral-Asiens.** In der Abhandlung wird auf Grund der von den chinesischen Historikern überlieferten Nachrichten dargelegt, wie in den beiden letzten Jahrhunderten v. Chr. eine rückläufige Bewegung unter den skythischen Stämmen nach Westen und Süden stattfand. Diese Bewegung pflanzte sich nach Nordindien fort. Die Indoskythen unter Kaniska gingen um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. als Sieger aus dem Kampfe um Nordindien hervor und gründeten später das große Kushan-Reich unter Kozulokadphises, Oimokadphises und ihren Nachfolgern. 5. Die Akademie genehmigte die Aufnahme einer am 10. Dezember v. J. von Hrn. **Hertwig** in der physikalisch-mathematischen Klasse vorgelegten Abhandlung der HH. Prof. Dr. Rudolf **Krause** und Dr. S. **Klempner** in Berlin: „**Untersuchungen über den Bau des Zentralnervensystems der Affen: Das Nachhirn vom Orang Utan**“ in den Anhang zu den Abhandlungen von 1904. 6. Hr. **Waldeyer** erläuterte im Anschluß an die Mitteilung des Hrn. Prof. H. **Virchow** im Anhang zu den Abhandlungen der Akademie vom Jahre 1902 eine von demselben nach Vertikalschnitten durch den gesamten Orbitalinhalt einschließlich des Lidapparats

entworfene Tafel. Es wurden insbesondere hervorgehoben feinere Bauverhältnisse der Lider, der Lidmuskeln, des Septum orbitale, der septalen Brücke am Musculus obliquus inferior und der Wimpern. 7. Als Fortsetzungen akademischer Unternehmungen überreichten Hr. Diels Vol. III p. II des Supplementum Aristotelicum: Aristotelis res publica Atheniensium ed. F. Kenyon. Berlin 1903, und Hr. Koser den 29. Band der Politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen. Als von der Akademie unterstützte Werke wurden eingereicht: H. Klebahn, die wirtswechselnden Rostpilze. Berlin 1904, und E. Abderhalden, Bibliographie der gesamten wissenschaftlichen Literatur über den Alkohol und den Alkoholismus. Berlin und Wien 1904. Das korr. Mitglied Hr. Hauck ließ sein Werk übergeben: Kirchengeschichte Deutschlands. Vierter Teil. Leipzig 1903.

Die Akademie hat das ordentliche Mitglied ihrer physikalisch-mathematischen Klasse Hrn. Friedrich v. Hefner-Alteneck am 7. Januar und das korrespondierende Mitglied derselben Klasse Hrn. Karl Alfred v. Zittel in München am 5. Januar durch den Tod verloren.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

C.K. Von der schottischen Südpolar-Expedition. Aus London wird berichtet: Der Sekretär der schottischen antarktischen Expedition, J. G. Ferrier, hat einen vom 17. Dezember datierten Brief von Mr. Bruce, dem Leiter der Expedition, erhalten, in dem dieser berichtet, daß die Regierung der Republik Argentinien ihnen alles Notwendige zur Verfügung gestellt hat, auch 200 Tonnen Kohlen. Bruce schreibt: „Ich bin dabei, es so einzurichten, daß vier argentinische Forscher mitgenommen werden, um die meteorologische magnetische Station von Scotia Bay aufrecht zu erhalten. Die argentinische Regierung nimmt es auf sich, die Gesellschaft im nächsten Jahr von dort abzuholen. So wird man noch während eines zweiten Jahres die Berichte und Beobachtungen erhalten, und Omond House wird ein Glied in der Kette nach Südamerika bilden, wenn wir nach dem Südosten vorstoßen können. Die Verhandlungen mit der argentinischen Regierung sollen jetzt abgeschlossen werden. Die Scotia ist sehr gut ausgestattet, nicht am wenigsten für ihre Ueberwinterung."

* Schäffles Memoiren. Wie mitgeteilt wird, ist eine bekannte Berliner Verlagsbuchhandlung bereits seit Jahren in dem Besitz des umfangreichen Manuskriptes zu Schäffles Memoiren und wird diese demnächst in Buchform erscheinen lassen. Die Memoiren sind für die Geschichte des österreichischen Ministeriums Hohenwart von höchstem Interesse, da sie manches aufhellen, was bisher dem Publikum nicht bekannt gewesen ist. Ferner enthalten die Memoiren einen ausführlichen Briefwechsel mit dem Reichskanzler Fürsten Bismarck, der sich hauptsächlich um die Frage der Arbeiterversicherung dreht.

* Kunstliteratur. Der Verfasser der als Einführung in den künstlerischen Geist der Renaissance in den weitesten Kreisen bekannt gewordenen „Klassischen Kunst", Professor Dr. Heinrich Wölfflin, ist zur Zeit, wie wir aus zuverlässiger Quelle vernehmen, mit Vorarbeiten zu einem Werke über Albrecht Dürer beschäftigt.

* Eine Veröffentlichung der wichtigsten deutschen Reisekarten zusammen mit allen Karten von Deutschland von 1478 bis 1573 beabsichtigt der Assistent am Geographischen Institut der Universität Göttingen Dr. August Wolkenhauer zu veranstalten. Die Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen hat aus ihrer Wedekind-Stiftung Mittel zur Verfügung gestellt, um die Reproduktion der Karten in einer ihrer Bedeutung entsprechenden Weise zur Ausführung bringen zu können.

R. Ein Heimarbeiterschutz-Kongreß wird vom 7. bis 9. März d. J. in Berlin stattfinden.

⁂

Hochschulnachrichten.

f. Würzburg. Die Gesellschaft für Geburtshilfe und Gynäkologie in Paris, sowie der Aerztliche Verein in München ernannten Professor Hofmeier an der hiesigen Universität zum korrespondierenden Mitglied. Von der italienischen Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe wurde Prof. Hofmeier zum Ehrenmitglied ernannt.

* Jena. Der Psychiater der hiesigen Universität, Professor Dr. Binswanger hat gutem Vernehmen nach nicht die Absicht, die Nachfolgerschaft Dr. Jollys als Leiter der Nervenabteilung der Berliner Charité zu übernehmen.

* Wien. Das Professorenkollegium der philosophischen Fakultät an der Universität Wien hat den einstimmigen Beschluß gefaßt, dem Unterrichtsministerium Vorschläge für die Errichtung eines Denkmals für den verstorbenen Professor der Botanik an der Wiener Universität und Direktor des botanischen Gartens dieser Hochschule, Hofrat Dr. Anton Ritter Kerner v. Marilaun, im Arkadenhofe der Wiener Universität zu unterbreiten.

hc. Die medizinischen Doktorpromotionen im Sommersemester 1903. Im Sommersemester 1903 wurden an den Universitäten des Deutschen Reiches insgesamt 740 Mediziner zu Doktoren promoviert. Die meisten Promotionen fanden in München statt, nämlich 99, es folgt Leipzig mit 91 Promotionen, Kiel mit 84, Würzburg mit 63, Freiburg i. Br. mit 51, Berlin mit 38, Bonn und Greifswald mit je 31, Gießen mit 26, Breslau, Halle und Straßburg mit je 23, Göttingen und Jena mit je 22, Erlangen und Rostock mit je 21, Königsberg mit 26, Heidelberg und Tübingen mit je 18, Marburg mit 17.

* Von technischen Hochschulen. Professor Dr. Wien von der technischen Hochschule zu Aachen übernimmt die Physikprofessur an der neuen technischen Hochschule in Danzig. — Der Kaiser von Oesterreich hat den Rektoren der technischen Hochschulen den Titel „Rector magnificus" verliehen.

* Ehrungen. Professor Dr. Wolters, Direktor der Poliklinik für Haut- und Geschlechtskrankheiten an der Rostocker Landesuniversität, wurde von der Wiener dermatologischen Gesellschaft zum korrespondierenden Mitglied ernannt, ebenso der außerordentliche Professor des gleichen Faches an der Universität Leipzig, Dr. J. H. Rille.

⁂

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Franz Wurzinger: Bilder aus Iglaus Vergangenheit. Brünn 1904. Selbstverlag. 154 S. — Jahrbuch der Entscheidungen auf dem Gebiete des Zivil-, Handels- und Prozessrechts. Unter Mitwirkung von Amtsrichter Meves in Magdeburg und Assessor Dr. Gutmann in Dresden herausgegeben von Dr. Otto Warneyer. 2. Jahrgang. Leipzig 1904. Rossberg. 497 S. — Florence Warden: The Misrule of Three. London u. Leipzig 1904. T. Fisher Unwin. 398 S. — E. F. Schamann: Passion. In 4 Akten. Leipzig 1903. Jul. Werner. 262 S. — Mit Gott für Kaiser und Reich! Patriotisches Liederbuch. 13. unveränd. Auflage. Halle 1903. Gebauer-Schwetschke. 32 S. — D. Wilh. Schmidt: Der Kampf der Weltanschauungen. Berlin 1904. Trowitzsch u. Sohn. 281 S. — Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Bd. II: Bearb. von Dr. Karl Heinemann. Bd. IV: Bearb. von Dr. Georg Ellinger und Prof. Dr. Gotthold Klee. Leipzig u. Wien. Bibliogr. Institut. 492 u. 548 S. — Bibliotheca Magica et Pneumatica. Geheime Wissenschaften. Folk-lore. Katalog 31—35. München. Jacques Rosenthal. 679 Seiten.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A·1798·Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Goethes „selbstbewußte Illusion“. II. (Schluß.) Von Prof. Dr. Konrad Lange (Tübingen).

Alte Epitaphien und Fresken im Chor der Kirche zu Ostheim. Von St.

II. Bücher und Zeitschriften.

E. Haentzschel: Das Erdsphäroid und seine Abbildung.

III. Allgemeine Rundschau.

Aus der Geschichte Koreas. — Die Skulpturen vom Schlosse M'schatta. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Goethes „selbstbewußte Illusion“.

Von Professor Dr. Konrad Lange (Tübingen).

II. (Schluß.)*)

Abgesehen von der „Zweiheit der Vorstellungsreihen“ und dem Begriff der „Gefühlsvorstellung“ hat nichts die psychologische Kritik so sehr herausgefordert wie der Terminus „bewußte Selbsttäuschung“. Die Deutung der ästhetischen Anschauung als einer „bewußten Selbsttäuschung“ wollte den Psychologen durchaus nicht einleuchten. Eine Selbsttäuschung, so meinten sie, sei eine Selbsttäuschung, von einem Bewußtsein könne dabei keine Rede sein, denn mit dem Augenblick, wo eine Selbsttäuschung bewußt werde, sei sie eben keine Selbsttäuschung mehr. Bewußte Selbsttäuschung sei also eine ähnliche contradictio in adjecto wie hölzernes Eisen oder nasses Feuer oder ein Messer ohne Klinge, an dem der Stil fehlt.

Ich will diese Beweisführung meiner Gegner nicht näher beleuchten, sondern mich einfach darauf beschränken, zu konstatieren, daß sie in allen ihren Teilen hinfällig wird, sobald man mit mir (und Goethe) einen Wechsel der Vorstellungsreihen annimmt. Denn dann entspricht das Adjektiv „bewußt“ der einen, das Substantiv „Selbsttäuschung“ der anderen Vorstellungsreihe. So lange man sich in die Illusion hineinzusteigern sucht, kann man, eine leichte Erregbarkeit vorausgesetzt, ganz nahe an die wirkliche Täuschung herankommen. Ich leugne durchaus nicht, daß man bei intensiver Anschauung eines Porträts, wenn man sich dabei zwingt, nur an die dargestellte Person zu denken, zeitweise den Künstler geradezu vergessen kann, ich will gern zugeben, daß ein gut gespieltes Schauspiel uns bei entsprechender Einstellung unseres Bewußtseins zeitweise so in Illusion versetzen kann, daß wir geradezu Wirklichkeit vor uns zu sehen glauben. Was ich leugne, ist nur, daß dieser Zustand während der ganzen ästhetischen Anschauung andauert. Und wenn Goethe mit der Meinung recht hat, daß wir das inhaltliche Gefühl zeitweise durch die Bewunderung des Künstlers unterbrechen, so ist ja klar, daß wir uns zum mindesten während der Zeit, wo wir das tun, nicht wirklich täuschen lassen. Mit dem Ausdruck „bewußte Selbsttäuschung“ wollte ich also gerade den Wechsel der beiden Vorstellungsreihen kennzeichnen, von denen gewissermaßen die eine immer die andere in ihrer Wirkung aufhebt. Dieser Ausdruck kann also nur für denjenigen anstößig sein, der den Wechsel der Vorstellungsreihen leugnet. Wer ihn zugibt, wird auch zugeben müssen, daß es kaum einen passenderen Ausdruck für diesen widerspruchsvollen, in sich gegensätzlichen Zustand gibt.

Ich bin nun in der angenehmen Lage, auch dieser Ausdruck schon bei Goethe nachweisen zu können. In dem Kapitel „Frauenrollen auf römischen Theatern“ gelegentlich seiner italienischen Reise erzählt er von der Sitte des damaligen römischen Theaters, Frauenrollen durch Männer geben zu lassen. Und er äußert sich darüber in folgender Weise: „Ich fühlte ein mir noch unbekanntes Vergnügen und bemerkte, daß es viele andere mit mir teilten. Ich dachte der Ursache nach und glaube sie darin gefunden zu haben, daß bei einer solchen Vorstellung der Begriff der Nachahmung, der Gedanke an Kunst immer lebhaft blieb und durch das geschickte Spiel nur eine Art von selbstbewußter Illusion hervorgebracht wurde. Es entsteht ein doppelter Reiz daher, daß diese Personen keine Frauenzimmer sind, sondern Frauenzimmer vorstellen.“ Das soll offenbar heißen, der einfache, erste Reiz eines Schauspiels besteht darin, daß die Personen das, was sie darstellen, nicht wirklich sind, sondern nur scheinen. Der zweite doppelte Reiz darin, daß die Frauenrollen nicht durch Frauen, sondern durch Männer gegeben werden, was ja eigentlich der Natur widerspricht. Goethe sieht also den Reiz des Schauspiels durchaus nicht allein in der Uebereinstimmung mit der Natur, sondern er verlangt vom Kunstwerk gleichzeitig eine gewisse Entfernung von der Natur, eine Anerkennung illusionsstörender Momente. Die stärkere Illusionsstörung, die durch die männliche Besetzung der Frauenrollen hervorgebracht wurde, bildete in seinen Augen eine Steigerung des Reizes, weil dadurch die Bewunderung für die Darsteller, die sich so geschickt in die weibliche Natur zu versetzen wußten, noch zu der allgemeinen Bewunderung des lebendigen Spiels hinzukam. Und er führt weiter aus, wie dadurch vieles, was sonst in dem betreffenden Stück beleidigend gewesen wäre, gemildert und zu befriedigenderer Wirkung gebracht worden sei. Mag dies nun materiell richtig sein oder nicht, jedenfalls hat Goethes „selbstbewußte Illusion“ nicht nur für diesen Ausnahmefall, sondern für die Bühne überhaupt ihre Gültigkeit. Und ich brauche wohl nicht zu betonen, daß er damit genau dasselbe gemeint hat, was ich unter „bewußter Selbsttäuschung“ verstehe. Denn „selbstbewußt“ ist bei ihm natürlich nicht im Sinne von „stolz“ zu verstehen, sondern vielmehr im Sinne einer Illusion, deren sich der Genießende „selbst bewußt“ ist. Ich bemerke dabei, daß mir diese Stelle, als ich meinen Terminus prägte, nicht in der Erinnerung war, womit ich die Möglichkeit nicht bestreiten will, daß sie in mir aus früherer Lektüre nachgewirkt haben kann.

Ich habe nun schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß dieser Wechsel keineswegs in rhythmischer Form, d. h. in gleichen Zeitabschnitten, erfolgt, sondern daß die beiden Vorstellungsreihen sich je nach Bedürfnis, je nach der Vorbildung, dem Charakter, der Disposition des Genießen-

*) Siehe Nr. 15 und 16 der Beilage d. J.

den mehr oder weniger lange in den Vordergrund des Bewußtseins drängen können. Und gerade das hat für den Genießenden einen besonderen Vorteil. Er kann nämlich die Dauer seines Verweilens bei jeder der beiden Vorstellungsreihen nach Belieben regulieren, d. h. von der Qualität der letzteren und ihrer Beziehung zu seinem eigenen Ich abhängig machen. Wenn die Vorstellungsreihe des Inhalts unangenehm, häßlich, grausig, oder ihm antipathisch ist, so kann er sich ihr nur kurze Zeit hingeben und sich so bald als möglich in die Vorstellungsreihe „Kunstwerk" flüchten, wo die Bewunderung der künstlerischen Leistung ihn vielleicht für die Vorstellung eines häßlichen Inhalts entschädigt. Und umgekehrt, wenn der Künstler als Persönlichkeit oder die technischen Eigenschaften des Kunstwerkes sein Interesse nicht besonders fesseln, so kann er wieder länger bei einem ihm vielleicht sympathischen Inhalt verweilen. Nur wird man festzuhalten haben, daß in allen diesen Fällen die andere Vorstellungsreihe niemals völlig ausgeschaltet sein darf.

Man kann nun in Bezug auf das Verhältnis der beiden Vorstellungsreihen zueinander noch einige Beobachtungen machen, die mir erst nach der Vollendung meines „Wesens der Kunst" in ihrer ganzen Bedeutung klar geworden sind. Zunächst ist es, wie schon angedeutet, selbstverständlich, daß der höchste Kunstgenuß nicht allein von der Tatsache des Wechsels an sich, sondern auch davon abhängt, daß die beiden Vorstellungsreihen in besonderer Stärke zustande kommen. Temperamentlose Menschen, die sowohl den Inhalt eines Kunstwerks sehr schwach erleben, als auch die Vorstellung des schaffenden Künstlers ihrer ganzen Bildung nach nur in geringem Maße in sich entwickeln können, werden niemals einen starken Kunstgenuß haben.

Vor allem aber ist es wichtig, daß die beiden Vorstellungsreihen, wenn man die Dauer des ganzen Kunstgenusses zusammennimmt, möglichst in gleicher Stärke erlebt werden müssen. Obwohl diese gleiche Stärke in Ermangelung eines gemeinsamen Maßstabes niemals genau ermittelt werden kann, ist die Forderung als solche doch leicht zu begründen. Sie ergibt sich aus der empirisch feststehenden Tatsache, daß alle Kunstwerke, bei deren Anschauung die eine Reihe unverhältnismäßig überwiegt, einen ästhetisch minderwertigen Eindruck machen. Dieser Fall liegt z. B. vor bei allen unkünstlerischen Illusionssteigerungen, bei denen es sich um den Versuch einer wirklichen Täuschung handelt. Wenn z. B. beim Panorama an die Stelle der bemalten Fläche teilweise wirkliche Gegenstände und wirklicher Raum treten, bei der Wachsfigur die sonst in Marmor nachgeahmten Gewänder und Haare durch wirkliche Gewänder und Haare ersetzt werden, wenn der Kinematograph die Bewegungen durch eine Sinnestäuschung dem Beschauer suggeriert, so wird zwar dadurch scheinbar die Illusion gesteigert, in Wirklichkeit aber das, was wir Illusion nennen, verringert. Da unsere Illusion, die künstlerische Illusion, aus zwei gleichberechtigten Vorstellungsreihen besteht, in allen diesen Fällen aber die eine Vorstellungsreihe, nämlich diejenige, die sich auf die Natur bezieht, unverhältnismäßig überwiegt, kann kein reiner Genuß zustande kommen. Außerdem wird durch die wenn auch nur partielle Einsetzung wirklicher Natur an Stelle des Scheinbildes das Verdienst des Künstlers in unseren Augen notwendig verringert. Haben wir ein Recht, den Künstler zu bewundern, der mit einem flächenhaften Scheinbilde die Illusion der plastischen Rundung und der Raumvertiefung erzeugt, so fällt dieses Recht in dem Augenblick fort, wo uns der wirkliche Raum und wirkliche plastische Gegenstände anstatt der Fläche entgegentreten. Und dürfen wir es als ein künstlerisches Verdienst ansehen, wenn ein Künstler mit einem unbewegten Scheinbild die Illusion der Bewegung hervorzubringen weiß, so wird dieses Verdienst auf Null reduziert, sobald uns der Kinematograph vermittelst einer Sinnestäuschung den Eindruck der wirklichen Bewegung bietet. Durch diese unkünstlerischen Illusionssteigerungen wird auch unsere eigene schöpferische Tätigkeit bei der ästhetischen Anschauung unterbunden. Denn das, was wir uns erst durch eigene Arbeit in der Phantasie entwickeln sollten, ist schon im Kunstwerk vorhanden. Wir werfen eine derartige „Kunst" ebenso rasch in die Ecke, wie ein Kind das Spielzeug, das seiner Phantasie keine Nahrung bietet.

Haben wir es in diesen Fällen mit einem unverhältnismäßigen Ueberwiegen der Vorstellungsreihe „Natur" zu tun, so liegt andrerseits ein unverhältnismäßiges Ueberwiegen der Vorstellungsreihe „Künstler" vor in einem Gemälde phantastischer Art, das voll tiefer symbolistischer Beziehungen, dafür aber jeder Naturwahrheit bar ist. Ein solches Bild wird von gesund empfindenden Menschen rundweg abgelehnt werden. Denn die Vorstellungsreihe „Natur" kommt dabei so sehr zu kurz, daß ein reiner ästhetischer Genuß unmöglich ist.

Den diametralen Gegensatz dazu bietet die Photographie, die sich zwar von jenen unkünstlerischen Illusionssteigerungen dadurch unterscheidet, daß sie keine wirkliche Täuschung beabsichtigt und auch nicht einmal partiell erreicht, bei deren Anblick aber die Vorstellung „Künstler" zu der eines geschickten Technikers zusammenschrumpft, der den chemischen Naturprozeß der photographischen Aufnahme geregelt hat. Und nicht viel anders wirken jene zahlreichen Gemälde, die wie übermalte Photographien aussehen, weil sich auch nicht die Spur einer individuellen künstlerischen Auffassung in ihnen zeigt.

Daraus ergibt sich für die Aesthetik ein sehr wichtiges Gesetz: Je mehr die Kunst nach Naturwahrheit strebt — und dieses Streben tritt im Laufe der Entwicklung immer stärker hervor —, um so mehr muß der Künstler gleichzeitig danach streben, das Kunstwerk durch gewisse Mittel von der Natur fernzuhalten. Diese Mittel beziehen sich durchweg auf die Form der Darstellung und werden gewöhnlich unter dem Worte Stil zusammengefaßt. Der Stil gehört ganz wesentlich zu den Elementen, die eine wirkliche Täuschung beim Kunstwerke unmöglich machen, indem sie das letztere deutlich als Werk von Menschenhand charakterisieren. Durch ihn erhalten wir in erster Linie das Bewußtsein, daß das, was wir da sehen, nicht Natur schlechthin ist, sondern Natur, die uns durch eine überragende menschliche Persönlichkeit gezeigt wird. Dieser Stil spricht sich oft in scheinbar ganz äußerlichen Dingen aus. Aber selbst diese haben ihre Bedeutung. Nur ein Beispiel statt vieler: Je mehr die Malerei im 17. Jahrhundert nach Leben und überzeugender Naturwahrheit strebte, um so mehr bildeten sich gleichzeitig die individuellen stilisierenden Malweisen aus, bei denen der Pinselstrich als solcher hervortrat, der doch, da er in der Natur nicht vorhanden ist, die Rolle eines wichtigen illusionsstörenden Momentes spielt. Und wenn ein Kopf von Frans Hals volles packendes und überzeugendes Leben atmet, so ist es um so wichtiger für seine ästhetische Wirkung, daß man schon von weitem an den Pinselstrichen sieht, daß er gemalt ist. Mit anderen Worten: Die Illusionstheorie fordert vom Künstler nicht etwa ein einseitiges Streben nach Naturwahrheit, sondern eine Steigerung sowohl der Naturwahrheit als auch der individuellen Stilisierung. Was bei jedem Kunstwerk angestrebt werden muß, ist eine richtige Ausgleichung der beiden Vorstellungsreihen durch sorgfältige Abwägung der Mittel, die zur Erzeugung der einen wie der andern dienen können.

So viel vom Künstler. Was nun das Publikum betrifft, so ist allerdings zuzugeben, daß die Forderung eines gleichstarken Zustandekommens beider Vorstellungsreihen ein Ideal ist, das wie jedes Ideal in Wirklichkeit niemals erreicht werden kann. Auch bei Kunstwerken, die eine völlige Ausgleichung beider Vorstellungsreihen zeigen, wird der ästhetische Genuß gewöhnlich nach der einen oder anderen Seite hin gravitieren. Das hat schon Goethe angedeutet, indem er den Genuß des Laien, der ganz im Inhalt aufgeht, von dem des Kenners, der gleichzeitig mit dem Erleben des Inhalts auch den Künstler des Werkes bewundert, deutlich unterschied. Ich will diesen Gegensatz an zwei extremen Beispielen erläutern.

Auf der einen Seite denke man sich ein Bauernmädchen, das von einer Theateraufführung so hingerissen wird, daß es völlig in der Illusion lebt, durch Weinen oder Lachen seinen Gefühlen Ausdruck gibt oder, wie man zu sagen pflegt, selbst mitspielt. Auf der anderen Seite einen Theaterkritiker, der bei einer Premiere sich über die dichterische Schöpfung und die schauspielerische Leistung ein Urteil bilden soll und folglich während der Aufführung vorwiegend an den Dichter und die Schauspieler denkt, sich über die Mittel, mit denen sie ihre Wirkungen erzielen, genaue Rechenschaft zu geben sucht.

Diese beiden Fälle liegen ohne Zweifel an der Grenze des Kunstgenusses. Vielleicht könnte man sogar glauben, durch sie würde die Theorie von den zwei Vorstellungsreihen widerlegt. Allein wenn man genauer hinsieht, überzeugt man sich doch, daß in beiden Fällen bei aller Bevorzugung der einen Vorstellungsreihe die andere nicht völlig ausgeschaltet ist. Denn die Bäuerin wird trotz ihrer vorübergehenden naiven Gefühlsausbrüche doch immer wieder von Zeit zu Zeit dahinter kommen, daß das, was sie sieht, nicht Wirklichkeit, sondern Fiktion ist. Und der Theaterkritiker wird bei aller Hypertrophie seiner kritischen Organe den Kunstwert der Dichtung und Aufführung doch nur dann richtig beurteilen können, wenn er ihren Gefühlsgehalt wenigstens bis zu einem gewissen Grade an sich erfahren hat. Die Zweiheit der Vorstellungsreihen ist also bei beiden tatsächlich vorhanden. Aber — und das ist für uns das Wichtige — bei beiden ist die eine dieser Vorstellungsreihen *unverhältnismäßig stark* entwickelt, bei dem Bauernmädchen die Vorstellungsreihe „Natur" und beim Theaterkritiker die Vorstellungsreihe „Künstler". Und schon aus diesem Grunde können wir in beiden Arten der Kunstanschauung das Ideal des ästhetischen Genusses nicht erblicken. Es war gewiß auch nicht die Meinung Goethes, den Genuß des Kenners am höchsten zu schätzen, der das Kunstwerk *nur* als Kunstwerk, vom nüchternen Standpunkt der Technik beurteilt, sondern den, der mit der denkbar lebendigsten „Gefühlsvorstellung" die denkbar intensivste Bewunderung des Künstlers verbindet.

Wir dürfen uns nun nicht darüber täuschen, daß wir alle, die wir Kunst genießen, nicht das Ideal des Kunstgenusses darstellen, sondern mehr oder weniger nach dem einen oder anderen dieser beiden Extreme hin davon abweichen. Und zwar hängt dies gewiß von der persönlichen Begabung, dem Temperament, der Mischung von Verstandes- und Gefühlskräften, der Vorbildung, der augenblicklichen Disposition u. s. w. ab. Wer leicht erregbar ist und ein sehr starkes Bedürfnis nach Erregung hat, wird sich in seinem Kunstgenuß mehr dem Bauernmädchen, wer mehr verstandesmäßig begabt ist, und eine Neigung hat, andere Menschen kritisch zu beobachten, mehr dem Theaterkritiker nähern. Ein und derselbe Mensch wird vielleicht in seiner Jugend mehr wie das Bauernmädchen, in seinem Alter mehr wie der Theaterkritiker genießen. Und wir täuschen uns gewiß nicht, wenn wir annehmen, daß Goethe selbst in seiner Jugend die Kunst mehr im Sinne des Bauernmädchens und in seinem Alter mehr im Sinne des Theaterkritikers genossen hat.

Darin liegt nun eben der große Vorzug der ästhetischen Illusionstheorie, daß sie sich diesen verschiedenen Möglichkeiten in gleicher Weise anpaßt. Denn sie sagt ja nichts darüber aus, welche Abweichung vom idealen Kunstgenuß die bessere und welche die schlechtere ist. Sie konstatiert nur, daß der Kunstgenuß in Bezug auf die Stärke der beiden Vorstellungsreihen um einen idealen mittleren Punkt oszilliert. Das einzige, was sie fordert, ist die Zweiheit der Vorstellungsreihen, und diese ist ja, wenn auch zuweilen in sehr verschiedenem Grade, immer vorhanden. Die Illusionstheorie umfaßt also, richtig verstanden, *alle Möglichkeiten der ästhetischen Anschauung*, die minderwertigen sowohl wie die vollwertigen, ohne doch den Unterschied zwischen beiden irgendwie zu verwischen.

Hält man die gleiche Berechtigung beider Vorstellungsreihen fest, so erklärt sich auch der Akt des *künstlerischen Schaffens* in überraschender Weise. Die Frage, ob dieser Akt bewußt oder unbewußt von statten gehe, ob der Künstler das Gefühl, dem er in dem Kunstwerk Ausdruck geben will, während des Schöpfungsaktes in voller Stärke erlebe oder nicht, läßt sich ohne Schwierigkeit beantworten, wenn man die verschiedenen Stadien des schöpferischen Prozesses unterscheidet. Es ist nämlich sehr wahrscheinlich, daß bei Beginn des künstlerischen Schöpfungsaktes, bei der eigentlichen Konzeption, das Gefühl in voller Stärke wirkt, und dementsprechend die Ueberlegung, das bewußte Abwägen zurücktritt, daß aber allmählich im Verlaufe der Arbeit, während der künstlerischen Formulierung des Gedankens im einzelnen, die andere Vorstellungsreihe zeitweise die Oberhand gewinnt. Je nachdem man nun die früheren oder späteren Stadien vorwiegend ins Auge faßt, wird das Urteil ganz verschieden ausfallen. Und daraus erklären sich die unbegreiflichen Widersprüche in den Aussagen der Künstler über ihre Art zu schaffen. Da behauptet der eine, der künstlerische Schöpfungsakt sei ein Rechenexempel, der andere, er sei eine Inspiration, bei der der Geist völlig passiv bleibe. Da versichert der eine, man stehe beim Schaffen ganz über dem Stoff, der andere, man handle unter dem übermächtigen Einfluß des Affekts. Da behauptet der eine Schauspieler, er fühle während des Spiels gar nichts, der andere, er stehe ganz unter dem Einfluß des Gefühls, das er verkörpere u. s. w. Und im Grunde haben alle recht, denn alle haben eine bestimmte Seite, eine bestimmte Phase der schöpferischen Tätigkeit im Auge, deren Vorhandensein nicht zu leugnen ist, über der sie aber die anderen zu gering werten oder geradezu vergessen.

Daraus erklären sich auch die Widersprüche in Bezug auf die letzten Ziele des künstlerischen Schaffens, die man in den Aussprüchen der Künstler fortwährend nachweisen kann. Ich mache mich anheischig, von fast allen Künstlern, die sich mündlich oder schriftlich über ihre Kunst geäußert haben, völlig entgegengesetzte Urteile über Naturnachahmung, Stil, Phantasiekunst, Persönlichkeit u. s. w. zu zitieren. So z. B. wenn ein Künstler einmal sagt, er kopiere die Natur ohne jeden Nebengedanken, ein andermal, er suche möglichst von der Natur loszukommen. Wenn der eine Künstler behauptet, alles komme auf die Naturwahrheit, der andere, alles komme auf den Ausdruck einer starken Persönlichkeit an. Es wäre sehr verkehrt, hier von einer Inkonsequenz oder Direktionslosigkeit zu reden, denn die Kunst hat tatsächlich zwei Seiten, die beide gleichberechtigt sind. Und je nachdem ein Künstler infolge seiner Begabung oder augenblicklichen Disposition mehr an die eine oder an die andere Seite denkt, das Gewicht der einen oder anderen Seite stärker empfindet, wird er in seinem Urteil die eine oder die andere Seite stärker betonen.

Hiermit sind aber auch die Gegensätze: Idealismus und Naturalismus, Subjektivismus und Konventionalismus, Phanatsiekunst und Nachahmung in eine neue Beleuchtung gerückt. Man sieht, daß es sich bei ihnen gar nicht um ein Entweder Oder, sondern um ein Mehr oder Weniger, gar nicht um Art-, sondern um Gradunterschiede handelt. Denn die Kunst hat nun einmal tatsächlich dieses Doppelgesicht, sie schaut mit der einen Seite nach der Natur, mit der anderen nach der künstlerischen Persönlichkeit. Und der große Vorzug des ästhetischen Illusionsprinzips beruht eben darauf, daß es allen diesen Richtungen, soweit sie nicht in extremer Weise über das Ziel hinausschießen, gerecht wird, da es den beiden Polen, um die sich alles Kunstschaffen dreht, Natur und Geist, durch die Zweiheit der Vorstellungsreihen Rechnung trägt.

Auch die *Kunstentwicklung* wird uns unter diesem Gesichtspunkt verständlicher, als sie ohne ihn sein würde. Allerdings vollzieht sich die Entwicklung der Formen, entsprechend dem natürlichen Illusionstreben, in der Richtung auf die Natur, auf Bewegung, Leben, Gefühlsausdruck u. s. w. Wenn man aber größere Perioden überblickt, so bemerkt man, daß diese Tendenz von Zeit zu Zeit von einer anderen abgelöst wird, deren Kennzeichen darin

besteht, daß die Künstler von der Natur loszukommen, das Recht der Persönlichkeit durchzusetzen suchen. So entsteht der Wechsel realistischer und idealistischer, naturalistischer und individualistischer, revolutionärer und konventionell stilisierender Richtungen, von denen die eine dann auf den Plan tritt, wenn die andere sich ausgelebt, in ihrer Richtung einen Höhepunkt oder einen toten Punkt erreicht hat.

Alles das wäre historisch unverständlich, ja geradezu unmöglich, wenn die Kunst nicht diese Doppelnatur in sich enthielte, durch diese Doppelnatur eine fortwährende Veranlassung, einen fortwährenden Anreiz zu diesem Wechsel böte. Deshalb ist eben die Erkenntnis dieses immanenten Gegensatzes, dieses ästhetischen Dualismus, wie ich ihn nennen will, von so fundamentaler Bedeutung für alle Fragen, die sich auf das Kunstleben beziehen.

Kritiker, die das Wesen der ästhetischen Illusion nicht verstanden haben, da sie dabei immer nur an seine eine Seite, nämlich die täuschende Naturnachahmung denken, haben behauptet, die neue Theorie sei ganz auf den Naturalismus zugeschnitten und — da diese Richtung ja längst überwunden sei — schon bei ihrem Erscheinen antiquiert gewesen. Ich brauche nach dem Gesagten wohl nicht zu versichern, daß genau das Gegenteil der Fall ist, daß der wesentliche Vorzug des Illusionsprinzips gerade in der großen Elastizität besteht, die es infolge seiner zwei Vorstellungsreihen hat. Es ist eben nicht a priori konstruiert, sondern recht eigentlich aus den Tatsachen des Seelenlebens und der Kunstgeschichte entwickelt. Und wenn wir jetzt darauf hinweisen können, daß Goethe, der alte Goethe, der das ganze Gebiet des Kunstschaffens nach seinen verschiedensten Seiten als Schaffender und als Genießender übersah, die wesentlichen Elemente dieser Theorie schon vorgeahnt, ja teilweise ähnlich, wie wir es jetzt tun, formuliert hat, so wird das doch vielleicht den einen oder anderen Psychologen, der mit seinem Urteil über die „bewußte Selbsttäuschung" fertig zu sein glaubte, veranlassen, die Einwendungen gegen das neue Prinzip noch einmal einer gründlichen Revision zu unterziehen.

Alte Epitaphien und Fresken im Chor der Kirche zu Ostheim.

St. Wir brauchen nicht in die Zeit jenes Vandalismus zurückzugehen, der wertvolle Gemälde übertünchte und kunstvolle Gegenstände beseitigte, auch in der Gegenwart vermissen wir noch gar manchmal den Sinn und das Verständnis für Altertümer und Kunstdenkmale. Wie viele alte, oft sehr wertvolle Gegenstände, die sich seit vielen Generationen im Hause befanden, wurden um einen Spottpreis an einen Altertumshändler veräußert, um mit dem Erlöse einen ähnlichen Gegenstand neu anschaffen zu können oder weil man sie nicht gerade nötig hatte. Es wäre überflüssig, Beispiele anzuführen. Sie sind allgemein bekannt.

Aber es muß auch anerkannt werden, daß es in dieser Beziehung allmählich besser wird. Seitdem die Leute wissen, daß alte Gegenstände oft wertvoll sind, werden sie doch vorsichtiger und verkaufen Altertümer nicht mehr so eilig. Leider sind eben wenige alte Schätze mehr vorhanden.

Zur Erweckung des Sinnes für Altertümer trugen das im Jahre 1868 ins Leben gerufene Konservatorium der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns und wiederholte Entschließungen des Kultusministeriums bei. Der Generalkonservator hat nach näherem Auftrage des Ministers alljährlich einzelne Teile des Königreichs zu bereisen, die in Bezug auf Architektur, Skulptur, Malerei und Kunstindustrie denkwürdige Werke zu verzeichnen und für deren Erhaltung geeignete Vorschläge zu machen. Es ist sehr erfreulich, daß das kgl. Generalkonservatorium durch die Bewilligung staatlicher Mittel auch in den Stand gesetzt wurde, an solchen Orten die Restaurationskosten zu übernehmen, wo andere Mittel nicht vorhanden sind.

Mit Genehmigung des Kultusministeriums hat das Generalkonservatorium in letzter Zeit die Restauration von künstlerisch und historisch wertvollen Epitaphien und Freskomalereien in dem Chor der Kirche zu Ostheim vorgenommen. Dieses Dorf gehörte von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bis zum Ende des sechzehnten den Rittern von Rechenberg, welche auf dem benachbarten Rechenberg, einer Höhe des Hahnenkamms zwischen Ostheim und Heidenheim, ein Schloß hatten, von dem nur noch die letzten Spuren der einstigen Ruine zu sehen sind. Im Jahre 1760 hat man sie abgetragen, um die Steine zum Straßenbau zu verwenden! Die Herren v. Rechenberg erbauten im 14. Jahrhundert die Kirche zu Ostheim und ließen den Chor mit Fresken versehen, die aber etwa 200 Jahre später übertüncht wurden, was im Laufe der Zeit in völlige Vergessenheit geraten war.

Nur noch 13 Grabdenkmäler, welche bis vor etlichen Jahren teilweise hinter Emporen und Stühlen ganz verdeckt waren, erinnerten an das alte adelige Geschlecht. Diese Epitaphien stammen aus der Zeit von 1492 bis 1602, sind teilweise aus verschiedenen Steinen in Hochrelief gearbeitet und die figürlichen Darstellungen aus hartem Solenhofer Stein meisterhaft geschnitten. Es besteht kaum ein Zweifel, daß einige dieser Arbeiten aus der Werkstätte des Loy Hering, welcher von 1519 bis 1552 in Eichstätt mancherlei Kunstwerke schuf, hervorgegangen sind: die Darstellung der drei Könige, Christus und Maria Magdalena und ein besonders schöner, halb lebensgroßer Christus am Kreuz, wie man ihn selten sieht, sind sicher als sein Werk zu betrachten. Durch diesen Meister ließen die Herren v. Rechenberg auch ihrem Bruder Erkinger, welcher 1540 als Domherr zu Eichstätt starb, ein Denkmal im dortigen Dom errichten. Er war in der Tat ein Meister in der individuellen und reizenden Ausführung der Köpfe und besonders der Gesichtszüge. Wie trefflich sind die Ritterfiguren, die unter dem Kreuze Christi knien! Insonderheit dieses Denkmal ist ein hervorragendes Kunstwerk der Frührenaissance.

Andere Steine stellen die Verkündigung der Maria, die Taufe Jesu, die Auferstehung Jesu, die Auferweckung der Toten, Jesus in Gethsemane, die Kreuzabnahme dar. Sehr wirkungsvoll ist auch die Darstellung der drei Frauen, welche zum Grabe kommen und einen Engel auf dem abgewälzten Grabstein sitzend finden.

Mehrere dieser Denkmale haben zu beiden Seiten eine oder auch zwei Reihen Wappen, welche ein Sachverständiger für so vorzüglich gearbeitet erklärte, daß er noch selten schönere getroffen habe. Nach seinem Urteil haben diese allein schon einen hohen künstlerischen Wert. Ehemals waren die Wappen bemalt, die Säume der Gewänder und die Rüstungen der Ritter mit Gold eingefaßt, ein Ritter trug eine goldene Halskette, Mädchen hatten grüne Kränze auf dem Haupte; aber im Laufe der Jahrhunderte waren die Farben fast gänzlich verschwunden, auch von den Wappen. Man schätzte daher diese Steine nicht mehr, und als vor einigen Jahren eine Erweiterung der Kirche durchgeführt wurde, ließen sich Stimmen vernehmen, man solle diese alten Steine als Baumaterial verwenden. Sie wurden jedoch wieder in der Kirche aufgestellt, wenn auch ihr Platz kein sonderlich günstiger zu nennen war.

Nachdem die Erweiterung vollendet war, wandte sich die Kirchenverwaltung mit der Bitte an das Kultusministerium, diese Epitaphien bei dem Mangel an eigenen Mitteln durch das Generalkonservatorium restaurieren zu lassen. Dies geschah durch den Assistenten des Generalkonservatoriums Wahler, welcher seine Aufgabe mit großer Sachkenntnis löste. Auf seine Vorstellung hin wurden die Steine auch anders, und zwar sehr günstig, aufgestellt, so daß nunmehr der Effekt ein ganz anderer ist als früher.

Vor etlichen Jahren wurde die Wahrnehmung gemacht, daß am Chorgewölbe eine Farbe unter der Tünche sich erkennen lasse. Eine weitere Untersuchung und Bloßlegung des Chorgewölbes ergab, daß frühgotische Wandgemälde zum Vorschein kamen. Da der Sachverständige, welcher sie besichtigte, erklärte, daß die Fresken aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammten, sehr gut komponiert und wertvoll seien, genehmigte das Kultusministerium auch die Restauration dieser Gemälde. Zuerst hielt man sie für die vier

Evangelisten nebst ihren Symbolen. Als sie jedoch im letzten Sommer völlig gereinigt wurden, um mit der Restauration beginnen zu können, zeigte es sich, daß die lebensgroßen Figuren in vier Feldern die Darstellung von vier Kirchenvätern und in den anderen vier die Symbole der vier Evangelisten enthielten. Die Kirchenväter sind: Augustinus mit einem Griffel in der Hand an einem Pult, darauf ein Buch liegt; Ambrosius schreibend, Gregor mit der Tiara und Hieronymus mit dem Kardinalshut. Die vier anderen Felder füllen die Symbole der Evangelisten aus: der Engel des Matthäus mit einem gar lieblichen Gesicht, der Adler des Johannes, der Löwe des Markus und der Stier des Lukas. Sämtliche Symbole sind mit Pfauenfederflügeln versehen. Hinter jedem der Kirchenväter befinden sich zwei Engel, welche einen buntfarbigen Vorhang halten, der den Hintergrund bildet. Am Schlußstein des Chorgewölbes ist ein Christuskopf angebracht. Die Gewölbezwickel zieren acht Apostelfiguren, welche in mehr als halber Lebensgröße auf farbig fein gestimmtem Grunde gemalt sind: Jakobus der Aeltere mit dem Pilgerstabe, Petrus mit dem Schlüssel, Jakobus der Jüngere mit der Walkerstange, der für Judas gewählte Matthias mit dem Beil, Thomas mit dem Walkermesser.

Ein kleines Gemälde an der inneren Wand des Chorbogens stellt Christus als Weltenrichter dar, wie er auf einem Regenbogen steht, rechts einen Palmzweig mit einer Rose, links ein Schwert haltend, und unten sind zwei Engel, von denen der eine ein Kreuz, der andere eine Posaune in der Hand hat.

An der südlichen Seitenwand wurde ein Gemälde, die Flucht nach Aegypten, aufgefunden, dessen Farben so gut erhalten waren, daß sie kaum der Auffrischung bedurften. Dieses Bild kam zum Vorschein, als man das dort angebrachte Epitaphium entfernte. Andere waren leider in die Mauer eingefügt, wodurch die darunter befindlichen Gemälde völlig zerstört wurden. Man erkannte nur noch, daß eines eine bunte Landschaft darstellte, das andere die Einsetzung des Abendmahles. Da aber nichts ergänzt werden sollte, wurden sie wieder übertüncht.

Schließlich fand man noch im Chorbogen die Darstellungen von vier klugen und vier törichten Jungfrauen, ebenfalls sehr gut erhalten. Zwei wurden leider bei der letzten Kirchenrenovierung zerstört. Sie sind offenbar noch bedeutend älter als die Chorgemälde, bezüglich der Farben matt gehalten, aber gerade dadurch tritt die Farbenpracht des Chores um so wirkungsvoller hervor.

Die Gewölbemalerei wie die Epitaphien sind künstlerisch und kunstgeschichtlich wertvolle Schöpfungen, die nicht nur einen Schmuck für die Kirche in Ostheim bilden und von der Umgebung fleißig besichtigt werden, sondern auch ein Vorbild für Neubemalung gotischer Kirchen. Auch die Rippen des Chorgewölbes sind mit so schönen Mustern verziert, wie man sie nicht leicht findet.

Durch diese Kunstschöpfungen haben die Herren von Rechenberg der Gemeinde Ostheim ein bleibendes Andenken hinterlassen, das jedoch erst durch die Restauration wieder zur vollen Geltung gekommen ist. Im Mannesstamme ist dieses einst angesehene adelige Geschlecht im Jahre 1583 ausgestorben. Afra v. Rechenberg verlor 1551 ihren Gemahl, der Amtmann in Gunzenhausen war. Er hinterließ sechs Söhne und zwei Töchter, aber im Laufe eines halben Jahrhunderts war kein einziger Nachkomme mehr vorhanden. Im Jahre 1571 wurde ihr ein Sohn entrissen, welcher die Universität Ingolstadt besuchte. Im folgenden Jahre starb eine Tochter, welche mit Schenk v. Schenkenstein vermählt war, durch Schuld ihres Gemahls, der deshalb zu ewiger Gefangenschaft verurteilt wurde. 1583 starb der letzte Sohn und 1602 erlosch das ganze Geschlecht, wenigstens in der hiesigen Gegend.

Bücher und Zeitschriften.

Das Erdsphäroid und seine Abbildung. Von Prof. Dr. E. Haentzschel. Mit 16 Abbildungen im Text. VIII und 139 Seiten. Leipzig 1903 bei B. G. Teubner (Preis geb. 8.40 M.).

Ganz im Sinne der seit einiger Zeit hauptsächlich von Göttingen ausgehenden, auf intensivere Pflege der angewandten Mathematik gerichteten Bestrebungen, zugleich auch einem in weiten Kreisen längst empfundenen Bedürfnis entgegenkommend, hat sich Verfasser die überaus dankenswerte Aufgabe gestellt, in dem vorliegenden Buche die wichtigsten mathematischen Beziehungen, die zwischen dem Erdsphäroid und den zu seiner Abbildung dienenden Kugeloberflächen bestehen, übersichtlich darzustellen. Eine strenge Lösung dieser Aufgabe auf elementarem Wege ist nicht möglich, vielmehr ist eine nicht unbeträchtliche Summe von Kenntnissen in verschiedenen mathematischen Disziplinen, besonders in der Differential- und Integralrechnung für das Studium der einschlägigen Fragen unentbehrlich. Unter Voraussetzung dieser Kenntnisse behandelt der Verfasser im 1. Kapitel nach Festlegung der wichtigsten allgemeinen Begriffe im wesentlichen die Abbildung des Erdsphäroids auf einer Kugel vermittelst der reduzierten Breiten; Berechnung der Bogenlänge der Meridiane und Parallelkreise; Flächenberechnung für einzelne Teile der sphäroidischen Erdoberfläche, wie für diese im ganzen. Der im § 2 dieses Kapitels (S. 2) sich vorfindende, in neuerer Zeit so oft beliebte Hinweis auf den bekannten Plateauschen Versuch als einer experimentellen Bestätigung der Entstehung unseres Planetensystems nach der Kant-Laplaceschen Hypothese wäre wohl besser weggeblieben: man kann diesen Versuch — da es sich in beiden Fällen um ganz verschiedene Arten von Kräften handelt — höchstens als ein Bild des fraglichen Vorganges betrachten. — Im zweiten Kapitel wendet sich der Verfasser zunächst der flächentreuen und dann der winkeltreuen (konformen) Abbildung des Erdsphäroids auf einer Kugel zu, wobei als Ausgangspunkt die von Mollweide bereits 1807 veröffentlichten Betrachtungen über diesen Gegenstand dienen; er geht alsdann über zur Darstellung der mathematischen Grundlagen der von Gauß für die Vermessung des Königreichs Hannover erdachten konformen Doppelprojektion, die 1866 von der kgl. preußischen Landesaufnahme in Preußen und später (für die 100,000teilige Reichskarte) auch im ganzen Deutschen Reiche eingeführt wurde. Gauß selbst hat über seine genial erdachte Projektionsmethode — bei welcher bekanntlich die in Betracht kommenden Oberflächenteile des Sphäroids zuerst konform auf eine Kugel von bestimmtem Halbmesser und von dieser mittelst der sog. Merkatorprojektion auf die Ebene übertragen werden — nur wenig, nämlich das auf die konforme Abbildung des Sphäroids auf der Kugel bezügliche, veröffentlicht. Erst 1866 erfolgte eine ausführliche Darlegung der theoretischen Grundlagen der konformen Doppelprojektion durch den damaligen hannoverschen Hauptmann (späteren preußischen Generalleutnant) O. Schreiber, dessen Abhandlung später noch weitere, von dem gleichen Autor, sowie von der kgl. preußischen Landesaufnahme ausgehende Veröffentlichungen über den gleichen Gegenstand folgten. In enger Anlehnung an diese Veröffentlichungen hat Prof. Haentzschel in seiner gleichfalls erschöpfenden, dabei durchgehends eleganten Darstellung die Grundlagen der konformen Doppelprojektion zum erstenmal im Zusammenhang und zwar in gedrängter Kürze entwickelt; er hat dabei nicht versäumt, mancherlei Irrtümer, die in den Darstellungen anderer Autoren sich vorfanden, richtig zu stellen. Den zahlreichen numerischen Beispielen, die Verfasser durchgerechnet hat, liegen die Besselschen Erddimensionen zugrunde, die samt ihren (zehnstelligen) Logarithmen am Schlusse des Buches übersichtlich zusammengestellt sind. Es ist so dem Verfasser gelungen, ein höchst wertvolles Buch zu schaffen, das den beteiligten Kreisen — zu denen in erster Linie Vermessungsingenieure, Geographen, Kartographen und Mathematiker zu zählen sein werden — auf das wärmste empfohlen werden kann. Auch die äußere Ausstattung des Buches ist, wie man dies von der Verlagsfirma längst gewohnt ist, eine durchaus mustergültige. Nur mit einer (offenbar vom Verfasser veranlaßten) Besonderheit können wir uns nicht befreunden: in fast allen Tabellen ist die Benennung der einzelnen Spalten Zeile für Zeile wiederholt, was weder gut aussieht, noch für die Uebersichtlichkeit der tabulierten Größen förderlich ist.

K. Oertel.

Allgemeine Rundschau.

Aus der Geschichte Koreas.

Seit Monaten schwebt die Drohung eines Krieges zwischen Rußland und Japan über Asien. Anlaß zu Streitigkeiten gab eine russische Konzession im Norden Koreas, an den Ufern des Jalu; wenn ein Krieg ausbricht, wird Korea ein Hauptschauplatz desselben sein. Es dürfte daher nicht überflüssig sein, über Abstammung, Sinnesart und Entwicklung der Koreaner einige Bemerkungen nach einem Aufsatz des Privatdozenten an der Technischen Hochschule in München Dr. Albrecht Wirth aus der Zeitschrift Asien hier mitzuteilen.

Die Ureinwohner Koreas werden mehreren Rassen angehört haben. Eine stattliche Reihe von Vermutungen ist von den verschiedensten Gelehrten aufgestellt worden. Man hat auf alle möglichen Rassen geraten, vom Indianer bis zu den verlorenen zehn Stämmen Israels. Der Hauptstock der Ureinwohner wird von Indien eingewandert sein, das beweist außer der Sprache das indische Buckelrind, das sie mitgebracht haben, der Typus der heutigen Bevölkerung der südlichen Halbinsel und die sonderbare, im ganzen Lande bestehende Sitte, daß die Frauen sich zwar vom Kopf bis zu den Füßen verhüllen, aber, wie indische Bajaderen und Pariafrauen, gerade die Brüste freilassen. In Travankore war es geradezu durch Gesetz verboten, die Brüste zu bedecken. Im Norden der Halbinsel saß allem Anschein nach ein anderer Menschenschlag. Sicher überwiegend Tungusen. Noch das heutige Koreanisch zeigt greifbare Spuren tungusischer Herkunft. Dem, der die Halbinsel von Nord nach Süd durchquert, wie es Dr. A. Wirth getan hat, dem fällt noch jetzt der große Unterschied zwischen der Bevölkerung, die gen Mittag sitzt, und den Leuten des Nordens auf. Bei Ping-yang und Songdo sind die Menschen groß und schwer gebaut, haben eine auffällig helle Haut, wohl die hellste von allen Ostasiaten, sind mitunter rothaarig und häufig rotbackig. Nach der Koreastraße zu wird die Haut immer dunkler, die Nase breiter, der Wuchs kleiner und der ganze Typus drawidaähnlicher.

Die Geschichte Koreas beginnt mit Kidscha. Sein Regierungsantritt wird ins Jahr 1122 v. Chr. gesetzt. Es kann jedoch kaum ein Zweifel daran sein, daß der Ansatz viel zu früh ist. Das geht schon daraus hervor, daß neun Jahrhunderte hindurch nach Kidscha so gut wie nichts geschieht; die Dynastie jenes Urkönigs, die eine große Aehnlichkeit mit den Nachkommen des Aeneas in Latium hat, ist offenbar die Erfindung eines betriebsamen Genealogen. Kidscha selber jedoch ist historisch. Sein Grabmal ist eine Reitstunde südlich von Ping-yang zu sehen. Drei Köpfe sind der Hauptschmuck des in wundersamer Ruhe tief in einem heiligen Hain errichteten Denkmals. Der eine Kopf wird als Kidscha gedeutet. Ein merkwürdiger Hauch von traumhafter Vergessenheit umwebt das Grab, aber eine wunderbare Urweltkraft, an assyrische Bildwerke gemahnend, geht von den Büsten aus. Kidscha gab dem Volke die Anfänge von Landwirtschaft und Staat sowie von Gesetz und Schrift. Der weise Urkönig soll von China gekommen sein, was an und für sich gar nicht unwahrscheinlich ist, da Kansu, das Reich der Hiungnu, da ferner die Fürstentümer Futschau, Kanton, Yünan, da endlich Japan und Formosa von vertriebenen chinesischen Prinzen oder Abenteurern kolonisiert und mit den Anfängen der Zivilisation begabt worden sind. Zu der Ueberlieferung von dem chinesischen Ursprung stimmt ganz gut die weitere Nachricht, daß Kidscha der Landessprache zuliebe seine eigene aufgab und seine Untertanen die chinesische Schrift lehrte; auch brachte er ihnen das Neun Felder-Prinzip der chinesischen Landeinteilung bei, wobei je acht Felder um eines in der Mitte gereiht sind.

Das historische Zeitalter Koreas beginnt mit dem Eroberungszuge des Wi-man. Er stürzte den letzten Sprossen des Kidscha-Hauses und gründete ein Reich, das von Ostkorea und dem Han-Flusse (an dem heute Söul liegt) zum Liao sich erstreckte, und das sogar einen Strich im Schan-tung mit einschloß. Wi-man soll seit 193 vor Christus regiert haben. Ein halbes Jahrhundert später teilte sich die von ihm errichtete Herrschaft. Ein Rebell mit angeblich 380,000 Mann begab sich in den Schutz der Han, die ihm und seinen [illegible] Land an der Grenze anwiesen. Kurz darauf eroberten [illegible] Chinesen Liao-tung und Nordkorea. Eine Zeit der [illegible] folgte. Chinesische Statthalter wechselten mit einheimischen, wilde Horden verbreiteten Schrecken weit und breit, nur der Süden der Halbinsel erfreute sich einer Friedens- und Blütezeit. Die Sage läßt darüber keinen Zweifel, daß die Südländer in Sitte, Sprache und Stammesverfassung gänzlich von den nördlichen Gepflogenheiten abstechen. Als Seltsamkeit wird von ihnen hervorgehoben, daß sie weder Gold noch Silber schätzten. Eine derartige Gleichheit herrschte bei ihnen, daß weder Alter noch Geschlecht einen Unterschied machte.

Eine neue Epoche in der Geschichte der ganzen Halbinsel macht das Jahr 372. Damals wurde der Buddhismus zuerst bekannt. Die Königsfamilie von Kogiachu war ihm günstig, drei Jahre darauf wurden zwei mächtige Klöster in der Hauptstadt des genannten Königreiches gebaut. Leider ist nichts in den Chroniken, das über den Weg uns Aufschluß gäbe, auf dem die neue Religion ins Land kam, ob über China, ob unmittelbar über Hochasien. Silla oder Südkorea nahm die ersten Boten des Buddhismus um 420 auf, bequemte sich aber zu dem neuen Glauben erst im 6. Jahrhundert. Auch das zeigt, daß die Vermittlung der indischen Religion ganz überwiegend direkt über Hochasien erfolgte, denn Silla war ja viel gebildeter als seine Nachbarn und in regem Verkehr mit China.

Das siebente Jahrhundert war angefüllt von Kriegslärm und Intrigen. Der zweite Kaiser der Sui sandte im Jahre 612 das größte Heer gegen Korea, das je nach der Halbinsel kam. Die chinesischen Berichte geben seine Stärke auf nicht weniger als 1,130,000 Mann an; davon überschritten 350,000 den Yalu, wurden aber in einer mörderischen Schlacht niedergemacht, so daß nur 2700 zurückkehrten. Wirth ist geneigt, auf diese Ereignisse eine Stelle bei dem byzantinischen Historiker Theophylaktos zu beziehen. Theophylaktos erzählt, daß der Kha-khan der Türken mit dem Volke Kolch kriegte; dreihunderttausend fielen vor seinem Schwerte, ihre Leichname deckten vier Tagereisen weit die Erde. In der koreanischen Erzählung heißt es nun ausdrücklich, daß die flüchtigen Chinesen in einem Tage 450 Li zurücklegten (2.5 Li ungefähr = 1 Kilometer). Die berichtete Leistung entspricht also genau vier Tagereisen. Der Name Kolch kommt übrigens für Korea noch in der Reisebeschreibung des Isbrant Ides vor, der das Land Corla nennt. Die Grundform wird Koguryu sein. Daß Einzelheiten der Geschichte bei der großen Wanderung durch ganz Asien von den Byzantinern unrichtig aufgefaßt wurden, darf niemand wundernehmen. Ist diese Vermutung richtig, so wäre die Bekanntschaft der europäischen Literatur mit Korea viele Jahrhunderte früher anzusetzen, als dies bisher geschehen ist.

In den Jahren von 660 bis 668 wurde Korea chinesisch. Inzwischen war in Silla nach dem Muster des Devanagari das Nido-Alphabet erfunden worden. Damit war die Kultur Koreas in der Hauptsache festgelegt. Eine Mischung von indischen und chinesischen Elementen mit einheimischer Geschlechtsordnung. Den Abschluß brachte die Gründung des Einheitsstaates, die 918 erfolgte. Zugleich wurde die Sprache und die Kultur des Südostens, des Reiches von Silla, maßgebend für die ganze Halbinsel. Es versteht sich, daß bis heute sich dialektische Verschiedenheiten behauptet haben, doch sind dies mehr Verschiedenheiten der Aussprache als des Wortschatzes.

*

Die Skulpturen vom Schlosse M'schatta.

Der Skulpturenschmuck der Fassade des altorientalischen Schlosses M'schatta, den der Sultan dem Deutschen Kaiser zum Geschenk gemacht hat, und der in den Weihnachtstagen, verpackt in 422 Kisten, in Berlin eintraf, wird jetzt in dem seiner Vollendung entgegengehenden Kaiser Friedrich-Museum zur Aufstellung gebracht. Aus diesem Anlaß veröffentlicht der Reichsanzeiger einen Aufsatz des bekannten deutschen Orientforschers Dr. Friedrich Sarre über die Ruinen von M'schatta und die Entstehung

und Bedeutung ihres Skulpturenschmuckes, aus dem wir das Folgende wiedergeben.

Die Ruinen von M'schatta liegen etwa drei Tagereisen östlich von Jerusalem, an der Pilgerstraße von Damaskus nach Mekka, hart an der Grenze der von den Beduinen bewohnten nordarabischen Wüste. Die Aufmerksamkeit hat sich erst in neuerer Zeit auf diesen noch in seinen Ruinen imposanten, eigenartigen Bau gerichtet, seitdem in dem benachbarten Madaba eine katholische Missionsstation angelegt worden ist. Durch den Orientforscher Professor Strzygowski wurde der Deutsche Kaiser auf diese Ruinenstätte aufmerksam gemacht, und als der Sultan von diesem Interesse des Kaisers Kenntnis erhielt, machte er dem befreundeten Herrscher die Fassadenskulpturen von M'schatta zum Geschenk, und dieses ward nun dem Kaiser Friedrich-Museum überwiesen. Am Orte selbst hätten sich die Kunstdenkmäler wohl nicht lange mehr intakt gehalten, da mit dem Bau der sogenannten Hedschazbahn von Damaskus nach Mekka und der Anlage einer Station in kürzester Entfernung von der Ruinenstätte die in so einsamer Lage schwer zu verhindernde Ausbeutung ihrer Steine als Baumaterial und damit die völlige Zerstörung des merkwürdigen Denkmals drohte.

Die gewaltige, aus Kalkstein und Ziegeln errichtete Anlage von M'schatta, welche jetzt ein weites Trümmerfeld bildet, ist niemals vollendet gewesen. Die aus Quadern errichtete Umfassungsmauer umschließt ein Quadrat von 147 Meter Seitenlänge. Festungsartig springen ringsum 25 halbrunde Türme vor. Die Mitte nimmt ein mit vier Wasserbassins versehener Innenhof ein, der von einem allseitig gleich tiefen Gebäudezuge umgeben war oder umgeben werden sollte. Ausgeführt und noch heute teilweise erhalten ist das Hauptgebäude, der dem Eingang gegenüberliegende Nordflügel. Hier führt vom Hof aus eine dreischiffige, einst von Säulenreihen getragene offene Halle in einen dahinterliegenden quadratischen Raum, der mit seinen drei halbrunden Apsiden ehemals von einer Kuppel bedeckt war. Abgesehen von der Umfassungsmauer, sind auch alle Säulen- und Pilasterkapitäle und Basen aus Kalkstein gefertigt, während für die Wände und Gewölbe Ziegel verwendet worden sind.

Der Hauptschmuck von M'schatta besteht in den reliefartigen Verzierungen, die in einer Höhe von neun Meter den mittleren Teil der Südfassade, das Eingangsportal und die beiden flankierenden fünfseitigen Halbtürme umfassend, bedecken und von denen der größere Teil, in einer Länge von 33 Meter, sich jetzt in Berlin befindet. Dieser prachtvolle Fassadenschmuck ist einzig in seiner Art und kann mit einem gewaltigen, als Wandschmuck aufgehängten Teppich verglichen werden. Ein schmuckloser Sockel und stark vorspringende, reich gemusterte Profile bilden die Basis, über der die Fläche im Zickzack gegliedert ist, so daß eine fortlaufende Reihe von etwa drei Meter hohen, spitzwinkeligen Dreiecken entsteht, deren Mitte große sechspaßförmige Rosetten schmücken. Gleiche Rosetten tragen auch die dazwischenliegenden Zwickel, und oben wird das Ganze wiederum durch ein gleiches, kräftiges Profilband wie unten abgeschlossen. Dies das allgemeine Grundschema. Im Detail sind die einzelnen Dreiecksflächen mit einem ähnlichen, aber doch stets wechselnden Muster bedeckt. Meist sind aus einer Vase in der Mitte emporwachsende, naturalistisch behandelte Weinlaubranken dargestellt, die die Fläche überspinnen. Dazwischen sind Tierbilder angebracht; zu den Seiten der Vase meist allerhand Fabeltiere, geflügelte Löwen oder Greifen, während in den Zweigen selbst die verschiedenartigsten Vögel ihr Wesen treiben.

Trotz unverkennbaren byzantinischen Einflusses gemahnt doch der Stil des Ganzen an die Denkmäler der Sassaniden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Sassanidenfürst Chosro II. (590 bis 628 n. Chr.) der Erbauer von M'schatta war. Die allein vollendeten Baulichkeiten an der Nordseite von M'schatta bezeichnen die königlichen Wohnräume. In der dreischiffigen Halle stand, wie wir es von der großen Halle in Ktesiphon wissen, der Thron des Großkönigs; hier fanden die Audienzen statt, während der dahinterliegende Kuppelraum mit den drei Apsiden wahrscheinlich religiösen Zwecken, vielleicht als Fahnenheiligtum, wie man solche von römischen Lagern kennt, gedient hat. Die Bruchstücke von einigen männlichen und weiblichen Statuen, die an dieser Stelle gefunden worden sind, stammen vermutlich von Götterbildern, die in den Apsiden aufgestellt waren, von Statuen des Gottes Ormuzd, der Göttin Anahita oder des göttlich verehrten Königs selbst. Auch die Figur eines liegenden Löwen hat man in M'schatta aufgedeckt; sie mag zusammen mit einer gleichen Figur den Eingang zum Thronsaal flankiert haben.

Diese statuarischen Fragmente von M'schatta sind verhältnismäßig roh und kunstlos; sie sind in künstlerischer Hinsicht nicht zu vergleichen mit den ornamentalen Reliefs der Südfassade. Diese letzteren, die man binnen kurzem im Kaiser Friedrich-Museum wird bewundern können, sind ein glänzendes Beispiel der orientalischen Flächenkunst aus einer Epoche, aus der bisher wenige und keine irgendwie gleichwertigen Denkmäler bekannt sind. Sie schließen sich dem gleichfalls sockelartig an der Außenfassade verwandten Flächenschmuck der altorientalischen Kunst an; sie erinnern an die Alabasterreliefs der assyrischen, an den farbigen Fayenceschmuck der babylonischen und altpersischen Bauten, und sie leiten über zur Kunst des Islam, zu dem ornamentalen Fassadenschmuck, den wir in Steinreliefs und farbigen Glasuren an den mohammedanischen Bauten Persiens und Kleinasiens bewundern.

Kleinere Mitteilungen.

* **Münchener Inkunabelnfunde.** Auf der hiesigen Hof- und Staatsbibliothek ist kürzlich ein wichtiger Fund gemacht worden; man hat von fünf Bucheinbänden fünf einzelne Blätter aus der 36zeiligen Bibel Gutenbergs abgelöst. Zwei der Blätter, die beide aus der Bibliothek des Münchener Jesuitenkollegiums stammen, scheinen dem gleichen Exemplar angehört zu haben; sie enthalten Teile der Kapitel 32, 33, 36 und 37 des Jeremias. Dem Jeremias (aus Kap. 7—9) gehört auch ein drittes Blatt an von einem Buche, das der Bibliothek des Klosters Fürstenfeld und vorher des Klosters Scheyern einverleibt gewesen ist. Die beiden übrigen Blätter sind unbekannter Herkunft; das eine, ein Doppelblatt, enthält Teile des Hebräerbriefes, das andere 15 Zeilen aus Esra.

* **Eine Büste für Schleiden.** Am 5. April 1804 wurde Matthias Jakob Schleiden in Hamburg geboren. Um die hundertste Wiederkehr dieses Tages in würdiger Weise zu feiern, haben eine große Anzahl von Gelehrten in Aussicht genommen, dem glänzenden Reformator der Botanik, der weit über die Grenzen seiner Spezialwissenschaft hinaus auf die gesamte Biologie anregend und befruchtend gewirkt hat, dessen Namen mit der Zellentheorie unzertrennbar verknüpft ist, in Jena, der Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit, ein Denkmal in Gestalt einer Büste zu errichten. Beiträge nimmt bis zum 1. Februar Herr Verlagsbuchhändler Dr. Gustav Fischer in Jena entgegen.

* **Die Bevölkerung der größten Städte Rußlands.** Laut dem neuesten amtlichen Ausweis über die Zahl der Bewohner der größten Städte Rußlands hat St. Petersburg 1,534,000, Moskau 1,173,000, Warschau 756,000, Odessa 449,000, Lodz 351,000, Kiew 319,000, Riga 260,000, Charkow 197,000, Baku 179,000, Wilna 162,000, Tiflis 160,000, Taschkent 156,000, Jekaterinoslaw 135,000, Kischenew 125,000 und Rostow 120,000 Einwohner.

* **Auszeichnung.** Dem Gehilfen von Prof. Brauns an der mineralogischen Anstalt der Universität Gießen, Cand. rer. nat. Rudolf Delkeskamp, ist für seine Arbeit „Die Genesis der Thermalquellen von Ems, Wiesbaden und Kreuznach und deren Beziehung zu den Erzgängen des Taunus und der Pfalz" von der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. Main der Reinach-Preis für Geologie verliehen worden.

hc. **Von deutschen Bibliotheken.** Der Oberbibliothekar der großherzoglichen Bibliothek in Weimar, Geheime Hofrat Paul v. Bojanowski, feierte am 24. Januar seinen 70. Geburtstag.

Hochschulnachrichten.

r. **Heidelberg.** Außerordentlicher Professor Dr. Adolf **Koch** (Geschichte) konnte dieser Tage sein 25jähriges Journalisten-Jubiläum feiern. Er ist bekanntlich auch der erste, der an einer Hochschule deutscher Zunge Vorlesungen über Journalismus hielt und ist bis jetzt an denen des Reiches der einzige geblieben. — Die Leiche des Freiburger Historikers Geh. Rat Prof. Dr. Hermann Eduard v. Holst wurde am 23. d. M. im hiesigen Krematorium beigesetzt. Der Fachgenosse des Verstorbenen, Geh. Hofrat Erich Marcks, legte im Namen der Ruperto-Carola einen Kranz nieder.

* **Tübingen.** Als Nachfolger des in den Ruhestand getretenen Professors Sigwart hat der ordentliche Professor der Philosophie in Bonn Dr. Benno Erdmann einen Ruf an die hiesige Universität erhalten.

dr. **Jena.** Am Samstag fand hier die feierliche Eröffnung des neuen hygienischen Instituts im Beisein geladener Gäste, darunter der Staatsminister der Erhalterstaaten der Universität, durch den Leiter des Instituts, Professor Dr. Gärtner, statt. Mit diesem Institut ist der Universität Jena eine Anstalt erstanden, die den ersten und besten gleichartigen Anstalten Deutschlands würdig zur Seite treten kann; mit demselben ist zugleich eine Untersuchungsstelle für ansteckende Krankheiten verbunden.

* **Berlin.** Zur Vergrößerung der Universität, deren Hörsäle und Aula infolge der unausgesetzt stattfindenden Steigerung der Zahl der Studierenden und Professoren bei weitem nicht mehr ausreichen, fordert der diesjährige Haushaltsplan des preußischen Landtages eine Summe von 182,850 + 960,000 Mark. Es ist erwogen worden, behufs Gewinnung einer neuen Aula und neuer Hörsäle ein zweites Universitätsgebäude hinter der alten Universität im Kastanienwäldchen oder in dem an der Dorotheenstraße belegenen Teile zu errichten. Der Plan ist aufgegeben worden, weil bei seiner Ausführung eine im öffentlichen Interesse höchst unerwünschte erhebliche Beschränkung des genannten Wäldchens eintreten würde. Nunmehr sollen die erforderlichen Räume durch entsprechenden Umbau des jetzt von der königlichen Bibliothek benutzten Gebäudes Am Opernplatze, sowie durch Errichtung eines Neubaues für drei Hörsäle auf dem Hofe des für Universitätszwecke bereits benutzten fiskalischen Grundstückes Dorotheenstraße 5 beschafft werden. Nach Fertigstellung des in der Ausführung begriffenen Gebäudes für die königliche Bibliothek auf dem Akademieviertel Unter den Linden wird der Palast am Opernplatze frei. Damit gelangt die Universität in den Besitz eines stattlichen Gebäudes in überaus vornehmer und ruhiger Lage, und die bisherige Vereinigung der höchsten wissenschaftlichen Anstalten an der Straße Unter den Linden — auf der einen Seite der Linden die Universität, die Akademie der Wissenschaften, die königliche Bibliothek und die Universitätsbibliothek, auf der anderen Seite das zweite Universitätsgebäude nebst Aula — bleibt erhalten. Zugleich wird damit eine würdige Verwendung des für Berlin charakteristischen Gebäudes der königlichen Bibliothek gesichert.

Der Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Karl Liebermann, außerordentlicher Professor der Chemie an der Universität Berlin, feierte am Samstag das 25jährige Jubiläum als Professor.

* **Prag.** Hier ist, erst 40 Jahre alt, der Germanist Professor Dr. Ferdinand Detter gestorben. Sein Arbeitsgebiet war vor allem das altnordische Schrifttum. In die Wissenschaft führte sich Detter mit der Schrift „Zwei Fornaldiarsögur“ 1891 ein. Sein nächstes größeres Werk hat die Egilssaga, die Lebensbeschreibung des isländischen Dichters Egil Skallagrimsson, der im 10. Jahrhundert lebte, zum Gegenstande. Das Dettersche Werk behandelt insbesondere die „Lausavisur der Egilssaga“ (1898). Das dritte größere Werk Detters handelt über die Völuspa, die vielumstrittene Hauptquelle germanischer Mythologie. Besonders zu vermerken ist noch Detters „Deutsches Wörterbuch“, das 1897 erschien. — Der Privatdozent an der deutschen Universität Dr. J. L. Meyer ist zum außerordentlichen Professor der Chemie an der genannten Hochschule ernannt worden.

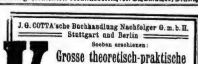
Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind fo[illegible] Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Dr. Theodor Lohmeyer: Die Hauptgesetze der germanischen Flussnamengebung, hauptsächlich an nord- und mitteldeutschen Flussnamen erläutert. Kiel und Leipzig 1904. Lipsius u. Tischer. 32 S. — Franz Fiedler: Lehr- und Lesebuch der Nationalökonomie mit besonderer Berücksichtigung der Volkswirtschaftspolitik und Finanzwissenschaft. Wien 1903. Manz. 301 S. — Provinzmädel. Band VII: Liebesgeschichten von Felicitas Rose. Berlin. Rich. Bong. 188 S. — Goethes Sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe in 40 Bänden. Bd. 21: Die Wahlverwandtschaften. M. Einleitung und Anmerkungen von Franz Muncker. Stuttgart u. Berlin. J. G. Cotta Nachf. 317 S. — Alfred Beetschen: Papagenos Glockenspiel. Neue Gedichte. Zürich 1904. Caesar Schmidt. 100 S. — Dr. Otto Weininger: Ueber die letzten Dinge. Wien u. Leipzig 1904. Wilhelm Braumüller. 183 S. — Hans Guggenheimer: Der Liebe Lust, der Liebe Leid. Gedichte und Skizzen. München 1903. Seitz u. Schauer. 87 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

J. G. COTTA'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin
Soeben erschienen:


für den systematischen Unterricht
von
Dr. S. Lebert und Dr. L. Stark
Neu bearbeitet von
Max Pauer
Professor am Kgl. Konservatorium für Musik in Stuttgart.
(5589)

Erster Teil
23. Auflage
Preis: Geh. M. 8.—
In Leinenband M. 10.—

Vollständig in vier Teilen.
Mit einem im vierten Teile enthaltenen Anhang, bestehend aus vier grossen Originalbeiträgen von Franz Liszt, sowie weiteren Spezialetuden von J. Brahms, J. Faisst, St. Heller, A. Henselt, Th. Kirchner, W. Krüger, Th. Kullak, J. Moscheles, J. Raff, C. Reinecke, A. Rubinstein, C. Saint-Saëns u. a.

Die *Lebert und Stark'sche Klavierschule* erfreut sich der allgemeinsten Anerkennung der musikalischen Kreise. Um derselben auch die Errungenschaften der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete des Klavierunterrichts zuzuführen, hat Herr Prof. *Max Pauer* eine Revision des ausgezeichneten Werkes unternommen. Der erste Teil der neuen Bearbeitung liegt nun vor, die weiteren Teile werden in kurzen Fristen folgen.

Vorrätig in den meisten Musikalienhandlungen
Ausführliche Prospekte stehen unentgeltlich zu Diensten

Gustav Fischer, Jena
Soeben erschien:
Streifzüge an der Riviera
von
Eduard Strasburger,
o. ö. Professor d. Botanik a. d. Univ. Bonn.
Illustriert von Luise Reusch.
Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage.
(5498)c 10 M., eleg. geb. 12 M.

Digitized by Google

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 26. Januar. Nummer 20.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.
Friedrich Hebbels Münchner Leidenszeit. Von Professor Dr. Richard Maria Werner (Lemberg).
Physiologische Psychologie. Von Chr. D. Pflaum.
Zuschriften aus dem Leserkreise. (Zur Frage einer Gemeinsprache.) Von H. Schuchardt (Graz).
II. Bücher und Zeitschriften.
Alois Zucker: Ein Wort zur Aufhebung der gerichtlichen Voruntersuchung. — Répertoire méthodique de l'histoire moderne de la France. — F. Engel-Bey: Das Winterklima Aegyptens.
III. Allgemeine Rundschau.
Zur Kartographie des Mittelalters. — Kleinere Mitteilungen.
IV. Hochschulnachrichten.

Friedrich Hebbels Münchner Leidenszeit.

Von Professor Dr. Richard Maria Werner (Lemberg).

„Ich bin Künstler" ...

Nach einer fast dreiwöchigen Fußwanderung von Heidelberg über Straßburg, Stuttgart und Tübingen traf Friedrich Hebbel in Begleitung seines Hamburger Freundes Otto Rendtorf am 29. September 1836 in München ein und betrachtete es als günstiges Zeichen, daß er gleich vorm Tor Gelegenheit hatte, ein Paar Stiefel zu erhandeln, die er notwendig brauchte, war er doch mehr als 70 Meilen weit gewandert.

In der Max-Vorstadt, Sommerstraße Nr. 3, bei einer Frau Revisorin Rüerl, eine Stiege hoch, bezog er Quartier; er hatte im Sinn, ein halbes Jahr in München zu bleiben, volle dritthalb Jahre sind daraus geworden, Jahre, reich an inneren Erlebnissen, aber still und wenig ereignisreich an äußerem Geschehen. Die „finstere Stadt", die ihn aufgenommen hatte, ließ ihn zum Dichter reifen. „Jetzt nicht mehr stud. jur., sondern Literat," so unterschreibt er sofort den ersten Brief aus München an Elise Lensing und bezeichnet damit scharf die Veränderung, die sich in ihm vorbereitet hat. Der Satz eines späteren Briefes: „Der Mensch muß sich auf alles einrichten, denn er kann nicht wissen, wohin ihn das Leben oder doch die Stunde verschlägt, und ein Narr ist, wer nie das Eis betritt, weil er nun einmal nicht Schlittschuh laufen mag," kennzeichnet trefflich Hebbels Münchener Streben.

Zuerst erwies sich wieder die Ortsveränderung günstig: er fand das Leben schöner, weil es anders war, seine Hypochondrie, die Unzufriedenheit mit sich selbst war so weit verschwunden als überhaupt möglich, er hatte das Leben wie frische Luft eingeatmet und hoffte, daß es etwas in ihm hervorbringen werde. Die Residenzstadt imponierte ihm durch ihre Pracht, das Haus, in dem er für 6 fl. monatlich ein Zimmer bewohnte, hätte in Hamburg für ein Palais gelten müssen, freilich lebte „Herr von Hebbel", wie er nach Münchener Brauch genannt wurde, in diesem glänzenden Hause recht wenig glänzend. Sein Mittagessen bestand in selbstbereitetem Kaffee und in Brot, er mußte seine wenigen Groschen möglichst zusammenhalten. München muß übrigens damals wirklich billig gewesen sein: Emma Förster schreibt 1833 über die Preise (Brix Förster S. 67), ein Zimmer koste monatlich 8 fl., Mittag 18 Kreuzer, der ganze Tag mit allem 36 Kreuzer; ein Frl. v. Dincklage zahlte ihren Hausleuten 12 Kreuzer, dafür hatte sie Mittagessen und Brot zu Kaffee und Tee. Hebbel verzehrte jedoch nicht einmal so viel, denn nach einer Rechnung in seinem Tagebuch (Nr. 899) brauchte er im Monat, Wohnung und Stiefel mit gerechnet, nur 20 fl., das ging aber nur unter unsäglichen Entbehrungen, vor allem ganz unzureichender Ernährung, die dem Hungern nahe verwandt war. Dabei steigerte sich seine Nerventätigkeit immer mehr, und der furchtbare Gast aus Asien, die Cholera, hatte ihren Einzug gehalten, Hekatomben von Opfern fordernd.

Hebbel nahm es bei seinem Eintritt in München sofort ernst mit seinen Morgenblattkorrespondenzen und suchte die Eigentümlichkeit des Oktoberfestes in Begleitung Rendtorfs aufzufassen, um sie dann gleich in einem Berichte festzuhalten. Es gelang ihm auch, ein recht buntes Bild des Treibens zu geben; nur zeigte sich bald, daß er zum Korrespondenten nicht geschaffen sei: einmal hatte er weder Gelegenheit, noch die Gabe, sich in die wechselnden Erscheinungen des Tages hineinzufinden, dann aber mangelte ihm jene Leichtigkeit, Halberfaßtes mit flinker Feder darzustellen, die zur Journalistik gehört. Was er nicht innerlich bewältigt und in seiner relativen Gesetzmäßigkeit erkannt hatte, das blieb ihm gleichgültig. Rendtorf verließ München zudem bald und dadurch verlor Hebbel ein Bindeglied mit der Außenwelt, er war ganz auf sich angewiesen und wurde auch nicht mehr, wie in Heidelberg, durch seine Studien mit anderen jungen Leuten zusammengebracht, obwohl er einzelne Vorlesungen an der Universität besuchte.[1]) Die juridische Fakultät konnte

---

[1]) Von den in Betracht kommenden Professoren wurden folgende Vorlesungen abgehalten: 1. Winter 1836—1837, Beginn 20. Oktober: Schelling: System der positiven Philosophie, zugleich als Resultat der Entwicklung der Philosophie seit Cartesius. — Görres: Fortsetzung der Universalgeschichte. — Baader: Prolegomena zu einer künftigen Theorie der Opfer, nach eigener Druckschrift. — 2. Sommer 1837, Beginn 4. April; Schelling: 1. die historisch-kritische, 2. die philosophische Einleitung, 3. der erste Teil der Philosophie der Mythologie; Görres: Fortsetzung der Universalgeschichte, christliche Zeit; Baader: Theorie der Opfer und des Kultus. — 3. Winter 1837—1838, Beginn 19. Oktober; Schelling: Grundlage der positiven Philosophie und den vom vorigen Halbjahr noch übrigen Teil der Philosophie der Mythologie; Görres: Fortsetzung, von der Völkerwanderung bis zu den Hohenstaufen; Baader: Fortsetzung der Religionsphilosophie. — 4. Sommer 1838, Beginn 23. April; Schelling: Ueber das Studium der Philosophie auf Universitäten und Philosophie der Mythologie, Fortsetzung und Schluß; Görres: vom Mittelalter bis auf die gegenwärtige Zeit; Baader setzt seine Vorlesungen über Philosophie und Theosophie fort. — 5. Winter 1838—1839, Beginn 19. Oktober; Schelling: Philosophie der Offenbarung und als Einleitung dazu öffentlich einige Vorträge über das Studium der Philosophie und Universitäten; Görres: Universalgeschichte von den ersten Habsburgern bis in die neuere Zeit; Baader: über das gedruckte 5. Heft seiner Vorlesungen über spekulative Dogmatik. — Von Maßmann nahm Hebbel wohl keine Notiz, aber vielleicht von Gruithuisen, der in jedem Semester zahlreiche, oft sechs Kollegien ankündigte.

den Schüler Thibauts allerdings nicht locken, wohl aber die Kollegien eines Schelling und eines Görres. Am 5. Dezember scheint er zum erstenmal Schelling gehört zu haben, was er im Tagebuch zu verzeichnen für nötig fand (Nr. 465.) Der unmittelbar darauf folgende Eintrag mit seiner interessanten Verbindung von physiologischer Beobachtung und daraus gewonnenem philosophischen Resultat könnte sehr wohl durch die Vorlesung angeregt worden sein. Hebbel notiert: „Doppelte Art des Seyns: das von Anfang an *Gewesene* und das *Gewordene* cogito ergo sum; bin ich nicht viel mehr in der Gewalt des in mir Denkenden, als dieses in meiner Gewalt ist?“ Gerade Schellings Münchener Vorlesungen, die jetzt Drews (1902) neu herausgab, zeichnen sich durch die scharfe Kritik aus, die er an dem Cartesianischen Satz ausübte, wobei sich als Resultat ergab, man müßte sagen: „es denkt mir, im Sinne von es träumt mir“. Dadurch wurde der Dualismus zwischen dem Denkenden und dem Gedachten wieder betont und einer neuen Synthese vorgearbeitet. Hebbel hatte jedoch schon früh in sich ähnliche Gedanken entwickelt und fand jetzt bei Schelling nur eine Stütze für seine Ansichten. Im Tagebuche kehren von da an Aphorismen häufig genug wieder, die beweisen, daß er zwar nicht Schellings Philosophie annahm, wohl aber durch sie in seinem selbständigen Denken gefördert wurde, wahrscheinlich ohne daß er es selbst merkte. Besonders die hohe Stellung, die Schelling dem Kunstwerk anwies, war ganz im Sinne Hebbels, während er in religiöser Hinsicht andere Wege ging und vor allem die Idee Schellings, daß zu einer bestimmten Zeit Gott Vater den Gott Sohn hervorbringen mußte, als ein Hineinlegen des Dualismus in die Gottheit zurückwies. Der ernstlich angestellte Versuch, sich in Hegels „Phänomenologie des Geistes“ einzuarbeiten, mußte Hebbel bald als unmöglich aufgeben.

Wie weit Görres auf Hebbel wirkte, läßt sich schwer sagen, nur so viel steht fest, daß dessen Ausblicke auf die Mythen der verschiedenen Völker, dessen religionsgeschichtliche Ausführungen nicht ohne tieferen Eindruck blieben, wenn auch vielleicht damals schon das Gemisch von „Jakobinertum“ und Mystik, von genieähnlichem Spiel mit den Ideen und unduldsamem Fanatismus für Hebbel nur ein Gegenstand künstlerischen und psychologischen Interesses, mehr belustigend als fördernd war. Ob er eine Vorlesung Franz v. Baaders hörte, weiß ich nicht; er gedachte später (Briefwechsel II, S. 298) seiner Meditationen über Jakob Böhme und besprach ein Wort Baaders über das Böse mit Rücksicht auf Goethes Mephistopheles, wobei er seiner Ehrfurcht „vor dem großen Denker“ Ausdruck lieh.

Aber diese Vorlesungen[2]) bildeten nur eine vorübergehende Episode des Münchener Aufenthaltes, die Haupttätigkeit entfaltete Hebbel als Autodidakt, wie er es von Jugend an gewöhnt war. Je weiter er fortschritt, desto weniger entsprach ihm ein geniales Berufen auf seine Subjektivität, desto mehr erkannte er, wie wichtig für einen Dichter die Aufnahme des allgemeinen Bildungsstoffes sei. Dafür legt bedeutsames Zeugnis ein Brief ab, den er wahrscheinlich in Erwiderung auf eine gegenteilige Aeußerung des Hamburger Genossen, eines federgewandten Literaten, Eduard Janinsky-Jahnens, am 26. Mai 1837 schrieb (Nr. 748): „Du meinst, alle Schulgelehrsamkeit der Welt vergrößere die poetische Mitgabe um kein Haar. Das ist wahr, aber daraus folgt noch nichts, was jene Schulgelehrsamkeit verächtlich oder auch nur entbehrlich machte. Das *Ohr* verstärkt das *Auge* nicht, doch um das Rätsel der Welt zu verstehen, müssen wir zugleich sehen und hören können; *ein* Organ (und wär' es auch das vollkommenste) reicht für die *Unendlichkeit* nicht aus. Dazu sind Schulgelehrsamkeit und Wissenschaft so verschiedene Dinge, wie Metrik und Poesie. Es gibt noch etwas, was über Wissenschaft und Kunst steht; es ist der *Künstler* selbst, der in sich die Menschheit in ihrer Gesamtkraft und ihrem Gesamtwillen und Streben repräsentieren soll. Daraus, daß der Dichter in einer Hinsicht *mehr* besitzt, folgt nicht, daß er in einer anderen *weniger* besitzen dürfe; eher das Gegenteil. Thorwaldsen hat gewiß Jahre lang Anatomie und Osteologie studiert, bevor er seinen Jason schuf und schaffen *konnte*; der Dichter, der die unendlich schwierigere Aufgabe hat, die Seele in ihren flüchtigsten und zartesten Phasen zu fixieren, den Geist in jeglicher seiner oft bizarren Masken auf das Unvergängliche zu reduzieren und dies Unvergängliche (ich spreche vom Dramatiker, wie eben vorher vom Lyriker) plastisch als Charakter hinzustellen, darf in keinem Gebiet fremd seyn, was zu Seele und Geist in irgend einem Bezug steht, dann nur, wenn er das Universum . . . in sich aufgenommen hat, kann er es in seinen Schöpfungen wiedergeben. Das haben auch alle Hohepriester der Kunst gefühlt; Göthe war eine Encyclopädie und Shaksper ist eine Quelle der englischen Geschichte.“ Hebbel lief nicht aus der Schule des Fachstudiums, um sich in der Mitte des Waldes niederzulegen und nicht mehr aufzustehen, wie er den Sekretär in der „Maria Magdalena“ sagen läßt, er wollte sich durchringen, wenn er auch noch so große persönliche Opfer bringen müßte. „Wirf weg, damit du nicht verlierst,“ hatte er sich schon bald nach dem Eintritt in München als „beste Lebensregel“ notiert; er warf weg, was er nicht brauchen konnte: das zu einer Staatsanstellung unerläßliche Fachstudium, er warf es weg, um nicht zu verlieren, was ihm höher stand: die Ausbildung des Künstlers, der eigenen Persönlichkeit, seines eigentlichen Berufs. Kamen auch Zeiten des Zweifels, ja der Verzweiflung in den Jahren seiner Münchener Einsamkeit, kamen auch Augenblicke, wo ihm sein Dichterberuf als ein Fluch erschien, es fiel ihm nicht ein, umzukehren, er rang vielmehr mit der eigenen Verzagtheit, selbst auf die Gefahr hin, den Mühen zu erliegen.

Es wurde dem energisch Strebenden nicht leicht gemacht, denn er hatte niemanden, der ihm hilfreich die Hand geboten hätte, keinen Berater, keinen älteren Freund, vor allem keine Autorität, der er sich so gerne hätte beugen wollen. Ja, lange fehlte es ihm sogar an einem persönlichen Verkehr, nur sein Tagebuch und die tagebuchartigen Briefe, die er an Elise schrieb, so weit es das hohe Porto gestattete, boten einen ungenügenden Ersatz. Was er lernt, woran er sich bildet, das bieten die Bücher, die ihm nicht einmal leicht zugänglich waren[3]), das sind besonders die Kunstwerke, deren Anblick ihm zum erstenmal in reichstem Maße durch die Münchener Kunstsammlungen geboten wurde. München befand sich damals in jenem Umbildungsprozeß, der aus einer rückständigen Provinzstadt die große deutsche Kunststadt machte. Noch war alles unfertig, was der Dichter-König Ludwig für seine Residenz plante. Wir können das Bild, das Hebbel in seinem „Gemälde von München“ später entwarf, durch die Skizze ergänzen, die Hermann von Lingg in seiner Selbstbiographie („Meine Lebensreise“, 1899, S. 27 f.) gibt. Lingg bezog 1837 die Universität

[2]) Gar keine Spur Maßmanns ist bei Hebbel zu beobachten.

[3]) Nach gütiger Mitteilung des Hrn. Bibliothekars Dr. A. Hartmann erhielt *Hebbel*, Literat, Lederergasse 5,3, gegen Kaution von zwei doppelten Friedrichsd'or nachstehende Bücher: 1837, 22. Dezember: Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. — 1838, 15. Januar: Winckelmann, Werke und Flögel, Geschichte der kom. Literatur; 16. Februar: Solger, Nachgelassene Schriften; 12. März: Sophokles' Tragödien von Solger; 18. April: Tieck, Dramaturgische Blätter; 20. April: Jean Pauls Vorschule der Aesthetik; 27. April: Schlegel, Athenäum; 14. Mai: Friedr. Schlegels Werke; 18. Mai: Aristophanes von Welcker; 6. Juni: Friedr. Schlegel, Jungfrau von Orleans; 13. Juni: Görres, Jungfrau von Orleans; 25. Juni: Kluge, Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittel; 13. Juli: Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und Solger, Erwin; 10. August: Hamanns Schriften; 24. August: Görres' Athanasius; 12. November: Hegels Werke und Solgers Nachgelassene Schriften; 21. November: Rahel; 14. Dezember: Th. Mundt, Die Kunst der deutschen Prosa und F. A. Wolf, Darstellung der Altertumswissenschaft; 21. Dezember: Schillers Briefwechsel mit W. v. Humboldt. — 1839, 4. Januar: Hegel, Werke; 14. Januar: Uhland, Sagenforschungen I. Der Mythus von Thor; 13. Februar: Spinoza, Ethik und Lenz, Schriften; 22. Februar: Görres, Mystik; 1. März: Pfizer, Briefwechsel zweier Deutschen. Mehr als zwei Bände auf einmal wurden nicht ausgeliehen.

München als Mediziner von Kempten aus; als Kleinstädter starrte er bewundernd die Bauten an: Residenz, Glyptothek, Kirchen und Paläste; Propyläen, Siegestor und Feldherrnhalle standen noch nicht, gleich hinter dem Bibliotheksgebäude endete die Ludwigstraße, die Universität war im alten Akademiegebäude, dem Pschorrbräuhaus gegenüber, untergebracht, ganze Stadtviertel boten als unbebaute Wiesen noch die freie Aussicht auf das ferne Gebirge. Noch sah man bei den Kindern des Volkes die alte Tracht; die Riegelhäubchen, silbern oder golden, zierten die anmutigen Köpfchen, die sich beim Eintritt in die Theatinerkirche fromm neigten, in den Straßen aber mit kecker Lebensfreude drehten und die lebhaften Aeuglein in unschuldiger Sinnlichkeit aufblitzen ließen.

Bald nach seiner Ankunft lernte Hebbel ein solches Riegelhäubchen kennen. Ende Oktober 1836 begegnet zum erstenmal im Tagebuch mit einem hübschen naiven Wort der Name „Beppy", schon am 3. Dezember heißt sie „die liebste, teuerste Beppy", mit der eine Adventsmusik in der Michaelskirche morgens um 6 Uhr gehört wurde, kurze Zeit darauf deutet eine Eintragung schon auf die größte Intimität hin, am 23. Dezember zeichnet sie ihren Namen eigenhändig im Tagebuch ein: Josepha Schwarz. Nur noch zwei anderen weiblichen Wesen hat Hebbel diesen bevorzugten Platz eingeräumt: am 20. April 1835 Elise Lensing, und später, im Sommer 1846, Christine Enghaus. Anders als diese beiden Frauen spielt das katholische Mädchen, von dessen Lippen „der Gottesverlorene Ketzer" speiste, in Hebbels Leben hinein. Sie war eine Tischlerstochter ohne jegliche Bildung, aber voll gesunden Menschenverstandes, nicht ohne Phantasie, von deren Tätigkeit ein reiches Traumleben Kunde gab, mit einem schlichten Mutterwitz begabt, fügsam und anschmiegend, dabei doch nicht ohne frische Herbheit, vor allem aber hatte sie echtes Weibempfinden und liebte den Mann, der sich zu ihr herabließ. Ende des Jahres 1836 machte sie ihm Geständnisse, deren Inhalt ihm nur ihre große Aufrichtigkeit vergessen machen konnte, sie muß ihm die Geschichte ihrer Verführung erzählt haben; es war ihm unmöglich, jedes bittere Gefühl auf einmal zu unterdrücken und ihre aus dem tiefsten Herzen kommende Bitte: „ach Gott, verzeih's mir" zu gewähren. Sie trennten sich, als sei es zwischen ihnen aus, so daß Beppi in der größten Aufregung nach Hause ging und glühend in jeder Ader „den kalten Tod heruntertrank"; „mit uns — glaubt' ich — ist's ja doch vorbei, mir ist kein Glück bestimmt, so will ich denn auch nicht länger leben!" Sie versöhnten sich aber bald und hielten von da an fest zusammen. Wie es scheint, wohnte sie ihm gegenüber, denn er konnte zu ihr hinaussehen, wenn sie sich am Fenster blicken ließ, und sie pflegte ihm des Morgens die „Landbötin" zu bringen. Später, wahrscheinlich im September 1837, scheint er zu ihren Eltern in die Lederergasse Nr. 5 gezogen zu sein, wo er für 7 fl. monatlich im dritten Stock ein geräumiges, zweifenstriges Zimmer, dazu dreimal im Tage warmes Wasser zu Kaffee und Tee und „die prompteste Aufwartung" erhielt; mit zufriedener Genugtuung schilderte er Elise das neue Quartier (Nachlese I, S. 50 f.). Ende April 1838 siedelte er mit dem Tischlermeister Anton Schwarz in die Landwehrstraße Nr. 10, Parterre und Ende September 1838 in die Lerchenstraße Nr. 45 über eine Stiege. Sein Verhältnis zu der Tochter seiner Hausleute erfüllte Gartner und Ihering ihrem Geständnisse nach bei zufälliger Entdeckung in gleicher Weise mit bedenklichem Staunen. Uns geht es anders, wir verstehen es vollkommen. Beppi war sinnlich, „rein tierische Liebe" warf ihr der Geliebte wohl in einem ärgerlichen Augenblicke vor, sie kam dem Mann gewiß auf halbem Weg entgegen; Hebbel hatte seine Erfahrungen auch schon hinter sich und schloß sich an das einzige weibliche Wesen, das sich an ihn klammerte, wohl mit größerer Wärme an, als er vielleicht selbst wollte. Man darf nicht vergessen, daß er wenigstens im Anfang als unabhängiger, wohlhabender junger Mann galt, denn er verstand es, seine Not zu verbergen. Daß er Mittags seinen Kaffee und dazu einen Kuchen genoß, wurde für ein Zeichen seiner günstigen Situation angesehen, die Hausleute wußten ja nicht, daß es sein ganzes Mittagessen bildete. Die Erbschaft des väterlichen Stolzes verrät sich darin, zugleich das Resultat der Erfahrung, denn er hatte durch seine sichtbar gewordene Armut in Hamburg schwer gelitten.

Beppi hielt ihm seine Wäsche in Ordnung, vielleicht war sie ihm zuerst als Wäscherin entgegengetreten? Er begleitete sie in die Kirchen und koste wohl auch im Englischen Garten mit ihr. Im Juni 1838 versprach er ihr, von Hamburg aus in Zeit von 2½ Jahren 100 Gulden zu senden; dadurch konnte er glauben, seine Schuld ihr gegenüber zu tilgen. Das Mädchen und noch mehr die Eltern scheinen das Verhältnis freilich ernster aufgefaßt zu haben, es soll nach Gartners Zeugnis zu Szenen gekommen sein, besonders da ein leichtsinniger, verschwenderischer Sohn und seine Verhaftung als Dieb ohnehin große Beunruhigung in die Familie brachten. Es waren dumpfe Verhältnisse, es war eine niedrige Sphäre, in der Hebbel lebte, drückend, kerkerhaft die Zustände, dabei keine Aussicht auf Befreiung, nicht einmal ein augenblickliches Gegengewicht durch einen anderen gesellschaftlichen Verkehr. Alle Woche einmal besuchte ihn Schumann, ein Bekannter aus Heidelberg her, Sohn eines Münchener Appellationsrates, doch bot er als Grenzmensch nicht, was Hebbel brauchte. Einen Wesselburner Elvers traf er nicht zu seiner Freude, schüttelte ihn auch bald ab. So lebte Hebbel in der großen Stadt „wie auf einer wüsten Insel", begann seinen Tag wohl, indem er sich in Uhlands Gedichten „berauschte", ging in den botanischen oder den Hofgarten, hörte die Militärmusik bei der Parade, nachmittags arbeitete er; seine Korrespondenz mit dem noch in Heidelberg zurückgebliebenen Rousseau ward immer bedeutender, der junge Bayer ihm jetzt erst ein Freund. Auch an Elise schrieb er, unermüdlich aber war er in dichterischen Versuchen.

Bald nach seinem Eintreffen, während die Cholera die Nichtigkeit des Lebens eindringlichst dartat, nahm er ein schon in Hamburg begonnenes Werk vor, seinen Schreinermeister Schnock, um durch die Darstellung eines nichtigen Daseins mit seinen Widersprüchen und Kleinlichkeiten die Spannung zu mildern, die von der verderblichen Seuche erregt wurde. Stärker als in früheren Werken stand er dabei unter dem Einflusse Jean Pauls, an dessen „Schmelzle" er selbst seinen „Schnock" maß. Der Feldprediger wie der Schreinermeister sind feig, was sich in einer Reihe von zum Teil ähnlichen Szenen zeigt, aber sofort sehen wir einen bedeutsamen Unterschied zwischen dem Vertreter einer bereits vergangenen Epoche und dem Repräsentanten einer sich erst emporringenden. Bei Jean Paul der Kontrast zwischen Schmelzles vorsichtiger Zaghaftigkeit und seiner Stellung im bürgerlichen Leben: er ist Feldprediger und darum wird seine Vorsicht zur Feigheit; um den Kontrast noch schneidender zu machen, heißt er Attila, das sind Zufälle, die eintreten konnten, aber nicht mit Notwendigkeit erfolgten. Hebbel sucht seinem Schnock gerade diese innere Konsistenz zu geben, indem er einen Riesen an Körperkraft als Feigling erscheinen läßt, also wahrscheinlich in Erinnerung an seinen Jugendgenossen Barbeck den Kontrast aus der Wurzel der Natur herauswachsen läßt. Jean Pauls drolliger Attila ist ein Spiel der Phantasie, Hebbels Schnock soll eine notwendige Naturerscheinung werden. Der Konflikt zwischen dem Aeußeren und dem Inneren, wie ihn Schnock erlebt, ist im Grunde tragisch, nicht komisch, er wird uns aber dadurch komisch, daß alle Gefahren nur in seiner Einbildung bestehen, daß er immer mit Windmühlflügeln kämpft. Hebbel hatte den Don Quixote am Krankenbette seines Vaters gelesen und eine grauenvolle Wirkung erlebt, weil er, wie der junge Heine, die Ironie des Werkes noch nicht erfaßte. Nun gestaltet er einen ähnlichen Verblendeten, der Furchtbares sieht, wo es nicht ist, der sich mit Dingen abquält, die einem jeden anderen gar keine Schwierigkeiten machen würden, aber die behagliche komische Wirkung will sich nicht recht einstellen, weil die Darstellung sich dagegen sträubt. Es gelingt uns nur schwer, jenen freien Standpunkt einzunehmen, von dem uns ein solches Dasein im richtigen Verhältnis erscheint; und Hebbel hat es uns nicht erleichtert, indem er die Ichform der Erzählung wählte und alles auf

den engsten Raum zusammendrängte. Das niederländische Gemälde, das Hebbel hier schaffen wollte, kam nicht ganz so zustande, wie es ihm vorschwebte, er sah selbst ein, daß ihm der lange Atem des Epikers fehle. „Ich bin gleich immer fertig," klagt er wohl und spricht dadurch ein Lob aus, das in einer Zeit der breitesten Geschwätzigkeit nicht gering war. Ihn drängt alles zum Drama, dem er damals noch nicht gewachsen war. Er nahm am „Schnock" eine Umarbeitung vor, indem er manches in Hamburg bereits Vollendete seinem neuerlangten Stilgefühl folgend ausschied; da wir sein Werk aber erst in einer späteren Wiener Fassung besitzen, ist es schwer, es für die Münchener Zeit auszunutzen. In die ersten Monate seines dortigen Aufenthaltes gehören noch mehrere Versuche dieser Art, die sich erhalten haben, während anderes später in einem Anfall von Verzagtheit zum Feuertode verurteilt wurde. So das Fragment seiner geplanten Reisebeschreibung: „Ein Abend in Straßburg"; es ist recht unerfreulich und nur deshalb bedeutsam, weil es uns verrät, wie sich Hebbel gegen seine Natur den damaligen Zeitton abringen wollte. Auch die Skizze „Die Obermedizinalrätin", in Laubes Mitternachtszeitung 1837 erschienen, mit ihrem etwas gequälten und quälenden Motiv ist unbedeutend, hervorzuheben wäre nur, daß sich Hebbel über einen Typus der Zeit, die unverstandene Frau, lustig machte, was aber deshalb seine Schwierigkeiten für ihn hatte, weil er noch gar keine Fühlung mit der geschilderten sozialen Schicht hatte. Das muß wohl auch der Mangel seines großen Romans „Der deutsche Philister" gewesen sein, der nicht nur eine ganze Hofgesellschaft, die Wiedereinführung des Jesuitenordens, sondern eine Zeitkrankheit darstellte; zwanzig Kapitel hatte Hebbel fertig, als er den Roman vernichtete. Von einem ausführlichen Charaktergemälde „Der Schneidermeister Nepomuk Schlägel" ist wenigstens das erste Kapitel, „Nepomuk auf der Freudenjagd", erhalten und bringt ein unzweifelhaftes Selbstgeständnis. Als Hebbel in Lichtenbergs Schriften (Göttingen 1800, I S. 25) die Stelle über dessen Fertigkeit las, „aus jedem Vorfall des Lebens, er mag Namen haben wie er will, die größtmögliche Quantität Geist zu eigenem Gebrauch auszusaugen", da fiel ihm die Aehnlichkeit mit sich selbst in die Augen (Tagebuch Nr. 672); gegenständlich gemacht hat er sie in der Gestalt Schlägels. Dieser ist die Personifikation der „edlen Gifteinsaugungskunst", überall findet er mit teuflischem Vergnügen einen Anlaß zum Neid und wird auf seinem Spaziergang nach solchen Freuden vorgeführt. Wieder soll die Komik, wie beim Schnock, daraus folgen, „daß Schlägel den Stoff, sich zu ärgern, immer in den scheinbar am wenigsten dazu geeigneten Veranlassungen antrifft", so hat Hebbel selbst gesagt, wieder aber finden wir nur schwer den richtigen Maßstab für das Urteil, wir fühlen uns gedrückt, nicht befreit, wir ahnen die Tragik eines Naturells, das so weit geht, sich selbst um seine Vergangenheit zu beneiden, vermögen sie aber nur mit Mühe wegen ihrer Nichtigkeit zur Komik aufzulösen. Der Dichter steht mit zu wenig Freiheit seinem Geschöpfe gegenüber, es ist nach einem seiner Bilder noch nicht die geistige Nabelschnur durchschnitten, durch die es mit seinem Schöpfer zusammenhängt. Zudem wirkt die Fülle der Motive auf engstem Raum verwirrend. Einen Schritt weiter auf dem epischen Gebiet machte Hebbel mit seinem „Meister Jakob", der im März 1837 begonnen, aber nicht fertig wurde; uns liegt in dem Fragment „Die beiden Vagabunden" der einzige Rest vor. Hier endlich hat er sich zu jener behaglichen Erzählungsweise durchgerungen, die in launigen Ausführungen selbst bedenkliche Zustände künstlerisch möglich macht und uns zum ungestörten Genuß des Komischen gelangen läßt. Es führen einzelne Fäden vom Schnock zum Meister Jakob, vielleicht weist die Erfindung sogar noch in die Heimat zurück, weil der „Dithmarsische und Eiderstedter Bote" zwei Abenteurer wie Hanes und Jürgen in einer Wirtshausszene vorführte; wir können auch an Tiecks „Abraham Tonelli" erinnern, aber das Fragment ist unzweifelhaft Hebbels gelungenster Versuch im komischen Fach, wenn er auch an die tragische Novelle „Anna" nicht heranreicht. Die Komik Hebbels hat einen tragischen Untergrund, dafür charakteristisch ist eine gelegentliche Tagbuchbemerkung; er betrachtet eine Fliege, die sich an der Fensterscheibe vergebens abmüht, und meint, ob nicht die Bestrebungen der Menschen einem höheren Wesen ähnlich erscheinen müßten? So faßt er das Wesen seiner Gestalten komisch auf, darum wird seine Komik nur zur Kehrseite der Tragik; sein Humor ist der empfundene Dualismus, ist Darstellung des Ideals in seinem vergeblichen Ringen nach Gestaltung.

In diesem Sinne humoristisch muß auch das kleine Märchen „Der Rubin" genannt werden, das im Frühjahr 1837 entstand. Die Einkleidung der Idee fand er plötzlich bei einem Spaziergang, da er einen funkelnden Stein auf der Erde liegen sah, so erzählte er später seinem jungen Freunde Kulke; sie war übrigens durch Erfindungen der Literatur nahegelegt, man erinnere sich etwa an Börnes Märchen „Honestus". Die Idee selbst hatte Hebbel schon an einem Novembertage 1836 als beste Lebensregel festgehalten, wir kennen sie bereits: „Wirf weg, damit du nicht verlierst!" Er zeichnet in seinem Assad einen Menschen, der mit Gewalt einen Rubin in seinen Besitz bringt und ihn mit allen Mitteln festhält, da er erfährt, daß er eine schöne Prinzessin einschließt. Er kann sie erlösen, nur weiß er nicht wie, und tut nun gerade das, was ihn von seinem Ziel vollständig entfernt; er will von dem Stein nicht lassen und doch ist dies das einzige Mittel, um die Prinzessin zu befreien. Darin gleicht er allen übrigen Menschen, deren Tun deshalb humoristisch wird, weil es ihrem heißerstrebten Glück widerspricht. Darin steckt aber nach Hebbels Ansicht auch die Tragik des Menschendaseins; jedes Individuum trennt sich als solches von der Idee, der es doch zustrebt, schon seine Existenz ist seine Tragik. Es muß zerstört werden, um wieder in die Idee aufzugehen; das tun die tragischen Gestalten im engeren Sinn des Wortes; die humoristischen dagegen lösen sich selber auf, wie Schnock, wie Schlägel und wie am harmonischsten Assad. Man erkennt aber die tiefe Tragik, die einen solchen Humor allein hervorrufen kann. In diesem Sinne deutet er auch Solgers Ironie „als den Blick auf das Ausgleichende, das in Zeit, Zufall und Schicksal liegt und das den Dichter, der es schon im voraus mit dem geistigen Auge erfaßt hat, das Ungeheuerste der Gegenwart leicht und leichtsinnig betrachten und behandeln läßt." (Nr. 1009.) Ein solcher Humor aber hat mehr Befreiendes für den Schaffenden als für den Genießenden, darum erschließen sich Hebbels Werke dieser Art so schwer dem Verständnis.

(Fortsetzung folgt.)

Physiologische Psychologie.

„Physiologische Psychologie" ist eine Betrachtungsweise des Seelenlebens, welche sich auf der Voraussetzung aufbaut, daß das seelische Geschehen eine Funktion des körperlichen Geschehens ist, daß dieses der Träger, das Substrat von jenem ist. Sie ist im besonderen der gewissermaßen innere Teil der „Psychophysik", da sie die körperlichen Lebensvorgänge des Organismus und im besonderen die des Nervensystems und der Sinnesorgane zu den seelischen Vorgängen in Beziehung bringt, während der äußere Teil der Psychophysik von den mittelbaren Beziehungen des Bewußtseins zur körperlichen Außenwelt handelt. In Fechners „Elemente der Psychophysik" (1860) wird diese Terminologie eingeführt. Doch Wundts „Grundzüge der physiologischen Psychologie" (1874), welche Fechners Bahnen weiter verfolgten, haben seine Terminologie dahin verschoben, daß die „physiologische Psychologie" das ganze Gebiet der Psychophysik, ja noch darüber hinaus, ein großes Kontingent rein physikalischer, physiologischer und psychologischer Probleme in sich schließt.

Als Wundts „Grundzüge der physiologischen Psychologie" 1874 zum erstenmal erschienen, waren kaum die wesentlichsten anatomisch-physiologischen Tatsachen

und die experimentelle Methodik dermaßen klar, daß sie als Grundlage einer eigenen Disziplin brauchbar und zureichend erschienen. Seine Darstellung der gröberen und der mikroskopischen Gehirnanatomie gemäß dem damaligen Stande der Untersuchungen, seine Ausführungen über die physiologische Mechanik der Nervensubstanz und den Ursprung namentlich der Tast- und Gesichtsvorstellungen auf Grund eigener Forschungsresultate („Untersuchungen zur Mechanik der Nerven und Nervenzentren", ferner „Beiträge zur Theorie der Sinneswahrnehmung"), seine methodologischen Erörterungen vornehmlich auf der Grundlage von Fechners Lehre, schließlich seine psychologischen Theorien in Anknüpfung, aber auch in erkennbarem Gegensatze zu Kant und namentlich zu Herbart waren damals berechtigten Ansprüchen gewiß adäquat, teilweise sogar (so in der Apperceptionslehre) schöpferisch. Ein Urteil über das Verhältnis dieser Ansprüche zu den heutigen erübrigt sich demjenigen gegenüber, der auch nur ganz äußerlich Wundts „Grundzüge" von 1874 mit den „Grundzügen" von 1902/03 mit einander vergleicht. Sie sind von Anfang an gewissermaßen die Enzyklopädie der psychologischen, der physiologischen und der psychophysischen Forschung gewesen: damals bildeten die „Grundzüge" e i n e n nicht einmal sonderlich starken Band, heute, in der eben beendeten 5. Auflage, bilden sie d r e i recht starke engbedruckte Bände. Sind schon die ersten vier Auflagen eine unentbehrliche Quelle für alle gewesen, die zum Zweck planmäßiger Forschungen oder gelegentlicher Orientierung sich mit der Gesamtheit oder mit Einzelheiten des bisher errungenen psychophysischen Wissens und methodischen Verfahrens vertraut machen wollten, so wird die 5. Auflage diese Rolle erst recht spielen.

Der Rückblick auf die Geschichte der „Grundzüge der physiologischen Psychologie" ist im übrigen natürlich von Interesse, sowohl als Charakteristik des Autors wie für die Geschichte der Wissenschaft. Sein epochemachendes und in vieler Hinsicht fundamentales Werk hat Wundt von Auflage zu Auflage gründlich durchgearbeitet, dem Fortschritt des gesamten Wissens aufs sorgfältigste Rechnung getragen und auch wesentliche Momente seiner Theorie wiederholt zu modifizieren keinen Anstand genommen; der mehr als 70jährige Forscher äußert sich in Betreff der neuesten Auflage: „So manche Ausführungen der früheren Arbeit konnte ich nicht mehr als den adäquaten Ausdruck meiner heutigen Ueberzeugungen ansehen, da ich denn doch in dem Vorwärtsstreben unserer jungen Wissenschaft der letzte sein möchte, der nicht, so weit er kann, aus neuen Erfahrungen zu lernen und an ihnen seine Anschauungen weiterzubilden versuchte. So entschloß ich mich denn, das Werk wenigstens in einen Zustand zu bringen, der diese Differenzen so viel als möglich ausgleiche. Bald zeigte es sich aber, daß dieser Plan nicht ausführbar sei, wenn nicht wiederum ein Ergebnis zustande kommen sollte, das wahrscheinlich Autor wie Leser wenig befriedigt hätte. So ist denn fast unversehens dies Buch beinahe ein neues geworden. Mein Hauptziel bei dieser gründlichen Umarbeitung war aber nicht sowohl dies, eine vollständige Uebersicht über die gesamte weitverzweigte Literatur des Gebietes zu geben — dazu ist in den zahlreichen Zeitschriften, über die gegenwärtig die experimentelle Psychologie verfügt, für jedermann leicht Gelegenheit geboten — als vielmehr die Erfahrungen und Anschauungen, die ich unter der hilfreichen Mitarbeit so mancher im Lauf der Jahre im Leipziger psychologischen Laboratorium tätiger jüngerer Kräfte gewonnen hatte, vollständiger und, wo es nützlich schien, mit eingehenderer Begründung als in den früheren Auflagen vorzuführen. Nicht der Kompilation, sondern der Darstellung eigener Erfahrungen und Ueberzeugungen, natürlich überall unter dankbarer Benutzung dessen, was sich fremden Arbeiten entnehmen ließ, will daher in erster Linie das Werk in seiner gegenwärtigen Gestalt dienen." Die große Bereitwilligkeit zur Selbstkorrektur, die Wundt hier kundgibt, und die tatsächlich vorliegende vielfache und tiefgreifende Aenderung seiner Ansichten, die nicht selten das Vorhandensein von Widersprüchen zwischen verschiedenen seiner Werke zeitigt, können gar nicht genug gerühmt werden, zumal sie in keiner Weise einen Zweifel an der Solidität der Geistesarbeit rechtfertigen. — Für die Geschichte der „physiologischen Psychologie", der „Psychophysik", der „experimentellen Psychologie" sind die „Grundzüge" von Wundt das schlechthin maßgebende Dokument. Besonders das Wachstum des Umfanges der „Grundzüge" repräsentiert sehr deutlich, wie das ursprünglich aus lauter Anleihen auf fremdem Gebiete dürftig zustande gekommene wissenschaftliche Unternehmen spezifisches Besitztum gewinnt, sein Existenzrecht und seine Lebensfähigkeit den verschiedenen Zweiflern gegenüber erweist, mit exakten Forschungsmitteln das Tatsachenwissen gewaltig mehrt und die theoretische Einsicht bedeutsam fördert und heute eine nahezu unübersehbare Fülle von Stoff und daneben eine rege Diskussion einer Vielheit einander widerstreitender Grundprinzipien beherbergt.

Die „Grundzüge der physiologischen Psychologie" in ihrer neuesten Gestalt und mit oder in ihnen die Disziplin selbst nach ihrem Soll und Haben hier zu kennzeichnen, ist nicht angängig. Es muß genügen, darauf zu verweisen, daß Wundt an außerordentlich vielen Stellen, teils veranlaßt durch die Ergebnisse neuer empirischer Untersuchungen, teils aus anderen Motiven, eine einwandfreiere Formulierung unserer und seiner wissenschaftlichen Einsicht bietet. Namentlich die für jedwede psychologische Haupt- oder Nebendisziplin unerläßliche Forderung, die Bewußtseinsvorgänge in ihrem eigenen Zusammenhang zu untersuchen, ist von Wundt in der neuen Auflage in mehrerer Hinsicht weit besser befriedigt worden als in den früheren Auflagen seines Werkes. Namentlich seine Analyse und Theorie des Willens bietet sich heute in einer Form dar, die jeden Unbefangenen zwingt, die bisherige, aus ihren metaphysischen Beziehungen motivierte Ablehnung wesentlich aufzugeben. Der Abschnitt über die Gemütsbewegungen hat vielleicht am reinsten den mehr subjektiven als objektiv wissenschaftlichen Charakter der Thesen bewahrt. Auf die ausgezeichneten Auseinandersetzungen über elementare Aesthetik möchte ich gleichfalls nicht verfehlen, ausdrücklich aufmerksam zu machen. Schließlich möge noch e i n e Erinnerung hier Platz finden, welche gerade die neueste Auflage von Wundts Hauptwerk wachruft: die an Wundts großartige Verdienste als Begründer und Arbeiter der experimentell-psychologischen Tatsachenforschung und als Erzieher zu solcher Forschung außerhalb und vornehmlich innerhalb des Leipziger psychologischen Instituts!

Chr. D. P f l a u m.

Zuschriften aus dem Leserkreise.

Zur Frage einer Gemeinsprache.

Zu dem Aufsatz von B. L. Wities: „Die Weltsprache", welcher in der Beilage vom 28. Dezember 1903 erschienen ist, seien mir einige Worte vergönnt; ich bediene mich, wie bei früheren Gelegenheiten, des Ausdrucks „Gemeinsprache", weil der andere: „Weltsprache", einen doppelten Sinn hat und in bestimmten Fällen (z. B. „eine Weltsprache") zweideutig sein kann. Ich verkenne nicht, wie viel feine Erwägungen in diesem Aufsatz enthalten sind; manches aber fordert mich zu entschiedenem Widerspruch heraus. Wenn ich nun doch ihn vorderhand zurückhalte, so geschieht es nicht sowohl, weil auch der Verfasser nicht ausdrücklich auf die von anderen vertretenen Ansichten eingeht und weil ich selbst vor kurzem die wesentlichsten Punkte der Frage neuerdings zu erörtern hatte,[1]) sondern vielmehr deshalb, weil das, was er angreift, sich wesentlich von dem unterscheidet, was ich verteidige. Ich denke z. B. gar nicht an eine künstliche Gemeinsprache, welche von vornherein solche Verbindungen von „Glanz" wie „der Glanz des Hofes", „ein glänzend geschriebenes Buch", „ein glanzvoller Vortrag" getreulich wiedergeben müßte. Wities hat eingesehen, daß es sich nicht mehr um eine philosophische Universalsprache im Sinne von Leibniz handelt, wie er sie ausführlich kritisiert; aber er hat übersehen, daß es sich heut-

[1]) In der Gesamtsitzung der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien am 18. Dezember 1903 habe ich einen auf Aufforderung der Akademie verfaßten Bericht „über die auf Schaffung einer künstlichen internationalen Hilfssprache gerichtete Bewegung" vorgelegt, welcher im Almanach der Akademie von 1904 erscheinen wird.

zutage ebensowenig handelt um „eine wirkliche Volks- und Verkehrssprache im umfassendsten Sinne, eine Sprache, die allen Völkern und Menschenklassen, bei allen Gelegenheiten und in allen Lagen dienlich, d. h. gut verständlich sein soll“, sondern um eine internationale Hilfssprache. Ueber eine solche — „die nicht etwa den utopistischen Traum einer allgemeinen Weltsprache verwirklichen soll“ — ist in der Beilage vom 18. Oktober 1901 kurz von W. berichtet worden. Weitere Auskunft gewährt die Flugschrift von L. Couturat: „Die internationale Hilfssprache“ (Selbstverlag des Verfassers, 7 Rue Nicole, Paris), von welcher, wie ebenfalls auf dem Umschlag zu lesen ist, „Exemplare auf Verlangen gratis und franko zugesandt werden.“ Derselbe Herr hat vor wenigen Monaten zusammen mit L. Leau ein umfangreiches, aber dabei sehr übersichtliches Buch: Histoire de la langue universelle (Hachette et Cie, Paris) veröffentlicht. Herr Wities hat den Lesern der Beilage eine Warnung geben wollen; ich möchte ihnen lieber eine Mahnung geben, nämlich die, neben seinen Ausführungen auch die der anderen zu berücksichtigen.

Daß über eine künstliche Gemeinsprache die Meinungen geteilt sind, ist begreiflich; um so mehr hätte Herr Wities Anlaß gehabt, die tatsächlichen Umstände, auf Grund deren eine solche gefordert wird, näher ins Auge zu fassen, da es ja hier nur auf höhere und geringere Bewertungen ankommt, also ein Verständnis am ehesten möglich ist. Einerseits leugnet niemand, daß die Sprachenverschiedenheit dem internationalen Verkehr Schwierigkeiten bereitet, andrerseits niemand, daß sie durch die Aneignung mehrerer fremden Sprachen gemindert werden können. Aber wie und bis zu welchem Grade das wirklich geschieht, hätte auseinandergesetzt werden müssen; ich hatte in der Beilage vom 7. Oktober 1901 („Die Wahl einer Gemeinsprache“) gezeigt, daß „Aneignung“ hier sich in sehr verschiedenem Sinne verstehen läßt, und daß die einzelnen Völker sich in Bezug auf diese Aneignung sehr verschieden verhalten. Uns Deutschen braucht sie am wenigsten ans Herz gelegt zu werden; unter allen großen Völkern ist keines dem praktischen und wissenschaftlichen Studium fremder Sprachen mehr ergeben als wir, und keines weniger als die Engländer. Während die Franzosen seit geraumer Zeit das ernste Streben bekunden, ihrer Einsprachigkeit abzuhelfen, breitet sich unter den Engländern neuerdings wiederum mehr und mehr die Neigung aus, auch in der Fremde nur die eigene Sprache zu gebrauchen. Sollen sie von uns Deutschen wie Schulkinder behandelt werden, denen die liebevollen Eltern die Schulranzen tragen weil sie ihnen zu schwer seien?

Graz, 20. Jan. 1904. H. Schuchardt.

Bücher und Zeitschriften.

Juristisches. Ein Wort zur Aufhebung der gerichtlichen Voruntersuchung. Von Dr. Alois Zucker. Berlin 1904. J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung. 74 S.

Zu den auf der Tagesordnung stehenden strafprozessualen Fragen gehört die Reform der Voruntersuchung. Verschiedene wertvolle Erörterungen widmen sich in jüngster Zeit diesem Thema. W. Kuhlemann (Die Reform der Voruntersuchung 1903) hat sich dafür ausgesprochen, daß die Einrichtung der Voruntersuchung zwar aufrecht erhalten werden solle, aber der Untersuchungsrichter bei den ihm überwiesenen Fällen die Funktionen des Staatsanwalts und der über die Eröffnung des Hauptverfahrens beschließenden Kammer zu überkommen habe. Einen Schritt weiter geht die Schrift des Verfassers, welche in der Form der kritischen Besprechung eines Aufsatzes von Hanns Groß (Zeitschr. f. Kriminalanthropologie Bd. 12 S. 191 f.) zunächst die von Groß zugunsten der gegenwärtigen Einrichtung vorgebrachten Gründe zu widerlegen sucht und sich in ihrer zweiten Hälfte mit der Verteidigung des vom Verfasser schon früher erhobenen Rufes nach Beseitigung der Voruntersuchung befaßt. Der Verfasser wünscht ein „kontentioses, mündliches und öffentliches Zwischenverfahren“ über die Rechtmäßigkeit der vorgenommenen Untersuchungshandlungen und will dem Staatsanwalt die Hauptaufgaben der bisher dem Untersuchungsrichter obliegenden Anklagevorbereitung zuweisen. Die Schrift bietet manche neue Gesichtspunkte und regt Theoretiker wie Praktiker in hohem Maße zur weiteren Prüfung des Problems an. Die Gegensätze dürften nicht unversöhnlich sein. Eine sorgfältige Vorbereitung aller für die Hauptverhandlung wichtigen Beweise, wie sie Groß dem Untersuchungsrichter vindiziert, muß auch im neuen Prozeß garantirt sein. Aber es erscheint der Vorschlag Zuckers als sehr begrüßenswert, daß derjenige, welcher die Anklage vorbereitet hat, sie auch vor dem erkennenden Gerichte vertrete. Ob diese Person Richter ist oder Staatsanwalt dürfte im Vergleich dazu sekundäre Bedeutung haben. Schafft man die Voruntersuchung ab, so wird man zunächst allerdings einen Ueberrest des alten gerichtlichen Verfahrens mit seiner Heimlichkeit, Schriftlichkeit und Beschränkung der formellen Verteidigung los. Aber das genügt nicht, wenn an die Stelle dieses gerichtlichen Verfahrens nun ein Verfahren vor der Anklagebehörde tritt, welche im wesentlichen gleiche Machtbefugnisse wie der Untersuchungsrichter erhält. Parallel mit der Abschaffung der Voruntersuchung wird daher auch die Schaffung größerer Garantien für die Interessen des Beschuldigten gehen müssen, soweit solche irgend vereinbar sind mit den Zwecken des vorbereitenden Verfahrens. Der Vorteil der Beschleunigung im Vergleich zum schleppenden Gang unserer heutigen größeren Prozeßsachen wird dann nicht darauf beruhen, daß die Anklage etwa weniger sorgfältig für die Interessen beider Parteien vorbereitet ist, sondern darin, daß der nämliche Beamte, welcher die Sachlage am eingehendsten und unmittelbarsten kennen gelernt hat, auch den Weiterbetrieb des Verfahrens zu übernehmen hat.

Dr. August Köhler.

Répertoire méthodique de l'histoire moderne et contemporaine de la France, rédigé sous la Direction de *G. Brière, P. Caron, H. Maistre* et publié sous les auspices de la Société d'histoire moderne. Année 1901. Paris, Bellais, 1903, 334 S. 16 Fr. —

Die Produktion auf dem weiten Gebiete der historischen Literatur wächst von Jahr zu Jahr, und immer schwerer fällt es, selbst innerhalb gewisser Grenzen, sich über die neuesten Erscheinungen, zumal die in zahllosen Zeitschriften und Tagesblättern zerstreute Masse von Veröffentlichungen auf dem Laufenden zu erhalten. Bibliographische Wegweiser, die dem Fachgelehrten eine rasche, bequeme und zuverlässige Orientierung ermöglichen, sind daher längst ein dringendes Bedürfnis geworden. Ihm verdanken wir in Deutschland, um nur das Wichtigste zu nennen, die nun schon seit einer Reihe von Jahren als Anhang der Historischen Vierteljahrsschrift erscheinende, von Oskar Masslow in bewährter Weise bearbeitete Bibliographie zur deutschen Geschichte, sowie die von Dieterich redigierte Bibliographie der deutschen Zeitschriftenliteratur, die allen billigen Anforderungen gerecht werden. Für Frankreich, das an der Produktion auf geschichtswissenschaftlichem Gebiete quantitativ und qualitativ hervorragend beteiligt ist, liegen die Verhältnisse weniger günstig. Die von A. Vidier in der Zeitschrift Le Moyen-age von 1896 ab veröffentlichte Uebersicht über die mittelalterliche französische Geschichtsliteratur wird bedauerlicherweise heute nicht mehr fortgeführt, weil der Herausgeber nicht die nötige Unterstützung gefunden hat; es klafft hier also eine Lücke, die früher oder später wieder ausgefüllt werden muß. Um so erfreulicher ist es, daß das Repertorium zur neueren und neuesten französischen Geschichte, auf das ich hier empfehlend hinweisen möchte, einen gedeihlichen Fortgang nimmt. Im Jahre 1899 ist der erste, die Literatur des Jahres 1898 behandelnde Band erschienen; über die für die Bearbeitung maßgebenden Grundsätze haben sich die beiden Herausgeber, P. Caron und G. Brière, die in den Fachkreisen auch als Redakteure der 1897 begründeten, rüstig emporstrebenden Revue d'histoire moderne et contemporaine wohl bekannt sind, im Vorworte des näheren geäußert. Wie fast jedes junge Unternehmen, hat auch dieses „Répertoire“ im Anfange mit Schwierigkeiten aller Art, inneren wie äußeren, zu kämpfen gehabt, aber dank dem rastlosen Bestreben der Herausgeber allen fühlbaren Mängeln abzuhelfen und

möglichste Vollständigkeit anzustreben, ist es gelungen, das Werk von Jahr zu Jahr zu vervollkommnen, so daß wir heute in ihm ein für jeden, der sich mit neuerer französischer Geschichte beschäftigt, geradezu unentbehrliches Hilfsmittel besitzen, das in jeder größeren Bibliothek zu finden sein sollte. Zahlen reden auch hier am deutlichsten: während der erste Jahrgang auf 117 Seiten 2017 Nummern verzeichnet und die Ausbeute von 400 Zeitschriften bringt, sind in dem vorliegenden Bande, der die literarischen Erzeugnisse des Jahres 1901 zusammenstellt, auf 334 Seiten 5278 Nummern vereinigt, ist die Zahl der benützten Zeitschriften und Zeitungen hier auf 789 gestiegen (darunter allein 488 französische). Wie man sieht, eine gewaltige Summe von Arbeit, die in den Blättern niedergelegt ist — von tüchtiger, solider Gelehrtenarbeit, wie wir nach näherer Prüfung hinzufügen dürfen. Der Einteilungsplan ist wohl überlegt und übersichtlich. Der gesamte Stoff wird verteilt auf die Kapitel: Allgemeines, Innere politische Geschichte, Diplomatische Geschichte, Militär- und Kriegsgeschichte, Kirchengeschichte, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Kolonialgeschichte, Kunstgeschichte, Ortsgeschichte, Biographien und Genealogie; dazu treten seit 1903 erstmals die Geschichte der Wissenschaften und Literaturgeschichte. Innerhalb der einzelnen Abschnitte sind die Veröffentlichungen, soweit möglich, chronologisch nach den drei großen Perioden von 1500—1789, 1789—1815 und 1815—1901 zusammengestellt und in ihren Unterabteilungen wiederum alphabetisch nach Nummern geordnet. Bei größeren Publikationen wird wenigstens auf die wichtigsten Besprechungen, namentlich in französischen Fachzeitschriften, kurz verwiesen. Die Anführung der Titel ist sorgfältig, nur ab und zu begegnet es, daß, wie bei den Nrn. 920 und 1122, deutsche Abhandlungen mit französischem Titel zitiert werden. Die Zusammenstellung selbst ist wohl so vollständig, als es überhaupt erreicht werden kann: einzelne kleinere Auslassungen und Mängel, wie sie bei einem derartigen Werke nie völlig zu vermeiden sein werden, tun dem Werte des Ganzen keinen Abbruch. Ein Autorenregister und zwei weitere Register für die in den Titeln erwähnten Personen- und Ortsnamen erleichtern in willkommener Weise die Benützung. Möge es den Herausgebern, zu denen sich diesmal als Dritter der Bibliothekar H. Maïstre gesellt, vergönnt sein, das Unternehmen, das auf die ihm seit kurzem gewährte staatliche Unterstützung begründeten Anspruch erheben darf, auf bewährten Bahnen erfolgreich fortzuführen, möge das Repertoire auch in Deutschland immer mehr die Verbreitung und Anerkennung finden, die es verdient!

Karlsruhe. K. Obser.

F. Engel-Bey. Das Winterklima Aegyptens. Berlin 1903, A. Hirschwald. 2.50 M.

Der Verfasser lebt seit 24 Jahren in Aegypten als Arzt und ist daher wie kaum ein Zweiter in der Lage, die klimatischen Verhältnisse dieses Landes, das für das medizinische Deutschland immer größeres Interesse gewinnt, zu schildern. Der Hauptpunkt der Arbeit Engel-Beys liegt darin, daß sie einen präzis und objektiv gehaltenen Ueberblick über das gibt, was man tatsächlich klimatisch in Aegypten erwarten darf und was man im allgemeinen zu tun und zu lassen hat, um einen bestmöglichen Erfolg der Winterkur zu erzielen. Eine Reihe hübscher Illustrationen schmückt das gediegene Buch.

m.

x

Allgemeine Rundschau.

Zur Kartographie des Mittelalters

Mit dem Verfall des Römerreiches und der Zeit der Völkerwanderung ging die Kenntnis des Ptolemäus und seiner kartographischen Leistungen dem Abendlande verloren. An die Stelle der ptolemäischen Karten traten die mittelalterlichen Mönchskarten, welche die Erde als eine Scheibe darstellten, die vom Oceanus umflossen war; es sind die sogenannten Radkarten. Richtung und Entfernung werden hier, wie Dr. Aug. Wolkenhauer in einer interessanten Arbeit über die ältesten deutschen Reisekarten ausführt, vollständig vernachlässigt. Ein Gradnetz fehlt. Die Zahl dieser Weltkarten ist beträchtlich, doch haben sie für die Entwicklung der Kartographie von Deutschland gar nichts geleistet. Sie bedeuten einen großen Rückschritt. Der voriges Jahr verstorbene Geograph Sophus Ruge sagt sehr bezeichnend: „Man freut sich, auf der Karte Heinrichs von Mainz aus dem 12. Jahrhundert die Donau erkennen zu können, hat aber im übrigen den Eindruck, daß die flüchtigen Kartenskizzen, die von Indianern oder Polynesiern oder von Eskimos zur Orientierung europäischer Forschungsreisender entworfen sind, mehr geleistet haben und der Wahrheit näher gekommen sind als diese Mönchsarbeiten."

Neben den Radkarten gab es im Mittelalter noch eine andere Gruppe von Karten, die eine bei weitem größere Vollendung zeigen als die Radkarten: die sogenannten Portulankarten. Zwar fehlt ein Gradnetz, doch sind besonders die Umrisse des Mittelmeeres mit erstaunlicher Treue wiedergegeben. Diese Karten sind direkt aus der Praxis hervorgegangen; es sind Schifferkarten, auf denen die gegenseitige Lage der Küstenpunkte nach Richtung und Entfernung niedergelegt ist. Für die Kartographie von Deutschland kommen sie fast gar nicht in Betracht, da die Karten sich fast ganz auf das Mittelmeer beschränken. Die Fahrten der italienischen Seeleute drangen nur bis zu den Häfen von England und Holland, so daß die Darstellung der deutschen Küsten gerade am wenigsten befriedigt.

Aus der Zeit vor der Erneuerung der Kartographie ist weiter noch ein Typus von Karten vorhanden, der jedoch nur durch die bekannte Tabula Peutingeriana vertreten wird. Es ist die bekannte Straßenkarte des römischen Reiches; das Original stammt vermutlich aus der Mitte oder dem Ende des vierten Jahrhunderts n. Chr. Sie stellt in schematischer Weise sehr geschickt das Wegenetz mit den Entfernungen dar. 1507 erhielt der Augsburger Patrizier Konrad Peutinger eine handschriftliche Kopie der Karte von dem Humanisten Celtes; diese Kopie stammt aus der Zeit um 1200 n. Chr. und wird jetzt in der Wiener Hofbibliothek aufbewahrt. Peutinger kam nicht dazu, die Karte zu veröffentlichen, doch hat sie seinen Namen behalten und unsterblich gemacht. Erst 1598 wurde die Karte von Ortelius veröffentlicht und damit bekannter. Einen unmittelbaren Einfluß hat die Peutingersche Karte auf die Entwicklung der Kartographie in Deutschland nicht ausgeübt.

x

Kleinere Mitteilungen.

* Von der Leitung der deutschen Naturforscherversammlung. Wie bereits an anderer Stelle gemeldet, ist der Patholog der Breslauer Universität, Geheimrat Ponfick, von der Ehrenstelle des ersten Geschäftsführers der deutschen Naturforscherversammlung zurückgetreten. Man darf annehmen, daß der Vorgang, über den demnächst eine offizielle Aufklärung erfolgen soll, mit den Zwistigkeiten in Zusammenhang steht, die die bekannte Rede des Professors Ladenburg im Kreise der Breslauer Naturforscher hervorgerufen hat und die unlängst in einer sehr scharfen Rede des Anatomen Hasse ihren Ausdruck gefunden haben. Jetzt ist, wie die Breslauer Zeitung meldet, der Professor der Augenheilkunde Geheimrat Uhthoff mit der Geschäftsführung betraut worden.

C. K. Radiumfunde in Amerika. Aus New-York wird berichtet: In der letzten Sitzung des Technischen Klubs zeigte Professor Magie eine Probe von Radium, das aus Carnallit gewonnen war und einen hohen Grad von Radioaktivität besitzt. Carnellit wird reichlich in Utah gefunden. Zur Gewinnung des Radiums aus dem Erz wurde das Curie-Verfahren angewandt. Professor Magie erklärte, es würde bald reichlich amerikanisches Radium geben, das billig und für alle Zweige der Wissenschaft leicht zugänglich sein würde. Eine andere Meldung aus San Antonio, Texas, besagt, daß große Mengen Erde mit radioaktiven Eigenschaften in dem Llano-Mineralbezirk entdeckt worden sind. Mehrere Gelehrte bestätigen nach der Untersuchung, daß die Gegend schließlich mehr Radium hervorbringen wird als alle anderen bekannten Lager in der Welt.

* **Der II. Internationale Kongreß für Allgemeine Religionsgeschichte,** der in **Basel** vom 30. August bis 2. September 1904 stattfinden wird, soll, wie man uns mitteilt, wie seine Vorgänger in Paris 1900 und Stockholm 1897 durchaus wissenschaftlichen Charakter tragen und der rein historischen Erforschung der Religion dienen; alle konfessionelle Polemik soll grundsätzlich unterlassen bleiben. Es sind vorläufig folgende Sektionen vorgesehen: 1. Religionen der sogen. „Naturvölker" mit Einschluß der Peruaner und Mexikaner; 2. Religionen der Chinesen und Japaner; 3. Religion der Aegypter; 4. Religionen der Semiten; 5. Religionen Indiens und Irans; 6. Religionen der Griechen und der Römer; 7. Religionen der Germanen, der Kelten und der Slaven; 8. Christliche Religion. Der Mitgliederbeitrag ist auf 20 Fr. festgesetzt. Die Mitgliedskarte berechtigt auch: 1. zum freien Bezug der Kongreßakten, welche in zusammenfassender Gestalt die gehaltenen Vorträge samt der Diskussion enthalten sollen; 2. zum Bezug von Teilnehmerkarten à 10 Fr. für weibliche Angehörige. Anmeldungen zur Teilnahme am Kongreß, sowie zu Vorträgen werden schon jetzt entgegengenommen und sind an Hrn. Prof. **Alfred Bertholet** (Leonhardstraße 8) zu richten. Dabei ist die Bezeichnung der Sektion, der die Teilnehmer beizutreten gedenken, sehr erwünscht.

* 8. **Internationaler Geographischer Kongreß.** Das vorbereitende Komitee des 8. Internationalen Kongresses versendet eine Vornotiz, die in der Uebersetzung lautet:

„Auf Grund der Beschlüsse des 7. Internationalen Geographischen Kongresses, welcher im Jahre 1899 in Berlin tagte, sind die Geographen und die geographischen Körperschaften der Vereinigten Staaten an die vorbereitenden Arbeiten für den nächsten Kongreß, welcher im September 1904 stattfinden soll, herangetreten. Man beabsichtigt, die wissenschaftlichen Hauptsitzungen zu Beginn des Monats in Washington und Gruppensitzungen in New-York, Philadelphia, Baltimore und Chicago abzuhalten, woran sich dann noch eine Schlußsitzung in Verbindung mit dem Weltkongreß für Wissenschaft und Kunst in St. Louis anschließen soll. Desgleichen ist eine Exkursion von St. Louis nach Mexiko und von dort nach geographisch interessanten Punkten im Westen der Vereinigten Staaten und in Canada in das vorläufige Programm eingestellt worden.

∽ **Ein wertvolles Geschenk** hat unlängst die Baronesse James de Rothschild der **Pariser National-Bibliothek** gemacht, nämlich Manuskripte und andere literarische Urkunden zu den Werken **Brantomes** in 13 Bänden. Das Geschenk ist um so wertvoller, als die Nationalbibliothek bereits 9 Bände von Handschriften des genannten Verfassers besitzt, die vor etwa einem Jahrhundert erworben wurden.

* **Die Akademie der Wissenschaften in Turin** verlieh den **Vallauri-Preis** von 30,000 Lire je zur Hälfte an **Marconi** und den durch seine Malariaforschungen bekannten Professor **Grassi**, den **Bressa-Preis** von 9000 Lire dem **Herzog der Abruzzen.**

r. **Von deutschen Bibliotheken.** Der krankheitshalber seit einem Jahre beurlaubte Direktor der großherzoglich badischen Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe, Geh. Hofrat Professor Dr. Wilhelm **Brambach**, wird demnächst in den Ruhestand treten. Seit 1872 ist Brambach Oberbibliothekar in Karlsruhe und Vorstand des Münzkabinetts. Zuvor gehörte er — 1841 in Bonn geboren — dem Lehrkörper der Freiburger Universität an, wo er 1866 eine außerordentliche, 1868 eine ordentliche Professur für klassische Philologie erhalten hatte. In Vertretung Brambachs leitet die Geschäfte Bibliothekar Dr. Alfred Holder.

∽ **Die Redaktion der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft** wird nach ihres Begründers Schäffle Tod von dem bisherigen Mitherausgeber, Professor Dr. Karl Bücher, allein weiter geführt werden.

✕

Hochschulnachrichten.

h. c. **Breslau.** Der dem Privatdozenten an der hiesigen Universität, Professor Dr. Otto **Jiriczek** erteilte Auftrag zur Vertretung der Professur für englische Philologie an der Universität Münster ist auf ein weiteres Semester verlängert worden. Jiriczek vertritt seit dem Sommersemester 1900 die Professur für englische Philologie in Münster, an Stelle des außerordentlichen Professors Dr. **Eugen Einenkel**, der zur Ausführung einer größeren wissenschaftlichen Arbeit beurlaubt ist.

h. c. **Kiel.** Der Assistenzarzt von Professor Helferich an der chirurgischen Klinik, Dr. Hans **Noeßke**, hat sich mit einer Probevorlesung: „Aetiologie und pathologische Anatomie der Perityphlitis" in der medizinischen Fakultät der Universität **Kiel** als Privatdozent für Chirurgie eingeführt. Seine Habilitationsschrift trägt den Titel: „Zur Wertschätzung der Jejunostomie nebst Bemerkungen über die Gastroenterostomie".

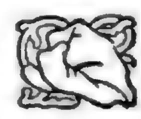
* **Wien.** In einigen Tagesblättern war vor kurzem die Nachricht enthalten, daß in den Professorenkreisen der Wiener Universität eine arge Verstimmung über die Art und Weise herrscht, in der man derzeit das **slavische Element** unter den Lehrpersonen fördert und die beinahe den Anschein erweckt, als wollte man auch an der ersten deutschen Hochschule des Reiches den Slaven nach dieser Richtung hin Konzessionen machen. Wie wenig derlei Nachrichten den wirklichen Tatsachen entsprechen, geht nach einer Mitteilung des Neuen Wiener Tagblattes „von besonderer Seite" daraus hervor, daß die Ernennung der zwei außerordentlichen Professoren für slavische Philologie an der Wiener Universität, Dr. Ritter v. Resetar und Dr. Vondrak, auf welche in den erwähnten Notizen hingewiesen wird, auf Grund der von der philosophischen Fakultät schon vor einiger Zeit erstatteten, also doch aus Professorenkreisen kommenden Vorschläge, erfolgt ist. Es hat sich nämlich als notwendig erwiesen, den ordentlichen Professor dieses Faches, Hofrat Jagic, der als Nachfolger Miklosichs seit Jahren an der Wiener Universität wirkt und als einer der hervorragendsten Gelehrten seines Faches bekannt ist, in lehramtlicher Hinsicht zu entlasten.

r. **Basel.** Der Professor für Chemie an der hiesigen Universität, Dr. Hans **Rupe**, erhielt einen Ruf als Ordinarius an die deutsche Technische Hochschule in **Prag.** — Der außerordentliche Professor für historische Theologie, Lic. **Paul Böhringer**, wurde zum ordentlichen Professor dieses Faches ernannt.

* **Turin.** Zum Professor der Astronomie an der hiesigen Universität wurde der bisherige Assistent am Observatorium in Catania G. **Boccardi** ernannt.

* **Ein Diplomexamen für Brauerei-Ingenieure in Preußen.** Für die Studierenden der landwirtschaftlich-technischen Gewerbe an der Königlichen Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin ist durch Verfügung des Herrn Ministers für Landwirtschaft vom 9. Januar d. J. eine besondere Prüfungsordnung erlassen, durch welche ein **Diplomexamen für Brauerei-Ingenieure** eingeführt ist. Das Examen kann im 5. Studien-Semester abgelegt werden, wenn gleichzeitig eine praktische Ausbildung von mindestens zwei Jahren nachgewiesen ist. Der vorgeschriebene Studiengang schließt ein zweisemestriges Studium an der Versuchs- und Lehranstalt für Brauerei in Berlin in sich.

* **Ehrungen.** Die Universitätsprofessoren Emil **Fischer** und Adolf **Kirchhoff** zu Berlin sowie das Mitglied der Londoner Royal Society, Lord **Rayleigh**, und das Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften Adolf **Mussafia** sind zu Rittern des Ordens pour le mérite für Wissenschaften und Künste ernannt worden.



Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Die Magyaren unter der Türkenherrschaft. Von Dr. Alfred Fischel.

Friedrich Hebbels Münchner Leidenszeit. (Fortsetzung.) Von Professor Dr. Richard Maria Werner (Lemberg).

II. Bücher und Zeitschriften.

Inventare des großherzoglich badischen General-Landesarchivs.

III. Allgemeine Rundschau.

Der Marmor Parium. — Der erste Lektor der französischen Sprache an einer deutschen Universität. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Die Magyaren unter der Türkenherrschaft.*)

Das Fortschreiten der Nationalitätsidee in ganz Europa hatte neben anderen wichtigen Folgen auch die Wirkung, daß Legenden, die sich aus Anlaß der Freiheitskämpfe der kleineren Völker des Ostens bildeten und diese wie mit einer Aureole umgaben, nun endgültig zerstört wurden. Vor allem waren es die Polen und Magyaren, welche der Liberalismus nur im Bilde verklärten Heldentums erblickte. Jetzt sieht man sie aber an der Arbeit, die Kämpfer für die ewigen Menschenrechte!

Die Freiheit, für die sie gekämpft, sie haben sie in Galizien und Ungarn voll errungen, und sie bedienen sich ihrer zur brutalen Unterdrückung der in ihrem Herrschaftsbereich gelegenen anderen Nationalitäten. Die landläufige Ansicht erblickte insbesondere im Magyarenvolke ein Element der Ordnung im Osten Europas — man braucht hier nur an die bekannten Worte des Deutschen Kaisers zu erinnern. Wie sehr widersprachen aber die Begebenheiten der jüngsten Zeit dieser Annahme. Ihre Nationalitätenpolitik, ihr unruhiger Chauvinismus, ihre unersättliche Ausbeutungssucht lassen Oesterreich seit Jahrzehnten nicht zur Ruhe kommen. Sie sind es auch, welche Oesterreich von Katastrophe zu Katastrophe treiben möchten, um sich bei dem durch sie entzündeten Brande zu wärmen. Die wenig gekannte Geschichte Ungarns, zudem von Magyarenfreunden im Banne hervorgebrachter altliberaler Anschauungen geschrieben, verschuldete auch, daß nicht schon längst über den wahren Charakter der magyarischen Herrschaft mehr Licht verbreitet wurde. Nun vermag aber das volle Licht der historischen Wahrheit unbehindert von Legendenbildung und Weihrauchsnebel zu wirken. Dieser größeren Empfänglichkeit der Zeit für die Klarstellung der Verhältnisse an der Donau scheint das unten genannte Buch Albert Lefaivres entgegenzukommen. Es will die Geschichte der Magyaren während der Türkenherrschaft in Ungarn (1526 bis 1722) schildern. Der Verfasser beschäftigt sich aber nicht mit seinem Stoffe aus einem abstrakten, rein wissenschaftlichen Interesse für diese dem Streite des Tages anscheinend so entrückten Begebenheiten und Zeiten, er gehört vielmehr jenem Stabe französischer Gelehrter der Gegenwart an, die, von vorgegebener oder wirklicher Besorgnis vor dem Pangermanismus und Magyarismus erfüllt, die Dreibundpolitik durch ihre slavenfreundlich gefärbten geschichtlichen und polemischen Darstellungen des Nationalitätenproblems im Donaustaate am wirksamsten zu bekämpfen glauben.

Ich brauche nur an Denis, Chéradam und andere zu erinnern. Lefaivre macht aus seiner Tendenz kein Hehl und äußert sich darüber mit tapferer Offenheit. Er erblickt in den Magyaren die tausendjährige Geißel, die über die anderen Nationalitäten Ungarns geschwungen ist, die Dränger, die sich die Früchte der geistigen und körperlichen Arbeit der unterdrückten Völker an der mittleren Donau mit räuberischer Hand aneignen und insbesondere ihren Befreiern, den Habsburgern und namentlich der katholischen Kirche, mit grenzenlosem Undanke lohnen. Er hätte wohl hinzufügen können, auch den Deutschen, welche sie der Barbarei entrissen und mit den Habsburgern im Bunde die Türkenbefreiung vollenden halfen. So ist denn das ganze Buch dem Nachweise geliefert, was diese Nationalität den Habsburgern und der katholischen Kirche, namentlich dem Papst Innocenz XI. und den Jesuiten, verdanke. Damit geht innigst Hand in Hand die Darstellung der Ränke und unausgesetzten Rebellionen des magyarischen Adels, der in selbstsüchtiger Weise das glorreiche Werk der Befreiung vom türkischen Joche zu hintertreiben suchte. In diesen Begebenheiten, welche sich über einen Schauplatz von zwei Jahrhunderten verbreiten, sieht er eine schlagende Analogie zu der Gegenwart. Er will in der Entwicklung dieses hochbedeutsamen Dramas die leidenschaftlichen Ausbrüche des Hasses gegen die gerechte, unparteiische Verwaltung der Habsburger, die grausame Unterdrückung der slavischen und rumänischen Volksmassen, die gewissenlosen Verschwörungen mit dem Auslande, die blutigen Rebellionen wiederfinden, welche den modernen Ungarn den Stempel aufdrücken. Dagegen sind es Slaven und Rumänen, welche selbstlos, vereint mit den Habsburgern, die Errettung des Landes vom Türkenjoche selbst gegen den Willen der Magyaren betrieben, während diese, um ihre privilegierte Stellung als einstige Eroberer zu behaupten, die asiatische Barbarei und Knechtschaft der Freiheit und Gesittung vorzogen. Das gegen die Türken aufgestandene Volk wird von der Adelskaste überwältigt (Karacson 1572), die nur von der Abschüttelung des österreichischen Joches hören will.

Das Buch beginnt, wie selbstverständlich, mit der Schlacht von Mohacs. Hier kündet sich zuerst die Treulosigkeit und Zuchtlosigkeit des magyarischen Adels an. Dieser brachte das Verderben über Ungarn und Oesterreich, dieser war es auch, welcher fortan durch sein Einverständnis mit den blutgierigen Barbaren die 200jährige Türkenherrschaft ermöglichte. Nach einer Schilderung des Gegenkönigs Johann Zapolyas und seines Kämpen, des Publizisten Verböczy macht die Erzählung bei Martinuzzi Halt. Die meisterhafte Darstellung seines Intrigenspiels trägt zur Aufhellung dieser rätselhaften Persönlichkeit nicht wenig bei. Nach dem jähen Falle Bruder Georgs diente das Fürstentum Siebenbürgen dem unruhigen magyarischen Adel als Waffenplatz und willkommenes Asyl. Hier,

*) *Albert Lefaivre*, Les Magyars pendant la domination Ottomane en Hongrie (1526—1722). Paris 1902, Perrin & Cie. (2 Bde.)

in Wien und Konstantinopel hatten die mächtigen Familien ihre Bundesgenossen und Agenten, um je nach der politischen Lage, dem einen zu drohen, dem anderen zu schmeicheln, eine Verschwörung anzuknüpfen oder zu enthüllen. Zu diesem Zwecke standen die Glieder einer und derselben Familie in zwei Lagern, um mit außerordentlicher Kühnheit und Rücksichtslosigkeit das öffentliche Unglück für ihre Sonderzwecke auszubeuten. Der walachische Wojwoda Michael Wajda der Tapfere, der nach der zeitweiligen Wiedervereinigung Siebenbürgens mit dem habsburgischen Ungarn (1598) alle drei Karpathenländer (Siebenbürgen unter habsburgischer Oberhoheit, dann die Moldau und die Walachei) unter sein Szepter gebracht hatte, rächt die niederen Volksmassen, namentlich die Rumänen an ihren hochmütigen Unterdrückern und macht den modernen Traum des Trajanischen Daciens, die nationale Einheit aller Rumänen zur Wahrheit. Dieser geniale Barbar plant die Vertreibung der Türken, fällt aber wie Wallenstein und Martinuzzi durch einen kaiserlichen General (1601). Die der gewaltigen Erhöhung der Habsburger dienenden großartigen Konzeptionen aller dieser Männer werden durch Neid und Eifersucht von Höflingen in ihrem Blute erstickt. Michaels Reiterstandbild in Bukarest, mit dem drohend gegen die Karpathen geschwungenen Säbel, eifert, wie Lefaivre pathetisch ausruft, die Rumänen zur Befreiung ihrer von den Magyaren geknechteten Brüder an.

Bei der Schilderung des Bruderzwistes im Hause Habsburg gelangt der Autor zur Würdigung der kirchlichen Frage, ohne welche die Geschichte Ungarns unverständlich bliebe. Der erste Versuch der Jesuiten, in Ungarn festen Fuß zu fassen (1551), wird gewaltsam vereitelt, ihr Kollegium in Tyrnau verbrannt, ja unter Maximilian II. nimmt der Protestantismus, welchem stets die wohlwollende Förderung der Türken zuteil wird, einen gewaltigen Aufschwung, der Lutherische oder Deutsche weicht aber vor dem Calvinismus oder dem ungarischen Glauben zurück. Rudolfs II. Glaubensedikt (der eigenmächtig erlassene 22. Landtagsartikel von 1604) goß Oel ins Feuer. Lefaivre mag diese als fanatisch und klerikal verschriene Verfügung im Prinzip nicht billigen, da sie mit einem politischen Hauptmangel behaftet war: sie kam zu spät und enthielt eine kraftlose Drohung, die den Unzufriedenen den Anlaß zum Aufstande bot, aber sie war erklärlich. Oesterreich vermochte damals im Protestantismus, welcher den Türken als den ihm von der Vorsehung erweckten Streiter verehrte, nichts anderes als den vornehmsten öffentlichen Feind zu erblicken, welcher die türkische Barbarei, die täglichen Raub- und Plünderungszüge, das grausame Wüten der blutgierigen Janitscharen, das Wegschleppen zahlloser Christen in die Sklaverei verewigte. Nun trat Bockay als Vorkämpfer der magyarischen „Freiheit“ auf den Plan; Mathias erkauft durch die im Wiener Frieden (1606) den Protestanten gewährte Religionsfreiheit seine eigene Erhöhung. Die Darstellung wird hier ihrer Aufgabe nicht ganz gerecht, der große Anteil, den die mährischen Stände mit Karl von Zierotin an der Spitze an dem Sturze Rudolfs hatten, wird kaum gestreift.

Der Egoismus der ungarischen Protestanten, welche ihre österreichischen Bundesgenossen im Stiche ließen, wird richtig gekennzeichnet. Die Wahl Ferdinands II. zum Kaiser gibt dem Autor Anlaß, auf die magyarische Loyalität hinzuweisen, die von da an bis zu Maria Theresias, ja selbst in unsere Zeiten ihren bestimmten Preis habe. Ein großer Teil des magyarischen Adels, der in den Habsburgern den Erbfeind sieht, wirft sich Gabriel Betlen (irrig stets Betlem genannt) in die Arme, welcher mit der ständischen Rebellion der böhmischen und österreichischen Länder kooperiert. Ferdinand wirft diese nieder und gibt auch Ungarn den Frieden (Nikolsburger Traktat von 1622). Mit der Wiederaufrichtung des niedergebeugten Katholizismus, die an Kard. Pazman anknüpft, kehrt wieder Ordnung im Lande ein. Eine gerechte und regelmäßig funktionierende Verwaltung hat die Lebenskräfte der Nation und verbürgt die endgültige Befreiung vom Türkenjoch. Die Reformation hingegen säete immer und überall Haß und Bürgerkrieg. Der Nationalheros der Magyaren, Gabriel Betlen, beispielsweise lieferte den Türken als Preis für seine Investitur mit Knute und Fahne mehrere Plätze aus und sah gleichgültig mit an, wie 20,000 christliche Mädchen und Jünglinge von den barbarischen Horden in die Sklaverei geschleppt wurden. Nach den Kämpfen mit G. Rakoczy I. wurden im Linzer Frieden (1645) die Religionsbeschwerden der Magyaren in entgegenkommendster Weise und endgültig abgestellt. Der Gegensatz zum Hause Oesterreich, zu den „Deutschen“, war aber damit nicht aus der Welt geschafft. Der Adel verlangt die Entfernung der fremden Truppen aus dem Lande, obgleich sich die Wertlosigkeit der ständischen Insurrektion im Verhältnisse zum stehenden Heere mehr als einmal erwiesen hatte und die österreichischen Provinzen sich zu dessen Erhaltung nahezu verbluteten. Ebenso fordert er immer wieder die Besetzung aller Aemter mit Eingeborenen, deren Treue selten die erste Probe bestand und die jeden Augenblick bereit waren, mit den Fürsten Siebenbürgens und den Türken gemeinsame Sache gegen den Kaiser zu machen. Insbesondere war auch die Vertreibung der Jesuiten die Losung der Calviner. Das allgemeine Losungswort lautete damals: Lieber Allah als wer da! Der Kaiser konnte die Früchte des Sieges über die Türken bei St. Gotthard nicht pflücken und mußte vielmehr den ungünstigen Frieden von Eisenburg (1664) abschließen, weil die Magyaren dem Kaiser in den Rücken zu fallen drohten. Nikolaus Zrinyi, der Poet, Pamphletist und Pensionär Ludwigs XIV., träumte damals davon, Ungarn vom Kaiser und von den Türken zugleich zu befreien. Nach seinem Tode suchte sein Bruder Peter Zrinyi, der Ban von Kroatien, im Bunde mit Nadasdy, Franz Rakoczy und anderen Magnaten das Werk der Befreiung von der „deutschen Herrschaft“ fortzusetzen. Die Verschworenen vertrauten aber doch nicht allein der Stärke des Magyarentums, sondern bewarben sich zuerst um die Hilfe des Sultans und dann um die Frankreichs (1672). Diese denkwürdige Verschwörung bewies die Unhaltbarkeit der ungarischen Konstitution. Die Häupter dieser hochfahrenden Geschlechter geberdeten sich, gestützt auf ihre großen Reichtümer und zahlreichen Hintersassen, wie kleine Könige, und brachen ungestraft den öffentlichen Frieden, je nach Laune oder Interesse. So sehr sie selbst geneigt waren, sich von allen Gesetzen frei zu machen, so genau überwachten sie deren Einhaltung durch den Kaiser und König (Depesche Contarinis).

In der Tat war unter dieser oligarchischen Verfassung der Aufruhr der normale Zustand des öffentlichen Lebens und schien der privilegierten Kaste jedes Verbrechen gegen die Sicherheit des Staates, jedes Bündnis mit den türkischen Barbaren und den auswärtigen Feinden ihres Landesherrn erlaubt und straflos. Als sich die Scharen Kara Mustaphas gegen Wien wälzten, brachte die ungarische Insurrektion einschließlich des Kontingents aus dem treuen Kroatien und Slavonien 11,000 Mann auf, dagegen kämpften an 35,000 Mann unter Tököli als Bundesgenossen der blutdürstigen Barbaren, welche von ihnen aufgestachelt, daran gingen, in Wien die Zivilisation des Abendlandes ins Herz zu treffen. Diese Kurutzen nun hausten nach dem Zeugnisse Sobieskis ärger als selbst die Türken. Was wolle hingegen das „Blutgericht“ von Eperies besagen, welches gegen die Hochverräter sechs (nach Heßler zwölf) Todesurteile fällte, aber sich noch immer von den scheußlichen Morden der Rakoczyaner auf dem Onoder Tage wohltätig unterschied. Selbst die allgemeine Amnestie und Wiedererstattung der konfiszierten Güter nach dem Preßburger Landtage vom Jahre 1687, der das Recht des Adels zum bewaffneten Widerstande nach § 31 der goldenen Bulle vom Jahre 1222 beseitigt und die Erblichkeit der ungarischen Krone im Mannesstamme der Habsburger als Befreier des Landes festgesetzt hatte, brachte den unruhigen magyarischen Adel nicht zur Ruhe.

Der spanische Erbfolgekrieg bot ihm unter der Führung Franz Rakoczys II. den erwünschten Anlaß, dem Kaiser meuchlerisch in den Rücken zu fallen, bis der Friede von Szathmar diesen gefährlichen, vom Auslande genährten

Aufstand beendet und damit der von den Streitern für die magyarische Libertät ins Werk gesetzten greulichen Verwüstung großer ungarischer Länderstrecken ein Ziel setzte. Selbst der Autor muß zugeben, daß die damaligen Verfügungen zugunsten der katholischen Staatsreligion bedauerlich waren (une mesure regrettable). Er will aber darin nicht den Ausgangspunkt des Aufstandes erblicken. Der wahre Grund sei gewesen, daß die magyarische Adelskaste in der „deutschen Herrschaft" der Habsburger, welche Ungarn aus der Sklaverei errettete, eine Gefahr für ihre Privilegien und insbesondere für ihr ausschließliches Vorrecht fürchtete, ungestraft die anderen Nationalitäten als eine Horde Sklaven zu knechten. Die Zumutung, zu den Steuerlasten, welche selbst nach der letzten Anforderung von 4 Mill. Gulden im Verhältnisse zu den Kosten des für Ungarns Befreiung tätigen stehenden Heeres und der von den anderen Provinzen gebrachten Opfer lächerlich gering waren, wenigstens ein Sechzehntel beizutragen, um das niedere Volk ein wenig zu erleichtern, wurde als ein Attentat auf die „Freiheit" des Adels verketzert und mit bewaffneter Hand zurückgewiesen.

Hier und an anderen Stellen der Erzählung, welche nach der Schilderung der Waffentaten des Prinzen Eugen und der anderen ruhmbedeckten österreichischen Heerführer vier Jahre nach dem Frieden von Passarowitz (1718) abschließt, hätte der Autor inne werden müssen, daß mit seinem einseitigen Standpunkte eine halbwegs ausreichende Schilderung jener Zeit ebenso wenig erreicht werden kann wie die objektive geschichtliche Wahrheit. Auf der einen Seite sieht er bloß die Calvinisten, nur zu häufig selbst im Bunde mit den katholischen Loyalisten immer von neuem beflissen, den Siegeszug der kaiserlichen Waffen durch die spitzfindigsten Auslegungen der dem Fortschritte abträglichen Landesfreiheiten und ebenso oft durch die Verschwörungen mit dem Erbfeinde der Christenheit zu hemmen, auf der anderen Seite die Habsburger, welche den letzten Blutstropfen ihrer verarmten Provinzen, die Blüte ihres Heeres, die Erfolge auf dem anderweitigen politischen Schachbrette Europas und ihren höchsten Pflichteifer als Regenten daran setzen, um das unglückliche, aus tausend Wunden blutende Land den Händen des türkischen Würgers zu entreißen. Die tieferen Ursachen dieses Gegensatzes hat er nicht aufgezeigt, nicht dargetan, warum schließlich der magyarische Adel seine Stellung, insbesondere die Religionsfreiheit, das Recht der Teilnahme an der Gesetzgebung, die Befugnis, die Steuern zu votieren und so vieles andere behauptete, was die nichtungarischen Länder seit 1620 unwiederbringlich verloren hatten. Gab doch der ungarische Adel sein Steuerprivilegium endgültig erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und zudem freiwillig auf!

Dieser Widerstreit zwischen König und Ständen war durch die Logik der Geschichte gegeben und der religiöse Gegensatz im Wesen doch nur eine Form, in welcher sich jener äußerte. Nicht aus bloßer Bigotterie, wie protestantische Schriftsteller so oft glauben machen wollen, traten die Habsburger für die katholische Gegenreformation ein. Der Partikularismus, welcher der Macht der Krone widerstrebte, war in Frankreich so gut wie in den böhmisch-österreichischen Ländern, in Deutschland wie in Ungarn notwendig protestantisch. Die Protestanten wandten nicht minder rücksichtslos, ja oft ebenso grausam den Grundsatz cujus regio ejus religio an. Im Kampfe auf Leben und Tod zwischen der Krone und den Ständen, welcher die absolute Macht des Landesfürsten als notwendige Durchgangsstufe zum modernen Staate zur Folge hatte, mußten mit den Privilegien der Stände auch die ihrer partikulären Religion niedergerungen werden.

Daß hierbei zu weit gegangen wurde, daß dann alle freie Geistestätigkeit durch einhundertundfünfzig Jahre blutig unterdrückt wurde, wird stets beklagt werden müssen. Daß aber der Ausgang dieses weltgeschichtlichen Prozesses in Ungarn so ganz anders ausfiel als in den österreichisch-böhmischen Provinzen beweist ein Doppeltes: Erstlich, daß die Habsburger nicht ausschließlich eine rekatholisierende Politik verfolgten, vielmehr aus freiem Entschluß die Religionsfreiheit in Ungarn bestehen ließen, deren Beseitigung ihnen bei einem Fanatismus, wie er etwa einem Philipp II. eigen war, nach den ruhmvollen Türkensiegen denn doch hätte gelingen müssen. Zweitens, daß diese hochmütigen Magyaren, welche die von den Habsburgern empfangenen Wohltaten mit dem größten Undank lohnten, denn doch ein tüchtiges, sittlicher Triebfeder nicht ermangelndes Volkselement sein mußten, denn nur ein solches vermochte sich in einem Kampfe zu behaupten, in dem beispielsweise die Tschechen ruhmlos untergingen.

Wie hätte aber der Verfasser der unleugbaren Lebenskraft dieses Staatsvolks, dessen feindselige Stellung zur deutschen Kultur und gewalttätige Nationalitätenpolitik allerdings den Keim zu seinem künftigen Verderben in sich trägt, gerecht werden können, da er in dem hartnäckigen Kampfe für seine Verfassung nichts als die lächerliche Haarspalterei eines Volks rabulistischer Advokaten erblicken mag, so beispielsweise bei der Erörterung des Eisenburger Friedens, der den Adel zu maßlosem Widerstand gereizt hatte, weil er ohne Mitwirkung der Stände abgeschlossen worden war! Hier werden nun die Schwächen des Werkes offenbar. Um seine These glänzend durchzuführen, machte sich der Verfasser wohl mit der einschlägigen gedruckten Literatur vertraut, hielt es auch nicht für nötig in den Archiven besondere Umschau nach neuen Aufschlüssen zu halten, ihm schien der vorhandene Stoff zu genügen, um die Geschichte dieser zwei Jahrhunderte währenden Befreiung Ungarns vom Türkenjoche zu schildern.

Im ganzen und großen bietet er nur eine diplomatische und Kriegsgeschichte jener Zeit. Ich will davon absehen, daß er uns eine kulturgeschichtliche Darstellung des Einflusses der Türkenherrschaft auf das Land schuldig blieb, aber es ist ein namentlich von den französischen Lesern, die sich hierüber nicht so leicht orientieren können wie die Deutschen, schwer zu beklagender Mangel, daß er dem ungarischen Verfassungsrechte, dem Hintergrunde aller dieser Verschwörungen, Umtriebe und Aufstände, so wenig eingehende Aufmerksamkeit zuwandte, so wenig Verständnis entgegenbrachte.

Nur so konnte es kommen, daß er im Tripartitum Verböczys ein Gesetzbuch sieht, bestimmt die Herrschaft der Magyaren über die Slaven und Rumänen zu verewigen. Im Grunde war es nur eine Aufzeichnung des geltenden Gewohnheitsrechts, welche zugleich die geschriebenen Gesetze mitberücksichtigte. Diese letzteren waren es aber, welche vor Verböczy, und zwar seit dem 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts, für die Bauern die härteste Leibeigenschaft eingeführt hatten. Diese galt aber in gleicher Weise für die magyarischen Bauern, wie denn auch ein Teil des Adels slavischen Ursprungs war. Die Dekrete, welche den Landmann an die Scholle fesselten und zur Sache machten, waren nicht den Magyaren allein eigentümlich, der Autor kann ihnen in den österreichisch-böhmischen Ländern, aber auch in seinem Vaterlande Frankreich unschwer nachgehen.

So konnte er ferner dazu gelangen, daß er die pragmatische Sanktion, dieses Successions- und Unionsinstrument Karls VI., als eine der Kaiserin Maria Theresia (!) im Augenblicke der höchsten Gefahr (wohl als Preis für das moriamur pro rege rostro!) abgerungene Charte charakterisiert, welche es den Magyaren in neuerer Zeit zuerst wieder ermöglichte, einen selbständigen, mit der Existenz der Monarchie unvereinbarlichen Staat zu begründen, der es leider ungestraft als seine Mission ansehen könne, Millionen von Slaven und Rumänen zu unterdrücken.

Der Deutschen geschieht keine Erwähnung, wohl aus dem Grunde, weil deren Knechtung das einzige Verdienst der Magyaren bilde; denn wenigstens die Deutschen Oesterreichs nennt er feindselig genug une faction (II. Band S. 435), wie er auch kein Wort der Teilnahme für die deutschen Städte Oberungarns hat, die mit der protestantischen Religion auch ihre Nationalität verloren.

Da er sein Studium, sehr zum Nachteil des wissenschaftlichen Wertes seiner Arbeit, wie erwähnt, nahezu bloß auf den engen Bereich der Kriegsgeschichte und diplomatischen Verhandlungen beschränkt zu haben scheint, so zeigt sich die unzulängliche Vorbereitung für seine Aufgabe auch in zahlreichen schiefen Urteilen und einer Ueberfülle geographischer Schnitzer und anderer Fehler. Ferdinand I., einen der besten Regenten aller Zeiten und den größten Verwaltungsmann des 16. Jahrhunderts, nennt er **un esprit médiocre et sans horizon**, Rudolf II. läßt er dagegen eine nahezu lobpreisende Beurteilung widerfahren. Znaim liegt in Böhmen, Oberhollabrunn (fälschlich als Heilbronn bezeichnet) ebenfalls, Jankau (fälschlich als Jankowitz bezeichnet) in Mähren, die Kleinseite Prags liegt ihm an der Morawa (statt an der Moldau) u. a.

Am Ende seines allerdings durch eine glänzende, fesselnde Darstellung ausgezeichneten Buches zieht er in voller Uebereinstimmung mit seiner Grundauffassung die Schlußfolgerungen seiner Untersuchung. Niemals hätten die Magyaren die heilige Schuld der Dankbarkeit gegen Oesterreich anerkannt, ja ihre Befreier stets als Eindringlinge behandelt, nachdem sie es um die Früchte zweihundertjähriger heroischer Anstrengungen gebracht hätten. Das gegenwärtige Ungarn sei eine künstliche Macht, die nur das Prestige des Monarchen vor den Slaven und Rumänen, dem gefährlichen inneren Feinde des Magyarentums, schütze. Selbst die Magyaren scheinen aber gegenwärtig — das Werk ist Ende Januar 1900 geschrieben — die Notwendigkeit der Stärkung der Zentralgewalt einzusehen. Die Angliederung an den Dreibund sei nur durch die ungarische Regierung und die Deutsche Partei (faction) bewirkt worden. Die dem Herzen aller Völker so nahestehende Dynastie werde also, gestützt auf den Grundsatz viribus unitis, mit Hilfe der Diplomatie in den Donauländern einen neuen Geist (esprit nouveau) erwecken. Der freimaurerischen Einflüsse ledig, werde es dann gelingen, Deutschlands Vorherrschaft zu brechen und eine Annäherung an die französisch-russische Allianz herbeizuführen. Die heilige Kirche, unter deren Schutz er sein Werk der Wiederherstellung der geschichtlichen Wahrheit stelle, sie, die durch den heiligen Stuhl zwei Jahrhunderte lang inmitten der bittersten Anfeindungen seitens des Protestantismus die Seele der Verteidigung des Christentums in Ungarn war, sie werde über alle ihre Feinde und gegenwärtigen Verleumder triumphieren!

Dr. Alfred Fischel.

Friedrich Hebbels Münchner Leidenszeit.

Von Professor Dr. Richard Maria Werner (Lemberg).

(Fortsetzung.)

Hebbels tiefer Ernst steht übrigens im schärfsten Gegensatz zu der damaligen führenden Literatur, die sich gerade während der Münchener Jahre Hebbels deutlicher entfaltete. Zu ihr Stellung zu nehmen, war er von Anfang an genötigt, weil er sich nach einem Maßstab für seine eigenen Leistungen und für sein Können umsah. Jungdeutschland herrschte allenthalben, Gutzkow und Laube standen im Vordergrund der Jugend, jener um zwei, dieser um sieben Jahre älter als Hebbel, beide seit der Juli-Revolution für Politik und Literatur tätig, beide nach regelrecht absolvierten Studien mit dem Doktorhut ausgestattet, beide sofort als Schriftsteller und Journalisten sich betätigend. Es hätte keinen Sinn, an dieser Stelle die ganze, keineswegs noch vollständig geklärte Frage nach dem Jungen Deutschland und seiner Bedeutung von neuem aufzurollen, sie gehört nur soweit hierher, als sie für Hebbel in Betracht kommt. Für die ganze Gruppe, die mehr durch einen Zufall, als durch innere Notwendigkeit zu einer äußeren Einheit gestempelt wurde, kann man ein Schlagwort brauchen, das Laube für sie geprägt hat, wenn er in einer seiner bummeligen Reisenovellen (Leipzig 1834 I, S. 107) sagt: „Was früher klassisch, romantisch war, das ist im modernen Leben interessant geworden." Es wäre vergebliches Bemühen, wollte man den Begriff fest umschreiben, der Ausdruck will nur das damals Neue, „Moderne", wie man auch sagte, bezeichnen. „Bei größerer Kultur und komplizierteren Verhältnissen geht die Einfachheit, und darum der Zauber der ungeschminkten Schönheit verloren, das Interessante kommt an die Reihe. Denn das Interessante ist jene glückliche Hand, welche glücklich auswählt." Man sieht, das ist noch viel unklarer, als was einstens Friedrich Schlegel als Romantisches neu konstruiert hatte. Wir finden aber das Interessante nun überall: in Werken und Aufsätzen, in Novellen und Briefen, in Romanen und Skizzen, schillernd im buntesten Kolorit eines sogenannten Esprit, hervorstechend durch geistreichelnde Reden und rasch fertiges, sicheres Absprechen, einmal kokettierend mit wohlfeiler Sentimentalität, dann wieder frivol in aufdringlicher Schlüpfrigkeit; jetzt in wenigen boshaften Witzen eine literarische Erscheinung, einen Schriftsteller oder Gelehrten vernichtend, dann in kühnem Sprung einer politischen Meinung Ausdruck leihend; unstät, hastig, zufahrend, großtuerisch, aber niemals ganz ernst zu nehmen, niemals überzeugend, ja nur glaubhaft. Wieder ist eine Generation erstanden, die im Auflösen der Gattungen ihr Heil erblickt, in einem Vermengen der Stile, einem Verrücken der Grenzen, und wenn sie anders erscheint als die Romantik, so trug daran die Zeit, die nicht mehr literarisch allein war, sondern vor allem politisch, trug daran der Mangel an poetischer Begabung die Schuld, an der diese Jugend krankt. Gutzkow wahrt noch etwas künstlerischen Sinn, während der nüchterne Laube vollständig der ungewollten Parodie verfällt. Ohne die Grazie Heines und ohne den Geist Börnes macht er in seinen entsetzlichen „Reisenovellen", dieser Musterkarte fremder Originalität, den Affen beider. Hier zerzupft er ein Novellenmotiv in einzelne Fäden und schlingt sie durch seine kritischen oder ethnographischen Bemerkungen, dort folgt er dem Rezepte Börnes und läßt sich etwa auf spanische Litteratur ein, um seine politischen Rodomontaden auszukramen; bald witzelt er über seine Freunde und Lehrer, bald macht er sich über seine früheren Ideale lustig. Die einzige Form, die er kennt, ist die Formlosigkeit; man könnte von ihm sagen, was er von Leipzig gesagt hat (I, S. 181): „Seine Natur ist platt und gewöhnlich, mit Mühe werden ihr einige Gedanken anerzogen." Er schreibt, um zu verdienen, er macht den Reisenden für Otto Wigand in Leipzig, seine Artikel sind „Papier, Druckerschwärze, Humanität, Länder- und Menschenkunde, Wissenschaft en gros und en détail, Langeweile und kurze Waren" (I, S. 138), er strebt nicht höher als darnach, „seine Rosse an die Interessen des Tages" zu binden, „Zeitschriftsteller" will er sein (I, S. 131) und macht sich nichts daraus, zu vergehen und um so schneller, je eher seine Wünsche befriedigt werden, in der Ueberzeugung: „All die geschäftigen Leute, welche jetzt handthieren, als geschähe es für die Ewigkeit, sinken in ein ewiges Vergessen." Wenn er seine Zeit tadelt, weil der Kaufmannsgeist herrsche und der Poesie direkt zuwiderlaufe, so trifft er sich und die ihm Nahestehenden. Auch Gutzkow, obwohl Laube hoch überragend, dachte doch immer zu allererst, was sich mit einem Verleger „machen" läßt; auch er schreibt, um zu leben, lebt nicht, um zu schreiben; auch er, wie der Cäsar seiner „Wally" nimmt an allem, „Himmel, Hölle, Erde und was drauf, drinnen und drunter ist", nur Interesse, „um eine hübsche Wendung darüber zu haben"; auch ihm steht das, was er poetisch nennt das Interessante, höher, als die Gesetze der Moral und des Herkommens. (IV, S. 291.) Den Werken des Jungen Deutschland fehlt es an innerer wie an äußerer Form, sie erscheinen gemacht, nicht geworden; sie kokettieren und affektieren, radotieren und kritisieren, politisieren und schwadronieren, daß wir Mühe haben, sie auch nur zu Ende zu lesen. Schon ein äußeres Moment, das freilich durch die Zensurbestimmungen bedingt war, berührt uns abstoßend: Die Bücher mußten auf 20 Bogen gebracht werden, ob es der Stoff vertrug oder nicht. Und

diese Schriftsteller bringen es zustande, denn sie waren keine Dichter, sondern literarische Geschäftsleute. Doch folgt aus allen diesen Eigenschaften das Zerfließende, Unklare ihrer Werke, das weit entfernt von dem Ahnungsvollen der Romantik unpoetisch, ja poesiefeindlich ist. Wer sich etwa bemüht, den Inhalt wiederzugeben, der sieht bald die Unmöglichkeit ein, weil der festen Bestandteile zu wenige vorkommen; wer sich Rechenschaft ablegen will über die Charaktere und ihre physiologischen Uebergänge, der muß es aufgeben, weil die Figuren sich selbst und ihren Schöpfern, wie Gutzkows Seraphin, „Rätsel“ sind. Gutzkow und Laube sind es aber fast allein, die bei einer Beurteilung über das poetische Können des Jungen Deutschland in Betracht kommen, denn Heine gehört auf ein anderes Blatt, Mundt und Wienbarg dagegen zählen als Dichter überhaupt nicht mit.

Hebbel knüpfte schon am 13. Mai 1836 mit Laube freilich nur äußerlich an, indem er ihm für seine Mitternachtszeitung den „Barbier Zitterlein“ und dann, gerade ein Jahr später, am 23. Mai 1837, drei andere Manuskripte schickte; zu einem näheren Verhältnis zwischen Beiden kam es übrigens nicht. Mit Gutzkow wurde die Verbindung Hebbels erst im Frühjahr 1838 durch Campe vermittelt, da er das Manuskript von Hebbels Gedichten Gutzkow zur Beurteilung vorlegte; dieser erbat sich dann von Hebbel Münchener Korrespondenzen für den „Telegraphen“, doch kam der Brief dem Adressaten zu spät zu, der auch nicht antwortete, um später freie Hand zu haben, sich gegen ihn zu stellen, wie er wollte und mochte (Bw. I, S. 71.) Trotz dieser äußerlichen Beziehungen stand Hebbel beiden Schriftstellern von Anfang an mißtrauisch gegenüber; er fühlte seinen inneren Antagonismus, denn sein ganzes Wesen widersprach ihrer Art. Wir brauchen uns nur an das zu halten, was Hebbel damals vollendete, um zu erkennen, wie grundverschieden er sich zu ihnen verhält. Hebbel war vor allem Dichter, der es als Lyriker schon zu einer ausgeprägten Individualität gebracht hatte; Gutzkow und Laube haben aber nicht einen Zug vom Lyriker, ja sie gingen so weit, die Poesie der Uhlandschen Lyrik nicht zu erfassen, was Hebbel mit einem gewissen Schauder erfüllte. Hebbel folgte mit seinen novellistischen Versuchen dem Muster Kleists und Tiecks, schloß sich nur in der Komik Hoffmann, Jean Paul und Börne an, war aber durchdrungen von der Ueberzeugung, daß Knappheit und Geschlossenheit zur Novelle, wie zu jedem Kunstwerke gehörten; er gab nur das Notwendige, während die beiden anderen sich in Weitschweifigkeit und ungebundener Arabeskenhaftigkeit gefielen. Hebbel suchte sich klarste Rechenschaft über seine Charaktere zu geben, die er vor sich sah und genau kannte: Gutzkow und Laube boten Rätsel. Hebbel war erfüllt von ernstester Auffassung der Kunst und weit entfernt vom literarischen Geschäftsgeist ganz im Gegensatz zu ihnen. Er schuf nur, wenn er schaffen mußte, durchdrungen von der hohen Mission des Dichters; sie schrieben mit journalistischer Gewandtheit und ohne Prätensionen auf Unsterblichkeit. Zwischen solchen Gegensätzen gab es keine Gemeinsamkeit; wir begreifen, daß Hebbel an Elise schrieb: „Unsere Wege sind nun einmal verschieden und kein ächtes Verhältniß ist möglich . . . solange diese Gesellen dominiren, ist für mich an kein Aufkommen zu denken, ich glaube, ihnen an dichterischen Kräften überlegen und an polemischem Talent gleich zu seyn, die gute Sache ist für mich, der Unwille über die jämmerlichen Halbheiten ist in Deutschland allgemeiner, als die Journale, die sie beherrschen und großentheils selbst schreiben, ahnen lassen“ (Bw. I, S. 71 f.); besonders der „arrogante“ Laube sollte bekämpft werden. Dieser Brief Hebbels stammt aus dem August 1838 und zeigt eine aggressive Stimmung; es war viel in Hebbel vorgegangen, ehe es so weit kam, ehe sich eine Wendung zum Besseren ergab, ehe er wie Meister Anton die Stacheln, die er bisher in sein Inneres gedrückt hatte, nach außen kehrte.

Die Münchener Jahre bringen zuerst eine stets größer werdende Depression, was aus Hebbels Lage nur zu verständlich wird. Die Sorgen wuchsen, da sein kleiner Geldvorrat immer mehr zusammenschmolz und seine Kleidung sich bedenklich abnützte; seine Reizbarkeit nahm zu, weil die mächtig arbeitenden inneren Kräfte kein Gebiet für ihre Betätigung fanden; sein Mut schwand, je klarer er sich über seinen Beruf und sein Können Rechenschaft gab. Die Aussicht auf ein würdiges Dasein war ihm dicht verhüllt, ja er glaubte, daß sein Leben überhaupt verpfuscht sei. Das war nicht jener Weltschmerz, den damals so viele Dichter als Mode mitmachten, ohne viel dabei zu leiden; das war vielmehr wirkliche Qual, hervorgegangen aus dem Urgrund einer an sich gesunden Natur, war das Leben selbst, hingestellt in seiner vollen Bedürftigkeit, war der Fluch des Werdens und Wachsens, das nur fühlt, noch nicht gewachsen zu sein. Hebbel gehörte nicht zu den Menschen, die gar kein Bedürfnis haben, klar über ihre Zustände zu werden, im Gegenteil, er zog bewußt und unbewußt immerfort ein Fazit seines Lebens, wie ein Kaufmann vor dem Bankrott Bilanz auf Bilanz aufstellt. „Er rechnet unaufhörlich mit dem Schicksal“ und ist darum des Vergnügens nicht fähig. Er fühlt „Lebensschmerz“, weil ihm von vornherein das Leben völlig unmöglich gemacht, ein Ding daraus gedreht wurde, das er nicht brauchen kann und doch nicht wegzuwerfen wagt. Den Grund seines Unglücks glaubt er ja zu erkennen: es ist der Mangel einer Jugend; Jean Paul behielt so viel Mut, weil er doch als Kind im Paradiese war und es nun wieder zu gewinnen suchte. Das Wort, das Hebbel bei Tieck las: „nur wer Kind war, wird Mann“, machte ihn erbeben; nun hatte das Gespenst, das ihn um sein Leben bestahl, einen Namen. „Ohne Glück keine Gesundheit, ohne Gesundheit kein Mensch!“

Hebbel war krank, das ist nicht zu verkennen; sein Körper allerdings widerstand noch den Entbehrungen, aber das Innere wurde von jenem Leiden befallen, das sich in Uebergangszeiten einzustellen pflegt. Bei Hebbel tritt damals geistig erst die Pubertät ein und führt eine Umwälzung seines ganzen Wesens herbei. Er fühlte den erwachenden Kräfteüberschuß vorerst als einen Schmerz, weil er zu klar seine Mängel an positiven Kenntnissen, an allgemeiner und fachmännischer Bildung einsah und daran verzweifelte, diese Lücken ausfüllen zu können. Was er leistet, die wenigen epischen Versuche, die zahlreicheren lyrischen Gedichte, steht in keinem Verhältnis zu seinem großen Ziel, zu seinem immer mehr erkannten Beruf. Darum die rührende Bitte, mit der er schon zu Beginn des Jahres 1837 vor den Thron der ewigen Macht trat, die Bitte um einen Stoff zu einer größeren Darstellung. „Für so Mancherlei, das sich in mir regt, bedarf ich eines Gefäßes, wenn nicht alles, was sich mir aus dem Innersten losgerissen hat, zurücktreten und mich zerstören soll!“ Die Jahre verstrichen und dieser heiß ersehnte Stoff stellte sich nicht ein. Hebbels Kraft wurde größer und größer, mußte sich aber mit lyrischen Entladungen begnügen, an sich nicht unbedeutend, im Verhältnis zu der inneren Spannung aber vollständig unzulänglich.

Auch seine Lyrik wird übrigens mit seinem ganzen Wesen immer finsterer, grübelnder, melancholischer. Während er in der Form freier und sicherer wird, erliegt er im Inhalt immer mehr dem Druck seiner Existenz. Er folgt nicht etwa einer Zeitstimmung, weder vom Byronismus ist etwas bei ihm zu spüren, noch von Lenaus Weltschmerz oder von Heines widerspruchsvoller Lyrik; fern steht er Freiligraths pathetischer Wüstenpoesie und der allenthalben wuchernden politischen Dichterei; Goethe hält er neben Uhland zu allerhöchst, aber er besitzt nicht die tiefhaltige Leidenschaft des einen, nicht die kernige Freudigkeit des andern. Mit der Rhetorik Schillers hat er endgültig gebrochen, aber seine ganze Natur drängt ihn zu philosophischen Grübeleien, für die er nach den schlichtesten Gefäßen greift. Er ringt mit den tiefsten Problemen, bedient sich aber der einfachsten Mittel und erzielt dadurch Wirkungen, die eine neue Phase der Lyrik verkünden. Seine Stimmung ist düster, die Form klar und durchsichtig, so entsteht jene Mischung von hell und dunkel, die schon in Heidelberg vorbereitet wurde.

Aber selbst für die Lyrik fehlten Hebbel eigentlich die erlösenden Erlebnisse. Bot sich ihm etwas von dem dar, was die Herzen der Dichter höher schlagen macht? Wo

sprudelt die wichtigste Quelle, aus der so unendlich viele Lieder geschöpft werden: die Liebe? Kann man das Gefühl für die kleine Beppi, mit der ihn die Sinnlichkeit verband, kaum so nennen, so paßt dieser Name vollends nicht auf die Gefühle für die sorgende, mahnende, helfende, freilich oft auch mißverstehende Elise, die in Hamburg alterte und Hebbels Entwicklung aus den Briefen nicht ausreichend erfassen konnte. Elise bot ihm die Möglichkeit, mitunter den quälenden Monologen des Tagebuchs entfliehen und in geschriebenen Dialogen eine Abwechslung finden zu können, aber sie war ferne, Freundschaft, mehr nicht, fühlte Hebbel für sie. Leidenschaft, Entzücken, Lust, Qual, die Hebbel kannte, war ihr verschlossen. Darum erscheint ihm die Liebe wohl wie ein Sternenhimmel und ein Blütenregen, den aber der müde Pilger halb erwachend für einen Traum hält, er seufzt und schließt die Augen wieder („Liebesgeheimnis“). Er muß den Blick in die Vergangenheit schweifen lassen, an die jugendliche Schauspielerin Hedwig Schulz oder an die heißgeliebte Doris Voß denken, wenn er Liebesgefühle erwecken will. Aber auch die anderen Quellen der Lyrik strömen ihm nicht mächtig, weder die Natur, die in München nicht viel darbot, noch das Vaterland, das ein Sohn Dithmarschens nicht im zerrissenen Deutschland, nicht in Dänemark entdecken konnte. Wenn wir das recht überlegen, dann wird unser Urteil über Hebbels Münchener Lyrik immer günstiger.

Er greift in sein Inneres und gestaltet den Schmerz seines Daseins in rührenden Gedichten, nicht in Klagen der Schwäche, sondern in unwillkürlichen Geständnissen. Schatten längst vergangener Zeiten umspinnen ihn, so daß er wohl ängstlich fragt: „Ist so ganz verarmt dein Leben?“ Dann packt ihn wohl die Sehnsucht in die Ferne, „Wohin? Das gilt mir gleich!“ oder der Wunsch: „Schlafen, Schlafen, nichts als Schlafen! Kein Erwachen, keinen Traum!“ nicht einmal leisestes Erinnern sollte in seine Ruhe widerklingen. Ein Frühlingshauch könnte ihn beschwichtigen, aber er wartet vergebens auf einen solchen. Das Grab steht immer vor seiner Seele, die gespenstische Stätte des Nichts, und fällt einmal ein Licht auf seinen Pfad, dann stammt es aus dem Leichenhaus. Was nützt es ihm, daß er sich selbst ein Memento vivere! zuruft, wenn er die Grabesgedanken nicht loswerden kann. Ein grauenhaftes Vorempfinden des Todes vergällt ihm jede Freude, immer muß er denken: vielleicht „zum letztenmal!“ Dadurch wird jeder Moment des Glückes vernichtet, ja, er wehrt sich scheu und zitternd vor dem Glück. Ihm fehlt die Kraft zur Freude, sein Besitz heißt Schmerz, ertragen kann er jedes Leiden, doch nicht trinken wie Wein; trotzdem ist er ein grimmer Zecher des Leidens, das er tropfenweis herabschlürft. Er kämpft und ringt, er gräbt und gräbt, weil ihm als Lohn verheißen ist, was er wünscht; der Lohn wird sein, daß er keinen Wunsch mehr haben, sich freiwillig ins Grab legen wird. In süßem Traum gibt dem Kranken der Lenzhauch Genesung, so daß er vor Freude erwacht und den alten Schmerz fühlt. Zwar möchte er den Duft genießen, ohne nach der Blume zu suchen, die doch nur mahnen würde, wie schnell sie welken soll, aber wie sein Blinder in einem späteren Gedicht kann er es nicht lassen, auf die Gefahr hin, die Blume zu zertreten. Traum und Sein fließen ihm in Eins zusammen, daß sie nicht mehr zu scheiden sind. Solche Stimmungen hält er in seinen lyrischen Gedichten fest, weil er sie erlebte; dafür legen die Münchener Briefe an Elise Zeugnis ab. Seine krankhaften Gefühle treiben ihn weiter und weiter, ja bis zum Gedanken an Selbstmord; er wußte sich durch die kleinsten, erbärmlichsten Hindernisse um das Größte und Würdigste gebracht, obwohl er nach dem, was ihm bei so viel Schwierigkeiten zu bedeutender Menschen Zufriedenheit gelungen war, einiges Recht zu haben glaubte, auf ein ungleich Höheres, das ihm ohne diese Schwierigkeiten gelungen wäre, zu schließen. „Ich weiß mich aber doch zu fassen, und wenn ich (ich setze den Fall) einmal mit Extrapost aus der Welt gehen sollte, so geschieht es — du darfst darauf schwören — nicht aus Verzweiflung, sondern aus Hunger.“ Dieser merkwürdige Trostbrief wurde am 9. März 1838 geschrieben und beweist schon einen Fortschritt zum Besseren, früher hat er an den Selbstmord in ganz anderem Ernst gedacht und war höchstens durch die Scheu vor der Anatomie vor ihm zurückgebebt.

(Schluß folgt.)

Bücher und Zeitschriften.

Inventare des großherzoglich badischen General-Landesarchivs. Herausgegeben von der großherzoglichen Archivdirektion. 2 Bd. 1. Halbbd. Karlsruhe, Verlag der Chr. Fr. Müllerschen Hofbuchhandlung, 1901. Gr. 8°. 194 S.

Unter den Neuerscheinungen des Jahres 1901 befindet sich als Fortsetzung der in diesen Blättern 1901, Nr. 29, S. 5 f. eingehend gewürdigten „Inventare des großherzoglich badischen General-Landesarchivs“ die erste Hälfte des zweiten Bandes, auf dessen Inhalt und Wichtigkeit für die Archivwissenschaft hier schon jetzt, eine spätere ausführlichere Besprechung vorbehalten, mit einigen Worten hingewiesen sei. — Nachdem der erste Band von den reichen Beständen des Karlsruher General-Landesarchivs die Selekte der Kaiser- und Königs-Urkunden (bis 1518), der Papsturkunden (bis 1302) und der ältesten Privaturkunden (bis 1200), die Kopialbücher, Anniversarien und Nekrologien und die Samlung der Handschriften gebracht hatte, beginnt der vorliegende Halbband die Verzeichnung der zweiten von den drei Hauptabteilungen des General-Landesarchivs, des großherzoglichen Haus- und Staatsarchivs. Dasselbe umfaßt die Urkunden, Akten und Korrespondenzen, die auf das großherzogliche Gesamthaus, auf alle Mitglieder der im Jahre 1771 im Mannesstamm erloschenen Bernhardinischen oder Baden-Badischen, sowie auf die der noch regierenden Ernestinischen Linie, mit Ausnahme eines im großherzoglichen Familienarchiv verwahrten Teils, sich beziehen. Es enthält ferner alle die politischen Angelegenheiten der badischen Lande, der beiden Markgrafschaften also, des Kurfürstentums und des Großherzogtums bis zum Jahre 1866 und weiter herauf betreffenden Archivalien und zerfällt in sechs große Gruppen: Personalien, Haus- und Hofsachen, Staatssachen, Gesandtschaftsakten, Reichssachen und Kreissachen. Es sind zusammen 5268 Urkunden, 7 Bände und etwa 15,573 Faszikel Akten und Korrespondenzen. — Hiervon werden nun hier zunächst die Personalien behandelt, anfangend mit dem Stammhaus Altbaden, aus welchem sämtliche Mitglieder von Hermann V. 1234 bis Philipp I. (gest.) 1533 und dessen Tochter, der Herzogin Jakobäa von Bayern (gest.) 1580 in Betracht kommen. Naturgemäß nehmen darunter die Markgrafen Bernhard I., der Schöpfer des badischen Territorialstaates, und Philipp I., der vielgepriesene Landesvater, den breitesten Raum ein. Es folgen dann die Linien Hachberg und Hachberg-Sausenberg, beginnend mit Markgraf Heinrich II. 1270 und endend mit der an den Herzog Ludwig von Longueville verheirateten Tochter Markgraf Philipps, Johanna, 1542. Nahezu drei Viertel des ganzen Bandes füllt das von Bernhard III. (gest. 1536) gegründete und 1771 mit August Georg Simpert ausgestorbene Baden-Badische (katholische) Haupthaus, in welchem die Markgrafen Wilhelm, gest. 1677, und Hermann, gest. 1691, namentlich aber Ludwig Wilhelm, der „Türken-Louis“, gest. 1707, weitaus am reichsten vertreten sind. — Der Inhalt des vorliegenden Halbbandes des Inventarienwerkes des großherzoglichen General-Landesarchivs zu Karlsruhe führt also, wie aus dieser knappen Uebersicht ersichtlich ist, durch volle sechsthalb Jahrhunderte der badischen Geschichte mit den großen Epochen der Reformation und des 30jährigen Krieges. Das Material ist keineswegs nur persönlicher oder vorwiegend persönlicher Natur, wie man aus der Bezeichnung „Personalien“ zu schließen versucht sein könnte, sondern vielmehr auch, wenigstens bei allen Fürsten, politischen Charakters und stellt nur die betreffende Persönlichkeit in den Mittelpunkt der

Verhältnisse. Dieser Umstand zeigt die Fülle des hier aufgespeicherten geschichtlichen Stoffes in seiner ganzen beziehungsreichen Mannigfaltigkeit und seiner weit über die Grenzen Badens hinausreichenden Tragweite. In klarer Uebersichtlichkeit und Gruppierung leitet das nach dem weitschauenden Plane und unter der steten Leitung des um das Archivwesen hochverdienten Direktors Geh. Rats Dr. v. Weech sorgfältig gearbeitete Inventar dem Forscher die Quellen an die Hand, erleichtert ihm auf jede Weise die Benutzung und damit der Wissenschaft den größten Dienst. Der von allen deutschen Staatsarchiven erstmals durch das großherzoglich badische General-Landesarchiv gewagte Versuch einer Inventarienveröffentlichung ist geeignet, die Gegner derselben aufs deutlichste und rascheste davon zu überzeugen, wie unschädlich nicht bloß, sondern wie ungemein nützlich vielmehr, zeitgemäß und notwendig das Unternehmen ist. Wurde dies schon in den zahlreichen, höchst anerkennenswerten Besprechungen des 1901 erschienenen ersten Bandes als dessen unverkennbares Hauptverdienst hervorgehoben, so ist die so erfreulich rasche und gediegene Fortführung der badischen Inventarien vollends dazu angetan, bahnbrechend nach dieser Richtung hin zu wirken.

Freiburg i. Br. Dr. P. Albert.

Allgemeine Rundschau.

Der Marmor Parium.

γ. Ueber Zweck und Entstehung der parischen Chronik, jener wichtigen, auf der Insel Paros ans Tageslicht getretenen und durch einen Fund der neuesten Zeit erheblich erweiterten Steinurkunde, welche die Geschichte Griechenlands von den sagenhaften Anfängen bis ins Jahr des Archonten Diognetos, 264 v. Chr., in knappem Abrisse darstellt, hat F. Jacoby im letzten Heft des Rheinischen Museums neues Licht verbreitet. Auf Grund einer eingehenden Untersuchung kommt der Breslauer Gelehrte zu dem Ergebnis, daß der Verfasser kein Athener sein kann. Vielmehr geben die Wortformen zu erkennen, daß er ein Inselgrieche gewesen ist. Er hat mit Eifer die alten Geschichtsbücher studiert und in dilettantenhafter Weise, was ihm wichtig schien, ausgezogen. Zu oberst stehen ihm die geschichtlichen Ereignisse, dann verfolgt er auch die Entwicklung der griechischen Kultur, so mit besonderer Vorliebe die lyrischen Dichter und die Erfindungen. Aber da er nur eine sehr unvollkommene Bibliothek besaß, so konnte er über manche Gebiete gar nichts melden, so z. B. über die attische Komödie. Seine Neigung gilt dem mächtigen Herrscherhause von Aegypten, den Ptolemäern; darum sind diese ganz besonders berücksichtigt. Das Ganze hat der Mann nach einer zu seiner Zeit verbreiteten Sitte auf einen Stein eingraben und öffentlich ausstellen lassen, sowohl sich selbst zur Ehre und zum Andenken als auch seinen Mitbürgern zur Freude und Belehrung. Nur schade, daß das Schicksal mit dem Kopfe der Inschrift auch den Namen des Verfassers und Stifters zerstört hat. Aber hier ist vielleicht noch Aussicht vorhanden, daß spätere Ausgrabungen auf der Insel Paros neue Bruchstücke der berühmten Chronik — die vorhandenen sind nun von Hiller von Gärtringen in seiner prächtigen Sammlung der parischen Inschriften mit aller Sorgfalt herausgegeben worden, so daß die älteren Ausgaben überflüssig geworden sind — zutage fördern werden. So viel hat Jacoby gewiß gemacht, daß man in dem Verfasser keinen bekannten Namen erwarten darf.

Der erste Lektor der französischen Sprache an einer deutschen Hochschule

war, wie wir der interessanten Antrittsrede des Professors für Romanische Philologie an der Universität Tübingen, Dr. Karl Voretzsch, entnehmen, der aus der Dauphiné stammende Franzose Guillaume Rabot, der bereits im Jahr 1572 das Französische an der Universität Wittenberg lehrte. Wir besitzen von diesem Rabot — der übrigens auch als Kriegsmann bekannt ist und im Dienste des Pfalzgrafen bei Rhein eine Kompagnie Chevaulegers kommandiert hat — außer einer Uebersetzung von Bacos Schrift über Alchymie und einigen Briefen an Calvin vor allem seine am 11. Februar 1572 zu Wittenberg gehaltene Antrittsrede, in welcher er sich selbst als den ersten bezeichnet, der an der Universität die Regeln dieser fremden Sprache lehre: Novo exemplo prodeo in publicum traditurus praecepta linguae peregrinae, cujus in Academijs nullus hactenus fuit usus. Und an manches schiefe Urteil moderner Zeiten erinnern uns die Bedenken und Vorurteile, welche er widerlegen zu müssen glaubt, als ob seine Studien Allotria seien und anderen, notwendigen Studien abträglich sein könnten. Nec deerunt fortasse — sagt er — quibus institutum omne tanquam supervacaneum et ab eruditarum Academiarum consuetudine alienum improbabitur: qui curiosa ingenia ab alijs magis necessarijs studijs abduci et novam quasi barbariem introduci clamitabunt. Wenn Rabot auch, soviel wir wissen, keine ordentliche Besoldung, sondern nur eine sogenannte Pension von 100 Gulden erhielt, so scheint die Stelle doch auch in der Folgezeit immer wieder besetzt worden zu sein. So hat sich später der Franzose Catharinus Dulcis erboten, für die Pension von 100 Gulden nicht nur französische, sondern auch italienische Lektionen an der Universität Wittenberg zu halten. So werden uns im Anfang des 17. Jahrhunderts noch Abraham de la Faye und nach ihm Conradus Durbalius als Lehrer des Französischen, letzterer mit dem Titel eines linguae Gallicae professor extraordinarius, genannt.

Kleinere Mitteilungen.

* In der Turiner Universitätsbibliothek brach in der Nacht vom Montag auf Dienstag ein Brand aus, durch den fünf Säle des mittleren Gebäudes mit ungefähr 20,000 Bänden zerstört wurden. Die Handschriften der Bibliothek wurden nicht beschädigt.

Zwei weitere Depeschen, die soeben über das Turiner Brandunglück einlaufen, lassen dasselbe allerdings bedenklicher erscheinen. Sie besagen:

Der Handschriftensaal der Universitätsbibliothek, der durch Feuer schwer beschädigt wurde, enthielt einige tausend Bände Manuskripte sowie alte Codices und Urkunden. Man hofft, einen kleinen Teil derselben zu retten.

Die Universität wurde geschlossen, da einige Hörsäle einzustürzen drohen.

Das letzte Telegramm besagt:

Nach Turiner Blättermeldungen sind bei dem Brand der Bibliothek etwa 100,000 Bücher verbrannt; auch sehr wertvolle Manuskripte wurden ein Raub der Flammen, darunter arabische, koptische, türkische und lateinische.

* Eine Kant-Feier in Schweden. Am hundertjährigen Todestage Immanuel Kants wird auch, wie wir der Vossischen Zeitung entnehmen, in Schweden, in Upsala, eine Gedächtnisfeier stattfinden. Es ist das um so bemerkenswerter, als gerade in Schweden die Kantische Kritik der reinen Vernunft, 14 Jahre nach ihrem Erscheinen, einen Sturm der Entrüstung hervorrief. Wie Allen Vannérus in seiner Abhandlung „Der Kantianismus in Schweden“ berichtet, veröffentlichte der Professor der Philosophie an der Universität Upsala, Christiernin, 1795, eine Schrift „Versuch einer ernsten und prinzipiellen Prüfung der Kantischen Philosophie und der vermeintlichen reinen Vernunft“. In der Upsala Tidning ließ Christiernin Il-inliche Angriffe gegen die neue Philosophie hageln. Schließlich soll der von Natur unruhige und kampflustige Mann seiner Erbitterung in verschiedenen despotischen Handlungen Luft gemacht haben. Die Universitätsjugend, die sich benachteiligt glaubte, unternahm gegen ihn einen förmlichen Auflauf; der Siebzigjährige wollte sich an die Spitze der akademischen Wache stellen, um die Ansammlung zu zerstreuen; mit Mühe wurde er davon abgehalten. Schließlich mußte sich die Regierung ins Mittel legen. Christiernin wurde von der Verwaltung des Rektorats suspendiert. Ein zweiter schwedischer Gegner Kants, J. Gottmark, ließ 1796 eine Schrift erscheinen „Die Kantische sogenannte Philosophie aus ihrer selbstgemachten Unbegreiflichkeit entwickelt und rück-

sichtlich ihres wirklichen Inhalts an den Tag gebracht." Gottmark wollte beweisen, „daß die Philosophie Kants keine Philosophie sei, sondern eine Taschenspielerei". Alle diese Angriffe waren hervorgerufen durch die Vorlesungen, die in Upsala von Professor Daniel Böethius und in Lund von M. Fremling über die Kantische Philosophie gehalten wurden. Unter den neueren Kantianern in Schweden sind der 1896 verstorbene Professor H. Gyldén in Stockholm und der jetzt in Upsala an der Universität wirkende Professor E. O. Burman als gründlicher Kenner und begeisterter Bewunderer Kants zu erwähnen.

⁂

Hochschulnachrichten.

* **Erlangen.** Die Stadtverwaltung überreichte dem bayerischen Landtag eine von der hiesigen Universität ausgearbeitete Denkschrift für die Angliederung der neuzuerrichtenden Technischen Hochschule an die Erlanger Universität. Sie betonte namentlich, daß Erlangen günstiger als Würzburg und Nürnberg sei.

r. **Heidelberg.** Die segensreiche Einrichtung der hiesigen Universität, akademische Ferienkurse für Juristen, erfährt weitere Pflege. Außerordentlicher Professor Dr. Julius Hatschek gedenkt in dieser Frühjahrspause Repetitionen über das gesamte öffentliche Recht in Baden und über das öffentliche Recht (Staats- und Verwaltungsrecht) des Reichs abzuhalten.

dr. **Jena.** Der Universitätsneubau soll nun endgültig mit einigen Aenderungen im Sinne des Fischerschen Projekts ausgeführt werden; er soll bis zum Universitätsjubiläum vollendet sein und nicht, wie zuerst geplant war, in verschiedenen Zeitabschnitten ausgeführt, sondern sogleich im ganzen Umfange begonnen werden.

* **Budapest.** Nach mehrmonatlicher Krankheit ist, wie wir einer Mitteilung der Neuen Freien Presse entnehmen, der Professor der Archäologie an der Budapester Universität Dr. Bela Czobor gestorben. Der Verstorbene, der im 52. Lebensjahre stand, war Mitglied der Akademie und einer der hervorragendsten Vertreter der archäologischen Wissenschaften in Ungarn.

* **Prag.** Als Nachfolger des Nationalökonomen v. Wieser soll der jetzige Professor an der Universität Zürich Dr. Heinrich Heckner in Aussicht genommen sein. Heckner, ein geborener Deutschböhme, war vorher mehrere Jahre am Karlsruher Polytechnikum tätig. Seine Arbeiten waren vorzugsweise den Arbeiterfragen gewidmet.

m. c. **Rom.** Das italienische Parlament und die römische Universität haben am gestrigen Tage mit dem Tode des Abgeordneten und ordentlichen Professors für Strafrecht und Strafprozeß in der juristischen Fakultät Dr. Pietro Nocito einen schweren Verlust erlitten. Der Verstorbene war 1841 in Calatafimi auf Sizilien geboren, praktizierte nach Vollendung seiner Rechtsstudien kurze Zeit als Advokat, errang aber schon 1868 den Sieg in der Bewerbung um den Lehrstuhl für Strafrecht in Siena. 1869 als Verteidiger in dem politischen Prozeß wegen eines in Livorno begangenen Attentats gegen den österreichischen General Grafen Crenneville erwarb sich Nocito große Popularität und wurde 1872 als Ordinarius an die Universität Rom berufen, an der er über 31 Jahre gewirkt hat. 1876 trat er in das Parlament ein, dem er bis zu seinem Tode fast 28 Jahre angehörte. 1892—1893 war er Unterstaatssekretär der Justiz im Kabinett Giolitti. Von seinen Werken sind zu nennen: Internationales Strafrecht. — Hochverrat und Staatsverbrechen. — Der Mißbrauch der Amtsgewalt. — Die Beschlagnahme im Strafprozeß. — Der Senat als Sondergericht.

∽ Von italienischen Universitäten. In Turin habilitierte sich Dr. G. Ottino für Nasen- und Rachenkrankheiten, in Florenz Dr. E. Gagnoni für Kinderheilkunde.

* **Paris.** Am Dienstag früh starb hier der seit einiger Zeit im Ruhestand befindliche Professor der Literaturgeschichte am Collège de France, Emil Deschanel.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Dr. Karl Müller: Die badischen Eisenbahnen in hist.-statist. Darstellung. Ein Beitrag zur Geschichte des Eisenbahnwesens. Heidelberg 1904. Heidelberger Verlagsanstalt. 466 S. — Grillparzers Werke. Hrsg. von Rudolf Franz. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe in 5 Bänden. Bd. II. Leipzig u. Wien. Bibliographisches Institut. 374 S. — Leo N. Tolstoi: Kritik der dogmatischen Theologie. Uebers. von Carl Ritter. Band I. (Sämtliche Werke. II. Serie.) Leipzig 1904. Eugen Diederichs. 211 S. — Meta Schrepp: Auf roter Erde. Roman. Berlin u. Leipzig 1903. Schuster u. Loeffler. 399 S. — Albert Kalthoff: Die Entstehung des Christentums Neue Beiträge zum Christusproblem. Leipzig 1904. Eugen Diederichs. 155 S. — Rosa Fischer: Oststeirisches Bauernleben. Mit einer Vorrede von Peter Rosegger. Illustriert von Alexander D. Goltz. Wien u. Leipzig. Oesterreichische Verlagsanstalt. 280 S. — Moritz v. Schwinds Philostratische Gemälde. Im Namen des Vereins für Geschichte der bildenden Künste zu Breslau herausgegeben v. Richard Foerster. Leipzig 1903. Komm.-Verlag von Breitkopf u. Härtel. 30 und VIII Tafeln. — H. R. D. Anders: Shakespeares Books. A dissertation on Shakespeare's reading and the immediate sources of his works. (Schriften der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Band I.) Berlin 1904. G. Reimer. 316 S. — Stephan Zeromski: Den Raben und Geiern zum Frass. Autoris. Uebersetzung von W. Sutram. (Internat. Novellen-Bibliothek. Band 10.) München 1903. Dr. J. Marchlewski u. Co. 202 S. — W. Weressajeff: Die Kolossows. Autoris. Uebersetzung von Georg Polonskij. (Internat. Novellen-Bibliothek. Bd. 9.) Ebenda 1903. 310 S. — Ernst Pfeiffer, Pfarrer: Des Kindes Sterben. Ein Trostbüchlein. 3. Aufl. Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses. 39 S. — W. Becker: Der einzige Trost im Sterben. Geschichtliche Zeugnisse über die richtige Beantwortung der Frage: Wie kann man des Todes Bitterkeit vertreiben? Ebenda 1902. 38 S. — Raoul de la Hault: Die geheimnisvolle Dame des „Bal Paré". (Münchener Anekdote.) München 1904. U. Putze. 78 S. — Emil Schaeffer: Das Florentiner Bildnis. München 1904. F. Bruckmann. 237 S. — Der Pfalzverein. Herausgegeben von den Bürgermeisterämtern der Weinbau treibenden Gemeinden der Rheinpfalz. Unter Zuziehung eines aus Produzentenkreisen der Rheinpfalz gewählten Ausschusses bearb. von A. Heeger, kgl. Gymnasiallehrer. 2. verm. und verbesserte Auflage. Stuttgart. Klemm u. Beckmann. 57 S. — Dr. Hermann Schell: Der Gottesglaube und die naturwissenschaftliche Welterkenntnis. Eine kritische Entgegnung auf Prof. Dr. Albert Ladenburgs Vortrag auf der 75. Naturforscherversammlung zu Kassel am 21. September 1903. Bamberg 1904. Schmidt. 32 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen Anfragen oder Bestellungen, welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung

angekündigten,
besprochenen
oder zitierten

Bücher und Verlagswerke

erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung

beziehen zu wollen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Tauchnitz Edition.
January 27, 1904.
If. Only.
New Stories.
By
F. C. Philips.
In 1 vol.
(3577)
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Google

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 28. Januar. Nummer 22.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Friedrich Hebbels Münchner Leidenszeit. (Schluß.) Von Professor Dr. Richard Maria Werner (Lemberg).

Ein Kampf in Südwestafrika.

II. Bücher und Zeitschriften.

Kant-Studien. Herausgegeben von Hans Vaihinger und Max Scheler.

III. Allgemeine Rundschau.

Frédéric Masson. — Der Bibliothekbrand in Turin.

IV. Hochschulnachrichten.

Friedrich Hebbels Münchner Leidenszeit.

Von Professor Dr. Richard Maria Werner (Lemberg).

(Schluß.)

Seit dem Sommersemester 1837 stand ihm Emil Rousseau treu zur Seite. Er wurde jetzt noch stärker als in Heidelberg zum Schüler Hebbels und ging vollständig in dem bedeutenderen und älteren Freunde auf. Zu Ansbach am 12. Juli 1817 als der Sohn eines Regierungsrats geboren zeigte er von früh an Neigungen zur Poesie, mußte sich aber auf den Wunsch der Seinen in Heidelberg dem juridischen Studium zuwenden. Schon dort verriet sich der Einfluß Hebbels in dem Wunsche, den Uebergang zur Literatur machen zu dürfen, doch ging es nicht ohne Kämpfe; Hebbel selbst ließ es nicht an Warnungen fehlen, die Familie in Ansbach noch weniger, Emil aber blieb fest und erhielt endlich die Erlaubnis, sich der philosophischen Fakultät zuzuwenden. Obwohl nur vier Jahre jünger als Hebbel, regelmäßig und gut für die Universität vorbereitet und in mancher Hinsicht zum Manne gereift, blickte er doch mit schwärmerischer Verehrung zu Hebbel auf. Er muß eine sanfte, zarte Natur gewesen sein, mild im Urteil, verträglich, rührend in seiner Duldung gegen Hebbels Herbheiten und Launen. Seine Familie hatte vielen Anhang in München, Hebbel scheint aber absichtlich die gesellschaftliche Berührung mit diesen Kreisen vermieden zu haben, nur mit einem jungen Musiker, dem Juristen Franz Gartner, machte ihn Rousseau bekannt, so daß sich ein intimeres Verhältnis anknüpfte. Diesen beiden gegenüber konnte Hebbel der Neigung zum Darlegen seiner Gedanken, zum Belehren und Erziehen vollauf Genüge leisten, sie waren ein dankbares und lenksames Publikum. Gartners Mutter soll als unfreiwillige Hörerin im Nebenzimmer den mitunter salbungsvollen Ton Hebbels nach seinem Weggehen meist mit den Worten bezeichnet haben: „Na, ist die Predigt schon aus?“ Mitunter waren wohl Rousseau und Gartner für Hebbel auch nur die Wand, zu der er sprach, ohne viel Rücksicht auf sie zu nehmen, was Rudolf Jhering, mit dem Hebbel auch hier und da zusammenkam, so sonderbar empfand. Aber besonders Rousseau stand Hebbel so nahe, seit er am 13. April 1837 in München eingetroffen war, daß ein wirkliches Eingehen in dessen Wesen, Studien und Dichten sich ergab; mit Gartner bildete die Musik das Bindeglied, mit Rousseau die ganze Lebensauffassung, Bildung und Entwicklung. Leider sind wir auf die Geständnisse Hebbels und wenige Nachrichten angewiesen, besitzen aber an Rousseaus Arbeiten willkommenen Gradmesser. Rousseau änderte das Studienziel, nicht aber den Studiengang; er setzte seinen Stolz darein, in der normalen Zeit zu einem Abschluß durch den Doktorgrad zu gelangen, und arbeitete redlich und unermüdet als Student der Philosophie, obwohl er darüber seine dichterischen Anlagen nicht vernachlässigte. In beiden Richtungen förderte ihn der Verkehr mit Hebbel, dem zwar regelrechter Unterricht fehlte, der dafür aber die Gabe besaß, rasch zu erfassen und ganze Gedankenreihen ohne weiteres aus den Prämissen zu entwickeln; zudem verfügte Hebbel über ein beachtenswertes historisches Wissen, aus dem er mehr Nutzen zog als die Durchschnittsmenschen aus größerer Gelehrsamkeit. Die Wahl des Themas zur philosophischen Dissertation zeigt uns Rousseau sofort als Schüler Hebbels. Das 55 Seiten umfassende Schriftchen führt den Titel „Beurteilung der beiden berühmtesten Heldentaten, der Schlachten bei Thermopylä und Hemmingstedt, basiert auf eine Darstellung und Parallele der sozialen Zustände Spartas und Dithmarschens. Eine historische Abhandlung (München 1838)“ und war somit schon durch die Wahl des Themas eine Huldigung für Hebbels Heimatland. Sie ist ein recht erfreuliches Zeichen erlangter geistiger Reife, geschickt dargestellt und ziemlich selbständig im Urteil, wenn auch nicht ganz frei von Einseitigkeit. Indem der Verfasser einzelne Fakten der Geschichte herausgreift, schwebt ihm doch ein welthistorisches Problem vor, ja er geht weiter und versucht die Kritik durch Berücksichtigung ethischer Momente zu stützen. Zu diesem Zwecke schildert er die Verhältnisse beider Freistaaten, vergleicht ihre Verfassungen, ihre sozialen Zustände wie die aus ihnen sich ergebenden Charaktereigenschaften ihrer Bürger. Zum Vergleich zieht er Ereignisse anderer Zeiten und Völker herbei, geht sogar auf das moderne Griechenland ein, um als Bayer des Königs Otto zu gedenken. Ganz steht er auf Seite der Dithmarschen und wertet sie höher als die Spartiaten, denn er erkennt als Grundunterschied, daß bei jenen freie und selbständige, bei diesen erzwungene Tugend geherrscht und sich allenthalben gezeigt habe; so bilden für ihn die beiden verglichenen Schlachten auch nur Folgen des aufgedeckten Grundunterschiedes, was mit Geschick und dialektischer Gewandtheit im einzelnen dargetan wird. Das Schriftchen verrät die Gabe des Verfassers, sich auf einen höheren Standpunkt zu erheben, Kritik zu üben, aber freilich nicht historische Quellenkritik, sondern geschichtsphilosophische Kritik. Mit sichtlicher Liebe wird der Charakter der Dithmarschen dargestellt, wobei sich die bezeichnende Wendung findet, es habe den Anschein, daß Deutschland „von diesem Grenzstaat noch Bedeutendes zu erwarten“ habe. Das eigentliche Thema beginnt auf Seite 13 und schlägt den in solchen Arbeiten hergebrachten Ton an. Was vorangeht, ist eine allgemeinere, zum Teil scharf pointierte Geschichtsbetrachtung, und da haben wir den Eindruck, als gucke dem jungen Doktoranden die reifere Gestalt Hebbels über die Schulter. Es finden sich Sätze, die dieser geformt haben könnte, Ansichten, die aus seiner Schule stammen, Aphorismen, wie er sie zu prägen pflegte, Anschauungen, die

für ihn zeitlebens bezeichnend blieben. „Unsere gegenwärtige Menschheit ringt bewußt oder unbewußt nach Konzentrierung, nach Einheit“ (S. 3); „die Geschichte hat die Aufgabe, das Eigentümliche der Völkerzustände darzustellen, indem sie dieselben aus möglichst allen ihren Grundbedingungen entwickelt“ (S. 4); „die Geschichte der Menschheit ist die Darstellung einer göttlichen Idee, ist die Durchführung einer göttlichen Absicht, diese ist der letzte Zweck der abrollenden Weltbegebenheit“; „tief fühlen wir den Organismus der Geschichte, in welchem kein Glied dem Ganzen ohne dessen Nachteil geraubt werden kann“ (S. 5); „das Tatgenie ist ein Produkt und Exponent seiner Zeit, die Begebenheit ist ein Gottesurteil. An seiner Tat entwickelt sich der Mensch, und seine Tat ist es, die ihn wieder richtet. So ist es auch mit der Geschichte. In der Geschichte entwickelt sich die Menschheit und die entwickelte Menschheit urteilt über die Vergangenheit. Die Geschichte ist die Lebensform der Menschheit“; „Möglichst harmonische Entwicklung seiner Gesamtkräfte und Fähigkeiten und ein der jedesmaligen Entwicklung angemessener Lebens- und Wirkungskreis ist höchstes Bedürfnis und das Ziel des Menschen“ (S. 7), — wenn man solche Sätze liest, glaubt man die Stimme zu hören, die ab und zu dem jungen Autor souffliert. Und wenn (S. 6 f.) eine Reihe von Tatsachen zusammengestellt wird, um die scheinbare Nutzlosigkeit so mancher menschlich-großen Tat, so mancher grandiosen Anfänge darzulegen, und es dann heißt: „Vor solchen Erscheinungen stehen wir mit Staunen und Schrecken und sehen uns an und fragen mit gepreßter Seele, wozu machte die Geschichte solchen Aufwand? Wir sehen die Menschheit in voller Tätigkeit und Anstrengung ihr eigenes Grab graben und beben bei diesem Schauspiel“, so vernehmen wir nicht Hebbels Rede, wohl aber seinen Geist, denn es folgt der Trost: „doch zagen wir nicht! Hat sich wohl die Weltgeschichte darum kümmern zu müssen geglaubt, daß der Feldherr eines kleinen Volkes, Josua, Heerführer der Juden, die Phönizier bedrängte? Und doch war es zur selbigen Zeit, als Cadmus, Phönizien um jener Bedrängnisse verlassend, nach Griechenland kam und die Buchstabenschrift dahin brachte“. Das ist jene weltgeschichtliche Notwendigkeit, jene Einheit der Idee, die hinter den Erscheinungen auftaucht. So ließe sich noch manches anführen, sogar wörtliche Uebereinstimmungen (S. 19, vgl. Tgb. Nr. 1750), z. B. S. 30: „Es ist überhaupt für die neuere Zeit bezeichnend, daß sie für die Individualität Achtung und Geltung erstrebt, während das Altertum das Individuum dem Allgemeinen nachzusetzen pflegte.“ Aber alles würde nur dartun, daß Hebbel nicht bloß den Druck des Heftchens besorgt, sondern auch bei seiner Entstehung nicht unwesentlich mitgewirkt und seinen jungen Freund als angehenden Gelehrten beeinflußt habe.

Noch stärker hören wir Hebbels Ton aus den Dichtungen Rousseaus heraus. Ich kenne zwei Erzählungen, die Amalia Schoppe für die Modeblätter durch Hebbel erhielt und veröffentlichte. Die „Der Steuer-Revisor Schnurr“ behandelt ein kleines Motiv, die Entlassung und Wiederzurückberufung eines bewährten Dienstboten mit der humoristischen Heilung einer etwas energischen Hausfrau; das Tatsächliche wird mit großem Geschick gezeichnet, wenn auch eine tiefere Idee fehlt. Die Darstellung in ihrer schlichten Sachlichkeit verrät Begabung und strenge Schulung, wir ahnen, daß Hebbel energisch auf Konzentration und innere Form drang und mit dieser Probe eines jungen Talents zufrieden sein konnte. Die andere Erzählung, „Christoph Ziselbein“, bringt eine ganz realistische Handwerkergeschichte zur Einleitung und geht dann zu einer geschickt wiedergegebenen Gespenstergeschichte über. Schon die Namen, noch mehr die Muster und die Darstellungsmittel, verraten den Einfluß Hebbels, ohne daß es störend wirkte. Die Gedichte Rousseaus, von denen ich nur „Der Deserteur“ kenne, hat Hebbel nicht ungünstig, aber streng beurteilt, da man daran dachte, ein Bändchen herauszugeben, widerriet sogar den Plan. Die Kunst stand ihm höher als selbst das Andenken des geliebten Freundes.

Rousseau wollte nach Erlangung des Doktorgrades mit Hebbel in Hamburg leben, um ihm dort bei der Herausgabe einer unparteiischen, keiner Clique dienenden Zeitschrift behilflich zu sein und mit ihm literarisch zu arbeiten. So verstrichen die Semester. Hebbels Stimmung begann sich mit der Jahreswende 1837 auf 1838 zu bessern; gerade die Beschäftigung mit den Todesgedanken gewann ihn dem Leben wieder. Es ist merkwürdig, die Ursache dieser gehobenen Stimmung kennen zu lernen: Elise hatte ihm zu Weihnachten 1837 einen neuen Anzug geschenkt, wie er ihn in seinem Leben noch nicht besaß, Rock, Hose, Weste, Binde, „nicht allein fein und modern, sondern fast brillant“; in seinem Dankschreiben vom 7. Dezember heißt es: „ein guter Rock entscheidet auf der Polizei über die Erteilung der Aufenthalts-Bewilligung und vergoldet den Menschen in allen Verhältnissen“. Das bleiche Gespenst eines verwirrten, eines nicht aufzulösenden Lebens war noch da, dennoch dachte er, als er den schönen Rock erblickte: „in dem willst du nicht mehr so hypochondrisch sein!“ „Der Mensch ist ein Narr, aber dieser mein Vorsatz ist dennoch nicht so närrisch, als er scheint. Ich h o f f e wieder.“ Er habe einen Schritt getan, der ihn mit einem Male so weit feststellen sollte, daß er ruhig fortbauen könne; er nannte ihn nicht „aus der abergläubischen Furcht, die Schatzgräber s c h w e i g e n heißt“, doch bezog es sich wohl auf seine Gedichtsammlung. Er trieb wieder Latein, vorzüglich jedoch Geschichte, wir dürfen also annehmen, daß er im Sinne hatte, wie Rousseau zu promovieren, was ihn schon lange beschäftigte. Der Gedanke war ihm peinlich, ungraduiert vor seine Hamburger „Wohltäter“ zu treten; nun sah er den jüngeren Freund dem Ziele zueilen und nahm teil an dessen Studien, da mochte er sich vielleicht als „der Invalide“ vorkommen, den er sprechen läßt: „Ich glaub', ich säe die Helden für künftige Schlachten aus“, und auch denken: „So bin ich noch zu was nütz'“. Jedenfalls kam die wiedergewonnene Lebensfreudigkeit in seinen Gedichten zum Ausdruck. Er beginnt sich in seinen Zustand einzuleben, nicht die Befriedigung, sondern die Hoffnung als das Wesentliche zu erkennen. Ist sein Leben ein bloßer Durchgang durch den herrlichen Tempel der Natur, so hat er doch den Trieb, jede Spur des Höchsten zu erforschen, und wird so, obwohl selbst vergänglich, von einem ewigen, unvergänglichen Quell getränkt. Da löst sich das „Frühlingslied“ von seinen Lippen mit der Mahnung: „Ringt um des Jubels Krone!“ Da verklärt sich das große Sehnen in dem Liede „Knabentod“, da erscheint ihm das Glück als gaukelndes „Vöglein“ — „Bis du's erjagst, kannst du's entbehren.“ Freude wie Kummer fühlt er zerrinnen, das Leben kommt ihm wie ein Schlummerlied vor und er kann sich fragen: „Der mich bedrückte, Schläfst du schon, Schmerz?“ Freilich hat sein Schmerz nun ein menschliches Antlitz gewonnen und zeigte nicht mehr seine starre, unpersönliche Medusenmaske.

Das Jahr 1837 hatte Hebbel angenehmer beschlossen als das vorige; mit Rousseau saß er am Silvesterabend bis 2 Uhr beim Glase Punsch, in der Mitternachtsstunde sprangen sie auf, umarmten und küßten sich wie zwei treue Brüder. Da Rousseau am 23. Februar 1838 zu den Seinen nach Ansbach fuhr und Hebbel wieder der Einsamkeit überließ, schlug dessen Stimmung sofort um, freilich nicht mehr zum früheren Grade des Trübsinns. Seine innere Entwicklung machte ihm seinem eigenen Geständnis nach zu schaffen, doch gewann er gegen Ende März soviel Freiheit, ein Lustspiel beginnen zu können, das er um den 20. März zu schreiben anfing; am 31. war der erste Akt fast ganz fertig: „Ein Jude, der einen Diamanten gestohlen und verschluckt hat und ihn nun nicht wieder aus dem Leibe los werden kann, ist die Hauptperson, es ist aber keineswegs auf bloßen Spaß abgesehen, ich denke im Gegenteil allem eine tiefere Bedeutung zu geben; sonst könnte mich die Sache natürlich nicht reizen.“ Der Stoff war ihm, wie Karl Werner zuerst (Allgemeine Zeitung, Beilage 1893, Nr. 333) nachwies, bei der Lektüre von Jean Pauls „Leben Fibels“ aufgegangen, doch brachte er sein Lustspiel jetzt nicht fertig, obwohl er sich oft mit der Idee beschäftigte. Die Absicht zu promovieren hatte nämlich inzwischen feste Formen angenommen, er schrieb darüber am 27. April 1838 Elise: „Meine Dissertation ist schon fast fertig, die Fragen, die mir die Universität vorlegen wird, brauche ich nicht zu scheuen,

es handelt sich bloß noch um die Kosten." Er dachte an Erlangen, wo das Diplom billiger zu erlangen sei als in München, und bat den Hamburger Bekannten Kisting, ihm dazu 40 Hamburger Taler für zwei Jahre zu leihen. Emil Rousseau war inzwischen mit seiner Dissertation zu Ende gekommen und verteidigte am 28. August 1838 vor einer glänzenden Versammlung seine Thesen; nur Hebbel hatte er zum Opponenten aufgefordert, und dieser führte über eine Stunde lang Spiegelfechterei, da es ihm mit seinen Einwürfen nicht Ernst sein konnte, weil er eigentlich sich selbst bestritt. Rousseaus Thesen, die noch Emil Kuh für seine Biographie benützen konnte, waren in München nicht mehr aufzufinden,*) so daß wir nur die von Kuh angeführten kennen: „Artifex re vera talis major philosopho. — Artis et naturae opus quodque ad mathematicas normas reduci potest, quae nihil tamen nisi ejus sceletum exhibent. — Sunt facta, ad quae explicanda nec historia satis valet. — Cultura e vita prodit." Ob nicht noch andere den Anregungen des älteren und reiferen Freundes entstammen? Jedenfalls soll es Aufsehen erregt haben, daß Rousseau, der in München reichen Familienanhang und auch Beziehungen zur Professorenwelt hatte, nur Hebbel als Opponenten erwählte.

Hebbel machte dabei die Erfahrung, daß es ihm gleichgültig sei, ob er in seinem Zimmer vor einem einzigen Zuhörer oder in der größten Versammlung reden soll. Auch verlor er den scheuen Respekt vor den sogenannten „gebildeten Leuten", da er nicht einmal Kenntnis und Wissenschaft bei ihnen antraf, geschweige denn Persönlichkeit; so wurde er in seiner Absicht bestärkt, sich in Erlangen trotz seinem lückenhaften Wissen um den Doktor zu bewerben, wenn die Universität auch in einem gewissen Verruf stand, es kam ja nur auf den Titel an. Vorerst sollte er einer Einladung des Regierungsrates Rousseau folgen und auf vier bis sechs Wochen zum Besuch nach Ansbach kommen. Emil Rousseau fuhr unmittelbar nach der Disputation voraus, Hebbel sollte gegen den 25. September 1838 nachreisen, zögerte jedoch, weil er Nachrichten über die Erkrankung seiner Mutter erhalten hatte. Zwar hoffte er von ihrer guten Konstitution das Beste, war aber trotzdem in Angst und zitterte davor, daß seine Hoffnung, ihr das Leben zu verschönern und wert zu machen, vernichtet werden könnte. Am 16. September 1838 gleich nach Tisch traf ein Brief seines Bruders Johann ein, daß die Mutter in der Nacht vom 3. auf den 4. um 2 Uhr nach ganz kurzem Krankenlager sanft entschlafen sei; mit dieser Tatsache begann Hebbel am 18. September 1838 ein neues Tagebuch und überschrieb es „Neues Irren; neues Leben!" Man sagt ja, daß für jeden Mann der Tod seiner Mutter den Abschluß seiner Jugend bedeute, für Hebbel galt das in noch höherem Maße, da er den Kampf für die Mutter und den Leichenstein als einzigen Zweck seines Lebens bezeichnet hatte. Die Mutter war geschieden, er selbst war körperlich nicht wohl, der Kopf brannte fieberisch, aber der rechte Schmerz um die Mutter stellte sich noch nicht ein, er war wie betäubt und hatte nicht die Kraft zum Schmerz. „Jetzt bin ich selbst halb tot," schreibt er an Elise. „Ist nicht vielleicht ihr Tod ein Wink der Gottheit, daß ich von der Zukunft nichts erwarten soll? . . . Von nun an will ich glauben, daß auch ich sterben kann, ein Gedanke, der mir . . . fern blieb, als die Cholera hier rings um mich her unzählige Opfer darniederstreckte." Seiner Ansicht nach konnte das Individuum nur zerstört werden, wenn es das Seine geleistet hat, er aber fühlte, daß dies bei ihm noch nicht der Fall sei, daß er wenigstens noch zeigen müsse, seine Klagen um die verpfuschte Existenz seien nicht unberechtigt gewesen. Auch aus Ansbach erhielt er schlimme Nachrichten, Emil war an einem gastrischen Fieber erkrankt, aus dem ein Nervenfieber wurde; auf des Vaters Wunsch betrieb Hebbel die Ausfertigung des Doktordiploms beim Dekan Ast mit Erfolg. Am 30. September erfuhr er, daß der 21. Tag glücklich überstanden sei, aber er zitterte trotzdem für den Freund, von dem er Elise das liebevollste Bild entwirft. Er zwingt sich zu einem heiteren Brief an ihn. Am 4. Oktober 1838 kam die Kunde, daß Emil am 2. früh entschlafen sei. „Erst jetzt ist die Welt mir öde," rief Hebbel. Nun stand er in München ganz allein, darum dachte er sofort abzureisen und noch vor Einbruch des Winters nach Hamburg zu wandern; er bat am 18. Oktober Elise brieflich um Rat, zögerte dann aber mit der Absendung seiner Zeilen bis zum Ende des Monats, unwillkürlich vor der Rückkehr in die Hamburger Verhältnisse zurückschreckend. An die fernere Zukunft wagte er kaum zu denken, nur die nächste beschäftigte ihn. Schon am 3. August hatte er sich an Tieck mit der Bitte gewandt, ihm für den „Schnock", dem er die „Anna" und den „Rubin" beifügte, einen Verleger und ein Honorar von 100 Gulden zu verschaffen; vergebens war seine Hoffnung auf Antwort. Auch der Versuch, durch die Schoppe von einem Bekannten einen Vorschuß zu erlangen, um zu promovieren, schlug fehl. Seine Gesundheit war erschüttert, er fühlte Beklemmungen auf der Brust, so daß er aus Angst vor einer Lungenkrankheit einen Arzt konsultierte, der ein rheumatisches Leiden erkannte. Unter diesen Umständen schien es nicht ratsam, die weite Fußwanderung nach Hamburg zu unternehmen; am 18. November 1838 bat er darum Elise, zu entscheiden, doch fühlt man aus dem Briefe schon den Entschluß heraus. Er wollte noch einen Winter ausharren, darum drängt er Elise auch nicht zur Antwort. Ja, er knüpfte sogar gesellschaftliche Beziehungen an, indem er sich bei Rousseaus Tante, Frau Hofrat Vogel, einführen ließ und die Scheu vor der Schüchternheit seines Auftretens glücklich überwand. Er betrat dann auch noch mehrmals den ihm so heißen Boden des Salons.

„Ein neues Jahr, ein neues Glück," so begrüßte Hebbel, „der Stiefsohn des Glücks", wie er sich nennt, das Jahr 1839, das ihn nach seiner Absicht bald nach Hamburg zurückführen sollte. Die Sache mit der Promotion hatte er fallen gelassen, weil er einsah, daß er einer Eitelkeit das große Geldopfer bringen wollte. Elise beabsichtigte, ihr Service zu verkaufen, um ihm das nötige Geld zu verschaffen; er lehnte mit Entschiedenheit ab. „Wer mich kennt, kennt auch meine Verhältnisse und kann sich daher nicht wundern, daß ich aus Scheu vor der Taufgebühr ohne die Gelehrtentaufe wieder eintreffe; wer mich nicht kennt, und dem gebildeten Stande angehört, der weiß, daß das philosophische Doktordiplom nur für den Geldbeutel, nicht aber für den Kopf etwas beweist", für die niedrigen Leute genüge der Titel eines Literaten, der ihnen, da sie nicht wissen, was er besagt, eben so vornehm klingen werde. Schon mit der Aussicht auf die Ortsveränderung steigert sich Hebbels Lebensgefühl, wenn er auch der allwaltenden Macht nicht vergeben kann, daß er an den erbärmlichsten Hindernissen seine Kraft zersplittern muß; aber jetzt beißt er die Zähne zusammen und zieht aus dem, was er trotzdem leistete, den „peinlich-richtigen Schluß" auf das, was er sonst wohl zustande gebracht hätte. Aus dieser Stimmung dichtet er am 10. Jan. 1839 das trotzige Lied „Zu Pferd! zu Pferd!" mit der bezeichnenden Schlußwendung über den Wind: „An seiner Wut erprob' ich's nur, Wie fest ich oben sitze"; aus ihr geht das wundersame Sonett „Der Sonnen-Jüngling" hervor und die Mahnung: „Man geht nicht in die Schlacht als Held, Man kommt als Held heraus." Der dumpfe Druck, der auf seiner Seele lastete wie auf seiner Brust, ist nun gewichen. Gerade da sein Schmerz durch die Erlebnisse verstärkt wurde, löst er sich in Harmonie, als habe der Tod seiner Mutter und seines einzigen Freundes das Eis seines Innern gebrochen; Hebbel taut auf.

Nun sein Aufenthalt in München zu Ende geht, fühlt er sich unwillkürlich getrieben, Gewinn und Verlust zu überschlagen, und kann sein Saldo mit einem Ueberschuß schließen. Zwei Worte seines Briefes vom 19. Februar 1839 an Elise bezeichnen am besten den Münchener Fortschritt: „Selbständigkeit und Unabhängigkeit." Unter Kämpfen und harten Entbehrungen hat er sie errungen, aber jetzt wird sie ihm nichts mehr rauben. Die Kette mit der schweren Kugel seiner freudlosen Jugend hat er vom Fuß gestreift und erkennt die erlangte Sicherheit. Sein Fluch war es gewesen, daß er sich nicht zu stellen vermochte, daß die gedrückte Haltung seiner Wesselburner Proletarier-

*) Vielleicht kann sie mir ein Leser zugänglich machen?

existenz in den Hamburger Verhältnissen nachwirkte. Jetzt hat er seine Persönlichkeit ausgebildet und ihr mit manchen Schmerzen den Punkt angewiesen, den sie in Bezug auf ihre Zeit einnimmt. Er sah klar seine Kraft, wenn er auch ihr Betätigungsgebiet noch nicht zu übersehen vermochte. Das stand deutlich vor seiner Seele, daß all sein Streben auf die Kunst hindeute, daß nur sein Dichtertalent ihm seinen Platz anweise; freilich wußte er noch nicht, ob das ein Segen oder ein Fluch für ihn sei. In Stunden der Verzagtheit glaubt er wohl, es sei eine Gabe des Teufels, zu groß, um unterdrückt zu werden, zu klein, um eine Existenz darauf zu gründen, und meint, nur eine dichterische Mitgift, wie sie Goethe besaß, könne zum Heil anschlagen. Dann wieder, wenn er auf die Literatur seiner Zeit blickt, faßt er Mut und Zutrauen, schätzt er sich selbst höher ein. „Ich glaube so wenig an Talent, als an wissenschaftlicher und allgemeiner Bildung irgend einem der jetzt lebenden Dichter und Schriftsteller (wenn ich Tieck und Uhland ausnehme) nachzustehen; ich wüßte daher nicht, was mich abhalten sollte, mit ihnen die nämliche Bahn zu wandeln. Daß ich viele Hindernisse vorfinden werde, weiß ich; aber; soll ich Schwierigkeiten scheuen, die sich noch jedem in den Weg stellten? Das Leben ist ein Kampf, und eben dies ist seine schönste Eigenschaft." Noch hat er sich die Grenzen seines Talents ganz eng abgesteckt. „Mein Talent," so schreibt er, „beschränkt sich größtentheils auf die Lyrik, und da lassen sich keine fünf Bände zu jeder Messe liefern." Auch auf dem Gebiete des Romans hofft er etwas Größeres leisten zu können, für die Kritik hält er seine Sprache noch zu schwer und schlecht, sie habe zu wenig Grazie; der Gedanke ist meistens Tyrann und lasse keine Schönheit aufkommen; die Gegenstände seien erschöpfend behandelt, aber er habe es immer noch zu viel mit den Sachen zu tun, um auf die Behandlung sein besonderes Augenmerk richten zu können. Gar nicht zieht er das Drama in Rechnung, obwohl doch schon ein Teil des „Diamanten" fertig war, die „Klara" (Maria Magdalene) zu seinen Plänen gehört, und die „Genoveva", wie seine ganz zu Ende des Münchener Aufenthalts niedergeschriebene Rezension von Maler Müllers Werk beweist, bis ins einzelste vor seiner Seele gestaltet fertig war. Auch zur „Judith" soll ihm der erste Keim schon aufgetaucht sein, vor einem Bilde Giulio Romanos — vielleicht meint er Domenichinos Judith (Alte Pinakothek, Nr. 1177), wohl auch bei der Lektüre von Weisflogs Phantasiestück „Der wütende Holofernes", das er im Juli 1838 las. Er täuschte sich also nichts vor, wenn er seine Zukunft ausmalte, er zog keinen unerwarteten Lotteriegewinn in Rechnung, aber er durfte mit Recht auf seine Selbständigkeit vertrauen: „Aus mir kann das Glück wenigstens noch was machen, denn ich bin was, und ich brauche nicht viel Glück. Nicht jeder darf so sprechen." Er aber durfte so sprechen, sein zweites Münchener Resultat war seine Unabhängigkeit. Er wußte nun aus dreijähriger Erfahrung, wie wenig er zum Leben brauche, wie gut er seine Bedürfnisse beschränken könne. Seit Jahren hatte er, einen Sommer ausgenommen, nicht mehr warm zu Mittag gegessen, ohne zu erkranken. Seine Bescheidenheit war Stolz, er konnte wohl arm sein, aber kein Bettler; er konnte still entbehren, aber merken durfte das niemand. Unabhängig sein heißt ihm nicht, das Urteil der Menschen verachten, sondern sich durch seine Persönlichkeit Achtung erzwingen; Teilnahme, nicht Mitleid will er einflößen. Er traut sich jetzt zu, so auftreten zu können, daß sich schwerlich jemand, auch von seinen einstigen „Wohltätern", eine Unziemlichkeit gegen ihn erlauben werde, oder daß ihm die rechte Methode, sie abzuweisen, sich versagen werde. Nur Elise gegenüber war er nicht unabhängig, aber das Verhältnis zu ihr war so eigenartig, daß er an eine Abhängigkeit gar nicht denken konnte und ihr immer nur in den Arm fallen mußte, wenn sie im Geben nicht einhalten wollte. Unabhängig war er vor allem literarisch, da er zu keiner Clique gehörte, sich von den Modeschriftstellern mit Absicht fernhielt und zielbewußt seinen einsamen Weg wandelte. Viel erwartete er von Hamburg nicht, ja er stellte sich die dortigen Verhältnisse, die Personen seiner Bekanntschaft mit ziemlich düsteren Farben dar, die Schoppe, Janinski, Hocker, selbst Gutzkow und Campe. Was er hoffen konnte, war, in Hamburg reicheres literarisches Leben zu finden als in München, wohl auch größere Teilnahme an seinem Schaffen. Dagegen malte er sich schmerzlich aus, wie sehr ihm der Anblick der bildenden Kunst fehlen werde; das ward ihm klar, da er noch einmal die reichen Sammlungen in der Pinakothek, der Leuchtenbergischen Galerie und der Glyptothek besuchte und in den prachtvollen Sälen den Geist der fernen Zeiten mit dem vollen Gefühl der frischen, anders gestalteten Gegenwart auf sich wirken ließ. Es hatte freilich in den letzten Jahren nicht an schwarzen Augenblicken gefehlt, die ihn mit Neid auf den bildenden Künstler erfüllten; dieser habe das Bestimmte, Abgeschlossene vor Augen, könne die Natur leichter vom Zufälligen reinigen und auf das Notwendige zurückführen, ohne daß ihn das Mystische beirrt, dem er das Geheimniß ablauschen solle. Im Gefühl eigener Ohnmacht erschien ihm vor der Klarheit und Ruhe der bildenden Kunst die Natur doppelt unverständlich und unermeßlich, immer wieder verlor er das Einzelne über dem Allgemeinen und Allgemeinsten, mit dem er sich abquälen muß. Trotzdem erschloß sich ihm die bildende Kunst mehr und mehr, wenn er auch nur das Gestaltete sich anzueignen vermochte und trotz seinem Studium Winckelmanns zu einer systematischen Kunstgelehrsamkeit nicht vordrang.

Schon im Februar hoffte Hebbel die Fußreise antreten zu können und schickte seine Sachen als Fracht ab; das furchtbare Schneewetter und die grundlos gewordenen Wege, wohl auch die Warnungen Rendtorfs schreckten ihn zurück, es war ja keine Kleinigkeit, allein, mit einem Ränzel auf dem Rücken, bei solcher Jahreszeit die 110 Meilen zu bewältigen. Eine Probewanderung gab den Ausschlag, so daß er noch einen halben Monat in München verblieb. Ganz zuletzt lernte er noch einen gelehrten Orientalisten, Dr. Lilienthal, auf der Bibliothek kennen, kam mit Jean Pauls Tochter, Emilie Förster, zusammen und erhielt die Einladung Gutzkows zu Münchener Berichten für den „Telegraphen". Das Honorar vom Morgenblatt, auf das er rechnete, blieb länger aus, als er dachte, so daß er erst am 10. März reisefertig war. Zum Abschied suchte er die liebgewordenen Stätten nochmals heim, dachte des dahingeschiedenen Freundes und schloß seine Münchener Tagebuchaufzeichnungen mit dem Namen seiner kleinen Beppi.

Am 11. März 1839, morgens 6 Uhr, verließ er bei schönem Frostwetter die „finstere Stadt", von Beppi über zwei Stunden begleitet, bis sie mitten im Wald, in der „kalten Herberge" das letzte Glas Bier zusammen tranken und sich dann unter „unendlichen Tränen" verabschiedeten. Und nun wanderte der fast sechsundzwanzigjährige Dichter, gefolgt von seinem zarten Hündchen, hinaus auf die Landstraße wieder einer ungewissen Zukunft entgegen.

Ein Kampf in Südwestafrika.

* In diesen Tagen, da unsere Landsleute in Deutsch-Südwestafrika so schwer bedroht sind, daß die Reichsregierung sich genötigt sah, eine Hilfsexpedition abgehen zu lassen, ist ein Buch, das Leben und Treiben in unserer Kolonie sowie die Kampfesweise in jenem Steppenlande schildert, doppelt interessant. Wir entnehmen aus dem im Verlage von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin demnächst in zweiter Auflage erscheinenden Werke „Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwestafrika" von Schwabe folgende Episode aus den Kämpfen des damaligen Majors Leutwein im Jahre 1894 gegen Hendrik Witbooi in Naauwkloof. Der Verfasser erzählt:

*

Die letzten Tage vor dem Angriff, den Major Leutwein auf den 27. festgesetzt hatte, vergingen schnell. Mit Diestel erkundete ich noch einmal nach Süden zu über

den Posten Pitt hinaus, während Burgsdorff einen Vorstoß in das Tafelbergland von Zarris machte und dort ein so wildzerrissenes, unwegsames Gebirge fand, daß wir schon damals vermuteten, Hendrik würde, wenn er gezwungen wäre, die Naauwkloof zu verlassen, diese furchtbaren Einöden und Bergwildnisse zu erreichen versuchen. Es war ein wunderbarer, überwältigender Anblick, wenn man abends kurz vor Sonnenuntergang auf der Spitzkuppe über dem Hauptlager stand und Umschau hielt.

Drohend stiegen im Westen, wie greifbar nahe, die blauschwarzen, schon im Dunkel liegenden Felsenmauern der Naauwkloof aus der schweigenden Ebene auf, und an ihrem Fuße, besonders am Haupteingang und vor dem Posten Zarradt, flimmerten und blitzten, bald strahlend hell, bald dunkler, feurige Punkte in langen Reihen — die Wachtfeuer des Feindes. Fern im Süden aber türmte es sich auf zu einem gewaltigen, erdrückenden Kolosse — Tafelberg hinter Tafelberg — das Tafelbergland von Zarris, bestrahlt von der untergehenden Sonne.

Dazu neben uns das leise Sprechen der Posten, aus dem Lager der Gesang schwermütiger deutscher Lieder, das Kläffen der den Berg umkreisenden Hunde, und von der Kloof her das dumpfe Rollen zu Tal stürzender Gesteinsmassen, welche die Witboois hier, wie einst in Büllsport, allnächtlich in den Regenschluchten herabwälzten, um sich gegen einen Aufstieg von unserer Seite zu sichern. Fürwahr, ein seltener Genuß für Auge und Ohr, und noch heute stehen sofort all diese Einzelheiten vor meinem geistigen Auge, und ich glaube den Ruf der Posten, den Donner aufprallender Felsblöcke zu vernehmen, wenn ich eines der Lieder singen höre, die allabendlich damals im Lager erschallten.

Während des Waffenstillstandes hatten wir auch öfter gejagt, und ich hatte bis zum 27. schon 19 Springböcke erlegt. Der Wildreichtum, besonders bei Büllsport und im Tsauchabtal, war ein erstaunlicher.

Am 25. nachmittags ritt ich mit Diestel, Verbandt, Lampe und einigen Reitern in südwestlicher Richtung auf die Naauwkloof zu, um eine ersteigbare Schlucht zu erkunden. Ungesehen erreichten wir den Fuß des Gebirges und fanden südlich des Kramarzberges ein enges Steintal, das sich zwar bald in den ungeheueren Felsbergen verlor, aber doch die Möglichkeit zu bieten schien, die Höhe zu gewinnen. Daß dies mit unsagbaren Schwierigkeiten verknüpft sein würde, erkannte jeder von uns, aber hier war die einzige Stelle, an welcher wir hoffen konnten, unser Ziel zu erreichen. Die sämtlichen anderen Berge waren für eine größere Truppenmasse einfach unersteigbar, und der Kramarzberg außerdem stark besetzt. Am folgenden Tage wurden mittags plötzlich feindliche Reiter im Rücken (Osten) des Lagers gemeldet, was große Aufregung hervorrief, da man sofort an eine Hilfsabteilung für Hendrik von seiten Simon Koppers oder der Bledermuise dachte. Lampe und ich ritten mit einer Patrouille aus, denn einige unserer Wagen, die Gras holen sollten, konnten in Gefahr sein; aber es war wieder einmal blinder Lärm, und wir griffen im Felde nur eine Horde wilder Buschleute auf, von denen wir einige mitnahmen, um sie später als Führer verwenden zu können. Am Morgen war auch Troost mit einem Wagen und Post von Windhoek her angelangt, und einige Tage vorher die Ansiedler Niemeyer und Panslaw, die von Windhoeker Kaufleuten Waren in Kommission bekommen hatten, um sie im Feldlager zu verkaufen. Das war für uns sehr angenehm, denn die Vorräte, besonders an Zigarren, Wein und ähnlichem, gingen stark zur Neige. Auch nach Seife, Lichten, Backpulver, Tabakspfeifen, Messern, Butter und Fett in Büchsen, Hemden und Taschentüchern herrschte große Nachfrage, vor allem von seiten der Mannschaften, die mit mir nun schon fast sechs Wochen im Felde und davon vier vor der Naauwkloof lagen.

Am Nachmittag des 26. machte Major Leutwein nochmals den Angriffsbefehl bekannt. Der Angriff sollte konzentrisch von Norden und Osten erfolgen, und nur die Postenkette am Tsauchab erhielt die Weisung, sich abwartend zu verhalten. „Die rechte Seitenabteilung (2. Kompagnie)," hieß es in dem Befehl, „setzt sich am Abend des 26. mit Einbruch der Dunkelheit von Büllsport nach Uhunis in Marsch, kocht dort ab und beginnt am anderen Morgen die Angriffsbewegung mit Wegnahme der dortigen Hottentotten-Werft (Ueberfall). Der Zeitpunkt hierfür ist so zu wählen, daß die weitere Offensive mit Tagesanbruch erfolgen kann. Demnächst geht die Kompagnie gegen die Hauptwerft vor und sucht spätestens von hier Verbindung mit der Hauptabteilung zu erstreben. Diese Angriffsbewegung wird durch eine ebensolche von Büllsport aus unter dem Sergeanten Gilsoul längs des östlichen Gebirgslandes begleitet. Diese unter Anstrebung der Verbindung mit der Hauptabteilung über die Oniapschlucht (nordöstliche Abzweigung der Naauwkloof). Weiteres ordnet der Kompagnieführer an.

Die Hauptkolonne greift den Haupteingang der Naauwkloof an, außerdem mit schwächeren Kräften den nördlich gelegenen Nebeneingang sowie die zwischen beiden gelegene Gebirgswand. Zu letzterem sind vorzugsweise die der Kompagnie zugewiesenen Bastards zu verwenden.

Die 3. Kompagnie setzt sich in Besitz der südlich der Kluft gelegenen Höhe und greift von dort die Naauwkloof an. . . . Der Aufbruch der 3. Kompagnie vom Lager findet morgens 2 Uhr statt, der der 1. Kompagnie und der Artillerie um 4 Uhr." Es war ferner gesagt, daß die Artillerie mit der 1. Kompagnie vorzugehen und die an den Hängen der Berge erbauten Schanzen zu bestreichen habe, sowie, daß alle Abteilungen noch in der Dunkelheit so nahe wie nur irgend möglich an den Feind heranzugehen hätten und dann das Tageslicht abwarten sollten. Höchst bemerkenswert ist auch folgender Passus: „Sollte dem Feinde an irgend einem der Beobachtungsposten der Durchgang gelingen, so hat der letztere sich an dessen Fersen zu heften und Meldung hiervon von Posten zu Posten an mich zu erstatten. Die Führer aller Grade, die in Besitz dieser Meldung gelangen, handeln nach Umständen. Zur Bedeckung des Lagers bleiben ein Unteroffizier der 1. Kompagnie (Läuffgen) als Lagerkommandant, sowie von jeder Kompagnie drei Reiter zurück, außerdem sämtliche bewaffneten Eingeborenen des Wagenparks sowie die Bastards, die ich noch bestimmen werde. Das Vieh wird nicht auf die Weide getrieben, sondern mit Tags zuvor geholtem Gras gefüttert. Die Pferde außerdem mit Hafer. Die letzteren werden bei Tagesanbruch gesattelt den Kompagnien nachgeführt und bleiben an geeigneten Plätzen zur Verfügung. Als Führer dienen die unbewaffneten Eingeborenen, als Bedeckung die Offiziersburschen. Weiteres ordnen die Kompagnien selbständig an. Ich werde zunächst bei der Artillerie, dann bei der 1. Kompagnie und später da zu finden sein, wo die erste Entscheidung gefallen ist. Für die Nacht werde ich Sorge tragen, daß mein Aufenthalt sowohl im Lager wie am Eingang der Naauwkloof zu erfahren sein wird. Der Hauptverbandplatz hinter der Front, Truppenverbandplätze bei jeder getrennt fechtenden Abteilung. Herr Stabsarzt Dr. Sander wird das Erforderliche veranlassen. . . ."

Zum Schlusse wurde befohlen, daß jeder Mann für drei Tage Proviant, Mantel und Kochgeschirr mitzunehmen habe, und daß ein mit Proviant beladener Wagen jederzeit zum Abrücken fertig sein müsse. —

Die Stunde der Entscheidung naht. Um 1¼ Uhr nachts tritt die 3. Kompagnie im Hauptlager an. Waffenklirren — unterdrücktes Sprechen — die Glieder ordnen sich; da kommt der Major. Ein Händedruck noch, ein ernstes „Auf Wiedersehen!" und fort geht es in die Nacht hinaus. Ein schwerer Marsch in der Dunkelheit; lautlos eilt die Kolonne vorwärts, der Spitze nach, die Lampe, der sich uns anschließen durfte, führt. Ab und zu hört man einen dumpfen Fall und leisen Fluch, wenn wieder einer der Leute über einen Stein oder Baumstamm gefallen ist. Die Nacht ist stockdunkel, der Boden mit Felstrümmern und spitzen Steinen bedeckt. Endlich, um 5 Uhr morgens, sind wir an der Felsschlucht, und der Aufstieg beginnt. Mit umgehängtem Gewehr wird geklettert, oft sind die Abstürze so hoch und steil, daß einer auf des anderen Schulter steigen muß, um den nächsten Absatz zu erreichen; der letzte wird dann an Gewehrriemen heraufgezogen. Die Feder vermag

diesen Aufstieg nicht zu schildern, so unbeschreiblich und furchtbar waren die Anstrengungen, welche die Kolonne hier zu überwinden hatte. Oft, wenn die Spitze sich verstiegen hat und eine himmelhohe Felswand das weitere Vordringen hindert, muß umgekehrt und ein anderer Weg gesucht werden. Nach vierstündigem atemlosem Steigen ist die Höhe erreicht. Todmüde, mit zerrissenen Kleidern und zerfetzten Händen sammelt sich die Kompagnie, wütender Durst plagt alle, denn längst sind die Feldflaschen geleert. Perbandt befiehlt eine halbe Stunde Ruhe, die dringend nötig, aber auch ebenso peinvoll ist, denn schon seit einer Stunde, seit 8 Uhr, dringen Kanonendonner und der Schall des Kleingewehrfeuers von Norden her zu uns herauf. Dort sollten wir jetzt unseren stürmenden Kameraden helfen, doch die schrecklichen Schwierigkeiten des Geländes hindern es. Aber vorwärts! Feldwebel Zachalowsky wird in der linken Flanke mit einer starken Patrouille vorgeschickt; wir treten wieder an, und in ununterbrochenem Marsche geht es nordwärts, über steile Höhen und durch dunkle Schluchten, bergauf, bergab.

Glühend heiß ist die Luft und der Erdboden, der die Strahlen der Sonne zurückwirft. Mechanisch setzen die Leute Fuß vor Fuß, der Atem geht keuchend, man ist in Schweiß gebadet. Aber — vorwärts — vorwärts — immer vorwärts — einer ermuntert den anderen, viele Leute tragen zwei Gewehre, um ihre schwächeren Kameraden zu entlasten, und alle beseelt nur der e i n e Gedanke, in das Gefecht zu kommen. Es ist drei Uhr nachmittags, wahnsinnige, erdrückende Hitze. Eben haben wir den kaum meterbreiten, nach beiden Seiten schroff abstürzenden Grat eines Berges in der Kolonne zu einem überschritten und sind nun auf dem Kramarzberg. Das Grab des Reiters Kramarz und einige verlassene Schanzen bleiben rechts liegen — der Abstieg beginnt. Plötzlich hemmt eine riesige, steil abstürzende Felswand von mindestens 30 Meter Höhe das weitere Vordringen. Mit dem Mute der Verzweiflung versuchen wir dennoch, hinabzuklettern, aber nur Perbandt, einem Trompeter und mir gelingt es, da wir schwindelfrei sind, die Wand zu überwinden; der mir folgende Mann muß schleunigst wieder hinaufgezogen werden, da er abzustürzen droht. Ein einziger Fehltritt bringt hier sicheren Tod, denn die Sohle der Schlucht starrt von ungeheueren, wild durcheinander liegenden Felsblöcken. Den Körper dicht an den Fels pressend, oft nur mit einem Fuße Halt findend, das Gewehr am Riemen um den Hals, so daß es vorn quer über dem Leibe hängt, erreichen wir endlich den festen Boden, während die Kompagnie Gott sei Dank inzwischen einen etwas bequemeren Weg gefunden hat. Nun geht es in der engen Schlucht an einem rauschenden Wasserfall vorbei weiter, und gegen 5 Uhr abends öffnet sich vor uns die Naauwkloof. Die Leute liegen wie tot am Wasser und trinken wieder und wieder. Eine halbe Stunde Rast ist befohlen, aber der unermüdliche Lampe bricht mit einigen Leuten schon früher auf und dringt in die Schlucht vor. Kaum ist er zehn Minuten fort, da kommt einer seiner Reiter zurückgeeilt und ruft uns schon von weitem zu: „Die Geschütze sind in Gefahr. Die Hottentotten greifen an!“ Zugleich dringt deutlich Geschützdonner an unser Ohr. Sofort wird angetreten und im Eilschritt vorgerückt. Die Schlucht windet sich in Schlangenlinien durch das Gebirge und wird immer enger. Bald hier, bald dort wachsen aus den Bergen felsige Querriegel hervor, die umgangen werden müssen, und eine Zeitlang marschieren wir in dem klaren, schnellfließenden Wasser des Baches, der die ganze Talsohle ausfüllt. An einer anderen Stelle wuchert weit übermannshohes Ried und Rohr in so dichten Massen, daß man auf vier Schritt seinen Vordermann nicht mehr sieht. Rauschend schließt sich das Dickicht über den vordringenden Mannschaften. Jetzt wird das Gelände freier; weitverästete wilde Feigenbäume stehen umher; durch das Wasser, das von Taschenkrebsen wimmelt, sieht man die Räderspuren der Geschütze, und auch die Zeichen des stattgehabten Kampfes mehren sich. Ueberall liegen Ausrüstungsstücke auf dem Boden verstreut umher, hier gerollte Mäntel, Brotbeutel, Kochgeschirre, Sättel und Decken, dort zerbrochene Gewehre, weißbezogene Witbooihüte und blutige Lappen. Im Vorübereilen erkennen wir deutlich die Stellungen der Unseren an den massenhaft umherliegenden Patronenhülsen. Und wieder verengt sich die Schlucht, das Rohrdickicht ist hier niedergebrannt, und gurgelnd schießt das Wasser um mehrere Pferdekadaver, die mit verglasten Augen und bleckenden Zähnen daliegen. Es dämmert bereits, aber an einer kleinen Anhöhe vermögen wir die Leichen von drei bis vier Witboois zu erkennen, die wohl ein Schrapnell niedergerissen hat. Immer näher tönt jetzt das Gewehrfeuer von vorn, und immer eiliger wird der Marsch. Da blitzt etwas Weißes durch die Bäume: Zwei gesattelte Schimmel, die in der Schlucht weiden. Perbandt und ich schwingen uns sofort in die Sättel. Nach wenigen Minuten taucht ein Soldat vor uns auf: „Leutnant Lampe läßt melden, daß er seitwärts, nach Westen zu, vorgegangen ist und sich bereits im Gefecht befindet. Er bittet noch um sechs Mann.“ — Diese werden im Marschieren abgeteilt, und kurz darauf hört die Schlucht plötzlich auf, und ein kleiner, von hohen Bergen umgebener Talkessel öffnet sich vor uns, durchtobt von dem sinnverwirrenden Lärm eines heftigen Kampfes. Tausendfach hallt jeder Schuß von den mächtigen, düsteren Wänden wieder, und wie brüllender Donner rollt das Echo in den Bergen. Im ersten Augenblick vermögen wir uns kaum zu orientieren — überall blitzt und kracht es, und die Dunkelheit sinkt schon hernieder. Jetzt verlassen wir die Schlucht: „Aufschließen! — So breit, wie es geht, Schützenlinie formieren!“ schallen die Kommandos. „Marsch — marsch!“ Waffenklirrend bricht die Kompagnie aus dem Schlunde hervor — kaum haben wir aber die letzten schützenden Felsen verlassen, da pfeift und singt es um uns. Scharf schlägt hier ein Geschoß auf einen Stein auf, klatschend fährt dort ein anderes in einen Baum, und das Wasser des Baches spritzt hoch auf. „Runter von dem Schimmel!“ schreit von hinten aus der Schützenlinie eine Stimme, und ich glaube, so rasch sind wir, Perbandt und ich, niemals wieder von den Pferden gekommen, deren weiße Leiber den Naman ein willkommenes Ziel boten.

Vor uns liegt eine schwarze, langgestreckte Klippe, von der uns zugerufen wird: „Hierher — 3. Kompagnie — hierher!“ und in dem rasenden Feuer richtet sich unser Lauf dorthin. „Die Klippe besetzen — Schnellfeuer!“ Halb fallend, schwer aufschlagend, werfen sich unsere Schützen nieder, und nun beginnt ein Höllenfeuer, wie ich es nicht wieder erlebt habe. „Das war Hilfe zur rechten Zeit!“ schreit mir Diestel aufatmend ins Ohr, „die Hunde hätten uns sonst alle kalt gemacht!“ Das Feuer verstärkt sich von beiden Seiten, die nächsten Schützen des Feindes sind nicht 100 Meter entfernt, aber nichts ist zu sehen außer dem Aufblitzen der Schüsse. Und von allen Seiten wird auf uns gefeuert; aus dem Talkessel hinter Bäumen und Felsen hervor, von den niedrigen Klippen, von den Hängen der unsere Stellung gewaltig überhöhenden Berge und aus dem Röhricht des Baches. Ungefähr 50 Meter vor der von uns besetzten schwarzen Klippe stehen die Geschütze und Protzen, um die der Kampf tobt. Unter der einen Protze hervor fallen fortgesetzt Schüsse; dort liegt der tapfere Gefreite Richter, der unverwundet blieb, trotzdem die Eisen- und Holzteile der Geschütze zahllose Geschoßspuren aufwiesen. Die Klippe schützt uns übrigens nicht gegen das feindliche Feuer, das hoch von den Bergen kommt, und staubaufwirbelnd und Steinsplitter umherwerfend sausen Geschosse von oben her mitten zwischen uns. Allmählich aber breiten sich unsere Linien mehr und mehr aus, ein Felskomplex rechts seitwärts wird besetzt, Brustwehren werden, so schnell es möglich ist, aus Steinen gebaut, und das feindliche Feuer wird schwächer. Nach ungefähr zwei Stunden zieht Perbandt die Schützenlinie dicht hinter die Klippe zurück, die Leute schlafen auf der Erde ausgestreckt, das Gewehr im Arm, Doppelposten bleiben in den Stellungen liegen und wechseln einzelne Schüsse mit den nun in größere Entfernung zurückgedrängten Witboois; von den Bergen aber im Nordwesten her schallt noch immer heftiges Gewehrfeuer herüber. Dort muß die 1. Kompagnie im Kampfe liegen.

Plötzlich verstärkt sich das Feuer des Gegners wieder, und zugleich hören wir von rechtsseitwärts (Osten) her das Pferdegetrappel einer größeren Abteilung. Wir besetzen von neuem die Stellung und suchen, angestrengt nach dem Schluchteingang spähend, zu erkennen, wer sich naht. Jetzt werden Pferde sichtbar, und zugleich ertönt eine Stimme, die Troosts: „Nicht schießen! — Leutnant Troost!" — „Wir schießen ja nicht!" „Es sind die Witboois!" „Absteigen!" „Runter von den Pferden!" schallt es zurück, und gleichzeitig wird unser Feuer lebhafter, und unter seinem Schutze langt der Offizier mit seiner Patrouille glücklich bei uns an. Er war zur Verstärkung des Postens Zarradt abgeschickt worden, der am 27. hart bedrängt wurde, und kehrte nun zurück. Von Diestel und Sander, die mit nur acht Mann die Geschütze verteidigt und in größter Gefahr geschwebt hatten, erfuhren wir die Vorgänge bei der 1. Kompagnie:

Diese war unter der heldenmütigen Führung des Hauptmanns v. Estorff um 6½ Uhr morgens in den Haupteingang der Naauwkloof eingedrungen, nachdem die Geschütze die auf den Höhen rechts und links liegenden Schanzen unter Feuer genommen hatten. Heftiger Widerstand empfing die sprungweise vorgehenden Schützenlinien, die jedoch in unaufhaltsamem Vordringen blieben und den Feind, der sich ganz gedeckt in vorzüglichen Stellungen befand, nach furchtbaren Anstrengungen zurückwarfen. Hauptmann v. Estorff, der am linken Fuß verwundet wurde, blieb gleichwohl zu Pferde und bei der Kompagnie, die unter Kreuz- und Rückenfeuer von den Berghängen, nachdem das erste Gefecht am Schluchteingang um 8 Uhr beendet war, um 11 Uhr die Hottentotten aus einer zweiten Stellung im Schluchtinnern geworfen hatte. Schon waren mehrere schwere Verwundungen zu verzeichnen, und Leutnant Volkmann mußte mehrfach seitwärts gegen die Schanzen an den Bergabhängen vorgehen. Nur eine Stunde später entbrannte in der Hauptwerft Witboois ein neuer Kampf, und der Feind zog sich trotz heftigen Geschütz- und Gewehrfeuers erst zurück, als es Volkmann gelungen war, eine die feindliche Stellung überhöhende Kuppe zu erklimmen.

Die Witboois hatten sich in allen diesen Gefechten vorzüglich geschlagen, die Unseren oft ganz nahe herankommen lassen und auch das gutgezielte Schrapnellfeuer so lange ausgehalten, bis die Kompagnie mit „Hurra" vorgegangen war. Man muß dies schreckliche Gelände gesehen haben, um beurteilen zu können, was hier jeder einzelne Unteroffizier und Reiter unter dem anfeuernden Beispiel der Offiziere Estorff, Volkmann und Troost geleistet hat.

Gegen 2 Uhr war die Hauptwerft in den Händen der Unseren; der ganze Briefwechsel Hendriks wurde erbeutet. Hauptmann v. Estorff, zu dem seine Leute voll Bewunderung aufblickten, mußte hier, durch Blutverlust und den Schmerz des zerschossenen Fußes geschwächt, auf Befehl des Majors das Kommando an Volkmann abgeben und blieb auf dem in der Hauptwerft errichteten Verbandsplatz, der aber bald, nachdem ein Reiter an der Seite Estorffs erschossen worden war, weiter nach dem Haupteingang zu verlegt wurde."

Zuschriften aus dem Leserkreise.

Kurze Erwiderung, die Weltsprache betreffend.

Auf die Einwendungen des Herrn Prof. H. Schuchardt, die er in Nr. 20 dieser Beilage vom 26. Januar gegen meinen Aufsatz erhoben hat, möchte ich nur weniges erwidern. Hr. Prof. Schuchardt spricht es ja selbst aus, daß „was ich angreife, sich wesentlich von dem unterscheidet, was er verteidigt". Wenn sich die Sache nun auch nicht ganz so verhält, so ließ er doch in der Tat alle meine Gründe, die ich gegen die Möglichkeit einer Weltsprache, oder, wie er es lieber will, einer Gemeinsprache, geltend machte, unberührt und folglich auch unwiderlegt. Was er vorbringt, läßt im Grunde meine Anschauungen völlig unangetastet, was er selbst teilweise damit begründet, daß er anderwärts dieses Thema ausführlicher behandelt. Ich muß aber trotzdem darauf hinweisen, daß keineswegs die Forderungen und Hoffnungen aller Anhänger der Bestrebungen nach einer Gemeinsprache so bescheiden sind, wie die des Herrn Prof. Schuchardt, der sogar auf die getreuliche Wiedergabe von verhältnismäßig so einfachen Begriffen, wie ein glänzend geschriebenes Buch, der Glanz des Hofes u. s. w. durch die Gemeinsprache von vornherein verzichtet. Herr Prof. Ostwald z. B. vertritt in Wort und Schrift ganz anders geartete Erwartungen von einer zu bildenden Weltsprache. — Ferner muß ich bemerken, daß die meisten meiner erörterten Gründe gegen die Ausführbarkeit einer Gemeinsprache auch gegen die Möglichkeit einer bloßen „internationalen Hilfssprache" in Geltung bleiben, so z. B. meine Ausführungen über die Wandelbarkeit der Aussprache, über das Wortmaterial u. a. m. Wenn Herr Prof. Schuchardt meint, ich hätte Anlaß gehabt, „die tatsächlichen Umstände, auf Grund deren eine solche (eine Gemeinsprache) gefordert wird, näher ins Auge zu fassen, da es ja hier nur auf höhere oder geringere Bewertungen ankommt . . .", so meine ich, daß ich hierüber deshalb keinen Vorwurf verdiene, weil ich die Ausführbarkeit aller dahin zielenden Bestrebungen prinzipiell in Abrede stelle und nicht bloß etwa geringer bewerte, daß ich folglich eben keinen Anlaß hatte, auf jene Umstände näher einzugehen.

B. L. Wittes.

Bücher und Zeitschriften.

Kant-Studien, Band VIII, Heft 4, herausgegeben von Prof. Dr. Hans Vaihinger und Dr. Max Scheler. Nachdem im vorigen Hefte Dr. Kleinpeter als Anhänger der Machschen Philosophie deren Verhältnis zu Kant in teils schroffer Weise dargelegt hat, bringt in der vorliegenden reichhaltigen Nummer E. Luda das Urteil der Kantischen Philosophie über Mach in ebenso energischer Weise zum Ausdruck. („Das Erkenntnisproblem" und Machs „Analyse der Empfindungen".) W. Reinecke spricht über „Die Grundlage der Geometrie nach Kant". Van der Wyck beendet den instruktiven Aufsatz: „Kant in Holland." — Besonders aufmerksam gemacht sei auf den dem Heft als Beilage hinzugefügten Aufruf zur Begründung einer „Kant-Gesellschaft", sowie zur Errichtung einer „Kant-Stiftung" zum hundertjährigen Todestage des Philosophen. In überzeugenden und nachdrücklichen Worten tritt Professor Vaihinger für diesen Plan ein, dessen Zweck die Erhaltung und Förderung der „Kant-Studien" ist. Darüber hinaus sollen auch sonstige das Studium der Kantischen Philosophie überhaupt fördernde Zwecke realisiert werden, z. B. die Veranstaltung von Preisausschreiben, die Unterstützung wissenschaftlicher Publikationen und dergleichen. Mitunterschrieben ist der Aufruf von einer größeren Anzahl für die zu gründende Gesellschaft schon gewonnener Mitglieder, die zum Teil sehr namhafte Summen gezeichnet haben. Die erstmalige Generalversammlung wird am hundertjährigen Todestage Kants, am 12. Februar 1904, in Halle stattfinden. — Am gleichen Datum wird das nächste Heft als Festschrift mit Beiträgen hervorragender Autoren (Liebmann, Windelband, Riehl, Paulsen, Kühnemann u. a.) erscheinen. Br.

Allgemeine Rundschau.

Frédéric Masson.

Am 28. d. M. findet in Paris, an der Académie Française, der feierliche Empfang des am 1. Juli v. J. als Nachfolger Gaston Paris' neu gewählten Mitgliedes Frédéric Masson statt. Sein Name mag manchem unbekannt klingen, der Historiker abergollt jenem „Docteur ès sciences napoléoniennes" seine Bewunderung und seine Anerkennung. 1847 geboren, hat sich nämlich F. Masson, ehemaliger Bibliothekar im

Ministerium des Aeußern, auf historischem Gebiete und besonders auf dem Gebiete napoleonischer Forschung verdient gemacht. Er wendete sich zuerst dem Studium der Revolutionsgeschichte zu: La révolte de Toulon en prairial, an III — Le département des affaires étrangères pendant la Révolution 1787—1804 — waren seine Erstlingswerke, denen er einige Jahre später die Diplomates de la Révolution und die Souvenirs du capitaine Parquin folgen ließ. Dann gab er die Mémoires et lettres de François Joachim, cardinal de Bernis heraus, die er sechs Jahre später durch das Werk: Le cardinal de Bernis depuis son ministère 1758—1794 — La Supression des Jésuites — Le schisme constitutionnel ergänzte. Dem 17. Jahrhundert widmete er die Studien: Journal inédit de Colbert, marquis de Torcy — Le marquis de Grignan, petit fils de madame de Sévigné und schrieb nebenbei Rome pendant la semaine sainte (1891) und Figaro-salon d'exposition décennale (1900). Sein Leben lang aber hatte er geforscht, gesucht, und, von zwei kleinen, früher erschienenen Broschüren abgesehen, er hat unaufhörlich seit zehn Jahren daran gearbeitet, den unbekannten Napoleon bekannt zu machen, und somit Roger Peyres Werk: Napoléon et son temps eine würdige Ergänzung zu geben. Napoléon et les femmes. Napoléon chez lui, Napoléon inconnu, Napoléon et sa famille, Napoléon et son fils, sodann Marie Valewska, Joséphine impératrice et reine, Joséphine de Beauharnais, Joséphine répudiée, L'Impératrice Marie-Louise, En Campagne, Aventures de guerre, Cavaliers de Napoléon, sind bisher die verschiedenen Teile jenes ungeheuren erlebten Romans, den F. Masson von Jahr zu Jahr glücklich fortsetzt. — Mit Glück darf man wohl sagen, denn F. Masson weiß den von ihm behandelten Stoff immer interessant zu gestalten, mögen die Urkunden noch so grau sein; sogar in die dunkelsten und schwierigsten Fragen weiß er Klarheit und Einfachheit zu bringen. Er tritt ans Werk mit unermüdlichem und gewissenhaftem Fleiß, liest mit kritischem Geiste das ungeheure, ihm zur Verfügung stehende Material und prüft es mit scharfem Blick; auch kann man dem Ergebnis seiner Prüfung volles Vertrauen schenken. Damit man ihm nicht vorwerfe, zu wenig Beweise anzuführen, bringt er eine Unmenge Details vor, die oft nicht von besonderem Interesse sind. Seine peinliche Genauigkeit, seine endlosen Aufzählungen und Beschreibungen würden ermüdend wirken, wenn er es nicht in so meisterhafter Form vorbrächte; er zaubert uns die ganze napoleonische Zeit vor, Personen sowohl wie äußere Verhältnisse. F. Masson darf nämlich nicht nur unter die fruchtbarsten Geschichtschreiber gezählt werden, sondern auch unter die feinsten Analytiker des menschlichen Herzens und unter die größten Zeichner einer Physiognomie, einer Rasse, einer Politik und einer Zeit.

*

Der Bibliothekbrand in Turin.

* Die Ursache des großen Brandes in der Universitätsbibliothek ist noch nicht festgestellt worden, doch scheint er durch Kurzschluß in der elektrischen Leitung entstanden zu sein. Der Brand wurde am Nachmittage gelöscht. Die Erregung in der Stadt war ungeheuer, es sammelte sich eine große Menschenmenge vor der Bibliothek. Fünf Angestellte der Bibliothek verloren ihre ganze Habe. Der Vorsteher der Bibliothek büßte eine beträchtliche Summe in barem Gelde und Papieren ein, die in einem Geldschranke aufbewahrt waren; der Geldschrank der Universität dagegen ist gerettet worden. — Nach den letzten Nachrichten wurde aus der brennenden Universitätsbibliothek in Turin ein großer Teil der wertvollen Handschriften von Bobbio gerettet; hingegen sind andere unersetzliche Schätze verloren, so Handschriften der savoyischen Hausbibliothek, hunderte orientalischer Codices, malabarische Schriften auf Palmblättern, byzantinische Handschriften mit prachtvollen Miniaturen, griechische und lateinische Klassiker in Handschriften und Erstdrucken, die vom Stecher Basso 1570 hergestellte Platte der Weltkarte. Der Geschichtsprofessor Cipolla hat den Studenten tränenden Auges erklärt: „Die größten historischen Schätze unserer Bibliothek und unseres Königshauses sind verloren. Der Brand ist ein Unglück für die Wissenschaft Europas."

Hochschulnachrichten.

* Erlangen. Der Assistent am hiesigen zoologischen Institut Dr. Enoch Zander hat sich gestern mit einer Probevorlesung über das Plankton als Privatdozent habilitiert. Seine Habilitationsschrift handelte, wie wir neulich schon melden konnten, vom „Stilplan des männlichen Genitalapparats der Hexapoden".

* Heidelberg. Auf die an der hiesigen Universität durch den Tod Professor Karlowas erledigte Professur für römisches und deutsches bürgerliches Recht, welche die großh. Regierung als eine erste Professur auszustatten beabsichtigt, hat, wie die Karlsruher Zeitung hört, der Professor an der Universität Bonn, Geh. Justizrat E. Zitelmann, einen Ruf unter glänzenden Bedingungen erhalten. — Das vor einiger Zeit weniger befriedigende Befinden Geheimrat Kuno Fischers hat sich so gebessert, daß zu hoffen ist, der Philosoph werde, seinem lebhaften Wunsche entsprechend, im nächsten Semester seine Vorlesungen wieder aufnehmen können.

hc. Leipzig. Zum Assistenten am physikalisch-chemischen Institut der hiesigen Universität ist Dr. Herbert Freundlich aus Charlottenburg berufen worden.

∽ Berlin. In die philosophische Fakultät der Universität Berlin ist Dr. Karl Watzinger als Privatdozent eingetreten. Seine Antrittsvorlesung handelt über die Entwicklung der griechischen Wanddekoration.

* Bern. (Das Ende des „Falles Vetter".) Nach zwanzigtägiger Verhandlung fällte das Amtsgericht zu Bern Montag Abend das Urteil in dem Prozeß gegen den städtischen Polizeidirektor, den Polizeihauptmann und 21 städtische Polizisten, die des Amtsmißbrauches und der Mißhandlung, begangen anläßlich der von der Studentenschaft dem Prof. Vetter am 22. Juni 1902 gebrachten Katzenmusik, beschuldigt waren. Der Polizeidirektor und der Hauptmann wurden freigesprochen, neun Polizisten erhielten je einen Tag Gefängnis.

∽ Paris. Der im 85. Lebensjahr verstorbene Senator und Professor der neueren Literaturgeschichte am Collège de France, Emil Deschanel, war 1842 zum Professor der Rhetorik an der Ecole Normale in Paris ernannt worden. Wegen eines Artikels unter dem Titel „Catholicisme et socialisme", den er 1850 in der Zeitschrift Liberté de Penser veröffentlicht hatte, mußte er sich vor dem Unterrichtsrate verantworten und wurde vom Lehramt enthoben. Am 2. Dez. 1851 wurde er verhaftet und ausgewiesen, worauf er sich in Brüssel niederließ und dort in vertraute Beziehungen zu Viktor Hugo trat. Im Jahre 1859 wurde ihm die Rückkehr nach Frankreich gestattet und er trat in die Redaktion des Journal des Débats ein. Bei den Wahlen des Jahres 1876 wurde er in die Kammer gewählt und stimmte im Mai 1876 gegen das Vertrauensvotum für das Ministerium Broglie. Im Jahre 1881 wurde er zum Professor am Collège de France ernannt und im selben Jahre in den Senat gewählt. Das erste seiner literarischen Werke, welches er 1854 veröffentlichte und das Aufsehen erregte, führte den Titel: „Les courtisanes de la Grèce"; 1860 veröffentlichte er „La vie des comédiens". Darauf folgten 1867 die „Etudes sur Aristophane", die bei der gelehrten Kritik viel Anerkennung fanden. Unter seinen späteren Schriften sind noch bemerkenswert „La question des femmes et la morale laïque" (1876) und „Le peuple et la bourgeoisie (1881). Seine am Collège de France gehaltenen Vorlesungen gab er in den achtziger Jahren unter dem Titel „Le romantisme des classiques" heraus. Vor einigen Jahren war Deschanel in Gefahr, erschossen zu werden, indem, wie man sich erinnert, eine exaltierte russische Studentin auf ihn einen Revolverschuß abfeuerte, der ihn aber nicht traf, sondern eine Kollegin der Studentin tötete.

* Berichtigung. Von der Universität Zürich nach Prag an Wiesers Stelle ist Professor Herkner, nicht, wie es durch einen Setzfehler hieß, Hedner, berufen worden. Professor Herkner hat gutem Vernehmen nach die in Frage stehende Berufung angenommen.

Jahrgang 1904. München, Freitag, 29. Januar. Nummer 23.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Schule und bürgerlicher Beruf. Von P. Chr. Elsenhans.

Physikalisch-chemisches über Malerei. VIII. und IX. Von Prof. W. Ostwald (Leipzig).

II. Bücher und Zeitschriften.

Friedrich Gottl: Die Grenzen der Geschichte.

III. Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu München. — Nekropolen der Vorzeit. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Schule und bürgerlicher Beruf.

Von P. Chr. Elsenhans.

Nicht ohne Grund wird da und dort die Forderung erhoben, daß die Rücksicht auf das praktische Leben eine größere Rolle in der Erziehung unserer Jugend spielen sollte. Es ist dies nicht ein müßiger moderner Einfall, sondern eine Folgerung aus Erfahrungstatsachen. Die Beobachtung der ins Berufsleben eingetretenen Jugend zeigt, daß Berufstätigkeit und Berufsfreudigkeit einem so großen Prozentsatz derselben fehlen, daß man auf Abhilfe bedacht sein muß.

Mit einer Moralpredigt allgemeiner Art wäre unseres Erachtens aber wenig geholfen. Denn jener Uebelstand erklärt sich nicht etwa aus einer besonderen Verderbtheit der Jugend unserer Tage, sondern vielmehr aus den Errungenschaften der Neuzeit. Der Kulturfortschritt ist es, der das Gebiet des Berufswirkens so sehr erweitert und die Aufgaben desselben dermaßen gesteigert hat, daß das Verständnis des Kindes entfernt nicht mehr daran heranreicht. Früher mochte die Anschauung von den verschiedenen menschlichen Hantierungen, welche das Kind unwillkürlich und zufällig im Hause oder außer dem Hause gewann, zur Orientierung über das bürgerliche Leben genügen, heutzutage ist dieser Gesichtskreis für die Kinder durchschnittlich zu eng, es wird ihnen dabei die Mannigfaltigkeit, die Beschaffenheit, der Wert der Berufstätigkeit zu wenig bekannt, für die Wahl des Berufes ist ihr Urteil, für die Ausübung desselben ihr Interesse nicht genügend geweckt. Daher ist der Schritt aus der Schule ins Berufsleben ein viel zu großer, zu wenig vermittelter, ja vielfach ein Schritt ins Dunkle. Wer offene Augen hat, wird einfach zugeben müssen, daß die ungenügende Vorbereitung der Schüler auf das Berufsleben eine wesentliche Ursache des berührten Uebelstandes ist. Und wenn man diesem also abhelfen will, wird man nicht umhin können, hier einzusetzen und schon den Schülern eine bessere Vorbereitung auf ihren bürgerlichen Beruf angedeihen zu lassen.

Ob der Handfertigkeitsunterricht für Knaben ein dazu geeignetes Mittel sei, ist eine heiß umstrittene Frage. Unseres Erachtens ist der Wert dieses Unterrichts nicht so gering anzuschlagen, als es häufig geschieht. Wenn allerdings dadurch nur bestimmte Handgriffe in Papparbeit, Schreinerei u. dergl. übermittelt würden, so wäre damit auch bloß für verhältnismäßig wenige Berufsarten vorgearbeitet, allein es handelt sich dabei zugleich um die Entbindung einer Fähigkeit von allgemeiner Bedeutung, des praktischen Sinnes, der in jedem Beruf etwas, in manchem alles wert ist. Dieser, wohl zu unterscheiden von körperlicher Geschicklichkeit, besteht in einer geistigen Fähigkeit, nämlich der Leichtigkeit gewisser Vorstellungsverbindungen, wobei die Einbildungskraft dem eben verfolgten Zweck ähnliche Zwecke zugleich mit den dazu führenden Mitteln hilfreich nahe legt. Und diese Fähigkeit wird ganz besonders durch derartige praktische Beschäftigungen geweckt, wie sie der Handfertigkeitsunterricht mit sich bringt. Dennoch ist es nicht unsere Absicht, in der vorliegenden Frage dem Handarbeitsunterricht die entscheidende Rolle zuzuweisen, schon deshalb nicht, weil wir uns damit in ein organisatorische Aenderungen in sich schließendes Problem verwickelt würden, mit dem wir die verhältnismäßig einfachen Vorschläge, die wir zu machen haben, nicht belasten möchten.

Wir nennen diese Vorschläge verhältnismäßig einfach, weil sie im ganzen im Rahmen des herkömmlichen Lehrplans verwirklicht werden können. Freilich soll damit nicht gesagt sein, daß es etwa bloß einer noch intensiveren Pflege der bisher von der Schule mitgeteilten Kenntnisse bedürfe, um dem Uebelstand abzuhelfen. Ist nicht in neuerer Zeit ununterbrochen an der Besserung des Unterrichtsverfahrens gearbeitet und zweifellos mancher bedeutsame Fortschritt auf diesem Gebiet gemacht worden? — und doch ist der Erfolg fürs praktische Leben auch heute noch nicht viel weniger mangelhaft als es vor etwa einem halben Jahrhundert ein berufener Beurteiler des Kulturzustandes wie Karl Biedermann, sowie dann auch mancher hervorragende Pädagoge bedauernd konstatiert hat. Man kommt also nicht vorwärts, wenn man stets nur das Prinzip hervorkehrt, in der Volksschule dürften nur allgemeine Kenntnisse gelehrt werden, sobald ein näheres Eingehen auf die Berufsfrage von der Schule gefordert wird. Der bisherige Mißerfolg weist unwidersprechlich darauf hin, daß nun einmal eine spezielle Vorbereitung auf das Berufsleben in der Schule eingeführt werden sollte.

Uebrigens ist dadurch jenes Prinzip eigentlich gar nicht durchbrochen. Denn gehört der Einblick in die Berufswelt und ihre Gliederung nicht auch zu den allgemeinen für das bürgerliche Leben erforderlichen Kenntnissen? Ist es etwa weniger berechtigt und nützlich, das heutige Tagewerk des Menschengeschlechtes dem Kinde anschaulich zu machen als seine geschichtliche Vergangenheit? Soll man seine Blicke zwar in der Geographie auf den Schauplatz des menschlichen Daseins hinlenken dürfen, aber von der darauf sich abspielenden wichtigsten Kulturarbeit, dem Berufswirken, schweigen müssen? Gewiß nicht! Mit Recht hat vielmehr schon der seiner Zeit vorangeeilte berühmte Pädagoge Amos Comenius gefordert, daß die Schüler „von den Handwerken die allermeisten wichtigeren kennen lernen sollen, sei dies nun bloß zu dem Zwecke, daß sie bezüglich dessen, was im menschlichen Leben vorgeht, nicht in gar zu grober Unwissenheit sind, oder sei es, damit sich später die Neigung des Naturells, wohin sich jeder am meisten gezogen fühlt, leichter zeige". Heutzutage aber ist die Orientierung auf

dem großen Gebiet der Berufswelt und der Berufswahl erst recht nötig.

Wie soll aber dieser neue Gegenstand dem Unterricht einverleibt werden? Auch darüber erwartet man von uns eine Antwort. Unseres Erachtens wären keine großen Schwierigkeiten zu überwinden. In den Lehrplan müßte nicht etwa ein neues Fach aufgenommen werden, da verschiedene der vorhandenen Fächer geeignete Anknüpfungspunkte für unseren Stoff darbieten. So könnte im Religionsunterricht der Grund zu ethischer Auffassung des Berufswirkens gelegt werden, indem als wesentliche Seite der Gottesfurcht die Pflicht, die empfangenen Gaben treu anzuwenden, das heißt die Berufstreue, als regelrechter Beweis der Nächstenliebe die Berufserfüllung als Dienst am Ganzen dargestellt würde. Und wenn deshalb die Behandlung dogmatischer Abstraktionen einigermaßen gekürzt werden müßte, so wäre dies sicherlich kein pädagogischer Fehler. In der Geschichte, deren kulturgeschichtlicher Gehalt ja jetzt überhaupt mehr betont wird, könnte die Technik und ihre Bedeutung zu ihrem Rechte kommen, sei es im Zusammenhang mit der Urgeschichte der Menschheit oder der Kunst der Griechen und Römer, mit den bürgerlichen Zuständen der deutschen Vergangenheit oder dem Zeitalter der modernen Erfindungen. Sollte sich sodann nicht auch in der Naturkunde reichliche Veranlassung ergeben, die die Natur organisierende menschliche Arbeit in den Gesichtskreis der Betrachtung zu ziehen?

Allerdings sollten dann die immerhin vereinzelten Eindrücke endlich noch durch eine übersichtliche Behandlung des Berufslebens ergänzt werden. Hierzu bedürfte es der Unterlage zweckmäßiger Lesestücke über Berufswahl und Berufsarten, woran es meines Wissens in den gebräuchlichen Lesebüchern auffallend fehlt, und es könnten zu ihrer Besprechung gewiß auch einige Stunden des letzten Halbjahres vor der Schulentlassung ohne Schaden für die Schule und zu großem Nutzen für das Leben erübrigt werden.

Natürlich schließt diese neue Aufgabe der Schule auch neue Anforderungen an den Lehrer in sich. Um über die Berufsfrage unterrichten zu können, muß er selbst sich damit bekannt gemacht haben. Es ist dies aber nicht so schwer, als es dem Neuling auf diesem Gebiet erscheinen möchte. Nicht nur findet man in Schriften über die Berufswahl den Stoff schon zubereitet — so in meiner eigenen, möglichst umfassenden populären Schrift: „Berufsbüchlein“ —, sondern man kann sich auch selbständig ein treffliches Anschauungsmaterial verschaffen, wenn man z. B. aus einer so ausgezeichneten Quelle wie dem „Buch der Erfindungen und Entdeckungen“ zu schöpfen versteht. Um sodann auch das Vorbild in Wirksamkeit treten zu lassen, gilt es, die biographische Literatur nach hervorragenden Vertretern der verschiedenen Berufsarten zu durchforschen. Nur darf man dann nicht etwa den Generalfeldmarschall Derfflinger als Vertreter des Schneiderhandwerks oder Shakespeare unter den Metzgern aufführen, weil diese vom Standpunkt der betreffenden Gewerbe aus ja immerhin sich nicht besonders bewährt haben. Wohlgeeignete Lebensbeschreibungen wie die Selbstbiographie von Werner v. Siemens sind freilich verhältnismäßig selten, doch wird das vermehrte Interesse an solchen Stoffen gewiß bald zu lebhafterer Produktion führen. Und der Lehrer, dem die Bedeutung dieses Lehrstoffes aufgegangen ist, wird seinerseits sich die Mühe nicht verdrießen lassen, ihn sich anzueignen.

Das vorschwebende Ziel wird aber um so besser erreicht werden, wenn mit der Belehrung eine erhöhte Rücksichtnahme auf die Individualität der Schüler Hand in Hand geht. Der Hinblick auf den bevorstehenden Eintritt in das Berufsleben erfordert ganz besonders ein individualisierendes Verfahren, wobei die verschiedenen Arten der Begabung, ihre mehr theoretische oder praktische, sprachliche oder mathematische, naturwissenschaftliche oder künstlerische Richtung, sorgsam unterschieden werden. Dadurch wird nicht bloß die Entwicklung des Schülers naturgemäß beeinflußt, sondern auch der Lehrer in den Stand gesetzt, den Eltern als Ratgeber bei der Berufswahl wertvolle Dienste zu leisten.

Unsere Ergänzung des Schulprogramms wird, wie wir uns nicht verhehlen, manchen Bedenken begegnen. Man überschätze dieselben aber nicht. Die Schule wird durch diese Neuerung nicht etwa eine neue Last, sondern lebendige Anregung empfangen. Wenn man sich überdies aber vergegenwärtigt, welch unermeßliche Tragweite eine gelungene Regelung der Berufsfrage für die gesamten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse haben müßte, wird man dem Satze zustimmen: die Schule darf sich der Mitwirkung an der dringenden Aufgabe, unsere Kinder besser auf das Berufsleben vorzubereiten, nicht länger entziehen!

Physikalisch-chemisches über Malerei.

Von Professor W. Ostwald (Leipzig).

VIII.*)

Lieber Freund!

Das Fresko, „die edelste Technik“, wie Sie sie nennen, habe ich nicht vergessen; sie gehört in der systematischen Reihe an diese Stelle, denn es handelt sich um eine Wasserfarbe mit einem besonderen Bindemittel. Warum Sie dies Verfahren mit dem auszeichnenden Beiwort versehen, habe ich um so weniger verstehen können, als Sie hinzufügen, daß Sie, wie die meisten heutigen Maler, keine Gelegenheit gehabt haben, das Verfahren kennen zu lernen und anzuwenden. Wenn Sie den Zustand der Fresken am Berliner Museum oder an der Alten Pinakothek in München betrachten, so werden die fast überall unerkennbar gewordenen Ruinen der nur einige Jahrzehnte alten Werke schwerlich eine überzeugende Sprache zugunsten des Fresko reden. Wie sich das auch unter günstigeren Witterungsverhältnissen als im mittleren Europa verhalten mag: bei uns hat sich diese Technik als ganz unzuverlässig erwiesen, was die D a u e r der erzielten Werke anlangt. Und welchen s a c h l i c h e n B e s c h r ä n k u n g e n dies Verfahren unterworfen ist, wird sich bei der Betrachtung der Einzelheiten ergeben.

Im Fresko wird eine besondere Art von Wasserfarbe angewendet. Hier wird die Malerei auf einer frisch hergestellten, nassen Kalkwand ausgeführt, wobei die Farbe selbst mit Kalk gemischt wird. In dem angewendeten Wasser löst sich etwas Kalk (1/8 Prozent) auf, welcher beim Trocknen zurückbleibt, indem er gleichzeitig durch die Kohlensäure der Luft in Calciumcarbonat übergeht. Da das Festwerden des Mörtels auf dem gleichen Vorgange beruht, so ist ein guter Zusammenhang des Bildes mit seiner Unterlage gesichert. Denn da das Bindemittel aus demselben Stoffe besteht wie die Unterlage, erfahren beide durch die Aenderungen der äußeren Umstände gleiche Beeinflussungen und eine Hauptursache des Abblätterns fällt fort.

Allerdings ist das Bild noch allen Störungen ausgesetzt, welche seine Unterlage, das Mauerwerk, erfahren kann. Das bedenklichste ist das Auskristallisieren gelöster Stoffe an der Oberfläche. Wenn nämlich irgend welche löslichen Stoffe entweder in der Mauer von vornherein vorhanden sind oder im Laufe der Zeit hineingelangen, so scheiden sie sich schließlich unwiderstehlich an der Oberfläche aus. Denn wenn durch den Einfluß der wechselnden Witterung, ganz abgesehen von direktem Naßwerden durch Regen oder dergleichen, die Mauer abwechselnd naß und trocken wird, so geht folgendes vor sich. Die Feuchtigkeit der nassen Mauer löst den vorhandenen löslichen Stoff bis zur Sättigung auf. Beim Trocknen verdunstet notwendig das an der Oberfläche, am Bilde, befindliche Wasser und hinterläßt zunächst die entsprechende Menge des gelösten Stoffes an dieser Oberfläche. Dann aber zieht sich die im Innern vorhandene Feuchtigkeit vermöge der Oberflächen-

*) Siehe Nr. 298 der Beilage vom 24. Dez. 1903, Nr. 5, 11 und 17 1904.

spannung (Kapillarität) gleichfalls nach der Oberfläche, um dort das gleiche Schicksal zu erfahren. So wird zunächst der gelöst gewesene Stoff in die Oberfläche transportiert. Wiederholt sich der Vorgang, so geht schließlich alle überhaupt in Wasser lösliche Substanz in die Oberfläche und das Bild wird mit ihren Ausscheidungen bedeckt.

In die Mauer kann der lösliche Stoff auf zweierlei Art kommen. Einmal mit dem Material der Mauer, hauptsächlich mit den Steinen, weniger mit dem Mörtel. Das Mittel dagegen ist, nur solches Material zu verwenden, welches auf natürlichem oder künstlichem Wege durch lange Anwendung vielfach gewechselten möglichst reinen Wassers seine löslichen Bestandteile vollständig verloren hat. Ebenso muß man sich hüten, mit dem verwendeten Wasser, dem Mörtel, den Farben lösliche Stoffe in das Bild einzuführen.

Ein anderer Weg, auf dem lösliche Stoffe in die Mauer gelangen können, ist die Diffusion aus der Bodenfeuchtigkeit. Diese enthält immer gelöste Stoffe aus dem Material des Bodens, und wenn sie sich in die Mauer verbreiten kann und oben die geschilderte Verdunstung erfährt, so sind wieder die Voraussetzungen für die Entstehung zerstörender Ausscheidungen gegeben. Das Mittel dagegen ist wohlbekannt: es ist die Anbringung einer wasserdichten Isolierschicht zwischen dem unteren und dem oberen Teil der Mauer, welche das kapillare Ansteigen der Bodenfeuchtigkeit verhindert.

Neben diesen Gefahren, welche die Lebensdauer eines Freskobildes bedrohen, ist noch die energische chemische Wirkung zu erwähnen, welche dem als Bindemittel angewendeten Kalk eigen ist. Kalk ist ein stark basischer Stoff, welcher auf viele, namentlich organische Stoffe zerstörend einwirkt. Insbesondere wird die Oxydationsfähigkeit organischer Farbstoffe mittels des Luftsauerstoffs durch den Kalk oft gesteigert. Ferner übt er vielfach eine zerlegende Wirkung auf salzartige Verbindungen aus; Preußisch-Blau wird durch Kalk augenblicklich unter Abscheidung von Eisenoxyd und Bildung von Calciumferrocyanat entfärbt. So sind fast nur die Ocker- und Erdfarben neben Ultramarin und einigen wenigen anderen Stoffen für diese Technik verwendbar.

Die Freskofarben werden naß aufgetragen und sollen hernach im trockenen Zustande ihre Wirkung üben. Da wegen der geringen Löslichkeit des Kalkes nur wenig Bindemittel zwischen den Körnern des Farbstoffes verbleibt, befindet sich in dem trockenen Bilde vorwiegend Luft zwischen diesen, und es wird das Maximum an Deckung und zurückgeworfenem Licht gemäß den früheren Darlegungen erreicht. In diesem Zustande ist die Farbe aber nicht während des Auftrages; da befindet sich Wasser zwischen den Körnern, die Reflexion ist gering und die neben dem weißen Aufhellungsmittel (kohlensaurer Kalk und Kalk) vorhandenen Farben wirken viel dunkler und farbiger als nach dem Trocknen. Daher entsteht eine große Schwierigkeit, da man nicht entsprechend dem augenblicklichen Aussehen malen darf, sondern die spätere Wirkung des trockenen Bildes vorausnehmen muß. Diese Schwierigkeit ist um so erheblicher, als eine Aenderung oder Korrektur des einmal getrockneten Bildes nahezu völlig ausgeschlossen ist. Denn die auf das trockene Bild gebrachte Kalkfarbe verbindet sich nicht mehr fest genug mit dem Untergrunde, dessen Oberfläche bereits ganz in Calciumcarbonat übergegangen ist. Man ist daher auf die Benützung anderer Arten der Technik für nachträgliche Aenderungen und Ausführung an dem in aller Eile hingestrichenen Bilde angewiesen, und daß die zeitlichen Veränderungen in Ton und Farbe an diesen Zusätzen andere sein müssen als an den Freskofarben, bedarf keiner besonderen Darlegung. Infolgedessen ist eine noch so vorsichtige Ausgleichung der „Retuschen" doch eine vergebliche Arbeit: binnen kurz oder lang treten sie unweigerlich zutage und erfordern neue Retuschen und so fort in infinitum.

Ich bin somit der Meinung, daß die Vernachlässigung der Freskotechnik nicht etwa das Zeichen eines kläglichen Niederganges der heutigen Kunst ist, sondern man hat das Fresko aufgegeben aus demselben Grunde, aus dem man die Postkutsche aufgegeben hat: weil zweckmäßigere Verfahren es verdrängt haben. Dies bezieht sich sowohl auf die künstlerische Frage wie auf die der Dauerhaftigkeit.

Was insbesondere die künstlerischen Nachteile anlangt, so liegen sie in der Notwendigkeit des stückweisen Arbeitens, in der Beschränkung der Palette und endlich in der starken Veränderung der aufgetragenen Farben beim Auftrocknen. Das stückweise Arbeiten mochte am Platze sein zu einer Zeit, wo die Probleme der Lichtführung und der Farbenstimmung noch gar nicht gestellt waren und der Künstler sich nach dieser Richtung darauf beschränken konnte, schönfarbige Einzelheiten nach den Regeln der wohlgefälligen Gesamtwirkung zusammenzustellen. Von einem Hinarbeiten auf große und geschlossene Lichtwirkungen kann aber bei einer solchen Arbeitsweise nicht die Rede sein, und so sehen wir denn auch, wie zu der Zeit, wo solche Aufgaben die Künstler zu beschäftigen beginnen, alles sich vom Fresko ab- und der in dieser Beziehung unverhältnismäßig ausgiebigeren Oelfarbe zuwendet. Das gleiche gilt für die anderen Seiten der Frage, die Beschränkung der Palette und das helle Auftrocknen. Man braucht nur die Schilderungen von Schick über seine gemeinsamen Erlebnisse mit Böcklin bei Gelegenheit von dessen Freskoarbeiten in Basel[1]) nachzulesen, um zu erfahren, was es mit der Freskotechnik auf sich hat. „Das Auftrocknen des ersten Bildes ist ganz unberechenbar vor sich gegangen. Die Luft, die Cypressen und anderen Bäume kamen so, wie Böcklin sie erwartet hatte. Die Schattenseite des Hauses aber viel zu hell, weil er in den Schatten viel mit Kalk gemischte Töne gebraucht hatte. Die Wiese ist viel zu hell und weißlich geworden, weil Böcklin zu sehr auf den dunkelgrauen Grundton des Bildes gerechnet hatte, der nun viel weißlicher aufgetrocknet ist als er geglaubt. So stehen jetzt die vorher hellgelb-grünen Flecke, wo der niedrige Rasen zwischen den höheren Pflanzen sichtbar war, als dunkelgrüne Flecke auf einem weißlich-grauen Grund u. s. w. ... Auf dem vorderen Grase sind auch viele Veränderungen vor sich gegangen. Die auf den grünen Mittelton des Grases aufgesetzten hellgrünen Striche sind jetzt gar nicht mehr zu sehen und bilden mit dem Mittelton eine unmodellierte Farbenfläche. Die tiefgrauen Mitteltöne (zu denen der Grundton benützt wurde) sind ganz blaß aufgetrocknet und die darauf gemalten hellgrünen Halme sind dunkler als der Grund; die blauen Blumen (Smalte und Morellensalz) dunkler als Chromgrün, ebenso die hellgelben Blumen (Goldocker) fast eben so dunkel als das grüne Gras."

Sie werden vielleicht einwenden, daß dies nur von den ungenügenden Erfahrungen Böcklins in der Freskotechnik herrührt und daß ein Künstler, der viel darin gemalt hat, derartige Versehen nicht mehr machen wird. Dies ist richtig, aber ebenso richtig ist, daß auch der erfahrene Künstler seine beabsichtigten Wirkungen nur ungefähr vorausberechnen kann und daher in seinem Schlußergebnis vom Zufall abhängig bleibt. Er wird sich daher notwendig auf einen bestimmten Umfang von Ausdrucksmitteln beschränken müssen und wird diesen Kreis auch kaum erweitern können, denn neue Versuche verbieten sich durch die Unmöglichkeit der nachträglichen Aenderung. Ich fasse daher mein Urteil über die Freskotechnik kurz dahin zusammen, daß sie in keiner Weise Pflege oder Erneuerung verdient, sondern wegen ihrer weitgehenden Unvollkommenheiten aufzugeben ist.

IX.

Lieber Freund!

Auf Ihre Bemühungen, der Freskotechnik ihr traditionelles Ansehen zu wahren, wäre vielerlei zu erwidern, doch werden wir dies wohl besser auf unsere nächste Zusammenkunft verschieben, wo Rede und Gegenrede schneller auseinander folgen. Denn um eine fruchtbare Verhandlung zu führen, müssen wir uns zuerst über irgendwelche gemein-

[1]) R. Schick: Tagebuch-Aufzeichnungen über A. Böcklin. 2. Aufl. S. 160. Berlin, F. Fontane 1902.

same Ausgangspunkte klar geworden sein, von denen aus wir die weitere Verständigung suchen können. Nur auf eine Ihrer Bemerkungen lassen Sie mich eingehen; Sie sagen, keine andere Technik hätte einen so großen *Stil* wie das Fresko, und daher sei es das geeignetste Verfahren für monumentale Malerei.

Wir hatten ähnliche Fragen bei einem früheren Anlaß berührt und ich hatte Ihnen bereits damals nicht verhehlt, daß ich mir bei diesen Worten nichts Bestimmtes denken konnte, worauf Sie wieder replizierten, jeder Maler wisse, was damit gemeint sei. Ich muß also versuchen, den jedenfalls vorhandenen Sinn des Wortes selbst herauszubekommen. Am besten denke ich Ihre Meinung zu treffen, wenn ich den Ton auf die Tatsache lege, daß die Ausübung der Technik nicht jede beliebige Ausdrucksweise ermöglicht, sondern nur begrenzte Arten; so wird man zweifellos Sonnenuntergänge und ähnliche farben- und lichtreiche Naturerscheinungen nicht in Fresko darstellen wollen. Sind durch die Aufgabe selbst derartige Probleme gegeben, so wird man sich bei ihrer Ausführung auf Andeutungen beschränken und eine „naturalistische" Ausführung vermeiden, weil sie unzulänglich bleiben müßte. Hierdurch behält das Produkt etwas Abstraktes, denn da es sich nicht um eine große Annäherung an die Naturerscheinung handeln kann, so muß der Künstler seine Wirkung in der Zeichnung und in dem gedanklichen Inhalt des Dargestellten suchen. Ich hoffe, mit dieser Schilderung das Wesentliche getroffen zu haben, wenn Sie auch vermutlich ein wenig den gehobenen Ton vermißt haben, in welchem sonst derartige Fragen abgehandelt zu werden pflegen. Nun werden Sie mir aber auch zugeben, daß man sich ähnliche Beschränkungen in jeder anderen Technik auferlegen kann, *indem man die Palette, d. h. die Zahl und den Umfang der anzuwendenden Farben, entsprechend einschränkt.* Man kann also in jeder anderen Technik in ähnlichem Stil malen, wie er durch die Natur des Fresko gegeben ist: nur kann man in den anderen Techniken außerdem Aufgaben bewältigen, denen gegenüber Fresko versagt. Es liegt bei diesem also nur eine Beschränkung vor, die dem Künstler *zwangsweise* auferlegt wird, während er sie sich nötigenfalls *freiwillig* auferlegen könnte. In einer solchen Eigenschaft kann ich keinen Vorzug, sondern nur einen Nachteil sehen.

Damit wollen wir das Fresko vorläufig beiseite lassen und uns den noch übrigen Arten der malerischen Technik zuwenden. Es sind hauptsächlich zwei, die Oelfarbe und die Tempera.

Zur Einhaltung einer strengen Systematik wäre es hier nötig, zunächst die *Tempera* vorzunehmen, weil das, was man jetzt darunter versteht, auch auf die Anwendung des Wassers zur Verdünnung der Farbe herauskommt, also auch eine *Aquarell*technik im weiteren Sinne ist. Dies empfiehlt sich aber deswegen nicht, weil es gegenwärtig einen ganz bestimmten Begriff der Tempera nicht gibt. Vielmehr stehen wir hier auf dem Boden einer Alchemie, einer geheimen Rezeptenkunst, an welcher die Fortschritte der heutigen Wissenschaft anscheinend ganz einflußlos vorüber gegangen sind. Aus den alten Malbüchern werden halbverstandene Anweisungen herübergenommen, nach eigenem Gutdünken verbessert und dann von dem glücklichen Erfinder als große Geheimnisse auf das ängstlichste gehütet. Von Zeit zu Zeit tritt ein derartiges neues Malverfahren mit großem Geräusch an die Oeffentlichkeit; Erfinder und Fabrikanten rühmen ihm eine unerreichte Leuchtkraft und ein unvergleichliches Feuer der Farbe nach, verschweigen aber sorgfältig, woraus das Bindemittel der neuen Farben besteht. Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß die Anwendung derartiger Farben für den Maler ungefähr dasselbe bedeutet, wie eine Kapitalanlage in südamerikanischen Staatspapieren für einen Familienvater. Es kann ja sein, daß die Sache etwas taugt, aber die Wahrscheinlichkeit spricht nicht dafür, und ehe man ihm genau sagt, *was* man ihm in die Hand gibt, sollte kein Maler, der es mit seiner Kunst ernst nimmt und der seinem Käufer oder Auftraggeber gegenüber etwas wie Verantwortlichkeit empfindet, solche Sachen anwenden. Die Beispiele, wo durch die Anwendung von derartigen Geheimmitteln hochbezahlte Kunstwerke bereits nach wenigen Jahrzehnten, ja Jahren so weitgehende chemische und mechanische Veränderungen erlitten haben, daß ihr Wert auf einen geringen Bruchteil herabgegangen ist, sind leider so zahlreich, daß man sie nicht einmal anzuführen braucht. Gewöhnlich wird hiergegen von den Betroffenen wieder ein neues Geheimmittel angewendet und durch Quacksalberei das Uebel schließlich nur noch ärger gemacht. Auch versäumt man dann meistens nicht, darauf hinzuweisen, daß die alten Rezepte der großen vlämischen und niederdeutschen Künstler, deren Bilder nach bald einem halben Jahrtausend noch glänzend und farbenfrisch erscheinen, durch Verlöschen der Tradition verschwunden seien, und daß daher heute keine Hoffnung bestehe, das gleiche zu erreichen. Demgegenüber muß auf das schärfste betont werden, daß auf Grund unserer heutigen wissenschaftlichen Kenntnisse eine mindestens ebenso sichere Beherrschung des Materials möglich ist, und daß man Bilder herstellen kann, die mit wissenschaftlicher Wahrscheinlichkeit eine gleiche Dauer gewährleisten. Aber derartige Resultate erzielt man nicht nach der Methode des Alchemisten, der „nach unendlichen Rezepten das Widrige zusammengoß", sondern durch klare Fragestellung, auf welche die Wissenschaft immer noch auch klare Antwort zu geben gewußt hat, wenn auch nicht immer von heute auf morgen.

So; damit habe ich meinem Herzen zunächst Luft gemacht. Es tut mir in der Seele weh, wenn ich z. B. in den Aufzeichnungen über Böcklin mich überzeugen muß, welche unendliche Zeit dieser große Mann mit unnützen und richtungslosen Versuchen verdorben hat, die ihm ein nicht eben großer Betrag von chemischer und physikalischer Kenntnis erspart hätte. Natürlich kann auch der kenntnisreichste Naturwissenschaftler nicht alles vorauswissen. Aber ein solcher *versteht zu experimentieren*; dies ist eine ebenso schwere Kunst wie das Malen. Denn es kommt nicht nur darauf an, etwa alte Rezepte nachzumischen und zu probieren, ob sie etwas taugen, sondern man muß sich von der Wirkungsweise jedes Stoffes, der erfahrungsmäßig brauchbare Resultate gibt, ein klares Bild machen, und dann die Ansätze so variieren und durcharbeiten, daß der angestrebte Zweck am vollständigsten erreicht wird. Hierbei handelt es sich meist um ein Kompromiß zwischen verschiedenen, sich teilweise widersprechenden Forderungen; in unserem Falle sind es vorwiegend die beiden Fragen der *optischen Ausgiebigkeit* und der *Dauerhaftigkeit*. Die eine Forderung zu befriedigen, ohne gegen die andere zu verstoßen, ist eine Aufgabe, die nur durch systematische, nach den Regeln der Wissenschaft streng durchgeführte Arbeit gelöst werden kann. Die Technik der Malerei muß hier eine Entwicklung durchmachen, wie sie die Medizin durchgemacht hat, denn sie steckt ihrerseits noch ganz und gar in der Epoche der Geheimmittel und des absurdesten Aberglaubens. Diese Entwicklung zu beschleunigen, ist eine Aufgabe, für die sich wohl ein Mann erwärmen mag.

Bekanntlich werden heutzutage fast alle Bilder mittels Oelfarben hergestellt. Oelfarben im heutigen Sinne sind allgemein erst seit der sogenannten großen Zeit der italienischen Malerei, die durch die Namen Lionardo, Raffael und Tizian gekennzeichnet ist, zur Anwendung gekommen. Was die Technik der als Erfinder der Oelmalerei geltenden Vlamen, der Brüder van Eyck, gewesen ist, weiß man heute noch nicht mit Sicherheit; daß es nicht die heutige Oelmalerei gewesen ist, ergibt sich aus dem sehr bedeutenden Unterschiede ihrer Erhaltung gegenüber der der unzweifelhaften Oelbilder aus etwas späterer Zeit. Die Annahme von Ernst Berger, daß die vlämische Technik Oeltempera gewesen sei, hat manches für sich, kann aber hier nicht eingehend erörtert werden. Jedenfalls stehen wir vor der Erscheinung, daß die reine Oeltechnik gegenüber jenen ausgezeichneten Kunstwerken sehr schnell Boden gewonnen und die anderen Verfahren fast vollkommen verdrängt hat.

[illegible] hierfür liegt in zwei Umständen. Ein-[illegible] die Oeltechnik, die beiden Prinzipien des Farbauftrages, die Deckung und die Lasur, neben- und übereinander gleichzeitig anzuwenden, und gewährt somit dem Künstler einen größeren Umfang von Ausdrucksmitteln als eine der vorbesprochenen Methoden. Ferner hat die Oelfarbe während des Malens jederzeit das gleiche Aussehen, welches sie auch nach dem Festwerden behält; der Künstler kann also seine Wirkungen so genau abstimmen, wie er will, und ist keinen unvorhergesehenen Wandlungen seines Werkes ausgesetzt. Allerdings ist dieser letzte Vorteil ein trügerischer, denn wenn sich die Oelfarbe auch nicht in Wochen und Monaten im Tone verändert, so tut sie dies doch sicher in Jahrzehnten und Jahrhunderten. Der wohlbekannte warmbraune Ton der alten Oelbilder ist ein Zeugnis dafür; er beruht nicht auf ursprünglicher Farbbeschaffenheit, sondern auf der Aenderung, welche das als Bindemittel benützte Oel im Laufe der Zeit erlitten hat.

Doch hierauf wollen wir erst später ein wenig näher eingehen; zunächst betrachten wir die chemischen und optischen Eigenschaften der Oelfarbe.

Das Bindemittel dieser Farben ist Lein-, Nuß- oder Mohnöl, kurz ein „trocknendes" Oel. Unter einem solchen versteht man ein Oel, das an der Luft in eine harzartige, feste Masse übergeht. Daß dies alle Oele nicht tun, kann jeder am Oliven- oder Speiseöl sehen, das durch langes Stehen an der Luft zwar ranzig, d. h. übelschmeckend wird, aber nicht fest. Was beim Festwerden stattfindet, ist im wesentlichen ein Oxydationsvorgang, d. h. das Oel nimmt aus der Luft einen von deren Bestandteilen, den Sauerstoff, auf und verbindet sich mit diesem zu jener festen Masse. Daher trocknen die Oelfarben nur auf dem Bilde oder auf der Palette, nicht aber in der Tube, denn in dieser sind sie gegen den Zutritt des Luftsauerstoffs geschützt.

Bei dieser Umwandlung geht das Oel in eine nahezu gleiche Menge des harzartigen Produktes über. Das ist zwar nicht ganz genau, denn das Volum des Produktes ist, namentlich nach langer Oxydation, ein wenig kleiner als das des Oels; dies kommt aber erst später in Frage. Hierdurch ist nun der optische Charakter der Oelfarbe gegeben. Während bei den verschiedenen Arten der Wasserfarbe der Hauptbestandteil des Bindemittels, das Wasser, ohne Rest verdunstet, und deshalb die Farbe als eine wesentlich aus dem Farbstoff bestehende, einigermaßen poröse Masse hinterläßt, so bleibt das Oel seinem Raume nach erhalten, und die festgewordene Farbe ist nicht porös, sondern besteht aus dem durchsichtigen Harz des festgewordenen Oels, in welches die Farbstoffkörperchen eingelagert sind.

Optisch ergibt sich hieraus das Folgende. Haben die Farbstoffkörnchen eine große Lichtbrechung, so wird die Gesamtmasse deckende Eigenschaften haben, da die Lichtbrechung des Oels, obwohl größer als die des Wassers, doch hinter jener der Farbstoffe zurücksteht. Es hat nämlich Wasser 1.33, Oel 1.48, Bleiweiß aber 2.00. Immerhin wird es hier doch unter sonst gleichen Umständen eines bedeutend dickeren Farbauftrages bedürfen, um mit etwas weniger brechenden Farbstoffen die gleiche Deckung zu erzielen, wie sie etwa bei Guasche erreicht wird, und so bietet sich für die Oelmalerei der starke „pastose" Auftrag in vielen Fällen mit einer gewissen Notwendigkeit an. Doch muß betont werden, daß diese Notwendigkeit ein Uebel ist und daß ein Oelbild um so sicherer im Laufe der Zeit zugrunde geht, je pastoser es gemalt ist. Ich kann nicht leugnen, daß mir diese Voraussicht manchmal bei der Besichtigung von Ausstellungen einen gewissen Trost gewährt.

Hat der mit Oel angeriebene Farbstoff dagegen keine große Lichtbrechung, so treten die in meinem vierten Briefe beschriebenen Erscheinungen ein. Das Licht findet wenig Hindernisse bei seinem Durchgange durch das Gemenge und dieses hat im wesentlichen die optischen Eigenschaften eines farbigen Glases. Damit eine derartige Farbe ihre Wirkungen tut, muß sie auf einen Untergrund getragen werden, der seinerseits das Licht zurückwirft, ganz wie das beim Aquarell im engeren Sinne der Fall ist. Derartige Farben nennt man Lasurfarben. Man kann sie in Deckfarben verwandeln, wenn man sie mit deckendem Weiß mischt. Da aber hierbei ein Teil des Weiß als trübe Schicht vor dem dunklen Farbstoff sich betätigt, so werden alle derartigen Farben durch Mischung mit Weiß (vergleiche den vierten Brief) nach der blauen Seite umgestimmt. Dies ist namentlich beim Rot auffallend: Krapp als Lasur wirkt unvergleichlich wärmer, als mit Weiß gemischt, wo er ins Violett zieht.

Durch diese Einbettung der Farbkörper in ein Mittel von verhältnismäßig hoher Brechung ist nun in erster Linie eine bedeutende Verminderung des weißen oder grauen Oberflächenlichtes erreichbar, und es gelingt daher, die Wirkung des Bildes in beliebigem Maße durch farbreiches Tiefenlicht zu bestimmen. Hierauf beruht insbesondere die ungemein farbige Wirkung jener altvlämischen Bilder, die, wie sie auch gemalt sein mögen, bezüglich ihrer optischen Eigenschaften den Oelbildern zugerechnet werden müssen. In der heutigen Technik werden diese Wirkungen allerdings meist verschmäht; teils mögen sie den Künstlern nicht genügend bekannt sein, teils erfordert ihre Anwendung ein umständlicheres Verfahren als das flotte Heruntermalen mit fertig gemischten Tönen.

Ein zweiter Erfolg der Einbettung ist die mechanische Widerstandsfähigkeit der Farbschicht. Oelbilder können ohne schützendes Glas aufgehängt werden und man kann sie von angesetztem Staub und Schmutz durch Abwaschen reinigen. Dieser Vorzug ist indessen nicht ganz zweifellos; war er wichtig zu einer Zeit, wo die Herstellung hinreichend großer und ebener Glasplatten nicht ausführbar war, so fällt er heute nicht ins Gewicht, wo auch für sehr große Gemälde Spiegelglasscheiben zu Preisen erhältlich sind, die weit unter denen der Kunstwerke selbst liegen. Ohne Glasschutz aber ist das Oelbild sowohl den schnellwirkenden Unbilden der Nachlässigkeit oder des Vandalismus wie den langsam wirkenden der Luftverunreinigungen, insbesondere dem Ruß und der schwefligen Säure der modernen Städte ausgesetzt. Demgemäß schreiten die Museumsverwaltungen immer mehr und mehr dazu, auch die Oelbilder hinter Glas zu setzen (wogegen vom Standpunkte der künstlerischen Wirkung gar nichts zu sagen ist), und damit wird jener mechanische Vorzug der Oelbilder einigermaßen zwecklos.

Denn diesen Vorzügen gegenüber stehen sehr erhebliche Nachteile. Da das Bindemittel einen entscheidenden Anteil an der optischen Wirkung des Gemäldes hat, so wird jede Aenderung des ersten auch die letztere ändern. Nun ist das harzartige Oxydationsprodukt der trocknenden Oele durchaus kein unveränderlicher Stoff; der Oxydationsvorgang bleibt nicht stehen, sondern schreitet langsam fort, wobei das Harz braun wird und an Volum mehr und mehr verliert. Demgemäß ist ein jedes Oelbild in fortwährender Veränderung begriffen. Diese Veränderung hat eine verschiedene Geschwindigkeit je nach der Natur der Farbstoffe, die dem Oel beigemischt sind. Daraus ergeben sich denn die zahllosen Krankheiten der Oelbilder, durch welche ein besonderer Stand von Heilkundigen für diese Patienten, die Restauratoren, erstanden ist. Doch dies ist eine so weitschichtige Sache, daß ich für diesmal Schluß machen muß.

(Fortsetzung folgt.)

Bücher und Zeitschriften.

Die Grenzen der Geschichte. Von Friedrich Gottl. Leipzig, Duncker u. Humblot 1904. IX + 142 S. Preis 3 Mark.

Die vorliegende Schrift enthält zunächst in erweiterter Form einen Vortrag, den der Verfasser im April 1903 in der Versammlung deutscher Historiker zu Heidelberg gehalten hat. Daran schließt sich ein „Anhang", der die größere Hälfte des

Buches ausfüllt, und die in dem Vortrage entworfenen Ideen weiter entwickelt. Der Grundgedanke ist die nachdrückliche Betonung des fundamentalen Unterschiedes, der die Historik (= Geschichtswissenschaft) und ihre „echten Geistesverwandten", zu denen in erster Linie die Nationalökonomie gerechnet wird, von den historischen Naturwissenschaften, wie der historischen Geologie, der Kosmogonie und der Entwicklungsgeschichte der Lebewesen, trennt. Die letzteren faßt Gottl unter dem Namen der „Metahistorik" zusammen. Er bekämpft die „landläufige" Auffassung, daß die „geologischen Jahrmillionen" und die Jahrtausende der Menschengeschichte ein „Kontinuum des Geschehens" bildeten und daß demnach die „Metahistorik" und die Historik einander vervollständigten und dadurch ein Gesamtbild der Vergangenheit darstellten. Er sucht nachzuweisen, daß zwischen ihnen gar keine Wesensverwandtschaft bestehe und daß sie nicht als „historische Wissenschaften" in weiterem Sinne zu einer Gruppe vereinigt werden dürfen.

Es ist ein sehr wichtiger Punkt in dem gegenwärtig so lebhaft umstrittenen Problem betreffend die erkenntnistheoretische Natur der Geschichtswissenschaft, den der Verfasser hiermit eingehend erörtert und beleuchtet. Seine allgemeinste Grundtendenz — das Eintreten für die Eigentümlichkeit und Berechtigung des spezifisch geschichtlichen Erkennens, worin ein besonderes Interesse für individuelle menschliche Lebenserscheinungen in ihrer konkreten Wirklichkeit sich betätigt — halte ich für durchaus wohlbegründet. Er ist auch im Recht, wenn er die „Metahistorik" völlig zur Naturwissenschaft rechnet. Die recht verwickelten Fragen betreffend die erkenntnistheoretischen Eigentümlichkeiten verschiedener Forschungszweige, die hier auftauchen, erörtert Gottl überhaupt anregend und tief eindringend. Jedoch kann ich die Gedankenformulierungen, worin er seine Grundidee näher ausführt, in mehreren wichtigen Punkten nicht billigen, sondern muß in den von ihm konstruierten „Vorzügen" (siehe z. B. S. 54) des historischen Erkennens vor dem metahistorischen (den auf Geschehenes sich beziehenden naturwissenschaftlichen Ergebnissen) eine unhaltbare Uebertreibung der berechtigten Grundtendenz erblicken. Gottl behauptet zunächst, daß nur in der eigentlichen Historik das Geschehen als solches wissenschaftlich interessiere; die metahistorischen Forschungen verfolgen dagegen, meint er, den Endzweck, wahrgenommenes Sein systematisch zu ordnen, wobei die interpolierten zeitlichen Prozesse nur ein „Konstruktionsbehelf" seien. Der Gegensatz ließe sich am kürzesten so aussprechen: „Historik ist Interpretation von Sein, um Geschehen zu erschließen. Historische Geologie ist Interpolation von Geschehen, um Sein zu ordnen" (S. 25). Gegen diese Ansicht wird der Forscher auf dem Gebiete der Geologie oder der Entwicklungsgeschichte der Lebewesen bezeugen können, daß in seiner Forschung vor allem eben das Geschehen, in seiner kausalen Verknüpfung, wissenschaftlich interessiert. Gottl führt weiter aus, daß die metahistorischen Theorien sich stets auf Analogieschlüsse gründen und für sie daher „jede Annäherung an das absolut Gewisse im Prinzip ausgeschlossen" bleibe, während dagegen dem historischen Geschehen seine „Erfaßbarkeit vom Boden der logischen Denkgesetze aus" grundwesentlich sei — weil es das vernünftige Handeln der Menschen umfasse —, und die Ergebnisse der Historik sich daher an das absolut Gewisse unablässig annäherten (vgl. S. 72 ff., 109 ff., 120). Schließlich wird behauptet, daß alle naturwissenschaftlichen Systeme von „Epochen" und „Stammbäumen" keinen gültigen Aufschluß über die „Vergangenheit" gewähren. Als Aufschlüsse über die Vergangenheit seien die metahistorischen Ergebnisse „von Haus aus weder wahr noch falsch", sie seien „nicht ernst zu nehmen" (S. 107 ff., 116). Diese Sätze, die Gottl ausführlich und nachdrücklich entwickelt und auf welche er mehrmals zurückkommt, sind meiner Ueberzeugung nach nicht richtig.

Der guten Sache der historischen Weltanschauung ist nicht damit gedient, daß durch künstliche Begriffdeduktionen versucht wird, der Naturwissenschaft ihr gutes Recht zu bestreiten; auch sie liefert in ihrer Weise eine gültige Erkenntnis von der Wirklichkeit, von der Vergangenheit, ja sogar von der Zukunft. Trotz dieser Meinungsverschiedenheit in nicht unwichtigen Punkten erkenne ich dankbar an, daß ich vielfache Belehrung aus Gottls Arbeit geschöpft habe, und empfehle sie angelegentlich denjenigen, die die Diskussion über diese bedeutsamen methodischen Fragen verfolgen.

Helsingfors. Arvid Grotenfelt.

*

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu München.

Januarsitzungen. In der philosophisch-philologischen Klasse sprach Herr Muncker in Ergänzung seines früheren Vortrages „Ueber dramatische Bearbeitungen des Pervonte" von Wieland. Neben verschiedenen Opern- und Schauspieldichtungen, die nur scheinbar mit Wielands Märchen zusammenhängen, wurde besonders Kotzebues mehrfach komponierter Operntext von 1814 genauer auf seine Abhängigkeit von Wielands Darstellung untersucht. Herr Muncker sprach ferner „Ueber einige Romanzen Heines". Das Verhältnis Heines zu seinen Quellen, die Selbständigkeit seiner Auffassung und künstlerische Freiheit in seiner Neugestaltung des überlieferten Stoffes wurde an mehreren seiner Romanzen, die ihren Inhalt teils dem Alten Testament, teils mittelalterlichen Sagen entnehmen, gezeigt und daneben auf einige Nachbildungen seiner Balladen in der späteren dramatischen und epischen deutschen Dichtung (bei Richard Wagner, Alfred Meißner, Ludwig Ganghofer) hingewiesen. — In der mathematisch-physikalischen Klasse berichtete Herr Radlkofer über ein auffallendes Vorkommen reichlicher, schaliger „Tonerdeablagerungen im Inneren der Blattzellen gewisser Symplocaceen". Auf die Vermutung, daß diese Ablagerungen aus Tonerde bestehen, führte den Vortragenden nach verschiedenen vergeblichen Versuchen zu ihrer Aufklärung eine vor mehr als 200 Jahren von Rumphius niedergeschriebene Bemerkung, daß die Blätter einer hierher gehörigen Pflanze, die er Alaunbaum nannte, in der Färberei zur Bindung roter Pflanzenfarbstoffe verwendet werden, was der auch heutzutage üblichen Anwendung der Tonerde bei der Färbung z. B. mit Krapprot entspricht. Herr Geheimrat v. Baeyer hatte die Güte, durch Herrn Professor K. Hofmann eine chemische Untersuchung der betreffenden Blätter vornehmen zu lassen, wobei sich ergab, daß die volle Hälfte ihrer Asche aus Tonerde besteht. Auch die Bindung entsprechender Farbstoffe durch diese Ablagerungen ließ sich unter dem Mikroskop deutlich beobachten. Welche Bedeutung dieser massenhaften Ablagerung von Tonerde, die bisher nur in Spuren und nur bei sehr wenigen Pflanzen sich nachweisen ließ, für die betreffenden Pflanzen selbst zukomme, läßt sich zur Zeit nur vermuten. Möglicherweise wird von denselben schwefelsaure Tonerde in größerer Menge, wie sonst schwefelsaurer Kalk, aufgenommen, um den für die Herstellung der Eiweißstoffe nötigen Schwefel zu gewinnen. — In der historischen Klasse legte der Klassensekretär Herr Friedrich vor den zweiten Teil der Abhandlung des Herrn v. Rockinger „Deutschenspiegel", sogenannter Schwabenspiegel, Bertholds von Regensburg deutsche Predigten in ihrem Verhältnis zu einander." Steht das Ergebnis der ersten Hälfte der Untersuchung, soweit es sich um das zweite Rechtsbuch handelt, daß nämlich dieses von Berthold, wie in seinen früheren Predigten der Deutschenspiegel, so in den späteren verwendet worden, daß es demnach vor seinem Hinscheiden am 14. Dezember 1272 in Umlauf gewesen ist, in entschiedenem Widerspruch mit der in den Grundrissen und Lehrbüchern der deutschen Rechtsgeschichte verbreiteten Annahme seiner Entstehung erst in den Jahren 1274 oder 1275, so soll in der zweiten Hälfte gezeigt werden, daß es keinerlei Anhaltspunkt für die Abfassung des Rechtsbuches in den bezeichneten Jahren gibt. Es steht dies auch in vollkommenem Einklange damit, daß es mehr oder weniger vor Mitte Dezember 1272 als äußerster Endgrenze zur Benützung vorgelegen hat, also in der Zeit des sogenannten Interregnums, wohl in den ersten Jahren der Herrschaft des Königs Richard. Herr Poehlmann hielt

hierauf einen Vortrag „Zur Geschichte der antiken Publizistik", II. Teil. Die Abhandlung sucht durch eine umfassende, historische und politische Analyse nachzuweisen, daß die aus dem Altertum erhaltenen Denkschriften „An Cäsar", mögen sie nun ein publizistisches oder rhetorisches Erzeugnis sein, als Quelle für die Erkenntnis des Ideengehaltes und des Geistes der Publizistik der Uebergangszeit von der Republik zum Cäsarismus eine Bedeutung besitzen, die man bisher verkannt hat.

*

Nekropolen der Vorzeit

wurden im letzten Jahre in der Vorderpfalz von sachverständiger Seite festgestellt und mit dem Spaten untersucht. Die Kosten trug der bayerische Staat, die Pollichia und der Historische Verein der Pfalz. Eine von ihnen liegt im Forstamt Ramsen, 1 Stunde westlich von Eisenberg, der bekannten Eisen- und Tonindustriestätte. Hier wurden fünf Tumuli untersucht. Einer enthielt in einem Steingewölbe einen Hocker (Frau?) und dabei einen Anhänger und einen Armreif aus Bronze nebst Gefäßfragmenten. Ein strikter Beweis, daß die Hockerära Flomborns und Rhein-Dürkheims bis in die Bronzezeit hinein gedauert hat. — Ein anderer Tumulus barg in einem schweren Steinmantel unter einem rohen, obeliskartigen Cippus (= Grabmal) ein Brandgrab, bestehend in Ossuarium, Schale und Becher. — Eine zweite Nekropole liegt im Haßlocher Gemeindewald zwischen Neustadt und Speyer. Der größte Tumulus heißt im Volksmunde zu Haßloch: „Götzenbühl" = Götzenhügel. Er hat 120 Meter im Umfang und 2.35 Meter Höhe. In seinem Innern, das aus Sand und Lehm bestand, lag in der Mitte ein Skelett mit Bronzedolch, der vier Nietnägel aufweist, und einem Tonbecher, bedeckt mit Fingernägeleindrücken. Außerdem fand sich hier ein Krematorium aus der Hallstatt-Periode, Fundstücke in Eisen aus derselben Zeit und einzelne Objekte, die von der la-Tène-Periode bis zur Römerzeit hinabreichen. Offenbar ein Friedhof, der 1½ Jahrtausende in Benützung stand! — Ein drittes Grabhügelfeld ist im Süden der Rheinpfalz im Gebiet des Gemeindewaldes von Herxheim, zwischen Landau und Rheinzabern, gelegen. Hundert Hügel, große und kleine, platte und kegelförmige, sind hier gezählt worden. Drei derselben wurden untersucht. In einem fand sich ein Brandgrab mit Gefäßen vor. Eine Schale zeigt Reihen von Stichverzierungen auf. Ein zweiter Tumulus enthielt ebenfalls eine gelbbraune Graburne, die am Rande zwei horizontal hinausstehende Nasen (= ansae) aufweist. Als Beigaben fanden sich ein noch 40 Zentimeter langes und 4 Zentimeter breites Eisenschwert vom älteren la-Tène-Typus und der gerippte Bügel einer Bronzefibel. Gefäße analoger Bildung hat Professor Naue in Grabhügelgruppen Oberbayerns nachgewiesen. Er setzt sie in die Uebergangsperiode von der jüngsten Hallstatt-Zeit zur la-Tène-Zeit um 400 vor unserer Zeitrechnung an. Doch fanden sich dort in ihnen keine Waffen vor. — Auch der ersterwähnte Hügel fällt in diese Kulturperiode. — Die Ausgrabungen werden hier im Jahre 1904 fortgesetzt. — Auch in der ausgedehnten Nekropole des Benzenlochs (= Binsenloch) unterhalb Speyerdorf wurden im Jahre 1903 drei weitere Tumuli untersucht. Zwei von ihnen enthielten Brandgräber der Hallstatt-Periode mit birnenförmig gestalteten Graburnen und parallel laufenden Kannelüren. Der dritte Hügel barg ein von Süd nach Nord orientiertes weibliches Skelettgrab. Die Leiche trug reichen Bronzeschmuck. Am Hals lag ein massiver Halsring. An den Ohren niedliche Ringe mit Spitze zum Einhaken in die Tülle. Den Leib umzogen die Reste eines Gürtels aus gestanztem Bronzeblech, der mit Linienornamenten, Kreisen mit Punkten (Walliser Ornament) und Verzierungen in Form einer 3 bedeckt ist. An den Armen und Beinen saßen sechs massive Bronzereifen. In der Fußgegend lag ein halbmondförmiges Tonartefakt von 16 Zentimeter Länge, das vielleicht zu einem sogenannten „Mondbild" gehört, hier aber zweifelsohne als Fußschemel gedient hat. Letztere Fundstücke gelangten in das Museum der Pollichia nach Dürkheim, die von Ramsen nach München, die vom „Götzenbühl" nach Speyer (Kreis-Museum).

m.

Kleinere Mitteilungen.

∽ Der kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München wurden die wissenschaftlichen Kollektaneen des Dichters und Literaturforschers Wilhelm Hertz aus dessen Nachlaß zum Geschenk gemacht. Doch ist die Benutzung der wertvollen Sammlung nur mit Einschränkungen gestattet und jede Publikation daraus nach dem Wunsche des verstorbenen Gelehrten ausgeschlossen.

* Die Prellerschen Wandgemälde im Römischen Hause zu Leipzig werden nun doch erhalten bleiben können, und zwar, wie eine Kommission der sächsischen Regierung begutachtete, mit Hilfe eines Verfahrens des Dresdener Malers Donadini.

a. c. Die Versteigerung der Handschrift des „Verlorenen Paradieses". In London sollte am 25. Januar das Manuskript des ersten Buches von Miltons Verlorenem Paradies öffentlich versteigert werden, und es hatte sich eine große Schar von Kauflustigen eingefunden. Das Manuskript ist nicht, wie die Manuskripte des Comus und Lycidas, die einen Schatz der Universität Cambridge bilden, von Milton selbst geschrieben, sondern, wie wir bereits mitteilten, diktiert worden, da der Dichter, als er sein Meisterwerk verfaßte, bereits von Blindheit befallen war. Der Auktionsraum war trotzdem so gedrängt voll, daß der Auktionator kaum seinen Weg durch die Kauflustigen finden konnte. Das erste Gebot von 50 Pfund Sterling wurde von dem Auktionator mit Entrüstung als „unpassend" niedrig bezeichnet. Schließlich erreichte das Gebot die Höhe von 4750 Pfund Sterling. Zu diesem Preise wollte jedoch der Besitzer das Manuskript nicht losschlagen, und zog es, indem er selbst 5000 Pfund Sterling bot, aus der Auktion zurück. Man behauptet, daß dieser Preis bereits vor der Auktion geboten worden sei, und daß die ganze Auktion ein Versuch gewesen sei, mehr als 5000 Pfund Sterling für die Handschrift zu erreichen. Amerikaner interessieren sich angeblich für die Handschrift.

∽ Von deutschen Bibliotheken. Der Oberbibliothekar der Universität Münster, Dr. Heinrich Detmer, ist im Alter von 51 Jahren gestorben. Er hat sich große Verdienste um die Lokalgeschichte Münsters erworben. So gab er die bis dahin nur handschriftlich vorhandene Kerssenbrockche Historia anabaptistici furoris mit Anmerkungen versehen, die Bilder aus den religiösen und sozialen Unruhen in Münster während des 16. Jahrhunderts, sowie Johann von Leiden, seine Persönlichkeit und seine Stellung im Münsterschen Reiche und ähnliche heraus. (Detmer, 1853 zu Hamburg geboren, studierte in Göttingen und Leipzig; seine bibliothekarische Laufbahn hatte er in Jena begonnen. An der Universitätsbibliothek Münster war er 1879 als Hilfsarbeiter eingetreten.)

* Der 33. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie findet vom 6. bis 9. April zu Berlin im Langenbeck-Hause statt.

* Ehrung. Die Royal Meteorological Society in London verlieh in ihrer Jahresversammlung am 20. d. M. ihre goldene Symons-Medaille dem berühmten Meteorologen Professor Julius Hann in Wien.

W. Todesfall. Der bekannte Schriftsteller Karl Emil Franzos ist gestern in Berlin nach längerer Krankheit gestorben. Franzos hat mit seinen zu Beginn der siebziger Jahre veröffentlichten erzählenden Erstlingswerken „Halb-Asien", „Die Juden von Barnow", „Vom Don zur Donau", „Junge Liebe" u. a. einen starken Erfolg gehabt, der seiner späteren, recht umfangreichen Produktion nicht in gleichem Maße zuteil wurde. Außer durch seine schriftstellerische Tätigkeit ist Franzos, der sich als Mensch in allen Kreisen großer Wertschätzung erfreute, auch als Herausgeber der „Deutschen Dichtung" in weiteren Kreisen bekannt geworden.

*

Hochschulnachrichten.

* **München.** Zum Präsidenten der kgl. Akademie der Wissenschaften wurde als Zittels Nachfolger der verdiente Historiker unserer Hochschule, Geheimrat Dr. Karl Theodor Ritter v. Heigel ernannt.

dr. **Tübingen.** Professor Erdmann in Bonn hat den an ihn ergangenen Ruf an die hiesige Universität als Nachfolger Sigwarts abgelehnt. Inzwischen hat, wie man uns aus Jena mitteilt, der bekannte Philosoph der dortigen Universität, Professor Rudolf Eucken, einen Ruf auf den erledigten Lehrstuhl erhalten.

A. **Marburg.** Am Mittwoch verschied nach längerem Leiden der ordentliche Professor der hiesigen juristischen Fakultät, Geheimer Justizrat Prof. Dr. Heinrich Otto Lehmann. Am 28. Oktober 1852 in Kiel geboren, gehörte er einer Familie an, die in seinem Vater einen hervorragenden deutschen Patrioten, in seinem Oheim, Orla Lehmann, einen der eifrigsten dänischen Patrioten hervorgebracht hat. Anfang der 80er des vorigen Jahrhunderts Privatdozent und Universitätssyndikus seiner Vaterstadt, folgte er bald einem ehrenvollen Rufe als Professor der juristischen Fakultät in Gießen und später in Marburg. Trotz seiner angestrengten lehramtlichen Tätigkeit und seiner vielseitigen schriftstellerischen Leistungen nahm er stets regen Anteil am kommunalen und politischen Leben Marburgs. Seine Kandidatur bei der letzten Landtagswahl als nationalliberaler Kandidat war wohl vor allem seiner geschwächten Gesundheit wegen ohne Erfolg. 1897/98 war der Verstorbene Rektor unserer Hochschule.

hc. **Königsberg.** Der ausgezeichnete Pathologe, Geh. Medizinalrat Professor Dr. Ernst Neumann, feiert am 30. Januar seinen 70. Geburtstag.

* **Aus Holland.** Der bekannte Erforscher des malayischen Archipels, Militärarzt Dr. A. W. Nieuwenhuis, ist, wie wir der Vossischen Zeitung entnehmen, zum ordentlichen Professor der „Geschichte, Literatur, Altertümer, Einrichtungen, Sitten und Gewohnheiten der Völker des indischen Archipels, sowie der physischen Erdkunde des indischen Archipels" an der Universität Leiden ernannt worden. Nieuwenhuis hat sich namentlich um die Erforschung von Borneo in naturwissenschaftlicher und ethnologischer Hinsicht große Verdienste erworben; eine Frucht seiner wiederholten Forschungsreisen nach zum Teil noch unbetretenen Teilen der Insel ist das 1900 bei der bekannten Firma Brill erschienene zweibändige Werk „In Zentralborneo, Reise von Pontianak nach Samarinda".

* **Paris.** Die Zahl der Studenten betrug, nach dem unlängst ausgegebenen Jahresbericht, im verflossenen Studienjahre 12,574 und wies gegen die Vorjahre eine Steigerung auf. Weibliche Studenten waren in der stattlichen Zahl von 612 eingeschrieben; fast die Hälfte, 301, kamen auf die literarische Fakultät. Ausländische Studenten und Studentinnen wurden 1241 gezählt.

r. Von den Hochschulen der Schweiz. Eine vor kurzem in Bern stattgehabte Konferenz der derzeitigen Rektoren der schweizerischen Hochschulen beschloß, alljährlich eine „Konferenz der Hochschulen" abzuhalten, um aktuelle interne Angelegenheiten und gemeinsame Ziele zu besprechen. Jede der beteiligten acht Hochschulen (die Universitäten Basel, Bern, Freiburg, Genf, Lausanne und Zürich, die Akademie Neuenburg, Eidgenössisches Polytechnikum) wird drei bis fünf Delegierte bezeichnen, indes jede nur eine Stimme führen. Beschlüsse werden ad referendum gefaßt und sind für die Hochschulen nicht bindend. Die erste ordentliche Konferenz wird am nächsten 1. Mai zu Basel stattfinden.

* Von technischen Hochschulen. Die Technische Hochschule zu Danzig wird im Herbst eröffnet werden. Es sind 29 Professuren vorgesehen. Davon entfallen drei auf die Abteilung für Schiff- und Schiffsmaschinenbau, je vier auf die Abteilung für Architektur und Chemie, je sechs auf die Abteilung für Bauingenieurwesen, für Maschineningenieurwesen und für allgemeine Wissenschaften.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Dr. Ferdinand Kornfeld: Gonorrhoe und Ehe. Eine klinische und volkshygienische Studie. Wien und Leipzig 1904. Franz Deuticke. 196 Seiten. — Max Radlkofer: Aus dem Reichstagsjahr 1582. Augsburger Novelle. Augsburg 1904. M. Rieger. 152 S. — Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge. 32. Band. 1. Heft. Hermannstadt 1903. Michaelis. 202 S. — Bericht des Kuratoriums über die von der Frau Baronin von Hirsch-Gereuth ins Leben gerufene Baronin Clara v. Hirsch-Kaiser-Jubiläums-Stiftung zur Unterstützung von Knaben und Mädchen in Oesterreich für die Zeit vom 1. September 1902 bis 31. August 1903. Wien 1903. Waizner u. Sohn. 23 S. — Eduard Strasburger: Streifzüge an der Riviera. 2. gänzlich umgearb. Aufl. Illustriert von Louise Reusch. Jena 1904. Gustav Fischer. 481 S. — Dr. Hippolyt Haas: Der Vulkan. Die Natur und das Wesen der Feuerberge im Lichte der neueren Anschauungen. Für die Gebildeten aller Stände in gemeinfasslicher Weise dargestellt. Berlin. Alfr. Schall. 340 S. — Georg Simmel: Kant. Sechzehn Vorlesungen, gehalten an der Berliner Universität. Leipzig 1904. Duncker u. Humblot. 181 S. — Briefwechsel zwischen August Kestner und seiner Schwester Charlotte. Herausgegeben von Hermann Kestner-Köchlin, Dr. med. Strassburg 1904. Karl J. Trübner. 387 S. — Otto Bütow, Ingenieur: Die Weltordnung. Bd. III: Die Antwort auf die soziale Frage. Braunschweig 1903. E. u. O. Bütow. 255 S. — Heinrich Rickert, Prof. an der Universität Freiburg i. B.: Der Gegenstand der Erkenntnis. Einführung in die Transszendentalphilosophie. Tübingen u. Leipzig 1904. J. C. B. Mohr. 244 S. — A. Malvert: Wissenschaft und Religion. Nach dem 25. Tausend der französischen Ausgabe ins Deutsche übertragen. Frankfurt a. M. 1904. Neuer Frankfurter Verlag. 124 S. — H. Bail, Stadtrat: Das Rechtsverhältnis der Arbeitgeber und Arbeitnehmer in Handwerk, Industrie und Handelsgewerbe auf Grund der Reichsgesetze und ihrer Ausgestaltung durch Wissenschaft und Rechtsprechung. Berlin 1904. A. W. Hayns Erben. 275 S. — Die Störungen im deutschen Wirtschaftsleben während der Jahre 1900 ff. Bd. 5: Die Krisis auf dem Arbeitsmarkte. (Schriften des Vereins für Sozialpolitik. 109.) Leipzig 1903. Duncker u. Humblot. 281 S. — Die Störungen im deutschen Wirtschaftsleben während der Jahre 1900 ff. in ihren Rückwirkungen auf die industriellen, Effekten- und Geldmarktsverhältnisse Oesterreichs. (Schriften des Vereins für Sozialpolitik. 112.) Ebenda. 261 S. — Moritz von Schwind: Die schöne Melusine. Hrsg. vom Kunstwart. München. G. D. W Callwey. — Derselbe: Das Märchen von den sieben Raben und der treuen Schwester. Ebenda.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen Anfragen oder Bestellungen, welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung angekündigten, besprochenen oder zitierten

Bücher und Verlagswerke

erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung beziehen zu wollen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.

Soeben erschienen! (5532).

Schiller

und die neue Generation

Ein Vortrag von

Ludwig Fulda

Geheftet 75 Pf.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Jahrgang 1904. München, Samstag, 30. Januar. Nummer 24.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Ein Frauenbrief — und Frauenbriefe.

Der Dalai-Lama. Von M.

II. Bücher und Zeitschriften.

Friedrich H. Hofmann: Die Kunst am Hofe des Markgrafen von Brandenburg.

III. Allgemeine Rundschau.

Helligkeitsschwankungen des Planeten Iris. — Akademie der Wissenschaften zu Berlin. — Zum Turiner Bibliothekbrand. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Ein Frauenbrief — und Frauenbriefe.

Auf den Brief einer alten Freundin, den wir heute vor einer Woche an dieser Stelle veröffentlichten, sind aus dem Kreise unserer Leserinnen mehrere Antworten eingelaufen, die mit so vieler Wärme und zugleich — trotz des zum Teil gegensätzlichen Standpunktes — mit so großer, echt weiblicher Feinheit und Liebenswürdigkeit auf die dort aufgeworfenen Fragen eingehen, daß wir zu ihrer Uebermittlung an die Schreiberin sehr gern abermals diese Blätter benützen. Wir zweifeln nicht, daß unsere Freundin diese Zuschriften aufs freudigste begrüßen und in ihrer ländlichen Abgeschiedenheit als eine Anregung „zur weiteren Ausbildung“ in der Frauenfrage, vielleicht auch zum Weiterplaudern mit ihren liebenswürdigen Korrespondentinnen hinnehmen wird.

Wir fassen in der heutigen Nummer die folgenden drei Zuschriften zusammen:

I.

In der Beilage der Allgemeinen Zeitung vom 23. Januar wurde der hübsche und geistreiche Brief einer Dame veröffentlicht, die bei vorübergehendem Aufenthalte in München verschiedene Vorträge in einem Frauenvereine mitanhörte und die nun — allerdings in der feinsten und anmutigsten Form — ihrem Befremden, ihrem Unmut Ausdruck gibt über so manches, was ihr da an die Ohren klang. Sie gesteht zu, daß sie einer früheren Generation angehört, daß sie der Frauenbewegung bisher vollständig fern gestanden hat und diesem Neuen plötzlich und unvermittelt gegenübertrat.

Wer sollte sich über ihre leise Verstimmung, über ihr Kopfschütteln verwundern?

Jede Generation hat schließlich ihre charakteristische Art die Dinge zu sehen, ihre eigenen Gefühlsnuancen, ihre besondere Ausdrucksweise. Es ist nicht leicht, sich ohne Uebergang, ohne längere Gewöhnung in die Anschauungen einer veränderten Zeit hineinzufinden; und die Dame „mit den weißen Haaren“ kam leider nur als flüchtige Beobachterin, die sich von den ersten, oberflächlichen Schroffheiten, die ihr auffielen, abschrecken ließ, der es an Muße fehlte, in den Ernst, in die Tiefe dieser mächtigen Bewegung unter den Frauen einzudringen. Sie wird daher einer Frauenrechtlerin, die durchaus nicht zu den „Jungen“ gehört, die aber dem Verein, von dem in dem Briefe wohl hauptsächlich die Rede ist, seit dessen Bestehen als treues Mitglied zugetan ist, eine respektvolle Erwiderung, den Versuch einer Verteidigung nicht verübeln.

Die Schreiberin des Briefes blickt — wie sie selbst erzählt — auf ein schönes, voll ausgefülltes Dasein als Frau und Mutter zurück; ihr ist eine so echte und große Liebe zuteil geworden, daß der sonnige Glanz ihres Eheglücks noch in ihre späten einsameren Tage hereinleuchtet. Dieses Geständnis hat etwas Rührendes, Herzerfreuendes; aber es weckt doch unwillkürlich die Frage: Hat sie in ihrem pflichtenreichen Leben auch Zeit gehabt, auf jene Untertöne zu lauschen, die außerhalb ihres Familienkreises sich heimlich regten, auf die Stimmen der Sehnsucht, der Unbefriedigtheit, auf die Klage der Langeweile, auf den Schrei der Empörung, die auch in ihrer Jugendzeit sich wohl da und dort schon in der Frauenwelt erhoben und immer lauter und dringender nach Ausdruck verlangten? Trug sie nicht die Schleier der Liebe und des Glücks vor den Augen, daß sie das viele Elend ihres Geschlechtes nicht sah, nicht die Einsamen, nicht die verkümmerten Existenzen, nicht die im Schatten Verblühenden, nicht die vielen Tausende, die körperlich und seelisch darbten, während sie an der reichen Tafel des Lebens saß?

Es wäre naheliegend, hier den geistvollen Satz einer Frau — auch einer Frau mit weißen Haaren —, der Baronin Marie v. Ebner-Eschenbach, zu citieren:

„Die glücklichen Sklaven sind die gefährlichsten Feinde der Freiheit.“

Aber hier steht ja leider wieder das Wort „Sklaven“, das die Schreiberin des Briefes so peinlich und verletzend berührt, das ihr die stolze Seele empört, wenn sie es in Bezug auf die Frauen vernehmen muß.

Mit Recht! Man sollte wirklich in den Kreisen der Frauenrechtlerinnen nicht mehr von der „Sklaverei der Ehefrau“ sprechen. Die harte Wendung erregt nur Widerspruch; sie erweckt so lebhafte Erinnerungen an manchen geduckten Ehemann, an manchen armen Pantoffelhelden, der den „Sklaven“ getrost auf sich beziehen dürfte. Aber klang der Dame der Ausdruck nicht aus irgend einem agitatorischen Artikel, aus irgend einem radikalen Blatte ans Ohr? Will sie ihn wirklich in den Vereinsversammlungen vernommen haben? Ich besinne mich auf keinen Vortrag, in dem von der „versklavten Ehefrau“ die Rede gewesen wäre. Wenn einmal im Eifer einer Debatte ein solches Schlagwort fiel, so wurde es immer beanstandet, so erhob sich sicher eine Rednerin, die gegen eine so ungerechte Behauptung Protest einlegte. In dem betreffenden Verein — dem einzigen, der hier größere Versammlungen abhält — sind ja die Verheirateten in der numerischen Ueberzahl; und die meisten unter ihnen werden zum Glück auch nur mit einem Lächeln von ihrer persönlichen Sklaverei sprechen hören. Künftig wird — nach dem Vorbild der Männer in ihren Kammerdebatten — ein kräftiges „Oh! Oh!“ ertönen, wenn jemals wieder die „Sklaverei der Verheirateten“ betont werden sollte. Die liebenswürdige Gegnerin behauptet nun ferner: es sei in den Versammlungen niemals von der freien früheren Frau die Rede gewesen; sie habe umsonst darauf gewartet, daß einmal auch die

frühere Zeit nach Gebühr gewürdigt werde. Aber nein; geradezu mitleidslos und verächtlich habe man über die bisherige Tätigkeit und Stellung der Frau abgeurteilt, während doch die Frauen von jeher regen Anteil an der Kultur genommen hätten, während man doch auf eine Reihe bedeutender Frauen zurückblicken könnte, die auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens hervorgetreten seien, während doch sie selbst, an der Seite eines geliebten, hochstehenden Mannes, im Kreise ihrer Kinder in seelischer und geistiger Freiheit gelebt und gewirkt hat und sich niemals ihrer Unselbständigkeit und Abhängigkeit bewußt geworden sei.

Mit demselben Rechte könnte nach einer Versammlung, in der über die Hebung der Volksgesundheit verhandelt worden, in der man auf mangelhafte Einrichtungen aufmerksam gemacht, über hygienische Verbesserungen beraten hätte, eine entrüstete Stimme rufen:

„Aber wozu denn das alles? Es gibt doch so viele Gesunde! Mir hat auch nie etwas gefehlt! Ich befinde mich vortrefflich! Warum sprecht ihr gar nicht von den Gesunden, nur von den Kranken?“

Nein, von den Gesunden wird nicht gesprochen, wenn es sich darum handelt, den Leidenden zu helfen, die Schwachen aufzurichten, die Gebrechlichen zu heilen. Aber die Existenz dieser Gesunden berechtigt doch allein zu der Hoffnung, daß auch andere dieses Wohlbefinden erreichen, auch andere von ihrem Siechtum erlöst werden könnten. Wenn es nur Schwache, nur Kranke, nur Bresthafte gäbe, wer wäre dann noch kühn genug, für die Gesundung des ganzen Volkes wirken und sorgen zu wollen?

Auch in der Frauenbewegung richtet sich das Hauptaugenmerk auf die Schwachen, die Hilfsbedürftigen. Von den Frauen, denen es immer gut ergangen ist, die sich zu der ihnen erreichbaren Entwicklungshöhe entfalten durften, die nie eingeengt und eingezwängt wurden, die im Kreise der Familie ein voll ausgefülltes Leben genießen — von ihnen ist naturgemäß nur wenig die Rede. Sie bedürfen doch auch der helfenden Hände nicht; nicht der Fürsorge, nicht des Mitleids.

Aber nur der zuversichtliche Glaube an die Kraft, an die Begabung, an die Pflichttreue und Leistungsfähigkeit der Frauen; nur der Rückblick auf die bedeutenden weiblichen Persönlichkeiten der früheren Generationen gibt doch den Führerinnen der Bewegung den Mut, mit neuen Forderungen und Wünschen hervorzutreten; nur die Tatsache, daß so viele Tüchtige da waren, verleiht der Sache der Frauen den Rückhalt, die Gewähr für die größere Zahl der Tüchtigen, die noch kommen werden.

Es ist wirklich ein unverdienter Vorwurf, daß in den Kreisen der Frauenrechtlerinnen die frühere Frau nicht mehr gewürdigt werde. Man hat sogar schon oft die gegenteilige Behauptung aufgestellt; die Leistungen der Frauen würden in einem zu rosenfarbenen Lichte, mit einem zu scharfen Vergrößerungsglase betrachtet. Die wirtschaftliche Arbeitsleistung der Frau im Haushalte wurde oft und oft betont, die „Mütterlichkeit“ in den wärmsten Worten gepriesen und verherrlicht. Begabte Rednerinnen haben in sorgfältig nach den besten Quellen studierten Vorträgen die ersten Anfänge der Kulturgeschichte vor uns entrollt, um zu zeigen, wie viel die Frauen zur Weiterentwicklung, zum Kulturfortschritte der Menschheit beitrugen. Es wurde nur immer wieder beklagt, daß von dieser steten und treuen Mitarbeiterschaft, von diesem unleugbaren Einfluß der Frauen in den Werken der Geschichtsforscher so wenig die Rede ist; daß die eine Hälfte der Menschheit mit ihrem starken Einsatz an Pflichten, an Opfern, an Liebe, an Intelligenz, an geistigen und seelischen Werten zuweilen einfach totgeschwiegen wird.

Kann die geistvolle Gegnerin diese Ungerechtigkeit in Abrede stellen?

War es nicht immer nur ein heimliches, unbelohntes, unerwähntes Wirken in der Stille, das wohl in der Familie, von einem einsichtsvollen Mann, von gutgearteten Kindern anerkannt wurde, das wohl der einzelnen eine hochgeachtete Stellung in ihrem Kreise schuf, das aber der ganzen Frauenwelt keine höhere Wertschätzung in der öffentlichen Meinung einbrachte, das die Stellung des weiblichen Geschlechts nicht emporhob?

Für die Frauenbewegung handelt es sich aber nicht mehr um einzelne; nein, um die Gesamtheit, um das Wohl und Wehe aller Frauen, um die soziale Stellung des ganzen Geschlechts.

Und darin liegt das Neue, das sie gebracht hat, die neue Begeisterung, die unter den Frauen erwacht ist, das neue große Ziel, dem sie zustreben.

Sie haben angefangen, sich ihrer Zusammengehörigkeit bewußt zu werden. Keine soll sich mehr vereinzelt, verlassen, haltlos und freundlos fühlen, sondern als Glied eines großen, durch gleiche Interessen eng verbundenen Ganzen. Sie möchten allen den Ringenden, den unter materiellen oder geistigen Druck leidenden Mitschwestern des Trostes Wort zurufen: „Ihr steht nicht allein! Wir empfinden mit euch! Wir haben ein Ohr für eure Klagen! Wir wollen versuchen, euch zu helfen!“

Dieses Gefühl der Solidarität, dieser weite Blick über die eigene Existenz, die eigene Familie, das eigene Milieu hinaus, hat bisher der Frau gefehlt. Daher auch ihr lauteres, geräuschvolleres Auftreten, das die Verfasserin des Briefes verurteilt. Wer zu so Vielen sprechen, wer von Tausenden gehört werden will, muß seine Stimme stärker erheben als wer nur im Kreise der Seinen vernommen werden soll.

Gerade der hübsche eingehende „Frauenbrief“ ist eine so recht deutliche und charakteristische Illustration der früheren Denkweise, ein schlagender Beweis für die Umwälzung, die sich in unseren Anschauungen vollzogen hat. Die feinfühlige ältere Dame betrachtet ihr persönliches Schicksal und blickt auf ihr eigenes reiches Leben. Die Führerinnen der Frauenbewegung aber vergessen das eigene Ich, sie schauen hinaus auf die Millionen fremder Existenzen und fühlen, wie arm deren Leben ist!

Es ist sehr zu bedauern, daß unsere verehrte Gegnerin schon von München abgereist, in ihr Tuskulum im Süden zurückgekehrt ist. Wir hätten sie sonst eingeladen, einmal einer Sitzung im „Rechtsschutz“ beizuwohnen, sich in aller Stille mit anzuhören, was da über Frauen-Los gesagt und geklagt wird.

So manches bittere Wort über die erbärmliche Lage der Frauen wäre ihr dann vielleicht weniger ungerecht, weniger übertrieben und schroff erschienen.

Die Frauen aus dem Volke hätten ihr mit zuckenden Lippen von der furchtbaren Abhängigkeit erzählt, in der sie leben, von Ehemännern, die sie schlagen, mißhandeln, die in sinnloser Betrunkenheit das mühsam von der Frau beschaffte Eigentum zertrümmern, die sie mit ihren Kindern in Not und Elend im Stiche lassen; sie hätten ihr erzählt von ihrer erbarmungswürdigen ökonomischen Hilflosigkeit, sich ihr freilich auch oft als unpraktische, willenlose und gedankenlose Geschöpfe gezeigt. Die Aermsten, die Unglücklichsten unter ihnen das sind ja jene schwachen, allzu vertrauensseligen Mädchen, die, „ohne den Ring am Finger“, sich dem Geliebten hingeben, die ihm häufig auch ihr bißchen Geld, ihr bißchen Erspartes opferten, die dann in mühsamer Arbeit, oft in Jammer und Armut für ihr Kind sorgen müssen, für das der Vater nicht einmal den kargen Beitrag zahlt, zu dem er vom Gesetz verpflichtet ist.

Oder hätte die Dame sich in stolzer Entrüstung von jenen Bejammernswerten abgewendet? Für die moderne Anschauung gibt es keine harte Verurteilung, keine Verachtung, nur Erbarmen und Mitleid.

„Aber wie wollen die Frauen diese traurigen Zustände ändern?“ wird die Gegnerin einwerfen, „den tiefen, selbstverschuldeten Jammer austilgen, allen diesen verlassenen, gequälten Geschöpfen zu einer freieren Existenz verhelfen?“

Vorläufig tun sie ihr Möglichstes, um wenigstens die pflichtvergessenen Väter zur Zahlung ihrer Alimente zu zwingen. Aber sie hoffen auch auf eine allmähliche gründliche Besserung dieser düsteren Verhältnisse und dringen deshalb auf höhere Löhne für die Frau, auf gediegeneren Unterricht, auf die Erschließung neuer Arbeitsgebiete, auf

bessere Erziehung. Nur die wachsende Intelligenz der Frau, nur ihre wirtschaftliche Selbständigkeit kann sie aus all dem Elend erretten.

Die Schreiberin des Briefes fragt mit einer gewissen überlegenen Ironie: „Glauben die jungen und fanatischen Predigerinnen des neuen Frauenevangeliums denn wirklich, daß nur die äußeren Verhältnisse, die ökonomische, gesetzliche und körperliche Abhängigkeit des Weibes von dem Manne der inneren Selbständigkeit der Frau bisher im Wege standen, daß durch Wegräumen dieser Hindernisse für diese ein neues Leben mit allem Glanze eines schönen Morgenrots heraufziehen werde?"

Ja, verehrte gnädige Frau! Die ökonomische Unabhängigkeit der Frau wäre allerdings ein Riesenschritt zu deren Befreiung! Und nicht bloß der Frau aus dem Volke! Wenn erst jede Frau und jedes Mädchen in der Lage wäre, für die eigene Existenz zu sorgen, wie viel schwerlastender Druck müßte dann mit einemmal weichen! Es gäbe dann keine unglücklichen Haustöchter mehr, die von engherzigen Eltern tyrannisiert und bevormundet werden, bis sie graue Haare haben, bis sie freudlose, überflüssige, untätige alte Jungfern geworden. Es müßte vor dem Standesamt und vor dem Altar von keiner Frau mehr ein „Ja" gesprochen werden, zu dem das Herz nicht freudig zustimmte; die traurigen Versorgungsehen hätten ein Ende und die ganze Stellung der Frau gegenüber dem Manne würde eine freiere, selbstbewußtere, stolzere werden. Es ist gar nicht auszudenken, welche Erlösung diese ökonomische Unabhängigkeit der Frau im Gefolge hätte, die freilich ein ferner Idealzustand ist, auf den nur langsam und stetig hingearbeitet werden kann. Aber auch wenn sie erreicht wäre, würde „die Frauenbewegung" noch lange nicht einschlafen. Denn auch in den Frauen, die dem Kampf ums Dasein fernstehen, ist ein lebhaftes Verlangen erwacht nach ernsthafter Betätigung, nach großen Pflichten, nach einer regen Anteilnahme am sozialen Leben der Gegenwart.

Die verehrte Gegnerin findet es so töricht, von einer „Frauenkultur" zu sprechen. Wann wäre jemals davon die Rede gewesen, daß diese für sich allein und losgelöst von der allgemeinen Menschheitskultur geschaffen werden sollte! Ebenso gut könnte man behaupten, wir hätten vor, ein Amazonenreich einen Weiberstaat zu gründen.

Die Frauen möchten nur künftig in Kulturfragen auch ein Wort mitreden; sie möchten nur auch ihre Anschauungsweise, ihre Eigenart, ihr wärmeres Gefühl, ihr mütterliches Empfinden geltend machen dürfen. Sie wollen mitarbeiten, mithelfen, mitbeitragen zu der vorwärtsschreitenden Entwicklung der Menschheit; aber nicht, wie bisher, nur als Schatten bedeutender Männer, nicht bloß als deren stummes anonymes Gefolge und Anhängsel, sondern als freie, eigene Persönlichkeiten, — gleichviel, ob sie nun allein oder an der Seite eines geliebten Mannes im Leben stehen.

Emma Haushofer-Merk.

II.

Hochzuverehrende gnädige Frau!

Seit Jahren verfolge ich die Beilage zur Allgemeinen Zeitung und entnehme daraus dasjenige, was mir verständlich ist, verständlich sein kann. Unendlich viel geistige Anregung ist mir dadurch geworden; eine größere Freude aber als bei der heutigen Lektüre Ihres „Frauenbriefes" konnte ich nicht leicht durch Kenntnisnahme eines Artikels empfinden.

Obwohl mir noch nicht Matroneneigenschaften das Recht geben, abschließende Urteile unbedingt über eine so hochwichtige Angelegenheit zu fällen, wie es die Frauenfrage in unserer Kultur geworden ist, wage ich mich doch mit meinen Anschauungen hervor. Im Gegenteil, weil ich noch nicht Matronenerfahrungen haben kann, weil ich Ihnen, geehrte Frau, mit meiner 10jährigen Ehezeit und den gar jungen Kindern noch als verhältnismäßiger Kiekindiewelt erscheinen muß, weil mich aber andererseits wiederum die junge Frauenwelt schon nicht mehr als ganz zugehörig betrachtet, möchte ich Gedanken, die durch Ihre Zuschrift geweckt wurden und feste Formen annahmen, Ihnen darlegen dürfen. Nur muß ich ein bißchen weit ausholen.

In einer größeren Gesellschaft begegnete es mir kürzlich, daß eine in gut bürgerlichen Verhältnissen lebende Mutter von vier, zum Teil schulpflichtigen Kindern allen Ernstes erklärte, sie sehe sich immer nach einer Stelle um, etwa als Geschäftsdirectrice oder dergleichen. Sie wolle selbst verdienen und könne Zeit dafür finden, da sie ja für die Kinder ein Fräulein, für den Haushalt Dienstboten genügend zur Verfügung habe. Auf den Einwurf einer der Gäste, sie solle im eigenen Haus Geld dadurch indirekt zu erwerben versuchen, daß sie etwa voll und ganz die Obliegenheiten des Fräuleins übernehme, gab die Frau die im ersten Moment stets verblüffende Antwort: „Das ist nicht der Mühe wert, damit werden vielleicht 30 Mark monatlich erspart. Wenn ich überhaupt meine Arbeit im Hause veranschlage, kommt höchstens heraus, daß ich eine tüchtige Haushälterin ersetze und so meinem Manne, sagen wir 50 Mark monatlich wert sein kann." Diese Ideen machten mich ungemein stutzig. Erschienen sie mir doch so ganz und gar das Projekt jener Aufrufe, Vorlesungen, Broschüren und Romane zu sein, die mit Eifer die unbedingte Loslösung des Weibes vom Manne, die, ich will es einmal ehrlich aussprechen, die Selbstverherrlichung der Frau künden, die mit oft geradezu geschmackloser Verkennung der männlichen Psyche arbeiten.

Und schon an jenem Abend dachte ich darüber nach, wie notwendig es sei, einmal in alle Welt hinaus zu rufen: Ihr mit euren rein theoretischen Anschauungen, die oft so treffend erscheinen, die gewiß unserer jungen Generation trefflich erscheinen müssen, ihr ladet ja die Verantwortung auf euch, nichts wie „unverstandene Frauen" geschaffen zu haben und erst recht heranzuziehen! Daß das für die ganze fernere Kulturentwicklung als unendliches Unglück anzusehen ist, brauche ich Ihnen, geehrte Frau, die gleich mir die Ehe, die richtige Ehe als das Lebenspendende, als das Lebenumfassendste ansieht, kaum auseinanderzusetzen.

Die soeben ausgesprochene These, für die ich voll und ganz überall einstehen möchte, hat freilich mit der materiellen Bewertung wenig zu tun, die sich jene oben erwähnte Dame zuteil werden ließ. Denn in Zahlen könnte ich es wirklich nicht fassen, wie hoch ich es veranschlage, wenn eine Frau imstande ist, dem Gefährten Lebensglück, Lebensbehaglichkeit und ethisch erzogene Kinder auch nur einigermaßen zu schaffen und zu bilden. Dies auch nur annähernd zu bewerkstelligen, bedarf es aber voll und ganz einer Persönlichkeit. Sklavisches kann ich in dieser Arbeitsleistung nun einmal nicht erblicken, selbst wenn die Gattin einmal genötigt sein sollte, irgend einer Stimmung des Gatten Rechnung zu tragen. Der Mann lebt nun einmal ein doppeltes Leben, dessen einer Teil der Familie, dessen anderer Teil aber dem Berufe gewidmet ist und daraus rekrutieren sich naturgemäß oft Empfindungen, die anerkannt werden müssen. Das Weib, das trotz einer eingegangenen Ehe irgend einen Beruf zu erfüllen hat, wird gleichfalls fremde Stimmungen, welche Rücksicht erheischen, auch wenn sie dem anderen Eheteil fremd bleiben, oft mit in das Heim nehmen. Menschen sind wir alle!

Die moderne Romanliteratur, auf welche Sie sich selbst kurz in Ihrem Briefe beziehen, trägt ungeheure Schuld an der Verkennung, die der Ehe, vorab aber zumeist dem jeweiligen Ehemann, zuteil wird. Sie macht zuweilen die Frau, die ohne Seelenfreund und Treubruch sich im Leben zurechtfindet, förmlich lächerlich. Denn sie stempelt sie entweder zur opferwillig Entsagenden, zur sklavisch Geknechteten oder zur geistig und seelisch Tieferstehenden, welche feinere Seelenregungen nie verspürt, vielmehr nur grob Materialistisches als Lebensempfindung ansieht. Als Glückliche, gleichmäßig Nehmende und Gebende, für das Schicksal der gegenwärtigen und zukünftigen Generation Wertvolle bekommen wir sie nie vor Augen gebracht.

Soweit also die jetzige Richtung als allein seligmachend die Umwertung aller bisher gültigen und oft so segensreich empfundenen Ehewerte verlangt, soweit vermögen Sie, verehrte Frau, mit Ihren langen, ich mit meinen kürzeren Lebenserfahrungen derselben kein Verständnis entgegen zu bringen. Gänzlich verändert sich aber mein Gesichtspunkt, wenn ich der übrigen großen Ziele gedenke, die sich die Anhänger der Frauenbewegung gesteckt haben.

Da will ich voll und ganz Farbe bekennen und sagen, daß es wohl niemanden geben kann, der für alle Bestrebungen mit größerer Begeisterung, wenn auch noch so schwacher Kraft, eintritt und fördernd wirken möchte wie gerade ich, die ich jeden Schritt vorwärts, jedes neu errungene Ziel freudig begrüße. Freie Menschen zu schaffen und geschaffen zu haben, erschien mir von jeher als höchstes Kulturereignis.

Daß sich bei diesem Schaffen und Erschaffen vorderhand eine gewisse physiologische Differenzierung ergibt, liegt in der schwächeren Position, in die das weibliche Geschlecht durch geringwertige Bildungsmittel und materielle Geringschätzung auf dem Arbeitsmarkte gebracht wurde.

Daß da aber gründliche und segensreiche Aenderung zutage gefördert wird und schon gefördert wurde, ist meine feste Ueberzeugung; sie kommt dem ganzen künftigen Geschlechte zugute, den künftigen Männern und Frauen in ihrer Gesamtwirkung! Und ich gedenke bei diesem Ausruf an Ellen Key, die irgendwo sagt:

„Nicht auf sich selbst gestellt, sondern den Gedanken oder die Schöpfung eines anderen in sich verkörpernd, in Beziehung zu der Persönlichkeit eines anderen oder die Leiden vieler mitfühlend — so kommt das eigene, innerste Wesen der Frau zu voller Blüte.“

Ich darf mich Ihnen empfehlen

Ihre sehr ergebene

Clara Cahn.

Nürnberg, den 25. Januar 1904.

III.

Sehr geehrte gnädige Frau!

Erlauben Sie, daß die Verfasserin der „Stadt mit lichten Türmen“, die sich in dem liebenswürdigen und anregenden Brief einer jugendlich fühlenden „alten Dame“ ganz plötzlich an der Hand gefaßt fühlt und dem Publikum als Vertreterin, ja geradezu als Typ geistiger Frauenrechtlerinnen vorgestellt sieht, Ihnen selbst auf diesen Brief, obwohl er nicht an sie gerichtet war, antwortet.

Das Buch, das ich in der Abgeschiedenheit einer kleinen Stadt und in der Stille eines alten Gartens geschrieben habe, sollte kein Buch des Kampfes und Vorwurfs gegen wandlungsbedürftige Zustände der Gesellschaft da draußen werden. Ich habe im Gegenteil eine große Hinneigung zu den meisten Dingen, die das moderne Leben niederreißen und durch allerhand Neues und Halbechtes ersetzen will. Und zu allem bin ich noch überzeugt, daß wir Jungen ein Geschlecht sind, in dem die Gabe des Briefschreibens, sehr zu unserem Nachteil, eine viel zu seltene und zu wenig kultivierte ist, und daß wir in dieser Beziehung nichts Besseres tun können, als uns zurückwenden und sie an jener Generation wieder beleben, die mit jungem Herzen alt werden konnte und nun mit allem Recht erstaunt ist, daß ihr von gewisser Seite ein geistiges „Sklaventum“ vorgeworfen wird, in dem sie sich nie befangen fühlte.

Sie, gnädige Frau, vertreten in Ihrem Brief die Rechte dieser älteren Generation — so erlauben Sie mir, daß ich nun für meine Person zwar nicht die Frauenbestrebungen unserer Zeit, für die ich bisher nichts als unbeteiligte Hochachtung empfunden habe, zu vertreten suche, sondern daß ich für diese ganze junge Kunst meiner Generation einstehen will.

Daß diese unsere Kunst Andersfühlenden zur „Demütigung“ und zu „einem Dorn in der Seele“ werden soll, ist gewiß das letzte, was wir beabsichtigen. Wenn Sie die reichen Erfahrungen des Lebens mit allen ihren Erfüllungen und Enttäuschungen für sich haben, so steht es Ihnen wohl frei, von unserm „Ueberschwang“ zu reden. Für Sie ist dieses Wort vielleicht ein Tadel — für uns verwandelt es sich in ein frohes und goldenes Wort, das unser Wollen gern charakterisieren soll — ein Wort, das wir nicht fürchten: mag es nur unserer Kunst seinen Stempel aufdrücken! Gnädige Frau, wir Jungen, wir lieben das Wort Ueberschwang!

Aber deshalb dürfen Sie nicht glauben, daß uns dieses Wort verleiten wird, den Rausch für die Reife zu nehmen. Es ist nur, daß uns eine nüchterne Reife, die sich nicht aus dem Reichtum des Ueberschwangs gebildet hat, wenig gilt. Wir haben deshalb nicht auf unsere Reife verzichtet, und mancher von uns ist schon auf seine Art dazu gelangt — obwohl er erst den Ueberschwang ganz auskosten durfte. Aber es ist ein eigen Ding mit der Reife: zuweilen scheint hinter der einen Reife wieder eine andere zu stehen, durch die wir auch gehen müssen, und wieder dann kommt ein neuer Ueberschwang vor der letzten Reife.

Aber alle diese Kämpfe vom Ueberschwang zur Reife und von der Reife wieder in den Ueberschwang — gnädige Frau, das sind die Kämpfe, aus denen die Kunst geboren wird.

Die größte Bedeutung in diesem Kampf hat vielleicht gar nicht einmal die Idee, die wir in einem Kunstwerk vertreten, sondern das, was wir von uns selbst, von der Kraft unsrer Seele, vom Willen zur Schönheit hineintun.

Wir wollen, daß unsere Kunst vollkommen wird durch das reichste Maß von Menschlichkeit und Schönheit, das wir uns erkämpfen konnten.

Daß wir „differenziert“ werden wollten, ist ein häßliches Schlagwort, das sich nur ein oberflächlicher Betrachter einmal erfunden hat. Daß wir bei unserem ehrlichen Ringen „differenzierter“ werden in dem Sinn von „reichhaltiger“, ist der Gang einer jeden Entwicklung. Wir werden erst reichhaltiger, um uns zur Zeit der Reife wieder zu einer größeren und stärkeren Einfachheit zusammenzunehmen.

Und nun noch einmal: ich habe eine große Hochachtung vor der Frauenbewegung — aber mit der Kunst hat sie nichts zu tun. Wir haben eine Frauenbewegung und wir haben eine Kunstbewegung — wo sich diese beiden verschiedenen Elemente aber in irgend einem „Kunstwerk“ zu vereinen suchen — da ist von diesem Werk auf jeden Fall die Kunst bereits entwichen.

Sie sehen, gnädige Frau, daß ich für mein Buch, dem Sie ja im übrigen manches gute Wort geschenkt haben, jede Vertretung von Frauenrechten absolut abweisen muß. Ich habe das Zusammenleben von zwei Künstlern geschildert, die sich entfremden, weil der eine die Liebe der anderen für seine Kunst mißbrauchte. Es steht da nicht, wie Sie es auffassen, daß die Frau sich von dem Mann enttäuscht fühlt, weil er kein Künstler in Wahrheit ist, sondern weil er ihrer Liebe das Schlimme angetan hat, sie in einem Buch preiszugeben. Ich glaube, gnädige Frau, daß dieses Wort, das aus der Ehrfurcht vor der Liebe kommt, und nicht, wie Sie meinten, aus einer hypersensitiven Wertschätzung der Kunst vor dem höchsten Menschenrecht: der Liebe, daß dieses Wort Ihnen als Vertreterin Ihrer Generation gar nicht so fremd sein dürfte. Ich glaube, daß keine gute und kluge Frau — weder von jetzt, noch von früher — es sich antun ließe, daß der Mann, den sie liebte, das Geheimnis, das ihnen beiden gehört, in einem Werk abphotographierte und der Oeffentlichkeit preisgäbe. Die Frau meines Romans war aber überzeugt — und aus diesem Wort kam wohl Ihr Mißverstehen —, daß dieser Mann wäre er ein wirklicher Künstler gewesen, ihr das nicht anzutun brauchte, denn der Künstler wird das persönliche Erlebnis eben dem Engpersönlichen entrücken, er wird nicht die Wirklichkeit kopieren, sondern sich eine neue Wirklichkeit der Phantasie schaffen, in der er selbst als Künstler, aber nicht mehr als der Liebende dieser Frau zur Sprache kommt.

Wir haben vielleicht besonders in der Literatur unserer Zeit manches unglückliche Beispiel, daß wir aus einem Buch nur zu genau herauslesen können: das ist eine schamlose Kopie wirklicher Geschehnisse. Und wenn wir das fühlen, so erröten wir, gnädige Frau, — Sie und ich. Und jeder Künstler, der die Scham nicht verloren hat. Und jeder Mensch, der Geheimnisse kennt, die er heilig hält. Ist es nicht so?

Und wenn ich diese schlechten und halben Künstler in dem Buch traf und treffen wollte, so werden Sie gerade das weder als Frau an sich noch als „Gattin eines Künstlers“ als eine Beleidigung Ihrer Generation nehmen wollen.

Ich glaube bestimmt daran, gnädige Frau, und ich würde Sie und Ihre Generation gern zu demselben Glauben überzeugen, daß wir Jungen nicht die Lauten, die Feinde, die Umstürzler sind, als die Sie uns — vielleicht doch ein wenig aus der Ferne? — zu fürchten scheinen.

Wir sind auch durchaus nicht überzeugt, daß nur in unserer Zeit die Persönlichkeit der Frau sich herausbildet. Wir wissen von Frauen, die Charlotte v. Stein, Rahel Varnhagen, George Sand hießen. Wir haben wohl auch alle in unserer Bekanntschaft eine liebenswürdige und geistreiche alte Dame, deren Freundschaft und lebendiges Nachempfinden unserer Jugend uns ein wertvoller Lebensfaktor ist. O nein, meine sehr geehrte gnädige Frau, Sie brauchen uns nicht damit zu demütigen, daß Sie uns vorwerfen, die Bestrebungen unserer Jugend demütigen das Alter —

Wir wollen nichts anderes als an der Kunst mit dem Gewinn unseres Lebens schaffen helfen, daß unsere Zeit die ihr eigentümliche Kunst erhält, wie jede Zeit sich selbst ihre Kunst geprägt hat. Und wir Jungen, wir wollen so wenig wie Sie gelebt haben, ohne daß die Erde eine Fußspur von uns tragen soll.

Ergebenst

Jena. Toni Schwabe.

Der Dalai-Lama.

M. Während uns die authentischen Nachrichten über die Residenz des tibetischen Papstes und seine Person für die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts, seit der 1846 erfolgten Vertreibung der französischen Missionäre Huc und Gabet, gänzlich fehlen, haben die ersten Jahre des begonnenen sofort drei Berichte von Besuchern von Lhasa gebracht. Sven Hedin mußte an der Grenze von Tibet umkehren, Mr. und Mrs. St. George Littledale kamen 1895 bis 70 km an Lhasa heran, und auch jetzt ist noch kein eigentlicher Europäer bis Lhasa vorgedrungen; aber von den drei Besuchern, die über das tibetische Rom und seine Hierarchie aus diesen letzten Jahren berichten, hatte Tsybikoff, der Burjäte, von dessen Reise ich in der Allgemeinen Zeitung (Vorabendblatt vom 23. Januar) erzählt habe, europäische Bildung, der Kalmücke Narzunoff europäische photographische Apparate, die er gut benützt hat, und der Japaner Ekai Kawaguchi ist ein hochgebildeter gelehrter buddhistischer Priester.

Die Erzählung des Ekai Kawaguchi über seine Reise nach Lhasa liegt uns soeben in der englischen Niederschrift der Miß Eliza Ruhamah Scidmore (Nikko, 8. September 1903) in der trefflichen englischen Monatsschrift The Century Illustrated vom Januar 1904 vor; auch eine Photographie zeigt uns den Geist, Energie und Wohlwollen äußernden Kopf des 38jährigen Priesters der Zen-Sekte, der, ein zweiter Hiuen-Thsang, unter unendlichen Gefahren nach jahrelanger Vorbereitung allein zur Vollendung seiner buddhistischen Studien diese Reise unternommen hatte, auf der er nicht nur seinen wissenschaftlich-religiösen Endzweck erreicht, sondern auch die geographischen und ethnographischen Kenntnisse bedeutend gefördert hat. Seine Erzählung beginnt damit, daß er den Zweck seiner Reise auseinandersetzt: Vollständige Ausgaben der buddhistischen Schriften wurden schon in frühen Jahrhunderten nach Japan gebracht; da sie aber chinesisch waren, so ließen sie je nach den Gewohnheiten der einzelnen Schreiber an vielen Stellen eine verschiedene Auslegung zu. Auch hat man allgemein die Ansicht, daß die chinesischen Uebersetzungen nicht so zuverlässig sind als die tibetischen Texte. Kawaguchi hatte Grund zu glauben, daß eine Sanskritausgabe der esoterischen Mahayana-Schriften in Tibet erhalten sei, deren Studium er zum vollen Verständnis des Buddhismus für notwendig erachtete. Am 26. Juni 1897 verließ er Japan und reiste über Calcutta nach Darjiling im Himalaya; dort erlangte er nach 16 monatlichem Lernen die volle Kenntnis der tibetischen Sprache und durch Shadung, den Oberlama der dortigen Tibetischen Schule, auch der Sitten und Gebräuche des fremden Landes. Auf dem Umweg über Buddh Gaya, wo er den berühmten Buddhatempel und den heiligen Bo-baum besuchte, betrat er Nepal in der Verkleidung eines tibetischen Lama und gab sich für einen chinesischen Studenten aus, der durch Tibet die Pilgerfahrt machen wollte. Im Februar 1899 erreichte er Khatmandu, die Hauptstadt von Nepal, wo er in längerem Aufenthalt erfuhr, daß die vier bekannten Pässe nach Tibet — der Nyalam-, Kilung-, Shar Kongbu-, Walung-Paß — so gut bewacht seien, daß er als Fremder unmöglich durchkommen könne. Er zog daher nach dem Lo-Paß und gelangte nach Pokhra und von dort nach viertägiger Wanderung durch Eis und Schnee nach der Handelsstadt Tukje, wo er durch die am Nordabhang des Himalaya wohnenden tibetischen Händler vergewissert wurde, daß seit drei Monaten auch der Lo-Paß streng von den Tibetanern bewacht sei. Er wallfahrte also von dort zu Buddhastätten in Muktinath und ließ sich für ein ganzes Jahr in dem Gebirgsdorf Tsadang im Lo-Distrikte nieder, wo er den Unterricht des hochgelehrten Serab Gyartsan genoß, eines 50jährigen Manchu, der infolge seines großen buddhistischen Wissens einen hohen Grad an der Sera-Hochschule von Lhasa erlangt hatte. Hier erfuhr er auch einen heimlichen Pfad, der ihn dann in einer Höhe von über 20,000 Fuß am Dawalagiri hin am 4. Juli 1900 glücklich ins eigentliche Tibet führte. Wir übergehen die Gefahren der Reise, die Kälte und Schnee, Hunger und Durst, räuberische und mißtrauische Einwohner über ihn brachten; von Darjiling bis Lhasa hatte er über 3700 Kilometer zurückgelegt. In der Hauptstadt fand er bald Freunde, ein früherer Minister Chamba Choe San nahm ihn sogar als Hausgenossen an, was für den gastfreundlichen Tibetaner nach der Abreise Kawaguchis sehr unangenehm wurde. Wir müssen für die Kapitel: Oeffentliche und Privatgebäude, Straßenleben, die Politik der geschlossenen Türe, die Religionen von Tibet, die Bevölkerung (er taxiert Lhasa auf 70,000, Tsybikoff auf 15,000 Einwohner), Sitten und Gebräuche, Ackerbau und Handel, Speisen und Getränke auf die Abhandlung selbst und das später auch in englischer Sprache erscheinende Buch Kawaguchis verweisen und wollen nur noch einiges über die Personen und die Regierung des Dalai-Lama dem interessanten Diktat des japanischen Buddhisten entnehmen:

„Am 13. September 1900 wurde ich zur ersten Audienz beim Dalai Lama befohlen; der Hofarzt, der mir infolge vieler glücklichen Kuren, die ich gemacht hatte, den Posten eines Hofarztassistenten angeboten hatte, führte mich ein. Der Ruf dieser Kuren war bis hinter die Mauern des Tse Potala-Palastes gedrungen und der Herrscher wünschte den neuen Doktor zu sehen und mit ihm zu plaudern. Die Palastgebäude thronen in imposanter Größe auf einem Hügel im Nordwesten der Stadt, und von den oberen Terrassen des Palastes überschaut man die große Ebene, die von Bergen umgeben ist und aus der die gelben Dächer der Klöster und Tempel auftauchen. Man führte mich durch zahlreiche Räume, deren Decken und Wände im chinesischen Stil dekoriert waren. Als ich vor Seine Heiligkeit, den Dalai Lama von Tibet, treten sollte, warf ich mich dreimal vor ihm nieder und blieb die übrige Zeit der Audienz vor ihm stehen, bis ich am Ende der Audienz nochmals niederkniete, um seinen Segen zu erhalten, den er durch Auflegen der Hand auf meine Stirn erteilte. Er ist noch ein junger Mann, jetzt 28 Jahre alt, mit einem feinen intelligenten Gesicht. Er saß auf einem Stuhl mit dem gelben Hut des tartarischen Priesters und trug gelbseidene und rotwollene Gewänder und darunter andere gestreiftseidene Untergewänder. In der linken Hand hielt er seinen einfachen ge-

wöhnlichen Rosenkranz aus Holz des Pagodenbaumes, trotzdem in seinen Schatzkammern unglaubliche Schätze von Gold und Juwelen und die kostbarsten Rosenkränze liegen sollen. Die Diener brachten Tee in prächtigen silbernen Teekannen, den ich in seiner Gegenwart aus meinem hölzernen Teegefäß trank, das ich wie jeder Tibetaner stets bei mir trug. Wir sprachen über viele Dinge, aber er wiederholte oft „Du mußt meine Priester kurieren". Seine Heiligkeit ist ein Mann von hervorragendem Mut und ausgezeichnetem Charakter, dabei ein vortrefflicher Kenner des Buddhismus. Er ist auch ein guter Politiker. Er kam nicht auf die übliche Weise auf den Thron. Als Kind wurde er mit zwei anderen Knäblein nach Lhasa gebracht und alle drei galten als Inkarnationen des Dalai Lama. Nachher hatten aber der damals regierende Dalai Lama und die Priester herausgefunden, daß die beiden anderen Knaben Teufelsinkarnationen seien. Sie erhielten die Zustimmung des chinesischen Ambans, des Ministerresidenten in Tibet, zu dieser Theorie und so konnte man den Knaben auf den Thron setzen, ohne daß das Los zwischen den Dreien zu entscheiden gehabt hätte. Seitdem er volljährig geworden, hat der junge Herrscher die Zügel der Regierung fest in die Hand genommen und hat namentlich im Zivildienst Reformen durchgeführt, indem er nach persönlichem Verdienst die Beamten anstellte und der Bestechung, Korruption und dem Günstlingswesen ein Ende zu machen versuchte."

Was Kawaguchi über die Wahl des Dalai Lama und das jetzige Verhältnis Tibets zu Rußland erzählt, deckt sich vollständig mit dem, was in „Grünwedels Mythologie des Buddhismus" zu lesen ist und ich in meiner Anzeige dieses hochinteressanten und bei der augenblicklichen Konstellation in Tibet höchst wichtigen Werkes an dieser Stelle (Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 1. September 1900) bereits zum Teil mitgeteilt habe. Am 29. Mai 1902 erfuhr Kawaguchi, daß man ihn als Fremden in Verdacht habe, er entfloh heimlich und war schon am 2. Juli in Darjiling, wo er längere Zeit krank lag; am 20. Mai 1903 landete er wieder in Japan. Seine Aufzeichnungen, Kopien und eine ganze Anzahl wertvoller buddhistischer Bücher hatte er zum Glück vorausgeschickt.

Berichtigung. Im Artikel „**Die Magyaren unter der Türkenherrschaft**" von Dr. Alfred **Fischel** in Nr. 21 vom 27. Januar sind infolge Versehens bei der Korrektur mehrere Druckfehler stehen geblieben. Richtig ist zu lesen: S. 162 Wojwode, Tyrnau (statt Tyrman), Bocskay, Keule (statt Knute), Feßler (statt Heßler) und S. 163 Verböczy.

Bücher und Zeitschriften.

R. St. Kunsthistorisches. Die Kunst am Hofe der Markgrafen von Brandenburg, fränkische Linie von Friedrich H. Hofmann. Mit 4 Textabbildungen und 13 Tafeln. Straßburg 1901. J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel).

Das rasche Anwachsen der unter dem Namen „Studien zur deutschen Kunstgeschichte" bei Ed. Heitz in Straßburg erscheinenden Sammlung bekundet den erfreulichen Eifer, mit dem sich die jüngere Generation der deutschen Kunsthistoriker dem Ausbau unserer vaterländischen Kunstgeschichte widmet. Der vorliegende Band ist den verdienstlichsten Arbeiten dieser Reihe zuzuzählen. Da in den ehemaligen Fürstentümern Ansbach und Bayreuth nur wenige, nicht bedeutende Reste mittelalterlicher Kunst sich erhalten haben, und „vielleicht in keinem anderen der vielen deutschen Kleinstaaten die Kunstübung so eng mit dem Fürstenhof verknüpft war", so beschränkt sich die Darstellung auf die höfische Kunst von dem Eindringen der Renaissancebewegung ab bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Das Buch bietet die reichen, dankenswerten Ergebnisse sehr fleißiger und umsichtiger archivalischer Forschungen, ergänzt durch die kritische Ausbeute einer sehr umfangreichen Literatur und durch die Schilderung der Werke zumeist nach eigener Anschauung des Verfassers. Die Architekturgeschichte tritt, nach der Natur der gesamten Kunstentwicklung in diesen Landen, in den Vordergrund. „Dort, wo Plastik und Malerei selbständiger auftreten, wo auch mehr der Betrachtung würdige Werke ihrer Kunst sich erhalten haben, wie in der Renaissanceperiode, haben sie auch eine getrennte und etwas ausführlichere Würdigung gefunden." Für die allgemeiner bekannten Hauptwerke hat Hofmann zum Teil neue, sichere Nachweise gewonnen, wonach die bisherigen Angaben in den kunstgeschichtlichen Handbüchern vielfach als irrtümlich zu berichtigen sind. Der prächtige Arkadenhof der Plassenburg bei Kulmbach wird mit guten Gründen dem Meister Kaspar Vischer zugeteilt, der auch am Bau des Heidelberger Schlosses tätig gewesen ist. In Gideon Bacher aus Ulm lernen wir einen sehr tüchtigen Renaissance-Meister kennen, der in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts in den fränkischen Fürstentümern eine äußerst rege Wirksamkeit entfaltete. Von seinen Renaissancewerken ist wenig mehr erhalten (Kanzlei in Ansbach). Die von ihm 1594 bis 1597 in gotischem Stil erbaute, künstlerisch vorzügliche Dreiturmgruppe der (spätgotischen) Gumpertuskirche in Ansbach bietet ein wohl einzig dastehendes Beispiel so später Anwendung der mittelalterlichen Formensprache aus Gründen der Stileinheit des Gebäudes. Schätzenswerte Aufhellungen erhalten wir über die reiche künstlerische Hinterlassenschaft der prunkvollen Hofhaltungen des 17. und 18. Jahrhunderts, so über die Erbauung des neuen Ansbacher Schlosses (unter Benutzung einzelner Teile des älteren abgebrannten) durch Gabriel de Gabrielis und W. v. Zocha, über Charles Philipp Dieussarts Umbau des alten Bayreuther Schlosses und dessen sonstige Wirksamkeit, über die Erbauung des Erlanger Schlosses durch Ant. Porta, über Paul Decker, den bekannten Herausgeber des Fürstlichen Baumeisters, dessen Können und Charakter durch mannigfache Feststellungen in ein wenig vorteilhaftes Licht gerückt werden, über die Tätigkeit des bis jetzt in der Kunstgeschichte anscheinend ganz unbekannten Architekten Joseph St. Pierre, als dessen Hauptwerke Hofmann in überzeugender Darlegung das heute noch in seltener Unberührtheit erhaltene Theater (Opernhaus), die Vergrößerung und Verschönerung der Eremitage (Orangerie und Sonnentempel) und das neue Schloß in Bayreuth erweist. (Der von Gurlitt als Erbauer des Bayreuther Opernhauses genannte Giuseppe Galli Bibiena schuf lediglich die Innenausstattung.) Dem Verfasser lag daran, „über die in den Brandenburger Fürstentümern tätigen Künstler möglichst viele biographische Notizen beizubringen, das allenthalben verstreute Material zu sammeln und zu einer kleinen Lebensskizze ausgearbeitet an schicklicher Stelle einzuschieben." Neben den sehr anerkennenswerten Angaben über die Hauptmeister und ihre Werke werden noch über eine außerordentlich große Zahl von Künstlern — Architekten, Bildhauern, Malern, Kunsthandwerkern — Mitteilungen gemacht, so daß ein sehr vollständiges Bild von den Kunstbestrebungen der einzelnen Fürsten nach den verschiedensten Richtungen gewonnen wird. Allerdings kann über der Menge längst vergessener Namen von kleinen und kleinsten Meistern die Frage sich aufdrängen: War es nötig, sie alle aus dem Staub der Archive hervorzuziehen? Wohin soll die historische Grabarbeit unserer Zeit noch führen?

Allgemeine Rundschau.

Helligkeitsschwankungen des Planeten Iris.

-rt- Als vor genau drei Jahren an dem ohnehin so merkwürdigen kleinen Planeten Eros ziemlich beträchtliche Helligkeitsschwankungen wahrgenommen wurden, die in regelmäßiger, kurzer Periode sich abspielten, tauchten die abenteuerlichsten Ansichten über deren Entstehung auf. Heute ist man wohl allgemein der zuerst von Prof. v. Seeliger (München) näher begründeten Anschauung, daß diese Helligkeitschwankungen lediglich durch unregelmäßige Oberflächengestaltung dieses kleinen Himmelskörpers, verbunden mit

Achsendrehung, verursacht sind. An diese Ansicht knüpfte sich von selbst die Vermutung, daß Eros nicht der einzige Planetoid sein werde, der solche Helligkeitsschwankungen aufzuweisen habe. Diese Vermutung nun hat soeben eine Bestätigung erfahren durch ein von der Zentralstelle für Kometentelegramme weitergegebenes Telegramm der Harvard-Sternwarte in Cambridge (Mass.), nach welchem es dem dortigen Astronomen Wendell gelungen ist, an dem schon im Jahre 1847 von Hind entdeckten kleinen Planeten Iris (in der Reihenfolge der Planetoiden-Entdeckungen der siebente), dessen mittlere Oppositionshelligkeit der Sterngröße 8.4 entspricht, Helligkeitsschwankungen zu beobachten, welche etwa dem vierten Teil einer Sterngröße entsprechen und in dem kurzen Zeitraum von sechs Stunden vor sich gehen.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

21. Januar. Sitzung der philosophisch-historischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Dr. Diels. 1. Hr. Harnack las Ueber einige Worte Jesu, die nicht in den kanonischen Evangelien stehen, nebst einem Anhang über die ursprüngliche Gestalt des Vater-Unsers. In der Abhandlung sind 13 Sprüche Jesu, die nicht in den kanonischen Evangelien stehen, untersucht, und zwar solche Sprüche, die auf guter Ueberlieferung beruhen oder durch ihren Inhalt Anspruch darauf erheben, von Jesus zu stammen. In dem Anhang wird gezeigt, daß Lukas statt der sog. drei ersten Bitten des Vater-Unsers wahrscheinlich nur geboten hat: „Dein heiliger Geist komme [auf uns] und reinige uns". Einheitlich und fest sind daher nur die Anrede („Vater") und die 4. bis 6. Bitte in den Evangelien überliefert. Sie sind die ursprüngliche Gestalt des Vater-Unsers. Die Zusätze bei Matthäus lehnen sich an die jüdische Gebetspraxis an, zugleich aber an die Verkündigung Jesu. Der Zusatz bei Lukas grenzt das Gebet als christliches gegen das Gebet der Johannes-Jünger ab und stammt aus der Erfahrung des apostolischen Zeitalters. 2. Hr. Conze legte das mit Unterstützung der Eduard Gerhard-Stiftung herausgegebene Werk vor: Th. Wiegand, Die archaische Poros-Architektur der Akropolis zu Athen. Kassel und Leipzig, Fischer, 1904. 3. Der Vorsitzende legte das mit Unterstützung der Akademie herausgegebene Werk vor: Procli in Platonis Timaeum commentaria ed. E. Diehl. I. Lipsiae, Teubner 1904.

21. Januar. Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. 1. Hr. Klein las: Die Meteoritensammlung der Königlichen Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin am 21. Januar 1904. Der aus der Zeit von Weiß, Rose und Websky überkommene Bestand der Sammlung beläuft sich, nach dem Absetzen der Pseudometeoriten und doppelt geführten Lokalitäten, auf 213 Fall- und Fundorte; heute weist die Sammlung deren 466 auf, hat sich also um mehr als das Doppelte vermehrt, auch sind jetzt alle wesentlichen Lücken ausgefüllt. In Europa kommt sie zur Zeit nach Wien, London und Paris. Infolge der bewirkten Vermehrung der Sammlung wird eine zusammenfassende Bearbeitung derselben in nächster Zeit möglich sein. — Unter dem interessanten Neuen, was die vorliegende Arbeit enthält, nimmt der Nachweis des Leuzits unter den Mineralien der Meteoriten die erste Stelle ein. 2. Hr. Engelmann überreichte einen Bericht über die von Hrn. Geh. Med.-Rat Prof. J. Bernstein in Halle mit Assistenz des Hrn. Prof. A. Tschermak im vergangenen Jahre mit akademischen Mitteln ausgeführten Untersuchungen über das thermische Verhalten des elektrischen Organs von Torpedo. 3. Hr. Kohlrausch hat in der Sitzung am 7. d. M. die hier nachträglich folgende Mitteilung des Hrn. Prof. F. Braun in Straßburg vorgelegt: Der Hertzsche Gitterversuch im Gebiete der sichtbaren Strahlung. Der Verfasser hat gesucht, den Hertzschen Gitterversuch für Lichtschwingungen nachzuahmen. Es ist ihm dies, ausgehend von Kundtschen bisher nicht erklärten Beobachtungen, gelungen, indem er einen dünnen, über eine ebene Glasplatte gespannten Metalldraht durch eine kräftige Flaschenentladung zerstäubte. Der dabei entstehende Metallbeschlag verhält sich in gewissen Partien gegen Licht ganz ebenso wie ein Hertzsches Gitter gegen elektrische Wellen. Der Verfasser macht eine Reihe von Anwendungen, insbesondere zur Diskussion der mikroskopischen Bilder von mit Gold gefärbten Dünnschnitten organischer Gewebe.

Zum Turiner Bibliothekbrand.

M. C. Noch immer dauert die Unsicherheit darüber an, welche Verluste für die Wissenschaft der unglückselige Brand der Turiner Nationalbibliothek gebracht hat, aber das eine steht schon fest, daß die nach guter italienischer Sitte sofort verbreitete Beruhigungsmeldung, nach der keine Handschrift verbrannt ist, eine krasse Unwahrheit darstellt. Die Bibliothek umfaßte 320,000 Bände, 4038 Handschriften, 1095 Inkunabeln und eine Kupferstichsammlung von 10,321 Blättern. Von den gedruckten Beständen, deren Verlust erst mit 10,000 Bänden angegeben war, sind in Wirklichkeit mindestens 70,000 Bände durch Feuer vernichtet oder durch Wasser beschädigt worden. Am schwersten betroffen sind die Abteilungen Geschichte, Rechtsgeschichte, Politik, Philologie, am wenigsten die vom Brandherd entfernteren Abteilungen Archäologie, Nationalökonomie und exakte Wissenschaften. Gerettet sind die Kupferstiche und wie es scheint die meisten Inkunabeln, in deren Saal wohl Wasser aber kein Feuer eindrang. Am schwersten gelitten haben leider die Handschriften, und das macht den Brand zu einer bleibend schmerzlichen Erinnerung für die Wissenschaft. Festgestellt ist bereits, daß die griechischen und provencalischen Handschriften sämtlich verbrannt sind. Die ersteren waren etwa 400, die letzteren 912. Unter den griechischen befanden sich prachtvolle Werke der byzantinischen Miniaturmalerei wie der Codex Teodoretus, und ein Kommentar zu den kleineren Propheten aus dem 9. Jahrhundert. Die Handschriften aus der Provence waren eine der vorzüglichsten Quellen zur südfranzösischen Literatur- und Kulturgeschichte. Ebenso scheinen die Hauptstücke aus der Sammlung der orientalischen Handschriften verbrannt zu sein. Der Turiner Bibliothek gehören auch seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts die Schätze der Klosterbibliothek von Bobbio an, die von den Franzosen aufgehoben wurde. Auch von diesen Codices ist kaum ein Drittel gerettet, wennschon wenige ganz verloren, die allermeisten stark beschädigt sind. Am besten weggekommen sind die 1200 lateinischen Handschriften, sie sind fast alle gerettet. Unsicherheit herrscht noch in Bezug auf den berühmten gegossenen und eingelegten Globus des Mailänders Michele Bassio von 1570, doch hofft man, daß er gerettet ist.

Die Bibliothek ist hervorgegangen aus der kleinen, kaum 8000 Bände umfassenden Sammlung der Universität, solange diese sich im Kloster von S. Rocco befand. Herzog Viktor Amadeus II. ließ 1710 bis 1718 den Neubau an der Via Vasco und Via Po herstellen und dort auch die Bibliothek unterbringen, der er bei seinem Tode seine eigene Privatbibliothek vermachte. Sie enthielt zahlreiche wertvolle Beiträge zur Geschichte des Hauses Savoyen, die unter den verbrannten Schätzen sind. Aus diesen Anfängen wuchs die Bibliothek zur heutigen Größe. Seit langem klagte man über die in fast 200 Jahren unzureichend gewordenen Räume, über die durch Zentralheizung und elektrische Beleuchtung gesteigerte Feuersgefahr. Speziell der jetzige Oberbibliothekar Dr. Carta berichtete vor drei Monaten an das Unterrichtsministerium, daß die Art der Anlage der elektrischen Leitung Gefahren mit sich bringe und daß nach Aussage der Sachverständigen 4000 Lire nötig sind, um die Gefahr zu beseitigen. Das Ministerium antwortete, daß es zu dieser Ausgabe keine Fonds habe und ersuche, die betreffenden Arbeiten zu unterlassen. Man begreift, daß heute eifrig die Nachricht verbreitet wird, der Brand sei nicht durch Kurzschluß entstanden, ja daß sogar, um jede Verantwortung abzuwälzen, von Brandstiftung gesprochen wird, an die niemand glaubt. Es werden jetzt auch im Parlament ähnliche Erörterungen folgen wie nach dem Einsturz des Markusturmes am 14. Juli 1902. Für die ganze Lage, in der sich die Monumente in Italien nicht minder befinden als Sammlungen und Bibliotheken, ist charakteristisch, daß der in Mailand weilende Unterstaatssekretär des Unterrichts Dr. Pinchio die Nachricht von dem Brande in einem Augenblick erhielt, in dem er nach Mantua fahren wollte, wo dem alten Herzogspalast der Gonzaga infolge ungenügender baulicher Konservierung Einsturzgefahr droht. Man sieht, daß es mit

dem nationalen Stolz, der das Palazzo Farnese nicht in die Hände der Franzosen fallen lassen will, nicht getan ist, es gibt dringendere Aufgaben zu lösen als mit Frankreich um diesen Palast zu konkurrieren.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

r. **Ein Internationaler Ophthalmologen-Kongreß** findet in den Tagen vom 18. bis 22. September d. J. zu **Luzern** statt. Den Vorsitz werden führen Stadtpräsident Heller und Regierungsrat Walther. Der Vorstand des Lokalkomitees besteht aus den Augenärzten Dr. Stocker und Dr. Vogel.

* **Die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Kurpfuscherei** hat den Oberbürgermeister **Schnetzler** (Karlsruhe) in Anerkennung seiner Verdienste um die Bekämpfung der Kurpfuscherei und des Geheimmittelschwindels zum **Ehrenmitglied** und zum Mitglied des Vorstandes der Gesellschaft ernannt.

⁂

Hochschulnachrichten.

* **Aus Erlangen** wird uns geschrieben: Um für das als Schmuck unseres Schloßgartens nach dem Entwurf Theodor Fischers zu errichtende **Rückert-Brünnlein** weitere Mittel zu gewinnen, werden zur Zeit aus akademischen und ihnen nahestehenden Kreisen **Rückert-Vorträge** gehalten, deren ersten Ihr als trefflicher Rückert-Kenner geschätzter Mitarbeiter Professor **Friedrich Reuter** über „Rückerts Leben und Schaffen in Erlangen in den Jahren 1826—1841" hielt. (Rückert bekleidete in Erlangen bekanntlich eine Professur für orientalische Sprachen.) Ob diese Mitteilungen über Rückert fortgesetzt werden, hängt, wie ein Schlußwort des als Sonderabdruck herausgegebenen Vortrages besagt, von der Aufnahme beim Publikum und der Disposition des leider durch ein Augenleiden an der Ausbeutung seines Materials sehr gehinderten Verfassers ab; wir möchten wünschen, daß dem verdienten Gelehrten beides zuteil werde, damit er den Rückert-Freunden noch manche neue Gabe aus seinem Reichtum darbiete.

hc. **Freiburg i. B.** Der bisherige außerordentliche Professor der Patristik und kirchengeschichtlichen Altertümer in der theologischen Fakultät der Universität Freiburg i. Br. Dr. Karl **Künstle** ist zum Honorarprofessor für Patrologie und christliche Archäologie ernannt worden.

* **Braunschweig.** Der bekannte Forscher und Südsee-Reisende Dr. Otto **Finsch**, der bisher die Stelle eines Ethnographen am Reichsmuseum zu Leiden inne hatte, hat in gleicher Eigenschaft eine Stellung am städtischen Museum in Braunschweig angenommen.

hc. Aus **Leipzig** wird uns geschrieben: Reicher Zuwendungen erfreute sich die Universität Leipzig im Studienjahre 1902/03. Der Aegyptologischen Sammlung wurde durch die deutsche Orientgesellschaft eine Reihe von Altertümern geschenkt, die aus von dieser Gesellschaft bei Abusir in Aegypten unternommenen Ausgrabungen stammen. Nicht minder wertvolle Fundstücke der in diesem Frühling bei der Cheopspyramide von Gizeh unternommenen Ausgrabungen wurden dank der Munifizenz Leipziger Kunstfreunde der erwähnten Sammlung zugewandt. Für die seit kurzer Zeit bestehende **Papyrussammlung** widmete **Theodor Mommsen** 1000 M., einen Teil seines Nobelpreises, die verstorbene Witwe des Professors Otto Ribbeck schenkte der Universität die von Seffners Hand geschaffene Marmorbüste ihres Gatten, während sie die in seinem Nachlaß befindlichen handschriftlichen Aufzeichnungen für die Universitätsbibliothek bestimmt hat. Dem Archäologischen Institut hinterließ der am 27. März 1903 verstorbene kunstsinnige Leipziger Bürger Otto Julius Gottschald ein wertvolles Marmorköpfchen seiner griechischer Arbeit.

* **Berlin.** Der Privatdozent der Geologie an der hiesigen Universität Dr. **Otto Jaekel** ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Hans Eschelbach: Der Wasserkopf. Leidensgeschichte eines Kindes. Berlin, Köln, Leipzig. Alb. Ahn. 100 S. — G. v. Pelet-Narbonne: Der Kavallerie-Unteroffizier im inneren Dienst der Eskadron. Seine Pflichten, Rechte und Gebührnisse. 3. umgearb. Auflage. Berlin 1904. E. S. Mittler u. Sohn. 115 S. — Dr. jur. Krueckemeyer: Die Mischehe in Theorie und Praxis, speziell in Preussen. (Frankfurter Zeitgemässe Broschüren. Bd. 33, Heft 4 und 5.) Hamm i. W. 1904. Breer u. Thiemann. 60 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen! (5531)

Tristan und Isolde
Von
Gottfried von Straßburg
Neu bearbeitet von Wilhelm Hertz
Vierte Auflage
Geheftet (mit Umschlagzeichnung von H. A. Graf Harrach) M. 6.50
In Halbfranzband M. 8.50
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Soeben erschien das zweite Heft: (5180)

Die neue Rundschau
XVter Jahrgang der freien Bühne

Inhalt des Februarheftes:
Hugo v. Hofmannsthal: Über Gedichte
Emil Strauß: Kreuzungen / Roman
Maurice Maeterlink: Beim Tode eines jungen Hundes
Jakob Wassermann: Sara Malcolm
Georg Brandes: Lebenserinnerungen
Max Osborn: Denkmäler
Arthur Schnitzler: Der tapfere Cassian
Rundschau:
Die große Passion / Brief von Eugen d'Albert / Chronik des Dramas

Bezugspreis für das Vierteljahr: Sechs Mark / Preis des einzelnen Heftes: Zwei Mark 50 Pf.

Berlin / S. Fischer / Verlag

Jahrgang 1904. München, Montag, 1. Februar. Nummer 25.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Technische Briefe. I. Von E. Wrobel.

Rochus v. Liliencron über Hamlet. Von W. Wetz (Freiburg i. B.).

II. Bücher und Zeitschriften.

Hessische Blätter für Volkskunde. — Wilhelm Nelle: Geschichte des deutschen evangelischen Kirchenliedes. — Gustav Steinmann: Einführung in die Paläontologie.

III. Allgemeine Rundschau.

Die Schulverhältnisse der Siebenbürger Sachsen. — Der erste Erforscher von Tibet. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Technische Briefe.

I.

Das Maschinenpflügen.

Im Winter ruht die mechanische Bodenbearbeitung. Allenthalben sieht man umgepflügten Acker und der Frost vollendet die feinere und feinste Zerkleinerung der Schollen, soweit sie durch den Pflug nicht schon besorgt ist. Das möglichst feine Zerkleinern der Erde ist nötig, damit der Boden befähigt wird, die Nährstoffe in sich aufzunehmen und die Feuchtigkeit zu halten, die die anzubauenden Nutzpflanzen zu ihrem Wachstum bedürfen. Ganz still und geräuschlos vollzieht sich der Prozeß der physikalischen Umwandlung, und der Uneingeweihte geht an einem gepflügten Felde vorüber, ohne sich Gedanken darüber zu machen, warum der Boden gepflügt ist und was dabei vorgeht. Darum mag es nicht als unzeitgemäß bezeichnet werden, unser Thema gerade jetzt zu besprechen und nicht im Frühjahr oder Herbst, wenn überall Gespannpflüge über das Feld ziehen, oder wenn, besonders in Gegenden größeren und wohlbegründeten Besitzes des flachen Landes, die typisch ländliche Gegend durch die rauchenden Schornsteine und das Pusten und den schrillen Pfiff der Dampfpflugmaschine ein eigenartiges Gepräge erhält.

In unserer Zeit weiß ein jeder, daß nach dem Prinzip von der Erhaltung der Energie für jede Arbeit, für jede physikalische oder chemische Umwandlung ein Aequivalent vorhanden sein muß. Wo etwas erreicht werden soll, muß auch etwas geleistet werden.

Ebenso wie der Mensch und das Tier und die Pflanze, atmet auch der Ackerboden. Wenn gesagt wird, der Acker atmet, so ist das, wie man zunächst anzunehmen geneigt wäre, nicht nur ein Bild, sondern dieser Vorgang kommt dem des Atmens des Menschen sehr nahe. Durch den wechselnden Luftdruck und die Temperaturschwankungen nämlich wird die den Ackerboden berührende Luftschicht in die feinen Poren hineingedrückt, eingeatmet, und die nicht zur Absorbierung gelangten Gase treten bei Abnahme des Luftdruckes wieder aus, sie werden ausgeatmet.

Um nun dieses Atmen, um bei dem Bilde zu bleiben, zu erleichtern und überhaupt in dem erforderlichen Umfang möglich zu machen, findet — abgesehen von der Zufuhr der Düngemittel — die Bestellung des Feldes statt.

Schon bei den frühesten Versuchen des Anbaues von Feldfrüchten wurde bald erkannt, daß die Erträge größere wurden, wenn der Acker durchwühlt, gelockert, umgepflügt wurde. Die Art und Weise der Bodenbearbeitung war natürlich, ebenso wie die Werkzeuge, sehr primitiv. Heute ist auch wissenschaftlich nachgewiesen, daß der Acker seine ihm durch die Ernte entzogenen Nährstoffe nicht nur durch die verschiedenen Düngemittel zurückerhält, sondern daß er auch aus der Luft außer der notwendigen Feuchtigkeit eine außerordentlich große Menge Stickstoff in sich aufzunehmen vermag. Je besser der Boden zu diesem Zweck vorbereitet ist, desto größer muß natürlich auch der Erfolg sein. Unter Umständen scheut sich der Landmann nicht, bis 150 M. für künstliche Düngemittel pro Hektar auszugeben, während bei besserer und weitgehenderer Bearbeitung des Feldes ein vielleicht nicht kleiner Teil der Wirkung kostenlos durch die „Luft" hätte erreicht werden können.

Die beste und rationellste Vorbereitung des Bodens zu diesem Zweck ist nun die, welche der Maschinenpflug uns liefert.

Hauptsächlich drei Gründe sind es, aus welchen mit den Gespannpflügen eine nicht so weitgehende und gute Bodenbearbeitung erreicht werden kann wie mit dem Maschinenpflug, nämlich einmal die zu geringe Kraft für die Tiefkultur, zweitens die zu geringe Geschwindigkeit und drittens, daß man nicht früh genug mit dem Gespannpflügen beginnen kann.

Nachdem der Nutzen der Tiefkultur erkannt war, suchte man die erforderliche Kraft durch Vermehrung der Zugtiere zu erreichen. Dieses fand aber bald seine Grenzen, denn die Schwierigkeiten beim Lenken, die großen Angewende, das ungleichmäßige Ziehen der Tiere und das Zertreten des Bodens durch die Hufe steckten dem bald ein Ziel. Für wie wichtig man die Tiefkultur aber erachtet haben muß, geht z. B. daraus hervor, daß man in der Bespannung bis zu 12 Paar Pferden oder 24 Paar Ochsen gegangen ist. Nun verursachen aber bereits vier Ochsen am Pfluge bei einer Arbeitsbreite von 0.30 bis 0.35 Meter etwa 360,000 Fußtritte pro Hektar, also pro Quadratmeter etwa 36 Tritte.[1]) Hieraus erhellt ohne weiteres, in wie hohem Maße bei einer Vermehrung der Zugtiere in dem Boden in unregelmäßigster Verteilung lockere und feste Stellen entstehen müssen, welche auch eine gleichmäßige Aufnahme der Feuchtigkeit unmöglich machen.

Es hat sich ferner herausgestellt, daß die Geschwindigkeit, mit der der Pflug durch den Boden gezogen wird, auf die feine und gleichmäßige Zerteilung und die Durchwühlung der Schollen von sehr großer Bedeutung ist. Je schneller die Schar den Boden durchfurcht, desto mehr fließt und quillt der Boden über das Streichbrett hinweg, desto feiner wird er zerteilt und desto mehr durcheinander gewühlt. Ich möchte einen Vergleich wagen mit dem schnellen Dampfer, der eine viel größere Flutwelle erzeugt als der langsame Kahn. Wie groß der Unterschied in der Geschwindigkeit ist, geht daraus hervor, daß der Dampfpflug bei steinfreiem Acker den Weg von 400 Metern in 2½ Minuten zurücklegen kann, während ein mit Ochsen bespannter Pflug hierzu etwa 10 Minuten brauchen würde.

1) Perels: Handbuch des Landwirtschaftlichen Maschinenwesens, 1880.

Auch ist es nicht gleichgültig, zu welcher Zeit die Bodenbearbeitung vorgenommen wird. Der Boden braucht nämlich Zeit, die aufgenommenen Stoffe mit seinen mineralischen Bestandteilen zu vereinigen. Am schnellsten und wirksamsten geschieht dieses möglichst früh nach der Ernte, wenn der Boden noch eine hohe Temperatur hat, welche die chemische Bindung der in der Luft enthaltenen Düngemittel befördert. Deshalb kann das Pflügen bis in den Winter hinein und das Auflockern der Schollen durch den Frost nicht gleich gute Resultate liefern wie das Pflügen im Spätsommer, unmittelbar nach der Ernte, weil eben dann die Aufnahmefähigkeit des Bodens für die nötigen Nährstoffe nicht so groß ist wie dann, wenn die Sommerwärme noch nachwirkt. In dieser Zeit dürften die Gespanntiere aber in den seltensten Fällen für die Pflugarbeit zur Verfügung stehen, da sie bei der Ernte nicht gut entbehrt werden können und ein entsprechender Ueberschuß an Zugtieren wohl auf keiner Wirtschaft vorhanden ist.

Natürlich ist das Maschinenpflügen noch nicht alt. Erst durch die Vollendung, welche die Dampfmaschine in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erfahren hat, ist es möglich geworden, an Maschinenpflügen, zunächst an Dampfpflügen zu denken. Elektrizität und Spiritus sind erst in neuester Zeit verwendet worden.

Wer der eigentliche Erfinder des Dampfpfluges ist, läßt sich schwer sagen. Die bis in das 15. Jahrhundert zurückreichenden vereinzelten Veröffentlichungen, auf mechanische Weise, ohne Gespanntiere, mit Feuer, Wasser oder Luft[2]) zu pflügen, können als eigentliche Vorläufer unseres heutigen Maschinenpflügens wohl kaum angesprochen werden. Nachdem Watt nach Vollendung seiner ersten brauchbaren Dampfmaschine ein Patent auf das Pflügen mit Dampfkraft genommen hatte, stammt, soweit bekannt, der erste Vorschlag, einen Pflug mittels einer stehenden Dampfmaschine und einer Winde über das Feld zu ziehen, aus dem Jahre 1816, und zwar aus Schottland. Hiermit lenkt das Maschinenpflügen in praktische Bahnen ein, und diese Methode, die als indirektes Zugsystem gegenüber dem direkten Zugsystem bezeichnet wird, ist bis auf den heutigen Tag in Anwendung. Das direkte Zugsystem, bei welchem der Pflug mittels einer vorgespannten Dampflokomotive über das Feld gezogen wird, oder bei welchem die eine Grabbewegung ausführenden oder rotierenden Werkzeuge unmittelbar mit einer Dampflokomotive verbunden sind, hat außer vereinzelt, z. B. in Amerika und Aegypten, keine Anwendung finden können. Auf weicherem Boden wird nämlich infolge der eigenen Schwere der Lokomotive ein viel zu großer Teil der Kraft zur Eigenbewegung verbraucht, und dann wird der zu pflügende Boden teilweise durch die breiten Räder festgewalzt, so daß der Arbeitswiderstand erhöht wird. Auch ist die Geschwindigkeit des Pflügens hierbei eine zu kleine.

Erst nachdem 1855 die beiden Schullehrer David und Thomas Fisken und der Schmied Rodgers den Kippflug und den selbstbeweglichen Ankerwagen erfunden hatten, entstanden die praktisch in Anwendung gekommenen Systeme, als deren erste Vertreter die Namen Howard, Fowler und Savory zu nennen sind.

Das erste Fowlersche System besteht darin, daß der Kippflug zwischen einer mit Windevorrichtung versehenen Dampflokomotive und einem Ankerwagen hin- und hergezogen wird, wobei beide abwechselnd nach Vollendung eines Furchenzuges um die Pflugbreite weiter rücken. Das Seil muß hierbei eine Länge haben, die der doppelten Feldbreite entspricht. — Einmaschinensystem. — Nach Howard bleibt die Dampfmaschine und Winde stehen und das Seil umspannt das ganze Feld. Das Seil wird nun hin- und hergezogen, je nachdem der Pflug nach der einen oder nach der anderen Seite hin arbeitet. Nach jedem Furchenzuge müssen die Ankerrollen der Seilstrecke, in welcher der Pflug eingeschaltet ist, um die Pflugbreite versetzt werden, das Seil wird also um so kürzer, je weiter die Pflugarbeit fortschreitet. — Rundumsystem. — Dieses hat sich, wohl wegen der Länge des notwendigen Seils und der Umständlichkeit der Seilführung, nicht in dem Maße eingeführt wie das erstere.

Das wohl allgemein als zweckmäßigst anerkannte, aber auch das teuerste, ist das sogenannte Zweimaschinensystem, das zunächst von Savory, dann von dem Engländer Fowler und den deutschen Fabrikanten Heucke und Bentzki ausgebildet und verbreitet wurde. Nach demselben steht auf jeder Seite des Feldes eine mit Winde ausgerüstete Dampflokomotive, und jede derselben zieht abwechselnd den Kippflug hin und her, und die leerlaufende rückt um eine Pflugbreite vor.

Der Kippflug besteht aus einem, etwa in der Mitte durch zwei Räder unterstützten Rahmen, der auf jeder Seite eine Anzahl Pflugkörper trägt, deren Arbeitsrichtung einander entgegengesetzt ist, derart, daß beim Fahren nach der einen Seite die eine und nach der anderen Seite die andere Hälfte des Pflugkörpers arbeitet. Beim jedesmaligen Wechsel der Richtung muß die in der Erde befindliche Seite ausgehoben und die andere gesenkt werden. Diese Arbeit ist dann umständlich und nicht leicht, wenn das Uebergewicht, welches die arbeitende Seite gegenüber der leergehenden haben muß, beim Anhalten nicht aufgehoben bezw. ausgeglichen wird. Die neueste Konstruktion welche das Ausgleichen des Uebergewichtes in einfacher und sicherer Weise erreicht, stammt von Bentzki.[3])

Um nun nicht das Gewicht des hochgehobenen Teils des Pflugs als tote Last mitführen zu müssen, hat man auch umwendende Pflüge konstruiert. Soweit bekannt, haben letztere aber nicht die Verbreitung gefunden wie die Kippflüge.

Der Ankerwagen ist ein Gerät, welches beim Einmaschinensystem die zweite Dampfmaschine ersetzt. Der Pflug wird also zwischen ihm und der Maschine, und zwar durch ein Seil, hin- und hergezogen, und fährt der Ankerwagen in den meisten Fällen selbsttätig um die Pflugbreite vor, wenn der Pflug nach der Maschine hin fährt. Wird der Pflug in der anderen Richtung, also auf den Ankerwagen zu, gezogen, so hat letzterer den doppelten Zug auszuhalten, denn an ihm greift einmal das ziehende und zweitens das gezogene Seil an, und zwar je mit der Kraft, die zum Ziehen des Pfluges nötig ist. Aus diesem Grunde ist es sehr schwer, unter Wahrung der Leichtigkeit des Vorschiebens den Ankerwagen genügend fest zu verankern und muß wohl hierin der hauptsächlichste Grund gesehen werden, weswegen das Einmaschinensystem nicht die Verbreitung gefunden hat, die es vermöge seiner geringen Anschaffungskosten hätte erwarten lassen können.

Nachdem es gelungen war, einen verläßlichen, durch einen Explosionsmotor angetriebenen Selbstfahrer herzustellen, dessen Gewicht nicht in dem ungünstigen Verhältnis zur Zugkraft steht, wie der Dampfwagen, hat man versucht, den Pflug an einen solchen Motorwagen anzuhängen. Natürlich kann man dazu nicht jeden beliebigen Selbstfahrer benutzen. Die Räder und das Gestell müssen den besonderen Verhältnissen angepaßt werden. Es will aber scheinen, als ob man mit diesem direkten Zugsystem nicht wesentlich bessere Resultate erzielen kann als mit den Gespannpflügen. Wenn der Wagen nämlich nicht zu schwer werden soll, kann er auch keine erheblichen Widerstände überwinden, und ein schnelles Fahren verbietet sich durch die Art und den Zustand des Bodens von selbst.

Als Vorteil gegenüber den Gespannpflügen ist allerdings der zu nennen, daß man ohne Rücksicht auf die Verwendung der Zugtiere bei der Ernte unmittelbar nach dem Mähen mit der Pflugarbeit beginnen kann.

Wenn wir also mit dem Maschinenpflügen alles das erreichen wollen, was an günstiger Vorbereitung des Bodens geleistet werden kann, werden wir bei den indirekten Zugsystemen, insbesondere bei dem Einmaschinensystem mit Ankerwagen oder dem Zweimaschinensystem bleiben müssen.

Was nun zunächst die Maschinen selbst betrifft, so hat man versucht, eine einfache Lokomobile, wie sie z. B. zum Dreschen gebraucht wird und auf vielen Wirtschaften vor-

[2]) Fritz: Handbuch der landwirtschaftlichen Maschinen, 1880.

[3]) Vergl. Fühlings Landwirtschaftliche Zeitung, 1903, Heft 10.

handen ist, mit einer Windevorrichtung zu versehen, bezw. zum Antrieb einer solchen zu benutzen. Diese Versuche führten aber zu keinem praktisch brauchbaren Ergebnis, denn man benötigt, wenn der Betrieb ein rationeller sein soll, bis zu 60 Pferdestärken und zeitweise noch mehr, also viel mehr, im Mittel das Drei- bis Fünffache, als eine solche Lokomobile hergeben kann, und ist deshalb gezwungen, besonders konstruierte Pfluglokomotiven zu bauen.

Nun ist in neuester Zeit das Bestreben vorhanden, auch Explosivmotore zum indirekten Maschinenpflügen zu benutzen. Insbesondere ist es der Spiritusmotor, für den von vornherein große Sympathien vorhanden sein mußten, denn der Spiritus wird im landwirtschaftlichen Nebenbetriebe gewonnen, und es bietet sich dem Brennereibesitzer die Perspektive, hierdurch ein neues Absatzgebiet für dieses Produkt zu erschließen, das die Rente manchen Gutes nicht unwesentlich erhöhen könnte.

Ganz besonders wurde die Aufmerksamkeit auch weiterer Kreise dadurch auf den Spiritusmotor als Pflugmaschine gelenkt, daß Se. Maj. der Kaiser einem Probepflügen mit Spirituspflugmaschinen der Motorfabrik Oberursel (22. November 1900) beiwohnte und für Cadinen einen Spirituspflugsatz angekauft hat.

Von rein sachlichem Standpunkte aus ist der Spiritusmotor zum Pflügen in allen Fällen noch nicht zu verwerten, und dieses liegt an der Art des Motors selbst.

Wie wohl als bekannt vorausgesetzt werden darf, wirkt der Spiritusmotor, wie auch die anderen Explosionsmaschinen (Gasmotor, Petroleummotor), so, daß eine Explosion des in den Arbeitszylinder hineingelangten Gases die Arbeitskraft für zwei Umdrehungen der Welle hergeben muß. Was bei dieser Explosion an überschüssiger Kraft geliefert wird, wird in einem Schwungrad aufgespeichert und bei dem Rest der Bewegung nutzbar gemacht.

Trifft nun der Pflug gerade dann auf ein Hindernis, oder ist der Boden gerade dann härter, wenn die Arbeit von dem Schwungrade geleistet wird, so muß der Apparat notwendig stehen bleiben. Insbesondere trifft dieser Uebelstand dann ein, wenn eine Regelung der Kraft herbeigeführt wird durch Aussetzen der Zündung, denn es müssen dann zwei weitere Umdrehungen von der im Schwungrad durch eine Explosion aufgespeicherten Energie bestritten werden, und es ist leicht möglich, daß dann bei plötzlich wachsendem Widerstand die nächste Zündung nicht mehr selbsttätig eingeleitet werden und der Maschinenführer auch nicht rechtzeitig eingreifen kann.

Um diese wesentlichen Betriebsnachteile herabzumindern, hat die Gasmotorenfabrik Köln-Deutz eine Pflugmaschine konstruiert, bei der die Arbeitskraft nur durch die Füllung, also durch die Menge des zur Explosion gelangenden Gases geregelt wird. Der Vorteil, der hierdurch erreicht wird, ist so groß, daß die genannte Firma für diese Anordnung auf der Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft zu Mannheim 1902 sowohl den Kaiserpreis als auch den ersten, für Spiritusmotore ausgesetzten Preis erhalten hat.

Der Spiritus wird nach dem Obigen also nur dort mit Erfolg eingeführt werden können, wo der Boden in hoher Kultur, also bereits gleichmäßig durchgearbeitet und frei von Steinen, Wurzeln und dergleichen ist, während Dampf und Elektrizität auch dann, und besonders dann Verwendung finden werden, wenn mit wechselnden Widerständen gerechnet werden muß, insbesondere also bei Haidekulturen.

Die Einführung der Elektrizität als Betriebskraft für das Maschinenpflügen ist zur Zeit eine sehr beschränkte.

Wenn auch angestellte Rechnungen ergeben haben, daß durch die Elektrizität als Betriebskraft in der Landwirtschaft eine große Verbilligung der Produktion bei intensivem Betriebe erreicht werden kann, so treffen diese Rechnungen zumeist nur solche Betriebe, die mit größeren industriellen Unternehmungen zusammenhängen, also die Kraft unmittelbar von einem Elektrizitätswerk beziehen, oder an städtische Straßenbahnen angeschlossen sind oder dergleichen. Die Zahl der Güter aber, die eine derartig günstige Lage haben, ist außerordentlich gering.

Ein Mittel gegen die gesonderte Anlage von Elektrizitätswerken auf einzelnen Höfen wäre der Zusammenschluß mehrerer Güter in günstiger Lage zu einer Genossenschaft. Daß sich solche aber gebildet hätten, ist dem Verfasser nicht bekannt geworden. Es werden auch besonders Schwierigkeiten dabei zu überwinden sein, da die Sonderinteressen der einzelnen Teilnehmer und die sonstigen Erfordernisse sich nicht leicht vereinigen lassen werden.

Die allgemeine Einführung des Maschinenpflügens in der Landwirtschaft nun scheiterte in den meisten Fällen wohl an den hohen Anschaffungskosten, denn ein Dampfpflugsatz nach dem Zweimaschinensystem kostet im Mittel 50,000 M., trotzdem der Nutzen, nicht zum mindesten durch die landwirtschaftlichen Ausstellungen, auch von kleineren Landwirten erkannt worden war. Auch hielt man wohl eine mit so hohen Anschaffungskosten verknüpfte, allerdings intensivere und zweckmäßigere Bodenbearbeitung nicht für erforderlich.

Beim Dreschen des eingebrachten Kornes hat die Dampfdreschmaschine sehr schnell Eingang gefunden, denn es leuchtete jedermann ein, daß der vor der Ernte manchmal schon recht bedenklich leere Geldbeutel sich desto schneller fülle, je rascher die Frucht verkaufsfähig auf den Markt gebracht werden konnte. Anders bei der Bodenbearbeitung. Zwischen einer Ernte und der anderen lag der lange Winter, und so scheute man die Ausgabe, deren Nutzen erst nach längerer Zeit und nicht unmittelbar erkenbar war.

Die Frage nun, ob sich im einzelnen Falle das Maschinenpflügen lohne, oder ob das Gespannpflügen vorteilhafter ist, kann ohne weiteres nicht beantwortet werden. Es sind hierbei eine Reihe von in jedem Betriebe verschiedenen Faktoren zu berücksichtigen, u. a. ist die Stärke der Motoren und die Bodenbeschaffenheit maßgebend, ferner auch die Form und Größe des zu bearbeitenden Ackers, die Zahl der erforderlichen Umsetzungen, bei Dampfbetrieb die Leichtigkeit der Kohlen- und Wasserzufuhr u. a. m.

Der häufig eingeschlagene Weg, die Leistung des Maschinenpfluges aus der Größe des bearbeiteten Feldes, der Zeit und der Zugkraft oder dem Kohlenverbrauch allein zu berechnen, ist „ganz unzulässig, oder führt zu falschen, oder zum mindesten willkürlichen Resultaten“.[4]) Bei einer Betriebskostenberechnung sind etwa folgende Punkte zu berücksichtigen:

An Zins, Amortisation und Reparaturen werden in der Regel 20 Prozent des Anschaffungswertes gerechnet, und zwar 6 Prozent für Verzinsung, 9 Prozent für Amortisation und 5 Prozent für Reparaturen, wobei der kostspielige Ersatz des Drahtseils mit eingerechnet ist. Folgendes Beispiel, das dem Handbuch des landwirtschaftlichen Maschinenwesens von Perels, 1880, entnommen ist, soll das Schema zeigen, nach welchem sich die Berechnung der täglichen Betriebskosten für das Tiefpflügen auf 0.35 Meter mit einem Dampfpflug des Zweimaschinensystems, dessen Anschaffungskosten 42,000 M. betragen, bei hundert Arbeitstagen im Jahr ausführen läßt:

Leistung pro Tag 3 Hektar

Zins, Amortisation und Reparaturen 20 Prozent von 42,000 M. auf 100 Tage verteilt	M.	84.—
Kohlen 1500 kg zum Preise von 30 M. pro Tonne . .	„	45.—
Arbeitslohn { 125 Tage 4 Mann, 3 à 3 u. 1 à 2 M. / 100 Tage 2 Jungen à 1 M. } 1575 M.	„	15.75
Wasserzufuhr mit zwei Wagen	„	12.—
Oel, Talg und Dichtungsmittel	„	2.—
Zusammen . . .	M.	158.75

Die Kosten pro Hektar ergeben sich demnach auf rund 53 M.

Beim Flachpflügen auf 0.25 Meter würde eine Leistung von 6 Hektar pro Tag erzielt werden können und würde eine ähnliche Rechnung dann rund 31 M. pro Hektar ergeben. Wird die Dampfpfluglokomotive außer-

[4]) Perels: Handbuch des Landwirtschaftlichen Maschinenwesens, 1880.

dem z. B. noch zum Dreschen benutzt, so kann der auf Zins, Amortisation und Reparaturen gerechnete Betrag geringer genommen werden.

Wenn man nun einen Vergleich dieser Kosten mit denen des Gespannpflügens anstellen will, so darf man nicht etwa nur die in beiden Fällen bearbeitete Fläche in Ansatz bringen, man muß auch die Qualität der Arbeit berücksichtigen, deren Unterschiede gegenüber dem Gespannpflügen zu Anfang unserer Betrachtung eingehend auseinandergesetzt sind. Es ist deshalb grundsätzlich von Zahlenbeispielen Abstand genommen worden, weil die Art der Arbeit eine ganz andere ist. Ferner darf man die Gespanntiere nicht nur für die Zeit in Ansatz bringen, in der sie wirklich zur Pflugarbeit gebraucht werden, weil sie doch das ganze Jahr hindurch unterhalten werden müssen, und schwer nachzuweisen ist, daß sie in der Zwischenzeit die Arbeit leisten, die den Aufwand an Stall, Futter und Pflege wirklich lohnt. Andererseits können Pferde und Zugvieh in keiner Wirtschaft entbehrt werden, müssen also vorhanden sein, und werden deshalb zur Pflugarbeit herangezogen werden können, ohne daß in einzelnen Fällen eine besondere Quote in Ansatz gebracht werden kann. Die Gesichtspunkte für den Vergleich sind also für jeden Betrieb so verschieden, daß sie sich allgemein in Zahlen nicht zusammenfassen lassen.

Unter den obigen Voraussetzungen und unter Berücksichtigung der zweckmäßigeren Bearbeitung des Bodens gibt es sicher noch eine Reihe von Gütern oder Wirtschaften, welche vermöge ihrer Größe und Lage die Ertragsfähigkeit des Bodens durch Einführung des Maschinenpflügens, wenn auch als Lohnpflügen, um ein Bedeutendes steigern und so zur Vergrößerung des Nationalvermögens beitragen können.

E. Wrobel.

Rochus v. Liliencron über Hamlet.

Von W. Wetz (Freiburg i. B.).

Eine Hamlettheorie, die in die Erörterungen über das Stück neue Tatsachen einführt, darf der Beachtung jedes Shakespeareverehrers sicher sein; darum sei hier auf eine solche hingewiesen, die, wie die bedeutendste, die wir besitzen, die Goethesche, in einem dichterischen Werk vorgetragen wird. Rochus v. Liliencron hat kürzlich in einem Bande zwei vor mehr als einem Vierteljahrhundert zuerst erschienene Novellen wieder veröffentlicht, die beide von Kunst und Künstlern handeln [1]) und deren zweite sich mit Shakespeare und seinem Hamlet befaßt. In feinsinniger Weise wird hier eine der Möglichkeiten ausgeführt, wie das Werk entstanden sein kann.

Die Entstehung eines dichterischen Werkes stellt sich nach unseren literarhistorischen Quellenuntersuchungen meist so dar, als ob der Dichter sich wegen bestimmter dichterischer Eigenschaften, die er in einer Begebenheit zu erkennen glaubte, für deren Bearbeitung entscheide und alsdann versuche, diese Vorzüge mit aller Stärke herauszuarbeiten und alles zu entfernen, was ihre Wirkung beeinträchtigen könnte. Indessen ist gerade bei den größten dichterischen Werken nicht die Fabel, der sogenannte Stoff, das Frühere, sondern eine gewisse Gemütsstimmung des Dichters, der über ein sittliches Problem veranlaßt war viel nachzusinnen, der viele Gedanken und Beobachtungen darüber angesammelt hat und für den es ein Akt der Befreiung ist, wenn ihm ein Stoff aufstößt, der ihm Gelegenheit gibt, alles was er darüber gedacht und gefühlt hat, nun der Welt zu verkünden. Von Goethe wissen wir beispielsweise, daß er lange schon das Problem des Werther mit sich herumtrug, daß sich ihm aber nichts gestalten wollte, weil ihm eine passende Begebenheit, eine Fabel fehlte, an der er das, was ihn erfüllte, darstellen könnte, bis er die Nachricht von Jerusalems Tod und [dann] auch die wichtigsten Nebenumstände erfuhr: „und in diesem Augenblick war der Plan zu Werthern gefunden“.

Der Verfasser unserer Novelle nimmt nun ebenfalls an, daß Shakespeare durch Erfahrungen in seinem nächsten Kreis darauf geführt war, sich viel mit dem Leiden, an dem Hamlet zu Grunde ging, zu beschäftigen, und daß der Einfluß davon sich bei der Gestaltung seiner Hamlet-Tragödie bemerkbar machte. Ein junger Freund aus der Nähe von Stratford, dem Shakespeare mit der Liebe eines älteren Bruders zugetan ist, Sir Arthur, reich, unabhängig, durch seine Bildung und persönliche Vorzüge ausgezeichnet, die es ihm leicht machen würden, eine Verwendung im Staatsdienst, im Heere oder bei Hofe zu finden, hat eine solche unglückliche Anlage, daß er sich nicht entschließen kann, das Nächstliegende zu tun, und immer zwischen Tür und Angel bleibt. An allen Dingen weiß er die bedenklichen und zweifelhaften Seiten herauszukehren, seinen Berechnungen legt er die ungünstigsten Voraussetzungen zu Grunde und hält es gleich für ausgemacht, daß diese Voraussetzungen immer eintreffen müssen. Er ist in einen schwierigen Prozeß verwickelt, den er nicht zu überschauen vermag; er wittert daher überall Unredlichkeit und geheime Umtriebe und sucht sich gegen diese durch ein System des Mißtrauens und Aushorchens zu schützen, welches seiner sonst wahren und geraden Natur wenig entspricht. Er verliebt sich in Miß Ellen Addington, die schöne und kunstsinnige Tochter eines reichen Handelsherrn und begeisterte Verehrerin der Shakespeareschen Muse, und hat allen Grund, sich von ihr wieder geliebt zu glauben. Aber auch hier bleibt es bei Seufzern und Sonetten. Shakespeare drängt in ihn, er möge um ihre Hand anhalten: Sir Arthur möchte das wohl, wenn er nur sicher wäre, daß seine Liebe zu ihr und ihre Liebe zu ihm die wahrhafte wäre. Wir können hier nicht dem Gang der anmutigen Erzählung folgen und zeigen, wie Shakespeare, indem er zugunsten seines Freundes in die Handlung eingreift, neue Verwirrung schafft, wie ein Mißverständnis die Liebenden für immer zu trennen scheint, wie aber des Dichters Vermittlung sie wieder zusammenführt und beide nach der ersten Aufführung des neugedichteten Hamlet sich in die Arme sinken: wir müssen uns begnügen darauf hinzuweisen, daß Sir Arthur wesentliche Züge und auch die Formel für den Charakter des Helden liefert.

Bei einer Aufführung des alten Hamlet — nach Liliencron eines älteren Shakespeareschen Stückes, während man neuerdings den früheren Hamlet, der schon ein Dutzend Jahre vor dem Shakespeareschen erwähnt wird, meist Kyd zuweist — kommen Shakespeare die Mängel dieser Bearbeitung deutlich zum Bewußtsein, und der Wunsch nach einer neuen Gestaltung des Problems regt sich in ihm. Aber über Einzelnes kommt er nicht hinaus. Der Dichter ist in der wunderlichen Lage, daß er Sir Arthur, bei dem nur innere Hindernisse für sein Zaudern vorliegen, anspornen, bei seinem Helden aber, der in der novellistischen Vorlage und in dem älteren Stück nur äußere Hemmnisse kannte, innere finden, seelische Momente ins Spiel bringen muß, die sein Zögern erklären. „Könnte ich die beiden vertauschen!“ ruft er da aus — und in diesem Augenblick steht ihm die Gestalt Hamlets klar vor der Seele. Die Wurzel seines Uebels aber bezeichnet der treffliche alte Magister, der Shakespeare manches Schulwissen vermittelt hat, indem er, von Sir Arthur sprechend, sagt: „Er steckt eben bis über die Ohren in der siebenten Todsünde.“ Diese Todsünde ist die acedia, die Trägheit. Er entwickelt nun aus seines Freundes Aegidius Albertinus — erst später gedruckter — Schrift über Lucifers Königreich die Natur der acedia und man kann in der Tat nicht bestreiten, daß sich wesentliche Züge davon im Bilde Hamlets wiederfinden lassen. „Unser Autor, sagt der Magister, erkläret zuvörderst die Todsünde der Trägheit also: daß darinnen der Mensch unterlässet, sich der Kraft, so ihm von Gott verliehen ist, zu gebrauchen; und ist diese Kraft eine dreifache: zu glauben, zu lieben und zu hoffen. Zu Anfang ist es mit dem Trägen, als mit Einem, den der tolle Hund gebissen hat: es kommen

---

1) Rochus Frhr. v. Liliencron: Wie man im Amwald Musik macht. Die siebente Todsünde. Zwei Novellen. Leipzig, Duncker u. Humblot 1903. 195 S.

ihm erschreckliche Träume, er fürchtet sich ohn' Ursach' und was leicht ist, dünkt ihm schwer. In allen Stücken wird er ungeduldig und kleinmüthig, klagt sich und murrt immerdar. Also beginnt nun der Unglaube; denn ob er wohl weise Worte macht von göttlichen und menschlichen Dingen, so bleibt es doch alles nur auf den Lippen." Daran schließe sich bald die Schläfrigkeit, die Lauigkeit, und mit dem Glauben gehe auch die Liebe hin. Seine Seele werde hart und trocken, ja auch die Trübsal, welche sonst das Herz in Demut erweiche, mache ihn nur immer störrischer in seinen verkehrten Gedanken. Die Bemerkungen des Albertinus über Traurigkeit, Traurigkeitsnarren und Verzweiflung glauben wir besser mit seinen eigenen Worten wiedergeben zu sollen: „Viertens [erfolget die Trawrigkeit] auß dem Mißuertrawen, dann etliche Menschen seynd keiner andern Vrsachen halben traurig vnnd betrübt, als weil sie der Gütigkeit und Barmhertzigkeit Gottes nicht trawen, vnnd sagen, das Sacrament der Bueß nutze jhnen zum Heil jhrer Seelen nichts, vnd daß GOttes Gerechtigkeit nicht verwillige, sich der Bußfertigen zu erbarmen. Dergleichen Leut seynd je armselig vnd gehen auß der zeitlichen Trawrigkeit zu der ewigen." Weiter heißt es, wie ein Gaukler die Menschen auf vielerlei Weise betrüge, so betrüge auch der Teufel die Menschen durch vielerlei Verwirrungen des Verstandes und seltsame Einbildungen. Denn wie die guten Engel uns im Wachen wie im Schlafen gute und himmlische Dinge einbilden, so könnten die bösen Geister auf mancherlei Art unseren Verstand verwirren. „Wie zusehen ist an etlichen, welche auß lauter Trawrigkeit die Leut meyden, ob allen dingen einen Verdruß empfahen, niemandte kein guts Wort geben, sondern jmmerdar allein und abgesondert Leben, jedermann verachten, vnd doch selbst nichts guts noch nutzlichs wircken." Aus der übermäßigen Traurigkeit ergebe sich aber die Verzweiflung. Der Mensch laufe nicht mehr zur Arznei Buße, sondern laufe zum Tod und spreche: „Wir haben verzweifelt und wollen unseren Gedanken nachgehen," wie es Judas getan, der sich selbst erhenkte. Sehe der Teufel, daß einer einen melancholischen Humor oder Kopf habe, alsdann vexiere er ihn vielfältiglich mit geistlichen Versuchungen. Allerorten spanne er die Netze seines Betruges aus, um den Glauben der Christen zu fangen und zu verderben. „Zu solchem End jaget er den Gemütern ein so grosse Bitterkeit vnd forcht ein, daß sie das Leben für ein Qual, vnd das sterben für ein Gewinn halten, vnd derowegen bißweiln am Leben deß Leibs vnnd der Seelen verzagen, vnd vermainen, daß sie von GOtt gantz und gar verlassen seyn."

Liliencron hat in seiner Ausgabe der Schrift des Albertinus (Lucifers Königreich und Seelengejaidt im 26. Bande von Kürschners Nationalliteratur) darauf hingewiesen, daß die hier vorgetragene Lehre von den sieben Todsünden ja nicht von dem wackeren bayerischen Popularschriftsteller geprägt wurde, sondern die allgemeine kirchliche war und sich z. B. in der großen Encyklopädie des Vinzenz von Beauvais fand. Durch einen der vielen Kanäle, durch die deren Inhalt sich verbreitete, könnte sie nun auch zu Shakespeare gelangt sein und ihn veranlaßt haben, seinen Hamlet unter dem Typus der acedia zu fassen. Ob dem nun so war oder nicht — wichtig erscheint uns auf alle Fälle der Nachweis, daß den Zeitgenossen und vielleicht Shakespeare selber Hamlet als ein Vertreter der siebenten Todsünde erscheinen konnte. Diejenigen, die noch an der Ansicht festhalten, daß Shakespeare in dem Verhalten Hamlets eine Verschuldung erblickte, erhalten hier eine wertvolle Unterstützung. Sie werden noch stärker als seither betonen können, daß die Grundanschauungen Hamlets, aus denen zum Teil seine Untätigkeit entspringt, der Zweifel an dem Vorhandensein und der Macht des Guten in der Welt, von dem in religiösen Dingen stärker empfindenden Publikum Shakespeares geradezu als eine Sünde aufgefaßt werden konnten.

Unsere Novelle können wir jedoch nicht bloß wegen der Eigenart, die uns veranlaßt, in diesem Blatte auf sie hinzuweisen, hier empfehlen. Die feinsinnige Durchführung des Konflikts, die glückliche, wenn auch nur zarte Striche verwendende Zeichnung der Charaktere, die geschickte Einführung des Dichters, die geschmackvolle Darstellung fesseln uns von Anfang bis zu Ende. Zur Umkehr des Sir Arthur, die durch den Verlust des Prozesses, durch eine eindringliche Mahnung Shakespeares und die sehr ernste Sorge, Miß Ellen sich ganz entfremdet, ja ihr vielleicht das Schicksal Ophelias bereitet zu haben, als ausreichend begründet gelten darf, können wir jedoch eine Bemerkung nicht zurückhalten. Gemütsstimmungen, wie die, denen unser „Urhamlet" nachhing — und die Oekonomie der Novelle brachte es mit sich, daß sie von seinem Geiste stärker Besitz genommen haben mußten — werden durch den Ernst des Lebens leicht zurückgedrängt, kehren aber bei dem Nachlassen des äußeren Druckes auch gerne wieder. Wir können daher die Befürchtung nicht unterdrücken, ob das behagliche Dasein, das Sir Arthur an der Seite der liebenswürdigen Ellen erwartet, nicht manchmal von den alten Gespenstern beunruhigt sein werde. Eine wirksamere und namentlich Dauer versprechende Kur hätte es uns geschienen, wenn der verträumte Jüngling an einem längeren Feldzug, etwa in Irland, oder an einer Beutefahrt eines Nachfolgers der Drake und Raleigh hätte teilnehmen müssen. Wir glauben, daß ein Leben voller körperlicher Strapazen, wo man oft jeden Tag dem Tod ins Auge sehen muß, besser geeignet gewesen wäre, eine Natur von Grund aus aufzurütteln, als die sanften Mittel, die unser Verfasser angewendet hat.

Zu Shakespeare selber hat unser Verfasser ein so nahes Verhältnis gewonnen, daß man sagen darf, die Gesinnungen, Worte und Handlungen, die er ihm beilegt, entsprechen dem, was wir bei dem Schöpfer der Shakespeareschen Dramen voraussetzen dürfen. Selbstverständlich macht Liliencron von dem Recht eines Dichters, der Vertraute seiner Personen und ihrer verschwiegensten Gedanken zu sein, auch Shakespeare gegenüber Gebrauch und läßt ihn uns einige der tiefsten Geheimnisse seiner Kunst offenbaren. Andächtig lauschen wir mit der schönen Miß Ellen der authentischen Aufklärung darüber, daß die Wahrheit seiner Darstellung durch ihre scheinbaren Abweichungen von der Wirklichkeit nicht beeinträchtigt wird.

Wie es von dem bekannten Kulturhistoriker nicht anders zu erwarten, ist der zeitgeschichtliche Hintergrund, vor dem sich die Handlung unserer Novelle abspielt, trefflich angedeutet. Wir erleben eine Aufführung im Globe-Theater mit einem Theaterskandal und treffen nachher Künstler und Theaterfreunde in der „Sirene", wo wir uns an der Seite des großen Tragöden Richard Burbadge niederlassen und ihm zuhören, wie er einem Provinzler einzelne Mitglieder der Tafelrunde beschreibt. Wir wohnen einem Gartenfest des Mr. Addington bei und haben Gelegenheit, die Anmut und die Kunst der Tochter des Hauses in einem mythologischen Festspiel zu bewundern; wir lernen in dem wackeren Magister den Vertreter einer damals noch blühenden buntscheckigen Gelehrsamkeit und in Tom Höcker und Tom Hinkebein zwei Kritiker aus jenem unausrottbaren Geschlecht kennen, das sich immer verpflichtet hält zu beweisen, daß die Dichter und das Theater der Gegenwart nichts taugen, und das sich zur Zeit des Hamlet dafür bald auf Seneca bald auf Marlowes Tamerlan berief.

Mit aufrichtigem Danke gegen den Verfasser legen wir seine Novelle aus der Hand und verbinden damit den Dank an einen so geschmackvollen wie kenntnisreichen Kollegen, der sie zuerst unserer Aufmerksamkeit empfahl.

Digitized by Google

Bücher und Zeitschriften.

Hessische Blätter für Volkskunde, herausgegeben im Auftrag der Vereinigung für hessische Volkskunde von Adolf Strack. Bd. I. Leipzig, B. G. Teubner 1902.

Der langen Kette der seit Anfang der neunziger Jahre in Deutschland sich drängenden Entstehungen von Zeitschriften für Volkskunde hat sich 1902 ein neues Glied würdig angereiht, die hessischen Blätter für Volkskunde. Das Produkt einer Metamorphose der Blätter für hessische Volkskunde, deuten sie schon in der Umgestaltung ihres Titels die neugewonnene Richtung an, über der Erforschung des hessischen Volkslebens nicht die großen Zusammenhänge aus dem Auge zu verlieren, ihrerseits beizutragen zur Klärung der großen, noch immer ungelösten Probleme auf dem Gebiete der Volkskunde. Drei größere Aufsätze allein befassen sich mit der Begriffsbestimmung und Zielsetzung der neuen Wissenschaft. Die befriedigendste Antwort auf die Frage nach dem Wesen der Volkskunde scheint mir Strack gegeben zu haben: sie ist „die Erforschung, Darstellung und Erklärung aller Lebensformen und geistigen Aeußerungen, die aus dem natürlichen Zusammenhange eines Volkes unbewußt hervorgehen und durch ihn bedingt sind." Die theoretische Abhandlung A. Dietrichs über Begriff und Bedeutung der vergleichenden Volkskunde wird gleich praktisch belegt durch den wertvollen Neuabdruck (ohne Nachweise und Zusätze, Beilage 1893, 148 und 150) des Vortrages von Hermann Usener „über vergleichende Sitten- und Rechtsgeschichte". In dem durch wissenschaftliche Sachlichkeit und schöne Formgebung ausgezeichneten Aufsatz behandelt der berühmte Bonner Philologe in der Methode der vergleichenden Forschung den Brauch des Umpflügens, Umspannens und Umschließens zum Zweck der Weihung und der Uebelabwehr und die Institution der Burschenschaften (Bubenbruderschaften). Schätzenswerte Beiträge zum Kapitel der Himmels- und Höllenbriefe liefern A. Dieterich und Walter Köhler. Unter besonderer Berücksichtigung von Rheinhessen behandelt J. R. Dieterich den uralten Rechtsbrauch des Eselritts und Dachabdeckens als Strafe für allzu schlagfertige Eheweiber und allzu geduldige Männer. Der eigentlich hessischen Volkskunde sind gewidmet die Beiträge: Hessische Vierzeiler; Kirchweih im Vogelsberg; Aus Karl Bernbecks Sammlungen zur Oberhessischen Volkskunde, Gießener Flurnamen vom Ende des 15. Jahrhunderts, Die letzten Schlottenhäger in Hungen. In der Folge soll auch die Bücherschau eine der Zeitschriftenschau analoge Ausgestaltung erfahren, die einen dankenswerten orientierenden Ueberblick über das weite Gebiet der volkskundlichen Zeitschriftenliteratur gewährt. Das äußerst sorgfältig gearbeitete Register gibt einen Begriff von dem reichen Material des ersten Bandes, aus dem wir nur das Wichtigste herausgegriffen haben.

Aug. Vogler.

λ. **Schlößmanns Bücherei für das christliche Haus.** Band III, Geschichte des deutschen evangelischen Kirchenliedes, von Wilhelm Nelle, Hamburg, G. Schlößmann 1904.

In populärer Darstellung, mit Sachkenntnis, gutem Urteil und veranschaulicht durch manche Illustrationen, führt uns der Verfasser das deutsche evangelische Kirchenlied in seinen verschiedenen Epochen und Perioden vor. Es ist die Zeit der Reformation, der Gegenreformation, der Periode von 1618—1675, des Pietismus von 1675—1750, der Aufklärung von 1750—1800 und der neuesten Zeit, in der uns eine fast unerschöpfliche Fülle von Liedern und Liederdichtern in der größten Mannigfaltigkeit vor die Seele tritt. Auch an verschiedenen Dichterinnen fehlt es nicht, es sei nur an Luise Hensel, Agnes Franz, Julie v. Hausmann, Eleonore Fürstin Reuß erinnert. Diese Kirchenlieder tragen ja in ganz besonders charakteristischer Weise das Gepräge ihrer Zeit und Umgebung, ihrer theologischen und religiösen Richtung an sich. Die Missions- und Reichsgotteslieder, die Königs- und Vaterlandslieder sind noch besonders genannt. Nord- und Süddeutschland, Mitteldeutschland und die deutsche Schweiz sind dabei gleichmäßig berücksichtigt, der evangelisch-lutherische, reformierte, pietistische Typus tritt gesondert hervor. Zum Schlusse wird die Gesangbucherneuerung vom 19. Jahrhundert, wie unsere Aufgabe am Kirchenliede für Gegenwart und Zukunft besprochen. „Die Liturgik des Kirchenliedes, sagt der Verfasser mit Recht, ist noch nicht durchgebildet, geschweige zum Gemeingut geworden. Dazu fehlt noch viel, daß jedes Gesangbuch in seinen Hauptausgaben mit Melodiennoten versehen und in abgesetzten Verszeilen gedruckt wäre. Hier liegen für das 20. Jahrhundert ungelöste, aber verheißungsreiche Aufgaben. Unsere Gemeinden dürften nach frischen Quellen evangelischen Kirchengesanges." So bietet uns diese Sammlung in dankenswerter Weise den Schatz unserer Kirchenlieder wohlgeordnet dar. Wir möchten besonders auch für den Religionsunterricht an höheren Lehranstalten dieses Buch als geeignetes Hilfsmittel anempfehlen wegen seines frischen, anregenden und instruktiven Inhaltes. Der Preis ist billig (2 M. gebunden), die Ausstattung gut

Einführung in die Paläontologie. Von Gustav Steinmann. Leipzig 1903. Wilh. Engelmann. IX. 466 S. 12 M., geb. 13 M.

Wer sich in des Verfassers bereits vor 13 Jahren erschienene Elemente der Paläontologie vertieft hat, bedauerte stets, daß nur das Tierreich berücksichtigt war, die Pflanzenwelt wegen des Umfanges zurückstehen mußte. In dieser Einführung ist nun beiden Reichen ihr Recht geworden und nicht nur dem Studierenden, sondern auch anderen, welche nicht die Paläontologie zum Spezialstudium erkiesen, ein Ueberblick über die wichtigsten Ereignisse der paläontologischen Forschung gegeben. Aus diesem Grunde konnten auch nur die notwendigen und wichtigsten Tatsachen aus den einzelnen Tier- und Pflanzengruppen vorgeführt werden. Um den Inhalt des Buches noch nutzbringender zu gestalten, ist eine systematischere Behandlung des Stoffes gewählt, so daß das Buch auch als Führer durch eine systematische Lehrsammlung dienen kann. Verfasser ist von vorneherein überzeugt, daß manche Ausführungen nicht den Beifall aller Leser und Gelehrten finden werden, aber er betont mit Recht, der Anfänger müsse bald selbst sehen, wie wenig die hergebrachte Systematik mit den Forderungen der Abstammungslehre im Einklang steht. So ist das Buch weiteren Kreisen zu empfehlen, zumal 818 Textfiguren, deren Wiedergabe bei dem Engelmannschen Verlag wie stets großartig ist, erklärend mitwirken.

E. R.

✕

Allgemeine Rundschau.

Die Schulverhältnisse der Siebenbürger Sachsen.

Man kann die nationale Arbeit des Siebenbürger Sachsenvolkes am besten kennen und schätzen lernen, wenn man einen Einblick tut in die großartigen Opfer, welche das sonst arme Sachsenvolk für seine Schule bringt, ohne vom Staate irgendwelche Hilfe in Anspruch zu nehmen.

In den 249 Pfarr- und fünf Filialgemeinden der evangelischen Landeskirche gab es, wie die Deutsche Erde mitteilt, am Schlusse des Jahres 1900: 16 öffentliche Kindergärten, 51 Bewahranstalten, eine Kindergärtnerinnenbildungsanstalt (Kronstadt); ferner 73 einklassige, 103 zweiklassige, 31 dreiklassige, 17 vierklassige, 1 fünfklassige, 4 sechsklassige, drei siebenklassige und 3 achtklassige, zusammen 232 Volksschulen, ferner vier fünfklassige, drei siebenklassige und drei achtklassige, zusammen zehn höhere Volksschulen; dann noch in den Stadtgemeinden 13 Elementarschulen, vier vierklassige Mädchenbürgerschulen, 1 sechsklassige Knabenbürgerschule, 1 Unterrealschule (Kronstadt), 1 Unter- und Oberrealschule (Hermannstadt), 2 Untergymnasien (Mühlbach und Sächsisch-Reen), 5 volle Gymnasien (Hermannstadt, Kronstadt, Schäßburg, Mediasch, Bistritz), 1 Landeskirchenseminar (Hermannstadt). Außerdem wird die männliche erwachsene Jugend in allen und die weibliche in den meisten Landgemeinden in den sogenannten Fortbildungsschulen unterwiesen. In Mediasch, Marien-

burg und Bistritz bestehen Ackerbauschulen und in allen Städten und den größeren Marktgemeinden Gewerbelehrlings- und in Hermannstadt und Kronstadt auch Handelslehrlingsschulen. In Bezug auf den Schulbesuch stehen die deutschen Schulen der Landeskirche sehr günstig, am günstigsten von allen Schulanstalten Ungarns. Die Zahl der schulbesuchenden Kinder betrug 1900: 35,390, und zwar 19,499 Knaben und 15,891 Mädchen (wohl deshalb auffällig weniger Mädchen, da diese nur bis zum 14. Lebensjahr die Schule zu besuchen gezwungen sind). Nach dem Glaubensbekenntnis geordnet sind: 32,871 evangelische Schulkinder und 2519 fremdkonfessionelle. Vergleicht man die Zahl der Schulpflichtigen und Schulbesuchenden, so findet man, daß von 33,964 schulpflichtigen evangelischen Kindern 32,871, also 96.78 v. H., die Schule tatsächlich besuchen. Es bleibt also nur ein geringer Rest von 1093 die Schule nicht mehr besuchenden Kindern. Auch dieser Rest wird fast ausschließlich nur von solchen Kindern gebildet, die die Schule bis in ihr 12. Lebensjahr besucht haben, dann wegen zwingender Verhältnisse die vom Staate nicht mehr geforderten 2—3 letzten Schuljahre nicht benutzen, da sie in die Lehre gehen oder in einen Dienst treten. Nach den amtlichen statistischen Ausweisen des kgl. ungarischen Unterrichtsministeriums (Néptanitóklapja 1902, 47. Heft) besuchten im Schuljahr 1900—1901 in den Volksschulen Ungarns 82.04 v. H. der Schulpflichtigen den Unterricht. Der Muttersprache nach geordnet stehen auch da die Deutschen an erster Stelle mit 95.52 v. H., die Slowaken mit 87.6 v. H., die Madjaren mit 85.4 v. H., während die Siebenbürger Sachsen mit 96.78 v. H. alle überragen.

*

Der erste Erforscher von Tibet.

* Zu unserem Artikel „Der Dalai-Lama" in Nr. 24 ist ein Brief nicht ohne Interesse, den der österreichische Reichsratsabgeordnete Max Frhr. v. Kübeck an das Neue Wiener Tagblatt richtet und in dem er die Priorität der Erforschung Tibets für einen Ungarn Namens Alexander Czoma de Körösy in Anspruch nimmt. Baron Kübeck schreibt: Es dürfte nicht ohne Interesse sein, zu erfahren, daß ein Ungar Namens Alexander Czoma de Körösy es war, der als Mitglied der Asiatic Society of Bengal als erster schon Ende der dreißiger und Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts von Darjeeling, der Hauptstadt von Britisch-Sikkhim, aus, nach äußerst mühevoller und lebensgefährlicher Wanderung über die Himalayapässe, von denen der niedrigste über 20,000 englische Fuß über der Meeresfläche liegt, bis Lhassa gelangte und unter Duldung des gegen Europäer sonst furchtbar gestrengen Dalai-Lama zum Zweck von Sprachstudien sich einige Zeit dort aufhielt. Die Frucht dieser seiner Studien war die Herausgabe einer Grammatik und eines Wörterbuches der tibetanischen Sprache, welches Werk noch heute den einzigen und jedenfalls ersten sprachlichen Wegweiser für jenes wilde Hochland bildet. Um diese Arbeit zu der von ihm erstrebten Vollkommenheit auszugestalten, war Czoma de Körösy im Jahre 1842 im Begriffe, Lhassa zum zweitenmal zu besuchen, als ihn auf dem Wege dahin, noch vor Erreichung des Passes, in den Tiefen des dem Himalayamassiv vorgelagerten Rungeettales das Dschungelfieber ereilte, das ihn am 11. April 1842 in Darjeeling dahinraffte. Die Asiatic Society of Bengal hat ihrem verdienstvollen Mitgliede aus Ungarn in anerkennenswerter Pietät auf dem christlichen Friedhofe in Darjeeling, wo seine Gebeine ruhen, ein einfaches Denkmal mit einer englischen Inschrift errichtet, die in deutscher Uebersetzung lautet: „Alex. Czoma de Köröji, ein geborner Ungar, welcher in Verfolgung seiner philologischen Forschungen nach dem fernen Osten reiste und nach jahrelangen Entbehrungen, wie solche selten ertragen wurden, und in geduldiger, im Interesse der Wissenschaft geleisteter Arbeit ein Wörterbuch und eine Grammatik der tibetanischen Sprache verfaßt hat — sein bestes und wirkliches Denkmal. Auf dem Wege nach Lhassa, wo er seine Arbeiten wieder aufzunehmen gedachte, starb er in diesem Orte am 11. April 1842, 44 Jahre alt. Seine Mitarbeiter, die Asiatische Gesellschaft von Bengalen, widmen diese Inschriftstafel seinem Angedenken. Requiescat in pace!"

Kleinere Mitteilungen.

R. Die römisch-germanische Kommission des kaiserlichen Archäologischen Instituts ist nun gebildet worden und besteht aus folgenden Herren: Generalsekretär Prof. Dr. Conze und Prof. Dr. Otto Hirschfeld in Berlin, Prof. Dr. Löschcke-Bonn, Direktor Prof. Dr. Dragendorff und Oberbürgermeister Dr. Adickes in Frankfurt a. M., Prof. Dr. Eduard Meyer-Berlin, erster Direktor des römisch-germanischen Zentralmuseums, Prof. Dr. Schumacher-Mainz, Geh. Baurat Jacobi-Homburg, Prof. Dr. J. Ranke-München, Prof. Dr. v. Herzog-Tübingen, Prof. Dr. Fabricius-Freiburg i. B., Ministerialrat i. P. Soldan-Darmstadt, Prof. Dr. Henning-Straßburg, Hofrat Prof. Dr. v. Domaszewski-Heidelberg, Rektor Dr. Ohlenschlager-München, Direktor des Museums nassauischer Altertümer Prof. Dr. Ritterling-Wiesbaden, Direktor des Kestner-Museums, Prof. Dr. Schuchhardt-Hannover und Oberlehrer Prof. Dr. Wolff-Frankfurt a. M.

* Ein interessanter Fund wurde jüngst auf dem Kastell Vericianis („Wirzburg") bei Weißenburg a. S. gemacht, nämlich ein zusammenlegbarer römischer Maßstab, der zugleich als Zirkel benutzt werden konnte. Er ist aus Bronze, im Querschnitt fast quadratisch und genau einen Fuß lang, in der Mitte mit einem Scharnier versehen. Im ausgestreckten Zustand hält eine Feder beide Teile fest. Bemerkenswert ist die Einteilung auf drei seiner Flächen. Sie ist nicht durch Striche, sondern mit Punkten markiert, und zwar 12 Pollices, 16 Digiti und 4 Palmi. Ein zweites Exemplar, ein ähnlicher Maßstab, besitzt nur noch das Museum in Neapel. Dieser wurde bei den Ausgrabungen in Pompeji gefunden.

* Amerika als Sammler englischer Literaturdenkmäler. Der bekannte Finanzmann Pierpont Morgan hat die Manuskripte von Lord Byrons „Korsar" und von Bulwer-Lyttons „Letzte Tage von Pompeji" für 40,000 M. angekauft und durch seinen Sohn nach New-York mitnehmen lassen. Mr. Pulitzer, Besitzer der New-York World, hatte für die Manuskripte 30,000 M., Mr. Rockefeller 34,000 M. geboten.

* Eine balneologische Akademie? In Weimar hatte sich am vergangenen Sonntag eine Anzahl von Balneologen und Bäderinteressenten im Rathause zu einer Besprechung zusammengefunden, an der auch Oberbürgermeister Pabst und Regierungs- und Medizinalrat Professor Gumprecht teilnahmen. Zur Besprechung stand die Frage der Errichtung einer das gesamte Gebiet der physikalischen Therapie umfassenden balneologischen Akademie. Man kam überein, Dr. Schütz (Kösen) und Dr. Wiedeburg (Blankenburg im Schwarzatal) zu beauftragen, einen Plan auszuarbeiten und einer in Weimar einzuberufenden Generalversammlung vorzulegen.

* Auf dem Ersten Oesterreichischen Molkereitage, der am Mittwoch zu Wien abgehalten wurde, kamen die Vorschläge des Professors Behring zur Bekämpfung der Tuberkulose zur Erörterung. Die Mehrzahl der Redner meinte, man müsse die Erprobung der Behringschen Theorie abwarten und könne zur Frage des Zusatzes von Formalin zu der für menschlichen Genuß bestimmten Milch noch keine Stellung nehmen.

* Die „Zentralstelle für deutsche Personen- und Familien-Geschichte", von deren beabsichtigter Gründung wir seinerzeit unsern Lesern Kenntnis geben konnten, hat sich nun gegründet und lädt zum Beitritt ein. Die erste Generalversammlung des Vereins findet am 16. Februar 1904 zu Leipzig statt. Anfragen und Sendungen erbeten an Rechtsanwalt Dr. Breymann, Leipzig, Neumarkt 29.

Hochschulnachrichten.

□ **Würzburg.** Das Reisestipendium aus dem Landtagsstipendiumfonds im Betrage zu 1440 M. wurde dem Privatdozenten für innere Medizin Dr. Rostoski verliehen.

r. **Heidelberg.** Geheimrat Kuno Fischer hofft, im kommenden Sommer-Semester ein vierstündiges Kolleg über „Geschichte der Philosophie“ lesen zu können.

* **Berlin.** Als Nachfolger Professor Jollys in der Professur für Geistes- und Nervenkrankheiten an der hiesigen Universität soll der bekannte Psychiater Prof. Dr. Theodor Ziehen in Halle in Aussicht genommen sein. Prof. Ziehen ist ein geborener Frankfurter und steht im 42. Lebensjahre. Er war vordem Privatdozent und außerordentlicher Professor in Jena, folgte dann einem Rufe an die Universität Utrecht und ist erst vor kurzem als Nachfolger des Professors Hitzig nach Halle berufen worden.

* **Wien.** Die Frage der Nachfolgerschaft Professor Gussenbauers ist nunmehr durch die Berufung Professor Hocheneggs auf die freigewordene Lehrkanzel endgültig erledigt.

* **Kant-Feier an der Wiener Universität.** In besonders feierlicher, über den Rahmen ähnlicher Veranstaltungen hinausgehender Weise soll, wie die Neue Freie Presse meldet, der hundertste Todestag Kants an der Wiener Universität begangen werden. Die von der philosophischen Gesellschaft ausgehende Veranstaltung findet am 12. Februar im kleinen Festsaale der Universität statt. Die Festrede wird Professor Dr. Wilhelm Jerusalem halten. Der Rektor und eine große Anzahl von Professoren haben bereits ihr Erscheinen zugesagt.

r. **Basel.** In der Aula der Universität las am 27. v. M. Gymnasialprofessor Dr. Jakob Oeri, der Herausgeber des Burckhardtschen Nachlasses, den vierten Teil von Jakob Burckhardts noch ungedruckten „Welthistorischen Betrachtungen“ vor. — Der Ordinarius für romanische Philologie an der hiesigen Hochschule Professor Dr. Jules Jeanjaquet hat nach kurzer Lehrtätigkeit bereits sein Entlassungsgesuch eingereicht, um seine ganze Zeit und Kraft dem von ihm herausgegebenen welsch-schweizerischen Idiotikon widmen zu können.

r. **Zürich.** Am 29. Januar starb hier der außerordentliche Professor für vergleichende Literaturgeschichte an der Hochschule Dr. Louis P. Betz. Zu New-York am 18. Dezember 1861 geboren, aber in Zürich und Straßburg erzogen, mußte er seine Studien unterbrechen, um in der Lederfabrik seines Vaters geschäftlich tätig zu sein und gelangte erst im Jahre 1896 zur Habilitation an der hiesigen Universität. Seine Veröffentlichungen betreffen in erster Linie seinen Lieblingsdichter Heine („Heine in Frankreich“, „Heine und Musset“, „Die französische Literatur im Urteil Heines“), Pierre Bayles Nouvelles de la république des lettres und eine von dem früh verstorbenen französischen Vertreter seiner Spezialdisziplin, Josephe Texte, bevorwortete fleißige Bibliographie der vergleichenden Literaturgeschichte. Ende 1902 hat Prof. Betz zum Teil an verschiedenen Orten erschienene, zum Teil unpublizierte Arbeiten gesammelt in den „Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte der neueren Zeit“, welche ihrer geistreichen Darstellung halber auch außerhalb des Zunftkreises zahlreiche Freunde fanden.

hc. **Ehrung.** Der Präsident der Wiener Akademie der Wissenschaften, Professor der Geologie der Wiener Universität i. R., Dr. Eduard Sueß, ist zum Ehrenmitglied der Universität Dorpat ernannt worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Kalender der Deutschen Adels-Genossenschaft 1904. Herausgegeben durch das Schriftführeramt. Neudamm. J. Neumann. 379 S. — Berg- und Hütten-Kalender für das Jahr 1904. Begründet und herausgegeben von Dr. August Huyssen. 49. Jahrgang. Essen. G. D. Baedeker. — C. P. Tiele: Grundzüge der Religionswissenschaft. Eine kurzgefasste Einführung in das Studium der Religion und ihrer Geschichte. Autoris. deutsche Bearbeitung von G. Gehrich. Tübingen u. Leipzig 1904. J. C. B. Mohr. 70 S. — Martin Schütze: The Services of Naturalism to Life and Literature. Chicago 1903. University Press. 19 S. — Bernhard Kellermann: Yester und Li. Die Geschichte einer Sehnsucht. Berlin u. Leipzig 1904. Jacques Hegner. 324 S. — Dr. Wilhelm Ohr: Die Kaiserkrönung Karls des Grossen. Eine kritische Studie. Tübingen u. Leipzig 1904. J. C. B. Mohr. 153 S. — Jena als Universität und Stadt. Herausgegeben vom Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs. 2. umgearb. Auflage. Jena. Verlag des Vereins. 64 S. — Dr. Karl Frey: Wilhelm Waiblinger. Sein Leben und seine Werke. Aarau 1904. H. R. Sauerländer u. Co. 153 S. — Dr. Ernst Schäfer: Sevilla und Valladolid, die evangelischen Gemeinden Spaniens im Reformationszeitalter. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Jahrgang 61, Stück 1.) Halle a. S. 1903. Max Niemeyer in Komm. 137 S. — Paul Kalkoff: Die Anfänge der Gegenreformation in den Niederlanden. 1. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Jahrg. 61, Stück 2.) Ebenda. 112 S. — Otto Keller: Illustrierte Geschichte der Musik. 2. stark verm. und neubearb. Aufl. (Band I.) München. Eduard Koch. 309 S. — Dr. Felix Poppenberg: Maeterlinck. (Moderne Essays. Heft 30.) Berlin 1903. Gose u. Tetzlaff. 44 S. — Dr. Eduard Fueter: Religion und Kirche im 15. Jahrhundert. Tübingen u. Leipzig 1904. J. C. B. Mohr. 78 S. — Griechenland. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. 4. Aufl. Leipzig 1904. Karl Baedeker. 438 S. — Dr. Albrecht Wirth: Geschichte Asiens und Osteuropas. Band I: Von den Anfängen bis 1790. Lieferung 1. Halle 1904. Gebauer-Schwetschke. — Lic. Albert Bruckner: Die 10 Gebote im Lichte der Moraltheologie des heiligen Alphons von Liguori. Schkeuditz 1904. W. Schäfer. 173 S. — Dr. Felsch: Die Hauptpunkte der Psychologie mit Berücksichtigung der Pädagogik und einiger Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens. Cöthen 1904. Otto Schultze. 472 S. — Mildred K. Pope: Étude sur la langue du Frère Angier suivie d'un glossaire de ses poemes. Oxford. Parker & Son. (Paris, Picard & fils). 129 S. — Dr. Hjalmar Crohns: Die Summa theologica des Antonin von Florenz und die Schätzung des Weibes im Hexenhammer. Helsingfors 1903. Finnische Literatur-Gesellschaft. 23 S. — Carl Voretzsch: Die Anfänge der Romanischen Philologie an den deutschen Universitäten und ihre Entwicklung an der Universität Tübingen. Akademische Antrittsrede, gehalten am 19. November 1903. Tübingen 1904. H. Laupp. 32 S. — Neueste Tageskarte von Ostasien. Mit Begleitworten: Ostasien vom politisch-militärischen Standpunkte. Bearb. von Paul Langhans. Gotha 1904. Justus Perthes. — Dr. Oskar Albrecht: Zur ältesten Geschichte des Hundes. Studien zur Geschichte seiner Zähmung, Verbreitung und Rassengliederung. München 1903. Ernst Reinhardt. 62 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1904. 133. Band. Drittes Heft. (5626)1

Inhalt: Die politische und soziale Entwicklung Japans. — Ostmarkenzulagen. — Denifle und sein Luther. II. — Neue Tischreden von Martin Luther. — Reichstagsbrief. — Professor Heiner gegen Graf v. Hoensbroech. — Zum Kapitel des Nackten in der Kunst. — Beiträge zur Bistumsgeschichte von München-Freising. — Berichtigung.

Digitized by Google

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 2. Februar. Nummer 26.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Zur Erinnerung an Theodor Mommsen. Von Alfred Dove.
Eine neue Originalsammlung von Tischreden Luthers. Von —n.

II. Bücher und Zeitschriften.

Herm. Anders Krüger: Pseudoromantik.

III. Allgemeine Rundschau.

Die Forschungsreise Dr. Manns. — Radiumwirkung der Erdoberfläche. — Versteigerung einer Büchersammlung. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Zur Erinnerung an Theodor Mommsen.

Von Alfred Dove.

Vielleicht entsinnen sich auch andere noch eines ausdrucksvollen Moments, dessen Bild sich mir unauslöschlich eingeprägt hat; war es doch das letztemal, daß ich Theodor Mommsen ins Antlitz schauen durfte. Es muß am 6. April 1897 gewesen sein: in einem Zimmer der Südfront des alten Akademiegebäudes zu Berlin hielt die Zentraldirektion der Monumenta Germaniae ihre Jahresversammlung ab. Nah am großen Fenster, neben dem Präsidenten, saß Mommsen und führte längere Zeit das Wort; es betraf die Ausgabe der ältesten Papstbiographien, mit der er gerade beschäftigt war. Er sprach mit dem tiefsten Ernst und doch — noch im achtzigsten Jahr — im Interesse der Forschung leidenschaftlich erregt; sarkastisch spitzte der Ton der feinen Stimme die rasche Rede zu, die mitunter von ungeduldigem Zucken der Schulter begleitet wurde. Unverhofft brach draußen die Frühjahrssonne durch und goß ihm vom Scheitel herab einen Silberschimmer über die mächtige Stirn, rechts und links wehten die weit abstehenden Flügel des langen Greisenhaares in geisterhaftem Licht; desto dunkler erglühten hinter der Brille die sinnvollen Augen, desto schärfer schatteten sich in Wangen und Stirn die von kritischer Uebung gezogenen Furchen ab. Doch dies alles hatte man ähnlich oft gesehen; das Besondere war, daß der nämliche Mittagsstrahl eine zweite geniale Erscheinung hervorzauberte. An der Wand gegenüber war eine Marmorbüste des alten Voltaire bis dahin kaum beachtet worden; jetzt auf einmal ward sie lebendig, blinzelte, schmunzelte, offenbar um die Wette mit dem verklärten Eifer Mommsens. Jeder Zuschauer freute sich des herrlichen Zusammenspiels. Schien es bald, als bezwänge der leichtfertige Priester der Aufklärung mühsam seinen Spott über soviel Schwung des Gemüts und so gründliche Sachkunde, so lächelte gleich darauf das gescheite Perückengesicht durchtrieben vergnügt über den pikanten Esprit einer maliziösen Pointe. Die Erscheinung schwand, die Empfindung blieb: einem Manne zu lauschen, wohl wert, daß die vornehmsten Träger des modernen Geistes vertraute Zwiesprache mit ihm hielten. Gewiß stand sein Wesen und Wirken fest auf dem Boden seiner Zeit, doch ging es in ihr nicht auf. Wie er die historische Weltansicht unserer Tage mit dem rücksichtslosen Verstande des 18. Jahrhunderts durchdrang, so wußte er einen Sammelfleiß, würdig des 16. oder 17., durch jenes Gefühl für das Ganze zu beseelen, mit welchem die früheste humanistische Begeisterung einst das römische Altertum ergriffen hatte. Zwar nicht eine ganze Akademie, wie Friedrich der Große Voltaire nachrief, wog der eine Mommsen auf; wohl aber besaß er — in der Beschränkung des Meisters — eine ganze Wissenschaft in unerhörtem Grade, und was er an ihr besaß, war großenteils erst durch ihn überhaupt der Welt erworben.

Auf die Blütezeit unserer Poesie und Philosophie ist vom zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts an eine andere deutscher Erfahrungswissenschaft gefolgt, die sich ebenso doppelt entfaltete, hier als Naturforschung, dort als historische. Die Generation von großen Gelehrten, die an die Stelle der Dichter und Denker trat, mußte deren eigentlicher Fortsetzung entsagen und zudem die neue Arbeit unter sich verteilen; denn beide Seiten der Wirklichkeit selbsttätig zu umfassen, erkühnte sich höchstens der Traum des Dilettanten. Der Verzicht auf die Philosophie, die just in den letzten Hegelschen Zügen lag, ist dem jungen Mommsen vermutlich nicht schwer gefallen. „Der Zaubertrank der Spekulation, immer gefährlich, ist, verdünnt und abgestanden, sicheres Gift“, sagt er in der Römischen Geschichte. Half das wenige, was er davon zu sich nahm, ihn dem Glauben des väterlichen Pfarrhauses, nicht ohne herben Seelenschmerz, für immer zu entfremden? Noch in ungedruckten Versen der funfziger Jahre klingt es wehmütig nach:

> Und ich weiß doch, was wir hatten —
> Meinem Vater war's kein Scherz;
> Wie der Schnitter sucht den Schatten,
> Heischt den Frieden unser Herz . . .

freilich bald gefaßt übertönt durch den Ausruf Faustisch unbestimmter Andacht:

> Bete, daß er um uns walte,
> Unser namenloser Hort!
> Bete, daß er uns erhalte
> Ernsten Sinn und leichtes Wort!

Mit der Poesie hat sich der Werdende sorgfältig auseinandersetzen müssen; für sie kam ihm das Bedürfnis nach konkreter Auffassung zustatten, das ihm den Trank der Spekulation verleidete. Dazu gesellte sich lebhafte Phantasie, ebenso warme wie weiche Empfindung, quellende Sprachgewalt, endlich hier positiv die Handreichung des Vaters. „Ihm, dem stillen, bescheidenen und genialen Manne,“ sagt der jüngere Bruder Tycho, der sich hernach der Pflege Pindars und Shakespeares widmete, „verdanken wir die früh erwachte und nie erloschene Liebe zum Studium der Sprachen und Literaturen aller Art.“ Und so machten denn beide Brüder zusammen mit Theodor Storm 1843 am Schluß ihrer Kieler Studentenzeit einen kecken lyrischen Ausfall ins Publikum mit dem „Liederbuch dreier Freunde“; Theodor Mommsen, wiewohl am fleißigsten beteiligt, allerdings bereits in ironischer Selbsterkenntnis. Seufzt er doch in einem Sonett auf Mörike, vor dem nach Storms Zeugnis „die kleine übermütige und zersetzungslustige Schar, die geneigt war, möglichst wenig gelten zu lassen, unwillkürlich Halt machte“:

Ach, wir sind oft anmutig, oft erhaben;
Allein Gervinus stellt uns zu der Prose,
Und Recht behält er, sind wir erst begraben.

Noch unverblümter schreibt er im Januar 1858, eben vom Fieber genesen, einem Freunde, dem er ein „Carmen" überschickt: „Allmählich aber kommt man wieder auf die Strümpfe und hat auch mein Talent, mich zu jeder Zeit betrinken und Stammbuchverse fabrizieren zu können, sich wieder eingefunden." Bis in späte Tage drückt er gelegentlich stets echte Gefühle behend in Reimen aus; aber immer drängt sich sein herrschgewohnter Verstand an die Seite des Gefühls, derselbe Verstand, der zugleich bemerkt, daß so keine reine Dichtung entspringe. So blieb er Kenner und Schätzer aller wahren Poesie, wie aus tausend epigrammatischen Anspielungen und Zitaten, hundert strengen, aber nicht minder feinen Urteilen, vor allem aus seiner wunderbaren Uebersetzungskunst erhellt, die nur öfters, zumal den antiken Proben ein Körnchen Salz oder Pfeffer mehr einstreut, als das Original enthielt. Sein eigenes dichterisches Empfinden stellt er alsdann in den vornehmen Dienst seiner Geschichtschreibung, seiner Festberedsamkeit, seiner gemütbewegten Prosa überhaupt. Für Musik, beiläufig, sprach er sich jeden Sinn ab — Frisia non cantat.

So die Abkehr von den hochfliegenden Berufen der Vergangenheit, unter den die Welt zu Fuß durchwandernden der Gegenwart traf er ohne Schwanken seine Wahl. Er hat mit ausgezeichneten Naturforschern enge Freundschaft geschlossen, so in frühen Mannesjahren in Zürich mit dem Physiologen Carl Ludwig, nachher in Berlin mit dem Mathematiker Leopold Kronecker, und er achtete deren Arbeit gleich hoch wie die seine. Aber er kam sich doch 1856 unter solchen Gelehrten wie „Saul unter den Propheten oder vielleicht Prophetenkind unter den Bären" vor und schrieb im Mai 1865 an Ludwig, nachdem er dessen Leipziger Antrittsrede gelesen, betrübt: „Was ist unsere Bildung für ein jämmerlich einseitiges Ding, daß ich von euren Schätzen eigentlich doch nur das verstehe, was ich in Deiner Persönlichkeit empfinde!" Allein er tröstete sich praktisch mit dem, was er später zum Lobe Kaiser Wilhelms I. sagt: daß der rechte Mann ein Fachmann sein soll und kein Dilettant und eben deshalb den Mut und die Weisheit haben, den anderen Fachmännern zu vertrauen. So schlug er denn wohl in der Akademie betreten die Augen nieder, wenn du Bois-Reymond in seinen Ansprachen auf historisch-philologische Abenteuer ausging; doch er gönnte als maßgebendes Mitglied den naturwissenschaftlichen Anliegen als solchen vollkommen unparteiisch die gleiche Förderung durch den Staat. Er sah in der überlieferten Ordnung der Fakultäten manchen Widersinn, aber schalt nicht, wie Treitschke so gern, auf die Anwesenheit von „Apothekern" in der philosophischen; unbefangenes Zusammenwirken der Vertreter verschiedener Forschbetriebe galt ihm für einen Vorzug. Wenn er nun persönlich von Haus aus zur Fahne der Geisteswissenschaft geschworen hatte, so hat darauf die Erziehung immerhin eingewirkt — beide Brüder, August wie Tycho, wurden Philologen; ohne Zweifel jedoch gehorchte er zumeist einer inneren Bestimmung: sein Herz schlug einzig für die geschichtliche Realität. Auch formal, zum juristischen Studium, wird ihn sein eigenes Wesen geleitet haben: denn so wirksam in ihm das ästhetische Verlangen und Vermögen war, von dem logischen wurde es doch noch sichtlich übertroffen. Er begann mit ernsten Studien des römischen Privatrechts, dem er in seinen ersten Professuren zu Leipzig, Zürich und Breslau 1848—1858 pflichtmäßige Lehrtätigkeit, neben mancher kleineren literarischen Leistung durch die kritische Ausgabe der Digesten 1868—1870 eine seiner philologischen Großtaten dargebracht hat. Doch schon der Student trieb daneben als Hörer und Leser Philologie und Antiquitäten überhaupt; die ersten Schriften des jungen Doktors behandelten die römischen Genossenschaften, die wechselnde Gestalt der Gerichtsverfassung seit den Gracchen, die Bedeutung der alten Tribus für die Verwaltung und traten so in den Kreis des öffentlichen Lebens früher und später Zeit. Unwillkürlich hatte Mommsen in der Rechtsidee das Lebensmark des Römertums berührt, für den Umfang der halben Welt der klassischen Antike eine Zentralansicht gewonnen; sie für sich und andere durch rastloses Forschen zu einer Totalansicht auszubilden, ward die Aufgabe für seine wissenschaftliche Riesenkraft.

In einem Rückblick, den er im November 1893 nach seinem funfzigjährigen Doktorjubiläum von Rom aus angestellt, spricht er sich über die Natur seiner Leistung mit bescheidenem Selbstbewußtsein also aus: „Die Epoche, wo der Geschichtsforscher von der Rechtswissenschaft nichts wissen wollte und der Rechtsgelehrte die geschichtliche Forschung nur innerhalb seines Zaunes betrieb, wo es dem Philologen als ein Allotrium erschien, die Digesten aufzuschlagen und der Romanist von der alten Literatur nichts kannte als das Corpus Juris, wo zwischen den beiden Hälften des römischen Rechts, dem öffentlichen und dem privaten, die Fakultätslinie durchging, wo der wunderliche Zufall die Numismatik und sogar die Epigraphik zu einer Art von Sonderwissenschaften gemacht hatte und ein Münz- oder ein Inschriftenzitat außerhalb dieser Kreise eine Merkwürdigkeit war, — diese Epoche gehört der Vergangenheit an und es ist vielleicht mit mein Verdienst, aber vor allen Dingen mein Glück gewesen, daß ich bei dieser Befreiung habe mittun können." Er gedenkt darauf dankbar der inneren Anregung und äußeren Förderung, die er von älteren philologischen Freunden, vor allen Jahn, Haupt, Welcker, Lachmann erfahren, wie dann das Land Italien mit dem ewig belebenden Atem seines Bodens und in Italien die Lehre des Altmeisters der Inschriftenkunde, Borghesi, die treue Arbeitsgemeinschaft mit den Freunden Henzen und Rossi befreiend und den Blick erweiternd auf ihn gewirkt. Das sind persönliche Erinnerungen, die zur Ergänzung einladen. Das Programm, das einst Wolf nach Ideen Wilhelm v. Humboldts für eine einheitlich allseitige Altertumswissenschaft aufgestellt, zielte freilich vornehmlich auf das Griechentum und somit mehr auf das individuelle Kulturleben des nationalen Geistes. Aber Wolfs Schüler Böckh zog in seiner trockenen Gediegenheit gerade bisher vernachlässigte Außenseiten hellenischen Daseins in Betracht; er drang zum exakten Verständnis der berechenbaren Größen vor, in Wirtschaft, Finanz, Münze, Maß, Gewicht und Zeitrechnung, er lehrte die griechischen Inschriften als historische Urkunden verwerten. Und schon zuvor hatte Mommsens großer Landsmann Niebuhr durch seine Römische Geschichte nicht bloß eine neue Aera historischer Kritik heraufgeführt, sondern wirklich bereits ein Vollbild wenigstens der ältesten Zeiten Roms mit dem kühnsten Wagnis im hohen Stil seines eigenen Charakters geschaffen. Unvollendet, im Neuen ebenso anfechtbar wie überraschend, mußte es ebenbürtige Geister zum Wetteifer reizen; früh schwang sich der junge Mommsen vom „festesten Glauben an Niebuhrs glänzende Phantasien" zur doppelt erhebenden Einsicht, „mit Niebuhr geirrt zu haben", auf. Auch ein Vorläufer in einer Hauptrichtung seiner eigensten Denkarbeit, in der begrifflichen Analyse des römischen Staatsrechts, war ihm in Rubino erstanden. Und wer wollte die Anregungen aus dem weiteren geistigen Umkreise aufzählen? Stellte nicht die tiefsinnige Germanistik Jacob Grimms ein gemeingültiges Muster alles durchdringender und verbindender Volkskunde dar? Lieferte nicht die moderne Sprachwissenschaft überhaupt auch dem klassischen Philologen ein ehedem unbekanntes Werkzeug für geschichtlich ergebnisreiche Untersuchung?

Auch in der Geschichte der Wissenschaften führen die großen Männer nur aus, was an der Tagesordnung ist, aber auch hier nicht deswegen, sondern weil sie große Männer sind. Mommsen ward bei seiner Entwicklung zum universellen Romanisten nicht etwa von einer Idee geleitet, von der objektiven Betrachtung dessen, was zeitgemäß wünschenswert oder geradezu notwendig sei. Ihn trieb die Natur, die ihm eingeborene unersättliche Arbeitslust und Wißbegier, der gleich starke Drang nach massenhafter wie streng disziplinierter Wahrheit; jedes Stück derselben ward in ihm ganz von selbst vom Widerschein aller anderen getroffen, bis die Fülle des Einzelnen im Licht

Google

des Ganzen strahlte. Zur Entfaltung gelangte diese seine geistige Natur auf der italienischen Wanderschaft in den Jahren 1845—1847, die an Bedeutung der achtzehn Jahr früher unternommenen Studienreise Rankes zu vergleichen ist: was für diesen die Archivalien, zumal die venezianischen, wurden für Mommsen die Denkmäler, in erster Linie die Inschriften im Königreich Neapel, deren Sammlung und Bearbeitung ihm Borghesi als besonders dringend und lohnend empfohlen hatte. Nah an hundert Aufsätze und Notizen taten gleich damals dar, wie umsichtig sein Scharfblick an jedem Punkte einsetzte; die meisten in italienischer Sprache, in der er sich stets gewandt, wenn auch nicht mit so unnachahmlicher Grazie bewegt hat, wie in seinem vollkommen reinen und dennoch überaus individuellen Latein. Sie beziehen sich in der Regel auf Inschriften, deuten indes bereits auf die erste Reihe der künftigen Hauptwerke im allgemeinen hin. Streng wissenschaftlich nimmt in dieser den höchsten Rang die 1852 veröffentlichte, fast 8000 Nummern zählende Ausgabe der **Inscriptiones regni Neapolitani Latinae** selber ein, als Meisterstück jener fachmännischen Technik, für die es kein innen und außen gibt, die vielmehr jedes Mittel den Zweck direkt zu vergegenwärtigen nötigt. Mommsen schwang sich dadurch auf den Meisterstuhl der Inschriftenkunde des Jahrhunderts. Aus den Oskischen Studien von 1845 ging sodann 1850 das Werk über die unteritalischen Dialekte hervor, als sprachwissenschaftliche Frucht der neapolitanischen Inskriptionenforschung. Mommsen war kein geborener Linguist im absoluten Sinn, die internationale Sprachvergleichung nennt er einmal ein unentbehrliches, aber gefährliches Werkzeug; hier aber im engeren Bezirk gelang ihm trotzdem eine geist- und beziehungsreiche Leistung, durch die besonders die Stammesverhältnisse aufgeklärt wurden. Vor allem entnahm er selbst diesen Studien den anschaulichen italischen Nationalbegriff, den er seiner Römischen Geschichte zugrunde gelegt hat. 1846 begonnene Untersuchungen über den Kalender mündeten in das Buch über die römische Chronologie bis auf Cäsar, worin Theodor Mommsen 1858 mit altrömischer Unbefangenheit eine kritische Hinrichtung an den Theorien seines jüngsten Bruders August vollzog. Dem genialsten Wurf entsprangen endlich die numismatischen Forschungen von 1850, die zehn Jahr später in der Geschichte des römischen Münzwesens ihre Vollendung fanden. In epochemachender Weise wurde hier, was bisher eine bloße Museumsdisziplin gewesen, für nah und fern auf die Stufe einer wirtschafts- und staatshistorischen Wissenschaft erhoben.

Kaum heimgekehrt, wurde Mommsen vom Sturme des Jahres 1848 getroffen. „Ich denke sehr groß von dem Journalisten, wenn er auf politischer Leidenschaft ruht," schrieb er mir noch 1895; von ihr mit den Besten erfaßt, übernahm er in Rendsburg die Redaktion der Schleswig-Holsteinschen Zeitung, die sich der nationalen Sache der Herzogtümer weihte. Daneben unterrichtet er in einer Töchterschule und plaudert mit den Mädchen französisch, während er eilige Artikel korrigiert. Im Herbst auf Fürwort Jahns nach Leipzig berufen, trat er mit diesem und Haupt, mit Gustav Freytag und den geistig vornehmsten Buchhändlern in regen Verkehr, der durch besonnen liberale Teilnahme an der Politik gehoben ward; bis ihn 1851 die Reaktion unter Beust mit Jahn und Haupt zusammen aus dem Amte stieß. Ein Jahr später bot ihm die Züricher Universität eine Zufluchtsstätte dar. Diesen Umständen verdankt die Römische Geschichte ihren Ursprung. Im Frühjahr 1850 hielt Mommsen in Leipzig einen populären Vortrag über die Gracchen; die Inhaber der Weidmannschen Buchhandlung, Karl Reimer und Salomon Hirzel, die sich mit der Idee einer Sammlung von Handbüchern trugen, erkannten ihren Mann. Nicht im Traum hatte Mommsen je an Geschichtschreibung gedacht, doch er sagte zu; in Reue schlug er einen Ersatzmann vor, die klugen Weidmänner hielten ihre Jagdbeute fest — unter so vielen unheilvollen Anstiftungen deutscher Verleger muß man diese glorreiche in ewigem Gedächtnis behalten. Der erste Band wurde seit 1852 in Zürich verfaßt, neben mancherlei anderer Arbeit, darunter die römischen Inschriften der Schweiz. Als er fertig vorlag, verlobte sich Mommsen Ostern 1854, sechsunddreißigjährig, mit Reimers Tochter, die er im Herbst an den neuen Wohnsitz Breslau heimführte. „Es mag wohl richtig sein," schreibt er, vier Wochen vermählt, am 8. Oktober von dort, „daß die Ehe in engere Kreise bannt; aber ich meine es doch schon zu empfinden, daß sie humanisiert und der wüsten Schreibmaschinerie ein Ende macht. Es war Zeit. Was mir die Zukunft bringt, weiß ich nicht; aber mit der Vergangenheit, so gern ich sie verlebt habe, möchte ich sie nicht tauschen. Ich hoffe es durchzuführen, daß ich der Wissenschaft treu bleibe nach wie vor; darin, glaube ich, irrst Du, daß man hiefür verlieren muß, wenn man sich ein Haus gründet — es kommt doch nicht allein auf die Zahl der freien Stunden an, sondern auf den lebendigen, allem Menschlichen fröhlich zugewandten freien Sinn. Ketzer, verstehst Du, wenn ein Gläubiger redet?" Dieser Glaube hat beinahe funfzig Jahre hindurch in glücklichster, kinderreichster Ehe Berge von lastender Arbeit versetzt, vielleicht damals zu Anfang in Breslau am erstaunlichsten. Wurden doch bis 1856 nicht nur der zweite und dritte Band der Geschichte geschaffen, sondern auch der erste, vielfach verändert, neu ediert; wozu wiederum eine Menge geringerer, besonders rechtshistorischer Leistungen kam. Mitte 1855, elf Tage vor der Geburt des ersten Kindes, schreibt Mommsen selbst einmal offen von einer „beispiellosen Arbeitskalamität. . . . Es ist mir nur recht lieb, daß so ein Wurm nicht gleich Umgang braucht und fürs erste nicht einmal Prügel, denn ich habe wahrhaftig keine Zeit dafür. Werdet nicht irr an mir; die Wellen gehen hoch, aber ich gehe mit." Er ist bis zur letzten seines Daseins mitgegangen.

Es ist Sitte geworden, Unsitte müßte es eher heißen, Mommsens Römische Geschichte, wie sie, bis auf Cäsar herabgeführt, in der Mitte der funfziger Jahre, ans Licht trat, vorzüglich als großartigsten Ausdruck der Stimmung oder gar Verstimmung jener trüben Zeit zu schätzen; gleich als rühmte man ein reizend geformtes, mit edelstem Weine gefülltes Glas um so mehr, je deutlicher sich darin das Zimmer spiegelt. Das Buch ist als köstliches Kunstwerk von höchstem wissenschaftlichen Gehalt bewundernswert; daneben überaus anziehend als absichtlich subjektiver Erguß einer in seltenem Maße reichen Menschenseele, die natürlich auch Umwelt und Gegenwart aus Erfahrung in sich trägt. „Dank für Deinen Brief, auch für Dein Lob," schreibt Mommsen am 30. April 1856 nach Vollendung des Ganzen aus Breslau an Ludwig. „Was soll ich's nicht sagen, daß es mich unbeschreiblich freut! Ich habe so mein Bestes und mein Eigenstes in dieses Buch gelegt, es ist so innerlich erlebt, daß es mir auch wie ein Frühling ist, wenn ich nun sehe, ich bin doch nicht allein mit meinem eigensten Hoffen und Bangen." Hiermit meint er seine Ideale im allgemeinen, darunter freilich auch die liberalpolitischen, wie sie Freund und Feind gleich eifrig aus dem Werk entnahmen. Und so scherzt er bald darauf, am 18. Juli, selbst: „Man hat mir ungebeten meine Stellung etwas verbessert, und Zulage — Du weißt, daß ich stolz bin auf die Entdeckung der Abstammung dieses Wortes von **soulagement** — tut auch dem Demokraten und oppositionellen Historiker wohl, um so mehr, als er sich nicht genötigt sieht, Dankbarkeit zu empfinden." Im Ernst dagegen hat er sich doch nur zu einer allgemein modernen und entschieden positiven Tendenz bekannt. „Ich sehe eben einen Deiner älteren Briefe wieder durch," heißt es am 9. August, „worin Du mich tadelst, daß ich die Römer des 7. Jahrhunderts, das Publikum nämlich, zu sehr ins Kleine gemalt habe. Du hast wohl nicht Unrecht; aber ich konnte doch kaum anders — man muß das Bild der gesunden, wenn auch einseitig entwickelten und insofern selbst schon abnormen Aristokratie aus dem zweiten und dritten Buch hinzunehmen, um die beiden folgenden richtig zu fassen. Denn ich frage: ist es möglich, den mächtigen Organismus, den die Krankheit zerstört, in der Schilderung der Krankheit anders vor die Seele zu bringen als teils in der Erinnerung an die Zeit der Gesundheit, teils durch die Krankheit selbst? Vielleicht kommt freilich auch

das dabei hinzu, daß ich, soweit ich kann, der Gegenwart lieber den Stolz auf sich als den Stolz auf das große Altertum beibringen möchte; obwohl sie übrigens, wie ich gern zugebe, beide gleich berechtigt und gleich unberechtigt sind." Kaum anders hatte vierzig Jahr früher der ruhige Böckh seine Betrachtung des attischen Staates mit dem Urteil abgeschlossen: die Griechen hätten den Keim des Unterganges in sich selbst getragen, die Bildung größerer Staatswesen in verfassungsmäßigen Monarchien erscheine als ein wesentlicher Fortschritt des gebildeten Menschengeschlechts.

Nein, politische Leidenschaft hat dem Geschichtschreiber Mommsen nicht die Hand geführt, ihr machte er damals wie sonst nicht auf Umwegen der Anspielung, sondern unmittelbar in Gespräch und Briefwechsel Luft; die Gemütsbewegung, aus der die Römische Geschichte im ganzen und einzelnen hervorging, war stets und allein die des Forschers und des Künstlers. Die volle Wahrheit der geschichtlichen Erscheinung des Römertums, deren genauer Erkenntnis er bisher nach allen Richtungen auf- und untersuchend nachgetrachtet, sie strebte er nun in der Einheit ihrer Mannigfaltigkeit, tief und weit, im Beharren und Fluß, sich selbst und den Zeitgenossen darzustellen. Jede seiner persönlichen Gaben kam dabei ins Spiel: Verstand und Anschauung, Witz und Gefühl, Verwegenheit und Hingebung setzten sich ins Gleichgewicht, um zustande zu bringen, was so noch nicht dagewesen: die in allseitiger Lebensschilderung abgerundete Geschichte einer großen Nation, überdies durch ebenso lebendige Vergegenwärtigung der umgebenden Völkerwelt gehoben und getragen. Das Verdienst dieser Tat wird durch das Zugeständnis nicht verringert, daß kein anderer Stoff einer solchen Behandlung dergestalt entgegenkommt; eine griechische oder deutsche Geschichte ähnlich aus dem Vollen zusammengenommen und folgerecht zu schreiben, würde unendlich schwerer sein. Wie auch immer aus einem Guß, unanfechtbar klassisch erscheint das Werk doch nur in der Mitte, im dritten und vierten Buch, die vom Zusammenstoß mit Karthago bis zum Tode Sullas reichen. Die größte wissenschaftliche Umwälzung bedeuteten die ersten beiden, in denen an Stelle der Ueberlieferung nicht allein, sondern ebenso jener Niebuhrschen Phantasien eigene Konstruktionen traten; denn ohne solche gelangt die Kritik auf diesem Gebiet über bloße Verneinung kaum hinaus. Mommsen selbst, der an diesen Teil natürlich die härteste Arbeit, die freudigste Energie gesetzt, war doch auch in der Reihe der Unzufriedenen wohl der erste. „Meine Geschichte wird jetzt wieder gedruckt;" schreibt er am 18. Juli 1856, „die erste Auflage, 2500 Exemplare, ist vergriffen. Mich freut's, kannst Du denken; aber ich glaube, doch noch mehr der bessere Gewinn, daß ich an meinem Werk, besonders am ersten Band, so manches Schwache, Flache und Irrige bessern kann." „Der erste Band gibt viel zu tun," heißt es drei Wochen später, „das erste Buch namentlich, womit ich fertig bin, wirst Du sehr anders finden, freilich nicht nach dem Gustus meiner Rezensenten, sondern nach der schärferen Selbstrezension des Verfassers; und noch kann ich gar nicht sagen, wann und wie diese Arbeit zu Ende läuft." In weiterem Sinne hat er die Nacharbeit noch länger als zwei Jahrzehnte fortgesetzt, in die umfassende kritische Bewegung, zu der sein kühner Wurf den Anstoß gab, auch nach der früher von ihm zurückgeschobenen Seite der eigentlich historischen Quellenanalyse rüstig eingegriffen und seine Darstellung der ältesten Epochen mehrfach modifiziert, an der die literarische Jugendschönheit das unvergänglichste bleibt. Für das den letzten Band füllende fünfte Buch, die Zeit von Sulla bis Cäsar, stieß er auf die entgegengesetzte Schwierigkeit einer für den Entdeckertrieb bereits zu glatt gebahnten Straße. „Ich stecke tief in Cäsar und Pompejus," meldet er am 2. Februar 1855. „Ob es möglich sein wird, auf dieser so oft bemalten Tafel noch scharfe Züge und frische Farben herzustellen, weiß ich nicht." Wie man sieht: auf den Wetteifer des Künstlers fühlt er sich beschränkt. Und in der Tat hatte Drumanns ebenso bedeutende wie ungeschlachte Geschichte Roms in seinem Uebergang von der Republik zur Monarchie dem Nachfolger das Urteil über „Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen" in allem wesentlichen vorweggenommen, so daß Mommsen nichts übrig blieb, als ästhetische Um- und Ausgestaltung. Diese Aufgabe wandte sich an sein für den Historiker gefährlichstes Talent. „Unsere Verhältnisse," schreibt er, einen näheren Bericht ablehnend, am 17. Dezember 1855 aus Breslau, „sind nach allen Seiten hin flach, vielleicht mit einer Ausnahme, und von flachen Dingen läßt sich nicht reden." Man erkennt hier als Stilprinzip seiner Darstellung ein stark schattiertes Hochrelief, was mit dem spitz bohrenden, scharf schneidenden Werkzeug seiner Forschung eng zusammenhängt. Einer an sich nirgend flachen Unterlage wie Drumann gegenüber führte dieses Prinzip zu pikanter Uebertreibung. Daher jener Anschein von Karikatur bei seinem Pompejus, Cato, Cicero und sonst, der ihm selber nicht entging. Wenigstens scherzt er am 24. März 1856 im Rückblick auf einen angenehmen Wohnungswechsel: „Alle menschenfeindlichen und bösartigen Stellen in meiner bisherigen Schreiberei wird ein guter Biograph von mir auf die pathologische Wirkung meiner Studierstube schieben; übrigens hoffe ich auch in meiner gegenwärtigen noch verschiedene Bosheiten fertig zu bringen, für die sich dann auch wohl eine andere Erklärung finden wird." Unbewußt aber hatte er für das Uebermaß an spöttischer Kritik, vielleicht auch aus ethischem, mehr jedenfalls aus ästhetischem Bedürfnis ein Gegengewicht gesucht in jener schwärmerischen Vergötterung Cäsars, die wiederum die Ergebnisse Drumanns nur ins Ungeheure steigert. Sie konnte nicht ärger mißdeutet werden, als durch Annahme einer politischen Sympathie für den Cäsarismus. Mommsens Cäsar ist eine Ausgeburt der endlich entfesselten Begeisterung des Künstlers und in ihm des Menschen.

Der literarische Erfolg des Buches suchte seinesgleichen. Uebersetzungen in die europäischen Sprachen ließen nicht auf sich warten; der universell bedeutende Inhalt, ein internationales Entgegenkommen selbst in der fremdwörterreichen Form forderte sie heraus. Vor allem aber war es doch mit Rankes Päpsten, Burckhardts Kultur der Renaissance und Treitschkes Deutscher Geschichte eines der vier historischen Prachtwerke unserer Zunge, die auch der verwöhnteste geistige Feinschmecker des Auslandes mit dem besten Willen nicht fad oder philiströs gedacht und geschrieben finden konnte. Auch in Deutschland war man nachgerade reif für Mommsens Ton und nicht etwa allein im liberalen Lager; die gleichzeitigen Briefe Bismarcks an Gerlach sprühen denselben Witz. Die Geschichtschreibung stand soeben in vollster Blüte. Neben Mommsen aber erschien nicht nur Curtius weichlich und Giesebrecht hohl, Häusser spießbürgerlich und Sybel gestaltenarm, auch Rankes französische Geschichte ließ die Menge kalt; blieb doch selbst der gelesenste Roman jener Tage, Freytags Soll und Haben, gegen solche Lektüre gehalten matt und schal. Noch aus den sechziger Jahren erinnere ich mich eines überreifen Studenten, der, wenn die Rede auf die Höhepunkte des Daseins kam, sein Ideal kurz und gut zusammenzufassen pflegte: Nachmittags auf einem Balkon des Hotels Jungfraublick bei Mokka und Havanna; dazu ein Kapitel Mommsen, einerlei welches — gleichsam als Likör! Dieser Epikureer nahm allerdings ein unberühmtes Ende. Die merkwürdigste Wirkung übte das Buch alsogleich auf die Welt der höheren Schulen aus. Während der poetisch angehauchte Primaner in den Mußestunden an einem Trauerspiel Gajus Gracchus dichtete — denn nie zuvor hatte man in den Schaufenstern der Historie einen tragischen Stoff so dramatisch zubereitet erblickt —, präparierte sich selbst der fleißigste Sekundaner auf die Reden eines Menschen wie Cicero nur noch mit äußerster Geringschätzung. Unterdes drang bis in die Tertia hinab die erlösende Kunde, daß die fragwürdigen Namen der römischen Könige nie mehr gelernt zu werden brauchten, noch erst gar ihre töricht erfundenen Jahreszahlen. Ganz umsonst entbrannten die Lehrer in heiligem Zorn; sie erkannten sehr richtig, daß nun erst der Humanismus den Todesstreich empfangen habe. Was die Niebuhr und Böckh begonnen, war durch Mommsen vollendet worden: das Dogma vom klassischen

Altertum, durch historische Kritik und realistische Forschung erschüttert, hatte sich unter den Händen lebendigster Auffassung und modernster Darstellung für immer aufgelöst; es blieb einzig Altertumswissenschaft, gleichen Ranges mit allen geschichtlichen Disziplinen, übrig. Die Kreise der Altgläubigen, der Konservativen, wiederum nicht sowohl im Bereich der Politik, als in dem der Lehre, der Bildung, des Geschmacks, vergalten dem literarischen Revolutionär denn auch reichlich mit Abneigung und oft wohlbegründetem Tadel. „Von mir wirst Du in den Zeitungen öfters Weihrauch und Gestank gefunden haben," schreibt Mommsen am 17. Februar 1857. Und ein halbes Jahr früher ausführlich in echtem Künstlertrotz: „Der Edle in der Allgemeinen Zeitung ist mir sehr gleichgültig gewesen; ich rechne es unter meine Orden, daß dies Blatt samt seiner ganzen Klientel mich ignoriert oder frondiert. Solches Volk hat uns nichts an; was macht sich das grüne Laub aus den welken Blättern vom vorigen Jahr, die nicht leben und nicht sterben können? Du solltest dich darüber nicht ärgern; es werden noch andere Dinge kommen, denn der guten deutschen Manier, für jeden literarischen Erfolg sich an dem Gefeierten zu rächen, werde ich so wenig entgehen wie größere Männer. Laß sie reden; wir treiben und schlagen unser Rad und wollen fortfahren mit dem guten alten Spruch: Mit keiner Arbeit hab' ich geprahlt, Und was ich gemalt habe, hab' ich gemalt!"

(Schluß folgt.)

Eine neue Originalsammlung von Tischreden Luthers.*)

Ein besonderes Vergnügen findet das Publikum heute an Darstellungen, die ihnen berühmte Männer in ihren vier Wänden zeigen und die einen oder den anderen intimen Zug aus ihrem Alltagsleben ans Tageslicht ziehen. Die Woche hat die illustrierten Artikel aufgebracht: Hr. X in seiner Studierstube, Hr. Y in seinem Atelier, Ein Besuch bei Frau Z. Die Vorliebe des Publikums für solche Artikel stammt ja wohl in erster Linie aus der Lust an kleinlichem, oberflächlichem Klatsch, hängt aber doch auch mit dem Verlangen zusammen, von den großen Zeitgenossen möglichst echte, vollständige und eingehende Charakteristiken zu erhalten. Soweit dieses Interesse sich der Helden der Vergangenheit bemächtigt, findet es seine Befriedigung in den Briefwechseln, Tagebüchern, Memoiren, Lebensberichten, an denen die Literatur so reich ist. Mit am gründlichsten und allseitigsten kennen wir Luther. Wir kennen nicht bloß seine Taten und Aeußerungen und bis zu einem gewissen Grade seine verborgenen Gedanken und Stimmungen auf den Höhepunkten seines Lebens, nicht bloß seine Tätigkeit als Reformator und Organisator, als Prediger und Seelsorger und Schriftsteller, seine Fehden und Verbindungen, seine äußeren Schicksale bis in die kleinsten Details, sein Itinerarium, sondern wir kennen ihn auch in seinem Privatleben, wie er sich Tag für Tag in seiner trauten Häuslichkeit als Gatte, Vater, Wirt und Kollege gab. Die beste Quelle dafür sind seine Tischreden. Luther war ein sehr gastfreier Mann. Nicht nur seine Wittenberger Amtsgenossen, Melanchthon, Bugenhagen, Justus Jonas — der letztere verstand es besonders gut, zu plaudern und dem Reformator die Grillen zu verscheuchen — zog er oft an seinen Tisch, sondern auch durchreisende oder auf längere Zeit in Wittenberg weilende Fremde lud er gern zu sich ein, vom Fürsten bis zum Vaganten herab, auch einmal einen „Mohren", und Flüchtlinge fanden bei ihm im Schwarzen Kloster Kost und Wohnung, wenn es nur irgendwie anging. Und wenn er um Mittag oder abends, von der Arbeit kommend, sich mit den Seinen und den Gästen an den Tisch setzte, da war es ihm ein Bedürfnis, Speise und Trank zu würzen mit ernsten und heiteren Gesprächen und auch nach beendigter Mahlzeit noch ein Weilchen im Kreise seiner Lieben zu bleiben und auszuspannen. Manchmal, wenn Sorgen und Aergerlichkeiten oder körperliche Beschwerden ihn verdüsterten, wollte das Gespräch zwar gar nicht recht in Gang kommen, aber meistens entspann sich eine höchst lebendige Unterhaltung, bei der Luther zum größten Teil das Wort führte. Tagesereignisse und Briefe, die von auswärts eingetroffen waren, bildeten den Ausgangspunkt, gelegentlich knüpfte er auch an das Nächste in seiner Umgebung, an Weib und Kind, oder an die Speisen und Birnen, die aufgetragen wurden, an, sehr oft brachten die Freunde exegetische oder kirchenrechtliche Fragen aufs Tapet, die entweder ihnen selbst aufgetaucht waren oder mit deren Vermittelung an Luther sie sich hatten beauftragen lassen. Und dieser äußerte sich mit großartiger Ehrlichkeit und einer Ungeniertheit, die auf den heutigen Leser allerdings einen merkwürdigen Eindruck macht, zumal wenn man bedenkt, daß Frauen und Kinder zuhörten. Allmählich kamen die Studenten und sonstigen Tischgäste auf den Gedanken, Luthers Tischreden nachzuschreiben. Sie brachten die Schreibmaterialien mit an den Tisch und stenographierten nach, so schnell und so gut sie konnten. Die Sprache, in der man sich unterhielt, war ein Gemisch von Latein und Deutsch. Auch Frau Käte, die Doctorissa, verstand Latein. Die Nachschreiber übersetzten aber auch vieles deutsch Gesprochene ins Lateinische, da es sich so kürzer ausdrücken und schneller zu Papier bringen ließ. Hinterher überarbeiteten sie zum Teil ihre Aufzeichnungen, tauschten ihre Hefte aus, ergänzten ihre Niederschriften aus denen der andern, fügten wohl auch Anekdoten ein, die Luther bei anderer Gelegenheit auf Katheder oder Kanzel erzählt hatte, sowie Briefe, Gutachten, Einträge u. s. w. Mir ist nur noch ein Fall bekannt geworden, daß Tischreden für wert gehalten wurden, nachstenographirt zu werden: bei Joh. Christoph Blumhardt in Bad Boll machten sich Engländer und Engländerinnen am Tische Notizen.

Es ist noch gar nicht lange her, daß wir unsre Kenntnis von Luthers Tischreden aus sekundären und ziemlich trüben Quellen schöpfen mußten: aus der deutschen Sammlung, die der Mansfelder Johannes Aurifaber 1566, und der lateinischen, die der Eschersheimer Pfarrer Rebenstock 1571 veröffentlichte. Die letzte vollständige große Lutherausgabe, die sog. Erlanger, enthält nur eine von Förstemann und Bindseil besorgte Neuausgabe der Aurifaberschen Sammlung in vier Bänden (1845—1848), und auch die dreibändige Ausgabe lateinischer Tischreden, die Bindseil 1863—1866 folgen ließ, bedeutete keinen großen Fortschritt, da hier im wesentlichen nichts weiter als eine Reproduktion der Rebenstockschen Sammlung geboten wurde. Erst der Altmeister der Lutherforschung, Joh. Karl Seidemann, wies auch hier neue Bahnen. Fortdauernd beschäftigte ihn die Frage, ob nicht von den ursprünglichen Aufzeichnungen der Tischgenossen selbst etwas erhalten sein sollte, denn in den bis dahin bekannten Sammlungen waren die Stücke arg durcheinandergeworfen und verändert. Im Jahre 1872 konnte nun Seidemann das Tagebuch eines der Tischgenossen, des späteren Pirnaer Superintendenten Anton Lauterbach, das vom 1. Januar 1538 bis zum 25. Dezember des Jahres reicht, nach einer Handschrift der kgl. Bibliothek zu Dresden veröffentlichen, die in den Jahren 1546—1548 aus Zetteln Lauterbachs zusammengestellt worden ist. Hier finden wir die Tischreden nicht etwa „nach den Hauptstücken der christlichen Lehre" „distribuiert", auseinandergerissen und durcheinandergewirbelt, sondern in der rechten chronologischen Reihenfolge und nicht in Aurifabers weitschweifiges und die saftigen Stellen höchst überflüssigerweise noch breit auswalzendes Deutsch oder Rebenstocks Latein umgegossen, sondern eben in jener originellen Mischsprache. Seidemann setzte seine Nachforschungen fort und entdeckte wei-

*) Luthers Tischreden in der Mathesischen Sammlung. Aus einer Handschrift der Leipziger Stadtbibliothek. Herausgegeben von Ernst Kroker. Leipzig, B. G. Teubner 1903. (Schriften der Kgl. sächsischen Kommission für Geschichte VII.) XXII, 471 Seiten.

tere Originalsammlungen: von dem Nürnberger Veit Dietrich und von dem Rochlitz-Joachimsthaler Johannes Mathesius. Die letztere rekognoszierte er in einer Handschrift des Germanischen Museums und der Wiener Professor Georg Loesche hat sie im Jahre 1892 unter dem Titel Analecta Lutherana et Melanchthoniana herausgegeben. Diese Handschrift bietet nun aber einen recht schlechten und gekürzten Text; vor allem ist auch die chronologische Folge der Reden zerstört. Einen sehr guten Text dagegen ohne Auslassungen, Kürzungen und Umstellungen bietet eine Handschrift der Leipziger Stadtbibliothek, die vor kurzem der Bibliothekar Dr. Ernst Kroker musterhaft publiziert hat. Die Textkonstitution, die Datierung und Gruppierung der einzelnen Stücke, die Nachweise der Provenienz, die Einleitung, die Anmerkungen, die Parallelen und Register — alles bekundet die größte Sorgfalt und Sauberkeit. Wir wünschen dem Buche viele aufmerksame Leser. Wenn wir Proben aus der Sammlung geben wollten, wir wüßten nicht wo anfangen und wo aufhören. Schier der ganze Luther tritt uns hier entgegen: in seiner klaren, festen Frömmigkeit, seiner Demut vor Gott, seiner Bescheidenheit vor den Helden der biblischen Geschichte, seiner herzerquickenden Weltoffenheit und Frische, aber auch in seiner Beschränktheit, seinem Eigensinn, seinem Aberglauben und seiner Derbheit. Höchst charakteristische Urteile über Freunde und Feinde — unter diesen werden besonders oft Herzog Georg von Sachsen, Albrecht von Mainz, Erasmus, dann Agricola, Carlstadt, Eck, Münzer, Witzel, Zwingli zensiert — wechseln mit solchen über einzelne Berufe und Stände — die Schulmeister werden hoch gepriesen, die Juristen und Landsknechte heruntergeputzt —, über die deutschen Volksstämme, über Sitten und Zeremonien, über bestimmte Sünden der Zeit, wie Wucher, Trunksucht, Unzucht, über einzelne Zeitereignisse, wie über die Doppelehe des hessischen Landgrafen, über Pest und Feuersbrünste; dazwischen stehen zum Teil sehr schöne und bemerkenswerte freisinnige Auslegungen einzelner Schriftsteller und dogmatischer Sätze, Ehegutachten, Prophezeiungen, Histörchen 2c.

Nur noch zwei Bemerkungen! Als die ersten ursprünglichen Aufzeichnungen von Tischreden Luthers erschienen — außer Lauterbachs Tagebuch wurden die Aufzeichnungen des Konrad Cordatus (von Wrangelmayer 1885) und des Johann Schlaginhaufen (von Preger 1888) herausgegeben —, da mußte man beobachten, wie die ultramontanen Polemiker mit einer Art Wollust und wahrem Triumphgeschrei sich auf diese Bücher stürzten, um aus ihnen neues Belastungsmaterial gegen den Häresiarchen zu sammeln. In der Tat begegnen uns in den Tischreden zahlreiche, noch dazu mitunter an den Haaren herbeigezogene Aeußerungen, die nicht nur derb, sondern roh sind. Auch in der Leipziger Handschrift steht oft ein × als Zeichen dafür, daß Luther hier ein Wort oder eine Redensart gebrauchte, die niederzuschreiben die Feder sich sträubte. Wenn wir die Vorliebe Luthers für Obszönitäten auch zu erklären wissen, so kann uns das doch nicht abhalten, sie zu beklagen und mit in Anrechnung zu bringen. Freilich frivol und lüstern ist Luther nie gewesen. Aergerlich für manche Leser mögen auch die Stellen sein, in denen Luther mit Schriftstellen oder Glaubenssätzen, der Dreieinigkeit z. B., Scherz treibt. Daß er das fertig brachte, beweist indes nur, daß die religiösen Gedanken ihn nie verließen und daß er von dem unangreifbaren Wert der Bibel und der Glaubenslehre felsenfest überzeugt war. Gottfried Keller erzählt im „Verlorenen Lachen" von einer resoluten Bäuerin, die streng bibelgläubig war, aber doch ein religiöses Gespräch mit einem sehr freigeistigen, wenn auch nicht pietätlosen und „frechen", jungen Mann nicht scheut und sogar auf dessen Scherze einzugehen vermag. „Sie lachte immer mehr darüber; denn da sie in ihrem hohen Alter allezeit an Gott und die Ewigkeit zu denken liebte, so war ihr auch das unschuldige Spiel mit dem Namen Gottes willkommen, um ihn zur Hand zu haben."

-n.

Bücher und Zeitschriften.

—t. **Pseudoromantik.** Friedrich Kind und der Dresdener Liederkreis. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik von Herm. Anders Krüger. Leipzig 1904. H. Hässel. 8°, 4 Bl. 213 S.

Der Verfasser der vorliegenden Studie war sich über die Undankbarkeit seines Gegenstandes vollkommen im klaren und sucht nicht im mindesten die Erbärmlichkeit der Dresdener Afterromantik zu bemänteln. Um so verdienstlicher ist es, daß er die unerquickliche, aber für die Literaturgeschichte unumgängliche Aufgabe, einmal diese zweifelhaften Nachklänge der Romantik in ihrem höchst unromantischen Wesen darzustellen, übernommen hat, und mit Recht kann er auch ein gewisses Interesse beanspruchen für dieses erschreckend deutliche Beispiel von der Macht, „die eine im Grunde armselige, ja auch harmlose Lokalclique ausüben kann, wenn sie, erfaßt von plötzlicher Selbstüberhebung, getragen von einer literarischen Modebewegung, den Masseninstinkten geschickt zu schmeicheln versteht." Auch Friedrich Kind erfährt daher durchaus keine „Rettung"; sein Verdienst an der Dichtung des „Freischütz" wird nicht im Sinne des eitlen Poeten, sondern mit all den Einschränkungen festgestellt, die eine objektive Untersuchung des Sachverhaltes anerkennen muß, und das Gesamtbild seiner Persönlichkeit ergibt den klassischen Typus des deutschen Modeschriftstellers. Und so erweist sich denn auch der ganze Dresdener Liederkreis als ein unübertroffenes Muster jener Versicherungsgesellschaften literarischer Schöngeister auf gegenseitiges Lob, deren es noch heute im lieben deutschen Vaterlande so manche, freilich von bescheidenerem Ruhme, gibt. Daran ändert es nichts, wenn auch einmal ein echter Künstler wie Karl Maria v. Weber sich in diesen Dilettantenkreis verirrt, wenn vornehme Herren wie Nostitz, Löben, Malsburg u. a. ihm einen gesellschaftlichen Nimbus geben, wenn wirklich feine Köpfe wie Apel oder Förster eine bescheidene Rolle darin spielen. Die geschäftigen Macher wie Winkler und Böttiger führen doch das große Wort neben „dem" großen Dichter dieser Clique, Kind, dem aber schließlich das Schicksal des grollenden, mit Undank belohnten verkannten Genies nicht erspart bleibt. Der Gang der Nationalliteratur schreitet am Ende über sie alle unerbittlich hinweg, und die Berührung mit einem echten Dichter wird ihnen zum Verhängnis: gerade Tieck, den sie in ihren Kreis ziehen wollten, gab ihrem Ansehen den Todesstoß, und auch die gelungene persönliche Rache konnte es nicht mehr retten. — Mit großer Lebendigkeit und Anschaulichkeit führt uns Krüger diese ganze Entwicklung vor und zeichnet eine Reihe klar umrissener Porträte. Daß er sich dabei mehrfach mit einzelnen Angaben und Wendungen wiederholt (z. B. das Wortspiel „Was ist Maria ohne Kind?" S. 72 und 154; die Briefstelle über Braun von Braunthals „Nachtlager in Granada", S. 67 und 118 f. u. a. m.), ist freilich — bei der großen Gewandtheit seiner Darstellung — wohl ein Zeichen, daß er etwas allzu rasch die nicht innerlich bereichernden Untersuchungen über diese wenig sympathische Literaturerscheinung abgeschlossen hat. Und doch hätte er auch sachlich noch etwas mehr zur Beleuchtung der damaligen Literaturzustände beitragen können, wenn er die künstlerische Reaktion auf die Pseudoromantik schon vor Tieck genauer untersucht hätte. Mag auch erst Tieck die lokale Bedeutung der Abendzeitungsleute gebrochen haben, ihr wichtigstes literarisches Strafgericht war doch durch Platen über sie ergangen. Krüger führt einzig Platens Ausspruch über das „Organ für Kind und Kindeskind" an (S. 185 f.), als ob Platen nicht mehr in diesem Kampfe der Kunst gegen die Afterpoesie bedeute als etwa Herr Dantwaller (S. 18 f.). Die Irrtümer Platens, der Immermann zu den Pseudoromantikern rechnete und in seiner Verbitterung, fern von der Heimat, so manchen literarischen Vorgang schief beurteilte, ändern nichts an der Tatsache, daß niemand so scharf und machtvoll und künstlerisch den Modeverirrungen gegenüber auftrat wie er. Und gerade weil ihm diese Polemik in so hohem Maße die Kraft und Freudigkeit positiven Schaffens gelähmt hat, vermißt man ungern ihre Würdigung bei der historischen Darstellung seiner Gegner, zu der sie gehört wie die Xenien zu Nicolai und dem Aufkläricht. Abgesehen hiervon aber zeichnet sich

gerade die Einleitung mit ihrer Uebersicht über die Gesamtentwicklung der Romantik und Pseudoromantik durch Klarheit der Gliederung und Kraft der Charakteristik aus, und so wird man nicht mit der Anerkennung zurückhalten, daß auch das neue Buch Krügers sich seinem dankbar aufgenommenen „Jungen Eichendorff" würdig anschließt.

✱

Allgemeine Rundschau.

Die Forschungsreise Dr. Manns.

Mit Unterstützung der Berliner Akademie der Wissenschaften unternahm der kgl. Bibliothekar Dr. Oskar Mann eine Forschungsreise in Persien. Der Gelehrte hat dort mit großer Energie und äußerster Zähigkeit seine wissenschaftlichen Ziele verfolgt, und nach 2¼jährigem Aufenthalt hinderte ihn erst eine lebensgefährliche Erkrankung, die Reise noch länger auszudehnen. Ergebnisse von großer Tragweite entschädigen ihn für die ganz außergewöhnlichen Strapazen und Entbehrungen. Im Winter 1901/02 gelang es dem Forscher, von den Dialekten der alten Provinz Persis große Sammlungen anzulegen, die u. a. für die Kenntnis der mittelpersischen Sprachen, d. h. der Sprache der Sassaniden, viele Aufklärungen bringen. Zugleich besuchte Dr. Mann von Schiras, der Hauptstadt jener Provinz, die wilden, räuberischen Nomaden aus dem Lurstamme, die Mammasseni, bei denen er eine große Anzahl von Volksliedern vorfand. Eine Neuaufnahme wichtiger, zweifelhafter Stellen aus den sonst gut bekannten Ruinen von Persepolis verdient gleichfalls erwähnt zu werden. Auch unter den weiter nördlich hausenden Luren, den Bakhtiaren, wurden viele Volksgesänge, auch über epische Stoffe, entdeckt. Trotz vieler Mißgeschicke drang Dr. Mann hierauf von Ispahan aus unter großen Strapazen westlich bis zur Ebene von Malamir vor, um die dort befindlichen Altertümer aus elamitischer Zeit photographisch aufzunehmen und die Inschriften abzuklatschen. Seine eigenen Pferde erkrankten unter den Anstrengungen der Reise; täglich war die Karawane von etwa 10 Uhr abends bis gegen mittag des nächsten Tages unterwegs, und auch von den Maultieren erkrankte nach und nach über die Hälfte, so daß der Forscher endlich fast ohne Gepäck am Bestimmungsorte anlangte. Hier hatten Heuschrecken die gesamte Ernte vernichtet: man mußte aus dem Mehle der Eicheln Brot backen, und dieses übelschmeckende Gebäck bildete vier Tage hindurch die einzige Nahrung der Menschen! Im Sommer 1902 weilte Dr. Mann über fünf Monate in der Provinz Kirmanshah und hat hier eine große Reihe schöner wissenschaftlicher Ergebnisse zu verzeichnen.

✱

Radiumwirkung der Erdoberfläche.

* Daß die Eigenschaft, radiumartige Strahlen auszusenden, nicht der berühmten Uranpechblende allein eigen ist, steht seit längerer Zeit fest; es sind vielmehr in neuerer Zeit an mehreren Erdarten, insbesondere an Ton, solche Wirkungen beobachtet worden. Neuerdings fanden die Physiker Elster und Geitel in dem sogenannten „Fango", einem aus einer Sprudeltherme bei Battaglia in Oberitalien gewonnenen, bei uns zur Herstellung von Umschlägen und Bädern importierten feinen Schlamme, ein Material, dessen Aktivität die der in Deutschland vorkommenden Tone um das Drei- bis Vierfache übertrifft. Allerdings ist auch die im Fango anzunehmende Radiummenge so gering, daß eine Radiumdarstellung aus ihm unlohnend erscheint. Die Joachimstaler Pechblende enthält 1180 mal so viel Radium. Die genannten Forscher fassen, wie wir der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift entnehmen, ihre Ergebnisse folgendermaßen zusammen:

„Die feste Erdrinde ist die Quelle einer radioaktiven Emanation, die in gewisser, nicht überall gleicher Dichtigkeit allgemein in der Bodenluft enthalten zu sein scheint. Von hier aus dringt sie einerseits durch Diffusion in die Atmosphäre besonders bei sinkendem Luftdruck ein und ist daher über dem Lande in größerer Konzentration als über dem Meere vorhanden, andrerseits löst sie sich in dem Wasser der Quellen und Brunnen und kann diesem vermittels Durchlüftung wieder entzogen werden. Der Ursprung dieser Emanation ist in einem verschwindend kleinen Gehalte an Radium in den verschiedenen Erdarten zu suchen, seine Gegenwart tritt verhältnismäßig deutlich in tonhaltigen Erden hervor. Gewisse Tatsachen, wie das Vorhandensein starker Emanation in Kohlensäureexhalationen und Thermalquellen und die vergleichsweise starke primäre Aktivität des aus einer solchen stammenden Fangoschlammes scheinen darauf hinzudeuten, daß der Gehalt an Radium mit der Tiefe zunimmt oder vielleicht in vulkanischen Produkten besonders hoch ist."

✱

Versteigerung einer Büchersammlung.

H.O. Aus Rom wird uns unter dem 31. Januar geschrieben: Gestern Abend nahm die Versteigerung der herrlichen Büchersammlung des Prinzen Rhodokanakis in Chios, die 14 Tage lang die Aufmerksamkeit aller Liebhaber beschäftigt hatte, ihr Ende. Unter Aufsicht des bekannten Antiquars D. Rossi wurden 1877 Nummern ausgeboten, und bis auf 5 Stück abgesetzt. Diese Sammlung ist aus dem Grund besonders bemerkenswert, weil sie mit wenigen Ausnahmen auf das kostbarste eingebunden ist. Die berühmtesten Londoner und Pariser Firmen hatten an der Herstellung der Einbände sich beteiligt, und solche, deren Preis die Summe von 100 Fr. erreichte, waren häufig. Trotzdem war die Nachfrage nach ihnen weniger groß als nach den äußerst seltenen heraldischen Werken, die großenteils in den Besitz deutscher Antiquare übergingen, da von den anwesenden Vertretern der Bibliotheken hierfür keine Kauflust sich zeigte. Letztere begannen dafür einen heftigen Kampf um die prachtvollen Reisebeschreibungen und geographischen Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts. Berlin hatte das Glück, das Werk Giustinianis Déscription de l'isle de Chios (1606) mit angebundenem Discours de la bataille navale par les Genèvois contre Alphonse d'Aragon (1610), der nur noch einmal sonst erhalten ist, für 655 Fr. zu erwerben. Die großen historischen französischen Werke der Neuzeit (Perrens, Thierry) erreichten ebenfalls hohe Preise. Auch die Nachfrage nach den Büchern über byzantinische Literatur war groß. Krumbachers Zeitschrift brachte pro Band 10 Fr., seine Geschichte der byzantinischen Literatur 64 Fr. Kunsthistorisch war nicht viel vorhanden. Bezeichnend für die geringe Achtung, deren Rubens sich in Italien erfreut, ist die Tatsache, daß das erst vor wenigen Jahren erschienene fünfbändige Werk von Rooses für 81 Fr. (1 Fr. über den Ausruf) fortging. Im allgemeinen ging die Sammlung in fünf Teile. Das meiste übernahmen Antiquare. Von den wenigen Nichtgelehrten, die anwesend waren, überraschten der Duca di Teano und seine jugendliche Gattin, die den stolzen Namen Vittoria Colonna führt, durch hohe Gebote. Auch die englischen Sammler (Lord Graham, Dr. Mond) zögerten nicht sehr hoch zu gehen. In Bezug auf unseren deutschen Büchermarkt ist sehr zu bedauern, daß von der Sammlung Rhodokanakis nicht mehr Notiz genommen wurde, obwohl der Katalog seit Monaten verschickt war. Namentlich Sammler von heraldischen Werken und Bibliotheken, die einen eigenen Fonds für letztere besitzen, haben sich eine Gelegenheit entgehen lassen, die ein zweites Mal sich schwerlich bieten wird.

✱

Kleinere Mitteilungen.

* Ein Rousseau-Archiv soll, nach einer Angabe der Kölnischen Zeitung, in Genf angelegt werden. Es soll dazu bestimmt sein, alles an handschriftlichen, bibliographischen und bildlichen Gegenständen aufzunehmen, die in irgend einer Weise mit dem Verfasser des Contrat social im Zusammenhang stehen. Der Genfer Verwaltungsrat will dem Rousseau-Archiv ein Zimmer im Bibliotheksgebäude zur Verfügung stellen und das Archiv alljährlich mit einer kleinen Summe unterstützen.

et. Die Beisetzung von James Smithson, dem Begründer der berühmten Smithsonian Institution, dessen Reste in besonderem Auftrag der amerikanischen Regierung auf der Prinzessin Irene von Genua nach Amerika herübergeholt worden sind, hat am 25. Januar stattgefunden. Der Aviso Dolphin von der Marine der Vereinigten Staaten erwartete die Ankunft des Schiffes auf der Reede von New-York, um ihm die Ehreneskorte bis in den Hafen hinein zu geben und dann den Sarg nach Washington weiter zu befördern. Hier wurde dieser mit amerikanischen und englischen Flaggen geschmückt, von dem Staatssekretär Loomis, dem englischen Botschafter und einer großen Zahl von Mitgliedern des Senats und des Repräsentantenhauses in Empfang genommen und unter Eskorte von Kavallerie und einer Marineabteilung nach den Gebäuden der Smithsonian Institution geführt, wo dem verdienten Mann ein würdiges Grabmal errichtet werden wird.

* **Gälisches.** Bei einer jüngst in Inverneß abgehaltenen Versammlung der Gälischen Gesellschaft kam es zu lebhaften Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Aussichten der gälischen Sprache, die nach einigen Ansichten in vollem Aussterben begriffen ist, während andere ihre Aussichten weit günstiger beurteilten; doch müsse die Erziehungs-Abteilung der Gesellschaft dem Unterricht der Jugend erhöhte Sorgfalt zuwenden. Die historische und sprachgeschichtliche Seite der gälischen Studien findet zur Zeit in Schottland reichliche Förderung.

* **Die jüngst von Pierpont Morgan gekaufte Handschrift von Byrons „Korsar“** ist zwar, wie das Athenäum meldet, das dem Drucker übergebene Original, die Dichtung weicht aber in der endgiltigen Fassung durch manche auf dem Bürstenabzug noch hinzugefügte Zusätze und Aenderungen von der Handschrift ab. In der gleichfalls von Pierpont Morgan erworbenen Handschrift zu Bulwers „Letzten Tagen von Pompei“ fehlen ungefähr vier Kapitel.

✠

Hochschulnachrichten.

* **München.** Unser hiesiger Psychiater Hofrat Dr. Kräpelin ist auf seiner schon gemeldeten Studienreise wohlbehalten in Colombo angekommen. Von dort aus begab er sich nach der Insel Java, auf der sich eine bedeutende Irrenanstalt befindet, deren Kranken ihm zu seinen Forschungen dienen werden.

r. **Heidelberg.** Als „Vorlesungen für das Gesamtpublikum“ — welche jedem Erwachsenen ohne Unterschied von Geschlecht und Vorbildung lediglich gegen Erwirkung von Eintrittskarten bei dem betr. Dozenten zugänglich — sind für das Sommerhalbjahr nur zwei angekündigt worden: Geh. Hofrat Thodes „Michelangelo“ und ordentlicher Honorarprofessor, Geh. Hofrat Uhlig „Ueber die Streitfragen, die sich in Deutschland hinsichtlich der Organisation und des Betriebes des höheren Schulunterrichts erhoben haben“.

hc. **Berlin.** Der bekannte Philosoph und Pädagoge, Gymnasialdirektor a. D. und Professor an der Berliner Universität, Dr. Aug. Döring feiert am 3. Februar seinen 70. Geburtstag.

* Aus **Amerika.** Der Kaiser verlieh, wie aus New-York gemeldet wird, dem Professor Kuno Francke, Kurator des Germanischen Museums der Harvard-Universität, das der Kaiser mit einer reichen Sammlung von Gipsabgüssen deutscher Kunstwerke ausstattete, in Anerkennung der Verdienste desselben um die Errichtung des Museums den Roten Adler-Orden. Auf Wunsch der deutschen Regierung wird sich das Germanische Museum mit einem Teile seiner Schätze an der Weltausstellung in St. Louis beteiligen.

VERLAG VON
WILHELM BRAUMÜLLER
K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER
WIEN UND LEIPZIG.

Soeben erschien in **dritter**, mit der zweiten gleichlautenden **Auflage**:

Geschlecht und Charakter.

Eine prinzipielle Untersuchung
von **Dr. Otto Weininger.**
Mit dem Bildnisse des Verfassers in Heliogravure.

Inhalt:
I. (vorbereitender) Teil: Die sexuelle Mannigfaltigkeit.
1. „Männer“ und „Weiber“. — 2. Arrhenoplasma und Thelyplasma. — 3. Gesetze der sexuellen Anziehung. — 4. Homosexualität u. Päderastie. 5. Anwendung auf die Charakterologie. — 6. Die emanzipierten Frauen.
II. oder Hauptteil: Die sexuellen Typen.
1. Mann und Weib. — 2. Männliche u. weibliche Sexualität. — 3. Männliches u. weibliches Bewusstsein. — 4. Begabung u. Genialität. — 5. Begabung u. Gedächtnis. — 6. Gedächtnis, Logik, Ethik. — 7. Logik, Ethik und das Ich. — 8. Ich-Problem und Genialität. — 9. Männliche und weibliche Psychologie. — 10. Mutterschaft u. Prostitution. — 11. Erotik und Aesthetik. — 12. Das Wesen des Weibes und sein Sinn im Universum. — 13. Das Judentum. — 14. Das Weib und die Menschheit.
39 Bg. Gr.-Okt. Brosch. 8 M. 60 Pf. = 10 K 20 h, geb. 10 M. = 12 K.

Das hervorragende Werk fand eingehende Würdigung in Nr. 292/1903 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, auf welche hiermit besonders verwiesen sei.

(5596).

Ferner aus dem Nachlasse des genialen Verfassers:

Ueber die letzten Dinge.

Von **Dr. Otto Weininger.**
Mit einem biographischen Vorwort von
Moriz Rappaport.

Inhalt:
„Peer Gynt“ und Ibsen. (Enthaltend einiges über Erotik, über Hass und Liebe, das Verbrechen, die Ideen des Vaters und des Sohnes.)
Aphoristisch-Gebliebenes. (Enthaltend die Psychologie des Sadismus und Masochismus, die Psychologie des Mordes. Ethisches, Erbsünde etc.)
Zur Charakterologie. (Enthaltend: Sucher und Priester. Ueber Friedrich Schiller. Bruchstücke über R. Wagner und den „Parsifal“.)
Ueber die Einsinnigkeit der Zeit und ihre ethische Bedeutung nebst Spekulationen über Zeit, Raum, Wille überhaupt. — Ueber rückläufige Bewegungen. — Das Zeitproblem. — Anhang.
Metaphysik. (Enthaltend die Idee einer universellen Symbolik. Tierpsychologie (mit ziemlich vollständiger Psychologie des Verbrechers) etc.)
Die Kultur und ihr Verhältnis zu Glauben, Fürchten und Wissen.
Letzte Aphorismen.
15 Druckbogen. Gr.-Oktav. Brosch. 5 M. = 6 K; gebunden in Ganzleinen 6 M. 40 Pf. = 7 K 60 h.

☞ **Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.** ☜

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Digitized by Google

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 3. Februar. Nummer 27.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Zur Erinnerung an Theodor Mommsen. (Schluß.) Von Alfred Dove.

Zur Maupassant-Uebersetzung des Frhrn. Georg v. Ompteda. Von Walther Küchler (München).

II. Bücher und Zeitschriften.

G. Seller: Die Lehre von der Vormerkung. — F. Gregori: Schauspielersehnsucht.

III. Allgemeine Rundschau.

L. P. Betz †. — Der Hund als ethnologischer Zeuge? — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Zur Erinnerung an Theodor Mommsen.

Von Alfred Dove.

(Schluß.)

An eine Fortsetzung der Römischen Geschichte in die Kaiserzeit konnte Mommsen nicht Hand anlegen, bevor nicht die zahllosen Inschriften des Cäsarenreichs der wissenschaftlichen Benutzung zugänglich gemacht waren. Die preußische Akademie plante längst ein Corpus Inscriptionum Latinarum, Mommsen selbst war schon 1855 zusammen mit Henzen dafür beschäftigt. Sein eigenes neapolitanisches Inschriftenwerk hatte ihn aller Welt als den zur Leitung des Ganzen berufenen Mann enthüllt; doch ließ seine Anstellung in Berlin noch bis 1858 auf sich warten. Nicht ohne Ungeduld harrte er so lange aus. Von den Schweizer Zuständen hatte er sich gern getrennt und wünschte nun wohl einmal unwillkommene Dinge „zu allen Eidgenossen“. Aber von Zürich her wenigstens guten Umgang gewohnt, fand er es in Breslau „unter Piepmeiern und Kleinmicheln“ mit seltenen Ausnahmen ledern. An der Universität gelang es ihm, wie er vorausgesagt, nicht, „einen gemeinen Einpauker, der sich bei den Studenten festgesetzt, zu sprengen“. Wie atmet er auf in „den Tagen, wo der Professor sein Affentheater zumacht und wo er Mensch sein darf, soweit er nicht von Haus aus Vieh ist“, in den Ferien, die er mit ununterbrochener Arbeit ausfüllt! Einen Ruf nach München, der ihm während des Sommers volle Freiheit von allen akademischen Pflichten verhieß, schlug er gleichwohl aus: „Das ultramontane Gekrächz, so lustig es vom Ufer aus sich anhört, mag doch nicht ganz so erbaulich zu vernehmen sein, wenn man im Froschsumpf sitzt.“ Aus dieser eingebildeten Zoologie versetzt er sich eine Zeitlang in die wirkliche. Sommer und Herbst 1857 verbringt er mit der Erforschung aller Inschriften in der österreichischen Monarchie, von Oberitalien bis Siebenbürgen „und hinab bis Sissek, wo eigentlich schon die Welt aufgehört hat und allein als letztes Resumé der Schöpfung das Schwein übriggeblieben ist“. „Die Tage werden kürzer und die Arbeit immer länger,“ klagt er im November aus Udine; „der liebe Gott fährt in seiner beliebten Art fort, immer mehr zu fordern, je weniger man leisten kann.“ Die Ueberanstrengung zog ihm eine ernste Erkrankung zu. Von Berlin, dem großen Babel, erwartete er nun doch auch „sehr wenig, Herzenseinsamkeit und ein dürres Leben.“ Er nahm Platz „im Reiche der siebenundsiebzig Weisen des Abendlandes“; aber gerade unter den Gelehrten schien ihm „in Hoffart und Nichtigkeit ein wahres Greisentum zu herrschen — wie oft sehnen wir uns nach Breslau zurück!“ Von dort aus war ihm die freie akademische Arbeit als das große Los erschienen; nun jedoch tröstete ihn gerade die Pflicht des Professors, jetzt im Fache der alten Geschichte: „Mit meiner Tätigkeit bin ich weniger unzufrieden,“ schreibt er im März 1863, „seit ich mit dem vorigen Herbst wieder angefangen habe ordentlich zu lesen.“ Ende des Jahres denkt er freilich in politischer Verzweiflung an der Rettung Schleswig-Holsteins ernstlich daran, „bei Viktor Emanuellen irgendwo Professor zu werden.“ Und ein Jahr später, am 28. November 1864, klingt es wieder ganz im allgemeinen trüb: „Ich lebe mich hier nicht ein, sondern in Gedanken immer mehr heraus, und könnte ich mein Leben in Göttingen oder Heidelberg beschließen, wie froh wollte ich sein! Aber keiner ist seines Glückes Schmied, obwohl mancher seines Unglücks, und so liege ich wie die meisten da, wo ich eben gestrandet bin. Ich würde zu Grunde gehen, wenn ich nicht an meiner jährlich sich steigernden — soll ich sagen Tätigkeit oder Vielgeschäftigkeit mich äußerlich anhielte. Aber das innerliche Arbeiten, zu dem ich hier von zwölf Monaten im Jahr zwei komme, war besser und reinlicher.“ Ende 1867 entpreßt ihm von neuem politische Verstimmung das Geständnis: „So gehe ich denn diesen Winter gar nicht aus und habe auch gar nichts mehr, an das ich mich halten könnte, als meine Arbeiten oder was mir so erscheint.“ Im Herbst 1873 endlich nahm er in der Tat einen durch Ludwig vermittelten glänzenden Ruf nach Leipzig an und frohlockte: nun wolle er auch die Römische Geschichte fertig schreiben; doch der Hingang Haupts, an dessen Stelle er selbst zum Sekretär der Akademie erhoben ward, bestimmte ihn im Februar 1874, die feste Zusage zurückzunehmen, und so ergab er sich für die letzten dreißig Jahre in sein Schicksal. Aus alledem darf man indes keine andere Summe ziehen, als was er selbst einmal, mitten im ersten häuslichen Glück, aus Breslau schrieb: „Siehst Du, so sehnt das Herz sich immer und wird damit wohl seine Bestimmung erfüllen.“ Der rastlose Mann, vom Dämon geistiger Schaffenslust getrieben, die sich nie genugtun konnte — ein solcher Mann gönnte sich eben ein Gefühl des Behagens an Ort und Stelle nicht; es erschien ihm höchstens als idealistischer Traum im Duft der Ferne, oder in wehmütigem Angedenken:

Als des Lebens Knospen sprangen
Und wir manches angefangen,
Uns die Dinge noch gelangen,
Jene Stunden all, die lieben,
Da wir Ernst und Posse trieben,
Ja, wo sind sie nur geblieben?
Lieber Freund, wenn nun wir Alten
Lang ermatten, spät erkalten,
Laß uns still zusammenhalten!

Man wird an Humboldt gemahnt, der ähnlich arbeitete, klagte und nur in Paris, wie Mommsen in Rom, Er-

frischung fand; und doch gehörten beide auf der Höhe der Jahre nach und zu Berlin.

Der Schwerpunkt der Bedeutung Mommsens für den Universitätsunterricht lag im Seminar, wo alles zu lernen war, was ein großer Forscher zu lehren vermag. Seine Vorlesungen — ich schildere den Eindruck der sechziger Jahre — entbehrten durchaus des rednerischen Reizes. Er sprach stehend, meist schräg auf einen Ellbogen gelehnt, die schlanke Gestalt trotzdem in nervöser Bewegung; sein Blick irrte suchend über das Heft, was wegen der Fülle an einzelnen Daten nötig war, dennoch wurden die hastig hervorgestoßenen Sätze im Augenblick frei gebildet. Ihr Klang war stets zart, aber reich an Modulation, nur nicht des Gefühls außer dem für die Wahrheit, oder gar des Pathos, soweit man ein solches nicht dem Verstande selber beilegen darf. Denn dies war der Unterschied: Ranke, ganz ebenso naiv der Sache hingegeben, womöglich noch weiter entfernt von allem, was Ohr und Auge rhetorisch erfreut, er lebte und webte doch auf dem Katheder in Anschauung, die als solche den Hörer fesselte. Mommsen untersuchte, verwarf, wies nach, verhandelte mit sich selbst, klärte sich und sein Publikum auf, wenn dies angestrengt zu folgen wußte. Er gab dem Inhalt nach Vorstudien zu Büchern und Abhandlungen ersten Ranges, in der Form ungefähr von seminaristischen Monologen. Sein Kolleg über die früheren römischen Kaiser enttäuschte daher jeden, der etwas ähnliches wie die Geschichte verhofft hatte; selbst der paradoxe Vergleich des Tiberius mit einzelnen Seiten Friedrichs des Großen verblüffte wohl, aber schlug nicht eigentlich durch. Die große Vorlesung über römisches Staatsrecht, der erste Anlauf zu dem Riesenwerk des Handbuchs, kam dem jungen Studenten ziemlich sauer an; hinreißend wirkte dagegen auf den längst Promovierten ein kleines Kolleg zur Kritik des Livius, woraus die meisterhafte Abhandlung über die drei Demagogen der älteren Republik erwachsen ist. Nie hatte ich einen solchen Geist so unmittelbar bei der Arbeit belauschen dürfen; es kam vor, daß er mit der Beichte begann: „Meine Herren, was ich neulich zuletzt behauptet habe, kann aus den und den Gründen nicht bestehen.“ Man begreift, daß auf solche Weise der Breslauer Einpauker nicht zu sprengen war. Ganz den Autor der Römischen Geschichte, noch wärmer beseelt durch den lebendigen Odem der Persönlichkeit, fand man hingegen in Mommsens nicht gerade häufigen populärwissenschaftlichen Einzelvorträgen wieder; desgleichen in den zahlreichen Ansprachen, die er an den Festtagen der Akademie als Sekretär oder auch gelegentlich im Namen der Universität zu halten hatte. Wenn du Bois-Reymond mit dem Hochmut eines Juweliers die Brillanten seiner Beredsamkeit auf den Tisch ausbreitete, wenn Treitschke als Hoherpriester deutscher Nation auf dem Altar des Vaterlandes ein gewaltiges Brandopfer der Begeisterung darbrachte, so las Mommsen als Denker in schlichtestem Ton seine feinbewegten Betrachtungen vor; unter ihnen aber gingen Wahrheiten auf, nicht nur des Geistes, sondern auch des Herzens, leise wie die Sterne, von denen man weiß: sie leuchten immer und ewiglich. Den Frauen drangen seine Worte auf die Königin Luise tiefer zu Herzen als die Treitschkes. Die Jünglinge hatten nie so Ergreifendes vernommen wie dessen Rede von 1895 zum Gedächtnis des großen Krieges; die Männer erinnerten sich dabei der doch noch weihevolleren antiken Einfalt, mit welcher zwanzig Jahr früher Mommsen als Rektor den schönen Tod der gefallenen Kommilitonen gepriesen hatte.

Den Siebzigen nah, gab Mommsen 1885 sein Lehramt in jüngere Hände, sein sonstiges Schaffen floß nach wie vorher in gleich majestätischem Strome dahin. In der Akademie stieg er bald für viele ihrer großen wissenschaftlichen Unternehmungen oder mit ihr verbundenen Forschungsinstitute zu leitender Stellung auf; in der Regel griff er in diese Sphäre mehr äußerlicher Tätigkeit zugleich mit eigenen „innerlichen Arbeiten“ hinüber. So war und blieb er bei dem Kolossalwerk des Corpus Inscriptionum Latinarum nicht nur die Seele des Ganzen, er selbst eröffnete es 1863 mit der Ausgabe der republikanischen Inschriften und hat noch fünf weitere Foliobände vollständig redigiert. Machte ihn der Fortgang des Werkes mehr und mehr im Gebiet des kaiserlichen Weltreichs historisch heimisch, so beleuchtete doch seine nächste Hauptarbeit noch einmal die ältere Zeit, oder richtiger das Ganze der tausendjährigen Erscheinung des Römertums. Es war wiederum Hirzel, der ihn einst für die Neugestaltung eines Teils des Beckerschen Handbuchs der römischen Altertümer angeworben; Mommsen lieferte statt dessen in seinem dreibändigen Römischen Staatsrecht von 1871 bis 1888 die originellste seiner Leistungen. Unerschöpflich gelehrt — er selbst verfaßte daher für unphilologische Juristen 1893 einen eleganten „Abriß“ — was noch niemals versucht worden: streng systematisch angelegt, mit vollkommener Zurückhaltung geschrieben — im Text begegnet man nicht einmal einem bitteren Scherz — steht das Buch formal im größten Gegensatz zur Römischen Geschichte, in der Sache jedoch ergänzt es sie innerlich. Zeigte sie uns das Römertum in Lebensfülle und zeitlicher Entwicklung, so stellt das Staatsrecht gleichsam das Knochengerüst dieses Organismus dar, das in seiner harten Substanz jenem wirklichen Leben beständigen Halt verlieh. Ein Römisches Strafrecht, das Mommsen ihm 1899 folgen ließ, zeichnet sich nach dem Urteil der Fachleute aus durch vielseitige Anknüpfung an die sonstigen öffentlichen Verhältnisse. Schon 1885 hatte indes sein wundertätiger Fleiß die Welt mit einem fünften Bande der Römischen Geschichte doppelt überrascht. Mit Bedauern sah man den vierten, die Kaisergeschichte selber, übersprungen; denn die Gründe, die Mommsen hiefür anführt, verschleierten lediglich seine persönliche Abneigung. Desto dankbarer begrüßte dagegen ein nunmehr freilich kleineres Publikum in dieser Schilderung der außeritalischen Länder und Leute von Cäsar bis Diokletian ein Werk, dessen ebenso neuen wie unvergänglichen Inhalt allein der Beherrscher des Corpus Inscriptionum zutage fördern konnte, während seine Form noch die alte schriftstellerische Meisterschaft verriet. Denn die künstlerische Entsagung, die er dabei nach eigenem Geständnis geübt hat, erscheint, der Natur des Stoffes völlig angemessen, nur als höhere Kunst. Ein gedämpftes Licht wie Abenddämmerung liegt auf dieser sinkenden Völkerwelt, deren innere Mannigfaltigkeit doch mit scharfen Zügen gezeichnet ist. Nur die herzhafte Würdigung des zukunftreichen germanischen Elements vermeidet der Autor aus wissenschaftlicher Behutsamkeit und der Darstellung des emporkommenden Christentums geht er mit abgewandtem Antlitz aus dem Wege. Insofern nimmt sich dieser fünfte Band den früheren gegenüber wie ein Rückfall in den Geist des Humanismus aus. Allein wenn sich Mommsen hier in der Geschichtschreibung eigenwillig bestimmte Grenzen zog, so stellte er seine Gelehrsamkeit noch zuletzt um so weitherziger geradezu in universalhistorische Dienste. Als Anreger und Protektor der Limesforschung auf deutschem Boden, als Herausgeber der ausartenden lateinischen Schriftsteller der Völkerwanderungszeit, die mit Recht als älteste Autoren eine Abteilung der Monumenta Germaniae bildeten, als Verfasser unterrichtender Studien über die Barbarisierung der kaiserlichen Heere, über die Einrichtungen der frühesten germanischen Königsherrschaften, ja sogar des anhebenden römischen Kirchenwesens — überall zog er die letzten Konsequenzen der in ihm lebendigen Totalansicht des Römertums, indem er es nun auch als Grundlage des modernen Weltalters besser kennen lehrte. Nie ward ein schier unabsehbar weites Arbeitsfeld von einem und demselben Geiste so gründlich angebaut, so vollständig abgeerntet.

„Ach Politik! Wir leben darin, aber es ist ein Miasma,“ ruft Mommsen am 22. Februar 1864 am Ende eines lebhaften Ergusses über den Gang der schleswig-holsteinischen Verwicklung aus. Deutlicher läßt sich wohl kaum das persönliche Mißgeschick einer quälenden dilettantischen Anlage erkennen und bezeichnen. Er folgte, gleich anderen aus seiner Gelehrtengeneration, dem Zuge zur praktischen Politik aus geistesaristokratischem Pflichtgefühl, das in ihm indes durch reizbares Temperament und rastlosen Tätigkeitstrieb erheblich verstärkt ward. Allein wie wenig befriedigt lautet gleich die erste Selbst-

betrachtung vom 9. Dezember 1863! „Ich bin denn nun Abgeordneter par force und lebe das Leben dieser Leute, das heißt ich höre Reden an, die mich zu jeder anderen ernstlichen Arbeit unfähig machen, und nütze insofern etwas, daß ich den Platz ausfülle, den ein richtiger Lump einnehmen würde, wenn die Leute meines Schlages ihrem Degout nachgäben. Das ist aber wenig. Meine Arbeiten ruhen, meine Vorlesungen sind mir beschwerlich; wie kann es anders sein?" Im Verfolg seiner parlamentarischen Laufbahn hat er doch nicht selten sehr viel mehr genützt, wenn er über staatliche Kulturanstalten, Universität, Bibliothek, Museum, oder Unterrichtswesen im allgemeinen als vornehmster Sachverständiger selber das Wort ergriff. An seiner politischen Haltung im engeren Sinne aber scheint mir das eigenste, daß er, bei warmer Empfindung für die nationale Macht — er empfahl in wirksamen Flugschriften 1865 den Herzogtümern die Annexion, 1870 den Italienern Neutralität und Sympathie — und bei sachlich entschieden gemäßigtem Liberalismus in Fragen des Rechts und der Wirtschaft, dennoch unzufrieden blieb. „Daß man in Mailand und Paris sich jetzt mit größerem Stolz einen Deutschen nennt, ist wahr," schreibt er am 17. November 1867, „und ich habe dies lebhaft empfunden; aber hier in Berlin droht dies Gefühl ins Gegenteil umzuschlagen und erscheint mir die liberale Feier und die bereits schweifwedelnde Borniertheit der Herren Lasker und Konsorten geradezu widerwärtig." Er betont ausdrücklich, daß er kein Waldeckianer sei; trotzdem kommt ihm die eingetretene Wendung immer mehr als Schiffbruch vor, „wenigstens dessen, was wir wollten und hofften." Ich kann mir nicht helfen, ich spüre doch hier und später weit minder ein wirklich politisches Urteil, als den Schlag jenes Herzens, das „sich immer sehnt und damit wohl seine Bestimmung zu erfüllen" meint. Mommsens andauernd kritische Stimmung gegenüber den öffentlichen Dingen steht auf derselben Stufe wie die früher vernommenen Klagen über seine eigenen Umstände. Er litt an genialem Uebermaß der Subjektivität, die den Moment nur anzuerkennen vermag, insofern sie sich darin auslebt; also die seine, außer dem nächsten Verkehr mit den Lieben, den Freunden, einzig bei der Arbeit. „Ich kann nur annehmen," sagte Bismarck am 24. Januar 1882 im Reichstag ironisch, „daß die Vertiefung in die Zeiten, die zweitausend Jahre hinter uns liegen, diesem ausgezeichneten Gelehrten den Blick für die sonnenbeschienene Gegenwart vollständig getrübt hat." Aufrichtig äußerte er gleichzeitig gegen Vertraute, daß er Mommsen auch als Historiker nicht lesen möge; denn wer die Gegenwart so unrichtig auffasse, werde auch die Vergangenheit nicht treffend schildern. Er las damals nur noch Ranke, welcher seinerseits 1877 an ihn schrieb: „Der Historiker kann von Ihnen lernen, Durchlaucht!" Mommsen hätte dies für sich selbst einem Bismarck nimmer zugestanden. So natürlich es war, so unerfreulich bleibt es, wie beide 1881 auf einander stießen. Mommsen nannte in einer Wahlrede die neue Wirtschaftspolitik, auch in der Hand des mächtigsten Mannes, eine Politik des Schwindels. Der Kanzler, mehr Sulla als Cäsar, verklagte ihn wegen Beleidigung; er, weniger Cato als Cicero, wurde nach eigener Verteidigung freigesprochen. Und doch entdeckt man bei tieferer Erwägung auch einen objektiven Grund für den Widerwillen des großen Gelehrten gegen den großen Staatsmann. Was Alexander v. Humboldt einmal offen aussprach, der sich, wenn auch in anderer Manier, sehr ähnlich stets in politischem Mißvergnügen erging, das hätte auch Mommsen von sich sagen können: unter allen menschlichen Anliegen stünden ihm doch die wissenschaftlichen obenan! Und für diese fand er beim Regiment eines Bismarck kein Verständnis. In einem Brief vom 12. Oktober 1872 dankt er mir für die Darstellung der späteren Jahre Humboldts mit den Worten: „Für unsereins, die wir nun einmal hier leben müssen, ist es unschätzbar, in diese der Zeit nach nicht ferne und doch uns schon weit abgerückte Berliner Vergangenheit hineinzusehen, und ich kenne kein Buch, das so wie das Ihrige mir den Einblick in jene vergangenen und, mindestens für uns Gelehrte, besseren Tage gegeben hätte." Diese besseren Tage waren die Friedrich Wilhelms IV., die er ehedem selber im ganzen so heftig verurteilt hatte. Und im nämlichen Schreiben heißt es im Hinblick auf die geplante Reorganisation der Monumenta Germaniae: „Die leichtsinnige Konfusion, die die Signatur der Bismarckschen Wirtschaft in allen inneren Angelegenheiten ist, sehen Sie auch hier." Kein Zweifel, in Mommsen lebte ein gutes Stück jener älteren Denkart fort, wie sie eben ein Humboldt vom 18. ins 19. Jahrhundert herübergetragen: Kultur im geistigsten Sinne der höchste Zweck auch der Politik; Erkenntnis durch Forschung der wertvollste menschliche Erwerb; ringsumher als Lebensluft Humanität, also Friede, Völkerfreundschaft, aufgeklärte Duldung! Mommsens wichtigste öffentliche Agitationen: für die ernste Gestalt der Doktorprüfung, gegen die Judenhetze, für vollkommen unbefangenen Forsch- und Lehrbetrieb, gegen den jüngsten Rückfall in den Teutonismus — der Verfasser des Kosmos hätte sie sämtlich eifrig unterstützt, gerade hierin Mommsens eigentliche politische Bedeutung und zugleich einen Teil der besten Staatskunst überhaupt erblickt.

Der Verfasser des Kosmos — gibt man einmal dem Römertum zu, daß es sich in Zeit und Raum nicht mit Unrecht als eine ganze Welt betrachten durfte, so läßt sich folgerecht Mommsens Leistung selbst als Kosmologie und Kosmographie des Römertums bezeichnen. In der Tat hat es etwas echter Naturwissenschaft analoges, wie er vom Studium der Einzelerscheinungen des Volkslebens ausgeht, die neben einander beharrlich waltenden Kräfte aufdeckt und verfolgt, um zuletzt ihr harmonisches Zusammenspiel anschaulich zu begreifen. Die Rechtslehre dient ihm dabei als eine Art historischer Mechanik; aber auch die in solche nicht aufzulösenden Lebensvorgänge ordnet er nach dem Stilgesetz ihrer von innen erwachsenen Gestaltung. Und auch das erinnert bei ihm an die Arbeitsweise großer Naturforscher, wie er in der Untersuchung des scheinbar isolierten Gegenstandes, worin bis ans Ende seine höchste Virtuosität erscheint, etwa bei der Besprechung einer neu gefundenen Inschrift, aus der ihm allein gegenwärtigen Kenntnis aller möglichen Beziehungen zum Ganzen der geschichtlichen Römerwelt den Einzelfall erschöpfend auszudeuten versteht. Mit alledem nimmt er in der Entwicklung unserer historischen Forschung und Kunst im 19. Jahrhundert, wie wir sie in der Reihe der Meister von Niebuhr an über Ranke mit seinen vornehmsten Schülern bis auf Treitschke überblicken, offenbar eine ganz besondere Stellung ein; zu keinem bei aller genialen Ebenbürtigkeit in so ausgesprochenem Gegensatz, wie zu Ranke. Dieser ist die größte moderne Gestalt in der Gattung der berufsmäßigen Geschichtschreiber, die sich von Herodot und Thucydides in literarischer Lebenssphäre fortgepflanzt hat. Seine kritische Forschung erblüht an und in den direkt aussagenden Quellen selbst, mögen sie bewußt erzählen oder, wie die neueren Archivalien, unbewußt. Was er sucht und findet, ist das göttliche Schauspiel der geschichtlichen Begebenheit an sich in ihrer wirklichen Erscheinung; diese nimmt er rein in sich auf, durchstrahlt sie von außen nach innen mit anempfindender Ahnung, um sie dann in diesem unmerklich zurückgeworfenen, anscheinend selbständigen Lichte künstlerisch darzustellen. Für ihn gibt es nicht bloß diese, als solche kaum lehrbare, eigenartig historische Kunst, sondern auch eine reine Historie als unabhängige Wissenschaft, die sich ihrerseits lehren und lernen läßt, und zu der jede einzelne Sachkunde sich als bloße Hilfsdisziplin verhält. Jeder Genius verkündet die eigene Natur und Erfahrung als Gesetz. Mommsen, der vom Juristen zum Philologen und Antiquar geworden und dann erst auf äußeren Anstoß hin zur Geschichtschreibung überging, hat die akademische Jugend einmal geradezu vom unmittelbaren Studium der Historie abgemahnt; eine besondere Wissenschaft vom Verlauf des Geschehens schien ihm nicht vonnöten. Er nennt die antiken Geschichtschreiber der Kaiserzeit „sogenannte Quellen, die das sagen, was verschwiegen zu werden verdiente, und das verschweigen, was notwendig war zu sagen." Und im Vorwort zum Abriß seines Staatsrechts heißt es höchst bezeichnend: „Vor der

Plattheit derjenigen historischen Forschung, welche das, was sich nie und nirgend begeben hat, beiseite lassen zu dürfen meint, schützt den Juristen seine genetisches Verständnis fördernde Wissenschaft." Es bedarf keiner Ausführung, daß es sich hier zugleich um Gegensätze handelt, die in der Natur der speziellen Arbeitsgebiete begründet sind. Der antiken Welt gegenüber reicht das Verfahren Rankes in der Tat nicht aus; von den Rom betreffenden Teilen seiner Weltgeschichte urteilte Mommsen gelegentlich: sie gäben ihm zu keiner Bemerkung Anlaß; das heißt, wie wir wissen, mit anderen Worten: er fand sie flach. Nichtsdestoweniger hat die von Mommsen als Nebensache behandelte Kritik der Quellenberichte Ranke auch da bisweilen näher ans Ziel geführt: über den Hergang der Niederlage des Varus verbreitet er allein das rechte Licht. Sein lebendiges, tiefes Sichversenken in die Individualität des einzelnen Berichterstatters, dies Erkennen und Prüfen jedes einzelnen Schriftstückes hat übrigens Mommsen selbst am neunzigsten Geburtstage Rankes als eine seiner schönsten Eigenschaften anerkannt; zugleich fast mit herzlichem Neid jenes seltene Talent, an jedem Menschen das Beste, das was ihn liebenswürdig macht, herauszufinden. Dies leitet uns auf den persönlichen Unterschied beider Geister zurück. Eben wegen seiner gelassen freundlichen, Goetheschen Weltbeschaulichkeit besaß Ranke in den Grenzen seiner Wißbegier den sicherer treffenden Wahrheitssinn; wie selten ist auf dem Felde der neueren Geschichte die Forschung der Nachfolger über ihn in nennenswertem Maß hinausgelangt! Von Mommsens Aufstellungen, die der Haltbarkeit häufig entbehrten, hat nicht wenige er selber wieder und wieder umgestürzt. Bei ihm ist auch in der Erkenntnis rastlos stürmisches Wehen. Wer dächte nicht an das berühmte Wort Lessings vom menschlichen Vorzug des immer regen Triebes nach Wahrheit vorm Besitz der Wahrheit selbst? Gilt dies Wort zum mindesten für das wahre Wesen der Wissenschaft, so hat es nie einen größeren Mann der Wissenschaft unter uns gegeben, als Theodor Mommsen.

Zur Maupassant-Uebersetzung des Freiherrn Georg v. Ompteda.

Im Jahre 1876 äußerte sich der französische Literarhistoriker Scherer einmal recht spöttisch über die reiche Uebersetzertätigkeit der Deutschen. In einem Aufsatze „Ueber die Uebersetzung in Versen" sagte er: „Die Deutschen rühmen sich, mit ihrer Sprache die Literatur aller Völker wiedergeben zu können, aber dem ist nicht so. Sie klatschen Aeschylos, Shakespeare, Calderon, die türkischen, indischen, chinesischen Dichter ab, alles, was Ihr wollt; das geht wie mit der Maschine; man übersetzt alles, selbst die Witze! Nur etwas fehlt dabei, der Geist des Originals."

Scherer hat nicht so ganz unrecht, wenn er an die Uebersetzungen der großen französischen Meister der klassischen Sprache dachte. Die deutsche Sprache hatte sich allerdings besser der gewaltigen Macht der britischen und der romantischen Glut des spanischen Dramatikers zu fügen gewußt, als daß sie es verstanden hätte, sich der widerstrebenden Grazie eines Montaigne anzuschmiegen oder die verschlungenen Perioden eines Saint-Simon nachzuahmen.

Von ihren frühesten Anfängen her haben vielleicht die deutschen Uebersetzungen französischer Werke etwas Schwerfälliges gehabt. Es sind zum großen Teil gelehrte Arbeiten, deren Verdienst mehr in der getreuen Wiedergabe als in der Geschicklichkeit beruht.

Uebersetzungen aber sollen Neuschöpfungen sein, das will besagen, sie müssen von einer künstlerischen Kraft getragen sein. Mehr als andere Sprachen verlangt vielleicht das Französische, wenn es übersetzt werden soll, ein intimes, gewissenhaftes Nachfühlen, ein strenges künstlerisches Sichversenken in die Geheimnisse des reichen und wundersam verschlungenen Baues, den wir Sprache nennen. Die Sprache, die wir übersetzen wollen, ist wie ein fremdes zartes Gewächs, das mit tausend feinen Wurzeln im heimatlichen Boden ruht, das durch immer gleiche Sonne, durch beharrliche, uralte Kultur und Pflege herangewachsen ist — ein Ausgraben und Verpflanzen, wenn es überhaupt geschieht, muß mit unendlicher Mühe und Zartheit geschehen, daß keine Wurzel zerschnitten, kein Ast zerknickt, keine Blüte zerstoßen wird.

Aber mit solcher Sorgfalt wird selten übersetzt, dazu wird zu viel und zu schnell übersetzt. Ebensowenig wie Afrikas Palmenwälder auf unseren nordischen Boden verpflanzt werden können, kann man den ganzen Wald eines fremden Schrifttums auf unser heimisches literarisches Feld versetzen. Nur wenn eine Reihe günstiger Umstände zusammentreffen, können einzelne hervorragende Autoren eines fremden Volkes eine künstlerische Neuschaffung im idealsten Sinne erleben. Inhalt und Ideen werden natürlich auch von minder mustergültigen Uebersetzungen nicht berührt, sie werden ja leicht internationales Gemeingut, aber das persönliche Künstlertum, die eigenartige stilistische Meisterschaft, die verborgensten Feinheiten des menschlichen Empfindens — das sind Imponderabilien, die nur in ganz seltenen Fällen liebevollstes Versenken zu ergreifen imstande ist.

Ein moderner französischer Schriftsteller, der scheinbar leicht zu übersetzen ist, ist Guy de Maupassant. Der Uebersetzer, dem es nur darauf ankommt, die Ereignisse in seinen Novellen wiederzugeben, das Sinnliche, Pikante und Perverse womöglich noch mehr oder weniger gelinde zu unterstreichen, wird mit seiner Aufgabe bald fertig sein, aber dann hat er eben nicht Maupassant übersetzt, sondern hat höchstens raffiniert einen neuen deutschen oder englischen oder russischen Erzähler konstruiert, der nun mit breitestem Behagen und augenzwinkerndem Grinsen von dem Philister verschlungen wird.

So ist es ja tatsächlich Maupassant, Zola, Tolstoi, bis vor kurzem auch Ibsen gegangen.

Seit einiger Zeit liegt nun eine neue deutsche Uebersetzung Maupassants vor aus der Feder des Frhrn. Georg v. Ompteda.[1])

Wer Maupassant kennt, wer Ompteda kennt, der wird, auch wenn er die Uebersetzung Maupassants durch Ompteda nicht gelesen hat, geneigt sein, von dieser Uebersetzung Gutes zu erwarten; denn es gibt wohl kaum einen Autor in Deutschland, der im besten Sinne so viel von Maupassant gelernt hat wie Frhr. v. Ompteda. Ompteda unterscheidet sich von Maupassant durch die Frische und Lebendigkeit seines Stils. Ompteda ist ein Vollblutmensch, Maupassant ein Dekadent. Aber zwischen diesen beiden Extremen gibt es so viele Nuancen, so viele geheime Fäden, die beide Naturen verbinden, daß man tatsächlich von einer gewissen Verwandtschaft zwischen diesen beiden Menschen sprechen kann. Es verknüpft sie das moderne Empfinden, mit dem sie als scharfe Beobachter den Menschen als Einzel- und Gesellschaftswesen betrachten, es verknüpft sie die Fähigkeit der leichten Beherrschung der Sprache, die ihnen erlaubt, treu und kühn wiederzugeben und zu erzählen. Es verknüpft sie sicher auch die Begeisterung und Sympathie, die der Deutsche für seinen französischen Meister empfindet; denn Maupassant bleibt der Meister, weil er doch tiefer und ureigener die Kunst der kurzen Erzählung besitzt als sein deutscher Schüler. Ompteda ist doch im Grunde der Schilderer der Gesellschaft durch breit angelegte Romane, Maupassant behandelt seine Gesellschaft nicht in solchen umfassenden Kulturbildern, sondern in kurzen, knappen Ausschnitten, durch schnelle und grelle Streiflichter. Was aber beide eint, ist die Kunst der realistischen Erzählung, das leichte und sichere Dahingleiten über Probleme, die mit Kraft erschaut und erfaßt sind.

Eine Nuance in der Art beider Schriftsteller gibt vielleicht ein Bild wieder: Maupassant ist ein Schiffer, der über eine abgründige Tiefe fährt. Er schaut hinein in das rätselhafte Leben, das da im Grunde sich regt mit all seinen Verborgenheiten, Geheimnissen, Instinkten und dunklen

[1]) Guy de Maupassant: Gesammelte Werke, frei übertragen von Georg Frhrn. v. Ompteda. Band I—XX. Egon Fleischel u. Co. Berlin 1903.

Kämpfen. Der Freiherr v. Ompteda ist ein Bergsteiger, der vom windumstürmten Gipfel, aus Freiheit und Licht das wimmelnde Leben unter sich betrachtet. Maupassant wird von den Mächten der Tiefe in Bann gehalten, er ist ein düsterer Pessimist, Ompteda hat sich eine kecke Zuversicht bewahrt, er ist ein hoffnungsfroher Optimist.

Alle Vorbedingungen für eine gute Uebersetzung Maupassants durch Ompteda sind so gegeben: Beide sind ähnlich geartete Autoren, der Uebersetzer ist dazu eine durchaus selbständig veranlagte, künstlerische Persönlichkeit, deren sklavische Abhängigkeit vom Original nicht zu befürchten ist.

Der Wert dieser Arbeit beruht denn auch vor allen Dingen in ihrer Selbständigkeit. Der Uebersetzer steht dem zu übersetzenden Stoff frei gegenüber und formt ihn nach mit einer unleugbaren Ueberlegenheit, die nicht der Kraft entbehrt, zugleich aber eine gewisse Nachlässigkeit in sich schließt. Durch dieses Verfahren wird die Treue und Echtheit der Gesamtwirkung entschieden erhalten. Ompteda übersetzt den Sinn, leider nicht immer die Nuance.

Die Uebersetzung wird frei und erscheint hastig. Bedeutsame Einzelheiten sind unterdrückt oder geschwächt. Schwierigkeiten sind übersehen oder umgangen. Man kann Maupassant wörtlicher und feiner übersetzen als es Ompteda getan hat, besonders dann, wenn man mit Sorgfalt verfährt, wenn man unermüdlich nach dem entsprechenden deutschen Ausdruck sucht. Ein glücklicher Instinkt bewahrt zwar im allgemeinen Ompteda vor Fehlern. Seine Vertrautheit mit der französischen Sprache und seine Leichtigkeit im deutschen Ausdruck machen die Uebersetzung flüssig und gefällig, aber diese Eigenschaften verhindern nicht eine große Anzahl von kleinen Verstößen, Verrenkungen, Verbiegungen, Unterdrückungen, die bei einem Manne wie Ompteda natürlich schwerer ins Gewicht fallen als bei einem anonymen Dutzendübersetzer. Es darf bei dieser Gelegenheit vielleicht wieder einmal darauf hingewiesen werden, wie gefährlich literarische Schnellarbeit ist. Auch Frhr. v. Ompteda schreibt in letzter Zeit mit unheimlicher Gewandtheit; seiner Beliebtheit scheint das nicht zu schaden. Aber diese Schnelligkeit greift das Mark seines Talentes an.

Einige Beispiele mögen meine Ausstellungen unterstützen. Ich greife aufs Geratewohl einen Band heraus: „Fort comme la mort“.

Ompteda übersetzt „*ce froissement* de dépossession“ mit „dieses **Gefühl**, daß sie entthront sei“. Er übersetzt „elle serrait, *par petites secousses*, cette main fiévreuse“ durch „sie drückte **ab und zu** diese fiebernde Hand“.

Solchen unbegründeten Abschwächungen stehen ebenso unbegründete Auslassungen gegenüber. Oft unterdrückt Ompteda ein einzelnes Wort, das in der betreffenden Situation von wirksamster Anschaulichkeit ist. In dem Satze: „Chacune de ces pressions leur disait quelque chose ... remuait dans leur mémoire les souvenirs *stagnants* de leur tendresse“ hätte das Wort „stagnant“, das in Verbindung mit dem Worte Erinnerungen eine ganz bestimmte, zwingende Vorstellung erzeugt, nicht in der Uebersetzung fehlen dürfen. An einer anderen Stelle, an der die Gräfin klagt, das Herz ihres Freundes für immer verloren zu haben, heißt es bei Maupassant: „Elle ne pouvait plus y pénétrer par un mot familier, y pelotonner son affection comme en une retraite fidèle, ouverte pour elle seule“. Ompteda hat nur: „Sie konnte nicht mehr durch ein Wort der Liebe eindringen“.

Schlimmer noch als solche Auslassungen und Unterdrückungen, die sich übrigens ziemlich häufig finden, sind solche Stellen, in denen die Stimmung verloren geht. Glücklicherweise sind sie selten.

Auf seinem Sterbelager hat der todesmatte Olivier noch eine schwere Bitte an die Freundin seiner Jugend. Ihre Tochter will er noch einmal sehen: „Si je ne suis pas mort avant le jour, jurez-moi que vous m'amènerez Annette, une fois, rien qu'une fois! Je voudrais tant ne pas mourir sans l'avoir revue. ... Songez que ... demain ... à cette heure-ci ... j'aurai peut-être ... j'aurai sans doute fermé les yeux pour toujours ... et que je ne vous verrai plus jamais ... moi ... ni vous ... ni elle ...“ Und Ompteda: „Wenn ich nicht tot bin, ehe es Tag wird, schwöre mir, daß Du mir Annchen einen Augenblick herbringst, nur einmal. Ich möchte nicht gern sterben, ehe ich sie wiedergesehen habe, denn schon morgen um diese Zeit habe ich vielleicht die Augen für immer geschlossen. Und ich werde euch nie wiedersehen, nicht Dich, nicht sie.“

Die Stimmung des Augenblicks ist zerstört, ein paar Punkte zwischen abgebrochenen Worten, stammelnden Begriffen hätten sie gerettet, Ompteda zerreißt die Illusion durch das einzige Wörtchen „denn“, abgesehen von dem flüssigen Stil der Sätze, der hier so gar nicht angebracht war.

Diese wenigen Beispiele sollten zeigen, in welcher Richtung die Schwächen der Maupassant-Uebersetzung Omptedas zu suchen sind.

So sehr es auch Ompteda gelungen ist, die große Persönlichkeit Maupassants in ihrer Gesamtheit wirken zu lassen, so wäre es doch wünschenswert gewesen, auch die feinen und feinsten Blüten dieses einzigartigen Stiles wiederzugeben. Dann erst wäre ein ganzes, auch in den Einzelheiten sorgfältig und treu gemaltes Bild der künstlerischen Bedeutung Maupassants erzielt worden.

Und gerade darauf kam es doch Ompteda an. Er wollte ja, um falsche und schiefe Auffassungen zu zerstören, den Künstler zeigen. Dieser Künstler Maupassant zeigt sich aber nicht nur in den genialen Linien und Formen, in den kühnen Skizzen und Entwürfen, sondern auch sehr oft in einer überraschenden Feinheit des Details, in zartester Stimmungsmalerei und herber Melancholie. Es kommt in seinem Stil eine sehr feine Mischung von rein künstlerischer Form mit gefühlsmäßiger, innerer Erregung vor, eine Mischung, die den Eindruck erweckt, als schwänden Farben in Farben, als löste eine Nuance die andere ab. Ein solches diskretes Schimmern des Stils, das oft genug neben der ungemilderten Darstellung des Wirklichen und Natürlichen erscheint, ist eine der reizvollsten Eigenheiten der Kunst Maupassants.

Restlos ist so etwas nie zu übersetzen. Ompteda hat es auch nicht getan. Vielleicht wollte er es auch gar nicht versuchen. Er unterläßt es nicht, auf den meisten Bänden zu bemerken: „Frei übertragen“. So darf ich ihm vielleicht auch keinen Vorwurf daraus machen, daß er hier und da etwas zu frei übersetzt hat. Wenn dennoch ein solcher Vorwurf nicht unterdrückt worden ist, so geschah es aus der Ueberzeugung, daß Frhr. v. Ompteda wohl fähig gewesen wäre, auch einzelne Schönheiten wiederzugeben, die er so übersehen hat.

Was Gutes an der Uebersetzung ist, kann nicht durch Einzelheiten belegt werden. Gut ist die Uebersetzung deswegen, weil sie nicht nach dem Buchstaben, sondern nach dem Geiste gemacht worden ist. Gut ist sie, weil sich in ihr die Großzügigkeit eines Temperaments ausspricht, eines Temperaments, das versteht und erfaßt, das aber auch spröde ist und sich nicht hingibt. Uebersetzungskunst aber ist mehr als Sache des Temperaments, ist ein Hingeben und Versenken, ein Eindringen voller Liebe und Sorgfalt auch im kleinen.

Mit dieser Einschränkung kann man die Uebersetzung des Frhrn. v. Ompteda als eine gelungene Tat bezeichnen, als ein Werk, das nicht mit der Maschine gemacht worden ist, in dem sicher etwas fehlt, das aber den Geist des Originals bewahrt hat.

Es kam nicht darauf an, Maupassant noch populärer bei uns zu machen, als er schon ist. Maupassant wird fast zuviel gelesen. Ompteda hat ihn wieder in eine gewisse Entfernung gerückt, er hat aus ihm einen Klassiker gemacht, er hat gesammelte Werke in zwanzig Bänden veröffentlicht. Vielleicht hat eine solche Tat die Wirkung, daß man lernt, Maupassant mit etwas mehr Respekt zu betrachten, daß man ihn nicht nur als einen amüsanten Unterhalter ansieht, sondern auch in solchen Stunden ihn liest, in denen man künstlerischen Genuß und Aufschluß über dunkle Seiten des menschlichen Lebens verlangt.

Wir stehen wieder mitten in einer Flut, die uns mit französischen Büchern, Romanen und Theaterstücken über-

schüttet, die besten Werke lesen wir nicht, die bleiben im Lande; oder wenn wir sie lesen, dann lesen wir sie nicht so wie wir sie lesen sollten, dann verschlingen wir sie wie Maupassants Novellen, und das Beste in ihnen bleibt uns verborgen.

München. Walther Küchler.

Bücher und Zeitschriften.

Juristisches. G. Seller: Die Lehre von der Vormerkung nach dem neuen Reichsrecht. München (Beck) 1904. 312 S.

Die ausführlichste der bislang erschienenen Monographien über diese so sehr streitige Materie. Der Verfasser scheut dornige Details nicht und zeigt öfters einen überaus schätzbaren Blick für die praktischen Bedürfnisse. Auch der unvermeidbaren Konstruktionsfrage geht er beherzt zu Leibe. Er verwirft die Theorien von Fuchs, Othmer, Turnau, Gierke-Lehmann, Oberneck und vertritt schließlich eine der Auffassung Cosacks nahestehende Anschauung. Er lehrt nämlich, die Vormerkung „sei" ein das Grundstück oder Grundstücksrecht „belastendes" dingliches Recht sui generis: ein dingliches Gewährleistungsrecht, der Sicherungshypothek nahe verwandt (S. 124 ff.). Ich glaube zwar kaum, daß diese Ansicht in ihren praktischen (oder vielmehr unpraktischen) Konsequenzen sich halten läßt. Nach ihr sind nämlich z. B. die §§ 889, 891—899 B. G.-B. auch auf die Vormerkung anwendbar — eine Deduktion, die bei allem Scharfsinn, mit dem Verfasser sie durchzuführen versucht, doch lebhaftes Kopfschütteln hervorrufen wird und muß. Doch sei daraus dem Verfasser kein Vorwurf gemacht. Es ergeht ihm nicht anders, als allen Schriftstellern, die bislang über dieses Rätsel aller Rätsel des Sachenrechts geschrieben haben. Ja, es fragt sich, ob nicht die Konstruktion der Vormerkung zu jenen Nüssen gehört, die überhaupt nie zu knacken sind. Der Hauptwert des Sellerschen Buches liegt in der umsichtigen Verarbeitung eines fleißig zusammengetragenen Materials. Das anerkennenswerte Buch sei daher jedem, der in den Gegenstand tiefer einzudringen wünscht, zu aufmerksamem Studium warm empfohlen.

Leipzig. Hans Reichel.

Schauspielersehnsucht. Gesammelte Aufsätze von Ferdinand Gregori, Mitglied des k. k. Hofburgtheaters in Wien. München, Callwey 1903. 8°. 261 S.

Das Theater „mit dem Kunstgefühl zu durchdringen, das heute in den Herzen der Besten pulst", ist die Sehnsucht Gregoris, des Schauspielers: sie hat seinem Buche den Namen gegeben. Es wäre zu wünschen, im Interesse unseres Schauspielerstandes und unseres Theaters, daß der Titel des Buches nicht nur das persönliche Empfinden des Autors zum Ausdruck brächte, sondern auch typische Bedeutung hätte. Doch ist leider die Zahl derer nicht allzu groß, die Gregoris Streben teilen, die gleich ihm von glühender Sehnsucht brennen, das Theater mit wirklichem Kunstgefühl zu durchdringen und die Dumpfheit, die über ihm brütet, durch einen frischen kräftigen Luftzug zu reinigen. Mit kühnem Wagemut und erfreulichem Freisinn zieht Gregori zu Felde gegen die zahlreichen Fälschungen und Lügen, die der traditionelle Durchschnittsbetrieb des Theaters mit sich führt, und durchleuchtet die verschiedensten Gebiete der dramatischen Kunst und ihre Beziehungen zu Publikum, Kritik u. s. w. mit dem erbarmungslosen Blendlicht einer frischen und unbefangenen modernen Anschauungsweise. Der unerbittliche Ernst und der warme Idealismus der künstlerischen Betrachtung sind das gemeinsame Band, das die einzelnen Aufsätze des Buches zusammenhält und diese Arbeiten, die aus verschiedenen Zeitschriften gesammelt und zu einem Ganzen geordnet sind, auch innerlich zu einer gewissen künstlerischen Einheit zusammenschließt. Der Wert der einzelnen Aufsätze ist natürlich ungleich; aber auch die schwächeren unter ihnen erfreuen durch die Gediegenheit des Wissens, das ihnen zugrunde liegt, durch geschmackvolle Darstellung und durch eine gewisse wohltuende Weite des Blickes, die sie sehr vorteilhaft unterscheidet von der engen Begrenztheit und Einseitigkeit in vielen ähnlichen Publikationen. Als einen der wertvollsten Teile des Buches möchte ich die ungemein scharf beobachtete Studie „Zur Psychologie des Theaterpublikums" bezeichnen. Aber auch über den Unfug des „Liebhabertheaters" wird manch kräftiges und beherzigenswertes Wörtlein gesprochen. Ganz vortrefflich sind Gregoris Erörterungen „Vom Vorlesen und Lesen"; sie sind unseren rezitierenden Mimen großen und kleinen Kalibers, die nur in den seltensten Fällen die Grenze zwischen Bühne und Vorlesesaal zu unterscheiden vermögen und in der Zusammenstellung ihrer Programme oft eine wahrhaft kindliche Naivität des künstlerischen Geschmackes bekunden, auf das allerwärmste zum Studium zu empfehlen. Auch in dem Aufsatz „Zur Entwicklung der Kulisse", der nach einem guten historischen Ueberblick über die Geschichte der Bühnendekoration in einen lobenswerten Protest ausklingt gegen den immer mehr überhandnehmenden unsinnigen kleinlichen Naturalismus der szenischen Ausstattung, desgleichen in dem Schlußabschnitt „Grundzüge einer Theaterleitung" werden zahlreiche vortreffliche Einzelheiten geboten, denen man fast durchweg seine unbedingte Zustimmung zu schenken vermag. Nicht ohne starke Skepsis dagegen möchte ich den Utopien gegenüberstehen, zu denen sich Gregori in dem Aufsatz über „Jahresspiele", seinen Gedanken über das bekannte Projekt des in Weimar zu gründenden Bayreuth des Schauspiels, verleiten läßt. Der Verfasser, der sonst bei allem Idealismus seiner Anschauung den praktischen Theatermann nie verleugnet, vergißt hier völlig, daß für ein Bayreuth des Schauspiels so ziemlich alle jene Vorbedingungen fehlen, die für die Pflegestätte des Wagnerischen Musikdramas in so hohem Maße vorhanden sind. Er vergißt vor allem, daß selbst für einen begabten Regisseur die Proben einiger Wochen nicht genügen, um ein aus den verschiedensten Elementen sich rekrutierendes erstklassiges Künstlerpersonal zu wirklich einheitlichen künstlerischen Gesamtleistungen zusammenzuschweißen. Die erste Grundlage für brauchbare Leistungen des Schauspiels ist ein jahrelanges Zusammenarbeiten des Regisseurs mit einem Schauspielkörper, dessen unbedingtes Vertrauen er besitzen muß und das er auf das allergenaueste zu kennen hat, um zu wissen, was er von jedem einzelnen verlangen muß und kann. — Der Widerspruch, den Gregoris Buch hier und an einzelnen anderen Stellen herausfordert, vermag natürlich der warmen Anerkennung, die es als Ganzes verdient, keinen Abbruch zu tun. Es ist ein Buch, das von dem ernsten Geist, der heute die Besten unserer Kunst beseelt, ein rühmliches Zeugnis gibt.

Eugen Kilian.

×

Allgemeine Rundschau.

L. P. Betz †.

Fl. Am 29. Januar ist nach längerem, schwerem Leiden Dr. Louis Paul Betz, Professor für Literaturgeschichte an der Universität Zürich, im Alter von erst 42 Jahren gestorben. Die Wissenschaft beklagt den Verlust eines ehrlichen, hingebenden, überaus fleißigen und eigenartig beanlagten Jüngers, der ihr wie seiner Familie und dem, angesichts seiner weiten Verbindungen und seines herzlichen, geselligen Wesens, ausgedehnten Kreise von Bekannten und Freunden viel zu früh entrissen worden ist, um so mehr, als er, der selfmademan, der sich vom erfolgreichen deutsch-amerikanischen Geschäftsmann zum europäischen Hochschulprofessor gemausert hat, erst als ein Dreißiger in die gelehrte Arena eingetreten war. Und dabei hatte er sich ein Sonderfach zum Anbau auserkoren, das noch jung und bei den Aposteln strenger Wissenschaftlichkeit etwas scheel angesehen war: die vergleichende Literaturgeschichte, und redlich in origineller Weise hochwillkommene Bausteine zusammengetragen, andrerseits zur Methodik und zur Einbürgerung dieses großartig ideal gedachten völkerverbindenden Spezialgebiets in der Gelehrtensphäre und beim allgemeingebildeten Publikum ungemein viel mitgewirkt. Sein glatter, beweglicher, lichtvoller Stil, auf vieljährigen Fahrten in den zwei wichtigsten Erdteilen und durch gründliches Studium der deutschen, eng-

lisch-amerikanischen und französischen Literatur erworben, stützte den vollen, anmutigen Eindruck der Veröffentlichungen des im besten Sinne mitteilsamen Mannes. Die Leser der Beilage zur Allgemeinen Zeitung kennen seine Feder aus manchem guten Beitrag; als eigenartigste und prinzipiell bemerklichste sei hier der Essay „Weltliteratur, Goethe und Rich. M. Meyer. Eine Literaturkritik“ in Nr. 258—259 von 1900 genannt. Wer seine Methode und Anschauungsweise kennen lernen will, muß sich an die überaus anregenden „Kritischen Betrachtungen über Wesen, Aufgabe und Bedeutung der vergleichenden Literaturgeschichte“ im 18. Bande der Zeitschrift für französische Sprache und Literatur halten; diese grundsätzlich wichtigen Auslassungen sind stark revidiert, wie ein Forscherprogramm als „Einleitung“ dem inhaltreichen Sammelbande „Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte der neueren Zeit“ (Frankfurt a. M., 1902) vorangestellt, in den Betz die hauptsächlichen Einzelergebnisse seiner Arbeit aufgenommen hat. Außer den früheren Schriften „Heine in Frankreich“ (1895), „Heine und Musset“ (1897), „Die französische Literatur im Urteil Heines“ (1897) und einem Büchlein über den Vater der neueren Literaturkritik Pierre Bayle (1896) ist noch besonders das Kompendium „La littérature comparée. Essai bibliographique“ (Straßburg 1900) als ein Resultat erstaunlichsten Registrier-Eifers zu erwähnen, dessen völlig neugestaltete zweite Ausgabe (erscheint 1904) der rastlose Literaturforscher eben für den Druck fertig gestellt hatte, als ihm die letzte herbe Krankheit den Stift aus der Hand nahm.

*

Der Hund als ethnologischer Zeuge?

In einer materialreichen und lesenswerten Studie „Zur ältesten Geschichte des Hundes“ (München, Ernst Reinhardt, 1903) macht Dr. Oskar Albrecht auf ein eigentümliches sprachliches und sachliches Zusammentreffen aufmerksam, das zwischen den Basken und den südindischen Drawidas besteht, und das vielleicht auf die trotz aller Bemühungen noch immer dunkle Abstammung der Basken Licht zu werfen geeignet ist. Wie ja vielfach die gemeinsame Bezeichnung für wichtige Haustiere als Schlüssel zur Eröffnung ethnologischer Zusammenhänge dienen mußte, so könnte nach dieser Aufstellung, für die wir die Verantwortung dem Verfasser überlassen müssen, eine auffallende Uebereinstimmung, die in Bezug auf die Bezeichnung für den Hund zwischen Basken und Drawidas vorhanden ist, vielleicht einen Fingerzeig geben, in welcher Richtung die Forschungen nach der Abstammung der Basken sich zu bewegen haben. Abgesehen von den verschiedenartigen Bezeichnungen für die Gattung „Hund“ bei den indogermanischen und keltischen Völkern gibt es nämlich in Europa noch eine besondere kollektive Hundebezeichnung, das im Erdteil der Indogermanen völlig vereinzelt stehende baskische chakur (chakurra). Die Basken selbst sind nach der wahrscheinlichsten Hypothese ein nichtarisches, vielleicht auf demselben Wege wie Kelten und Germanen, aber schon lange Jahrhunderte vor ihnen nach Europa gekommenes und von den mittelasiatischen Ebenen ausgegangenes Volk. Vergleicht man nun diese baskische Hundebezeichnung mit denen der asiatischen Sprachen, so findet man sie wohl in keiner der indogermanischen, tatsächlich aber in denen der uransässigen drawidischen Völkerschaften, die von den Indogermanen aufgerieben, verdrängt oder unterworfen wurden. In den Sprachen jener geringen, zerstreuten drawidischen Volksreste, die in schwer zugänglichen Gebirgen und auf klimatisch nur ihnen zusagenden Hochebenen bis heute ihr Dasein fristeten, begegnet uns das baskische chakurra wieder. Wir treffen es im Tamil, Malayalam, Kanaresischen in der Form kukurra, in nepalisch-bengalischen Idiomen wie Darhi, Denwar, Koch und im südindischen Chentsu als kukur, im Telugu als kukka, wobei zu bemerken ist, daß dies in den meisten der angeführten Sprachen zugleich die einzige, für den Hund überhaupt vorkommende Bezeichnung ist.

Ueberblickt man ferner das Verbreitungsgebiet der Hundebenennung kukkura, so stellt sich heraus, daß sie zusammenfällt mit dem geographischen Verbreitungsbezirk eines Hundes, den die moderne Kynologie als den Tibethund anspricht. Da dieser zudem der älteste historisch überhaupt nachweisbare Hund ist, müssen wir ihn als den Träger der ältesten in seinem Verbreitungsgebiet bekannten Hundebenennung, als den Hund kukkurra betrachten. Eben diesen Hund hat M. Siber zum Gegenstand einer ausführlichen Monographie gemacht. (Der Tibethund. Winterthur 1897.) Er kommt nach diesem Autor in verschieden abgeänderten, namentlich aber einer größeren, zuweilen riesenhaften, und einer kleineren, der ursprünglichen Stammform, vor. Der Repräsentant der letzteren ist ein Tier von gedrungenem Körperbau mit tonnenartigem Rumpf, schwerem und großem, in der Schnauze länglichem Kopf, faltiger Gesichtshaut, großen Lefzen, mit an der Basis breiten, dreieckigen, herabhängenden Ohren und einer buschigen, nach dem Rücken zurückgeschlagenen Rute. Das Haar ist an den distalen Teilen der Extremitäten kurz, sonst lang, dabei schlicht bei den Höhen-, zottig bei den Niederungsformen. Die vorherrschende, doch nicht ausschließliche Farbe ist schwarz.

Der spezifisch baskische Hund nun ist der Pyrenäenhund, der in den kynologischen Handbüchern bisher keine genauere Beschreibung erfahren, meist überhaupt keine Erwähnung gefunden hat. Der bekannte Hundemaler und Kynologe R. Strebel versetzte den oben genannten Verfasser in die Lage, ihn aus Photographien kennen zu lernen, Photographien, die dieser bei der ersten unbefangenen Betrachtung für solche des — kleineren Tibethundes hielt. Der Pyrenäenhund zeigt in der Tat im ganzen und in den wesentlichen Einzelheiten eine überaus große und auffällige Uebereinstimmung mit dem kleineren Tibethund. Eine solche ergibt sich auch daraus, daß Walther in seiner Systematik der Hunderassen den Pyrenäenhund, wiewohl er ihn ebenso wie die ihm nur dem Namen nach bekannte „Tibetische Dogge“ als „physiographisch noch nicht beschrieben“ anführt, doch auf Grund der spärlichen, ihm gewordenen Notizen neben den Dingo stellt. Andrerseits kommt Studer bei seinen craniometrischen Untersuchungen über den Tibeter zu dem Resultat, daß er von allen Hunden dem Dingo am nächsten stehe. Ist also dieser Canide sowohl dem Pyrenäenhund als dem Tibeter ähnlich, so müssen notwendig auch diese beiden selbst einander ähnlich sein.

Albrecht gelangt also zu folgendem Gesamtergebnis: der Pyrenäenhund und der Tibethund stimmen nicht nur linguistisch und nach ihrem Aeußeren überein, sondern sie stehen in genetischem Zusammenhang. Der Tibethund, eine uralte, schon den drawidischen Urindiern eigene, auch in den ältesten Zweig der arischen Kultur eindringende Rasse, wurde von den Basken, einem drawidischen oder diesen nahestehenden Volke, das vor der arischen Invasion zurückwich, ebenso wie das zentralasiatische Rind, Schaf und die Ziege als Begleiter ihrer Herden nach Europa gebracht und hat sich mit den letzten Resten dieses Volkes in den Pyrenäen, hier unter ganz ähnlichen Verhältnissen wie in seiner Urheimat lebend und darum auch nur wenig abgeändert, ebenso wie in jener selbst erhalten. Nach einer von den übrigen etwas abweichenden Beschreibung, welche Dralet gibt: — remarquables par leur enorme stature, la blancheur de leur robe et le volume de leur voix — und die am ehesten auf den dem Tibeter verwandten Bernhardiner paßt, hat es überdies den Anschein, daß er nicht nur in der kleineren Stammform, sondern auch, vielleicht durch einen zweiten Import von der Urheimat oder der apenninischen Halbinsel her, in der größeren Form nach Europa gelangte.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Eduard Zellers Dank. Geheimrat Professor Dr. Eduard Zeller hat nach dem Schwäbischen Merkur ein Dankschreiben ausgegeben an alle, die ihn bei der 90. Wiederkehr seines Geburtstages mit so vielen Beweisen freundlicher Teilnahme erfreut haben. Die wichtigste Stelle dieses Schreibens lautet:

„Je länger des Menschen Leben dauert, um so dichter drängt sich beim Rückblick auf dasselbe die Schar der abgeschiedenen Freunde an uns mit der Frage heran, warum wir immer noch zögern, uns zu ihnen zuzugesellen. Um so wohl-

kuender berührt uns aber auch alles, was uns zu dem Glauben berechtigt, daß ein Dasein, dessen bester und größter Teil der Vergangenheit angehört, doch auch für die jetzt Lebenden und vielleicht auch noch für spätere Geschlechter nicht ohne Wert sei. Diesen Glauben konnte nichts in erfreulicherer Weise in mir bestärken, als die Einmütigkeit, mit der so viele Stimmen sich vereinigten, um durch ihre Aeußerung des Wohlwollens und der Teilnahme den Tag zu verschönern, dem es neben frohen auch nicht an tief schmerzlichen Erinnerungen und ernsten Augenblicken fehlt."

* **Pflege des Deutschtums in Südamerika.** Die Mitteilungen, die in neuerer Zeit aus Südbrasilien über die Lage der dortigen deutschen Schulgemeinde an die in Deutschland bestehende „Blumenau-Stiftung" gelangt sind, haben diese veranlaßt, 20 gute Schulbibliotheken nebst Wandkarten und anderen Lehrmitteln sowohl nach Santa Catharina wie auch nach Rio Grande do Sul, wo zur Zeit 400,000 Personen deutscher Abstammung leben, zu senden. Des weiteren hat die Stiftung sich entschlossen, den besten Lehrplan für eine einklassige Volksschule mit 200 M. zu prämiieren. Die Stiftung hat kürzlich eine ausführliche Schrift über „Die deutschen Schulen und Schulgemeinden in Südbrasilien" herausgegeben. Interessenten mögen sich zum Bezuge der Schrift an die Verwaltung der Stiftung, Berlin W, Lutherstraße 5, wenden.

✕

Hochschulnachrichten.

* **Gießen.** An der hiesigen Universität hat sich gestern Dr. Paul Stroemer mit einer Probevorlesung über „Die Prophylaxe der Wochenbettsmorbidität in der Schwangerschaft" für das Fach der Gynäkologie habilitiert.

* **Berlin.** Eine Neuerung im Promotionsverfahren der philosophischen Fakultät tritt demnächst bei der hiesigen Universität in Kraft. Für die Folge wird sich der Promotionsakt in der Weise vollziehen, daß der Dekan mit einer deutschen Ansprache im Namen und Auftrage der Fakultät den Doktoranden kraft seines Amtes als Dekan das Doktordiplom überreicht und ihn mit feierlichem Handschlag verpflichtet, die Würde vor jedem Makel zu bewahren und jederzeit hochzuhalten. Mit Ueberreichung des Diploms spricht zugleich der Dekan seine und der Fakultät Glückwünsche aus. Dieser vereinfachte Promotionsakt ist öffentlich wie bisher und wird in der Aula stattfinden.

* **Königsberg.** Das Programm für die Kant-Feier an der hiesigen Universität ist nunmehr endgültig festgestellt. Am Vorabend, 11. Februar, findet ein Begrüßungsabend für die von auswärts erschienenen und die hiesigen Ehrengäste statt. Der Festakt in der Aula am 12. Februar ist auf 11 Uhr vormittags anberaumt. Vor dem Festakt wird in der Stoa Kantiana am Grabe Kants ein Kranz niedergelegt. Nach dem Festakt findet ein gemeinsames Mittagessen des corpus academicum und der Ehrengäste, voraussichtlich in der Palästra, statt. Am 13. Februar endlich ist ein Besuch der von der Buchhandlung Gräfe u. Unzer veranstalteten Kant-Ausstellung vorgesehen, abends Kommers mit Aufführungen. — Für die Kant-Ausstellung, die eine Fülle des Anregenden bieten wird, haben sämtliche Behörden und Privatleute Königsbergs die in ihrem Besitz befindlichen Kant-Reliquien zugesagt.

* **Wien.** Als Nachfolger Professor Neumanns in der Leitung der dermatologischen Klinik der hiesigen Universität wurden, nach einer Meldung der Neuen Freien Presse, vorgeschlagen primo loco Professor Rille in Leipzig, secundo loco die Professoren Lang und Mracek, tertio loco Professor Ehrmann, die letztgenannten alle in Wien.

* **Basel.** Der außerordentliche Professor der Chemie, Dr. Hans Rupe, hat den an ihn ergangenen Ruf als ordentlicher Professor für die deutsche Technische Hochschule in Prag abgelehnt.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Dr. Alfred Kuhlo: Auf dem Wege zum „Deutschen Arbeitgeberbund". Eine Studie über die Entwicklung der Gewerkschaften in Deutschland und im Auslande, sowie Vorschläge betreffs einer festeren Organisation der deutschen Arbeitgeber. München 1904. Ernst Reinhardt 44 S. — Prof. Dr. Lujo Brentano: Wohnungszustände und Wohnungsreform in München. Ebenda 1904. 28 S. — Paul Liman: Der Kaiser. Ein Charakterbild Wilhelms II. Berlin 1904. C. A. Schwetschke u. Sohn. 309 S. — A. B. de Guerville: La Lutte contre la Tuberculose. Paris 1904. Alphonse Lemerre. 42 S. — Dr. Bruno Kraemer: Die unterseeischen Telegraphenkabel in Kriegszeiten. (Rostocker Rechtswissenschaftliche Studien. Band 1, Heft 5.) Leipzig 1903. A. Deichert. 64 S. — Heinrich Weinel: Die Gleichnisse Jesu. Zugleich eine Anleitung zu einem quellenmässigen Verständnis der Evangelien. (Aus Natur und Geisteswelt. 46.) Leipzig 1904. B. G. Teubner. 130 S. — Dr. Fr. Giesebrecht: Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. (Aus Natur und Geisteswelt. 52.) Ebenda 1904. 132 S. — J. V. Widmann: Calabrien-Apulien u. Streifereien an d. oberitalien. Seen. Frauenfeld 1904. Huber u. Co. 272 S. — W. Koch: Japan. Geschichte nach japanischen Quellen und ethnographischen Skizzen. Dresden 1904. Wilhelm Baensch. 410 S. — D. Paul Wernle: Die Anfänge unserer Religion. 2., verb. und verm. Auflage. Tübingen und Leipzig 1904. J. C. B. Mohr. 514 S. — Max Foss, Kapitän zur See: Der Seekrieg. Berlin 1904. Boll u. Pickardt. 420 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Soeben erschien das zweite Heft: (5180)

Die neue Rundschau

XVter Jahrgang der freien Bühne

Inhalt des Februarheftes:

Hugo v. Hofmannsthal: Über Gedichte
Emil Strauß: Kreuzungen / Roman
Maurice Maeterlinck: Beim Tode eines jungen Hundes
Jakob Wassermann: Sara Malcolm
Georg Brandes: Lebenserinnerungen
Max Osborn: Denkmäler
Arthur Schnitzler: Der tapfere Cassian

Rundschau:
Die große Passion / Brief von Eugen d'Albert / Chronik des Dramas

Bezugspreis für das Vierteljahr: Sechs Mark / Preis des einzelnen Heftes: Zwei Mark 50 Pf.

Berlin / S. Fischer / Verlag

Digitized by Google

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 4. Februar. Nummer 28.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Johann Ludwig Runeberg. (Zu seinem 100. Geburtstag, 5. Februar 1904.) Von Mathilde v. Leinburg.

Das Verbot der Runeberg-Feier in Finnland. Von n.

Physikalisch-chemisches über Malerei. X. Von Professor W. Ostwald (Leipzig).

II. Bücher und Zeitschriften.

Valerian v. Loga: Francisco de Goya.

III. Allgemeine Rundschau.

Gründung eines deutschen Studentenheims in Gottschee. — Auch ein Urteil über Goethe. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Johann Ludwig Runeberg.

Zu seinem 100. Geburtstag, 5. Februar 1904.

Von Mathilde v. Leinburg.

„Er war ein Finne.“ Diese Worte läßt der große schwedisch-finnische Dichter, dessen 100. Geburtstag morgen in Finnland leider nur in stillem Gedenken, in Schweden in begeisterter Pietät gefeiert wird, in seinem Meisterwerke, den in ihrer Art einzig dastehenden poetischen Kriegsgeschichten des „Fähnrich Stahl“ einem im tapferen Kampfe um sein Vaterland gefallenen Helden als schönsten Nachruf in das Grab nachsenden; diese Worte kann man aber auch auf den Dichter selbst beziehen, mit ihnen kennzeichnet sich seine ganze Eigenart am kürzesten. Runeberg war Finnländer mit Leib und Seele, seine Dichtkunst war ihm in erster Linie nur das Mittel, sein Vaterland damit verherrlichen zu können, den Charakter und die Sitten seines Volkes in weitesten Kreisen bekannt zu machen und diesem dadurch die Sympathien der Welt zu erobern. Daß ihm das zuerst bei den Schweden gelungen ist, ist selbstverständlich, möchten sie ihn doch am liebsten überhaupt ganz zu den ihrigen zählen. So schreibt einer seiner trefflichsten Biographen, der berühmte Aesthetiker Karl Rupert Nyblom über den Dichter: „So wie die Finnländer sich gern Bellman zugute halten möchten, eben deswegen, weil sie besser als irgend ein anderes Volk seine Eigentümlichkeit erfassen und den Kern seines veränderlichen Wesens sehen können, so wollen auch wir uns einen Teil von Runeberg zuerkennen lassen, sind es doch gerade wieder wir, die am ersten imstande sind, ihn in seinem innersten Geiste zu verstehen, und eben wieder deshalb, weil er so vielem, was auch uns teuer ist, das verklärende und befreiende Leben gegeben hat. Und übrigens, — ist er nicht in all seiner Finnländischkeit doch in Grund und Boden so echt schwedisch, wie es nur irgend einer sein kann, ein Bild eines erzenen finnischen Gottes auf einem Sockel von schwedischem Granit? Seine ganze Bildung war schwedisch, ebenso seine Sprache; die Bibel, das Psalmbuch, aus denen er zuerst ein höheres Leben ahnen lernte, waren doch die alten schwedischen, und das Gesetzbuch, unter dessen Schutz er sein ganzes Leben dahinwandelte, war Schwedens altes Gesetzbuch.“ — In Schweden fand Runeberg auch viel eher Anerkennung, als selbst in Finnland, und als er 1851 das erste und einzige Mal in seinem Leben nach Schweden kam, wurde er von hoch und nieder, vom Volke und seinen Führern, auf eine Weise gefeiert, die ihm deutlich genug zeigte, daß sie in ihm einen der Edelsten und Besten anerkannten; und bei einer Universitätsfeier zu Upsala wurden ihm solche Ehren zuteil, daß sein anspruchsloses Wesen darüber in arge Verlegenheit geriet. Eine sehr ehrenvolle und vorteilhafte Berufung nach Stockholm schlug er aber ein für alle Mal mit den Worten aus: „Herr Erzbischof, Finnland ist eine arme Mutter, die alle ihre Söhne selbst braucht.“

In Jakobstad am Bottnischen Meerbusen war Johann Ludwig Runeberg am 5. Februar 1804 geboren. Sein Vater, ein Seekapitän, der ursprünglich zum Pfarrer bestimmt gewesen war, hatte sich aus seiner Studienzeit ein reges Interesse für die Literatur bewahrt; von seltener Belesenheit, unterzog er die im ersten Kindesalter verfaßten Verse seines Sohnes einer strengen Kritik, hielt dabei aber große Stücke auf sein Talent, und als er im Alter von 49 Jahren vom Schlage getroffen und gelähmt wurde, wünschte er sehnsüchtigst, nur wenigstens noch so lange leben zu dürfen, bis er sehen könne, was aus seinem Ludwig geworden sei. — Von seiner Mutter hatte Runeberg „die Frohnatur, die Lust zu fabulieren“; sie war eine ungemein heitere und lebhafte Frau, die in ihrer Jugend wunderschön sang und ein in Bekanntenkreisen gerühmtes Erzählertalent besaß. Von ihr erbte der Dichter auch seine große Liebe zur Musik, die ihn späterhin gar manches seiner eigenen Gedichte selbst komponieren ließ.

Von 1812—1814 besuchte Runeberg die Trivialschule in Uleåborg, mußte aber seiner beschränkten Verhältnisse wegen (er war der älteste von sechs Geschwistern) ein ganzes Jahr seine dortige Lehrzeit unterbrechen, erst im Jahre 1815 wurde es ihm möglich, in die Schule zu Wasa (das heutige Nikolaistad) einzutreten, um sich eine humanistische Bildung anzueignen. Die Naturwissenschaften wurden damals ganz vernachlässigt und zu Runebergs Zeit gab es überhaupt keine besondere Unterweisung in der schwedischen Muttersprache. Russisch wurde erst in den zwei letzten Klassen gelehrt. — Aus dieser Zeit stammen seine ersten Gedichte, meistens Satiren herzlich unbedeutender Art. 1822 bezog er die Universität Åbo, es war ihm aber wieder nicht vergönnt, ununterbrochen seinen Studien obzuliegen, die Not zwang ihn, verschiedene Hofmeisterposten anzunehmen, die aber insofern für sein späteres Leben von großem Nutzen waren, als er in Saarijärvi und Ruovesi, wohin ihn das Schicksal verschlagen hatte, Gelegenheit fand, das finnische Volk und seine Sprache kennen zu lernen. Erst 1826 kehrte er wieder nach Åbo zurück und machte dort 1827 sein Examen. Hierauf übernahm er wieder eine Informatorstelle in Pargas und machte sich dann 1828 in Helsingfors ansässig, wo er einige Jahre später an dem neu gegründeten Lyceum zum Dozenten für „Beredsamkeit“, d. h. für römische Sprache und Literatur, ernannt wurde.

Damals war bereits seine erste Gedichtsammlung erschienen. Sie enthielt die ersten lyrischen Gedichte, das im

Wetteifer mit Tegnér und Stagnelius geschriebene Gedicht „Die Zugvögel“, Idyllen und Epigramme und das schwächste Produkt seiner Muse: „Die Nächte der Eifersucht“. Diese ersten Gedichte, von denen nicht wenige nur aus einem halben Dutzend Zeilen bestehen, nach ihrem Aeußern erzählend, episch, nach ihrem Inhalte lyrischer Gefühlsausdruck, sind charakteristisch für Runebergs Dichternatur. Wie er in ihnen auch über das Alltäglichste die reichste Poesie ausgießt, mit den einfachsten Worten eine einfache Handlung so erzählt, daß sie gerade durch ihre rührende Einfachheit ergreift, darin besteht Runebergs größte Kunst. Das Bändchen war Franzén, den Runeberg unter allen schwedischen Dichtern am höchsten schätzte, mit einem der unvergänglichsten und tiefsten Gedichte (nebenbei gesagt, dem einzigen je veröffentlichten Gelegenheitsgedichte) zugeeignet. Sie fanden auch des Altmeisters aufrichtigsten Beifall (das Gedicht des Bauern Paavo hatte ihn sogar zu Tränen gerührt!) und entzückt schreibt er über das neu auftauchende Talent: „Es ist ein echter Poet, der hier auftritt; in ihm wird Finnland ein großer Dichter erstehen.“ Runebergs große Verehrung für Franzén blieb nicht ohne Einfluß auf seine poetische Entwicklung; in allen seinen Werken findet man dasselbe einfache und bescheidene Wesen, das auch Franzén kennzeichnet. „Er nahm Franzéns Leier auf, doch knüpfte er neue Saiten an das Instrument,“ heißt es in Schweden von Runeberg, und auf ihn paßt auch dasselbe Lob, das Tegnér einmal in einem Briefe Franzén spendet: „Lobenswert ist die gediegene und klassische Einfachheit der Sprache und Darstellung, die nun ein für allemal nicht bloß zu Deiner poetischen Manier, sondern zu Deinem ganzen Wesen gehört und die sich nur mit einer Schönheit vergleichen läßt, die nicht nur Schminke, sondern auch jeden Schmuck verschmäht und trotzdem alle Herzen an sich zieht, ohne es selbst zu wissen.“

Fast gleichzeitig mit den ersten Gedichten (1830) kamen Runebergs „Serbische Volkslieder“ in die Oeffentlichkeit. Ein Zufall machte ihn mit dieser, den finnischen Volksliedern in wesentlicher Hinsicht so ähnlichen, nur frischeren, aktiveren und mehr heroischen Volkspoesie bekannt. In seiner Studentenzeit hatte er mit dem Dichter Fredrik Cygnaeus zusammengewohnt. Das ganze Mobiliar bestand aus einem Tische und zwei Stühlen in der Mitte des Zimmers und einer Reihe am Boden aufgestellter Bücher, darunter die „Serbischen Volkslieder, übersetzt von P. O. v. Goetz, St. Petersburg 1827“, die ihn so zur Nachbildung reizten, daß er sie teils aus dem Deutschen ins Schwedische übersetzte, teils neue Lieder in ihrem Tone bildete. Auch die Morlakischen Lieder aus Herders „Stimmen der Völker“ nahm er in seine Sammlung auf. Mit Uebersetzungen und Bearbeitungen hat sich Runeberg überhaupt viel und gern befaßt, so übertrug er den Anfang des finnischen Nationalepos „Kalewala“ in die schwedische Sprache, übersetzte aus Ausonius und Tibull, aus Ossian, Schiller, Uhland und Fr. v. Stolberg, ja selbst aus dem Spanischen und mit besonderer Vorliebe aus dem Ungarischen, welche letztere Sprache wohl die einzige ist, die noch am ehesten mit dem Finnischen verglichen werden könnte. — 1831 gründete er mit mehreren bedeutenden Männern, darunter Nervander, Topelius, Lönnrot und Cygnaeus die „Finnische Literaturgesellschaft“, die sich die Ideen zu einer finnischen Literatur, die Sammlung finnischer Volksrunen und die Vervollkommnung und Verbreitung der finnischen Sprache zum Ziele gemacht hatte.

1832 begann Runebergs publizistische Tätigkeit mit der Herausgabe des literarischen „Helsingforser Morgenblatt“, dessen Inhalt er anfangs fast ganz allein nur unter Mitwirkung seiner Gattin, Friederike Charlotte Tengström, deren hervorragendste Arbeit, eine Erzählung aus dem großen Kriege 1808: „Frau Katharina Boije und ihre Töchter“, heute noch in Schweden gelesen wird, verfaßte. Diese Beschäftigung gab dem Dichter Veranlassung, seinen Prosastil auszubilden, den er bis dahin kaum anders als im Briefwechsel geübt hatte. Seine Gedanken bewegten sich in Prosa nicht mit derselben natürlichen Leichtigkeit wie im Versmaße und in Reimen. Wenn er sich der ungebundenen Sprache bedient, merkt man der Satzbildung stets ein Zeichen von Mühe an, deren Unsichtbarkeit in seiner Verskunst so bewunderungswürdig ist. Seine Prosa, kernig und kräftig, fesselt dafür durch ihren Inhalt, die feste Ueberzeugung und die originellen und tiefsinnigen Gedanken, an denen die fünf Jahrgänge, welche Runeberg herausgab, unerschöpflich sind. „Die Größe der Kunst ist Wahrheit.“ — „Es gibt nur eine Regel für die Kunst, sie heißt: Schaue!“ Das sind die obersten Grundsätze, nach welchen er in seinen wertvollen kritischen Aufsätzen die Literatur seiner Zeitgenossen beurteilte, und er tat dies nach seiner eigenen Regel, die er sich hierfür aufgestellt hatte: „Die literarische Polemik soll wie ein Schachspiel durch Korrespondenz sein: man versetzt seine Figuren und brummt nicht.“ — Seine ganze Sympathie und Bewunderung schenkte er Bellman, Franzén, Almquist und Frau Lenngren; Tegnér kam weniger gut weg, in dessen Poesie er eine ganze Fülle von Oberflächlichkeit und Mangel an Naturwahrheit zu finden vermeint.

Das erste Werk, in dem Runeberg das spezifisch finnische Volkswesen zeichnete, waren die 1832 erschienenen „Elchschützen“, die Umarbeitung eines Jugendwerkes, die beinahe einiges Studium der finnischen Verhältnisse erforderten, um sich ganz in ihren Schauplatz versetzen zu können. Mit diesem großangelegten Bilde aus dem finnischen Volksleben erhielt diese junge Nation ihr erstes Nationalgedicht in des Wortes höherer Bedeutung. Viel mächtiger als die lyrischen Gedichte trugen die „Elchschützen“ dazu bei, ein Nationalgefühl zu erwecken und dieses auf das Volkstümliche hinzuweisen, und in demselben Maße als die nationale Bewegung allmählich vorwärtsschritt, erhöhte sich auch das Verständnis für die Schönheiten dieses Dichtwerkes. Cygnaeus schrieb darüber, daß wenn sogar das finnische Volk einmal untergehen könnte, die „Kalewala“ und die „Elchschützen“ dann das Herkulanum und Pompeji sein werden, aus denen man die verschwundene Nation noch erkennen wird.

Mit dem im zweiten Bande seiner Gedichte (1833) enthaltenen Gedicht „Das Grab in Perrho“ erzählt Runeberg zum erstenmal aus dem großen Kriege 1808—1809, der später der Schauplatz seines Hauptwerkes werden sollte. Der Dichter, der ungemein häufig an Fieber zu leiden hatte, diktierte „Das Grab in Perrho“, teilweise unter Fieberschaudern im Bette liegend, Vers für Vers seiner Frau, die später oft scherzweise davon behauptete, Runeberg habe daran eigentlich gar kein Verdienst, denn dieses Gedicht sei ja doch nur im Fieberdelirium entstanden. „Das Grab in Perrho“ sandte Runeberg als Preisschrift an die Schwedische Akademie in Stockholm, als es dort aber nur mit dem zweiten Preise ausgezeichnet wurde, schleuderte er diesen beim Empfang zornig zu Boden; gewiß nicht deswegen, weil er sich ungerecht beurteilt wähnte, sondern nur aus dem Grunde, weil ihm das Gedicht nicht besser gelungen war. — Erst mit seiner Idylle „Hanna“ (1836) fand Runeberg allgemeine Anerkennung, und besonders in Schweden. Wenn er vorher stets nur als ein Imitator und ein „Stern dritter Größe“ gegolten hatte, so wurde er jetzt allgemein als ein „Genie ersten Ranges“ gepriesen.

Im Jahre 1837 wurde er zum Lektor der Beredsamkeit und Poesie am Gymnasium zu Borgå ernannt, und in diesem anspruchslosen Städtchen an der Küste des Finnischen Meerbusens hatte er seine Wohnstätte während der letzten vier Jahrzehnte seines äußerlich so wenig ereignisreichen Lebens. Dort in einem freundlichen hölzernen Wohnhause an einer stillen Gasse lag sein gemütliches, gastfreies Heim, woraus so viele Gedichte über den Norden flatterten und wohin der Dank und die Segnungen von Millionen zurückkehrten. — Während seiner Rektorperiode daselbst hatte Runeberg gewiß eine seiner unangenehmsten Stunden, wie sein Biograph Eliel Vest erzählt. Einige Gymnasiasten waren wegen Schlägereien und übermütigen Wirtshaustreibens angezeigt worden. Ermahnungen und gelindere Strafen hatten keinen Erfolg, und da sogar solche, die aus freien Stücken um Verzeihung nachgesucht

und diese auch gegen das Versprechen von Buße und Besserung von Runeberg erhalten hatten, mit ihrem Unfug fortfuhren, drang er auf radikale Abhilfe. Die Relegation war ihm nur auf zwei der Schuldigen auszuüben geglückt, und so sehr er auch abgeneigt war gegen Körperstrafe, noch dazu, wenn es sich um junge Leute handelte, sah er sich aus Mangel eines anderen Auswegs nach einer Lehrerkonferenz gezwungen, fünfen der widerspenstigen Schüler sogenannte „Tatzen" auszuteilen. Die Exekution wurde von ihm selbst mit Ernst und Strenge ausgeführt und die großartige, donnernde Ermahnungsrede, die er danach der Jugend hielt, war nach Aussage der Augenzeugen tief ergreifend. Auf eine große Anzahl der Schüler machte Runebergs damaliges Vorgehen indessen keinen schönen Eindruck. Die Stimmung wurde sehr gereizt und daß Runeberg — der Dichter! — zu einem ganz gewöhnlichen simpeln Schulmeister, der seine Freude (!) daran fand, mit der Rute zu hantieren, herabgesunken war, meinten sie, sei geradezu unerhört. Einer kleinen Anzahl unter ihnen gelang es, von ihren Eltern die Erlaubnis zum Austritte zu erhalten, und Runeberg, der sich von Demonstrationen irgend welcher Art absolut nicht einschüchtern ließ, unterschrieb die Abgangszeugnisse, ohne zu zaudern oder sich auf irgend einen Ueberredungsversuch einzulassen. Einer dieser so Ausgetretenen war Nil Adolf Erik Nordenskiöld, der nachmalige berühmte Entdecker der Nordostdurchfahrt. —

Im Jahre 1841 veröffentlichte Runeberg gleich zwei Glanzstücke seiner Muse, den „Weihnachtsabend", ein Gedicht in drei Gesängen, und „Nadeschda". Atterbom schrieb darüber in der Zeitschrift „Frey" 1842 u. a.: „Nachdem Runeberg in „Nadeschda" Gemälde von reicher und prachtvoller Abwechslung aufrollte, von fast orientalischer Farbe und Kolorit, kehrt der Dichter im „Weihnachtsabend" wieder zu seiner geliebten Heimat zurück, zur Malerei ihres einfachen Lebens, ihrer Sitten und Natur, die unter seinem Pinsel so viel Leben und Behaglichkeit erhält. Besonders in der Meisterschaft, die finnische Nationalität ungemischt und frei von fremden Zusätzen auf einmal in wahrer und idealer Gestalt zu schildern, liegt das Geheimnis dieser Dichterkraft. In der Form ein Idyll und im Versmaß der Idylle geschrieben, hat der „Weihnachtsabend" indessen im Vergleiche mit „Nadeschda" auch einige rein dramatische Stellen, die Handlung ist hier viel bewegter, der Wellenschlag bedeutend heftiger als in den „Elchschützen" oder in „Hanna", an welches Gedicht sich der „Weihnachtsabend" am nächsten anschließt.

1843 erschien Runebergs dritte Gedichtsammlung, welche die neun Legenden, von denen die fünf ersten nur Bearbeitungen nach Kosegarten, die anderen aber frei von ihm selbst erfunden sind, enthalten. Es waren dies die letzten kleineren Gedichte, die Runeberg in die Welt sandte, von da an konzentrierte sich seine ganze dichterische Kraft auf jene beiden Werke, die den wahren Ruhm dieses originellen Dichters erst eigentlich begründen sollten, — auf „König Fjalar" und „Fähnrich Stahl".

Um sich einen Begriff machen zu können, was es in Finnland bedeutete, wenn ein neues Werk von Runeberg in die Oeffentlichkeit gelangte, ist es interessant einen Bericht, der einige Tage nach Erscheinen des „König Fjalar" (Juni 1844) im Helsingforser Morgenblatte stand, zu hören: „Mit außerordentlicher Schnelligkeit verbreitete sich die Nachricht davon in der Stadt und im Verlaufe einer Stunde sah man unter den zahlreichen Spaziergängern auf der öffentlichen Promenade und den herumliegenden Plätzen kaum einen einzigen, der nicht einen „Fjalar" in der Hand getragen hätte, so daß es eine Lust war es zu sehen." Am 21. Juni war gerade Magisterpromotion in Helsingfors und die Kandidaten waren bereits einige Tage vorher zu den notwendigen Vorbereitungen in der Universität versammelt. Als sie heraustraten, erfuhren auch sie die freudige Nachricht. Sofort kaufte sich jeder ein Exemplar und dann begaben sie sich in den Stadtpark, wo sie sich ins Gras legten, um sich an dem herrlichen Sommerabend in Muße in das Gedicht vertiefen zu können. — Im „König Fjalar", den der Dichter selbst „einen Sang an die Götter" nennt, hat Runeberg ein Bild von der weisen und milden Weltanschauung gegeben, an die er so fest glaubte. Hier häufte er seine ganze Dichterkraft, um in dem Gedichte das, was in der Tiefe seiner frohen und humanen Lebensweisheit ruhte, anschaulich zu machen. In diesem, wohl seinem kunstreichsten Gedichte hat er altnordische Romantik mit antik-tragischer Weltanschauung verschmolzen und hat damit den Nordländern ein noch von keinem übertroffenes Bild eines echten skandinavischen Kämpen aus der Vorzeit, wie er im Verhältnis zu Göttern und Menschen steht, gegeben — ein Bild, das eine meisterhafte Veranschaulichung des Riesen der nordischen Sage und des griechischen Prometheus zu einer einzigen göttertrotzenden Gestalt ist. Als Versmaß wandte Runeberg den in Ossians Gesängen häufigsten Rhythmus eines trochäischen, mit Daktylen versetzten drei- oder vierfüßigen Verses an. Aber während der Text in den gälischen Gesängen episch fortlaufend ist, bildete Runeberg die seinen aus lyrischen vierzeiligen Strophen, was in schwedischer Sprache auch ganz gut klingt, in der deutschen jedoch auf die Dauer unerträglich eintönig wirkt, weshalb auch mein seliger Vater in seiner Verdeutschung dieses mächtigen Runebergschen Meisterwerks (J. L. Runebergs „König Fjalar", übersetzt von Gottfried v. Leinburg, Verlagsanstalt Hamburg 1890, 2. Auflage) ein ganz freies ungereimtes ossianisches Versmaß zum großen Vorteil der Gesamtwirkung anwandte. Obgleich in der Form episch, steht „König Fjalar" durch seine ganze Anlage und eine Menge besonderer Einzelzüge dem Drama sehr nahe, sogar so nahe, daß lange Szenen durchaus dramatisch ausgeführt werden könnten, ohne daß die Deutlichkeit oder das Ergreifende des Inhalts darunter leiden würden. Es ist sehr zu verwundern, daß noch kein Komponist auf den Gedanken verfallen ist, diesen erschütternden Stoff in der Weise des Byron-Schumannschen „Manfred" für die Bühne oder wie Tennyson-Strauß' „Enoch Arden" oder Wildenbruch-Schillings' „Hexenlied" als Melodram zu verwerten.

Im Auslande wird wohl immer der „König Fjalar" als Hauptwerk Runebergs gelten, in seiner nordischen Heimat sind es aber die poetischen Erzählungen des „Fähnrich Stahl", die ihm wie auf einen Schlag alle Herzen seiner Landsleute eroberten. Diese in zwei Bändchen (das erste erschien 1848, das zweite folgte 1860) herausgegebenen Kriegserzählungen geben wirklich ein Gesamtbild des schwedisch-russischen Krieges 1808, soweit dies in Gedichtform möglich ist, man versteht den ganzen Krieg, wenn man diese Gedichte gelesen hat, man hat mitgelebt auf dem blutdurchtränkten Schlachtfelde und erfahren, was sich in der Tiefe des Herzens dieser Menschen, die für Heimat und Vaterland in den Tod gingen, bewegte. Selbst Montgomery, der Geschichtschreiber dieses Krieges, hatte von seinem fachmännischen Standpunkte behauptet, daß man beim Lesen dieser Gedichte darauf schwören könne, daß jedes Wort wahr sei. Der Enthusiasmus, den der „Fähnrich Stahl"[1]) bei den Finnländern hervorrief, war beispiellos, die Alten erkannten erst jetzt, daß sie nicht umsonst gelebt hatten, die Jungen sahen die Zukunft von nun an wieder in rosigem Lichte, allgemein wurde Runeberg jetzt als der „Dichterfürst des Nordens" anerkannt, und „**le Béranger de la Finlande**" hieß er auf dieses Dichtwerk hin auch in Frankreich. Weniger erbaut über diese leidenschaftlichen Begeisterungsausbrüche war Rußland, ja es wurde dort sogar behauptet, daß der Druck des „Fähnrich Stahl" der größte Mißgriff, den die finnische Zensur hätte je begehen können, gewesen sei. Die schauerlichsten Gerüchte zirkulierten natürlich über den Dichter selbst, und nicht selten verbreitete sich die Schreckensnachricht, Runeberg sei nach Sibirien geschleppt worden. Es war aber gar nicht so gefährlich, Runeberg wurde im Gegenteil wegen seiner Dichtkunst am russischen Hofe sehr geschätzt, und um allem Gerede ein Ende zu machen, schenkte ihm Zar Alexander II. eine kostbare Schnupftabaksdose als Anerkennung „für seine literarische Bedeutung".

[1]) **Eine Uebersetzung dieses Werkes aus dem Nachlasse meines seligen Vaters wird demnächst im Buchhandel erscheinen.**

Der von Runeberg so poetisch behandelte finnische Freiheitskrieg gehört zu den frühesten Kindheitserinnerungen des Dichters. Gar mancher der in diesen Gedichten Besungenen war in Runebergs Vaterhause zu Gaste gewesen und auch General v. Döbeln, den „Helden", den er später in einem der ergreifendsten Gedichte verherrlichte, hatte er selbst gesehen. Die Björneborger hatten sich einige Tage in Jakobstad aufgehalten, sie rüsteten zum Abmarsch und unter denen, die hinzugekommen waren, sich die tapfere Schar anzuschauen, befand sich auch der kleine Johann Ludwig. Döbeln saß zu Pferde und unterhielt sich lebhaft mit seinen Offizieren. Die Luft war schwül und wahrscheinlich wäre ein wenig Regen erwünscht gewesen — da erhob sich Döbeln plötzlich zornig im Sattel, ballte die Faust gegen den Himmel und brüllte: „In tausend Teufels Namen, wirst du da droben uns endlich ein paar Tropfen Regen zukommen lassen?" Der Vierjährige flüchtete entsetzt zu seiner Mutter. — Das Urbild des Fähnrichs Stahl hatte Runeberg zu seiner Hofmeisterzeit in Ritoniemi kennen gelernt, es war dies wirklich ein alter heruntergekommener Soldat, der den Krieg von 1808 mitgemacht hatte. Auch mit anderen Mitkämpfern dieses Krieges kam er damals in lebendige Berührung. In einem Briefe an den Geschichtschreiber Montgomery erzählt der Dichter selbst: „Als ich mich als junger Student in Stellung bei einem Kameraden des letzten Krieges befand, hatte ich Gelegenheit, die verschiedensten Berichte über die Ereignisse dieses Krieges zu hören und zu lesen. Es war dieser Geist, der mir die Lust zu diesen Gedichten eingab und dieser Geist sollte auch in meinen Gesängen wiedergefunden werden, wenn diese überhaupt etwas wert sind."

Es ist hier nicht der Raum, um die Schönheiten jedes einzelnen Gedichtes zu erörtern, aber zu den erwähnenswertesten gehörte sicher „Major von Törne", in dem der Humor am wirksamsten zur Geltung kommt und welches Gedicht überhaupt zum Besten gehört, was Runeberg je auf komischem Gebiete geleistet hat, wenn man den Reichtum an individualisierten Charakterzügen betrachtet. Am interessantesten ist jedoch das Lied an Finnland „Unser Land", gewissermaßen die lyrische Introduktion zu „Fähnrich Stahl", das zur finnischen Nationalhymne geworden ist. Die äußere Veranlassung zu diesem „Unser Land" soll Runeberg durch Vörösmartys ungarische Nationalhymne erhalten haben, aber das Wild-Melancholische bei dem ungarischen Dichter wurde in „Unser Land" zu heiterer Freimütigkeit, friedvoller Resignation und stillem Troste. Es existieren sechs Melodien zu diesem Liede, eine davon hat der Dichter selbst geschrieben. Zur Nationalhymne wurde es bei einem Studentenfeste 1848 erhoben. Einige Tage vorher hatte Fredrik Pacius die nun allgemein übliche Melodie dazu komponiert, die aus diesem Anlaß zum erstenmal gesungen wurde. Zum Schlusse entblößten sich alle Häupter im Namen Finnlands, Musik und Chor stimmten „Unser Land" an, das immer und immer wieder begehrt wurde; der Enthusiasmus war unbeschreiblich," erzählt Z. Topelius in der Helsingforser Zeitung.

1853 erhielt Runeberg die Einladung, dem Verein für das Zustandekommen eines neuen schwedischen Psalmbuchs für Finnland beizutreten, welcher Aufgabe er sich auch mit ganzem Herzen widmete. Aus seiner Feder stammen 66 Psalmen, darunter 57 Originale, 5 Bearbeitungen nach dem Revalschen Psalmbuche und 4 freie Uebersetzungen nach dem Deutschen oder Lateinischen.

Auch zwei dramatische Werke hat Runeberg hinterlassen, die sich aber trotz aller Begeisterung für den großen Nationaldichter nicht einmal auf dem Repertoire der finnländischen Bühnen erhalten konnten. Runeberg war zu sehr Epiker, um das Drama mit Glück behandeln zu können, in seinen Stücken wird immer mehr erzählt als dargestellt; die Werke sind gewiß von großem poetischen Werte, aber es sind nur Lesedramen. Das Familiengemälde in zwei Akten „Kann nicht" (1862) enthält sehr schöne lyrische Stellen und die „Könige von Salamis" (1863), eine moderne Tragödie auf antiker Grundlage, sind sogar von ganz hervorragender poetischer Schönheit, doch ist ihr Inhalt viel zu fremd für den Geist unserer Zeit, wenn auch einzelne Teile den modernen Leser unmittelbar berühren, — „zu antik", hieß es immer, wenn im Norden von diesem Stücke die Rede war, und so heißt es noch jetzt.

Eben während dieses, sein letztes Werk gedruckt wurde, ereilte den Dichter das traurige Schicksal, dem schon sein Vater und Großvater anheimgefallen waren, er wurde vom Schlage gerührt und mußte die letzten 13½ Jahre seines Lebens gelähmt im Stuhle verbringen, doch hatte er die Genugtuung, seinen Lebensabend verklärt zu sehen durch die begeisterte Bewunderung seiner Landsleute und die Huldigungen, die ihm diese und alle übrigen Nationen darbrachten, und als man ihn am 12. Mai 1876, begleitet von der Trauer seines Volkes, des ganzen Nordens, ja der ganzen gebildeten Welt, in die geliebte heimatliche Erde versenkte, konnte die kleine Gymnasialstadt Borgå die unzähligen Fremden, die herbeigeströmt waren, um dem Skalden die letzte Ehre zu erweisen, gar nicht fassen. Die Stadt Helsingfors ließ „Finnlands edelstem und größtem Sohn" ein von Bildhauer Walter Runeberg, dem Sohn des Dichters, geschaffenes Bronzedenkmal errichten.

„Runeberg war Idealist im selben Sinne wie es Goethe und die Griechen waren. Er hatte eine hohe und edle Auffassung vom innersten Grund und Wesen des Seins, vom geistigen als höchstem und erstem in der Welt, und der Götterfunke der Idee blitzt überall aus seinen Schöpfungen hervor, ja selbst wenn er die niedersten und simpelsten Gestalten darstellt. Und auch in der Darstellung ist er Idealist, aber er ist es so, wie es ein wahrer Künstler ist. Er hat die Natur seines Volkes und seines Vaterlandes studiert, seine Sagen und seine Geschichte. Die finnische Erde, „das Land der tausend Seen",[2]) den Kampf des finnischen Volkes um ein Dasein in einer kargen Natur, seinen treuen zähen Charakter, seine melancholische Resignation in der Not, seinen trockenen Humor in Stunden der Freude, seine Widerstandskraft in Gefahr, seinen Mannesmut im Kampfe, seine wundervollen Sagen mit ihrem Gemisch von gesunder Menschlichkeit und zauberischer Naturmystik, — all das hat Runeberg sich angeeignet, all das hat er mit offenen Augen und klopfendem Herzen draußen unter seinem Volke aufgegriffen und studiert, wie in einem aufgeschlagenen lebenden Buche. Sein ganzes Land, sein liebes Finnland, ist für ihn ein Fähnrich Stahl geworden, der ihm seine mannigfaltigen Sagen in die Ohren wisperte und danach hat sein edles klassisches Gemüt und seine objektive plastische Phantasie seine Bilder ergriffen und sie zu Statuen gemeißelt, die an Schönheit und ergreifender Kraft wetteifern mit denen der unsterblichen Götter." (Nyblom.)

So wird im Norden, wo er der Erste war, über Runeberg geschrieben, aber auch wir durch unsere Titanen in der Poesie so anspruchsvoll gewordenen Deutschen müssen dem schwedisch-finnischen Dichter das bewundernde Lob zuerkennen, daß er ein wirklich großes, aus dem Vollen gegossenes, eigenartiges Genie gewesen ist.

[2]) Mit dem „Land der tausend Seen" zitiert Nyblom hier einen von Runeberg selbst gebrauchten Ausdruck, der in Europa bereits zum geflügelten Worte geworden ist.

Das Verbot der Runeberg-Feier in Finnland.

n. Unter normalen Verhältnissen hätte ohne Zweifel das finnländische Volk den 100. Geburtstag seines Nationaldichters in gehobenster Stimmung festlich begangen; bei der heutigen traurigen Lage des Landes mußte aller Jubel entfallen und konnte nur von einer ernsten und stillen Gedenkfeier die Rede sein. Eine solche hatte unseres Wissens die Universität Helsingfors geplant. Aber nun meldet plötzlich der Telegraph aus Stockholm, daß „der Generalgouverneur von Finnland, General Bobrikow, die Feier des hundertsten Jahrestages der Geburt des Dichters Runeberg am 5. Februar untersagte und bekannt

gab, daß Uebertretungen bestraft würden. Dieselben fielen nicht unter die Kompetenz der Gerichte, sondern würden auf administrativem Wege behandelt". Was eine solche „administrative" Behandlung in Rußland bedeutet, ist jedermann bekannt.

So ungewöhnlich und hart ein solches Verbot überhaupt sein würde, unter obwaltenden Verhältnissen wäre es einigermaßen begreiflich, wenn Runebergs Dichtung eine Spitze gegen Rußland hätte, wenn die Weckung finnländischen Vaterlandssinnes mit der Erregung feindlicher Gesinnungen gegen den russischen Staat oder das russische Volk Hand in Hand ginge. Allerdings behandeln die Erzählungen des Fähnrich Stahl, von denen Konrad von Maurer mit Recht sagte, daß sie zu dem Besten gehören, was nur irgend eine Literatur aufzuweisen hat, Vorgänge aus dem schwedisch-russischen Kriege von 1808 und 1809. Aber sie wurden geschrieben zu einer Zeit, der aller Gegensatz gegen Rußland fernlag, wo vielmehr Finnland sich unter russischem Szepter durchaus glücklich fühlte und von aufrichtiger Loyalität erfüllt war. So wird man denn auch in jenen Gedichten nicht eine einzige Zeile finden, die Haß oder Aufreizung gegen Rußland atmet, vielmehr wird stets der Gegner mit größter Schätzung und ohne die mindeste Antipathie behandelt, ja eine der liebenswürdigsten Figuren in jenem Werke ist der russische Reitergeneral Kulnew; kaum dürfte je ein Gegner im Kriege mit so warmer Liebe gezeichnet worden sein, wie es hier geschieht. Der Grund des Verbotes der Runeberg-Feier kann also nicht der sein, daß der Dichter gegen Rußland hetzte; er kann kein anderer sein, als daß dem finnländischen Volke auch seine Erinnerungen genommen werden sollen, ihm auch der Stolz auf seine Literatur ausgetrieben werden soll. Das ist denn doch etwas Neues und bis dahin Unerhörtes. Bei aller Verschärfung nationaler Gegensätze hat man bis dahin die geistigen Schätze, namentlich sofern sie der Weltliteratur angehören, auch beim Gegner geachtet; hat man sich im besonderen des künstlerischen Schaffens als eines der Entzweiung überlegenen Gebietes gefreut. Es blieb Herrn Bobrikow vorbehalten, darin eine Aenderung zu bringen und den Kampf auch gegen Literatur und literarische Erinnerungen aufzunehmen. Eine solche Verschärfung greift über das politische Gebiet hinaus, es liegt in ihr etwas, was das Gefühl jedes gebildeten Menschen erregen muß und ein lauter Protest aller literarischen Kreise in allen Ländern gegenüber einer solchen Maßregel wäre wohl am Platze.

Physikalisch-chemisches über Malerei.

Von Professor W. Ostwald (Leipzig).

X.*)

Lieber Freund!

Sie beklagen sich, daß ich Ihnen allmählich alle Malverfahren durch meine wissenschaftlichen Warnungen schlecht mache, so daß Sie sich schließlich gar nicht getrauen würden, irgend ein Bild dem Käufer zu übergeben. Das ist eine Empfindung, die der anfangende Physiker auch zu haben pflegt, wenn er auf die zahllosen Fehlermöglichkeiten bei seinen Messungen aufmerksam gemacht wird und nun verzweifelnd ausruft, daß es ja überhaupt keine genauen Messungen gebe. Das ist ganz richtig; absolut genau ist keine Messung und absolut dauerhaft kein Bild. Aber die Genauigkeit kann wie die Dauerhaftigkeit verschiedene Grade haben, und eine rationelle Kenntnis der Bedingungen führt eben dazu, das unter den vorhandenen Umständen dauerhafteste Kunstwerk herzustellen.

So will ich alsbald betonen, daß man auch mit Oelfarben recht dauerhafte Bilder machen kann, wenn man nur die Bedingungen einhält, die für deren Erhaltung die günstigsten sind. Diese Bedingungen sind von zweierlei Natur: einmal muß man dem Bilde die größte Unveränderlichkeit oder vielmehr die geringste Veränderlichkeit zu sichern suchen, zweitens muß man das Bild darauf einrichten, daß die unvermeidlichen Veränderungen ohne das Kunstwerk zu gefährden rückgängig gemacht werden können.

Es handelt sich hierbei nur um die Veränderungen am Bindemittel, denn ich mache hier wie immer die Voraussetzung, daß der Maler nur dauerhafte Farbstoffe verwendet hat. Solche gibt es in hinreichender Mannigfaltigkeit und Schönheit; ich werde hierauf nicht eingehen, zumal bei der Oelfarbe durch die Einbettung der Farbstoffkörnchen in die harzige Masse ein besonders wirksamer Schutz gegen die Einwirkungen der Luft und ihrer Verunreinigungen gegeben ist, so daß auch ein weniger beständiger Farbstoff in Oel an Beständigkeit erheblich gewinnt.

Nun wissen Sie bereits, daß das Festwerden der Oelfarbe auf einer Sauerstoffaufnahme beruht. Die späteren ungünstigen Veränderungen des Bildes beruhen auf der gleichen Ursache. Daraus ergibt sich, daß am fertigen Bilde der Zutritt der Luft möglichst beschränkt werden sollte. Wie erheblich dieser Umstand ist, läßt sich daran erkennen, daß solche Bildstellen auf Leinwand, die auf der Hinterseite durch den Holzrahmen gegen den unmittelbaren Luftzutritt geschützt sind, regelmäßig eine bedeutend bessere Erhaltung aufweisen als die freien Stellen. Auch sind die ausgezeichnet erhaltenen altvlämischen Bilder auf Holz gemalt, wodurch der Luftzutritt zur Rückseite der Farben sehr erheblich gehemmt ist.

Von diesem Gesichtspunkte aus wird man in der üblichen Anwendung der Leinwand für Oelgemälde einen Fehler erblicken müssen, der die Lebensdauer der Kunstwerke etwa auf die Hälfte herabsetzt. Abhilfe ist indessen auf der eben gegebenen Grundlage leicht zu schaffen. Handelt es sich um ältere auf Leinwand gemalte Bilder, so wird es sich zunächst darum handeln, die Hinterseite gegen die Luft undurchlässig zu machen. Dies geschieht am einfachsten und besten dadurch, daß man Zinnfolie (Stanniol) mittelst einer alkoholischen Schellacklösung aufklebt. Dieser Ueberzug läßt sich leicht wieder entfernen, wenn dies aus irgendwelchen Gründen erforderlich wird, und kann dem Bilde auf keine Weise schaden, namentlich wenn man auch die Außenseite der Zinnfolie durch einen Firnisüberzug schützt. Durch diese Maßnahme ist auch die Aufnahme von Feuchtigkeit durch die Leinwand, die eine der Ursachen des Reißens ist, auf Null gebracht.

Das gleiche Verfahren läßt sich auf neue Bilder anwenden. Nur wird es aus Gründen, die wir gleich erörtern wollen, rätlich sein, den Stanniolüberzug erst anzubringen, nachdem das Bild mindestens ein Jahr alt geworden ist.

Auf diese Weise ist zunächst der Sauerstoff auf der Hinterseite abgehalten. Auf der Vorderseite pflegt der Maler einen Firnis anzubringen, der neben anderen Funktionen auch diese ausübt. Gemäß dem, was im vorigen Briefe bemerkt worden ist, wird eine Einrahmung unter Glas noch bedeutend wirksamere Dienste leisten. Es ist nicht schwer, die Verglasung so sorgfältig herzustellen, daß nur ein Minimum von Luft eindringen kann, und damit sind die Bedingungen geschaffen, die eine vielfach größere Lebensdauer des Bildes gewährleisten. Allerdings — und dies auszusprechen gebietet die wissenschaftliche Vorsicht — liegen noch keine längeren Erfahrungen über etwaige andere Einwirkungen[1]) einer derartigen Abschließung auf die Bilder vor, und die eben aufgestellte Behauptung muß daher mit einem entsprechenden Vorbehalt versehen werden. Aber andrerseits wissen wir bereits genug über die Vorgänge im Oelbilde, um das angegebene Verfahren als das zur Zeit wissenschaftlich am besten begründete und daher aussichtsvollste anzusehen.

Das eben Gesagte bezieht sich auf solche Eigenschaften der Oelfarbe, die untrennbar mit ihr verbunden sind.

*) Siehe Nr. 293 der Beilage vom 21. Dez. 1903, Nr. 5, 11, 17 und 23 1904.

1) Die gelegentlich ausgesprochene Befürchtung, daß eingeschlossene Feuchtigkeit schaden könne, läßt sich dadurch beseitigen, daß man eben keine Feuchtigkeit einschließt.

Neben den daher rührenden Nachteilen hat aber diese Technik noch andere, welche von ungeeigneter Anwendung herrühren. Diese entstehen hauptsächlich durch das Uebereinandermalen und den dicken Farbauftrag und zeigen sich darin, daß die Farbschicht ihren Zusammenhang verliert und in Schuppen oder Schollen auseinandergeht.

Die Ursachen hierzu sind mehrfach. Allgemein wird man sagen, daß eine derartige Trennung der Farbschicht dann eintreten wird, wenn Bildgrund und Farbschicht ihre Flächengröße in verschiedenem Maße ändern. Und zwar werden solche Erscheinungen um so eher eintreten, je weniger nachgiebig beide sind.

Denken wir uns zunächst die Leinwand nur mittelst einer Tränkung mit Leim gegen das Aufsaugen des Oels geschützt und auf diesen Grund mit so dünner Farbe gemalt, daß die einzelnen Teile der Schicht an den Fäden der Leinwand befestigt sind und nicht miteinander eine zusammenhängende Platte bilden. Dann ist eine Möglichkeit zur Schollenbildung nicht vorhanden, denn wenn auch die Leinwand etwa durch Feuchtwerden ihre Dimensionen ändern sollte (sie dehnt sich hierbei nicht wie Papier aus, sondern zieht sich im Gegenteil zusammen, um sich beim Trocknen wieder auszudehnen), so folgt eben jedes Stückchen Farbe dem Faden, an dem es festgetrocknet ist. Es ist ganz wohl möglich so zu malen, namentlich wenn man sich von dem traditionellen Vorurteil gegen gebleichte Leinwand frei macht und demgemäß einen weißen Grund verwendet. Ein solches Bild wird nur in minimalster Weise vom Dunkelwerden des Oels betroffen werden, da dieses nur einen kleinen Teil des Farbauftrages bildet und auch in mechanischer Beziehung gewährt es eine große Sicherheit für unveränderte Dauer. Sollte schließlich zuviel von dem wenigen Oel durch Oxydation verschwunden sein, so kann man dieses leicht ersetzen und das Bild für eine neue Reihe von Jahrzehnten frisch machen.

Alle diese Verhältnisse ändern sich wesentlich, wenn man die Farbe in starken Schichten aufträgt. In solchen Fällen bildet sich das feste Produkt aus dem Oel zunächst nur an der Oberfläche, da die entstandene Schicht das unterliegende Oel gegen den Luftzutritt schützt. Wenn dann im Laufe der weiteren Oxydation die obere Schicht sich zusammenzieht, ist die unterste noch weich und zerreißt zu Schollen. Aehnliches tritt ein, wenn man auf eine halbgetrocknete Untermalung andere Farben bringt, die meist auch mit anderer Geschwindigkeit trocknen. Eine weitere Ursache zum Entstehen von Rissen ist eine zu dicke oder sonst ungeeignete Präparation der Leinwand. Diese wird gewöhnlich zuerst mit mehreren Schichten einer aus Leim und Kreide oder Ton gemischten Farbe überzogen, auf welche dann oft noch eine oder einige Schichten Oelfarbe kommen. Je dicker dieser Malgrund aufgebracht wird, und je verschiedener die übereinander liegenden Schichten sind, um so mehr Gefahr besteht für eine verschiedenartige Aenderung der Ausdehnung, und somit für das Entstehen von Rissen.

Mir scheint, daß die allgemeine Anwendung der Leinwand für Oelbilder eines der vielen Vorurteile ist, unter denen die Kunst noch heute leidet. Zu einer Zeit, wo man große Bogen Papier oder Pappe nur durch Aneinanderkleben kleiner herzustellen wußte, waren die großen Flächen der Leinwand willkommen. Gegenwärtig kann man Papier und Pappe fast in allen beliebigen Dimensionen erhalten, und da man jedes derartige Produkt durch einen Ueberzug von Leim oder Caseïn von passender Stärke in einen Malgrund verwandeln kann, der nach Belieben in jedem gewünschten Maße „schluckt“ oder nicht, so liegt wirklich kein Grund vor, statt der Leinwand mit ihrem unbequemen Keilrahmen nicht lieber Pappe zu nehmen. Insbesondere kann man jede Pappe durch Aufkleben eines geeigneten Papieres mit jedem gewünschten Korn versehen, und erlangt so Malgründe, die allen Anforderungen entsprechen. Ja sogar Leinwand würde besser auf Pappe geleimt, statt auf den Keilrahmen gezogen, denn im ersten Falle verliert sie alsbald die böse Eigenschaft, mit der Feuchtigkeit ihre Flächengröße stark zu ändern. Verfolgt man diesen Gedankengang weiter, so gelangt man schließlich auf den Plan, als Unterlage zum Malen **Metall** in Blechform zu nehmen. Im **Aluminium** hat man ein ideales Material dazu, das durch sein geringes Gewicht auch bei sehr großen Abmessungen handlich bleibt und dessen chemische Eigenschaften eine schädliche Wirkung auf das Bild ausschließen. Ob man unmittelbar auf das mattgeätzte Metall malt oder besser zuerst einen Ueberzug von Papier oder Leinwand gibt, wird von den Umständen abhängen. Jedenfalls ermöglicht die Benützung der Metallfläche als Untergrund gewisse technische Effekte, die eines eingehenderen Studiums wert sind, als ich es bisher habe daran wenden können.

Kann man auf solche Weise dem Untergrunde eine beliebige Dauerhaftigkeit geben, so bleibt noch die Frage übrig, ob man den üblen Eigenschaften des Oels entgegenarbeiten kann. Auch diese Frage läßt sich bejahend beantworten. Der Wert des Oels als Bindemittel beruht darauf, daß beim Festwerden die optischen Verhältnisse im wesentlichen ungeändert bleiben und so der Maler imstande ist, seine Farb- und Lichtwirkungen auf das feinste abzustimmen. Nun würde man aber dasselbe erreichen, wenn man die **mechanische** Wirkung des Oels als Bindemittel von seiner **optischen** als durchsichtige und stark lichtbrechende Umgebung der Farbkörnchen trennte und beide Funktionen verschiedenen Stoffen zuwiese. Eine Lösung dieser Aufgabe bestände z. B. darin, daß man auf stark aufsaugendem Grunde arbeitet; dann geht der größere Teil des Oels in diesen Grund und es bleibt zwischen den Farbstoffkörnchen nur soviel zurück, als zu deren mechanischer Verbindung erforderlich ist. Die optische Folge davon ist, daß die Farben infolge des Eintretens von Luft zwischen die Körnchen „einschlagen“, d. h. viel mehr Licht von der Oberfläche zurückwerfen und das Bild sowohl an Tiefe wie an Farbigkeit verliert. Dadurch, daß man die Zwischenräume wieder mit einem stark brechenden Mittel ausfüllt, wird indessen die frühere Erscheinung hergestellt oder das Bild „herausgeholt“. Diese zweite Funktion aber könnte einem anderen Stoffe übertragen werden, der nicht wie das Oel die Eigenschaft des Braunwerdens oder Nachdunkelns hat. Solche Stoffe sind die zu Firnissen verwendeten Harze wie Mastix, Dammar, Sandarak u. s. w., und man bedient sich dieser Stoffe, wie bekannt, bereits vielfach für diesen Zweck. Allerdings sind auch sie dem Einflusse der Zeit unterworfen; sie werden aber nicht braun, sondern sie verlieren ihren Zusammenhang und werden „blind“, d. h. undurchsichtig. Wie dieser Fehler zu verbessern ist, hat indessen seinerzeit der unvergeßliche Pettenkofer gezeigt, der Mann, dem wir die erste erfolgreiche physikochemische Behandlung dieser Probleme verdanken. Ein kürzeres oder längeres Verweilen im Dampfe von Alkohol (oder einem anderen geeigneten flüchtigen Lösungsmittel der Harze) gibt dem blind gewordenen Ueberzug ohne jede Berührung des Bildes seine Durchsichtigkeit wieder.

Damit indessen ein solches Verfahren vollen Erfolg hat, muß der Firnis nicht früher aufgetragen werden, als nachdem das Oel ausreichend „getrocknet“, d. h. in die feste Form übergegangen ist. Man muß also das Bild naß fertig malen, dann längere Zeit (einige Monate) trocknen lassen, und dann endlich den Firnis darüber ziehen. Gibt man dann (etwa auf der Rückseite des Bildes) genau an, womit das Bild gemalt und gefirnist worden ist, so ist für alle Zukunft die Möglichkeit vorhanden, die ursprünglich vom Künstler beabsichtigte und erreichte Wirkung wieder herzustellen.

Dies ist indessen nicht der einzige Weg zum Ziel. Man kann ebenso auf undurchlässigem Grunde mit einer Farbe malen, welche nur soviel Oel enthält, als zur Bindung erforderlich ist, und im übrigen die erwünschte Dünnflüssigkeit der Farbe durch den Zusatz solcher Flüssigkeiten bewirken, die hernach verdampfen. Auch ein solches Bild wird einige Zeit nach dem Auftrag der Farbe einschlagen, weil der flüchtige Zusatz verdampft ist, und kann durch Firnis wieder herausgeholt werden. Als Verdünnungsmittel empfehlen sich die bisher üblichen, insbesondere

Terpentinöl und Spiköl; letzteres ist viel weniger flüchtig und läßt also das Bild entsprechend länger „naß“.

Will man das eingeschlagene Bild zum Zwecke des Weitermalens wieder herausholen, so wendet man am besten ebendieselben flüchtigen Stoffe ohne weiteren Zusatz an, die man aber mit dem Zerstäuber und nicht mit dem Pinsel aufträgt. Man braucht nicht zu fürchten, daß zu wenig Bindemittel verbleibt, namentlich nicht, wenn bereits einiges Festwerden des Oels stattgefunden hatte. Aeußerstenfalls macht es keine Schwierigkeit, ein Gemenge von Terpentinöl und wenig Leinöl mit dem Zerstäuber aufzutragen und so jede beliebige nachträgliche Bindung zu erreichen.

In diesen Darlegungen wird der Künstler vielfach die Beschreibung bekannter Methoden erkennen. Durch die Angabe der Gründe indessen, welche zu diesem oder jenem Verfahren geführt haben, wird er gleichzeitig die Hilfsmittel finden, nicht nur das Erlernte oder Gefundene sachgemäß anzuwenden, sondern auch seine Mittel weiter zu entwickeln, ohne die Zukunft seiner Schöpfungen durch die Einhaltung ungeeigneter Verhältnisse zu gefährden.

Bücher und Zeitschriften.

vl. Francisco de Goya von **Valerian v. Loga.** Berlin, in Grotes Verlag 1903.

Goya steht seit einiger Zeit in Deutschland als ein großer Hauptmeister der graphischen Künste in hohen Ehren; auch als Maler schätzt man ihn bei uns sehr, obwohl gewiß bei den meisten seiner Bewunderer die Kenntnis seines Schaffens sich auf den sehr trügerischen Eindruck stützt, den die Reproduktionen seiner Gemälde machen. Als Menschen kennt man ihn jedoch gar nicht; denn bei uns sind noch immer die im ganzen doch etwas geschmacklosen Märchen verbreitet, die man sich seit nahezu hundert Jahren über ihn erzählt hatte. Aus dem großen ernsthaften Meister hat die Legende einen romantischen Tunichtgut, einen Abenteurer und Romanhelden gemacht. Sie hat sogar dazu beigetragen, das Urteil über seine Werke zu beeinflussen; denn da vieles Phantastische in seinen kleinen Skizzen und Zeichnungen, die er als ein schwer nervöser, wohl manchmal von Gaukeleien des Hirns geplagter Mann gemacht hat, zu den abenteuerlichen Gerüchten über seinen Lebenswandel zu passen schien, so hat die Fama nicht gesäumt, diese sonderbaren, aber im Grunde harmlosen Spielereien seiner Phantasie als Zeugnis gegen ihn auszuspielen. Die spanische Literatur hat schon längst mit diesen Mythen aufgeräumt; aber in Deutschland haben sie sich bis in die jüngste Zeit erhalten, obwohl bei kühler Betrachtung man sich auch ohne historischen Nachweis hätte sagen müssen, daß die ganze Produktion Goya nur den einen Schluß zuläßt, daß der Meister ein besonders hochsinniger Mann gewesen sein muß und niemals ein Abenteurer gewesen sein kann. Im vorigen Jahre ist nun in Grotes Verlag ein Werk von Valerian v. Loga herausgekommen, das mit all diesen Fabeln gründlich aufräumt und das Bildnis des edlen Menschen wieder rein herstellt. Das ist jedoch nur eines der Verdienste dieser ungewöhnlich gründlichen Monographie. Der Verfasser gibt ein ausführliches Verzeichnis von Goyas Werken und stellt das authentische Material, das in deutscher Literatur überhaupt kaum bearbeitet war, sehr sauber zusammen. Das heißt sehr viel, wenn man bedenkt, daß Goya schon bei Lebzeiten und noch mehr nach seinem Tode durch Schüler und Fälscher raffiniert nachgeahmt worden ist. Loga gibt soviel wie möglich in den sehr häufigen Fällen, wo uns dasselbe Werk in mehreren Exemplaren erhalten ist, Auskunft, welches unter ihnen den Anspruch auf Orginalität oder wenigstens Priorität hat. So bekommt man bei dieser Monographie, die gar nicht sehr umfangreich ist, auch bei strengen Ansprüchen den beruhigenden Eindruck, daß der Verfasser den Stoff durchaus beherrscht. Eine sehr erwünschte Beigabe sind die 85 Tafeln, auf denen 126 Abbildungen von Goyas Schöpfungen gegeben werden. Falls eine Neuauflage nötig sein sollte, so sei der Wunsch nach Erweiterung ausgesprochen, dermaßen, daß das historische und biographische Moment nicht mehr wie bis jetzt so sehr das ästhetische überwiege. Der Mensch Goya interessiert uns schließlich doch nur wegen des Künstlers Goya.

✱

Allgemeine Rundschau.

Aufruf zur Gründung eines deutschen Studentenheims in Gottschee.

Eine große Reihe hervorragender deutscher Männer, an deren Spitze sich der Vizepräsident des Herrenhauses Fürst Karl Auersperg, Herzog von Gottschee, Reichsgraf Anton Barbo v. Wazenstein, zahlreiche Universitätsprofessoren und eine Reihe von Reichsrats- und Landtagsabgeordneten befinden, erläßt einen Aufruf, um zur Erhaltung des deutschen Gymnasiums in Gottschee durch Schaffung eines Studentenheims beizutragen. In dem Aufruf heißt es u. a.:

„In keinem Lande des österreichischen Kaiserstaates hat das deutsche Volkstum verhältnismäßig schwerere Einbußen erlitten als im Herzogtum Krain. Die einst blühenden deutschen Kolonien der Freisinger Bischöfe in Oberkrain und in der Mark (Unterkrain), die deutschen Siedlungen und die zahlreichen Edelsitze, Burgen und Schlösser des Landes, sie sind längst untergegangen, sie gehören der Geschichte an. Noch bis in die jüngste Zeit hinein war deutsches Wesen und deutschfreundliche Gesinnung in der Mehrzahl der Städte Krains vorherrschend. Da kamen die Wirren einer national tieferregten Zeit; eine tosende Sturzwelle ergoß sich über das ganze Land, alles, was deutschen Charakter trug, unter ihrer Flut begrabend. In dieser Zeit schwerer nationaler Bedrängnis war es insbesondere das Gebiet von Gottschee, an dem sich der gegnerische Ansturm brach. Schon gegen 600 Jahre siedelt dort im krainischen Unterlande auf unfruchtbarer, karstiger Scholle, fernab vom alten Mutterlande, ringsumwogt von Massen fremdsprachiger Nachbarn, ein Zweig des deutschen Volkes. Es sind dies die Gottscheer, die Nachkommen jener deutschen Kolonisten, welche in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts aus Kärnten und Tirol, aus Bayern und dem Schwabenlande, sowie aus fränkisch-thüringischen Gebieten in die damals unwirtlichste Gegend von Krain gezogen kamen und dort im Laufe der Zeit 172 deutsche Ortschaften mit nahezu 25,000 Seelen gegründet haben. Ein gütiges Geschick hat es so gefügt, daß die Gottscheer ihr deutsches Volkstum nicht, wie zahlreiche andere kleinere Sprachinseln in Krain, eingebüßt, sondern ihre deutsche Eigenart, ihre Sprache und Sitte rein und unversehrt bewahrt haben bis auf den heutigen Tag. Fällt Gottschee, so fällt mit ihm unausweichlich das gesamte bodenständige deutsche Volkstum zwischen den Karawanken und der Adria. Diese deutsche Sprachinsel ungeschmälert und unverstümmelt zu erhalten, ist somit für das deutsche Volk gewiß eine Sache der nationalen Pflicht, ein Gebot der nationalen Ehre. In der Erkenntnis, daß die Ausgestaltung des Staatsuntergymnasiums in Gottschee, dieser einzigen reindeutschen Mittelschule in Krain, die beste Stütze bietet für die Sicherung des deutschen Volkstums in der engeren Heimat, hat die Stadtgemeinde Gottschee beschlossen, ein deutsches Studentenheim in Gottschee ins Leben zu rufen. Diesen Beschluß konnte die Stadtgemeinde nur im Vertrauen auf die Mithilfe des deutschen Volkes, im Vertrauen auf die Betätigung der deutschen Gemeinbürgschaft fassen, denn die kleine Stadt (2100 Einwohner) wäre ganz außer stande, ein solches Werk ganz allein aus eigenen Mitteln zu unternehmen. . . . Deutsche, vergesset nicht eurer Stammesgenossen, vergesset nicht eurer bedrohten Brüder in Krain! Lasset die südlichste deutsche Stadt, das südlichste deutsche Eiland in Oesterreich nicht verfallen, lasset das Deutschtum in Krain nicht zugrunde gehen! Helfet, stützet, schützet!“

✱

Auch ein Urteil über Goethe.

Der Sachsenfreund, eine in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts viel gelesene Monatsschrift, enthält im Oktoberheft 1832 folgende Stimme über Goethe, die wir dem Leipziger Kalender von 1904 entnehmen. Aus Weimar schreibt ein Anonymus, sicher im Sinne zahlreicher Zeitgenossen:

„Unser Goethe ist vergessen, wie zu erwarten war. Zu erwarten nicht der Unempfänglichkeit halber, welche die Weimaraner für achtbare Erscheinungen hätten, sondern seiner eigenen Individualität wegen. Der Mensch fühlt sich nur vom Menschlichen angezogen, solange er es hat, und sieht ihm trauernd nach, wenn's ihm entrissen wird. Menschliches aber hatte Goethe nicht, wie alle wissen, die ihn näher kannten, und nicht, wie eine Handvoll hiesiger Goethemanen, mit Blindheit über ihn geschlagen sind. Er fühlte und litt mit keinem menschlichen Wesen außer ihm, und die großen Interessen der Menschheit waren ihm völlig fremd, insofern nicht etwa im Gefolge derselben die aristokratischen Gesellschaftsverhältnisse bedroht waren, an denen sein Herz hing. Er war eine in sich abgeschlossene Marmorstatue, in welcher nur das große Talent wohnte, die Welterscheinungen, die sich an und in ihr abspiegelten, mit der objektivischen Anschaulichkeit und Vollendung wiederzugeben. Einen Eindruck brachten sie aber nicht auf ihn hervor. Denn dazu gehört das Medium des Gemütes, und das hatte Goethe nicht. Darum kamen seine Ansichten und Maximen, wenn sie ihm einmal über die weniger bewachte Lippe fuhren, dem gemütvollen Menschen fast schauerlich vor, und man hätte Mühe, sich von der ihm innewohnenden Selbstsucht und Härte einen angemessenen Begriff zu machen. Nie tat er einem wohl, der ihm nicht persönlich dienstfertig dafür wurde, und für Wohltaten wußte er seinen größten Gönnern nicht Dank. Das Testament, das er hinterließ, zeugt für jenes, und der Mann, der fast ohne alle unmittelbar geleisteten Dienste Weimar in mehr als 50 Jahren Hunderttausende kostete, vermachte den Armen oder irgend einem milden Institute bei seinem Tode — nicht einen Heller. Seine Werke, nun ja, sie werden ihn überleben, nämlich die sechs bis acht Bände, in die eine kritische Hand einmal die Weizenkörner sammelt, welche in 40 und mehr Bänden voll Spreu enthalten sind. Diese Spreu wird aber vergessen werden. Die Nemesis wird auch hier ihr Amt verwalten, wie sie es in Hinsicht seiner häuslichen Verhältnisse tat."

✠

Kleinere Mitteilungen.

* **Ein Denkstein für Gottfried Kinkel.** Wir konnten neulich unseren Lesern von der Absicht Mitteilung machen, in Unkel a. Rh. einen Denkstein für Ferdinand Freiligrath zu errichten. Jetzt versendet ein Ausschuß hervorragender Bürger des Rheinlandes einen Aufruf zur Errichtung eines Denksteins für Gottfried Kinkel in Oberkassel bei Bonn am Rhein. Beiträge sind an Bürgermeister Schröter zu Oberkassel bei Bonn erbeten.

* Die Verunreinigung der Flüsse durch Abwässer ist jetzt in Amerika Gegenstand einer eingehenden Untersuchung gewesen. Es hat sich gezeigt, daß die durch die Spülwässer von Chicago in dem Illinoisflusse herbeigeführte Verunreinigung bis 256 Kilometer weit unterhalb der Kloakenmündung in immer abnehmender Stärke bemerkt wird, daß sie aber stromabwärts von diesem Punkte durch die im Flusse vor sich gehende Selbstreinigung beseitigt ist.

∴

Hochschulnachrichten.

* **Erlangen.** Die Universität wird am 12. Februar eine öffentliche Kant-Feier in der Aula abhalten, bei welcher Professor Falckenberg die Festrede halten wird.

* **Halle.** Der Direktor der psychiatrischen Klinik hierselbst, Professor Dr. Ziehen, hat den Ruf als Nachfolger des verstorbenen Professors Jolly an der Berliner Universität angenommen.

* **Jena.** Auch an unserer Hochschule wird am 12. Februar zur 100. Wiederkehr von Kants Todestag eine größere akademische Gedenkfeier stattfinden. Die Gedächtnisrede hat Geh. Hofrat Prof. Liebmann übernommen.

r. **Zürich.** Der Privatdozent in der medizinischen Fakultät hiesiger Hochschule Dr. A. Bühler legte seine Stelle als erster Assistent am Anatomischen Institut der Hochschule nieder.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Paul Neff Verlag (Carl Büchle) Stuttgart.

Im Anschluss an die in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung jetzt veröffentlichten Briefe des Herrn Professor Dr. Ostwald empfehlen wir das soeben bei uns erschienene Buch:

Die Malerfarben

Mal- u. Bindemittel u. ihre Verwendung in der Maltechnik

Zur Belehrung über die chemisch-technischen Grundlagen der Malerei, für Kunstschulen, Kunst- und Dekorationsmaler

von

Dr. Friedrich Linke,

Professor der Chemie und Leiter des chemischen Laboratoriums an der K. K. Kunstgewerbeschule.
Dozent an der K. K. Akademie der bildenden Künste in Wien.

VIII und 136 Seiten Oktav broschiert in modernem Umschlag **M. 3.50.** — Gebunden in buntem flexiblen Einband **M. 4.—.**

Ein Fachmann mit 20jähriger Lehrpraxis führt hier aus innerstem Drang die Feder, um den **Jammerbaren Zuständen im Handel mit Malerfarben** zu steuern. Das Buch vermittelt in **allerelementarster** Darstellung eine genaue Kenntnis der Malmaterialien, teilt mit, was gute und schlechte Bestandteile für die Farbenmischungen sind und warum somit die betreffenden Farben gut oder schlecht sein müssen. (5656)

Es ist wohlverstandenes Interesse jedes Interessenten, es zu kaufen.

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen **Anfragen** oder **Bestellungen**, welche auf Grund der in der **Beilage zur Allgemeinen Zeitung**

angekündigten,
besprochenen
oder **zitierten**

Bücher und Verlagswerke

erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung **beziehen zu wollen.**

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Billige Bücher finden Sie im illustriert. Bücherkatalog. **36.** Jahrgang, ca. 200 Seiten stark gratis durch (5236c

J. M. Spaeth, Berlin C. 2,
gegenüber d. Rathaus. Gegr. 1834.

Tauchnitz Edition.

February 3, 1904.

„The Quaint Companions".

A new Novel.

By

Leonard Merrick.

In 1 vol.

„Twelve Stories and a Dream".

By

H. G. Wells.

In 1 vol.

(5664)

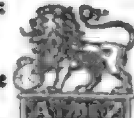
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Digitized by Google

Jahrgang 1904. München, Freitag, 5. Februar. Nummer 29.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Physikalisch-chemisches über Malerei. XI. u. XII. Von Prof. W. Ostwald (Leipzig).

Ulrike v. Levetzow über ihre Beziehungen zu Goethe.

II. Bücher und Zeitschriften.

S. Gräfenberg: Selbststudium der spanischen Sprache.

III. Allgemeine Rundschau.

Der gestirnte Himmel im Monat Februar. — Abnahme der Tuberkulosesterblichkeit in Deutschland. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Physikalisch-chemisches über Malerei.

Von Professor W. Ostwald (Leipzig).

XI.*)

Lieber Freund!

Weshalb die verschiedenen Farben, wenn sie auch mit dem gleichen Oel angerieben werden, so verschieden schnell trocknen, fragen Sie. Da die Antwort uns gerade in eines der interessantesten Kapitel der physikalischen Chemie hineinführt, so soll sie ausführlich gegeben werden.

Aehnlich wie der zum Festwerden führende Oxydationsvorgang beim Leinöl nicht augenblicklich vor sich geht, sobald Oel und Luft miteinander in Berührung kommen, so gibt es zahllose chemische Vorgänge, die mit einer gewissen Langsamkeit ablaufen, wenn auch die Bedingungen für sie, insbesondere durch das Vorhandensein der erforderlichen Stoffe, gegeben sind. Für das Studium derartiger zeitlicher Verläufe an chemischen Vorgängen gibt es eine eigene Wissenschaft, die chemische Kinetik, die in den letzten Jahrzehnten sehr große Fortschritte gemacht hat.

Eines der merkwürdigsten Ergebnisse dieser chemischen Kinetik ist nun, daß die Zeit, welche ein bestimmter Vorgang braucht, nicht nur von den äußeren Bedingungen, wie Temperatur, Druck und Konzentration der beteiligten Stoffe, abhängt, sondern auch in sehr hohem Maße von der Anwesenheit anderer Stoffe, die an der Zusammensetzung des entstehenden Produktes keinen Anteil haben und deshalb durch den Vorgang im allgemeinen auch nicht verbraucht werden. Sie wirken auf den Vorgang, um ein anschauliches Bild zu geben, wie Oel auf ein eingerostetes Räderwerk; dieses nimmt auch unter sonst gleichen Umständen eine weit größere Geschwindigkeit an, wenn die reibenden Teile geölt werden, und ohne daß das Oel für die Wirkung verbraucht wird. Stoffe, welche eine derartige Eigenschaft haben, nennt man katalytisch wirksame oder Katalysatoren, und den Vorgang der Beschleunigung durch die Anwesenheit solcher Stoffe Katalyse. Meist genügen sehr geringe Mengen des Katalysators, um große Beschleunigungen zu bewirken.

*) Siehe Nr. 293 der Beilage vom 24. Dez. 1903, Nr. 5, 11, 17, 23 und 28 1904.

Im allgemeinen bestehen für jeden Vorgang besondere Katalysatoren, und man muß von Fall zu Fall ermitteln, welche Stoffe diesen merkwürdigen Einfluß auf eine gegebene chemische Reaktion ausüben können.

Nun ist es wohlbekannt, daß Leinöl z. B. viel schneller „trocknet“, wenn es zum Anreiben von Bleiweiß benutzt wird, als wenn man es etwa mit Zinkweiß benutzt. Andererseits kann man dem Leinöl die Eigenschaft erteilen, unter allen Umständen schnell zu trocknen, wenn man es mit irgend welchen Bleiverbindungen kocht, so daß es etwas von diesen auflöst. In diesen Tatsachen erkennen wir die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Katalyse: Bleiverbindungen beschleunigen den Oxydationsvorgang des Leinöls und somit dessen „Trocknen“. Leinölfirnis, d. h. schnell trocknendes Leinöl, ist von dem gewöhnlichen durch den Gehalt an einem solchen Katalysator verschieden, und Sikkativ, d. h. eine Flüssigkeit, durch deren Zusatz man Leinöl schnell trocknend machen kann, ist eine konzentrierte Lösung eines solchen Katalysators.

Die Eigenschaft, die Oxydation des Leinöls katalytisch zu beschleunigen, haben nicht nur Bleiverbindungen, sondern auch Manganverbindungen und vermutlich auch andere Metallabkömmlinge. Wenigstens schließe ich aus den Angaben über die Trockenwirkung des Grünspans, die in alten Malbüchern sich finden, daß auch vermutlich das Kupfer wirksam ist. Doch liegen hierüber noch zu wenige exakte Arbeiten vor, als daß sich Bestimmteres sagen ließe. Ebenso machen bekannte Rezepte zum Firniskochen den Eindruck, als wenn auch durch längeres Erhitzen des Leinöls an der Luft ein Beschleuniger entstände, denn sie beruhen darauf, dem Oel durch bloßes längeres Erhitzen die Eigenschaft des Schnelltrocknens zu erteilen. Doch müssen auch hier erst die wissenschaftlichen Arbeiten einsetzen, für die übrigens die Bahn vorgezeichnet ist, denn mit katalytischen Erscheinungen weiß die physikalische Chemie jetzt trefflich umzugehen.

Aus diesen Angaben werden Sie alsbald entnehmen können, welche Bedeutung die Warnung vor allzu reichlicher Anwendung solcher Trockenmittel hat, die jeder gewissenhafte Lehrer seinen Schülern zukommen läßt. In meinem vorigen Briefe entwickelte ich Ihnen die Theorie des Reißens der Oelfarbe; der wesentliche Punkt dabei war die verschiedene Zeit, welche einerseits die oberflächlichen Schichten, andererseits das Innere der Farbmasse zur Oxydation brauchen. Durch die Anwendung des Sikkativs wird nun dieser Zeitunterschied noch weiter gesteigert: die Oberfläche trocknet in wenigen Stunden und schließt das Innere auf eine ebenso lange Zeit vom Festwerden ab, wie eine gewöhnliche Farbe, denn in beiden Fällen erfolgt das Festwerden im Innern wesentlich nur in dem Maße, als die feste Schicht Sauerstoff durch Diffusion, d. h. durch langsame Durchdringung ihrer Masse hineinläßt.

Nun beschleunigt das Trockenmittel nicht nur das erste Festwerden des Oels, sondern anscheinend in gleichem Maße auch die weiteren unerwünschten Veränderungen des festgewordenen Oels, insbesondere das Schwinden und Braunwerden. Was also bei gewöhnlicher Farbe normal nach langer Zeit eintritt, tritt bei Anwendung von Sikkativ in entsprechend kürzerer Zeit ein, und zwar um so schneller, je mehr Trockenmittel angewendet worden ist.

So ist denn ein mit viel Sikkativ gemaltes Bild auf seiner Oberfläche bereits nach wenigen Jahren ein Greis, während es im Innern noch ein Jüngling ist, und daß eine derartige Kombination nicht gut tut, braucht nicht erst lange dargelegt zu werden.

Viel weniger bedenklich ist die Anwendung von Trockenmitteln bei der Einhaltung eines *dünnen* Farbauftrages, denn die eben geschilderten Uebelstände steigern sich naturgemäß in schneller Progression, je dicker die Farbschichten sind. Ist das Bild dünn gemalt, so wird das enthaltene Oel in wenigen Tagen so fest, wie ohne Sikkativ in Monaten, und wenn es dann gefirnißt wird, so ist der weitere Sauerstoffzutritt zum Oel und damit die unerwünschten Aenderungen des festen Oels praktisch zum Stillstande gebracht. Ich würde es also für unbedenklich halten, ein Bild, das schnell hergestellt werden soll, in dünner Technik mit ziemlich reichlichem Sikkativ in einem Zuge fertig zu malen und es dann nach einer Woche Trocknens zu firnissen. Allerdings hat auch hier die Erfahrung das entscheidende Wort zu sprechen, und meine Darlegung bezweckt nur, auf Grund der vorhandenen Kenntnisse eine Gruppe von Bedingungen zu formulieren, welche ein gutes Ergebnis erwarten läßt.

Eine derartige Technik ist insbesondere für Arbeiten vor der Natur ungemein bequem und förderlich. Benutzt man als Malgrund farbiges Zeichenpapier mit ziemlich starkem Korn, das man mit einer Leimlösung von etwa 6 Prozent präpariert hat, und malt man darauf mit gewöhnlicher Oelfarbe, die man mit einem Malmittel aus Sikkativ mit der sechsfachen Menge Terpentinöl so stark verdünnt, als es der erstrebte Zweck nur zuläßt, so verliert man nirgend Zeit mit technischen Schwierigkeiten und kann in einer Stunde eine Studie bereits recht weit durchführen. Die Fernen werden mit dünnster Farbe, fast wie Aquarell angelegt; die passend gewählte Farbe des Papiers kann hier die Arbeit außerordentlich erleichtern. Große Flächen darüberliegender Gegenstände werden ausgespart, kleine übergangen. Nach einer Viertelstunde, die man mit der Anlage der übrigen Flächen ausgefüllt hat, ist die Farbe der Ferne bereits so fest geworden, daß man Einzelheiten sicher und sauber hineinsetzen kann. Indem man stets von hinten nach vorn arbeitet, ergibt es sich unwillkürlich, daß die im Vordergrunde befindlichen Dinge den stärksten Farbauftrag erhalten, und damit ist ihr plastisches Vortreten leicht gesichert. Ich besitze derart hergestellte Skizzen, die über zwanzig Jahre alt sind, gar keine Sorgfalt bei der Aufbewahrung erfahren haben und an denen ich nicht die geringste Spur des Alterns entdecken kann, trotzdem die meisten nicht einmal gefirnißt sind. Ich schreibe dies ausschließlich dem dünnen Farbauftrage zu, denn die übrigen Erfordernisse für eine möglichst große Dauer bei diesen Ferienprodukten einzuhalten, habe ich nicht der Mühe wert gefunden. Ja, ich habe sogar meist zu dem oben erwähnten Malmittel etwas Bernsteinlack (etwa $^1/_{10}$) gesetzt, welcher das Einschlagen verhindert, um mir das spätere Firnissen zu ersparen, und damit bewußt gegen die Bedingungen der möglichsten Dauerhaftigkeit gesündigt, ohne daß ich bisher Schädigungen davon bemerkt habe. Vielleicht werden solche nach einigen Jahrhunderten sichtbar werden, falls die Blätter dann noch existieren sollten.

Schließlich einige Worte über das *pastose* Malen. Fragt man nach den optischen Wirkungen, die man damit erreichen kann, so ergibt sich nur eine einzige, nämlich *das Glanzlicht auf der glatten Oberfläche eines gewölbten Farbtropfens*. In dieser Form kennt und verwendet insbesondere Rembrandt in feinster und bewußtester Weise den plastischen Farbauftrag. Im übrigen sind die Oelfarben, wie sie auf dem Bilde stehen, durch das in den meisten reichlich enthaltene Bleiweiß so gut deckend, daß bereits eine Schicht von rund einem Zehntelmillimeter das Durchscheinen der Unterlage ausschließt. Wendet man, was man der Sicherheit wegen für endgültige Werke stets tun sollte, einen rein weißen Malgrund an, so wird eine vollkommene Deckung meist nicht nur nicht erfordert, sondern ist sogar oft ein Nachteil; demgemäß kann der Auftrag noch viel dünner sein, und das Durchscheinen des weißen Grundes kann erfolgreich zur Erzielung einer lebendigeren Farbwirkung benutzt werden. Wird endlich der pastose Auftrag sinngemäß auf einzelne kleine Stellen beschränkt, so fallen auch die Ursachen der Schollenbildung und des Reißens fort. Vom Standpunkte der künstlerischen Wirkung bleibt also zugunsten des dicken Farbauftrages über das ganze Bild gar nichts übrig, denn die „Handschrift" des Künstlers dürfte gleichfalls nicht proportional der pro Quadratmeter verwendeten Farbenmenge bewertet werden. Umgekehrt bewirken die zahllosen Reflexe auf der Oberfläche eines mit dickem und unregelmäßigem Farbauftrag gemalten Bildes, daß es namentlich bei künstlichem Lichte oft unmöglich ist, überhaupt einen Standpunkt zu gewinnen, an welchem man nicht durch unerwünschte Reflexe gestört wird. Bleiben also nur Ursachen übrig, welche ich unter dem Worte *Mode* am richtigsten zusammenzufassen glaube.

XII.

Lieber Freund!

Von den verschiedenartigen Techniken bleibt uns wesentlich noch eine zu besprechen übrig, die *Tempera*. Allerdings handelt es sich hier nicht um einen so scharf begrenzten Begriff, wie bei den bisher erörterten Verfahren, denn Tempera bedeutet ursprünglich *jedes* Bindemittel für Farbe, und noch heute werden sehr verschiedenartige Gemenge damit bezeichnet. Hier ist es insbesondere, wo die moderne Farbenalchemie und das Geheimmittelwesen seine üppigsten Blüten treibt und seine schlimmsten Früchte trägt.

Unter Tempera versteht man gegenwärtig solche Bindemittel, welche sich zwar im frischen Zustande beliebig mit Wasser verdünnen lassen, sich aber gegen Wasser unlöslich erweisen, nachdem sie einmal trocken geworden sind, bezw. längere Zeit an der Luft gestanden haben. Die technische Erleichterung, die derartige Mittel gewähren, liegen in der Möglichkeit, über vorhandene Farben malen zu können, ohne sie zu stören. Die Chemie gewährt eine ganze Reihe von Hilfsmitteln, um diese Aufgabe zu lösen. Man kann das Prinzip der Oelmalerei benutzen, nämlich einen Stoff anwenden, der durch Oxydation unlöslich wird. Oder man kann das Festwerden darauf begründen, daß ein die Löslichkeit verursachender Stoff verdampft. Oder man kann die Wirkung des Lichtes, gewisse Kombinationen unlöslich zu machen, anwenden. Oder man kann auf die Malerei einen Stoff aufbringen, der das Bindemittel unlöslich macht. Damit ist meine chemische Phantasie zunächst erschöpft; ich glaube aber, daß ich bei einiger Anstrengung noch einiges aus ihr herauspressen könnte.

Um Ihnen aber zu zeigen, wie man diese allgemeinen Vorschriften in bestimmte Rezepte verwandelt, will ich für jeden Fall ein Beispiel geben. Wenn Sie Leim mit Eisenvitriol mischen, so erhalten Sie den ersten Fall. An der Luft geht das Eisensalz in eine höhere Oxydationsstufe über und dabei entsteht eine Verbindung, welche den Leim unlöslich macht. Leider wird diese Tempera dabei ziemlich braun, so daß sie sich nicht für alle Farben eignet. Den zweiten Fall erhalten Sie, wenn Sie Caseïn mittelst Ammoniak oder noch besser Ammonkarbonat in Wasser auflösen. Das Ammoniak, bezw. das Ammonkarbonat verflüchtigt sich beim Trocknen und hinterläßt das Caseïn im unlöslichen Zustande. Dies ist eine sehr gute Tempera. Drittens können Sie mit Leim malen, dem eine sehr geringe Menge eines chromsauren Salzes zugesetzt ist. Im Lichte wird das Salz so verändert, daß es mit dem Leim eine unlösliche Verbindung bildet. Auch hier ist die gelbe Farbe der Chromverbindung etwas störend, doch verschwindet sie bei der Belichtung und macht einer mehr neutralen Platz. Viertens können Sie mit Leim malen und jeden Auftrag nach dem Trocknen mit einer Lösung von Formalin anstäuben. Dieses vereinigt sich mit dem Leim zu einer unlöslichen Verbindung und der Zweck ist gut erreicht, da das übrige Formalin verdampft, ohne das Bild zu beeinflussen,

Digitized by Google

Ich habe Ihnen für jeden Fall nur ein Beispiel gegeben, könnte aber deren Anzahl sehr erheblich vermehren, wenn ich nicht bereits befürchten müßte, den „chemischen Schrecken" bei Ihnen erregt zu haben. So will ich es hierbei bewenden lassen und nur noch auf eine wichtige, weil viel angewendete und unendlicher Variationen fähige Erweiterung der vorhandenen Mittel hinweisen. Es ist dies die Anwendung der Emulsionen.

Eine Emulsion ist ein Gemenge einer wässerigen Flüssigkeit mit Kügelchen einer nicht in Wasser löslichen Flüssigkeit, wie Oel, Fett oder dergleichen. Milch ist eine solche Emulsion; in ihr schwimmt das Butterfett in Gestalt sehr kleiner Kügelchen, die sich nur schwierig zu größeren Massen vereinigen. Dies geschieht beim Buttern, und Sie wissen, daß dies für den Unerfahrenen keine leichte Sache ist. Ebenso ist Eigelb eine derartige Emulsion; es besteht aus einem gelben Oel, dem Eieröl, das wieder in Gestalt kleinster Tröpfchen in Eiweiß aufgeschlämmt ist.

Welchen Wert derartige Emulsionen für die Temperamalerei haben können, ergibt sich, wenn man sich die Wirkungsweise einer passend zusammengestellten, z. B. Casein mit Leinölfirnis, vergegenwärtigt. Wird eine Farbe damit angerieben, so kann man sie beliebig mit Wasser verdünnen, kann sie also wie Aquarell oder Guasche anwenden. Beim Trocknen wird zunächst das Casein in Wasser unlöslich. Gleichzeitig beginnt aber auch der Oxydationsvorgang am Leinöl, und dieses wird gleichfalls fest. Das Farbkorn ist also auf doppelte Weise gebunden, und zwar durch ein Bindemittel, das vermöge seiner eigentümlichen wabigen Struktur eine besondere Zähigkeit besitzt.

Wegen dieser Vorzüge wird als Tempera gegenwärtig meist irgend eine Emulsionstempera benützt. Um eine solche herzustellen, bedarf man zunächst eines in Wasser löslichen, einigermaßen schleimigen Stoffes. Hierzu kann arabisches Gummi, Leim, Eiweiß, Casein u. s. w. benutzt werden. Ferner bedarf man eines Oeles oder flüssigen Harzes mit den erforderlichen Eigenschaften; hier bieten sich einerseits die trocknenden Oele, wie Lein-, Mohn- und Nußöl an, andererseits die flüssigen Harze und Firnisse, wie Terpentin, Copaiva, Canadabalsam, auch öliger Bernstein- oder Kopallack. Rührt man einen der zuerst genannten, in Wasser zu einem Schleim von Oelkonsistenz gelösten Stoffe mit etwa einem Fünftel bis einem Zehntel aus der zweiten Reihe zusammen, so vereinigen sich beide alsbald zu sahneähnlichen, undurchsichtigen Gemengen, die nach etwa viertelstündiger Bearbeitung die richtige Beschaffenheit haben und durchsichtig auftrocknen.

Meist wird Eigelb als wässeriger Bestandteil benutzt, doch ist dies nicht sehr zweckmäßig. Denn im Eigelb ist bereits ein Oel enthalten, das aber nicht trocknet und außerdem die stark gelbe Färbung hat. Besser ist Eiweiß, noch besser Casein, in Ammonkarbonat gelöst. Böcklin hat in der letzten Periode seines Schaffens eine Lösung von Kirschgummi benutzt, in welcher je ein Neuntel Petroleum, Copaivabalsam und Terpentin emulsioniert war. Hiergegen wäre höchstens einzuwenden, daß das Petroleum überflüssig erscheint; doch kann es immerhin Wirkungen haben, die sich nicht alsbald voraussehen lassen.

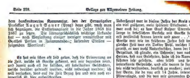
Die technische Bedeutung der Tempera liegt nun darin, daß hier die im vorigen Briefe erwähnte Trennung der mechanischen und optischen Wirkung des Einbettungsmittels systematisch durchgeführt werden kann. Man malt mit Temperafarbe, holt sie nach dem Trocknen mit einem Firnis heraus und kann hierauf wieder ohne Schwierigkeit mit neuer Temperafarbe weiter arbeiten und von neuem firnissen. Ebenso kann man auf einer Untermalung von Tempera Oelfarbe auftragen, namentlich mit solcher Farbe lasieren. Es ist nach E. Berger sehr wahrscheinlich, daß die Schönheit der Farbe in den altvlämischen Bildern auf solche Weise — Oellasur über Tempera — erreicht worden ist. Da ein gutes Temperabindemittel vermöge seiner zusammengesetzten Beschaffenheit durch die ganze Masse austrocknen und fest werden kann, so fällt die Ursache des Reißens, die im vorigen Briefe bezüglich der Oelfarbe dargelegt worden war, hier fort; auch die Anwendung der lasierenden Oelfarbe bringt sie nicht mit, denn eine Lasur ist naturgemäß ein sehr dünner Auftrag. Allerdings ist hierbei vorausgesetzt, daß nicht bereits durch den Malgrund das Reißen bedingt wird. Um dies zu vermeiden, ist auch der Malgrund in Tempera auszuführen, und zwar möglichst dünn.[1])

So sind wir, lieber Freund, endlich am Ende unserer gemeinsamen Wanderung angelangt. Freilich müssen Sie zunächst wie Moses sich damit begnügen, das gelobte Land der zuverlässigsten Technik vor sich zu sehen; das Betreten in Gestalt eines erprobten Rezeptes kann ich Ihnen noch nicht ermöglichen, weil meine Arbeiten noch nicht weit genug dazu gediehen sind. Aber ich glaube durch die Festlegung der wissenschaftlichen Grundlagen doch den experimentierenden Kunstgenossen die Aufgaben und die Mittel zu ihrer Lösung hinreichend klar gemacht zu haben, um ihren Bemühungen eine bestimmte Richtung zu geben und das bisher so verbreitete planlose und auf einen glücklichen Zufall berechnete Herumprobieren entbehrlich zu machen. Es ist ja offenbar, daß die Lösung der Aufgabe keine eindeutige ist; man wird eine ganze Anzahl von Kombinationen zusammenstellen können, die alle nahezu gleich große Vorzüge haben. Um so besser, dann ist auch für die persönliche Eigenart des Künstlers noch reichlich Raum vorhanden. Aber ich hoffe wenigstens das erreicht zu haben, daß künftig der Künstler nicht blindlings sich Zusammensetzungen mit Phantasienamen, die als Tempera ohne Angabe der Bestandteile angeboten werden, anvertraut, sondern vor allen Dingen zu wissen verlangt, woraus das Bindemittel besteht.

[1]) Gemahlener Schwerspat mit einem solchen (verdünnten) Tempera-Bindemittel dünn aufgetragen, gibt einen vorzüglichen Malgrund, auch für Pastell.

Ulrike v. Levetzow über ihre Beziehungen zu Goethe.

Von jenem zarten Idyll, das sich zwischen dem alternden Goethe und der jugendlichen Ulrike v. Levetzow während mehrerer Sommer in den böhmischen Bädern entspann und das sein unvergängliches literarisches Denkmal in der „Marienbader Elegie" fand, haben wir bisher nur mittelbare Kenntnis gehabt. In begreiflicher Zurückhaltung hat die von Goethes väterlicher Zuneigung Umstrahlte es vermieden, der großen Oeffentlichkeit die näheren Einzelheiten ihres Verkehrs mit dem großen Manne mitzuteilen; was man bisher zu diesem wichtigsten Ereignis ihres Lebens von ihr besaß, waren zwei kurze Nachschriften zu Briefen ihrer Mutter an Goethe aus den Jahren 1824 und 1827, sowie einige mündliche Mitteilungen, die von Prem, Stettenheim und anderen verwertet wurden. Jetzt liegt indessen von der Teilnehmerin an dem berühmten Idyll selbst ein wichtiges Dokument über jenes Ereignis vor in Gestalt eines eigenhändigen Berichtes, den Ulrike v. Levetzow in späteren Jahren auf ihrem böhmischen Gut über ihr Zusammensein mit Goethe verfaßte und der durch Schenkung eines Familienmitgliedes der Verfasserin (der Baronesse v. Rauch) in den Besitz des Stadtmuseums von Aussig übergegangen ist. Das hochwichtige Schriftstück, das zum erstenmal in der dem deutschböhmischen Geistesleben gewidmeten Zeitschrift Deutsche Arbeit anläßlich der hundertsten Wiederkehr des Geburtstages Ulrikes v. Levetzow (4. Februar 1804) veröffentlicht wird, besteht aus drei von der Schreiberin selbst numerierten, doppelseitig und dicht beschriebenen Bogen gewöhnlichen Briefpapiers ohne Ueber- und Unterschrift. Die Schrift ist auf der ersten Seite ziemlich ruhig und deutlich, wird aber auf den folgenden Blättern hastig und unruhig, die Abkürzungen werden zahlreicher und gehen endlich in bloße Andeutungen über, so daß der Sinn oft nur mit Mühe entziffert, um nicht zu sagen erraten werden konnte. Eine Datierung trägt das Schriftstück nicht; nach



dem dankenswerten Kommentar, den der Herausgeber Professor August Sauer (Prag) dazu gibt, muß man sich begnügen, die Entstehungszeit in die Jahre 1868 bis 1887 zu setzen. Die literargeschichtlich wichtige Urkunde hat — nach Weglassung einiger weniger unmittelbar mit Goethes Person in Zusammenhang stehender Stellen — folgenden Wortlaut:

*

Es hat mir schon oft leid getan, daß die Erinnerung an die Zeit, welche ich Goethe gekannt, mit mir begraben wird, und damit auch all die falschen, oft fabelhaften Geschichten, welche darüber gedruckt wurden, nicht widerlegt werden; ich will versuchen, was auf die Zeit Bezug hat und mir noch erinnerlich ist, hier aufzuschreiben.

Ich lernte Goethe im Jahre 1821 in Marienbad kennen; Mutter hatte mich aus meiner pension in Straßburg herausgenommen, um mit mir einige Monate bei meinen Großeltern in Marienbad zuzubringen; Marienbad war damals noch ein kleiner, erst fast entstehender Ort, und unser Haus, „Stadt Weimar", fast das größte und schönste. Goethe hatte dort seine Wohnung genommen, und ich kann mich noch des ersten Kennenlernens sehr deutlich erinnern. Großmutter ließ mich zu sich rufen, und das Mädchen sagte mir, es sei ein alter Herr bei ihr, welcher mich sehen wollte, was mir gar nicht angenehm, da es mich in einer eben begonnenen Handarbeit störte. Als ich ins Zimmer trat, wo meine Mutter auch war, sagte diese: „Das ist meine älteste Tochter Ulrike." Goethe nahm mich bei der Hand und sah mich freundlich an und frug mich, wie mir Marienbad gefalle. Da ich die letzten Jahre in Straßburg in einer französischen pension zugebracht, auch erst 17 Jahre war, wußte ich gar nichts von Goethe, welch berühmter Mann und großer Dichter er sei, war daher auch ohne alle Verlegenheit einem so freundlichen alten Herrn gegenüber, ohne alle Schüchternheit, welche mich sonst meist bei neuen Bekanntschaften ergriff. Goethe forderte mich gleich den anderen Morgen auf, mit ihm einen Spaziergang zu machen, wo ich ihm viel von Straßburg und der Erziehungsanstalt erzählen mußte; ich besonders klagte, wie ich mich ohne meine Schwestern, von welchen ich zum erstenmal getrennt sei, einsam fühle, und ich bin überzeugt, daß gerade diese kindliche Unbefangenheit ihn interessierte, denn von da an beschäftigte er sich sehr viel mit mir; fast jeden Morgen nahm er mich mit, wenn er spazieren ging, und ging ich nicht mit, brachte er mir Blumen mit, da er wohl sehr bald merkte, daß ich an den Steinen, welche er oft betrachtete, kein Interesse hatte, doch sonst mich gern unterrichten ließ; auch gegen Abend saß er oft stundenlang auf einer Bank vor der Türe, wo er mir von sehr verschiedenen Gegenständen erzählte. Als ich da wohl hörte, welch großer Gelehrter er sei, war ich schon viel zu bekannt und vertraut mit ihm, daß es mich hätte einschüchtern oder verlegen machen können; es fiel auch später niemandem und auch meiner Mutter nicht ein, in dem vielen Zusammensein etwas anderes als ein Wohlgefallen eines alten Mannes, welcher mein Großvater hätte sein können nach den Jahren, zu einem Kind, welches ich ja noch war, zu finden. Goethe war ein so freundlicher, liebenswürdiger alter Herr, an welchen sich ein junges Wesen wohl anschließen konnte, besonders, wenn sie ein reges Interesse an allem nahm, was er in so angenehmer Form ihr lebhaft beschrieb: Blumen, Steine, Sterne und Literatur. . . .

Noch in diesem Sommer schenkte mir Goethe Wilhelm Meisters Wanderjahre, es war ihm das Buch als neue Auflage zur Durchsicht nach Marienbad gesandt worden. Als er es mir gegeben und ich darin zu lesen begann, fand ich, daß schon früher etwas sein mußte, da sich manches noch mir Unbekanntes begab, und als ich es Goethe sagte und ihn bat, mir doch das frühere Buch auch zu geben, meinte er, es sei nicht recht für mich, er wolle mir lieber daraus erzählen, damit ich die Wanderjahre recht verstehe. Wie oft habe ich später bedauert, mir diese Erzählung nicht aufgeschrieben zu haben, das würde sicher von viel größerem Interesse sein, als viele der Briefe und Zettel, von welchen man jetzt ein solches Wesen macht.

Im Sommer 1822 waren wir wieder mit Goethe in Marienbad und diesmal waren auch meine Schwestern mit, da auch sie das Erziehungshaus in Straßburg verlassen hatten. Ueberhaupt war in diesem Jahre der Kreis unserer [illegible] ein viel größerer, mein späterer Stiefvater, Graf [illegible] war auch da; es kam Graf Kaspar Sternberg, welcher [illegible] lange in brieflichem Verkehr mit Goethe stand, ihn [illegible] erst persönlich kennen lernte und zwar . . .[1]) meiner [illegible]. Goethe war wie im früheren Jahre fast immer mit uns, zu gleicher Zeit war ein Doktor Pohl, welcher lange in Brasilien gereist, er war wohl Naturforscher, dann der bekannte Chemiker Berzelius, ich glaube, ein Schwede; von noch einigen anderen Herren, fast nur Gelehrten, habe ich die Namen vergessen; diese führten sehr gelehrte, aber selbst uns so jungen Mädchen interessante Gespräche, und alle waren so freundlich, uns, was wir nicht verstanden, deutlich zu machen; meine jüngste Schwester Berta, die da nur erst 14 Jahre, interessierte sich für die Mineralogie, und die von mir genannten Herren und Goethe stellten ihr eine nette Sammlung von Steinen zusammen, wo sie die meisten Steine lernte und die Namen selber aufgeschrieben auf die Steine befestigte. Dr. Pohl lieferte dazu noch einige geschliffene Halb-Edelsteine. Berta gab diese Sammlung viele Jahre später unserem Neffen Franz von Rauch, welcher sie zum Teil noch hat. Noch erinnere ich mich, daß die Herren den Versuch machten, böhmische Granaten zu schmelzen, und Berzelius, welcher es hauptsächlich vornahm, erklärte, daß die Granaten die härtesten Edelsteine nach dem Diamant seien. Ein anderes Mal rief Goethe uns zu sich, wo er auf einer langen Tafel alle Steingattungen, welche sich in der Gegend um Marienbad finden, geordnet hatte, er führte mich zu einer Stelle, wo er zwischen den Steinen 1 Pfund Wiener Schokolade gelegt hatte, worauf geschrieben stand:

Genieß das auf deine eigne Weise,
Wo nicht als Trank, doch als geliebte Speise.

G.

Auch in diesem Sommer war Goethe sehr freundlich mit mir und zeichnete mich bei jeder Gelegenheit aus; oft sagte er zu meiner Großmutter, wie sehr er wünsche, noch einen Sohn zu haben, denn der müßte dann mein Mann werden, mich würde er ganz nach seinem Sinn ausbilden, er habe eine große und väterliche Liebe für mich.

Goethe schenkte mir wieder ein Buch, welches ihm geschickt wurde, „Aus meinem Leben, 2. Abteilung, 5. Teil. Auch ich in der Champagne." Er hatte darein geschrieben:

Wie schlimm es einem Freund ergangen,
Davon gibt dieses Buch Bericht.
Nun ist sein tröstendes Verlangen:
Zur guten Zeit vergiß ihn nicht.

Marienbad, den 24. Juli 1822.

Es wurde in dieser Zeit auch von Handschriften gesprochen und Goethe sagte, daß er keine Schrift von Friedrich dem Großen gesehen. Da holte mein Großvater einen Brief des Königs, worin er die Patenstelle bei ihm annahm; da das Papier dieses Briefes ziemlich verbogen und zu zerreißen drohte, sagte Goethe, er wollte es wieder glätten und in Ordnung bringen; da er es aber bei seiner Abreise meinem Großvater nicht zurückgestellt, glaubte dieser, er würde den Brief wohl nicht wieder zurück erhalten; doch Goethe sandte ihn schon von Eger, wo er sich bei einem Bekannten von ihm schon öfter aufgehalten, meinem Großvater zurück. Goethe hatte den Brief auf Papier aufgezogen und auf der anderen Seite dazu geschrieben:

Das Blatt wo seine Hand geruht,
Die einst der Welt geboten,
Ist herzustellen fromm und gut,
Preis ihm, dem großen Todten.

Den Sommer 1822 waren sehr viele Menschen in Marienbad und fast alle bemühten sich, Goethe kennen zu lernen, und da er oft nicht aufgelegt war, neue Bekanntschaften zu machen, geschah es öfter, daß ich gebeten wurde, es zu vermitteln, auch schlug er es mir nie ab.

Hier verläßt mich nun mein Gedächtnis, denn ich erinnere mich nicht recht, ob in diesem Jahre oder erst im darauf-

[1]) unleserlich.

folgenden der Großherzog von Weimar, welcher ja so befreundet mit Goethe war, auch nach Marienbad kam; doch daß er in unserem Hause wohnte, das weiß ich, wie auch, daß das Haus noch nicht den Namen „Stadt Weimar" erhalten hatte. Ich sagte schon, daß der Großherzog sehr befreundet mit meinen Großeltern und meiner Mutter war, auch uns hatte er schon als Kinder öfters gesehn; er war mit uns allen sehr freundlich und gnädig, und er war es, welcher meinen Eltern und auch mir sagte, daß ich Goethe heiraten möchte; erst nahmen wir es für Scherz und meinten, daß Goethe sicher nicht daran denke, was er widersprach, und oft wiederholte, ja selbst mir es von der lockendsten Seite schilderte, wie ich die erste Dame am Hof und in Weimar sein würde, wie sehr er, der Fürst, mich auszeichnen wolle, er würde meinen Eltern gleich ein Haus in Weimar einrichten und übergeben, damit sie nicht von mir getrennt lebten, für meine Zukunft wolle er in jeder Weise sorgen; meiner Mutter redete er sehr zu und später hörte ich, daß er ihr versprochen, daß, da nach aller Wahrscheinlichkeit ich Goethe überleben würde, er mir nach dessen Tod eine jährliche Pension von 10,000 Talern aussetzen wolle. Meine Mutter hatte sich aber fest vorgenommen, keine ihrer Töchter zu einer Heirat zu überreden und zu bestimmen, doch sprach sie darüber mit mir und frug mich, ob ich mich wohl dazu geneigt fühle, worauf ich ihr erwiderte: ob sie es wünsche, daß ich es tue; ihre Antwort war: „Nein, mein Kind, du bist noch zu jung, um daß ich dich schon jetzt verheiratet sehen möchte; doch ist der Antrag sehr ehrenvoll, daß ich auch nicht, ohne dich darüber zu fragen, ihn abweisen kann; du mußt es dir überlegen, ob du in einer solchen Lage den Goethe heiraten kannst." Ich meinte: „Ich brauche keine Zeit zu überlegen, ich hätte Goethe sehr lieb, so wie einen Vater, und wenn er ganz allein stünde, ich daher glauben dürfte, ihm nützlich zu sein, da wollte ich ihn nehmen; er habe ja aber durch seinen Sohn, welcher verheiratet sei und welcher bei ihm im Haus lebt, eine Familie, welche ich ja verdrängen würde, wenn ich mich an ihre Stelle setzte; er brauche mich nicht, und die Trennung von Mutter, Schwestern und Großeltern würde mir gar zu schwer; ich hätte noch gar keine Lust, zu heiraten." So war es abgemacht. Goethe selbst sprach nie darüber, weder mit meiner Mutter noch mit mir, wenn er mich auch seinen Liebling nannte, doch meist sein liebes Töchterchen. . . .

Ich könnte wohl noch viel von der Zeit erzählen, doch ich denke, das genügt, um all das Fabelhafte, was darüber gedruckt, zu widerlegen — denn: keine Liebschaft war es nicht.

Bücher und Zeitschriften.

Die Methode Toussaint-Langenscheidt war längere Zeit hindurch auf die französische und englische Sprache beschränkt gewesen und die massenweise auftauchenden Bearbeitungen in andere Idiome waren zum größten Teile mehr oder weniger fabrikmäßig hergestellte Nachahmungen. Der Langenscheidtsche Verlag hat nach jahrzehntelanger Arbeit es jetzt so weit gebracht, daß er die spanischen und russischen Briefe vorlegen kann, und gut ist geworden, was lange gewährt hat. Die Unterrichtsbriefe zum Selbststudium der spanischen Sprache sind von Dr. S. Gräfenberg verfaßt, unter Mitwirkung von D. Antonio Paz y Melia, dem Oberbibliothekar der Madrider Nationalbibliothek. Wie die französischen und englischen Briefe, deren ausgezeichnet bewährter Disposition und Methodik auch Professor Dr. Gräfenberg mit Recht gefolgt ist, sind auch diese spanischen Briefe in zwei Kurse von je 18 Briefen eingeteilt. Brief 1 enthält eine sprachhistorische Einleitung, eine exakte Darstellung der phonetischen Eigentümlichkeiten des Spanischen und beginnt mit Palacio Valdés' gemütvoller Novelle El Pajaro en la Nieve, der die elementarsten grammatischen Begriffe und ganz einfache Dialoge folgen. Es ist interessant, zu sehen, wie von Brief zu Brief, ja von Seite zu Seite an dem sprachlichen Wissen des Lernenden weitergebaut wird, in scheinbar regelloser, tatsächlich jedoch überlegter, fesselnder und reizvoller Methode, die nie ermüden läßt, sondern stets von neuem das Interesse festhält und steigert. Der Unterricht schreitet so sachte und stetig voran, daß auch der für Spracherlernung weniger begabte Schüler zu folgen vermag. Fortwährende und doch zugleich maßvolle Wiederholungen des Lernstoffes bewirken, daß das bisher Gelernte stets gegenwärtig und zur Anwendung bereit liegt. Die Ratschläge und Verhaltungsmaßregeln, mit denen der Verfasser nicht geizt, erfüllen den Zweck, immer wieder an die notwendigerweise von dem Schüler zu erwartende Tätigkeit eindringlich zu erinnern: z. B. wird der Lernende alle Augenblicke wieder aufgefordert, jedes vorkommende Wort laut zu sprechen. Vom 11. Briefe an bleibt die phonetische Transkription und die Interlinearübersetzung weg, so viel hat der Schüler bis dahin schon sich angeeignet; hingegen wird das anderwärts oft so vernachlässigte Gebiet der Wortbildung dafür desto eingehender berücksichtigt. Mit Lektion 23 beginnt eine neue Novelle: Fusilado von dem Redakteur der Madrider Epoca, Gabriel Briones, die in ihrer tragischen Knappheit und Sachlichkeit die Schule Mérimées und Maupassants verrät. Mit dem 18. Brief ist das Gebiet der Formenlehre in den Grundzügen abgeschlossen. Mit Brief 19 beginnt die Syntax und zugleich die Dorfgeschichte El Libro Talonario von dem durch Hugo Wolfs Corregidor auch in Deutschland zu einiger Bekanntheit gelangten P. A. de Alarcon, der 20. Brief bringt Agas Hotelposse Parada y Fonda; Brief 25 enthält ein Bruchstück aus Juan Valeras Pepita Jimenez; in den dazwischen liegenden Briefen wird die Lehre vom syntaktischen Gebrauch des Konjunktivs und Infinitivs in musterhaft gediegener Weise klargelegt und nach allen Seiten hin geübt. Im 28. Briefe beginnt ein Kapitel aus Gloria von B. P. Galdos, dem Verfasser der bekannten Elektra (Kap. VII, später folgt noch XII, XIII, XIV, XVI, XVII, XIX. Rafael Heredia hat ein Gespräch Una corrida de toros en Madrid eigens für diese Unterrichtsbriefe beigesteuert. Den Briefen sind sechs Beilagen beigegeben. Ein Repetidor von 107 Seiten bringt noch einmal das vollständige Wortmaterial der ersten 18 Briefe in gutgewählten Einzelsätzen verarbeitet. Der „Schreibhelfer" ist ein ganz nett gemachtes und instruktives Deklinations- und Konjugationsmuster, das der Schüler selbst ausfüllen muß. Ein gedrucktes Konjugationsmuster aller starken Verba und der schwachen in Paradigmen bringt die dritte Beilage, während die vierte auf 15 Seiten einen zwar nicht allzu breiten, aber soliden Grundstock der Hispanismen darstellt und die fünfte den Briefstil des täglichen Lebens, den Geschäftsstil, den Annoncen-, Telegramm- und Formularstil behandelt. In der sechsten Beilage endlich folgt ein ganz knapper Abriß der spanischen Literaturgeschichte nebst ein paar Proben. Ein exakt gearbeitetes Inhaltsverzeichnis erhöht die Brauchbarkeit des Ganzen. Dieses Ganze aber ist eine Musterleistung schlechthin, von jener tüchtigen Solidität und Verläßlichkeit, durch die alle Veröffentlichungen des Langenscheidtschen Verlags sich auszeichnen. Eins natürlich muß der Schüler, der ohne jede Vorkenntnisse diese Briefe benutzt, mitbringen: einen eisernen, ruhigen Fleiß! Aber auch dem, der nach irgend einer anderen Methode Spanisch gelernt hat, wird das vorliegende Werk vorzügliche Dienste leisten.

Dr. Joseph Hofmiller.

Allgemeine Rundschau.

Der gestirnte Himmel im Monat Februar.

(Gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends).

Die Milchstraße ist nunmehr vollständig auf die westliche Hälfte des scheinbaren Himmelsgewölbes gerückt; in leicht geschwungenem, zum Meridian nahezu symmetrisch verlaufenden Bogen zieht sie vom Südpunkt des Horizonts ziemlich weit westlich vom Scheitelpunkt vorüber zum Nordpunkt desselben. Den südwestlichen Himmel beherrscht noch immer das unvergleichlich schöne Sternbild des Orion mit dem charakteristischen Jakobsstab und den symmetrisch zu diesem stehenden Sternen erster Größe Betelgeuze und Rigel, von denen der erstere nahe dem westlichen Rande

der Milchstraße in rotem Lichte glänzt. Die Schönheit des Anblickes, den uns der Orion bietet, wird noch gehoben durch das im Süden stehende Sternbild des Großen Hundes mit dem alle anderen Fixsterne an Helligkeit überragenden funkelnden Sirius — dem Sothis der alten Aegypter, dessen erstmaliger Aufgang in der Morgendämmerung ihnen das Herannahen der Nilüberschwemmungen und damit zusammenhängend den Beginn eines neuen Jahres anzeigte. — Hoch über dem Horizont, jedoch noch südlich vom Zenitpunkt, gehen eben Castor und Pollux, die hellsten Sterne in den Zwillingen, durch den Meridian; nur wenig nördlich vom Himmelsäquator, annähernd in gleicher Höhe mit dem Orion, kulminiert ferner das Sternbild des Kleinen Hundes mit dem ebenfalls sehr hellen Stern Prokyon.

Westlich vom Zenitpunkt, am östlichen Rande der Milchstraße, erblicken wir das Sternbild des Fuhrmanns mit dem Stern erster Größe Capella. Ihm gegenüber, jenseit der Milchstraße, steht das schöne Sternbild des Stiers mit dem bekannten Sternhaufen der Plejaden und der charakteristischen Sterngruppe der Hyaden („Regensterne"), die ein mit der Spitze nach Westen zeigendes V bilden, an dessen südöstlichem Ende der Stern erster Größe Aldebaran in rötlichem Lichte glänzt. Ueber dem Fuhrmann steht, inmitten der Milchstraße, das reiche Sternbild des Perseus mit dem kurzperiodisch veränderlichen Stern Algol, und noch weiter nördlich, ebenfalls innerhalb der Milchstraße, das Sternbild des Cepheus und die Cassiopeja. Vom Perseus erstreckt sich das Sternbild der Andromeda in gerader Linie bis zum nordwestlichen Horizont hinab.

Im Zenit steht das wenig reiche Sternbild des Luchses. Etwas nordöstlich hiervon erblicken wir das bekannte Sternbild des Großen Bären, unterhalb des letzteren den Kleinen Löwen, den Krebs mit dem Sternhaufen der Präsepe (Krippe), sowie den Großen Löwen mit dem Stern erster Größe Regulus. Das Sternbild der Wasserschlange mit dem hellen Stern Alphard umspannt fast den ganzen südlichen Horizont.

Im Osten ist das Sternbild der Jungfrau, im Nordosten das des Bootes im Aufgang begriffen; Arkturus, der hellste Stern des letzteren, steht noch nicht sehr hoch über dem Horizont. Zwischen ihm und dem Großen Bären breitet sich das Sternbild der Jagdhunde aus mit einem ziemlich hellen Spiralnebel nahe bei dem Stern Eta (dem äußersten Schwanzstern) des Großen Bären. Die Sternbilder der nördlichen Krone und des Herkules sind im Nordosten gleichfalls schon teilweise aufgegangen. Ziemlich hoch im Norden endlich stehen die Sternbilder des Kleinen Bären mit dem hellen Polarstern, des Drachen und der Giraffe, in geringer Höhe über dem nördlichen Horizont dagegen die Sternbilder der Leier, des Schwans und der Eidechse.

Die Sonne nähert sich im Verlaufe des Monats wieder beträchtlich dem Himmelsäquator. Am 1. Februar steht sie noch über 17°, am 1. März nicht mehr ganz 8° südlich desselben; ihre Kulminationshöhe beträgt demnach für die Breite von München durchschnittlich 29°. Die Entfernung der Erde von der Sonne wächst innerhalb des Monats um 116,000 Meilen, der scheinbare Durchmesser ihrer Scheibe sinkt dementsprechend von 32' 27.9" auf 32' 16.6" herab.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Februar	Aufgang			Untergang		
1.	7 h	46 m	vorm.	5 h	8 m	nachm.
8.	7	36	"	5	19	"
15.	7	25	"	5	31	"
22.	7	13	"	5	42	"
29.	7	00	"	5	53	"

Aus den obigen Auf- und Untergangszeiten ist unmittelbar ersichtlich, daß der Zuwachs der Tageslänge im Monat Februar am Morgen und Abend sehr nahe gleich groß ist. Nach wie vor bleibt also aus den schon früher angegebenen Gründen der „Vormittag" während des ganzen Monats um fast eine Stunde kürzer als der „Nachmittag". Im ganzen nimmt die Tageslänge im Februar um 1 Stunde 31 Minuten zu, am Schluß des Monats beträgt sie (ohne Dämmerung) 10 Stunden 53 Minuten.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat Februar sind folgende:

1. Febr.	6 h	abends	Vollmond
2. "	1	nachts	Erdnähe (48,080 Meilen)
8. "	11	vorm.	Letztes Viertel
16. "	1	nachts	Erdferne (54,800 Meilen)
16. "	12	mittags	Neumond
24. "	12	mittags	Erstes Viertel

Die oben in Klammern beigesetzten Abstände des Mondes von der Erde auf der großen Achse seiner elliptischen Bahn um dieselbe (auf der „Apsidenlinie") entsprechen für das laufende Jahr dem Minimum, bezw. Maximum seiner Entfernung von uns. Die den gekennzeichneten extremen Stellungen des Mondes entsprechenden scheinbaren Durchmesser seiner Scheibe sind: Erdnähe 33' 29.8", Erdferne 29' 23.4".

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

Februar	Aufgang			Untergang		
1.	5 h	20 m	abends	7 h	6 m	vorm.
8.	12	49	nachts	11	10	vorm.
15.	6	36	früh	4	51	nachm.
22.	9	48	vorm.	11	59	nachts
29.	4	7	nachm.	5	38	früh

Am 18. Februar, um 8 Uhr abends, wird der Planet Mars, am 19. Februar, um 4 Uhr morgens, der Planet Jupiter vom Monde bedeckt. Da indessen beide Planeten zur angegebenen Tageszeit nicht über dem Horizonte von München stehen, sind diese Bedeckungen bei uns nicht sichtbar. Wohl aber ist dies der Fall bei einer Bedeckung des Fixsterns erster Größe Aldebaran (Alpha im Stier), die am Abend des 24. Februar eintritt. Die näheren Elemente dieser Bedeckung sind für München (und dessen nächste Umgebung): Verschwinden des Fixsterns hinter dem linkseitigen (dunklen) Rande des im ersten Viertel stehenden Mondes um 7 Uhr 16 Minuten abends (mitteleuropäische Zeit) und zwar im Positionswinkel von 78° (vom Nordpunkt der Mondscheibe aus über Ost gerechnet), also links, oberhalb der Mitte; Wiederhervortreten des Fixsterns am rechtseitigen beleuchteten Mondrande um 8 Uhr 34 Minuten im Positionswinkel von 268° (rechts, nahe der Mitte).

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten sind im Monat Februar als leidlich günstige zu bezeichnen.

Merkur erreicht am 10. Februar seine größte westliche Elongation von der Sonne mit rund 26°, am 13. Februar geht er durch den niedersteigenden Knoten und am 23. durch das Aphelium (die Sonnenferne) seiner Bahn. Er geht im Februar ziemlich konstant um 6¼ Uhr früh auf und ist somit während des ganzen Monats als Morgenstern in geringer Höhe am südwestlichen Himmel sichtbar. Am 14. Februar kommt er mit dem Monde, am 26. mit dem Planeten Saturn in Konjunktion zu stehen.

Venus passiert am 27. Februar den niedersteigenden Knoten ihrer Bahn; im Monatsdurchschnitt geht sie um 5½ Uhr früh auf und ist daher gleichfalls vor Sonnenaufgang am südwestlichen Himmel als Morgenstern sichtbar. Mit dem Monde steht sie am 13. Februar in Konjunktion.

Mars geht während des ganzen Monats um 7¾ Uhr abends, also durchschnittlich 2¼ Stunden nach der Sonne unter und ist daher den ganzen Monat hindurch — an seinem roten Lichte leicht erkennbar — tief am südwestlichen Abendhimmel wahrzunehmen. Am 18. Februar wird er (siehe oben) vom Mond bedeckt, am 26. Februar kommt er in Konjunktion mit dem Planeten Jupiter zu stehen, wobei der Abstand beider Gestirne nur 30 Bogenminuten (etwa 1 Monddurchmesser) beträgt.

Jupiter geht im Februar durchschnittlich um 8¼ Uhr abends unter, er bleibt also gleichfalls noch während des ganzen Monats am westlichen Abendhimmel in strahlender Helligkeit sichtbar. Am 19. Februar wird er gleichfalls (siehe oben) vom Monde bedeckt.

Saturn kommt am 2. Februar in Konjunktion mit der Sonne zu stehen und bleibt infolgedessen, praktisch genommen, während des ganzen Monats unsichtbar.

Uranus geht im Monatsdurchschnitt schon um 4¼ Uhr morgens auf; bei ziemlich tiefem Stande am südöstlichen Himmel kann er somit in den frühen Morgenstunden beobachtet werden.

Neptun geht durchschnittlich erst um 4¾ Uhr morgens unter, weilt also die ganze Nacht hindurch über dem Horizont (im Sternbild der Zwillinge, unweit vom Stern μ desselben). Wegen seiner geringen Helligkeit ist er jedoch nur in größeren Fernrohren als Planet erkennbar.

Sternschnuppen. Von vereinzelten (sporadischen) Meteorfällen abgesehen, ereignen sich im Februar nach W. F. Denning (Bristol) folgende Sternschnuppenfälle: vom 5. bis 10. Februar fallen wenig zahlreiche, aber meist sehr helle Meteore, die scheinbar aus dem Sternbild des Fuhrmanns kommen; um den 15. Februar fallen solche mit ziemlich lebhafter Frequenz aus der Schlange und aus dem Schlangenträger, und um den 20. Februar sind abermals vorwiegend helle Sternschnuppen zu beobachten, die scheinbar aus den Sternbildern der Jagdhunde, des Großen Bären und des Herkules ausstrahlen.

Zodiakallicht. Nach vollständigem Erlöschen des Dämmerungslichtes ist bei klarem Wetter (und bei Abwesenheit des Mondlichtes, also fast während der ganzen ersten Monatshälfte) am westlichen Abendhimmel das Zodiakallicht (Tierkreislicht) als schwacher, schief aufsteigender, kegelförmiger Lichtschein sichtbar (in München wegen der elektrischen Straßenbeleuchtung nur an Orten, die westlich der Stadt liegen). Seine Helligkeit übertrifft in entsprechender Entfernung von Städten und größeren geschlossenen Ortschaften, besonders aber in der Nähe des Gebirges, häufig jene der Milchstraße. Am hellsten ist diese Lichterscheinung in der Nähe des Horizonts, und zwar an derjenigen Stelle desselben, an welcher die untergehende Sonne verschwunden ist; von lichtempfindlichen Augen läßt sie sich nicht selten bis über die Plejaden hinauf verfolgen. Eine Schwächung des Lichtes der Fixsterne durch das über die letzteren sich ausbreitende Zodiakallicht konnte mit den bis jetzt existierenden photometrischen Hilfsmitteln nicht nachgewiesen werden. Wohl aber ist es Professor Wolf auf dem Königstuhl bei Heidelberg gelungen, mittelst einer Camera, deren Objektivlinsen aus Quarz (der verhältnismäßig wenig Licht absorbiert) hergestellt sind, photographische Aufnahmen einzelner Partien des Zodiakallichtes zu erlangen und an der Hand derselben nicht nur die Lage der Achse des Lichtkegels zu ermitteln, sondern auch die Helligkeitsverteilung innerhalb des letzteren zu studieren.

—rt—

*

Abnahme der Tuberkulosesterblichkeit in Deutschland.

Ein erfreuliches Bild von der Abnahme der Tuberkulosesterblichkeit in Deutschland liefert die aus dem Kaiserlichen Statistischen Amt veröffentlichte Arbeit von Prof. Dr. Mayet: „25 Jahre Todesursachen-Statistik" (Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reiches 1903, III, S. 162—177). Es starben danach in den deutschen Orten von 15,000 und mehr Einwohnern an Lungenschwindsucht von je 10,000 Lebenden nach den Mittelwerten für die Jahrfünfte:

1877—1881	357.7
1882—1886	346.2
1887—1891	304.0
1892—1896	255.5
1897—1901	218.7

Besonders erfreulich ist im Hinblick auf die Tuberkulosebekämpfung die außerordentliche Abnahme der Tuberkulosesterblichkeit im letzten Jahrfünft. Während dieses Jahrfünfts sind in den Orten von 15,000 und mehr Einwohnern 1.6mal weniger Personen an Lungenschwindsucht gestorben als im Jahrfünft 1877—1881.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Ein römischer Maßstab. Zu unserer Notiz in Nr. 25 der „Beilage" über den Fund eines römischen Maßstabs im Kastell Biricianis bei Weißenburg a. S., dessen einziges Gegenstück im Museum von Neapel aufbewahrt werde, teilt uns Herr Gymnasiallehrer Hilgärtner in Landshut mit, daß auch im „bayerischen Pompeji" Eining bei Kelheim (dem römischen Abusina) ein ebensolcher, sehr gut erhaltener Maßstab gefunden wurde. Die Einteilung in Pollices und Digiti ist außerordentlich gut noch kenntlich. Defekt ist nur die eine Hälfte der Feder, die dazu dient, das Instrument in ausgestrecktem Zustande zu erhalten. Der kostbare Fund ist der Sammlung des Historischen Vereins von Niederbayern (Landshut) einverleibt.

* Der Leiter der schwedischen Südpolarexpedition Dozent Otto Nordenskjöld hat nach einer Meldung der Vossischen Zeitung an die Regierung in Stockholm das Gesuch gerichtet, beim Reichstag einen Staatsbeitrag von 55,000 Kronen für Bearbeitung und Herausgabe der Sammlungen und wissenschaftlichen Beobachtungen zu erwirken. Nach den Berechnungen Nordenskjölds kostet die ganze Arbeit etwa 70,000 Kronen, doch stände aus dem Verkauf des Werkes eine Einnahme von 15,000 Kronen zu erwarten, so daß die obige Summe zu decken wäre. Wie Nordenskjöld ferner mitteilt, hat er aus eigenen Mitteln für die Expedition über 70,000 Kronen ausgegeben, wovon noch der größere Teil als persönliche Schuld übrig geblieben ist. Auch über die wissenschaftlichen Sammlungen verfügt Nordenskjöld nicht vollständig, da ein Teil davon schwedischen Instituten zufällt. Ein Teil geht ins Ausland, besonders nach Argentinien.

* Eine neue Reise Sven Hedins. Aus Stockholm wird berichtet: Dr. Sven Hedin machte einem Zeitungsmitarbeiter Mitteilungen über seine Pläne zu einer neuen Forschungsreise. Ueber das Ziel dieser Expedition sprach sich Hedin noch nicht aus, doch hält er es nicht für ausgeschlossen, daß er sich wieder den fernen Gebieten Asiens zuwendet. Die neue Reise wird jedoch erst nach Abschluß der wissenschaftlichen Arbeiten der letzten Expedition, für deren Herausgabe der vorjährige Reichstag die nötigen Mittel bewilligte, angetreten werden, und die Durchführung dieser Arbeiten dürfte den größten Teil des laufenden Jahres in Anspruch nehmen.

* Eine argentinische Polarexpedition. In Argentinien ist eine Nationalsubskription ins Werk gesetzt worden, um die Mittel zu beschaffen, mit denen ein Polarschiff für den argentinischen Staat gebaut werden soll. Der Bau soll in Schweden unter Aufsicht des Dozenten Nordenskjöld ausgeführt werden.

* Die Abnahme der Mediziner an den deutschen Universitäten ist in diesem Studienhalbjahr wiederum recht augenfällig. Belief sich die Gesamtzahl der Medizinstudierenden an den deutschen Universitäten im Wintersemester 1894/95 noch auf 7796, so beträgt sie jetzt nur noch 6072, so daß also in diesen 10 Jahren eine Abnahme von 22 v. H. eingetreten ist.

*

Hochschulnachrichten.

f. Würzburg. Die hiesige Universität wird den 100. Todestag Immanuel Kants durch einen Festakt in der großen Aula am 12. Februar begehen. Der Professor der Philosophie Dr. Külpe wird die Festrede halten.

* Jena. Dem Afrikareisenden Joachim Grafen Pfeil und Klein-Ellguth auf Friedersdorf ist von der Universität die Würde eines Ehrendoktors der Philosophie verliehen worden. (Graf Pfeil hat sich durch mehrere Reisen nach Afrika und die Südsee in den Kreisen der Geographen und Kolonialfreunde einen geachteten Namen gemacht. Von seinen literarischen Arbeiten aus diesem Gebiet sind besonders „Vorschläge zur praktischen Kolonisation Ostafrikas" und „Studien und Beobachtungen in der Südsee" erwähnenswert.)

* **Bonn.** Lic. theol. Professor Dr. Karl Clemen, bis Herbst v. J. Privatdozent in der theologischen Fakultät der Universität Halle, hat sich als Privatdozent in der evangelisch-theologischen Fakultät der hiesigen Universität habilitiert.

* **Wien.** Die in der inneren Stadt gelegene alte Universität, jetzt Gebäude der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, wird zur Zeit, wie die Neue Freie Presse meldet, einer vollständigen Restaurierung unterzogen. Nach den nun zur Ausführung gelangenden Arbeiten in den Vorräumen tritt die Bedeutung dieses monumentalen Baudenkmals erst recht zum Vorschein. Die imposante Halle wird ganz in heller Farbe gehalten und durch mannigfache Abtönung erscheint der Gesamteindruck der feinen Plastik an Wänden und Decke wirkungsvoll hervorgehoben. Im zweiten Stock werden die Räume, welche früher die Geographische Gesellschaft innehatte, neu hergerichtet, zweckmäßig umgestaltet und als Wohnräume für den Generalsekretär der Akademie dienen, da dessen gegenwärtige Wohnung für Zwecke der Akademie nutzbar gemacht werden soll. Im Parterresaal, welcher auch auswärtigen wissenschaftlichen Gesellschaften überlassen wird, ist die Decke stilgemäß vollendet und der Boden tiefer gelegt worden. Im Klassensaal des ersten Stockes, wo die Akademie die Sitzungen abhält, wird das prachtvolle Deckengemälde restauriert.

hc. **Graz.** Im Alter von 35 Jahren starb in Görz der erste Assistent am Physikalischen Institut und Leiter der Meteorologischen Station an der Grazer Universität Dr. v. Pallich.

* **Rom.** An einem bösartigen Halsleiden starb hier im Alter von 62 Jahren der Professor der Pädagogik und Geschichte Antonio Labriola, einer der Führer der italienischen Sozialdemokratie, deren Lehren er im Anschluß an Marx in mehreren Schriften auszugestalten und zu vertiefen unternahm. Labriola war ein guter Kenner deutscher Verhältnisse, die ihm schon durch seine Gattin, die Angehörige eines pommerischen Adelsgeschlechtes, nahe gebracht waren; ein Sohn und eine Tochter des Verstorbenen wirken gleichfalls im Lehrkörper der Universität Rom.

* **Paris.** Wie der Frankfurter Zeitung berichtet wird, beschäftigte sich die Académie des Inscriptions et Belles-Lettres in ihrer letzten Sitzung mit dem Brande der Universitätsbibliothek in Turin. Der Romanist Paul Meyer bedauerte den Verlust, den besonders die romanische Philologie durch diesen Brand erlitten habe, da zahlreiche unveröffentlichte Manuskripte aus dem Mittelalter verbrannt sind. Salomon Reinach machte den Vorschlag, daß man die kostbarsten Manuskripte aller Bibliotheken möglichst bald photographieren möge. Die Akademie schloß sich diesem Vorschlag an, der dem Minister überwiesen werden soll. Außerdem beschloß die Akademie, diejenigen ihrer Sammlungen, über die sie verfügen kann, der Turiner Bibliothek als Ersatz für den erlittenen Verlust zu schenken.

* **Aus Amerika.** An der nächsten Quartalsversammlung der Universität Chicago, die im März stattfindet, werden mehrere deutsche Professoren teilnehmen. Die Versammlung ist von den Universitätsbehörden eigens zu dem Zwecke zusammenberufen worden, um der deutschen Wissenschaft eine Huldigung darzubringen. Die Veranstaltung wird mehrere Tage währen und eine Reihe von Unterhaltungen, Festmahlen u. s. w. einschließen. Sowohl unser Botschafter in Washington, als auch hervorragende Vertreter des Deutschtums aus allen Teilen Amerikas werden zu dieser Versammlung eingeladen werden. Die Professoren Eduard Meyer (Berlin), Ehrlich (Frankfurt), Loofs (Halle) und Delbrück (Jena) haben angeblich bereits die Absicht kundgegeben, daran teilzunehmen. Prof. Dr. Camillo v. Klenze von der Universität Chicago befindet sich jetzt in Berlin, um die Vorkehrungen für die eigenartige Veranstaltung zu beendigen, die in der Absicht getroffen wird, die wissenschaftlichen Kreise Deutschlands und Amerikas immer enger zu verbinden.

⁂

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Hermann Grauert: Dante und Houston Stewart Chamberlain. 2. verm. Auflage. Freiburg i. B. 1904. Herder. 92 S. — Hermann Kurz: Der Sonnenwirt. Schwäbische Volksgeschichte aus dem 18. Jahrhundert. (Cottasche Handbibliothek Nr. 74 u. 75.) Bd. 1 und 2. Stuttgart u. Berlin. J. G. Cotta Nachf. 229 u. 280 S. — Ludwig Anzengruber: Der ledige Hof. Schauspiel in vier Akten. (Cottasche Handbibliothek. Nr. 66.) Ebenda. 90 S. — Marie v. Ebner-Eschenbach: Ein Spätgeborner. Erzählung. Ebenda. 85 S. — Friedrich Hebbel: Genoveva. Tragödie in fünf Akten. Mit einer Einleitung von Richard Specht. (Cottasche Handbibliothek Nr. 71.) Ebenda. 168 S. — Otto Roquette: Rebenkranz zu Waldmeisters silberner Hochzeit. (Cottasche Handbibliothek Nr. 78.) Ebenda. 102 S. — Calderons Grösste Dramen religiösen Inhalts. Aus dem Spanischen übersetzt und mit den nötigen Erläuterungen versehen von Dr. F. Lorinser. 4. Bändchen: Das Fegfeuer des hl. Patricius. — Die Andacht zum Kreuz. 2. Aufl., hrsg. von Engelbert Günther. Freiburg i. B. 1904. Herdersche Verlagsbuchhandlung. 234 S. — Albert M. Friedenberg: Zionist Studies. New-York 1904. Bloch Publishing Company. 30 S. — A. Bullinger: Der Katharsis-Frage tragikomisches Ende. München 1900. Theodor Ackermann. 20 S. — Dr. Heinrich Romundt: Kants „Widerlegung des Idealismus". Ein Lebenszeichen der Vernunftkritik zu ihres Urhebers hundertjährigem Todestage. Gotha 1904. E. F. Thienemann. 24 S. — Abraham a Sancta Claras Werke. In Auslese. Im Auftrage des Stadtrates der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. Hrsg. und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Hans Strigl. Bd. I. Wien 1904. Heinrich Kirsch. 189 S. — Michael Pachtler: Die Ziele der Sozialdemokratie und die liberalen Ideen. 4. Aufl. (Die soziale Frage, beleuchtet durch die „Stimmen aus Maria Laach". 3. Heft.) Freiburg i. B. 1904. Herdersche Verlagshdlg. 76 S. — D. Hermann Guthe: Geschichte des Volkes Israel. 2. Aufl. (Grundriss der Theologischen Wissenschaften. 2. Teil. Bd. 3.) Tübingen u. Leipzig 1904. J. C. B. Mohr. 354 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Paul Neff Verlag (Carl Büchle) Stuttgart.

Im Anschluss an die in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung jetzt veröffentlichten Briefe des Herrn Professor Dr. Ostwald empfehlen wir das soeben bei uns erschienene Buch:

Die Malerfarben

Mal- u. Bindemittel u. ihre Verwendung in der Maltechnik

Zur Belehrung über die chemisch-technischen Grundlagen der Malerei, für Kunstschulen, Kunst- und Dekorationsmaler

von

Dr. Friedrich Linke,

Professor der Chemie und Leiter des chemischen Laboratoriums an der K. K. Kunstgewerbeschule, Dozent an der K. K. Akademie der bildenden Künste in Wien.

VIII und 136 Seiten Oktav broschiert in modernem Umschlag M. 3.50. — Gebunden in buntem flexiblen Einband M. 4.—

Ein Fachmann mit 20jähriger Lehrpraxis führt hier aus innerstem Drang die Feder, um den jammerbaren Zuständen im Handel mit Malerfarben zu steuern. Das Buch vermittelt in allerelementarster Darstellung eine genaue Kenntnis der Malmaterialien, teilt mit, was gute und schlechte Bestandteile für die Farbenmischungen sind und warum somit die betreffenden Farben gut oder schlecht sein müssen. (5656)

Es ist wohlverstandenes Interesse jedes Interessenten, es zu kaufen.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 6. Februar. Nummer 30.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Die „vergiftete“ deutsche Wissenschaft. Von Academicus.

Nochmals ein Frauenbrief.

Die Ausgrabungen in Argos. Von Georg Karo (Bonn).

II. Bücher und Zeitschriften.

Hans v. Schubert: Grundzüge der Kirchengeschichte. — Dr. G. Wernick: Zur Psychologie des ästhetischen Genusses.

III. Allgemeine Rundschau.

Prähistorisches aus der Pfalz. — Neue veränderliche Sterne. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Die „vergiftete“ deutsche Wissenschaft.

Im Hauptblatte der Allgemeinen Zeitung vom letzten Freitag (Nr. 55, Drittes Blatt) sind unter der Ueberschrift „Wohin treiben wir?“ die Berichte ultramontaner Blätter (des Wiener Vaterland und der Augsburger Postzeitung) über die am vorigen Sonntag in Salzburg abgehaltene 21. Generalversammlung des Vereins für Gründung und Erhaltung einer freien katholischen Universität zu Salzburg wiedergegeben worden. Die Festrede auf dieser Generalversammlung hatte jenen Berichten zufolge der Bamberger Domdekan Dr. Schädler, Abgeordneter zum deutschen Reichstag und zum bayerischen Landtag, übernommen. Der „glänzende“ Redner behandelte in seinen „glänzenden“ Ausführungen die Frage: „Warum brauchen wir eine freie katholische Universität?“ und beantwortete diese Frage — wie das von ihm ja nicht anders zu erwarten war — durch einen groben Vorstoß gegen die deutsche Wissenschaft und ihre Lehrstätten, die Hochschulen, sowohl die reichsdeutschen wie die österreichischen. Solche Reden des streitbaren bayerischen Domdekans über Bildungsfragen wurden bisher gebührenderweise von den Vertretern deutscher Wissenschaft nicht sonderlich ernst genommen. Sie werden in späteren Epochen in den Bibliotheken voraussichtlich ihren Platz in dem Fache finden, in dem die Epistolae obscurorum virorum stehen, und unter demselben literarhistorischen Gesichtspunkte wie diese Zeugnisse bornierter Komik betrachtet werden; so ließ man sie denn ruhig ihre Wirkung auf die Kreise ausüben, auf die sie in erster Linie wirken sollen und von denen sie als „glänzende“ Geistestaten angestaunt werden, und kümmerte sich nicht weiter um das durch Sachkenntnis ja nicht gerade fühlbar beeinflußte Urteil des klerikalen Agitators.

Soll die deutsche Wissenschaft diesen Standpunkt vornehmer Nichtbeachtung auch gegenüber den neuesten Aeußerungen Dr. Schädlers über die deutschen Hochschulen weiter festhalten? Soll sie nicht endlich einmal einmütig gegen die Verdächtigungen protestieren, die sie aus dem Munde solcher Männer, welche auf jeden Fall innerlich niemals auch nur den geringsten Anhauch ihres Geistes verspürt haben, fortgesetzt erfährt? Ist es denn wirklich so bedeutungslos für das geistige Leben unseres Volkes, wenn unter dem Deckmantel einer Verteidigung der angeblich gefährdeten Religion immer wieder das Beste, was unsere Nation an geistigen Gütern durch die hingebungsvolle und treue Arbeit vieler Generationen hervorgebracht hat, in breitester Oeffentlichkeit an den Pranger gestellt und beschimpft wird? Auf keinem anderen Gebiete unseres öffentlichen Lebens ist es gestattet, die heiligsten Ueberzeugungen des Gegners derart in den Schmutz zu ziehen, wie das jetzt von seiten der ultramontanen Anstürmer gegen Geistesfreiheit und wissenschaftliche Forschung systematisch geschieht.

Dr. Schädler hat in Salzburg von einer Vergiftung des Volkes durch die von Zentren der Wissenschaft, den Hochschulen, verbreiteten Lehren geredet. Zwar hat er das mit echt jesuitischer Vorsicht nur in Form einer konditionell verklausulierten Frage getan: „Was soll aber werden, wenn das Wasser, das aus diesen Riesenreservoirs (nämlich den Zentren der Wissenschaft) fließt, vergiftet ist?“ Aber er hat durch seine an diese Frage sich anschließenden Ausführungen keinen Zweifel darüber gelassen, daß er jene Bedingung erfüllt sieht. Weil das Volk durch die freien Hochschulen und durch die dort vorgetragene Wissenschaft vergiftet ist, ist die katholische Hochschule nötig geworden. „Nicht alle Schuld an der traurigen Lage unserer Zeit ist den Hochschulen zuzumessen, wohl aber die allergrößte“ — so lautet ein weiterer Satz aus diesen Ausführungen. Sehr bezeichnend für die ganze, lediglich auf Massenbeeinflussung berechnete Argumentation des bildungsfeindlichen klerikalen Agitators ist allerdings die oberflächliche Charakterisierung der Vergiftungs-Erscheinungen: die Prügeleien zwischen katholischen und nichtkatholischen Studenten, die an einzelnen österreichischen Universitäten bedauerlicher-, aber auch erklärlicherweise vorgekommen sind, die angebliche Zunahme der Geschlechtskrankheiten unter den Studierenden der deutschen Universitäten, der unvermeidliche Hinweis auf die Rede Ladenburgs und die üblichen allgemeinen Klagen über die Gefährdung des Glaubens und der Sitte durch die uneingeschränkte Lehrfreiheit — das sind die einzelnen Beschwerdepunkte aus der heftigen, gegen das Geistesleben auf unseren deutschen Hochschulen gerichteten Salzburger Rede des Bamberger Domdekans.

Aber auch wenn es nur ganz oberflächliche, auf das eigentliche Wesen unserer deutschen Hochschulbildung mit keinerlei tiefergreifendem Argument eingehende agitatorische Angriffe sind, die hier in die Oeffentlichkeit gelangen, sollten doch endlich die Vertreter dieses wichtigen Gebietes unserer gesamten deutschen Kultur müde werden, sich und ihre in heiligster Ueberzeugung geleistete Arbeit in solcher unglaublichen Weise verlästern zu lassen. Es handelt sich nicht um diese Schädlersche Rede allein; sie ist in ihrer ganzen Seichtheit nur eine der vielen, alltäglich auch in der klerikalen Presse zum Vorschein gelangenden Folgeerscheinungen einer systematischen Verleumdung, mit der von römisch gesinnter Seite unser deutsches Geistesleben überhaupt überzogen wird. In der Literatur sind es die bischöflichen und privaten Indices librorum prohibitorum, auf denen die Namen der besten und größten unserer deutschen Dichter und Denker zu lesen sind; in der Kunst sind es die in der lex Heinze zum Ausdruck gelangten Einschränkungsbestrebungen; in der Wissenschaft der

immer wieder aufs neue unternommene Ansturm gegen die Lehrfreiheit auf unseren Hochschulen. Immer kecker werden die Angriffe gegen das, was die Mehrzahl der Gebildeten als ein unveräußerliches Gut unserer nationalen Entwicklung, als ein unverletzliches Heiligtum ihrer Ueberzeugungen ansieht, immer zahlreicher geschehen die Vorstöße gegen diese Positionen, hinter denen die ganze freiheitliche Entwicklung unseres geistigen Lebens seine Zukunft verteidigen muß.

Was soll das noch werden? Diese Frage des Dr. Schädler müssen wir heute ihm und den ihm zujubelnden Massen zurückgeben. Auf der Seite der von ihm so plump angegriffenen „Zentren der Wissenschaft" müßte diese Frage endlich zu praktischer Erwägung gestellt werden. Der Uebermut der gegen die freie Weiterentwicklung unserer Hochschulen anstürmenden klerikalen Scharen wird täglich größer. Leider wird er noch durch die Kurzsichtigkeit der Regierungen gegenüber den Gefahren eines solchen Ansturms genährt. Um so dringender ist eine Abwehr, die von den Hochschulen selbst ausgeht, nötig.

„Die Magna charta des akademischen Berufes ist in dem Satze der preußischen Verfassung gegeben, daß die Wissenschaft und ihre Lehre frei ist," so hat vor kurzem Professor Ritschl in Bonn in seiner Kaisergeburtstagsrede den Lehrern und Schülern jener Hochschule zugerufen. Soll von dieser Errungenschaft, die allein zur gegenwärtigen Blüte der deutschen Wissenschaft und unseres gesamten geistigen Lebens geführt hat, durch die Angriffe der Klerikalen etwa auch in unserem Vaterlande Stück für Stück abgebröckelt werden?

Caveant consules! heißt es hier, und die consules sind in diesem Falle die Vertreter der freien Forschung an unseren Hochschulen. Sie müssen sich heute zumeist nur auf sich selbst und ihr einmütiges Zusammenstehen verlassen, denn weder von Regierungen und Parlamenten können sie bei der gegenwärtigen politischen Lage kräftige Hilfe erwarten. Um so ehrenvoller und schöner ist ihre Aufgabe, denn auf ihrer energischen Stellungnahme gegenüber den ultramontanen bildungsfeindlichen Bestrebungen beruht heute zum großen Teile die Zukunft unseres deutschen Geisteslebens.

Academicus.

Nochmals ein Frauenbrief.

Auf die Zuschriften, die wir heute vor einer Woche an dieser Stelle an unsere alte briefschreibende Freundin vermittelten, ist gestern von ihr die folgende Erwiderung eingelaufen.

*

Lieber Freund!

Ei, ei, was haben Sie mir angetan! Mi ha tirato in ballo, sagen in solchen Fällen unsere guten Freunde, die Italiener, — und ich alte, schon lange zur Ruhe gesetzte Dame soll nun noch tanzen. Freilich bin ich ja selbst schuld daran: warum gab ich Ihnen auch in einer Anwandlung von spät erwachter schriftstellerischer Eitelkeit die Erlaubnis, meinen rasch hingeworfenen, kaum noch einmal flüchtig überlesenen Brief in Ihrem Journal zu veröffentlichen! „Marquise de Sévigné neuester Ausgabe!" flüsterte mir ein übermütiger folletto in die Seele, als ich das Zustimmungstelegramm an Sie abschickte; „literarischer Johannistrieb!" lachte mein gerade auf Besuch bei mir weilender Aeltester, als mein Geschreibsel einige Tage später sauber gedruckt der Tasche unseres ländlichen postino entflatterte. Uebrigens will ich Ihnen ganz vertraulich ins Ohr sagen: es ist wirklich ein Hochgefühl, selbst für eine in allen möglichen hohen und tiefen Empfindungen geschulte Matrone, sich zum erstenmal gedruckt zu sehen, und ich kann nun begreifen, warum in neuerer Zeit die Frauen so gern schreiben. Auch die allgemeine Entfesselung solcher festlicher Stimmungen und literarischer Genugtuungen — fast wäre mir das Wort „Eitelkeiten" aus der Feder geschlüpft — gehört ja wohl zu dem großen femininen Befreiungswerke.

In diesem einen Punkte hätte ich also schon kapituliert: ich habe mich von Ihnen unter die Schriftstellerinnen stecken lassen. Mein schon einmal zitierter Aeltester wollte es anfangs nicht glauben, und hat, wie mir scheint, schon ernstlich begonnen, seine Mutter zu verleugnen. Er brachte abends einen Band Molière mit zum Kamin, wollte mir aus den „Femmes savantes" durchaus die schöne Rede des Clitandre — Sie wissen ja: 1. Akt, 3. Szene — vorlesen und nennt mich nur noch Philaminte. Schon war ich, in Angst um den Verlust seiner Sohnesliebe, nahe daran, meine erste schriftstellerische Sünde zu bereuen und ihm zu schwören, daß ich niemals wieder etwas würde drucken lassen, als Ihre zweite Zusendung mit den von Ihnen ebenfalls veröffentlichten, an mich gerichteten Zuschriften dreier liebenswürdiger Damen alle guten altmütterlichen Vorsätze wieder im Keime tötete. Nun muß ich doch weiter schreiten auf dem gefährlichen Pfade, auf den Sie mich gezogen haben: ich muß den freundlichen Schreiberinnen wenigstens danken, muß ihnen sagen — was Sie selbst freilich schon gütigst für mich getan haben —, daß ich mich über ihr so höfliches und schmeichelhaftes Eingehen auf meine Beschwerde sehr gefreut habe, muß mich auch ein wenig vor ihnen verteidigen, kurz, ich muß. . . . Da höre ich soeben hinter meinem Rücken den übermütigen Aeltesten schon wieder seine schreckliche Clitandre-Rolle deklamieren: Et les femmes docteurs ne sont point de mon goût. . . . Glücklicherweise kann ich ihm sogleich mit der Fortsetzung dieser Stelle dienen: Je consens qu'une femme ait des clartés de tout — und der Störenfried verschwindet lachend aus dem Zimmer.

Sie sehen, ich fange schon an, im eigenen Hause, in der eigenen Familie, die Rechte der sich befreienden Frauen zu verteidigen. Lassen Sie nur abermals drei liebenswürdige Damen so schön und überzeugungsvoll an mich schreiben, und ich werde wohl ganz drüben sein — auf jener Seite! So gut das einer Frau in meinen Jahren überhaupt noch gelingen kann. Denn daß ich als Vertreterin einer älteren Generation nicht eigentlich imstande bin, das junge Weben und Streben in der Frauenbewegung zu verstehen und zu erfassen, habe ich in jenen drei Zuschriften recht deutlich zwischen den Zeilen lesen müssen. Dazu habe ich in jenem rasch hingeworfenen Briefe, wie es scheint, viel zu viel von meinem häuslichen Glück geplaudert und viel zu stark das Glücksgefühl betont, das ich mir aus meinem langen Leben ins Alter herübergerettet habe. Ich habe, so sagt mir eine jener Korrespondentinnen, nur mein persönliches Schicksal betrachtet und auf mein eigenes reiches Leben geblickt. Ich kann nicht, so meint sie wohl, wie die Führerinnen der Frauenbewegung das eigene Ich vergessen, auf die Millionen fremder Existenzen hinausschauen und fühlen, wie arm deren Leben ist. „Die glücklichen Sklaven sind die gefährlichsten Freunde der Freiheit" — so lautet ein Zitat in derselben Zuschrift.

Eigentlich müßte ich über dieses Urteil, das ein wenig nach geistigem Armutszeugnis schmeckt, einigermaßen empfindlich sein; aber die Empfindlichkeit habe ich mir glücklicherweise mit den Jahren abgewöhnt. So kann ich nur still lächeln über die Meinung, ich hätte einen Blick in wirkliches Frauenelend zu tun nicht häufig Gelegenheit gehabt. Sie, mein verehrter Freund, der Sie das Drum und Dran meines Lebens kennen, werden dieses Lächeln verstehen; den anderen könnte ich es ohne langes Erzählen, das ihnen vielleicht gar wie Prahlerei klingen würde, doch nicht begreiflich machen. So will ich mich denn diesen anderen gegenüber darauf beschränken, auf ihre Frage: „Haben Sie in Ihrem pflichtenreichen Leben auch Zeit gehabt, auf jene Untertöne zu lauschen, die außerhalb Ihres Familienkreises sich heimlich regten, auf die Stimme der Sehnsucht, der Unbefriedigtheit, auf die Klage der Langeweile, auf den Schrei der Empörung . . .?" mit einem lauten, vernehmlichen „Ja" zu antworten. „Und trotzdem haben Sie sich nicht der öffentlichen Frauenbewegung angeschlossen?" wird wohl mit Recht weiter gefra-

werden. Hierauf muß ich mit einem ebenso lauten und vernehmlichen „Nein“ entgegnen. — „Warum aber nicht?“ — Um auf diese letzte Frage Bescheid zu geben, müßte ich eigentlich, der Sitte der Zeit gemäß, ein ganzes Buch oder zum mindesten eine Broschüre schreiben; aber so weit bin ich noch nicht auf den schriftstellerischen Pfaden vorgedrungen, auch spukt mein Clitandre noch im Hause herum, und ich fürchte, durch allzu langes Sitzen am Schreibtische seinen Zorn zu erregen. So mögen es denn vorläufig einige weitere briefliche Andeutungen tun!

Ich könnte eine Anzahl recht stichhaltiger Entschuldigungen für mein bisheriges Fernbleiben von der das ganze kultivierte Europa durchflutenden öffentlichen Frauenbewegung vorbringen: daß ich nicht in einem Zentrum dieser Bewegung gelebt habe, daß die Schlagworte, mit denen sie die breite Oeffentlichkeit eroberte, mir aus der Ferne an mein Ohr drangen, daß ich ihre positiven allgemeinen Leistungen niemals recht kennen zu lernen Gelegenheit hatte und anderes mehr. Nur eine Entschuldigung kann und will ich nicht vorbringen, nämlich, daß meine häuslichen Pflichten und Freuden mir keine Zeit dazu übrig gelassen hätten. Im Gegenteil! Es wird vielleicht weniger Ihnen, werter Freund, als den mich in so freundlicher Weise anschreibenden Damen paradox klingen, wenn ich offen sage: gerade weil ich dieselben Aufgaben, die sich die Frauenbewegung zur Lösung — und zwar zur Lösung auf breitester kultureller Basis — gestellt hat, in meinem engen Lebenskreise und auf meine beschränkte Weise so viel wie möglich zu erfüllen gesucht habe, fehlte mir die Zeit, der Ansporn und infolgedessen auch die Gelegenheit, mich auch um die „großen Gedanken“ auf diesem Gebiete eingehend zu kümmern.

Hier halte ich einen Augenblick zweifelnd im Schreiben inne. Soll ich das eben abgelegte Geständnis wirklich stehen lassen? Es wird ein neues Armutszeugnis für die Anschauungen der älteren Generation in den Augen der ungestüm vorwärtsdrängenden jüngeren bilden. Das ist es ja eben, werden mir die Anhängerinnen der großen, in breitester Oeffentlichkeit wirkenden Frauenbewegung zurufen, was wir als alt und unmodern bekämpfen: diese Beschränkung auf die Einzelwirksamkeit, auf das stille Schaffen in engem Kreise, diese Zersplitterung der Kräfte mußte überwunden, ein ganz neuer, allgemeiner Standpunkt mußte erst gewonnen werden, ehe man überhaupt von einer Lösung der Sklavenfesseln reden konnte. „Für die Frauenbewegung handelt es sich nicht mehr um einzelne; nein, um die Gesamtheit, um das Wohl und Wehe aller Frauen, um die soziale Stellung des ganzen Geschlechts. Und darin liegt das Neue, das sie gebracht hat, die neue Begeisterung, die unter den Frauen erwacht ist, das neue große Ziel, dem sie zustreben.“

Das klingt so schön und hoch daher, daß ich mir mit meinem alten System frauenhafter Wirksamkeit wieder einmal recht erbärmlich und klein vorkommen müßte. Aber — die verehrten Damen, die sich so freundlich um mich bemüht haben, mögen es mir verzeihen! — ich bin nun einmal eine so hartnäckige Ketzerin, daß ich auch diesmal mich vor hohen Worten allein nicht beuge. Gerade weil ich nun endlich einen Blick auf die deutsche Frauenbewegung zu werfen in der Lage war — übrigens möchte ich, um ein Mißverständnis zu beseitigen, bei dieser Gelegenheit bemerken, daß ich ja nicht nur in München, sondern vorher in einigen anderen Städten Deutschlands Frauenversammlungen, und zwar der verschiedensten Richtungen, besuchte —, gerade weil ich seitdem mit einem wahren Feuereifer mich in die Literatur über diese Bewegung zu versenken begonnen habe, kann ich mir bis zu einem gewissen Punkte mit ihr gehen. Je stolzer dort die Worte tönen, desto höher schnellt in meinem altmütterlichen Empfinden die Wagschale empor, in der die ganze überspannte Zukunftsbedeutung unserer Frauenbewegung hübsch auf einem Haufen beisammen liegt.

Im Grunde war ich ja im vorigen Spätsommer mit sehr hoffnungsgeschwellter Brust nach Deutschland hinaufgeflogen. Aus der Ferne her war mir manches Wort in die Ohren geklungen, das mir zauberhafte neue Offenbarung für unser ganzes Leben zu enthalten schien. So etwas wie ein goldenes Zeitalter sollte im Anzuge sein: Friede, Freude auf der ganzen Linie; keine geknechtete Ehefrau, die mit Kinderkriegen, Strümpfestopfen und Küchenärger ihre Lebenskraft vergeudet, sollte es in Zukunft — freilich in einer sehr fernen Zukunft, gesteht jetzt eine meiner verehrten Korrespondentinnen zu — mehr geben, „keine unglücklichen Haustöchter mehr, die von engherzigen Eltern tyrannisiert und bevormundet werden“, keine in traurigem Schmachten und Harren auf den Mann und Ernährer hinwelkende alte Jungfer. Aber das war es ja, was auch ich in meinem eigenen Lebenskreise zu erreichen bisher mit allen Kräften angestrebt hatte! Vielfach vergeblich, ich gebe es zu; aber doch auch zuweilen mit einem recht glücklichen Erfolge, für den mir manches Auge noch jetzt freundlich und dankbar entgegenleuchtet. Daß man doch selbst mit weißen Haaren das Hoffen nicht verlernt! So hoffte auch ich, das statistische Resultat meiner bisher abgesondert zur Betätigung gelangenden Mitschwestern-Beglückungssehnsucht durch ein herzhaftes Trinken an der Quelle gemeinsamer Frauenerlösung wesentlich verbessern zu können, und Sie, verehrter Freund, standen mir treulich bei auf der letzten Station dieser meiner Fahrt nach dem Grale.

Nun muß ich aber doch ganz offen sagen, daß ich von dem Herannahen des goldenen Zeitalters wenig genug bemerkt habe, trotz aller hoher und selbstbewußter Zukunftsverheißungen, die jetzt aus unmittelbarster Nähe an mein Ohr schlugen. Ich habe Ihnen schon in meinem vorigen Briefe geschrieben, daß ich dafür manche vortreffliche Erfahrungen auf praktischem Gebiete und manch gutes Bild von der geschickt und mit Hingebung organisierten gemeinsamen Arbeit auf dem Gebiete der sozialen und geistigen Hebung der Frauen jedes Standes — und zwar gerade aus München — mit heimgebracht habe. Diese Bemerkung scheint von den Verfasserinnen jener Zuschriften übersehen oder wenigstens nicht genug gewürdigt worden zu sein. Für mich bedeutete es schon einen großen, wenn auch den einzigen Erfolg der Reise, daß ich so viel Leben und freudigen Eifer überall sich regen sah. Nun soll ich aber, wie es scheint, nachträglich fast mit Gewalt auch zu der Anschauung bekehrt werden, daß diese positive Arbeit, die ich ja selbst in meinem Kreise meinen Kräften und bisherigen Erfahrungen gemäß zu leisten versucht und übernommen hatte, gar nicht das Wesentliche und Eigentliche sei, sondern daß es einen über den Wassern schwebenden ganz neuen und außerordentlichen Geist gebe, der dem Ganzen sozusagen erst den richtigen Schwung verleihe. Das soziale Gemeingefühl, das Gefühl der ökonomischen Solidarität, der Selbständigkeitssinn, das Bewußtsein der angeborenen, unveräußerlichen Menschenrechte, das Durchdrungensein von der eigenen Leistungsfähigkeit auf allen Gebieten der menschlichen Kultur, die Kampfeslust gegenüber dem bisherigen Unterdrücker, bei besonders Exaltierten auch ganz eigentümliche Weltbeherrschungsgelüste — aus diesen Ingredienzen soll sich der neue Geist der Frauenkultur zusammensetzen, und jedes Weib, das nicht fest an ihn glaubt, das nicht sein Bild vor allen anderen Bildern im Herzen trägt, soll unfähig sein, Ersprießliches für die Mitschwestern und für die eigene Lage zu leisten.

Ja, wenn ich nur, neben der anerkennenswerten, ruhigen Weiterarbeit auf den alten Grundlagen frauenhafter Wirksamkeit, von den außerordentlichen und förmliche Umschwünge herbeiführenden Betätigungen dieses neuen Geistes wirklich auch etwas Positives gesehen und verspürt hätte! Ich bin noch so enthusiastisch, daß ich mich trotz meiner Jahre dann wohl zu dem neuen Evangelium bekehrt haben würde. Aber ich habe trotz scharfen Umherschauens — zu diesem Zwecke war ich ja nach Deutschland gekommen — wohl einige in überspanntem Selbständigkeits- und Freiheitsgefühle recht laut sich gebarende Einzelweiblein gefunden, die von der leuchtenden Zukunft in hohen Worten redeten, jedoch nirgends die greifbaren

Ansätze zu dem ganz neuen Frauenleben, das dem verheißenen goldenen Zeitalter entspräche. Wo positiv und ersprießlich gearbeitet wurde und wird — ich wiederhole es nochmals ausdrücklich —, da geschah und geschieht es noch in unmittelbarem Anschluß an das, was wir Alten schon auf unsere Weise angebahnt und vorgearbeitet haben, in direktem Fußfassen auf unseren Gedanken, auf unseren, in engerem Kreise davongetragenen Errungenschaften, im folgerichtigen Weiterausbauen der von uns, unseren Müttern und Aeltermüttern gezogenen Grundmauern. Und das war es in erster Linie, was ich in meinem vorigen Briefe betonen wollte, was mir zu der Beschwerde, daß unser ganzes, doch auch freiheitlich angelegtes Wirken und Streben von der jüngeren Generation mit einer selbstgefälligen Handbewegung beiseite geschoben werde, den Anlaß gab.

Nur die größere Oeffentlichkeit, die sich immer mehr erweiternde Allgemeinheit dieses auch schon von uns gehegten Strebens nach Besserung der Lage der Frauen in jeder Beziehung hat die neuere Zeit vor der unserigen voraus. Doch das entspricht überhaupt einem Zuge dieser Zeit, der auf allen anderen Gebieten zur Geltung kommt. Aber auch das Gefühl der Solidarität dieses Strebens soll in der denkenden Frauenwelt jetzt erst erwacht sein! Glauben das meine freundlichen Mitstreiterinnen in der Tat? Mich dünkt, die Frauen haben sich zu jeder Zeit solidarisch gefühlt, sobald es nur gegen die Männer geht, wohlverstanden gegen die Männerwelt in ihrer Gesamtheit. Sobald es sich um einen einzelnen Mann handelte, fand sich stets eine Abtrünnige von der allezeit in sich geschlossen der Männergesamtheit gegenüberstehenden Frauengesamtheit. Schon die gewiß streng auf Solidarität in ihrem Jagdgefolge haltende Diana mußte ja den Schmerz über den Abfall einer ihrer Begleiterinnen erleben. Soll das in Zukunft etwa anders werden? Ich wage mir das Bild eines solchen zukünftigen Zustandes gar nicht auszumalen.

Und weiter: das aus dem angeblich neu erwachten Solidaritätsgefühl hervorgehende ebenfalls neue Bewußtsein der Frau von ihren angeborenen und unveräußerlichen Menschenrechten — auch das soll eine Errungenschaft der Frauenbewegung sein. Als ob nicht die Frauen jederzeit ihre Menschenrechte zur Geltung gebracht hätten! Hat ihnen denn die Natur nicht die besonderen Waffen verliehen, um sich durchzusetzen, wie jedem ihrer Geschöpfe? List und Feinheit gegenüber der Kraft und plumpen Gewalt — das wird wohl auch in Zukunft so bleiben, wenn auch mit dem Fortschreiten der Kultur ganz naturgemäß die List veredelt und die Gewalt verfeinert wird. Die Wesensgrundzüge werden doch stets die gleichen sein. Oder soll etwa auch nach dieser Richtung hin eine „physiologische" Umgestaltung der Geschlechter eintreten?

Ueberhaupt diese Betonung des Rechtsstandpunktes! Gerade hierin scheint die sogenannte Frauenbewegung eine ganz besondere neue Bedeutung zu suchen. In dem „Katechismus der Frauenbewegung" (von Irma v. Troll-Borostyani), den ich mir auf der Reise gekauft, den ich aber, wie auch die meisten der mir von Ihnen mitgegebenen Bücher erst hier zu genießen Zeit fand, wird im Grunde die ganze Zukunft der Frau auf ihrer Stellung im öffentlichen Recht und im Privatrechte aufgebaut. Politische und zivilrechtliche Gleichstellung der Geschlechter nach jeder Richtung hin gilt als das zu erstrebende Ziel — dann werde das goldene Zeitalter kommen. Der große Kampf, den die Frauenbewegung durchzuführen hat, soll sich also um etwas rein Formales, um ein rein formales Prinzip drehen — gestatten Sie gütigst, daß ich hier ein wenig von der erst gestern Abend im Gespräche mit meinem juristisch gebildeten Aeltesten aufgeschnappten Weisheit an den Mann bringe —; er würde also ebenfalls nicht die Abgründe zwischen den Naturen beider Geschlechter überbrücken, selbst wenn er den Frauen den erstrebten Sieg brächte. Denn ein ins Unendliche und bis ins Kleinste fortgesponnener formaler Rechtsstreit würde dann aus dem Verhältnis zwischen Mann und Frau werden. Das stille, aber so lebensvolle Kämpfen um die Macht, das sich jetzt mit den natürlichen Waffen, List und Kraft, zwischen den aneinandergefesselten Individuen abspielt, würde in ein allgemeines Wettrennen zum Richter oder ins Parlament ausarten. Doch das sind ja auch nur Zukunftsbilder, die nie sich in dieser Abstraktheit verwirklichen werden.

Gewiß, man soll dem mißhandelten Weibe Rechtsbelehrung und Rechtsschutz angedeihen lassen, wie jedem anderen mißhandelten Menschenkinde — aber ist denn auch dieses edle Bemühen so etwas durchaus Neues? Haben wir das nicht auch schon früher getan in vielen einzelnen Fällen, nach dem Maße unseres Wissens und Könnens? Geschah und geschieht es nicht täglich durch die Pfarrer, Lehrer und sonstige Ratgeber auf dem Lande? Ich begrüße es freudig, daß nun auch in größerem Umfange, in organisierter gemeinschaftlicher Arbeit solches Ratgeben gepflegt wird — aber nur wolle man nicht etwa das ganze geplagte Dasein so vieler Frauen auf ganz neue Weise und lediglich juristisch zu befreien suchen. Es könnte sonst einmal eine weise Porzia vonnöten sein, die ihren Mitschwestern zuriefe: „Suchst du um Recht schon an, erwäge dies: daß nach dem Lauf des Rechts unser keiner zum Heile käm'."

Ich bin keine weise Porzia, verehrter Freund, aber doch habe ich das Gefühl, daß viele der neueren Frauenrechtlerinnen allzu scharf auf ihren Schein bestehen. Und allzu scharf macht schartig. Diesen Eindruck habe ich von manchen Erscheinungen, die mir auf dem Felde der Frauenbewegung entgegentraten, in meiner Seele behalten. Die Dame, auf deren kluge und freundliche Korrekturen meiner früher geäußerten Anschauungen ich heute geantwortet habe, möge es mir daher nicht verübeln, wenn ich mich zu ihrer Begeisterung für ein wirklich neues Ideal des Frauenlebens nicht bekehren kann. Ich glaube, wir haben beide dasselbe Ideal, aber es ist ein recht altes, und ich habe es schon von meiner seligen Mutter geerbt.

Der liebenswürdigen Romanschriftstellerin aber, die sich mit mir über neue Kunstideale auseinandersetzen will, muß ich nun ein andermal antworten. Der Brief ist schon wieder zu lang geworden, und mein Aeltester, Monsieur Clitandre, ruft schon lange, und zwar in recht spöttischem Tone, nach seiner Philaminte.

Mit vielen Grüßen

Ihre alte Freundin

N. N.

Die Ausgrabungen in Argos.

Die Ebene von Argos ist von Natur mehr als irgend eine Landschaft des Peloponnes, ja als irgend ein Teil von Hellas, nächst Attika, zur Wiege einer reichen, gesegneten Kultur bestimmt. Im Norden, Westen und Osten umschließen hohe Bergketten die fruchtbare Ebene, schützen sie vor kalten Winden wie vor feindseligen Einfällen: denn die Pässe, die hinüberführen zu den Meerbusen von Korinth und Aegina, welche das Land dem Handel und Verkehr Mittelgriechenlands öffnen, sind mit geringer Mühe zu sperren gegen ein feindliches Heer. Im Süden öffnet sich die Ebene den warmen Seewinden in dem weiten Golf von Nauplia, aber neben dem Hafen, welcher der Schiffahrt und dem Handel der ägäischen Inseln sichere Zuflucht gewährt, ragt drohend der mächtige Felskegel des Palamidi empor, wie ein riesiges Bollwerk den Zutritt zu dem gesegneten Lande bewachend. Die Bergketten schieben auf allen Seiten einzelne Ausläufer in die Ebene vor, die Bäche, welche von ihren Abhängen niedergehen, bewässern die Felder und Wiesen, welche noch heute, trotz aller Zerstörung der Wälder, die Argolis zu einem reichen Fruchtlande machen. An dem herrlichen Hafen ist schon in urältester Zeit eine Ortschaft entstanden; Tiryns auf dem niedrigen Hügel nördlich von Nauplia, Mykenä, die mächtige Zwingburg am nördlichen Ende der Ebene, wo die Pässe nach Korinth führen, diese durch die homerischen Gesänge ehrwürdigen und unsterblichen Stätten, sind schon im dritten vorchristlichen Jahrtausend

Mittelpunkte einer primitiven Kultur gewesen. Die Ausgrabungen haben hier zahlreiche Reste der sogenannten ägäischen Periode zutage gefördert, einer Zeit, die sich noch wesentlich steinerner Waffen und Geräte bediente, die Verwendung der Metalle, vor allem der Bronze, erst allmählich kennen lernte. Und über diesen kümmerlichen Ansiedlungen erheben sich die großartigen Ruinen, welche die raffinierte höfische Kultur des zweiten Jahrtausends bezeugen, die Trümmer der Burgen und Herrschersitze, welche Schliemann ausgegraben hat: sie haben jener ganzen Kultur, der Heroenzeit von Hellas, den Namen der „mykenischen" gegeben.

Aber mehr als Mykenä, Tiryns oder Nauplia ist Argos zur Hauptstadt der Ebene prädestiniert, die in historischer Zeit von ihm den Namen führt. Wie es im 4. Jahrhundert als Vormacht eines dorischen Staatenbundes das ganze Land ringsum beherrschte, so ist es von jeher dessen natürlicher Mittelpunkt gewesen: an einem der Ausläufer der westlichen Bergkette gelegen, am Zusammenfluß der beiden bedeutendsten Flüsse der Ebene, des Charadros und des Inachos, ist die Stätte des späteren Argos mehr als irgend eine andere von Natur begünstigt, und daher von Urzeiten an bewohnt gewesen, bis auf unsere Tage.

Indessen ist bisher der Boden von Argos vom Spaten kaum berührt worden, während ringsum in der Argolis die Ausgrabungen vom höchsten Erfolge gekrönt wurden. Erst im Sommer 1902 hat Dr. Wilhelm Vollgraff, ein junger holländischer Gelehrter, Mitglied des Französischen Instituts in Athen, im Auftrage des letzteren und mit tätigem Beistand aus seinem Vaterlande, mit Umsicht und Glück die Stätte des alten Argos zu erforschen begonnen und seine Arbeiten auch im verflossenen Sommer aufs erfolgreichste fortgesetzt. Die ersten Resultate hat Vollgraff im Februar 1903 in Berlin, wo er als Schüler von Wilamowitz heimisch ist, der Archäologischen Gesellschaft vorgelegt.

Zunächst ist da eine ganze Stadt, oder Ortschaft, der ältesten „ägäischen" Periode (des 3.—2. Jahrtausends) aufgedeckt worden. Boten Tiryns und Mykenä nur zerstörte Reste dieser Urzeit, so hat uns Argos fast die ganze Ringmauer dieser ältesten, befestigten Anlage mit den ärmlichen, steinernen Häusern ihrer Bewohner gezeigt: es sind fast nur einfache, rechteckige Kammern, aus Bruchsteinen geschichtet, mit einem (jetzt verschwundenen) Oberbau von Lehmziegeln; aber auch diese sind schon ein ungeheurer Fortschritt gegenüber den runden Hütten aus Weidengeflecht und Lehm, mit denen eine noch ältere Zeit sich begnügte. Und eines der argivischen Häuser, vielleicht das Herrenhaus, 17 Meter lang und 5 Meter breit, besteht sogar aus drei Räumen, Vorhalle, Mittel- und Hinterzimmer; genau wie das älteste Herrenhaus, welches Schliemann und Dörpfeld in Troja fanden, wie der Palast in Tiryns: die Urform des späteren hellenischen Hauses und des Tempels, des Gotteshauses, das in seiner Anlage streng die altererbte Tradition durch die Jahrhunderte bewahrt hat.

Der Hausrat der ältesten Argiver ist ein sehr bescheidener gewesen. Bei weitem am häufigsten ist ihre primitive Topfware, unscheinbar und roh, aber dennoch sehr wichtig: denn sie beweist für jeden Kundigen zur Evidenz, daß wir eine „ägäische" Kulturschicht vor uns haben. Dasselbe lehren die Pfeilspitzen aus Obsidian, und sie zeugen zugleich von Handel und Schiffahrt, denn dieser kostbare vulkanische Glasfluß mußte fernher von der Insel Melos in die argivische Ebene gebracht werden.

So sind diese unscheinbaren Reste historisch von höchster Bedeutung: hier finden wir zum erstenmal eine „ägäische" Stadt, ganz ohne spätere Beimischung. An allen anderen Stätten ältester griechischer Kultur legt sich die „mykenische" Schicht des 2. Jahrtausends über die „ägäische": hier auf dem kleinen Hügel bei Argos, der später von seiner Gestalt Aspis (Schild) hieß, fehlen, merkwürdig genug, alle Spuren einer Besiedelung nach jener ältesten. Von der Blüte des „mykenischen" Argos zeugen freilich eine Reihe großer Grüfte, die nach der Sitte jener Zeit kuppelförmige Gestalt haben und in den Felsen getrieben und ausgehöhlt sind. Die wunderbaren Fürstengräber von Mykenä übertreffen allerdings die argivischen weit an Pracht und kunstvoller Anlage:[1]) noch im späten Altertum wurden sie von den Fremdenführern den staunenden Touristen als Wunderwerke gezeigt. Aber in den neun Gräbern, die Vollgraff bisher entdeckt hat, fanden sich, trotzdem sie bis auf eines alle schon geplündert waren, so reiche Schätze, daß wir von der Pracht der argivischen Dynasten im 2. Jahrtausend v. Chr. einen hohen Begriff gewinnen.

Neben zahlreichen Exemplaren der schönen Keramik, die durch ihre graziösen Formen und ihre reiche Bemalung eine hervorragende Stelle in der „mykenischen" Kunst einnimmt, sind vor allem die Schmuckstücke aus Elfenbein und Gold bewundernswert. Auch hierin kann sich freilich Argos mit den märchenhaften Schätzen der Königsgrüfte von Mykenä nicht messen. Aber wenn in einem einzigen argivischen Grabe an fünfzig goldene Schmucksachen erscheinen, so gibt das für die zahlreichen noch nicht geöffneten Gräber zu den höchsten Hoffnungen Anlaß. Und unter den schon gefundenen Juwelen sind einige wahre Meisterwerke „mykenischer" Goldschmiedekunst: in Elfenbein fein gravierte Palmbäume und Nautilus-Quallen, die einst mit Gold eingelegt waren; Halsketten aus goldenen Gliedern, auf denen wieder das Getier des nahen Meeres, Nautili und Tintenfische, getrieben und in unerreicht vollendeter Technik durch Goldkörner und farbige Einlagen von Email dargestellt ist; andere Ketten aus geöffneten Blüten, die ineinander gesteckt wurden. Kurz, wahrhaft fürstlicher Schmuck, der uns die Pracht des „mykenischen" Argos und seines Herrschersitzes ahnen läßt, den hoffentlich die Ausgrabungen bald freilegen werden. Denn daß im 2. Jahrtausend hier eine große und blühende Stadt gelegen hat, ist, nach solchen Gräberfunden, völlig zweifellos: es gilt nur ihre Stelle zu finden.

Trotz den geringen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, hat Vollgraff uns auch über das historische Argos schon wertvolle Aufschlüsse gegeben. Pausanias, der Baedeker Griechenlands aus dem 2. Jahrhundert n. Chr., hat eine eingehende Beschreibung der wichtigsten Denkmäler von Argos hinterlassen: sie wird uns jetzt erst recht verständlich und wichtig, seitdem die Ausgrabungen, den Angaben des Pausanias folgend, die Lage der Agora, des großen Marktplatzes, festgelegt, von seinen Säulenhallen und Tempeln große Stücke aufgedeckt haben. Noch wichtiger ist die Entdeckung des großen Apollotempels: denn der pythische Apoll beherrschte von Argos aus den ganzen dorischen Staatenbund und von dem Walten seines Orakels legt eine ungemein interessante Inschrift, deren Text ich Vollgraff verdanke, Zeugnis ab. Endlich sind auch die Reste frühchristlicher Zeit nicht vernachlässigt, die Fundamente einer schönen byzantinischen Kirche des 5. Jahrhunderts freigelegt worden.

So geben uns diese erst begonnenen Ausgrabungen, trotzdem sie sich notgedrungen in bescheidenen Grenzen hielten, schon ein reiches und vielseitiges Bild; wir dürfen hoffen, daß Vollgraff in diesem Jahre mit steigendem Erfolge seine Forschungen fortführen und vor allem das Beste finden wird, was der Boden von Argos birgt: die „mykenische" Stadt und die Ruinen der Königsburg, welche die homerischen Sänger als Sitz des Diomedes feiern.

Bonn. **Georg Karo.**

[1]) Die schönsten sind aufgebaut, nicht aus dem Felsen gehöhlt, so das altberühmte „Schatzhaus des Atreus".

Bücher und Zeitschriften.

Grundzüge der Kirchengeschichte. Ein Ueberblick von Hans v. Schubert, Professor der Theologie in Kiel. — Tübingen und Leipzig 1904, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Wie an alle geschichtlichen Werke, so werden auch an die kirchengeschichtlichen in unserer Zeit, als einer in ganz besonderem Sinne geschichtlichen, erhöhte Anforderungen gestellt, sie werden von unseren Kirchenhistorikern aber auch erfüllt. Eine Kirchengeschichte Deutschlands, wie sie A. Hauck in Leipzig schreibt, darf sich mit den besten Leistungen auf weltgeschichtlichem Gebiete wohl messen. Die Kirchengeschichte von K. Müller, von der in dem „Grundriß der theologischen Wissenschaften" bis jetzt zwei Teile erschienen sind, ist nach Inhalt und Form ein treffliches Werk. Nicht minderes Lob verdient das in der „Sammlung theologischer Lehrbücher" erschienene Lehrbuch der Kirchengeschichte von W.

Möller, in der zweiten Auflage, in der Band I und III erschienen sind, der letztere von G. Kawerau in Breslau, der erstere von Hans v. Schubert in Kiel bearbeitet; derselbe Gelehrte hat die Neuauflage des zweiten Bandes von dem genannten Werke in Arbeit und wird in einem vierten die nachreformatorische Zeit bis auf die Gegenwart behandeln. Naturgemäß schreiten solche gelehrte Werke nur langsam vorwärts: darum hat Prof. v. Schubert vor kurzem „Grundzüge der Kirchengeschichte, einen Ueberblick“ veröffentlicht. Hier bringt er einem größeren Leserkreise zu Gesicht, was er vor einer größeren oder kleineren Zahl von verschieden gearteten Zuhörern vorgetragen hat. Zuerst hat er die vorliegenden Vorlesungen gehalten vor Angehörigen aller Fakultäten, dann vor Theologen, schließlich in verkürzter Gestalt bei Gelegenheit des dritten Kieler Hochschulferienkurses vor einem zahlreichen Auditorium von Lehrern. Mit dem Wunsche der Zuhörer, daß diese Vorträge gedruckt werden möchten, vereinigt sich der des Verlegers. Daß solch ein Ueberblick über das ganze Gebiet der Kirchengeschichte einem wirklichen Bedürfnis entgegenkommt, beweist der Umstand, daß die von dem bekannten Rechtsgelehrten Prof. R. Sohm in Leipzig 1887 zum erstenmal veröffentlichte „Kirchengeschichte im Grundriß“ bis jetzt in 13 Auflagen erschienen ist. — In dem Vorwort zu seinen „Grundzügen“ bezieht sich v. Schubert auf einen 1902 veröffentlichten Konferenzvortrag über die heutige Auffassung und Behandlung der Kirchengeschichte, Fortschritte und Forderungen. Als Aufgabe der historischen Theologie bezeichnet er dort die Darstellung der Wirksamkeit des Evangeliums in der Welt und auf die Welt. Die Frohbotschaft vom Gottesreich tritt uns im Lauf der Geschichte in vier Fassungen entgegen, und diesen entsprechen vier deutliche große Geschichtsbilder: 1. Die Zeit des Urchristentums, da die Gemeinschaft der Heiligen das Gottesreich in den Himmeln erwartete, kommend an dem Tage des Gerichts, der vor der Tür stand; 2. die Zeit der katholischen Kirche, da man dies Gottesreich wiederfand in der großen Heilsanstalt, die man hier unten gebaut hatte für die Kinder im Glauben; 3. die Zeit des Zusammenbruches dieser äußerlichen Einheit und der Identifikation des Unsichtbaren und Sichtbaren, der Reformation und der Religionskriege, da man lernte zu glauben an das Gottesreich als ein unsichtbares jenseitiges Gut, das aber seinen Anfang genommen hier unten in den Kirchen, in denen Wort und Sakramente lauter verwaltet werden, und an dem jeder teilnimmt in der Arbeit des irdischen Berufs; 4. die Zeit, da man das Gottesreich im Tempel seines eigenen Innern fand und erkannte, daß nichts Persönlicheres und Freieres in der Welt ist als die Religion. Kurz gesagt, haben wir so die Urgemeinde, die katholische Kirche, die Landes- und Konfessionskirche, die Freikirche. — In diesen Rahmen sind die „Grundzüge“ eingefügt. Es kann unsere Aufgabe nicht sein, eine Uebersicht über den „Ueberblick“ zu geben. Wir heben nur Einzelnes heraus, der Leser kann daraus auf das Ganze schließen. — In der ersten Vorlesung über die „Voraussetzungen“ heißt es: So erkennen wir bei dieser Betrachtung über die Voraussetzungen des Christentums: den Quellort, da es entsprang, das heilige Land — das Meer, dahin die Flut münden sollte, das römische Weltreich, und auch die Wasserläufe, durch die es dahin geführt wurde, die jüdische Diaspora. . . Gerade die neuere Theologie . . . hat die eine große Wirklichkeit der Person Christi selbst zu fassen gelehrt nicht nur als des Propheten, der den Menschen mit höchster eindringlicher Gewalt Gottes Willen verkündigte, damit sie kraft solcher neugewonnener Einsicht sichere Tritte tun konnten im vielverschlungenen Leben, sondern als des Herrn, der ihnen erst das Gewissen traf und das Herz abgewann, der sie dann in den Staub zwang, wenn sie ihm in Gehorsam nachfolgen wollten. . . . Aus dem Enthusiasmus des Urchristentums erklärt sich die Gleichgültigkeit gegenüber der Formel, dem Buchstaben, der Institution. Die siebente Vorlesung handelt von Gottesdienst, Kultusfrömmigkeit, Messe. Da ist unter anderem die Rede davon, wie der eigentliche Sinn des Abendmahls verzerrt wurde. Wörtlich heißt es (S. 115): Dienen die zum Altar gebrachten Naturgaben zur Erinnerung an Christi Opfer auf Golgatha, ja werden sie durchs Weihewort geradezu zu Trägern himmlischer Christusnatur, zieht man dann mit dem Werke seines Opfers nicht gleichsam das Opfer Christi, die Frucht seines Werkes, an sich selbst herbei? Zwingt der Spender durch solches verdienstliche Handeln nicht Gott gleichsam, ihm dieses Opfer speziell zuzuwenden . . .? So tritt Gottes Gabe schließlich in den Dienst des Menschen, der ihm ein „gutes Werk“ tut, statt daß der Mensch gute Werke tut, weil er Gottes Gabe empfing. . . . Das ist die Messe und doch noch nicht ganz. . . . Die Einführung des Opferbegriffes in die wichtigste christliche Kultushandlung zieht den unlöslich damit verbundenen Priesterbegriff nach sich. Von der Zersetzung der römisch-katholischen Kirche und dem Erwachen der neuen Zeit ist in der dreizehnten Vorlesung die Rede. Seite 201 lesen wir: Schließlich hat dieser Verfassungskampf (auf den Reformkonzilien) dazu geführt, das Papsttum wieder aufzurichten. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts redet man von einer päpstlichen Restauration, dennoch war es nicht dasselbe wie vorher. Die Staaten haben den Reingewinn auch aus dieser Reformzeit gezogen. . . . Die Geschäftsordnungen der Reformkonzilien werden immer demokratischer, wie sie immer nationaler werden. Darin tritt zutage, was der ganzen Entwicklung zugrunde lag: das Aufwärtsstreben der Laienwelt, die der kirchlichen Fesseln müde wurde. — Wir müssen hier abbrechen. Die drei letzten Vorlesungen über Reformation und Gegenreformation, über Pietismus und Aufklärung, über die religiöse und kirchliche Regeneration und das Ringen der Gegensätze in der neueren Zeit beweisen, daß der Verfasser es versteht, eine Fülle von Tatsachen unter einheitliche Gesichtspunkte zu bringen. Wie der Inhalt, so verdient überall auch die Sprache der „Grundzüge“ uneingeschränktes Lob, sie ist gehoben und doch allgemein verständlich.

Hamburg. H. Rinn.

Zur Psychologie des ästhetischen Genusses. Von Dr. G. Wernick. VI u. 148 S. 8°. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, 1903.

Wernick ist in seiner Auffassung des Aesthetischen besonders durch Kant, Schiller und Schopenhauer bestimmt. Kant entnimmt er den Gedanken, daß ästhetisches Auffassen ein müheloses Zusammenfassen ausgedehnter Vorstellungsmassen ist, Schiller steht er in der Betonung der Einheit von Freiheit und Beschränkung, von Natur und Sittlichkeit nahe, an Schopenhauer erinnert die Art, wie er metaphysische Grundideen im Aesthetischen verkörpert sieht. Diese Auffassung sucht er nun nicht eigentlich durch psychologische Erwägungen zu begründen, vielmehr geht er darauf aus, zu zeigen, wie aus den unser gesamtes Seelenleben beherrschenden Gesetzen durch eine besondere Art ihrer Anwendung jene Wirkungen erklärbar sind. Seine Psychologie ist wesentlich von Kant, Herbart und Wundt beeinflußt, aber im einzelnen sehr selbständig. Insbesondere sein Begriff der Assoziation als einer vereinigenden Tat unserer Seele, die mehrere Vorstellungen zu innerer Einheit verknüpft, weicht weit vom Ueblichen ab. Es ist hier nicht der Ort, auf eine wissenschaftliche Diskussion dieser ästhetischen und psychologischen Thesen einzugehen; auch sind Wernicks Begriffe nicht überall scharf genug gefaßt, seine Beweise nicht umfassend genug geführt, um zu einer solchen Prüfung einzuladen. Liegt hierin ohne Zweifel ein Mangel des Buches, so wird der Leser nicht verkennen, daß ein an einem ästhetischen Erleben reicher und, wo nicht origineller, doch denkender Geist seine Gedanken mitteilt. Dies und die hohe, wenn auch etwas intellektualistische Auffassung der Kunst machen das Buch zu einer anregenden Lektüre, zumal es an einzelnen guten Bemerkungen über besondere ästhetische Probleme nicht fehlt.

Freiburg i. Br. J. Cohn.

Allgemeine Rundschau.

Prähistorisches aus der Pfalz.

M. Neustadt. Eine weitere neolithische Niederlassung (vergl. Beilage 1904, Nr. 12, Seite 93—94) wurde im Januar d. J. im Ordenswalde, gelegen zwischen Neustadt, Speyer und Haßloch, festgestellt. Der betr. Platz liegt ca. vier Kilometer westlich der ersten Nieder-

lassung und 2180 Meter vom Beginn des Waldes im Westen nach Osten zu. Der betr. Distrikt heißt Wollböhl = Wallbühl und trägt diesen Namen von einer elliptischen Erdschanze, die einige hundert Meter nach Osten zu gelegen ist. An dem betr. Platze liegt eine Wegkreuzung zwischen Adamweg und „Langer Schweiße“. Hier in einer Kiefernpflanzung, die im Jahre 1903 angelegt wurde, fanden sich auf einem Terrain, das 190 Meter lang von West nach Ost sich ausdehnt und 45 Meter Breite besitzt, die betr. Fundstücke teils lose im Boden, teils bei der Arbeit mit dem Spaten. Nach gebrannten Lehmbrocken, die Feuerspuren tragen, hat man es mit Hütten zu tun, welche aus Lehm und Schilfrohr und Reisig errichtet waren. Auch hier, wie im Haßlocher Walde (vergl. Beilage, a. O. S. 93), deuten zahlreiche zerstückte Silexstücke auf eine *neolithische Werkstätte* hin. Unter ihnen ein Stück von 4.5 Zentimeter Länge und 3 Zentimeter Breite, das drei Einschnitte der Flintsteinsäge aufweist. Von vollendeter Technik zeugen drei Stücke: 1. eine dreikantige, mit Retouchen und Tülle versehene Pfeilspitze aus grauem Flint von 3 Zentimeter Länge, 2. ein 4 Zentimeter langer und 2.5 Zentimeter breiter Schaber aus kantendurchschneidendem, braun-schwarzem, nordischem Flint mit zwei Schneiden, 3. ein einschneidiger Schaber aus grauem Flint, wie Nr. 1, von 3 Zentimeter Länge und 2 Zentimeter Breite. Nr. 2 und 3 haben so scharfe Schneiden, daß sie vor Zeugen Zeitungspapier besser und glatter als Stahlklingen durchschnitten. Außerdem sind zahlreiche Reib- und Mahlplatten, Klopfsteine, Schleifsteine aus feinem, quarzitähnlichem, weißem Sandstein aufgefunden worden. — Vielfach zeigen diese Apparate sichtbare Abnützungsflächen auf. — Die *Keramik* ist in zahlreichen Fragmenten vertreten und läßt sich in zwei Klassen einteilen: 1. Unverziertes Gebrauchsgeschirr. Dasselbe weist meistens eine rote Tonauflagerung auf und 0.5—0.7 Zentimeter Wandstärke. Dies entspricht der Keramik, die man auf der nahen „*Heidenmauer*“ bei Dürkheim festgestellt hat. 2. Verzierte Gefäße. Unter ihnen ist Rand- und Bauchstück eines *Zonenbechers* bemerkenswert. Das Ornament besteht in mehreren Horizontalreihen kleiner, eingestempelter Rauten. Ein weiteres Stück ist mit kleinen eingedrückten Dreiecken geziert, wie solche Dr. Köhl in der Wormser „Festgabe“, Taf. X, Fig. 7 und 22 von Mölsheim II — gleichfalls Wohngrube — festgestellt hat. Ein drittes Stück zeigt ein spiraliges Band auf, das aus mit der Grundlinie einander gegenübergestellten eingedrückten Dreiecken besteht. Analoge Ornamentik hat Dr. Köhl a. O. Taf. IX, Fig. 4, 32, 39 von Flomborn und Mölsheim I abgebildet, während das auf dem Zonenbecher dargestellte Muster sich in der Mölsheimer I. Wohngrube (vergl. a. O. Taf. IX, Fig. 10) wiederfindet. — Ein weiteres Ornament besteht in eingedrückten, elliptischen Grübchen von 5—8 Millimeter Durchmesser. Die *hessische Spiralornamentik* (vgl. Dr. Köhl a. O. IX. u. X. Tafel) zeigt diese als ständige Begleiterinnen der Bänder, Zickzacks und Spiralen auf. — Es ist zweifellos: Dicht neben der neolithischen Wohn- und Werkstätte des Haßlocher Waldes, welche den Pfahlbautypus oder den Michelsberger Charakter aufweist, ist hier eine weitere Ansiedlung derselben großen, metallfreien neolithischen Periode festgestellt, welche den Ornamentschatz aufweist, welcher den *Hockergräbern* von *Flomborn*, *Wachenheim a. d. Pfrimm* und *Mölsheim*, sowie den Wohnstätten von Mölsheim, Osthofen und Flomborn eigentümlich ist. In der *Pfalz* gehören hierher die Wohngruben von *Groß-Niedesheim* bei Frankenthal und vom *Weiherhof* bei Marnheim. Das Grabfeld von *Kirchheim* a. d. Eck, gelegen zwischen Grünstadt und Dürkheim zeigt in seiner Keramik dieselben Motive auf, Bänder, die aus eingedrückten Kerben bestehen und elliptische Grübchen (vgl. Mehlis: „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“, V. Abteilung, Taf. I, Fig. 2 und 7). — Die Pfalz ist um einen *Wohnplatz mit Spiralband-Keramik* der neolithischen Stufe reicher geworden.

*

Neue veränderliche Sterne.

-rt- Nicht weniger als 22 neue veränderliche Sterne hat Prof. *Max Wolf* in Heidelberg jüngst auf photographischen Platten, welche einen kleinen Teil des Adlers enthalten, durch Anwendung des *Stereokomparators* entdeckt. Die fraglichen Aufnahmen beruhen auf zwei Plattenpaaren, von denen das erste Paar am 19. Juli 1901 durch 3 Stunden 50 Minuten, das zweite Paar am 24. September 1903 durch 4 Stunden belichtet wurde. Obwohl es sich ausnahmslos um Sterne handelt, die auch im größten Licht nicht heller als 11. Größe sind, ergaben die Vergleichungen der beiden Plattenpaare zum Teil doch recht erhebliche Helligkeitsschwankungen; in einigen Fällen betragen letztere nicht mehr als vier Größenklassen. Bemerkenswert ist ferner, daß die sämtlichen neuentdeckten Veränderlichen in der nächsten Nähe des hellen Sternes γ Aquilae liegen. Prof. Wolf äußert sich hierüber in den Astronom. Nachrichten wie folgt: „Bei dem ungeheuren Sternreichtum der Gegend um γ Aquilae — es ist die Gegend um die ‚dreifache Höhle im Adler‘ — ist es nicht verwunderlich, daß ich hier so viele Veränderliche fand. Es gibt aber ebenso sternreiche Gegenden, wo die Ausbeute (an Veränderlichen) ein Minimum ist. Hierzu gehört z. B. die Gegend um ζ Cygni, die fast ganz frei von Veränderlichen ist. Das ist sehr merkwürdig.“

*

Kleinere Mitteilungen.

* *Nochmals der erste Erforscher von Tibet.* Der Ruhm, als erste Europäer nach der terra incognita des tibetischen Hochlandes vorgedrungen zu sein, wurde in Nr. 24 und 25 unserer Beilage in umgekehrter chronologischer Folge dem Russen Tsybikoff und dem Ungarn Czoma de Körösy zugesprochen. Jetzt werden wir auf eine Mitteilung der von Dr. Dohany in Wien herausgegebenen „Reichskorrespondenz“ aufmerksam, der zufolge der Preis des ersten europäischen Forschers von Tibet lange vor den Genannten einem *Deutschen* zukam. Es ist dies der *Jesuitenpater Grueber*, welcher unter ungleich schwierigeren Verhältnissen im Jahre 1661 von China aus diese gefahrdrohende Expedition durchführte. Grueber hat als deutscher Missionär in China gelebt und unternahm von Peking aus in Gemeinschaft mit dem holländischen Pater Dorville, wohl als die ersten Forschungsreisenden in Tibet, das große Vorhaben. Die geographischen Breitenbestimmungen, sowie die Beschreibung des heiligen Tempels, welche Grueber machte, gelten noch bis heute als ziemlich richtig. Ausführliche Beschreibungen hat Pater Grueber nicht hinterlassen. Wir wissen nur, daß sein Begleiter Dorville auf der Reise gestorben und Grueber über Smyrna allein nach Europa zurückgereist ist. Prof. v. Richthofen bringt in seinem Werke über China eine Kartenskizze dieser bedeutsamen ersten Durchquerung Tibets, welche in 214 Tagen von Peking aus ausgeführt worden zu sein scheint.

* *Der Zentralausschuß der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung* hat in seiner letzten Sitzung unter dem Vorsitz des Prinzen Heinrich zu Schönaich-Carolath den Etat der Gesellschaft in Einnahme und Ausgabe auf 108,700 M. festgestellt. Von den Ausgaben sind 20,500 M. für lokale Bildungszwecke zur Verfügung gestellt, 44,650 M. sollen für Volksbibliotheken, 12,000 M. für öffentliche Vorträge, 9000 M. für die Zeitschrift der Gesellschaft verwandt werden. Im Jahre 1903 hat die Gesellschaft neben ihrer sonstigen Tätigkeit 70,679 Bände an 2523 Volksbibliotheken abgegeben. Der größte Teil dieser Bibliotheksunterstützungen entfällt auf kleinere Ortschaften in den östlichen Provinzen. Für mehrere Zweigvereine und Verbände werden namhafte Unterstützungen, insbesondere für die Tätigkeit auf dem platten Lande und für Bibliotheksbegründungen zur Verfügung gestellt. Insbesondere wird der Verband Neumark-Posen derart unterstützt, daß er demnächst die Begründung von Volksbibliotheken in seinem Gebiete unter Benutzung der Einrichtungen der Ge-

sellschaft selbständig aufnehmen kann. Der Mitgliederstand der Gesellschaft hat sich im Jahre 1903 um 826 Mitglieder erhöht und belief sich am 31. Dezember auf 3770 Körperschaften und 3994 persönliche Mitglieder.

* **Das Nobel-Institut und die Einkommensteuer.** Man schreibt aus Stockholm: Demnächst wird dem schwedischen Reichstag eine Vorlage unterbreitet, die darauf hinausgeht, das Nobel-Institut, das bisher zur Steuer veranlagt war und eine recht erhebliche Summe zu entrichten hatte, von der Steuerleistung zu befreien. Zur Begründung dieses Vorschlags weist man hin auf die Steuerverordnung, die „Akademien, wissenschaftliche Gesellschaften und Stipendienfonds" von jeglicher Steuerleistung ausschließt. Man hebt hervor, daß auch das Nobel-Institut ausschließlich kulturelle und wissenschaftliche Zwecke verfolge. Allgemein gönnt man dem Nobel-Institut die erwünschte Sonderstellung durchaus, und so dürfte die erwähnte Vorlage im Reichstag kaum auf Widerstand stoßen.

-rt- **Astronomen-Versammlung.** Zeitiger als sonst ergeht in den Astronomischen Nachrichten soeben die Einladung zur 20. ordentlichen Versammlung der (internationalen) Astronomischen Gesellschaft, welche gemäß den Beschlüssen der im August 1902 in Göttingen stattgehabten 19. Versammlung in Lund, und zwar in der Zeit vom 5. bis 8. September d. J. stattfinden wird. Geplant ist u. a. ein gemeinsamer Besuch der Insel Hven mit den Ueberresten der „Uranienburg", der einst berühmten Sternwarte Tycho de Brahes. Teilnehmer melden sich nach erfolgter Ankunft in Lund behufs Entgegennahme näherer Mitteilungen auf der dortigen Sternwarte.

* Mit dem vom 4. bis 9. April 1904 in Nürnberg tagenden Internationalen Kongreß für Schulhygiene wird auch eine Ausstellung sämtlicher in dieses Gebiet fallenden Gegenstände verbunden.

* **Todesfälle.** In Kijew starb dieser Tage, wie die Vossische Zeitung meldet, der Orientalist Weljaminow-Sernow im 73. Lebensjahre. Die erste wissenschaftliche Arbeit, die seinen Namen bekannt machte, waren die „Historischen Nachrichten über die Kirgies-Kaisaken und ihre Beziehungen zu Rußland in Zentral-Asien". Es folgten die „Untersuchung über die Kassimowschen Zaren und Zarensöhne", das „Dschagataische Wörterbuch", die „Geschichte der Kurden" u. a. — Prof. Friedrich Runge, Herausgeber von Möntrups Niederdeutsch-Westfälischem Wörterbuch und Verfasser der Osnabrücker Geschichtsquellen, ist im Alter von 49 Jahren gestorben.

*

Hochschulnachrichten.

* **München.** Die Kant-Feier unserer Hochschule findet am 13. Februar in der Aula statt. Die Festrede hält Professor Lipps.

hc. **Bonn.** Am 3. Februar starb der Privatdozent für semitische Sprachen Dr. Ludwig Nix im Alter von 39 Jahren. Der Verstorbene, ein gründlicher Kenner des Arabischen und Syrischen, wirkte seit 1894 als akademischer Lehrer. Sein Hauptwerk ist die Ausgabe und Uebersetzung das arabischen Textes von „Herons Mechanik" (1901).

h. **Leipzig.** Der ordentliche Professor der Chemie Dr. Arthur Hantzsch ist von der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zum außerordentlichen Mitglied der mathematisch-physikalischen Klasse ernannt worden.

* **Wien.** Als Privatdozenten wurden vom Unterrichtsminister bestätigt: der Professor am Sophien-Gymnasium in Wien Dr. E. Kukula für klassische Philologie, der Reallehrer Dr. Norbert Herz für Astronomie und Geodäsie und Dr. Sigmund v. Schumacher für Anatomie.

* **Innsbruck.** Als Privatdozent für Wirtschaftsgeschichte hat sich hier der Konzipient beim Statthaltereiarchiv in Innsbruck Dr. Hermann Wopfner habilitiert.

Paul Neff Verlag (Carl Büchle) Stuttgart.

Im Anschluss an die in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung jetzt veröffentlichten Briefe des Herrn Professor Dr. Ostwald empfehlen wir das soeben bei uns erschienene Buch:

Die Malerfarben

Mal- u. Bindemittel u. ihre Verwendung in der Maltechnik

Zur Belehrung über die chemisch-technischen Grundlagen der Malerei, für Kunstschulen, Kunst- und Dekorationsmaler

von

Dr. Friedrich Linke,

Professor der Chemie und Leiter des chemischen Laboratoriums an der K. K. Kunstgewerbeschule, Dozent an der K. K. Akademie der bildenden Künste in Wien.

VIII und 136 Seiten Oktav broschiert in modernem Umschlag M. 3.50. — Gebunden in buntem flexiblen Einband M. 4.—

Ein Fachmann mit 20jähriger Lehrpraxis führt hier aus innerstem Drang die Feder, um den jammerbaren Zuständen im Handel mit Malerfarben zu steuern. Das Buch vermittelt in allerelementarster Darstellung eine genaue Kenntnis der Malmaterialien, teilt mit, was gute und schlechte Bestandteile für die Farbenmischungen sind und warum somit die betreffenden Farben gut oder schlecht sein müssen. (5656)

Es ist wohlverstandenes Interesse jedes Interessenten, es zu kaufen.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9.

Soeben wurde ausgegeben:

Zu Kants Gedächtnis!

Zwölf Festgaben zu seinem 100jährigen Todestage

von O. Liebmann, W. Windelband, Al. Riehl, F. Paulsen, E. Troeltsch, F. Heman, F. Staudinger u. a.

herausgegeben von

H. Vaihinger und B. Bauch.

(Sonderdruck aus den Kantstudien IX.) (5698)

Mit 4 Beilagen. Gr. 8°. VI. 350 Seiten Mk. 6.—

In allen grösseren Buchhandlungen erhältlich.

Liebig's
Fleisch-Extract
Aus bestem Ochsenfleisch hergestellt.
(5812 b)

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Montag, 8. Februar. Nummer 31.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
A·1798·Z
Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.
An Felix Dahn zu seinem siebzigsten Geburtstage (9. Febr. 1904). Von Max Haushofer.
Zu Felix Dahns siebzigstem Geburtstag.
August und Charlotte Kestner. Von Ad. Michaelis.

II. Bücher und Zeitschriften.
Edwin Wilke: Schriftdeutsch und Volkssprache. — J. C. Poestion: Zur Geschichte des isländischen Dramas und Theaterwesens. — *Camille Mauclair:* La Ville Lumière.

III. Allgemeine Rundschau.
Zur Vorgeschichte der Null. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

An Felix Dahn
zu seinem siebzigsten Geburtstage
(9. Februar 1904).

Von Allen, die für Deutsche dichten,
Bist Du der treuste Sänger heut',
In dessen Liedern und Geschichten
Die große Vorzeit sich erneut!
Die wilden Laute und die süßen,
Die je aus deutschem Wald gerauscht,
Die aus verklung'ner Sage grüßen:
Wie hat sie einer so erlauscht!

Kein Lied ward in den Dämmerungen
Der Heidenzeit von Waffengang
Und holdem Liebesspiel gesungen,
Das Dir nicht voll zum Herzen klang!
Aus Nacht und Nebeln lichtumflossen
Erstiegen ist auf Deinen Ruf
Die Zeit, da sich zu Kampfgenossen
Dein Volk die ersten Götter schuf!

Und Keiner hat der deutschen Jugend
So edlen Heldensinn gelehrt,
Und sie mit lautrer Mannestugend
Und Opfermut so treu genährt!
Das Größte wolltest Du nur zeigen,
Was hinwogt in der Zeiten Strom;
Die teuersten Gestalten steigen
Empor aus Deinem Kampf um Rom!

Laß Du gelassen den Modernen
Des Alltagsjammers Spott und Angst!
Dich lohnt aus den Jahrtausendfernen
Ein Schatz, den Du Dir dort errangst!
Das Erbteil unsrer größten Toten,
Du hast's in treuer Brust gewahrt;
Die stolzen Schatten der Ostgoten
Begleiten Deine Lebensfahrt!

So sei mit Deinen siebzig Jahren
Gegrüßt, Du echter deutscher Mann,
Der heute seiner Freunde Scharen
Nicht zählen, aber ahnen kann!
Heil sei Dir bis zum letzten Tage —
Obwohl Du Großes schon gewannst —,
Bis Du die dunkle Rätselfrage,
Ob Götter sind, einst lösen kannst!

Max Haushofer.

Zu Felix Dahns siebzigstem Geburtstag.

In herzlicher Verehrung wenden sich heute die Blicke des deutschen Volkes dem Dichter und Gelehrten zu, der sein vielseitiges Leben und Schaffen von Anbeginn in den Dienst seines Volkstums gestellt hat und kein anderes Ziel seiner Arbeit kannte, als ein Verkünder deutscher Größe und ein Mahner zur Bewahrung deutscher Art zu sein. Ein langer Abschnitt eines fruchtbaren Doppellebens in wesentlich verschiedenen Arten menschlichen Wirkens liegt hinter dem Gefeierten, das in Wahrheit nur die zwiefache Ausstrahlung einer und derselben geistigen Eigenart und Persönlichkeit bildet.

Felix Dahn ist den breiteren Schichten des deutschen Volkes als Dichter vertraut geworden. Mit Gustav Freytag ist er der hervorragendste Vertreter jener Literaturgattung, die in der Wiedererweckung einer vom Glanz ursprünglicher Jugendkraft umspielten, geschichtlich bedeutungsvollen Vorzeit ein wichtiges Erziehungsmittel für die Gegenwart sieht und durch das dichterische Gestalten jener ehrwürdigen, wenn auch in Wirklichkeit mancher minder erfreulicher Züge nicht entbehrenden Ahnen der heutigen Zeit das deutsche Volk mit Freude an sich selbst und mit dem Mut zu stolzer Behauptung seiner Stellung in der Welt erfüllen will.

Unter seinen Schöpfungen dieser Art ist als Hauptwerk der groß angelegte Roman „Ein Kampf um Rom“ zu nennen, ein in packenden Strichen gezeichnetes Riesengemälde des Kampfes der Ostgoten gegen das altersschwache römische Reich, an dessen Ende die jugendstarken Germanen doch dem gewaltigen Kultureinfluß von Rom und Byzanz erliegen mußten. Es ist ein Beweis für das Interesse, mit dem die deutsche Leserwelt Dahns Schöpfungen aufnahm, aber auch für die dichterischen Qualitäten dieses farbensatten Romans aus der Völkerwanderungszeit, daß der vierbändige „Kampf um Rom“ in über 30 Auflagen verbreitet ist. Die Zeit des sinkenden römischen Reichs hat Dahn noch in zahlreichen epischen und dramatischen Schöpfungen behandelt, zu zahlreich und zu bekannt, um hier eine Aufzählung im einzelnen zuzulassen: so in den sehr verbreiteten „Kleinen Romanen aus der Völkerwanderungszeit“, in „Julian der Abtrünnige“ und anderen Werken. Die germanische Mythologie ist ihm nicht minder ein befruchtender Born seiner gestaltenden Phantasie geworden; ihr gehören neben anderen die Novellen „Friggas Ja“, „Skirnir“, „Odhins Rache“, „Odhins Trost“ an. Auch mittelalterliche und selbst moderne Stoffe hat Dahn bearbeitet; ebenso hat er, teilweise im

Verein mit seiner gleichfalls dichterisch mit Erfolg tätigen zweiten Gattin, einer geborenen Freiin von Droste-Hülshoff, mehrere Bände Gedichte herausgegeben, unter denen insbesondere die Balladen sich durch Schwung und Phantasie und kraftvolle Schönheit der Sprache auszeichnen. Die bei Breitkopf u. Härtel erschienene Gesamtausgabe seiner dichterischen Werke umfaßt 21 Bände — gewiß ein Reichtum, der auch bei einem nur dem poetischen Schaffen lebenden Schriftsteller als ein Beweis ungewöhnlicher Arbeitskraft und Fruchtbarkeit der Phantasie gelten müßte.

Es ist Dahn nicht erspart geblieben, daß man in wissenschaftlichen Zunftkreisen — namentlich im Beginn seiner Laufbahn — diese dichterische Fruchtbarkeit mit mißgünstigen Augen betrachtet hat. In seinen „Erinnerungen" führt er über diese engherzige Denkweise unmutige Klage: „Der Mensch, der Professor ist," heißt es dort, „darf alles nebenbei betreiben, ohne Kaste zu verlieren und die Unbescholtenheit des echten und gerechten Kammachers bei Ministerien und bezopften Amtsgenossen einzubüßen: reiten, fischen, jagen, Skat spielen bis zum Erlöschen der Sterne, jeden Abend in geist- oder doch geldreichen Gesellschaften vertrödeln, Politik machen — all das, obwohl es ungleich mehr Zeit kostet, ist erlaubt, ja zum Teil sogar für die Laufbahn förderſam. Aber wehe ihm, wenn er Phantasie hat und diese in Versen von sich gibt! Mag er dabei als Lehrer beliebt und anregend sein, mag er wissenschaftlich Mehr und Besseres veröffentlicht haben als seine von der Phantasie nicht befleckten Amtsgenossen, Richter und Verdammer: Tut nichts!" „Ach wie wohltätig wäre manchem dieser Erzväter des Katheders ein einzig Körnchen Phantasie! Ohne eine gewisse Art von Phantasie wird auch in der Wissenschaft nichts gezeugt und gestaltet!"

Daß unter Dahns dichterischer Tätigkeit die Beschäftigung mit der Wissenschaft nicht Not gelitten hat, beweist allein schon die große Zahl der rechtsgeschichtlichen oder rein rechtlichen und geschichtlichen Werke, die aus seiner Feder hervorgegangen sind. Von diesen Arbeiten stehen an erster Stelle das neunbändige Werk „Die Könige der Germanen" (noch nicht abgeschlossen), der „Grundriß des deutschen Privatrechts" und die in der bekannten Onckenschen Sammlung erschienene „Urgeschichte der germanischen und römischen Völker"; auch die westgotischen und longobardischen Studien legen von dieser liebevollen Versenkung in die öffentlichen Institutionen unserer Vorfahren Zeugnis ab. Zu der europäischen Staatengeschichte von Ukert und Heeren hat Dahn die „Deutsche Geschichte von der Urzeit bis auf die Teilung zu Verdun 843" beigesteuert. Zahlreiche kleinere Arbeiten und Sammlungen gehen auch hier wie bei seinem dichterischen Schaffen neben den großen Werken her.

Dahns Lebensgang ist bekannt. Er ist als Sohn eines berühmten Schauspieler-Ehepaares in Hamburg geboren, erhielt aber infolge des Eintritts seiner Eltern in den Verband der Münchener Hofbühne seine Erziehung in München. Er habilitierte sich ebenda im Jahre 1857; 1863 wurde er zum außerordentlichen, 1865 zum ordentlichen Professor für deutsche Rechtsgeschichte, deutsches Privatrecht und Völkerrecht in Würzburg ernannt. Von da wurde er 1872 an die Universität Königsberg, 1888 nach Breslau, seinem heutigen Wohnsitz, berufen.

Von dem rüstigen Siebziger, dem wir heute unseren Glückwunsch darbringen, und dessen literarisches Schaffen noch keine Spuren des Alters an sich trägt, dürfen wir gewiß auch in Zukunft noch manche erfreuliche Gabe, sei es der Dichtung oder der Wissenschaft, erwarten.

C. S.

August und Charlotte Kestner.*)

Wessen Gedächtnis um ein halbes Jahrhundert zurückreicht, der wird sich der freudigen Erregung erinnern, die um die Mitte der 50er Jahre das Erscheinen des Buches „Goethe und Werther" weit über den Kreis der Goethe-Forscher hinaus verursachte. Es war der köstlichste, frischeste Gruß aus des Dichters Jugendzeit, der authentischste Kommentar seines zu allen Völkern gedrungenen Romans, ein helles Licht, das mancherlei Unklarheiten und dunkle Vermutungen mit einem Schlage verscheuchte, um ein reines, warmes Bild, mit des Dichters Herzblut gemalt, an deren Stelle zu setzen. Alle schon veröffentlichten Goethe-Briefe enthielten kaum etwas so Hinreißendes, so zu Herzen Dringendes wie beispielsweise den wundervollen Gruß, den Goethe wenige Monate nach seiner Flucht aus Wetzlar am Weihnachtsmorgen an die zurückgelassenen Freunde sandte.

Man hatte längst gewußt, daß die Familie Kestner im Besitze eines solchen Briefwechsels war. In die engeren Kreise der Goethe-Freunde war auch wohl eine Kunde gedrungen, daß die Familie die Veröffentlichung dieses Schatzes nicht wünschte. Täuscht mich mein Gedächtnis nicht, so galt August Kestner, der „römische Kestner", als der Hauptgegner der Herausgabe. Das erweist sich nun freilich durch die jetzt veröffentlichten Briefe als grundfalsch. Vielmehr hatte August schon bald nach des Dichters Tode den brennenden Wunsch, den Briefwechsel, den er seinen römischen Freunden gern vorlas, zum Ruhme Goethes und um des Andenkens seiner Eltern willen zu veröffentlichen. Um den Widerstand seiner Geschwister zu überwinden, reiste er im Jahre 1833 nach Thann im Elsaß, aber es gelang ihm nicht, seine dortigen Geschwister, Karl und Charlotte, davon zu überzeugen, daß nichts das Andenken ihrer Eltern so klären und alle Dunkelheit zerstreuen könne wie die offene Mitteilung dieser Dokumente. Eine mißgeleitete Pietät scheute davor zurück, so intime, für die Oeffentlichkeit ursprünglich nicht bestimmte Aeußerungen dem großen Publikum vorzulegen. Mit einem Stachel im Herzen kehrte August nach Rom zurück und ließ zwanzig Jahre lang nur die Vertrautesten einen Einblick in den verborgenen Schatz tun, bis das alberne, in England verbreitete Gerücht, der 1777 geborene August Kestner sei ein Sohn des fünf Jahre früher aus Wetzlar fortgegangenen Goethe und Lottens, den Greis 1852 veranlaßte, ohne Befragen seiner Geschwister die Briefe mit einer von ihm selbst verfaßten Einleitung dem Cottaschen Verlage zum Druck zu übergeben. Der Druck war bis zum fünften Bogen gediehen, als Kestner am 5. März 1853 starb. Damit schien die Herausgabe von neuem gefährdet. Augusts Lieblingsschwester Charlotte hatte nichts Eiligeres zu tun als mit Cotta in Verbindung zu treten, um die Herausgabe zu verhindern oder wenigstens eine Sichtung der Briefe vorzunehmen. In der Tat sind die fünf schon gedruckten Bogen unterdrückt worden und es schien, als ob die Aussicht auf Veröffentlichung schwinden sollte. Salomon Hirzel, der große Goethe-Kenner und leidenschaftliche Goethe-Sammler, der sich ein Exemplar der unterdrückten Bogen zu verschaffen gewußt hatte, gebrauchte, um einen Druck auf die Familie zu versuchen, den Kunstgriff, im Frühjahr 1854 einen Brief Kestners an Goethe aus jenen Blättern durch Vermittlung seines Freundes Otto Jahn in einer Zeitschrift zu veröffentlichen. Indessen wird dies kaum den Ausschlag gegeben haben, vielmehr überwand die Pietät der überlebenden Geschwister gegen ihren Bruder und dessen letzten Herzenswunsch die bisher gehegten Bedenken. Auch auf Kürzungen ward verzichtet, ja die gegen Ende des Jahres 1854 erschienene Ausgabe hat sich als vollständiger und genauer erwiesen als jener unter Augusts Leitung begonnene Druck.

*) Briefwechsel zwischen August Kestner und seiner Schwester Charlotte. Herausgegeben von Hermann Kestner-Köchlin, Dr. med. Mit zwei Porträten in Kupferätzung und einem Anhang. Straßburg, Verlag von Karl J. Trübner, 1904.

Dem Manne, dem das deutsche Volk diesen erhebenden Einblick in das Innere seines größten Dichters verdankt, gilt in erster Linie das vorliegende Buch; dessen Herausgeber, Augusts jetzt achtzigjähriger Neffe, hat das Verdienst der Anregung, daß die Originale jenes Briefwechsels bei dem Goethe-Schiller-Archiv in Weimar hinterlegt und so jeder Gefahr der Zersplitterung entzogen worden sind. Jetzt erfüllt Hermann Kestner, einer der letzten noch lebenden Enkel Lottens, die weitere Pietätspflicht, seinem Oheim August und dessen Schwester Charlotte ein schönes Denkmal zu errichten. Jener ist vielleicht manchem Leser als Verfasser der „Römischen Studien“ (1850) bekannt, die eine Reihe warm empfundener Kunstbetrachtungen, von Raffael und Michelangelo bis Cornelius und Overbeck sich erstreckend, enthalten; auch gibt es eine gute Lebensskizze von ihm von der Hand Otto Mejers. Die Schwester Charlotte ist dagegen bisher kaum an die Oeffentlichkeit getreten, so lebhaft sich auch die Erinnerung an sie in Basel, ihrem letzten Wohnort und bei vielen Besuchern erhalten hat. Man würde ihr unrecht tun, wollte man beim Lesen des Briefwechsels ihr ein Vorurteil entgegenbringen, das sich auf ihren oben geschilderten Widerstand gegen die Herausgabe der Goethe-Briefe gründete. Dies darf man einer Frau wohl nachsehen. Der Eindruck, den ihre Briefe machen, zerstreut rasch alle etwa aufgetauchten Bedenken; Charlotte tritt uns mit einer Frische und Unmittelbarkeit entgegen, welche die etwas graziösere, anspruchsvollere Art des Bruders leicht in den Schatten stellen könnte. Man wird geneigt sein, ihrer Freundin Henriette Feuerbach beizustimmen, wenn sie sagt: „Von den acht Brüdern Charlottens war August der Schwester vielleicht am meisten gleichgeartet. Die Neigungen und die innerliche Lebensrichtung der beiden begegneten sich so nahe, daß man fast sagen durfte: sie lebten e i n Leben; nur daß Charlotte ihren idealen Bestrebungen eine praktische Grundlage zu geben wußte und daß sie dem Bruder überhaupt nach manchen Seiten hin überlegen war, was man ihr jedoch nicht sagen konnte, ohne sie aufs tiefste zu kränken.“

Das vorliegende Buch bietet vielseitiges Interesse. Zunächst vermittelt es uns eine reichere Bekanntschaft mit Lottens Familie, die doch nicht bloß um Goethes Liebe zur Mutter willen unser Interesse beanspruchen darf. Freilich spielen auch diese Beziehungen ihre Rolle. Die fünfzehnjährige Charlotte besucht 1803 mit ihrer Mutter die Frau Aja, ihre Patin, in Frankfurt und berichtet von ihren Eindrücken. August nimmt bald nach seiner Ansiedlung in Rom Anlaß, die dortigen deutschen Künstler, Overbeck und Cornelius, in einer kleinen Broschüre gegen Goethes ungünstige Beurteilung zu verteidigen. Gegen das Ende von Goethes Leben mehren sich die Beziehungen zwischen beiden, zum Teil aus dem traurigen Anlaß, daß Lottens Sohn den in Rom verstorbenen Sohn Goethes gepflegt, sein Begräbnis besorgt, seinen Nachlaß geordnet hat. Vier Briefe Goethes werden im Anhange mitgeteilt; der nach dem Tode des Sohnes geschriebene ist dadurch überaus charakteristisch, daß die Stimmung des Vaters sich weniger in Aeußerungen der Trauer ausspricht, als in einer eingehenden Vergegenwärtigung der italienischen Reise seines Sohnes auf Grund von dessen Briefen.

In der Kestnerschen Familie nimmt das Bild der Mutter den ersten Platz ein. Es ist die ewige Jugend, die die Kinder an ihr bewundern. Bis in ihr hohes Alter bleibt sie beweglich, scheut keine Entfernung und Reisestrapaze, wenn es gilt, die Kinder wiederzusehen oder, ihnen in irgend einer Not beizuspringen; praktisch und hilfsbereit ruft noch die Siebzigjährige das Bild wach, das Goethe im Werther von der Zwanzigjährigen so anmutig gezeichnet hat. Auch die Tüchtigkeit, die die Witwe in den Bedrängnissen der Franzosenzeit bewährt, die Einschränkung, die sie sich bei den drückenden Auflagen und dem Ausbleiben ihrer Pension auferlegen muß, tritt ebenso deutlich hervor wie die hohe Achtung, die sie in dem hannöverschen Freundeskreise, bei den Brandes, Blumenbach u. s. w., genießt. Und was für ein lebenskräftiges Geschlecht ist es, das dieser ewig jungen Mutter entsprossen ist! Von den zehn Kindern — als das jüngste geboren ward, war die Mutter schon zweiundvierzigjährig — ist nur eines als Kind gestorben und Eduard ward nur 39 Jahre alt, alle die anderen näherten sich der Lebensgrenze des Psalmisten oder überschritten sie beträchtlich; selbst die kränkliche Klara ward 73 Jahre alt, ja Hermann erreichte das 85., Charlotte, obschon von Jugend auf von zarter Gesundheit, das 89., Georg, der Aelteste, gar das 93. Jahr. Ich erinnere mich noch des ehrwürdigen Greises, wie er wenige Jahre vor seinem Tode, inmitten der Antikensammlung, die sein Sohn Hermann von dem römischen Onkel geerbt hatte, umgeben von den weißen, mit gelbem Damast überzogenen Möbeln aus dem Hausrat der Eltern, mit Stolz die Goethe-Briefe vorwies und sich der Empfänglichkeit freute, mit der man diese wunderbaren Zeugen des Augenblicks, bald ruhig und klar, bald in stürmender Leidenschaft niedergeschrieben, in sich aufnahm.

Von den Geschwistern blieben Georg, Hermann und Klara in der Heimat, Theodor ward ein angesehener Arzt in Frankfurt, wo Goethes Empfehlung ihm die Wege ebnete. Andere zogen, zum Teil wohl durch die Zeitereignisse genötigt, in die Fremde. Karl, der dritte in der Reihe, siedelte ins Elsaß über. Er gründete zuerst eine chemische Fabrik in der Kartause bei Straßburg, die neuerdings wieder in ein Kloster umgewandelt ist, und siedelte 1817 von hier nach Thann über, wo er der Begründer der noch heute blühenden Fabrik ward. Den jüngeren Bruder Eduard zog er zu sich ins Geschäft; Charlotte trat schon 1808, zwanzigjährig, bei dem früh verwitweten und überdies durch einen Unfall gelähmten Bruder ein, um ihm das Haus zu führen und seine beiden kleinen Kinder zu erziehen. Karls Frau war eine Französin gewesen. Im damals französischen Lande wuchsen die Kinder in einem Hause zweisprachiger Bildung und Verkehrs auf, indem besonders Charlotte den deutschen Ursprung der Familie hochhielt; als ihr Bruder Eduard starb, war es ihr eine Herzenssache, daß er einen Grabstein mit deutscher Inschrift bekäme. Karls Sohn Charles, ein ebenso tüchtiger wie liebenswürdiger Mann, der die Thanner Fabrik zu hoher Blüte emporhob, nahm als eifriger Republikaner teil an dem politischen Leben Frankreichs. Er war wie sein Vater mit einer Französin, der Tochter des Generals Rivau, verheiratet und seine fünf Töchter heirateten Elsässer oder Franzosen, die fast alle als überzeugte Vertreter republikanischer Grundsätze eine politische Rolle gespielt haben: Eugenie Risler, deren Tochter mit Jules Ferry verheiratet war; Fanny, die Gattin des napoleonischen Märtyrers Viktor Chauffeur; Mathilde, vermählt mit dem Obersten Charras; Celine, die Gattin Scheurer-Kestners, der sich auch in Ermangelung männlicher Erben der Leitung der Thanner Fabrik annahm; endlich Hortense, vermählt mit Charles Floquet — lauter über die Grenzen Frankreichs hinaus bekannte Namen. Karl Kestners Tochter Karoline verheiratete sich nach Basel und auch Eduards Kinder siedelten in die Schweiz über. Endlich war Lottens jüngster Sohn Friedrich als hannoverscher Konsul oder Generalkonsul, zuerst in Marseille, später in Havre, ein hochangesehener Vertreter Deutschlands in Frankreich, und August vertrat als Ministerresident sein Vaterland in Rom. Es ist eine eigentümliche Schickung, daß so die Nachkommen der Lotte, die uns durch Goethe so vertraut ist und die wir gewöhnt sind, als eine echteste Vertreterin deutscher Art zu betrachten, weit zerstreut auch über stammfremde Länder verbreitet sind und einen Tropfen deutschen Blutes mit anderem Blute gemischt haben. Es ist nicht zu verlangen, daß alle diese Halb- oder Dreiviertelfranzösinnen oder gar ihre Männer als Deutsche empfinden sollten, aber Charlotte trat eifrig für sie ein, wo sie ihnen unrecht getan glaubte; wie z. B. im Jahre 1872, als Justus Liebig ihr geschrieben hatte, daß ihre Verwandten in Thann sich des Namens Kestner schämten. „Ich antwortete lange nicht,“ schreibt sie ihrem Vetter, Professor Buff in Gießen, „denn es ist eine Lüge. Die Thanner ehren mehr den Namen Kestner als irgend Einer und

tragen ihn würdig. . . . Alle Thanner sind an den Boden attachiert und an uns. . . . Gottlob, daß ich in allen Staatsangelegenheiten nichts zu tun habe. . . . Die Meinigen lassen sich's von mir gefallen, wenn ich ihnen sage: „Ihr müßt Euch schicken. Il faut supporter." Nur das ist groß und gewährt dem Menschen Kraft, nicht Rachedurst. Wenn der Mensch sich unterwirft, fühlt er, daß sein Wille frei ist. Und den freien Willen zu haben, zu fühlen, ist doch das menschlich Größeste."

Das Verhältnis der Geschwister Kestner untereinander ist musterhaft. Alle sind in Liebe, die durch gelegentliche Meinungsverschiedenheiten nicht getrübt wird, fest verbunden, besonders eng aber ist das Verhältnis Augusts und seiner elf Jahre jüngeren Schwester Charlotte. In den älteren Briefen nennen sie sich Prospero und Ariel, und bis in die letzte Zeit klingen immer wieder die Erinnerungen an die gemeinsame Jugendzeit durch, wo sie sich in eine Dachkammer des elterlichen Hauses oder in ein Gartenhäuschen zu gemeinsamer Lektüre zurückgezogen hatten. Goethe und Shakespeare standen im Vordergrunde, aber auch Heinse hatte sie lebhaft erregt, und als der Bruder nach Italien kommt, ist die Schwester begierig, zu hören, wie seine Eindrücke sich zu den Schilderungen Heinses verhalten. Mit zwanzig Jahren verläßt Charlotte die Mutter, um nach Straßburg zu ziehen; hier erlebt sie nur einen leisen Wellenschlag der Freiheitskriege, während der Bruder sich als Freiwilliger einem Harzer Schützenkorps angeschlossen hat. 1817 wird dann August einer hannoverschen Gesandtschaft an die Kurie beigegeben. Aus dem vorübergehenden Auftrage entwickelt sich bald eine bleibende Stellung, und damit ist die Trennung der beiden Geschwister entschieden, damit auch der Anlaß zu einem regelmäßigen Briefwechsel gegeben. Ein paarmal suchte August die Geschwister in Thann auf; 1827 traf er dort mit der Mutter, kurz vor ihrem Tode, zusammen, und 1833 machte er jene vergeblichen Anstrengungen hinsichtlich der Goethe-Briefe. Am längsten führte die Geschwister ein achtmonatiger Besuch Karls und Charlottens in Rom in den Jahren 1844—1845 zusammen. Ueber diesen bietet das Buch nichts, als den vorher von Charlotten aufgesetzten

Contrakt für August und Lotte.

August hat zu dulden	und Lotte verspricht.
Art. 1. Lotte kann kein Italiänisch, nichts mehr als 1807, als August ihr theilweise Ariost lesen ließ.	Art. 1. Lotte verspricht es zu lernen.
Art. 2. Daß Lotte von Anfang vielleicht für Rom noch keinen Enthusiasmus zeigt.	Art. 2. Verspricht es später nachzuholen.
Art. 3. August erlaubt Lotten mit dem vortrefflichen Henri nach Augusts System und Befehl aufzuräumen.	Art. 3. Verspricht mit dem größten Respect gegen Mad. Fott und ihren Hausstand zu verfahren.

Lange klingen noch die Eindrücke dieses römischen Aufenthaltes in Charlottens Briefen nach.

August Kestners Stellung in Rom als hannöverscher Geschäftsträger erhielt erst dadurch ihre rechte Bedeutung, daß er zugleich Großbritannien vertrat. das es damals noch vermied, eine eigene Gesandtschaft am päpstlichen Stuhle zu halten. Freilich erhielt Kestner sein Gehalt ausschließlich von Hannover; England ließ es sich gefallen, von ihm unentgeltlich bedient zu werden, nur daß der König persönlich ihm später eine Gratifikation von ganzen 100 Pfd. St. gewährte! Ueber die diplomatischen Geschäfte Kestners erhalten wir nur wenig Andeutungen, sie treten uns nur da besonders nahe, wo Kestner 1848 dem flüchtigen Papst nach Gaeta folgen muß. Aber den Winter über ist er der gesuchte und rücksichtslos ausgenutzte Vergnügungskommissär des reisenden Albion. Er führt die Prinzen, Lords, Staatsmänner, Gelehrten und ihre Damen durch die Galerien, vermittelt ihnen Audienzen, verschafft ihnen Zugang zu den Zeremonien der Heiligen Woche — 700 Eintrittskarten auf einmal! —, hilft ihnen bei ihren Veranstaltungen, vermittelt Bildereinkäufe, speist alle Tage anderswo, eilt von Gesellschaft zu Gesellschaft — und erhält von allen liebenswürdige Vorwürfe, daß er sich ihnen nicht genug widme. Die Heilige Woche wird ihm der Gipfel der Qual; erst wenn der Fremdenstrom sich verlaufen hat, atmet er auf und genießt seine Freiheit in Rom oder in der Campagna. Bei alledem hat er aber auch großen Genuß an jenem Verkehr. Kraft seiner Abstammung aus dem mit England engverbundenen Hannover ist Kestner ein großer Engländerfreund. In der Tat ist es eine stattliche Reihe erlauchter und bedeutender Namen, die in dem Buch an uns vorüberziehen; außer den Engländern besonders viele Hannoveraner, aber auch Fremde anderer Nationen, viele von den Geschwistern ihm empfohlen. Allen widmet sich der Vielgehetzte mit nie versiegender Liebenswürdigkeit, und nur selten hören wir ein hartes Wort, wie über die Eitelkeit und Ordensgier Tischendorfs: „hat er doch in seinem letzten Briefe meinen Anteil in Anspruch genommen über einen Orden von Lucca, der beiläufig gar keinen Credit hat." Einen Ruhepunkt in diesem Fremdenverkehr bildet der vertraute Umgang mit Redens und Rehbergs, altbefreundeten hannöverschen Familien; besonders rührend aber ist die Fürsorge für seine einst angebetete Jugendfreundin Julie von Egloffstein, die von Goethe mit einem Reisesegen auf ihre Künstlerlaufbahn entsandte Malerin. Leidend kommt sie nach Rom; in schwerer Krankheit sorgt Kestner für sie wie ein Bruder. Als sie genesen, läßt er sie in seinem Wagen den Karneval genießen; „ich selbst blieb zu Hause," schreibt der Dreiundfünfzigjährige, „um nicht wegen Julie zu Gerede Anlaß zu geben, denn sie ist noch immer schön und in einiger Entfernung brillant". (Ein im Anhange mitgeteilter Brief Juliens aus dem Jahre 1813 ist ein merkwürdiges Zeugnis für die Ueberschwänglichkeit und die Schreibgeduld jener Zeit.) — Im Sommer sucht Kestner am liebsten seine Freunde Bunsen in Frascati auf, freut sich an der Natur und Literatur, zeichnet leidenschaftlich Porträte, wie das der schönen Winzerin Vittoria Coldoni von Albano, und scheut als begeisterter Freund alles Italienischen auch nicht bedenkliche Bekanntschaften. „Wie ich denn mit allen Leuten umgehe, so habe ich zwei Wochen in Frascati sehr viel mit einer Bettlerfamilie zugebracht, von der der Vater mir eine ungeheure Laus, das sechsjährige Kind einen beschwerlichen Katarrh mitgetheilt hat. Es gereut mich aber nicht, was ich an ihnen gethan, denn es hat mir vier interessante Porträts eingetragen."

Kestner hatte als Jüngling eine Zeit lang geschwankt, ob er sich nicht der Kunst oder der Kunstwissenschaft widmen sollte. Dem jungen Overbeck, der in Lübeck unter einem geistlosen Zeichenunterricht litt, hatte er einst den ersten Blick in die italienische Kunst des Quattrocento eröffnet und damit seine künftige Bahn vorgezeichnet. Ihn fand er in Rom als fertigen Künstler wieder, immer noch dankbar und freundlich, aber Overbecks Konvertiteneifer bildete eine leise Schranke. Sehr eng befreundete sich Kestner mit Cornelius, der ihm sogar das trauliche Du anbot. Ueberhaupt stand er ratend, mahnend, helfend inmitten des großen römischen Künstlerkreises, von dessen Mitgliedern nur allzu viele, talentvolle und talentlose, seiner Hilfe bedurften. Kestner benutzte seine gesellschaftlichen Verbindungen, ihnen Bestellungen zuzuwenden, er veranstaltete Sammlungen für sie, ja nicht selten sprang er selbst ihnen mit bedeutenden Geldopfern bei, wie er denn einmal ein paar Pferde verkaufte, um einem vielversprechenden Bildhauer die Mittel zur Beschaffung eines Marmorblocks zu verschaffen. Sein rechtes Schmerzenskind ist der badische Bildhauer Lotsch, ein talentvoller, aber leichtlebiger, anspruchsloser Künstler, dem er bald einen Auftrag vermittelt, bald einen neuen Anzug zu Weihnachten schenkt, bald pekuniäre Hilfe leistet, den er in seiner Heimat empfiehlt, freilich mit geringem Erfolg, obschon auch Jakob Burckhardt in einem anhangsweise mitgeteilten Briefe Lotsch als „die wahrscheinlich größte bildhauerische Kapazität Badens" bezeichnet. Einen warmen Nachruf aus Künstlerkreisen bietet ein im Anhang abgedruckter

Brief Friedrich Prellers, den einst Goethe an Kestner empfohlen und für den dieser in einer schweren Krankheit gesorgt hatte.

Zu den Diplomaten und Fremden und zu den Künstlern kamen als dritte Gruppe die Gelehrten. Bunsen, mit dem Kestner eine ebenso innige wie durch Aufrichtigkeit ausgezeichnete Freundschaft verband, bildet den Uebergang von der ersten zur dritten Gruppe. Hier war es vor allen der geistreiche und kunstsinnige Otto Magnus von Stackelberg, zu dem Kestner in ein so nahes Verhältnis trat, daß die Freunde sie als Orestes und Pylades bezeichneten. Sie bildeten den Kern der „hyperboreisch-römischen" Gesellschaft, zu der sie sich mit Eduard Gerhard und Theodor Panofka vereinigten. „Sollte wirklich," schreibt Gerhard vierzig Jahre später an Charlotte Kestner, „Ihr Bruder alle die würzigen Billets (Stackelbergs) vernichtet haben, die in jener Zeit aus dem Hause des Salvator Rosa nach Ihres Bruders Wohnung im Malteser Thurme hinaufgesandt wurden, den ich selbst als Dritter im Bunde aus meiner zwischeninne liegenden Wohnung durch eine Gartenleiter zu erreichen pflegte?" Mit Stackelberg reiste Kestner nach Sicilien, mit ihm suchte er 1828 die neuentdeckten Gräber in Corneto auf und beide Freunde kopierten in Farben die dortigen Wandgemälde, die noch heute ihrer damals vereitelten Veröffentlichung harren. So ward Kestner, infolge dieses archäologischen Freundesverkehrs, einer der fünf Gründer des Archäologischen Instituts, das lange Zeit den Mittelpunkt wissenschaftlicher Archäologie gebildet hat. Ja, als Bunsen infolge der Kölner Bischofswirren Rom hatte verlassen müssen, trat Kestner (Gerhard war inzwischen nach Berlin übergesiedelt) als Stellvertreter des Generalsekretärs an die Spitze der Anstalt und erfüllte die Aufgabe, die Sitzungen mit poche sugose parole, wie es in den Berichten heißt, zu eröffnen. Einen hübschen Zug aus dieser Zeit, wie Kestner sich durch einen artigen Scherz aus einer Verlegenheit zog, erzählt der Herausgeber; ein andermal stellte er die eifrige Sammlerin Frau Mertens-Schafhausen der Festversammlung als la nostra membro vor. Neben Bunsen traten von den deutschen Gelehrten Kestner besonders die beiden Vettern Abeken nahe, Heinrich, damals Gesandtschaftsprediger in Rom, später Lepsius' Begleiter in Aegypten, endlich Bismarcks tätiger Gehilfe, und der früh verstorbene Wilhelm, ein tüchtiger und feinsinniger Archäologe.

Das Jahr 1849 brachte die Aufhebung der hannoverschen Vertretung und Kestners Entlassung mit kärglicher Pension, was er nur deshalb beklagte, weil er jetzt nicht mehr sich anderen hilfreich erweisen könne. Ein später Beschluß des englischen Parlaments, dem Förderer aller Briten und britischen Interessen in Rom ein Jahresgehalt zu bewilligen, kam nicht mehr zur Ausführung, da Kestner vorher starb. Die der Familie eigene unverwüstliche Lebenskraft bewährte sich aber darin, daß der Siebziger wiederholt weite Reisen unternahm und auch noch England aufsuchte, von Bunsens gastlich aufgenommen, von allen römischen Bekannten umworben, von der Königin gnädig empfangen. So hatte er auch noch dieses Land seiner Sehnsucht geschaut. Als er aber im Herbst 1852 aus der Heimat nach Rom zurückkehrte, fühlte er, der Fünfundsiebzigjährige, sich zum erstenmal ermüdet. Nach kurzer Krankheit starb er im nächsten Frühjahr; er entließ die nahen Freunde mit den an einen antiken Ausdruck anklingenden Worte, er habe „schön und gut" gelebt, und starb einsam. Seine Sammlungen hatte er seinem Lieblingsneffen Hermann, dem Sohne seines ältesten Bruders, vermacht; dieser hat sie später als Kestner-Museum der Vaterstadt Hannover geschenkt. Ob die Sammlungen nicht in der Universitätsstadt Göttingen mehr Frucht tragen würden, ist eine damals viel erörterte, heutzutage müßige Frage.

Während in Augusts Briefen die durch die Beschaffenheit Roms und die Stellung des Schreibers bedingte Fülle des Stoffes fast etwas überwältigt, tragen Charlottens Briefe ein ganz anderes Gepräge: die Persönlichkeit der Briefstellerin steht hier im Mittelpunkt des Interesses. Thann, von wo aus die meisten Briefe geschrieben sind, gewährte wenig eigenes Interesse; was dort an Anregung geboten ward, ging fast ausschließlich vom Hause Kestner aus. Namentlich die bis dahin brach liegende Musik ward von ihnen gepflegt; Neukomm, Cramer, Speidel, Frau Stockhausen (Julius Stockhausens Mutter) halfen ihnen den musikalischen Sinn in Thann und dem nahen Mülhausen wecken und beleben. Je einfacher Charlottens Leben dahin rinnt, dem Hause, dem Garten und spärlichem Verkehr gewidmet, desto mehr Zeit hat sie, dem geliebten Bruder in allen seinen Interessen zu folgen. Seine Freunde sind auch ihre Freunde, und sie zieht sie wohl auch in humoristische Wendungen hinein. „Wir stricken Dir wieder Socken," schreibt sie einmal. „Wenn Du sie waschen läßt, so müssen sie feucht auf einen hölzernen Fuß gezogen werden. Du wirst ja in Rom auch solche bekommen können. Sage es Thorwaldsen, der macht ja wohl so Beine." So kommt sie denn auch während ihres Besuches in Rom in nahe Beziehungen zu Augusts Freunden und Schutzbefohlenen; Lotsch wächst ihr fast ebenso ans Herz wie dem Bruder, und die Art, wie sie selbst ihren Verkehr mit Cornelius im Jahre 1853/54 schildert, in dem Zimmer der Casa Bartholdy, das Cornelius' Fresken aus der Geschichte Josephs enthielt, gibt uns ein deutliches Bild von ihrer Art, mit Menschen umzugehen.

Die praktischen Bedürfnisse des Lebens, der Verwandten und Freunde, nahmen Charlotte ihr Leben lang so in Anspruch, daß sie wenig Zeit hatte zum „Leben in der Vergangenheit", wie Schillers Tochter, Frau v. Gleichen, in einem Briefe aus dem Jahre 1872 bei ihr voraussetzte. Ihre Antwort ist charakteristisch. „Ich suchte mich in die schöne Zeit, deren Sie erwähnen, zurückzuleben, *wie ich sonst niemals that*. Ich mußte mein Leben lang arbeiten, zu Hilfe kommen, und viele Herzen bezahlten mich dafür. Ich habe es nicht zu bereuen, daß ich meinen interessanten Namen nicht verherrlichte. Ich bin gar nicht interessant, aber ächt bin ich, und Sie sind es auch, und wenn wir uns begegneten, würden wir uns schon vertragen und behagen." In Charlottens innerem Leben spielen religiöse Fragen eine nicht geringe Rolle. August scheint, wenn auch dem Kirchenvorstande der protestantischen Gemeinde in Rom angehörig, doch etwa auf dem rationalistischen Standpunkt, wie er in seiner Jugend herrschte, stehen geblieben zu sein; wenigstens tritt nichts anderes uns in seinen Briefen entgegen als ein bestimmtes Festhalten am Protestantismus („il n'a jamais catholisé", bezeugte ihm sein Freund, der Herzog von Sermoneta), das niemals seinem Verhältnis zu den Prälaten der Kurie und seiner diplomatischen Wirksamkeit hinderlich gewesen ist. Aehnlich scheint auch Charlottens Ausgangspunkt gewesen zu sein. Dann kam sie im Elsaß in pietistischen Verkehr, was sie veranlaßte, sich über sich selbst klar zu werden. „Das gute Pietistenvolk ist seiner Sache doch nicht gewiß und läßt unsereins, dessen Werke christlich scheinen und dessen Worte nicht die Terminologie ihres Katechismus haben, doch nicht in Ruhe. Ich meine, jemand, der volle Befriedigung in seinem religiösen Gefühl und Ansicht fände, brauche nicht immer Andere zu fragen und zu belasten, wie sie dieses meinen oder jenes. Ich frage diese guten Leute nie. Ueberhaupt glaube ich, daß man sich seinen Glauben selbst durchs Leben, Schicksale, Freuden, Erfahrungen und mit dem Evangelium unter den Augen ausarbeiten muß." Es ist besonders De Wetta, der durch seine Persönlichkeit und durch seine Schriften Einfluß auf sie gewinnt. Schon in Thann beginnt der Verkehr, der sich noch lebhafter entwickelt, seit Charlotte nach ihres Bruders Karl Tode nach Basel übergesiedelt ist. Niemals hat ihre Frömmigkeit den leisesten Zug von Askese oder Unduldsamkeit, sie bildet nur den Kern ihres Wesens, der sich zu liebevollster Tätigkeit gegenüber ihren Mitmenschen entwickelt. Außerordentlich warm und treffend ist ihr Wesen in dem schönen Nachrufe geschildert, den ihr einst ihre Herzensfreundin Henriette Feuerbach in diesem Blatte gewidmet hat; die Schilderung wird ergänzt durch das dem Buche beigegebene Bildnis von der Hand ihres Stiefsohnes Anselm Feuerbach.

Wir müssen dem Herausgeber dankbar sein, daß er es uns möglich macht, uns die beiden Hauptgestalten inmitten einer reichen Umgebung klar vor Augen zu stellen. Der Herausgeber selbst, der, in Hannover geboren, den größten Teil seines Lebens als Arzt im Elsaß zugebracht und kürzlich in voller Rüstigkeit seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert hat, erscheint nach allen diesen Seiten als ein echter Sproß der Familie Kestner, wie wir sie oben geschildert haben.

Straßburg. Ad. Michaelis.

Bücher und Zeitschriften.

Schriftdeutsch und Volkssprache. Ein Lehrbuch für Lehrer- und Lehrerinnenseminar. Von Edwin Wilke. Mit 8 Abbildungen der Sprachwerkzeuge und einer Karte der Mundarten. Leipzig 1903, Friedrich Brandstetter. 207 S.

Die neuen Bestimmungen über den Unterricht im Deutschen im Seminar zeigen durch ihre Stoffauswahl ein doppeltes Bestreben: einerseits soll der Lehrer geschult werden, das Hochdeutsche mit geschichtlichem Blick zu betrachten, andrerseits soll er Verständnis und Liebe für die Volkssprache gewinnen. Beiden Richtungen sucht das vorliegende Buch, wie auf dem Titel angedeutet wird, gerecht zu werden. Die Kenntnis der Elementargrammatik setzt es voraus. In der Einleitung setzt der Verfasser, dem wir — dies sei nebenbei bemerkt — auch eine Wortkunde (Leipzig 1899, Brandstetter, 2. Aufl.) verdanken, den Unterschied zwischen Schriftdeutsch (neuhochdeutscher Schriftsprache) und Volkssprache drastisch auseinander, indem er für den Satz, der in der neuhochdeutschen Schriftsprache in folgender Weise zur Darstellung kommt: „Ein Mann Namens Kolumbus verstand die Kunst, ein Ei stehen zu lassen“ die Form anführt, die er etwa im Süden des deutschen Sprachgebietes (Steiermark — Rosegger) und im Norden (Ostseeküste) haben würde: Is amol a Mon gwen, der hot an Oar kina stehn lossn. Hot Kolumbus ghoasse. — Et weer enmal e Mannke, de kunn e Ei stoahn loate, de heet Klumbumbus. Auch auf die Uebergänge (Umgangs-, Haus- und Familiensprache) zwischen der nach Landschaften wechselnden Volkssprache (Mundarten) und der Literatursprache, in der die meisten Geisteserzeugnisse unseres Volkes niedergelegt sind, wird hingewiesen. Das Buch selbst zerfällt in folgende sieben Abschnitte: 1. Lautbildung und Rechtschreibung. 2. Lautwandel. 3. Die deutschen Mundarten. 4. Der Inhalt des Wortes (Bedeutung und Bedeutungswandel). 5. Die Form des Wortes. 6. Satz und Stil. 7. Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung der deutschen Sprache. In einem Anhang wird der deutsche Versbau behandelt. — Die Schrift zeichnet sich durchweg durch klare Behandlung der einzelnen sprachlichen Erscheinungen aus, und überall tritt deutlich das Streben hervor, die Ergebnisse auch der neuesten Forschungen zu verwerten, so daß es wissenschaftlich auf der Höhe steht. Dies ist vor allem zu beobachten im 3. Abschnitt (Mundarten), ebenso im 4. bei der Behandlung der Form der Wörter (Formübertragung oder Analogiebildung, Erstarrung oder Isolierung der Formen, Volksetymologie). Besonders anzuerkennen ist, daß auch der Satzbetonung und den den Satzbau ändernden und regelnden Einflüssen, wobei psychologische, logische und ästhetische Einflüsse unterschieden werden, eine eingehende Abhandlung gewidmet ist. Auch dem Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung der deutschen Sprache wird man seinen Beifall nicht versagen. Auf Einzelheiten will ich hier nicht eingehen. Daß die Sprachwerkzeuge abgebildet sind, sowie daß als Anhang eine Karte, die übersichtlich die Verbreitung der deutschen Mundarten darstellt (aus Behaghels Geschichte der deutschen Sprache im Grundriß der germanischen Philologie, Bd. 1), aufgenommen ist, wird man gewiß billigen. Ein sorgfältiges Wort- und Sachverzeichnis erleichtert die Benutzung dieser auch für den Fachmann anregenden Schrift. Sicherlich wird das Büchlein, das sich würdig den anderen Schriften über unsere Muttersprache aus dem gleichen Verlage anreiht, und dem man in allen Gauen unseres Vaterlandes die weiteste Verbreitung wünschen möchte, auf allgemeines Interesse rechnen dürfen. Je tiefer alle Volksklassen in der Erkenntnis der deutschen Sprache gefördert werden, um so mehr werden sie sie schätzen und lieben lerne.. Dazu wird das vorliegende Buch gewiß sein Teil beitragen.

Dr. A. Krämer.

Zur Geschichte des isländischen Dramas und Theaterwesens. Von J. C. Poestion. Vorträge und Abhandlungen herausgegeben von der Leo-Gesellschaft. 20. Wien 1903, Mayer u. Co. 76 S. gr. 8°.

Die neuisländische Literatur wird im deutschen Sprachgebiete besonders von zwei Gelehrten bearbeitet und den deutschen Lesern vermittelt, von dem Bibliotheksdirektor Regierungsrat J. C. Poestion in Wien und dem Oberlehrer an der Handelsschule zu Varel a. d. Jade, Magister Karl Küchler, von beiden mit warmer und selbstloser Begeisterung. Während aber Küchler sich von seiner Begeisterung oftmals hinreißen läßt und den bisweilen recht ungenauen Angaben seiner isländischen Freunde allzu blind vertraut, wird Poestions Begeisterung stetig von einer kühlen Gewissenhaftigkeit im Zaume gehalten. Schon im Jahre 1897 hat er uns in seinen Isländischen Dichtern der Neuzeit, Leipzig, bei Georg Heinrich Meyer, ein treffliches Werk beschert, auf das trotz eines von der Kritik nicht ganz mit Unrecht gerügten Fehlers in der Disposition nicht empfehlend genug hingewiesen werden kann. Auf dieses Buch folgten dann Küchlers Arbeiten, die ihren Abschluß in dem zweiheftigen Werkchen Geschichte der isländischen Dichtung der Neuzeit. I. Novellistik, Leipzig, bei Herm. Haacke, 1891, und II. Dramatik, daselbst 1902, gefunden haben. Aus dem Bedürfnis, die Angaben über die Dramatik in seinem eigenen Werk zu ergänzen und einige Küchler untergelaufene Ungenauigkeiten zu berichtigen, ist nun die vorliegende Arbeit entstanden, die, erst vor einigen Monaten in den Heften 4, 5 und 6 der Zeitschrift Die Kultur erschienen, hier in kaum veränderter Gestalt vereinigt vorliegt. Während auf anderen Gebieten, besonders auf historischem, die isländische Literatur seit Alters im Verhältnis zum Umfang des Sprachgebietes wohl die umfangreichste aller Völker genannt werden kann, ist in der Dramatik wohl das Umgekehrte der Fall. Hier liegt sie noch in ihren Anfängen. Das älteste Drama ist eine Komödie „Der Lump“ von dem Pfarrer Snorri Björnsson zu Husafell (1710 bis 1803), nur in einer Handschrift aus dem Jahre 1771 erhalten. Diese wässerige Satire steht aber in keinem weiteren Zusammenhange mit der späteren Dramatik, die sich von 1791 an aus Schüleraufführungen heraus entwickelt hat. Von diesen Anfängen bis zu dem heutigen Stande führt uns nun Poestion die ganze isländische Dramatik vor, deren Stoffe zumeist der heimischen Geschichte und dem heimischen Leben entnommen sind. Er belehrt uns über Entstehungsgeschichte, Stoffgeschichte, Inhalt, Charakteristik und Aufführungen eines jeden Stückes, und läßt uns auch über die äußere Geschichte des isländischen Theaterwesens, wie sich die Aufführungen erst in Schulräumen, dann in Packhäusern, Gasthaussälen und zuletzt auf eigenen Bühnen abspielten, nicht im unklaren. Berufsschauspieler i. e. S. gibt es natürlich auf Island nicht, doch ist heute das Auftreten als Schauspieler dort nicht mehr reine Liebhaberei, sondern ein Nebenerwerb zahlreicher Personen.

Bei dem erhöhten Interesse, das in der letzten Zeit dem fernen germanischen Eilande entgegengebracht wird, ist zu erwarten, daß diese treffliche Arbeit des berufenen Fachmannes in weiten Kreisen ihre Freunde finden wird.

Erlangen. August Gebhardt.

* **Moderne französische Literatur.** Camille Mauclair, der zugleich Romandichter und Kunstkritiker ist, hat beide Eigenschaften in dem Künstlerroman „La Ville-Lumière“ aufs glücklichste vereinigt. Nach dem Vorbilde Victor Hugos nennt er zwar im Titel Paris die Stadt des Lichtes, aber er gibt dem Worte einen ironischen Sinn, der dem großen Dichter fremd war. Mauclair beklagt die verhängnisvolle Anziehung, die das Pariser Leben auf die meisten Künstler ausübt. Paris verdunkelt nach seiner Ansicht sehr viele Talente, die sich anderswo normal entwickelt hätten. Am Ende des Romans kehrt der provenzalische Maler Roches mit der norwegischen Bildhauerin Luce Elten, die in Paris schwindsüchtig zu werden begann, in seine sonnige Heimat zu-

rück und ruft beim Anblick des blauen Mittelmeeres aus: „Ville-Lumière!" Wehe dir! Kohlenfeuer, worin ich so viele Wesen sich verzehren sah, die ihr Geschick hinführte! Unfruchtbares Feuer, in dem ich hoffte, das Edelmetall der Zukunft schmieden zu sehen, und wo ich nur ein formloses Einschmelzen, ein Brandopfer für die Lüge erblickte. Ich habe dich kennen gelernt, vielgerühmte Feerie, aber ich glaube nicht mehr an dich. Meine Seele verleugnet dich, sie verabscheut deine entsetzliche Atmosphäre. Ich habe die Reklame die Kunst vergiften sehen, das normale Schaffen wird zur hastigen Fabrikarbeit, das Geld zersetzt die Aufrichtigkeit, die Konkurrenz bringt Haß und Hinterlist hervor. Die wahren Kunstwerke entstehen anderswo und suchen hier nur den Stempel eines trügerischen Glanzes. Wie viel moralische Bankerotte sah ich in dieser Welt, die mir von außen so schön vorkam." Die Heldin Luce macht dann freilich einige Einwände gegen die Ungerechtigkeit dieses Urteils. Sie zitiert den Maler Carrière (Delcombe im Roman), der aufrichtig nach der Demokratisierung der Kunst strebt, und den Bildhauer Rodin (er behält seinen Namen auch im Roman). Die Verwünschung von Paris bleibt aber doch bestehen, denn das tragische Geschick des Malers Alquier, der manche Züge eines bekannten Künstlers trägt, bildet den eigentlichen Gegenstand der Erzählung. Durch sein Luxusbedürfnis wird Alquier der Sklave und das Opfer eines großen Bilderhändlers und eines „einflußreichen" Kritikers und endet durch Selbstmord. Fast alle Größen der Pariser Kunstwelt werden von Mauclair entweder mit Namen oder unter durchsichtigem Pseudonym in diesem Roman eingeführt und in ihrer Persönlichkeit und ihrem Kunstschaffen sehr fein charakterisiert. „La Ville-Lumière" ist nicht nur ein anziehender Roman, sondern auch ein wichtiges Dokument für jede künftige Kunstgeschichte.

Allgemeine Rundschau.

Zur Vorgeschichte der Null.

Welch weittragende Bedeutung unsere Ziffernschrift durch den Schlußstein des Stellenwertsystems, die Erfindung eines Zeichens der Wertlosigkeit, für unser gesamtes Kulturleben erlangt hat, ist häufig ausgeführt worden. Allgemein gilt diese Erfindung heute für eine Errungenschaft des indischen Geistes; früher erblickte man einen inneren Zusammenhang darin, daß gerade das Volk, in dessen philosophischer Weltanschauung das Nichtsein eine so große Rolle spielt, ein Zeichen für das Nichts geschaffen hat; heute herrschen realistischere Anschauungen über die Geschichte dieser Erfindung.

Wir vermögen, so führt Professor Georg Jacob (Erlangen) in einer interessanten Studie im Jahrbuch der Münchener Orientalischen Gesellschaft 1902/1903 aus, das Nullzeichen nunmehr in ein Stadium zurückzuverfolgen, in welchem es noch schwankende Form und Funktion hatte. Fast überall tritt dasselbe anfangs in doppelter Gestalt, nämlich bald in der eines Punktes, bald in der eines Kreises auf. Das Abendland hat sich schließlich für die Kreis-, das islamische Morgenland für die Punktform entschieden. Letztere scheint die ursprüngliche zu sein. Subandhu (vor 620 D.) vergleicht die Sterne mit Nullen, welche der Schöpfer zur Bezeichnung der Wertlosigkeit der Erscheinungswelt ans Firmament schrieb. In der Punktform erscheint die Null auch in dem Bakhshâli-Manuskript, neuerdings aufgefundenen Bruchstücken einer indischen Arithmetik, die Hörnle nicht später als ins 3. oder 4. Jahrhundert unsrer Aera verlegen möchte; dieses würde dann den ältesten Beleg enthalten. Sonst ist die Null in Indien erst im 8. Jahrhundert sicher bezeugt.

Professor Jacob glaubt nun, daß eine Reihe von Erscheinungen mit der Entwicklungsgeschichte der Null im Zusammenhang stehen, welche man bisher nicht unter diesem Gesichtspunkte betrachtet hat, und die, weiter verfolgt, zu einer wesentlichen Modifikation der herrschenden Ansichten führen könnten. Die griechischen Philologen bezeichneten Stellen, die sie für unecht hielten, zunächst mit einem wagrechten Strich, den man ὀβελός nannte. In der Hexapla des Origenes erscheint der ὀβελός in verschiedener Form: ohne Zusatz, als hypolemniscus mit einem Punkt darunter, und als lemniscus mit zwei Punkten versehen, nämlich mit einem über und einem unter der Zeile. Die Verwandschaft der Obelospunkte mit dem Tilgungspunkt, welchen die Schreiber in verschiedenen Sprachen des Morgen- und Abendlandes über Buchstaben, die wir ausstreichen würden, setzten, liegt auf der Hand. Im Lateinischen war dies Verfahren schon im 5. Jahrhundert üblich. Auch im hebräischen alten Testament bezeichnen unsre Texte jeden auszumerzenden Buchstaben durch einen darüber gesetzten Punkt. Der Kreisform (circellus) begegnen wir im alttestamentlichen Kanon dann, wenn die Lesart des Textes durch eine Randkorrektur aufgehoben wird. Ein Kreischen mit negierender Kraft kennt nun schließlich auch die im Zeitalter der Omeijaden aufgekommene Vokalschrift. Das bekannte arabische Zeichen der Vokallosigkeit, Sukûn oder Gezma genannt, ist vielleicht ein neuer nicht unwichtiger Anhaltspunkt für die Geschichte der Null. Ein Unterschied im Vergleich zu den bisherigen Fällen scheint allerdings darin zu bestehen, daß es nur den Vokal, nicht den Konsonanten negiert; doch hat Nöldeke auch für letzteres in seiner Geschichte des Qoran S. 316 ein Beispiel beigebracht: in dem kûfischen Codex Wetzstein II. S. Nr. 5 tritt eine gelbe Null als Tilgungszeichen des Konsonanten auf.

Treffen wir aber auch das Zeichen der Wertverneinung früher als man bisher annahm im Westen an, so wird doch selbst im Falle einer abendländischen Wurzel das unsterbliche Verdienst der Inder kaum wesentlich geschmälert, denn in der Zahlenreihe tritt die Null zuerst in Indien auf.

Kleinere Mitteilungen.

* Eine Akademie für praktische Medizin soll nun nach Erlaß des preußischen Kultusministers vom 13. Januar d. J. vom 1. Oktober d. J. an in Köln ins Leben treten. Die Aufgaben dieser Akademie sind die gleichen, die wir seinerzeit von der Düsseldorfer Akademie melden konnten. Die Verwaltung der Akademie liegt einem aus sieben Mitgliedern städtischer und staatlicher Behörden gebildeten Kuratorium ob. Der Lehrkörper besteht aus mindestens acht, höchstens zwölf ordentlichen und außerordentlichen Mitgliedern. Die ersteren führen den Titel „Professor", die letzteren „Dozent". Von den Professoren der Anstalt sollen mindestens drei dem Lehrkörper der Universität Bonn entnommen sein.

* Der Aufruf an die deutsche Jugend, der vom Verein zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit in Leipzig herausgegeben ist, ist in zweiter Auflage erschienen, nachdem die erste in 150,000 Stück vergriffen ist. Allen, welchen die Bewahrung unserer Jugend am Herzen liegt, wird die Verbreitung des Flugblattes angelegentlichst empfohlen. Probenummern kosten (mit Porto) 5 Pf., wenn in geschlossenem Umschlage verlangt 12 Pf., 100 Stück 85 Pf und 1000 M. 7.50. Der Versand geschieht durch die Geschäftsstelle des Vereins, Roßstraße 14, Leipzig.

* Die Physikochemische Gesellschaft in St Petersburg hat den Plan für eine neue Nordpolarexpedition ausgearbeitet, die folgende Arbeiten ausführen soll: Beobachtungen der Sonnenstrahlung und der Strahlenbrechung in der Atmosphäre, Beobachtungen der Wolkenbewegung und der atmosphärischen Elektrizität mit Bezug auf die Auslöschung der ultravioletten Sonnenstrahlen; Bestimmung der Erscheinungen des Erdmagnetismus und der elektrischen Ströme auf dem Ozean; chemische Bestimmungen der Zusammensetzung der Luft und des Wassers; Untersuchungen des Polareises.

* Archäologisches. Auf dem Forum Romanum wurden Bruchstücke der Konsulverzeichnisse mit den Namen des Manlius Torquatus und anderer Heerführer aus dem Samniterkriege sowie des älteren Tarquinius gefunden.

* Kosers Geschichte Friedrichs des Großen. Vor einigen Tagen ging die Notiz durch die Blätter, daß Reinhold Koser vom Kaiser der Verdun-Preis für sein Werk über den „Siebenjährigen Krieg" verliehen worden sei. Dies

ist dahin richtig zu stellen, daß die Auszeichnung dem Gelehrten für sein zweibändiges Werk „König Friedrich der Große“ (Stuttgart, Cotta) zu teil geworden ist, das im Frühjahr vorigen Jahres zum Abschluß gelangte und bereits in zwei Auflagen vorliegt.

* Die Universität Oxford hat, wie das Athenäum meldet, 2500 Pfund aus Zeichnungen für einen „Max Müller Memorial Fund“ erhalten, der zu weiteren Untersuchungen über die Geschichte, Archäologie und Religion des alten Indien bestimmt ist.

* Eine „Société des Études Rousseauistes“ hat sich in Genf im Zusammenhang mit der dort erfolgten Gründung eines Rousseau-Archivs unter dem Beistand der Stadtverwaltung gebildet.

hc. In Florenz ist der bekannte ungarische Forschungsreisende Professor Karl Ujfalvy (ursprünglich Hundsfelder), Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften, im Alter von 64 Jahren gestorben. Ujfalvy war Professor an der Orientalischen Akademie in Paris. Er stammte aus Siebenbürgen

※

Hochschulnachrichten.

* **Bonn.** Der ordentliche Professor für Römisches Recht an der Bonner Universität Geh. Justizrat Dr. Ernst Zitelmann hat den an ihn ergangenen Ruf nach Heidelberg abgelehnt. — Für den 70. Geburtstag des Geheimrats Professor H. Usener, der am 23. Oktober gefeiert wird, haben seine Schüler beschlossen, eine Bronzebüste ihres Lehrers anfertigen zu lassen, die der Universität übergeben werden soll. Die Ausführung ist dem Bildhauer Hans Everding in Rom übertragen worden.

R. **Berlin.** Aus der akademischen Jubiläumsstiftung der Stadt Berlin werden in diesem Jahre zum erstenmal die Erträgnisse, die sich auf rund 14,000 Mark belaufen, für ein wissenschaftliches Unternehmen verliehen werden. Die Stiftung ist zur Zweihundertjahrfeier der Akademie der Wissenschaften begründet. Anträge auf Verleihungen können für diesmal nur von einem ordentlichen oder auswärtigen Mitgliede der Akademie gestellt werden und sind dem Kuratorium vor Ablauf des Monats Juli 1904 einzureichen.

hc. **Halle.** Von der Kaiserlichen Leopoldino-Carolinischen deutschen Akademie der Naturforscher sind als neue Mitglieder angenommen worden: in der Fachsektion für Zoologie und Anatomie, Augen- und Ohrenarzt, Redakteur der Ornithologischen Monatsschrift in Gera, Dr. Karl Richard Hennicke und der außerordentliche Professor und Prosektor am anatomischen Institut der Universität Heidelberg, Dr. Hermann Braus und in der Fachsektion für Zoologie und Anatomie, sowie Anthropologie, Ethnologie und Geographie der außerordentliche Professor für Anatomie in Heidelberg Dr. Hermann Klaatsch.

* **Königsberg.** Als Festredner bei der Kant-Feier unserer Hochschule war, wie wir nachträglich erfahren, ursprünglich Geh. Hofrat Liebmann (Jena) in Aussicht genommen worden; derselbe mußte indessen das an ihn gestellte Ersuchen mit Rücksicht auf die an der Universität Jena bereits übernommene gleiche Verpflichtung ablehnen.

M. C. **Rom.** In dem ordentlichen Professor der philosophischen Fakultät Dr. Antonino Labriola, der am 2. d. M. im deutschen Hospital einem Kehlkopfkrebs erlag, hat die römische Universität einen angesehenen Lehrer, die italienische Sozialdemokratie einen ihrer hauptsächlichsten wissenschaftlichen Vertreter verloren. Labriola war 1843 in Cassino geboren. Er wandte sich philosophischen und pädagogischen Studien zu, habilitierte sich sehr jung in Neapel und wurde schon 1874 auf den römischen Lehrstuhl für Ethik und Pädagogik berufen. Hier erfolgte sein Uebergang ins Lager der Sozialdemokratie, deren eifrigster Apostel er wurde. Sein besonderes Arbeitsgebiet war die Ausgestaltung des Systems der materialistischen Geschichtsauffassung und in diesem Sinne lehrte er auch seit 1887 Geschichtsphilosophie im Nebenamt. Seine Vorlesungen hatten sich des größten Beifalls zu erfreuen, nicht zuletzt dank dem Takt, mit dem sich Labriola auf der schmalen Grenze zwischen der Politik und der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dieser Materie bewegte. Im Jahre 1897 befiel den kräftigen Mann ein Halsleiden, trotzdem setzte er noch bis 1901 seine Tätigkeit fort; endlich erkannte man den unheilbaren Charakter der Krankheit. Durch Schonung und mehrfache Operationen gelang es, das Leben des Gelehrten zu verlängern. Labriola war (wie von uns bereits gemeldet) mit einer Deutschen verheiratet. Sein Sohn Dr. phil. Franz Labriola ist Privatdozent in der juristischen, seine Tochter Dr. phil. Teresa Labriola der erste weibliche Privatdozent in der philosophischen Fakultät der römischen Universität. — Labriolas wichtigstes Werk sind die 1887 erschienenen „Probleme der Geschichtsphilosophie“, denen eine Schrift „Vom Sozialismus“ 1889 folgte, sowie der erste Teil einer „Genesis des modernen Sozialismus“ (1893). Von 1896 an erschienen in mehreren Heften seine Kollegien über die materialistische Geschichtsauffassung. Frühere Arbeiten sind: „Doktrinen des Sokrates“ (1871), „Die moralische Freiheit“ (1873), „Moral und Religion“ (1873), „Pädagogische Studien“ (1878), „Die Tätigkeit der Volksschule“ (1881). Seit seinem Uebergang zur Sozialdemokratie veröffentlichte Labriola außerdem zahllose Artikel in den Zeitungen und Zeitschriften seiner Partei.

※

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Klaus Rittland: Anna Priszewska. Tagebuch eines Weltkindes. Dresden u. Leipzig 1903. Carl Reissner. 310 S. — Gg. Buss: Der Fächer. (Samml. Illustr. Monographien. Hrsg. in Verbindung mit anderen von Hanns v. Zobeltitz.) Bielefeld u. Leipzig 1904. Velhagen u. Klasing. 140 S. — Hanns Holzschuher: Heimliche Lieder. München 1903. C. Schüler. 44 S. — La Infanta Doña Maria de la Paz: Poesías. Friburgo 1904. B. Herder. 67 S. — W. Kulemann, Landgerichtsrat in Braunschweig: Die Reform der Voruntersuchung. Berlin 1903. J. Guttentag. 62 S. — Hermann Kurz' sämtliche Werke in zwölf Bänden. Hrsg. und mit Einleitungen versehen von Hermann Fischer. (In 3 Bänden gebunden.) Leipzig. Max Hesse. — Dr. Thassilo v. Scheffer: Rom. III: Die Umgebung. (Moderner Cicerone.) Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union, Deutsche Verlagsanstalt. 159 S. — Julius Zeyer: Roman von der treuen Freundschaft der Ritter Amis und Amil. Lieferung 1. Prag. J. Otto. — Gabriela Gräfin Zapolska: Vaterunser. Deutsch von Rosa Schapire. Berlin u. Leipzig. Verlag der Frauen-Rundschau. 102 S. — Hygienischer Hausfreund. Hrsg. von Dr. Georg Flatau-Berlin. Berlin. Vogel u. Kreienbrinck. 144 S. — Theodor Herzl: Feuilletons. 1., 2. Wien u. Leipzig 1904. Wiener Verlag. 351 u. 295 S. — Paul Busson: Azraël. Ebenda 1904. 125 S. — Raoul Auernheimer: Die Verliebten. (Schwarz-Weiss-Bücher. Band 1.) Ebenda 1904. 198 S. — Nikolai Ljesskows Romane u. Erzählungen. Aus d. Russischen übersetzt von Klara Brauner. Bd. I: Der verzauberte Pilger. 226 S. Bd. II: Der Toupetkünstler. 179 S. Bd. III: Der versiegelte Engel. 2. Aufl. 189 S. Bd. IV: Lady Makbeth des Mzensker Umkreises. 173 S. — Alfred Bertholet, Professor der Theologie in Basel: Der Buddhismus und seine Bedeutung für unser Geistesleben. Tübingen u. Leipzig 1904. J. C. B. Mohr. 65 S. — Ida Zifferer: Visionen. Dresden 1904. E. Pierson. 58 S. — Leipziger Kalender. Ein illustriertes Jahrbuch für 1904. Hrsg. von Georg Merseburger. Leipzig. J. von Schalscha-Ehrenfeld. 264 S. — Sepp Steyregger: Die Peri. Roman. Wien u. Leipzig 1903. Oesterreichische Verlagsanstalt. 294 S. — Mímir. Icelandic institutions with addresses. Copenhagen 1903. Truelsen. 80 S.

Digitized by Google

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 9. Februar. Nummer 32.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Arier und Italiker. Von Alexander Rumpelt.

Das ehrsame Handwerk.

II. Bücher und Zeitschriften.

Spanische Romane.

III. Allgemeine Rundschau.

Aus der Neolithischen Zeit. — Gelbfieberstudien in südamerikanischen Häfen. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Arier und Italiker.

Wer waren die Ureinwohner Italiens, die sogenannten Italiker? Ein jeder, der die in Toskana, Latium und Sicilien verstreuten Höhlenwohnungen und ältesten Bauten besucht, der in dem herrlichen Museum zu Bologna neben den Werkzeugen der Stein- und Bronzezeit die hohe Kultur der Etrusker wie eine neue und doch längst versunkene Welt anstaunt, wird das Bemühen, etwas Licht in dieses Dunkel zu bringen, mit Freuden begrüßen. Um so mehr, wenn dieser Versuch von einer ganz anderen Seite als bisher gemacht wird, nämlich nicht von Ethnologen oder Archäologen, sondern von einem exakten Naturforscher, und wenn dabei ein Problem neue Deutung erfährt, das nicht nur Italien, sondern die Schweiz, Deutschland, ja im weiteren Sinne die ganze zivilisierte Welt berührt: die Frage nach der Wiege der europäischen Kultur. Ein solcher neuer Versuch ist von Professor S e r g i in Rom gemacht worden in der Broschüre „Arier und Italiker“.[1]) Und so glaube ich mir den Dank nicht nur der Fachgelehrten, sondern auch der gebildeten Laien meines Vaterlandes zu verdienen, wenn ich sie hier über die Ergebnisse dieser Forschungen zusammenfassend unterrichte.

Sergi führt in den einleitenden Kapiteln etwa folgendes aus: Es ist allgemeine Ansicht, daß die heutige Bevölkerung Europas aus dem Innern Asiens stammt. Von den Hochebenen des Altai wanderte ein Teil nach Indien, ein Teil nach Iran. Die sich nach Europa Wendenden waren die Gräko-Italiker, die Slaven, Germanen und Kelten. Alle zum großen arischen Sprachstamme gehörig. Aber vom anthropologischen Standpunkte aus können diese sogenannten Indo-Europäer unmöglich eines Stammes gewesen sein. Ihre physischen Merkmale weisen vielmehr auf zwei verschiedene Rassen und damit fällt die Behauptung hin, daß alle diese Völker aus derselben Heimat (Zentralasien) stammen, und daß sie dieselbe Kultur gehabt hätten. Auf der Suche nach dem Urtypus des Ariers haben die einen die blonden Germanen, andere die dunkelfarbigen Kelten, wieder andere die Litauer als solchen aufgestellt. Ja, selbst die Behauptung ist verfochten worden, daß die wahren Arier gar nicht eingewandert, sondern von Urzeiten her in Europa ansässig gewesen seien.

Was Italien anlangt, so nahm man wieder auf Grund der Sprachenverwandtschaft bisher an, daß die Gräko-Italiker sich spalteten, der eine Teil besiedelte den Süden der Balkanhalbinsel, der andere das heutige Italien von den Alpen bis Sicilien. Da entdeckte man vor etwa fünfzig Jahren die großen merkwürdigen Gräberfelder von Villanova (bei Bologna), wodurch die Frage nach den ursprünglichen Bewohnern Italiens von neuem aufgerollt wurde. Die Ansicht, daß es altetruskische seien (Gozzadini) ist nicht stichhaltig, da die Etrusker ihre Toten unverbrannt in gemauerten Kammern bestatteten, während die Leute von Villanova ihre Toten verbrannten und die Asche in Urnen in der Erde beisetzten.

Die Archäologen halten die Gräber von Villanova jetzt für umbrische, nach der geschichtlichen Tradition, derzufolge die Ureinwohner Toskanas Umbrer waren, die durch die von Norden kommenden Etrusker unterjocht worden wären. Aehnliche Gräber wie in Villanova wurden dann später bei Albano und Este (in Oberitalien) und in der Provinz Rimini gefunden, rührten also wohl auch von den Umbrern her.

Eine weitere Streitfrage ist die nach der Herkunft der sogenannten Terramaren, d. h. Reste von prähistorischen Blockhäusern, die sich in hügelartigen Erhebungen mehrere Meter unter der Erde vorfinden, namentlich in der Po-Ebene, also auf trockenem oder doch nur sumpfigem Terrain. Rühren sie von demselben Volk her, das in den Schweizer Seen seine Wohnungen baute? Und in welchem Verhältnis stehen diese Bewohner der Terramaren zur Kulturstufe von Villanova? Die Verwirrung wird vermehrt dadurch, daß sich in einzelnen dieser Terramaren Werkzeuge vorfinden, die ganz verschiedenen Perioden und Völkern angehören müssen, daß die in den höheren Erdschichten erhaltenen Holzverschläge offenbar nur mit Eisen-, nicht mit Stein- oder Bronzewerkzeugen bearbeitet sein können, und deshalb weder aus der Stein- noch Bronzezeit stammen, sondern jedenfalls von römischen Kolonisten. Und welcher Zeit gehören jene Pfahlbauten sowohl auf dem Lande wie auf dem Wasser an? Der jüngeren Steinzeit, wonach sie von den Ureinwohnern, oder der späteren Zeit, wonach sie von jenem Wandervolke herrühren, das die Bronze einführte?

Eine ungeheure Meinungsverschiedenheit herrscht beinahe über alle diese Fragen unter den Gelehrten, und es kann hier nicht meine Aufgabe sein, die scharfsinnige Polemik Sergis gegen eine Anzahl Autoritäten, u. a. gegen Pigorini und Professor Helbig (den Sekretär des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom) wiederzugeben. Ich muß mich hier vielmehr darauf beschränken, die neuen Gesichtspunkte darzulegen, die Sergi auf Grund umfassender anthropologischer Studien an den verschiedensten Fundstätten und in beinahe allen größeren Museen Europas aufstellt.

Zum besseren Verständnis muß ich jedoch den Leser vorerst mit jener Hypothese des Verfassers über die europäischen Rassen bekannt machen, womit er in verschiedenen Werken, vor allem: **Origine e diffusione della stirpe mediterranea, Rom 1895, und Africa: Antropologia**

1) *Arii e Italici.* Frat. Bocca. Torino 1898. 228 Seiten. Preis 3 Lire.

della stirpe camitica, Ed. Bocca Torino 1897, hervortrat. Ich gebe sie hier im Auszug nach dem III. Kapitel der „Decadenza delle nazioni latine" und dem VI. Kapitel des vorliegenden Werkes:

Die Urbevölkerung Europas, die der Steinzeit, hatte eine ganz einförmige Kultur, die von Skandinavien bis Aegypten, von Spanien bis zum Schwarzen Meer sich ausbreitete. Dieses Volk gehörte nach Sergi zum hamitischen Stamm (von Ham im Gegensatz zu Sem und Japhet) und hat seinen Ursprung in Afrika. Afrika, nicht Asien, ist also die Wiege der Kultur der Menschheit. Die Skelette zeigen nämlich, ebenso wie die Abyssinier, Nubier, Tuaregs, Somali noch heutigen Tages, sämtlich Langschädel, sind Dolichocephalen. Soweit sich diese Afrikaner in Europa ansiedelten, faßt sie Sergi unter dem Namen Eurafrikaner zusammen. Ueberreste davon finden sich in Norddeutschland noch in dem Typus: Reihengräber, die sämtlich Langschädel aufweisen. Zu den Eurafrikanern gehört die Mittelmeerrasse (mediterranei), die in verschiedene Gruppen zerfällt: Iberer (in Spanien), Ligurer (in Oberitalien), Pelasger (in Griechenland) u. s. w. Alle diese hatten eine gemeinsame, von der arischen natürlich völlig verschiedene Sprache. Gegen das 16. Jahrhundert v. Chr. war die größte Blüte dieser Kultur die ägäische (Typus Mykene). In jener Zeit erhoben sich in den Seen der Schweiz und in der sumpfigen Po-Ebene die Pfahlbauten der jüngeren Steinzeit, ebenso in den oberitalienischen Seen und im Donau-Tal. Auch diese Eurafrikaner waren schon ziemlich fortgeschritten, kannten die Dekorations- und Bildhauerkunst (s. u.), sogar Schriftzeichen. Da brach von Osten ein neuer Stamm ein, ausgeprägte Brachycephalen (Kurzschädel) mit Bronzewaffen, aber im übrigen roh. Das sind die Arier, oder, wie sie Sergi nennt: Eurasiaten (nach Europa gekommene Asiaten). Diese verbrannten die Toten und bargen die Asche in kunstlosen Tongefäßen, während die Eurafrikaner der Steinzeit ihre Leichen in brunnenähnlichen Gräbern, in Kammern oder Erdhügeln unverbrannt beisetzten. Die arische Völkerflut hat sich dann geteilt und je nach den Gebieten, die sie einnahmen, einzelne Sprachen und Stämme gebildet, in der Hauptsache drei: die Urkelten, die Urgermanen und die Urslaven, die jedenfalls in der hier angeführten Reihenfolge kamen, wie ihre heutigen Wohnsitze noch beweisen: Die Kelten im Westen Europas zuerst, die den Osten besetzenden Slaven zuletzt. Diese Eurasiaten unterwarfen die Mittelmeerrasse und drängten ihr die eigene Sprache auf oder modelten die bisherige Sprache der Mittelmeerrasse derart um, daß sie als solche verschwand. Auch die frühere Kultur sank schnell. Aber nicht überall: in Italien und Griechenland war die Unterbrechung nur vorübergehend, in England assimilierte sich das Alte und Neue. Im allgemeinen aber bedeutet das Eindringen der Eurasiaten (Arier) ein Zurückfallen in Barbarei.

So viel über die beiden Rassen. Was nun besonders Italiens Stellung zur arischen Einwanderung betrifft, so kann man zwei solcher Einbrüche von Ariern in Italien unterscheiden. Zuerst fielen Kelten von der Schweiz her nach Oberitalien ein und bezogen, da sie selbst keine Gebäude aufzuführen vermochten, die Pfahlwohnungen (Terramaren) der Ligurer (Italiker-Eurafrikaner), die ihrerseits in den Apennin flohen. Daher noch heute der starke keltische Charakter der Oberitaliener. Später erfolgte eine zweite Invasion der Arier, diesmal der Slaven von Osten her über die Alpen nach dem heutigen Venetien und Bologna (Felsina).

Waren das nun vielleicht die Umbrer, auch Altetrusker genannt? Oder waren die Umbrer Italiker, wie bisher angenommen, und in welchem Verhältnis standen sie zu den eigentlichen Etruskern?

Dieser interessanten Frage widmet Sergi ein besonderes Kapitel: „Die Umbrer oder die frühere Eisenzeit", das eine Anzahl lehrreicher Abbildungen schmückt. Er schließt sich in der Hauptsache der Ansicht von Professor Brizio (Direktor des Museums in Bologna) an:

Die Umbrer hatten allein von allen älteren Bewohnern Italiens die Leichenverbrennung. Die allgemeinen Merkmale der umbrischen Kulturstufe, d. h. derjenigen von Bologna, Villanova und Este, finden wir weitverbreitet. Sie ist diejenige der Hallstatt-Periode und erstreckte sich über Krain, Steiermark und Istrien, wie die Funde von Watsch, Kuffarn und S. Lucia beweisen, nicht minder über das heutige Bosnien und die Herzegowina. Ueberall gleiche oder ähnliche Geräte und Werkzeuge mit nur geringen lokalen Abweichungen. Sie charakterisiert: Leichenverbrennung, Beisetzung der Asche in kegelförmigen Urnen mit eingeritzten geometrischen Figuren, Bronzeguß und Bronzeschmiedekunst (halbmondförmige Rasiermesser, Spangen, Schwerter, Helme, Beile, Lanzen, Gürtel), Unkenntnis der Gold- und Silberverarbeitung und der Schrift. Ein ganz anderes Volk war jenes, von dem die Kammergräber in Etrurien herrühren, mit folgenden Merkmalen: Beerdigung der Toten in großen, zum Teil unter Anwendung des Bogenschnitts errichteten Bauten, Kenntnis der Gold- und Silberschmiedekunst (Tassen und Vasen), Gebrauch von runden Schilden und spitzen Pfeilen als Waffen, Bronzebettstellen und eisernen Dreifüßen als Geräten (ähnlich wie in Mykene), Kenntnis der Schrift. Der Ursprung des einen Volkes weist gen Norden (Hallstatt), der des anderen nach dem Orient (Lydien), das eine (ältere) sind die Umbrer, das andere die Etrusker. Diese kamen nicht von Norden (wie Helbig meint), sondern auf dem Seeweg aus dem Orient (gegen Ende des 8. Jahrhunderts). Sie landeten an der Küste des Tyrrhenischen Meeres, gründeten erst Küstenstädte und eroberten von den Umbrern das westliche Stück Land, das sie Etrurien nannten, später (erst im 5. Jahrhundert v. Chr.) drangen sie über den Apennin vor und unterjochten die Umbrer vollständig. Die Umbrer waren Italiker, die Etrusker Orientalen.

Diese Ansicht Brizios findet mit nur geringen Abweichungen ihre Bestätigung durch Sergis anthropologische Untersuchungen.

Können umbrische Schädel erhalten sein, da doch die Umbrer ihre Leichen verbrannten? Ja, denn nachdem die Etrusker Felsina (Bologna), die Hauptstadt der Umbrer, und damit das ganze Land in Besitz hatten, ist anzunehmen, daß wie ihre übrige Kultur, so auch die Sitte der Beerdigung immer mehr unter den früheren Bewohnern sich einbürgerte. Daher finden wir umbrische Skelette neben etruskischen bei Bologna. Die untersuchten Schädel daselbst zeigten 72 Prozent mittlere und Langschädel (lauter elliptische, eiförmige und fünfeckige), 28 Prozent Kurzschädel.

Also zwei verschiedene Völker. In Alfedena (Samnium) hingegen und Novilara (Picenum) finden wir nur den Beerdigungsritus und überdies in Alfedena nur eine Art Skelette, nämlich Langschädel. Ebenso in Novilara lauter Langschädel mit bloß zwei Ausnahmen, einem Breitschädel (Platicefalo) und einem Keilschädel (Sfenoid). Von diesen sieht Sergi als von zufällig Eingewanderten angehörenden ab und stellt die Tatsache fest: „Das Volk, das jene beiden Orte Alfedena und Novilara bewohnte und keine Leichenverbrennung kannte, waren Dolichocephale, ebenso wie eines jener beiden Völker, das die Stätten von Felsina, Etrurien und dem vorgeschichtlichen Rom (Albano) innehatte, wo in einer früheren Zeit die Leichenverbrennung üblich war. Daraus folgt: „Wo die Sitte der Verbrennung nicht eingedrungen war, finden wir nur einen einzigen Stamm. Wo diese Sitte vor der (Wieder-)Einführung der Beerdigung herrschte, finden wir zwei Stämme, voneinander ganz und gar verschieden."

Wem gehören nun die Langschädel (Ei-, Ellipsen-, Pentagonalschädel) an, wem die Kurzschädel (Keil-, Breit- und Kugelschädel)? Die ersteren gehören der Mittelmeer-Rasse an. Diese fand sich rein in Alfedena und Novilara. Die Kurzschädel, in den etruskischen Gräbern in der Minderheit (28 Prozent), gleichen den Schädeln der Kelten, Slaven und Germanen, also der Arier. Frage: Wer waren Italiker von diesen beiden der Rasse nach vollständig ver-

schiedenen Völkern? Doch wohl jene Dolichocephalen, die Italien in unvordenklicher Zeit, lange vor jenen brachycephalen Eindringlingen besiedelt hatten, ein Glied der großen Mittelmeer-Rasse, die weder die Bronze noch die Leichenverbrennung kannte (nach Ausweis der Gräber von Alfedena und Novilara). Resultat: Die Arier sind keine Italiker und die Italiker keine Arier. Ferner: Die Umbrer waren keine reinen Italiker, sondern mit Ariern durchsetzt, wenn auch nur zum kleineren Teil (28 Prozent). Ihre Kultur aber war wesentlich arisch, nämlich die der Bronze- und älteren Eisenzeit.

Als Sieger schafften sie offenbar den Beerdigungsritus ab, der erst später von den Etruskern wieder eingeführt wurde. Das umbrische Reich, das Herodot als zwischen dem Adriatischen und Tyrrhenischen Meer liegend erwähnt, muß nach den Funden bei Este auch eine große Ausdehnung nach Norden zu gehabt haben, von der Tiber etwa bis zum Po.

Nach alledem ist es nicht mehr angängig, die Umbrer als Altetrusker (Protoetruschi) zu bezeichnen. Umbrer und Etrusker sind zwei verschiedene Völker.

Die drei arischen Zweige: Kelten, Germanen, Slaven (die Gräko-Italiker als Mittelmeer-Rasse scheiden aus), lassen im Skelett keine besonderen Körperunterschiede erkennen. Daß gleichwohl die das umbrische Reich gründenden Arier Slaven waren, sucht Sergi an den Ringwällen zu erweisen, die — auf Höhen als eine Art Festung angelegt — sich wie in den slavischen Gebieten Istrien (die castellieri), Bosnien, Herzegowina, Böhmen, so höchst merkwürdigerweise auch in Etrurien finden.

Die allmähliche Ueberflutung der Apenninen-Halbinsel durch die Arier wird auf sechs Tafeln sehr instruktiv veranschaulicht (Seite 137 ff.).

Ueberall ist das Bestreben Sergis ersichtlich, die Kultur seiner „Mittelmeer-Rasse" in möglichst helles Licht zu setzen, die armen Arier aber zu Barbaren zu degradieren. Nur merkwürdig, daß ein Eroberervolk, das in der Kultur tiefer steht als das unterworfene und sich überdies in der Minderzahl befindet, der höher stehenden Mehrheit das festeste geistige Bindemittel der Menschen untereinander, seine Sprache (die arische), aufdrängt, dergestalt, daß die eigene Mundart (die italische) geradezu verschwindet. Und warum ist im Süden Italiens jenseit der Tiber und auf den Inseln, wohin keine Arier kamen, die alte (hamitische) Sprache gleichfalls verschwunden?

Denn hamitisch mußte sie als Schwester der altägyptischen, lybischen und anderer afrikanischer Sprachen sein. Diese Schwierigkeit mit der Annahme zu lösen, daß die arische Sprache durch den Handelsverkehr allmählich auch hier in Anwendung gekommen sei, geht doch nicht an. Sie verschwand eigentlich nicht, sagt Sergi dann, denn sie bildete sich um. Aber kann jemand in Wahrheit behaupten, daß das Altgriechische und Lateinische ursprünglich nicht arische, sondern Sprachen der Mittelmeerrasse waren (S. 176), nur umgewandelt durch die arischen Einwanderer?

Ueber seine zwei für ihn unumstößlichen Lehrsätze will ich nicht rechten, die er dahin präzisiert: aus „Dolichocephalen können auch im Laufe von Jahrtausenden nicht Brachycephale werden, und ebensowenig umgekehrt aus Brachycephalen Dolichocephale, weder durch den Wechsel des Wohnortes (Klimas), noch durch starke Vermischung untereinander" und „Brachycephale sind immer Arier, es ist unmöglich, daß ein einziger der aus Asien eingewanderten Stämme aus Dolichocephalen bestanden habe, wie die Gräko-Italiker, die deshalb aus der arischen Völkerfamilie auszuscheiden haben. Aber daß die arische Zivilisation in Italien infolge der Besiegung der Umbrer durch die Etrusker und der Gründung Roms ganz verschwindet, nur eines sozusagen als Andenken zurückläßt — die Sprache, die arisch bleibt, das glaube wer Lust hat!

Im vorletzten Kapitel: „Die beiden Kulturen", ist besonders wichtig, was Sergi über die noch wenig aufgeklärte Kupferzeit sagt, die einzelne Gelehrte als besondere Kulturstufe zwischen Stein- und Bronzezeit einschalten. Auf neuere Funde, namentlich die von Remedello, gestützt, nimmt er an, daß die Kupferbearbeitung in Europa bekannt war, ehe die Arier die Bronze einführten. Cypern und das heutige Ungarn spricht er als die Länder an, wo bereits damals Kupfer gefunden wurde. Im übrigen ist diese Periode ausgezeichnet durch geschickte Steinbearbeitung, Beerdigung der Toten in künstlichen Grotten, Hügeln, Dolmen. Die Tongefäße zeigen eine prächtige Ornamentik. Eine Art Schrift besaß sogar schon die ältere Steinzeit, ebenso verstand man die Skulptur. Beweis: die berühmte Elfenbeinstatue von Brassempouy (Südfrankreich) und die mit Eisensuperoxyd gefärbten Kiesel von Mas d'Azil (Pyrenäen), worin alphabetische Zeichen eingeschnitten sind, die (nach Piette) Aehnlichkeit mit den alten cyprischen und ägäischen Buchstaben haben. Solche Buchstaben sind auch vereinzelt den Dolmen eingeschnitten, wo sie Jahrtausende später die Phönizier gefunden haben mögen, um sie für ihr Alphabet zu benutzen. Danach hätten die Phönizier ihren alten Ruhm, die Erfinder der Schrift zu sein, eingebüßt.

Dieser verhältnismäßig hohen Zivilisation gegenüber nimmt sich nun diejenige der Terramaren in der Po-Ebene und diejenige der ältesten Gräber von Vetulonia und Tarquinia-Corneto kläglich aus. Diese Gräber sind ärmlich ausgestattet, ohne Keramik. Aber selbst zugegeben, daß Arier und Kurzschädel identisch sind und daß die späteren Bewohner der Terramaren daher Arier waren — die früheren waren Ligurer (Eurafrikaner) —, ist es nicht möglich, daß die wenigen (in Sergis Sinn) rein-arischen Grabstätten, die man in Italien gefunden hat, von armen Familien herrühren, die ihren Toten keine kostbaren Gefäße und Schmucksachen mit ins Grab geben konnten? Und verdankte die Kulturstufe von Villanova ihren Aufschwung nicht vielleicht gerade den eingewanderten Slaven, welche die den Italikern unbekannte Bronze mit sich führten und deren Verarbeitung zu einer verhältnismäßig großen Vollendung brachten?

Das Werk schließt mit einem Ueberblick der in Italien aufeinander folgenden Kulturen, es sind bis zur römischen Epoche:

1. Die pelasgo-ligurische. Sie ist noch nicht eigentlich national, nur ein Teil der allgemeinen Mittelmeerrassenkultur in Afrika und dem größten Teil Europas.

2. Die arische. Zurückfallen in Barbarei durch das Eindringen der Arier im Norden und im Zentrum. Im Süden erhielt sich die alte Kultur, namentlich durch die Berührung mit den Hellenen. (Dies ist nur bedingt richtig: Die Griechen besiedelten und kultivierten nur die Küsten, im Innern Calabriens und Siziliens war die Barbarei gewiß nicht geringer als bei den armen Ariern.) Hohe Blüte unter den Umbrern, aber nicht infolge der arischen Herrschaft, sondern trotz ihrer (!). Eine Mischkultur, die sich erstreckt vom Albalonga bis Hallstatt, vom Tyrrhenischen Meer bis zur Herzegowina.

3. Die etruskische mit sehr beschränktem Gebiet, aus dem Orient stammend. Auch sie eine fremde, obgleich die Etrusker mit den Italikern eines Stammes, nämlich als Langschädel zu den Eurafrikanern zu zählen sind.

Die eigentliche nationale Kultur ist die lateinische, beginnend mit der Gründung Roms durch rein italische Stämme als Schutzwehr gegen die Etrusker, namentlich deren südlichste Feste Veji. Diese Kultur beruht auf der umbrischen und etruskischen (z. B. der von ihnen übernommene quadratische Städtebau), entwickelt sich aber dann selbständig und verbreitet sich über ganz Italien und später fast über den ganzen bekannten Erdkreis. Sie ist keine arische, sondern wird verdankt der Mittelmeerrasse, die ihren Ursprung in Afrika hat.

Ist Sergis Buch ein bahnbrechendes Werk, ein erstes nach einer ganz neuen Richtung hin? Werden die Beweise, die er versucht, durch weitere Tatsachen und Folgerungen so erhärtet werden, daß wir seine Theorien einst zu den feststehenden Sätzen der Wissenschaft zählen können? Ich wage keine Entscheidung. Aber wenn ich Sergi trotz seines wissenschaftlichen Ernstes nicht ganz von Phantastik und trotz seines Strebens nach Objektivität nicht ganz von Einseitigkeit (die er den Archäologen so bitter zum Vor-

wurf macht) freisprechen kann, so möchte ich sein Werk doch als eine starke und erfrischende Anregung begrüßen. Hier ist ein ganz neues Feld der Forschung, des Kampfes und vielleicht der Ernte eröffnet auch für unsere deutschen Fachgelehrten. Freilich müßte dann Naturwissenschaft und Altertumskunde sich sozusagen zu einer geistigen Ehe verbinden, die jedenfalls nicht gerade leicht geschlossen wird.

Alexander Rumpelt.

Das ehrsame Handwerk.

‡ Der gelahrte Rektor Frisius in Leipzig hatte den preiswürdigen Gedanken, seine zahlreichen Scholaren in die Werkstätten der Künstler und Handwerker zu schicken und deren Sitten, Gebräuche und Herkommen zu erforschen und dann in Schrift zu bringen, wozu er ihnen die nötige Fragstellung und andere Direktiven an die Hand gab. Sie unterzogen und entledigten sich dieses ihres Pensums mit ziemlich übereinstimmendem Erfolg. Das auf solche Weise eingebrachte Material verarbeitete Frisius in sein umfangreiches „Ceremonial-Politica der Künstler oder Handwerker-Ceremoniell" (Leipzig 1708) betiteltes Buch, welches damals weniger beachtet, für uns heutzutage aber als eine heilsame Quelle des seitdem fast gänzlich abhanden gekommenen Zunftwesens mit seinen Licht- und Schattenseiten gelten mag.

In ähnlicher Weise hat die löbliche Verlagsbuchhandlung Eugen Diederichs in Leipzig aus alten Bibliotheken, Kabinetten und Sammlungen eine Unzahl von Stichen, Holzschnitten, Handzeichnungen und Aquarellen, Fliegenden Blättern und seltenen Einblattdrucken ein unschätzbares Material in Reproduktionen zusammengebracht und sachgemäß geordnet zur historischen Bearbeitung verschiedenen Fachschriftstellern unterbreitet. So entstand die wertvolle Reihenfolge der „Monographien zur deutschen Kulturgeschichte", die allen Freunden und Kennern dieser Wissenschaft eine hochwillkommene Wissensbereicherung bieten und in diesen Spalten dankbare Würdigung fanden.[1])

Ein neuer Band dieser Sammlung ist dem „Handwerker in der deutschen Vergangenheit" (ebendaselbst mit 151 Abbildungen und Beilagen. 141 S. 8°) gewidmet. Herr Ernst Mummenhoff beleuchtet in anziehendem Vortrag die ersten Spuren des Gewerkes in vorhistorischer Zeit. Diese an Bedürfnissen so armen Jäger, Fischer und Nomaden, die alles im harten Kampf um das tägliche Leben mit eigener Hand bereiteten, teilweise in Höhlen lebten, aus rohen Baumstämmen ihre Blockhütte bauten, das armselige Gewand aus den Fellen erlegter Tiere fertigten, mit Steinen das Korn zu Mehl schroteten, aus Holz, Stein, Bein und Ton ihre Messer, Axt und Geräte in notdürftigster Weise herstellten! Bald aber seßhaft und mit Wollen- und Linnengewebe, ebenso mit dem Gebrauch der Metalle bekannt geworden, bekundeten sie einen schon mit den frühesten Erzeugnissen überraschenden Sinn für Formgebung und ornamentalen Schmuck, der sich in der Folge stilistisch maßgebend bewährte: das Eß-, Trink- und Kochgeräte, die Saiteninstrumente, Trommelpauken und Schlachthörner, die Waffen aus Bronze und Eisen, der buntfärbige Schild, der Helm mit seinem schreckhaften Prunk von Tier- und Vogelköpfen, die liturgischen Opferschalen, die heiligen Götter-Wagen, die Schmuckstücke aus Erz, Silber und Gold: das alles konnte nur unter kunst- und handwerkkundigen Händen entstehen. Die mit bemalten Wänden, geschnitzten Balken, Windfängen und Umgängen (Lauben) geschmückten Herrenhäuser, die weitläufigen Hallen und Holzpaläste der Edelinge und Könige setzen eine lange Praxis der Zimmerleute und Schnitzer voraus. Staunte doch der mit byzantischer Herrlichkeit wohlvertraute Ambassadeur des Kaisers Theodosius über die technischen Wunder der Etzelburg! Die Gräberfunde überraschen durch die Leistungen der Töpfer, Bildner, Schmiede und Gießer — Spuren einer prähistorischen Gußhütte traten kürzlich im ehemaligen Rinnsal der Isar bei München zutage! Als Ergänzung hierzu erzählt die altnordische Sage, wie der erste Freie Stiere und Renntiere gezähmt und gezäumt, Pflüge und Boote gezimmert, Häuser und Scheuern gebaut und die Erde gepflügt. Eines seiner Kinder ist „Smidr"; die Söhne der ersten Edelinge bändigten Hengste, malten ihre Hauszeichen auf Schilde als Prototyp der späteren, ritterlichen Heraldik, schliffen Pfeile und Bogen, schälten Eschenschäfte zu ellenlangen Rudern (Riemen). Der Vandalenbeherrscher Geiserich erhob einen kunstreichen Schmied unter die Edelinge mit einem auch dem englischen Könige Jakob I. nachgerühmten Witzwort. Wieland der Schmied ist eines Königs Sohn und wie die alten Helden alle, von dem Rom gründenden Brüderpaar bis auf Merowäus und den großen Karl herab, halb mythischer Sippschaft; dem Vater zu Ehren führt Wielands Sohn Witege noch Hammer und Zange im mittelalterlichen Wappenschild. Jung-Siegfried erlernt die Kunst zu schmieden und hämmert sich selbst das Schwert zum Drachenschlag. So ist die Schmiedekunst vom Olymp herab geadelt und Helden und Fürsten nicht unwürdig. Was muß gerade in der Zeit der Völkerwanderung das Gewerbe des Wagners bedeutet haben, der auch das Haus und das Schiff der Götter auf Räder setzte und ihre heilige Umfahrt geleitete. In der Baukunst steht das felsenfeste, trotzige, von einem riesigen Monolithen nach Hünenart bekrönte Heldenmal zu Ravenna jedenfalls der deutschen Heimatsitte und dem nordischen Stonehenge viel näher als der neuestens unnötigerweise herbeigezogenen Antike. Die Ornamente der sogenannten Bronzezeit spielen naturgemäß in die Merowinger-Periode hinüber; die Zickzack-, Zungen- und Labyrinth-Motive (für deutsche Kunst von gleicher Wichtigkeit wie der von unseren Dämchen „à la grecque" betitelte Mäander in der klassischen Zeit) vererben sich mit großartigster Ausbildung in den romanischen Stil und der blühende Schmuck, der um Kapitäle und Sockel aufliegt und ganze Säulen überspielt und in Fratzenbildern, Drachen, Schlangen und Ungeheuerlichkeiten das Außerordentlichste leistet, leitet auf die Urmotive der frühesten Schnitz-, Schmelz- und Steinmetzenkunst unverkennbar zurück. Der imaginäre Nibelungenhort könnte wohl keine andere Physiognomie tragen, als jenes durch Geilomirs Namensinschrift verbürgte, 1875 im venezianischen Fondaco aufgedeckte Silberservice oder der aus Attilas Schatz stammende Fund von 23 Goldgefäßen, der am Ufer der Arantka bei Nagy-Szent-Miklos zutage kam. Leider schuldet uns Herr Dr. Julius Naue immer noch sein längst versprochenes Werk über die „Ornamentik der Völkerwanderung", wozu er wie kein anderer vollauf berechtigt und mit dem herrlichsten Material ausgerüstet wäre. „Hie bî sî er daran gemant" mit Herrn Walthers Worten!

Welche Geschäftigkeit muß einst in den Klostermauern St. Gallens, in Benediktbeuern, Tegernsee hinab bis Hildesheim und Osnabrück geherrscht haben, wo Bischof Bernward als Modelleur und Gießer waltete und nächst S. Eligius der berühmteste Schmiedemeister hieß. In sein Atelier führen uns noch viele Holzschnitte und Stiche des 15. Jahrhunderts, darunter das historische, auf 1449 datierte Bild des nun einmal zum „Peter Christus" gestempelten Peter Christophsen, welcher ein Brautpaar abschildert, das in seiner gewiß glückverheißenden „Fabrica" die Ringe zum Lebensbunde kauft. Doch Spielen ist keine Kunst, sondern rechtzeitig aufzuhören! Hier harrt ja noch eine lange Reihe von biederen Gewerbemeistern, die mehr oder minder alle zum Wort kommen sollen.

Zu intimen Einblicken in Handwerkerstätten und „Ateliers" ist hier vielfache Gelegenheit geboten. Wir sehen in einem seltenen Kupferstich des nur zu vielseitigen Meisters Veit Stoß den inmitten seiner Familie in einem spitzbogigen, schwervergitterten Gemach zu Nazareth zimmernden Joseph, während sein jungfräuliches Gespons emsig arbeitet an dem in der Folge nach dessen Gestalt wachsenden Röckelein für den häßlichen, zu ihren Füßen kauernden und in ihrem steiffaltigen Mantel versteckspielenden Himmelsknaben. Alle drei entbehren des herkömmlichen Nimbus, denn die Szene spielt offenbar im eigenen Heim des Künstlers, der vielleicht sein grämliches Gesicht und die nicht holdseligen Züge seiner Fa-

1) Vgl. beispielsweise den Artikel über die „Fahrenden Leute" in Beilage 170 der Allgemeinen Zeitung vom 30. Juli 1908.

Digitized by Google

milie zum Ausdruck brachte. Da sitzt der Töpfer an seiner primitiven Drehscheibe, wozu das Modell gewiß nicht durch die Römer nach Deutschland gebracht wurde, der Weber „kartätscht" die Wolle, haspelt die Fäden und läßt das Schifflein durch den Einschlag gleiten; der Böttcher schlägt die Reifen um sein Faß, der Fischer feilscht mit den Kunden; da wird in Gegenwart und Mitwirkung des jungen „Kunig" Maximilian am Hausbau visiert und in der Werkstätte vergnüglich Münze geschlagen — wohl das einträglichste und lustigste Metier! Harnischmacher und Schwertfeger schrammen an ihren Rüststücken, Eisenhüten und Schwertern, der Pastetenbäcker hausiert seine Ware im Wägelein über die Straße; einen köstlichen Einblick gewährt das Schneider-Atelier, und der den Dämchen die Schuhe anprobende Künstler, der unwillkürlich an das „man weiß doch wo und wie" des mephistophelische Belehrung einholenden Famulus erinnert. Zwischendurch erscheinen die unvergleichlichen Tafelschmuckkünstler und Kleinmeister, wie Wenzel und Christoph Jamnitzer und Hans Petzolt, die „Eisengraber" und Stempelschneider, der subtile Peter Flötner, der Zinngießer Kaspar Enderlein aus Basel, der Schlosser und Uhrmacher Peter Henlein — wie es mit seinen und den von Columbus „gelegten" Eiern beschaffen gewesen, fragte Ihren Berichterstatter allen Ernstes eine Dame! — Großen Ruhmes erfreute sich der Verfertiger eines „Solarium" Jakob Bülmann, welcher 1546 zu Nürnberg starb; den schon hochbetagten Mann ließ König Ferdinand in einer Sänfte nach Wien tragen, ihm ein Uhrwerk zu zeigen!

Besondere Ausbildung erlangten Mathematik und Astronomie durch den hochberühmten Johannes Müller, welcher, geboren 1436 in dem fränkischen Königsberg und deshalb Regiomontan benannt, sich nach einem vielbewegten Wanderleben 1471—1475 in Nürnberg niederließ, wo sein Verleger Bernhard Walther zur Herausgabe seiner epochemachenden Werke eine eigene Druckerei einrichtete. Regiomontan etablierte ein besonderes Laboratorium, aus welchem Himmelsgloben, Kompasse und allerlei große, die Bewegung der Himmelskörper darstellende Automaten hervorgingen. Zu seinen Schülern zählte der ursprüngliche Tuchmacher und nachmals als Entdecker und Kosmograph hervorragende Martin Behaim (1459—1507), der mit seinem verbesserten Kompaß und Astrolab nach Lissabon gelangte und im Auftrag König Johanns II. unter Diego Cao (1484) einen großen Teil der Westküste Afrikas, bis zum heutigen Kap Croß, nördlich der Walfisch-Bai, erkundete. Durch große Sterblichkeit der Mannschaft in dem heißen Klima zur Rückkehr gezwungen, errichtete die Expedition am 18. Januar 1485 einen steinernen Pfeiler mit einer Inschrift und dem Wappen Portugals, ein zweimal restauriertes, immer wieder „neu entdecktes" Denkmal, welches 1893 durch den Kreuzer „Falke" in die historische Sammlung der Marine-Akademie nach Kiel verbracht wurde. Nach seiner Rückkehr zum Ritter geschlagen, heiratete Behaim die Tochter des Jobst Hurter von Moerkirchen, kam als Statthalter der Inseln Fayal und Pico von den Azoren noch zweimal nach Nürnberg, fertigte 1493 in Ausübung seiner bei Regiomontan erlernten Kunst, den berühmten Globus nach dem Stande der damaligen Wissenschaft, schied aber schon 1507 zu Lissabon aus dem Leben.

Nach dieser Abschweifung wenden wir uns zu anderen erfindungsreichen Gewerbemeistern und Mechanikern zurück, die einen guten, nachweltwürdigen Namen erwarben. Da war Hans Lobsinger (1510—1570), der in jeglichem Material zu arbeiten verstand, Springbrunnen, Pumpwerke, Luftbüchsen, Stampf-, Pulver- und Diamantmühlen fertigte; dann der in Erfindungen unerschöpfliche Hans Hautsch (1595 bis 1670), der, dem Homerischen Hephäst vergleichbar, Fahrstühle für Podagristen fertigte, item ein phantastisches Automobil, auf welchem er 1649 durch und um die Stadt sauste; damit war die Lieblichkeit verbunden, daß bei starkem Volksandrang ein vorne angebrachtes Drachenbild die zugaffende Menge mit Wasser anspritzte, wobei das Ungeheuer liebreich die Augen verdrehte, während Posaunenengel in ihre Tuba bliesen. Das ungeheueres Aufsehen erregende Vehikel erwarb um 500 Reichstaler ein schwedischer Generalissimus für Stockholm. Aehnliche „Kunststücke" wurden nach Dänemark und Florenz verkauft. Sein Nonplusultra aber war ein Spritzwerk — wofür ihm alle Feuerwehren zu ewigem Dank verpflichtet sein dürften —, um große Ströme Wassers an 100 Fuß Höhe mit Gewalt zu treiben. Zur Probe des Werkes stellte Hautsch an den Stadtarchitekten Friedrich Volkamer das Ansinnen, ihm ein Haus zu bauen und anzuzünden, um dasselbe mit seiner Wasserkunst wieder zu löschen! Ein höchst bewegliches Talent entfaltete der heute noch auf einen Biographen wartende brave Joseph Gallermayer. Geboren 1716 zu Essing bei Kelheim, trieb er zuerst Schuhmacherei und Schnitzwerk, stand als Trabant und nachmaliger Hofmaschinist bei Kurfürst Max Joseph III. in Gnaden, lieferte Uhren und Spielwerke in Sesseln und Schuhabsätzen, fertigte musikalische Automaten und künstliche Gliedmaßen, darunter insbesondere eine höchst natürliche Nase, löste tolle Spielereien und physiokratische Probleme, worüber noch ein langes, nummernreiches Register existiert. Eine mündliche Tradition behauptet, er habe auch eine Flugmaschine geplant und es dahin gebracht, daß er sich bis in eine ziemliche Höhe erheben und langsam wieder herablassen konnte; seine untertänigste Bitte, „vom Frauenturm herabfliegen zu dürfen", wurde von seinem gnädigsten Kurfürsten mit der Bedingung bewilligt, daß er zuerst hinauffliege — was natürlich unterblieb. Ein ähnliches Ingenium war der Augsburger Schuster Salomon Idler, ein ungeheurer Shakespeare-Verehrer und -Kenner. Auch ihm wurde 1665 derselbe Bescheid mit dem Hinauf- und Herabfliegen vom Perlachturm. Gallermayer starb 1790 zu München.

Merkwürdigerweise wird bresthaften oder mit einem wesentlichen Mangel behafteten Menschen, denen die gütige Natur dann eine erstaunliche Geschicklichkeit verleiht, immer eine äquivalente Aushilfe oder hinreichender Ersatz. Wenn auch ohne Arme oder Füße geboren, finden sie meist recht gut den Weg durchs Leben. Ganz Kopflose verfolgt sogar häufig das größte Glück! Die Hochzeit einer fußlosen, armverkrüppelten Mundkünstlerin, welche an den Altar getragen werden mußte, erregte in Wien 1805 gewaltiges Aufsehen. Armlose Künstler, die mit den Füßen malten, haben wirkliche Meisterwerke geschaffen, man denke nur an die Porträtmalerin Sarah Biffin (geboren 1784 in Somerset, gestorben 1850 in Liverpool) und den geschickten Charles Felu (1820—1900), den Düsseldorfer Landschafter Adam Siepen, den Südfranzosen Jean de Herau, die Porträtzeichnerin Aimée Rapin zu Genf. Bartram Hiles, welcher, zu Bristol geboren, mit acht Jahren durch einen Pferdebahnwagen überfahren, beide Arme verlor, führte den Zeichenstift mit dem Munde! Aehnliche Beispiele sind auch aus früherer Zeit nachweisbar. Ihr Berichterstatter verwahrt eine virtuos durchgeführte heraldische Federzeichnung, welche Matthias Buchinger, geboren 3. Juni 1674 im Markgraftum Ohnoltzbach ohne Hände und Füße, 1713 zu Aibling fertigte. Thomas Schweiker, welcher 1608 als Bürger zu Schwäbisch-Hall starb, schrieb mit den Füßen; in der von Johannes Weidner gehaltenen und 1608 zu Frankfurt a. M. gedruckten Leichenrede ist derselbe in voller Tätigkeit abgebildet; er war 1541 geboren, lernte Latein, konnte Bücher binden, seine Kleider selbst anziehen, Brot schneiden und Wein einschenken, also daß er dem 1570 durch Hall kommenden, auf der Reise nach dem Reichstag befindlichen Kaiser bei Tisch servierte. Damals waren drei Schreiber in Hall, die zusammen nur zwei Hände hatten: Wilhelm Bohs, der Schulmeister, welcher die Linke im Krieg verloren hatte, ebenso Lorenz Binder, der Türmerdienst verrichtete und bei einem Anwalt als Schreiber diente, und obiger Thomas Schweiker. In München erschien 1869 ein armes Mädel, das mit der Zunge die Schere führte, jede Nadel einfädelte und mit meisterlich kleinen, ebenmäßigen Stichen nähte. Der einbeinige Tänzer Donato entzückte ganz New-York durch sein graziöses Shawlwerfen und Schlittschuhlaufen, während Graf Géza Zichy vierhändige Klaviersonaten mit fünf Fingern bemeisterte! Im Jahre 1900 bereiste der Fußkünstler Unthan England, Deutschland und Amerika. Er hatte, ohne Arme geboren, eine solche Fertigkeit im Gebrauch seiner Füße erworben, daß er jede Tätigkeit eines normalen Menschen übte. Unthan nahm sein Diner in den Eisenbahnzügen, spielte Skat mit den Reisegefährten, drückte mit seidenen Strümpfen beschuht, herzhaft die dargebotenen Hände, öffnete, auf einem Fuße stehend, die Umhängetasche, entnahm derselben sein Portemonnaie, bezahlte die Fahrkarten am Schalter und überreichte sie den verdutzt blickenden Schaffnern. Er

spielte die Geige, blies das Horn, schoß mit einer Flinte alle Points aus den Karten und kutschierte seinen Einspänner; fuhr mit Schnelligkeit in seinen Frack, entkorkte Flaschen, zündete Zigarren an, war ein Meister im Schwimmen, lebte überhaupt als vollendeter Gentleman und — war glücklich verheiratet! (Sein Porträt in Nr. 2438 der Illustrierten Zeitung 1890 und in Meyers Historisch-Geographischem Kalender 1901.) Konrad Paumann, der vielbelobte blindgeborene Nürnberger Musikmeister und Komponist, waltete als kunstreichster Organist zu St. Sebald, ging auf Kunstreisen nach Italien, erwarb an den dortigen Fürstenhöfen Ruhm und Ehren und den Ritterschlag durch Kaiser Friedrich III. Zuletzt stand er in Diensten des bayerischen Herzogs Albrecht zu München, wo er, wie sein an der Frauenkirche eingemauertes Epitaph beweist, am 17. Januar 1473, aus dem Leben schied. Fingernd auf einer Handorgel ist der Blinde abgebildet; an der Rückwand hängen seine Lieblinge: Laute, Harfe, Fiedel und Flöte.

Jörg Ganghofer von Haselbach, der Erbauer der Münchener Frauenkirche, und sein Zimmermeister Heinrich von Straubing sind als ganz normale Werkleute in effigie beigegeben, die darauf bezüglichen Unterschriften (auf S. 104 und 105) aber irrtümlich vertauscht.

Sehr frühzeitige Kunde findet man zu Nürnberg über die Rotschmiede, Gelb- und Erzgießer. Ihren Ruhm verkündet der tapfere Rosenpluet in einem aus dem Jahre 1447 stammenden Lobspruch zu Ehren der guten Stadt. Die darauf bezügliche, von der Kunsthistorie bisher übersehene, überaus lehrreiche Stelle lautet:

Viele Meister find' ich in Nürnberg,
Deren sind ein Teil auf dem Rotschmidwerk,
Dergleichen in aller Welt nicht lebt,
Was kreucht oder läuft, schwimmt oder schwebt,
Mensch, Engel, Vogel oder Fisch, Wurm oder Tier
Und alle Kreatur in leiblicher Zier.
Und alles das aus der Erden mag sprießen,
Deßgleichen können sie aus Messing gießen
Und keinerlei Stück ist ihnen zu schwar.
Ihr Kunst und Arbeit ist offenbar
In manchen Landen fern und weit,
Seit ihnen Gott solche Weisheit verleiht
So sind sie wohl wert, daß man sie nennt
Und für große künstliche Meister erkennt

wie solche selbst Nimrod, „der Erbauer des Turmes zu Babylon", nicht aufzuweisen hatte. Bei Aufzählung der Gebilde: „Mensch, Engel, Vogel, Fisch, Wurm und Tier" denkt man unwillkürlich, daß die früheren Meister dergleichen Phantasmata, Fratzen und Meerwunder gegossen haben müssen, wie sie ein Menschenalter später auch am berühmten SebaldDenkmal der Vischer ihr lustiges Wesen treiben. Wer waren die Verfertiger der von Rosenpluet gerühmten Gußstücke und wohin mögen sie gekommen sein?

Neuen Einblick gewähren die Interieurs der Gürtler, Steinmetze, Spiegelfabrikanten, Kandelgießer, Schellen- und Wagmacher, der Knöpfler, Bogner- und Armbrust-Schnitzer, der vornehmen Watmanicher (Tuchmacher), dazu die Rotte der landläufigen Hausierer, Topfkrämer und ihren Kram feilbietenden Tabulet-Händler. Das alles bestand nach Recht und Gesetz in strengen Rangstufen gegliedert, deren Grenzen unter viel Unfrieden, Hader, Krieg und Streit beständig überschritten, erweitert und zu besonderen Freiheiten und Privilegien ausgedehnt wurden. Es gab fortwährend Händel, Ausstände und Streiks. Aus den bürgerlichen Zünften erwuchsen das adelige Patriziertum und weitere „Genossame", Standesunterschiede und Lebensstellungen. Daher immer neue, notgedrungene Ratsverordnungen und dagegen das wohlberechtigte Widerstreben der Brüderschaften, Gesellenvereine und kleineren Gewerbsleute. Im Grundprinzip wurden die drei großen Entwicklungsstufen beibehalten, die in dem Spruche gipfeln:

Meister ist, wer was ersann,
Geselle, wer was kann,
Lehrling jedermann.

Die von unten aufsteigende Promotion blieb wie bei den Meistersingern und den wissenschaftlichen Hochschulen das unverbrüchliche Fundament. Der Lehrling hatte freilich nebenbei ein Hundeleben als Prügeljunge und „Mädchen für alles", bis er mit dem Freisprechen zum Gesellen den letzten Schlag, die wirkliche Manummission, erhielt und als freier Mann in seine Rechte trat, um nach Wanderschaft und Meisterstück den bisher viel Angestaunten und Beneideten völlig ebenbürtig und sein eigener wohlverbriefter Herr zu werden. Zwischendurch gab es erquickliche „Zunftbraten" und Umzüge, die Schwerttänze der „Messerer" im Nachklang der schon von Tacitus geschilderten unblutigen Kriegsspiele, den friedlichen Schäfflertanz, den Brunnensprung der Metzger als Gegenstück zur kriegerischen Feuertaufe, Wurstprozessionen der Fleischer, Gesellenstechen, Schempartlaufen und herrliche Schützenfeste!

Nicht umsonst galt das Sprich- und Wahrwort vom goldenen Boden des Handwerks, und der schöne Wunsch „Gott gesegne das ehrbare Handwerk!" Aus dem Handwerk erblühte der Bürgersinn und Reichtum und der Flor der deutschen Städte und der folgende Welthandel. Und weil Einigkeit stark macht, erwuchs mit Naturnotwendigkeit die deutsche Hansa.

Bücher und Zeitschriften.

Spanische Bücherschau. La Catedral von *Blasco Ibañez.* A fuego lento von *Emilio Bobadilla* (Fray Candil). Die altbekannte Klage „Bücher werden nicht gekauft" läßt sich wohl auch heute noch mit Recht auf Spanien anwenden. Bücher finden in Madrid nur einen geringen Absatz, und zwar nicht nur weil die Tagespresse ihnen Konkurrenz macht, sondern hauptsächlich auch, weil wenig genug Bücher geschrieben werden, die wirklich des Lesens und Kaufens wert wären. Eine Ausnahme bildet vielleicht der neue Roman von Vicente Blasco Ibañez, der den vielversprechenden Titel „Die Kathedrale" führt. Blasco Ibañez, der rücksichtslose Apostel der Revolution und des Umsturzes, der kühne Parlamentarier, der den Regierungen so manche böse Stunde bereitet, ist in der Einsamkeit seiner Studierstube, im sonnigen Valencia, zum ersten Romandichter Spaniens herangereift. Gegen die Tendenz seiner Bücher ließe sich vielleicht begründeter Einspruch erheben, den Künstler aber werden unbedingt alle bewundern müssen, die in das Zauberreich eindringen, das uns seine Feder eröffnet. Dort vor uns erhebt sich mächtig und gigantisch die Primada von Spanien, die Kathedrale von Toledo. In ihrem Schatten und unter ihren Gewölben, die als ewiges Alpdrücken auf der Brust Spaniens lasten, spielt sich der Roman ab. Der Held Gabriel ist in Toledo geboren und im finstersten Fanatismus, im Geiste der Kathedrale, aufgewachsen. Als Apostel dieses Fanatismus ist er einst in die Welt hinausgegangen, aber er wurde ihm zur Lüge und als versteckter und verfolgter Anarchist kehrt er zurück, um vom Almosen zu leben, das in der Kathedrale für ihn abfällt. Dort trifft er unter den Armen seine einstige Braut, die Tochter des Sakristans, die jetzt auf die tiefsten Stufen der Prostitution gesunken ist, und zwischen dem verrufenen Mädchen und dem besiegten Anarchisten, zwischen den beiden Opfern der Kathedrale, entspinnt sich nun ein ideales, wenn auch hoffnungsloses Liebesverhältnis. Gabriel ist schwindsüchtig und sie leidet an einer unheilbaren Krankheit, die sie verunstaltet. — Während nun der Kardinalprimas von Spanien seinen pompösen Kultus in der Kathedrale feiert und sich überall ein wunderbarer Prunk entfaltet, predigt Gabriel seinen Zuhörern das Dogma eines Christus, der den Reichtum verurteilte, der die Liebe wollte und der ein Anarchist war. Er findet Jünger, denen seine Lehren zu Offenbarungen werden, unter ihnen auch einige verkümmerte Priester und Sakristane, die von der höheren Geistlichkeit ausgenutzt und gemißhandelt werden. Aber gänzlich unfähig, den ethischen Sinn seiner anarchistischen Lehren zu begreifen, beschließt die Gemeinde Gabriels die kolossalen Reichtümer der Kathedrale zu rauben und namentlich den Brillantschmuck der Heiligen Jungfrau zu plündern. Nachts dringen sie, mit Brechstangen und Messern bewaffnet, in die Kirche ein. Gabriel, der die Armenwache zu halten hat, sieht sie

kommen und widersetzt sich ihrem Vorhaben. Seine Gefährten können seine Skrupeln nicht verstehen, hat er ihnen doch selbst die Ungerechtigkeit des Reichtums gepredigt, und fahren fort, die Kathedrale zu plündern. Als Gabriel dann die Wachen zu rufen droht, stößt ihm sein überzeugtester Jünger, der Sakristan, das Messer in die Brust, während die übrigen mit den geraubten Schätzen die Flucht ergreifen. Die Gendarmen dringen in den Tempel und einer der Guardia Civil erkennt in dem Sterbenden den gesuchten Anarchisten wieder. Mit einem rohen Fußtritt stößt er ihn zur Seite. „Haben wir dich endlich erwischt!" Und verflucht von allen verblutet er in einer dunklen Ecke auf den Steinplatten, nur die arme Prostituierte umfängt ihn mit ihren Armen und küßt ihm die kalte Stirn. — Vicente Blasco Ibañez beabsichtigt eine Serie von Romanen, ein Evangelium der Menschheitsidee, ähnlich wie Zolas „Fécondité", „Travail", „Verité" und der geplant gewesene Roman „La Justice" zu schreiben. Der erste dieser Serie ist „Die Kathedrale", es werden dann möglichst bald „In Bodega", eine Studie des agrarischen Problems, deren Handlung sich in den immensen Weinkellern von Jerez abspielen soll, und ein Roman „La Fabrica" folgen. Der letztere Roman hat den Kampf zwischen Arbeit und Kapital zur Grundlage und wird uns in das große und reiche Bilbao, in das Zentrum der spanischen Eisenindustrie, führen. Alle diese Bücher sollen nicht nur für das spanische Interesse, sondern für das der ganzen gebildeten Welt berechnet sein.

Fast gleichzeitig mit dem Roman von Blasco Ibañez ist ein neues Buch vom interessanten und tiefen spanischen Novellisten „Fray Candil" (ein Pseudonym) unter dem Titel „A fuego lento" (Im langsamen Feuer) erschienen und hat bei der Kritik und beim Publikum eine sehr liebenswürdige Aufnahme gefunden. — Fray Candil versetzt uns in dem ersten Teile seiner Novelle in die üppig-tropische Landschaft des spanischen Südamerika, aus dem er uns bezaubernde Schilderungen zu geben weiß, um uns dann im zweiten Abschnitte die französische Hauptstadt in interessanten Einzelheiten vorzuführen; auch die Fabel des Romans ist hübsch gesponnen, so daß kein Leser das Buch ohne wirkliche Befriedigung aus der Hand legen wird. — Da sich nun auch die Preise der spanischen Bücher in bescheidenen Grenzen bewegen, und niemals 3 Pesetas, ca. 2 Mark, überschreiten, so ist das ein weiterer Grund, daß das Publikum allmählich von seinem Widerwillen gegen das Bücherkaufen abzulassen beginnt. So dürfen denn Autoren und Verleger auf eine bessere Zukunft hoffen.

pr.

Allgemeine Rundschau.

Aus der Neolithischen Zeit.

Ein Vortrag, der Ende Januar in der British Archaeological Association gehalten wurde, beschäftigt sich, wie wir dem Athenaeum entnehmen, mit portugiesischen Parallelen zu den am schottischen Clyde gemachten neolithischen Funden. Pater José Brenha und Pater Rodriguez haben im vorigen Jahre merkwürdige und ganz verwirrende Entdeckungen in den Dolmenbauten, die eine ganze Gruppe zu Pouca d'Aguiar in der Provinz Traz oz Montes (Portugal) bilden, gemacht. Diese ganze Provinz ist mit Dolmens, d. h. urgeschichtlichen Grabbauten und Kultbauten, übersäet, die zum größten Teil hoch oben in den Bergen liegen und durch ihre große Anzahl nach den Ansichten des P. Brenha, der sich mit diesen Dolmens seit 1894 beschäftigt, auf eine außergewöhnlich dichte Bevölkerung in der neolithischen Zeit schließen lassen. Nunmehr sind im vorigen Jahre zum Anhängen bestimmte Steinamulette in einer Dolmenkammer, die das geheime Stammesschatzgemach gewesen zu sein scheint, und ferner vier weibliche Figürchen gefunden worden, von denen die eine eiförmig war und in ein männliches Gesicht unten auslief. Neben diesen merkwürdigen, wohl Kultobjekten, fanden sich Steine mit rohen Tierzeichnungen vom Rhinoceros, Renntier u. s. w. und, was vor allem zu berichten ist, Steine mit aufgemalten Schriftzeichen in einer Schrift, die der von Arthur Evans entdeckten, und neuerdings auch, wenn auch noch nicht entzifferten, so doch bereits klassifizierten (sie ist sicher nicht semitisch), kretischen Schrift aus Knosos ähnelt. Diese portugiesischen Entdeckungen gewinnen weiter eine besondere Bedeutung durch die Aehnlichkeiten, welche die Figuren und Amulette mit den schottischen Funden haben, die Donelly am Clyde gemacht hat, und die somit eine gleichmäßige Entwicklung einer bestimmten Kulturphase in der neolithischen Zeit im Norden und Süden Europas erkennen lassen. — Zur Geschichte der Chirurgie in der neolithischen Zeit liefert interessantes Material der neolithische Begräbnisplatz zu Menonville (Seine et Oise); er gibt den Beweis, wie die Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris kundgeben, daß die neolithischen Menschen die Trepanation an lebenden Menschen vorzunehmen imstande waren. Der eine von Dr. Manouvrier untersuchte und beschriebene Schädel hatte eine ovale Oeffnung, die durch Abschaben entstanden ist, und deren Ränder vernarbt sind. Die Veränderungen des Schädels und die Vernarbung lassen auf eine frühe Jugend des Operierten (10 bis 15 Jahre), aber auch darauf schließen, daß er die Operation einige Jahre überlebt haben muß. Der neolithische Chirurg mußte eine außergewöhnliche Geschicklichkeit besitzen, er hatte Haut, Gewebe und Knochen am linken Schädelknochen zu entfernen, kam mit Arterien in Berührung, die starken Blutverlust ergaben, und seine Tätigkeit hat dem Schädel eine ganz andere Gestalt gegeben. — Der zweite trepanierte Schädel rührt von einem erwachsenen Mann her, auch hier zeigt die glänzende Vernarbung, daß der Mann noch lange nach der Operation gelebt hat. Sie muß von einem durch und durch geschickten Chirurgen gemacht worden sein, wie Dr. Manouvrier sagt; nur ein solcher konnte einen solchen schönen regelmäßigen eliptischen Ausschnitt zu Wege gebracht haben, dessen Ränder so hübsch geneigt vernarben konnten. Die beiden Schädel sind in den Bulletins 1903, p. 405 und 416. abgebildet.

M.

Hamburgische Expedition zu Gelbfieberstudien in südamerikanischen Häfen.

In den letzten Jahren sind in verschiedenen europäischen Staaten, die im Verkehr mit den Tropen stehen, Institute für Tropenkrankheiten und Tropenhygiene errichtet worden. So in London, in Liverpool, in Bordeaux, in Lissabon und an anderen Orten. Seit drei Jahren besteht auch für Deutschland ein derartiges Institut in Hamburg, das auf Kosten des hamburgischen Staates errichtet und mit dem Seemannskrankenhause verbunden wurde. Die Leitung des Instituts hat der hamburgische Hafenarzt Dr. Nocht. Diese Institute haben teils Lehraufgaben — im Hamburger Institute sind bis jetzt über 140 Aerzte für die Tätigkeit in den Tropen vorbereitet worden — teils sollen sie der weiteren Erforschung der Tropenkrankheiten und dem Ausbau der Tropenhygiene dienen. Dieser Teil ihrer Aufgabe kann durch ausschließlich in der Heimat betriebene Studien nicht vollständig erfüllt werden; es müssen wissenschaftliche Expeditionen in die Tropen selbst entsandt werden. Während in Deutschland bisher ausschließlich durch das Reich und auf Reichskosten — vom Kaiserlichen Gesundheitsamt oder vom Institut für Infektionskrankheiten in Berlin ausgehend — solche Expeditionen ausgesandt wurden, hat man in England und Frankreich schon mehrere solche Unternehmungen mit großen privaten Mitteln ausgerüstet. Diesem Beispiele folgend, haben jetzt Hamburger Reedereien und Kaufleute namhafte Mittel zur Verfügung gestellt, damit zwei Aerzte des Hamburger Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten (Dr. Otto und Dr. Neumann) nach Südamerika gehen und dort Studien über das gelbe Fieber anstellen können, eine Krankheit, deren Ursache wir zwar noch nicht kennen, deren Uebertragungswegen aber jetzt amerikanische und französische Gelehrte auf die Spur gekommen sind. Abgesehen von wissenschaftlichen Forschungen, soll die Hamburger Expedition Beobachtungen über die neuen, jetzt drüben geübten Verhütungsmaßregeln gegen die Seuche sammeln und sich mit der Frage beschäftigen, wie den schweren Verlusten, die der deutsche Handel und die deutsche Schiffahrt in einzelnen Epidemiejahren durch das gelbe Fieber erlitten

haben, auf Grund der neuesten Forschungsergebnisse in Zukunft vorzubeugen sein wird. Weitere Forschungen auf diesem Gebiete haben gerade für Hamburg Interesse, da es mit den Gelbfieberländern in besonders reger und inniger Verbindung steht. Die Ausrüstung der Expedition durch Hamburger Reedereien und Kaufleute ist ein Zeichen dafür, wie sehr dort die Bestrebungen für die Förderung der Gesundheitspflege und die Seuchenbekämpfung in den Tropen geschätzt werden. Die Expedition verläßt am 10. Februar auf dem Postdampfer Prinz Eitel Friedrich den Hamburger Hafen, um sich zunächst nach Rio zu begeben.

※

Kleinere Mitteilungen

* **Rücktritt Professor Kochs?** Geheimrat Professor Dr. Koch soll sich ernsthaft mit dem Gedanken tragen, von seinem Amte als Leiter des Berliner Instituts für Infektionskrankheiten zurückzutreten und von seiner afrikanischen Reise vorläufig nicht zurückzukehren. Die englische Regierung soll sich die erdenklichste Mühe geben, Robert Koch dazu zu bestimmen, seinen Aufenthalt in Südafrika zu verlängern, um die von ihm anempfohlenen Schutzimpfungen an den dortigen Viehherden durchzuführen. Wenn also wirklich Professor Koch seinen hiesigen Posten am Institut für Infektionskrankheiten aufgeben sollte, so würde das in den maßgebenden Kreisen der Unterrichtsverwaltung kaum überraschen. Ueber die etwaige Nachfolgerschaft Kochs am Institut für Infektionskrankheiten werden bereits allerhand Vermutungen geäußert. Man denkt in erster Reihe natürlich an Professor v. Behring.

* **Wissenschaftliche Studienreise.** Der als wirtschaftlicher und sozialpolitischer Schriftsteller bekannte Direktor Matzat von der Landwirtschaftsschule in Weilburg an der Lahn wurde vom Landwirtschaftsminister beauftragt, die Weltausstellung in St. Louis zu besuchen und besonders die nordamerikanischen Landwirtschaften zu studieren. Außerdem nimmt Matzat am internationalen Geographentag in den Vereinigten Staaten als Vertreter Preußens teil.

* **Die Rothschild-Bibliothek in Frankfurt a. M.** hatte im Jahre 1903 einen reinen Zuwachs von 2991 Bänden, wovon 1803 Bände gekauft wurden. Der Gesamtbestand betrug am 31. Dezember 55,050 Bände.

※

Hochschulnachrichten.

hc. **Heidelberg.** Der außerordentliche Professor und Direktor der Klinik für Kehlkopf-, Rachen- und Nasenkranke, Dr. Anton Jurasz, ist primo et unico loco auf die neu zu errichtende ordentliche Professur für Oto- und Laryngologie an der Universität Lemberg vorgeschlagen worden.

B. Der Professor der vergleichenden Anatomie Dr. Klaatsch hat gestern Vormittag eine Forschungsreise nach Australien angetreten. — Im badischen Spezialbudget für Wissenschaft und Künste sind für bauliche Veränderungen auf der Königstuhl-Sternwarte, sowie für neue astronomische und astrophysikalische Instrumente 25,000 Mark, ferner als Staatszuschuß zu dem 3. internationalen Mathematikerkongreß in Heidelberg 3000 Mark gefordert.

u. **Jena.** In dem am 28. Januar d. J. verstorbenen Gymnasialdirektor Gustav Richter hat Jena einen ebenso hervorragenden Schulmann und Gelehrten wie eine feinsinnige, warmherzige und liebenswürdige Persönlichkeit verloren. Richter war der erste Direktor des erst 1876 begründeten Jenaischen Gymnasiums, er hat dasselbe somit über 27 Jahre geleitet. Wie viel Anerkennung ihm dies Wirken brachte, zeigte namentlich das 25jährige Jubiläum des Gymnasiums, an dem u. a. von den städtischen Behörden eine Gustav Richter-Stiftung begründet wurde. Sehr gerühmt wurde auch seine Leitung des Gymnasialseminars, das auch von auswärtigen Schulmännern viel besucht wurde. [illegible] Wirksamkeit des Mannes reichte trotz seiner zarten Ge[illegible] weit über den engeren Berufskreis hinaus. Sowohl a[uf] philologischem als auf historischem Gebiet war er unermüdlich literarisch tätig, dort werden namentlich seine Ausgaben der Tragödien des Seneca, hier seine Annalen der deutschen Geschichte im Mittelalter seinem Namen Dauer verleihen. Dabei hat er lange Jahre hindurch bis vor kurzer Zeit den Verein für thüringische Geschichte und Altertumskunde geleitet, auch im städtischen Leben wertvolle Anregungen gebracht. Am meisten in das allgemeine Leben eingegriffen hat er durch die Anregung der Luther-Festspiele, denn er war es, durch den sein Freund Devrient zur Abfassung seines Luther-Schauspiels veranlaßt wurde, das, zuerst als Schulaufführung gedacht, sofort über diesen engen Rahmen hinauswuchs. — Richter war eine feinsinnige, künstlerisch angelegte Persönlichkeit, voll warmen Enthusiasmus und unermüdlicher Tätigkeit für große und edle Ziele. Diese Tätigkeit bekam einen heroischen Zug dadurch, daß sie einem seit längeren Jahren sehr leidenden Gesundheitszustand gleichsam abzuringen war; es hatte oft etwas Erschütterndes zu gewahren, wie körperliche Leiden schöne Pläne durchkreuzten, aber auch etwas Erhebendes, die geistige Kraft des Mannes alle Hemmungen siegreich überwinden zu sehen. So wird das Andenken des ersten Gymnasialdirektors von Jena in weitesten Kreisen in treuem Gedenken und besten Ehren fortleben.

* **Berlin.** Vom 5. bis 9. April werden im Baracken-Auditorium der Universität wissenschaftliche Kurse zum Studium des Alkoholismus abgehalten, an denen jedermann teilnehmen kann. — Der berühmte Berliner Botaniker Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Schwendener, Direktor des Botanischen Instituts an der Universität und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, feiert morgen, Mittwoch, den 75. Geburtstag.

* **Königsberg.** Die philosophische Fakultät der hiesigen Universität ernannte Felix Dahn anläßlich seines 70. Geburtstages zum Ehrendoktor.

hc. **Basel.** Im Alter von 45 Jahren ist am 6. Februar der außerordentliche Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Basel Dr. Adolf Socin gestorben.

r. **Zürich.** Der Witwen- und Waisenkasse der Professoren der hiesigen Universität ist von hochherziger Seite ein Geschenk von 3000 Fr. zugegangen.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Verlag von Otto Janke, Berlin SW. 46.

Soeben erschien:

Erstklassige Menschen.

Roman aus der Offizierskaste

von (5728)c

Freiherr von Schlicht.

(Wolf Graf v. Baudissin.)

Der bekannte Verfasser, selbst Aristokrat und Offizier a. D., greift die Sonderstellung des Offiziers in der „Gesellschaft und im öffentlichen Leben“ an. Der sogenannten „guten Gesellschaft“ rechnet er den grössten Teil der Schuld an bei der Züchtung dieser „erstklassigen Menschen“. Das Buch wird besonders auch durch die Persönlichkeit des Verfassers Aufsehen erregen, es kommt in diesen Kreisen selten vor, dass jemand so scharfe Hiebe an die Standesgenossen austeilt.

1 Band. 23 Bogen. Preis ungeb. 4 M., eleg. geb. 5 M.

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 10. Februar. Nummer 33.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Das zahnärztliche Bildungswesen und die zahnärztliche Praxis in Amerika und ihre Beziehungen zu Deutschland.

Die politische Aufgabe der amerikanischen Universitäten. Von E. P. Evans.

Zum Brande der Nationalbibliothek in Turin.

II. Bücher und Zeitschriften.

Aus Natur- und Geisteswelt. — Ida Boy-Ed: Die große Stimme.

III. Allgemeine Rundschau.

Eine neue Deutung des Wortes „Hansa“. — Ein schwerer Sturm. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Das zahnärztliche Bildungswesen und die zahnärztliche Praxis in Amerika und ihre Beziehungen zu Deutschland.

Während sich die Neue Welt auf dem Gebiete der allgemeinen Medizin bisher nur durch einzelne hervorragende Arbeiten ausgezeichnet hat, ist es ihr beschieden gewesen, in einem Zweige der Medizin, der praktischen Zahnheilkunde, Jahrzehnte hindurch nahezu unbestritten den ersten Platz einzunehmen. Von den in Deutschland wirkenden Zahnheilkundigen hat ein großer Teil, darunter auch Professoren an deutschen zahnärztlichen Instituten, in Amerika seine Ausbildung empfangen, und noch immer gilt der amerikanische zahnärztliche Doktortitel, rechtmäßig und in einer guten zahnärztlichen Unterrichtsanstalt erworben, als eine vorzügliche Empfehlung für seinen Träger. Der Gründe, warum dieser Wissenszweig zuerst in den Vereinigten Staaten zur Blüte gelangte, sind viele. In erster Linie sind darunter zu rechnen: das angeborene technische Geschick des Amerikaners, sein Sinn für das Praktische, seine Bereitwilligkeit, neue Anregungen und Bestrebungen zu prüfen und gegebenenfalls zu verwerten, die hohe materielle Kultur des Landes und der durch den raschen Verdienst geweckte Trieb zur Befriedigung nicht unbedingt notwendiger Bedürfnisse. Von Bedeutung war ferner die Freiheit im höheren Unterrichtswesen, wodurch das Entstehen eigener zahnärztlicher Fachschulen erleichtert wurde.

Die erste zahnärztliche Bildungsanstalt in Amerika und der Welt überhaupt, das noch bestehende Baltimore College of Dental Surgery, wurde im Jahre 1839 gegründet, nachdem man eine Zeitlang ohne Erfolg versucht hatte, eigene Lehrstühle für Zahnheilkunde in medizinischen Unterrichtsanstalten zu errichten. Im gleichen Jahre erschien zum erstenmal die älteste zahnärztliche Zeitschrift, das American Journal of Dental Science. 1845 erfolgte die Gründung des Ohio College of Dental Surgery, das seit 1888 die zahnärztliche Abteilung der Universität von Cincinnati bildet. 1856 und 1863 begannen zwei zahnärztliche Bildungsanstalten in Philadelphia, das Pennsylvania College of Dental Surgery und das Philadelphia Dental College, ihre Tätigkeit. Vier Jahre später wurde an der Harvard-Universität die erste zahnärztliche Abteilung an einer Hochschule errichtet. Diesem Beispiele folgte 1875 die Universität von Michigan und 1878 die Universität von Pennsylvanien. Im ganzen zählte man im Jahre 1900 54 zahnärztliche Bildungsstätten in den Vereinigten Staaten. Von diesen entstanden 2 vor 1850, 7 zwischen 1851 und 1875 und 45 zwischen 1876 und 1900. 28 oder mehr als die Hälfte entfallen auf das letzte Jahrzehnt.

In den 54 Schulen befanden sich im Jahre 1900 7928 Studenten, 569 Professoren und 549 Assistenten verschiedenen Grades, was einen Durchschnitt von etwa 147 Studenten, 10—11 Professoren und 10 Hilfslehrern für jede Anstalt ergibt. Unter den Studierenden waren 160 Frauen. 24 Anstalten hatten unter 100, ebenso viele 100 bis 300, 6 je über 300 Studenten. In den kleinen Schulen waren insgesamt 1282 Studierende, 260 Professoren und 195 Assistenten, in den mittleren 3961 Studierende, 254 Professoren und ebenso viele Assistenten, in den großen 2685 Studierende, 55 Professoren und 100 Assistenten. Die Zahl der Professoren und Assistenten verhielt sich zur Zahl der Studenten: in den kleinen Anstalten wie 1 zu 5, beziehungsweise 7, in den mittleren wie 1 zu 15—16, in den großen wie 1 zu 48—49, beziehungsweise 26—27. Im einzelnen finden sich freilich oft bedeutende Abweichungen von diesen Durchschnitten; manchmal sind dieselben so beträchtlich, daß man Mangel an Einheitlichkeit in der Statistik zu vermuten geneigt ist.

Folgende Anstalten wiesen die größte Besuchsziffer auf: die zahnärztliche Abteilung der Northwestern University in Chicago mit 542, das Chicago College of Dental Surgery mit 598, die zahnärztliche Abteilung der Universität von Pennsylvanien mit 484, das Philadelphia Dental College mit 375, das Philadelphia College of Dental Surgery mit 321 und das New-York College of Dentistry mit 316 Studierenden.

Von den 54 Anstalten sind 36 Abteilungen von Universitäten oder Colleges, die übrigen selbständige, ausschließlich zahnärztliche Schulen.

Das Unterrichtsgeld, das von allen Anstalten erhoben wird, beläuft sich im Gesamtdurchschnitt auf etwa 100 Dollars jährlich für jeden Studierenden. 41 Schulen schreiben eine Prüfungs- und Promotionsgebühr vor, die im Durchschnitt ungefähr 22 Dollars beträgt.

Ueber Vermögen, Einnahmen und Ausgaben liegen keine erschöpfenden statistischen Angaben vor. Die zahnärztliche Abteilung der Northwestern University in Chicago vereinnahmte und verausgabte im Unterrichtsjahre 1897—1898 80,000 Dollars. Als Gegensatz sei eine kleine Schule in Kansas City erwähnt, die mit einem Lehrkörper von neun Professoren und fünfzehn Assistenten nur eine Gesamtauslage von etwa 6000 Dollars verzeichnete. Hier wie in anderen kleineren Anstalten bildet die Privatpraxis offenbar die hauptsächliche Einnahmequelle der Professoren.

An den deutschen Hochschulen war die Zahnheilkunde bekanntlich bis in die jüngste Zeit hinein nicht genügend vertreten. Der Unterricht bestand nur aus Vorlesungen, zahnärztliche Kliniken, Laboratorien u. s. w. fehlten, so daß die Studierenden gezwungen waren, sich die praktische und technische Seite ihrer Ausbildung als Gehilfen

bei einem approbierten Zahnarzte anzueignen. Dagegen legte man in den zahnärztlichen Schulen Amerikas in der Erkenntnis, daß die Zahnheilkunde vor allem praktischen und realen Zwecken zu dienen habe, auf den technischen Teil des Unterrichts von jeher großen Wert. Die amerikanischen Institute hatten den weiteren Vorteil, daß sie, von den medizinischen Unterrichtsanstalten getrennt, als eigene geschlossene Fachschulen existierten, so daß die Zahnheilkunde nicht als ein untergeordneter Bestandteil der Medizin, sondern als selbständiger Wissenszweig behandelt wurde.[1]) Es liegt auf der Hand, daß auf diese Weise das zahnärztliche Studium zu rascherer und energischerer Durchbildung gelangen und der zahnärztliche Stand einen wichtigeren Faktor im höheren Berufsleben bilden mußte als in Deutschland. Der Unterschied trat um so mehr hervor, als im letzteren Lande neben den Zahnärzten eine Menge sogenannter Zahntechniker praktizierte, die ohne geregelte Fachschulung und Prüfung nach kürzerer oder längerer Lehrzeit bei einem Zahnheilkundigen auf Grund der Kurierfreiheit ihren Beruf ausübte.

Der hohe Ruf der Zahnheilkunde in Amerika erregte naturgemäß in manchem deutschen Zahntechniker den Wunsch, sich durch den Erwerb eines amerikanischen zahnärztlichen Doktortitels ein größeres berufliches Ansehen und eine reichere Praxis zu sichern. Einem derartigen Verlangen standen jedoch in den meisten Fällen in der weiten Reise, den hohen Kosten des Unterrichts und Lebensunterhalts während der mehrjährigen Studienzeit an einer amerikanischen Anstalt, der Unkenntnis der englischen Sprache und der mangelhaften Vorbildung große, wenn nicht unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege. Diese Verhältnisse boten im Verein mit der Lässigkeit mancher deutscher Behörden in der Kontrolle ausländischer Titel den Industrierittern in Amerika, die allerdings in vielen Fällen nicht Amerikaner, sondern Deutsche waren, den Anlaß, an deutsche Zahntechniker mit dem Angebot der käuflichen Vermittlung eines Titels heranzutreten. Natürlich mußte der gute Ruf des zahnärztlichen amerikanischen Doktortitels, sobald dieser betrügerische Wettbewerb größeren Umfang annahm, untergraben werden. Daß die Diplomhändler Deutschland als ihr Hauptfeld betrachteten, ersieht man daraus, daß sie sich mit Vorliebe in Städten mit starker deutsch-amerikanischer Bevölkerung festsetzten.

Das Treiben dieser Diplomfabriken datiert nicht von gestern. Vor etwa zwanzig Jahren wurde eine sehr bedeutende in Philadelphia von der Regierung des Staates Pennsylvanien unterdrückt. Im vorigen Jahre gelang es den Behörden in New-Jersey ein im Entstehen begriffenes Unternehmen dieser Art zu vernichten. Auch in Milwaukee scheinen sich einige eine Zeitlang behauptet zu haben, doch wurde ihnen durch geregelte Gesetzgebung das Handwerk auf immer gelegt. Das Treibhaus für dieselben aber bildete in jüngster Zeit die Stadt Chicago. Im Staate Illinois besteht nämlich ein Gesetz, wonach zur Erlangung eines Charter oder Freibriefs zum Zwecke der Gründung einer Unterrichtsanstalt und der Herausgabe von Diplomen nur eine Vereinigung von drei Personen erforderlich ist. Dasselbe sollte das Entstehen neuer Unterrichtsanstalten erleichtern und auf dem Wege des freien Wettbewerbs zur Förderung des Unterrichts- und Erziehungswesens beitragen, es ist aber auf den ersten Blick klar, daß es mangels genauerer Bestimmungen und einer strengen staatlichen Aufsicht zu Mißbräuchen führen mußte. Für den Diplomhandel besonders war es wie geschaffen. Allerdings wurden die berüchtigtsten Diplomfabriken in mehreren Fällen aufgehoben, aber sie wußten sich der Wirkung einer solchen Maßregel zu entziehen, indem sie alsbald unter neuem Namen und mit einem neuen Freibrief wieder auftraten. Nach Prof. Miller, Berlin, hatte eine unter ihnen, der allerdings zuerst im Jahre 1899 und dann endgültig im Jahre 1901 die Möglichkeit des Weiterbestehens oder Neuauflebens durch legislative Maßnahmen abgeschnitten wurde, nicht weniger als 24 Freibriefe. Ueber 1000 betrügerische Doktordiplome sollen von diesen Titelhändlern zum Preise von 5—500 Dollars nach Europa abgesetzt worden sein.

Unter den Diplomverkäufern sind zwei Klassen zu unterscheiden: solche, die gar keine Lehrlokale, Lehrkräfte und Studienkurse besaßen, und diejenigen, die zwar Lehrräume und einen Lehrkörper hatten, die aber ihren an und für sich schon ungenügenden Studiengang bei Ausländern nach Belieben kürzten, indem sie diesen, oft nach einem Aufenthalte von wenigen Wochen, die gewünschten Doktordiplome ausstellten. Die Inferiorität dieser Institute, die unter den oben erwähnten 54 Anstalten nicht mitgezählt sind, wird überdies durch das Fehlen aller Anforderungen an die Vorbildung ihrer Studierenden gekennzeichnet. Zu der ersteren Gattung gehörte das berüchtigte Cosmopolitan Postgraduate Dental College, zu der letzteren das im Jahre 1888 gegründete German American Dental College in Chicago.

Die Ansichten bezüglich dieser letzteren Anstalt waren lange Zeit geteilt. Um sich in der Oeffentlichkeit, in deutschen wie in amerikanischen Kreisen einen Rückhalt zu verschaffen, scheint der Besitzer und Leiter des Unternehmens eine Art Doppelspiel aufgeführt zu haben, indem er einerseits seine Schule als ein Mittel zur Förderung des Deutschtums in Amerika hinstellte, andrerseits den amerikanischen Politikern und Behörden gegenüber betonte, daß dieselbe minder bemittelten Deutschen, die den strengen und übertriebenen Anforderungen der deutschen Gesetze nicht zu genügen vermöchten, die Möglichkeit einer besseren Lebensstellung bieten solle. Daß die Schule mit den eigentlichen zahnärztlichen Unterrichtsanstalten Amerikas nicht auf gleicher Stufe stand, geht zum Teil schon daraus hervor, daß sie nicht zum Verbande der zahnärztlichen Bildungsanstalten gehörte. Ihre Diplome wurden von den Staatsprüfungsbehörden nicht als genügender Ausweis zur Erteilung von Lizenzen angesehen.[2]) Nach dem weiter unten erwähnten Entscheid des Obergerichts von Illinois bildeten die Beziehungen der Anstalt zur zahnärztlichen Prüfungsbehörde des Staates Illinois wiederholt Anlaß zu unerquicklichen Differenzen. Der Leiter der Anstalt, der selbst eine Zeit lang Mitglied der Prüfungsbehörde war, scheint fortwährend bestrebt gewesen zu sein, für seine Schule besondere, den anderen zahnärztlichen Bildungsanstalten nicht gewährte Vorteile und Begünstigungen von der Prüfungskommission zu erwirken. Leider ist es mehr als wahrscheinlich, daß nicht sämtliche Mitglieder der Kommission diese Bestrebungen zurückwiesen, obgleich die Mehrheit sich allem Anschein nach mit einer einzigen gleich zu erwähnenden Ausnahme stets ablehnend verhalten hat; wenigstens ist in keinem einzigen Falle die Ausstellung einer rechtsgültigen Lizenz auf Grund eines Diploms der Anstalt erwiesen. Schon 1890 oder 1891 wurde ein Gesuch der Schule um staatliche Anerkennung ihrer Diplome abschlägig beschieden. Im Jahre 1897 stellte die Kommission eine Liste aller den staatlichen Anforderungen genügenden zahnärztlichen Unterrichtsanstalten auf, worin das German American Dental College fehlt. Im Mai vorigen Jahres wurde auf Vorschlag des seither wegen mißbräuchlicher Amtsführung angeklagten Sekretärs der Kommission ein Antrag angenommen, wonach den Zeug-

[1]) Auch in Deutschland scheinen Regierung und Zahnärzte in jüngster Zeit die Trennung der Zahnheilkunde von der Medizin mehr zu befürworten, ohne daß erstere sich jedoch bislang auch nur annähernd die selbständige und machtvolle Stellung wie in Amerika errungen hätte. Zur Kennzeichnung des Abstandes braucht nur auf das verschiedene Verhältnis der zahnärztlichen Fakultäten Amerikas und der deutschen zahnärztlichen Institute zum Gesamtverbande der Universität hingewiesen zu werden.

[2]) Illinois gehört zur Gruppe jener Staaten, in denen die Konzession zur Ausübung der zahnärztlichen Praxis entweder auf Grund eines von den Behörden zu genehmigenden zahnärztlichen Studiendiploms oder durch das Bestehen einer Staatsprüfung erlangt wird, und zwar ist in Illinois die Zulassung zu dieser Prüfung bis jetzt nicht von dem Besitze beruflicher Studienzeugnisse abhängig, so daß auch zahnärztliche Gehilfen, kurzum Leute, die keinen regelrechten Studiengang zurückgelegt haben, zur Ablegung der Prüfung berechtigt sind.

nissen der Anstalt die Anerkennung zugesichert würde, wofern sie den Gesetzen des Staates Illinois und den im vorhergegangenen Jahre veröffentlichten Vorschriften der Prüfungskommission entspräche. Obwohl dieser Beschluß nur eine bedingte Anerkenung bildet, wurde er, weil er bezüglich seiner Tragweite möglicherweise zu Erörterungen Anlaß bieten konnte, im August desselben Jahres einstimmig wieder aufgehoben.[3] Gleichzeitig wurde beschlossen, der Schule behufs Ermäßigung der Kosten für Ausländer das Recht einzuräumen, den sonst vorgeschriebenen dreijährigen Studiengang durch drei unmittelbar aufeinander folgende Semester zu ersetzen — eine Bestimmung, die mit den allgemeinen Vorschriften der Kommission in ausdrücklichem Widerspruche stand.

Daß das German American Dental College in mehr als einer Beziehung auf den Charakter einer geordneten Unterrichtsanstalt keinen Anspruch erheben konnte, ist nach dem Erkenntnis des Illinoiser Obergerichts nicht zu bezweifeln. Die Eintrittsbedingungen entsprachen nicht den von der staatlichen Prüfungsbehörde geforderten. Dem Verlangen des Gerichts nach Studentenverzeichnissen wurde nicht Folge gegeben, vermutlich weil in vielen Fällen keine bestimmte Studienzeit eingehalten wurde. Es fanden keine regelmäßigen Zusammenkünfte und Beratungen der Fakultätsmitglieder statt, ja, unter den letzteren scheinen sich einige nicht einmal gekannt zu haben. Weit schlimmer jedoch als diese in Amerika festgestellten Mängel sind die in Deutschland zutage geförderten Tatsachen, indem die vor deutschen Gerichten stattgefundenen Verhandlungen ergeben haben, daß deutschen Zahntechnikern von dieser Schule in zahlreichen Fällen nach einem wenige Wochen oder Monate währenden Aufenthalte in Amerika zahnärztliche Doktordiplome ausgefolgt wurden.

Schon wiederholt waren im letzten Jahrzehnt Maßregeln gegen den Diplomhandel verlangt worden. Der im Jahre 1885 gegründete deutsche Zentralverein in Amerika graduierter Doktoren der Zahnheilkunde, dem nur in guten amerikanischen Anstalten promovierte Zahnärzte angehören, befaßte sich auf seiner Tagung im Jahre 1891 mit den Diplomverleihungen des German American Dental College. 1897 kam die Frage des durch die amerikanischen Diplomfabriken verursachten unlauteren Wettbewerbs wieder auf die Tagesordnung, aber zu einem energischen Vorgehen konnte sich der Verein nicht entschließen, obwohl die Angelegenheit gerade für seine Angehörigen zu einer Lebensfrage zu werden drohte, wie weiter unten bei Besprechung der in deutschen zahnärztlichen Kreisen entstandenen Bewegung auseinandergesetzt werden soll.

Im Jahre 1898 wies der Ausschuß des Allgemeinen Verbandes zahnärztlicher Unterrichtsanstalten Amerikas auf seiner Jahresversammlung in Omaha auf die durch den Diplomhandel dem Rufe der amerikanischen Zahnheilkunde im Auslande drohenden Gefahren hin, allein die große Mehrzahl der amerikanischen Zahnärzte glaubte nicht an die Möglichkeit der geschilderten Zustände. Als es sich herausstellte, daß die Darlegungen des Ausschusses auf Wahrheit beruhten, wandte man sich um Abhilfe an die Legislatur von Illinois. Dort fanden die Vorstellungen kein Gehör, da man den Verband als einen Diplom-Trust bezeichnete und ihm unlautere Beweggründe zuschrieb. Ein Appell an die Bundesgerichte erzielte keinen vollen Erfolg, weil das Unterrichtswesen in Amerika der Kompetenz der einzelnen Staaten untersteht. Gerichtlichen Schritten standen überhaupt um so größere Schwierigkeiten entgegen, als das eigentliche Beweismaterial, die verkauften Diplome, sich im Auslande befand.

Daß in dieser Sache in jüngster Zeit ein entschiedener Wandel zum Bessern einzusetzen beginnt, ist überwiegend das Verdienst des jetzigen amerikanischen Generalkonsuls in München, Dr. Worman. Es ist selbst in zahnärztlichen Kreisen hüben und drüben noch nicht genügend bekannt, mit welchen Schwierigkeiten derselbe in der Bewältigung dieser Aufgabe zu kämpfen hatte. Dr. Worman ist mit den tatsächlichen Verhältnissen im amerikanischen Hochschulwesen genau vertraut, da er selbst an einer der bedeutendsten amerikanischen Universitäten wirkte. Neben der Ehre des von ihm vertretenen Landes war es daher vor allem das Ansehen des amerikanischen Unterrichtswesens im Auslande, das ihm in dieser Angelegenheit am Herzen lag. In seinem Vorgehen war er in der Hauptsache auf sich selbst angewiesen. Die Bundesregierung konnte ihm aus verfassungsrechtlichen Gründen nicht diejenige Unterstützung angedeihen lassen, die der Wichtigkeit der Sache und ihrem eigenen Interesse an derselben entsprochen hätte.

Dr. Worman wurde auf den Diplomhandel zuerst durch die Aeußerung eines deutschen Zahntechnikers aufmerksam, der ihm gegenüber bemerkte, er gedenke sich nach Amerika zu begeben, da zahnärztliche Doktordiplome daselbst käuflich zu erwerben seien. Dadurch zu Nachforschungen veranlaßt, trat der Konsul auf Ersuchen des Vereins deutscher Zahnärzte in verschiedenen, auf Grund des Gesetzes gegen den unlauteren Wettbewerb gegen deutsche Zahntechniker eingereichten Klagen als Sachverständiger auf. Durch diese Verhandlungen und durch eine umfangreiche Korrespondenz mit amerikanischen Behörden u. s. w. gelangte er in den Besitz eines beständig sich mehrenden Beweisstoffes, der nicht nur das Vorhandensein der Diplomfabriken bewies, sondern die Sachlage weiter dadurch komplizierte, daß er bezüglich der korrekten Amtierung der Staasprüfungsbehörde von Illinois zu ernstem Zweifel Anlaß gab. Um dieser Frage auf den Grund zu gehen, reiste Dr. Worman im Sommer des Jahres 1902 nach den Vereinigten Staaten, nachdem seine Nachforschungen in Deutschland nicht weniger als 40 gefälschte oder zweifelhafte Lizenzen des Staates Illinois zutage gefördert hatten. Diese Lizenzen waren im Besitze von Inhabern von Diplomen des German American Dental College und sollten offenbar den Wert und die Gültigkeit dieser Urkunden bekräftigen. Tatsächlich wurden von den deutschen Gerichten mehrere Klagen gegen die Besitzer solcher Diplome zurückgewiesen, weil letztere von der staatlichen Prüfungsbehörde von Illinois acceptiert worden waren. Der später unter Anklage gestellte frühere Sekretär der Prüfungskommission bezeichnete die beanstandeten Lizenzen als Fälschungen — eine Aussage, die um so weniger einleuchtend ist, als die Bücher der Prüfungsbehörde Andeutungen lieferten, daß auch Amerikanern, welche die Prüfung nicht bestanden hatten, regelwidrige Lizenzen ausgestellt worden waren. In dem zur Zeit noch unentschiedenen Verfahren gegen diesen Beamten ist es von wesentlichem Belang, daß die bayerischen Behörden entgegen ihrer früheren Gepflogenheit in die Auslieferung der inkriminierten Originalurkunden an die amerikanischen Gerichte gewilligt haben. Was immer aber das Ergebnis der von der Staatsanwaltschaft von Illinois erhobenen Anklagen sein mag, der praktische Erfolg war ein sofortiger, indem der Gouverneur von Illinois am gleichen Tage, an dem Dr. Worman ihm die Beweisstücke vorlegte, den Rücktritt der gesamten Prüfungsbehörde forderte. Von den Mitgliedern wurde nur eines, dessen Nichtbeteiligung an den fraglichen Unregelmäßigkeiten außer Zweifel stand, in die neue Kommission, bei deren Anstellung die zahnärztlichen Gesellschaften mitwirkten, hinübergenommen. Inzwischen hat der Lehrkörper des German American Dental College seine Entlassung genommen und in jüngster Zeit ist dieser Schule vom höchsten Gerichtshofe von Illinois der Charakter einer in gutem Rufe stehenden Anstalt aberkannt worden, was im Verein mit den in Deutschland ergriffenen Maßregeln wohl ihr Eingehen zur Folge haben wird. Ebenso dürfte das sogenannte Cosmopolitan Postgraduate Dental College, bei dem der betrügerische Zweck offen zutage lag, unschädlich gemacht worden sein.[4])

[3]) Infolge dieser Widerrufung des früheren Beschlusses wurde die Anstalt an der bayerischen Regierung auf die Vorstellungen des amerikanischen Konsuls Dr. Worman von der Liste der anerkannten zahnärztlichen Unterrichtsanstalten Amerikas gestrichen.

[4]) Die Staatslegislatur von Illinois tagt nur alle zwei Jahre und war aus diesem Grunde bisher nicht in der Lage, den angeführten Mißständen Rechnung zu tragen.

Das erfreulichste Zeichen ist, daß die amerikanischen zahnärztlichen Kreise endlich selbst zum Bewußtsein ihrer Pflichten gegen die Ehre ihres eigenen Standes erwacht sind. Auf der Tagung des Allgemeinen Verbandes der zahnärztlichen Unterrichtsanstalten Amerikas in Milwaukee im Jahre 1902 wurde nach einer Ansprache Dr. Wormans beschlossen, daß jede zum Verbande gehörige Anstalt zur Bestreitung der durch die gerichtlichen Schritte gegen die Diplomsfabriken verursachten Unkosten einen Beitrag von 50 Dollars zu leisten habe. Es kann nicht genug betont werden, daß die amerikanische Zahnheilkunde durch das Unwesen der Diplomhändler nicht im mindesten berührt worden ist; sie ist beständig fortgeschritten und übertrifft, nach dem Urteil der besten Autoritäten, auch heute noch die aller anderen Länder. Man ist in Deutschland nur zu sehr geneigt, jedes Privatunternehmen auf dem Gebiete des Unterrichts für eine finanzielle Spekulation zu halten, und doch ist hinsichtlich der überwiegenden Mehrheit der amerikanischen Bildungsanstalten nichts irriger als eine solche Annahme.

Ebenso zeugen die von dem Verbandsausschusse vorgeschlagenen Maßnahmen zur Regelung der Beziehungen zwischen dem zahnärztlichen Unterrichtswesen Amerikas und dem Auslande von dem ehrlichen Wunsche, allen begründeten Klagen der europäischen Behörden Rechnung zu tragen. Der Ausschuß hat zu diesem Zwecke die Mitwirkung der amerikanischen Zahnärzte, Prüfungsbehörden und Konsularvertretungen erbeten. Der Bericht für das vergangene Jahr hebt hervor, daß zuerst drüben den Uebeln, die den amerikanischen zahnärztlichen Doktortitel in Europa in Verruf gebracht hätten, gesteuert werden müsse, ehe man ein Nachlassen der im Auslande entstandenen Bewegung gegen die amerikanischen Zahnärzte erwarten könne. Der zahnärztlichen Gesellschaft des Staates Illinois dürfe der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie, obwohl reichlich mit Mitteln versehen und tüchtige Fachmänner in ihren Reihen zählend, sich um die unter ihren Augen stattfindenden Mißbräuche nicht gekümmert habe. Zwar gingen die betrügerischen Diplome nach dem Auslande, aber die Reinigung des Stromes müsse an der Quelle erfolgen, und es sei daher vor allem nötig, das Uebel rücksichtslos und in seinem ganzen Umfange aufzudecken, damit die Oeffentlichkeit und die beruflichen Kreise sich bewußt würden, daß die Ehre des Landes und der gute Name des amerikanischen Unterrichtswesens auf dem Spiele stünden. Wolle man den Standpunkt vertreten, daß durch kräftiges Einschreiten gegen die Mißbräuche nur die Polizeiarbeit fremder Länder besorgt werde, so mache man sich mitschuldig an dem Vergehen jener Leute, die den hohen Ruf der amerikanischen Zahnheilkunde zu betrügerischen Handelszwecken mißbrauchten.

(Schluß folgt.)

Die politische Aufgabe der amerikanischen Universitäten.

Neulich hat Hon. Andrew D. White bei der Feier des fünfzigjährigen Jubiläums seiner Erlangung der Baccalaureuswürde an der Yale-Universität eine Rede vor seinen ehemaligen Studiengenossen gehalten, die nun unter dem Titel „A Patriotic Investment“ als Broschüre erschienen ist und einige sehr wichtige, der Verbesserung der amerikanischen Staatsverwaltung förderliche Erweiterungen des akademischen Unterrichts in den Vereinigten Staaten in Vorschlag bringt. Bekanntlich hat Deutschland während der letzten vierzig Jahre einen epochemachenden Einfluß auf die amerikanischen Universitäten ausgeübt und eine vollständige Umgestaltung derselben bewirkt. Nach dieser Richtung möchte Hr. White noch weiter gehen und die amerikanischen Hochschulen nicht nur zu freien Pflanzstätten der gesamten Wissenschaften, sondern zugleich, nach deutschem Muster, zu Ausbildungsanstalten für künftige Staatsdiener machen.

Es ist eine überraschende, unerfreuliche und die fortschreitende Entwicklung und Fortdauer der Republik gefährdende Erscheinung, daß in den Vereinigten Staaten die Männer von feiner und gelehrter Bildung fast gar keine Rolle in der Politik spielen, sondern die Regierung des Landes dem großen Haufen überlassen, der unter der Herrschaft der „Bosses“ und Maschinenpolitiker, lauter nur auf den eigenen Vorteil bedachten Demagogen steht, ihren Befehlen bei der Ausübung des Wahlrechts blindlings gehorcht und sich wie Stimmvieh in Rudeln auf den Wahlplatz treiben läßt. Woher kommt es, daß in einem großen Freistaate die besten und gebildetsten Bestandteile der Bevölkerung ihre Bürgerpflichten in so auffälliger und gemeinschädlicher Weise vernachlässigen, indem sie auf das Recht, die politischen Geschicke des Landes zu bestimmen und dadurch dessen Ansehen und Wohlergehen zu befördern, freiwillig verzichten? Muß eine Demokratie bei der praktischen Anwendung ihrer Grundsätze zu einer Ochlokratie ausarten? Mit anderen Worten, liegt es im Wesen einer Volksregierung, sich als eine Pöbelherrschaft zu erweisen? Darüber herrschen bei gleich großen und glaubwürdigen Autoritäten ganz verschiedene Ansichten: der Pessimist blickt in die Vergangenheit zurück, faßt die immer gewesene und noch bestehende schlechte Seite ins Auge und fühlt sich gezwungen, die Frage zu bejahen, während der Optimist heiter und hoffnungsvoll in die Zukunft schaut, alles in rosigem Lichte sieht und dieselbe Frage entschieden und sogar mit Entrüstung verneint.

Daß unwissende Leute auch in den Staaten, die am besten für die Volkserziehung sorgen, die überwiegende Mehrzahl bilden, ist leider nicht zu leugnen. Selbst die Abnahme der Analphabeten, obwohl sie einen mit Freude zu begrüßenden Fortschritt bezeichnet, liefert keinen untrüglichen Beweis für die politische Fähigkeit, denn ein Mann kann des Lesens und Schreibens kundig sein, ohne dadurch in den Stand gesetzt zu werden, ein richtiges Urteil über öffentliche Angelegenheit zu fällen und das Wahlrecht mit Verstand und zum allgemeinen Besten auszuüben. In einem Lande, wo der Prozentsatz der Analphabeten am niedrigsten steht und die Wählenden vollständige Freiheit genießen, dürfte man nicht mit Sicherheit erwarten, daß die geeignetsten und tüchtigsten Bürger in öffentliche Stellungen berufen werden, oder daß der aus Volksvertretern bestehende Landtag das Ideal eines repräsentativen Körpers verwirklichen oder einem Musterparlament am nächsten kommen sollte. Wie kann solchen überall in die Augen fallenden Uebelständen abgeholfen und die entscheidende Majorität bei der Abgabe ihrer Wahlstimmen so beeinflußt und geleitet werden, daß die mit dem allgemeinen Wahlrecht verbundenen und die tieferblickenden Staatsbürger mit Bedenken erfüllenden Gefahren beseitigt werden, damit dieser glücklichen und gründlichen Umwandlung zufolge das Suffrage universel nicht mehr zum Verderben, sondern zum Gedeihen des Gemeinwesens dienen sollte und als eine höchst wichtige und heilsame politische Funktion zu betrachten sei? Daß die Massen in dieser Beziehung der Führung bedürfen und nie entbehren werden, dürfte man als selbstverständlich voraussehen. Es fragt sich nur, wer diese unerläßliche Führung übernehmen und behalten sollte: die edelsinnigen und hochgebildeten Staatsbürger, die ihr Augenmerk stets auf das Landeswohlgedeihen richten, oder die selbstsüchtigen und gemeinschädlichen Berufspolitiker und freibeuterischen Parteigänger, die alle öffentlichen Aemter als die ihnen zufallenden „spoils“ eines siegreichen Wahlfeldzuges an ihre beutegierigen Anhänger verteilen.

Als Staatssenator in New-York und langjähriger amerikanischer Gesandter in Berlin und St. Petersburg hat Dr. White eine sehr günstige Gelegenheit gehabt, die Mängel der amerikanischen Staatsverwaltung in inneren wie in äußeren Angelegenheiten genau zu beobachten und richtig zu beurteilen. Auch durch seine eifrige und ergiebige Tätigkeit als Professor der Geschichte an der Cornell-Universität und Präsident dieser Erziehungsanstalt wurde er in den Stand gesetzt, die Mangelhaftigkeit der Leistungen der amerikanischen Hochschulen für die wissenschaftliche und praktische Bildung der Studierenden zu ihrem staatsbürgerlichen Berufe völlig zu erkennen und über die zur Besserung der vorhandenen Zustände notwendigen Maßnahmen nachzudenken. Als die

praktischen Ergebnisse dieser Beobachtungen und persönlichen Erfahrungen schlägt er nun vor die Angliederung mindestens vier neuer Professuren an die philosophischen Fakultäten der amerikanischen Universitäten, um Unterricht in der vergleichenden Gesetzgebung und Staatsverwaltung, der internationalen Rechtswissenschaft und der Geschichte der Zivilisation zu erteilen, woran eine eingehende kritische und durchaus unparteiische Darstellung der historischen Entwicklung und besonderen Bedeutung der Vereinigten Staaten sich anschließen sollte.

Der Gedanke einer Ergänzung der philosophischen Fakultät durch solche Fächer ist schon früher aufgetaucht und erörtert, aber nur teilweise durch die Gründung von Handelsschulen („schools of commerce") in Verbindung mit einigen Universitäten zur Ausführung gebracht worden. Hier war der Hauptzweck die Förderung der Handelsinteressen durch die Verbesserung des Konsular-Dienstes, aber diese Institute sind erst vor ein paar Jahren eingerichtet worden und haben noch nicht Zeit gehabt, ihren Einfluß auf den betreffenden Verwaltungszweig der Bundesregierungen zu erweisen. Bis jetzt haben die Graduirten dieser „schools of commerce" in der Regel nur untergeordnete Stellen erhalten; im ganzen sind kaum mehr als sechs zu Konsuln ernannt worden; es ist jedoch inzwischen eine bedeutende Verbesserung des Konsular-Dienstes zu verzeichnen, wozu der vom Präsidenten Cleveland 1895 verkündete Erlaß, der für die Bewerber um die wichtigsten Konsulate eine Prüfung forderte, wesentlich beigetragen hat.

Es liegt auf der Hand, daß die von Hrn. White vorgeschlagene Erweiterung des akademischen Unterrichts einen erfreulichen und ersprießlichen Fortschritt nach derselben Richtung bewirken und zur Gesundung des politischen Lebens dienen würde; aber um den erwünschten Zweck zu erreichen, dürfte die Sache nicht als etwas rein Akademisches betrachtet und behandelt werden. Die Studenten müssen nicht nur gründliche Kenntnisse in den erwähnten Fächern erwerben, um die eigene Lernbegierde zu befriedigen, sondern auch verstehen, die wissenschaftlichen Ergebnisse ihrer Studien in gemeinfaßlicher Form und mit Ueberzeugungskraft dem großen Publikum mitzuteilen und zum Gemeingut aller Staatsbürger zu machen. Nur auf diese Weise wird es ihnen möglich sein, Ansehen und Anerkennung als Sachverständige auf den Gebieten der Gesetzgebung, Staatswissenschaft und Volkswirtschaft zu gewinnen und durch die Reform des Zivildienstes und die Beseitigung der Amtsausbeutung die ins Ungeheure gewachsene Macht der Maschinenpolitiker zu brechen und die Wahlmänner davon zu befreien. Diese mit Recht zu nennende großartige „Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung" (university-extention-movement) würde die gelehrten Kreise in Fühlung mit allen Volksschichten bringen und auf ihre politischen Anschauungen und Gesinnungen in hohem Grade erzieherisch und erhebend einwirken.

Früher waren die amerikanischen „colleges" fast ausschließlich kirchliche Schulanstalten und hielten es für ihre Hauptaufgabe, die Religion zu fördern und zu pflegen oder vielmehr für die Glaubensbekenntnisse der verschiedenen Sekten Propaganda zu machen. In der letzteren Zeit haben die dortigen Hochschulen diesen mittelalterlichen konfessionellen Charakter immer mehr abgelegt und sich zu wirklichen Universitäten und freien Pflanzstätten der Wissenschaft ausgebildet. In den Staatsuniversitäten sind keine theologischen Fakultäten vorhanden, da die Theologie als Lehrgegenstand nicht zugelassen wird; dasselbe gilt von den hervorragendsten durch Schenkungen Privatmänner gegründeten Universitäten, und selbst diejenigen, die dem Sekteneifer ihr Entstehen verdanken, haben das ursprüngliche konfessionelle Gepräge allmählich verloren und ziehen bei Berufungen von Professoren die religiösen Ansichten und Glaubensbekenntnisse derselben nicht mehr in Erwägung. Indessen wird das Band zwischen Universitätsbildung und Staatsverwaltung enger geknüpft; die Lehrstühle der verschiedenen staatswissenschaftlichen Fächer werden rasch vermehrt und gut besetzt, und ihre große Bedeutung für das Gedeihen demokratischer Institutionen tritt immer entschiedener und klarer hervor und nimmt die Aufmerksamkeit aller einsichtigen Bürger immer mehr in Anspruch.

E. P. Evans.

Zum Brande der Nationalbibliothek in Turin.

Von den wertvollsten Beständen der Bibliothek in Turin ist ein größerer Teil in der Nacht zum 26. Januar bei einem Brande zugrunde gegangen. Zwar erweist sich heute das Unglück als nicht ganz so schwer, wie die ersten Nachrichten befürchten ließen, gelang es doch noch, eine stattliche Anzahl handschriftlicher Werke und Urkunden dem Feuer zu entreißen, teils unverletzt, teils mehr oder minder verbrannt oder vom Wasser beschädigt. — Man forscht nach der Ursache des Feuers und wird ja auch bald den unvermeidlichen Kurzschluß in der elektrischen Leitung festgestellt haben, obwohl heute schon gewichtige Stimmen laut werden, daß ganz unmöglich das Feuer durch Kurzschluß entstanden sein kann. Der Schaden am Gebäude wird bald geheilt sein, man wird vortreffliche Feuerlöschvorrichtungen darin anbringen, in einer Eisenkammer bergen, was von der Bibliothek des Klosters Bobbio und von anderen Manuskripten gerettet werden konnte, man wird den Verlust an gedruckten Werken durch Ankäufe wieder ersetzen und in nicht zu ferner Zeit wird eine glänzende Feierlichkeit zur Wiedereröffnung der kgl. Universitäts- und Nationalbibliothek in Turin die meisten darüber wegtäuschen, daß die Wissenschaft wie die Kunst unwiederbringliche, unersetzliche Verluste erlitten hat. Denn man wird eben nur kaufen können, was käuflich ist: die altehrwürdigen Handschriften aller Zeiten und Völker, die kostbaren, mit Miniaturen geschmückten Bücher, Zeugen klösterlichen Kunstfleißes im Mittelalter, sind unersetzlich und für immer verloren; der spärliche Bestand, der überhaupt sich bis in unsere Tage gerettet, ist noch mehr verringert worden. Seit bei dem Brande der Bibliothek in Straßburg, dank der Nachlässigkeit oder dem bösen Willen der französischen Behörden, alle dortigen Bücherschätze zugrunde gegangen sind, hat die Wissenschaft einen so herben Verlust an ihrem besten Arbeitsmaterial nicht mehr erlitten: Es ist in Turin nicht lediglich Spielzeug der Gelehrten verloren gegangen, wie viele glauben werden, nein, es sind Schätze vernichtet, noch ehe auch nur der kleinere Teil davon behoben und wirklich verarbeitet war.

So ist es nicht verwunderlich, wenn der Bibliothekbrand in Turin nicht nur für ein Unglück angesehen wird, das Italien allein betraf, sondern wenn viele Tausende von Gebildeten in allen Teilen der Welt den Verlust schwer beklagen, den Wissenschaft und Kunst erlitten, und bitter fragen, ob darum die Besten aus allen Jahrhunderten und Völkern ihr Bestes gegeben, ob darum ihre Werke durch die Zeiten der Barbarei gerettet, darum in Zeiten wachsender Erkenntnis gesammelt und pietätvoll bewahrt wurden, um in unseren Tagen, inmitten einer großen Stadt, eines großen Kulturstaates, in ein paar Stunden ein Aschenhaufen zu werden?

Es liegt uns fern, die Sicherheitsmaßregeln in der Turiner Bibliothek irgendwie zu tadeln; wo wären sie nicht vortrefflich?! Wir bemerken lediglich, was die Gazetta di Torino konstatiert, daß nämlich die Bibliothek nachts weder einen Pförtner, noch eine Wache hatte, die zu bestimmten Stunden die Runde geht. So verging kostbare Zeit, bis nur die ersten Retter in das brennende Gebäude eindringen konnten. Dazu kamen gewisse „Zufälligkeiten", die selten bei einem größeren Brande fehlen. So konnte z. B. eine eiserne Türe, die zum Cimeliensaale führte, lange Zeit und unter Anwendung aller Gewalt nicht geöffnet werden, ein Umstand, durch den Hunderte von Dokumenten verloren gingen, die sonst noch hätten gerettet werden können. Auch an die auffallende Tatsache, daß von der ganzen Bibliothek gerade der wertvollste Teil, und von diesem wieder das wertvollste Werk, das Gebetbuch des Herzogs von Berry, mit verbrannt ist, wollen wir so wenig besondere Betrachtungen knüpfen, wie daran, daß es gerade Italien ist, das innerhalb von noch nicht zwei Jahren zwei so schwere Unglücksfälle wie den Einsturz des Campanile von San Marco und den Bibliothekbrand in Turin erleiden mußte. Wir möchten nur auf Folgen hinweisen, die solche Unglücksfälle haben können: sie pflegen aus dem Gefühle der Sicherheit aufzurütteln, das dann am ehesten eintritt, wenn jahrzehntelang, jahrhundertelang kein ähnliches Unglück geschieht. Der Warenhausbrand in Budapest, der furchtbare Theaterbrand in Chicago hatten die internationale Folge, daß überall

die Warenhäuser und Theater auf ihre Feuersicherheit geprüft wurden und gewiß manches schon drohende Unheil noch abgewendet werden konnte. Ebenso bewahrte der stürzende Campanile andere altehrwürdige Turmbauten vor gleichem Geschicke.

Wir wollen auch nicht den leisesten Vorwurf erheben, daß irgend in Bayern der Feuerschutz der Kunstsammlungen, Bibliotheken oder der Archive zu wünschen übrig lasse, am wenigsten in unserer Hauptstadt München. Aber sollte nicht doch der Brand in Turin eine deutliche Mahnung sein, auch in Zukunft nichts zu versäumen, was zur Sicherheit der Sammlungen dienen könnte, in denen Unersetzliches bewahrt wird, eine Mahnung, sich die stete Möglichkeit der Gefahr wenigstens recht oft und nahe vor Augen zu führen, nachdem wir in Bayern — unberufen! — seit den schweren Residenzbränden von 1674 und 1729 an Kunstgut einen größeren Feuerschaden überhaupt nicht mehr erlitten haben und uns leicht in Sicherheit wiegen könnten. Der Brand in Turin ist ein vernehmliches Videant consules! allen denen zugerufen, die zu wachen haben über unsere Sammlungsschätze in der Hauptstadt wie in den Provinzen, Schätze, die nicht nur einen Stolz unseres Volkes, sondern, schon rein zahlenmäßig betrachtet, einen beträchtlichen Teil unseres Nationalvermögens bilden.

Bücher und Zeitschriften.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Leipzig, B. G. Teubner.

Mit dem Erscheinen des 50. Bändchens ist die Sammlung Teubner zu einem bemerkenswerten Abschnitt ihres Bestehens gelangt. Dies dürfte uns gerade hier in München Veranlassung zu einem kurzen Rück- und Ueberblick geben. Ging doch die Anregung zu diesem für die gesamte Volksbildung so wichtigen Unternehmen von unserm unvergeßlichen, für geistige, sittliche und hygienische Volkserziehung treubesorgten Professor Dr. Hans Buchner aus, demselben, der sich auch um die Einrichtung der Münchener Volkshochschulkurse so wohl verdient machte und der die stattliche Reihe der Bändchen mit seinen „Acht Vorträgen aus der Gesundheitslehre“ (2. Aufl., besorgt von Prof. Dr. Gruber) eröffnete. — Wie bei der Erschließung fremder Länder dem Forscher und Missionar der Kaufmann und der Landwirt auf dem Fuße folgen, um die erschlossenen Gebiete für eine dauernde, fruchtbare Kolonisation zu gewinnen, so sollte durch die Herausgabe zahlreicher anschaulicher und belehrender Vorträge aus den verschiedenen deutschen Volkshochschulkursen ein dauernder, auch in fernere Kreise dringender Gewinn für unsere Volksbildung erreicht werden. Die Verbreitung der Bändchen, von denen viele schon die zweite Auflage erlebten, demnach in mehr als 4000 Exemplaren in unser Vaterland und über seine Grenzen hinaus gelangt sind, dürfte am besten dafür sprechen, wie sehr damit der Sache der Volksbildung gedient wird. — Unsere Münchener Gelehrten- und Lehrerwelt hat an diesem erfreulichen Bildungswerk auch ferner einen hervorragenden Anteil genommen, indem von den fünfzig Bändchen zehn von München ausgegangen sind; dazu gehören: Borinski: Das Theater; Giesenhagen: Unsere wichtigsten Kulturpflanzen; Graetz: Das Licht und die Farben; Gruber: Deutsches Wirtschaftsleben; Günther: Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen; Haacke: Bau und Leben des Tieres; Haushofer, Bevölkerungslehre; Lotz: Verkehrsentwicklung in Deutschland; Unold: Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. — Die Verlagsbuchhandlung hat nunmehr aus der so mannigfaltigen und reichhaltigen Sammlung Gruppen verwandten Inhalts zu „Bibliotheken“ zusammengestellt; so entstand eine pädagogisch-philosophische, eine naturwissenschaftliche, eine medizinische, eine technische, eine volkswirtschaftliche, eine geographische, eine kulturhistorische und eine „deutsche“ Bibliothek. — Möge die Sammlung noch weiter im Geiste ihres Anregers und ihres Begründers mitwirken zur Förderung und Verbreitung von Volksbildung in allen Kreisen unseres [illegible]landes, namentlich in denjenigen der Lehrer und der [illegible]renden Jugend, um so auf „gut Land“ zu fallen und hundertfältige Frucht zu bringen!

-d

Die große Stimme. Novellen von Ida Boy-Ed. Stuttgart und Berlin 1908, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, G. m. b. H.

Alle Achtung! Dieser Novellenband ist das Beste, was wir bisher von der Verfasserin gelesen haben, ja die eine Novelle „Ein Handel“ ist einfach vortrefflich. Wir stellen sie ohne Bedenken dem Allerbesten unter den neuzeitlichen Erzeugnissen der erzählenden Dichtung zur Seite. In der knappen, konzisen Darstellung entwickelt sich alles mit zwingender Notwendigkeit, die Entscheidung, von der drei Menschenschicksale abhängen, ist wohl vorbereitet und auf einen kurzen Moment zusammengedrängt und wir spüren an den an sich einfachen Vorgängen das Rauschen des großen, gewaltigen Schicksals. Die verderbliche Gewalt des Hochwassers und ihr Einfluß auf die Handlung ist meisterhaft geschildert und im Gegensatz zu Max Halbes „Strom“, wo die Natur mit dem, was die Menschen erleben, in etwas künstlicher und programmäßiger Weise verknüpft ist, haben wir hier überall den Eindruck des Natürlichen, des förmlich Selbstverständlichen. Auch die Menschen, die wir in dieser kleinen Geschichte kennen lernen, sind in ganz knappen Zügen plastisch und lebendig gezeichnet. — Die übrigen Geschichten, wenn auch ungleich an Wert und durchweg nicht auf der Höhe der vorgenannten stehend, tragen alle ihr eigenes Gesicht und zeigen bemerkenswerten Scharfblick der Verfasserin für das Besondere. Das gilt von „Treulose Treue“, von den scharfen Anklagen „Eine Brutalität“ und „Die Moral ist gerettet“, während das Lebensbild „Nur im Kreise“ etwas lehrhaften Eindruck macht und die Schnurre „A“ in der Behandlung des an sich ganz netten Stoffes nicht alles ausgeschöpft hat, was darin lag. Sehr hübsch sind dagegen die handelnden Personen in dem Geschichtchen „Der Dorfdiplomat“ geschildert. Die Titelnovelle ist in der Stimmung vorzüglich gediehen. Auch das Wehgefühl des Menschen, der das Schwinden des Gehörs spürt, ist glaubhaft und wirksam wiedergegeben. Ob er dann sich so rasch zu trösten vermag, da er die große Stimme der Natur versteht, das scheint uns freilich weniger wahrscheinlich.

S. S.

Allgemeine Rundschau.

Eine neue Deutung des Wortes „Hansa“.

∽ Das uns durch den großen norddeutschen Städtebund des Mittelalters geläufig gewordene Wort „Hansa“ erscheint in den Urkunden seit dem 12. Jahrhundert. Germanisten wie Historiker identifizieren es mit dem in Wulfilas Bibelübersetzung viermal in der Bedeutung von „Schar“, „Menge“ vorkommenden Wort „hansa“, dem angelsächsisch das einmal bei Beowulf vorkommende hôse entspricht. Man gibt daher auch dem hier in Rede stehenden Wort zuerst die Bedeutung „Vereinigung, Genossenschaft, Gesellschaft“, dann besonders „Handelsgesellschaft“ und leitet daraus die Bedeutung „Abgabe“, die dem Wort in den Quellen ebenfalls zukommt, her; es sei „die Handelsabgabe“, die an die Genossenschaft für das Recht, Handel zu treiben, von Nichtberechtigten bezahlt werden mußte, dann „Kaufmannschaft, Handelsabgabe“ überhaupt.

Eine andere Beziehung beider Bedeutungen dieses Wortes sucht Professor Colmar Schaube (Breslau) in der „Festschrift des germanistischen Seminars zu Breslau“ (Leipzig, Teubner) aus den Quellen nachzuweisen. Nach dieser durch reichliche Belege gestützten Aufstellung wäre „Abgabe für das Recht, Handel zu treiben,“ die ursprüngliche, „Handelsgenossenschaft“, die daraus erst abgeleitete Bedeutung des Wortes. Aus dem Beweismaterial, das Professor Schaube für seine Annahme aus dem ganzen Verbreitungsbereich des Wortes von Flandern und England bis nach

Oesterreich und den Alpenländern herbeizubringen sucht, heben wir die folgenden besonders wichtigen Punkte und Quellennachweise in folgendem hervor:

Im Jahre 1127 erteilt Herzog Wilhelm von der Normandie den Bürgern von St. Omer (Französisch-Flandern) ein Privileg, in dem es heißt: **Quisquis eorum ad terram imperatoris pro negatione sua perrexerit, a nemine meorum hansam persolvere cogatur.** Es ist klar, daß **hansa** hier nur eine Abgabe bedeuten kann. Streitig ist, wo und von wem diese Abgabe, von der die zu Handelszwecken in kaiserliches Land reisenden Bürger von St. Omer frei bleiben sollten, erhoben wurde; doch sind die meisten Erklärer darin einig, daß es sich um eine in Flandern selbst erhobene Abgabe handle. Eine Kaufmannsgenossenschaft bestand damals ebenfalls schon in der Stadt, aber ihre Statuten aus dem 11. Jahrhundert sowohl wie die Privilegien aus dem 12. — darunter das von 1127 — kennen dafür nur den Namen **gilda mercatoria.** Erst die französisch abgefaßten Statuten aus dem 13. Jahrhundert nennen sie Hanse; **une confrarie, ke on apele hanse, la confrarie de la hanse.** Gleichzeitig brauchen sie aber noch für die Abgabe, die für das mit der Gilde verbundene Handelsrecht zu entrichten war, und ebenso für dieses Recht selbst die Bezeichnung **hanse.** Ganz ähnlich ist es in Mecheln: Dort wurde mit dem Namen „Hanse“ ebenfalls das Handelsrecht bezeichnet, für dessen Erwerb jeder in die Gilde Eintretende außer dem Eintrittsgeld eine besondere Abgabe zu leisten hatte. Die Genossenschaft selbst heißt stets nur Gilde, nie **hansa.** Besonders bemerkenswert ist das Vorkommnis des Wortes **hansa** in der flandrischen Stadt Lille (Ryssel). Hier begegnen uns, zuerst in den Statuten der Stadt vom Jahre 1235, **4 comites hansae,** Hansgrafen, ohne daß daselbst eine Kaufmannsgenossenschaft nachweisbar wäre: **scabini debent capere quatuor homines, comites hanse. . . .** Sie sind, das zeigen alle Urkunden, die Kämmerer oder Schatzmeister der Stadt, an deren Stelle bei der Reform der Stadtverwaltung vom Jahre 1466 ein aus den Bürgern ernannter königlicher **argentier** tritt. Demnach ist unzweifelhaft **hansa** auch hier im Sinne einer Abgabe zu verstehen, deren Erhebung und Verwaltung den **comites hansae,** den Hansgrafen, zustand; sie wurden dann die Finanzbeamten der Stadt überhaupt. Die gleiche Bedeutung ist nachweisbar in Brüssel, Antwerpen, Dordrecht, Utrecht, Middelburg und einer großen Anzahl holländischer und flandrischer — jetzt zum Teil französischer — Städte. In Deutschland gilt derselbe Gebrauch: er ist 1181 in Bremen nachweisbar, in welchem Jahre der Erzbischof auf das ihm zustehende Recht der **hansa** verzichtet; in Lübeck gewährt der Kaiser Friedrich I. im Jahre 1188 den Bürgern Verkehrsfreiheit im ganzen Herzogtum Sachsen und ebenso fremden Kaufleuten in Lübeck ohne Entrichtung von Zoll und Hansa; in Köln, Dortmund, Paderborn, Kassel und einer großen Anzahl nieder- und mitteldeutscher Städte ist der gleiche Sprachgebrauch nachweisbar; in Bremen hat das Hansgrafenamt, wenn auch mit geänderten Obliegenheiten, bis 1879 bestanden. Das Amt hat im gleichen Sinne in Regensburg bestanden, wo es eine Kaufmannsgilde nie gegeben hat, ebenso in Wien und Steiermark. In Rouen ist der Erheber und Verwalter der städtischen Handelsabgabe der **hansarius, hancier;** in England ist der Gebrauch von Hanse im deutlichen Unterschied von Gilde weit verbreitet.

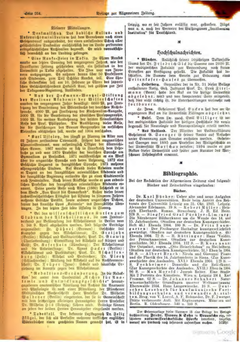
Professor Schaube glaubt daher das Ergebnis seines namentlich für die ältere Zeit sehr vollständigen Quellenmaterials in folgenden Sätzen zusammenfassen zu dürfen: „Hansa (**hanse, hense, hanze**) erscheint in den Urkunden des Mittelalters seit 1127 und wird zuerst in der Bedeutung von Handelsabgabe gebraucht; diese Abgabe ist jedoch nicht eine an eine kaufmännische Genossenschaft, die als **hansa** bezeichnet worden wäre, zu zahlende Abgabe. In der Bedeutung Abgabe ist das Wort durch alle Jahrhunderte des Mittelalters verbreitet und wird in Frankreich, wo es mit dem Beginn des 13. Jahrhunderts auftritt, wie zur Bezeichnung einer Handelsabgabe so zur Bezeichnung einer für Erlangung des Meisterrechts in einem Gewerbe zu zahlenden Abgabe, in England zur Bezeichnung der von den Kaufmannsgilden für Erteilung des Handelsrechts erhobenen Abgabe verwandt. Weder dort noch hier heißen die Genossenschaften, die für die Erhebung der Abgabe in Frage kommen, Hansen. In späterer Zeit wird **hansa** überhaupt zur Bezeichnung der Abgabe, für die man sich die Teilnahme an einem Recht erkauft, gebraucht. Auch das durch die Zahlung der Hanse erworbene Handelsrecht findet sich früh als **hansa** bezeichnet. Dem entspricht die früheste Bedeutung von **hansen,** franz. **hancer.** Es bedeutet nicht in eine als **hansa** bezeichnete Genossenschaft aufnehmen, sondern eine Abgabe leisten, gegen Zahlung der Hanse ein Handelsrecht oder später überhaupt ein Recht erhalten oder auch verleihen; besonders passivisch ist gehanst, **hancé,** der, welcher gegen Leistung der Abgabe in das damit verbundene Recht aufgenommen ist. Auch Hansebrüder sind zunächst Genossen des Hanserechts. Selten ist die Bedeutung von **hansa** = Bußgeld für Uebertretung von Handelsvorschriften, dem dann ein **hansen** in der Bedeutung die Buße herbeiführen entspricht. — Mit der Bedeutung von Hanse = Handelsabgabe, Handelsrecht stimmt es überein, wenn der mit Erhebung dieser Abgabe und mit Wahrung des Handelsrechts betraute Beamte als Hansgraf bezeichnet wird. Bei den 18 verschiedenen Orten beziehungsweise Gegenden, in denen ein Hansgraf erwähnt wird, ist er 12mal nicht Vorsteher einer als **hansa** bezeichneten Genossenschaft. Der erste uns bekannte Hansgraf, der von Regensburg, hat mit einer Kaufmannsgenossenschaft überhaupt nichts zu tun, ebenso wenig der von Rouen, Lille, Groningen, Dortmund, Borken, Bremen, Wien, Steiermark; bei dem von Rouen, Lille, Bremen ist die Herleitung **hans** von **hansa** = Abgabe deutlich zu erkennen. Nur der flandrische Hansgraf ist Vorsteher einer Hansa, der Genossenschaft der nach England Handel treibenden Kaufleute flandrischer Städte. Erst mit dieser um die Mitte des 13. Jahrhunderts zuerst als **hansa** bezeichneten kaufmännischen Vereinigung kommt das Wort in der Bedeutung Genossenschaft in Aufnahme; vorher begegnet es in diesem Sinne nur in Gent (1199) und, ziemlich gleichzeitig mit der flandrischen Hanse, in St. Omer; hier aber hat nachweislich die Genossenschaft früher nur Gilde geheißen, während **hansa** zur Bezeichnung einer Handelsabgabe gebraucht wurde. Erst die deutsche Hansa hat die Bedeutung des Wortes „Genossenschaft“ allmählich zu allgemeiner Geltung gebracht.“

*

Ein schwerer Sturm.

* In den Annalen der Hydrographie u. s. w. (1903, S. 521) findet sich, wie wir dem Globus entnehmen, ein Bericht über den schweren Orkan, den das Bremer Vollschiff C. H. Waetjen im März 1903 auf der Fahrt von New-York nach Yokohama im Korallenmeer bei 15° südl. Br. und 162° östl. L. zu bestehen hatte. Ist der Orkan schon durch seine Dauer bemerkenswert, die in diesem Falle 100 Stunden erreichte, so ist dies noch mehr der Fall durch den tiefen Barometerstand von 699.3 mm, der dabei beobachtet wurde. Derselbe erreichte beinahe den tiefsten bis jetzt bekannten Barometerstand im Meeresniveau (vgl. Hann, Lehrbuch der Meteorologie, S. 206) und dürfte besonders in so niedrigen Breiten ziemlich vereinzelt dastehen. Zu bemerken ist noch, daß das Schiff mit einem guten Quecksilberbarometer der Deutschen Seewarte ausgerüstet war, dessen Stand mit dem Normalbarometer vor der Abreise genau verglichen wurde, und auch die Person des Beobachters, des Kapitäns C. Dierks, eines langjährigen Mitarbeiters der Seewarte, für die Richtigkeit jede Gewähr zu bieten geeignet ist. Wie der Orkan selbst, so dauerte auch der niedrige Stand des Barometers längere Zeit an und blieb mit Ausnahme weniger Stunden fast volle drei Tage unter 710 mm. Bemerkenswert ist außerdem die geringe Geschwindigkeit, mit der der Orkan nach Südosten wanderte, da sie auf etwa eine Seemeile für die Stunde oder noch weniger geschätzt werden kann. Bei der schwierigen Lage des Schiffes, die aus dem Berichte klar ersichtlich ist, muß man aber auch der Gewissenhaftigkeit des Kapitäns und der Offiziere gedenken, die geradezu im Angesicht des Todes noch diese Beobachtungen ausgeführt haben.

*



Kleinere Mitteilungen.

* **Denkmalschutz.** Das badische Kultus- und Unterrichtsministerium hat dem Vernehmen nach einen Gesetzentwurf ausgearbeitet, der einen umfassenden Schutz aller geschichtlichen Denkmäler einschließlich der im Lande zerstreuten ortsgeschichtlichen Archivalien bezweckt. Er wird voraussichtlich demnächst an den Landtag gelangen.

* **Eine Ranke-Feier in Tokio.** Zu Ehren Rankes wurde am letzten Sonntag des vergangenen Jahres, wie der Frankfurter Zeitung geschrieben wird, ein Festaktus in der Universität zu Tokio abgehalten. Die Idee war von Japanern ausgegangen. Es nahmen daran über 50 Professoren und Studenten, zum Teil Schüler Rankes, teil. Eine ähnliche Gedenkfeier soll am 10. Februar zu Ehren des japanischen Geschichtsschreibers Hakuseki Arai, des größten zur Zeit der Tokugawa-Regierung, stattfinden.

* **Aus der Heckmann-Wentzel-Stiftung der Berliner Akademie der Wissenschaften** wurden im vergangenen Jahre bewilligt: 6000 M. zur Fortsetzung der Bearbeitung des Wörterbuchs der deutschen Rechtssprache, 4000 M. zur Fortsetzung der Kirchenväter-Ausgabe, 3000 M. für die Bearbeitung der römischen Prosopographie, 1000 M. für weitere Ausdehnung der dritten kleinasiatischen Reise des Prof. Philippson. Die Ausführung dieser Reise, die die Forschungen des Bonner Geographen im westlichen Kleinasien abschließen soll, wurde auf 1904 verschoben.

* **Karl Ujfalvy**, der jüngst zu Florenz im Alter von 62 Jahren verstorbene Orientalist, Führer des magyarischen Chauvinistentums, war ursprünglich Offizier der österreichischen Armee. 1867 wandte er sich in Frankreich dem Lehrfache zu und war 1870 Professor der deutschen Sprache am Gymnasium zu Versailles. 1871 veröffentlichte er ein Werk über die ungarische Sprache und deren Ursprung, 1872 eine Geschichte Ungarns in französischer Sprache, 1873 mehrere ethnographische Studien. Auf Grund dieser Arbeiten wurde er Dozent an der französischen orientalischen Akademie und die französische Regierung entsandte ihn zu einer Studienreise nach Zentralasien. Nach seiner Rückkehr wurde er zum ordentlichen Professor der französischen orientalischen Akademie ernannt. Seine zweite Reise nach Asien (1880) beschrieb er in dem Werke „Von Paris bis Samarkand“. Außer dieser seiner fachwissenschaftlichen Tätigkeit hat Ujfalvy in jüngeren Jahren mehrere Gedichte Petöfis, sowie anderer ungarischer Dichter, ferner das finnische Epos „Kalevala“ ins Französische übertragen. In der letzten Zeit lebte Ujfalvy in Florenz.

* Bei den **wissenschaftlichen Kursen zum Studium des Alkoholismus**, die vom Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus in Berlin vom 5. bis 9. April abgehalten werden, sind folgende Vorträge angemeldet: Fr. Hähnel (Bremen): Geschichte des Kampfes gegen den Alkoholismus; Dr. Grotjahn (Berlin): Alkohol und Volkswirtschaft; Prof. Dr. Grawitz (Charlottenburg): Einwirkung des Alkohols auf Körper und Geist; Dr. Keferstein (Lüneburg): Der Alkoholismus und die Arbeiterfrage; Dr. Agnes Hacker (Berlin): Alkoholismus und Prostitution; Prof. Dr. Aschaffenburg (Halle): Alkohol und Verbrechen; Dr. Bloch (Schlachtensee): Wirkung des Alkohols auf die Nachkommenschaft; Dr. Trüper (Jena): Schule und häusliche Erziehung im Kampfe gegen den Alkoholismus.

* **Redaktions-Veränderung.** In die Redaktion der unter dem Sondertitel „Archiv für Anatomie und Entwicklungsgeschichte“ herausgegebenen anatomischen Abteilung des Archivs für Anatomie und Physiologie ist nach einer Mitteilung der Münchener Medizinischen Wochenschrift Herr Professor Dr. Wilhelm Waldeyer (Berlin) eingetreten, der sie in Gemeinschaft mit dem seitherigen alleinigen Herausgeber Herrn Professor Dr. Wilhelm His (Leipzig) führen wird. Beiträge können an jeden der beiden Herren Herausgeber eingesandt werden.

* **Todesfall.** Der bekannte Lexikograph **Dr. Felix Flügel**, der sich als Verfasser mehrerer trefflicher englischer Wörterbücher einen geachteten Namen gemacht hat, ist in Leipzig, wo er seit Jahren ansässig war, gestorben. Flügel war u. a. auch der Vertreter der Washingtoner „Smithsonian Institution“ für Deutschland.

✱

Hochschulnachrichten.

* **München.** Anläßlich seines 50jährigen Doktorjubiläums hat Dr. Friedrich Sick die Summe von 2000 M. der medizinischen Fakultät zur Verwendung nach freiem Ermessen zur Verfügung gestellt. Die Fakultät hat beschlossen, die Summe dem Verein zur Erbauung eines Pettenkofer-Hauses zu überweisen.

r. **Heidelberg.** Gegenüber der in Nr. 31 dieser Beilage enthaltenen Notiz, Geh. Justizrat Prof. Dr. Ernst Zitelmann (Bonn) habe den Ruf an die hiesige Universität abgelehnt, wird uns von kompetenter Seite mitgeteilt, daß dies nicht richtig ist, die Unterhandlungen vielmehr noch fortdauern.

dr. **Jena.** Geheimrat Prof. Eucken hat den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Tübingen abgelehnt.

* **Basel.** Dem Dr. med. Emil Villiger ist von der medizinischen Fakultät der hiesigen Hochschule die venia legendi für Neurologie und Neuropathologie erteilt worden.

* **Aus Rußland.** Der Minister der Volksaufklärung Geheimrat G. Saenger ist seines Amtes auf Ansuchen unter Ernennung zum Senator enthoben worden. Geheimrat Saenger war 1885 zum Professor der Weltgeschichte an der Universität Warschau berufen; 1894 wurde er zum Rektor dieser Universität und später zum Kurator des Warschauer Lehrbezirkes ernannt.

✱

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Dr. Karl Bücher: Ueber alte und neue Aufgaben der deutschen Universitäten. Rede beim Antritt des Rektorats der Universität Leipzig am 31. Okt. 1903. Leipzig, Alexander Edelmann. 19 S. — Robert Müller: Heinrich Eberhardt. Roman. Strassburg. J. H. Ed. Heitz. 578 S. — Siegfried Graf Pückler-Limpurg: Die Nürnberger Bildnerkunst um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. Heft 48.) Ebenda 1904. 180 S. — Dr. Fritz Baumgarten: Der Freiburger Hochaltar kunstgeschichtlich gewürdigt. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 49.) Ebenda 1904. 72 S. — H. Röttinger: Hans Weiditz der Petrarkameister. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 50.) Ebenda 1904. 112 S. — B. Kossmann: Der Ostpalast, sogen. „Otto Heinrichsbau“ zu Heidelberg. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 51.) Ebenda 1904. 58 S. — Albert Brach: Nicola und Giovanni Pisano und die Plastik des 14. Jahrhunderts in Siena. (Zur Kunstgeschichte des Auslandes. XVI.) Ebenda 1904. 123 S. — S. Fechheimer: Donatello und die Reliefkunst. (Zur Kunstgeschichte des Auslandes. XVII.) Ebenda 1904. 96 S. — Max Morold: Joseph Reiter. Eine Studie. Mit 2 Porträts des Künstlers. Wien u. Leipzig 1904. Karl Fromme. 62 S. — Dr. Johannes Schubert: Naturwissenschaftliche Grundlagen unserer Weltanschauung. Eberswalde 1904. Hans Langewiesche. 16 S. — Deutsches Lesebuch für kaufmännische Fortbildungsschulen und verwandte Anstalten. Hrsg. von V. Loessl, A. F. Rohmeder, Dr. F. Zwerger. Dritte verbesserte Aufl. Mit Ergänzungen. München und Berlin. R. Oldenbourg. 540 u. 100 S.

Der Gesamtauflage dieser Nummer ist eine Beilage der Verlagsbuchhandlung **Friedr. Vieweg & Sohn** in **Braunschweig**, verschiedene **naturwissenschaftliche Werke** betreffend, beigelegt, worauf wir hierdurch noch besonders aufmerksam machen. 5726)1

Digitized by Google

[redacted] 1904. München, Donnerstag, 11. Februar. Nummer 34.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Ein neues Buch über Kant. Von Paul Hensel (Erlangen).

Das zahnärztliche Bildungswesen und die zahnärztliche Praxis in Amerika und ihre Beziehungen zu Deutschland. (Schluß.)

II. Bücher und Zeitschriften.

Neue Literatur zum Bürgerlichen Gesetzbuche. — Jahrbücher der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. — Hermann Bahr: Dialog vom Tragischen. — Felix Dahn: Meine welschen Ahnen.

III. Allgemeine Rundschau.

Goethe im Urteil französischer Naturforscher. — Zur Runeberg-Feier in Finnland. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Ein neues Buch über Kant.

Je näher die hundertjährige Wiederkehr des Todestages von Kant heranrückt, um so häufiger werden uns Bücher und Aufsätze entgegengebracht, die sich mit Kant beschäftigen, und um so berechtigter mag das Mißtrauen sein, das man in weiten Kreisen diesen Erzeugnissen entgegenbringt. Es ist nun nicht zu fürchten, daß das vorliegende Buch[1]) unter diesem Zeitpunkt seines Entstehens leiden sollte. Dafür bürgt der weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannte Name seines Verfassers; aber es mag doch von Nutzen sein, darauf hinzuweisen, was eigentlich in diesem Buche gegeben wird. Wohl das bekannteste Buch über Kant ist das von Paulsen; und vielleicht führt uns eine Gegenüberstellung beider Bücher am einfachsten in die eigentümliche Struktur des Simmelschen Buches ein. Paulsens Buch macht den Versuch, Kant aus seiner Zeit heraus darzustellen; die mannigfachen Voraussetzungen und Problemverschlingungen, aus denen sich das Kantische Denken entwickelt hat, werden uns vorgeführt; sehr glücklich wird mitunter gezeigt, inwieweit, um mit Adickes Worten zu reden, „Kants Terminologie ein systembildender Faktor" gewesen ist. Aber über diesem Bemühen erscheint es häufig so, als ob Kants Leistung, wie sie nur im Ausgang des 18. Jahrhunderts möglich gewesen, auch nur für dieses ihre Bedeutung gehabt habe. Die Frage drängt sich auf, weshalb denn noch in unseren Tagen so viel von diesem tüchtigen Philosophieprofessor des 18. Jahrhunderts die Rede sei, und diese Frage vermag uns das Buch nicht zu lösen.

Ganz anders Simmel. Gar nichts erfahren wir vom Leben und von der Entwicklung Kants. Wir werden mit der Aufzählung all der „Umkippungen" verschont, welche die Kant-Forscher je nach Lust und Bedürfnis in dem leeren Raum von 1770 bis 1781 anzubringen sich genötigt sehen, und es ist, als ob alle „Probleme der eigentlichen Kant-Philologie" für den Autor gar nicht existierten. Sein Plan ist eben ein durchaus anderer. Gerade die Frage, vor der das Paulsensche Buch Halt machte, inwiefern Kant heute noch als ein Mitlebender angesehen werden kann, hat sich Simmel zum Thema seines Buches gemacht, und so ist er genötigt, sehr häufig den Kantischen Buchstaben fallen zu lassen, um sich des Geistes, der sich in diesen Buchstaben aussprach, zu bemächtigen. Daß hierbei Willkürlichkeiten mit unterlaufen können, ist klar, aber dadurch wird der Wert des Buches durchaus nicht aufgehoben, es ist der dieser Fragestellung notwendig anhaftende Fehler.

Mit vollem Recht weist Simmel darauf hin, daß Kant in seinem Ausgangspunkt ganz anders orientiert ist als z. B. Descartes. Für Descartes galt die Frage: Kann überhaupt irgend etwas gewußt werden? Seine Methode ist also, den Zweifel zu Ende zu denken. Für Kant handelt es sich nur darum, festzustellen, welche Faktoren in Ansatz gebracht werden müssen, um die tatsächlich vorhandene Erkenntnis zu verstehen, d. h. ihre Möglichkeit nachzuweisen zu können. Man wende nicht ein, daß Kant es ebenso auf eine Kritik des vorhandenen Wissens abgesehen hat, und daß bei diesem kritischen Verfahren die Metaphysik sich als Scheinwissenschaft enthüllt. Gerade hier zeigt er, daß, damit Metaphysik sein könne, wir Wesen mit anderen Fähigkeiten sein müßten als wir tatsächlich sind, und daraus folgt die Unmöglichkeit der Metaphysik ebenso wie die Gültigkeit der Mathematik und Naturwissenschaft aus dem umgekehrten Verhältnis. Mit Recht legt Simmel für unsere Zeit den Schwerpunkt seiner Darstellung auf diese positive Seite des Kantischen Denkens. Was einer in die Metaphysik verliebten Zeit Kant zum Skeptiker machte, steht für uns nicht mehr im Vordergrund des Interesses; es ist die andere Front der Kritik der reinen Vernunft, der Nachweis der Intellektualität unserer Naturerkenntnis, der für uns heute im Blickpunkt des Interesses steht, und Simmel mußte, um dieses ganz deutlich zu machen, einen anderen Weg der Anordnung wählen, als ihn Kant selber in seinem Hauptwerk gewählt hat. Den Kernpunkt der Kantischen Lehre sieht er nicht in dem Nachweis von Raum und Zeit als Anschauungsformen, welcher noch immer als das populärste Hauptstück der Kantischen Philosophie betrachtet wird, sondern in dem Nachweis des bestimmenden Anteils, den unsere logischen Funktionen bei der Errichtung des Gebäudes unseres Naturerkennens haben. Genau dasselbe aber gilt auch für die Mathematik; logisch notwendig sind die geometrischen Sätze ebenso wenig, wie das Kausalgesetz; wir können uns eine nicht-euklidische Geometrie ebenso wohl denken, wie wir uns eine Welt denken können, in der keine Kausalität vorhanden wäre. Aber gerade darin besteht Kants Nachweis, daß unsere Erfahrung nur möglich ist unter Voraussetzung von Kausalität, weil sie dieselbe erst zustande bringt. (S. 18.) Es handelt sich für Kant nicht um logische Möglichkeiten, sondern um die Möglichkeit der wirklichen Erkenntnis. So erweist sich also unsere ganze Erfahrung als die Tätigkeit, durch welche wir Einheit in die Mannigfaltigkeit unserer Vorstellungen bringen, und diese Tätigkeit stellt sich nach der logischen Seite hin als das System der Kategorien dar, in seiner Wirklichkeit aber als die Summe der objektiven Bezeichnungen und Beziehungen, welche wir Wissenschaft nennen. Erst aus diesem Gesichtspunkt fällt nun ein helles Licht auf den eigentlichen Sinn der Apriorität von Raum und Zeit. Die Auffassung, durch welche Schopenhauer diese Lehre zum Illusionismus umbildete,

---

[1]) Kant. Sechzehn Vorlesungen, gehalten an der Berliner Universität von Georg Simmel. Verlag von Duncker u. Humblot, Leipzig 1904.

kann als aufgegeben betrachtet werden. Es ist richtig, daß ebenso wie für die Feststellung einzelner Kausalverhältnisse dauernd Irrtümer möglich sind, so auch bei der Auffassung einzelner Raumverhältnisse wir dauernd Täuschungen unterliegen können; aber in beiden Fällen wäre der Schluß irrig, daß Raum und Kausalität in den Wahrnehmungen gegeben seien und mithin durch die Wahrnehmungen in ihrem Bestande verändert werden könnten. Wir können die irrige Anwendung von Kausalität immer nur wieder durch Kausalität korrigieren, an Stelle einer irrigen Raumanschauung tritt nicht eine unräumliche, sondern eine richtige räumliche. Die Objektivität bedeutet nicht die Unmöglichkeit des Irrtums, wohl aber die Möglichkeit in unendlicher Annäherung aus der Wirklichkeit Erfahrung, aus dem Zufälligen objektiv Gültiges zu gestalten. „Die Tatsache, daß wir den Raum so vorstellen, wie es geschieht . . . beweist nicht seine Realität, das wäre irreführend, sondern ist sie." So ist immer wieder die Realität der Erfahrung der Zentralpunkt, in welchem alle Fäden des Kantischen Denkens zusammenlaufen, und wie er sich in der Deutung der „äußeren" Wahrnehmungen bewährt hat, so bewährt er sich auch in der Frage nach der Deutung der Erscheinungen des „inneren" Sinnes. Ganz mit Recht wird erst in diesem Zusammenhange von Simmel die Bedeutung der Idealität der Zeit abgehandelt, denn die schwersten Bedenken erheben sich gegen diese Lehre Kants immer unter dem Gesichtspunkt der inneren Erfahrung. Ich möchte diesen Abschnitt für einen der Glanzpartien des Simmelschen Buches erklären. Es ist eine wahre Freude, zu sehen, wie die überaus schwierige Zeitlehre Kants unter der geschickten Hand des Darstellers aus allen außerwissenschaftlichen Bestandteilen, die sie enthält, sich herauslöst und namentlich die Beziehung zum Begriff der Seele einerseits und der Aufgabe der modernen Psychologie andererseits sich ganz klar herausstellt. Bei dieser kundigen Leitung verstehen wir, daß erkenntnistheoretisch es gerade die Idealität der Zeit sein muß, von welcher die Einsicht in die wahre Bedeutung von Raum und Zeit auszugehen hat, weil hier die Art, wie wir aus dem Nichtmehrwirklichen der Vergangenheit dem Nochnichtwirklichen der Zukunft und der punktuellen Gegebenheit der Gegenwart eine Einheit schaffen, sich ganz eindeutig ausweisen läßt. Die gewaltige Leistung Kants wird hier im mezzo del cammino zur plastischen Anschaulichkeit gebracht; und wenn hierbei — gleichsam als Nebenerfolg — die Beseitigung des Dualismus zwischen Seele und Körper als metaphysischer Gegensätze, sowie die methodologische Unmöglichkeit des Materialismus sich ergibt, so empfinden wir die Wahrheit der Forderung Galileis, der als Merkmal einer richtigen wissenschaftlichen Hypothese die Fruchtbarkeit verlangte. Alle Probleme, die früher nur mit metaphysischen Gesichtspunkten in Angriff genommen werden konnten, werden nun in das klare Licht der Erkenntnis gerückt. Sie können technische Schwierigkeiten zeigen, prinzipiell unlösbar sind sie nicht mehr.

So erscheint die große, erkenntnistheoretische Leistung Kants als der sichere Boden, auf dem sich auch noch heute die Arbeit unserer Naturwissenschaft vollzieht. Es erscheint der Ausbau unseres Wissens auf diesem Gebiete nur wie ein immer höher hinaufstrebender Monumentalbau; die Erwerbung einer neuen Grundfläche hat sich als nicht notwendig erwiesen. Anders aber steht Simmel der praktischen Philosophie, der Ethik Kants, gegenüber. Auch hier können wir eine interessante Frontveränderung in der Beurteilung der Kantischen Gedanken verzeichnen. Einst fand Schiller — und auch hierin war er der typische Vertreter seiner Zeit — den Weg zur theoretischen Philosophie Kants durch die Begeisterung für seine Ethik; der moderne Mensch vermag bei aller Bewunderung für die Großartigkeit des Kantischen Gedankenzuges seine kritischen Bedenken hier weniger zu unterdrücken. Die Ursachen hierfür hat, wie ich glaube, Simmel im wesentlichen richtig angegeben; sie sind in der Unpersönlichkeit, der strengen Sachlichkeit des Kantischen Denkens zu suchen. Diese Sachlichkeit ist nun erste Voraussetzung auf dem Gebiete wissenschaftlicher Betätigung. Gewiß wird jede wissenschaftliche Arbeit auch von der persönlichen Eigenart ihres Schöpfers Kunde ablegen, aber dadurch darf ihr wissenschaftlicher Wert nicht als beeinträchtigt erscheinen, die Allgemeingültigkeit der Leistung bleibt das oberste Prinzip, nach dem wir die Arbeit werten. Dieselbe Leistung suchte nun Kant auf dem Gebiet des praktischen Handelns zu vollbringen, und es sind dieselben Methoden, die er hierfür in Ansatz bringt. Ebenso wenig wie auf theoretischem Gebiet aus den wechselnden Wahrnehmungsinhalten sich die Stetigkeit wissenschaftlichen Begreifens zu erklären schien, ebenso wenig vermögen die wechselnden Tatbestände unseres Handelns der Konstanz unseres sittlichen Wollens zu genügen. Auch hier wird die Schwere des Prozesses nicht in die Dinge, sondern in das Bewußtsein verlegt, es ergibt sich ebenso eine Gesinnungsethik, wie sich eine Wissenschaft von Erscheinungen auf theoretischem Gebiet ergeben hatte.

Es wäre ein schwerer Fehler, ein Schritt nicht über Kant hinaus, sondern weit hinter Kant zurück, wollten wir von dieser tiefsinnigen Begründung des sittlichen Willens irgend etwas ablassen. Auch wir fühlen genau wie die Zeitgenossen Kants, was diese Mündigkeitserklärung des sittlichen Menschen bedeutet, und wir würden uns schämen, um den bekannten Schillerschen Ausspruch zu variieren, uns auf moralischem Gebiete von den Dingen formen zu lassen, die wir auf theoretischem selber formen. Daß die Verantwortlichkeit für unser Handeln lediglich in der Beschaffenheit unserer Gesinnung ruht und nicht auf Verhältnisse, Dinge und Stimmungen abgewälzt werden kann, ist zum unverlierbaren Besitz einer jeden modernen Ethik geworden.

Aber es erhebt sich für uns die Frage, ob auch die Form, in welcher sich Kant diesen Grundgedanken zurecht legte, von uns mit derselben Begeisterung bejaht werden kann wie dieser Gedanke selbst und dies, trotzdem diese Form, der kategorische Imperativ, vielleicht der populärste Bestandteil der Kantischen Philosophie geworden ist. Kann uns die Forderung, die Maxime unseres Handelns müsse sich jederzeit als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung aussprechen lassen, wirklich noch als die Erfüllung alles dessen gelten, was wir von unserem ethischen Handeln zu verlangen berechtigt sind? Ich glaube, daß Simmel recht schwerwiegende Bedenken dagegen geltend macht. Man hat vielfach darauf hingewiesen, daß Kant in der Auswahl der Beispiele für die Anwendung seines ethischen Prinzips eine sehr unglückliche Hand gehabt habe; aber das lassen diese Beispiele in der Tat erkennen, daß eine gewisse juristische, mehr auf Verbieten als auf Veranlassen gerichtete Denkart es ist, welche der Formulierung Kants wesentlich anhaftet. Wir verlangen aber von einer moralischen Handlung nicht w e n i g e r, sondern m e h r, als in der Kantischen Formulierung des kategorischen Imperativs liegt. Nicht auf allgemeine, sondern, um Simmels glücklichen Ausdruck zu gebrauchen, auf individuelle Imperative ist unsere Zeit gerichtet. Das Eigenartige der persönlichen Leistung, das auf dem wissenschaftlichen Gebiete als Beiwerk angesehen werden konnte, drängt sich auf dem moralischen als unerläßliche Hauptsache hervor, und gerade zu ihrer Begründung bietet der kategorische Imperativ keine genügende Handhabe.

So einleuchtend diese Stellung Simmels der Ethik Kants gegenüber ist, so durchaus im Kantischen Sinne sie erfolgt, seine Ausführungen über die Antinomie zwischen Glück und Sittlichkeit scheinen mir nicht von gleicher Folgerichtigkeit und Treffsicherheit zu sein. Es ist ganz richtig, daß es bei der ungeschiedenen Gegenüberstellung — Pflicht einerseits, Glück andrerseits — nicht sein Bewenden haben kann, daß eine Verschiedenheit der Wertmaßstäbe, nach denen Glück gesucht wird, auch auf eine Verschiedenheit des individuellen Wertes der Glücksuchenden einen Schluß gestattet, aber ich sehe nicht ein, wie in diesem Gesichtspunkt eine Weiterbildung der Kantischen Ethik zu finden sein soll. Denn diese ganze Art der Betrachtung führt uns unweigerlich nicht in das Gebiet des Unmoralischen, da-

gegen verwahrt sich Simmel mit Recht, wohl aber in das Gebiet des Außermoralischen. Es ist sicher ein großer Unterschied, welches das Ideal der Glückseligkeit ist, ob es im Aufhäufen von Gold oder in dem Verkehr mit gleichgestimmten Seelen gesucht wird, aber wenn hierin gleichmäßig nur das Glück des Handelnden erstrebt wird, so ist in beiden Fällen die Betätigung als solche außermoralisch und wird in beiden Fällen unmoralisch, wenn sie mit einem Pflichtgebot kollidiert.

Es würde den Rahmen, in dem wir uns hier zu bewegen haben, sprengen, wollten wir auf die Einzelheiten der Auseinandersetzung mit Kants Religionsbegriff eingehen, welcher eine glückliche Fundierung dadurch erhält, daß Simmel in diesem Zusammenhang die Kantische Lehre vom Ding an sich bespricht. Denn in der Tat beruht die problematische Stellung, welche dieser Begriff in der theoretischen Philosophie Kants hat, auf der Problemverschlingung, die er mit dem Freiheitsbegriff eingeht, und dieser wiederum weist mit Notwendigkeit aus dem Gebiet der praktischen Philosophie in das der Religionsphilosophie hinüber. Mit Recht aber weist Simmel darauf hin, daß alle diese Feststellungen lediglich doch immer nur ein theoretisches oder praktisches Interesse haben können, welches an die tiefsten Wurzeln unseres religiösen Gefühls nicht heranreicht. Es ist doch immer ein substantielles Gebundensein, welches hier zustande kommt, und gerade das religiöse Gefühl muß einen jeden Versuch der Art als eine Auslieferung an eine ihm fremde Gewalt betrachten. Hier entsteht für unsere Zeit die Aufgabe, einen entschiedenen Schritt über Kant hinaus zu wagen. Nicht einen Sprung ins Bodenlose, sondern ein Fortschreiten in der Richtung, die uns Schleiermacher gewiesen hat.

Die Ausführungen über Kants Aesthetik sind wohl unter dem Zwang des zu Ende gehenden Semesters skizzenhafter ausgefallen, als der Autor sie wünschte, sicher um vieles kürzer, als sie der Leser haben möchte. Sie bewegen sich meist in der Richtung, das Kantische Prinzip in seiner tiefen Berechtigung nachzuweisen und gegen die unberechtigten Einschränkungen, die ihm Kant selber gegeben hat, zu verteidigen. Auch hier wird mit glücklichster Hand darauf hingewiesen, daß der Weg über Kant hinaus nur durch Kant hindurch zu finden ist. Wir erstaunen über den divinatorischen Scharfblick des Mannes, der von kümmerlichstem ästhetischen Material umgeben, die Grundlinien der modernen Aesthetik festzustellen vermocht hat. Möchte auch hier die Folgezeit in ihrem Glauben an die allein seligmachende Psychologie die Methode Kants ebenso ins Psychologische umzubiegen versuchen, wie sie dies lange Zeit hindurch auf dem Gebiete der theoretischen Erkenntnis bis zu einem uns heute unbegreiflich erscheinenden Grade versucht hat, so treten die reinen und scharfen Linien des Kantischen Denkens, nachdem die Wasser dieser Sintflut sich verlaufen haben, wieder hervor und „die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag".

Erlangen. **Paul Hensel.**

Das zahnärztliche Bildungswesen und die zahnärztliche Praxis in Amerika und ihre Beziehungen zu Deutschland.

(Schluß.)

Einer der in Europa gegen die zahnärztlichen Unterrichtsanstalten Amerikas vorgebrachten Einwände ist der, daß dieselben fremden Studierenden ohne höhere allgemeine Vorbildung Aufnahme gewähren und das Fachstudium selbst willkürlich abkürzen. Wenn von zahnärztlichen Unterrichtsanstalten Amerikas die Rede ist, so kommen tatsächlich nur die Schulen des vorhin genannten Verbandes in Betracht, da nur ihre Diplome von den staatlichen Prüfungsbehörden anerkannt werden.[5]) Der Verband umfaßt gegenwärtig 52 Anstalten oder nahezu sämtliche zahnärztlichen Schulen des Landes. Vom Jahre 1903 an sind durch Verbandsbeschluß alle diese Anstalten gehalten, einen vierjährigen Studiengang vorzuschreiben.[6]) Der Jahreskurs darf nicht weniger als sieben Monate betragen. Die von allen geforderte Vorbildung entspricht gegenwärtig etwa der deutschen Reife für Sekunda, dürfte jedoch in wenigen Jahren zur Primareife hinaufrücken. Schon jetzt wird von den zahnärztlichen Schulen des Staates New-York und von der zahnärztlichen Abteilung der Universität von Michigan eine Vorbildung verlangt, die im allgemeinen der deutschen Primareife gleichzustellen ist.[7]) Keine praktische Tätigkeit, und erstrecke sie sich über Jahre, kann in den Verbandsanstalten einen Teil der Studienzeit ersetzen. Im vergangenen Jahre wurde eine Schule aus dem Verbande ausgeschlossen, weil sie den Vorschriften nicht entsprochen hatte, einer anderen wurde eine Geldstrafe auferlegt. Keiner Anstalt ist es gestattet, einen Studierenden in den zweiten Jahreskurs aufzunehmen, es sei denn, daß er ein volles Schuljahr an einer zahnärztlichen Bildungsanstalt zugebracht, deren Kurse denen der Verbandsschulen gleichwertig sind, oder an einer anerkannten medizinischen Unterrichtsanstalt einen vollen Studiengang mit dem Erwerbe des medizinischen Doktortitels vollendet hat. Teilkurse oder Kurse in minderwertigen oder nicht anerkannten Anstalten gelten ebensowenig wie eine noch so lange Lehrzeit bei einem approbierten Zahnarzte.

Der Verbandsausschuß besitzt unter den amerikanischen Zahnärzten im Auslande Mitarbeiter, die ihn über den Stand und die Fortschritte des zahnärztlichen Unterrichts daselbst unterrichtet halten. Auf Grund ihrer Berichte empfiehlt der Ausschuß Studenten, die der englischen Sprache genügend mächtig sind, einen vollen zahnärztlichen Studiengang an einer deutschen oder österreichischen Universität absolviert und mindestens zwei Semester mit praktischen Arbeiten an der Universität zugebracht haben, die Aufnahme in den zweiten Jahrgang der Verbandsanstalten zu bewilligen. Den gleichen Standpunkt vertritt er bezüglich französischer oder englischer Studenten, die das Diplom eines „Chirurgeon Dentiste" besitzen oder einen dreijährigen Unterrichtskurs an der „Ecole Dentaire de Paris" oder der „Ecole Odonto technique" beendigt, bezw. den vollen Studiengang an einer anerkannten zahnärztlichen Unterrichtsanstalt in England, Schottland oder Irland absolviert haben. Sollen die Kurse ausländischer zahnärztlicher Bildungsanstalten als Aequivalent für den ersten Jahrgang der amerikanischen zahnärztlichen Schulen gelten, so darf die Vorbildung nicht hinter der vom Verbande vorgeschriebenen zurückstehen, der Lehrgang muß drei volle Jahreskurse zu

5) Dieser in Amerika unter der Bezeichnung National Association of Dental Faculties bekannte Verband ist ein Beweis, was private Organisation und Tatkraft auf dem Gebiete des Unterrichts zu leisten vermögen. Seine beherrschende Stellung hat ihm natürlich manche Gegner geworben, und es hat im eigenen Lager nicht an Stimmen gefehlt, die sein scharfes Vorgehen gegen den Diplombetrug als eine Ueberschreitung seines rechtmäßigen Wirkungskreises verurteilten. Man mag sich zu dieser Frage stellen wie man will, die beste Rechtfertigung seines Bestandes bildet auf jeden Fall die von ihm erreichte Hebung des zahnärztlichen Berufes durch erhöhte Anforderung an die Vorbildung und Verlängerung der Studiendauer.

6) Ueber die Entwicklung des zahnärztlichen Studiums in Deutschland und die auf dessen Förderung hinzielenden Bestrebungen der deutschen Zahnärzte und zahnärztlichen Universitätsdozenten ist in der Deutschen zahnärztlichen Wochenschrift vom 31. Mai 1901 ein vorzüglicher Aufsatz erschienen.

7) In Deutschland ist die Primareife vorgeschrieben, doch wird von den Zahnärzten und den Dozenten an den zahnärztlichen Universitätsinstituten das Maturum erstrebt. Während in Amerika merkwürdigerweise die medizinischen Unterrichtsanstalten hinsichtlich der von ihren Studierenden geforderten Vorbildung durchgehends hinter den zahnärztlichen Schulen zurückstehen, ist der zahnärztliche Unterricht in Deutschland auch in diesem Punkte mit dem medizinischen noch immer nicht auf die gleiche Stufe gestellt.

mindestens je sieben Monaten effektiver Studien umfassen, es müssen Kurse und Laboratorien für Chemie, Histologie, Pathologie und Bakteriologie der Zähne, Zahnprothesen, alle Arten von Füllungen, Behandlung und Füllung von Zahnwurzeln, Herstellung von Zahnkronen und Brückenarbeiten vorgesehen und eine zahnärztliche Klinik zur individuellen Benützung der Studierenden vorhanden sein. Die sämtliche Arbeit der Studierenden hat unter der unmittelbaren Aufsicht der Lehrer der betreffenden Anstalten, bezw. von Personen, die zu der Fakultät in direkten Beziehungen stehen, zu geschehen. Bei seinem Eintritt in die amerikanische Anstalt ist der Studierende verpflichtet, einen vollständigen Ausweis über seine Studien und Fortschritte auf Grund einer in der früheren Anstalt in sämtlichen Lehrfächern abgelegten Prüfung vorzuzeigen.

Diese Bestimmungen erwecken in ihrer strengen Fassung kaum den Verdacht, daß die amerikanischen zahnärztlichen Bildungsanstalten den Zuzug ausländischer Studenten mit unlauteren Mitteln zu fördern bestrebt seien. Der amerikanische zahnärztliche Doktortitel soll weder eine leicht erworbene Auszeichnung, noch eine bloße Anerkennung beruflicher Tüchtigkeit bilden, sondern seinem Besitzer als Ausweis dienen, daß er den Studiengang an einer zahnärztlichen amerikanischen Anstalt erfolgreich zurückgelegt hat. „Es sollten," so äußert sich der Ausschuß, „keine Klagen mehr vorkommen, daß wir unfähige Ausländer aufnehmen und daß Ausländer herkommen und ohne Teilnahme an unseren vollen Kursen, wie sie amerikanischen Studenten vorgeschrieben sind, unsere Titel forttragen und sich als amerikanische Zahnärzte ausgeben, als Kollegen derer, die unseren vollen Lehrgang absolviert haben."

Eine andere nicht minder wichtige Frage ist: Was kann hier getan werden, um den amerikanischen Behörden und den zahnärztlichen Kreisen in beiden Ländern bei der Bekämpfung der erwähnten Mißbräuche behilflich zu sein? Ein Teil der Schuld am Bestehen der letzteren trifft ohne Zweifel die deutschen Behörden, da sie lange Zeit die Führung ausländischer Titel ohne genügende Auskunft über deren Wert oder Ursprung zugelassen haben. Es ist klar, daß auch die schärfsten Maßregeln drüben den Verkauf betrügerischer und gefälschter Diplome und Lizenzen nicht ganz verhindern können, so lange dort, wo diese verwertet werden sollen, keine genaue Aufsicht besteht. Das bayerische Ministerium hat in dieser Angelegenheit im Oktober 1901 eine allgemeine Verordnung erlassen, wonach die Führung ausländischer Titel nur gegen Nachweis der Echtheit und Berechtigung erlaubt ist. Von den Regierungen von Württemberg, Baden und den Hansastädten sind Verfügungen im gleichen Sinne getroffen worden. Den beteiligten Behörden wurde vom amerikanischen Konsulat in München eine vom Staatsdepartement in Washington aufgestellte Liste aller in Amerika behördlich anerkannten zahnärztlichen Unterrichtsanstalten übermittelt, und da auch der Vereinsbund deutscher Zahnärzte in der gleichen Angelegenheit unablässig tätig ist, dürfte den Diplomfabriken, soweit sie unter eigener Flagge segeln, die Möglichkeit einer Fortsetzung ihrer bisherigen Tätigkeit, wenigstens soweit Deutschland in Betracht kommt, genommen sein. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß Fälschungen von Staatslizenzen oder Diplomen anerkannter Unterrichtsanstalten vorkommen. Es sollten daher die Besitzer aller ausländischen Diplome gehalten sein, die Echtheit der letzteren durch die zuständigen Behörden im Ursprungslande bestätigen zu lassen, welche Bestätigung ihrerseits auf dem üblichen Instanzenwege den deutschen Behörden hinsichtlich ihrer Gültigkeit bescheinigt werden müßte. Die bayerische Regierung hat in einzelnen Fällen die Authentizität zweifelhafter Diplome durch das amerikanische Konsulat in München ermitteln lassen — ein Verfahren, das besonders in diesem Falle die vollständige Bürgschaft bietet, da das Konsulat sich stets mit der als Ausstellerin des Diploms genannten Anstalt in direkte Verbindung setzt.

In den letzten Jahren ist bekanntlich teils infolge des Ueberhandnehmens der betrügerischen Diplome, teils als Resultat der Fortschritte des zahnärztlichen Unterrichtswesens in Deutschland, eine Bewegung gegen den Gebrauch des zahnärztlichen amerikanischen Doktortitels entstanden, die auf ein allgemeines Verbot gegen die Führung ausländischer Titel hinarbeitet. Der Vereinsbund deutscher Zahnärzte hat sich durch seine energischen Schritte gegen die Verwendung betrügerischer Titel ein großes Verdienst erworben, es hieße aber vom Boden des Allgemeinwohls auf den des bloßen Klasseninteresses übergehen, wenn auch die in guten amerikanischen Schulen promovierten Zahnheilkundigen in die Agitation einbezogen werden sollen. Bei der Einrichtung der neugegründeten zahnärztlichen Institute Deutschlands haben hauptsächlich die amerikanischen Anstalten als Vorlage und Muster gedient, Amerika ist noch immer das klassische Land der Zahnheilkunde, und so lange der deutsche zahnärztliche Unterricht dem amerikanischen nicht überlegen ist, und das ist er jetzt jedenfalls noch nicht, liegt es im Interesse des deutschen Publikums, wenn der Wettbewerb der guten amerikanischen Zahnheilkundigen nicht durch staatliche Maßnahmen erschwert oder unmöglich gemacht wird.[8]) Die Mehrzahl der in Deutschland praktizierenden amerikanischen Zahnärzte sind Deutsche der Geburt oder Abkunft nach, und es wäre ein Unrecht, diese zu Zahntechnikern zu degradieren oder zur Auswanderung zu zwingen. Das Mindeste, was man ihnen gewähren sollte, wäre die Zulassung zum Staatsexamen, ein Recht, das auch dem deutschen Zahnarzte in Amerika zusteht.

Was die Praxis der Zahnheilkunde betrifft, so liegen die Verhältnisse in Amerika anders als in Deutschland. Ohne staatliche Lizenz ist in den Vereinigten Staaten jedermann nicht nur die Führung des zahnärztlichen Titels, sondern die Praxis der Zahnheilkunde überhaupt untersagt, während hier auf Grund der Kurierfreiheit jedermann als Zahntechniker praktizieren darf. In Deutschland untersteht also lediglich der Titel „Zahnarzt", in Amerika dagegen die Ausübung der Zahnheilkunde der staatlichen Aufsicht. Die Klasse der sogenannten Zahntechniker fehlt drüben.

Im Jahre 1899 wurde in 23 Staaten die zahnärztliche Berufslizenz nur nach Ablegung einer Prüfung vor einer staatlichen Kommission verliehen. In etwa der Hälfte dieser Staaten wird der Bewerber nur dann zur Prüfung zugelassen, wenn er ein Diplom einer in gutem Rufe stehenden zahnärztlichen Unterrichtsanstalt vorweisen kann. 21 Staaten, 3 Territorien und der Bundesdistrikt erteilen die Lizenz auf Grund einer Prüfung oder eines von der Kommission gutgeheißenen Studiendiploms.[9]) In Arkansas ist nur die Billigung eines Diploms vorgesehen, während Wyoming bloß die Vorweisung und Eintragung eines von einer guten Schule ausgestellten Diploms bei den Lokalbehörden verlangt.

Für die Lizenz, die auf Grund der Gutheißung eines Diploms erteilt wird, ist eine in den einzelnen Staaten verschieden bemessene Gebühr von 2—10 Doll. zu entrichten. Die nach einer Prüfung ausgefertigte Lizenz kostet 5—25 Doll.

Wer ohne Lizenz die Praxis eines Zahnheilkundigen betreibt, verfällt einer Geldstrafe von 10—500 Doll. oder 30 Tage bis 6 Monate Haft. In New-York, wo überhaupt strenge Anforderungen herrschen, ist Haft von nicht unter 6 Monaten oder Geldstrafe von 500 Doll. oder darüber vorgesehen.

Mehrere Staaten bestimmen, daß das Ausziehen von Zähnen ohne Anwendung unempfindlich machender Mittel auch nicht approbierten Personen gestattet sein soll, während andere, und zwar die meisten, erklären, daß appro-

[8]) Das Vorgehen Bayerns in der Anerkennung des rechtmäßig und in einer guten Schule erworbenen zahnärztlichen Doktortitels hat in Amerika vielfach ein sympathisches Echo gefunden. So z. B. The International Dental Journal Nr. 12 vom Dez. 1901.

[9]) In Missouri, Montana und Nord-Dakota haben nur solche Zutritt zur Staatsprüfung, die den Nachweis eines dreijährigen Studiums bei einem approbierten Zahnarzte erbringen können.

bierte Aerzte zur Vornahme aller in ihren Beruf einschlagenden Mundoperationen und zur Verordnung von Mitteln gegen Zahnschmerz berechtigt seien.

Die Prüfungsbehörde besteht aus praktischen Zahnärzten des betreffenden Staates, die in den meisten Fällen vom Gouverneur zu Mitgliedern der Kommission ernannt werden.

In Missouri verfügt das Gesetz, daß kein Besitzer, Leiter oder Lehrer einer zahnärztlichen Unterrichtsanstalt Mitglied der Prüfungsbehörde sein darf.

Die Kommission tritt einmal im Jahre oder öfter an Orten und zu Zeiten zusammen, die meistens ihrem eigenen Ermessen anheimgestellt sind.

In vielen Fällen können ein oder zwei Mitglieder der Kommission eine bis zum regelmäßigen Zusammentritt der letzteren geltende provisorische Lizenz ausstellen; dies ist jedoch nicht statthaft, wenn der Bewerber sich schon ohne Erfolg einer Prüfung unterzogen hat.

Die Staaten Connecticut, Georgia, Nebraska, New-Jersey, New-York und Rhode-Island besitzen Bestimmungen, wonach Zahnärzten, die der Brutalität, großer Nachlässigkeit, Ungeschicklichkeit, Unfähigkeit oder eines ungehörigen oder ehrlosen Benehmens gegen Patienten überführt worden sind, das Recht zur Praxis zeitweise oder auf immer entzogen werden kann.

Die meisten Prüfungskommissionen sind verpflichtet, der vorgesetzten Staatsbehörde alljährlich oder alle zwei Jahre Bericht über ihre Tätigkeit zu erstatten.

Eine in einem Staate erteilte Lizenz berechtigt nicht zur Praxis in einem anderen. Der Grund liegt in den verschiedenen Anforderungen der einzelnen Staaten an die höheren Berufe. Während in einigen die Prüfung allein nicht genügt, sondern der Nachweis einer angemessenen Vorbildung an einer Mittelschule erbracht und das Diplom einer zahnärztlichen Schule vorgewiesen werden muß, begnügen sich andere mit dem bloßen Examen, das natürlich nicht überall nach den gleichen Grundsätzen stattfindet. Manche Anzeichen deuten jedoch auf das Bestreben hin, durch größere Gleichmäßigkeit in den Anforderungen zunächst zwischen einzelnen Staaten Vereinbarungen zu ermöglichen, wodurch der Geltungsbereich oder die Verwendbarkeit der Lizenz über das eigene Staatsgebiet ausgedehnt wird.

Bücher und Zeitschriften.

fr. Neue Literatur zum Bürgerlichen Gesetzbuch. Der letzten Uebersicht ist einiges nachzutragen. Franz Bernhöft bietet eine gemeinverständliche Darstellung des neuen bürgerlichen Rechts mit Beispielen aus dem praktischen Leben. (Stuttgart, E. H. Moritz.) — Auf diesem Gebiet ist viel gesündigt worden. Als das Bürgerliche Gesetzbuch im Reichstag zur Annahme gekommen war, verbreitete sich allenthalben die Mär, daß nun das Deutsche Reich ein Volksrecht an Stelle des bisherigen Juristenrechts gewonnen habe. Dieses Volksrecht wurde dann auch dem Volk in allen Formen dargeboten. Wen es traf, zu jener Zeit Berichterstatter über juristische Literatur zu sein, der denkt mit Schaudern an die Hochflut populärer Rechtskunde, die auf einmal über das deutsche Volk hereinbrach. Jetzt kann man die meisten Werke als Makulatur kaufen. Sie haben kein besseres Los verdient. Es ist ein Unsinn, die Materien des Bürgerlichen Gesetzbuchs, deren verwickelte Regelung oft Juristen zur Verzweiflung bringt, all denen, die nur lesen und schreiben gelernt haben, verständlich machen zu wollen. Bernhöft steckt sich ein engeres, aber dafür erreichbares Ziel: er bringt die leitenden Gedanken des Bürgerlichen Gesetzbuchs in ein übersichtliches System, erläutert sie durch Beispiele und ermöglicht damit dem Juristen ein verhältnismäßig müheloses Studium des Ganzen. Das Buch liest sich wie ein Kollegienheft und ist wohl auch nichts anderes. Als solches verdient es das Lob sorgfältiger Durcharbeitung. Zwei Bände sind bis jetzt erschienen. — Gewagter ist der Versuch, den Julius Ebbecke macht, die Grundsätze des bürgerlichen Rechts in einem Buch von 96 Seiten zusammenzustellen. (Berlin, O. Häring.) Es handelt sich aber nur um einzelne Materien, wie sich aus den Ueberschriften: Vermögensrecht, Schutz des redlichen Verkehrs, Familienrecht, Rechtsgeschäft, Rechtsschutz und Rechtsanwendung ergibt. Auch innerhalb dieser Abgrenzung ist natürlich keine erschöpfende Darstellung, sondern nur Hervorhebung der wichtigsten Gesichtspunkte angestrebt. — Die übrigen zur Besprechung eingelaufenen Werke behandeln einzelne Fragen: Ernst Feder prüft in einer sehr gediegenen und von der Berliner Universität preisgekrönten Arbeit die Verantwortlichkeit für fremdes Verschulden. (Berlin, Otto Liebmann.) Hier ringen neue Gedanken nach Anerkennung und überall, wo das zutrifft, gibt es des Streits und Zweifels genug. Feder prüft die verschiedenen Entwicklungsmöglichkeiten mit klarem Blick und kritischer Schärfe. Daß er nicht alle Schwierigkeiten zu überwinden vermag, ist kein Vorwurf. — Eine leichtere, aber immerhin dankenswerte Arbeit ist die Abhandlung von Adolf Lobe über die Form der Rechtsgeschäfte. (Leipzig, Dieterich.) Der trockene Gegenstand wird in ansprechender Weise behandelt. Die formbedürftigen Rechtsgeschäfte sind übersichtlich zusammengestellt. — Das Recht der Testamente und Erbverträge in Bayern schildert ein größeres Werk von Karl Sauer. (München, Schweitzer.) Es ist für die Praxis bestimmt und strebt vor allem nach leichter Verständlichkeit der Darstellung. Die Erschöpfung der schweren Fragen, die besonders bei der Nachlaßregelung sich ergeben können, liegt außerhalb seines Rahmens. Der Anhang enthält Muster von Testamenten, Erbverträgen und anderen Rechtshandlungen auf erbrechtlichem Gebiete. Den Notaren und Verlassenschaftsrichtern vermag das Buch gute Dienste zu leisten.

n. **Jahrbücher der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt.** Erfurt, 1903. Verlag von Karl Villaret.

Die Königliche Akademie zu Erfurt, dieser letzte Rest der altberühmten Universität, fährt unermüdlich fort, wenn auch mit bescheidenen Mitteln, für das hohe Ziel einer engeren Berührung der Wissenschaft mit dem praktischen Leben zu wirken. Zunächst geschieht das durch Vorträge in Erfurt selbst, dann aber durch die Stellung von Preisaufgaben in der Richtung jenes Zieles. Als solche Preisaufgabe ist, in sichtlichem Anschluß an eine frühere, welche durch Kerschensteiner so vorzüglich gelöst wurde, für 1903 (spätester Ablieferungstermin 1. Februar 1904) folgende gestellt worden: „Es soll die Notwendigkeit von Fortbildungsschulen für die aus der Volksschule entlassenen jungen Mädchen begründet und die Organisation, sowie der Lehrplan solcher Schulen den modernen Anforderungen entsprechend dargelegt werden." — Das diesmalige Jahrbuch enthält wieder eine Anzahl wissenschaftlicher Abhandlungen, die alle Interessen allgemeiner Art berühren. Es seien daraus die von Heinzelmann „über den ethischen Beruf der Kunst" und von Thiele „Archäologische Wünsche eines altklassischen Philologen" hervorgehoben. Die in letzterer geäußerten Wünsche scheinen uns in hohem Grade beachtenswert; sie gehen auf eine bessere archäologische Ausbildung der Gymnasiallehrer und auf eine bessere archäologische Ausstattung der Lehranstalten. Es fehlt den Lehrern noch immer zu sehr eine genügende Einführung in die lebendige Anschauung des Altertums; an den Schulen aber müßte ebenso gut wie ein physikalisches Kabinett auch ein Antikenkabinett vorhanden sein, das u. a. Gipsmodelle der hauptsächlichsten antiken Bauwerke, Gipsabgüsse der besten klassischen und Renaissancestatuen, gute Reliefkarten 2c. enthielte. Bei der Bedeutung, welche das Altertum für den Gymnasialunterricht tatsächlich hat, scheint solche Forderung wahrlich nicht übertrieben. — Dies besondere Beispiel zeigt deutlich genug, wie viel bei uns zu tun findet, der Wissenschaft und Leben in engere Beziehungen setzen möchte, und so kann man dem darauf gerichteten Wirken der Erfurter Akademie nur besten Erfolg wünschen.

Dialog vom Tragischen. Von Hermann Bahr. S. Fischer 1904, Verlag Berlin.

Bahr zeichnet sich durch eine Fähigkeit aus: er ist ein sehr geschickter Schriftsteller und feiner Stilist. Das ist aber auch alles, was man ihm Günstiges nachsagen kann. Auch diesem Buche kann nur der angenehme und schöne Stil nachgerühmt werden, sonst nichts; es sei denn, daß die sehr vornehme Ausstattung hervorgehoben würde. Dagegen sind die darin vorgebrachten Anschauungen, soweit sie Bahrs Eigentum sind, unbedeutend oder falsch, und seine Ideale von modernen und Zukunftsmenschen können nicht als erstrebenswerte Ideale gelten. Es fehlt ihnen, trotz den beredten und schillernden Worten, welche Bahr für sie aufbietet, an wirklicher Größe. Würde das Ziel, das er der Menschheit für die Zukunft steckt, von ihr erreicht werden, so würde es nichts weniger als eine Erhöhung für sie bedeuten. Der umfangreichste und Hauptessay, „der Dialog vom Tragischen“, zeigt sehr klar Bahrs Stärke und seine Schwächen: in glänzender Form und schönem Stil kommen die unhaltbarsten Ansichten und unrichtigsten Gedanken zum Ausdruck. Hier gilt die tragische Kunst als ein Heil- und Abspannungsmittel für die rohen und wilden Instinkte, welche kultivierte Menschen in sich zurückdrängen müssen. Denn diese zurückgedrängten Instinkte wühlen im Innersten des Menschen und machen ihn hysterisch; deshalb waren auch die Griechen ein hysterisches Volk, das sich die Tragödie als Heilmittel erfunden hat, um jene rohen Gefühle hervorzulocken und sich austoben zu lassen, und auf diese Weise unschädlich zu machen. Da nun die ganz Modernen, wie männiglich bekannt, ganz frei von jedem rohen Gefühle sind, so brauchen sie die tragische Kunst nicht mehr und werden sie nie mehr brauchen. Der höhere Mensch ist der untragische Mensch. In diesen Anschauungen offenbart Bahr einen gänzlichen Mangel an Verständnis des Tragischen, seiner Tiefe und Bedeutung im Leben. Der Wortführer der Ekstase zeigt sich hier als ein sehr nüchterner Mensch. — Von den übrigen Essays ist nur der zweite, „Das unrettbare Ich“, der Erwähnung wert. Ich würde ihn als den gelungensten bezeichnen, wenn nicht nach der ersten größeren Hälfte, die den Eingang bildet und wirklich ausgezeichnet geschrieben ist, der Rest, der die Hauptsache bringen soll, so matt und schwach ausgefallen wäre. In diesem Essay macht Bahr auch den seltsamen Schnitzer, als Gegensatz gegen die Täuschung der Sinne, wodurch wir die Sonne aufgehen und untergehen sehen, und als wahre Ursache hiervon die Bewegung oder den Umschwung der Erde um die Sonne anzugeben. Lernen kann man von Bahr nichts, aber man kann seine Arbeiten, auch die ernsten, genießen.

B. L. Wities.

Meine welschen Ahnen. Kleine Erzählungen von Felix Dahn. Leipzig. Breitkopf u. Härtel. 1903.

Ein ungemein feines, poesiereiches Büchlein. Die Einkleidung ist ja etwas schnurrig, aber darauf kommt's nicht an, die Hauptsache ist der Inhalt. Felix Dahn trägt von mütterlicher Seite her französisches Blut in den Adern. Von seinem Großvater, Monsieur le Gay, hat er nur wenig erfahren, von dessen Vorfahren gar nichts. Aber oft hat es seine Phantasie beschäftigt, sich auszumalen, was wohl seine welschen Ahnen in Gallien und anderwärts erlebt haben möchten. Einige dieser Träumereien bilden den Inhalt des vorliegenden Büchleins. Von dem römischen Centurio Marcus Manlius Gaudiosus, dem von Cäsar ein Gütchen in Gallien, bei Arles angewiesen wird, bis zu dem Sangesschüler Gaston le Gay, der, die geliebte Herrin rächend, den grimmen Simon von Montfort tötet, werden uns verschiedene aus dem Geschlechte der Gaudiosi in knappen Skizzen vorgeführt. Einzelne dieser Skizzen sind nur in ganz losen Umrissen gegeben, so daß die Gestalten darin nicht scharf hervortreten, andere aber haben kräftige Farben und wirken wie köstliche Gemälde, von denen sich der Beschauer gar nicht losreißen kann. Das gilt besonders von der Geschichte des Grammatikers Clemens und seiner schönen Frau Hermione. Wie ist da der König Chilperich und die Teufelin, die er zum Weibe genommen, in wenigen Strichen voll Anschaulichkeit gezeichnet! Eine Tragödie steckt in dem Stoff. Und zu einem Heldengedicht oder einem historischen Roman hätte sich das Geschick des Hilaris ausführen lassen. Hier erscheinen die mächtigen Gestalten Karls, „den man den Großen nennt, aber den ganz Großen nennen sollte“, und seiner Paladine Oliver und Roland, hier findet einer der Gaudiosi in der Schlacht bei Ronceval als Schildknappe Rolands den Tod. . . . Bei jeder der verschiedenen Zeiten, die der Verfasser schildert, erkennt man den kundigen Historiker, er hat das alles geistig durchlebt und so verschlägt es gar nichts, ob die Ahnen, von denen er berichtet, wirklich gelebt haben oder nur in seiner Phantasie entstanden sind. Das ganze Buch ist nur 77 Seiten stark, aber Poesie mißt man nicht nach der Elle. Das hat schon Lessing in der Fabel vom Sperling und vom Strauß gesagt.

S. S.

*

Allgemeine Rundschau.

Goethe im Urteil französischer Naturforscher.

∽ Die hohe Wertschätzung, die Goethe der französischen Naturforschung seinerzeit entgegenbrachte, ist bekannt, vor allem auch jener Zwischenfall mit Eckermann, als ihm am 2. August 1830 eine Akademierede Geoffroy St. Hilaires über die ursprüngliche Identität der Typen des Tierreichs für viel bedeutungsvoller erschien als die gleichzeitig in Paris ausgebrochene Revolution. Zu jener Zeit war auch Goethe im Urteil der französischen Naturforscher zu hohem Ansehen emporgestiegen; doch war dies keineswegs von Anfang an der Fall. Vielmehr wurden, wie wir dem lesenswerten Buche des Professors der vergleichenden Literaturgeschichte an der Universität Lyon, Ferdinand Baldensperger, „Goethe en France“ entnehmen, die Anfänge der naturwissenschaftlichen Tätigkeit Goethes, insbesondere seine Farbenlehre, recht abfällig beurteilt. Die Abhandlung zur Farbenlehre war schon 1807 durch die Vermittlung des Grafen Reinhard im Bürstenabzug Cuvier zugestellt worden. Der Astronom Delambre, den Reinhard um seine Meinung darüber befragte, antwortete: „Beobachtungen! Versuche! Und vor allem soll man nicht damit anfangen, daß man Newton angreift!“ Trotz aller Bemühungen des Diplomaten lehnte es die Akademie der Wissenschaften ab, einen Bericht darüber zu erstatten, da, wie Cuvier erklärt hatte, ein solches Werk nicht geeignet sei, eine Akademie zu beschäftigen. Im Jahre 1811 widmeten indessen die Annales de Chimie dem Werk mehrere Seiten. Das Blatt tadelte die Hartnäckigkeit, mit der Goethe auf schon bekannte Tatsachen zurückkomme, seine Verachtung gegen die Mathematik und besonders die gegen Newton gerichtete Polemik des zweiten Teiles. Es sei ein „auffallender Gegensatz zwischen der bestimmten und einfachen Weise, in der Newton seine Erfahrungen und Schlüsse darlegt, und dem gespreizten, unklaren und spöttischen Ton, mit dem Goethe die bekanntesten Tatsachen und die einleuchtendsten Schlußfolgerungen leugnet“. Es sei bemerkenswert, daß in der Abhandlung zur Farbenlehre keine Beobachtung gemessen oder des Näheren untersucht werde; der Verfasser verschanze sich immer hinter unklaren Gedanken, von denen heraus er die positiven Folgerungen verspotte, die er aus der messenden Beobachtung der Erscheinungen notwendig ableiten müßte. Man bemerke nur allzuoft, daß Goethe „nicht in derjenigen Geistesverfassung sei, die einem unbefangenen Forscher nach Wahrheit zukomme“.

Ganz anders war die Aufnahme, die Goethes biologische Untersuchungen und Aufstellungen, insbesondere seine Beiträge zur Metamorphose der Pflanzen bei den zeitgenössischen französischen Gelehrten fand. Ursprünglich zwar — also bald nach 1790 — waren diese botanischen Studien Goethes nicht ganz ernst genommen worden. Man kam aber auf sie zurück, als der berühmte Botaniker de Candolle im Jahre 1813 in seinen Principes de la symétrie et de la métamorphose des Plantes in anderer Form und größerer wissenschaftlicher Ausgestaltung eine im Grunde damit übereinstimmende Theorie aufstellte. Die Organographie végétale desselben Gelehrten aus dem Jahre 1827 nennt in der Vorrede „den berühmten Dichter Goethe“ unter den Vätern dieser botanischen Lehre. Am 5. Juli 1831, als Goethe inzwischen zu hohen Ehren in der französischen Gelehrtenwelt gekommen und von ihnen zum

Digitized by Google

Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften ernannt worden war, rechtfertigte Geoffroy St. Hilaire in einer Akademierede „Ueber die Schriften Goethes, die ihm den Anspruch auf den Namen eines gelehrten Naturforschers geben," diesen Umschwung in seiner Beurteilung: „Wie hätte man diesem Dichter, diesem auf anderen Gebieten so hochbegabten Kenner des menschlichen Geistes gerecht werden können, wenn er plötzlich und erst gegen die Mitte seiner Laufbahn davon (nämlich von seiner naturwissenschaftlichen Befähigung) Beweise erbringt? Man sah in ihm nur einen Dichter, der versuchte, die Größe des Alls in einer anderen Form zu besingen; die lang gewohnte Bewunderung für den Dichter ließ in ihm nicht einen kenntnisreichen Erforscher der Naturerscheinungen erkennen, eine zweite Gabe seines Geistes, die die Grenzen des Wissens auf den wichtigsten Gebieten der Naturphilosophie weiter zurückzuschieben wußte. Geben wir also jenes frühere Urteil auf". . . Und Geoffroy St. Hilaire schloß mit den Worten: „Aus dem Gesagten glaube ich folgern zu dürfen, daß Goethe, wenn er nicht Anspruch genug hätte, als der herrlichste Genius seines Jahrhunderts gepriesen zu werden, seinem Ruhmeskranz als Dichter und tiefer Kenner des menschlichen Geistes auch noch den Ruhm eines geschulten Naturforschers hinzufügen dürfte, der ihm zukommt wegen der Erhabenheit seiner Anschauungen und seiner philosophischen Schärfe hinsichtlich der Analogien, die die Pflanzenwelt zeigt."

Aehnliche Urteile sind von jetzt ab bei den französischen Naturforschern sehr zahlreich anzutreffen. Wieder war es Geoffroy St. Hilaire, der in einer Akademierede vom Juni 1836 zu einer Uebersetzung der wissenschaftlichen Werke „des verehrungswürdigen Patriarchen der deutschen Literatur" aufforderte, die denn auch von den Naturforschern C. F. Martins und Turpin schon 1837 besorgt wurde. Claude Bernard und Flourens, die Physiologen, nennen ihn unter den großen Förderern ihrer Wissenschaft. Der Dichter Lamartine sieht in ihm, in Wiedergabe des in der französischen Gelehrtenwelt bestehenden Urteils „den deutschen Voltaire und Cuvier in einer Person"; das Dictionnaire des Sciences naturelles nennt ihn 1845 einen Schriftsteller, „für den das Studium der Natur nicht eine bloße Laune oder eine Zerstreuung bei seinen zahllosen Arbeiten, sondern eine ernste Arbeit war, der er den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat". Und der französierte elsässische Botaniker Kirschleger, der im Jahre 1865 die Metamorphose der Pflanzen noch einmal studierte, konnte einen Ausruf des Entzückens nicht zurückhalten: „Je mehr wir unsere Dichter-Forscher studieren, um so mehr fühlen wir uns gedrungen, mit Knebel auszurufen: O du Unerschöpflicher!"

*

Die Runeberg-Feier in Finnland.

Der 100jährige Geburtstag des Nationaldichters Finnlands, Joh. Ludw. Runebergs, wurde am 5. Februar, trotz der gegenwärtig im Lande herrschenden unerfreulichen Verhältnisse, von dem ganzen Volke Finnlands mit großer Begeisterung gefeiert. In der Hauptstadt Helsingfors wurden von der Universität und sowohl von der schwedischen wie von der finnischen Literaturgesellschaft große Erinnerungsfeierlichkeiten unter lebhaftestem Anteil der Bevölkerung abgehalten. Alle Volksklassen nahmen durch festliche Erleuchtung der ganzen Stadt, durch Festvorstellungen in den Theatern, Erinnerungsfeierlichkeiten in den Schulen u. s. w. teil. An unzähligen anderen Orten des Landes wurde der Jubeltag in ähnlicher Weise begangen. — Mehrere bemerkenswerte literarische Werke sind erschienen, darunter der erste Teil einer sehr hervorragenden, in schwedischer Sprache abgefaßten biographischen und literarisch-kritischen Arbeit über Runeberg von Prof. W. Söderhjelm, in finnischer Sprache die erste Hälfte einer Arbeit über ihn von Prof. V. Vasenius. Die schwedische Literaturgesellschaft in Finnland hat eine größere Festpublikation veröffentlicht, die außer Beiträgen von finnländischen und skandinavischen Verfassern auch zwei deutsche Beiträge von besonders warmen Freunden Finnlands enthält, nämlich von Prof. R. Eucken einen Aufsatz „Der Dichter und sein Volk" und von dem deutschen Uebersetzer Runebergs W. Eigenbrodt „Runeberg in Deutschland". — Die Universität und die schwedische Literaturgesellschaft erhielten eine große Anzahl von Adressen und Telegrammen mit dem Ausdrucke der Sympathie für den Dichter und für das finnische Volk von Universitäten, gelehrten und literarischen Gesellschaften, sowie einzelnen Schriftstellern aus Rußland, Skandinavien, Deutschland und anderen Ländern.

*

Kleinere Mitteilungen.

M. Ein für die Geschichte des Universitätswesens sehr wichtiges Dokument veröffentlicht Edward J. L. Scott im dieswöchigen Athenaeum. Es stammt aus den Archiven des Westminsterkapitels und ist eine Quittung über in der Diözese des Bischofs von Lincoln stattgehabte Sammlungen „zur Anstellung von Professoren für die hebräische, griechische, arabische und chaldäische (syrische) Sprache an der Universität Oxford." Datiert ist das Instrument von Ende September 1325, aus dem Ende der Regierung Eduard II. († 1327). Oxford lag in der Diözese des Bischofs von Lincoln. Es ist sehr merkwürdig, daß Oxford um diese frühe Zeit schon „Expensa Magistrorum in lingua ebraica, greca, arabia et caldea in Universitate Oxoniensi legencium" hatte; wurde es doch 200 Jahre später noch in der ganzen humanistischen Welt als ein besonderes Ereignis angesehen, als Richard Foxe in dem neugegründeten Corpus Christi-Kollegium zu Oxford eine Professur-Lektorschaft für Griechisch errichtete. (S. meine Kratzerbiographie in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 18./19. März 1902). Ganz ungewöhnlich ist die besondere Betonung des Arabischen und Syrischen. Der Ausdruck „Magistri legentes"-„Readers" ist heute noch der offizielle für die Oxforder Professoren.

* Die konstituierende Generalversammlung der von Professor Dr. Vaihinger, dem Herausgeber der „Kantstudien" begründeten „Kantgesellschaft" findet nicht, wie zuerst gemeldet worden ist, am 12. Februar, dem Todestage Kants, sondern am 22. April, dem Geburtstage des Philosophen, in Halle a. S. statt, da Professor Vaihinger an der Feier der Universität Königsberg persönlich teilnimmt. Von ihm sind die Satzungen der Kantgesellschaft zu beziehen. Die Mitgliedschaft wird erworben entweder durch einen Jahresbeitrag von 20 M. oder durch einen einmaligen Beitrag zur „Kantstiftung", deren Kapital bis jetzt 10,000 M. beträgt.

* Ein Verein deutscher Lehrer in Süd-Chile besteht seit einigen Monaten. Nach den vorliegenden Satzungen bezweckt der Verein unter Ausschluß aller konfessionellen und politischen Bestrebungen die Hebung der deutschen Schulen innerhalb seines Wirkungskreises und die Förderung der an ihnen angestellten Lehrer in Hinsicht auf ihren Beruf, ihre amtliche Stellung und ihre wirtschaftliche Lage. Mitglied kann jeder Lehrer werden, der eine abgeschlossene Bildung in Deutschland genossen hat, seit mindestens einem Jahr in Süd-Chile seine Lehrtätigkeit ausgeübt und nicht durch eigenes Verschulden seine Stellung in der Heimat verscherzt hat. Doch können auch anderweitig vorgebildete Lehrer, die sich schon in der Praxis bewährt haben, Mitglieder werden.

* Von deutschen Bibliotheken. Der bisherige Hilfsbibliothekar an der Universitätsbibliothek in Berlin Dr. Trommsdorff ist zum Bibliothekar an der Königlichen Bibliothek daselbst ernannt worden.

* Studentische Literatur. Für den Herbst dieses Jahres ist, wie man uns mitteilt, die Herausgabe eines neuen Almanachs, Freier Almanach deutscher Studenten, für Deutschland und Oesterreich geplant, der nicht wie früher nur schöngeistige Erzeugnisse bringen wird, sondern der möglichst umfassend in kritischer Weise die das Studentenleben bewegenden Materien behandeln soll. Die Darlegungen werden sich mit dem Studenten und seinem Verhältnis zu den politischen Streitfragen, zu den religiösen, sittlichen und sozialen Richtungen beschäftigen; sie beziehen sich auf die Interessen der Studenten, und bemängeln die

ihnen eigentümlichen Unzulänglichkeiten. Einige philosophische und ästhetische Essays beabsichtigen den nach einer Weltanschauung suchenden Studenten beachtenswerte Unterstützung zu gewähren. Es wird auf zahlreiche Mitarbeit gerechnet und man bittet, Anfragen und Beiträge belletristischen und ästhetischen Inhaltes an: Hanns Holzschuher, München, Ainmillerstraße 31/I, solche politischen oder philosophischen Inhalts an: Viktor Berg, Braunschweig, Wendenstraße 50, einzusenden. In Leipzig gibt Auskunft: Dr. Leon Zeitlin, Thomasiusstraße 7 part.

✠

Hochschulnachrichten.

* **München.** Das Reisestipendium aus dem Allgemeinen Stipendienfonds im Betrage von 1440 M. ist dem Privatdozenten der Chirurgie Dr. Adolf Schmitt verliehen worden.

hc. **Bonn.** Am 29. Februar wird im Garten der Klinischen Anstalten in Bonn ein Denkmal für den am 31. Dezember 1902 verstorbenen Direktor der Bonner chirurgischen Klinik, Geh. Medizinalrat Dr. Max Schede, enthüllt werden. Die Weiherede wird Professor Dr. Aug. Bier, Schedes Nachfolger, halten.

hc. **Leipzig.** Der Privatdozent für klassische Philologie Dr. Edgar Martini ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

Jena. Zu Forschungen in Deutsch-Südwestafrika weilt dort gegenwärtig Dr. Leonhard Schultze, Privatdozent an der hiesigen Universität. Dem Forscher ist von der Humboldt-Stiftung eine Summe von rund 7000 M. zu systematisch- und geographisch-zoologischen Untersuchungen in Deutsch-Südwestafrika verliehen worden. Dr. Schultze ist bereits seit einigen Monaten an Ort und Stelle und hat sowohl dem zoologischen Museum wie der anatomischen Anstalt in Berlin eine Reihe wertvoller Sammlungsstücke übersandt. Fürs Jahr 1904 ist aus der Humboldt-Stiftung eine Summe von 8000 M. verfügbar.

* **Berlin.** Der außerordentliche Professor an der hiesigen Universität und ständige Hilfsarbeiter in der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes Prof. Dr. Karl Helfferich hat einen Ruf als ordentlicher Professor der Staatswissenschaft an die Universität Bonn erhalten. Auf den Wunsch seiner vorgesetzten Behörde hat er sich jedoch entschlossen, dem ehrenvollen Rufe keine Folge zu leisten, sondern in seiner bisherigen Wirksamkeit zu verbleiben. Professor Dr. Helfferich hat sich durch mehrere Veröffentlichungen zur Währungsfrage sowie durch sein jüngstes Buch „Das Geld“ einen sehr geachteten Namen gemacht.

* **Wien.** Wie die Neue Freie Presse erfährt, steht die Ernennung des Professors Ernst Finger zum Nachfolger Hofrat Neumanns als Leiter der dermatologischen Klinik unmittelbar bevor.

r. **Lausanne.** Der bekannte, jetzt in Paris lebende, Literaturhistoriker und Romancier Edouard Rod, ein geborener Waadtländer, hat sich auf Ansuchen des Erziehungsdepartements des Kantons Waadt bereit erklärt, im Laufe des kommenden Sommersemesters an der hiesigen Universität Vorlesungen über französische Literatur zu halten. Rod beabsichtigt, eine Privatvorlesung mit je drei Wochenstunden über „Jean-Jacques Rousseau et les Affaires de Genève“ und ein zweistündiges Publikum „Le Roman au XIXe siècle“ zu lesen.

r. **Freiburg i. Schw.** Der Ordinarius für Kunstgeschichte an der hiesigen „Universität“, Professor Dr. Joseph Zemp (aus Luzern), wurde zum Vizedirektor des Schweizerischen Landesmuseums ernannt.

* **Von technischen Hochschulen.** Dem Professor Walter Laas ist vom 1. April 1904 ab die durch das Ausscheiden des Professors Pagel erledigte ordentliche Professur für Schiffbau an der Technischen Hochschule in Berlin verliehen worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Dr. Parrot: Ornitholog. Wahrnehmungen auf einer Fahrt nach Aegypten. München 1903. E. Reinhardt. 50 S. — Dr. Jos. Lauterer: Japan. Das Land der aufgehenden Sonne einst und jetzt. Nach Reisen und Studien geschildert. Leipzig. Otto Spamer. 407 S. — D. H. Bassermann: Ueber Reform des Abendmals. Briefe an einen Laien. Tübingen u. Leipzig 1904. J. C. B. Mohr. 81 S. — H. Schuchardt: Bericht über die auf Schaffung einer künstlichen internationalen Hilfssprache gerichtete Bewegung. (Sonderabdruck aus dem Almanach 1904.) Wien 1904. Karl Gerolds Sohn. 18 S. — Karl Obser: Ein Bericht Ernst Ludwig Posselts über die Vorgänge in Durlach im Juli 1796. (S.-A. a. d. Zeitschr. f. d. Gesch. des Oberrheins. N. F. 19, 1.) Heidelberg. Karl Winter. — Professor Dr. Menge: Ueber die Einwirkung einengender Kleidung auf die Unterleibsorgane, besonders die Fortpflanzungsorgane des Weibes. Leipzig 1904. Georg Thieme. 19 S. — Monumenta Germaniae Paedagogica. Schulordnungen, Schulbücher und pädagogische Miscellaneen aus den Landen deutscher Zunge. Im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte herausgegeben von Karl Kehrbach. Band XXVIII: Die Schulordnungen des Grossherzogtums Hessen. 2. Berlin 1903. A. Hofmann u. Co. 506 S. — Dr. Max Jansen: Papst Bonifazius IX. (1389—1404) und seine Beziehungen zur deutschen Kirche. (Studien und Darstellungen aus dem Gebiet der Geschichte. III. Bd. 3. und 4. Heft.) Freiburg i. Br. 1904. Herder. 213 S.

Soeben sind in der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Dante und Houston Stewart Chamberlain. Von **Hermann Grauert.** Zweite, vermehrte Auflage. gr. 8° (X u. 92) M. 1.50

Inhalt: I. Sardous Dante-Drama. — II. Dante nach Karl Hilty der Dichter der glücksuchenden Menschenseele. — III. Dante und Houston Stewart Chamberlain. — IV. Christus bei Dante und Houston Stewart Chamberlain. — V. Dantes Leben. — VI. Dantes Werke. — VII. Nachwort: Dante und Christus.

Papst Bonifatius IX. (1389—1404) **und seine** Beziehungen zur deutschen Kirche. Von Dr. **Max Jansen.** gr. 8° (XII u. 214) M. 3.80.

Bildet das 3. und 4. Heft des III. Bandes der „Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte“.

Inhalt: I. Bonifatius IX. Sein Pontifikat und seine politischen Beziehungen zu Deutschland. — II. Reservationen, Provisionen und Inkorporationen zur Zeit Bonifatius' IX. — III. Die Besetzung der Bischofs- und Abtsstühle in Deutschland. — IV. Die Camera apostolica und ihre Beziehungen zu Deutschland. — V. Die Ablässe und das Jubiläum unter Bonifatius IX. — VI. Allgemeines und Schluß. — Anhang. [illegible]

Tauchnitz Edition.
February 10, 1904.
Doctor Xavier.
A new Novel.
By
Max Pemberton.
In 1 vol.
[illegible]
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Soeben erschien in unserm Verlage:

Kant.

Sechzehn Vorlesungen, gehalten an der Berliner Universität

von Georg Simmel.

Preis broschiert M. 3.—, gebunden M. 3.80.

Wir weisen auf die in der heutigen Nummer der Allgemeinen Zeitung enthaltene Besprechung hin. (4978b)

Leipzig.

Duncker & Humblot.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher in München.

Jahrgang 1904. München, Freitag, 12. Februar. Nummer 35.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Kant. (Zur Erinnerung an den 12. Februar 1804.) Von Otto Liebmann (Jena).

J. Kant und die moderne Kultur. (Ein Gedenkblatt.) Von M. Scheler (Jena).

II. Bücher und Zeitschriften.

F. Oppenheimer: Bewußtsein — Gefühl.

III. Allgemeine Rundschau.

Fortsetzung der Sammlung der Papsturkunden. — Deutsche Rechtsbücher des Mittelalters und ihre Handschriften.

Kant.

Zur Erinnerung an den 12. Februar 1804.

Vergänglichkeit! — erloschen ist das Licht,
Erstarrt das Auge, das die Welt durchdrungen,
Geknickt der Flügel, der im Angesicht
Der Menschheit sich zum Himmel aufgeschwungen;
Ein Sonnenuntergang —, und Nacht umflicht
Den Geist, der sich zum Tag emporgerungen.
Wo ging er hin? Dorthin, woher wir kamen,
Ins All, der Toten Gruft, des Lebens Samen.

Prosa war er, Gedankenenergie,
Ganz nüchtern klar, ganz frei von Dichterträumen,
Und doch voll kühnster Schöpferphantasie,
Die sich verteilt in unermess'nen Räumen,
Um aller Dinge Was und Wo und Wie
In der Begriffe Fangnetz einzusäumen,
Dann aber zu sich selbst zurückzulenken,
Sich in das innere Rätsel zu versenken.

Ein hoher Geist, ein mächtiger Verstand,
Der mit des Denkens scharfgeschliffnen Waffen
Den Weg zurück ins alte Chaos fand
Und aus dem Chaos neu die Welt geschaffen,
Von Dogmen frei, hat forschend er erkannt,
Wie sich Natur vermocht hat aufzuraffen,
Wie aus dem Nebeldunst durch Urgewalten
Planeten, Monde, Sonnen sich gestalten.

Doch Größres noch stand diesem Geist bevor.
Was ist Natur? und was sind Wirklichkeiten?
Aus unserm Innern taucht das Bild empor,
Das Bild der Welt in Räumen und in Zeiten;
Gleichwie der Künstler aus sich selbst hervor
Sein Werk erzeugt, uns Staunen zu bereiten,
So muß dein Auge schauend selbst gestalten,
Was dich umgibt, was wir für wirklich halten.

Geheimnisvolle Werkstatt der Vernunft!
Ein inn'res Weben, Schaffen und Erkennen
Erzeugt in ewig neuer Wiederkunft
Das große Phänomen, das „Welt“ wir nennen;
Er hat's erlauscht, hoch über aller Zunft,
Wie sich Gedanken einigen und trennen,
Und wie das Ich beharren muß und dauern,
Um sich ein Universum aufzumauern.

Und aus dem Innern stammt das Heil'ge auch,
Dem wir uns beugen, das wir tief verehren.
Wodurch wird dir Gesetz der Sitte Brauch?
Wer kann unbändiges Handeln dir verwehren?
Ist's nicht der inneren Rätselstimme Hauch,
Herz und Gewissen, was dich muß belehren?
Du selbst mußt denkend fühlen, prüfend richten,
Dir aufzubau'n dein Heiligtum der Pflichten. — —

Unsterblichkeit? — was hält dem Wechsel Stand?
Nationen stürzen, Throne, Dynastien,
Flut folgt der Ebbe, und aus Meer wird Land,
Dogmen zergeh'n, Systeme, Theorien;
Selbst was ein großer Geist entdeckend fand,
Verfällt dem Schulgezänk der Koterien.
Doch Gold bleibt Gold, wie's auch sich umgestaltet,
Wahrheit bleibt wahr, wenn auch die Form veraltet.

Jena. Otto Liebmann.

(Dieses Gedicht ist die erste von Zwölf Festgaben zu Kants Gedächtnis, die außer dem oben genannten Verfasser die Herren W. Windelband, F. Paulsen, A. Riehl, E. Kühnemann, E. Troeltsch, F. Heman, F. Staudinger, G. Runze, B. Bauch, F. Schmid, E. v. Aster in einem als Sonderabdruck aus den von H. Vaihinger und B. Bauch herausgegebenen Kantstudien (bei Reuther und Reichardt, Berlin) erschienenen Hefte zum hundertjährigen Todestage des großen Philosophen veröffentlicht haben.)

J. Kant und die moderne Kultur.

Ein Gedenkblatt.

Heute vor hundert Jahren ist ein deutscher Denker dahingegangen, mehr als ein Denker: ein Gesetzgeber und Richter des Lebens. Denn dies wird sich jeglicher sagen, der des Geistes einen Hauch verspürt, der in J. Kant schuf: Es mag gelehrtere Philosophen gegeben haben (z. B. Leibniz), Philosophen von eindringenderem Scharfsinn (vielleicht D. Hume), von leichterem, genialerem Fluge der Ideen (z. B. Schopenhauer); es gab keinen, der Dasein und Leben gerechter angeschaut hat als J. Kant. Gerechtigkeit war ihm nicht eine dann und wann geübte Tugend. Sie war sein Wesen selbst und sie durchdrang sein Denken mit gleicher Gewalt wie sein Wollen. Nicht was an seinem Werke Welterklärung ist, packt uns zunächst, wenn wir uns ihm nähern. Das, was uns überwindet, indem es uns erhebt und frei macht, das ist die königliche Art seiner grenzrichterlichen Tätigkeit in der Absteckung der Provinzen des geistigen Lebens. In J. Kant lebte etwas von dem Geiste jener großen Gesetzgeber Moses, Lykurg,

Solon, welche die Menschheit zu verehren nie aufhören wird. Die Tätigkeit aber, für die er Gesetze suchte, war nicht das äußere Handeln, dessen Regelung dem Rechte unterliegt, auch nicht nur die innere Willensrichtung, die das Sittengesetz normiert, nicht die Betätigung eines Volkes, einer Nation oder der Menschheit, sondern das *Gesamtgebiet der Vernunfttätigkeit* überhaupt, um derentwillen es ihm allein wert schien, daß Völker, Nationen, die Menschheit leben.

J. Kant hat nicht eine neue Philosophie zu der historisch vorhandenen hinzugefügt, sondern den Begriff der Philosophie grundlegend verändert. Philosophie ist ihm nicht etwas so Vages, Anspruchsvolles und Unmögliches wie „Weltanschauung", nichts so Ueberflüssiges wie (in Anbetracht der Einzelwissenschaften) „Welterklärung": sie ist Erkenntnis und Abgrenzung der Prinzipien der Vernunfttätigkeit, der Richtungen ihres Wirkens in Wissenschaft, sittlicher Praxis, ästhetischem Genuß und Religion.

*

Nicht wie er diese Frage gelöst hat, sei Gegenstand dieses bescheidenen Gedenkblattes. Die Kenntnis dieser Lösung müssen wir hier voraussetzen. An dem Todestage des großen Richters in Sachen der Vernunft geziemt es sich, eine andere Frage zu stellen: Wie verhält sich das Werk J. Kants zur geistigen Kultur des Abendlandes überhaupt, wie insbesondere zur Neuzeit?

Fragt man so, so ginge man sehr verkehrt zu Werke, wollte man diese Bedeutung seines Werkes ermessen an seinem Verhältnis zur Gegenwart. Die Gegenwart zeigt — soweit man nicht an die Fachphilosophie denkt — wenig, sehr wenig Kantischen Geist. Der Mensch, von dem Kant sagte, daß er keinen Preis, sondern allein von allen Dingen der Welt eine Würde habe und daß er als Vernunftwesen „sich selber Zweck" sei, scheint im geistreichelnden Uebermenschen, im zielbewußten Anbeter autoritärer Fetische aller Art oder (noch schlimmer) im Sprachrohr unfehlbarer Masseninstinkte verloren gegangen zu sein. In der Wissenschaft dringt ein hyperskeptischer Sensualismus, in Leben und Praxis das Mysteriöse vor, eben jene beiden Parteien, die Kant so trefflich zu ironisieren wußte. Wohlfahrt und Macht werden dem Rechte, die Zweckmäßigkeit der Religion ihrer Wahrheit vorangestellt. Alle Kulturwerte sollen „historisch" oder „biologisch" oder „psychologisch" „erklärt" werden, und ob es überhaupt Kultur*werte* sind: dies zu fragen, überläßt man den „unwissenschaftlichen Geistern". Dies alles — und wie viel wäre zu nennen — ist so unkantisch wie möglich. Indes — ein Denker wie Kant richtet die Zeit, nicht die Zeit ihn.

Schon sinnvoller wäre das Vorgehen, Kants Bedeutung an den Einflüssen prüfen zu wollen, die sein Werk auf das 19. Jahrhundert ausgeübt hat. Von der unabsehbaren Fülle seines Geistes erhält schon einen vagen Begriff, wer hört, daß er auf so durchaus verschiedene Charakterköpfe wie Fichte, Hegel, Schopenhauer, Herbart, Helmholtz grundlegend und bestimmend eingewirkt hat, daß seine Ideenwelt in die Epoche der romantischen Philosophie und Literatur so tiefgreifend hineinreicht, wie in die naturwissenschaftliche Epoche der vier letzten Jahrzehnte des Jahrhunderts, daß dieser Einfluß sich fast auf alle Zweige des Wissens, der praktischen und ästhetischen Kultur und zugleich auf alle Länder des zivilisierten Erdkreises erstreckt. Aber nicht nur den uns hier erlaubten Raum würde die Schilderung dieser Wirkungen weit übersteigen; die Frage wäre auch sachlich falsch gestellt. Sie wäre nicht im Geiste eines Mannes, der — nicht hier und da „anregen" und „fördern" wollte, sondern bei aller ihn zierenden, fast sprichwörtlichen Bescheidenheit sich des stolzen Wortes vermaß: „Aber dem ungeachtet muß die kritische Philosophie sich überzeugt fühlen, daß ihr kein Wechsel der Meinungen, keine Nachbesserungen oder ein anders geformtes Lehrgebäude bevorstehe, sondern das System der Kritik auf einer völlig gesicherten Grundlage ruhend, auf immer befestigt und auch für alle künftigen Zeitalter zu den höchsten Zwecken der Menschheit unentbehrlich sey." (Aus der Erklärung in B. auf „Fichtes Wissenschaftslehre" von 1799.)

* * *

Wie sehr hätte auch der Weiseste irren müssen, der ohne inneren Glauben an die Wahrheit des Platonismus hundert Jahre nach Platos Tode seine Wirksamkeit auf die Welt aus den Anregungen hätte erschließen wollen, die Platos Werk bis dahin gegeben hatte. Historische Erfahrung, ohne innere Vernunftüberzeugung angewandt, wäre auch hier die „Mutter des Scheins", wie es Kant für alle Werturteile mit notwendigem Geltungsanspruch lehrte.

Dies schließt indes die umfassendere Frage nicht aus, wie sich der Kerngehalt der Kantischen Philosophie zur neueren Kultur *verhalte*, ob dieser Gehalt den kraftvollsten und am wenigsten fragwürdigen Tendenzen derselben entspreche oder nicht.

Soll allgemein gesagt werden: Was macht die Philosophie J. Kants zum philosophischen Bewußtsein der Neuzeit, so würde ich antworten: Es ist die das Gesamtwerk Kants durchdringende, in Form bewußter Erkenntnis neue Einsicht, daß *vor* dem nach bindenden Gesetzen erfolgenden Richterspruche der Vernunft die gesamte Welt, Innen- und Außenwelt, das Reich der Natur und das Reich der Sittlichkeit, nicht eine „gegebene", „fertige" Ordnung ist oder überhaupt etwas schlechthin Insichbegründetes, sondern eine unvollendete, durchaus unbestimmte Größe, ein ewiges Fragezeichen und eine ewige Aufgabe. Was immer als unüberwindbare Gewalt uns antritt, sei es die Empfindung der Sinne, sei es Autorität, die uns praktisch beherrscht oder beherrschen will, sei es der rohe Trieb unserer eigenen Natur, muß an einer unsichtbaren Richt- und Meßstelle vorbei, an der entschieden wird, welche *objektive* Bedeutung, welcher *Realitätswert* ihm zukommt. Diese Stelle ist der Inbegriff notwendiger Vernunftprinzipien, die in uns nicht als eine gnädige Gabe eines dogmatisch vorausgesetzten Gottes oder als eine Ausrüstung einer vormundschaftlichen, ebenso dogmatisch vorausgesetzten Natur, sondern als *die Gesetze* schlechthin, als die *Gesetze des Seins* selbst wohnen und wirken. Gesetze der Vernunft sind Gesetze des Seins selbst, nicht eine Wirkung irgend eines Dinges, sei es Gott, Seele oder Natur, nicht eine Zutat zur Welt, die auch fehlen könnte. Kurz: es *ist das Uebergewicht und die Souveränität des Geistes* über alles, was mit bloßer Macht ausgerüstet, zwingen, überwältigen will, was Kant als die Lebenswurzel der neueren Kultur mit genialem Blicke erfaßt und in strenger Denkarbeit zum Bewußtsein der Menschheit gebracht hat.

War dies Kants Ziel, so durfte seine Arbeit nicht damit beginnen, die Idee an der praktisch-sittlichen Welt *zuerst* nachzuweisen. Nicht nur darum, weil hier die δόξα überhaupt mehr gilt als die ἐπιστήμη, sondern deshalb, weil das Herrenrecht der Vernunft auch auf praktischem Gebiete so lange unsicher bleiben muß, als da draußen scheinbar absolut unabhängig von Gedanke, Wahn und Wunsch eine Welt liegt, unermeßlich nach Raum und Zeit, nach Gesetzen sich wandelnd und bewegend, für die all unser Tun und Denken, unser Bilden und Schaffen ein bloßer Spott ist. So lange Vernunft Spielball einer sich nach *ihrem* Rechte bewegenden Natur ist, so lange ist auch aller Versuch, die praktische Welt nach Gesetzen der Vernunft einzurichten, nur ein willkürliches Sichaufblähen, ein Gernegroßsein. Denn auch die praktische Welt ist als Kultur und Form des Zusammenlebens in den Kausalzusammenhang der Natur hineingebaut und dies von Wesen, deren Handeln von denselben Naturtrieben bewegt ist, wie das Handeln der übrigen Tiere, deren psychische Regungen so gesetzmäßig verlaufend gedacht werden müssen wie der Eintritt einer Mondfinsternis.

Ist Vernunft nur ein Produkt der Natur, etwa wie die biologische Organisation des Menschen ein Erzeugnis von Anpassung und Vererbung, so ist es auch sinnlos, in praktischer Hinsicht nach einem schlechthin Richtigen und Unrichtigen zu fragen, so gilt auch hier das letzte „Recht

der Natur", die force majeure. Welches ist das prinzipielle Verhältnis von Vernunft und Natur? Dies ist die Grundfrage der Kantischen Philosophie.

* * *

Die Antwort J. Kants war keine kluge Hypothese, die ein gelehrter Mann zu Hause ersinnt, um sie mit anderen ebenso triftigen Hypothesen seiner Kollegen in eine Reihe zu stellen; noch weniger war sie, wie flaches Psychologisieren meint, durch seine „Individualität" oder seine „Herzenswünsche" bedingt. Sie war vielmehr das prinzipielle Verständnis und die philosophische Formulierung des Weges, den die moderne Wissenschaft in Anknüpfung an die edlen Reste griechischer Wissenschaft und Bildung gegangen war.

Was ist der Geist der modernen Wissenschaft? Diese Frage läßt sich nicht beantworten, wenn man nicht vorher frägt: Was war der Geist der westeuropäischen Wissenschaft vor Kopernikus und Galilei? Der Geist einer Wissenschaftsstufe besteht nicht in der Summe der gefundenen Tatsachen. Er besteht vielmehr in erster Linie in der Gesinnung und Methode der maßgebenden Forscher; und in zweiter Linie ergibt er sich aus dem Orte, den man der Wissenschaft im Unterschiede von nichttheoretischen Funktionen der Vernunft in dem herrschenden Wertesystem der betreffenden Kultur erteilen zu müssen glaubt. Alle anderen Glieder dieses Systems: Moral, Recht, ästhetischer Wert und Religion sind von diesem Orte, den die Wissenschaft erhält, abhängig.

In philosophischer Sprache drückt sich das erste dieser Probleme aus in der Frage nach dem Verhältnis von Erkenntnis und Wirklichkeit.

Vor Kant gab es, obgleich die Naturforschung schon 800 Jahre nach den von Kant entdeckten Prinzipien, in der von Kant begrifflich ausgeprägten Gesinnung arbeitete, nur einen einzigen Gedanken in dieser Frage, der nichts anderes darstellt, als die Idee der griechischen Wissenschaft. Denn nur zwei grundsätzlich verschiedene Ideen von Wissenschaft gibt es: die griechische und die moderne oder auch die Idee Immanuel Kants.

Das bilderfrohe Volk, das zuerst mit hellem Auge das Gespinnst mythischer Völkerphantasie durchdrang und eine Wissenschaft schuf, hat das Verhältnis des erkennenden Geistes zur Natur unter einer Analogie begriffen, die um so gefährlicher war, als sie *als Analogie* nicht erkannt wurde: Unter der Analogie des Bildes im Verhältnis zu dem darauf abgebildeten Gegenstand. Unter der Herrschaft dieses Bildes vom „Bilde" stand alles und jedes philosophische Nachdenken bis zu Kant; und alle erkenntnistheoretischen Parteigegensätze von Aristippos und Platon bis zu Leibniz und D. Hume liegen nicht außerhalb, sondern innerhalb des durch diese Analogie gebundenen Spielraums philosophischer Erkenntnis. Griechische, französische und englische Skeptiker mochten leugnen, daß es Erkenntnis gäbe; daß sie nur Bild sein könne, wenn es solche gäbe, war auch ihre Voraussetzung. Und nicht darauf kommt es an, ob das Erkenntnisbild als Empfindung und Sinneswahrnehmung oder als Begriff gedacht wurde, dem seinerseits eine von der Sinneswelt irgendwie getrennte, aber ihm korrespondierende Realität „über" oder als „Grundlage" der Sinneswelt zugeschrieben wurde. Ebenso gleichgültig ist es, ob man die den Begriffen (Gattungsbegriffen) korrespondierende Realität für platonische Ideen oder den Dingen einwohnende Formen (die εἴδη des Aristoteles) hielt, oder ob man den abstrakt analytischen Grundbegriffen der die Neuzeit beherrschenden sogenannten mechanischen Naturansicht eine Realität von ausgedehnten, absolut starren, einfachen Masseteilchen mit diesen oder jenen Eigenschaften korrespondieren ließ. Worauf es ankommt, ist einzig dies, daß man in irgend einer bestimmt modifizierten Form der Erkenntnis die Aufgabe setzte, eine *Realität abzubilden*, d. h. etwas irgendwie „Gegebenes" und vom Geiste, der in uns arbeitet, Unabhängiges zu erfassen, zu erreichen.

Aber — frägt man — hat dies nicht die moderne Naturforschung vor Kant auch angenommen und ist die obige Ansicht nicht vielleicht heute noch die Ansicht der Mehrheit wissenschaftlicher Forscher? Hierauf ist ohne Zweifel mit sicherem Ja zu antworten. Aber wenn irgendwo, so muß man hier das wirkliche Tun der Wissenschaft von der philosophischen Reflexion über dieses Tun trennen.

*

Nur ein kurzer Blick (wie ihn der Raum gestattet) auf die Tatsache der Geschichte der Wissenschaft zeige uns, inwiefern die griechische Idee der Erkenntnis der neueren oder Kantischen widerspricht.

Was machte die griechische Wissenschaft im Verhältnis zur neueren unfruchtbar? War es das Fehlen genauer Beobachtung und methodischer Induktion? War es der Mangel an technischen Vorrichtungen zur Schärfung unserer Sinne und zu präziser Messung? War es der Mangel an Ideen? Oder war es — wie die Stimmführer der Demokratie meinen, die Institution der Sklaverei, die das Bedürfnis an technischer Arbeitsersparnis, den „Motor der Wissenschaft" nicht aufkommen ließ? Hielt eine Priesterschaft das freie Denken nieder? Dies alles war es nicht. Aristoteles verfügt (wie wir z. B. an seinen zoologischen Schriften sehen) über zwanzigmal mehr Beobachtungsgabe und methodische Induktion als der sogenannte „Vater der induktiven Methode", der ebenso geistreiche als unwissende Dilettant Bacon. Technische Vorrichtungen meint der historische Materialismus, z. B. Kautsky. Aber diese sind mit wenigen Ausnahmen erst im Gefolge der neueren Naturforschung entstanden. Die Uhren, die der Schöpfer der Dynamik zur Messung der Fallzeiten in seinen bekannten Experimenten gebrauchte, waren z. B. Wasser- und Sanduhren; die unserigen sollten erst erfunden werden auf Grund der Gesetze, die er — suchte. Mangel an Ideen wäre bei dem Volke, das eher zu ideenreich, als zu ideenarm zur Wissenschaft war, eine absurde Annahme. Eine Priesterhierarchie war nicht vorhanden und die Annahme, daß der technische Antrieb, das „wirtschaftliche Bedürfnis" fehlte, ist unpsychologisch, da dieses Bedürfnis stets eine Folge der durch die Wissenschaft gefundenen technologischen Möglichkeiten ist. Nur ironisch redet Aristoteles von den sich selbst bewegenden Weberschiffchen; denn es fehlt ihm selbst der Glaube an die *Möglichkeit* einer technischen Naturbeherrschung im Sinne der Neuzeit.

Wo also lag der Grund? Er lag eben in jener allgemeinen Ueberzeugung vom Wesen der Wissenschaft als „Abbildung" eines „gegebenen" Seins oder besser in der jener Ueberzeugung entsprechenden wissenschaftlichen Praxis.

Es gibt keine größere Verschiedenheit im Verhalten zu einem Gegenstande, als vor ihm stehen bleiben und ihn anschauen oder auf ihn zuschreiten, ihn anfassen und ihm durch Bearbeitung die *Vorschrift* erteilen, eine bestimmte Frage zu beantworten. In der ersten Erkenntnissituation ist mir in der Anschauung der Gegenstand als erkannt *gegeben*; ich ruhe in dieser Erkenntnis gleichsam aus. In der zweiten Situation ist mir die Anschauung nur ein *Anreiz*, eine Erkenntnis zu *suchen*. Ich verhalte mich *aktiv* zu ihm: Nicht „abbilden" will ich ihn sondern ihn bilden, bis er mir Rede steht. Goethe, Griech leider auch in der Wissenschaft, wollte von „Hebeln und Schrauben" nichts wissen, nichts wissen von der Methode isolierender Abstraktion und strenger, von Erfahrung nicht zerstreuter Entwicklung des abstrakten Begriffes in seine Konsequenzen, nichts wissen von „engen Spalten" zur Zerlegung des Lichtes im Sinne und Geiste Newtons. Darum entging diesem großen Künstler der Geist der modernen Naturforschung wie wenigen edlen Geistern. J. Kant war von diesem tätigen Geiste der modernen Wissenschaft, die Natur zweckbewußt im Experimente und auch ohne Experiment in zergliedernder Abstraktion anzugreifen, ganz erfüllt. Nicht „Schüler der Natur, der sich alles vorsagen läßt, was der Lehrer will, sondern bestallter Richter, der die

Zeugen nötigt auf seine Fragen zu antworten, die er ihnen vorlegt", ist ihm nach der Vorrede zur zweiten Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft der Forscher. „Und so hat sogar Physik die so vorteilhafte Revolution ihrer Denkart lediglich dem Einfalle zu verdanken, demjenigen gemäß, was die Vernunft in die Natur hineinlegt, dasjenige in ihr zu suchen, was sie von dieser lernen muß und was sie für sich selbst nicht wissen würde." Das Fehlen dieses aktiven experimentierenden Geistes, konsequent aus der Idee einer abbildenden Wissenschaft fließend, war der erste Mangel griechischer Wissenschaft.

*

Mit ihm steht ein anderes Moment, ebenso aus der Idee des „Bildes" herleitbar, im engsten Zusammenhang. Eine Natur, die an sich selbst — bevor sie mit wissenschaftlichem Denken in Berührung ist — schon eine logische Architektonik ist, eine von einer Hierarchie von Begriffen getragene Ordnung, braucht nicht durch die historische Tat des Verstandes geordnet zu werden. Dies aber war die Voraussetzung der europäischen Metaphysik bis zu Kant, wenn auch die autochthone Form, welche dieser Gedanke im Aristotelismus gefunden hatte, längst zerstört war. Habe ich mir bei dieser Annahme aus einer Reihe Beobachtungen b c d den Begriff A gebildet und eine neue Beobachtung e entspricht meinem Begriffe A nicht, so folgt nicht, daß mein Begriff A falsch ist, daß ich ihn verändern muß. Vielmehr kann A seinem begrifflichen Urbilde völlig entsprechen: Wenn die Beobachtung nicht stimmt, so ist eben jenes Urbild (z. B. die forma des Aristoteles) nicht zu reiner Herausarbeitung in der Wirklichkeit gekommen: die „Materie" hat seine Tätigkeit gehemmt; „Zufälliges" ist entstanden und dies heißt für die rationalistische Metaphysik so viel wie „Unwirkliches, Wesenloses". Kurz: nicht ich, sondern die Natur hat geirrt. Descartes, Spinoza, Leibniz hatten, wenn auch in sehr verschiedener Form, noch diesen Gedanken gehegt, den Spinoza z. B. mit den Worten ausspricht: Connexio et ordo idearum idem est ac ordo et connexio rerum. Und noch Kant glaubte bis zum Jahre 1770, daß der Verstand in diesem Sinne fähig sei, eine der Sinnenwelt zugrunde liegende „intelligible Welt", eine Welt von Gedankendingen zu erfassen. Total gleichgültig ist es wiederum, ob man diese intelligible Welt für Monaden oder Atome oder sonst irgend etwas Aehnliches hielt. Denn so gewaltig ist das platonische Motiv in der Geschichte des europäischen Geisteslebens gewesen, daß die sogenannten Materialisten nicht einmal merkten, daß sie methodisch Schüler Platos waren, wenn sie dem völlig unanschaulichen (weil farblosen), mit einer Reihe nicht empirischer Eigenschaften ausgestatteten Atom (z. B. absolute Starrheit) Realität hinter dieser anschaulichen Sinneswelt einräumten.

Moderne Wissenschaft ist auch in dem Sinne „bildende", schöpferische Wissenschaft im Gegensatze zu griechisch-mittelalterlicher „abbildender", kontemplativer Wissenschaft, als sie es nicht als ihre Aufgabe ansieht, eine vorausgesetzte Ordnung von Gedankendingen wiederzugeben, sondern vielmehr Natur erst vernünftig zu machen, besser einen geschlossenen Zusammenhang von Begriffen und Gesetzen zu dem Ende zu schaffen, daß die diskontinuierlichen, zusammenhangs- und gesetzlosen Sinneswahrnehmungen eine „Natur" bilden. Nicht dies ist die Richtung des modernen Geistes gewesen, daß man (wie es uns der Sensualismus lehren will) alle Wissenschaft in Empfindung auflösen wollte und das Denken, Begriff und Gesetz nur als „ökonomisches" Mittel zur Ersparnis der Empfindung und zur sprachlichen Mitteilung derselben angesehen hätte. Ziel der Erkenntnis, Endzweck war nicht die Empfindung, sondern Begriff und Gesetz, und die Empfindung war nur das Trittbrett für den schöpferischen, Zusammenhänge herstellenden Verstand, vermittels dessen wir z. B. Energien wie Elektrizität, Magnetismus, eine große Reihe Strahlenarten kennen lernten, für die uns Sinnesorgane und Empfin[illegible] völlig fehlen. Die gegenwärtig ins Wanken geratene mechanische Naturansicht, die Kant entschieden festhielt, war eine solche Gedankenkonstruktion — freilich nur zu dem Zweck ersonnen, um faktische Empfindungen in begreifliche und quantitativ bestimmbare Zusammenhänge zu bringen. Denn nicht um eine Ordnung von Gedankendingen „hinter" der Sinneswelt zu erreichen, sondern nur um aus ordnungslosen Eindrücken einen Vernunftprinzipien entsprechenden Naturzusammenhang zu schaffen, in Kants Sprache nur zum Zwecke „möglicher Erfahrung" arbeitet der naturforschende Verstand seine begrifflichen Konstruktionsstücke aus.

Griechischer Denkweise war die „Begreiflichkeit der Natur" eine Tatsache, ein Faktum, das mit einleuchtender Klarheit vorliegt. Der modernen Wissenschaft ist sie, wie Helmholtz durchaus im Geiste Kants urteilt, ein „Postulat", das wir an unseren Verstand richten. Der wissenschaftliche Begriff ist uns nicht „gegeben", sondern aufgegeben als gesetzmäßige Schöpfung. Der gesamten griechisch-mittelalterlichen Kultur ist der Gedanke eines „schöpferischen Denkens" verschlossen geblieben. Dies aber hat weittragende Folgen.

*

Einmal muß solcher Wissenschaft fehlen jedes historische Bewußtsein. Denn ist Wissenschaft Bild einer „begreiflich gegliederten Ordnung", so muß und kann eine Epoche genügen, die Struktur der Welt ein für allemal zu erkennen und bloßzulegen. Und so glaubten auch Platon und Aristoteles, faktisch auf dem Höhepunkt der intellektuellen Kultur der Menschheit zu stehen. Ein Bild der Welt kann (von Modifikationen abgesehen) nur richtig oder falsch sein. Nur wenn Wissenschaft Schöpfung ist, rechtfertigt sich das der modernen Wissenschaft eigentümliche Bewußtsein, stets eine unendliche Aufgabe noch vor sich zu haben. Dann mögen wohl die wissenschaftlichen Epochen sich noch zusammenschließen durch die Prinzipien und Gesetze, nach denen das konstruktive Denken arbeitet, und diese historische Kontinuität der Methode wird um so inniger Epochen verknüpfen, die in ihren Weltbildern weit auseinanderziehen. Die Weltbilder mögen unaufhörlich im Strome der Zeiten sich wandelnd dahinrollen; aber fest stehen die Konstruktionsgesetze der Erzeugung dieser Bilder. Die Idee eines der historischen Menschheit gemeinsamen Weltbildes aber ist mit der griechischen Wissenschaft zu Grabe gestiegen.

Eine „begreifliche Natur" darf sodann keine stetigen Uebergänge ihrer Gebilde enthalten; ihr muß eine feste, konstante Ordnung eigen sein, so daß die Dinge gleichsam eine ewige Hierarchie bilden, in der sie nach ihrer Würde geordnet sind. Wie könnte sie sonst durch konstante Begriffe abbildbar sein? Noch die Cuviersche Zoologie und Botanik stand auf dieser griechischen Voraussetzung. Es ist kantischer, moderner Geist, der in Jean Lamarck und Charles Darwin die Arten in Fluß brachte; hat doch Kant auch die Descendenzhypothese in den oft citierten Worten der Kritik der Urteilskraft ideell anticipiert und in seiner mechanischen Entwicklungstheorie des Planetensystems (der später sogenannten Kant-Laplaceschen Hypothese) selbst ein großartiges Beispiel der Anwendung des Entwicklungsbegriffes in der Naturforschung gegeben. Und so wenig als stetige Uebergänge ihrer qualitativen Gebilde einer an sich begreiflichen Natur zukommen dürfen, so wenig wird eine hierauf gebaute Wissenschaft mit dem Unendlichen und quantitativen Stetigen anfangen können: denn Stetigkeit und Unendlichkeit ist Unbegreiflichkeit.

Der modernen Wissenschaft ist nichts von dem allen „gegeben". Sie bildet keine vorhandene Ordnung ab; sie ordnet, zergliedert, organisiert, und was sie ordnet und organisiert, ist ohne die ordnende Tat des Verstandes gedacht, nicht eine „Natur", sondern die ewige Sphinx der Empfindung ohne jede aus ihr selbst ablesbare Beziehung auf einen Gegenstand, ein Etwas, das wir erst mit anderen

Empfindungen zu Gegenständen und diese untereinander zu Zusammenhängen gesetzlich verknüpfen sollen. Der Sensualismus verkennt fort und fort den Tatbestand, daß wir der Empfindung nicht ansehen können, ob sie auf einen Körper der Natur oder bloß auf einen Gehirnreiz oder auf Gott zu beziehen sei, der uns begnadet, daß vielmehr immer unser Verstand das Netz gesetzlicher Beziehungen bereit halten muß, in das sie fallen kann, soll sie zum Zeichen eines *Gegenstandes* werden. Also in ein unnennbares Empfindungsgewoge, das bald da kontinuierlich läuft, wo wir es gedanklich zerreißen müssen, bald dort diskontinuierlich ist, wo unser Verstand Kontinuität gebietet, sollen wir (so will es moderne Wissenschaft) feste Formen, logisch haltbare Gebilde einzeichnen, Dinge mit Eigenschaften und diese gesetzmäßig zu einer Natur verknüpfen. Und wie der antike Geist vor dem Stetigen und dem Unendlichen entweder zurückbebt oder es eleatisch hinwegdisputieren will, so faßt es der moderne schon in Galileis Ideen von den unendlich kleinen Impulsen, in die er sich eine Momentankraft aufgelöst denkt und noch mehr in dem Differentialkalkül kräftig an. Die endliche Größe soll *erzeugt* gedacht werden aus dem unendlich Kleinen: diese *soll* das *Bekannte*, jene das *Unbekannte* sein. Denn die Wissenschaft soll ja nicht „abbilden", sondern es genügt vollständig, daß sie das Stetige der geistigen *Herrschaft* unterwerfe.

•

Die Griechen hatten eine Mathematik und eine Naturforschung. Was ihnen gebrach, das war eine „mathematische Naturforschung", d. h. eine Verknüpfung der Größenlehre mit der induktiven Methode und experimentellen Kunst. Die große Idee der pythagoreischen Schule, daß die gesamte Welt nach Maß und Zahl geordnet sei, kam, was die Ausführung betrifft, doch nur in der Astronomie über die Anfänge hinaus. Jener Glaube, der die Renaissance der Wissenschaft, Galilei, Kepler, Huygens, Newton so tief bewegt, daß der mathematische, insbesondere der geometrische Verstand nicht nur in einem Wolkenkuckucksheim von Raum, d. h. in einem bloß wohl definierten Phantasiestück gesetzliche Beziehungen aufstellen könne, sondern daß er auch fähig sei, in der Natur, in der Körperwelt selbst zu binden und zu lösen, daß er unabhängig von aller Erfahrung der Körperwelt eben *die* Gesetze *vorschreiben* könne, die er am reinen Raum der Phantasie ersonnen hat — er ist erst von Kant als berechtigt erwiesen und zugleich nach seiner Möglichkeit erklärt worden. Was Kepler bei der Erarbeitung der drei Gesetze tat, indem er die von griechischen Mathematikern ausgebildete Theorie der Kegelschnitte mit strengen Beobachtungen am Mars verknüpfte, was Newton unter der Benützung der Huygensschen Sätze über die Kreisbewegung so trefflich im Gravitationsgesetz zu Ende führte: Kant, Newtons großer Schüler, hat es in seiner Lehre von der Apriorität der Raumanschauung und der trotzdem vorhandenen Gültigkeit der in ihr gefundenen gesetzlichen Beziehungen für die Körper in eine geniale Formel gefaßt: zwischen dem reinen Raum (dem Phantasieraum des Geometers) und dem Raum der Körperwelt besteht kein prinzipieller Unterschied; oder die apriorische Raumanschauung ist zugleich die Anschauungsform der Gegenstände der Erfahrung. In dieser Lehre, die auch mit Helmholtzens Arbeiten über die *Axiome der Geometrie* keineswegs erschüttert werden sollte, hat Kant den fruchtbaren Bund von Mathematik und induktiver, experimenteller Naturforschung besiegelt. Denselben Nachweis führte Kant für die Zeit. Auch sie — so suchte er zu zeigen — ist „reine Anschauungsform", die Form, in der wir unsere inneren Erlebnisse auffassen, die durch ihre tatsächliche Succession (auch wenn sie bestände) uns noch kein *Bewußtsein* solcher Succession geben könnten. Mancherlei ist gewiß bei diesen Fragen durch die Wissenschaft umgebaut worden, und manche Teile der transcendentalen Aesthetik werden noch umgebaut werden. Daß es neben der Raum- und Zeitlehre noch eine reine Bewegungslehre (Phoronomie) gibt, ebenso apriorisch und gegenständlich gültig wie die Geometrie und die Axiome der Zeitmessung, hat Kant gleichfalls gezeigt, und Hertz hat in seiner genialen Mechanik, in der er ausdrücklich seine Grundsätze als „synthetische Urteile a priori im Sinne Kants" bezeichnet, den Grundgedanken Kants in philosophisch höchst interessanter Weise zur Ausführung gebracht.

Als eine letzte Konsequenz der Idee griechischer Wissenschaft, d. h. des Bildcharakters der Erkenntnis, hebe ich hervor die Ueberzeugung, daß es der Wissenschaft *erste* Aufgabe sei, die *Dinge* kennen zu lernen, welche die Wirklichkeit enthält, daß es dagegen eine *zweite*, nachträgliche Aufgabe sei, die *Beziehungen* der Dinge zu fixieren. *Körper*, *Seelen*, *Gott*: unter diese drei Dingarten wollte die gesamte abendländische Metaphysik von den Griechen bis zu Leibniz und Wolff das Seiende zunächst irgendwie verteilen, um dann nachträglich das Verteilte wieder zu verbinden. Griechisch denken, heißt unter der Herrschaft der *Dingkategorie* denken. Es ist dabei wiederum ganz gleichgültig, wie diese Verteilung aussieht: ob man mit Aristoteles und dem Mittelalter den Körper überhaupt (auch den anorganischen) mit einem ursprünglich am lebendigen Organismus gebildeten Begriff erfassen wollte (dem Formbegriff), oder ob man umgekehrt auch den Organismus mit Begriffen verstehen wollte, die zunächst an der Mechanik gebildet waren, und gleichgültig, ob man im ersten Falle die Seele als forma corporeitatis oder im zweiten Falle mit Descartes als immaterielle punktförmige Substanz auffaßte; oder ob man endlich alle Dinge außer Gott, d. h. Seelen und Körper zugunsten der göttlichen Substanz zu bloßen „Attributen" mediatisierte (Spinoza), oder ob man mit Leibniz den modernen Seelenbegriff als „Monade" oder mit den französischen Materialisten den Atombegriff zur „Grundlage" alles Seins zu machen suchte. In einem war diese dogmatische Philosophie einig: *zuerst* müßten die *Dinge* erkannt sein; dann erst mag man sich fragen, wie sie zusammenhängen. Eine abbildende Wissenschaft kann nicht anders denken; denn nur *Dinge* lassen sich anschaulich oder begrifflich abbilden. *Beziehungen* lassen sich nicht abbilden; denn sie sind *Akte* des Geistes, Ergebnisse tätigen Beziehens; sie sind nur *in*, nicht *vor* dieser Tat.

Und hat man die *Dinge*, dann will man sich nicht genügen lassen, daß sie nur *im* tätigen Geiste in Verhältnissen stehen, nur dort nämlich nach immanentem Verstandesgesetze verknüpft werden; dann braucht man vielmehr „*Kräfte*" aller Art, die sie zusammenzwingen, wenn kein Verstand sie denkt. So will es der ewig junge mythenfrohe Trieb der menschlichen Natur.

•

Die moderne Wissenschaft, die nicht abbilden will, sondern aus Anlaß von Empfindungen ein gesetzmäßiges Gedankenreich *aufbauen*, ist von Galilei ab entgegengesetzte Wege gegangen. „Dinge", „Kräfte" sind ihr nur die hypothetischen Anknüpfungspunkte für gesetzmäßige Beziehungen gewesen; und diese letzteren, nicht jene ewigen X zu erforschen, dies ward seit Galilei ihr Programm und faktische Leistung. Das „Wesen" der Materie, die „Kraft", die den Stein zu Boden a tergo stößt oder ihn von der Erde aus wie an einem unsichtbaren Seile zieht, kümmerten Galilei wenig. Ihm war es zu tun um die Beziehungen von Fallraum, Fallzeit, Geschwindigkeitszuwachs. Im selben Geiste sprach Newton angesichts des metaphysischen Streites über die Möglichkeit von Fernkräften sein berühmtes hypotheses non fingo. Und Helmholtz urteilt in seinen Zusätzen zur „Erhaltung der Kraft" vom Jahre 1881: „Das Gesetz als objektive Macht anerkannt, nennen wir Kraft." Und in seiner Einleitung zu den Vorlesungen in die theoretische Physik, die wir erst 1903 erhalten haben, bringt er einen Grundgedanken des transcendentalen Idealismus zum Ausdruck, wenn er im Kraftbegriff nicht „die Bezeichnung eines wesentlich Existierenden", sondern nur die Hypostasierung und Verdinglichung des „Gesetzes", d. h. unserer eigenen beziehen-

den Geistestat erblickt. Aber auch wo diese scharfe erkenntnistheoretische Einsicht in der Geschichte der modernen Naturforschung fehlt und man noch immer klagt und trauert, daß uns die Kenntnis des „Wesens der Materie und der Kraft" verschlossen sei, da war doch allüberall die Aufsuchung gesetzmäßiger Beziehungen das Erste, die ewig hypothetischen und historisch unaufhörlich wechselnden „Materien" und „Kräfte" das Nebensächliche und Zweite. „Wo kein Ding und wo nur Beziehung, da ist subjektive Willkür," so dachte der Grieche. „Wo gesetzliche Beziehung, da *allein* Notwendigkeit und Objektivität und überall mehr oder minder individuelle Willkür, wo es sich um *Dinge* und *Agentien* dreht," denkt der Neuere. Wiederum war es J. Kant, der diesen Weg der Forschung philosophisch erfaßte und in sein System aufnahm. In dem tiefsinnigen Kapitel der „Kritik der reinen Vernunft", das „*Amphibolie der Reflexionsbegriffe*" betitelt ist, heißt es: „Was wir auch nur von der Materie kennen, sind lauter *Verhältnisse*; aber es sind darunter *selbständige* und *beharrliche*, dadurch uns ein bestimmter *Gegenstand* gegeben wird." Ein „Inneres der Natur", das Haller schmerzvoll suchte und Goethe so fein ironisierte, wenn er sagt, daß es „Menschen im Herzen" sei, ist nur die fälschliche Hypostase der *Aufgabe* künftiger Naturwissenschaft. Es ist der bedeutsame Zusammenhang zwischen der *geistigen Aktivität*, dem Tatcharakter der modernen Forschung und ihrem Streben, „Dinge" in „gesetzmäßige Beziehungen" aufzulösen, den Kant philosophisch fruchtbar machte: denn eben Beziehung und Gesetz sind nicht „*gegeben*", sondern leben allein in geistigen Akten. Besteht Natur wesentlich in gesetzmäßigen Beziehungen, so wird es sinnlos, von einer vom Geiste unabhängigen Natur zu reden, so wird die *Gesetzmäßigkeit* zum Kriterium *der Realität einer Naturtatsache selbst*. Im Gesetz des Geistes *gründet die Realität der Natur*.

Was aber für die moderne Naturforschung gilt, gilt vice versa auch für die moderne Psychologie. Auch hier ging der Weg nach einer sich steigernden Ablösung dieser Wissenschaft von den durch tausenderlei Verwebungen der Völkerphantasien zu festen Vorstellungsgebilden geronnenen Seelenbegriffen, welche die abendländische Metaphysik rationell zu konstruieren versucht hatte.

Nicht auf diese Seelen, sondern auf die Beziehungen der Erlebnisse zu einander und das Verhältnis der Erlebnisse zu den leiblichen Vorgängen hat die moderne Psychologie ihren Blick gerichtet. In dem Erleben und seinem Zusammenhang, nicht in der dinglich-starren Verknotung des Erlebten in einer „Seelensubstanz" hinter der Erfahrung, suchten schon die großen künstlerischen und politischen Psychologen der Renaissancezeit, Männer wie Petrarca, Machiavell, Boccaccio ihren würdigen Gegenstand. Die gewaltige seelische Dezentralisation der modernen Welt auf nationalem, religiösem, wirtschaftlichem, geselligem Gebiete mußte auch dem philosophischen Begriff der Seele jenen Charakter eines hierarchisch teleologischen Stufenreiches von getrennten „Vermögen" nehmen, den das Mittelalter im Anschluß an Aristoteles ausgebildet hatte. Auch diesen bedeutsamen geschichtlichen Prozeß hat Kant in seiner kühnen Kritik der rationalen Psychologie gerechtfertigt und philosophisch erklärt.

•

All diese Zielrichtungen der modernen Kultur faßte Kant in *einen* Grundgedanken zusammen, der die Idee der griechischen Wissenschaft entwurzelt hat. Was wir gemeinhin im Gegensatz zu unseren Vorstellungen „Natur" nennen, ist keine von der Vernunfttätigkeit in uns *unabhängige* Ordnung der Dinge, sondern nur das Produkt apriorischer Verstandestat und apriorischer Anschauungsformen in einen unmittelbaren Faktor: die Empfindung. Oder anders ausgedrückt: der Verstand ist nicht durch einen teleologischen Anpassungsakt des Schöpfers auf eine von ihm unabhängige Ordnung der *Dinge hin geordnet* (Theorie der ideae innatae); er ist nicht eine *Wirkung* der Natur, etwa eine von unseren Vorfahren erworbene und auf uns vererbte Anpassungserscheinung an die „Umgebung", sondern er „*schreibt der Natur seine Gesetze vor*". Die Naturordnung ist eine *Schöpfung* des Verstandes. —

Nicht nur der methodische Grundgedanke, das Verhältnis von „Vernunft" und „Natur" kennzeichnet — sagte ich — eine wissenschaftliche Epoche, sondern auch *die Stelle*, die der Wissenschaft im *Wertsystem* der betreffenden Kultur eingeräumt wird. Auch in dieser Hinsicht liegt zwischen griechisch-mittelalterlicher und moderner Denkweise ein *Abgrund*, den erst J. Kant in seiner ganzen Tragweite erblickt hat.

Griechisch denken heißt die *intellektuellen* Werte zu den Grundwerten des Daseins überhaupt machen; heißt auch die sittlichen, religiösen und ästhetischen Funktionen der Vernunft von dem Maße abhängig machen, in dem eine von dem erkennenden Geiste unabhängige Welt erkannt, d. h. abgebildet ist. Von Sokrates bis zu Plotin bleibt dies der felsenfeste Glaube der griechischen Philosophie, daß die sittliche Aufgabe des Menschen aus seiner unwandelbaren *Naturorganisation* herauswächst und durch ewige große Ordnungen des *Kosmos* beschränkt ist, welche die sittliche Persönlichkeit binden und begrenzen. Die Ideen einer *asoluten* Erhabenheit des persönlichen Geistes über die Natur, die Idee einer *unendlichen* sittlichen Aufgabe, die unbegrenzt durch menschliche Organisation und Kosmos *alle* Natur nur zum *Mittel* ihrer Ziele herabsetzt, konnten unter der sich bedingenden Herrschaft von *Naturalismus* und *Intellektualismus*, wie sie der Idee griechischer Wissenschaft entsprechen, keine Anwendung finden. In der erhabenen logischen Egoität eines sich selbst denkenden, seligen Gottes hatte Aristoteles die Ideale der Blüte griechischer Bildung jenseit der Fixsternschale projiziert. Während und nach dem Untergang der griechischen Staatenwelt hatte die praktisch-politische Genialität der Römer eine Kultur aufgebaut, die in praktisch-juridischer Vernunft und der Kunst herrschaftlicher Organisation ihre edle Wurzel hatte. Und man weiß, wie in dem einzigen Bau der christlichen Kirche dieses Erbgut römischer imperialer Kunst mit dem Intellektualismus griechischer Bildung unter Führung des Geistes vom Evangelium Jesu Christi zu einem jahrhundertelang kulturführenden Bau zusammengeschlossen war. Es ist die eigentümliche Tragik des Erbes Jesu, daß es nur durch diese innere Verknüpfung mit griechischer Bildung und römischem Imperium zu einer historischen Macht wurde, ja dem Untergang überhaupt entrissen ward und daß es *gleichwohl* durch dieselbe Verknüpfung gehemmt war, seinen *besonderen* Inhalt voll auszusprechen und zur Grundlage einer *neuen Weltansicht* zu werden. Alle jene Ideen und Lebensfermente von der absoluten Natur- und Gesetzesüberlegenheit des sittlichen Geistes, von dem „Gottesreiche, das in uns ist und gleichwohl nicht von dieser Welt", von der Ueberlegenheit *persönlicher Schöpfung* über intellektuelle Abspiegelung einer *gegebenen* Ordnung, die Jesu Wort und Lebensführung in die Welt geworfen hatte: sie standen in *Widerspruch* zu dem fertigen Bilde eines gegebenen, in sich abgeschlossenen Kosmos, den die griechische Philosophie gezeichnet hatte, zu der inneren Gebundenheit der sittlichen Person an ihre eigene Naturorganisation, zu ihrer doppelten äußeren Gebundenheit an ewige Ordnungen des Kosmos und Ordnungen sich häufender menschlicher Satzung. Mit diesem Gegensatze hat am tiefsten gerungen der heilige Augustinus. Wenn irgendwer bei der Lage damaliger Kultur eine „christliche Philosophie" im echten Wortsinn und aus dem Ganzen heraus hätte schaffen können, diesem Geiste voll Feuer und edelstem Wissensdurste wäre es gelungen. Und wenn es ihm nicht gelang, wenn auch er dem gnostischen Platonismus in neuplatonischer Form seinen Tribut zollte, so dürfen wir fast schließen, daß es unmöglich war. Nach Augustin ging jedenfalls der Weg der Philosophie *nicht* in der Richtung dieser Synthese weiter, sondern im allge-

meinen (bei aller echten, tiefen Frömmigkeit, Ehrlichkeit und logischer Gestaltungskraft der großen Scholastiker wie Albert und Thomas und trotz Ausnahmen wie Abälard) in der Richtung einer *griechischen Autoritätsphilosophie mit christlichen Ornamenten*. Denn dies war im letzten Grunde der Kern der scholastischen Versuche, die supranaturale Offenbarung und die Kräfte der Gnade mit dem vernunftdurchdrungenen Kosmos der Aristotelischen Philosophie, der solche „Ergänzung“ weder fordert noch gestattet, scheinbar „auszusöhnen“.

Weit weniger als Augustin war Luther die Persönlichkeit, aus dem Urgehalte christlichen Lebens ein neues philosophisches Bewußtsein zu gestalten. Hierzu war der große deutsche Reformator in Fragen der Wissenschaft und Kultur viel zu mittelalterlich gebunden, und nur eine tendenziöse, an vagen Aehnlichkeiten klebende Geschichtsauffassung kann die unendlich weite Kluft übersehen, die den Verfasser der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ von Luther trennt.

* *

Es ist das ganz Einzigartige der Leistung J. Kants, daß er zuerst von allen Denkern, die nach Jesus gelebt haben, eine *innere logische Ausgleichung der evangelischen Grundideen und Lebensfermente mit dem Faktum der modernen Erforschung der Natur hergestellt hat*. Lange vor Kant gab es eine christliche Lebensführung; erst seit Kant gibt es eine „christliche Philosophie“, nicht im Sinne eines *konfessionell* gebundenen Denkens, sondern im Sinne einer den Grundideen des Christentums adäquaten Weltauffassung.

Solange *hier* eine „Naturordnung“ liegt und den Geist bedräut und ihn mit Kausalzwang nach sich formt, *dort* wiederum eine „übernatürliche Ordnung“, deren Kräfte gleichfalls von außen mit Kausalzwang auf ihn eindringen und deren Gesetze ihn mit einer von jener *physischen* Gewalt nicht unterscheidbaren Macht binden sollen, so lange ist alles geistige Tun des Menschen ein passiver Spielball ewig feindlicher Gewalten; von Gewalten, deren mögliche Koexistenz in *einer* Wirklichkeit durch keine apologetische Spitzfindigkeit, durch keine der landläufigen theologischen Sophismen dargetan werden kann. Und es ist hierbei völlig gleichgültig, ob man sich jene übernatürliche Ordnung in der Weise einer kirchlichen Lebensordnung mit objektiven Sakramenten oder etwa wie Luther in der Weise des „spiritus sanctus internus“ wirksam denkt.

Erst Kant fand den archimedrischen Punkt, von dem aus sich jene Frage nach dem Verhältnis der Natur zum Uebernatürlichen erst sinnvoll stellen läßt. Ist Natur eine Schöpfung der Vernunfttätigkeit, so ist das Subjekt dieser Vernunfttätigkeit Natur-, d. h. Zeit-, Raum- und dem Kausalzwang *überlegen*. Als leibliches Wesen und als konkreter Bewußtseins*inhalt*, d. h. als psychophysischer Organismus ist der Mensch ein *Glied* des Naturzusammenhangs („homo phaenomenon“). Als *Vernunft*person („homo noumenon“), d. h. als Teilhaber an einer schlechthin naturüberlegenen Vernunfttätigkeit, er ist ein freier Herr aller Dinge. Das ist nicht die lächerliche Wahlfreiheit des Esels des hl. Buridan, d. i. keine Freiheit *gegen* oder *von* einem Uebernatürlichen zugunsten unseres lieben kleinen Ich von Gott „zugelassen“, sondern wir sind „frei“ *im Vollzug* des einzigen „Uebernatürlichen“, das kein bloßes Wort ist: im Vollzug der Regelung unserer Vorstellungen nach festen, unserer Vernunfttätigkeit immanenten *Gesetzen*. Da die geistige Person von vornherein „naturüberlegen“, „übernatürlich“ ist, darum und nur in ihrer naturüberlegenen Tat ist sie frei.

Indes nur nach einer Richtung führt die geistige Tätigkeit gesetzmäßigen Ordnends zu einer „Natur“. Neben *dieser* Richtung gibt es eine *andere*, die nicht darauf zielt, zu erkennen, was ist und geschieht, sondern darauf, „was geschehen soll, auch wenn es niemals geschähe“. Die Gesetze unserer Willenszwecke sind *gleich* ursprünglich mit den Gesetzen der sogenannten Natur; denn beide sind gleich unmittelbare Akteffekte unserer naturüberlegenen Vernunfttätigkeit. Ja die Realität der sittlichen Werte ist insofern eine höhere als die der Natur, als das Sittengesetz als *reines* Vernunftgesetz der Einschränkung unserer Naturerkenntnis in die Anschauungsformen von Raum und Zeit überlegen ist.

Erst mit dieser Lehre Kants gibt es eine *unendliche* sittliche Aufgabe, die nicht — wie es griechische Weltbetrachtung wollte — von Natur als äußerem Kosmos und innerem Triebsystem, d. h. von der „menschlichen Natur“ *begrenzt* ist: Erst in ihr ist der Erweis der Ueberlegenheit, des Herrenrechtes des Geistes auch über alle Formen praktischer Autorität erbracht, erst in ihr ein „Reich Gottes in uns, das nicht von dieser Welt ist“, in des Wortes Wahrhaftigkeit philosophisch bezeugt.

Die sittliche Forderung war der griechisch-mittelalterlichen Weltanschauung nur eine Forderung *innerhalb der Welt* und in den Grenzen menschlicher Organisation, bedingt zugleich durch die Auktorität des Gesetzes. Für Kant ist sie die Forderung einer *neuen* Welt, die ihrerseits der Natur Grenzen setzt. An der Grenze der Natur steht die Realität des Sittlichen. Denn die Bestimmung der Vernunft, deren Werk die Natur ist, ist *in letzter Instanz eine sittliche*. Der folgende Weltzustand ist noch unbestimmt, solange ich mich nicht entschloß, aus Anlaß des Empfindungskomplexes E entweder ein gesetzmäßiges *Objekt der Natur O zu bilden* oder ihn zum Anlaß einer *sittlichen Zwecksetzung (Z)* zu machen. Beides zusammen ist freilich unmöglich: Ich kann nicht *zugleich* die Natur erforschen und ihre Materie zur Materie sittlicher Zwecksetzung machen. Dies aber besagt: Nicht ein *realer* Widerstreit zweier selbständiger Mächte, sondern nur zwei *verschiedene methodische Richtungen meines Verhaltens sind die sogenannten Reiche der Natur und Freiheit*. *Beide Ordnungen* aber gehen den gesetzmäßigen Verknüpfungsakten der Vernunft nicht *vorher*, sondern existieren nur durch sie und werden fort und fort durch sie getragen.

*

Die Ausführung dieser gewaltigen Ideenkonzeption Kants in der Ethik, Rechts-, Geschichts- und Religionsphilosophie hat eine weniger universale Natur. Hier treten Vorurteile seines Zeitalters, Nachwirkungen seiner pietistischen Erziehung, Einflüsse der ostpreußischen Heimat, Merkwürdigkeiten seines durch seine physische Konstitution mitbedingten Temperaments, insbesondere aber Reste von ihm selbst innerlich überwundener philosophischer Entwicklungsstadien, die er in dem ihm eigentümlichen Konservativismus für Einteilungen und Terminologien als Hintergrund des Neuen beizubehalten liebte, bestimmend hervor; alles Momente, die wir als Züge einer scharfgeschnittenen Individualität, eines „Menschen mit seinem Widerspruch“ nicht missen möchten, die indes im Fortwirken seines Werkes weniger Beachtung verdienen.

Gehört ja Kant überhaupt nicht zu jenen Denkern, die ein geschlossenes System vor uns hinstellen und Annahme oder Ablehnung fordern. Wie Sokrates, mit dem man ihn oft treffend verglich, hat er vielmehr ein Prinzip von unabsehbarer Entwicklungskraft in die Geschichte des Geistes geworfen und dieses Prinzip verhältnismäßig wenig mit dem wandelbaren Wissensstande seiner Epoche belastet. Und noch mehr: Insofern es zum *Inhalt* seiner Philosophie gehört, daß „Welterkenntnis“ nur eine „Idee“ ist, welche die *Richtung* unserer Forschung regelt, hat er selbst jeden voreiligen Abschluß unseres Wissens in einer „Weltanschauung“ abgewehrt und damit die *Entwicklungsfähigkeit* seiner Lehre zu einem *Teilgedanken* der eigenen Theorie gemacht.

Und wenn wir darum von einer welthistorischen Aufgabe, die Kant voran dem *deutschen* Geiste stellte, dessen tiefste historische Züge sein Werk trägt, reden dürfen, so ist

es nicht eine Pflege seiner Lehre als einer unantastbaren Autoritätsphilosophie, noch weniger eine auf den Buchstaben gerichtete Interpretation seiner Sätze, die sich da und dort leider auch mit kleinlicher, rabulistischer Kritik verbunden hat, sondern eine Fortführung seiner philosophischen Grundideen in dem positiven Sinne einer immer schärferen Herausarbeitung der Prinzipien unserer geistigen Tätigkeit aus deren realer historischer Leistung in der fortzeugenden Geschichte des Geistes.

Bei den reichen Früchten der Natur- und Geisteswissenschaft des 19. Jahrhunderts, bei den Kants Zeitalter verschlossenen Erfahrungen, die wir im 19. Jahrhundert in kultureller Hinsicht überhaupt gemacht haben, ist diese Aufgabe umfassend genug und der Besten Mitarbeit wert.

Vor ihm selbst aber, dem universalen Denker, dem innerlich freiesten der deutschen Helden des Geistes, dem stolz-demütigen Menschen, der sein geistiges Haupt keinem äußeren Gesetze beugen wollte und der sich vor dem Sittengesetz im eigenen Busen dennoch so klein vorkam, daß er seinen Abstand von dem selbstgesetzten Ideal nur durch den Abstand unserer Häupter von den Sternen des Himmels zu veranschaulichen vermochte, beugen wir uns heute in herzlicher Verehrung und wünschen, daß die geistige Tat, in der er die Wurzel alles Wirklichen erkannte, sein Andenken forttragen möge in die noch ungelebten Jahrhunderte der Menschheit.

Jena. M. Scheler.

Bücher und Zeitschriften.

Bewußtsein — Gefühl. Eine psycho-physiologische Untersuchung von Dr. Z. Oppenheimer, Hofrat und außerordentlicher Professor an der Universität Heidelberg. (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, Heft XXIII.) Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden. 1903.

Nicht ganz mit Recht nennt sich diese Schrift „eine psychophysiologische Untersuchung". Denn der psychologischen Fragen werden nur wenige und auch diese nur kurz und obenhin behandelt; bei weitem der größte Teil ist rein physiologischen und anatomischen Betrachtungen gewidmet. In diesen Betrachtungen bietet uns der Verfasser viel Hypothetisches und Unsicheres über den Sitzort des Gefühls- und Bewußtseinsvermögens, welche beide verschiedenen Funktionen der Seele der Verfasser für identisch erklärt. Das meiste von diesen hypothetischen Behauptungen wird wohl kaum je beweisbar sein, doch weiß Professor Oppenheimer seine diesbezüglichen Ansichten mit vielem Scharfsinn und durch mehrere Schlußfolgerungen zu stützen. Dagegen mutet es geradezu komisch an, zu sehen, wie der Verfasser eine Vermutung aufstellt über den, im Gehirn zu findenden Sitzort des — intelligiblen Charakters der Kantischen Philosophie. Derartige Vermutungen und Ansichten — auch „die Gründe a priori zur Möglichkeit der Erfahrung" werden lokalisiert — können nur die Folge eines großen Mißverständnisses der Lehre Kants sein, auf die sich der Verfasser gern bezieht. — Ueberhaupt, wo diese Schrift philosophische und psychologische Fragen und Anschauungen erörtert, da wirkt sie sehr unerfreulich. Insbesondere lassen die Einleitung und der erste Abschnitt, die hauptsächlich diese Erörterungen enthalten, alles zu wünschen übrig. Sie leiden stark an Verworrenheit der Begriffe und Unklarheit der Gedanken, und auch ganz verkehrte Ansichten sind anzutreffen, wie z. B. die Ansichten über das Verhältnis zwischen Gefühl einerseits und Lust und Unlust andrerseits. Ich glaube, man sieht es diesen Abschnitten deutlich an, daß sie sehr flüchtig niedergeschrieben wurden, ohne daß der Verfasser nachher noch Zeit erübrigen konnte, sie ordentlich durchzuarbeiten und auszuführen.

B. L. W.

*

Allgemeine Rundschau.

* Zur Fortsetzung der von der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften unternommenen Sammlung der Papsturkunden ist der Oberlehrer Dr. Wiederhold aus Goslar gewonnen worden. Dr. Wiederhold ist zu genanntem Zweck auf längere Zeit beurlaubt worden und wird sich am 1. April nach Südfrankreich begeben, um die dortigen Archive nach päpstlichen Urkunden zu durchforschen.

* Eine Neuausgabe von Gustav Homeyers Werk: „Deutsche Rechtsbücher des Mittelalters und ihre Handschriften" (1856) wird jetzt von der mit der Berliner Akademie der Wissenschaften verbundenen Savigny-Stiftung ins Werk gesetzt. Dem Homeyerschen Verzeichnis, das 741 Handschriften von Rechtsbüchern aufzählt, konnten 299 neue Nummern eingereiht werden. Verloren gegangen sind seit 1856 25 Handschriften.

* Berichtigung. In unserer Notiz über den Tod des ungarischen Forschungsreisenden Karl Ujfalvy war bemerkt, daß der Verstorbene ursprünglich den Namen „Hundsfelder" geführt habe. Wie wir durch eine Zuschrift aus Budapest belehrt werden, ist unserem Korrespondenten eine Verwechslung mit den Linguisten und Geographen Hunfalvy (ursprünglich Hundsdörfer) untergelaufen, die von Haus aus Zipser Deutsche waren und ihre Namen nach der Zipser Ortschaft Hundsdorf trugen. Karl Ujfalvy entstammte einer alten ungarischen Adelsfamilie, die diesen Namen seit Jahrhunderten führte.

Für den Inseratenteil verantwortlich: N. Schumacher, München.

Zur Kant-Gedächtnisfeier

Im unterzeichneten Verlag ist soeben in 2. neubearbeiteter Auflage erschienen:

Kant

Sein Leben und seine Werke

von *(5087 b)

Dr. M. Kronenberg

Mit Portrait. Eleg. geb. Mk. 4.80.

Schon einige Male hat man versucht, Kant gemeinverständlich darzustellen, aber noch nie mit solchem Glück wie Kronenberg. Kein Wort des Lobes ist zuviel für die Art, wie der Verfasser die schwierigsten philosophischen Probleme dem Laienverständnis nahe bringt und Interesse für die innere Entwickelung Kants zu erregen weiß.

„Frankfurter Zeitung."

Die schwierige Aufgabe, das Verständnis des Philosophen Kant auch den Nichtfachgelehrten zu erschließen, die sich über eine so tief eingreifende Erscheinung unterrichten möchten, hat das Buch von Kronenberg in einer Weise gelöst, daß ihm allgemeine Anerkennung und Zustimmung zu Teil geworden ist. Der Verfasser versteht es nicht bloß zu belehren, sondern auch zu erwärmen. Die Kantische Gedankenwelt soll ein wirkliches lebendiges Besitztum unserer Zeit und unseres Volkes werden: dieses Ziel schwebte ihm vor und dazu bildet das angenehm und faßlich geschriebene Buch einen Beitrag, der nun schon in 2. Auflage, erweitert und vervollkommnet erschienen ist.

„Schwäbischer Merkur."

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München (Wilhelmstraße 9).

Jahrgang 1904. | München, Samstag, 13. Februar. | Nummer 36.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.
Zukunftspädagogik. Von O. B.
Dante-Literatur. V. Von G. L. Passerini (Florenz).

II. Bücher und Zeitschriften.
Eduard Hlatky: Weltenmorgen.

III. Allgemeine Rundschau.
Die Münchener Gedenkfeier für Kant. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Zukunftspädagogik.*)

Zukunftspädagogik? Das klingt etwas spöttisch, ähnlich wie „Zukunftsmusik“, wenngleich der Verfasser des so betitelten Buches, der Professor der Pädagogik an der Berliner Universität, Geheimrat Wilhelm Münch, sich gleich im Eingang dagegen verwahrt, als wolle er bloß eine Abwehr des von unserer Zeit Erträumten auf pädagogischem Gebiete geben. Das verheißungsvolle Wort soll aber auch keine prophetische Ankündigung in sich schließen: kein bestimmtes Zukunftsprogramm für die allein mögliche Weiterentwicklung der Ideale und Bestrebungen, die in unserer Zeit, sich vielfach kreuzend und befehdend, für die Jugenderziehung und Jugendausbildung Geltung erlangt haben. Lediglich eine Umschau über das, was von der Erziehung in Zukunft anders gefordert wird, als es jetzt geübt zu werden pflegt, wird von dem gelehrten und überaus belesenen Verfasser gegeben; aber auch nicht eine vollständige Umschau, denn diese kann unmöglich versucht werden „in einer Zeit, wo fast jedes Tageblatt seinen Lesern gelegentlich oder regelmäßig pädagogische Beiträge bietet, um von der unübersehbaren Literatur der Fachleute selbst zu schweigen“.

Ich will es ganz offen gestehen, daß ich mir etwas mehr von diesem Buche mit dem verheißungsvollen Titel erwartet hatte, etwas Vordringenderes, Entschiedeneres; etwa ein kluges und zugleich klares Wort über das, was man von dem bisherigen Bestand der Ausbildungsmittel für unsere Jugend ohne Gefahr für das geistige Leben unseres Volkes fallen lassen könnte; einen kräftigen, aus der Fülle pädagogischen Wissens geschöpften Hinweis auf die neuen Elemente, die aus den gegenüber den früheren Kulturidealen doch wesentlich verschobenen und sich immer mehr verschiebenden Anforderungen an die geistige Gymnastik des heranwachsenden Geschlechts sich ergeben. Wir Laien auf pädagogischem Gebiete stürzen uns heute mit einem wahren Heißhunger auf solche Bücher, die, aus der treuen und ernsten Arbeit von Fachleuten hervorgegangen, uns eine bestimmte und tatsächliche Aufklärung über das bieten zu können scheinen, was wir, sei es ganz instinktiv, sei es auf Grund anhaltender Beobachtung und selbständigen Nachdenkens, an den heutigen Erziehungs- und Ausbildungssystemen als mangelhaft und reformbedürftig erkannt haben. Die vielen utopischen Zukunftsbilder von einer gänzlich umgestalteten, auf rationeller, zuweilen auch direkt revolutionärer Grundlage beruhenden Erziehung, die uns von den verschiedensten Händen in den letzten Jahrzehnten vorgemalt worden sind, tragen denn doch zu viel des bloß Erträumten, des Unmöglichen an sich, als daß sie unser Sinnen auf einen praktischen Ausweg aus dem jetzigen, entschieden vielfach unhaltbar gewordenen Zustand befriedigen und ausschließlich erfüllen könnten. So schauen wir uns denn gern nach positiven Vorschlägen um, die von der Seite ausgehen, welche aus ihrer fachmännischen Beschäftigung heraus das berufenste Urteil doch eigentlich müßte fällen können.

Freilich „die meisten tieferen Wandlungen in den pädagogischen Anschauungen sind von solchen erzeugt worden, die entweder ganz und gar nicht, oder doch nicht im vollen Sinne Fachleute heißen konnten“. So sagt der Verfasser des vorliegenden Buches selbst an einer Stelle (S. 260) ganz richtig. Die wissenschaftliche, auf ausgebreiteter Erfahrung beruhende Beschäftigung mit einem Gebiete, das zum größten Teil nur in praktischer, von einer großen Tradition getragener Betätigung mit Erfolg durchlaufen werden kann, macht seine Vertreter vorsichtig, ja sogar ängstlich gegenüber allen Vorschlägen, die auf radikale Umänderung der Grundlagen abzielen. So sehen auch die Pädagogen vom Fach die einzelnen Schwierigkeiten, die sich einem systematischen Neuaufbauen auf veränderter Grundlage entgegenstellen würden, in allzu scharfer Deutlichkeit vor sich; wie sie auch den Wert dessen, was dabei von dem alten Bestande der Bildungsmittel verschwinden müßte, ganz notwendigerweise höher anschlagen als die Laien, denen er, mangels einer andauernden Beschäftigung mit jenen, nicht so deutlich ins Gemüt eingeprägt sein und vor der Seele stehen kann. Das vorsichtige Abwägen des Neuen gegenüber dem Alten ist deshalb ein ganz natürliches Element in einer Betrachtungsweise, die an alle reformatorischen Regungen und Bestrebungen auf dem Gebiete der Jugenderziehung von rein wissenschaftlichem Standpunkte aus herangeht und zunächst ihre innere Berechtigung, dann erst die Möglichkeit ihrer praktischen Ausführung prüft. So wollen wir denn auch mit dem Berliner Pädagogen nicht rechten, wenn er in seinem Buche ein eigentliches Zukunftsprogramm über das, was aus unserer Jugenderziehung werden müßte, wenn sie wirklich dem stets in fortschreitender Linie sich umformenden Bildungsideale unseres Volkes entsprechen soll, nicht gibt, sondern vorerst nur die Probleme, die sich aus dem inneren Ringen unserer Zeit um einen neuen Lebensinhalt für die Pädagogik ergeben, gegeneinander abwägt, zum Mitdenken über sie einladet und zu ihrer Klärung durch möglichst präzise Fragestellung mitzuwirken sucht. Umsomehr, da er nicht das Ohr verschließt „gegen allerlei Stimmen, die ringsum laut werden, auch dann nicht, wenn diese Stimmen vielmehr aufregend wirken als wohltuend.“

Besonders die Art und Weise, wie der Verfasser diese Stimmen zur Geltung gelangen läßt, macht sein nicht gerade umfangreiches Buch recht inhaltreich und anregend.

*) Zukunftspädagogik. Utopien, Ideale, Möglichkeiten. Von Wilhelm Münch. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer 1904. 8°. 269 S.

In einem literarischen Umblick, der den größeren ersten Teil der Schrift umfaßt, geht er die hauptsächlichsten Beiträge zur Erziehungsreform, die im letzten Jahrzehnte in Deutschland, Frankreich, Schweden und Amerika erschienen sind, referierend und kritisch durch und gewinnt auf diese Weise eine breite Unterlage für die selbständigen Betrachtungen, die den letzten Teil seines Buches ausmachen. Eine ganze Reihe origineller Vorschläge über die beste Art, neue, aus dem geistigen Ringen der Zeit heraus geborene Erziehungs- und Bildungsideale in die Tat umzusetzen, ziehen auf diesem vom Verfasser eingeschlagenen Wege an uns vorüber; nicht in der zeitlichen Folge, in der sie ans Licht getreten sind, sondern in der Anordnung, „daß das Kühnste, Radikalste, vorangeht und allmählich das Maßvolle und Praktischere zu Wort kommt." So lernen wir vieles uns längst Bekanntes zum Teil in ganz neuer Beleuchtung kennen, da der Berichterstatter es meisterhaft versteht, das Einzelne aus jenen Vorschlägen zu sichten und das Bedeutungsvollere zusammenzudrängen. Ellen Keys „Das Jahrhundert des Kindes" bildet den Anfang dieser Reihe von kürzeren oder längeren Essays; die Franzosen Paul Lacombe, Pierre de Coubertin, Edouard Demolins und der Amerikaner John Dewey mit ihren psychologischen und grundsätzlichen Erörterungen einer neuen Erziehung folgen dieser selbständigen und radikal zu Werke gehenden schwedischen Predigerin eines ganz neuen Lebensinhalts nach. An sie reihen sich die deutschen zum Teil ungestümen Anstürmer gegen die bestehenden Erziehungssysteme: Paul Güßfeld, Hugo Göring, Ludwig Gurlitt und der Verwirklicher mancher ihrer positiven Vorschläge: Hermann Lietz. Die Vertreter einer Sozialpädagogik, Paul Natorp und Paul Bergemann, und ebenso die Ausbauer ganzer neuer Erziehungssysteme, Julius Baumann, Fritz Schultze und Adolf Döring, gelangen hierauf zum Wort und den Reigen schließen Georg Kerschensteiner mit seinen Vorschlägen einer staatsbürgerlichen Erziehung der deutschen Jugend und der gemäßigtere Rudolf Lehmann mit seinen recht praktischen Winken für Erziehung und Erzieher. Kritik, Protest, Reformforderungen bilden den wesentlichen, vom Verfasser klar herausgearbeiteten Inhalt aller dieser Schriften, die in ihrer Gesamtheit wohl allen eigentümlichen Bestrebungen der Gegenwart Ausdruck geben.

So stellt dieser erste Teil des Münchschen Buches ein wertvolles Orientierungsmittel für einen jeden dar, der sich über das schon vorhandene neue Gedankenmaterial auf dem Gebiete der Erziehungsreform unterrichten will. Und dieses Vorhandene ist wahrlich nicht wenig. Eigentlich findet man, daß neben der, zum Teil ganz außerordentlich treffenden, zum Teil allerdings auch maßlosen Kritik, die an dem Bestehenden geübt worden ist, die Elemente für eine neue Gestaltung schon alle hübsch beisammen sind. Es fehlt nur noch die ordnende Hand, die sie in ein praktisches Gefüge bringt, der fallende Tropfen, der sie zu schöner, lebensfähiger Gruppierung zusammenschießen läßt. Eigentümlich ist dabei, was übrigens auch der Verfasser zugesteht, ja ganz erklärlich findet, daß die Gesamtheit der pädagogischen Fachleute es ist, welche sich einer solchen Gruppierung gegenüber, die am besten doch von ihr veranlaßt und durchgeführt werden könnte, noch grundsätzlich ablehnend verhält. „Wir haben jetzt das Schauspiel, daß im Erziehungswesen die Regierung fortschrittlicher ist als die Lehrerschaft." Dieses Zitat aus Ludwig Gurlitts „Der Deutsche und sein Vaterland" begleitet Professor Münch mit der Bemerkung: „Sehr richtig, aber auch weder unnatürlich, noch unerhört." (S. 111.) Ich meine, Gurlitts Ausspruch müßte sogar noch erweitert und verallgemeinert werden. Nicht nur die Regierungen sind es, die im Erziehungswesen fortschrittlicher sind als die Lehrerschaft, sondern das gesamte Denken und Fühlen unseres Volkes, und zwar unseres Volkes in allen seinen Schichten, geht schon seit geraumer Zeit weit hinaus über die Formen, an denen unsere Pädagogik mit einer gewissen abergläubischen Furcht noch festhält. Es ist auf diesem Gebiete jetzt entschieden der so oft in der geistigen Entwicklung der Völker zu beobachtende Fall eingetreten, daß der Kern, der geistige Inhalt, über die Schale hinausdrängt und in seiner ganz natürlichen Triebkraft nicht ruhen wird, bis diese Schale zersprengt ist. Diesem Vorgang werden sich vergeblich die aus der Erkenntnis der Schwierigkeiten eines Neubaues entsprungenen praktischen Bedenken der pädagogischen Fachwelt entgegenstemmen. Gewiß wird das Zersprengen der Schale nicht ohne gewaltsame Störungen, auch nicht ohne zeitweiliges scheinbares Rückschreiten in den auf der Oberfläche liegenden Erziehungs- und Unterrichtserfolgen vor sich gehen; eine Zerstörung der Form geschieht ja niemals ohne eine Beschädigung des Inhalts in manchen Punkten; aber neue Schalen, neue Formen werden ganz von selbst, unter dem Einflusse der härtenden Berührung mit der umgebenden Atmosphäre einer neuen Lebensgemeinschaft, aus dem lebendigen Kerne heraus sich bilden.

Nun macht es freilich den Eindruck, als ob der Verfasser des vorliegenden Buches in den, jenem anregenden referierenden und kritischen Teile nachfolgenden selbständigen Betrachtungen, die er „Praktische Ausblicke" betitelt, dem Vorgange einer notwendigen und aus sich selbst herauswachsenden neuen Formbildung innerhalb der Erziehungskunst zu wenig Bedeutung beigelegt habe. Der an sich ja sehr interessante, schon in der Einleitung angebrachte Hinweis, daß das neu Hervortretende in der auf eine Reformation unserer Jugenderziehung hinstrebenden Bewegung größtenteils mit den Forderungen zusammenfalle, die schon vor hundert und mehr Jahren auf diesem Gebiete erhoben worden seien — die Namen Rousseau, E. M. Arndt, Jean Paul, Condorcet, Schleiermacher, Fichte, Pestalozzi werden hier mit Recht genannt —, scheint ihm lediglich zur inneren Begründung der freilich nicht offen ausgesprochenen Ansicht zu dienen, daß die Reformgedanken im Grunde jenes, jeder straff organisierten und deshalb mehr oder weniger in Formalismus ausartenden Pädagogik mit Notwendigkeit entgegenwirkende Element einer rationalistischen Denkweise bilden, das nicht unbedingt mit dem geistigen Vorwärtsdrängen unserer Zeit zusammenhängt. So wenigstens kann ich mir nur sein überaus vorsichtiges Eingehen auf die Gegensätze, die in der modernen Reformbewegung vor allem zutage treten — hier humanistische, dort realistische Richtung — erklären. Der Verfasser streckt gleichsam nur seine Fühler aus, um den Boden, auf dem der gegenwärtige Streit der Meinungen sich abspielt, vorsichtig abzutasten; er vermeidet es, einen herzhaften Schritt nach vorwärts zu tun und die erneuerte, aus unserer gesamten Zeitstimmung entspringende kräftige Betonung jener alten Forderungen als notwendig anzuerkennen, stellt sich aber andrerseits auch nicht entschieden auf den Standpunkt der rücksichtslosen Verteidiger des bestehenden Erziehungssystems. So erhalten seine „Praktischen Ausblicke" zwar den Charakter eines geistreichen und tiefgehenden Abwägens des Für und Wider in dem Streit der Meinungen, greifen aber über das Gebiet theoretischer Erörterungen nicht hinaus; sie führen ihren Namen mit Unrecht, denn das, was jeder Leser, der von der auf Reformen unseres Erziehungswesens hinzielenden Bewegung ergriffen ist, in einem solchen Buche eines pädagogischen Fachmannes sucht: praktische Winke, wie wir aus dem Dilemma zwischen humanistischen Bildungsidealen und realistischem, neuzeitlichem Kulturstreben am besten die künftigen Generationen hinausführen könnten, muß bei einer solchen, hauptsächlich auf die Grundlagen unseres ganzen Erziehungswesens eingehenden Untersuchung natürlich sehr in den Hintergrund treten.

Jedoch ist damit nicht gesagt, daß nicht aus solchen Untersuchungen ein praktisches Ergebnis schließlich herauswachsen könnte. Nur will es der Verfasser, wie es den Anschein hat, den wirklich praktischen Schulmännern überlassen, die tatsächlichen Schlußfolgerungen zu ziehen. Er selbst reinigt den Boden von den Dornen und Disteln der Mißverständnisse, sucht durch das Gestrüpp der widerstreitenden Ansichten breite Ausblicke zu schlagen und deutet — wenn auch oft nur sehr vorsichtig und immer unter den gehörigen Einschränkungen — auf die Stellen hin, wo eine

Zukunftspädagogik schon jetzt Fuß fassen könnte. In diesem Sinne sind besonders die Kapitel über das Recht der Selbstentfaltung und über den intellektualistischen Charakter unseres Bildungsideals von großer Bedeutung für die reformatorischen Gedanken, die sich jetzt auf dem Gebiete der Erziehung geltend machen. Denn selbst aus diesen vorsichtig abwägenden Ausführungen eines Professors der Pädagogik geht deutlich hervor, daß sich die Erkenntnis von der Inkongruenz zwischen der jetzt vorwiegenden Schulung des Intellekts und der erstrebten Schulung des Willens unwillkürlich und kräftig überall Bahn bricht und daß man sich — wenn vorerst auch nur theoretisch — mit ihr abzufinden allgemein genötigt sieht. Der Verfasser erkennt deutlich, daß es ein ausgesprochener Zug unserer Zeit ist, vom Wissen wesentlich dasjenige mit Interesse und Sympathie zu begleiten, „was sich in Können umsetzt oder umsetzen läßt, was zu den lebendigen Aufgaben der Kulturgemeinschaft Beziehung hat, zu den Aufgaben der werdenden Generation". Zwar sieht er hierin ein Zeichen des „weitreichenden Niedergangs der Bildung in ihrem besten Sinne", aber er lehnt es ganz richtig ab, hierin zugleich auch eine Abwendung von dem, was in den Schulen formal-persönliche Bildung bedeutete, zu erblicken. „Wenn Bildung nach dem Sinne des Begriffes immer Form einschließt, so ist diese „Form" hier nicht bloß tatsächlich, sondern auch begrifflich etwas wenig Festes. Eine formale Bildung kann man suchen, die in ganz anderem liegt als in sprachlich-logisch-stilistischer Schulung; sie ist in einem höheren und schöneren Sinne verwirklicht, wo vielseitige Empfänglichkeit des Geistes und Gemütes gewonnen ist, Frische des Interesses, Leichtigkeit des Entschlusses, Gewandtheit der Bewegung. Und unverkennbar liegt in dieser Richtung das Ideal, das die jetzige Generation anzieht und beglückt. . . . Die den Zeitgenossen vorschwebende neue Form ist eben eine abweichende, aber — wofern wirklich ideal verstanden — als Ideal wahrlich nichts Schlechteres."

Nach diesem Zugeständnis des Verfassers, das sich inhaltlich ja vollständig mit der oben von uns betonten Notwendigkeit einer neuen Formbildung in dem Systeme unserer Erziehung deckt, überrascht es einigermaßen, in dem späteren Kapitel über „die Zukunft des Humanismus" die Betonung des außerordentlich großen, fast einzigen Wertes der alten Sprachen unter didaktischem Gesichtspunkte zu finden. Um so mehr, da der Verfasser selbst einräumt, daß es wohl kaum zu erwarten ist, „daß die Gesamtheit der Gebildeten zu den altsprachlichen Studien noch wieder die gleiche Stellung gewinnen werde, wie sie dieselbe ehedem besaß." In diesem ganzen Kapitel kommt der Professor der Pädagogik nicht über ein gewisses Lavieren hinaus. „Zugleich verzichten und festhalten, hegen und ersetzen", das scheint ihm hier die Zukunftslösung; auf der andern Seite hält er es gar nicht für unmöglich, daß „noch einmal eine Renaissance des klassischen Altertums erfolgt, nach der Periode des Humanismus und der des Neuhumanismus als dritte". Gerade in dieser Frage nach der Zukunft des Humanismus vermag die gesamte moderne Pädagogik, ebenso wenig wie der Verfasser der vorliegenden Schrift, eine entschiedene Antwort zu geben, obwohl gerade auf diesem Felde es zu der entscheidenden Schlacht kommen muß. Was und wieviel von den humanistischen Bildungselementen in die „Zukunftspädagogik" hinübergerettet werden kann und muß, wird auch in den „praktischen" Ausblicken der vorliegenden Schrift nicht gesagt, ja, kaum flüchtig angedeutet. Inwieweit das „Inhaltliche" aus der bisherigen humanistischen Erziehung in unserer nationalen Literatur und Kultur schon ein eigenes, neues Leben erweckt hat und durch sie auf die „werdenden" Generationen wirken könnte, das hätte hier untersucht werden müssen; damit wäre der Verfasser dann wohl zu eigentlich „praktischen" Ausblicken gelangt. Denn „der allgemeinere Kulturinhalt des Altertums" ist, wie es scheint, auch nach des Verfassers Ansicht wohl für unsere Jugend zu retten, selbst wenn die bisherige Form der Uebermittelung dieses Inhalts an sie wesentlich geändert wird.

Auf einige weitere Kapitel des interessanten Büchleins einzugehen, verbietet uns leider heute die Rücksicht auf den beschränkten Raum. Vielleicht kann es später einmal bei anderer Gelegenheit geschehen, denn auch „die Stellung der Kunst im künftigen Erziehungsplan" und „Weibliche Bildung" gehören zu den Gegenständen, die in dieser „Zukunftspädagogik" des Berliner Professors eine tiefergehende Betrachtung gefunden haben. Das geschickte und klare Herausarbeiten der augenblicklich in der erziehungsreformatorischen Bewegung im Vordergrunde stehenden Fragen und Gedanken ist in diesen wie in den von uns oben näher ins Auge gefaßten einzelnen Abschnitten anzuerkennen; und hierin liegt der Wert der Schrift, die von vornherein eine entschiedene Stellungnahme gegenüber den behandelten Fragen vermeidet. Sie kann als vortreffliches, gut zusammengefaßtes Mittel zum Eindringen in diese Fragen einem jeden dienen, der sie aufmerksam liest, und in diesem Sinne möchten wir sie unseren Lesern aufs wärmste empfehlen.

O. B.

Dante-Literatur.

V.

Von der großen Zahl der in neuerer Zeit erschienenen kritischen Dante-Studien, deren Fülle uns eine eingehendere Prüfung des einzelnen nicht gestattet, beschäftigt sich ein nicht geringer Teil mit der Untersuchung über die allegorische Bedeutung und die „moralische Topographie" der Divina Commedia. Außer den stattlichen Bänden **Pascolis** (Minerva oscura, Livorno, Giusti 1898; Sotto il velame, Messina, Muglia 1900; La mirabile Visione, Messina 1902), dessen Ansicht bei den Dante-Forschern schwerlich eine leichte Aufnahme finden wird, und, um andere zu übergehen, der Schrift von **F. P. Luiso** über die „Struttura morale e politica del Paradiso dantesco" (in der Rass. naz. vom 16. Juli 1898) sind neuerdings erschienen die Arbeiten von **Sanesi** (Per l'interpretazione della „Commedia", Torino 1902), von **Ronzoni** (Minerva oscurata, Milano, Manzoni 1902) und von **Flamini** (I significati reconditi della „Commedia" di Dante e il suo fine supremo, Livorno, Giusti 1903).

Da wir noch Gelegenheit haben werden, über die Arbeiten von Pascoli und Flamini zu sprechen, wenn sie vollendet sein werden — an denen des bekannten Dichters aus der Romagna fehlt der letzte Teil, welcher uns unter dem Titel „La poesia del mistero dantesco" in Aussicht gestellt ist, und diejenige des gelehrten Professors von Padua ist noch bei den „Preliminari" — so wird es jetzt genügen, einen Blick auf die Bücher von Sanesi und Ronzoni zu werfen.

Sanesi teilt seine Abhandlung in vier Teile. Im ersten Teil beschäftigt ihn „Il significato allegorico della selva", im zweiten „La seconda morte", im dritten „Le tre fiere", im vierten endlich „L'ordinamento morale dei tre regni". In einem fünften Aufsatz setzt dann der Verfasser, nachdem er erklärt, es sei nicht seine Absicht, die Frage von Anfang an zu behandeln und die verschiedenen Hypothesen, die man aufgestellt, und die mannigfaltigen Interpretationsversuche im einzelnen zu prüfen — über den größten Teil derselben hat die Dante-Kritik bereits ihr definitives Urteil ausgesprochen und sie ins Reich der Fabeln verwiesen — in Kürze die von Pascoli gegebene allegorische Interpretation, die „selva oscura" betreffend, auseinander und bekämpft die Ansicht, daß Dante in ganz jugendlichem Alter sich in dem Walde verirrt habe, eine Ansicht, aus der Pascoli nacheinander eine Reihe von Folgerungen herleitet, die untereinander innig verbunden sind und gewissermaßen eine aus der anderen entstehen. Sanesi scheint es — und wir glauben er hat recht — sehr schwer, die neue allegorische Bedeutung des Waldes, nämlich die Erbsünde, anzunehmen, weil die grundlegende Aufstellung Pascolis, daß nämlich Dante sich selbst noch als Jüngling betrachtet habe, als er sich in dem Walde verirrte, in zu scharfem Widerspruch steht mit dem, was

Beatrice im Purg. XXX. 124 ff. deutlich zu verstehen gibt, und für deren Worte dort sich keine andere Erklärung annehmen läßt, als die durch die buchstäbliche Deutung des Textes gegebene. In der Tat ist es schwer zu glauben, der Dichter habe die „soglia della seconda età" ausdrücklich erwähnt, damit die Leser es später gar nicht berücksichtigen sollten, und viel schwerer erscheint noch die Annahme, er habe Beatrice mit solcher Genauigkeit erklären lassen, daß sie an der Schwelle des reiferen Jugendalters stand und daß der Dichter mithin dasselbe schon erreicht hatte, damit der Leser dann daraus schließen solle, er wolle damit sagen, als er sich im Walde verirrte, sei er noch ein Kind gewesen. Wegen dieser und vieler anderen Gründe, welche Sanesi geltend macht und welche wir in diesem flüchtigen Ueberblick übergehen müssen, glaubt der Verfasser, man könne und müsse die alte Interpretation des Waldes aufrechthalten, welche man nur besser bestimmen und in genauere und engere Grenzen schließen muß, als die alten Ausleger es getan haben. Der Wald ist demgemäß nicht die Bezeichnung aller Fehler oder Sünden, deren der Mensch fähig ist, sondern das Symbol der Vergehen, welcher Dante sich schuldig gemacht hatte und welchen gewöhnlich alle Menschen in ihrem Jugendalter unterliegen.

Im zweiten Aufsatze sucht und findet Sanesi den Schlüssel für die Interpretation des viel umstrittenen Verses 117 des Inf. I in den Versen 118 ff. des Inf. XIII, wo Dante mit der an ihm gewohnten Kraft der Schilderung uns die Verschwender vorführt. Hier ist der Tod, den Lano da Siena, zusammen mit Giacomo da Sant' Andrea vor den wütenden Hunden fliehend, verzweiflungsvoll herbeiruft, der Tod des Geistes; Lano möchte sterben, wenn dies möglich wäre, oder wie Fra Giordano sagt, „ins Nichts zurückkehren, um von jenen Qualen befreit zu sein"; und vergebens ruft und erwartet er den Tod, wie ihn vergebens rufen und erwarten die Verdammten der „Vision des hl. Paulus" und die der „Vision des Tundalus", welch letztere in den Qualen der glühenden Feueröfen „erwarteten, daß sie ihnen den Tod brächten, und ihn nicht erlangen und finden konnten". Die Episode des Lano ist also von großer Wichtigkeit, weil sie uns einen neuen Anhaltspunkt bietet zu einer Wahl unter den annehmbarsten Erklärungen des Verses 117. Dieses sind zwei: diejenige nämlich, nach welcher der „zweite Tod" die Vernichtung des Geistes bezeichnen würde, wie sie von den Verdammten herbeigerufen wird, um von ihren gräßlichen Qualen erlöst zu werden; und diejenige, welche unter dem „zweiten Tode" den Verlust der Anschauung Gottes, d. i. die Verdammnis, versteht.

Im dritten Aufsatze verteidigt Sanesi die auch von Francesco d'Ovidio angenommene Ansicht, nach welcher der Löwe den Stolz bezeichnet, die Wölfin die Habsucht, der Panther den Neid, und er bekämpft mit verschiedenen Gründen die Ansicht von Giacinto Casella (Panther = Betrug, Löwe = Gewalttätigkeit, Wölfin = Unenthaltsamkeit) und die von Pascoli (Panther = Unenthaltsamkeit, Löwe = Gewalttätigkeit, Wölfin = Betrug). Wenn man mit Casella und Pascoli behauptet, daß in den drei höllischen Tieren die „drei Richtungen, welche der Himmel nicht will" dargestellt seien (das sind die Unenthaltsamkeit, die Bosheit, von der Gewalttätigkeit und Betrug abstammen, und die Sodomiterei), so müßte man annehmen, Dante habe entweder die letztere gar nicht berücksichtigt und sich darauf beschränkt, die Vergehen seines Inferno auf die zwei großen Klassen der Unenthaltsamkeit und der Bosheit zu verteilen, oder man müßte annehmen, er habe die Sodomiterei und die Bosheit in einer Kategorie vereinigt: zwei Annahmen, welche in den Einzelheiten sich voneinander unterscheiden, aber in der Behauptung übereinstimmen, daß Dante der Sodomiterei keinen besonderen Ort der Bestrafung angewiesen habe, und welche beide nicht annehmbar sind, wenn auch tüchtige Dantisten sie vorgebracht und verteidigt haben. Die „matta bestialitade" kann nicht mit der Gewalttätigkeit identifiziert werden, sondern ist von dieser scharf zu trennen. Die Gewalttätigkeit ist in der Tat, nach der ausdrücklichen Erklärung Vergils, nur eine Unterabteilung der Bosheit, welche ihrerseits eine von der Unenthaltsamkeit wie von der Sodomiterei wohl unterschiedene Gruppe bildet, und es ist klar, daß, wenn man eine Art in so viele Unterarten wie man will einteilen kann, es doch nicht möglich ist, eine dieser Unterarten mit einer anderen Hauptart zusammenzustellen, welche von der ersten, zu welcher wir die Unterarten aufgestellt haben, sich unterscheidet. Es wäre vielmehr nach Sanesi vernunftgemäßer, die Sodomiterei im sechsten Kreise zu suchen, als anzunehmen, wie es viele Dantisten getan haben, daß die Sektengründer völlig außerhalb des Danteschen Bestrafungssystems stehen. Wirklich aus diesem ausgeschlossene Seelen haben wir in der Divina Commedia zwei Arten, die Trägen in der Vorhölle und die Nichtgetauften im Limbus; aber vom zweiten Kreise an nach unten haben wir wirkliche Schuld und wirkliche Strafen; von ihm bis zum Orte „in su che Dite siede", entwickelt sich Dantes Strafsystem und alle Vergehen sind nach strengem Vorgehen klassifiziert. Man würde es daher nicht begreifen, aus welchem unbekannten Grunde die Sektengründer einer so genauen Ordnung nicht unterworfen wären, welche auf diese Weise die Ursache eines unerklärlichen Mangels in der moralischen Ordnung des Inferno sein würde. Unter solcher Voraussetzung scheint es Prof. Sanesi, müßten die drei Ungeheuer der „piaggia deserta" Unenthaltsamkeit, Gewalttätigkeit und Betrug bezeichnen, indem ein viertes Ungeheuer, welches die Sodomiterei vorstellen würde, fehlte, während zwei vorhanden sein würden, welche zusammen die Bestimmung hätten, die Bosheit vorzustellen. Man muß deshalb die Idee, daß die drei Ungeheuer den drei „Richtungen, welche der Himmel nicht will" entsprechen, aufgeben, und zu der etwas modifizierten Interpretation der Alten zurückkehrend, annehmen, daß die Wölfin wirklich die Habsucht versinnbildliche, der Löwe den Stolz und der Panther den Neid.

Diesen Aufstellungen folgen einige Bemerkungen über die symbolische Bedeutung der „corda", welche Vergil dem Gerion zuwirft und welche in enger Verbindung mit dem Panther des ersten Gesanges steht. Nach einer kurzen Darlegung der neuesten und auffälligsten Interpretationen, glaubt Sanesi, daß mit Bezug auf Gerion der Strick nichts anderes als der materielle Gegenstand sei, welcher keinerlei verborgene allegorische Bedeutung enthalte. Mit Bezug auf den Panther, d. h. den Neid, glaubt er, daß der Strick, um die Lenden Dantes gegürtet, anstatt eine besondere Tugend vorzustellen, eher die Bezeichnung vieler Tugenden insgesamt sei, vieler geistiger und moralischer Gaben, welche Dante hätten stärken sollen, um den Neid zu unterdrücken. Zum Schlusse erinnert Sanesi daran, daß die drei Ungeheuer keine Sünden bezeichnen, deren der Dichter schuldig war, sondern unter den Florentinern seiner Zeit ziemlich häufige Vergehen und deshalb gerade voll von Gefahr für ihn, und er weist darauf hin, daß der Dichter, wenn er uns sagt, er habe gehofft, den Panther mit dem Stricke zu fangen, nichts anderes konnte sagen wollen, als daß er die Hoffnung hatte, die Waffen des Neides der anderen zu überwinden. Daraus schließt Sanesi, daß der Dichter seine vergebliche Hoffnung bezeichnen wollte, durch seine Geistes- und Herzenstugenden den Neid der Florentiner zu besiegen.

Im vierten und letzten Aufsatze endlich glaubt Sanesi, nach einer kurzen Besprechung der anderen Ansichten, erklären zu können, es sei unnütze Mühe, genaue Symmetrie oder Parallelismus zwischen den drei Teilen der Commedia deshalb zu suchen, weil sie sich auf die Verteilung der Schuld, der Verdienste und der Bestrafung bezieht. In dieser Beziehung steht jeder Teil für sich selbst, ist vollständig unabhängig von den beiden anderen und hat einen eigenen und ihm eigentümlichen Plan und eine eigene und ihm eigentümliche materielle wie moralische Konstruktion. Hiermit beabsichtigt er nicht, der Commedia ihre wunderbare Einheit und Festigkeit abzusprechen, sondern er will nur behaupten, daß diese Einheit und Festigkeit aus ganz anderen Elementen herstammen: aus der dem Ganzen zu-

grunde liegenden Allegorie; daraus, daß der Dichter zugleich die Hauptrolle in dem Drama der wechselseitigen Stellung der drei Reiche des Jenseits spielt; daraus, daß an beiden Polen der Welt Luzifer, das Prinzip des Bösen, begraben in der tiefsten „lacuna dell' universo" ist, und Gott, das Prinzip des Guten, welcher mit seinem unendlichen Lichte das Universum selbst umfaßt. Bezüglich der moralischen Anordnung hält Sanesi es für notwendig, für das Inferno und das Purgatorio an das sich zu halten, was Dante selbst erklärt, und für das Paradiso nimmt er das an, was eine vorsichtige und kluge Kritik neuerdings recht gut aufgestellt hat: die Seelen des Inferno nämlich seien klassifiziert gemäß den drei Kategorien des Aristoteles, die des Purgatorio seien auf die sieben Kreise des Berges verteilt nach dem Prinzip der Liebe, welche Ursache aller Tugend und aller Schuld ist, und diejenigen des Paradiso endlich erscheinen dem Dichter in den verschiedenen Himmeln nach dem astrologischen Kriterium der Natur und des Einflusses der einzelnen Sphären (cf. Luiso). Nachdem er hierauf die Ansicht Pascolis angeführt und bekämpft hat, welcher das Grundprinzip von Dantes Bestrafungssystem in den sieben Hauptsünden findet, untersucht er, ob der Stolz und der Neid einen besonderen Platz und eine besondere Strafe in der Hölle haben, oder ob sie vom Dichter außerhalb des „schmerzenreichen Tales des Abgrundes" gelassen seien. Er erwähnt und prüft die Ansichten von Scherillo (Alcuni capitoli della biografia di D., Torino 1896, p. 412), von J. Del Lungo (Pagine letterarie e ricordi, Firenze 1893, p. 47), von Del Noce (Lo Stige dantesco e i peccatori dell' Antilimbo, Città di Castello 1895), von Filomusi-Guelfi (Gli accidiosi e gli individiosi nell' Inferno di Dante in „L'Alighieri", 1890), von Dobelli (Superbi ed invidiosi nella prima Cantica della D. C. in Giorn. dant. II, 10), und von d'Ovidio (La topografia morale dell' Inferno in „Studii" etc., Napoli 1901, p. 241); dann nimmt Sanesi die alten Interpretationen von Todeschini (Scritti su Dante, Vicenza 1872, p. 1.) und von Witte (Dantes Grundprinzip für Strafe in „Dante-Forschungen" II. 133) wieder auf, welche behaupteten, daß im Inferno die wirklichen Sünden, nicht die sündhaften Neigungen bestraft werden, und meint, es dürfe nicht seltsam erscheinen, daß der Dichter keinen Kreis geschaffen, in welchem der Stolz und der Neid als ursprüngliche Neigungen der Seele bestraft würden, als Anlagen des Bewußtseins, durch welche schuldige Handlungen nicht bestimmt wurden. Da Dante für sein Inferno die Klassifikation des Aristoteles angenommen und das Prinzip aufgestellt hatte, daß nur die Handlungen im Reiche der ewigen Verdammnis Platz finden sollten, konnte er von der christlichen Theologie fünf der sieben Hauptsünden übernehmen, aber er war gezwungen, von der Uebernahme der beiden anderen Abstand zu nehmen. Dieser Mangel konnte ihm weder unlogisch noch tadelnswert scheinen, da er wohl wußte, daß der Stolz und der Neid, wenn auch ohne eine besondere Stelle angewiesen zu bekommen, doch von selbst im Inferno Platz finden und fast in jedem Kreise etwa vertreten sein würden: in Wirklichkeit bestrafte Dante den Stolz nicht als eine besondere Sünde und wies ihm keinen besonderen Ort an, sondern er wollte sein Inferno mit stolzen Persönlichkeiten bevölkern, indem er diese allenthalben in die verschiedenen Kreise zerstreute, außerhalb und innerhalb der Stadt des Dis.

Dieses sind die Gegenstände, welche Sanesi in seinem Buche behandelt, welches gering an Umfang, aber reich ist an guten Beobachtungen und neuen oder mit großem Scharfsinn und sicherer Kenntnis des behandelten Stoffes erneuerten Gedanken.

Wir stimmen freilich nicht mit allen Schlüssen überein, zu denen der junge Professor in seinen Studien über die Anordnung der drei Reiche Dantes gelangt; aber es ist kein Zweifel, daß viele der von ihm aufgestellten oder verteidigten Ansichten richtig sind und von den Gelehrten aufmerksam und wohlwollend angenommen oder geprüft zu werden verdienen.

Ronzoni bemerkt zunächst, daß man dem Problem der moralischen Struktur der Divina Commedia einen Umfang und eine Wichtigkeit einräumt, welche es in Wirklichkeit nicht besitzt, und er erklärt, daß die moralische Ordnung des Gedichtes kaum eine genaue Kenntnis der verschiedenen Scharen von verdammten, büßenden und seligen Geistern verlange, mit welchen Dante die drei Reiche des Jenseits bevölkerte, sowie eine Bekanntschaft mit den theologischen, philosophischen oder politischen Kriterien, nach welchen er sie einteilte. Er beginnt dann seine Untersuchung, aus deren Titel „Minerva oscurata" der Leser durchaus nicht die Meinung gewinnen soll, als sei sie gegen Pascolis Buch, „Minerva oscura" betitelt, gerichtet, für dessen Aufbau und Abfassung, die wahrhaft eines Dichters würdig, Ronzoni im Gegenteil voll Bewunderung ist. Nach Ronzoni, welcher je einer Cantica einen Teil seines Buches widmet, ist das grundlegende Kriterium, welches die Verteilung von Strafe und Schuld in Dantes Inferno bestimmt, in der größeren oder geringeren Schwere derselben gegeben. Die Art und Weise, nach welcher sich die Schwere der Sünden abwägen läßt, ist eine mannigfache; der von Dante hierin befolgte Weg läßt sich aus den Worten Vergils im XI. Gesange des Inferno erkennen, „Non ti rimembra di quelle parole Con le quai la tua Etica pertratta Le tre disposizion che il Ciel non vuole" u. s. w. Diese Aeußerung bezieht sich übrigens auf alle Sünder, welche vor Minos ihre Schuld bekennen, aber sie erstreckt sich nicht auf diejenigen, welche im Limbus und diesseit des Acheron sich befinden. Dante verlegt den Limbus in den „ersten Kreis, welcher um den Abgrund sich erstreckt", weil eben dort die theologische Ueberlieferung ihn suchte. Schwieriger ist Dantes Auffassung des Aufenthaltes der Trägen zu erklären, welche in dem diesseit des Acheron sich ausdehnenden Grabesfelde eingeschlossen sind. Aber vielleicht war bei dieser Platzanweisung die politische Idee nicht unbeteiligt, welche dem moralischen Plane der Divina Commedia sicher nicht fremd war.

Nach Ronzonis Ansicht ist Dantes Inferno unter Unenthaltsame und Boshafte verteilt. In der Unenthaltsamkeit begegnen sich verschiedene Vergehen, die Bosheit teilt sich in Gewalttätigkeit und Betrug, der siebente Kreis hat „gironi", der achte „bolgie" und der neunte schließt vier Gruppen von Sündern in sich. All diese Einteilungen sind von Dante nicht zufällig eingeführt, da in den Einzelheiten wie in den allgemeinen Zügen des Aufbaues des Inferno das ästhetische und moralische Prinzip immer Hand in Hand gehen. In langer Auseinandersetzung, welche hier zu verfolgen oder auch nur zusammenzufassen nicht möglich ist, untersucht Ronzoni der Reihe nach die Ordnung der Strafen, mit den Vergehen beginnend, welche unter die Unenthaltsamkeit fallen, und endigend mit den verschiedenen Arten des Betruges; er betont, daß man sich nicht wundern muß, unter den Unenthaltsamen nicht die Neidischen noch die Stolzen zu finden, weil Dante, der nicht einen Moraltraktat, sondern ein Gedicht schrieb, nicht alle Sünden der Unenthaltsamkeit zu bestrafen brauchte. Er glaubt, daß die Sektenstifter unter den Unenthaltsamen und Boshaften sind, und dieses mit Recht, da ihre Sünde zugleich der Bosheit und Unenthaltsamkeit angehöre. Da Dante die Verteilung der Strafen aristotelisch-thomistischen Begriffen entnahm, so brachte er im zweiten Kreise die Wollüstigen unter, im dritten die Schlemmer, im vierten die Geizigen und Verschwender, und darunter alle Jähzornigen, indem er die Sünden der Unenthaltsamkeit „ratione mali accidentis" und nicht „ratione passionis" ordnete, d. h. nicht im Hinblick auf die ihnen anhaftende Strafbarkeit, sondern auf die von dieser Strafbarkeit herrührenden Folgen. Dieser Abstufung wären auch ungefähr alle in der „città roggia" bestraften Vergehen unterworfen. Bezüglich des Betruges sei es recht und natürlich, daß Dante ihn in allen seinen verschiedenen Arten für eine schwerere Sünde angesehen habe als die Gewalttätigkeit. Das maßgebende Moment für die Verteilung der Strafen im siebenten Kreise scheine die Größe des durch das Vergehen verursachten Schadens, die nach der Theorie des hl. Thomas ermessen werde durch den Widerspruch gegen die natürliche und göttliche Ordnung, welche die höchste Norm der Sittlichkeit ist. Aber mit Rücksicht auf die Unterabtei-

lungen des achten Kreises vermutet Ronzoni, daß Dante die Strafbarkeit der einzelnen Arten des Betruges nicht bezeichnen wollte, indem er beinahe einen Schauder zu erkennen gibt, welcher ihm den längeren Aufenthalt in solchem Schmutze unmöglich macht. Mit einem Worte, in Malebolge hätte Dante, nach Ronzoni, die philosophische Darstellung der ästhetischen geopfert. Im neunten Kreise seien die Vergehen nach der Größe des aus ihnen erwachsenen Schadens geordnet, welcher an der Störung der sozialen Ordnung gemessen werde.

Der Verfasser fährt darauf fort, die Vorzüge des von ihm angegebenen Systems der Strafenverteilung hervorzuheben, indem er im voraus den dagegen möglichen Einwänden entgegentritt; dann geht er dazu über, den moralischen Aufbau des Purgatorio zu untersuchen und nach Prüfung und Zurückweisung anderer Theorien seine eigene aufzustellen. Für Ronzoni lassen sich im Aufbau der zweiten Cantica drei Teile deutlich unterscheiden: Antipurgatorio, Purgatorio und Paradiso terrestre. Das Antipurgatorio, wie der Antilimbus eine Schöpfung Dantes, die wohl auf einer volkstümlichen Ueberlieferung oder Legende beruht, bildet nicht einen Teil des Purgatorio und ist so auch aus seinem Strafsystem ausgeschlossen, welches genau von ihm vorgezeichnet ist. Es bliebe vielleicht nur noch zu untersuchen, nach welchem Kriterium er die größere oder geringere Schwere der verschiedenen Vergehen gemessen habe, aber diese Untersuchung überläßt Ronzoni denen, welche sich mit der Philosophie der Divina Commedia beschäftigen. Das Paradiso terrestre seinerseits hat keine Beziehung zum Purgatorio in moralischer Hinsicht. Es ist ein vom Purgatorio scharf geschiedenes Zauberland, mit den anderen Teilen des Gedichtes nur durch die Allegorie verbunden, ebenso wie der Limbus einen vom eigentlichen Inferno wohl unterschiedenen Teil des Jenseits bildet.

Ronzoni widerlegt dann die Theorien seiner Vorgänger über das Paradiso und, unter Hinweisung auf den Glaubenssatz, daß eine Seele um so höher zu Gottes Nähe emporsteigt, als sie auf Erden von Liebe beseelt war, entwickelt er, mit Saturn beginnend, die Stufenleiter, welche bis zu Mars hinaufführt. Er fragt sich dann, wo das Antiparadiso sei und warum Dante die Fixsterne, das „Primo Mobile“ und das „Empireo“ nicht berücksichtigt habe. Einige behaupten, der Mond bilde das Antiparadiso; andere hingegen, das Paradiso terrestre nehme diese Stelle ein. Aber der Himmel des Mondes ist schon wirkliches Paradies, und das irdische Paradies hat in theologischem Sinne nichts gemein mit dem himmlischen, von dem es vollständig getrennt und entfernt ist. Die Frage ist deshalb unnütz und geht nur aus von der vorgefaßten Idee einer notwendigen Symmetrie der drei Teile der Divina Commedia. Dante war durchaus nicht genötigt, seiner Stadt der Freude eine Vorstadt zu geben, aus dem einzigen Grunde, weil er der Schmerzenstadt und der der Reinigung eine solche gegeben hatte.

Was die übrigen Fragen betrifft, bemerkt Ronzoni, daß in den Fixsternen sich nur die Scharen der seligen Geister finden, welchen der Dichter bereits früher in den darunterliegenden Himmeln begegnet war; im „Primo Mobile“ sind nicht solche Menschenseelen, welchen diese Sphäre der Herrlichkeit vorbehalten wäre, und im „Empireo“ endlich weilen alle die seligen Geister, welche der Dichter, gleichsam in einer himmlischen Vision, in den ersten Himmeln gesehen hatte; wie um ihm allen Zweifel zu nehmen, sagt Beatrice in Vers 18 ff. des IV. Gesanges des Paradiso. Mit einem Worte: Dante hat uns zwei Paradiese beschrieben: ein ganz der Phantasie angehörendes, aus der ihm, dem Pilger ins Jenseits zuteil gewordenen Unterweisung entstandenes; ein theologisches, das Paradies des Glaubens, wie es von der lebhaften Phantasie eines Dichters aufgefaßt werden konnte.

Ronzonis Buch hat viel Rühmenswertes, welches in der vorliegenden Inhaltsangabe vielleicht nicht ins rechte Licht tritt. Es will uns übrigens scheinen, abgesehen von manchen Einwürfen, welche man dem Verfasser machen könnte, als ob dieser ein wenig übertreibe in seinem System, nur das untersuchen und besprechen zu wollen, was der Dichter selbst klar und deutlich in der Commedia ausgedrückt hat. Diese an sich gewiß gute, ja ausgezeichnete Methode, wenn sie sich in vernünftigen Grenzen hält, kann den, welcher von ihr Mißbrauch macht, zu ebenso großen Fehlern führen, wie die entgegengesetzte, welche jene befolgen, die Zeit und Verstand darauf verwenden, im Gedichte zu suchen, was nicht darin ist. Außerdem scheint uns zwischen dem ersten Teile von Ronzonis Buch, in welchem er das Inferno behandelt, und den beiden folgenden, dem Purgatorio und Paradiso gewidmeten Teilen, eine Ungleichheit zu herrschen, indem die letzteren zu oberflächlich und dürftig behandelt sind. Irren wir nicht, so merkt man der ganzen Arbeit einen Hauptfehler an, den nämlich, daß sie ein wenig eilig zusammengestellt ist, um einer Kommission zur Begutachtung vorgelegt zu werden. Es wäre vielleicht gut gewesen, wenn der Verfasser, dem es an Talent und Kenntnissen nicht fehlt, seine „Minerva“ vor ihrer Drucklegung einer genauen und sorgfältigen Durchsicht nach Inhalt und Form unterzogen hätte. Besonders die letztere ist nichts weniger als elegant.

Florenz. G. L. Passerini.

Bücher und Zeitschriften.

Weltenmorgen. Dramatisches Gedicht in drei Handlungen von Eduard Hlatky. 2. und 3. umgearbeitete Auflage. Freiburg, 1903. Herder.

Die religiöse Poesie, die Muse Klopstocks, die einst wie eine Königin die verzückten Huldigungen tränenseliger Vasallen empfing, ist entthront. Die Welt kümmert sich ebensowenig um sie wie um andere kronenlose Potentaten a. D. Ursachen dieses Niederganges sind neben dem auf das Reale gerichteten Zuge der Zeit zweifellos die vielen Zions-Harfenisten und Harfenistinnen, die mit ihrem bänkelhaften Geklimper die hieratische Poesie selbst in den Augen solcher Gebildeten, die auf dem Boden des positiven Christentums stehen, gründlich diskreditierten. Tot aber ist die „seraphische“ Muse noch nicht. Zuweilen erhebt ein Begnadeter, dem die Verschüchterte heimlich die Stirne geküßt, seine Stimme zu mächtigen Klängen, die wie dröhnendes Glockengeläut den Lärm des Marktes übertönen. Solch eine eherne Stimme ist Eduard Hlatky, dessen dramatisches Gedicht „Weltenmorgen“ (zum erstenmal 1896 erschienen), die Verlagsbuchhandlung Herder jüngst in 2. und 3. prächtig ausgestatteter Auflage der Oeffentlichkeit übergab. Der bürgerliche Beruf, den der Verfasser gewählt und durch viele Jahre geübt hat, war kein „poetischer“, jedenfalls keiner, von dem behauptet werden könnte, er brüte mit Vorliebe „geistliche“ Dichter aus. Hlatky ist Oberingenieur in R. und baute Eisenbahnen. In einem Alter, in dem andere Autoren zuweilen schon zu produzieren aufhören, entdeckte der Techniker, daß er eigentlich ein gebürtiger Dichter sei. Er kannte nach seinem eigenen Geständnisse Dante nur wenig, Milton gar nicht, als er dranging, ein Werk zu schaffen, welches die „Commedia“ manchmal erreicht und das „Paradise lost“ vielfach übertrifft. Schon in der Wahl der Form bekundet Hlatky einen weit glücklicheren poetischen Instinkt als Milton, der den gleichen Stoff bearbeitete. Das Drama gestattet viel knappere Expositionen, eine lebendigere Entwicklung und ein kräftigeres Betonen der Katastrophe als das einförmig sich abhaspelnde epische Gespinnst. Der erste Teil der Dichtung „Der Sturz der Engel“ dürfte dem Laienpublikum am wenigsten munden. Wohl legt jedes Blatt Zeugnis von tiefer Gedankenarbeit ab, wohl blitzen mitunter wahrhaft Shakespearesche Geistesblitze auf, aber die theologische und philosophische Schulweisheit nimmt ungebührlich viel Raum ein. Menschlich näher tritt uns der Dichter im zweiten und dritten Teile („Der Sündenfall“ und „Das erste Opfer“). Dort findet er für die Gottverehrung der Frommen und für die Blasphemien der Gottlosen, für das Liebesleben im Garten Eden und für den Haß der Hölle, für den heiligen Ernst

und den satanischen Humor die ergreifendsten und erschütterndsten Töne. Hlatky arbeitet gern mit den schärfsten Kontrasten, er geht oft hart bis an die Grenzen des Künstlerisch-Schönen; doch nur selten überschreitet er sie. Und weil er ein echter Poet, also ein Mensch ist, dem nichts Menschliches fremd bleiben darf, weil er mitten im Kampfe der Zeit steht, weil ihre Fragen und Probleme auch seine Seele aufwühlen, wurde seine Dichtung nicht wie die Miltons eine bloße phantastisch ausgeputzte Paraphrase des biblischen Textes, sondern ein grandioses Spiegelbild, welches versucht, die Entwicklungsgeschichte der Menschheit mit Perspektiven in die fernste Zukunft vor Augen zu stellen. Nirgends zwar verleugnet sich die streng katholische Richtung des Verfassers, aber keine vordringliche Polemik, kein zelotischer Zankeifer macht sein Buch für Andersgläubige ungenießbar. So kams, daß Hlatkys dramatisches Gedicht auch in protestantischen Kreisen warme Aufnahme fand. Pastor Dr. Jäger widmete ihm in der protestantisch-theologischen Monatsschrift „Der Beweis des Glaubens“ eine 32 Seiten starke Betrachtung, in dem er den „Weltenmorgen“ ein Meisterstück in jeder Hinsicht nennt und den Verfasser mit enthusiastischen Lobsprüchen feiert. Ganz einwandfrei sind diese allerdings nicht. Wer sie liest, ohne die Dichtung zu kennen, wäre versucht, Hlatky für eine formglatte Künstlernatur nach Art Carlo Dolcis zu halten, während der Dichter doch eine viel intimere Verwandtschaft mit dem ungefügen Gigantentume Michelangelos zeigt. „Schmuck und graziös“ ist nichts in seinem Buch. Gerade der Mangel an dem, was der Sprachgebrauch „graziös“ nennt, ist ein charakteristischer Vorzug Hlatkys. Er ist ein Sprachbaumeister ersten Ranges; aber mit sorgfältig geglätteten Quadern, mit malerischen Säulchenstellungen, mit fein ziselierten Ornamenten gibt er sich nicht ab. Er türmt mit Vorliebe Kyklopenmauern aus Felskolossen und erratischen Blöcken auf, unter denen „Findlinge“ sind, die eine unvergängliche Bereicherung des deutschen Sprachschatzes bedeuten.

Hlatkys Buch darf ernsten und gebildeten Lesern warm empfohlen werden. Ueber den Wert seiner religiösen und sozialen Anschauungen läßt sich streiten, über die dichterische Begabung des Autors steht der Wahrspruch fest: Every inch a poet!

Vorau i. Steiermark. O. Kernstock.

*

Allgemeine Rundschau.

Die Münchener Gedenkfeier für Kant.

In dem Aktus, der von der Münchener Universität heute zum Gedächtnis des vor hundert Jahren dahingeschiedenen großen Philosophen veranstaltet wurde, hielt Professor Th. Lipps die Festrede über das Thema: Wer war Kant und was er uns sein kann. Den wesentlichen Inhalt seiner Ausführungen faßte er in folgenden Schlußsätzen zusammen:

Was ist es, was Kant entdeckt hat? Ganz allgemein das A priori. Nicht auf einem einzigen, sondern auf den verschiedenen Gebieten der menschlichen Geistestätigkeit. Und damit zugleich oder eben darin hat er die Autonomie des Geistes entdeckt, des Erkennenden, des sittlich Wollenden, die Autonomie des Verstandes, des Gewissens und die Autonomie des religiösen Bewußtseins. Und er hat entdeckt den Träger dieser Autonomie, das autonome Ich, das Vernunft-Ich. Er hat es entdeckt, indem er es schied von dem Trieb-Ich, oder Instinkt-Ich, dem innerlich oder äußerlich gebundenen Ich.

Diese Entdeckung ist die Entdeckung des Menschen im individuellen Menschen. Des göttlichen im sinnlichen Menschen. Des Menschen, den Sokrates in sich spürte und andere in sich finden lassen wollte. Den Plato ahnte in seiner Idee des Menschen. Des Menschen, den auf sittlichem Gebiete Christus gelehrt und, soweit es ein Mensch vermag, gelebt hat. Den Paulus sich bemüht, als pneumatischen oder geistigen Menschen vom sarkischen oder fleischlichen Menschen zu sondern. Den alle die großen Geister, die Lebenspfadfinder und Gottsucher in der Weltgeschichte gesucht haben. Ein Luther, Giordano Bruno, Spinoza, den nach Kant Fichte am deutlichsten bezeichnet hat. Es ist der Herrenmensch im Gegensatz zum Sklavenmenschen, wie ihn in unseren Tagen auch Nietzsche suchte, aber vom Instinktmenschen nicht zu sondern gewußt hat. Kant hat diesen Menschen allseitig und in wissenschaftlicher Erkenntnis herausgesondert, obgleich nicht überall begrifflich klar herausgearbeitet. Er hat damit das Göttliche im Menschen gefunden oder er hat Gott gefunden, da wo er einzig unmittelbar sich uns offenbart.

Ich habe die doppelte Frage gestellt, wer Kant war und was er uns sein kann. Die zweite Frage ist aber zugleich mit der ersten beantwortet. Kant kann uns sein, was er war, derjenige, als der er aufgetreten ist. Er kann uns Führer sein im Finden des autonomen Ich, Führer zur geistigen und sittlichen religiösen Freiheit. Es ist dasselbe, wenn ich sage, er kann uns Führer sein zur Wahrhaftigkeit.

Kant nennt seine Philosophie die kritische oder den Kritizismus. Die Kritik, die hier in Frage steht, ist die Kritik des Geistes, die umfassende wissenschaftliche Selbstkritik. Diese nun ist nichts anderes als die volle Wahrhaftigkeit. Diese führt zur Wahrheit. Wehe den vermeintlich Erkennenden, die nicht gewillt sind solche Kritik an sich selbst zu üben, ohne Schranken, in voller Rücksichtslosigkeit.

Die Wahrhaftigkeit der Erkenntnis ist jene Voraussetzungslosigkeit, die so viel mißverstanden oder künstlich verdreht worden ist und von der doch jeder weiß oder wissen kann, was sie ist. Nämlich der ehrliche Wille in Sachen der Erkenntnis durch nichts sich bestimmen zu lassen als durch die Wahrheit. Und dies heißt nach Kant: durch die Tatsachen der Erfahrung. Nicht eine Auswahl unter ihnen, sondern die ganze Fülle der Tatsachen, und durch das Gesetz des denkenden Geistes. Mit anderen Worten: die voraussetzungslose Erkenntnis ist die autonome, die durch nichts sich knechten läßt.

Und ethische Wahrhaftigkeit ist nichts anderes als dies, daß ich nach Rechtsgründen meines Wollens ehrlich frage und nur solche Rechtsgründe anerkenne, die als wirkliche Rechtsgründe sich erweisen. Nur solche Maximen, die ich wollend und handelnd als allgemein gültige festhalten kann.

Und wie Kant uns den Weg lehren kann zu solcher Wahrhaftigkeit der Erkenntnis und des sittlichen Bewußtseins, so kann er uns den Weg zeigen zur religiösen Wahrhaftigkeit. Sie ist die Frage, ob mein religiöses Bewußtsein mein religiöses Bewußtsein sei, d. h. gegründet in meiner Persönlichkeit, ihrem tiefsten Wesen und ihrer höchsten Kraft, dem sittlichen Bewußtsein und seinen Forderungen.

Und ich darf hinzufügen, Kant kann uns Führer sein auch zur ästhetischen Wahrhaftigkeit, zur ästhetischen und künstlerischen Autonomie. Auch diese künstlerische Autonomie, die wie alle Autonomie Freiheit ist, in strenger Selbstgesetzgebung, hat Kant gefunden, wenn auch gewiß nicht allseitig vollständig beschrieben.

Und indem er uns Führer sein kann zu solcher Wahrhaftigkeit, kann er uns und kann uns die hundertjährige Wiederkehr seines Todestages eine Mahnung sein. Die Mahnung an unsere heiligste Pflicht. Das ist die Pflicht zu eben jener Wahrhaftigkeit. Sie ist damit zugleich die Pflicht zum Kampfe gegen jene Unwahrhaftigkeit. Das heißt gegen jede Bedrohung der Freiheit und Autonomie des Geistes. Jede Gefahr der geistigen, sittlichen und religiösen, der wissenschaftlichen und künstlerischen Knechtung. Mag sie drohen von innen oder von außen. Von uns selbst oder von anderen her. Von unserer eigenen Trägheit und Schlaffheit und unserem Egoismus und unseren Gewohnheiten, unserer zufälligen Vorliebe. Oder aus der geistigen Enge der Selbstsucht und den Herrschaftsgelüsten anderer.

Kämpfen wir diesen Kampf im Sinne Kants, das heißt im Namen der Wahrhaftigkeit und wahrer geistiger Freiheit, die, ich wiederhole, nichts anderes als die unbedingte Herrschaft eines Gesetzes ist, des einzigen Gesetzes, das in Wahrheit diesen Namen verdient, des Gesetzes, das einzig unverbrüchlich in uns ist. Dann wissen wir nicht nur, wer Kant war und was er uns sein kann, sondern er ist uns das, was er uns sein soll.

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Das Technolexikon des Vereins Deutscher Ingenieure.** An dem 1901 vom Verein Deutscher Ingenieure ins Leben gerufenen Unternehmen eines allgemeinen technischen Wörterbuches für Uebersetzungszwecke (in den drei Sprachen: Deutsch, Englisch und Französisch) arbeiten jetzt, wie uns mitgeteilt wird, 363 in- und ausländische technische Vereine mit: 274 deutsche, österreichische und schweizerisch-deutsche, 51 englische, amerikanische, südafrikanische u. s. w. und 38 französische, belgische und schweizerisch-französische. Das Ausziehen sowohl ein- als besonders mehrsprachiger Texte (Lehrbücher, Abhandlungen, Geschäftsbriefe, Geschäftskataloge, Preislisten u. s. w.), sowie ferner der bisherigen Wörterbücher ergab bis jetzt im ganzen 1,920,000 Wortzettel. Hierzu kommen nun in den beiden nächsten Jahren (bis Mitte 1906) noch die Hunderttausende von Wortzetteln, die sich aus der redaktionellen Bearbeitung der schon eingesandten und der noch einzuliefernden Originalbeiträge der 2573 in- und ausländischen Mitarbeiter ergeben werden. Alle noch ausstehenden Beiträge werden bis Ostern dieses Jahres 1904 eingefordert. Da die Drucklegung des Technolexikons Mitte 1906 beginnen soll, so können verspätete Beiträge nur bis zu diesem letzteren Zeitpunkte mitverwertet werden, d. h. ausnahmsweise. Zu jeder weiteren Auskunft ist der leitende Redakteur gern bereit; Adresse: Technolexikon, Dr. Hubert Jansen, Berlin (NW. 7), Dorotheenstraße 49.

C. K. **Vom Bibliothekbrand in Turin.** Unter den Trümmern des Manuskriptensaales der Bibliothek von Turin hat man soeben zwei fast verkohlte Bruchstücke des berühmten Gebetbuches des Herzogs von Berry gefunden. Es handelt sich um zwei durch Feuer und Wasser arg verdorbene Blätter, von denen man noch einiges zu retten hofft. Das schöne Denkmal der Miniaturmalerei ist nach diesen zwei entstellten Bruchstücken nicht wieder herzustellen, und sein Verlust ist leider vollständig zu nennen. Unter den Werken, die vor der Wut der Feuersbrunst und der Beschädigung durch das Wasser gerettet sind, befinden sich ein Kodex von Teodoretto, ein Kommentar zu den kleinen Propheten mit byzantinischen Miniaturen aus dem 9. Jahrhundert, ferner fast alle Manuskripte des Kardinals della Rovere mit zahlreichen Illuminationen aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Zwei Sammlungen alter Manuskripte von Vottero, in deren einer sich ein Bruchstück irländischer Liturgie befindet, und das Inventar der Bibliothek von Bobbio im Jahre 1461 sind auch erhalten. Dagegen sind alle Originalporträts des Hauses Savoyen aus der Zeit Karl Emanuels I. unwiederbringlich verloren. An jedem neuen Tage macht man eine traurige Entdeckung mehr. Die prächtigen Schätze sind zum größten Teil zerstört und vernichtet.

ct. **Eine Stiftung von über 2 Millionen Mark** ist wieder einmal einer amerikanischen Universität zugefallen. Ein reicher Holzhändler in San Francisco, Charles Doe, hat den vierten Teil seines Vermögens der Universität von Californien zum Zwecke der Errichtung einer Bibliothek hinterlassen und dieser Anteil wird sich auf die genannte Summe belaufen.

⁂

Hochschulnachrichten.

f. **Würzburg,** 12. Febr. Die hiesige Alma mater beging heute Kants hundertsten Todestag durch eine akademische Feier in der großen Aula. Der Vertreter der philosophischen Fächer an der Universität, Prof. Dr. O. Külpe, hielt die Festrede. Er verwies besonders auch auf die Hindernisse, welche von Seite der damals katholischen Universität Würzburg dem Eindringen der Kantischen Ideen entgegengestellt wurden.

* **Heidelberg.** Unrichtig ist die Meldung, daß Professor Dr. Juracz hier einen Ruf an die Universität Lemberg erhalten habe. Es handelt sich nicht um eine bereits erfolgte Berufung, sondern nur um einen Vorschlag der Le[illegible] medizinischen Fakultät.

* **Freiburg i. Br.** Der Senat unserer Universität hat beschlossen, in Zukunft nur dann noch Damen als Hörerinnen zuzulassen, wenn sie das Lehrerinnen-Examen gemacht haben oder auf besondere Empfehlung eines Professors hin vom Senat durch Zweidrittelmehrheit Dispens erhalten haben.

* **Jena.** Professor Ernst Heymann in Königsberg hat den an ihn ergangenen Ruf als Nachfolger A. Schultzes an der hiesigen Universität abgelehnt und es vorgezogen, einem Rufe nach Marburg zu folgen als Nachfolger des dort vor kurzem verstorbenen Geheimrates Lehmann.

* **Königsberg.** Zur Eröffnung der Kant-Feier wurden gestern früh 9 Uhr Kränze in der Stoa Kantiana niedergelegt von Oberbürgermeister Koerte, Landeshauptmann v. Brandt und Rektor Zeep. Kultusminister Dr. Studt und Oberpräsident v. Moltke waren zugegen. Um 10 Uhr wurde in der vom Verkehr abgesperrten Kantstraße, an der eine ansehnliche Volksmenge versammelt war, die Kant-Gedenktafel an der Rampe des alten Schlosses feierlich enthüllt. Die Festgäste und Redner harrten in starkem Schneesturm aus, durch den während der Feier ein Sonnenblick hindurchdrang. Der Festredner Oberbürgermeister Koerte meinte, rauschende Festlichkeiten wurden absichtlich am Gedenktage des Heimgangs vermieden, und hob die moralische und vaterländische Bedeutung Kants hervor. Die Bronzetafel enthält den bekannten Kantsatz, der schließt: „Der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir." Anwesend waren der Kultusminister Dr. Studt, Oberpräsident v. Moltke, die beiden Regierungspräsidenten v. Werder (Königsberg) und Hegel (Gumbinnen), der kommandierende General von der Goltz und andere Spitzen. Der Kultusminister und der kommandierende General unterhielten sich längere Zeit mit Leronse, dem „Matin"-Berichterstatter. Um 11 Uhr begann der Gedächtnisakt in der Universität.

Anläßlich des Kant-Jubiläums wurden zu Ehrendoktoren promoviert: In der theologischen Fakultät: Pfarrer Wyneken in Edesheim, Pfarrer Max Fischer an der Markuskirche in Berlin, Provinzial Schulrat Bode (Königsberg), Professor Dilthey (Berlin); in der juristischen Fakultät: der Kant-Forscher Kuno Fischer (Heidelberg); in der philosophischen Fakultät: Carlo Cantoni, Professor in Pavia, Professor Rudolf Stammler (Halle) und Eduard Caird, Präsident des Balliol College in Oxford.

* **Basel.** Zu Bibliothekaren der hiesigen Universitätsbibliothek wurden gewählt Prof. Dr. G. Binz und Privatdozent Dr. J. Schneider.

* **Brüssel.** Der bekannte Ethnologe und Professor für Religionsgeschichte Elie Reclus ist hier, 77 Jahre alt, gestorben.

* Die Universität Tokio, die seit 1894 besteht, zählt etwa 150 Lehrer in sechs Fakultäten und gegen 1500 Studierende. Die deutschen, französischen und englischen Professoren lehren dort in ihrer Muttersprache. In der medizinischen Fakultät sind Vorbildung der Studenten, Unterricht und Lehrmittel deutsch. Bibliotheken bestehen in verschiedenen Städten, die größte mit 295,000 Bänden in Tokio.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Kostbare **alte** Bücher und Stiche
kauft fortwährend
Ludwig Rosenthals Antiquariat,
München, Hildegardstrasse 16. (5324)c

[redacted]904. München, Montag, 15. Februar. Nummer 37.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Der Fall Loisy. Von X.

Auf Fort Alexander I. Von Professor Martin Hahn (München).

II. Bücher und Zeitschriften.

Vischers Shakespeare-Vorträge. — Otto Schnizer: Johann Hinrich Wichern.

III. Allgemeine Rundschau.

Die Palästinareise des Dr. Thiersch. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Der Fall Loisy.

X. Seit Weihnachten reiht sich der langen Kette jener „Fälle“, unter denen der Galileische wohl der bedeutendste, der Schellsche für weitere Kreise der letzte, bekannteste war, ein neues Glied an: Am Silvesterabend stellte der Kardinal Richard von Paris als seltsamen Neujahrsgruß Loisy die Mitteilung zu, daß die Inderkongregation wie der Inquisitionsgerichtshof (S. Uffizio) am 16. bezw. 23. Dezember fünf seiner Schriften: La Religion d'Israel, L'Evangile et l'Eglise, Etudes évangeliques, Autour d'un petit livre, Le quatrième évangile, als im Widerspruch mit Fundamentalwahrheiten des Glaubens stehend, verworfen habe. Die Leser der Allgemeinen Zeitung sind im allgemeinen über die Situation orientiert; just zu gleicher Zeit, da die Verurteilung erfolgt ist, hat sie ein ausführliches Referat über die zwei im Vordergrunde der Diskussion stehenden Schriften Loisys gebracht.[1] Es war schon damals ziemlich sicher zu befürchten, daß Rom einschreiten würde. Wenn erst einmal die Jesuiten ihre Sturmvögel in solch erregter Weise ausschicken, wie wir es hier, im Fall Schell und sonst noch oft genug wahrgenommen, dann weiß jeder, was im Anzug ist. Immerhin durfte man noch hoffen, daß der langjährige Freund Loisys, Erzbischof Mignot, der im Dezember in Rom eintraf, das Unwetter noch einmal würde beschwören können; auch konnte man mit einigem Grunde annehmen, daß der neue Papst, dessen Vorgänger allen Forderungen nach einer feierlichen Zensurierung so energisch widerstanden hatte, sein Pontifikat wenigstens nicht mit einer solchen Maßregelung einleiten würde. Selbst der Osservatore Cattolico läßt noch in einem „Dopo la condanna“ überschriebenen Artikel (29. Dezember) durchblicken, daß er nie das „Crucifige“ gegen Loisy mitgeschrien und lieber die weise Zurückhaltung Leos XIII. fortgesetzt gesehen hätte. Nun aber scheint Pius X. die Zeit ruhigen „Sichorientierens“ für beendet und den Augenblick selbsttätigen Eingreifens für gekommen betrachtet zu haben. Es erschien das Motu proprio gegen die christliche Demokratie, über das unsere katholischen Blätter, die noch kurz zuvor den neuen, dieser jugendfrischen Bewegung günstigen Kurs begrüßt hatten, anfangs nicht wenig verblüfft waren; dann erfolgte Mitte Dezember die Indizierung des Abbé Denis, des Herausgebers der Annales de philosophie chrétienne und acht Tage später wurde der Schlag gegen Loisy geführt. Es verlautet aus ziemlich sicherer Quelle, daß der Papst bis zuletzt von einer Maßregelung wollte abgesehen wissen, und auch Erzbischof Mignot dürfte dahingehende Versicherungen erhalten haben. Aber unter dem Druck der sich mehrenden und immer bedrohlicher klingenden Reklamationen aus einem Teil des französischen Episkopats und der Jesuitenpresse mußte er seinen Standpunkt aufgeben. Und es erfolgte nun gleich eine dreifache Verurteilung des so lange schon gefürchteten Gelehrten, und zugleich mit einer Schärfe, wie wir es seit langem nicht mehr erlebt haben.

Für die Beurteilung der Zensur sind verschiedene Umstände beachtenswert. Zunächst hat Loisy noch einen Leidensgenossen erhalten in dem jungen Pariser Geistlichen Houtin, dessen zwei Schriften: La question biblique chez les catholiques de France au XIXe siècle (Paris, Alph. Picard 1902) und Mes difficultés avec mon évêque (ebenda 1903), gleichzeitig auf den Inder gesetzt wurden. Die erste der beiden Schriften gibt eine überaus wertvolle, rein objektive, dokumentarische Geschichte des offiziell kirchlichen Betriebes der Bibelstudien in Frankreich während des 19. Jahrhunderts, nicht mehr und nicht weniger. Nur waren hin und wieder in das trockene Referat über recht tolle Entgleisungen der kirchlichen Exegese zur Belebung sarkastische Bemerkungen eingestreut; auch gewann das ganze Auftreten Loisys auf dem Hintergrund des hier dargebotenen Tatsachenmaterials mit einemmale in den Augen Fernstehender eine viel höhere, viel prinzipiellere Bedeutung; vor allem aber mochte es kirchlicherseits recht peinlich empfunden worden sein, auf dem wichtigsten Gebiete der kirchlichen Lehre recht merkwürdige und in unserer Gegenwart so ganz unfaßliche Blößen aufgedeckt zu sehen. Die Aufregung über das unbequeme Buch war denn auch weit über Frankreich hinaus nicht gering; aber konnte auch nur ein ernsteres Bedenken außer dem der Inopportunität gegen das Buch geltend gemacht werden, so daß man es hätte begreiflich finden können, wenn Kardinal Richard den Verfasser von seinem Vikarsposten an Ste. Madeleine hinweg geradeswegs auf die Straße setzte? Und noch weniger wird man jetzt das Einschreiten der Inderkongregation dagegen verstehen können. Oder will man damit etwa die Fiktion erwecken, als ob die ans Licht gezogenen Mißstände eigentlich durch Houtin geschaffen worden seien? Vielleicht auch schmeichelt man sich, der so lästigen „Bibelfrage“ in Frankreich ein für allemal durch diese Radikalmaßregel den Garaus machen und so den lieben Frieden in den gestörten Gemütern wieder herstellen zu können.

Was die Verurteilung Loisyscher Schriften angeht, so ist sie ohne nähere Motivierung erfolgt und ganz allgemein gehalten. Nur das Begleitschreiben des Kardinalstaatssekretärs Merry del Val, der auf eigene Rechnung nochmals eine Verurteilung vornimmt, versucht die Gründe der Verurteilung anzugeben. Dasselbe lautet:[2]) Per ordine del Santo Padre devo far conoscere all' Eminenza Vostra le misure che Sua Santità ha deciso di prendere

[1]) Vgl. Allg. Ztg. 1903, Beil. 286, 287 (16. und 17. Dezember).

[2]) Giornale d'Italia 1903, 25. Dezember.

rispetto alle opere del rev. abate Alfredo Loisy. Gli errori gravissimi che rigurgitano in quei volumi riguardano principalmente: La Rivelazione primitiva — L'Autenticità dei fatti e degli insegnamenti evangelici — La Divinità e la Scienza di Cristo — La Risurrezione — La Divina Instituzione della Chiesa — I Sacramenti. Il Santo Padre profondamente addolorato e tristemente preoccupato degli effetti disastrosi che producono, e possono produrre ancora, degli scritti di tale natura, ha voluto sottometterli all' esame del Supremo Tribunale del S. Uffizio. Questo tribunale, dopo matura riflessione e uno studio prolungato, ha formalmente condannato le opere dell' abate Loisy, con un decreto del 16 corr., decreto che il Santo Padre ha pienamente approvato nell' udienza del giorno seguente 17 corr. Sono incaricato di trasmettere all' Eminenza Vostra la copia autentica di questo documento di cui non sfuggirà all' Eminenza Vostra la grave importanza.
Wir haben den ganzen Wortlaut den Lesern zur Kenntnis gebracht, um zu zeigen, auf welche Gründe man eine derart schwerwiegende Zensur aufgebaut hat. Die Begründung ist einfach dem Zensurdekret des Pariser Erzbischofs vom 17. Januar 1903 entnommen.[3]) So wie schon eine Anzahl französischer Bischöfe ihr Verdikt gegen Loisy mit den Gründen des Kardinals Richard gerechtfertigt haben, so glaubte offenbar auch der Inquisitionsgerichtshof der Pflicht jeder weiteren Motivierung enthoben zu sein. Nur wäre es im eigenen Interesse gelegen gewesen, wenn man wenigstens den Schein vermieden hätte, als hätte man lediglich Vorlagen anderer bestätigt. Eine selbständige und neue Begründung des Urteils mußte schon darum erforderlich sein, weil Loisy auf das Einschreiten des Erzbischofs hin im Januar 1903 ausdrücklich sich gegen die wider ihn erhobenen Beschuldigungen verwahrt und die aus seinem Buche herausgelesenen Irrtümer als auf falscher Basis beruhende Auffassungen seiner Gegner bezeichnet hat.[4]) Der Erzbischof hat ihm Gefährdung der christlichen Grunddogmen vorgeworfen; Loisy hat aufs bestimmteste erklärt, daß es ihm nicht einfalle, irgend einen theologischen Lehrsatz zu leugnen oder auch nur zu erschüttern. Ihm sei es lediglich darum zu tun gewesen, auf historisch-kritischem Wege die Dokumente der christlichen Religion und Kirche und die Entwicklung der letzteren zu prüfen und von dieser Seite her den vom Christentum und jedem Glaubensleben längst entfremdeten modernen Menschen die Grundlage der Kirche zu beleuchten. Ausdrücklich war an mehr denn einer Stelle hervorgehoben, daß die Schrift „Evangelium und Kirche" nicht als theologisches Lehrbuch, nicht als eine Apologie des Katholizismus und des traditionellen Dogmas aufgefaßt werden darf. Aber trotz dieser entschiedenen Verwahrung, trotzdem Loisy erklärt hatte, daß für diesen Zweck die Darlegungen in mehr denn einer Hinsicht wesentliche Lücken und Mängel aufweisen würden,[5]) haben übelwollende Kritiker und in ihrem Gefolge die kirchliche Lehrinstanz in Rom die Schrift und ihren Verfasser auf jene Gesichtspunkte festgenagelt.

Loisy hatte seine kritischen Schriften nur für Fachgelehrte geschrieben; für Theologiekandidaten, meinte er selbst, sollten sie nicht bestimmt sein, damit sie daraus ihre Lehren schöpfen sollten. Trotzdem hat der Erzbischof von Paris seine Zensur mit dem Hinweis begründet, daß „Evangelium und Kirche" geeignet sei, den Glauben an die Fundamentalwahrheiten des Christentums bei den Gläubigen ernstlich zu gefährden. Als ob der gewöhnliche Christ überhaupt in Gefahr käme, solche durchaus fachmännische Schriften auch nur zu Gesicht zu bekommen. Aber auch die Persönlichkeiten, die in der Presse über Loisy zu Gericht saßen, zeigten, wie jetzt auch Erzbischof Mignot sehr nachdrücklich hervorhob,[6]) eine völlige Inkompetenz, in solchen Fragen mitzureden, oder aber, wie fast durchweg die Jesuiten, eine solche Voreingenommenheit und Leidenschaftlichkeit, daß jede sachliche Erörterung, ja häufig genug selbst der im literarischen Leben sonst übliche taktvolle Ton von vornherein ausgeschlossen waren.[7]) Es hat sich wieder einmal mit erschreckender Deutlichkeit die gänzliche Unfähigkeit der großen Masse herausgestellt, in solch' schwierigen Geistesproblemen mitzusprechen; wo dann noch Parteileidenschaft hinzukam, da ging die Diskussion ohne weiteres in den Ruf nach dem Scheiterhaufen über. Man lese nur Artikel wie den nach Gayraudschem Rezept „Loisysmus" überschriebenen im Wiener Vaterland (1903, 12. Dez.) oder den Catholicus-Protest der Times (1904, 25. Jan.), um diese Tatsache bestätigt zu sehen. Aber auch von „Freundes"seite geschah genug, um die Oeffentlichkeit, oft ohne die nötigen wissenschaftlichen und theologischen Voraussetzungen, in ganz unzureichender oder unrichtiger Weise aufzuklären. Durch Artikel wie den in der Frankfurter Zeitung (1904, 8. Januar, 2. Morgenbl.) wurden dem Verfasser die bedenklichsten Sätze in den Mund gelegt. Es wurde mangels eines richtigen Verständnisses für Inhalt und Ziel der Ideen Loisys ihm auch von dieser Seite ungefähr dasselbe zugeschrieben, was die Gegner schon gründlich genug festgestellten: religiöser Nihilismus, und dadurch das Urteil weiter Kreise ungünstig beeinflußt.

Wenn die Index- und Inquisitionskongregation den Verfasser verurteilt hat trotz ausdrücklicher Verwahrung, je etwas Aehnliches gelehrt oder behauptet zu haben, was man Verdammenswürdiges in seinen Schriften gefunden haben wollte, so folgte ohne weiteres daraus, daß man seine ganze Methode hat treffen wollen. Nicht Einzelgedanken für sich fand man gefährlich, wohl aber — und das ist die prinzipielle Seite des Falles Loisy — die ganze Basis, auf der seine Schriften aufgebaut sind, die Uebertragung eines Forschungsprinzips, das für alle Wissensgebiete in Geltung ist, der historisch-kritischen Methode auf das Gebiet der Theologie, die Annahme des Evolutionsprinzips auch für den Boden der Heilsgeschichte. Loisy mußte als Bahnbrecher fallen, ähnlich wie Galilei; darum wurde auch die Inquisition gegen ihn mobil gemacht und dem ganzen Verdammungsakt die denkbar schärfste Form gegeben. Wie sollte sich Loisy zu der Maßregelung stellen? Eine bloße Indizierung seiner Schriften konnte als disziplinäre Entscheidung angesehen werden; allzu wählerisch war diese Kongregation ja in der Bereicherung ihrer „schwarzen Liste" nie gewesen, und zu Zeiten ihres größten Eifers wäre ihr jedenfalls auch die heilige Schrift nicht entgangen, wenn diese nicht doch schon etwas zu bejahrt gewesen wäre. Anders aber steht es mit der Verurteilung durch das Sant' Uffizio, die eine viel größere Autorität als Ausfluß der obersten Lehrinstanz der Kirche nächst dem Papste beansprucht. Zwar leben wir nicht mehr in den Verhältnissen, daß der Verurteilte befürchten müßte, sein bescheidenes Heim in Bellevue mit der Engelsburg in Rom vertauschen zu müssen, aber erklären mußte er sich doch unweigerlich zu der Zensur; und von ihm als Priester mußte die Gerichtsinstanz in Rom ohne weiteres eine bedingungslose Unterwerfung erwarten. Weigerte er sich dessen, so mußte er das Los, das auch Döllinger 1871 getroffen hat, hinnehmen. Vielleicht darf zur Würdigung dieser ganzen Situation auf das psychologisch so tief geschöpfte Wort von Kraus über die Zensurierung Rosminis verwiesen werden: „Rosmini hat keine Wahrheit verraten, indem er das Dekret der Kongregation des Index so, wie es einem Katholiken ziemt, in Demut und Ergebung annahm. Er wußte, daß derartige Dekrete durchaus nicht immer einen dogmatischen Irrtum ahnden,

[3]) S. L'Univers 1903. 21. Juni, und Allg. Zeitung 1903, Beilage 286.

[4]) Semaine religieuse du diocèse de Paris 1903, 7. Febr.

[5]) Kirche und Evangelium, S. 2.

[6]) Im Correspondant 1904, Jan. 15. Es ist zu begrüßen, daß das Zwanzigste Jahrhundert (Jan. 31) diese ebenso mutigen wie interessanten Aeußerungen des geistvollen französischen Prälaten im ganzen Wortlaut deutsch seinen Lesern zur Kenntnis bringt.

[7]) Bezeichnend für die sinn- und maßlose Verfolgungssucht gewisser Kreise ist die Anrempelung, die Prof. Schanz in La Vérité française vom 21. Jan. 1904 zuteil wurde wegen seines durchaus wissenschaftlichen und objektiven Berichtes über Loisys Wirksamkeit in der Liter. Beilage Nr. 2, 1904 der Köln. Volksztg. Der Tübinger Gelehrte wird hier abgekanzelt, weil er für Loisys glänzende Fähigkeiten und die unbestreitbar schönen Partien seines „Evangelium und Kirche" noch ein Wort des Lobes übrig hatte.

sondern oft rein disziplinärer Natur sind und der an höchster kirchlicher Stelle für momentan unangezeigt erachteten Einwirkung einer Schrift auf die öffentliche Meinung entgegenzutreten beabsichtigen. Der Priester, indem er sich einer solchen Entscheidung unterwirft, tut nichts anderes als der Offizier, der sein Privaturteil demjenigen seines Chefs im Felde unterwirft."[8]) An diesem Punkte scheiden sich in der Tat die Wege des Katholiken von denen Andersgläubiger; die auf ihre übernatürliche Mission sich stützende Autorität und die Vernunftautorität des Individuums stehen sich gegenüber. Und wenn es auch tausendmal im Innern des gläubigen Katholiken ruft: E pur' si muove, ohne Zögern soll ein Lebenswerk zertrümmert und die Wurzel literarischen Schaffens abgeschnitten werden, denn in Fällen wie im vorliegenden, wo nicht ein einzelner Satz, sondern gleich eine ganze Methode, die ganze Grundlage verworfen wird, kommt die Verpflichtung zur unbedingten Unterwerfung einer Exstirpation der geistigen Schaffenskraft gleich. Die Opfer, die solche Unterwerfung fordert, sind fast übermenschlich; nur ein unbedingt an die göttliche Mission der Kirche Glaubender wird sie bringen können.

Loisy hatte zunächst in den ersten Januartagen in einer kurzen Empfangsanzeige dem Erzbischof von Paris gedankt für die diskrete und schonende Art, mit der dieser das Inquisitionsdekret dem Klerus der Pariser Diözese zur Kenntnis gebracht hat. Dieses einfache accusé de reception wurde alsbald in der Semaine religieuse du diocèse de Paris als Zeichen völliger Unterwerfung interpretiert — eine Auffassung, die rasch die Runde durch die Presse machte, zum Teil in Form eines heftigen Kommentars, den der Siècle dem neuesten „Umfall" gewidmet hat.[9]) Schon anläßlich der erzbischöflichen Zensur hatte die Semaine religieuse von Paris im Februar 1903 in dem Gemaßregelten einen reuigen Sünder begrüßt, trotzdem das kurze Billet, aus dem dieser Gesinnungswechsel geschlossen wurde, nichts weniger als einer Retractatio gleich sah. Es dient jedenfalls zur Charakterisierung der Situation, daß das offizielle Organ der Pariser Erzdiözese jede Aeußerung, gleichgültig wessen Inhalts, als frohe Botschaft eines Widerrufs dem Pariser Klerus vermeldet. Im gegenwärtigen Fall hatte übrigens Loisy einer solch mißbräuchlichen Auslegung seiner Schriftstücke schon vorgebeugt durch die Mitteilungen, die er einem Korrespondenten des Temps (31. Dezember 1903) gegenüber machte. Er hatte von Anfang an die Situation klar und ruhig überschaut und ohne jedes Schwanken die Erklärung, die er nach Rom zu geben hatte und die seiner christlichen und priesterlichen Gewissenspflicht wie auch seiner Stellung als Gelehrter gerecht wurde, festgestellt. Am 12. Januar schrieb er dem Kardinalstaatssekretär u. a.: „Je reçois avec respect la condamnation et condamne moi-même dans mes livres ce qui peut s'y trouver de répréhensible; mais je reserve le droit de ma conscience et mes opinions d'historien, imparfaites sans doute, nul ne le sait mieux que moi, mais seule forme sous laquelle je puisse me représenter l'histoire de la Bible et celle de la religion." Am 21. Januar war die Meldung zu lesen, daß die Inquisitionskongregation diese bedingte Unterwerfungserklärung zurückgewiesen hätte; am Tage vorher hatte schon der Kardinal Richard Loisy die eingetroffene Antwort mitgeteilt und von ihm gleichzeitig 1. einen bestimmten, klaren und bedingungslosen Widerruf, 2. Verwerfung seiner Methode, 3. Zurückziehung seiner Bücher, 4. Einstellung seiner Vorlesungen an der Sorbonne, 5. das Versprechen verlangt, nichts mehr ohne vorher eingeholte kirchliche Approbation zu publizieren.[10]) Ob man dem Gelehrten nicht auch nahegelegt hat, in die Seine zu springen, wissen wir nicht. Im übrigen war ja diese moralische Selbstexekution schon hinreichend genug. In ihrer erfrischenden Deutlichkeit und Offenheit bildet diese neue Forderung eine sehr interessante Ergänzung des Zensurdekretes. Man konnte hoffen, daß mit der Erklärung Loisys der Fall beendet sei, um so mehr als sich letzterer dahin ausgesprochen hatte, nur auf rein wissenschaftlichem Gebiet, mit Ausschluß aller aktuellen Fragen, zunächst sich zu betätigen; um so mehr auch, als von Rom aus, wie bestimmt verlautet, an die katholische Presse Italiens, Frankreichs und Englands die Weisung ergangen war, die ganze Affäre totzuschweigen, und die katholischen Blätter für die nächste Zeit mit dem Muto proprio über Kirchenmusik und der Ansicht des heiligen Vaters über die Dekolletage der Damen ohnehin beschäftigt genug waren. Man konnte auch noch mit einigem Rechte dem Falle bloß persönliche Bedeutung zuschreiben. Nach dieser neuesten Wendung, die die Sache genommen hat, ist diese Illusion nicht mehr am Platze. Es ist wieder ein neuer Angriff gegen die historisch-kritische Methode gemacht worden; der geschichtsfeindliche Geist, der die ganze Entwicklung des kirchlichen Lebens mit ihrer ungeheuren Elastizität und ihrem reichen Inhalt auf die starre Schablone des Dogmatizismus festschrauben möchte, hat hier wieder einmal deutlich genug verraten, was man sich unter Wissenschaft vorstellt. Und es scheint in der Tat, daß man es mit diesem ersten Opfer nicht bewenden lassen wolle. Der in dieser Frage sehr gut informierte Berichterstatter des Temps (28. Januar) deutet an, daß auch P. Lagrange und Erzbischof Mignot wegen der oben schon erwähnten Studie „Critique et tradition" aufs Korn genommen werden sollen. Es ist doch immer das gleiche Ceterum censeo, historiam esse delendam. Bald erklingt es in diesem derben Ton einer Zensur, bald in bloßen Mollakkorden „christlichen Mitleids" mit den verirrten Schäfchen, das ja auch P. Grisar und P. Delehaye zu verkosten bekamen, als wegen ihrer gottlosen Kritik an der Loreto-, Kolosseumslegende und anderen fruchtbringenden frommen Geschichten zum öffentlichen Gebet für sie aufgefordert wurde. In der Praxis begegnet man dieser geschichtsfeindlichen, dogmatisch zugeschnittenen Geschichtskonstruktion auf Schritt und Tritt. Man sehe sich beispielshalber nur die Gerarchia Cattolica für 1904 an, in der die Papstliste nach Duchesne gegeben wird; wo bei Gegenpäpsten die Rechtmäßigkeitsfrage auftritt, wird der kompetente Historiker preisgegeben, weil er jene Frage bloß nach geschichtlichen Kriterien entschieden habe, wogegen die Redaktion der Gerarchia für ihren Zweck sich auf kanonische und theologische Kriterien beruft.

Schon Professor Schanz hatte in der oben angezogenen Studie über Loisy[11]) in diskretester Form die verhängnisvolle Wirkung dieses geschichtswidrigen Geistes signalisiert. In viel bestimmterer und prinzipiellerer Fassung geschieht das in den „Lettres Romaines", die soeben ein Anonymus in den trefflichen „Annales de philosophie chrétienne" (1904, Januar, S. 349—359) zu publizieren begonnen hat. „Allem Anschein nach," heißt es hier, „wird diese Verurteilung weder Licht noch Frieden den Seelen bringen, die Loisys Werk gut, nützlich und tröstlich für sich selbst gefunden haben". Weiterhin wird die durch das Aufkommen der Geschichtskritik auf theologischem Gebiet geschaffene Lage beleuchtet; ihre Bedeutung und Notwendigkeit für die Theologie, aber auch die ihr von den Theologen geschaffenen Schwierigkeiten hervorgehoben und zuletzt die Anwendbarkeit dieser Methode auf das Bibelstudium und die Notwendigkeit einer solchen Anwendung in klarer und überzeugender Weise dargelegt. „Was die Theologie braucht, das ist die geschichtliche Wirklichkeit. Ja es ist von höchstem Interesse, daß diese Wirklichkeit uns vollständig und unverfälscht gegeben wird. Wie es töricht von seiten der Philosophie wäre, selbst sich die Welt zurechtlegen oder die von der Wissenschaft darin entdeckte Anordnung beeinflussen zu wollen, ebenso töricht wäre es von der Theologie, den Aufbau der Geschichte bestimmen zu wollen; vielmehr muß sie ihn einfach hinnehmen."

Speziell für den Fall Loisy, aber noch vor Eintritt der neuesten Wendung, zugeschnitten sind die warmen

8) Kraus: Antonio Rosmini. Deutsche Rundschau LV (1888), 236 und Essays I.

9) Abgedruckt in Frankf. Ztg. 1904, 13. Jan., 2. Morgenblatt.

10) Mitgeteilt im Temps 1904, 28. Jan.

11) Literar. Beilage der Köln. Volksztg. 1904 Nr. 2 und 4.

und verständigen Freundesworte des Bibelkritikers Fr. v. Hügel.[12]) Diese Ausführungen, geschrieben, um Oel in die erregten Fluten zu gießen, von einem ebenso überzeugten Katholiken wie treuen Freunde Loisys, verdienen ob ihrer treffenden Charakterisierung der Lage auch bei uns bekannt zu werden. Es sei uns darum zur Beschließung unseres Ueberblickes über die Affäre Loisy ein kurzer Auszug gestattet. „Ich sehe," sagt v. Hügel, „in der Verurteilung zunächst einen Schutz für die große Majorität unter uns, die, im höchsten Grade unvorbereitet für diese Methode und ihre mehr oder weniger gesicherten Schlüsse, . . . durch eine solch weitgehende Spekulation und solch kühne Angriffe auf die katholische Geschichtskonstruktion, wie sie in den zwei jüngsten Schriften (Loisys) enthalten waren, in Verwirrung gebracht worden sind oder werden konnten. . . . Wenn wir aber gerecht sein wollen gegen des Verfassers Wirken, so müssen wir beachten, daß er sicherlich nicht für diese Klasse geschrieben hat, vielmehr für andere, die seit der Renaissance leider in weitem und wachsendem Maße der Kirche sich entfremdet haben. Solchen Menschen aus den gebildeten und liberalen Berufsklassen konnte aber die Kirche nicht predigen; in dieser nicht an die fromme Kritik, sondern an die zersetzende Skepsis gewöhnten Welt hat Loisys Werk — dafür stehen mir dokumentarische Beweise genug zu Gebote — in geistiger Hinsicht viel und bleibend Gutes geschaffen." Weiterhin zeigt v. Hügel an den Beispielen der Bekämpfung und des endlichen Sieges des Aristotelismus im 12. und 13. Jarhundert, der leidenschaftlichen Verteidigung der Authenticität der areopagitischen Schriften und der nicht weniger heftigen Bekämpfung des Kopernikanismus, wie geringfügig im Grunde genommen und im Lichte solch großer historischer Parallelen die vorliegende Zensurierung ist. Die davon betroffene Methode ist ein wissenschaftliches Prinzip, dem sich heute umsonst selbst die Gegner zu erwehren suchen. „Ihm sich zu entziehen, ist nur möglich um den Preis einer völligen Geistesverödung und eines zersetzenden, wenn auch nur stillen Skeptizismus." Gegen letztere Folgen führt der Verfasser drei notwendige Heilmittel an: Arbeit, Aufrichtigkeit und Selbstverleugnung. Was er über jeden dieser drei Punkte sagt, müßte allwöchentlich den Theologiestudierenden dringend zur Betrachtung empfohlen werden. „Bringe unter denen, die mit großen Gaben des Glaubens und latenten Kräften des Denkens und Forschens ausgestattet sind, entweder jede Geistestätigkeit systematisch zur Entmutigung oder leite sie zurück in die rein repetitorisch-archäologischen Kanäle, und der Mensch, dazu geschaffen, sein Brot im Schweiße seines Angesichts zu essen und allezeit für sich die Wahrheit neu zu erwerben und aufzubauen, selbst auf die Gefahr des Irrtums hin, wird bald geistig leer werden und einschrumpfen mit der schrecklichen Qual einer unfruchtbaren Kontraktion in seinem ganzen Innern. Seine niedere Natur wird dann ebenso leicht vorherrschen, als wenn sie den kostbaren Anker und das einzige Glaubensmotiv verloren hätte. . . . Und weiter ist hier jene Königin der geistigen Tugenden erforderlich, vollkommene Geistesaufrichtigkeit, die sicherlich eine Art fruchtbare Seelenvirginität darstellt. Ich habe lange die Wahrheit direkt durch die Rechtgläubigkeit zu erreichen gesucht und ich fühle recht wohl, daß dieser Weg für viele der einzig richtige ist. Aber bei mir selbst habe ich gefunden, daß ich in Gefahr war, Wahrheit wie Rechtgläubigkeit zu verlieren und damit die ganze Quelle der Fruchtbarkeit. Seitdem ich aber durch heiligmäßige Seelenführer belehrt worden bin, die Rechtgläubigkeit durch stets wachsende, stets qualvolle Geistesehrlichkeit voll Selbstverleugnung aufzusuchen und froh gewillt zu sein, daß die Majorität, ohne Zweifel viel besser als ich und mit anderen Empfindlichkeiten als die meinigen ausgestattet, wenigstens ganz einfach mit mir sich verträgt, habe ich innere Festigung und freudige Liebe zur katholischen Kirche gefunden. Schließlich steht ja vor uns das immer fruchtbare Kreuz unseres Meisters und Erlösers. Ich glaube, daß nur der unter allen, die lebhaft mitwirken und männlich den Ereignissen und widerstreitsvollen Ansprüchen unserer trüben Uebergangszeiten gegenüberstehen, den Glauben bewahren wird, der so tief gelernt hat und so allgemein anwendet die Lehre des Gekreuzigten, instinktiv entgegenzutreten und zu mißtrauen jedem Begriff und jeder Praxis von Leben oder Wissen, die nicht viel Reibung, Gegensätze, Geheimnis und Sorgen in sich schließen." Von diesem sublimen Standpunkt aus betrachtet v. Hügel auch die unerfreuliche Tatsache der Gegenwart; er zweifelt nicht, daß das kühne, bahnbrechende Wirken des französischen Gelehrten, wenn auch im Augenblick niedergetreten, doch sich mit der elementaren inneren Kraft der Wahrheit und Lebensfülle wieder erheben und auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften noch viel Früchte bringen wird, ähnlich wie es mit Pascals, Fénelons, Mabillons, Newmans und so vieler anderen einst gleichfalls geschmähter Tätigkeit ergangen ist. Noch weiter geht ein Gelehrter, der eine sehr beachtenswerte Artikelserie in den Times[13]) in die Sätze ausklingen läßt: „Wir glauben, daß das Resultat dieser Verurteilung genau das Gegenteil von dem, was beabsichtigt wurde, sein wird. Sie wird Loisys Ansichten nur noch weiter verbreiten und viele im Festhalten gerade der am wenigsten sicheren Aufstellungen bestärken. Wenn der hl. Stuhl Klugheit und Mäßigung zeigt, so wird er Zeit finden, seine Ansichten von neuem und liebevoller zu betrachten, unter Beiseitelassung alles Hastigen und schlecht Ueberlegten." Loisy selbst wird, wie wir aus allernächster Quelle wissen, zunächst eine Denkschrift an den hl. Vater selbst richten; ob er genötigt ist, einen offenen Brief an den Kardinalstaatssekretär zu veröffentlichen, wovon das Giornale d'Italia (30. Januar) spricht, wird wesentlich von der Wirkung dieses Schrittes abhängen.[14])

[12]) „The case of the Abbé Loisy" im The Pilot 1904, 9. Jan.

[13]) „The Vatican and the Abbé Loisy." Litterary Supplement of The Times Nr. 105—107, 15., 22., 29. Januar.

[14]) Bemerkt sei, daß die deutsche bei Kirchheim, München, erschienene Uebersetzung von „L'Eglise et l'Evangile" nicht unter die Zensur fällt; wollte man auch die deutsche Ausgabe treffen, dann mußte sie ausdrücklich genannt werden.

Auf Fort Alexander I.

Zur Erinnerung an Dr. Wladislav Wyzniekiewicz †.

Von Prof. Martin Hahn (München).

Es war eigentlich eine traurige Veranlassung, die mich im Sommer 1902 nach zehnjähriger Abwesenheit wieder einmal nach der russischen Residenzstadt führte: ich sollte den Nekrolog meines verstorbenen Lehrers Marcel v. Nencki schreiben, des geistvollen physiologischen Chemikers und Bakteriologen, dessen Ideenreichtum freilich dem großen Publikum wenig bekannt geworden ist, aber um so mehr von seinen Fachgenossen geschätzt wird. Die Vorarbeiten, die für diesen Zweck an der Stätte seiner einstigen Wirksamkeit, im kaiserlichen Institute für experimentelle Medizin zu St. Petersburg, notwendig waren, brachten mich u. a. mit Dr. Wyzniekiewicz zusammen, dem Leiter der Peststation auf Fort Alexander I. bei Kronstadt, der vor kurzem einer Pestinfektion bei seinen Laboratoriumsarbeiten zum Opfer gefallen ist. Gerne folgte ich seiner Einladung, die Station zu besichtigen, die eine der Schöpfungen des Prinzen Alexander Petrowitsch von Oldenburg darstellt. In Deutschland ist man wenig vertraut mit der segensreichen Wirksamkeit, welche der russische Zweig eines deutschen Fürstenhauses nun schon seit beinahe 100 Jahren und in der dritten Generation in Rußland, vornehmlich in St. Petersburg, entfaltet. Während sein Vater hauptsächlich auf dem Gebiete der Krankenpflege und Jugenderziehung tätig war — zwei der größten Institute, das Kinderspital und die Rechtsschule, verdanken seiner Initiative ihre Entstehung —, hat Prinz Alexander, nachdem er längere Zeit hervorragende Stellungen im

Militärdienste bekleidet hatte, seine Arbeitskraft in erster Linie der Pflege der wissenschaftlichen Medizin und Hygiene gewidmet. So entstand unter seiner Aegide das kaiserliche Institut für experimentelle Medizin, das, noch großartiger angelegt als das Institut Pasteur in Paris und das Kochsche Institut in Berlin, auf einem riesigen Terrain in stattlichen Gebäuden die zahlreichen Einzelabteilungen enthält, die sich größtenteils das Studium der Infektionskrankheiten von verschiedenen Gesichtspunkten aus zur Aufgabe gemacht haben. Wer die energische Persönlichkeit und die umfassende Tätigkeit Alexanders von Oldenburg einmal kennen gelernt hat, wird es begreiflich finden, daß man ihn immer wieder an die Spitze rief, wenn es galt, den Kampf gegen Epidemien aufzunehmen. 1892 hatte er uns in den Kampf gegen die Cholera geführt, später hatte er Nencki und seine Mitarbeiter zur Bekämpfung der Rinderpest hinausgesandt. In den letzten Jahren heißt seine Kriegsparole: gegen Tuberkulose, Alkohol und die asiatische Menschenpest. Im Kaukasus hat er ein großes Sanatorium gebaut, in dem Lungenleidende Erholung finden sollen, und das er, eigener schwerer Leiden ungeachtet, ständig mit seiner Fürsorge umgibt; in St. Petersburg ist auf seine Initiative und auf Kosten der Alkoholmonopolverwaltung ein großartiges alkoholfreies Volksheim entstanden, das Theater-, Konzert-, Restaurationsräume und eine Volksbibliothek enthält, ein Bau, bei dessen Konstruktion vor allem den Anforderungen der Feuersicherheit Rechnung getragen wurde. Und für die Bekämpfung der Pest wurde auf Betreiben des Prinzen das Fort Alexander I. als Laboratorium eingerichtet, dessen isolierte Lage ihm nach den Vorkommnissen in Wien ganz besonders für diesen Zweck geeignet schien. Es war nicht leicht, für den verantwortungs- und entsagungsvollen Posten eines Direktors dieser Abteilung eine geeignete Persönlichkeit zu finden. Man einigte sich schließlich auf Dr. Wyzniekiewicz, der sich bei der Erforschung der Rinderpest unter Nencki und Nadine Sieber die ersten wissenschaftlichen Verdienste erworben hatte. Die Wahl war in der Tat eine glückliche: der junge Gelehrte mit den sympathischen Zügen, den etwas träumerischen Augen, vereinigte in sich wissenschaftliche Tüchtigkeit, Energie und die ruhige Liebenswürdigkeit, die ihn gerade für den ständigen Verkehr mit seinen Kollegen auf einem so isolierten Posten besonders geeignet erscheinen ließen.

An einem der regnerischsten Morgen des regenreichen Sommers 1902 war es, als wir an der Nikolaibrücke in St. Petersburg den Dampfer bestiegen. Trotz Windes glitten wir sanft nach Kronstadt dahin. Aber dort erwartete uns Sturm und Graus in Gestalt eines kleinen Regierungs-Bugsierdampfers, der uns nach Fort Alexander bringen sollte. Sturzwelle über Sturzwelle überschüttete uns, und die zehn Minuten lange Fahrt genügte, um uns völlig zu durchnässen. Lachend versicherten uns die Herren des Pesthauses, die uns in Kronstadt erwartet hatten, daß der Empfang nicht immer, aber doch häufig so unfreundlich sei, und daß dieser kleine Bugsierer, wohl als schlechtester für die Pestleute ausgewählt, doch bei ihnen als einziges Kommunikationsmittel mit der Außenwelt sich großer Beliebtheit erfreue. Näher und näher rückte Fort Alexander, das auf Betonschüttung vor ca. 50 Jahren im Meere erbaut wurde, jetzt aber als nicht mehr zweckentsprechend desarmiert ist. Am Landungsplatze natürlich ein Gendarm — ohne den in Deutschland kein öffentliches Vergnügen, in Rußland aber auch keine Arbeit denkbar ist.

Unwillkürlich wird die Erinnerung an das Pestlaboratorium in Parel bei Bombay wach. Ein starker Kontrast zwischen der alten Sommerresidenz indischer Granden im sonnigen Süden, am schattigen Palmenhain gelegen, mit seinen luftigen, breiten Vorhallen, Treppen und Fluren, seinen lichtdurchfluteten Räumen und dieser düsteren Festung, hoch im Norden, allseitig vom Meer umtost, mit ihren Schießscharten, ihren steilen, dunklen Treppen, ihren finsteren Gemächern, die trotz allen Richtens und Umbauens den kasemattenartigen Charakter nicht verloren haben. Dort die weißgekleideten, schlanken, dunkelfarbigen Diener, die so lautlos hin und her zu huschen verstehen, und hier die grau uniformierten strammen Gestalten, ehemalige Angehörige der russischen Garde, unter ihnen noch ein paar, die mich als alten Bekannten vom Cholerajahre 1892 begrüßen. Eine finstere Treppe führt uns zunächst in die Wohnabteilung, die Bibliothek, die in großer Vollständigkeit die wichtigen medizinischen Zeitschriften aller Kulturländer enthält, auch einige seltenere alte Werke über die Pest. Dann geht es ins Eßzimmer; hier werden wir zunächst mit den Regeln des Hauses bekannt gemacht. Sie stimmen zur düsteren Umgebung; sie haben einen beinahe asketischen Charakter, ja, sie sind strenger als die Regeln der alten Mönchsklöster: hier heißt es nicht nur kein Weib — die Kolleginnen von der Fakultät natürlich ausgenommen — sondern auch keinen Wein. Ob auch kein Gesang, das erscheint mir zweifelhaft: denn unter den jüngeren Aerzten sind einige, die den Eindruck erwecken, als ob ihnen die schwermütigen Weisen der russischen Steppe leicht von den Lippen flössen. Nur alle acht Tage einmal öffnen sich die Pforten, um den Jünger der Wissenschaft in den Strudel der St. Petersburger Vergnügungen hinaus zu lassen — selbstverständlich nach vorangegangener Desinfektion. Eine große Straffasse ziert den Tisch, und Dr. Wiezniekiewicz erläutert liebenswürdig, wie und wofür er seine Untergebenen straft — nicht mit Kasteiungen und Gebeten, wie ein echter Abt, sondern mit 20-Kopeken-Stücken. Ein Frühstück mit Sakuska, aber eine Sakuska (Vorspeise) ohne Schnaps — was in Rußland ein abstinenter Prinz nicht alles durchsetzen kann! Nach dem Mahle geht es endlich in die Laboratorien. Die Wanderung ist etwas beschwerlich: denn alle Stiegen und Korridore sind dunkel und das Gehen in den hohen Gummischuhen, die wir zur Vorsicht anlegen und ab und zu in Sublimat abspülen müssen, ist nicht gerade bequem. Alles blitzt und blinkt von Sauberkeit — es ist beinahe zu sauber für ein Laboratorium, in dem gearbeitet wird —, aber selbst um die Sauberkeit zu erkennen, muß man die elektrische Beleuchtung in Tätigkeit setzen. Hervorragend ist die Sammlung von pathologisch-anatomischen Präparaten der Pest, die von infizierten Menschen und Tieren stammen. Alle Hilfsmittel der Konservierungs- und Präparationstechnik sind angewandt, um dem Beschauer ein farbenfrisches und Belehrung gewährendes Präparat zu sichern. Durchschnitte durch ganze infizierte Tierkadaver, auch von Affen, stellen geradezu Wunder der Präparationskunst dar. Aeußerst praktisch ist die Zubereitung der großen Bouillonmengen, die für die Herstellung der Haffkineschen Pestvaccine (abgetötete Bouillonkulturen des Pestbazillus, die zu Schutzimpfungen von Menschen verwendet werden und auch zur Immunisierung von Pferden dienen, welche Pestserum liefern sollen) benötigt werden: man kocht die Bouillon in riesigen, dampfgeheizten Kesseln, wie sie in Krankenhäusern zur Herstellung der Suppen verwandt werden. Abgesehen von allen anderen Schutzvorrichtungen für die Arbeitenden, Aerzte und Diener, ist die Vorsorge getroffen, daß die umhüllten infizierten Tierkadaver direkt durch einen Schacht in den Verbrennungsofen, der im Souterrain aufgestellt ist, befördert werden können. Der Tierstall ist vor allem hervorragend durch die Reichhaltigkeit des Tiermaterials, sogar Affen sind vorhanden, auch ein Kamel, das Pestserum liefern soll, für welchen Zweck auch 15 Pferde bestimmt sind. Auf diese Weise will man von dem einen Institut aus im Falle der Pestgefahr das ganze Reich mit Haffkineschem Schutzimpfungsstoff, den eben erwähnten abgetöteten Kulturen, und mit Pestserum, namentlich in Fällen von bereits ausgebrochenen Pesterkrankungen, versehen. Auch eine Abteilung für Aerzte und Diener, die an Pest erkranken, ist vorgesehen. Damals war sie noch unberührt, und heute hat der Mann, der vor 1½ Jahren mit mir die düsteren Krankenräume durchwanderte, bei deren Anblick allerdings ein leichtes Gruseln auch den Abgehärteten befallen konnte, sein Leben darin ausgehaucht! Unisono hatten wir dem Wunsch Ausdruck gegeben, diese Zimmer möchten nie benutzt werden — es ist anders gekommen. Ich wenigstens sollte den liebens-

würdigen Kollegen, der uns über das nunmehr friedliche Meer im herrlichen Abendsonnenschein auf dem Dampfer nach Kronstadt zurückgeleitete, nie wiedersehen. Wir schieden von Dr. Wyznickiewicz und den anderen Aerzten in dem Gedanken, daß ein gutes Stück Forscherdrang und Forschermut, vor allem aber eine große Entsagungsfähigkeit dazu gehört, sich in diesem düsteren Hause auf Jahre hinaus heimisch zu machen. Der herrliche Wissensdrang und Idealismus, die zu den Reichtümern der russischen Jugend gehören, leider in späteren Lebensjahren dem „Festangestellten" nur zu oft verloren gehen, trat auch hier bei diesen Bewohnern des Pesthauses auf der einsamen Meeresinsel in Erscheinung: wie tief muß man es beklagen, daß gerade der Mann, von dem man mit vollem Rechte erwarten konnte, daß er auch über die Jugendjahre hinaus diese Eigenschaften sich bewahren würde, so früh der Wissenschaft zum Opfer gefallen ist!

Bücher und Zeitschriften.

Vischers Shakespeare-Vorträge, deren erste drei hier seinerzeit ausführlich besprochen wurden (Beilage 183 und 184, 1901), bringen im vierten Bande eine allgemeine Einleitung über die historisch-politischen Tragödien, sodann eingehende Analysen von König Johann, Richard II., Heinrich IV. und Heinrich V. Schön setzt Vischer auseinander, wie Shakespeare ein bürgerliches Schauspiel überhaupt nicht kennt, wie selbst im Hamlet, in Romeo und Julie, im Othello und Lear immer ein blutroter politischer Hintergrund der dramatischen Aktion Gewalt und Wucht verleiht. Ausgezeichnet wird die spezielle Welt der Königsdramen beschrieben; der kernige Schwabe Vischer hat hierfür so recht die ungestüme und leidenschaftliche Kraft der Sprache: „Eine Welt, die, namentlich gegenüber der antiken, nordisch rauh, barbarisch wild ist, empfängt uns hier. Man darf in ihr keine weichen Nerven haben. Diese Männer sind in Stahl gepanzert. Es sind nordische Bären; oder, um glimpflich zu reden, es ist als ob die alten, unerbittlichen Nibelungenrecken in ihnen auferstehen. Die Weiber fluchen, kratzen, beißen, spucken ins Gesicht, geben Ohrfeigen. Aber man hat keine Zeit, sich zu stoßen an solchem Aergernis; es ist alles zu groß, alles zu erhaben furchtbar." Die Analysen der einzelnen Dramen sind eine schwer zu übertreffende Einführung. Wie die früheren Bände, sei auch dieser besonders den Schüler- und Lehrerbibliotheken höherer Schulen angelegentlich empfohlen. Die Ausstattung, die der Cottasche Verlag dem Bande gab, ist gediegen.

Dr. Jos. Hofmiller.

Johann Hinrich Wichern, der Vater der Inneren Mission. Von Otto Schnizer. Calw und Stuttgart 1904, Vereinsbuchhandlung.

Wicherns Leben, sein Wirken und seine ganze hervorragende Persönlichkeit, mit der ein neuer Abschnitt für die innere Geschichte der evangelischen Kirche beginnt, ist zwar wiederholt, am eingehendsten und gründlichsten von Fr. Oldenberg, geschildert worden. Doch hat der Herausgeber obiger Schrift recht, wenn er sagt, daß derartige umfangreiche Werke wie das Oldenbergsche eben doch nur einen beschränkten Leserkreis haben. Seither werden auch Wicherns gesamte Schriften in 6 Bänden, von denen 3 bis jetzt erschienen sind, veröffentlicht, und hat der Verfasser aus der Agentur des Rauhen Hauses noch eine Fülle weiteren Materials erhalten. So durfte er es wohl wagen, durch diese Schrift, die in edler, populärer Sprache und hübscher Darstellungsgabe geschrieben ist, das deutsche Volk mit Wichern und seinem rastlosen Wirken auf so manchen Gebieten der inneren Mission näher bekannt zu machen. Er schildert uns zuerst seinen Lebensgang, die Universitätszeit, die erste Amtstätigkeit, die Gründung und Erweiterung der Anstalt des Rauhen Hauses, seine verschiedenen Reisen bis zum Jahre 1847, und seine Tätigkeit im tief einschneidenden Revolutionsjahr 1848. Der Wittenberger Kirchentag bildet den Höhepunkt in seinem Leben, mit der Bildung des Zentralausschusses der inneren Mission. Besonders instruktiv für ihn war auch die spätere Reise nach England und ein nächtlicher Gang durch Londons Lasterhöhlen. Dort lernte er auch Lord Shaftesbury näher kennen. Seine Tätigkeit für die Gefängnisse, mit deren Revision er in Preußen beauftragt war, und in denen er oft wahrhaft grausige Zustände entdeckte, war damals besonders verdienstvoll. Auch Wichern erschien ein engerer Zusammenschluß der evangelischen Landeskirchen, auf den unsere Zeit hinarbeitet, als sehr notwendig und die Eisenacher Kirchenkonferenz nahm einen betreffenden Beschluß des Zentralausschusses für innere Mission, allerdings ohne weitere Wirkung, damals mit lebhafter Teilnahme an. Seine Berufung in den preußischen Staatsdienst als Oberkonsistorialrat und Mitglied des evangelischen Kirchenrates im Jahre 1857 brachte für ihn manche neue Aufgaben. Vor allem war das in den Kriegsjahren 1866 und 1870/71 der Fall. 360 seiner Diakonen wurden in letzterem Kriege in 15 militärisch organisierten Kolonnen ausgesandt. Wichern selbst verlor seinen im Loirefeldzug schwer verwundeten Sohn Louis am 3. Januar 1871. Der tragische Lebensabend dieses Mannes mit seiner schweren siebenjährigen Leidenszeit schloß das edle, reich bewegte, aufopferungsfreudige Wirken ab. Als er am 7. April 1881 starb, da eilten die Freunde von Nah und Fern, von England und Nordamerika an sein Grab und Karl Gerok besang ihn beim 50jährigen Jubiläum des Rauhen Hauses im Jahre 1883 mit einem prächtigen Gedicht. Wir wünschen dem hübschen Buche gerne weite Verbreitung.

L.

Allgemeine Rundschau.

Die Palästinareise des Dr. Thiersch.

Vor den zahlreich erschienenen Mitgliedern der Münchener Anthropologischen, Geographischen und Orientalischen Gesellschaft sprach am 11. Februar der Münchener Archäologe Dr. Hermann Thiersch über seine im Auftrage der Orientgesellschaft unternommene Rekognoszierungsfahrt nach Palästina, über deren wissenschaftliche Resultate und im Jahre vorher daselbst gemachten Entdeckungen er bereits in der Winckelmannsitzung der Archäologischen Gesellschaft in Berlin (siehe Wochenschrift für klassische Phil. vom 6. Februar 1904 und den eben erschienenen Anzeiger des kais. deutschen archäolog. Instituts) teilweise berichtet hatte, während er in der Versammlung der Deutschen Orient-Gesellschaft vom 21. Januar in Gegenwart des Kaisers seine ganze Palästinafahrt mit ihren Eindrücken und Ausblicken geschildert hatte. Auch im Festsaale des Münchener Künstlerhauses begann Dr. Thiersch mit einem allgemeinen Rückblick auf das, was die Palästinaforschung bis jetzt geleistet hat. An der Spitze der Erforschung des heiligen Landes stehen die Arbeiten des englischen Palestine Exploration Fund; was dieser in Palästina neuerdings gefördert hat, ist für die Leser der Beilage zur Allgemeinen Zeitung nichts Neues. Der Schreiber dieses Berichtes hat es sich seit einem halben Jahrzehnt zur Aufgabe gemacht, das Wichtige und Interessante aus den Quarterly Statements des P. E. F. und aus den in der Society of biblical Archaeology gehaltenen Vorträgen jeweils an dieser Stelle wiederzugeben. Der „Deutsche Verein zur Erforschung Palästinas" hat mit beschränkten Mitteln in zwanzig Jahren nur wenig zuwege bringen können. Größere Resultate erzielte die seit 13 Jahren bestehende französische „Ecole pratique d'études Bibliques" im Dominikanerkloster Sanct Stephanus in Jerusalem, und auch die Russen und Amerikaner haben am Palästinensischen Wettbewerb Teil. Jetzt aber ist das „Deutsche evangelische Institut für Altertumsforschung des heiligen Landes zu Jerusalem" am Werke; seine eigenen Mittel und die Mitarbeit der deutschen Orientgesellschaft stellen die deutsche Palästinaerforschung neben die englische in den Vordergrund und man braucht bloß den eben erschienenen Bericht der Dominikaner in der Revue biblique Internationale vom 1. Januar zu lesen, um aus den wehmütigen Worten des Franzosen P. Vincent zu ersehen, welche Früchte die letzte Kaiserreise nach dem Orient

für die deutsche archäologische Wissenschaft im heiligen Lande bringen mag. — Die Rekognoszierungsreise, die Dr. Thiersch mit seinem theologischen Freunde Dr. Hölscher aus Leipzig durch Palästina machte, führte darum absichtlich nicht die üblichen betretenen Pilgerpfade. Kreuz und quer zogen die mutigen Forscher in anstrengenden Ritten durch das Land, um Stätten zu finden, wo der Spaten unerhobene Schätze aus dem Boden zu ziehen, wo der Architekt noch interessante Bauten über der Erde aufzunehmen habe. In beschwerlicher Weise haben die Reisenden in vier Monaten das ganze heilige Land durchstreift; und die außergewöhnlich gelungenen, in Lichtbildern wiedergegebenen Aufnahmen, welche Dr. Thierschs Vortrag begleiteten, haben uns mit ihm in die Oede des Toten Meeres und die Felsen des Gebirges von Juda und Moab, an die lieblichen Ufer des Tiberias-Sees und die Furten des Jordan, in die Wälder des Libanon und die prächtigen Gärten von Damaskus geführt. Die prähistorischen Monolithe vom Gezer, die in einem Panorama-Entwurf von Prof. J. Bühlmann rekonstruierten Bauten des im ersten nachchristlichen Jahrhundert glänzenden Jerusalem, die einsame Säulenpracht von Palmyra und Balbeck, die sassanidische Kunst des M'schattaschlosses, dessen Fassade jetzt dem Wiederaufbau im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin entgegensieht, die hochragenden Burgen der Kreuzfahrer und die Moscheen der Neuzeit mit ihren Palmenhöfen zogen in wohlgelungenen Bildern von beredten und belehrenden Worten des Vortragenden begleitet, an den aufmerksamen Zuhörern vorüber. Und auch die Trachten und Typen der heutigen Einwohner wurden uns im Bilde vorgeführt, die für die Zukunft bewahrt werden müssen, ehe sie die vierfach das Land durchziehenden Eisenbahnen, die eine europäische, dem einheimischen Volksleben feindliche Kultur mit sich bringen, zerstören. Von Beirut bis Gaza und an die ägyptische Grenze, wo eine gleichmäßige Kultur Aegypten und das Küstenland der Philister heutzutage verbindet, von den Quellen des Jordan über den Tiberiassee durch Samaria bis nach dem Toten Meere, durch Hauran und das Ostjordanland sind die Reisenden gezogen; an dem Rand der Ebene Shepela haben sie die Tells von Judeideh, Safie und Zakaria besucht, wo die Engländer die den Lesern der Beilage bekannten lohnenden Ausgrabungen gemacht haben; und Thierschs Tätigkeit hatte schon früher bei Tell Sandahannah Marisha, die Heimat der Propheten Micha und Elieser, mit dieser Stätte identifizieren helfen (s. Beilage 1902 Dez., S. 439). Für das, was der Münchener Altertumsforscher über die prähistorische Monolithe vom Gezer, die Krüge mit Kinderleichen und die grausamen Kulte der präisraelitischen Periode sagte, kann ich auf meine ausführlichen Berichte über Gezer und seine vier Kulturschichten an dieser Stelle verweisen; die cyklopischen Bauten im alten Basan übertreffen an Mächtigkeit vielleicht noch die von Tiryns von Mykenae. Auch auf Sellins systematische Tell-Untersuchungen zu Taanach, die vom deutschen Palästinaverein begonnenen Untersuchungen auf Tell-el-Mutesellim, dem alten Megiddo, und die zu Ausgrabungen sehr verlockenden Tells bei Ain-es-Sultan, das älteste Jericho, verwies der Vortragende. Ist für die eigentliche Kunstarchäologie auch in Palästina keine große Ausbeute zu erwarten, so bleibt für den Historiker, Archäologen, Folkloristen, Architekten noch ein reiches Arbeitsfeld. Es gilt Resultate zusammenzufassen, es gilt Bestehendes zu erhalten und es gilt die vielen noch nicht oder nur flüchtig untersuchten Tells wissenschaftlich auszugraben. Als eine erste Aufgabe der Archäologie in Palästina bezeichnete Thiersch die Richtigstellung der Aufnahmen des seleukidischen Palastes Hyrcans zu Arak-el-Emir im Ostjordanlande und den Schutz der zerfallenden und dem Raub ausgesetzten Kreuzfahrerburgen, die im Bilde anmuteten, wie die Burgruinen des Rheins. Die trefflichen Ausführungen des jungen Münchener Archäologen haben die Zuhörer lebhaft beeindruckt; möge der Eindruck ein nachhaltiger sein und das Interesse an der palästinensischen archäologischen Arbeit weiteste Kreise ergreifen. „Palästina ist ein kleines Land," sprach Dr. Whright, der amerikanische Sekretär des Palestine Exploration Fund in dessen jüngster Jahresversammlung, „aber was ist es für eine Stimme, die aus ihm zu uns spricht? Die Stimme der Jahrtausende, die Stimme Gottes".

M.

✠

Kleinere Mitteilungen.

* **Deutsche Auslandlehrer gesucht.** Die deutsche Schule zu **Port Elizabeth** (Kapland) sucht zum 1. April einen Kandidaten des höheren Lehrfaches für **Mathematik und Naturwissenschaft** oder **neuere Sprachen**, oder einen Mittelschullehrer für Mathematik und Naturwissenschaft. Gehalt jährlich 3600 M., freie Hinreise und nach drei Jahren freie Rückreise. Wöchentlich 30—36 Unterrichtsstunden.

Die deutsche Schule in **Barcelona** sucht zum 1. April einen **Oberlehrer** mit Lehrbefähigung für die neueren Sprachen, außerdem für die Naturwissenschaften oder für Deutsch und Geschichte. Anfangsgehalt 3300 Pesetas, 150 M. Reisevergütung, nach drei Jahren ebensoviel zur Rückreise.

Bewerbungen tüchtiger, gesunder, unbescholtener Lehrer womöglich mit beglaubigten Zeugnisabschriften, Lebenslauf und Bild sind zu richten an den **Allg. Deutschen Schulverein, Berlin W., Landgrafenstraße 7.**

-s. Wie Times Litterary Supplement berichtet, werden in England in der nächsten Zeit eine Anzahl interessanter Publikationen zur **jüdischen Geschichte und Kultur** erscheinen: Zangwill schreibt ein Buch über den Zionismus; Lucien Wolf, der zu Disraelis hundertstem Geburtstage (geb. 1804) dessen Werke neu herausgibt, schreibt eine Geschichte der Familie Disraeli als Einleitung; die Jewish Historical Society bringt in einem Band Essays u. a. eine Biographie und Würdigung des Rabbiners der Frankfurter israelitischen Religionsgesellschaft Samson Raphael Hirsch. Ferner sind eine Reihe Gelehrter mit einer Geschichte der Juden in England, mit dem Katalog der hebräischen Manuskripte der Sammlung Montefiore, einer Monographie über Judas Makkabäus beschäftigt u. a. m.

* **Die diesjährige Tuberkulose-Konferenz** der Mitglieder des Internationalen Zentralbureaus zur Bekämpfung der Tuberkulose findet vom 27.—29. Mai in **Kopenhagen** im Landsthing statt. Die Konferenz wird sich u. a. mit der Frage der Anzeigepflicht, der einheitlichen Tuberkulosestatistik und der Verwertung der neueren Tuberkuloseforschungen für die Praxis beschäftigen.

hc. **Verschobene Forschungsreise.** Der Konservator am kgl. Naturalienkabinett in Stuttgart, Prof. Dr. Eberhard **Fraas**, hat seine Forschungsreise nach Deutsch-Südwestafrika, die er Ende Februar antreten sollte, so lange verschoben, bis im Hereroland die Ruhe wieder hergestellt ist.

* **Todesfall.** In **Karlsruhe** starb am Samstag im Alter von 77 Jahren Geheimrat Dr. **Wilhelm Schell**, Professor für Mechanik und synthetische Geometrie an der Technischen Hochschule.

✠

Hochschulnachrichten.

r. **Heidelberg.** Die Gedächtnisfeier der Ruperto Carola zur 100. Wiederkehr von **Kants Todestag** fand am Freitag Abend um 7 Uhr in der Aula der Universität statt vor versammelter Dozentenschaft und einer mehrhundertköpfigen Schar von Zuhörern. Nach dem Vortrag einer J. S. Bach'schen Komposition hielt Geh. Rat Prof. Dr. **Windelband** die Gedenkrede über „Immanuel Kant und seine Weltanschauung". Er schilderte den Einfluß der Kantischen Philosophie auf Anhänger und Gegner im Laufe des 19. Jahrhunderts, dessen letztes Drittel — nach der glänzenden Darstellung „unseres" Kuno Fischer — unter der Parole „Zurück zu Kant!" stand, und entwickelte danach die Weltanschauung Kants, losgelöst aus den Formeln des Systems, nach ihren negativen und ihren, neuerdings weniger betonten, positiven Zielen und Ergebnissen. Die Rede ist soeben im Verlage der hiesigen Winterschen Universitätsbuchhandlung im Druck erschienen.

* **Gießen.** Der ordentliche Professor der Rechtswissenschaft Dr. **Arthur Schmidt** hat einen Ruf in gleicher Eigenschaft nach **Königsberg** erhalten.

* **Jena.** Am 16. d. M. feiert Professor Ernst Häckel seinen 70. Geburtstag.

* **Berlin.** In den Lehrkörper der philosophischen Fakultät ist Dr. Ivan Koppel als Privatdozent eingetreten. Seine Probevorlesung behandelte die Aufklärung technischer Prozesse durch die Lehren der physikalischen Chemie.

-η- **Königsberg.** Zu der Kantfeier in Königsberg geht uns nachträglich noch ein Bericht zu, dem wir unter Weglassung des von uns bereits Gemeldeten folgendes entnehmen: Die Hundertjahrfeier des Todestages Immanuel Kants in seiner Geburtsstadt Königsberg ist zwar unter Beteiligung aller offiziellen Behörden, sonst jedoch ziemlich heimlich verlaufen; der Veranstaltung fehlte zu sehr der große Zug, als daß auch die Bevölkerung hätte mitfeiern können. Aus dem Hauptfestakt, der sich unter dem Vorsitz des derzeitigen Rector magnificus Prof. Dr. Jeep im auditorium maximum der Universität abspielte, sind außer der Festrede des Geheimrats Prof. Dr. Walther die Ansprachen des Minister Dr. Studt und des Geheimrats Prof. Dr. Stumpf erwähnenswert. Der Minister gab bekannt, daß der Witwen-Hilfskasse der Albertina aus Staatsmitteln ein Kapital von 10,000 M. zugewiesen werden würde. Auch die Stadt Königsberg hat eine Stiftung im Betrage von 10,000 M. der Universität zugewendet, deren Zinsen jedes Jahr am Todestage des Philosophen demjenigen Studierenden gegeben werden sollen, der nach dem Urteil der philosophischen Fakultät die beste Arbeit über ein selbstgewähltes Thema eingereicht hat. Eine Reihe von Gelehrten ist aus Anlaß der Kantfeier das Ehrendoktorat verliehen worden. (Dieselben sind von uns bereits gemeldet.) Zu Professoren wurden durch den Minister ernannt der Oberbibliothekar Dr. phil. R. Reicke und der Privatgelehrte Dr. phil. Emil Arnoldt, der erst vor kurzem sein 50jähriges Doktorjubiläum gefeiert hat. — Am Nachmittag gab die Universität ein Festbankett, am Samstag Abend wurde Kommers gehalten.

* **Wien.** An Stelle des unlängst verstorbenen Wiener Universitätsprofessors Mühlbacher wurde, wie wir jüngst schon als wahrscheinlich bezeichnen konnten, Professor Emil v. Ottenthal zur Leitung des Instituts für österreichische Geschichtsforschung ernannt.

* **Aus der Schweiz.** Wie der Frankfurter Zeitung aus Genf mitgeteilt wird, hat der dortige Staatsrat den Gerichtsassessor Dr. M. Neumann soeben zum Professor für deutsches Zivilrecht an der Universität Genf ernannt. Dieser Gegenstand war an der Genfer juristischen Fakultät bisher durch einen außerordentlichen Professor und durch Privatdozenten tradiert worden. Man hofft in Genfer Universitätskreisen, daß die Zahl der deutschen Rechtshörer, die einen Teil ihrer Studienzeit in Genf verbringen, wo sie sich in der französischen Sprache vervollkommnen können, jetzt noch zunehmen werde.

M. C. **Rom,** 11. Febr. Der Papst hat gestern den Direktor des preußischen historischen Instituts Geheimrat Prof. Kehr in Privataudienz empfangen und sich den zweiten Sekretär des Instituts, Professor Dr. Schellhaß vorstellen lassen. Der Papst unterhielt sich dabei längere Zeit in lebhaftester Weise mit den beiden Gelehrten. Am 20. Februar findet im Institut als erwünschte Neuerung ein wissenschaftlicher Vortrag vor geladenem Publikum statt. Es spricht das Mitglied des Instituts Dr. phil. Wittichen über „Friedrich der Große und Machiavelli".

* **Von technischen Hochschulen.** Zwei neue Privatdozenten sind an der Technischen Hochschule in Berlin zugelassen worden: Bei der Abteilung für Architektur wird Landbauinspektor Baurat Graef für das Lehrfach „Farbige Dekorationen" tätig sein. Bei der Abteilung für Bauingenieurwesen ist Dr. Ing. H. Reißner als Privatdozent für das Fach der Mechanik eingetreten. Hr. Reißner ist Konstruktionsingenieur des Geh. Rats Prof. Müller (Breslau) für Statik der Baukonstruktionen.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Karl Goedecke: Grundriss z. Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen. 2. ganz neu bearb. Auflage. Nach dem Tode des Verfassers in Verbindung mit Fachgelehrten fortgeführt von Edmund Goetze. 23. Heft. Dresden 1904. L. Ehlemann. — Dr. Bernhard Harms: Die holländischen Arbeitskammern. Prof. Raoul Jay: Die Arbeitsräte in Frankreich. (Schriften der Gesellschaft für soziale Reform. Heft 12.) Jena 1903. Gustav Fischer. 86 S. — Vicomte G. d'Avenel: Les Français de mon temps. Paris 1904. Plon-Nourrit & Cie. 350 S. — Dr. Otto Thissen: Soziale Tätigkeit der Gemeinden. Eine Uebersicht über die Aufgaben der kommunalen Sozialpolitik auf den Gebieten der Arbeiter- und Handwerkerfrage, der Wohnungsreform, Volkshygiene und Bildungshygiene. 2. gänzl. umgearb. Aufl. M.-Gladbach 1903. Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland. 168 S. — Paul Scheffer-Boichorst: Gesammelte Schriften. Bd. I: Kirchengeschichtliche Forschungen. (Histor. Studien. Heft 42.) Berlin 1903. E. Ebering. 307 S. — Ludwig Fulda: Schiller und die neue Generation. Stuttgart u. Berlin 1904. J. G. Cotta Nachf. 44 S. — Robert Browning: Paracelsus. Dramatische Dichtung. Deutsche Uebertragung von F. P. Greve. Leipzig 1904. Insel-Verlag. 260 S. — Derselbe: Pippa geht vorüber. Dichtungen, übersetzt von H. Heiseler. Ebenda 1903. 102 S. — Irene Forbes-Mosse: Peregrinas Sommerabende. Lieder für eine Dämmerstunde, sowie dreissig Uebersetzungen aus dem Französischen, Englischen und Dänischen mit vielen Zeichnungen von Heinrich Vogeler-Worpswede. Ebenda 1904. 215 S. — Ernst Hardt: An den Toren des Lebens. Eine Novelle. Ebenda 1904. 79 S. — Oskar Wilde: Das Granatapfelhaus. Uebersetzt von F. Greve. Ebenda 1904. 100 S. — Agnes Harder: Tönerne Füsse. Dresden u. Leipzig 1904. Karl Reissner. 267 S. — K. Wyneken: Der Aufbau der Form beim natürlichen Werden und künstlerischen Schaffen. Gemeinverständlich dargestellt. 1. Teil: Ein neues morphologisch-rhythmisches Grundgesetz. Zugleich ein Beitrag zur Beleuchtung der Kaiserrede über Natur und Kunst. Dresden 1904. Gerhard Kühtmann. 295 S. — Dr. Eugen Friedrichowicz: Kurzgefasstes Kompendium der Staatswissenschaften in Frage und Antwort. Bd. VI: Handel und Verkehr. Berlin 1904. S. Calvary u. Co. 104 S. — Wangemann, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule in Engers: Für die leichte Feldhaubitze! Eine Erwiderung auf die Flugschrift des Generals v. Alten. Berlin 1904. A. Bath. 28 S. — James McNeill Whistlers Zehnuhr-Vorlesung (Ten o'Clock). Deutsch von Theodor Knorr. Strassburg. J. H. Ed. Heitz. 44 S. — Friedrich Reuter: Rückert-Brünnlein. I. Erlangen (1904). Verlag der Fränkischen Nachrichten. 30 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschienen:

Warum betreiben wir die soziale Reform?

Von Dr. Freiherrn v. Berlepsch,
Staatsminister.

Nebst einem Bericht über die Tätigkeit der Gesellschaft für Soziale Reform im Jahre 1903.
Preis 30 Pfennig.
Heft 11 der Schriften der Gesellschaft für Soziale Reform.
Herausgegeben von dem Vorstande.

Die holländischen Arbeitskammern.

Von Dr. Bernhard Harms,
Privatdozent in Tübingen.

Die Arbeitsräte in Frankreich.

Von Professor Raoul Jay.
Preis 60 Pfennig.
Heft 12 der Schriften der Gesellschaft für Soziale Reform.
Herausgegeben von dem Vorstande. (5776)

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 16. Februar. Nummer 38.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Ernst Haeckel. Von Dr. E. Neresheimer (München).

Technische Briefe. II. Von E. Wrobel.

Ein neues Reisebuch von J. V. Widmann. Von Sigmund Schott.

II. Bücher und Zeitschriften.

Eusebius' Werke (2. Band).

III. Allgemeine Rundschau.

Geographische Gesellschaft München. — Akademie der Wissenschaften zu Berlin. — Die wissenschaftliche Ausbeute der Antarktik-Expedition. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Ernst Haeckel.

Ernst Haeckel feiert heute seinen siebzigsten Geburtstag. Nicht nur die Zoologen und die Vertreter der übrigen naturwissenschaftlichen Disziplinen werden heute ihre Glückwünsche darbringen; wohl das gesamte deutsche Volk nimmt Anteil an der Feier. Jeder Gebildete in Deutschland und weit über Deutschlands Grenzen hinaus kennt den Namen Ernst Haeckels, kennt auch — wenigstens ungefähr — die Tendenz seiner Wirksamkeit und hat, in irgend einem Sinne, schon Stellung dazu genommen.

Solche Popularität ist nur wenigen Naturforschern zuteil geworden, selten hat einer so begeisterte Anhänger, aber auch so erbitterte Gegner gefunden. Der Grund hierfür liegt sowohl in der Persönlichkeit Haeckels, als auch in seiner Zeit. In den Beginn der wissenschaftlichen Tätigkeit Haeckels fällt das Bekanntwerden Darwins in Deutschland, das siegreiche Wiederaufleben der alten, so oft unterdrückten und vergessenen Deszendenztheorie.[1])

Wenn dieser Gedanke nun innerhalb eines Menschenalters nicht nur die gesamte Naturwissenschaft erobert und in ihr der herrschende und leitende geworden ist, sondern auch in allen möglichen anderen Wissenschaften als beachtenswerter Faktor seinen Platz verlangt und erhält, ja auch den gebildeten Laien schon ganz geläufig ist, so ist ein Hauptteil des Verdienstes hieran Haeckel zuzumessen, der seit vierzig Jahren sein reiches, umfassendes Wissen, seine kühne Phantasie, seine glühende Beredsamkeit und seinen stolzen Kampfesmut in den Dienst dieser Sache gestellt hat. Er war mit dem leider heute fast vergessenen Karl Vogt unter den ersten deutschen Gelehrten, die hier laut und öffentlich Partei ergriffen; er und Karl Vogt waren zugleich die gewaltigsten und wirksamsten Vorkämpfer der neuen Lehre.

1860 war Darwins „Entstehung der Arten“ zum erstenmal von Bronn, einem geachteten Naturforscher, ins Deutsche übertragen worden; allerdings hatte Bronn verschiedene Einwände anhangsweise hinzugefügt und auch allzu „gefährliche“ Stellen weggelassen, wie zum Beispiel den Satz: „Licht wird auch auf den Ursprung des Menschen und seine Geschichte geworfen werden.“

In der 1862 erschienenen „Monographie der Radiolarien“, seinem ersten großen wissenschaftlichen Werk, zollte Haeckel schon der Theorie Darwins begeisterten Beifall und brachte den ersten Stammbaum, den der Radiolarien. Am 19. September 1863, auf der allgemeinen deutschen Naturforscher-Versammlung, hielt er einen Vortrag über Darwins Lehre. Mit bemerkenswerter Kühnheit und Schärfe zog er die letzten Konsequenzen, die der alte Bronn selbst in der milden Darwinschen Fassung unterdrücken zu müssen glaubte. In Haeckels Rede heißt es: „Was uns Menschen selbst betrifft, so hätten wir also konsequenterweise, als die höchststehenden Wirbeltiere, unsere uralten, gemeinsamen Vorfahren in affenähnlichen Säugetieren, weiterhin in känguruhartigen Beuteltieren, noch weiter hinauf, in der sogenannten Sekundärperiode, in eidechsenartigen Reptilien und endlich in noch früherer Zeit, in der Primärperiode, in niedrig organisierten Fischen zu sehen.“

Wir Jungen können uns kaum eine Vorstellung machen von den damaligen Zuständen und Meinungen in der Naturwissenschaft, als man noch Zoologe sein konnte und zum Beispiel daneben glauben, der biblische Schöpfungsbericht enthalte Wort für Wort Tatsächliches. Wir können uns die Größe von Haeckels Wagnis kaum klar machen, zumal es ihm nicht, wie es sehr leicht hätte geschehen können, übel bekam.

Haeckel war jung verheiratet und erst im Jahre vorher Professor in Jena geworden, und er riskierte nicht nur, von der ungeheuren Mehrzahl der damaligen Naturforscher ausgelacht zu werden, er setzte seinen neu begründeten wissenschaftlichen Ruf, seine Stellung, vielleicht sein neues Glück aufs Spiel — um der Wahrheit willen!

Schon diese eine Tat müßte ihm auf immer ein ehrenvolles Andenken unter allen Naturwissenschaftlern sichern. Seit 1862 ist Haeckel Professor in Jena geblieben. Sein Leben war reich an Arbeit, an Kämpfen, Erfolgen und Anfeindungen. Auf weiten Reisen fand er stets neue Anregung und Material zu neuem Schaffen. Und sein Wirken hat reiche Früchte getragen. Nicht nur hat er unermüdlich daran gearbeitet, die Ergebnisse der modernen Naturwissenschaft in die breitesten Schichten des Volkes zu tragen — und mit Erfolg; denn wer kennt nicht seine „Anthropogenie“, seine „Natürliche Schöpfungsgeschichte“, die Menge seiner kleineren, populärwissenschaftlichen Vorträge und Schriften? — Aber auch wir Zoologen haben ihm unendlich viel zu danken. 1866 erschien seine berühmte, nun leider schon lange vergriffene und nie wieder neu aufgelegte „Generelle Morphologie“, aus der die obengenannten Werke nur kürzere, gemeinverständlich gehaltene Auszüge darstellen. Um die Bedeutung dieses Werkes für unsere Wissenschaft zu illustrieren, brauche ich nur das Urteil Richard Hertwigs, des Münchener Professors, zu citieren, daß „wenige Werke so viel wie die Generelle Morphologie dazu beigetragen haben, das geistige Niveau der Zoologie zu heben“.

Es folgten nun in kurzen Zwischenräumen die großen Werke Haeckels, neben den schon genannten populären

[1]) Für das Alter der Entwicklungstheorie nenne ich nur kurz als Zeugen die Namen: Anaximander, Empedokles, Demokrit, Lamarck, Geoffroy de St. Hilaire, Goethe, Erasmus Darwin (der Großvater Charles Darwins).

Schriften die rein fachwissenschaftlichen: die Monographie der Medusen, die Monographie der Kalkschwämme, die Bearbeitungen der Radiolarien, der Siphonophoren und der Hornschwämme der großen englischen Challenger-Expedition. Seine Haupttätigkeit aber blieb immer der weitere Ausbau der Deszendenzlehre, die er durch eine Reihe von Hilfstheorien immer fester stützte, immer inniger mit der wissenschaftlichen Zoologie verquickte. Ich nenne nur das „biogenetische Grundgesetz" und die Gasträatheorie, die sich beide als heuristische Prinzipien von unschätzbarem Werte bewährt haben. Wenn wir gelernt haben, die Entwicklungsgeschichte der Tiere für das Verständnis ihrer natürlichen Verwandtschaftsverhältnisse zu verwerten, so verdanken wir dies in erster Linie Haeckel und seinem biogenetischen Grundgesetz. Ihm danken wir es zum großen Teile, wenn wir heute wenigstens in großen Zügen den Weg erkennen, den die verschiedensten Tierformen von ihrem gemeinsamen Ausgangspunkt zurückzulegen hatten bis zu ihrem jetzigen Zustand; wenn wir, natürlich wiederum nur in großen, allgemeinen Zügen, die Geschichte unserer ältesten Ahnen zurückverfolgen können bis zum Wurm und noch weiter hinab. Und wenn die gebildeten Laien nun anfangen zu verstehen, was wir wollen und wozu wir arbeiten, wenn sie den Resultaten unserer Forschungen Interesse entgegenbringen und sie sich anzueignen suchen, so ist es wiederum Haeckel, dem hierfür in erster Linie unser Dank gebührt.

Wenn wir hoffen, die Erscheinungen des Lebens dereinst so wie die der unbelebten Natur durch das Walten natürlicher Kräfte erklären zu können, so gehört Ernst Haeckel zu den ersten, denen wir für diese große, stolze Hoffnung zu danken haben.

Und wenn er selbst sich durch diese kühne Hoffnung manchmal hinreißen ließ, auf unvollständige Beweise hin eine Meinung als feststehend anzusehen, aus einer Vermutung eine Behauptung, aus einer Theorie ein Gesetz zu machen, wer von uns möchte den ersten Stein auf ihn werfen?

Ich möchte diese nur allzu knappe und unvollständige Würdigung des großen Jenenser Naturforschers nicht schließen, ohne noch auf einen Zug in seinem Wesen hinzuweisen. Ich meine das ausgesprochen künstlerische Empfinden, mit dem er stets der Natur gegenüber gestanden hat. Aus seinen Briefen und Reisebeschreibungen kennen wir Haeckel als einen begeisterten und feinsinnigen Schilderer landschaftlicher Schönheit, namentlich der tropischen Pflanzenpracht. Auch mit dem Pinsel hat er stets mit Glück die schönsten Szenerien, die ihm seine vielen Reisen vor Augen führten, festzuhalten gesucht. Ich glaube, es ist auch kein bloßer Zufall, daß seine ersten beiden, mit prächtigen Tafeln geschmückten Monographien die formenschönsten Gruppen unter den Meeresbewohnern, die Radiolarien und die Medusen, behandeln. Und schon lange ist es sein Bestreben, Kunst und Kunstgewerbe hinzuweisen auf die unendliche Fülle von Schönheit, die die Tierwelt dem aufmerksamen Beschauer bietet. Ich erinnere nur an die bisher erschienenen Lieferungen seines Prachtwerkes „Kunstformen in der Natur".

Möge es dem noch jugendfrischen Siebzigjährigen vergönnt sein, uns Naturforschern, sowie den schönheits- und wissensdurstigen Laien noch lange und vieles aus dem reichen Schatz seiner Erfahrung zu spenden!

München. Dr. E. Neresheimer.

Technische Briefe.

II.

Ueber Theater- und Bühneneinrichtungen unter besonderer Berücksichtigung der Feuersicherheit.

Die Katastrophe im Iroquois-Theater in Chicago am Ende des vorigen Jahres steht noch vor aller Augen. Wiederum fielen so viele blühende, frohe und ahnungslose Menschenleben einem Theaterbrande zum Opfer. Es lag daher die Frage nahe: Wie war es möglich, daß das Unglück überhaupt entstehen konnte, welcher Art sind die Einrichtungen unserer Theater und welche Mittel und Vorsichtsmaßregeln dienen dazu, ein ähnliches Unglück zu vermeiden?

Wir wollen es gleich vorwegnehmen, daß die Verhältnisse bei uns weit günstiger liegen als in Amerika, wo die polizeilichen Sicherheitsmaßregeln nicht in der gehörigen Sorgfalt durchgeführt zu werden scheinen, und wo überhaupt das Menschenleben nicht so hoch bewertet wird wie bei uns. Nach dem übereinstimmenden Urteil der hervorragendsten Sachverständigen ist bei uns alles getan oder wird getan, was zur Sicherstellung des Publikums und der Schauspieler, ja des letzten Statisten, nach menschlichem Ermessen möglich ist.

Die Einrichtungen sind so getroffen, daß alle Personen ins Freie und in Sicherheit gelangt sein können, lange bevor ein auf der Bühne entstandenes Feuer den Zuschauerraum erfaßt haben kann, wenn keine Panik entsteht.

Daß die Theater alter Bauart und Einrichtung die reinen Feuerfallen waren, ist bekannt. Edwin O. Sachs zählt in seiner Statistik der Theaterbrände von 1797 bis 1897 1115 Theaterkatastrophen aus allen Teilen der Welt, denen insgesamt 9355 Menschen zum Opfer fielen. Von den jüngeren Katastrophen kommt in seiner Wirkung der Brand des Wiener Ringtheaters am 8. Dezember 1881 dem letzten sehr nahe. Was hier auch zu der großen Zahl der Opfer Veranlassung gab, war wohl in der Hauptsache die Panik. Während einer Sonntagsnachmittagsvorstellung flammte die Bühneneinrichtung plötzlich auf, und alles drängte und stürzte nach den Ausgängen, die natürlich sofort verstopft sein mußten und ein Herauskommen unmöglich machten. Um das ganze Theatergebäude waren nun reichliche Balkone angeordnet, die nach dem Brande vollständig unversehrt stehen geblieben sind und die ausgereicht hätten, allen Theaterbesuchern einen sicheren Aufenthalt zu gewähren. Warum keiner auf den Gedanken gekommen ist, sich dorthin zu retten, wer vermag es zu sagen. Ob die Ausgänge dahin auch versperrt waren, entzieht sich meiner Kenntnis. Ich glaube aber annehmen zu können, daß dieser Rettungsweg zu wenig bekannt war, und daß zu wenig auf denselben hingewiesen worden ist. Ein jeder suchte in Hast, ich möchte sagen instinktmäßig, zuerst zu dem Ausgang zu gelangen, durch welchen er den Theaterraum betreten hatte, und die wenigen, die vielleicht gewußt haben mögen, daß sie auf den Galerien geborgen wären, dachten wohl im ersten Moment nicht daran, oder wurden von dem großen Strom mitgerissen. Und ist man erst eingekeilt, dann gibt es kein Zurück mehr.

Aehnliche Galerien und Balkone sind z. B. am Berliner Lessing-Theater vorhanden. Hoffentlich kommt es nie dazu, ihren wirklichen Wert im Falle einer Katastrophe zu erproben. Den meisten Theaterbesuchern dürften sie und die dahin führenden Ausgänge auch wohl nicht bekannt sein.

Wie leicht die Panik und die Angst den Menschen übrigens kopflos machen kann, zeigt das Beispiel der jungen Schauspielerin Jane Henriot, die bei dem Brande des Théâtre Français am 8. März 1900 über eine brennende Treppe, statt hinab, hinauflief und so in dem Qualm umkam. Würde sich jeder Theaterbesucher von vornherein genau überlegen, welchen Weg oder welche Wege er im Falle eines Unglücks zu nehmen habe, würde es um die Sicherheit um vieles besser stehen. Derartige Ueberlegungen brauchen den künstlerischen Genuß durchaus nicht zu beeinträchtigen, ich glaube sogar, daß sie ihn durch das größere Sicherheitsgefühl erhöhen können. Es müßte dann aber auch durch große Schilder, eventuell auch durch während der Vorstellung erleuchtete Transparente in viel reichlicherem Maße auf die Ausgänge, besonders die Notausgänge, hingewiesen werden, als es bis jetzt geschieht. In einer der letzten Konferenzen zwischen Bühnenleitern und den zuständigen Sicherheitsbehörden ist auf diesen Punkt ein besonderes Augenmerk gerichtet worden, und

es steht zu erwarten, daß die Anzahl dieser Hinweise erhöht werden wird.

Ist sich jeder Theaterbesucher darüber im klaren, daß alle Vorsichtsmaßregeln und Sicherheitseinrichtungen getroffen sind, die ausgeführt werden können und in Menschenhand stehen, so wird die Gefahr des Hereinbrechens einer Panik wesentlich herabgemildert werden, denn das Vertrauen auf die Sicherheit erhöht auch das Gefühl der Sicherheit und schützt davor, daß man zu schnell den Kopf verliert.

Dieses Sicherheitsgefühl haben nun nicht alle Menschen, und zwar auf Grund der schrecklichen Vorgänge und weil die alten, sehr gefährlichen Bühneneinrichtungen meist bekannter sind als die modernen, feuersichereren. Früher verwandte man zum Aufziehen und Bewegen der Vorhänge, Gardinen und Kulissen ausschließlich Hanfseile, die eine Flamme weiterleiteten und auf andere weit entfernte brennbare Stoffe mit Windeseile übertrugen; man hatte offene Oel- oder Gasflammen, die namentlich dann die Feuersgefahr wesentlich erhöhten, wenn sie hoch oben an schwer zugänglichen Stellen zwischen höchst brennbaren Stoffen versteckt angeordnet werden mußten, und ein entstandenes Feuer fand in dem reichlich vorhandenen, ausgetrockneten Gebälk und den Dekorationen reichlich Nahrung und schnellste Verbreitung. Durch den Zug, der in den engen Gassen zwischen den Kulissen und in den Schlitzen des Schnürbodens entsteht und vorhanden ist, wird ein Funken fortgetragen und zur Flamme angefacht und die Dekoration flammt plötzlich auf, so daß an ein Löschen oder Ersticken des Feuers im Entstehen vielfach nicht mehr zu denken ist. Die dem Angriff des Feuers ausgesetzte Fläche ist außerordentlich groß, weil die Dekorationen in geringen Abständen parallel hängen und Gassen bilden. Je größer der Bühnenraum, desto größer ist die Gefahr. Durch das plötzliche Aufflammen wird die Luft erheblich erhitzt, es entsteht eine große Menge von Verbrennungsgasen, es steigt der Druck dieser Luftmassen, und diese nehmen in dem Bestreben, den Ueberdruck auszugleichen, ihren Weg durch die Bühnenöffnung in den Zuschauerraum, wenn nicht sofort dafür Sorge getragen wird, daß die Verbrennungsgase frei abziehen und von dem Zuschauerraum abgeschnitten werden können.

Man kann nun wohl sagen, daß letzteres in unseren modernen Theatern erreicht ist und daß die Gefahr, die von der Bühne her droht, wirksam abgewendet werden kann. Und tatsächlich sind fast alle Brände auf der Bühne entstanden, so daß diese als die eigentliche Gefahr bezeichnet werden muß. Minder gefährlich sind die Vorratsräume, Werkstätten, Feuerwerkslaboratorien u. s. w., sowie Heizung, Lüftung und Beleuchtung.

Es ist also bei den Vorkehrungen zur Abwendung der Lebensgefahr darauf Bedacht zu nehmen, daß ein Feuer auf der Bühne möglichst nicht entstehen kann, und daß es, wenn einmal entstanden, zunächst von dem Zuschauerraum so abgeschnitten wird, daß letzterer auch nicht verqualmen kann. Sind sodann weite, reichliche und leicht zugängliche Ausgänge ins Freie vorhanden, so wird einer Panik gut vorgebeugt werden können. Entsteht erst eine Panik im großen, werden wohl auch die besten Maßregeln zum Teil wirkungslos bleiben.

Dieses bringt die preußische Polizeiverordnung vom Oktober 1889 treffend zum Ausdruck.

„Entscheidend für die Rettung von Menschenleben bei Unglücksfällen und für die Verhütung von Lebensgefahr überhaupt ist vor allem die Sicherung einer schnellen und gefahrlosen Entleerung der Räume durch die Anlage hinlänglich breiter Gänge, Türen, Korridore, Durchfahrten und Treppen."

Hat ein jeder das Empfinden, daß die Ausgänge genügen, so wird er sich wesentlich beruhigter fühlen und ein Gedränge wird vermieden werden.

Ist aber ein Feuer entstanden, so ist in erster Linie nicht dafür Sorge zu tragen, daß es wirksam bekämpft und daß möglichst viel der Baulichkeit und Einrichtung gerettet wird, sondern, daß es von den mit Menschen erfüllten Räumen abgeschnitten, daß ein Verqualmen der mit Menschen gefüllten Räume und namentlich der Gänge, Treppen und Flure verhindert oder wenigstens möglichst lange verzögert wird, so daß die Treppen u. s. w. gefahrlos und ruhig betreten werden können.

Zum Abschneiden des Feuers vom Zuschauerraum dient vor allem der eiserne Vorhang. Gegen das Verqualmen sind die Bestimmungen der obigen Verordnung gerichtet, daß sowohl über dem Bühnenhause, wie auch über dem Zuschauerraum große Abzugsöffnungen angelegt werden, und daß letztere mit ihrer Mündung mindestens 1 Meter über der Decke des obersten Geschosses liegen sollen, sowie daß der Schnürboden mindestens 3 Meter über der Decke des Zuschauerraums liegen muß. Die Treppen u. s. w. müssen mit ausreichenden Ventilationsanlagen versehen sein, besondere Beleuchtung haben, und dürfen nie direkt mit Kellerräumen in Verbindung stehen. Diese sind nicht immer unter Kontrolle, und dienen zur Aufbewahrung aller möglichen Gegenstände. Ein hier ausbrechendes Feuer kann an sich ganz unbedeutend und leicht löschbar sein, dringt aber der Qualm durch die Treppen nach oben, so wird sicher eine Panik entstehen, deren Folgen nicht abgesehen werden können.

Das Material, aus dem die Treppen und das Gebäude überhaupt besteht, braucht nicht unter allen Umständen absolut unverbrennbar zu sein, da es auf die Erhaltung der Baulichkeit, wie bereits angedeutet, ja erst in zweiter Linie ankommt. Der größeren Sicherheit wegen, auch gegenüber dem Entflammen, verwendet man jedoch trotzdem fast ausschließlich feuersichere Baumaterialien. Aber von Feuerwehrleuten werden hölzerne Treppen unter gewissen Voraussetzungen gar nicht für gefährlich, auch für den Rückzug der Löschmannschaften, erachtet. Das Holz brennt wohl außen an, aber es bleibt, namentlich bei Hartholz, in den meisten Fällen ein innerer Kern bestehen, der ausreicht, die Treppe vor dem Einsturz zu bewahren. Freitragende Granitblockstufen dagegen springen unter der Einwirkung einer Stichflamme bald, und Eisen verbiegt sich unter dem Einfluß der Hitze. Sehr interessant sind diesbezügliche Versuche, welche von dem Verbande der badischen Zimmermeister im März 1903 in Karlsruhe ausgeführt wurden.[1])

Es wurde ein Holzschuppen hergestellt und in ihm Treppen aus Eichenholz, Granit und aus Eisen angelegt. Der Schuppen wurde mit leicht brennbaren Stoffen angefüllt, die noch mit Petroleum übergossen wurden, und angesteckt. Nachdem das Feuer ca. 3 Minuten gedauert hatte, sprang bereits die oberste Granitstufe und nach einer weiteren Minute stürzte die Treppe vollständig ein. Nach dem Ablöschen war die eiserne Treppe zwar verbogen, aber noch passierbar, während die Holztreppe nur angekohlt war und noch so fest stand, daß sie ohne jede Gefahr betreten werden konnte.

Es ist bis jetzt noch nicht durchweg möglich gewesen, alle brennbaren Stoffe aus den Theatern überhaupt zu entfernen, obgleich viele oder die meisten derselben durch unverbrennbare ersetzt sind. Das Hanfseil ist verschwunden und an seine Stelle ist das Drahtseil getreten, das hölzerne Gebälk hat den Eisenkonstruktionen Platz gemacht, der Schnürboden besteht nicht mehr aus Holz, sondern aus Rabitz- und Monierbau, die offenen Beleuchtungsflammen können nicht mehr an den Kulissen emporzüngeln, selbst die Brennscheere in den Garderoben wird durch Elektrizität heiß gemacht, die Feuererscheinungen bestehen in beleuchteten Dämpfen und es sind noch dazu ausgiebige und zum Teil selbsttätige Löschvorrichtungen getroffen. Außerdem finden regelmäßige Revisionen aller Einrichtungen statt, die Feuerwache zieht vor Beginn der Vorstellung auf; Alarmvorrichtungen rufen die Feuerwehr in kurzer Zeit zur Hilfe u. s. w.

Es sollte nun scheinen, daß bei all diesen Einrichtungen und Maßnahmen schon das Entstehen eines Brandes nicht möglich wäre. Und doch lehrt die Tatsache, daß

[1]) Feuer und Wasser, 1903, Heft 15.

Menschenarbeit Stückwerk ist. Die Imprägnierung der Vorhänge u. s. w. ist nicht beständig und widerstandsfähig genug. Ein planmäßiges Nachsehen und eventuell erneutes Imprägnieren ist nicht durchführbar, und so muß mit der Möglichkeit eines Brandes immer noch gerechnet werden.

Am leichtesten läßt sich ein Feuer im Keim ersticken. Dazu dient der innere Dienst und die Feuerwache. Um auch von dieser in gewissem Grade unabhängig zu sein, sind an den Kulissen Feuerlöschpulver angebracht, die vor Benutzung der Hydranten wirken sollen, und selbsttätige Regenvorrichtungen können die Bühne unter Wasser setzen. Diese bestehen kurz darin, daß über der Bühne ein System von Rohren mit nach unten gerichteten Oeffnungen angebracht ist. Steigt die Hitze bis zu einem gewissen Grade, so schmilzt ein leicht schmelzbarer Stöpsel durch und läßt das Wasser in die Rohre treten, oder ein Faden brennt durch, der das Abschlußventil in geschlossenem Zustande hielt, oder auch der steigende Luftdruck wird dazu benutzt, ein Ventil zu öffnen. Insbesondere wird hierbei auf das kgl. Hoftheater in München verwiesen, das 1875 von Stehle mit derartigen Regenvorrichtungen versehen ist. Jetzt ist der Einbau von Regenvorrichtungen auf allen Bühnen obligatorisch. Auch sind Anordnungen getroffen worden, durch welche der eiserne Vorhang selbsttätig herabgelassen werden soll.

Ueber die Frage der Zweckmäßigkeit der selbsttätigen Lösch-, beziehungsweise Schutzvorrichtungen ist viel gestritten worden. Bemerkenswert ist es aber, daß die preußische Polizeiverordnung die Selbsttätigkeit dieser Einrichtungen grundsätzlich nicht verlangt, „weil dieselben, wie die Erfahrung gelehrt hat, im Augenblick der Gefahr den Dienst nur zu oft versagen". „Es ist vielmehr vorausgesetzt, daß stets eine hinlängliche Anzahl von Feuerwachen zur Stelle ist, von denen jeder einzelne Mann genau weiß, was er bei einem Unfall zu tun hat. Dabei soll das Schließen des eisernen Vorhanges und das Oeffnen der Rauchabzüge über der Bühne und über dem Zuschauerraum stets die erste und wichtigste Maßregel bleiben." Wie es nach den Berichten der Tagespresse den Anschein hat, ist dieser Anforderung bei dem Brande in Chicago nicht streng genügt worden. Nicht nur das Bühnenpersonal, sondern auch die Freiwillige Feuerwehr soll beim Ausbruch des Feuers hilflos vor Schrecken und nur auf die Rettung des eigenen Lebens bedacht gewesen sein. Eine furchtbare Schuld trifft ferner die Verwaltung des Theaters und die Baupolizei von Chicago, die vielen hundert Menschen den Zutritt zu einem Gebäude gestattet haben, in dem zwar die Prunkräume vollendet, die nötigen Anlagen zum Schutze des Publikums aber teilweise unfertig waren.

Um nun ganz sicher zu sein, daß der Wächter des Vorhanges seine Funktion auch bestimmt ausführt, ist im National-Theater in Budapest eine merkwürdige Anordnung getroffen. Der Wächter sitzt nämlich in einem Balkon an der Bühnenseite und kann denselben infolge einer besonderen Verschlußvorrichtung erst dann verlassen, wenn er das Herunterlassen des Vorhangs eingeleitet hat. Dem Mann darf also während der Vorstellung niemals schlecht werden.

Der eiserne Vorhang nun ist als ein wesentliches Mittel zum Schutze des Publikums erachtet und obligatorisch eingeführt worden. Er soll dem Zweck dienen, das Uebertreten des Feuers in den Zuschauerraum und das Verqualmen desselben zu verhindern. Diese Aufgabe ist keine leichte, denn der Ueberdruck, der, wie wir oben gesehen haben, bei einem Feuer auf der Bühne entsteht, stellt hohe Anforderungen an die Festigkeit, Steifheit und Dichtheit desselben. Nach der neuen preußischen Theaterverordnung soll der Vorhang 90 Kilogramm Druck auf 1 Quadratmeter Fläche aushalten können, ohne daß bleibende Durchbiegungen eintreten. Dieser Anforderung genügt bisher nur der versteifte Wellblechvorhang. Bei demselben ist aber die Führung sehr schwer, ohne ein Klemmen zu erreichen, so daß der Vorhang häufig nicht herunter geht. Dann ist aber die Gefahr ganz besonders groß, denn es wird sich sofort eine Stichflamme bilden, die zur Herbeiführung einer Panik wie geschaffen ist. Es muß auf den maschinellen Teil, auf die Führungen u. s. w. ganz besondere Sorgfalt, auch hinsichtlich der Wartung, verwendet werden. In dem Theater zu Halle z. B. erfolgt die Führung durch straff gespannte Seile, so daß kleinere Klemmungen überwunden werden können, und diese Einrichtung als eine sehr sichere bezeichnet werden muß. Das große Gewicht des Vorhanges muß natürlich durch Gegengewichte ausgeglichen werden. Die Winde zum Herunterlassen und Oeffnen des Vorhanges muß derart sein, daß sie mit geringer Kraft und von leicht erreichbaren Stellen ausgelöst werden kann. Am besten sind zwei unabhängig voneinander zu bedienende Winden vorzusehen.

Daß ein mit Asbest ausgefüllter Drahtvorhang den obigen Anforderungen in Bezug auf Steifheit nicht genügen kann, erhellt auf den ersten Blick. Der Ueberdruck würde einen solchen Vorhang bald durchbiegen, so daß er aus seinen Führungen heraustritt, selbst wenn er bis nach unten gelangt sein sollte. Letzteres wird wegen des Zuges in den meisten Fällen gar nicht erst möglich sein, wie das amerikanische Beispiel gelehrt hat, wo der Vorhang in den Zuschauerraum hineingeweht wurde, nachdem er etwa bis zur Hälfte herabgelassen war. Viele der Verunglückten sind den unter dem Vorhang hervorschießenden Flammen zum Opfer gefallen.

Die Gefahr des Entstehens eines Theater- oder Bühnenbrandes ist durch die Einführung der elektrischen Beleuchtung wesentlich herabgesetzt worden. Die Glühlampen brennen nicht mit offener Flamme, verschlechtern die Luft nicht und entwickeln nicht die große Hitze der Gasbeleuchtung. Die in München am Hof- und Nationaltheater im Jahre 1885 nach dieser Hinsicht gemachten Versuche[2]) haben ergeben, daß bei elektrischer Beleuchtung der Kohlensäuregehalt bei leerem Hause unverändert blieb, bei ausverkauftem von 1.41 pro Tausend auf 1.86 pro Tausend stieg, während bei Gaslicht die entsprechenden Zahlen 2.61 und 3.28 pro Tausend betrugen. Zu dem Vorteil der Vermeidung der offenen Flamme kommt noch die Möglichkeit, mit größter Leichtigkeit die Lichteffekte in vollendeter Weise erzielen zu können. Insbesondere ist es das sogenannte Dreilampensystem von Brandt, welches, beim Berliner Opernhause eingeführt, vorbildlich für viele Theater geworden ist.[3]) Früher hatte man nur weiße Lampen, und die verschiedenen Stimmungen wurden durch entsprechend gefärbte Schirme herbeigeführt. Nach dem Brandtschen System besteht jeder Beleuchtungskörper aus drei unabhängig voneinander zu speisenden Glühlampen, von weißer, roter und grüner Farbe. Später kam als vierte Farbe noch gelb hinzu. Dadurch nun, daß man die verschiedenen Lampenfarben abwechselnd in verschiedenen Lichtstärken erglühen oder gleichzeitig mehrere oder alle Farben zusammen wirken läßt, kann man Morgen- und Abendstimmungen, Tagesbeleuchtung, Alpenglühen, kurz alle möglichen Lichtwirkungen erzielen. Die Bedienung geschieht von einem Schaltbrett aus in einfachster Weise. Es ist auch möglich, durch besondere Kuppelungseinrichtungen je nach Erfordernis eine größere Anzahl, selbst alle Schalthebel gleichzeitig langsam oder schnell zu bewegen, und auf diese Weise eine allmähliche langsamere oder schnellere Aenderung der Lichtstärke und des Farbentones hervorzubringen.

Durch Abspringen von Funken kann bei Glühlicht nichts passieren. Bei Zerspringen der Glasbirne wird der Kohlenfaden augenblicklich durch den zutretenden Sauerstoff der Luft aufgezehrt. Die einzige Gefahr der elektrischen Beleuchtung ist der Kurzschluß. Ein solcher kann entstehen, wenn die Isolierung der beiden Leitungsdrähte schadhaft wird, so daß die blanken Leiterteile miteinander in Berührung kommen. Der Strom geht dann natürlich auf dem Wege des geringsten Widerstandes von einer Lei-

[2]) Baukunst des Architekten 1903.

[3]) Zeitschrift für Bauwesen 1889.

tung zur anderen über, die Drähte brennen durch und es kann ein Lichtbogen entstehen, ähnlich dem der Bogenlampe. Dieser Lichtbogen entwickelt eine sehr große Hitze, und sind brennbare oder entzündbare Stoffe in der Nähe, so ist die Ursache eines Brandes gegeben. Die Gefahr des Kurzschlusses kann dadurch verringert werden, daß die Leitungen gut isoliert und öfter nachgesehen werden. Die Prüfung der Leitungen geschieht mittels sehr empfindlicher Apparate, durch welche sich Spannungsverluste durch Schadhaftwerden der Isolation mit peinlichster Genauigkeit feststellen lassen. Die Schäden werden dann beseitigt. Der andere Weg, alle leicht brennbaren Gegenstände aus der Nähe der Leitungen zu entfernen, dürfte nicht immer durchführbar sein.

Nicht unwesentlich für die Feuersgefahr sind die Bühneneinrichtungen selbst. Das Verdienst, die brennbaren Stoffe in weitestgehendem Maße von der Bühne entfernt und durch unverbrennliche ersetzt zu haben, gebührt der Asphaleia, Gesellschaft zur Herstellung zeitgemäßer Theater, in Wien. Auch in anderer Weise hat diese Gesellschaft die Bühneneinrichtungen verbessert. Größere Teile des Podiums ruhen auf hydraulischen Kolben, so daß sie in einfacher Weise gehoben und gesenkt, oder schräg gestellt werden können. Hierdurch wurden viele Aufbaue vereinfacht und Versatzstücke überflüssig gemacht, und die Unterbühne ist geräumig, übersichtlich und hell, und bietet nicht mehr das lebensgefährliche Durcheinander von Schienenwagen, Versenkungen, Stricken, Gebälk u. s. w. wie früher.

Für alle im Freien sich abspielenden Szenen ist der sogenannte Horizont eingeführt. Es ist dieses eine Leinwand, welche die hintere Bühne hufeisenartig umfaßt und einen freien Ausblick nach allen Seiten gestattet. Kulissen werden nur in beschränktem Maße benutzt, hintere nur für geschlossene Zimmereinrichtungen. Der „Horizont" reicht nur bis etwa auf zwei Meter über Bühnenboden herab, so daß unter denselben jeder Schauspieler frei hindurch kann. Die untere Kante des „Horizonts" wird dem Publikum durch Versatzstücke verdeckt. Daß hierdurch eine weitgehende Vereinfachung und größere Uebersichtlichkeit und Sicherheit erreicht wird, bedarf keiner weiteren Erwähnung. Der Horizont des Theaters in Halle a. S. z. B. besteht aus einer 60 Meter langen Rolle ohne Ende, die mit verschiedenen Stimmungen bemalt ist und leicht je nach der Szenerie verschoben werden kann.

Zur Bewegung sämtlicher Kulissen, Vorhänge u. s. w. dienen Druckwasserwinden. Die Inbetriebsetzung derselben wird durch einen Mann besorgt, da die Schieber aller Druckwassermaschinen auch die für die Versenkungen von einem Schaltbrett aus bewegt werden können.[4])

Dadurch, daß die Druckwasserwinden alle in der Unterbühne angeordnet sind, findet in gewissem Maße eine Beengung dieses Raumes statt, und man hat z. B. im Hofburgtheater in Wien das sogenannte Kransystem durchgeführt, bei welchem ein Teil der Bewegungen mittelst seitlich angeordneter Flaschenzüge erfolgt. Eine Kombination beider Systeme ist dem Umbau des königlichen Schauspielhauses in Berlin[5]) zugrunde gelegt.

Um die Szenerie schnell wechseln zu können, hat Lautenschläger die elektrische Drehbühne zu München entworfen. Dieser haftet der Mangel an, daß die Teile für größere Schaustellungen zu klein sind.

Brandts Reformbühne besteht im wesentlichen darin, daß seitlich der eigentlichen Bühne und von dieser durch schalldämpfende Türen und Vorhänge getrennt, besondere Räume bestehen, in denen unabhängig von dem Gang der Handlung die Dekorationen aufgebaut und dann schnell auf besonderen Wagen auf die Bühne gefahren werden können.

Auf weitere Bühnen und Theatereinrichtungen kann wegen Platzmangels nicht eingegangen werden, auch auf diejenige des Versuchstheaters auf der 1889er Unfallverhütungs-Ausstellung in Berlin nicht, welche den Sachverständigen und Laien Gelegenheit bot, sich über die Gefahren und Einrichtungen des Bühnenbetriebes zu unterrichten, und welches in vieler Hinsicht anregend auf den weiteren Ausbau der Theater gewirkt hat. Wie nach allen Katastrophen, sind auch nach der letzten eine Reihe von Vorschlägen aufgetaucht, wie man eine Panik vermeiden kann. Zum Beispiel soll die Hinterwand des Parketts als aufklappbare Tapetenwand ausgebildet werden, die bei einem Druck sofort nachgibt. In ähnlicher, wenn auch nicht so ausgiebiger Weise ist übrigens das Krollsche Theater in Berlin ausgeführt, bei welchem die Seitenwände des Parketts aus Flügeltüren bestehen, die in Federn gehalten werden und bei einem Druck nach außen aufschlagen können.

Daß man in Deutschland jetzt energisch damit vorgeht, alle Theatereinrichtungen mit den denkbar größten Sicherungsmaßregeln auszurüsten, zeigt am deutlichsten das Berliner Opernhaus, das nach der Chicagoer Katastrophe auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers geschlossen wurde und mit Außengalerien und Außentreppen versehen wird, so daß jeder Rang, jeder Garderoberaum und die Bühne noch einen zweiten Ausweg durchs Freie erhält, der bei einer Verqualmung der bestehenden Treppen als Ausweg dienen soll. Eine größere Sicherung für Schauspieler und Publikum kann man sich kaum denken, so daß das Publikum ganz beruhigt sein kann, denn es ist auf Grund der modernen Theatereinrichtungen und Vorsichtsmaßregeln zu hoffen, daß Katastrophen immer mehr zu den Seltenheiten gehören und schließlich ganz aufhören werden.

Aehnliche Gefahren bieten die Zirkusse und modernen Warenhäuser, auf die nur ganz kurz eingegangen werden kann. Als Muster einer guten Ausführung kann das Warenhaus von A. Wertheim in Berlin gelten. Sämtliche Treppen sind übersichtlich und geräumig, so daß im Falle eines Brandes die Nebentreppen ausgiebig benützt werden dürften, während in dem Warenhause von Tietz, Berlin, die Nebentreppen sehr schwer aufzufinden sind. Die amerikanische Bauweise der Warenhäuser weicht wesentlich von der unserigen ab. Auf ausgiebige Anlage von Treppen scheint man jenseit des Ozeans keinen so großen Wert zu legen, denn z. B. in dem sechsstöckigen Warenhaus von Sigel, Cooper Comp. in New-York sind auf 9000 Quadratmeter bebauter Fläche nicht mehr Treppen vorhanden, als bei dem in der ursprünglichen Ausdehnung wenig mehr als den dritten Teil dieser bebauten Fläche großen Wertheimschen Bau.

E. Wrobel.

[4]) Deutsche Bauzeitung 1887. Nr. 51.

[5]) Zeitschrift für Bauwesen 1892

Ein neues Reisebuch von J. V. Widmann.

Vor allem geben wir unserer aufrichtigen Freude darüber Ausdruck, daß wir jetzt mit der Hoffnung recht bekommen, die wir bei einer früheren Besprechung von Widmanns Reisebüchern geäußert haben (Beilage 164 vom 26. Juli 1898). Wir erklärten uns damals ganz und gar nicht zufrieden damit, daß er sein Buch über Sicilien als sein „voraussichtlich letztes" über Italien bezeichnete. Wir meinten, die Wanderlust werde schon wieder in ihm erwachen und dann werde er auch gewiß Neues zu sehen und zu erzählen wissen. Nun, wir haben wieder ein neues Italienbuch von Widmann, das dritte, man kann auch sagen das vierte. Seit der Verfasser mit seinem köstlichen Rektor Muslin die erste größere Reise durch Italien machte, über die er uns in seinem schönen Buche berichtet hat, ist fast ein Vierteljahrhundert vergangen. Die Reisebücher, die er seitdem über Italien erscheinen ließ, haben, wie dies erste, gar nichts von ihrer Frische verloren. „Jenseits des Gotthard", „Sicilien und andere Gegenden Italiens" kann man gerade so wie die „Spaziergänge in den Alpen" und die „Sommerwanderungen und Winterfahrten" immer aufs neue mit dem gleichen ungeschwächten Genuß lesen. Weil ein warmherziger Mensch daraus zu uns spricht, dem die Natur, dem es das Glück verliehen, das Schöne und das Gute zu erkennen, der mit farbenfrohem Auge in die Welt sieht und auch anderen das anschaulich zu zeigen versteht, woran er selbst sich erfreut hat.

Mit solchem Berater in dem großen Buche der Natur blättern, mit solchem Führer die Schätze der Kunst beschauen, an den Stätten großer historischer Erinnerungen weilen, das ist Gewinn und Genuß. Und diesen bietet auch das neue Buch „Calabrien — Apulien und Streifereien an den oberitalienischen Seen"[1]) in reichem Maße. Freilich wird der Leser in diesem Buche, wenigstens in seinem ersten Teile, nicht durch Gegenden geführt, in denen er eigene Erinnerungen auffrischen und nach diesen die Schilderungen des Verfassers kontrollieren kann. Denn der Teil Italiens, wohin wir Widmann diesmal begleiten, ist von dem Schwarm der Touristen fast ganz unberührt geblieben. Sehnsucht nach der Sonne des Südens und das Verlangen, das einstmals griechische Italien kennen zu lernen, von dessen Ursprung allerdings nicht viel bleibende Spuren mehr vorhanden sind, haben das Reiseziel bestimmt.

Als der Verfasser sich für die Reise vorzubereiten begann, fand er eine nur spärliche Auswahl von Büchern. Er erwähnt einen Abschnitt in den Werken Paul Louis Couriers, in dem dieser seinen Besuch verschiedener Städte Calabriens darstellt, und dann ein anonym 1820 in Paris erschienenes Buch: „Séjour d'un officier français en Calabrie" (1807—1810), auch Gregorovius dient ihm hier und da als Wegweiser. Bei seinen Wanderungen durch Monteleone, Pizzo, Reggio, Tarent, Bari, Barletta, Brindisi, Benevent u. s. w. gibt uns Widmann manche prächtige und anschauliche Naturschilderungen. Ueberall gibt sich ihm ungesucht die Gelegenheit zu Erinnerungen an eine bedeutende Vergangenheit, die sich an den Namen des Platzes knüpft, von dem er uns gerade erzählt. An das klassische Altertum, an Horaz, der auch eine Reise durch jene Gegenden geschildert hat, an die Hohenstaufen, deren Geschicke sich teilweise dort abspielten, an Murat, der beim Landen in Pizzo gefangen genommen und dann erschossen wurde.

Von Cosenza wandert Widmann zum Busento und spinnt da am Grabe Alarichs, dem er eine Art Totenopfer bringt, eine ungemein poetische Träumerei aus. Und welch famoses Genrebildchen ist die Geschichte des Banditen Giosafatto Talarico, der sich auf Grund eines mit der Regierung gemachten Vertrags auf der Insel Ischia „zur Ruhe setzen" durfte!

Widmann hat auch in diesem Teile Italiens viel Erwärmendes und Herzerfreuendes gesehen. Das liegt aber zum guten Teil an ihm selbst, an dem hellen Blick, mit dem er in die Welt sieht. Ueber schöne Gegenden kann er in Entzücken geraten, für schöne Frauen und Mädchen hat er verständnisvollen, sachkundigen Blick, er freut sich der zutraulichen, herzlichen Freundlichkeit der Landbevölkerung, mit der er bei der Eisenbahnfahrt zusammentrifft und der Liebenswürdigkeit der Offiziere, mit denen er in Monteleone einen Abend verbringt. Wer den Menschen so freundlich gegenübertritt, dem sind sie auch zugetan, und an den meisten, die er sieht, weiß er die guten Seiten zu finden. Freilich, als auf dem Wege nach Monteleone plötzlich zwei junge Männer vor ihm standen, der eine eine Doppelflinte über der Schulter, und ihn fragten, wie viel Uhr es sei und ob er eine Uhr habe, da war ihm wohl nicht so ganz heimelig zu Mute. Und er mag sich baß gefreut haben, als die unheimlichen Gesellen durch einen herannahenden Wagen verscheucht wurden.

Widmann freut sich an allem Schönen, das er sieht, aber er sieht auch an dem Häßlichen nicht vorbei; er liebt Italien, das hält ihn aber nicht davon ab, seinem Zürnen über manches Ausdruck zu geben, was das schöne Land verunstaltet, den Schmutz, die Tiermißhandlung, den Mangel an sozialer Gerechtigkeit. „Wenn das niedere Volk in Italien arm bleibt, so kann man ihm jedenfalls nicht den Vorwurf machen, daß es durch Unfleiß solche Armut verschulde. Für diese Flickschuster und Flickschneider, die an einem Karfreitag noch abends nach 9 Uhr eifrig die Nadel führen, gibt es ebensowenig einen Achtstundentag wie für die Bauern, die, wie früher erwähnt wurde, auch am Sonntag den Pflug im Acker führen. Wenn alle diese kleinen Leute in einem so fruchtbaren Lande, in dem allein schon die Olivenkultur in guten Jahren viele Millionen Francs einbringt, trotz angestrengtester Arbeit, wie man sie bei uns nirgends kennt, bitterlich arm bleiben, so liegt die Schuld an den höheren Klassen der Gesellschaft, welche die Macht im Staate besitzen und sich derselben zu gewissenloser Ausbeutung des arbeitenden Volkes bedienen. Man muß dieses duldende Volk kennen, muß diese nicht nur in Cotrone und nicht nur in Süditalien an Feiertagen noch spät nachts in ihren Butiken beim ärmlichen Lichtstumpf nähenden Handwerker gesehen haben, um über italienische Anarchisten milder zu denken, als es gewöhnlich bei uns geschieht. Ich wenigstens kann den modernen Sklaven Italiens nur einen Spartacus wünschen, und einen siegreichen!"

[1]) Frauenfeld, Huber u. Co. 1904.

Die „Streifereien an den oberitalienischen Seen", die das Buch beschließen, behandeln viel bekanntere Gegenden. Aber auch hier wandelt Widmann nicht auf den ausgetretenen Pfaden. Er zeigt uns zum Beispiel von dem herlichen Lugano aus eine Reihe von Ausflugsgelegenheiten nach dem Lago Ceresio und dem Lago d'Iseo, die den meisten Besuchern dieses Platzes unbekannt geblieben sein und als willkommene Fingerzeige begrüßt werden dürfte. Wie in dem ersten Teile des Buches, so befindet sich auch in diesem Teil manche anregende Bemerkung über Kunst und Leben, über Naheliegendes und Fernes, und es ist überall ein Vergnügen, mit diesem Herrn Doktor „zu spazieren". Wie prächtig ist zum Beispiel die Plauderei „Auf Isola Bella schlafen".

Als Widmann die süditalienische Reise antrat, die er in dem Buche schildert, da mußte er zuvor manche Bedenken überwinden. Seine 61 Jahre, seine zunehmende Schwerhörigkeit. Aber trotz dieser Einflüsse, trotz mancher Wetterunbilden und anderer Unannehmlichkeiten, die er durchzumachen hatte, ist das Buch doch ein sonniges. Und so wiederholen wir, was wir schon nach manchen anderen Büchern Widmanns sagen konnten: Wer mit solchen Augen in die Welt zu schauen vermag, wer sich so die Freude am Schönen und Guten zu erhalten mußte, der bleibt jung, auch wenn er alt geworden.

Sigmund Schott.

Bücher und Zeitschriften.

γ. **Eusebius' Werke.** 2. Band: Die Kirchengeschichte, bearbeitet im Auftrage der Kirchenväter-Kommission der kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften von Eduard Schwartz und Theodor Mommsen. 1. Hälfte, Leipzig (Hinrichs) 1903.

Dieser letzte Band der umfassenden Ausgabe der griechischen christlichen Schriftsteller der drei ersten Jahrhunderte die von der Berliner Akademie der Wissenschaften mit den reichen Mitteln der Wentzelstiftung veranstaltet wird und über deren Fortgang wir schon des öfteren in dieser Beilage berichtet haben, nimmt für sich ein besonderes Interesse in Anspruch. Denn einmal ist dies Werk des Bischofs von Cäsarea das wichtigste antike Buch über die Entwicklung der christlichen Kirche, vornehmlich darum, weil es eine Menge von größeren Auszügen aus nun verloren gegangenen Schriften der ersten christlichen Jahrhunderte enthält. Sodann ist der Band zugleich eine der letzten großen Leistungen des nun dahingeschiedenen Theodor Mommsen. Eusebius ward nämlich schon frühzeitig von Rufinus ins Lateinische übersetzt, und wenn auch die Uebertragung für die Kritik des griechischen Textes nur wenig liefert, so ist sie doch darum von Bedeutung, weil sie einen großen Einfluß auf die abendländische Literatur ausgeübt hat. Den Rufinus nun hat Mommsen kritisch bearbeitet, und so mit Eusebius vereinigt, daß links der griechische, rechts der lateinische Text erscheint. Doch hat der hochbetagte Forscher sein Werk nicht mehr zu Ende führen können; der Tod rief ihn, der keine Ermüdung, keine Ferien kannte, plötzlich aus seinen Arbeiten ab. Mit einer gewissen Wehmut werden darum wir Altertumsforscher diesen Band betrachten, und uns dabei der herrlichen Worte erinnern, die Harnack dem Freunde nachgerufen hat. Sie beide waren es auch, die in der Hauptsache jenen weitausgreifenden Plan der Sammlung der christlichen Schriftsteller ins Werk setzten. Es ist kein Zweifel, daß es auch nach Mommsens Tode seinen sicheren Fortgang nehmen wird.

Allgemeine Rundschau.

Geographische Gesellschaft München.

k. In der geschlossenen Sitzung vom 12. Februar hielt Dr. Ch. Kittler im großen Saale des Kunstgewerbehauses einen interessanten Vortrag über „den Einfluß der Alpenpässe auf die Entstehung der Eidgenossenschaft“. Nur zwei Forscher, Ratzel und A. Schulte, haben sich über diesen Gegenstand herzhaft ausgesprochen. Verhältnismäßig spät treten die Alpen aus ihrer politischen Passivität heraus. Erst als im 12. Jahrhundert deutsche Kolonisten auf den Grasmatten des höheren Gebirges ihre Wohnungen aufschlagen, erhalten weite Räume in den Mittelalpen Leben und Bedeutung. Die deutschen Ansiedler erschließen vor allem die Pässe, die bisher nicht oder nur wenig benützt worden waren, den Splügen, den St. Bernhardin und die ganze Gruppe der Pässe vom Lukmanier bis zum großen St. Bernhard hin. Die größte Entdeckung aber war die Gangbarmachung des zentralen Passes, des St. Gotthard, durch die deutschen Kolonisten vom Urserentale ums Jahr 1220. Der Reußkatarakt am Urnerloch hatte bisher diesen wichtigen Paß brach gelegt. Durch den Bau „der stiebenden“ Brücke wurde die bisher unbenützte Pforte des St. Gotthard erschlossen und bald bewegte sich lebhafter Handel und Verkehr von Westdeutschland nach Italien darauf. Aus weltverlorenen Alpentälern wurden die „Rampen einer Welthandelsstraße“. Auch politisch begann der Paß zu wirken. In langen Kämpfen errangen die an den Urner See und den St. Gotthard angelehnten Talgemeinden der Waldstätte Befreiung von der Herrschaft der Habsburger, welche die ganze Gotthardroute von der Höhe des Passes bis nach Basel in ihre Gewalt gebracht hatten. Ihre Berge mit ihren Einöden und unzugänglichen Hochtälern gaben ihnen in diesen Kämpfen wirksamen Schutz und Rückhalt. Diese gesicherte Lage im Hochgebirge, noch mehr aber die wirtschaftliche Bedeutung der Gotthardstraße und nicht zuletzt die werbende Kraft der Selbstverwaltung, die sich die Waldstätte geschaffen hatten, waren daran schuld, daß sich allmählich die an den natürlichen Fortsetzungen der Gotthardstraße im Norden gelegenen Gebiete wie Luzern, Zürich und das Linthal mit Glarus an den jungen Bund der Eidgenossen anschließen. So groß ist die politische Kraft desselben, daß sich derselbe mit der Zeit bis zum Bodensee und Rhein erweitert, um hier seinen natürlichen Abschluß zu finden. Sollte aber der Gotthardverkehr tatsächlich Schweizer Besitz werden, dann war es für die Eidgenossen notwendig, auch südwärts vorzustoßen. In heißen Kämpfen eroberten sie von den Mailändern Bellinzona und die angrenzenden Täler, und „vom Bodensee bis zur Po-Ebene wanderte fortan der Kaufmann unter dem Schutze der Eidgenossen“. Neben diesem zentralen „Paßstaat“ am St. Gotthard entwickelte sich unter ähnlichen Umständen der Paßstaat Graubünden auf Grund der rhätischen Pässe. Auch über den Septimer, Lukmanier und Splügen entstand, nachdem die Talgemeinden beträchtliche Wegverbesserungen und eigene Transportorganisationen geschaffen hatten, lebhafter Handelsverkehr von Süddeutschland nach Oberitalien. Zur wirtschaftlichen Machtentfaltung gesellte sich auch hier politische Selbständigkeit. Die feudalen Gewalten, die Grafen und die Bischöfe, wurden von den Bündnern mit elementarer Gewalt hinweggefegt und die südlichen Ausgänge der rhätischen Pässe, das Bergell, das Tal Misox und das Veltlin gelangten in die Hände der Bauerngemeinden, die sich zum rhätischen Paßstaat Graubünden zusammenschlossen. Erst nach dem Sturze der alten Eidgenossenschaft vereinigte sich derselbe völlig und dauernd mit der Schweiz.

Unter ähnlichen Verhältnissen vollzog sich die wirtschaftliche und politische Entwicklung in Wallis, hier lehnte sie sich an den Simplon an. Die Hauptgegner der Aelpler waren hier die Grafen von Savoyen. Die Eroberung der südlichen Paßausgänge gelang den Wallisern nicht, das Tosa-Gebiet blieb italienisches Land. Die Fortsetzung der Simplonroute nach Norden, der Weg vom Rhonetal zum tief eingeschnittenen Haslital, über den Brienzer und Tuner-See zur Aare wurde von den Bernern ausgebaut und in Besitz genommen, während sie durch die Eroberung von Waadt im Verein mit Freiburg die Nordseite des großen St. Bernhard sich untertan machten. So erfolgte die ganze wirtschaftliche und politische Entwicklung der Eidgenossenschaft in Anlehnung an die weite Front ihrer Alpenpässe. Ein großer Teil der politischen Bedeutung der Schweiz liegt in ihrer Ausbreitung über fast ein Viertel der eigentlichen Alpen und der damit gegebenen Lage zwischen vier Großmächten.“ Die in dem Flächenraum liegende politische Kraft wurde noch verstärkt durch die schützende Umwallung des Hochgebirges und durch den wirtschaftlichen Wert der Alpenpässe. Absonderung und Wegsamkeit, Berge und Pässe zusammen haben in den Schweizer Alpen staatenbildend gewirkt, die Hauptsache aber taten die Pässe, die es der rührigen Bevölkerung ermöglichten, die Gunst ihrer Verkehrslage auszunützen. — In der sich darauf anschließenden Generalversammlung erstattete der erste Vorstand, Herr Professor Dr. S. Günther, den Jahresbericht. Der bisherige erste Schriftführer, Prof. Dr. Pompecki, trat wegen Arbeitsüberhäufung von seinem Amte zurück und wurde als Beisitzer in die Vorstandschaft gewählt. An seiner Stelle übernahm Dr. Chr. Kittler die Stelle eines ersten Schriftführers. Für Dr. Broili, der sein Amt als zweiter Schriftführer niedergelegt hatte, wurde Dr. Reindl gewählt. Im übrigen blieb die Zusammensetzung der Vorstandschaft die gleiche wie bisher.

*

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

* 4. Febr. Gesamtsitzung. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. 1. Hr. Stumpf las: Ueber die Abgrenzung der Willenshandlungen. Hierunter ist verstanden sowohl ihre begriffliche Abgrenzung gegenüber den willenlosen Handlungen als ihre reale Abgrenzung (Einheit oder Mehrheit) im Flusse des psychischen Lebens. Diese Fragen hängen zusammen. Es werden Kriterien aufgestellt und an einer Anzahl von Typen menschlicher Willenshandlungen durchgeführt. — 2. Hr. Quincke, korr. Mitglied, übersendet eine Mitteilung: Ueber Doppelbrechung der Gallerte beim Quellen und Schrumpfen. — 3. Hr. Diels legte eine Mitteilung des wissenschaftlichen Beamten der Akademie Hrn. Prof. H. Dessau vor: Zu den Milesischen Kalenderfragmenten. In dem Fr. 84 läßt sich nach Pseudogemin. c. 8 die Erwähnung des 76jährigen Zyklus des Kallippos ergänzen. Das Intervall, das in der linken Spalte zwischen der Solstitialbeobachtung des Meton (432) und der neuen Milesischen (109) sich berechnen läßt, beträgt 323 Jahre, also genau 17 Metonische Zyklen.

*

Die wissenschaftliche Ausbeute der Antarktik-Expedition.

—brs. Stockholm, 12. Febr. Der vor einigen Wochen nach seiner schwedischen Heimat zurückgekehrte Leiter der skandinavischen Südpolar-Expedition hat in der letzten Sitzung der Stockholmer Geographisch-Anthropologischen Sozietät seinen offiziellen Reisebericht erstattet. Nach einer zusammenfassenden Darstellung des äußeren Expeditionsverlaufs und der bei den verschiedenen Spezialexkursionen (u. a. nach Graham-Land, König Oskar-Land u. s. w.) angestellten wissenschaftlichen Observationen, gab Dr. v. Nordenskjöld seinem schmerzlichen Bedauern darüber Ausdruck, daß ein großer Teil der an Bord der Antarktik zusammengebrachten wertvollen Sammlungen anläßlich der Katastrophe vom 16. Februar v. J., die den Untergang des Expeditionsschiffes zur Folge hatte, verloren gegangen sei. Die fraglichen Sammlungen bestanden zumeist aus voluminösen Objekten, u. a. Mineralfunden, Fossilien, zoologischen Präparaten u. dergl., die bei der ungünstigen Lage des Schiffes und angesichts der ziemlich beträchtlichen Entfernung vom Festlande nicht mehr in Sicherheit zu bringen waren. Auch während der voraufgegangenen Ausflüge nach der Grahamsküste und König Oskar-Land mußten zahlreiche und wertvolle Stücke, deren Transport man den ermatteten Hunden nicht zuzumuten wagte, preisgegeben werden. Dr. v. Nordenskjöld beklagt diese Verluste um so lebhafter, als manche der verlorenen Fundobjekte wissenschaftliche Unika darstellten, welche über das neuerdings viel-

fach erörterte Problem der physikalischen und biologischen Bipolarität — d. i. Gleichheit in den Lebenserscheinungen des Nord- und Südpolargebiets — neue Aufschlüsse zu geben versprachen. Ein glücklicher Umstand war es noch, daß wenigstens die an Bord geführten Tagebücher, meteorologischen Register, Schiffsaufzeichnungen u. s. w. geborgen werden konnten, wenngleich es auch in letzterer Hinsicht nicht ohne das eine oder andere Opfer abging. So konnte unter anderem gelegentlich der vorerwähnten Februar-Katastrophe das von der Antarktik unter Dr. Anderssons Leitung auf Südgeorgien im Winter 1902/03 zusammengebrachte, überaus reiche Material an photographischen Aufnahmen nicht mehr gerettet werden, sondern fand in Gemeinschaft mit einer topographischen Zusammenstellung von Gesteinsproben und Urwaldpflanzen des südgeorgischen Archipels vor der Poulet-Insel ihren Untergang in den Fluten des Eismeeres.

✕

Kleinere Mitteilungen.

* **Die Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung zu Berlin** hat soeben den Studienplan für einen **sechswöchigen Kursus im Frühjahr 1904** ausgegeben. Dieser Kursus ist wie die bisherigen Semesterkurse berechnet für Personen, welche eine Erweiterung und Vertiefung ihrer Kenntnisse auf dem Gebiete der juristischen und wirtschaftlichen Staatswissenschaften erstreben. Die Einschränkung des Kursus auf einen sechswöchigen Zeitraum ist deshalb erfolgt, um auch solchen Personen die Teilnahme zu ermöglichen, die verhindert sind, sich an den mehrmonatlichen Semesterkursen zu beteiligen. Der Kursus beginnt am 6. April und endigt am 20. Mai. Die angekündigten **konversatorischen Vorlesungen** (vom 7. April bis 14. Mai) erstrecken sich auf die verschiedensten Gebiete der Staatswissenschaften und der Technik. Daneben werden an vier Nachmittagen jeder Woche allgemein interessierende **Einzelvorträge** abgehalten; auch finden wie bisher an jedem Mittwoch **Exkursionen** statt. Für die Woche vom 16. bis 20. Mai ist ein großer Ausflug in den rheinisch-westfälischen Industrie- und Bergwerksbezirk in Aussicht genommen. — Auskunft über den Kursus erteilt die **Geschäftsstelle in Berlin W., Wilhelmstraße 68.**

* **Vom deutsch-amerikanischen Schulwesen.** Bei der zweiten deutsch-amerikanischen Nationalkonvention in Baltimore wurde, wie die German American Annals berichten, die Wichtigkeit eines stetigen Nachwuchses deutsch-amerikanischer Lehrer lebhaft betont, da die in Deutschland ausgebildeten Lehrer zwar für höhere Lehranstalten, weniger aber in der Regel für die eigentlichen deutsch-amerikanischen Volksschulen geeignet seien. Die Versammlung nahm daher in Erkenntnis der Wichtigkeit des Gegenstandes einstimmig folgenden Antrag an:

„Die zweite Konvention des Deutsch-Amerikanischen National-Bundes empfiehlt sämtlichen deutschen Vereinigungen des Landes eine tatkräftige dauernde Unterstützung des **Nationalen Deutsch-Amerikanischen Lehrer-Seminars zu Milwaukee** und dabei vor allem die Erwerbung der Mitgliedschaft in jenem Musterinstitut, dessen Sicherstellung geradezu eine Lebensbedingung für unsere Bestrebungen ist. Eine solche Mitgliedschaft kann durch einen Beitrag von 50 Doll., der in Raten eingezahlt werden kann, erlangt werden und berechtigt zu einer Stimme in der Verwaltung."

* **Das medizinische Studium an den schweizerischen Universitäten.** Von den im laufenden Wintersemester an den Universitäten der Schweiz immatrikulierten 1654 Studierenden der Medizin sind nicht weniger als 891 Studentinnen. Die meisten zählt Bern, nämlich 377, gegen 352 im Wintersemester 1902/1903 und 287 im Wintersemester 1901/1902. Es folgen: Lausanne mit 181, Zürich mit 177 (gegen 156 im Winter 1902/1903 und 78 im Winter 1901/1902), Genf mit 151 und Basel mit 5. Die 763 Studenten der Medizin verteilen sich auf die einzelnen Universitäten wie folgt: Basel 135, Bern 16[illegible] Lausanne 94 und Zürich 211. Von der Gesamtz[illegible] sind 593 (576 Herren und 17 Damen) Schweizer.

∴

Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** (Kant-Feier.) Von hochgeschätzter Seite erhalten wir folgende Zuschrift, der wir gerne Aufnahme gewähren:

Die unter der Rubrik „Hochschulnachrichten" in Nr. 36 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung erschienene Notiz über die Kant-Feier an der Würzburger Universität enthält eine tatsächliche Unrichtigkeit, insofern Professor Külpe in der Festrede besonders auf die Hindernisse verwiesen haben soll, die von seiten der damals katholischen Universität Würzburg dem Eindringen der Kantschen Ideen entgegengestellt wurden.

Im Gegenteil hat der Redner das erste Viertel seines Vortrags den nahen Beziehungen gewidmet, die zwischen der Würzburger Hochschule und dem damals gerade aufkommenden Kantianismus bestanden haben, Beziehungen, die vom Redner ausdrücklich als ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Würzburger Universität bezeichnet wurden. Der Fürstbischof Franz Ludwig v. Erthal gestattete dem Professor Reuß, die Kantsche Philosophie öffentlich zu vertreten und zu lehren und schickte Reuß sogar nach Königsberg, um sich mit Kant persönlich ins Benehmen zu setzen. Bis zum Jahre 1834 wirkte der Dr. theol. Andreas Metz, ein ausgesprochener Kantianer, als Nachfolger von Reuß an der Würzburger Hochschule.

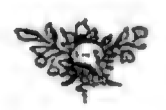
h. c. **Bonn.** Die Universität ernannte Hrn. **Rommensen**, früheren Dienstknecht auf der Nordsee-Insel Nordstrand, der jetzt als Missionär auf Sumatra wirkt, für seine **Uebersetzung der Bibel in die Sprache der Battas zum Doktor der Theologie.**

dr. **Jena.** Anläßlich seines Verbleibens in Jena wurde dem Geheimrat Prof. Eucken von den Studenten ein Fackelzug gebracht.

* **Berlin.** Geheimrat Adolf Gusserow, Professor der Geburtshilfe und Gynäkologie an der Universität Berlin, legt, nach Berliner Blättern, aus Gesundheitsrücksichten am 1. April sein Amt als akademischer Lehrer nieder. Die Berliner Universität, der Gusserow seit 1878 angehört, erleidet mit diesem Rücktritt einen schweren Verlust. Gusserow steht gegenwärtig im 67. Lebensjahre und war bis in die letzte Zeit mit kaum geminderter Kraft und Frische tätig. Als Nachfolger Gusserows soll Professor Ernst Bumm, gegenwärtig Ordinarius der Gynäkologie an der Universität Halle, in Aussicht genommen sein.

* **Zürich.** Der Theologe Professor Dr. Kesselring in Zürich wird, wie der Frankfurter Zeitung gemeldet wird, auf sein Gesuch hin nach Schluß des Wintersemesters in den Ruhestand treten.

* **Der Besuch der technischen Hochschulen in Oesterreich.** Eine vom Ministerium für Kultus und Unterricht angelegte Statistik über die Frequenz der technischen Hochschulen im Wintersemester 1903/04 weist für die technische Hochschule in **Wien** 2563 Studierende aus, für die technische Hochschule in **Graz** 490, in **Prag** (deutsch) 858, in **Prag** (tschechisch) 1687, in **Brünn** (deutsch) 610, in **Brünn** (tschechisch) 329 und in **Lemberg** 1060. Die Gesamtzahl der im laufenden Semester an technischen Hochschulen in Oesterreich Studierenden beträgt somit 7597 (gegen 6309 im Wintersemester 1902/03). Davon sind 7013 ordentliche und 524 außerordentliche Hörer.



Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 17. Februar. Nummer 39.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Eindrücke aus den südwestafrikanischen Vorgängen.

M. Lazarus' „Pädagogische Briefe“. Von B. Münz.

Eine regelmäßige Uebersicht über geographisches Schrifttum. Von u.

II. Bücher und Zeitschriften.

Hugo Schmerber: Das deutsche Schloß und Bürgerhaus im 17. und 18. Jahrhundert. — F. A. Steinhausen: Die Physiologie der Bogenführung. — *Dr. Couturat* et *Dr. Leau:* Histoire de la Langue Universelle.

III. Allgemeine Rundschau.

Schwedens Beitritt zur Berner Konvention. — Die Besatzung der japanischen Handelsflotte. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Eindrücke aus den südwestafrikanischen Vorgängen.*)

Die gegenwärtigen Ereignisse in Südwestafrika beschäftigen weite Kreise des deutschen Volkes in solchem Maße, daß man es nicht verstehen würde, wenn eine Gesellschaft wie die unsere ihre Hauptversammlung vorübergehen ließe, ohne Gegenwart und nächste Zukunft unseres südwestafrikanischen Schutzgebietes zum Gegenstande einer Erörterung zu machen. Aus diesem Grunde glaubte der Vorstand verpflichtet zu sein, eine solche Erörterung in die heutige Tagesordnung aufzunehmen.

Wenn dazu die Bezeichnung „Stellungnahme“ gewählt wurde, so sollte dies einerseits sagen, daß der Erörterung keine sachliche Einschränkung gesetzt, andrerseits aber, daß sie ihrem Inhalte nach auf das Tatsächliche und Werktätige gerichtet sein soll.

Eine derartige werktätige Stellungnahme ist bereits erfolgt durch die Eröffnung der Hilfstätigkeit, welche die Geldsammlung der Abteilung darstellt. Wir haben darin durch die Tat die Ueberzeugung kund gegeben, daß es Sache der Nation ist, unseren so schwer geschädigten Landsleuten Hilfe zu bringen, und daß es Sache der Kolonialgesellschaft ist, hierin wie überhaupt in kolonialen Dingen das Herz und das Gewissen der Nation darzustellen. Wenn nicht nur während des Burenkrieges, da das Gefühl der Sympathie für die stammverwandten Vergewaltigten so lebhaft aufwallte, sondern selbst nachher, als deren Unterwerfung unter die fremde Gewalt die letztere wiederherstellungspflichtig gemacht hatte, aus Deutschland ansehnliche Summen einem fremden Wirtschaftsgebiete zuflossen, um wie viel reichlicher müßten sie fließen heute, wo es sich um unser eigen Fleisch und Blut handelt, um unsere wirklichen Volksgenossen, welche sich, ihr Hab und Gut, ihre Arbeit, ihre Familie unserer Kolonie anvertraut haben und in dieser dem Schutze des mächtigen deutschen Vaterlandes! Wahrlich, es wäre übel bestellt, wenn heute unser Blutträger und unsere Spenden kärglicher flössen als damals Fremden gegenüber.

*) Ansprache des Vorsitzenden, Hrn. Generalleutnant v. Keller, in der Hauptversammlung der Abteilung München der Deutschen Kolonial-Gesellschaft 9. Februar 1904.

Freilich kann es nicht Sache privater Wohltätigkeit sein, die Spuren des Unheils, das der Herero-Aufstand über unsere Ansiedler gebracht, allein vollständig zu verwischen. Wie das ganze Reich es ist, welches die Schutzmacht ausübt, so muß es auch dafür aufkommen, wenn dieser Schutz versagt hat. Hierauf laut und entschieden hinzuweisen, ist unsere Pflicht. Aber dieser unser Ruf gewinnt an Begründung und Kraft, wenn sich ihm die Bereitwilligkeit zu persönlichen Opfern beigesellt, und des Reiches pflichtgemäße Hilfe gewinnt an Wert und Eindruck, wenn die freiwillige Hilfstätigkeit der Volksgenossen sich ihr zur Seite stellt.

Des weiteren liegt in der „Stellungnahme“, daß ein jeder von uns in Wort oder Schrift, im Bereiche unserer Gesellschaft oder im privaten Verkehr, als Wähler oder Gewählter sich zu den Notwendigkeiten bekenne, welche die in Südwestafrika gemachten Erfahrungen laut zum Ausdrucke bringen. Freilich für manche dieser Erfahrungen wird sich erst später die rechte Formel feststellen lassen, es wäre aber darum doch nicht am Platze, auch jene unberührt zu lassen, welche schon heute ausgesprochen werden können.

Vor allem aber sei ausgesprochen, daß wir die Ereignisse in Südwestafrika, so schwer viele persönlich davon betroffen sein mögen, als Nation noch lange nicht schwer zu nehmen brauchen. Keiner der Kolonialmächte sind Eingeborenen-Aufstände — und viel schwerere als unsere bisherigen — erspart geblieben. Die Stationen haben sich fest behauptet, selbst zehnfacher Uebermacht gegenüber, und die Schutztruppe selbst hat sie befreit, bevor die Verstärkungen herangekommen waren. Der Herero-Aufstand braucht uns also nicht zu ängstigen; es können uns noch ganz andere Erlebnisse blühen, wenn es einmal der hochentwickelten mohammedanischen Bevölkerung von Nordkamerun einfallen sollte sich zu empören. Gerade solche Zwischenfälle setzen den Willen Deutschlands, die begründete Oberherrschaft fest zu behaupten, in das rechte Licht und kitten mit dem vergossenen Blute die Deutschen in der Heimat mit Herz und Sinn an ihre überseeischen Gebietsteile.

Das enthebt uns aber nicht der Pflicht, daraus Erfahrungen und Lehren für die Zukunft zu ziehen, und solches soll, soweit möglich, in kurzer Andeutung auch heute geschehen. Was an Blut und Schweiß vergossen worden, darf nicht vergeblich geopfert sein.

In allen Kolonien tritt mehr oder minder auf seiten der deutschen Kolonialverwaltung die Neigung zutage, nicht nur eine humane Behandlung der Eingeborenen sicherzustellen, sondern auch die Erfolge, die hieraus für die Gesittung der Eingeborenen zu erwarten sind, schon vorweg zu nehmen, bevor sie wirklich eingetreten sein können, und den Eingeborenen Berechtigungen zuzugestehen, für die sie erst noch die Voraussetzungen zu erwerben hätten. Dadurch wird zwischen Weißen und Eingeborenen eine Rechtsgleichheit hergestellt, die von diesen noch lange nicht verdient ist, aber die notwendige Vorstellung von der höheren Macht und höheren Wesenheit des Deutschen zu verwischen und dadurch den Respekt der Eingeborenen vor der Autorität des Weißen zu vernichten droht. Lebhafte Klagen aus allen Kolonien sind darüber schon ertönt und die Kolonial-Gesellschaft hat ihnen in einer Eingabe an den Reichskanzler (Deutsche Kolonial-Zeitung 1903, Nr. 44) deutlichen Ausdruck verliehen. Dem-

gegenüber muß betont werden, daß wir in unseren Kolonien nur Herren sind und bleiben kraft des Rechtes des Stärkeren und daß alle Bestrebungen, hieran früher etwas zu ändern, als bis in vieler Jahre Lauf die Herrschaft aus den Händen der Gewalt in jene der Gesittung übergehen kann, nicht nur klägliche, sondern auch verderbliche Sentimentalitäten sind. So ist es z. B. gewiß unangebracht, Kreditverhältnisse von Eingeborenen zu Weißen zuzulassen zu einer Zeit, wo jener von der Verbindlichkeit gar keine Vorstellung hat und deren Erzwingung, mag sie auch noch so sehr nach unseren Begriffen in aller Form Rechtens vor sich gehen, in des Schuldners Augen nichts ist als ein willkürlicher Gewaltakt. Ebenso ist es verfehlt, den Eingeborenen die freie Benützung von Ländereien in einem Umfange einzuräumen, welche ihnen im Vergleich zu dem Wirtschaftsbetrieb des Europäers eine extensive Raubwirtschaft ermöglicht. Es muß also allgemein, solange der Eingeborene auf tieferer Kulturstufe steht als der Europäer, ihm auch eine geringere Rechtsfähigkeit zugesprochen sein; er soll nicht minder wie dieser seine Bedürfnisse aus seiner Hände Arbeit befriedigen und nicht durch den Raubbau am Lande oder in dessen Produkten. Damit ist durchaus nicht der Grausamkeit und Willkür Raum gegeben, sondern nur der Grundsatz aufgestellt, daß auch die wohlwollendste Erziehung des Eingeborenen zur Kultur auf der unbedingten Oberherrschaft des Weißen beruhen muß und es niemals den Anschein gewinnen darf, als ob wir den Eingeborenen durch alle möglichen Zugeständnisse Dank zu bezeigen beflissen seien dafür, daß sie uns im Lande dulden.

An diese Erörterungen schließt sich ein weiterer Erfahrungssatz: daß an eine Verminderung der Schutztruppe nur mit größter Vorsicht herangegangen werden kann. Sie wird von den Eingeborenen nicht als schmeichelhaftes Zeugnis ihres Wohlverhaltens oder als Symptom der festen Zuversicht der deutschen Herrschaft, auch mit geringeren Kräften zurecht zu kommen, sondern als ein Zeichen von Schwäche und Verlockung zur Widersetzlichkeit bewertet. Auch hier ist sentimentale Erwartung geneigt, der Wirklichkeit vorauszueilen. Schon vor zwei Jahren sind Vorschläge zur Verminderung der südwestafrikanischen Schutztruppe innerhalb der Kolonial-Gesellschaft laut geworden, aber gerade durch die Abteilung München zum Schweigen gebracht worden, und es ist eine besondere Ironie des Schicksals, daß der Entwurf des Etats für 1904 eine Verminderung der Schutztruppe in Südwestafrika vorsieht. Die Tatsachen haben nun mit solchen Gelüsten entschieden aufgeräumt. Die Schutztruppe war nicht imstande, auf der einen Seite Ordnung zu schaffen, ohne daß auf der anderen Leben und Eigentum der Weißen der Vernichtung preisgegeben wurde. Und wenn es auch gelang, die Stationen endlich von der Einschließung zu befreien, bevor die Verstärkungen eintrafen, so war die Schutztruppe doch nicht imstande, allein ganze Arbeit zu machen, die aufrührerischen Stämme niederzuwerfen und alle Maßregeln der Sühne und künftiger Vorbeugung an ihnen zu vollziehen. Sie wird einer Verstärkung auf lange Zeit um so weniger entraten können, als jetzt die Unterwerfung des nördlichen Teils des Schutzgebietes, in welchem die deutsche Oberherrschaft noch gar nicht hergestellt ist, nicht mehr aufgeschoben werden darf, soll nicht der schon im Gange befindliche Bergwerksbetrieb in den Otavi-Minen und — von 1906 ab — der Bahnbetrieb dorthin schwerer Schädigung ausgesetzt sein. — Dabei soll Eines nicht unerwähnt bleiben. Es war gewiß dankenswert, daß die Verstärkungen im Heimatlande rasch und in reichlichem Maße aufgeboten und abgesendet wurden, aber sie wären vielleicht entbehrlich geworden, wenn die südafrikanische Station statt mit dem alten kleinen „Habicht", der kaum 70 Mann landen konnte, mit ein paar größeren Kreuzern besetzt gewesen wäre, die, abgesehen davon, daß sie das Deutsche Reich in jenen Gewässern in entsprechenderer Form vertreten hätten, gleich 300—400 Mann mit mehreren Geschützen ans Land hätten schicken können. Eine solche Landungstruppe, wenige Tage nach Ausbruch des Aufstandes an Ort und Stelle, hätte viel Unheil verhüten können.

Mögen die in Südwestafrika so teuer bezahlten Erfahrungen wenigstens in Ostafrika und Kamerun vor dem gefährlichen Experimente einer vorzeitigen Verminderung ihrer Schutztruppen bewahren!

Es gibt nur eine Maßregel, welche in der Zukunft eine Verminderung der Schutztruppe in Südwestafrika auf solider Basis ermöglichen wird — sie fällt mit jener zusammen, welche auch das wirtschaftliche Gedeihen der Kolonie allein begründen kann — es ist die Verdichtung der Besiedelung.

Die Lösung dieses Problems gliedert sich im wesentlichen nach drei Richtungen. Es handelt sich in erster Linie, besiedelungsfähiges Land zur Verfügung zu stellen. Durch bedauerliche Fehlgriffe sind weite Gebiete einzelnen Konzessionsgesellschaften überantwortet worden, und zwar ohne daß diese zu entsprechenden Gegenleistungen verpflichtet worden wären; sie halten mit den Landverkäufen zurück, um teurer verkaufen zu können, wenn Grund und Boden unter dem Einfluß dessen, was das Reich für die Kolonie tut, gestiegen sein werden. Das besiedelungsfähige Regierungsland, welches das Gouvernement reichlich und billig vergeben hat, geht auf die Neige. Die Regierung wird bei der Neuregelung der Eingeborenen-Ländereien, die sie aus Anlaß der Aufstände vorzunehmen nicht umhin können wird, sich wiederum Regierungsland verschaffen können. Aber auf weithin kann auch das nicht reichen. Die Bodenfrage, d. h. die Frage, durch welche Mittel die Gesellschaften auf gesetzmäßigem Wege angehalten werden können, für die Besiedelung ihrer Konzessionsgebiete tätig zu sein, oder der Regierung davon Teile zurückzuüberweisen, nähert sich dem akuten Stadium. Die Deutsche Kolonialgesellschaft darf es sich zum Verdienste anrechnen, zu wiederholtenmalen laut ihre Stimme gegen den Bodenwucher in Südwestafrika erhoben und neuerdings eine besondere Kommission niedergesetzt zu haben, um die Frage mit dem Endziele bestimmt formulierter Forderungen gründlich zu untersuchen.

Zu der Bereitstellung von Besiedelungsland bildet eine Voraussetzung dessen Bewässerung. Sie wird von großer Bedeutung für die Dichtigkeit der Besiedelung, weil bewässerbares Land das Fünf- und Mehrfache an Futter zu produzieren und demnach im gleichen Verhältnis mehr Ansiedler zu ernähren vermag, als unbewässertes. Die Herstellung eines Systems von Bewässerungsanlagen in Form von kleineren und größeren Staueinrichtungen, bestimmt, die in der kurz dauernden Regenzeit ungenützt in den Flußbetten abfließenden Wassermengen für die trockenen Tage aufzuspeichern, ist seit langem Gegenstand vielfacher Bemühungen des hierfür gebildeten Interessentensyndikats, der Deutschen Kolonialgesellschaft und des kolonialwirtschaftlichen Komitees. Aber die Kosten, die es verursacht, sind zu hoch, als daß sie den Ansiedlern ganz überbürdet werden können. Hier muß das Reich mit eingreifen. Die Bewässerungsfrage ist für Südwestafrika, was für Ost- und Westafrika die Eisenbahnfrage ist — die Grundbedingung des wirtschaftlichen Gedeihens. Wer das eine will, muß sich mit den anderen befassen.

Zum Dritten gehört dazu, daß die Uebersiedelung geeigneter Persönlichkeiten mehr als bisher erleichtert werde. Wenn, wie amtlicherseits ausgesprochen wird, ein Kapital von 15,000—20,000 M. notwendig ist, um sich in Südwestafrika anzusiedeln, so darf man sich nicht wundern, daß der Zuzug langsam vor sich geht. Wer so viel Geld sein eigen nennt, wird sich besinnen nach Südwestafrika auszuwandern. Ein lebhafterer Zuzug wird erst erfolgen, wenn die Uebersiedelung und Ansiedelung Deutscher möglichst verbilligt sein wird.

Die Heranziehung von Burenansiedlern mag von Nutzen sein; sie bringen Land- und Sachkenntnis, das richtige Naturell und ein gewisses landwirtschaftliches Inventar mit und haben keine großen Reisekosten. Aber sie können uns nur in einem Zahlenverhältnis willkommen sein, welches ihre Aufsaugung durch das deutsche Element nicht in Frage stellt. Sonst läuft unsere Kolonie Gefahr, zu verholländern, was eben auch gleichbedeutend ist mit einem Entdeutschen.

Schließlich muß noch auf die Wichtigkeit des deutschen weiblichen Elements hingewiesen werden. Denn das Familienverhältnis gleicher Kultur ist die sicherste Form für die Bewahrung der heimatlichen Art. Die Besiedlung muß auf die Ueberführung ganzer Familien Bedacht nehmen und auch die Uebersiedlung einzelner weiblicher Personen erleichtern — wie dies in beschränktem Maße die Kolonialgesellschaft tut, um die Mischehen mit Eingeborenenweibern einzuschränken.

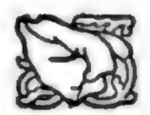
Auch die Verkehrsmittel haben mehrfach versagt; die so wichtige Südnordverbindung ist lediglich durch eine Heliographenlinie vermittelt, die ohnedies nur schwerfällig und unzuverlässig funktioniert, bei bewölktem Himmel aber — gerade jetzt bei der Regenzeit — völlig im Stiche läßt. Sie durch eine eventuell drahtlose Telegraphenverbindung zu ersetzen, ist ein dringendes Erfordernis. Eine rasche und sichere Nachrichtenübermittlung ist da, wo große Räume mit schwachen Kräften gesichert und verwaltet werden sollen, das mindeste, was dazu zu gewähren ist.

An der Eisenbahnlinie Swakopmund-Windhuk hat eine Eigentümlichkeit sich störend bemerkbar gemacht. Es ist dies die Stelle zwischen den Stationen Rössing und Khanfluß, wo die Eisenbahn, im Interesse rascherer Herstellung und zur Vermeidung kostspieliger Kunstbauten, einige Kilometer im Flußbette selbst geführt ist und dann die Höhe mit einer Steigung von 1:20 auf 4 Kilometer Länge erklimmt. Diese Strecke, schon unter gewöhnlichen Verhältnissen ein bedeutendes Betriebshindernis, ist heuer unfahrbar geworden, weil der Khanfluß, der sonst nur alle sechs bis acht Jahre „abkommt", gerade jetzt in sehr ergiebiger Weise abgekommen ist. Die Otavi-Bahn vermeidet dieses schwierige Terrain, und da ihre Trace von Swakopmund fast bis Karibib parallel zur Reichsbahn läuft, dürfte es sich empfehlen, die Zusammenlegung dieser beiden Bahnstücke anzustreben.

Schließlich hätten wir der materiellen Kampfmittel zu gedenken, deren Vervollkommnung ebenfalls dazu beitragen kann, Truppen zu sparen. Zunächst müssen die beiden Batterien der Schutztruppe mit einer zweiten Garnitur von Geschützen ausgestattet werden, damit es nicht wieder vorkommen kann, daß eine der Batterien waffenlos ist, weil sie ihre Geschütze zur Instandsetzung nach Deutschland geschickt hat. Die Schutztruppenstationsgebäude, die schon jetzt festungsartig gebaut sind, müssen mit Geschützen versehen werden, damit sie weithin ihre Wirkung äußern können, und reichlich mit Munitions-, Lebens- und Verbandmitteln ausgestattet sein.

Endlich muß danach gestrebt werden, bei vorübergehender Verstärkung der Schutztruppe die Pferde, die in Südwestafrika ein unentbehrliches Attribut der Kriegführung auch für die Infanterie sind, im Lande zu finden um sie nicht erst von weither mit großen Kosten und großem Risiko holen zu müssen. Die schon jetzt mit Umsicht und Erfolg betriebenen Pferdezuchtbestrebungen müssen nachdrücklich gefördert werden.

Das sind die Eindrücke, die sich in diesen ereignisreichen Tagen hauptsächlich aufdrängten. Wenn in solchem Sinne genützt, die Erfahrungen, welche wir in diesen sorgenvollen Wochen gemacht haben, dazu führen werden, das koloniale Gewissen der Nation zu erwecken, die Solidarität des Reichs mit seinen Schutzgebieten zu beleben und in Südwestafrika eine neue Aera frischen, entschiedenen, zielbewußten Fortschritts zu eröffnen, so sind sie nicht zu teuer erkauft; im Gegenteil: sie bewähren das Wort der Schrift: „Dem Gerechten — das heißt wohl dem Tüchtigen! — gereicht alles zum Besten!"



M. Lazarus' „Pädagogische Briefe".*)

Schon beim ersten Erscheinen des „Lebens der Seele" hob die Kritik die eingeflochtenen pädagogischen Bemerkungen rühmend hervor. Einer der verständnisvollsten Rezensenten dieser durch edle Popularität und eindringende Tiefe des Denkens ausgezeichneten Psychologie, der Jenenser Psychologe Fortlage, verglich die philosophische Tätigkeit des 31jährigen Verfassers mit der des Sokrates, der, nicht geblendet durch das goldene Zeitalter der atheniensischen Kultur, mit seinem scharfen Blicke erkannt hatte, daß es im Grunde genommen an der nötigen Einsicht über Weg und Ziel, über Zweck und Methode der Menschenbildung noch gar sehr fehle. Lazarus verlor das erziehliche Moment nie aus dem Auge. Seine reiche Lehrtätigkeit wie sein schriftstellerisches Wirken waren von Anbeginn der Erziehung gewidmet, die er immer aus dem Gesichtspunkte des Ganzen, der Volkserziehung, betrachtete. Mit der Erkenntnis des Volksgeistes strebte er zugleich die Vertiefung desselben an. Er wollte ein Lehrer des deutschen Volkes sein, das er mit der ganzen Innigkeit seines edlen Herzens liebte. Verständnisvoll ergründete er die Seele des Kindes, und er war ebenso auf die Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes bedacht wie auf die Aufklärung der Erwachsenen. Mit Vorliebe las er an der Universität Pädagogik, ihrem Gebiete entnahm er gern die Themen zu seinen öffentlichen Vorträgen. Um so mehr muß es als eine Lücke in Lazarus' Schriften betrachtet werden, daß keine pädagogische Arbeit von ihm erschienen ist. In dieser Erkenntnis gab Dr. Leicht, den die Vorarbeiten zu einer Lazarus-Biographie nach Meran führten, aus den reichen Schätzen seines literarischen Nachlasses zunächst die pädagogischen Briefe heraus. Seine Wahl wird die Billigung jedes Gebildeten finden, zumal niemals und nirgends die Sorge um die Erziehung des nachwachsenden Geschlechtes so breit und tief gewesen ist wie heute. Die Briefe, die im Jahre 1881 entstanden sind, muten uns an, als wären sie erst jüngsten Datums. Sie haben an Aktualität nichts eingebüßt. Sie sind von idealem Hauche durchweht und eben darum ganz danach angetan, in dem Erzieher jene idealistische Stimmung zu wecken, welche darin besteht, daß er überall unter den gegebenen Umständen das Vollkommenste zu erreichen bestrebt ist, weil er überall das höchste erreichbare Ziel vor Augen hat. Diese seelenvolle Stimmung, die aus der eigenen Seele belebend in die des Zöglings hinübergeleitet wird, hängt, wie Lazarus in dem ersten Briefe, der den Segen derselben schildert, treffend bemerkt, „von der begeisternden Erkenntnis und intimen Schätzung jenes eigenartigen und unvergleichlichen Wertes" ab, „den die Entwicklung einer menschlichen Seele hat, sei es, daß es sich um die Entfaltung ihrer Intelligenz oder um die Bildung eines Charakters oder um die Pflanzung und Pflege der Gemütswelt handelt".

Es versteht sich von selbst, daß Lazarus als Mann der voraussetzungslosen Forschung den Standpunkt einnimmt, daß pädagogische Fragen einzig und allein aus pädagogischen Gesichtspunkten und nach pädagogischen Gründen beantwortet werden müssen, daß die Pädagogik auf eine fröhliche und friedliche Entwicklung der Kinder, auf eine natürliche Entfaltung ihrer Kräfte, auf eine Behandlung derselben als Selbstzweck bedacht sein muß. Er verlangt für sie Autonomie und weist die Heteronomie, die Einmischung fremder Rücksichten und Ziele, die Verquickung mit Parteiinteressen aufs entschiedenste zurück. Die Schule als Kampfsmittel benützen, heißt ihm den Frieden aus der Welt verbannen: „Wenn nicht bloß die Erwachsenen an dem Kampf der Gegensätze teilnehmen, die zwar selten genug mit klarem und deutlichem, aber doch immerhin mit einigem Bewußtsein dabei beteiligt sind, sondern auch die Kinder, dessen völlig unbewußt, als Parteikadetten gedrillt, zu Parteisoldaten dressiert werden sollen, dann wird der Krieg der Erwachsenen unter einander in Permanenz erklärt, und auch diese friedliche Welt der Kindheit, welche die Hoffnung aller Guten auf eine bessere Zukunft in sich schließt, wird des natürlichen Vorrechtes beraubt, vom Streit und Hader der Gesellschaft unbehelligt zu bleiben". Es ist ein goldenes und nicht genug zu beherzigen-

*) Mit einem Vorwort herausgegeben von Dr. Alfred Leicht. 8°. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt 1903.

des Wort, daß der Unterrichtsminister kein politischer, sondern ein pädagogischer Minister, kein Mann der Gegenwart, der politischen Aktualität, sondern ein Mann der Zukunft, in der politischen Strömungen Flucht der bleibende Pol sein sollte. Wer es mit der Schule und der Jugend, die die Hoffnung des Staates ist, ernst meint, wird Lazarus rückhaltlos zustimmen, wenn er sagt: „In einem gesunden Staatsleben mit einer gesunden Erkenntnis des Wesens der Erziehung muß es möglich sein, daß alle Minister im Wogen des Parteikampfes zehnmal wechseln, während der Unterrichtsminister ausdauernd bei seiner friedvollen Arbeit bleibt. . . . Der Unterrichtsminister soll und darf — oder seien wir bescheiden, sagen wir: sollte und dürfte — nicht, von den Parteizielen seiner Kollegen angelockt, den eigenen, rein pädagogisch gerichteten Weg in die Zukunft des Volkslebens verlassen."

Lazarus zeigt in knappen Zügen, wie die Staatserziehung zu einer geschichtlichen Notwendigkeit geworden ist. Daraus ergibt sich, daß die Bildung des öffentlichen Geistes eine Pflicht der Staatserziehung ist. Aber ganz und gar nicht folgt daraus, daß die Bildung des öffentlichen Geistes durch die zentrale und bureaukratische Leitung des Unterrichtswesens bedingt ist. Weit davon entfernt, muß der Staat vielmehr die Organe der Verwaltung und besonders der Leitung desselben mit der notwendigen Freiheit ausstatten, aus keinen anderen als rein erziehlichen Zwecken und Ueberzeugungen zu wirken. Jene Organe werden dem Staate niemals besser dienen, als wenn sie vor allem ihrer wissenschaftlichen Ueberzeugung und ihrem ethischen Gewissen Gehorsam leisten. Die Erziehung schreit förmlich nach Dezentralisation, denn das höchste Gut der Menschen ist die Persönlichkeit und daher tut eine individualisierende Behandlung der Schüler not. Ebenso widerstreitet die Verschiedenartigkeit der pädagogischen Talente von Grund aus dem uniformen Mechanismus des Reglements. Pädagogische Vollkommenheit ist nun allerdings ein Ziel, dem auch der beste Wille und die lauterste Absicht sich nur nähern werden, ohne es vollständig zu erreichen. Kann aber auch nicht der Eigenart jedes einzelnen Schülers und jedes einzelnen Lehrers Rechnung getragen werden, so ist doch die gedeihliche Erhaltung und Entwicklung des Volksgeistes bis zu einem gewissen Grade mit unabweislicher Notwendigkeit an die Beachtung der Verschiedenheiten geknüpft, von denen seine Träger beherrscht werden. Es muß in das System Bresche geschossen werden, das alle Individualität der Forderung und alle Individualität der Leistung ausschließt, das alle Freiheit in der Bewegung der Lehrkräfte verbannt, um alles auf den gleichen Staatsleisten zu ziehen. Es ist auf die Gegensätze von Großstadt und Kleinstadt, von Stadt und Land, von Handwerks-, Fabrik- und Landbaubevölkerung des Flachlandes und des Gebirges, der zusammenliegenden Dörfer und der zerstreuten Einöden Rücksicht zu nehmen. Vollkommen erreichbar und im wohlverstandenen Gesamtinteresse des Staates notwendig ist die unter seinen Auspizien individualisierte Verwaltung nach Provinzen und Kreisen und eine viel größere Freiheit der Direktoren oder besser der von ihnen präsidierten Lehrerkollegien. Die Ueberzeugung, daß die Staatsschule allein die Gewähr dafür bietet, daß dem ganzen Volke entsprechend den objektiven Tatsachen der Kultur eine systematisch abgestufte Bildung zuteil wird, gibt Lazarus den Vorbehalt ein: „Muß schon jede öffentliche Schule mit zahlreichen Zöglingen auf das eigentliche psychologisch begründete Ideal der Erziehung, nämlich auf die volle Beachtung, Wartung und Wahrung der Individualität der Schüler verzichten, so soll dieser Verzicht nicht bis zum Verderben der Schule und der Verkennung ihres Zweckes fortgesetzt werden, indem man auch auf die Individualität der Schulen verzichtet."

Herrlich und ganz originell sind die Ausführungen über die Hauptaufgabe der Volksschule und im Zusammenhange damit über das achte Schuljahr. Lazarus unterscheidet in dem Lehrinhalt der Volksschule dreierlei: erstens gewisse Kenntnisse und Fertigkeiten, deren Inhalt und Uebung niemals wieder vergessen werden darf, wie Lesen, Schreiben, Zeichnen und Rechnen. Zweitens Kenntnisse, die nicht wegen ihres stofflichen Inhalts, sondern wegen der Orientierung, Erleuchtung und Bildung des Geistes und Gemütes überliefert werden, wie Religion und Sittenlehre, Heimatskunde u. s. w. Feinsinnig bemerkt der berühmte Völkerpsychologe, daß es unnütz, ja sogar schädlich ist, die Kenntnisse der zweiten Kategorie zum Gegenstand des Gedächtnisses zu machen, sofern hierdurch der Kreis dessen, womit sich die Volksschule befassen kann, allzu sehr beschränkt wird und andrerseits der Bildungswert einer Gedankenreihe um so größer ist, je mehr sie als eine freie Gabe empfangen wird: „Schon im Moment der Aufnahme ist das Bewußtsein der Lernpflicht, das sich an den Inhalt schließt, eine drückende Last; das Erhebende, Erquickende oder Erregende, das dem Inhalt zukommt, tritt nicht hervor. Vollends später beim Einlernen und Hersagen schwinden jene edlen imponderablen Eigenschaften, und nur die dürre Kunst der Wiederholung ist das ersehnte Ziel derselben. Denken Sie sich ein Stück biblische oder vaterländische Geschichte oder die der Entdeckung Amerikas. Der Lehrer trägt sie mit Einsicht und Lebendigkeit vor; das Interesse an der Sache und die belebende Kraft der Gedanken wird sich wohltuend in der empfangenden Seele ausbreiten. Oder man liest ein sittlich ergreifendes Gedicht, ein religiös erweckendes Kirchenlied; die Seele des Schülers wird dadurch aufflammen. Tritt aber die „schwarze Sorge" an das Gemüt des jungen Schülers, wie er das morgen werde hersagen müssen, dann kann kaum noch das Schönste und Tiefste ihn im Innern ergreifen. . . . . Aber, fragt wohl so mancher, der Knabe muß ja doch seinen Katechismus, er muß doch eine Anzahl Kernlieder, er muß doch vaterländische Geschichte und er muß doch . . . und er muß doch . . . am Schnürchen haben? Aber warum, frage ich, muß er denn das? — Doch wohl nur, damit er den Erfolg davon in seiner Seele habe? Wir können aber das psychologische Gesetz nicht ändern, daß äußerliches Lernen, daß Gedächtniswerk und Lippenweisheit keinen Erfolg im Geiste, keinen Erfolg im Gefühl hat. Umgekehrt, weil die Seele von der Sache erfüllt, weil das Gemüt ergriffen ist, beharrt auch die Vorstellungsreihe mit freudiger Sicherheit."

Die Volksschule bietet aber auch viele Kenntnisse, welche nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck sind. Die Volksschule ist eben keine Fachschule, keine Berufsschule, sondern hauptsächlich eine Bildungsschule, sie hat fürs Leben vorzubereiten, die Neigung zur Entwicklung der geistigen Fähigkeiten einzuflößen und die Fähigkeit dazu zu vermitteln, den Grund zu späterer geistiger Freiheit und politischer Mündigkeit zu legen. Das einfachste und weitestgreifende Beispiel hierfür ist das Lesen. Der Wert und Zweck der Lesekunst besteht nicht in dem, was behufs Aneignung derselben gelesen wird, sondern in den Gedanken, die wir aus den verschiedenen Gebieten geistiger Schöpfung künftig durch sie schöpfen werden. Aus diesem Gesichtspunkte muß die Tätigkeit der Volksschule vorzugsweise betrachtet werden, denn wenig wird aus ihr ins Leben deshalb hinübergenommen, weil es an Inhalt von selbständigem Werte ist. Es handelt sich in ihr wesentlich darum, „Apperzeptionsorgane zu gewinnen und die Funktionierung derselben auszubilden." In diesem Betracht kommt dem achten Schuljahre eine Bedeutung zu, welche die der früheren bei weitem übertrifft.

Die Realisierung der von der Volksschule im letzten Grunde angestrebten Zwecke setzt eine gewisse Reife der geistigen Kräfte voraus, die von der Natur an diejenige Entwicklung des Gesamtorganismus geknüpft ist, welche sich leiblich in der Pubertät zu erkennen gibt. Andererseits kann aber den ökonomischen Bedenken, die gegen das achte Schuljahr immer und immer wieder geltend gemacht werden, Berechtigung nicht abgesprochen werden. Es läßt sich nicht leugnen, daß es sich bei demselben um nichts weniger als um zwei Prozent aller produktiven Arbeit der im engeren Sinne arbeitenden Klasse der Nation handelt. Dieser Interessenkonflikt wird nach Lazarus durch eine obligatorische Fortbildungsschule ausgeglichen, die den Zögling nur für Feierstunden und meist auch diese nur an Feiertagen fordert und als die eigentlich vorbildliche und vorbildende Schule fürs Leben ihr Gepräge dadurch erhält, daß die Fach- und Berufsbildung in die zweite, die allgemein menschliche Bildung in die erste Linie gerückt werden und daß das höchste Maß der Individua-

lisierung und das höchste Maß der Freiheit in ihr herrschen muß. Lazarus zieht zwei Jahre in einer solchen Fortbildungsschule zwei vollen Schuljahren ohne Berufsarbeit vor, denn „alle jene Trennungen und Abstände zwischen dem Schulgeist und dem Geist des praktischen Lebens, zwischen der engen, aber energischen und natürlichen Gedankenentwicklung der Berufsarbeit und dem weiten, künstlichen, vergleichsweise matten Umkreis des Schulunterrichts sind so groß, daß die Erfolge der Volksschule oft illusorisch werden, weil sie in den nächsten Jahren einer derben Praxis des Lebens verfliegen." Dazu kommt, daß es den aus der Volksschule tretenden Jünglingen in den Lebensjahren, in denen die strotzende Leibeskraft, der dunkle Lebensdrang und die sinnliche Frische den Reizen und Gefahren einer rohen Natürlichkeit und natürlichen Roheit aussetzt, an jeder festen Leitung und an der sanften Führung geistiger Interessen fehlt, wohingegen die Fortbildungsschule den Jüngling in dieser kritischen Zeit in den Stunden der Muße zu geistigem Genießen anregt. Es ist ein Wahrwort, daß gar manche Härte und Schärfe der sozialen Frage sofort gemildert wäre, wenn die arbeitenden Klassen befähigt, angeleitet, vorgebildet und gewöhnt würden, ihre Muße mit jenen geistigen Genüssen auszufüllen, die ökonomisch so viel leichter zu erreichen sind, als die rohen, sinnlichen.

Der letzte Brief an eine Dame behandelt das Wesen der „Erziehung", insbesondere im Anschluß an die grundlegenden Leistungen Lessings, und lenkt ihre Aufmerksamkeit auf eine noch nicht beachtete, aber höchst interessante Tatsache der allgemeinen Literaturgeschichte — auf die merkwürdige Tatsache, daß mit Ausnahme der Großmeister der deutschen Dichtung die großen und berühmten Dichter bei keinem Volke sich unmittelbar mit der Erziehung im eigentlichen Sinne beschäftigt haben. „Weder bei Sophokles oder Shakespeare, weder bei Virgil oder Dante, weder bei Racine oder Calderon fiel es uns wohl ein, ihre Bedeutung auch in der pädagogischen Literatur ihres Volkes aufzusuchen; in der deutschen aber verdienen Lessing und Schiller, Goethe und Jean Paul wegen ihrer grundlegenden Leistungen hier in vorderster Reihe zu stehen."

B. Münz.

Eine regelmäßige Uebersicht über geographisches Schrifttum.

u. Die Lehrer und die wohlunterrichteten Freunde der Geographie erheben immer wieder den Vorwurf, daß man sich in Deutschland den erreichten hohen Stand dieses Faches nicht zunutze macht. Als äußerer Beweis hierfür diene schon die amtliche und die wirkliche Stellung desselben in unseren höheren Schulen! In der Tat könnte jeder Gebildete für sein allgemeines Wissen, für seine volkswirtschaftliche Einsicht und seinen politischen Gesichtskreis aufs lohnendste sorgen, wenn er es anders hielte, d. h. wenn er durch die besseren geographischen Geisteserzeugnisse unserer Tage sich vorwärts führen würde. Mühelos könnte er den ersten wichtigen Schritt zur Selbstunterweisung dadurch tun, daß er einen oder den anderen Jahrgang der besten geographischen Literaturberichte durchsähe. Die Mehrzahl unserer gediegensten Zeitschriften berichtet auch über das bezügliche Schrifttum. Am ältesten, verbreitetsten und angesehensten sind wohl die monatlichen „Literaturberichte" in „Petermanns Geographischen Mitteilungen". Aber sie sind immerhin nur eine Beilage zu deren anderen Textabteilungen. Als ein bibliographisches Werk aber, welches in einem oder zwei halben Bänden nur jährlich erscheint, sei heute das „Geographische Jahrbuch" hervorgehoben. Der erste Halbband für 1903 liegt seit kurzem vor.[1]

Nur drei Abteilungen sind es zunächst, welche in letzterem ausgeführt wurden. Die mittlere gab uns aus Pietätsgründen besonders zu diesem Gesamthinweise Anlaß. Die erste bringt eine Uebersicht der „Fortschritte der Länderkunde von Europa". Der Vielseitigkeit in der Beachtung dessen, was innerhalb der letzten zwei Jahre geleistet wurde, ist es sicherlich von Vorteil, daß über die einzelnen Länder einheimische Fachmänner derselben berichten. Nur den drei Halbinseln des Mittelmeeres blieb ihr langjähriger, wohlgeübter Referent Theob. Fischer erhalten. Ueber Rumänien allerdings belehrt ein Franzose. An Trockenheit des Registrierens leidet wohl nur der Abschnitt „Deutsches Reich". Die Bearbeitungen der anderen länderkundlichen Literatur zeigen in der Regel durch eine oder mehrere kennzeichnende Aussagen, wie sie die betreffende Schrift beurteilen und wohl auch, was ihr eigen sei. Von den bezüglichen Arbeiten Englands soll erst der nächste Halbband erzählen; dagegen wird nicht gesagt, ob nicht auch Rußland an die Reihe kommt. Und doch verdient die bekannte Rührigkeit des dortigen geographischen Schrifttums eine möglichst häufige Beachtung!

Mit Wehmut sehen alle Freunde der „Geschichte der Erdkunde" den zweiten Abschnitt des Bandes durch; denn er ist die letzte derartige Darbietung von Soph. Ruge. Diese erste Autorität deutscher Zunge auf genanntem Felde ist wider alles Erwarten derer, welche ihn in den Ferien 1902 ausschreiten sahen, uns an Weihnachten 1903 durch den Tod entrissen worden. Wir schweigen hier von seinen bekannten Hauptwerken und seinen vielen größeren Untersuchungen. Erwiesen doch schon seine unzähligen literarischen Anzeigen in „Petermanns Mitteilungen", Literaturbericht, und im „Geographischen Jahrbuch" ihn überall als gründlichsten Gelehrten, umsichtigen, überzeugenden Kritiker und verlässigen Führer. In unserem Jahrbuchbande bespricht er die Arbeiten über die verschiedensten geographischen Gegenstände, welche der Zeit vom Mittelalter bis 1903 angehören und während der letzten drei Jahre von europäischen Gelehrten untersucht wurden. Man begreift, welche Beherrschung der früheren Arbeiten gleicher Richtung, welche Sprachen- und Sachkenntnis zu einer erstklassigen Erörterung solchen Gebietes notwendig ist. Ruge teilt seinen Stoff in vier Hauptabteilungen, deren dritte und vierte wieder in je vier Abschnitte zerlegt werden, eine höchst erwünschte Maßregel für den so vielverzweigten Gesamtgegenstand. Denn nicht nur die Geschichte der allmählichen Entschleierung des Erdbildes und des Verlaufes der Entdeckungsreisen, sondern auch die Kartographie, nautische und physikalisch-geographische Erfolge und dergleichen der früheren Jahrhunderte sind Gegenstände der hierher gehörigen Schriften. Bemerkenswert erscheint in mehreren Abschnitten das Vorwalten nichtdeutscher Arbeiten, dabei allerdings auch fremdsprachlicher Publikationen, welche deutsche Namen tragen. Bei Ruges Methode, das Minderwertige auszuscheiden, sieht man die Deutschen insofern gewissermaßen im Hintertreffen, als sie doch sonst, vor allem auch durch ihre Zeitschriften in der Geographie überhaupt an der Spitze stehen. (Selbstverständlich handelt es sich hierbei um das deutsche erdkundliche Schrifttum überhaupt, nicht um das des Deutschen Reiches.) Doch konnte gleichwohl in jeder der angedeuteten Unterabteilungen dies und jenes Erzeugnis deutscher Autoren hervorgehoben werden. Insbesondere sehen wir immer wieder Arbeiten von S. Günther entweder mit genaueren Hinweisen oder in aller Kürze angeführt, und zwar in stets vorteilhafter Weise. Diese Anerkennung legt es überaus nahe, daß Günther am Ausfüllen der betrübenden Lücke, die der Altmeister hinterläßt, in erster Linie und dauernd zu arbeiten berufen sei. Freilich würde es ihm wohl ungemein schwer fallen, der physikalischen Erdkunde nicht die bisherige Treue zu bewahren.

Im letzten Abschnitt des Bandes bespricht Krümmel die Fortschritte der Ozeanographie während 1901 und 1902. Es geschieht durch eine Uebersicht der Arbeiten über die physikalischen Tatsachen des Meeres überhaupt und jener über einzelne Meeresteile. Krümmel konnte hierbei infolge der wesentlich geringeren Zahl von Schriften häufiger Skizzen ihres Inhaltes bieten, was ebenso knapp wie inhaltsreich geschieht. Fast naturnotwendig nehmen hier die Leistungen in englischer Sprache die erste Stelle ein. Aber mit Freude bemerkt der Deutsche, daß eine stattliche Anzahl seiner gelehrten Landsleute ein offenkundiges Zurücktreten unserer Literatur hinter die englische nicht zuläßt. Hier ist es vor allen Gerh. Schott, welcher durch Vielseitigkeit und Bedeutung seiner Arbeiten zur Geltung kommt, er, von dessen klarer und gefälliger Lehrhaftigkeit jeder so gerne zu gewinnen sucht. Sein fo-

[1] Geographisches Jahrbuch. XXVI. Band 1903. 1. Hälfte. Herausgegeben von Herm. Wagner. (Gotha, Justus Perthes.)

genanntes Valdivia-Werk und Krümmels „Ozean“ wird man als die besten neuen Lehrschriften zu bezeichnen haben, welche die Meereskunde bei den Gebildeten zu verbreiten vermögen. — An dem hier empfohlenen Halbbande des Jahrbuches besitzen wir eine Bürgschaft, daß auch die zweite Hälfte zeigen werde, zu welch hoher Entwicklung die wissenschaftliche Geographie besonders in ihrem deutschen Zweige gebracht worden ist.

Bücher und Zeitschriften.

Studie über das deutsche Schloß und Bürgerhaus im 17. und 18. Jahrhundert. Von Dr. Hugo Schmerber. Mit 14 Abildungen. (Studien zur Deutschen Kunstgeschichte, Heft 35.) Straßburg 1902. J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel).

„Wer die Barocke international nennt, hat die Kirchenbauten im Auge, und eben diese allein, ohne an die Profanbaukunst zu denken.“ Auf letztere angewandt, versagen auch die enger begrenzenden Stilbezeichnungen, die bald auf die religiösen Genossenschaften (Jesuitenstil, protestantischer Barockstil, katholischer Barockstil), bald auf landschaftliche Gebiete anspielen (italienisch-süddeutsches Barock). Die Vermengung von kirchlichen und profanen Denkmalen, wobei die Abhängigkeit dieser von jenen angedeutet wurde, mußte deshalb verwirren. Aufgabe der Forschung ist es vielmehr, in den Wohnbauten der einzelnen Kulturländer diejenigen Momente zu betonen, in denen die Eigentümlichkeiten des jeweiligen Kulturlebens besonders sich Geltung verschafften. Dabei sind Grundriß, Außenarchitektur und Innendekoration scharf zu trennen; denn häufig in dieser Periode weisen Plan, Aufbau und Ausschmückung auf verschiedene Quellen hin. In Deutschland insbesondere, wo nach dem dreißigjährigen Kriege die fremden Einflüsse übermächtig sind „und nur bei dem bescheidenen Bürgerhause das ureigenste Empfinden in sympathischer Weise hin und wieder zum Ausdruck kommt“, ist das wechselnde Vorherrschen dieser Einflüsse, die mannigfache Art, wie sie sich durchkreuzen und verbinden, klar zu stellen. Unter solchen Gesichtspunkten hat Schmerber seine sehr schätzenswerte Studie durchgeführt. Er hat dabei nicht nur die erhaltenen Bauwerke, sondern auch die Schriften der Theoretiker, alte Kupferstichwerke und dergleichen herangezogen. Auf die Grundrißentwicklungen, in denen sich ja die Veränderung der Lebensansprüche, der Sitte und Mode am unmittelbarsten kundgibt, ist billigerweise das Hauptaugenmerk gerichtet. Während die Typen der Schloß- und Palais-Bauten in der Kunstliteratur der letzten Jahrzehnte bereits ziemlich vollständig gekennzeichnet waren, erfuhr das deutsche Bürgerhaus des 17. und 18. Jahrhunderts durch Schmerber wohl die erste zusammenfassende Behandlung. Sie erhebt nicht den Anspruch, ganz erschöpfend zu sein; doch läßt eine Reihe gut ausgewählter Beispiele die wesentlichsten Züge genugsam erkennen. Die inhaltreichen Darlegungen befriedigen das allgemein kulturgeschichtliche Interesse ebenso wie das baugeschichtliche.

R. St.

„Die Physiologie der Bogenführung auf den Streichinstrumenten“ betitelt sich ein Buch des Oberstabsarztes Dr. F. A. Steinhausen (Leipzig 1903, Verlag von Breitkopf u. Härtel), in welchem Verfasser sich mit dem mechanischen Problem der Bogenführung beschäftigt. Außerordentlich wenig ist, besonders in deutscher Zunge, bislang auf diesem engeren Gebiete der speziellen Physiologie der Bewegungen gearbeitet worden, und man kann des Autors Behauptung wohl beipflichten, daß es bisher an einem eigentlichen Verständnis für die mechanische Seite der Bogenführung fehle. — Allein diese Tatsache scheint bis zu einem gewissen Grade leicht verständlich. Denn wie der bildende Künstler die Sinneseindrücke, die ihm das Auge vermittelt, und die mannigfaltigen Bewegungen der Seele, welche die fortschreitende Arbeit begleiten, nicht in bewußte Relation bringt zu dem mechanischen Spiel der den weichen Ton bearbeitenden Finger, so vermeidet auch der ausübende Virtuose nur gar zu gerne die rein mechanische Betrachtung seiner Bewegungen. Arm und Hand erscheinen ihm nur als gefügige Werkzeuge der Empfindungs- und Tonvermittelung, und er übersieht vollständig, daß auch in ihnen ein Stück selbständigen Lebens steckt. Ja, die irrige Auffassung, als vertrüge sich ein voller und edler Ton nicht mit höchster Vollendung, war und ist, wie Steinhausen in seiner interessanten Einleitung anführt, seltsamerweise weit verbreitet.

Der erste Abschnitt des Buches gibt eine sehr klare Kritik der bisher in der Literatur niedergelegten, im großen ganzen recht verbesserungsbedürftigen Anschauungen. Wir erfahren, daß der große Geiger Spohr mit seiner feinen Beobachtung der Wahrheit am nächsten gekommen ist. Der Bogen soll zwischen Daumen und Mittelfinger hin und her bewegt werden, die Finger sind selbständig beweglich zur Mittelhand u. s. w. Courvoisier ist in einer, Joachim gewidmeten, Schrift dieser Anschauung sehr zu Unrecht entgegengetreten. Wir hören ferner die Ansichten fast aller bedeutenden Meister — sogar Leopold Mozart ist erwähnt — über Fingerstellung, Daumenhaltung, Beteiligung des Handgelenkes, sowie des Ober- und Unterarmes. Allein die Mannigfaltigkeit der widersprechenden und teilweise undeutlichen Angaben zeigt uns so recht, wie wenig geklärt vom Standpunkt des Künstlers aus diese Frage noch ist. — In letzter Instanz ist es eben doch die physiologische Betrachtung und physikalische Analyse der Vorgänge, welche ein sicheres Bild von dem Wesen der Bogenführung und ihrer Gesetzmäßigkeit liefert.

Der nächste Abschnitt gibt an der Hand einiger Abbildungen eine auch dem Laien leichtverständliche Einführung in die Anatomie der oberen Extremität. Besonders eingehend behandelt sind die für unsere Frage so wichtigen verschiedenartigen Gelenke und ihre Drehungsmomente. Einige interessante physiologische Vorbemerkungen vervollständigen das Kapitel. Steinhausen erweitert und vertieft die bisherige Auffassung des Bogens — als eines einarmigen Hebels — um ein bedeutendes. „Es konkurrieren fortlaufend und gleichzeitig stets drei Hebelformen mit einem gemeinsamen Drehpunkt im Bogen miteinander“. Ausgehend von den klassischen Untersuchungen v. Helmholtz' erläutert Verfasser diese Darlegungen an einfachen Schematen. Eine glückliche Beobachtung ist die der Drehung des Bogens um die „Spielachse“, welche nahe dem oberen Froschende gelegen ist. — Die letzten Abschnitte enthalten sorgfältige theoretische Untersuchungen über Mechanik und Dynamik der Bogenführung. Unter anderem sind der historischen und kritischen Betrachtung des schwierigen Staccato allein fünf Seiten gewidmet. Die Berücksichtigung der von ihm physikalisch und physiologisch als notwendig nachgewiesenen Spielachsendrehung, aufmerksame Selbstbeobachtung und Anschauungsunterricht, Ausbildung des Fingerspiels sind die hauptsächlichsten Forderungen, die Steinhausen erhebt. Und von ihrer Berechtigung wird jeden Sachverständigen das eingehende Studium des Werkes überzeugen. Es sei daher allen — Lehrern und Lernenden — wärmstens empfohlen.

Dr. med. Ernst Heilner.

Histoire de la Langue Universelle par *Dr. Couturat* et *Dr. Leau*, Paris 1903, Hachette et Cie.

Auf 600 Seiten geben hier zwei Mathematikprofessoren und gründliche Sprachkenner eine vortreffliche Darstellung von ca. 60 Versuchen, das Weltspracheproblem zu lösen. Hr. Rechnungskommissär Hoffmann in München hat in seinem leider noch immer nicht veröffentlichten Vortrag über die Entwicklung des Weltsprachegedankens mehr als 100 Universalspracheprojekte angeführt. Das wäre nun eine rechte Kalamität und müßte uns an der Verwirklichung des Gedankens verzweifeln lassen, wenn nicht gerade die jüngsten Versuche eine auffallende Uebereinstimmung aufwiesen, weil sie eben, statt Phantomen nachzujagen, sich auf den Boden der Wirklichkeit stellen und das tatsächlich bereits vorhandene, ungeheure internationale Wortmaterial (vorwiegend griechisch-lateinischen Ursprungs) zum Aufbau ihrer Universalsprache verwenden. Der Rest muß dem (auch den Angelsachsen, sowie den gebildeten Germanen und Slaven vertrauten) romanischen Sprachschatze entnommen werden, den 500 Millionen Menschen beherrschen. Die Verfasser hätten gut daran getan,

statt z. B. dem aussichtslosen Sprachgemengsel „Esperanto" (Beispiel: tagnoktegaleco = Tag- und Nachtgleiche) 60 Seiten zu widmen, einige jener neulateinischen (bezw. panromanischen) Versuche, so besonders den ersten von Faiguet aus der Encyclopédie (1765) oder Puchners „Nuove-Roman", die mit 2—3 Seiten abgetan werden, ausführlicher zu behandeln. Auch wäre eine Trennung in mehr oder weniger homogene Sprachprojekte und aus allen möglichen Elementen gemischte Sprachsalate angezeigt gewesen. Die Kritik ist sachlich und klar, manchmal vielleicht etwas zu pedantisch. In der Einleitung und im Schluß wird versucht, die Vorurteile gegen eine künstliche internationale Verkehrssprache gründlich ad absurdum zu führen und werden treffliche Winke für die definitive Lösung des Problems gegeben, welche die „Kommission für Einführung einer internationalen Hilfssprache" (Délégation pour l'adoption d'une langue auxiliaire internationale) in Paris (Sekretariat: 6 rue Vavin) mit Hilfe der internationalen Vereinigung der Akademien zu erreichen hofft. Mehrere Akademien (u. a. die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien) haben bereits ihre Zustimmung erklärt.

München. Dr. H. Molenaar.

*

Allgemeine Rundschau.

Schwedens Beitritt zur Berner Konvention.

b. Der angekündigte Beitritt Schwedens zur Berner Konvention dürfte, nach dem zu schließen, was von orientierter publizistischer Seite über den Standpunkt der ausschlaggebenden Riksdags-Gruppen in Erfahrung gebracht worden ist, bei den gesetzgebenden Körperschaften auf keinen nennenswerten Widerstand mehr stoßen. Das allgemeine Gefühl der Rechtsunsicherheit am literarischen Eigentum hat sich in den letzten Jahren auch in Schweden so allgemein und nachdrücklich geltend gemacht, daß die Stimmen jener wenigen Interessentenkreise, welche in der jetzt geplanten Verbesserung des schwedisch-ausländischen Literaturverkehrs eine Verschlechterung ihrer wirtschaftlichen Erwerbsquellen erblicken, bei den entscheidenden Schlußabstimmungen sicherlich ungehört verhallen werden. Besonders wichtig in der diesbezüglichen Regierungsvorlage erscheint ein Passus, der sich auf die Gleichstellung zwischen literarischer Originalarbeit und Uebersetzung im rechtlichen Sinne erstreckt und zugleich die Ausschlußfrist für fremde Uebersetzungen auf einen Zeitraum von zehn (bisher zwei) Jahren ausdehnt. Des weiteren heißt es, daß die Schutzansprüche der Autoren bezw. der von den letzteren bevollmächtigten Uebersetzer gegen unbefugten Nachdruck auch nach dem Tode des betreffenden Rechtsinhabers auf die Dauer von 30 (bisher fünf) Jahren fortbestehen, und während dieser Frist von den in Betracht kommenden Rechtserben des Autors und seiner Uebersetzer rechtskräftig ausgeübt werden sollen. Mit der vorerwähnten Umgestaltung der inländischen Literaturgesetzgebung erscheint eine der beträchtlichsten Schwierigkeiten im literarischen Rechtsstandard Schwedens und seiner Nachbarländer ausgeglichen und zugleich die Möglichkeit gegeben, die Anschlußerklärung zur Berner Konvention ohne weiteren Verzug demnächst in vorgeschriebener Art zur Ausführung bringen zu lassen. In der schwedischen Schriftsteller- und Verlegerwelt wird das Vorgehen der Regierung allseitig mit freudiger Zustimmung begrüßt, ebenso in den Fachzirkeln der beiden skandinavischen Nachbarländer, die in der bisherigen Sonderstellung Schwedens eine für die engen literarischen Beziehungen der Nordreiche untereinander höchst empfindliche Beiseitesetzung der literarischen Schutzinteressen erblicken mußten.

*

Die Besatzung der japanischen Handelsflotte.

* Mit der erstaunlichen Entfaltung der japanischen Handelsmarine, die heute an achter Stelle im Weltverkehr steht, hat das Angebot japanischer Seeleute nicht ohne weiteres Schritt halten können. Die japanische Bevölkerung besteht zwar zu einem guten Teil aus geborenen Seeleuten. Die englische Schiffszeitschrift Fairplay nennt 2 Millionen Fischer, die das beste japanische Seemannsmaterial, namentlich auch zur Besatzung der Kriegsflotte, abgäben. Für die höhere seemännische Karriere kommen sie aber nicht in hinreichendem Maße in Betracht. In der Zeitung Tokyo Keizai veröffentlichte unlängst der Direktor der japanischen Seefahrtsschule, Kapitän Hirayama, interessante Daten über die Bemannung der japanischen Handelsflotte und den Anteil des Auslandes an ihr. Aus diesen Mitteilungen geht hervor, daß in den leitenden nautischen und technischen Stellungen das fremde Element weit überwiegt und erst in den unteren Chargen der Dienst hauptsächlich von Japanern versehen wird. Die größte japanische Schiffahrtsgesellschaft, die Nippon Yusen Kaisha, beschäftigte zur Zeit der in Rede stehenden Erhebungen des Kapitäns Hirayama auf ihren europäischen, australischen, amerikanischen und asiatischen Dampfern insgesamt 293 Offiziere: von diesen waren 22 Kapitäne, 21 leitende Maschinisten (Ingenieure), 23 erste Offiziere Ausländer und nur 5 Kapitäne, 6 leitende Maschinisten, 4 erste Offiziere Japaner. Unter den ersten Maschinisten stand das fremdländische Element mit 13 Mann dem japanischen, das 14 Mann repräsentierte, noch beinahe gleich. Zweite und dritte Offiziere und Maschinisten erst waren in größerer Zahl Japaner als Ausländer. 17 Japaner und 10 Ausländer werden als zweite Offiziere, 30 Japaner und 16 Ausländer als zweite Maschinisten, 46 und 3 als dritte Offiziere, 62 und 1 als dritte Maschinisten bei der Flotte der Nippon Yusen Kaisha aufgezählt. Die Austral- und Europadampfer der Gesellschaft stehen ganz unter ausländischem Kommando, während je ein Dampfer auf der amerikanischen und der Schanghai-Linie von Japanern, die auf der Seefahrtsschule ihre Examina gemacht haben, befehligt werden. Ausschließlich von Japanern geführt und bemannt sind einzig die Dampfer des Bombay-Dienstes, in der Mehrzahl japanische Offiziere haben die Dampfer der Nord-China-, Wladiwostok- und asiatischen Küstenlinien der Gesellschaft. Was von der Nippon Yusen Kaisha gilt, trifft in ähnlicher Weise für die Osaka Shosen Kaisha und die anderen japanischen Reedereien zu. Natürlich streben die Japaner dahin, das fremde Element in der Schiffsleitung aus nationalen Gründen mit der Zeit mehr einzuschränken und, wenn möglich, ganz entbehrlich zu machen.

*

Kleinere Mitteilungen.

∽ Eine Kundgebung gegen die Theorie Professor Behrings über die Rolle der Milch bei der Tuberkuloseinfektion und die von ihm daraus gezogenen praktischen Schlußfolgerungen fand am Sonntag im Hilfsverein für Lungenkranke in Wien statt. Alle Redner, darunter sehr bekannte Autoritäten, waren darin einig, daß die bisherige Maßregel, die Milch zur Verhütung von Infektionskrankheiten abkochen zu lassen, in keiner Weise durch die Behringsche Theorie in ihrem Wert beeinträchtigt werden könne, während der von Behring empfohlene Formalinzusatz zur Milch die Gefahr einer häufigeren Erkrankung an Typhus und Erkrankungen des Verdauungstraktes mit sich bringe. Mehrfach wurde mit Bedauern bemerkt, daß durch solche Versuche, unentschiedene Theorien unmittelbar in die Praxis zu übertragen, Beunruhigung und Verwirrung in die breiten Massen getragen werden; im vorliegenden Fall besonders bedeute das Aufgeben der kaum erst im Volke eingebürgerten Schutzmaßregel des Abkochens der Milch einen bedenklichen Rückschritt in der Erziehung des Volkes zu hygienischen Maßregeln.

* Die Deutsche Zoologische Gesellschaft ließ zum 70. Geburtstag Ernst Häckels dem Jubilar durch ihren Vorsitzenden, Professor J. W. Spengel (Gießen), eine kunstvoll gearbeitete Adresse überreichen, die die Verdienste Häckels um die Zoologie hervorhebt und ihm die lange Erhaltung der Geistesfrische seines Alters wünscht.

* Die Schwedische Literaturgesellschaft in Helsingfors erteilte an ihrem Jahrestage einen Preis von 2000 M. dem Staatsrat C. G. Estlander für sein Werk über die Dichtkunst Runebergs und einen Preis von derselben Größe dem jungen Lyriker Jakob

Tegengren. Zugleich ernannte die Gesellschaft eine größere Anzahl von korrespondierenden und Ehrenmitgliedern, unter den ersteren aus Deutschland den Privatgelehrten und Historiker Dr. Fritz Arnheim (Berlin).

Die Schwedische Gesellschaft für Anthropologie und Ethnologie ernannte den bekannten Anthropologen Dr. Ludwig Wilser in Heidelberg zum korrespondierenden Mitglied.

∽ Für den II. Internationalen Kongreß für Philosophie, der vom 4. bis 8. September dieses Jahres in Genf stattfinden soll, sind fünf Sektionen geplant: Geschichte der Philosophie, Allgemeine Philosophie und Psychologie, angewandte Psychologie, Logik und Philosophie der Einzelwissenschaften, Wissenschaftsgeschichte. Als amtliche Kongreßsprachen gelten Deutsch, Englisch, Französisch u. Italienisch. Der Sekretär des Kongresses ist Dr. E. Claparède, Genf, rue Champel 11.

::

Hochschulnachrichten.

a. **Tübingen.** Eine Kant-Feier hielt am Sonntag die philosophische Fakultät vor einem zahlreichen erlesenen Publikum ab. Die Gedenkrede sprach der neu berufene Nachfolger E. Pfleiderers, Professor Dr. Maier.

r. **Heidelberg.** Die naturwissenschaftlich-mathematische Fakultät der hiesigen Universität promovierte den Mannheimer Chemiker Hofrat Dr. Heinrich Caro, früher Leiter des Hauptlaboratoriums, jetzt Aufsichtsratsmitglied der Badischen Anilin- und Sodafabrik, anläßlich seines 70. Geburtstages zum Dr. philos. naturalis honoris causa. — Aus den Papyrusschätzen der hiesigen Universitätsbibliothek gab der Berliner Privatdozent für Kirchengeschichte Lic. Dr. Karl Schmidt die koptischen „Acta Pauli" heraus.

B. **Straßburg.** Der hiesige Gemeindewaisenarzt und Privatdozent für Kinderheilkunde an der Universität Dr. Siegert erhielt einen Ruf als außerordentlicher Professor an die Universität Halle.

hc. **Gießen.** Geh. Justizrat, ordentlicher Professor für deutsches Recht und Kirchenrecht, Dr. Arthur Benno Schmidt, hat den Ruf in gleicher Eigenschaft an die Universität Königsberg abgelehnt.

* **Halle.** Der Direktor der agrikultur-chemischen Kontrollstation, Professor Ludwig Bühring, der Nachfolger des Geheimrats Märcker, sank gestern Morgen beim Verlassen eines Geschäftslokales vom Schlage getroffen tot zusammen.

-η- **Königsberg.** Dr. Arnoldt in Königsberg i. Pr., dem zusammen mit dem Oberbibliothekar Dr. Reicke aus Anlaß der Kant-Feier der Professortitel verliehen wurde, hat diesen Titel abgelehnt. Als Grund wird angegeben, daß Dr. Arnoldt von der philosophischen Fakultät der Königsberger Universität in den 70er Jahren zweimal zum außerordentlichen und einmal zum ordentlichen Professor vorgeschlagen, aber nie vom Ministerium berücksichtigt worden war.

* **Paris.** Zum Professor der Hygiene an Stelle des verstorbenen Professors Proust wurde der Professor der experimentellen und vergleichenden Pathologie Dr. Chantemesse ernannt.

* **Aus Rußland.** Der Lehrstuhl für baltisches Provinzialrecht an der Universität in Dorpat ist in den letzten sieben Jahren meistens nicht besetzt gewesen. Das genannte Fach wurde von irgend welchen anderen Professoren der juristischen Fakultät nebenbei gelesen. Jetzt weiß ein Rigasches Blatt zu melden, daß in diesem Semester provinzialrechtliche Vorlesungen gar nicht im Lektionskatalog stehen, es daher als ungewiß erscheine, ob sie überhaupt statthaben würden. Wenn man bedenkt, daß es sich um die für Est-, Liv- und Kurland wichtigste Rechtsdisziplin handelt, allerdings ein mehr als bedauerlicher Zustand!

hc. Ehrung. Der Geheime Baurat Joseph Stübben in Köln, bekannt durch seine Schriften auf dem Gebiete des Städtebauwesens ist von der Technischen Hochschule in Karlsruhe zum „Doktor-Ingenieur Ehrenhalber" ernannt worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Prof. D. W. Bousset: Was wissen wir von Jesus? Halle a. S. 1904. Gebauer-Schwetschke. 79 S. — Hutters Briefe an Luther. Nach d. Originaldrucken neu hrsg. von Eduard Spranger. (Zeitgemässe Traktate aus der Reformationszeit. Hrsg. von Constantin v. Kügelgen. Heft 3.) Leipzig 1903. Richard Wöpke. 231 S. — Mathias Auerbach: Einfälle und Betrachtungen. Philosophische und weltliche Gedanken. Dresden und Leipzig 1904. Carl Reissner. 226 S. — Friedrich Terburg: Die Amerikanerin und andere Novellen. Berlin 1904. Carl Freund. 248 S. — Aus dem Kriege 1807—1814. Aufzeichnungen eines dänischen Offiziers. Hrsg. von seiner Tochter Elisabeth v. Frisenberg. Gr.-Lichterfelde-Berlin. Edwin Runge. 99 S. — Bericht über die 56. Hauptversammlung des Evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung, abgehalten in Hamburg am 6., 7. und 8. Oktober 1903. Leipzig 1903. Im Selbstverlag des Zentralvorstandes des Evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung. 252 S. — Alexander Cartellieri: Kaiser Heinrich VII. (S.-A. aus Neue Heidelberger Jahrbücher. Bd. XII.) Heidelberg.

Für den Inseratenteil verantwortlich: M. Schumacher, München.

Verlag von Gustav Fischer, Jena.

Soeben erschien:

Natur und Gesellschaft

Eine kritische Untersuchung der Bedeutung der Descendenztheorie für das soziale Leben

Von

Dr. jur. et phil. Albert Hesse

Privatdozenten der Nationalökonomie an der Universität Halle a. S.

Preis: 4 M., gebunden 5 M.

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen **Anfragen oder Bestellungen,** welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung angekündigten, besprochenen oder zitierten **Bücher und Verlagswerke** erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung **beziehen zu wollen.**

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Tauchnitz Edition.

February 17, 1904.

The Courtship of Morrice Buckler

A new Novel.

By

A. E. W. Mason.

In 2 vol.

(5608)

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1904. 133. Band. Viertes Heft.

Inhalt: Denifle und sein Luther. III. (Schluß) — Die religiöse Politik der römischen Staatsregierung gegenüber dem Christentum vor Konstantin. — Die staatliche Pensionsversicherung der Privatbeamten. — Reichstagsbrief. — Rettmanners „Orate". — Bardenhewers Geschichte der altkirchlichen Literatur. — La Gerarchia Cattolica. — Notiz. (5862)

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 18. Februar. Nummer 40.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Die japanische Landesausstellung zu Osaka vom Jahre 1903. Von F. R.

Indien, das Bindeglied zwischen Ost und West. Von J. Mendel.

Zur Geschichte der deutschen Hypothekenbanken. Von S. S.

II. Bücher und Zeitschriften.

Le Opere di Galileo Galilei (13. Bd.) — *Fr. Spiro:* Pausaniae Graeciae descriptio.

III. Allgemeine Rundschau.

Neugriechische Sprache und Kulturgeschichte. — D. J. Mendelejew. — Ein neuer Apparat für Ozonerzeugung. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Die japanische Landesausstellung zu Osaka vom Jahre 1903.

Ausstellungen sind eine moderne Erfindung. Sie sind ein Ausdruck des allgemeinen Bestrebens und der Notwendigkeit, in dem großen Konkurrenzkampfe der Völker Vorteile durch friedliche Mittel statt durch gewaltsame Maßregeln zu erringen. Sie sind im Laufe des vergangenen Jahrhunderts zu einem der wichtigsten dieser friedlichen Mittel geworden und ihre Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung eines Landes ist stetig gewachsen. Landesausstellungen sind schon bald als nationale Repräsentationssache betrachtet worden und werden vielleicht bald eine Repräsentationspflicht sein. Sie sind jedenfalls beinahe maßgebend geworden für die Beurteilung der Leistungsfähigkeit einer Provinz oder eines Landes und können als Examina bezeichnet werden, bei denen die Staaten zeigen müssen, was sie produzieren, was sie gelernt, erfunden, verbessert haben.

Es dürfte aus mehreren Gründen nicht uninteressant sein, von einer japanischen Landesausstellung zu hören. Erstens weil überhaupt Japan mit seiner in der Geschichte aller Völker einzig dastehenden rapiden Entwicklung zum modernen Staat und mit seiner alten, so ganz eigenartigen Kultur die Augen der alten und neuen Welt auf sich gelenkt hat; zweitens weil Japan seit kurzer Zeit nun auch in die Reihe der Großmächte aufgenommen und damit zum Kampf um ein großes Stück Welt auf den Plan getreten ist.

Japan war noch in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts in den Banden eines mittelalterlichen Feudalismus und hat in fünf Dezennien den Weg von einem von der Außenwelt ganz unberührten Land zu einem, man möchte sagen, weitgeöffneten und empfänglichen modernen Reich gemacht. Einige wenige Daten aus der bei uns so unbekannten japanischen Geschichte dürften wohl von Interesse sein. Die abendländische Kultur hat schon früher mehrmals und in verschiedenen Formen in das verschlossene Land einzudringen und Fuß zu fassen gesucht: im Jahre 1549 war St. Franz Xaver gelandet und predigte die christliche Lehre; aber kaum 40 Jahre später suchte man sich der Mission durch Christenverfolgungen wieder zu entledigen. 1542 war Japan von den Portugiesen entdeckt worden, aber derselbe Schogun Yeyasu, der die katholischen Mönche vertrieb, verschloß auch das Land wieder dem fremden Handel. Nur in Nagasaki durften Fremde, und zwar ausschließlich Holländer, unter harten Bedingungen einen sehr beschränkten Handel treiben. So blieb es im wesentlichen bis 1853. In diesem Jahre begehrte aber eine mächtigere Faust Einlaß. Im Auftrage der Vereinigten Staaten forderte Kommandant Perry an der Spitze der amerikanischen Flotte die Oeffnung des Landes. Dies war in einer Zeit, wo innere Gärungen bereits das alte Regiment dem Zusammensturz nahe gebracht hatten. Nun fiel es zusammen und ein blutiger Bürgerkrieg führte zu den gewaltigen Veränderungen, welche die Grundlagen und Möglichkeiten zu der beispiellosen Entwicklung gegeben haben, welche heute noch nicht abgeschlossen ist, wohl aber, wie es scheint, vor einem neuen Wendepunkt steht. Japan ist jetzt eine konstitutionelle Monarchie nach dem Muster Preußens und der Mikado nicht mehr der in Gefangenschaft gehaltene, unsichtbare Scheinkaiser, sondern ein Herrscher, den das Volk von ganz Japan sieht.

Keine Tatsachen aber geben ein so gutes Bild von der jüngsten Vergangenheit Japans als einige Jahreszahlen aus der Geschichte der japanischen Ausstellungen.

Als im Jahre 1852 in London die erste Weltausstellung stattfand, da war Japan noch ein unzugängliches und fast unbekanntes Land. Bereits 1877, also nur ein Vierteljahrhundert später, hielten die Japaner in Tokio, der Residenz des neuen Reiches, die erste nationale Ausstellung ab. 1858 war Yokohama als Hafen geöffnet, 1872 die erste Eisenbahn zwischen Yokohama und Tokio gebaut worden. 1881 und 1890 wurde eine Ausstellung in Tokio wiederholt. Die vierte, im Jahre 1895, deren Schauplatz die alte Hauptstadt Kioto war, wies gegenüber ihrer Vorgängerin an Größe eine Steigerung um 50 Prozent auf; die vorigjährige, welche mithin im ganzen die fünfte war, wurde am 20. April in Osaka vom Mikado eröffnet und am nächsten Tage dem Publikum zugänglich gemacht. Wiederum ist ihre Ausdehnung gegenüber der vorigen um die Hälfte gewachsen; ihre große Bedeutung liegt aber darin, daß zum erstenmal die fremde Industrie zugelassen war. Zahlreiche europäische Import- und Exportfirmen der japanischen Städte, aber auch ostasiatische und überseeische Häuser haben in einem gemeinschaftlichen Gebäude ausgestellt und sowohl der Mikado wie seine Gemahlin haben dieser Abteilung einen besonderen Besuch gewidmet. Diese Erweiterung, die mit dieser Neuerung geschaffen ist, ist wohl ein Schritt weiter auf dem Wege zur Weltausstellung. Wann wird sich Japan daran wagen?

Osaka, der Ort der vorigjährigen Ausstellung, ist mit 821,000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt Japans. Es liegt am Meere, und da es von zahlreichen Mündungen des Yodagawa durchzogen und in mehrere Inseln geteilt wird, so hat man es — übrigens recht oberflächlicherweise — das japanische Venedig genannt. Richtiger wäre es, wenn man überhaupt vergleichen will, von einer Aehnlichkeit mit holländischen Städten zu reden, wegen der düsteren, niedrigen alten Holzhäuser, welche in malerischer und unregelmäßiger Linie die brückenreichen Kanäle ein-

fassen. Osaka ist seit 1890 zu einer Fabrikstadt aufgeblüht und die Rauchwolken der bald zahllosen Schornsteine verdecken jetzt schon oft die Aussicht auf den Gebirgszug, der Osaka einen schönen landschaftlichen Hintergrund gibt.

Da das einzige Hotel europäischen Stils am Platze überfüllt war, zogen wir vor, von Kobe aus in einem Tagesausflug die Ausstellung zu besuchen. Die Entfernung beträgt nur eine Eisenbahnstunde.

Vor dem Bahnhof fiel ein provisorischer Triumphbogen, der zum Empfang des Mikado errichtet war, auf. Er hatte die Größe und den Umriß des Titus-Bogens. Aber während die Form unserer abendländischen Kultur entlehnt war, zeigte die Ausschmückung echt japanische Züge. Der Bogen war über und über bedeckt von den Zweigen der Kryptomerie, der japanischen Tanne, und die ornamentalen Figuren auf diesem herrlichen dunkelgrünen Untergrunde, welche bei uns durch bunte Lampen für Illumination gegeben würden, bestanden hier aus — Apfelsinen. Der Anblick war für Europäer trotz der hübschen Wirkung komisch. Unwillkürlich wünschte man sich in die Flegeljahre zurück, um trotz der scharfen japanischen Polizei die gelben Ornamente zu erklettern und aufzuessen. Denn die japanischen Orangen sind köstlich.

Die japanischen Großstädte sind, da die Häuser höchstens ein Stockwerk über dem Erdgeschoß haben, ungeheuer ausgedehnt, und so schien die Fahrt in den Rikschaes, den zweiräderigen, von Menschen gezogenen Wägelchen, durch die ungepflasterten, vom Regen aufgeweichten Straßen schier endlos, da die Ausstellung gerade am entgegengesetzten Ende der Stadt sich befand. Zudem stockte, da viel Volks auf den Beinen war, weil die Ausstellung eben eröffnet und der Mikado noch in Osaka anwesend war, oft der gleichförmige Trab unserer menschlichen Zugtiere. Hat man erst ein paar japanische Städte gesehen, so erblickt man, so unterhaltend das Volksleben immer bleibt, wenig Neues auf der Straße. Städte und Straßen gleichen sich viel mehr als bei uns; in Deutschland z. B. sind auf allen Seiten Einflüsse von den umgebenden Ländern eingedrungen und unsere Grenzstädte zeigen italienische, holländische und französische Züge; zugleich war auch im Innern von vornherein durch Stammesverschiedenheit ein einheitlicher Charakter der Bauart ausgeschlossen; in modernen Orten ist durch die verschiedene Bestimmung und Bevölkerung der Viertel, durch Anlagen, Parke, freie Plätze, der Einförmigkeit vorgebeugt. Umgekehrt hat in Japan alles zusammengewirkt, die Straßen einer Stadt und die Städte unter sich einander ähnlich zu machen: die abgeschlossene Lage im Meer, die geschichtliche Abgeschlossenheit und somit die vielhundertjährige unbeeinflußte Kulturentwicklung.

Man würde bei einer solchen Fahrt durch japanische Straßen auch heute noch von dem ungeheuren Umschwung, den das Eindringen unserer Kultur verursacht hat, nichts merken, so sehr scheint uns dort alles anders, fremd und einheitlich, wären nicht drei Dinge, welche den Anblick der ein paartausend Jahre gleich gebliebenen Straßen in jüngster Zeit verändert haben: das ist der Telegraph, die Reklame und europäische Kleidungsstücke. Die plumpen Masten und die Drähte des Telegraphs fallen um so mehr auf, als seine Linien in Japan allenthalben den Straßen folgen und sein Netz sich nicht gleichmäßig über die Städte verbreitet wie bei uns. Ob die größere Feuersgefahr in diesen hölzernen Städten, die geringere Festigkeit der Dächer oder der Widerstand der Haus- und Grundbesitzer gegen die moderne Erfindung oder schließlich die größere Billigkeit bei Führung der Leitungen längs den Straßenzügen maßgebend war, habe ich nicht erfragen können; jedenfalls sind die auffallend zahlreichen Drähte und die dicken Telegraphenstangen eine wie die Reklame störende, aufdringliche Erscheinung in dem sonst so unberührten Gesamtbild des dortigen Straßenlebens.

Die Reklame, allzu gelehrig übernommen wie manche andere westlich-europäische oder östlich-amerikanische Uebertreibung, hatte natürlich am Ausstellungsort eine ins Ungeheuerliche gehende Ausdehnung angenommen. Nicht nur war die immer so reizvolle japanische Landschaft zu beiden Seiten der Bahn durch geschmack- und witzlose Figuren verunziert (zum Glück für den Fremden wenigstens meist mit unleserlichen Schriftzeichen), sondern die Stadt war geradezu übersät mit bunten Schildern, unter denen Bismarcks Kopf, einem Lenbachschen Bilde mit entsetzlicher Uebertreibung der markanten Gesichtszüge nachgebildet, an jedem Fleck und Eck auftauchte.

Vor dem Eingang der Ausstellung hatte auf dem großen schmutzigen Platze davor eine zweite Triumphpforte mit Apfelsinen den Mikado überrascht. Man kann sagen, diese römischen, orangenbesäten Torbogen waren origineller als die ganze Ausstellung. Sobald man ihren Eingang erreicht und den geringen Eintrittspreis von 5 Sen (= ca. 10 Pfennige) erlegt hatte, erlebte man eine große Enttäuschung.

Denn was man erblickte, war Altbekanntes, Alltägliches, wo Formen waren, Formen, an denen man sich zu Hause reichlich satt gesehen hatte, und alles billig, sehr billig. Rechts und links vom Eingang ab lange, scheunenartige, ganz schmucklose, weiß getünchte Gebäude, zwischen beiden eine von grobsteinigen Wegen eingefaßte verwilderte Rasenfläche; diese war einmal durch einen recht gewöhnlichen Brunnen unterbrochen. Die Wahl des Ausstellungsplatzes, die bauliche und gärtnerische Anlage erschienen geradezu ungeschickt. Am Ende der beiden langen, parallelen Scheunen stieg ein Hügel an, der das etwas anspruchsvollere, nach dem Vorbild des Palais Kinsky in Wien errichtete Gebäude für die Kunst trug. Da es viel zu weit zurückstand, so sah man vom Fuß der Anhöhe aus nur seinen obersten Teil und, oben angekommen, sah man zu genau die Langweiligkeit und Armut des Stils und das schlechte Material, als daß es dann noch hätte wirken können. Auf halber Höhe stand die weit überlebensgroße Figur einer Brunnen-Dame, welche in die Pariser Mode der 80er Jahre gekleidet zu sein schien. Rings um sie herum lagen im schlechten Rasen blecherne Nachbildungen von Tieren aus irgend einer japanischen Gießerei, mit der Oberflächlichkeit einer flüchtigen europäischen Massenfabrikation erschaut. Und bei uns sucht man vergeblich die wunderbar feinen japanischen Tierdarstellungen nachzuahmen! Links erblickten wir zahlreiche kleine Restaurants und ein Riesenfaß, die Reklame der bekannten Yebisu-Brauerei. Weiter im Hintergrund einen Leuchtturm und das Gestell einer Wasserrutschbahn. Hinter der Kunstausstellung hatte ein japanischer Hagenbeck ein formosanisches Dorf erbaut und bevölkert, überhaupt kann man sich kaum einen europäischen Erwerbszweig denken, dessen japanische Nachahmung trotz der geringen Größe der Ausstellung nicht vertreten oder ersichtlich gewesen wäre.

So wenig erfreulich nun der Gesamteindruck und das Aeußere der Ausstellung war, so interessant und tüchtig war das Detail. Die Sucht, die Europäer nachzuahmen, hat sich bei den Japanern leider auf Gebiete übertragen, wo sie selbst so genug Originelles und Entwicklungsfähiges besitzen, daß es einer Nachahmung nicht bedurft hätte. Hoffentlich erscheint bei dem besonders seit dem chinesischen Kriege sich so stark entwickelnden nationalen Selbstbewußtsein in Japan bald der Künstler, der das Japanische in der Architektur weiter entwickelt, der die einheimische Bauart der Häuser und Tempel und Paläste aus Holz in Stein übersetzt, so wie die Erbauer der Großmogul-Paläste in Agra (Nordindien) so fein und geschickt die hölzernen Säulen, Balken und Gesimse mit Beibehaltung des alten Stils mit den Hindu-Motiven in steinerne verwandelt und mit der eindringenden mohammedanischen Kunst verschmolzen haben. Noch existieren keine japanischen Steinbauten: was in Tokio und in anderen Landeszentren in den letzten Jahrzehnten wirklich in großem Maßstabe und mit weitschauender Munificenz an Regierungs-, Justiz-, Post- und Universitätsgebäuden geschaffen wurde, trägt leider ein modernes Berliner, gar oft barockes Gewand.

Als Vergnügungsreisender wendet man sich natürlich zuerst der japanischen Kunst zu. Vom Haupteingang an der Vorderfront wurde man — vielleicht wegen des Regenwetters, vielleicht wegen des Mikado — zurückgewiesen und fand Einlaß an der Hinterseite; zuvor noch mußten

die Schirme bei einer dort im Freien errichteten Garderobe abgegeben werden. Zum Glück durfte man die Schuhe behalten, und nur wer auf Holzsandalen schlappte, mußte auch diese ablegen. Die Besichtigung japanischer Sehenswürdigkeiten, insbesondere von Tempeln, wird dem Reisenden oft dadurch verleidet, daß er gezwungen ist, barfuß zu gehen. Dies ist eine große Unannehmlichkeit; trotzdem darf man es nicht zu den japanischen Fortschritten rechnen, wenn sich die europäische Kleidung dort einbürgert, da die einheimische nicht nur dem Klima besser entspricht, sondern im Sinne der Hygiene, besonders was das Leben zuhause betrifft, der unserigen überhaupt vorzuziehen ist.

So viele Reisende haben schon die Aehnlichkeit der Körperbewegungen und des Mienenspiels der Japaner mit denen der Affen hervorgehoben. Aber auch die Art ihrer Gelehrigkeit und ihre Nachahmungssucht trägt diesen Zug oft. Davon konnte man sich in dieser Kunstausstellung überzeugen. Während das Erdgeschoß eingenommen war von gediegenen, echt japanischen Lacksachen und Vasen alten Schlages, deren überaus hoher Wert und Feinheit der Arbeit ein nicht sehr geübtes Europäerauge gar nicht zu würdigen und zu schätzen vermag, befanden sich im oberen Stock die Gemälde; davon gehörte ein großer Teil einer die neuen Franzosen und Belgier geistlos imitierenden sezessionistischen Richtung an. Sie hatte Produkte gezeitigt, die ebensosehr der gedanklichen wie der perspektivischen Tiefe ermangelten und denen zudem die Berechtigung der experimentierenden Technik fehlte, welche die Werke unserer nach neuen Ausdrucksmitteln suchenden Künstler wertvoll macht. Denn ich sah an den Machwerken der japanischen Sezession ebensowenig einen schöpferischen, entdeckerischen Zug, als man ihn finden kann an den wissenschaftlichen Arbeiten, welche die Japaner als unsere Schüler bis jetzt hervorgebracht haben.

Freilich, es ist zu viel verlangt von einem erst kürzlich aufgeweckten Volke, daß es binnen 25 Jahren mehr erreicht als sich unsere gesamten Kenntnisse auf allen Gebieten des Wissens anzueignen. Ja, es ist nicht einmal sehr schmeichelhaft für uns, die wir „es so herrlich weit gebracht zu haben" meinen, daß ein Volk, das vor vier Jahrzehnten noch in mittelalterlicher Barbarei steckte, sich in so kurzer Zeit unsere gesamten, uns so kompliziert dünkenden Fortschritte zu eigen gemacht hat; nicht nur das; in der gleichen Zeit hat es sich mit verhältnismäßig wenig Kampf eine Großmachtstellung errungen, so daß heutzutage die geistigen Führer der japanischen Nation auf allen Gebieten, dem der Politik, der Wissenschaft, der Kunst, von denselben Voraussetzungen ausgehen können wie die unsrigen. Welcher Erfolg!

Aber es wird sich sehr bald zeigen, ob der Japaner — und er wird es erst beweisen müssen — außer Gelehrigkeit auch Kritik und Geist besitzt. Das Fremde war für ihn bis jetzt natürlicherweise so imponierend, daß er sich möglichst viel davon angeeignet hat. Er beginnt, wie es scheint, aber schon jetzt zu sichten, und mit zunehmender Beherrschung der neuen Errungenschaften zeigen sich mehr und mehr auch wieder die alten Rasseneigentümlichkeiten, seine orientalische Undankbarkeit, ein durch keine religiösen oder philosophischen Gegenvorstellungen gehemmter Egoismus und ein Fremdenhaß, der mehr ist als ein Ausdruck nationalen Stolzes.

Wie entzückend waren nach den unangenehmen Bildern europäischer Schule die altmodischen Malereien auf Seidenstoff, Darstellungen von einer Grazie, Feinheit und Ausarbeitung, wie sie den dortigen Künstlern in Fleisch und Blut übergegangen zu sein scheint, Vorzüge, die ja bei uns den Ruhm japanischen Könnens begründet haben. Wenn auch Vorwurf und Behandlungsweise sich immer wiederholen, man wird sich an den guten naturalistischen Werken der Japaner nie satt sehen. Unsere Bekanntschaft mit der japanischen Kunst fiel in eine Zeit, wo ähnliche Bestrebungen und Wünsche, wie sie dort schon längst in Erfüllung gegangen waren, begannen bei uns lebendig zu werden, und so ist es kein Wunder, daß tatsächlich die japanische Kunst (besonders in Frankreich durch die Bemühungen der Brüder Goncourt) nicht ohne Einfluß auf unsere moderne Malerei und Dekorationskunst geblieben ist. Aber wie schnell hat in unseren beweglicheren und phantasievolleren Künstlerköpfen die Wirklichkeitsdarstellung neue und immer neue Formen gewonnen. Dort in Japan malt man nun schon zwei Jahrhunderte lang die Tiger, die Kiefern, die Hühner, die Kraniche, die Blütenzweige in derselben Manier. Der japanische Naturalismus ist der einzige reine Naturalismus; die Dinge werden wiedergegeben, wie jeder sie sieht, und somit sind der Darstellung Schranken auferlegt, indem sie nie den Zweck haben wird, zu idealisieren, zu deuten oder eine persönliche Auffassung als wichtig hinzustellen. Der Stimmungsgehalt der Bilder oder der Versuch des Künstlers zur Suggestion des Beschauers ist infolgedessen gleich null. Dies trifft sogar in denjenigen Fällen zu, wo der Gegenstand an und für sich schon genug Packendes oder Rührendes hätte, aber trotzdem absichtlich jede Beeinflussung des Betrachters vermieden wird, z. B. bei Szenen, welche Sagen entnommen sind, oder welche das Elend des Lebens, die Armut, die Winterkälte und den Hunger zum Gegenstand haben. Es gibt wenige Geschichten, welche Rührenderes und Edleres erzählen als die vom Prinzen Sakya-Muni, der zum großen Buddha wurde, und ihr Wendepunkt und menschlicher Höhepunkt ist der, wo der Prinz, getrieben vom Geist der Erleuchtung, sein irdisches Paradies ein wundervolles Schloß, sein heißgeliebtes Weib und seinen kleinen Sohn verläßt, um in freiwillige Armut zu ziehen. Ein moderner japanischer Künstler stellt dies so dar: man sieht ein Stück Parkes und eine Ecke eines überaus prächtigen Palastes, eine reiche Treppe, die herunterführt, einen weißen, goldgezäumten Zelter, der unten wartet und den Prinzen, der auf einem Treppenabsatz einen Augenblick stillhält, um einen letzten Blick hinaufzuwerfen. Alles so kühl, daß jemand, der die Geschichte nicht kennt, kühl vorbeigehen wird; wer sie aber kennt — und das tut in Japan jedes Kind —, hält still und versinkt in — seine eigenen Gedanken, nicht in die des Künstlers.

Noch ein anderes Moment ist für den japanischen Naturalismus sehr bezeichnend, nämlich der, daß er in der Tat oft gar nicht mit dem Leben und mit der Natur zusammenhängt, eine anscheinend paradoxe Behauptung, deren Richtigkeit aber leichtlich bewiesen wird. Zu den besten Bildern der Ausstellung in Osaka gehörte ein ganz meisterhaft gemaltes Tigerpaar. Das Bild war packend und schlagend, wie ich selten eines gesehen habe, und man konnte es als „wahr" bezeichnen, auch wenn man nie zwei Tiger hat im Dickicht lauern sehen. Die gespannte Aufmerksamkeit im funkelnden Blick, das Horchen der Raubtierköpfe und das Fell der Bestien waren einfach großartig gemalt; ich bin überzeugt: der Künstler hat vielleicht nie einen Tiger, auch nicht in Gefangenschaft gesehen, aber irgend ein japanischer Künstler vor 100 Jahren hat einmal einen beobachtet. Es gibt keine Tiger, keine Elefanten, keine Löwen und keine zoologischen Gärten in Japan, aber nirgends gibt es bessere Darstellungen von ihnen als eben dort. Viele Künstler im Süden und Norden des Landes haben nie den heiligen Berg Fuji gesehen, aber er wird auf ihren Landschaften und Hintergründen nicht fehlen und so wahr sein, als ihn die Künstler von Tokio malen, die ihn kennen. Wie schnell vergeht bei uns Schule und Ueberlieferung in künstlerischen Dingen, die Tradition, die dort die Schule ist.

Es ist sehr schwer für den Europäer, die Kunst der asiatischen Länder ganz zu würdigen und nicht zu unterschätzen, da bei unserer so ganz anderen Bildung, Denkweise und Empfänglichkeit die Gefühlsinduktion durch die fremden Kunstwerke oft eine geringe ist. Wie wenig vermögen wir vor den berühmtesten Statuen des Buddha zu empfinden! Man wird diese Unterschiede sehr bald herausfinden, wenn man nicht nur die Kunstwerke, sondern auch das Publikum beobachtet.

Ich will nur eine Beobachtung erwähnen, die vielleicht interessant genug ist. Dem Japaner ist das Nackte nichts Besonderes, obwohl er, entsprechend dem Klima, ebensoviel Körperteile verdeckt wie wir, und ein Gefühl der Schamhaftigkeit, das dem unserigen gleich wäre, kennt er nicht.

Ich habe einigemal auf dem Lande Männer und Weiber und Kinder zusammen nackt baden oder einzelne auf der offenen Landstraße in die mit heißem Wasser gefüllten großen Eimer steigen sehen. Die bisherige japanische Kunst malte nackte Körper, wo sie ihrer bedurfte, als etwas natürlicherweise wie im Leben Vorkommendes, nie aber einzelne Akte. Erst seit einigen Jahren treten japanische Schüler Europas in den Ausstellungen mit Akten auf, aber das Publikum starrt sie wie etwas Unverständliches und Unbegründetes an; nirgends sieht man Neugier oder Lüsternheit. Wozu sollte man nackte Menschen malen? Schöne Kleider sind doch viel besser!

F. R.

(Schluß folgt.)

Indien, das Bindeglied zwischen Ost und West.

Das Berliner Museum für Völkerkunde besitzt unter seinen Sammlungen der älteren indischen Kunst etwa sechzig Originalskulpturen aus den Ruinen der Buddhistenklöster von Gandhara in der Nähe des heutigen Peschaur im Gebiete des Swatflusses, sowie eine Anzahl von Gipsabgüssen dieser Denkmäler, deren Originale namentlich das Museum zu Lahor (Vorderindien) aufbewahrt. Die Aufdeckung der Ruinen von Gandhara erfolgte in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts durch Dr. Leitner, der jahrzehntelang als britischer Beamter in Indien lebte und die ersten Originale seiner Ausgrabungen auf die erste Londoner Weltausstellung schickte. Die Ausstellungshalle, welche jene merkwürdigen Momente (Buddha-Darstellungen und sonstige Bilder der indischen Mythologie) beherbergte, verbrannte, und man erinnerte sich später kaum mehr dieser ausgestellten Funde.

Und doch hatte es sich hier um Schätze gehandelt, deren wissenschaftliche Bearbeitung nicht nur eine längst entschwundene Kulturepoche wieder auferstehen zu lassen vermochte, sondern die, wie wir im folgenden sehen werden, dazu berufen sein wird, die Kultur des östlichen und westlichen Asien in einen gewissen Zusammenhang zu bringen, der ihr bis heute fehlte, ja noch mehr, die Brücke zwischen der ausgehenden Antike und der mongolischen Kunstübung zu schlagen.

Dr. Leitner, welcher seine Ausgrabungen in Gandhara unermüdlich fortführte, brachte eine zweite Sammlung für die Wiener Weltausstellung in den siebziger Jahren zusammen. Dieselbe wurde damals der Vorgängerin des heutigen Berliner Völkerkunde-Museums, der ethnographischen Abteilung des alten Museums, zum Kaufe angeboten. Die ethnographische Abteilung, in der damals die anthropologischen Tendenzen vorherrschend waren, legte keinen besonderen Wert auf diese Sammlung, auch die klassische Abteilung hat damals diese Stücke nicht erworben, obwohl kein Geringerer als Ernst Curtius in einem kleinen aber beachtenswerten Aufsatze: „Die griechische Kunst in Indien" auf die Bedeutung dieser Funde aufmerksam gemacht hat. Leitner, welcher später nach London zurückkehrte, gründete dort ein orientalisches Institut, in welchem junge Mohammedaner europäische Bildung genossen, aber in den Gebräuchen und Sitten ihrer Heimat lebten. Seine indischen Sammlungen wurden in seinem Institute aufgestellt, aber ihre wissenschaftliche Bearbeitung trat in den Hintergrund gegen die übrigen Bestrebungen Leitners.

Vor etwa einem Jahre traten seine Erben mit einer Anfrage an das Völkerkunde-Museum, das nunmehr nach längeren Verhandlungen die in ihrer Art einzig dastehenden Sammlungen erworben hat und sich rühmen darf, einen gewaltigen Schatz jener noch dunklen, aber äußerst wichtigen indischen Kulturepoche geborgen zu haben.

Die neuen Erwerbungen des Völkerkunde-Museums, die in einiger Zeit auch dem großen Publikum zugängig gemacht werden und deren wissenschaftliche Bearbeitung gleichfalls erfolgt, gehören der buddhistischen Kunst in Indien an. Diese Kunst trägt stark griechischen Einfluß in sich. Um dies zu verstehen, sei kurz auf die Berührungen des Helenentums mit Indien eingegangen.

Herodot erwähnt bereits, daß die Perserkönige Dareios und Xerxes, denen indische Stämme tributpflichtig waren, auf ihren Zügen gegen Griechenland indische Soldaten mitführten. Als Alexander der Große das Perserreich unterjocht hatte, drang er bis nach Indien vor. Immerhin waren diese Berührungen der Helenen mit den Indern nur vorübergehender Natur. Erst das Zeitalter der Diadochen erlebte die Gründung eines griechisch-baktrischen Reiches, dessen Könige Eukratidas und Menandros ihre Herrschaft bis nach Indien ausdehnten und ihre Heere bis Gudscharat führten. Das griechisch-baktrische Reich hat wie in politischer, so auch in kultureller Beziehung einen dauernden Einfluß auf Indien gehabt, und dieser hellenische Kultureinfluß dauerte fort, als die Indoskythen das griechisch-baktrische Reich zertrümmert und ihre Scharen über Indien ergossen hatten.

Griechische Kunst hat seit jenen Tagen die indische Kunst beeinflußt und die Ruinen von Gandhara sind der sprechende Beweis dieser Tatsachen. Schon die früheren Perioden der indischen Kunst zeigen griechischen Einfluß, aber dieser ist im großen und ganzen kein direkter, sondern meist ein durch die Perser vermittelter, welche selbst diese erste der uns erhaltenen Kunstperioden beeinflußt haben. Es sind namentlich von großen noch erhalten: Stupen von Santschi und die Denkmäler in Aemaravati, Behar, Mathura und andere. In Mathura haben sich außerdem Reste einer besonderen indo-hellenischen Schule, welche rein griechische Sujets behandeln, nachweisen lassen. Diese Reste sind durch die Berührung des Seleuciden-Reiches mit Indien bedingt. Seleukos Nikator, einer der Generale Alexanders des Großen, hatte zu seiner Provinz Syrien auch die indischen Vasallenstaaten erhalten, die später dem griechisch-baktrischen Reiche angehörten. Die bekanntesten Kunstdenkmäler dieser Schule sind ein Silen, ein Herakles mit dem nemeischen Löwen und eine Athene Promachos.

Doch kehren wir zu den Gandhara-Denkmälern zurück. Sie gehören, soweit die bisher erforschten Reste erkennen lassen, dem ersten bis vierten Jahrhundert der nachchristlichen Zeitrechnung an. Zu beachten ist, daß sie nur durch ihre Formengebung ein Ausläufer oder Anhängsel der antiken Kunst sind, inhaltlich aber dem indischen Leben vollständig angehören, da sie rein indische Stoffe, und zwar die Heiligen und Legenden der indischen Religion darstellen.

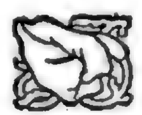
Den Mittelpunkt der Gandhara-Denkmäler bildet selbstverständlich die Darstellung des Religionsstifters Buddha. Bemerkenswert ist, daß es Buddhabilder in der ersten indischen Kunstepoche, die sich direkt an das Zeitalter Buddhas anschließt, überhaupt noch nicht gibt. Die ältesten bisher uns bekannten Buddha-Ideale erscheinen mithin mit griechischem Typus. Buddha wird wiedergegeben in der Gestalt eines jugendlichen Mannes in griechischer Gewandung und mit apollinischen Zügen. Auf späteren Typen macht sich immer mehr das Hindugesicht bemerkbar, dagegen zeigt die Kleidung noch lange die nichtindische Anordnung. Auch die Anordnung der Haare ist eine durchaus griechische, dagegen fehlen die langen Ohrlappen selbst in den rein griechischen Buddhatypen niemals. Diese langen Ohrlappen weisen darauf hin, daß vor der Idealisierung des Buddhakopfes durch die griechischen Künstler einheimische Künstler den Buddhatyp dargestellt haben müssen. Die langgezogenen Ohrlappen deuten das Ablegen des königlichen Schmuckes durch Buddha an und sind daher für seine Auffassung in hohem Grade notwendig, so daß auch die griechischen Darsteller sie nicht übergehen, auch nicht mildern durften. Der Schnurrbart, der auf den Buddhatypen in Gandhara mit griechischer Gewandung und Haaranordnung vereinzelt vorkommt, findet sich in Japan und China wieder, wo auch auf den älteren Buddhabildern zugleich der griechische Faltenwurf sich außerordentlich zäh erhalten hat.

Auch die niederen Gottheiten des indischen Götterkreises sind von der griechischen Antike stark in ihrer Darstellung beeinflußt. Der Silen-, Satyr-, Centauren- und Eros-Typus wird mit Vorliebe für sie benützt. Für den Garuda (Adler) und den Vadschrapani (Donnerkeilhalter), Figuren der indischen Mythologie, gelten Zeus mit dem Adler, für den Garuda mit dem Naga (Schlangenkönig) der Ganymed mit dem Adler als Vorbilder. Sicherlich sind die griechischen Künstler, welche den Indern ihre Reliefs in Gandhara fertigten, nicht ohne Einfluß auf die indische Religion selbst und ihren Legendenkreis geblieben. Die Dämonen-Armee der Mara, die Buddha von seinem Diamantsitze unter dem Bodhibaum zu Gaya zu verdrängen suchte, wird durch Darstellung griechischer Soldatentypen plastischer dargestellt, als es die frühere indische Schule vermochte. Die Erdgöttin, welche den Buddha bei der Versuchung durch Mara unterstützte, trägt die Züge der griechischen Gäa und wird als aus dem Boden vor dem Pferde des sein Haus verlassenden Buddha herausragende Frauengestalt dargestellt. Hier scheint die spätere Legende geradezu an die Kunstdarstellungen anzuknüpfen und durch sie beeinflußt zu sein; denn sie erzählt den Vorgang genau wie ihn die Künstler darstellten, während die ältere Legende nichts von dem Vorgang in dieser Form weiß und ihn viel unplastischer erzählte. Auch die Komposition der Reliefs von Gandhara ist eine streng antike, was namentlich in der Anwendung der Tiefreliefs hervortritt. Die ältere indische Periode kannte fast nur Flachreliefs. Nicht zum wenigsten weisen auch die dekorativen Elemente antike Motive auf. Ein Gigantenrelief aus Gandhara mag direkt unter dem Einflusse der pergamenischen Bauten, deren Ruf auch nach Mittelasien drang, entstanden sein. Die römische und korinthische Säule hat als dekoratives Element in Gandhara vielfache Anwendung gefunden.

Der Einfluß der Spätantike auf die Gandhara-Epoche ist, wie die bisher bekannten und wissenschaftlich bearbeiteten Reste erkennen lassen, ein ungeheurer. Die heimische Kunst, die überhaupt erst von den Fremden die Behandlung des Steins gelernt hat und im wesentlichen nur die Holzschnitzkunst und die Malerei beherrschte, wurde von dem Einfluß der Antike und der Perser zeitweise völlig in den Hintergrund gedrängt. Nur in der Darstellung der Natur vermochte sich die nationale Kunst dauernd zu behaupten.

Die Bedeutung der Gandharafunde mit ihren Beziehungen zur griechischen Kunst ruht aber vornehmlich darin, daß sie zugleich die Anfänge der eigentlichen zentralasiatischen Kunst darstellen, von der die Kunst Ostasiens abhängt. Die koreanische, altchinesische und altjapanische Kunst ist bisher kaum verstanden worden, weil die ethnographischen Grundlagen und ihre geschichtlichen Grundlagen erst in jüngster Zeit durch die Forschung aufgedeckt worden sind. Nur auf diesem Wege darf erhofft werden, die Kulturerscheinungen der Völker Asiens untereinander und in ihren Beziehungen zur Kultur des Abendlandes zu verstehen und auch die Zusammenhänge dieser Kulturen im Altertum zu begreifen. Die Gandhara-Funde, welche Licht auf eine bisher gänzlich dunkle Kultur- und Kunstepoche werfen, sie bilden somit in letzter Linie ein wichtiges Bindeglied für Kunst und Kulturepochen der abendländischen und der vorderasiatischen Völker einerseits und der mongolischen Völker Ostasiens andrerseits, deren Kulturkreise bisher scheinbar unbeeinflußt von einander bestanden, während man doch längst wußte, daß Indien den Völkern des östlichen Asiens die Religion des Buddhismus geschenkt hatte, die in seinen Grenzen seit länger als einem Jahrtausend erloschen ist.

J. Mendel.



Zur Geschichte der deutschen Hypothekenbanken.

Die Entwicklungsgeschichte des deutschen Bodenkredits hat Dr. Felix Hecht in Mannheim seit Jahren zum Gegenstand der Behandlung gemacht. 1891 erschienen die zwei ersten Bände seines Werkes über die Organisation des Bodenkredits in Deutschland. Dort wurden zum erstenmal die staatlichen und provinziellen Bodenkreditinstitute Deutschlands eingehend besprochen und ihre Entwicklung, die zum Teil bis in das 18. Jahrhundert zurückgreift, aber hauptsächlich seit Beginn der 30er Jahre des 19. Jahrhunderts größere Ausdehnung genommen hat, dargestellt. Das reiche statistische Material, das diese beiden Bände enthalten, ist dann von dem Verfasser in dem ersten Band seines Werkes über den europäischen Bodenkredit weitergeführt worden. Hieran reiht sich nunmehr der dritte Band[1]) des Gesamtwerkes, der die ziffermäßige, also äußere Entwicklungsgeschichte der Hypothekenbanken behandelt, derjenigen Institute, die vorzugsweise dem städtischen Bodenkredit von jeher sich gewidmet haben. Aus den Gründen, die in der Einleitung des Bandes des näheren ersichtlich sind, mußte die Statistik der Hypothekenbanken für sich allein gegeben werden. Es bleibt zu wünschen, daß der zweite Band, der offenbar die innere Entwicklungsgeschichte des deutschen Hypothekenbankwesens und den Versuch einer Theorie des städtischen Bodenkredits und damit gleichzeitig die Erläuterung und Entstehung des Reichshypothekenbankgesetzes enthalten wird, bald erscheinen möge. Die Pflege des Bodenkredits durch eigens dafür ins Leben gerufene Banken oder durch solche, die für diesen Geschäftszweig eine besondere Abteilung errichtet haben, hat erst vor etwa 40 Jahren begonnen. Im Jahre 1858 wurde zum erstenmal bei einer bestehenden Bank eine Abteilung für Bodenkredit eingerichtet, im Jahre 1862 die erste reine Hypothekenbank gegründet. Jetzt bestehen deren etwa vierzig. Der vorliegende Band beruht auf einer vollständigen Durcharbeitung des Textes, der Geschäftsberichte, der Bilanzen, Gewinn- und Verlustkonten der gesamten deutschen Hypothekenbanken. Diese Statistik ist für jede einzelne Hypothekenbank rückwärts bis zur Zeit ihrer Entstehung gegeben. An die Behandlung jeder einzelnen Hypothekenbank ist dann eine Gesamtstatistik aller Hypothekenbanken geknüpft, die für sich allein ungemein fesselnd und belehrend ist. Diese Ziffern werden dauernd für den Volkswirt, den Statistiker sowohl, als auch für den Geschäftsmann wertvolles Material hinsichtlich der Verhältnisse und der Entwicklung der gesamten deutschen Hypothekenbanken bilden. Man kann daraus jederzeit verfolgen, wie es mit dem Pfandbriefumlauf und um die Stellung und Bedeutung der einzelnen Banken in dem ganzen, sich über 40 Jahre erstreckenden Zeitraum bestellt war. Die Arbeit ist um so verdienstlicher, als es sicherlich nicht leicht gewesen ist, das umfangreiche, teilweise weit zurückliegende Material vollständig zusammenzubringen. Was sich aus den trockenen Ziffern herauslesen läßt, das beschränkt sich nicht nur auf das Hypothekenwesen allein, wir sehen daraus auch, wie sich die einzelnen Banken immer mehr der Pflege des korporativen Kredits gewidmet haben. Zugleich erkennen wir daraus, wie sehr gerade dieser Geschäftszweig für kleinere und mittlere Städte noch der Vervollkommnung und Umgestaltung bedarf.

Sehr interessant ist die tabellarische Uebersicht über die durchschnittliche Verzinsung der Pfandbriefe aller Hypothekenbanken für die Jahre 1863 bis 1899. Aus ihr kann man die Pfandbriefpolitik eines jeden Instituts herauslesen und sie reflektiert den Zinsfuß der sicheren Anlagewerte in den einzelnen Jahren und Jahrzehnten, soweit solche Anlagewerte von Privatinstituten zur Ausgabe gelangten. Diese Erkenntnis vervollkommt sich durch das Studium der Einzeltabellen, aus denen der Umfang von Konvertierungen und zwar sowohl der freiwilligen Konvertierungen in niedrigeren als der unfreiwilligen in höheren Zinsfuß ersichtlich ist. Man darf annehmen, daß der Text des zweiten Bandes neben der

1) „Die deutschen Hypothekenbanken.“ Von Dr. Felix Hecht. I. Bd. Die Statistik der deutschen Hypothekenbanken. Mit dem Porträt des Verfassers nach F. v. Lenbachs Gemälde. Leipzig, Verlag von Duncker u. Humblot 1903.

inneren Entwicklungsgeschichte auch diese sehr wichtigen Gesichtspunkte im Zusammenhang darlegen wird.

Der vorliegende Band fesselt in hohem Grade den Statistiker. Es ist das umfassendste statistische Werk, das wir auf irgend einem Gebiete des Bankwesens besitzen. Die Methode, die der Verfasser bereits in dem Buch über „Die Mannheimer Banken 1870 bis 1900" mustergültig angewendet hat, ist hier ebenfalls in größter Sorgfalt befolgt. Es liegt die Zeit weit zurück, in der die wissenschaftlich statistische Methode in ihrer Anwendung auf das Bankwesen noch äußerst unvollkommen gewesen ist. Man gab z. B. die Statistik der Bilanzen ohne Berücksichtigung der Gewinn- und Verlustkonti, man publizierte eine Statistik der Kurse, jedoch nur für das Ende des Kalenderjahres. Im Grunde genommen, kann nur derjenige eine Statistik des Bankwesens bearbeiten, der gleichmäßig die Methode der Statistik und die Technik des betreffenden Bankzweiges vollkommen beherrscht, was bei dem Verfasser zutrifft, während in der Bankstatistik die Tätigkeit selbst der größten statistischen Bureaus versagt, weil sie eben lediglich die Methode der Statistik beherrschen, aber nicht die Technik des Bankwesens.

Der Verfasser, der zu den höchsten deutschen Autoritäten auf dem Gebiete des Hypothekenbankwesens zählt, vielleicht als der allererste bezeichnet werden darf, beweist in dem vorliegenden Buche aufs neue, daß er, mit den Waffen der Wissenschaft ausgerüstet, auf eine reiche praktische Erfahrung gestützt, der Berufene ist, das wichtige Thema in grundlegender Weise zu behandeln, zumal die ganze Anlage und der Umfang des Buches von einer ganz hervorragenden Arbeitskraft des Verfassers Zeugnis gibt.

S. S.

Bücher und Zeitschriften.

Le Opere di Galileo Galilei. Edizione nazionale sotto gli auspizi di Sua Maestà il Re d'Italia. Volume XII. Firenze 1903. Tipografia Barbèra. 471 S. 4°.

Rüstig schreitet das große Unternehmen fort, über dessen einzelne Stadien an diesem Orte fortlaufend Bericht erstattet wurde. Im vorliegenden Bande hat Prof. Favaro, der nun in nicht allzu ferner Zeit seine Lebensarbeit durch einen schönen Abschluß gekrönt zu sehen erwarten darf, den Briefwechsel der Jahre 1620 bis 1628 zusammengefaßt, aus einer Zeit also, in welcher der große Mann, obwohl bereits in höheren Jahren stehend, zum Mittelpunkte eines ungemein ausgedehnten literarischen Verkehrs geworden war. Es sind im ganzen 1921 von Galilei geschriebene oder an ihn gerichtete Briefe hier vereinigt. Sich in diesem Meere von Mitteilungen der verschiedensten Art zurechtzufinden, wäre eine vollkommene Unmöglichkeit, wenn nicht der Herausgeber durch zwei sorgsam hergestellte Indices die Orientierung außerordentlich erleichtert hätte. Das erste Register ist chronologisch gehalten und endet mit dem 29. Dezember 1628; das andere dagegen führt uns in alphabetischer Reihenfolge sämtliche Korrespondenten Galileis aus jener Periode vor. Erwähnt mag werden, daß auch einige wenige Briefe sehr mit Recht berücksichtigt werden mußten, die zwar nicht direkt in eine der beiden Hauptabteilungen gehören, die aber doch ganz am Platze sind, insofern sie sich auf den Helden des Werkes beziehen und Beiträge zur Aufhellung einzelner Daten aus der Geschichte seines Lebens liefern. Von hervorragenden Gelehrten des Zeitalters, die wir vertreten finden, seien genannt: Baliani, Castelli, Cavalieri, Fürst Cesi, Chiaramonti, Gassendi, Sagredo, Stelluti. Was alles den nun einmal als Autorität auf vielen Gebieten dastehenden Forscher beschäftigte, wie sehr seine Muße durch Verpflichtungen beeinträchtigt wurde, die ihm unsäglich drückend sein mußten, geht aus dieser Fülle von Zuschriften nur zu klar hervor. So unterbreitet ihm ein gewisser Francesco Pecci, vielleicht ein Vorfahr Leos XIII., einige mechanische Sätze, die Galilei einer Prüfung unterziehen soll; einer Randbemerkung des Adressaten zufolge waren sie unrichtig, und um das nachzuweisen, hätte es wohl keiner Berufung an die höchste wissenschaftliche Instanz bedurft, zumal da der Briefsteller von sich selber sagt, er befinde sich noch „in zartem Alter". Ziemlich zahlreich sind die Briefe Michelangelo Galileis, der damals eine Kapellmeisterstelle bei Herzog und Kurfürst Maximilian I. begleitete; über die Schicksale der Münchener Linie Galilei haben die Forschungen v. Reinhardstoettners erwünschte Aufklärung geschaffen. Auch zwei kurze Zuschriften des Kardinals Maffeo Barberini aus den Jahren 1620 und 1623 sind vorhanden. Wenn man diese doch gewiß nicht ganz inhaltlosen, wenngleich vielleicht nach italienischer Sitte ein wenig stark aufgetragenen Ergebenheitsbeteuerungen liest — „ich versichere Ihnen, daß Sie in mir stets die größte Bereitwilligkeit des Geistes, Ihnen zu dienen, finden werden mit Rücksicht auf Ihre hohen Verdienste und die Dankbarkeit, welche ich Ihnen schulde" — so kann man sich nur schwer vorstellen, daß der Mann, von dem diese Zeilen stammen, nicht sehr lange nachher als Papst Urban VIII. den unglücklichen Greis mit so furchtbarer Härte zu behandeln vermochte, wie es tatsächlich der Fall war. Ein rührender Brief von Galileis (unehelicher) Tochter, die als Klosterfrau den Namen Suor Maria Celeste führte, steht am Schlusse des Bandes; sie, die sonst so melancholisch die Ereignisse betrachtete, lebt förmlich auf, wenn es sich um irgend ein frohes Ereignis in der Familie des von ihr fast abgöttisch verehrten Vaters handelt. Der Bruder Vincenzo, dessen Entwicklung sonst gerade nicht immer die gleichmäßigste war, hat sich vermählt, und diese „unerwartete Nachricht" setzt das Blut der hinter ihren Klostermauern der Welt doch noch nicht ganz abgestorbenen Schwester in lebhaftere Wallung. — Wenn auch zugegeben werden kann, daß dieser Band mehr für die Biographie als für die Wissenschaftsgeschichte im engeren Sinne ins Gewicht fällt, so reiht er sich doch würdig seinen Vorgängern an; die Arbeit des Herausgebers ist jedenfalls in keiner Weise eine geringere gewesen.

S. Günther.

γ. *Pausaniae Graeciae descriptio,* recognovit *Fridericus Spiro,* vol. I, II, III, Lipsiae (B. G. Teubner) 1903.

Schon seit langer Zeit verlangt man nach einer handlichen, wissenschaftlichen Ausgabe der zehn Bücher des Pausanias, des „griechischen Bädekers" des Altertums. Die äußerst verwickelte handschriftliche Ueberlieferung war der Grund, warum eine solche Ausgabe lang vergebens erwartet wurde, und selbst große, auf breitester Grundlage aufgebaute Unternehmungen, wie die Ausgabe der Schweizer Blümner und Hitzig, sowie die von Frazer, konnten nach der Seite der Textgestaltung die schwere Aufgabe nicht lösen, da die Ueberlieferung nur ungenügend erforscht blieb. Erst der in Italien lebende deutsche Archäologe F. Spiro brachte nach großen Anstrengungen den vollständigen handschriftlichen Stoff zusammen. Aber er vermochte es nicht über sich zu bringen, wie seine beiden letzten Vorgänger die Welt mit dicken Bänden zu beglücken, vielmehr preßt er den gesamten Haufen der Lesarten unter Ausscheidung aller gleichgültigen Dinge zu ein paar kurzen Anmerkungen auf jeder Seite zusammen, auch hat er in der Aufnahme von Vermutungen neuerer Gelehrten große Knappheit walten lassen. — Inwieweit nun dieses Verfahren an diesem oder jenem Punkte zu Tadel Anlaß gibt, das zu untersuchen muß der strengen philologischen Kritik überlassen bleiben. An dieser Stelle aber sollte hervorgehoben werden, daß wir nun endlich die ersehnte Taschenausgabe besitzen, bei der wir das sichere Gefühl haben, auf festem Boden der Ueberlieferung zu stehen. Mit dieser Ausgabe nun läßt sich leicht nach Griechenland wandern und den verschlungenen Wegen des guten Pausanias folgen. Der Druck ist gut und übersichtlich, die Künstlernamen sind in die Augen fallend bezeichnet, ein sehr reichhaltiges Inhaltsverzeichnis schließt den 3. Band ab. — Wie jedes gute Buch, so hinterläßt auch dieses mancherlei Wünsche. Es soll hier davon geschwiegen werden, daß sich später doch einmal Herausgeber und Verlagsanstalt werden dazu entschließen müssen, eine große, kritische Ausgabe, unter Hinzufügung aller Parallelstellen, ins Werk zu setzen. Aber es ließe sich wohl leicht ein **Auszug aus Pausanias**, unter Fortlassung aller langatmigen geschichtlichen und antiquarischen Ausführungen, herstellen. Der müßte dann, wie es schon bei vielen Teubnerschen Büchern der Fall ist, zur rechten Seite eine **deutsche Uebersetzung** aufweisen, endlich kurze, erklärende **Bemerkungen**,

wo sie nötig sind, und gute Karten. Dann würden auch viele, des Altgriechischen unkundige Besucher von Hellas ihren Pausanias bekommen und selbst der wandernde Gelehrte würde das Büchlein, wenn es geschickt gemacht und handlich gedruckt wäre, dem vollständigen Pausanias vorziehen. Wir sind der Ansicht, daß Pausanias in Zukunft noch immer mehr Leser und Reisebegleiter finden wird.

---

* Bibliotheca Magica et Pneumatica. Unter diesem Titel hat das bekannte Münchener Antiquariat von Jacques Rosenthal einen großen Katalogband von 680 Seiten herausgegeben, in dem es die gesamte vorrätige Literatur aus den sogenannten geheimen Wissenschaften, Kuriosa und zahllose Spezialitäten der Kulturgeschichte wohlgeordnet aufzählt und sorgsam bibliographiert. Register und Inhaltsverzeichnis erhöhen den Wert des für den Käufer wie für den Leser interessanten Nachschlagebuches.

⁂

Allgemeine Rundschau.

Neugriechische Sprache und Kulturgeschichte.

Im Anschluß an Krumbachers Akademie-Festrede „Das Problem der neugriechischen Schriftsprache", die mit einem an dieser Stelle erschienenen Auszug (Beilagen Nr. 263 und 264 von 1902) ihre eindrucksvolle Reise durch Europa begonnen hat, behandelt Karl Dieterich im Dezemberheft der Neuen Jahrbücher für das klassische Altertum ꝛc. „die heutige griechische Sprache im Spiegel der Kulturgeschichte" in höchst anregender und belehrender Weise, der wir fürchten in kurzer Uebersicht kaum gerecht werden zu können. Der durch seine Forschungen im Gebiet der neugriechischen Sprache und seine byzantinisch-neugriechische Literaturgeschichte bekannte ehemalige Schüler Krumbachers will in seinem lesenswerten Aufsatz zeigen, wie sich in der neugriechischen lebendigen Sprache die wechselvolle griechische Geschichte von zwei Jahrtausenden spiegelt, wie die verschiedensten Elemente der Kultur, heimischer und fremder, in ihr Wurzel gefaßt, wie sie sich verändert und fortgebildet haben, kurz, wie die neugriechische Sprache gleich der italienischen eine moderne ist. Zu diesem Zweck durchmustert Dieterich den Wortschatz und unterscheidet Erbwörter, Lehnwörter, gelehrte Wörter. — Die Erbwörter sind entweder innerlich oder äußerlich gegenüber dem Altgriechischen unverändert; beide Eigenschaften haben die der Natur und primitiven Kultur angehörigen Bezeichnungen für solche Begriffe, die dem Menschen am nächsten liegen, behalten. Für entferntere oder allgemeinere Begriffe tritt aber aus Anschaulichkeitsgründen hier oft eine Neubildung mit heimischem Wortschatz auf (z. B. Mond *φεγγάρι* = Leuchter, Wasser *νερό* = frisch, Körper *κορμός* = Stamm); so sind auch die alten Farbenbezeichnungen durch neue ersetzt worden (*κίτρινος* gelb von der Zitrone). Sehr eigentümlich für das Neugriechische sind die zahlreichen neuen Namen mit allgemeinem Charakter, namentlich für weibliche Haustiere (*ἀγελάδα* Kuh = Herdentier; *φοράδα* Stute = Trächtige) und dieser allgemeine Charakter zeigt sich auch in den Bezeichnungen für Fisch, Brot und Wein (Zukost, Bissen, Mischtrank) und in den spezialisierten Materialien (Eisen-Anker, Holz-Schiff, Werkzeug-Webstuhl). — Bei denjenigen Wörtern, die in der alten Hülle einen neuen Sinn bergen, spielen die Kulturverhältnisse eine große Rolle; vor allem äußert hier das Christentum seine Kraft: der altgriechische *δεσπότης* wird zum Bischof, der Freitag heißt *παρασκευή* (Vorbereitung zum Sabbath) und bezeugt den jüdischen Einfluß auf die alte Kirche; Brot und Wein (*ἄρτος* und *οἶνος*) hat die Kirche für sich mit Beschlag gelegt, so daß die bereits genannten Neubildungen entstehen mußten. Nicht minder veranlaßte das römische und byzantinische Militärwesen oft Bedeutungswechsel: sättigen, auch vom Menschen, heißt eigentlich „mit Heu füttern", Feldzug wird zur Reise, Frühling ist Eröffnung (sc. der Möglichkeit für den Feldzug). Dann ist das See- und Handelswesen kräftig gewesen; in das erstere gehört das aus dem Lateinischen entlehnte *φορτοῦνα*, ein euphemistischer Seemannsausdruck für Sturm; in letzterem wird *γελοῖ* (Lachen) zum Betrüger, das „Angeld" zur Verlobung, die ebenso Geschäfts- wie Herzenssache ist und Symphonie zum Kaufvertrag. Zahlreich sind auch die von Dieterich beigebrachten Beispiele dafür, wie im Neugriechischen Wörter in ganz anderer Bedeutung verwendet werden als in den europäischen Sprachen: Akribie, Oekonom, Tragödie, Symptom, Krisis, Katastrophe, polemisch, pathetisch, chronisch, Energie, Logik, Atomismus, Syllogismus u. s. w. können wir im Neugriechischen nicht in unserm Sinne gebrauchen; z. B. bedeutet *ἀτομισμός* den Individualismus. Gewisse Kulturwörter sind während der geistigen Verarmung Griechenlands dem griechischen Volke ganz abhanden gekommen (Melodik, Orchester, Rhythmus, Harmonie, Tektonik, Architektur, Plastik, Stil, ja Kunst); als Lehnwörter kamen sie erst in fremder Form zurück. — Das Lehnwort ist ein wichtiger Faktor der heutigen griechischen Sprache infolge der geographischen Lage des Landes und der Schicksale des Volkes: Occident und Orient, Römer, Venetianer und Türken haben auf Kultur und Sprache nacheinander mächtig eingewirkt. Die Römer brachten die Segnungen ihrer Bauernkultur, was sich in den von ihnen entnommenen Bezeichnungen für Boden- und Baumfrüchte zeigte; sie beeinflußten das Handwerk (Fleischer und Baumeister, Gebrauchsgegenstände, Kleidungsstücke), was die Italiener im Mittelalter fortsetzten (Handwerk, Kleidung, Kulturpflanzen, Kochkunst, Technik, Seewesen). Und in gleicher Weise und in den gleichen Kulturgebieten wirkte auch die türkische Herrschaft in den in die griechische Sprache aufgenommenen Lehnwörtern von Geräten, Pflanzen, Speisen, Stoffen, Schmuckgegenständen und in solchen aus dem Heerwesen und Häuserbau. Die moderne griechische Sprache hat einen Mischcharakter wie die englische, bei der über der angelsächsischen Unterlage lateinische, französische und skandinavische Wortschichten liegen. — Die dritte große Gruppe des neugriechischen Sprachschatzes sind die aus dem Altgriechischen gebildeten gelehrten Wörter für die Bedürfnisse des modernen politischen, militärischen, wissenschaftlichen und Volkslebens, womit sich übrigens die Griechen in eine „splendid isolation" gebracht haben: die Ausdrücke für Minister, Parlament, Budget, Opposition, Session, alle militärischen Ausdrücke, Universität, Fakultät, Student u. s. w., Post, Hotel, Restauration ꝛc. hat ihnen die altgriechische Sprache in Neubildungen geliefert. — Fassen wir den reichen Inhalt der Dieterichschen Abhandlung noch einmal kurz zusammen, so finden wir einen festen Stock alter Erbwörter als Ausdruck einer primitiven Kultur, darüber eine starke Schicht lateinisch-romanischer und türkischer Lehnwörter für die Bedürfnisse einer höheren aber nur materiellen Zivilisation, endlich eine junge Lagerung gelehrten, aus der Antike geschöpften Wortschatzes zur Bezeichnung geistiger Verhältnisse. Eine solche moderne Sprache kann nicht zum Tode verurteilt werden; immer wird sie siegreich vordringen, und die Griechen brauchen sich des modernen Charakters ihrer Sprache ebenso wenig zu schämen, wie die Italiener es tun.

M.

•

D. J. Mendelejew.

Am 9. Februar d. J. vollendete einer der bedeutendsten und fruchtbarsten Gelehrten Rußlands, Dmitrij Iwanowitsch Mendelejew, sein siebzigstes Lebensjahr. Dieser auch außerhalb der Grenzen seiner Heimat wohlbekannte und hochgeachtete Chemiker wurde in Tobolsk geboren, studierte in St. Petersburg Naturwissenschaften und trat zuerst mit einer wissenschaftlichen Arbeit „Vom Isomorphismus" hervor. Schon im Jahre 1856 verteidigte er seine Dissertation „Ueber das spezifische Volumen" und hielt Vorlesungen über organische und theoretische Chemie an der St. Petersburger Universität. Im Jahre 1859 wurde er in Ausland geschickt, hörte in Heidelberg Vorlesungen und stellte dort Untersuchungen über die Kapillarität der Flüssigkeiten an. Nach seiner Rückkehr im Jahre 1861 wurde er Privatdozent an der St. Petersburger Universität und hielt auch Vorlesungen im Technologischen Institut. Dann unternahm er eine Reise nach dem Kaukasus, wo er in Baku Untersuchungen über das Naphtha anstellte. Er beschäftigte sich auch damals mit landwirtschaft-

lichen Versuchen und gab technische Lehrbücher heraus. Im Jahre 1866 wurde er ordentlicher Professor der Chemie und 1870 erschien sein Hauptwerk „Grundlagen der Chemie", worin er zuerst das „Periodische System der chemischen Elemente" aufstellte. Seine Tätigkeit als Professor währte bis 1890. Nach dieser Zeit beschäftigte er sich mit größeren industriellen Arbeiten, wurde Mitglied des Handels- und Manufaktur-Conseils im Finanzministerium und beteiligte sich im Kriegs- und Marineministerium an den Arbeiten der Neubewaffnung des russischen Heeres und der Herstellung des rauchlosen Pulvers. 1893 wurde er zum Konservator des Museums für Maße und Gewichte ernannt. Mendelejew beschränkte seine Tätigkeit nicht auf sein spezielles Fach, er schrieb u. a. auch über den Spiritismus und war ein eifriger Sammler von Werken der Kunst; die Akademie der Künste wählte ihn 1894 zu ihrem Mitgliede. Die Zahl seiner wissenschaftlichen Arbeiten, zu denen auch viele Artikel des Encyklopädischen Lexikons von Brockhaus u. Jefron gehören, wird auf 140 geschätzt. Die russische Presse zählt Mendelejew zu den führenden Geistern und vergleicht ihn mit Galilei, Kopernikus, Virchow und Mommsen.

Ein neuer Apparat für Ozonerzeugung.

λ. **Stuttgart.** Nicht bloß in technischen, sondern auch in industriellen Kreisen wird die von einem englischen, derzeit in Stuttgart sich aufhaltenden Ingenieur Elworthy neuestens gemachte Erfindung einer neuen Ozonerzeugung viel besprochen. Die Wichtigkeit der Verwendung des Ozons für gewerbliche, industrielle und sanitäre Zwecke ist bekannt. Aber ebenso bekannt ist, daß die seitherige Art der Erzeugung eine sehr umständliche und kostspielige war. Elworthy ist es nun gelungen, auf einfachem Wege und in weit ausgiebigerer Weise, als dies seither möglich war, durch einen Apparat, der nur einen sehr kleinen Platz erfordert, sehr ruhig und regelmäßig funktioniert und für jeden benutzbar ist, der in der Lage ist, die nötige elektrische Wechselstromstärke entweder durch einen kleinen Motor selbst zu erzeugen, oder von einem größeren Werk sich zuführen zu lassen, dieses Ozon zu erzeugen. Die Firma Kölle u. Held in Stuttgart macht seit einiger Zeit interessante Versuche mit diesem Apparat. Noch sind die Experimente nicht abgeschlossen, doch steht zu erwarten, daß durch die neue Erzeugungsmethode von Ozon die öffentliche Gesundheitspflege und besonders auch die hygienischen Verhältnisse von großen Arbeitsräumen, Hospitälern, Theatern u. s. w. ganz bedeutende Förderung erfahren werden.

Kleinere Mitteilungen.

C.K. Eine Stele aus dem ältesten Aegypten. Aus Paris wird berichtet: Um die Stele des Königs Za von der ersten Dynastie der Pharaonen, deren Gründung um das Jahr 3180 v. Chr. angesetzt wird, entbrannte bei der Auktion Amelineau ein heftiger Kampf zwischen deutschen und französischen Aegyptologen. Die Stele ist eines der schönsten Denkmäler des ältesten Aegypten und stammt aus der Zeit vor der Errichtung der Mastabas und der Pyramiden. Die Stele macht uns mit dem Dasein des Königs Za bekannt, der auf den Königslisten des Priesters Manetho nicht vorkommt, es sei denn, daß er mit einem anders genannten der Pharaonen Manethos identisch ist, was die Aegyptologen für sehr möglich halten. Die Stele ist schließlich vom Louvre für 94,000 Fr. erworben worden; die Vertreter des Berliner Museums hatten nach dem Gaulois ihr Möglichstes getan, um die Stele in ihren Besitz zu bringen, wurden aber von den Franzosen überboten.

* Eine deutsche Schule in Yokohama. Unablässigen Bemühungen ist es, wie das Deutschtum im Ausland mitteilt, endlich gelungen, den Plan der Errichtung einer deutschen Schule in Yokohama der Verwirklichung nahe zu führen. Die Sammlungen ergaben 20,000 M. Daraufhin ist von den Zeichnern ein Ausschuß gewählt worden, der die Satzungen für den neuen Schulverein vorbereiten und die Wahl eines Schulrates in die Wege leiten soll. Die Schule soll Kindern deutscher Reichsangehörigkeit, sowie österreichisch-ungarischer und Schweizer Staatsangehörigkeit ohne Unterschied des Bekenntnisses offen stehen; Kinder anderer Staatszugehörigkeit sollen durch Beschluß des Schulrates aufgenommen werden können, doch soll ihre Zahl ein Viertel des Gesamtschülerzahl nicht überschreiten dürfen. Der Unterricht soll natürlich in deutscher Sprache erteilt werden.

* Schenkung. Der jüngst verstorbene Botaniker Prof. Dr. August Garcke zu Berlin hat in hochherziger Weise das Gymnasium in Eisleben, die Universität Berlin und den Deutschen Apotheker-Verein zu gleichen Teilen als Erben seines nicht unbedeutenden Vermögens eingesetzt. Die drei Erbberechtigten werden ungefähr je 50,000 bis 60,000 Mark erhalten. Der Deutsche Apotheker-Verein hat aus der ihm zufallenden Summe eine Stiftung zu errichten, deren Erträge bestimmt sind für die Zwecke seiner Allgemeinen Unterstützungskasse, mit der Auflage, daß der Wirtschafterin des verstorbenen Gelehrten ein jährliches Vermächtnis zu zahlen ist. Dem Verein ist außerdem noch fast die gesamte, mehrere tausend Bände umfassende wissenschaftliche Bibliothek Prof. Garckes hinterlassen worden.

* Nach dem vorläufigen Programm der ärztlichen Studienreise 1904 werden in diesem Jahre die schlesischen Bäder besucht. Von Görlitz ausgehend, sollen folgende Bade- und Kurorte in die Reise einbezogen werden: Flinsberg, Warmbrunn, Johannisbad, Cudowa, Reinerz, Landeck, Charlottenbrunn, Salzbrunn. Außerdem werden das Erholungsheim Hohenwiese und die Lungenheilstätten Görbersdorf besucht und der Waldenburgische Hüttenbezirk mit seinen hygienischen Einrichtungen einer eingehenden Demonstration und Besichtigung unterzogen. Die Reise endet in Breslau, dem Ort der diesjährigen Naturforscherversammlung.

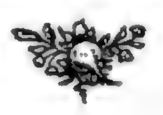
Hochschulnachrichten.

* **Tübingen.** Dr. Wilhelm Ohr, der Verfasser einer in Fachkreisen günstig beurteilten Schrift über die Kaiserkrönung Karls des Großen, wird sich nächsten Samstag an der hiesigen Universität als Privatdozent für mittlere und neuere Geschichte habilitieren. Seine Probevorlesung handelt vom Tübinger Vertrag von 1514.

* **Berlin.** In der medizinischen Fakultät zu Berlin habilitierte sich heute Dr. med. Heinrich Haike als Privatdozent für Ohrenkrankheiten.

* **Graz.** Der Professor an der hiesigen Universität Hofrat Dr. Anton Schönbach hat die an ihn ergangene Berufung an die Prager deutsche Universität für ältere deutsche Sprache und Literatur (an Stelle des unlängst verstorbenen Professor Ferd. Detter) abgelehnt.

* **Paris.** In der Sorbonne ist für ausländische Studenten eine Erkundigungsstelle eingerichtet. Dortselbst ist stets ein Schriftwart anwesend, der mehrere Sprachen spricht. Alle Aufschlüsse über die verschiedenen Hochschulen, Vorlesungen, Professoren, Wohnungen, Sprechstunden, Programme u. s. w. werden sogleich erteilt. Besondere Tafeln melden Tag für Tag die Vorträge, die in gelehrten und künstlerischen Gesellschaften, gewerblichen Vereinen, Volkshochschulen, wissenschaftlichen Kränzchen (cercles d'études) stattfinden. Seit ihrer Eröffnung, im November, haben sieben- bis achthundert auswärtige Studenten die Hilfe dieser Stelle nachgesucht.



Jahrgang 1904. München, Freitag, 19. Februar. Nummer 41.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.
Rumänien und die Balkanfrage. Von J. Gr. Bulturesco.
Die japanische Landesausstellung zu Osaka vom Jahre 1903. (Schluß.) Von F. R.
Die Shakespeare-Bacon-Frage. Von J. P.

II. Bücher und Zeitschriften.
Fritz Berolzheimer: Zur Kartellfrage. — Russische Lexika.

III. Allgemeine Rundschau.
Archäologische Reichskarten. — Ruthenische Literatur in Rußland. — Der japanische „Panmongolismus“. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Rumänien und die Balkanfrage.

Von J. Gr. Bulturesco.

Rumänien ist kein Balkanstaat. Seine geographische Lage, seine Entwicklungsgeschichte, seine Kultur weisen ihm eine Sonderstellung zu. Trotzdem hat es bei der Lösung des Balkanproblems eine Rolle, ja eine wichtige Rolle zu spielen. Bei den Wirren, die da hinten in der Türkei die Ruhe Europas bedrohen, ist von Rumänien weiter nicht die Rede — und doch sind die mazedonischen Vorgänge auch für Rumänien von weittragender Bedeutung.

Die im Laufe hundertjähriger Kämpfe mit allen benachbarten Völkerschaften konsolidierten Fürstentümer Moldau und Walachei hatten ihre größte Ruhmeszeit, als der Mohammedanismus nach Niederwerfung des orientalischen Christentums das Abendland überschwemmte. Byzanz war gefallen, die ganze südliche Donau unter türkischer Botmäßigkeit. Ungarn war zu einem Paschalik von Mohacs geworden. Nur die Lateiner der Karpathen hielten heldenmütig stand gegen die türkischen Angriffe von Süden her, indem sie gleichzeitig die von Norden herdrängenden Slaven zurückwarfen. Im Gefolge der siegreichen nationalen Selbstbehauptung entfaltete sich im 15. und 16. Jahrhundert in Rumänien eine ansehnliche Kultur. Erst seit dem Ende des 17. Jahrhunderts bricht jene trübe Epoche an, die das ganze 18. Jahrhundert fortdauert. Waren die Fürstentümer auch nicht der Türkei direkt einverleibt, so hatten sie doch als Schauplatz der von den Russen, Oesterreichern und Türken geführten Kriege Unsägliches zu leiden.

Mit dem Beginne des 19. Jahrhunderts raffen sich die Moldaven und die Walachen zu einem neuen Aufschwunge auf, die unterbrochene Entwicklung setzt wieder ein, die rastlose Arbeit eines halben Jahrhunderts schafft das Rumänien Karls von Hohenzollern.

Rumäniens bedeutungsvolles Eingreifen in den letzten russisch-türkischen Krieg ist bekannt. Als Großfürst Nikolaus vor Plewna in eine gefährliche Situation geraten war, rief er den rumänischen Fürsten zu Hilfe, die sonst verlorene Sache der Christen zu retten. Die rumänische Armee eilte über die Donau; unter dem Oberbefehl des Fürsten Karl wurde Plewna genommen. Die bedrohte russische Armee war gerettet und beutete den Sieg durch den Vormarsch auf Konstantinopel weiter aus. Als dann aber das angeblich nur um die christliche Sache besorgte Rußland im Vertrage von San Stefano ohne alle Rücksicht auf das übrige Europa die Früchte seines Sieges einheimsen wollte, griffen die Großmächte ein. Der Berliner Kongreß hatte die Aufgabe, die besiegte Türkei vor der Vernichtung durch Rußland und zugleich damit die bedrohten Interessen Westeuropas zu retten. Aber Rußland sollte auch irgendwie zufrieden gestellt werden, Rumänien, der siegreiche Waffengenosse Rußlands, wurde durch den formellen Artikel eines europäischen Kongresses zum Beuteobjekt Rußlands bestimmt. Der Zar erhielt als Befreier der Christen das von der zugehörigen Moldau „befreite“ Bessarabien. Im Süden der Donau wurde ein neuer slavischer Staat, Bulgarien, gebildet, und Serbien, das seine Geburt der Pariser Konvention verdankte, ging auch nicht leer aus.

Die traditionelle Politik der Westmächte auf dem Balkan war es gewesen, Rußland auf seinem Vormarsche nach der Levante aufzuhalten. Einen Isolierungskörper zwischen Rußland und der Türkei zu schaffen, war im Interesse der Politik gelegen. Aber anstatt das lateinische Rumänien zu stärken und damit der slavischen Expansion einen stärkeren Riegel vorzulegen, schuf man auf dem Balkan zu dem schon bestehenden slavischen Staate noch einen zweiten und trennte im Norden Bessarabien von Rumänien ab. Rußland konnte dabei wohl zufrieden sein. Zu schwach, um die geplante Vernichtung der europäischen Türkei gegen den Willen der übrigen Mächte ins Werk zu setzen, hatte es sich doch eine Operationsbasis im Balkan gesichert. Von jetzt ab war Rußland das Spiel bei allen Vorgängen des Balkans gesichert. Die Bulgaren, von Haus aus slavisierte Finnen, waren nur zu bereit, den großslavischen Interessen zu dienen, und auch auf die anderen Slaven, die Serben, konnte Rußland berechtigte Hoffnungen setzen. Andrerseits hatte es durch die Einverleibung Bessarabiens den durch die Pariser Konvention verlorenen Zugang zur Donau wieder gewonnen.

Wenn man die antagonistische Entwicklung der Balkanvölker verfolgt, treten die Tendenzen des dortigen Slavismus deutlich zutage. Die Bulgaren entschuldigen die geringen Fortschritte mit den durch den Berliner Kongreß festgesetzten Grenzen, die ihnen keine gesunden Entwicklungsmöglichkeiten boten. Ihr fortgesetztes Andrängen gegen die türkischen Grenzen bekundet ihre ununterbrochene Sehnsucht nach einem Großbulgarien, das sich von Rumänien bis zum Aegäischen Meer erstrecken soll. Wie ein Phantom umgaukelt sie dieses Projekt. Anstatt die ihnen durch die russisch-rumänische Armee errungene Freiheit zu kulturellen Fortschritten und wirtschaftlichem Aufschwung zu nützen, lassen sie sich von dem einzigen Gedanken an die Eroberung der christlichen Provinzen der Türkei hypnotisieren. Die Eroberung Ostrumeliens, das in verschleierter Form annektiert wurde, war ein zu schöner Präcedenzfall, als daß man nicht noch weiteres erhoffen konnte. Das nächste Ziel ist Mazedonien, die zwischen Thracien und Albanien sich erstreckende Provinz, in der so verschiedene Nationalitäten im Durcheinander und in gegenseitigen Kämpfen leben. Man versteht es, daß hierauf die chr-

geizigen Bestrebungen Bulgariens gerichtet sind: von Mazedonien aus wäre die Slavisierung der Halbinsel ein leichtes Stück Arbeit. Daher die glühende und opferbereite Sehnsucht in jedem bulgarischen Herzen.

Die revolutionäre Bewegung in Mazedonien, die seit so vielen Monaten Europa beunruhigt, diese sensationellen Vorgänge, die es in Aufregung erhalten, sind nichts als die direkten Konsequenzen dieser bulgarischen Expansionstendenz. Es sind nicht die Griechen und Walachen, die in Mazedonien 70 Prozent der christlichen Bevölkerung bilden, die in den Aufstand gegen das osmanische Reich getreten sind, es sind allein die Bulgaren, die nur 30 Prozent der dortigen Christen ausmachen. Obgleich sie in der Minorität sind, verlangen sie nach der Hegemonie, um von vornherein die Frage der türkischen Succession zu ihren Gunsten zu entscheiden. Und nicht erst seit heute und gestern sind sie bemüht, sich in Mazedonien auf Kosten der anderen zu verbreiten. Unfähig zur friedlichen Eroberung durch wirtschaftliche und kulturelle Mittel, steht das an Zahl und Gesittung untergeordnete Volk im Kampfe mit dem hellenischen Element, das im Besitze einer Vergangenheit und Jahrhunderte alter Kultur sich nicht mehr entnationalisieren läßt. Die rumänischen Mazedonier, die Kutzo-Walachen, werden vom rumänischen Staate durch Schul- und Kirchensubventionen unterstützt; sie sträuben sich mit aller Macht gegen die nationale Entwurzelung, ja sie nehmen an Bedeutung und Einfluß zu. Den Serben, die in Altserbien ihren natürlichen organisatorischen Mittelpunkt im Metropoliten haben, fehlt es in Mazedonien an Kraft. Die Albanesen, gespalten in Orthodoxe, römische Katholiken und Mohammedaner, können nicht die Rolle spielen, die ihnen vereint zukäme.

Die große christliche Institution der Türkei, das Patriarchat von Konstantinopel, ist dank ihrem Besitz an nicht säkularisierten Gütern und ihrem großen Einfluß ein Hort christlicher Zivilisation, die sie durch Kirchen und Schulen verbreitet. In ähnlichem Rahmen wirken die Kulturgesellschaften „Verein zur Verbreitung der griechischen Sprache“ und „Ellinismos“, die ihren Einfluß in die Türkei erstreben. Gegen diese starke Organisation, die Garantien für die kulturelle Zukunft der Balkanstaaten bieten, haben die Bulgaren als friedliches Expansionsmittel nur die Macht ihres Exarchats auszuspielen, das indes sowohl in der Organisation wie in der Betätigung den griechischen Institutionen weit nachsteht. Den Kampf der slavischen Elemente im Balkan schildern, heißt den Kampf des Exarchats gegen das Patriarchat darstellen. Es herrschen fortgesetzt Rivalitäten und Zusammenstöße zwischen diesen beiden Institutionen. Die Bulgaren verstanden die gespannten Beziehungen der Griechen und Türken zu den Zeiten der Kreta-Wirren und des griechisch-türkischen Krieges für ihre Interessen durch Erlangung günstiger Iraden und Berate auszunützen. Andererseits nahmen sie infolge ihrer Unfähigkeit, mit friedlichen Mitteln den Konkurrenzkampf mit den Griechen und den übrigen türkischen Christen zu bestehen, ihre Zuflucht zu Gewalttätigkeiten. Nur durch die Methoden barbarischer Völker, welche ihre Existenz durch gewaltsame Einbrüche beweisen, mittels Einfällen organisierter Banden, wußten die Bulgaren sich Geltung zu verschaffen.

Obwohl das türkische Reich alles andere ist als ein moderner Staat, obwohl seine politische Verfassung nicht den Anforderungen der Zivilisation entspricht, ist es doch die alleinige neutralisierende Macht, welche die sich bekämpfenden Nationalitäten ihres Gebietes in einem gewissen Gleichgewicht erhält. Bald sucht es dem einen, bald dem anderen Element gerecht zu werden, und strebt nach Kräften, die Ausbrüche von Gewalttätigkeiten zu verhindern. Der Kampf, den die Bulgaren vor den Augen Europas inszeniert haben, ist nicht der Kampf der Christen gegen die Mohammedaner, er ist nichts als der Kampf der Bulgaren gegen die höhere Macht, die sie hindert, die friedliche Entwicklung der Griechen und Walachen zu stören und zu zerstören. Auf die türkische Obrigkeit haben es ihre Banden abgesehen, und zwar operieren sie nicht nur in den von Bulgaren, sondern auch in den von anderen Christen bewohnten Teilen Mazedoniens, wie es in Krusowo der Fall war. So setzen sie die christliche Bevölkerung dem durch ihre Banden aufgestachelten Fanatismus der türkischen Armee aus. Das Verfahren war fürwahr geschickt genug, um in Europa die Vorstellung eines bulgarischen Mazedoniens wachzurufen und das Mitleid für die massakrierten Christen zu erregen. Diese Taktik war und ist geeignet, im Abendlande ähnliche Proteste wie die von Gladstone im Jahre 1876 (Bulgarian horrors and Lessons in massacre) hervorzurufen. Alle, die im Westen Gerechtigkeit für die in der Türkei unterdrückten Christen verlangen, wie auf den letzten Pariser Meetings, fördern im letzten Grunde nicht so sehr die Sache der Christen, als die des bulgarischen Komitees, dieser Filiale des großen panslavistischen Komitees, das über die Christen im Balkan mehr Leiden heraufbeschwört als die türkische Herrschaft.

So viel gemeinsames Interesse haben die Balkanvölker, die moderne Kultur an Stelle des Mohammedanismus zu setzen und solidarisch die Frage der türkischen Succession zu lösen, daß der Gedanke an eine Konföderation von der Donau bis zum Aegäischen Meere und vom Schwarzen bis zum Adriatischen Meere nur allzu verlockend wurde. Viele stehen im Banne der Vision und sehen darum gern die Entstehung der neuen Balkanstaaten. Sich ohne alle fremde Einmischung durch solidarisches Vorgehen zu befreien und sich kraft eigener Macht die politische Form zu geben, die den eigenen Interessen am besten zusagen würde, das schien immer noch ein erstrebenswertes Ziel. Man braucht aber nur ein wenig die gegebene Situation und die Bestrebungen der einzelnen Balkanvölker zu kennen, um einzusehen, wie diese Vision einer Konföderation von aller Wirklichkeit entfernt ist. Man suche den Geist zu ergründen, in dem der Bulgare seine Zukunftsrolle auffaßt und man wird das Gesagte verstehen. Die Versuche, die gemacht wurden, um die Einflußsphäre Bulgariens und Griechenlands abzugrenzen, beweisen zur Genüge, inwieweit eine Verständigung mit den Bulgaren möglich ist und was sie im Grunde wollen. Was geschah damals, als Trikupis und Stambulow die Lösung dieser Fragen versuchen und eine gegenseitige Abmachung einleiten wollten? Stambulow merkte, daß die Regelung zugunsten des Griechentums ausfallen würde. Da er sich nicht imstande fühlte, dies zu verhindern und den Griechen zu „übergriechen“, verriet er die Angelegenheit der Pforte. Weiter, als Kreta im Aufstande war, erwiesen diese guten Christen, die Bulgaren, der Türkei ihre Hilfe. Das sind Tatsachen, die mehr Gewicht haben als alle frommen Wünsche und Illusionen.

Nachdem sich Bulgarien 1885 vergrößert hatte und durch den Krieg von 1886 den anderen Balkanstaat, Serbien, in den Hintergrund gedrängt hatte, begann es eine für die Bewahrung des allgemeinen Friedens bedrohliche Haltung einzunehmen. Die Bulgaren mögen noch so ernsthaft versichern, daß sie nur Reformen in Mazedonien anstreben, ihre Vergangenheit bekundet ihre wahren Absichten und die Ereignisse, die sich unter unseren Augen abspielen, bestätigen sie nur allzu sehr. Ein definitives Reformprojekt wurde in Mürzsteg aufgestellt, dessen Verwirklichung zu wünschen ist. Wenn es eines Tages ausgeführt würde, könnte man erfahren, ob es das war, was den Bulgaren am Herzen lag. In Wahrheit wollen sie ein autonomes Mazedonien auf Kosten der Türkei. Und wenn das erreicht wäre, würde sich leicht der Fall von Ostrumelien wiederholen und so der Widerstand des Berliner Kongresses gegen die Vernichtung der Türkei zugunsten der Slaven umgangen sein.

Mag Rußland für den Augenblick noch so sehr an der Erhaltung des status quo interessiert und durch seine Politik im fernen Osten in Anspruch genommen sein, Oesterreich auf der Basis der Entente unterstützen, es bleibt sein Plan von 1878, den Bulgarien zu verwirklichen sich anschickt.

Diese große slavische Masse, die sich von dem Innersten Asiens bis ins Herz Europas ausdehnt, erscheint im Osten von Europa ebenso drohend wie an den Grenzen des chinesischen Reiches. Dort versucht Rußland seine uner-

meßlichen Gebiete weiter auszudehnen, hier ist es sein Schützling Bulgarien, der mit allen Kräften an der Arbeit ist. Wenn eines Tages die Nationalitätenfrage in Oesterreich-Ungarn lichterloh aufflammen wird, so werden seine Slaven auf ein gemeinsames Ziel losmarschieren und von Konstantinopel bis Wien werden alle Slaven in stürmische Bewegung geraten, gebunden durch Blutsverwandtschaft und gleiche Interessen. Wenn diese Bewegung, die von Tag zu Tag losbrechen kann, einmal in Fluß geraten sollte, so wird im Rücken dieser gewaltigen und gleichartigen slavischen Masse nur ein einziges ihr fremdes Element stehen. Abgesehen von den Ungarn, sind die Rumänen das einzige einer anderen Nationalität angehörige Volk, das dem slavischen Ansturm entgegensteht, und in ihnen werden die Zentralmächte den entsprechenden Stützpunkt finden.

Das rumänische Volk, das sich von der Theiß bis zum Dniester und von den Grenzen des alten Polen bis zur Donau erstreckt, sieht in dem Königreiche Rumänien das vorbildliche Zentrum und die Grundlage der nationalen Zukunft, zu der es seine Kopfzahl und der Umfang des von ihm eingenommenen Gebietes berechtigt. Während seine Nachbarn sich mit politischen Umgestaltungen abplagen, fährt das rumänische Volk fort, gestärkt durch jahrhundertelangen Widerstand, sich durch friedliche Kulturarbeit und die Erschließung seiner natürlichen Bodenschätze seine Zukunft zu sichern. Und so kann es der schließlichen Erfüllung seiner berechtigten Hoffnungen mit ruhiger Sicherheit entgegensehen.

Siebenbürgen und die anderen rumänischen Teile der österreichisch-ungarischen Monarchie sind im gegenwärtigen Moment fern von allen irredentistischen Bestrebungen; nur durch das Band gleicher Kultur fühlen sie sich eins mit dem rumänischen Volke des Königreiches. Trotz der Verfolgungen, die die Rumänen in Ungarn infolge der ungerechten Anwendung des Nationalitätengesetzes zu erdulden haben, bleiben sie die getreuen Untertanen Franz Josephs und bilden für Oesterreich eine Garantie gegenüber den separatistischen Neigungen der Ungarn.

In der heutigen Staatengruppierung, die bedingt ist durch die besonderen Interessen eines jeden, steht Rumänien seit langem in guten Beziehungen zum Dreibund. Da das Einvernehmen zwischen Bukarest und Wien ein ausgezeichnetes ist, unterstützen die Rumänen der österreichisch-ungarischen Monarchie, dank ihrer politischen Reife die friedlichen Bestrebungen des rumänischen Staates, in dem sie den natürlichen Vertreter der Interessen ihrer Nation erblicken. Obgleich die Magyaren zur Zeit noch durch ihren Chauvinismus verblendet sind, werden sie doch eines Tages gezwungen sein, ihre wirkliche Lage zu begreifen; da der gleiche slavische Strom Magyaren und Rumänen bedroht, werden sie sich entschließen müssen, der Gefahr gemeinsam entgegenzutreten.

Gemäß dieser Politik, die diktiert wird von der geographischen Lage und den nationalen Interessen, ist Rumänien in der Balkanfrage seine bestimmte Stellung zugewiesen. Es hält sich im Hintergrunde und wartet ruhig die Folgen des russisch-österreichischen Einvernehmens ab. Sollten indes die Bemühungen der Diplomatie scheitern, so dürfte das Balkan-Problem doch kaum jemals eine Lösung in slavischem Sinne finden. Durch die Interessen, die es vertritt, in seiner zivilisatorischen Rolle sieht sich Rumänien, mit dessen militärischer Macht man durchaus rechnen muß, der slavischen Expansionsbewegung gegenübergestellt. Schon um der bloßen Existenz der Rumänen in Mazedonien willen, und weiter zur Erhaltung des gesamten rumänischen Volkskörpers, muß es den Slaven sich entgegenstemmen, wenn sie auf Kosten anderer sich ausdehnen wollen. Aus diesem Grunde ist auch eine griechisch-rumänische Annäherung im Entstehen begriffen. Wenn das Patriarchat von Konstantinopel sich den Walachen entgegenkommend zeigen sollte, so wird einem völligen Einvernehmen der Staaten nichts mehr im Wege stehen.

Dank einer wohlüberlegten Realpolitik, die die Regierungen König Karls beharrlich verfolgen, hilft Rumänien den status quo in Oesterreich-Ungarn aufrecht erhalten, zugleich bietet es für die Interessen Zentraleuropas auf dem Balkan eine der sichersten Garantien. So ist denn der Wunsch, den Napoleon III. gelegentlich der Pariser Konvention aussprach, in Erfüllung gegangen: Rumänien ist wirklich eine Barriere gegen den slavischen Anprall und ein Vorposten europäischer Zivilisation an den Toren des Orients.

Die japanische Landesausstellung zu Osaka vom Jahre 1903.

(Schluß.)

Die Kunst hatte auf der japanischen Landesausstellung den Ehrenplatz und für uns selbst hatte dieser Teil der Ausstellung die Hauptanziehungskraft. Wenn auch nicht so genußreich, so doch nicht minder interessant, waren die zahlreichen anderen Abteilungen, aber die Fülle des Gebotenen war in knapper Zeit nicht zu bewältigen. Doch besuchten wir sämtliche wichtigere Pavillons mit Ausnahme des der fremden Aussteller. Dieses ist ja freilich, wie erwähnt, das Neue an der Ausstellung von 1903 und die Tatsache einer solchen Erweiterung des Unternehmens bedeutsam genug für die Zukunft. Allein uns lockte natürlicherweise mehr das Japanische. Wir wandten uns nach der Kunst der Landwirtschaft zu und bewunderten dort insbesondere die Erfolge der japanischen Pferdezucht. Es ist auffallend, wie wenig Pferde man sonst in Japan sieht, und ich erinnere mich, während einer vierwöchigen Reise in Japan, welche alle wesentlichen Punkte des Landes berührte, nur einige wenige Male Pferde gesehen zu haben, nämlich beim Einzug des Mikado in Tokio, im Gebirg bei Myanoschita und Nikko und — beim Pferderennen in Yokohama, zu dem auch einige europäische Equipagen rollten, ein dort ganz ungewöhnlicher Anblick. Niemals sah ich Feldarbeit von Pferden verrichten oder Pferde im Dienste des städtischen Verkehrs. Menschliche Muskeln sind dort noch so gut und so billig.

An die Pferdeställe schloß sich die Ausstellung von Blumen an. Bekanntlich sind die Japaner große Blumenfreunde; um so merkwürdiger berührte die geringe Ausdehnung und Reichhaltigkeit dieser Abteilung. Im Freien fand man nur Päonien, allerdings in nie gesehener Blütenpracht, die Türe des nicht großen Glashauses war aber leider verschlossen. Wir vermißten auch die für den Geschmack, das Geschick und die Eigenart der Japaner so charakteristischen Zwergbäume, besonders die in Miniaturformen gezüchteten Kiefern.

Die Halle für Verkehrsmittel, das Gebäude der Fischerei-Ausstellung, die Forstabteilung und die Säle für das Unterrichtswesen sind wohl diejenigen, mit denen das Land bei den fremden und einheimischen Besuchern am meisten Ehre einlegen könnte.

Die Halle des Verkehrs enthielt alle Beförderungsmittel von der einheimischen Rikscha bis zum modernen, nach fremden Mustern erbauten Passagierdampfer, letzterer wie bei uns natürlich nur in Modellen. Die verschiedenen japanischen Schiffsgesellschaften, insbesondere die Toyo-Kisen Kaisha, welche von Hongkong über Nagasaki, Kobe, Yokohama und Honolulu nach San Francisco fährt und in regelmäßigem Turnus auch die amerikanischen Philippinen anläuft, hatten genau wie unsere großen überseeischen Linien ausgestellt. Hier in diesen von Karten, Photographien und Reklameschriften erfüllten Räumen war es ziemlich leer, aber gleich daneben wogte das Volk um die von einheimischer Industrie erbauten Eisenbahnen voll lebhaften Interesses. Wo es was zu erklettern gibt, findet man sicher eine Anzahl Japaner droben; leider war ihnen hier die Lokomotive verschlossen, um so größeren Andrangs erfreute sich der geöffnete Speisewagen und der Schlafwagen. Viele hatten die Bestimmung nicht nur erkannt, sondern ließen sich's dort in entsprechender Weise wohl sein, und man fand im „Dining Car" kauende

Menschen und säugende Mütter in großer Anzahl und im Schlafwagen einige, die trotz großen Gedränges da ein Mittagsschläfchen hielten. Aber wehe den armen europäischen Reisenden, wenn diese Schlafwagen eingeführt würden! Ich zählte, wenn ich mich recht erinnere, in dem nicht sehr großen Raum 32 Schlafplätze in zwei Reihen übereinander zu beiden Seiten eines schmalen Mittelganges. Der einzelne Platz hat etwa die Form eines kurzen Schiffsstuhles oder einer schiefen Ebene, wobei, um Platz zu gewinnen, die Füße unter den Kopf des Vordermannes zu liegen kommen. Obendrein ist die Länge des „Bettes" schon an und für sich sehr kurz berechnet, d. h. sie ist der japanischen Durchschnittsgröße wohl vollkommen angemessen, leider aber auch anderen japanischen Gewohnheiten. Dem Orientalen ist es ein Leichtes, ja von Zeit zu Zeit eine Ausruhestellung und somit ein Bedürfnis, mit angezogenen oder eingeschlagenen Beinen zu sitzen, der Europäer wird aber in einem solchen Schlafwagenbette, besonders bei der Bewegung der Fahrt, geradezu Qualen ausstehen. Solche Rücksichtslosigkeiten gegen die Weißen mehren sich in Japan in den letzten Jahren immer schneller. Die Abteilungen für das Forstwesen, für den Bergbau und für die Fischerei dürften in den Einzelheiten nur für den Fachmann und von einem solchen beschrieben werden. Als Laie mußte man die den Japaner in jedes Gebiet begleitende peinliche, saubere und gediegene Ausführung und die geschmackvolle Aufstellung der Gegenstände, sowie die Vielseitigkeit sowohl des einheimischen Könnens als des Erlernten bewundern. Schön und lehrreich zugleich waren die der Perlgewinnung in Japan gewidmeten Kästen.

Das längste Gebäude der Ausstellung enthielt, was die dortige Industrie an Möbeln, Kleidung, Porzellan-, Lederwaren, Stoffen, Stickereien leistet. Man sah kaum gewöhnliche, aus Massenproduktion hervorgegangene Ware, höchstens beim Porzellan, wohl aber konnte man beobachten, daß in Japan weitere Gebiete als bei uns dem Kunsthandwerk angehören.

Ueberraschend war es, Klaviere neben den einheimischen Instrumenten, den Flöten, Handtrommeln und den Guitarren ähnlichen „Schamisen" zu finden.

Die Abteilung für Photographie war ausgezeichnet. Darin leisten ja die Japaner Außerordentliches und sogar Originelles, und es ist ganz bedeutungsvoll für ihre Fähigkeiten, daß sie gerade diese Halbkunst so schnell beherrschen gelernt haben. Jedesmal, wo eine mechanische Technik im Dienste eines künstlerischen Geschmacks arbeitet, bringt der Japaner Ausgezeichnetes zuwege.

Ueberaus bewunderswert waren schließlich die dem Lehrfach, dem niederen wie dem höheren Bildungswesen, eingeräumten Säle. Schulutensilien, insbesondere für den Anschauungsunterricht, Abbildungen und Karten, Modelle für Zeichnen, anatomische Figuren, chemische und pathologische Präparate zu Universitätszwecken, physikalische, astronomische und ärztliche Instrumente, Mikroskope u. s. w. Diese kurze Aufzählung möge genügen, um zu zeigen, wie viele Produktionszweige sich die Japaner bereits erobert haben und wie sehr sie auf allen Gebieten die Früchte nicht ihrer eigenen, sondern unserer Erfahrungen ernten. Soll man den Gesamteindruck, den die Ausstellung machte, definieren, so muß man vor allem den Ernst, die Sachlichkeit und das Zielbewußtsein bewundernd hervorheben, von dem das Ganze wie die Teile beredtes Zeugnis gaben. Alles, was die Japaner bis jetzt geleistet haben, zeugt von Tüchtigkeit, Nüchternheit und weitschauendem Blick, wie die Schaffung einer großen Flotte und ihre neue Heeresorganisation beweist. Wenn auch das Aeußere der Ausstellung sehr einfach und schmucklos war, so wird man, da die Geldmittel in Japan nicht reichlich fließen, darüber nicht hart urteilen dürfen, um so mehr, als jedermann wird zugeben müssen, daß, was wesentlicher ist, das Ausgestellte um so imponierender war. Ferngehalten war jeder Jahrmarktstrubel und jedes gewinnsüchtige Privatunternehmen von dem ernsten Teil der Ausstellung. Keine Verkaufsbuden, kein Lärm, keine laute Anpreisung störten den andächtigen und lernbegierigen Besucher; nicht einmal ein Musikpavillon fand sich, und so schien alles gesellige Wesen sich in jene Ecke der Ausstellung zurückgezogen zu haben, wo die Müden und Durstigen eine Reihe kleiner Teehäuser und die Vergnügungssüchtigen die erwähnte Wasserrutschbahn fanden.

Anerkennenswert war, das muß hervorgehoben werden, daß der Eintrittspreis in die Ausstellung so gering war, auch für japanische Verhältnisse, und man sah deshalb auch Leute aller Stände durch die Ausstellung gehen. Die meiste Anziehungskraft hatte außer der Kunstausstellung die Halle für den Verkehr für das japanische Publikum. Europäer sah man nicht viele und die Menge beachtete sie wenig. Großes Aufsehen erregte aber ein Chinese in sehr reicher Kleidung mit einigen Frauen, deren verstümmelte Füße und stelzenartiger Gang die Augen aller Japaner auf sich zogen. Was mögen die runden und fröhlichen japanischen Mädchen über diese ungesund und verdrossen aussehenden Frauen gedacht haben? Was mag aber auf der anderen Seite durch den Kopf des Chinesen, der den Eindruck großer Intelligenz machte, gegangen sein, wenn er, was natürlich war, das hier Gesehene mit dem zu Hause verglich?

Glückliches Volk, möchte man von den Japanern sagen, welches das Resultat einer jahrhundertelangen Entwicklung angeboten bekommt und ohne Kämpfe und Verluste übernimmt. Wie sind bei uns in akademischen und militärischen Kreisen die gelben Söhne jener Inseln immer willkommen gewesen, wie fühlte man sich geschmeichelt, ihnen so viel zeigen und schenken zu können; und es war viel Eitelkeit in dieser Japanerfreundlichkeit. Aber in Japan hört man namentlich von Kaufleuten viel über die fremdenfeindlichen Bestrebungen klagen, die ganz offen auch in den Gerichtssälen laut werden, und es gilt bereits als Regel, daß der Europäer dort immer unrecht bekommt. Es wird nicht lange dauern, so wird auch der letzte Weiße vom Katheder, wo er der Lehrer dieses uns so fremden Volkes gewesen ist, weichen müssen, und das Land wird sich uns wieder verschließen, wenn auch in anderer Weise als früher.

Und welches sind die Aussichten Japans in dem großen Konkurrenzkampfe der Völker? Ganz abgesehen von dem Ausgange des jetzt entbrannten Kriegs.

Das ist eine Frage, die sich wohl jeder, der mit dem merkwürdigen Volke Bekanntschaft gemacht hat, vorlegt. Ist es in Wahrheit das Land der aufgehenden Sonne, ein Zukunftsland?

Da ist vor allem zu sagen, daß es ein Volk ist, dessen Reichtum an reellen und ideellen Gütern in den letzten Jahrzehnten enorm gewachsen ist. Das Land, sehr reich, ist in seinem Werte eigentlich erst jetzt von seinen Bewohnern erkannt und durchforscht worden; seine geographische Lage ist für eine Weltmachtsstellung in Ostasien die denkbar günstigste: die Abgeschlossenheit der Inseln im Meer, der Mangel an Nachbarn auf der östlichen Seite, die reichgegliederte Küste und die natürliche Drängung zum Handel. In welchem Bewußtsein des Aufschwungs das Land sich zur Zeit befindet, das sieht man an den Ausdrücken des nationalen Stolzes, der durch den chinesischen Krieg ganz unverhältnismäßig erstarkt ist. Aber, was die Hauptsache ist: da ist ein Volk ohne Schwächlinge, ohne den Makel von Degeneration, mit gesunden Sinnen und kräftigen Gliedern. Die stachelhaarigen, runden Schädel beherbergen gesunde Gehirne, die nicht von altruistischen und philanthropischen Gedanken bewohnt sind. Ein ganz selbstverständlicher Egoismus beseelt das Volk und den einzelnen. Körperlich ist es eine kleine, aber kräftige und zähe Rasse. Soweit man auf der Erde suchen mag, solcher Muskelfreudigkeit, solcher fröhlichen Verschwendung von menschlicher Kraft wird man nirgends begegnen. Mehr als alles andere gibt dieser Kraftreichtum dem japanischen Volke eine Anwartschaft auf eine große Zukunft und berechtigt, ihm eine solche vorauszusagen.

Derart waren die Gedanken, als mein Gefährte und ich, ziemlich verspätet, in zwei Rikschas dem Bahnhof wieder zurollten. Wir trieben unsere Kulis zur Eile an. Kein

Wunder, daß die Gedanken jene Richtung annahmen; denn den ungeheuren Weg legten unsere beiden Leute in einem einzigen, ununterbrochenen, gestreckten Trab von dreiviertel Stunden zurück. Während wir eben durch die Ausstellung den Eindruck und das Zeugnis einer ungeheuren geistigen Arbeit des japanischen Volkes erhalten hatten, erlebten wir bei dieser Fahrt, wie noch manches andere Mal, den Beweis seiner außerordentlichen körperlichen Leistungsfähigkeit.

F. R.

Die Shakespeare-Bacon-Frage.*)

Der Zweck des unten genannten Vortrages, von dem wir hier ein Referat folgen lassen, war es, das gebildete Publikum über die gänzliche Hinfälligkeit jener Theorie, wonach nicht W. Shakespeare der Verfasser der ihm zugeschriebenen Dramen war, sondern der zeitgenössische Philosoph und Naturforscher Fr. Bacon, aufzuklären. Der Redner betonte zuvörderst, daß es für die Fachgenossen überhaupt keine Bacon-Frage gibt; und frage jemand, worauf diese Sicherheit sich begründet, so dürfe man mit gutem Gewissen antworten: auf unwiderlegliche Dokumente, auf unanfechtbare Zeugnisse. Und an der Hand der sicheren, auf urkundlichem Material beruhenden, uns überlieferten Daten des Lebens Shakespeares stellte Dr. Sieper die unbestrittene Tatsache fest, daß Shakespeare eine greifbare historische Persönlichkeit ist. Nun aber fragt es sich: Ist jener Schauspieler W. Shakespeare, über den wir so gut unterrichtet sind, der wirkliche Verfasser der uns unter seinem Namen überlieferten Dramen? Ja, lautet die Antwort und die Beweise dafür finden wir: 1. in dem Stück C I der uns unter dem Namen Shakespeare überlieferten Sonette; 2. in R. Greenes Pamphlet „Ein Groschen Einsicht, erkauft mit einer Million Reue" (1592); 3. in Chettles Schrift Kind Hartes Dreame (Dezember 1592); 4. in Meres' „Der Weisheit Schatzkästlein" (1598), wo wir lesen: „In England ist Shakespeare nach beiden Richtungen hin (d. h. im Trauerspiel und im Lustspiel) der hervorragendste Bühnenschriftsteller"; 5. in dem Schuldrama: The Returne from Parnassus (1601); 6. in Ben Jonsons Werken an zwei Stellen: erstens in der poetischen Einleitung, welche der ersten Gesamtausgabe der Shakespeareschen Werke vorausgeht (1623) und wo der Dichter ausdrücklich als der süße Schwan vom Avon bezeichnet wird; zweitens, in den erst 1640 erschienenen Discoveries, wo es u. a. heißt: „Ich erinnere mich, daß die Schauspieler es oft als eine Ehre für Shakespeare erwähnt haben, daß er in seinen Schriften (was immer er auch schrieb) nie eine Zeile ausgestrichen habe. Soviel vom positiven, konstruktiven Teil, d. h. von der Aufzählung der Zeugnisse für die Autorschaft Shakespeares.

Es folgte dann ein historisch-kritischer Teil, in welchem der Vortragende sich mit den Hauptvertretern der Bacon-Theorie eingehender befaßte. Die Frage ist: Welche Gründe werden von den Baconianern angegeben, um die erwähnten Zeugnisse zu entkräften? Welche Zeugnisse bringen die Baconianer für die Behauptung ihrer Hypothese bei? Mrs. Delia Bacon, die als Wahnsinnige gestorbene Urheberin der Bacon-Frage, behauptet in überspannter Weise (Januar 1856: Shakespeare and his plays; 1857: The philosophy of the plays of Shakespeare unfolded), der Wilddieb aus Stratford kann unmöglich der Verfasser jener Stücke sein, die eine solche Fülle von tiefen, philosophischen Gedanken enthalten, wohl aber Fr. Bacon. Den Beweis bleibt sie uns schuldig. Die von W. H. Smith in einem Briefe an Lord Ellesmere (Sept. 1856) angeführten fünf Gründe sind leicht widerlegbar. Die von N. Holmes in dem Buch The Authorship of Shakspere (1866) vertretene Ansicht, Bacon sei der Verfasser der Shakespeareschen Dramen, weil, obschon es für diese Autorschaft keine direkten Zeugnisse gibt, eine Menge inhaltlicher Uebereinstimmungen und Parallelstellen vorhanden sind, unterzog Th. D. King einer kritischen Würdigung, die eigentlich unnütz war, da Holmes sich um die Fragen: „Lassen sich diese Stellen aus dem gemeinsamen Sprachgebrauch oder aus gemeinsamen poetischen Formeln erklären? Sind an der Uebereinstimmung gemeinsam benützte Quellen schuld?" nicht in genügender Weise gekümmert hat. Mit E. O. Vailes Arbeit: The Shakespeare-Bacon controversy (1875), haben wir es mit einer auf dem Gebiete jener speziellen Literatur verhältnismäßig erfreulichen Erscheinung zu tun, da der Verfasser den Zeugnissen, die für Shakespeare sprechen, diejenigen gegenüberstellt, die für Bacon sprechen. Sein Hauptgrund gegen Shakespeare ist: ein Johannes Faktotum, mit Greene zu sprechen, kann unmöglich Dramen wie diejenigen Shakespeares aufbauen und schreiben; ferner stützt er sich auf einen Brief von Bacon an J. Matthew (1607 bis 1608), in welchem von Julius Cäsar die Rede ist, und auch auf einen anderen Brief, der mit den Worten schließt: „So desiring you to be good to concealed poets, I continue". Damit ist aber ebenso wenig bewiesen wie mit den Briefen Matthews an Bacon, denn der in dem einen Briefe gemeinte „größte Geist" war ein einfacher Jesuit, Th. Southwell, und unter dem „measure for measure" des anderen Briefes ist zweifellos nicht das gleichnamige Shakespearestück gemeint. Appl. Morgan (The Shakespearian Myth, 1880) stellt die Behauptungen auf: Der gänzliche Mangel an Bildung machte Shakespeare zum Dramendichter unfähig, weil die Quellen, die er hätte benutzen können, ihm unzugänglich waren, und weil er jedenfalls nicht in der Wissenschaft und Kunst des Physikers, des Rechtskundigen, des Arztes, des Soldaten und des Gelehrten eingeweiht war, wie es scheinbar der Fall sein sollte — das Zeugnis Ben Jonsons ist nicht zureichend, um Shakespeares Autorschaft zu beweisen, weil die Einleitung eine bestellte Lobrede ist u. s. w. Leider ist man jetzt sehr genau unterrichtet über Shakespeares Quellen,[1]) und Morgan verfügt über eine allzu große Unwissenheit, man dürfe sagen Beschränktheit, denn Shakespeare brauchte nicht mehr als ein genialer Beobachter zu sein wie Spedding, der gelehrte Herausgeber der Bacon-Werke, selber sagt. Endlich beweist Morgans Urteil über Jonsons Einleitung gar nichts, und, was am schönsten ist, hat Morgan die Discoveries scheinbar nicht durchgelesen. Von Mrs. Potts Unsinn (The Promus of Formularies and Elegancies by Fr. Bacon illustrated and elucidated by passages from Shakespeare, 1883), sowie von Donnellys Phantasieschöpfung (The Great Cryptogram, 1888) wollen wir nicht reden. K. Fischer und Nicholson (No Cipher in Shakespeare, 1888) haben den beiden Recht ergehen lassen. Als letzter aber, und nicht als geringster in der Reihe der Baconianer rangiert der Deutsche Edwin Bormann, welcher die Ansicht vertritt: In den Shakespeareschen Dramen sind naturphilosophische Offenbarungen übermittelt worden, welche von Bacon als Ergänzung seiner philosophischen, beziehungsweise naturwissenschaftlichen Schriften gedacht waren; und wenn dem so wäre, so wäre doch nichts gewonnen, denn jene Behauptung vermag nicht die Zeugnisse aus der Welt zu schaffen, wonach Shakespeare der Verfasser der mit so seltsamen naturwissenschaftlichen Offenbarungen durchwirkten Dramen gewesen ist. Uebrigens hat Bormann selbst, scheint es, das Gefühl, daß seine Theorie von den parabolischen Dramen haltlos sei, da er nach sonstigen Gründen fahndet.

Ueberall also begegneten wir demselben Unsinn, derselben Kritiklosigkeit, Phantasterei und Unwissenheit. Und doch, wenn auch keine Zeugnisse für Shakespeare vorhanden wären, so könnte doch Bacon gar nicht in Betracht gezogen werden; jede dichterische oder künstlerische Großtat setzt nämlich bestimmte Eigenschaften voraus, nicht bloß solche des Geistes, sondern auch des Herzens. Nun war Bacon jenes grübelnden Tiefsinns eines Hamlet, jener schrankenlosen Hingebung in Liebe und Freundschaft, wie wir sie bei Romeo und Julia oder in den Sonetten treffen, vollständig unfähig, wie es jeder zugeben muß, der Bacons Schriften und Leben

*) Nach dem von Hrn. Dr. Ernst Sieper, Privatdozenten an der kgl. Universität, im Münchener Volksbildungsverein am 9. d. M. gehaltenen Vortrag.

1) Dr. H. Anders, Shakespeares Belesenheit. Berlin. Reimer 1904. XX. 316. (Shakespeares Schriften, herausgegeben von der deutschen Shakespeare-Gesellschaft.

kennt. Kommt doch in der Philosophie Bacons die Intelligenz allein, nicht das Gemüt und der moralische Instinkt zu ihrem Rechte. Wissen ist Macht, und nichts weiter. Man darf daher sagen: Bacon kann unmöglich derjenige sein, welcher die Shakespeareschen Dramen verfaßte; ihm fehlten diejenigen Eigenschaften, die der Dichter des Hamlet, von Romeo und Julia und der Sonette besessen haben muß. Er hätte ebenso gut, einem denkwürdigen Wort Carlyles zufolge, die Erde erschaffen können.

J. P.

Bücher und Zeitschriften.

Zur Kartellfrage. Legislativpolitische Betrachtungen mit einem Anhange: Entwurf eines Gesetzes betreffend die Kartellierungen, von Dr. jur. Fritz Berolzheimer in München. (Abgedruckt in: Juristische Vierteljahresschrift, 35. Band, 3. und 4. Heft, Wien 1903.)

Der Verfasser erblickt in den Kartellen jeder Art einschließlich der Trusts neue Wirtschaftsgebilde, deren Tendenz auf eine Bindung der Produktion gerichtet ist. Wie in anderen kulturellen Gebieten Erscheinungen ins Leben treten, die einen Parallelismus zur geistigen Welt des Mittelalters darstellen, so erfolgt im juristisch-ökonomischen Felde zunehmend eine neue wirtschaftliche Gebundenheit: im Handwerk durch die Innungen, in der Produktion und im Handel durch Kartellierungen jeder Art. Aber verschiedene Zeiten sind nie identisch, weisen vielmehr stets nur Wesensverwandtschaft, Aehnlichkeit, Analogie auf. Die „Sekundorenaissance" („Neurenaissance"), welche nach Berolzheimer im allgemeinen und speziell im Wirtschaftsleben zutage tritt, unterscheide sich von den Parallelerscheinungen des Mittelalters wesentlich dadurch, daß inzwischen die Individualfreiheit im Recht und in der Wirtschaft zur Anerkennung gelangt sei. (Berolzheimer verweist bezüglich der näheren Darlegung und Begründung dieses Gedankens auf seine Schrift „Rechtsphilosophische Studien", München 1903.) An Stelle des mittelalterlichen Bandes des Zwanges trete die moderne Bindung durch freie Einung. Der Gesetzgeber könne sich dieser Bewegung nicht entziehen, müsse vielmehr den neuen Gebilden, die sich wirtschaftlich als Kartellierungen darstellen, die adäquate Rechtsform gewähren, wobei allerdings Schutzbestimmungen gegen Auswüchse jeder Art zu beschaffen seien: gegen Ausbeutung von Kartellgliedern durch Majorisierung; von Konsumenten oder anderen Dritten durch übermäßige Preissteigerung oder durch Preisschleuderung; von Arbeitern der kartellierten Betriebe in Bezug auf Arbeitslohn oder Arbeitszeit. Zur Abhilfe gegen derartige Ausbeutungen müßten der Verwaltungsbehörde weitgehende Berechtigungen eingeräumt werden, über deren Ausübung im Streitfalle auf dem Wege des Verwaltungsrechtsverfahrens zu entscheiden sei. Verfasser verdichtet seine legislativpolitischen Vorschläge in einem Gesetzentwurfe betreffend die Kartellierungen einschließlich der Trusts in Aktienform.

Russische Lexika. Die vor zwölf Jahren von der Firma Brockhaus-Jefron begonnene große russische Encyklopädie nähert sich ihrer Vollendung. Es sind von diesem großartigen Unternehmen bis jetzt 76 Halbbände erschienen und noch 4 bis 6 Halbbände werden wohl genügen, um es zu beenden. Mit vollster Ueberzeugung kann man jetzt konstatieren, daß es im großen ganzen seinen Zweck glänzend erfüllen wird, und wenn es auch im einzelnen vielleicht noch manches zu wünschen übrig läßt, wie das bei einem Werke von diesem Umfang, das keinen ebenbürtigen Vorgänger hatte, unvermeidlich ist, so hat es doch weit mehr gehalten, als beim Beginn seines Erscheinens erwartet werden konnte. Namentlich ist rühmend hervorzuheben, daß sich die besten Namen der russischen Wissenschaft an diesem Werke beteiligten. Alles, was sich auf die Kunde Rußlands und der slavischen Welt bezieht, ist hier so musterhaft, ausführlich und gründlich behandelt, daß niemand, der sich über russische und slavische Dinge unterrichten will, es entbehren kann. Namentlich ist der Artikel „Rußland", der zwei Halbbände füllt und 880 Seiten enthält, hervorzuheben; er enthält eine große Anzahl von Tabellen, Karten, Plänen, Abbildungen u. s. w. und behandelt das Land, seine Bewohner, Geschichte, Geographie, Statistik, Politik, Wirtschaft, Industrie, Handel, Finanzen, Volksaufklärung, Schule, Gesetzgebung, Sprache, Literatur, Kunst, Wissenschaft, Kirche u. s. w. Außerdem sind aber noch unzählige Spezialartikel vorhanden, die Einzelheiten behandeln, welche im Hauptartikel keinen Platz fanden. Mit vollem Rechte kann man diese große Encyklopädie als eine der wichtigsten Publikationen der Gegenwart bezeichnen, denn sie füllt eine Lücke aus, die sich nicht nur in Rußland, sondern auch in den wissenschaftlichen Kreisen Westeuropas seit vielen Jahrzehnten empfindlich fühlbar machte.

Zu den in den letztverflossenen Monaten in Rußland erschienenen wissenschaftlichen Neuigkeiten muß auch die dritte, bedeutend vermehrte und ergänzte Auflage von Dahls erklärendem Wörterbuch der lebenden großrussischen Sprache, redigiert von Professor J. A. Baudouin de Courtenay, rühmend hervorgehoben werden. Das ganze Werk soll in 40 Lieferungen zu 6—7 Druckbogen binnen vier Jahren fertig werden. Die zweite Auflage erschien vor über 20 Jahren, ließ aber noch viel zu wünschen übrig, denn der Verfasser war kein gelehrter Philologe, sondern nur ein unermüdlicher, fleißiger Sammler. Der Herausgeber der dritten Auflage ist dagegen eine Autorität in seinem Fache, ein gründlicher Kenner der slavischen Sprachen. Wer diese dritte Auflage mit der vorhergegangenen vergleicht, wird finden, daß sie weit korrekter und vollständiger als die zweite ist. Auf eine ausführliche Analyse dieses Werkes können wir uns hier nicht einlassen, das gehört in eine Fachzeitschrift und würde uns hier zu weit führen. Es genügt wohl, wenn wir hervorheben, daß die bisher erschienenen fünf Lieferungen der neuen Auflage über 180 enggedruckte Spalten in Lexikonformat mehr enthalten, als der entsprechende Teil der zweiten Auflage. Für jeden, der sich mit dem Studium der russischen Sprache nicht nur oberflächlich, sondern gründlich beschäftigt, ist dieses Werk ein unentbehrlicher Ratgeber, der bis in die intimsten Feinheiten dieser außerordentlich reichen und biegungsfähigen Sprache eindringt. Die meisten Uebersetzer aus dem Russischen haben gar keine Ahnung, wie sehr sie sich an dem Geiste dieser schönen Sprache versündigen, wenn sie sich, wie das so häufig geschieht, mit dem mißverstandenen Wortlaut dessen, was sie verdeutschen, begnügen, ohne in den eigentlichen Sinn, in die Stimmung des ihnen vorliegenden Werkes einzudringen. Wir bekommen von den Werken der großen russischen Dichter häufig nur einen ganz mangelhaften Begriff und schätzen dieselben viel zu wenig, weil ein großer Teil der Uebersetzungen den Ansprüchen, die man daran zu stellen berechtigt ist, leider durchaus nicht genügt. Daher kommt es auch, daß Puschkin, Gogol, Gribojädow, Lermontow, Nekrassow, Ssaltykow, Ostrowskij und viele andere Dichter ersten Ranges bei uns fast nur dem Namen nach bekannt sind und daß nur wenige Nichtrussen ihren wahren Wert kennen. Es ist unendlich schwer, das russische Volk und seine Poesie so zu verstehen, wie sie verstanden werden müssen, wenn man einen richtigen Begriff von seinen Dichtungen haben will. Dahls Wörterbuch ist, namentlich für solche Nichtrussen, die keine Gelegenheit hatten, durch einen längeren Aufenthalt im Lande den Geist des Volkes und seine Sprache gründlich kennen zu lernen, ein unentbehrlicher Führer, der ihnen nicht dringend genug empfohlen werden kann.

x

Allgemeine Rundschau.

Archäologische Reichskarten.

m. Die letzte Generalversammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft (August 1903 zu Worms) beschloß auf den Antrag von Direktor Voß und Prof. Dr. Lissauer (Berlin) die Herausgabe von archäologischen Typenkarten. Zweck derselben ist die Feststellung der Wanderwege, auf welchen die einzelnen Typen hierzulande eingezogen, die Fixierung

ihrer Verbreitung und die Zeitperiode ihres Verschwindens. Es ist also hiermit eine Art von Sammelforschung beabsichtigt, welche die genaue Grundlage für die objektive Bearbeitung der Vorgeschichte bilden soll. — Für die ersten drei dieser archäologischen Reichskarten, wie man diese Typenkarten kurz nennen kann, sind folgende Typen einzutragen: 1. Die sogenannten Radnadeln aus Bronze, deren Verbreitung in die Stromgebiete des Rheins, der Weser und der Elbe fällt; 2. die sogenannten Ruder- und Scheibennadeln aus Bronze mit ihren Varianten. Diese sind typisch für den Nordosten des Reiches, besonders für Mecklenburg und Umgebung. 3. Die Flach- und Randärte aus Bronze; sonst auch Kelte oder Bronzebeile genannt. Diese kommen in verschiedenen Nuancen vom Westen bis zum Osten, von den Alpen bis zur Meeresküste vor. — Eine Zentralkommission von sechs Mitgliedern (Beltz, Lissauer, Ranke, Schumacher, Sixt, Voß) wurde zu Worms ernannt und ebenso eine „weitere Kommission“, welche die Einträge in die Karten (1:2,500,000, Blatt: Deutsches Reich aus H. Kieperts Handatlas) und die Herstellung der Legenden für jedes Objekt zu besorgen hat. — Mit der Austeilung der Karten und Formulare ist von Berlin aus bereits begonnen; das Material wird bis 1. Mai 1904 dort einlaufen, und es kann die Ausgabe der genannten drei Typenkarten noch in diesem Jahre erfolgen. — Für Bayern arbeiten daran mit: 1. Geh. Hofrat Prof. Joh. Ranke, speziell Südbayern. 2. Hofrat Dr. v. Forster, speziell Nordbayern. 3. Prof. Dr. Mehlis, speziell Rheinpfalz.

*

Ruthenische Literatur in Rußland.

Die russische Regierung hält es, wie bekannt, im Interesse der inneren Einheit des Reiches für geboten, alle sprachlichen und sonstigen nationalen Regungen des Ruthenentums nach Kräften zu unterdrücken, und geht darin mit jener Gründlichkeit vor, die auch in der staatlichen Ueberwachung sonst nicht unterworfene Gebiete des öffentlichen Lebens mit strengen Maßregeln eingreift. So sind z. B. durch einen Ukas vom Jahre 1876 sowohl alle theologischen Schriften wie auch die Uebersetzung der heiligen Schrift in der ruthenischen Sprache im Zarenreiche verboten und dürfen nur außerhalb Rußlands das Tageslicht erblicken. Das nämliche Schicksal ereilte nun, wie die Ruthenische Revue mitteilt, auch die von der britischen Bibelgesellschaft herausgegebene ruthenische Uebersetzung — dieselbe wird von den Grenzen des slavischen Riesenreiches ferne gehalten. Zum besseren Verständnis sei erwähnt, daß von der genannten Gesellschaft die heilige Schrift in 420 Sprachen und Mundarten herausgegeben wurde, von allen diesen Uebersetzungen ist aber nur die ruthenische in Rußland auf ein Verbot gestoßen. Im Jahre 1901 wurden in Rußland allein 592,627 Exemplare der heiligen Schrift in 36 Sprachen verkauft. Im Zarenreiche sind solche Uebersetzungen gestattet: die russische, die polnische, tschechische, bulgarische, slovenische, englische, deutsche, französische, griechische, lateinische, italienische, rumänische, dänische, schwedische, finnische, armenische, arabische, hebräische, im jüdisch-deutschen Jargon, estnische, lettische, chinesische, japanische, persische, türkische, tatarische, jakutische, georgische u. a. Also die Uebersetzungen in allen möglichen Sprachen sind in Rußland zugelassen, nur die in der Muttersprache des größten nicht russischen Volkes in diesem Staate ist, wie die genannte Revue mit verständlichem Groll auf die Regierung Rußlands mitteilt, verboten.

*

Der japanische „Panmongolismus“.

C. K. Welches der Ausgang des russisch-japanischen Krieges auch sein mag, die Entwicklung des „Panmongolismus“ wird sich bald als eine Frage von allerhöchster Bedeutung für die Zukunft Europas erweisen. Diese Anschauung vertritt der bekannte Forscher und Orientalist Alexandre Ular in einem höchst bemerkenswerten Artikel, den er auf Grund seiner Studien in China und Japan in „La Revue“ veröffentlicht. Er weist darin auf die „gelbe Gefahr“ hin, die Australien, Holländisch-Indien, Birma, Assam, Indochina und Sibirien bedroht, und verfolgt dann die Rolle, die Japan in dieser Ausbreitung der gelben Rasse zu spielen sich berufen glaubt. Gerade indem Japan China gegenüber dieselbe Stellung einnahm wie ein europäischer Staat und dieselben politischen Konzessionen, Oeffnung der Handelshäfen, Konsulate, Schiffahrtskonzessionen u. s. w. erhielt, wurde es die Macht, die den größten Einfluß auf China gewann. Kaum genossen die Emissäre des jungen Reiches diese Privilegien, als sie die Fehler der abendländischen Konkurrenten erkannten und ausnützten. Die Japaner sind ein „Volk von Spionen“, ihr altes Staatswesen beruhte ganz auf einem Spionagesystem, das seinesgleichen in der Geschichte nicht hat. Jeder einzelne Japaner liebt es, Informationen zu liefern und deren Erfolge zu beobachten. Und so lieferten auch alle Japaner, die in China beschäftigt waren, ständig Material, das die Grundlage für die Bearbeitung des chinesischen Reiches bieten konnte. Das neue japanische System besteht darin, sich den Chinesen vollkommen anzupassen. Die japanische Regierung hat erkannt, daß die kriegerische Invasion nach europäischem Muster der größte Fehler war, den Japan begehen konnte. Jetzt bildet sie auf Grund ihrer Erkenntnis ihre neuen Methoden aus, die auf der Betonung der Verwandtschaft beider Völker beruhen. Und um die Riesenaufgaben dieses „Panmongolismus“ zu leiten, wurde ein großes Zentralorgan gebildet, eine Art heimliche Regierung, an deren Spitze der Prinz Konoye, der Bruder des japanischen Kaisers, steht: der „Toakoboun-kai“ oder chinesisch „Tung-ya-tung-wen-houi“, die „Kongregation der Kultur des Ostens“. Diese mächtige Organisation ist nach dem Muster der chinesischen Kongregationen mit einer Kunst gegliedert, für die das Abendland vielleicht kein Beispiel außer dem der Jesuiten bietet, und sie hat sich sofort an ihre Aufgabe gemacht, die sie unter einem dreifachen Gesichtspunkt, dem kommerziellen, politischen und intellektuellen, in Angriff nimmt. Die wichtigste Tätigkeit wurde auf dem ersten der drei Gebiete entfaltet; wir geben Ulars Ausführungen hierüber wieder, um an einem Beispiel zu zeigen, wie die Japaner es verstanden haben, sich in China festzusetzen. Wenn man die Entwicklung des „Tung-wen-houi“ verfolgt, so kann man von den Ereignissen des Jahres 1900 fast ganz absehen, denen in Europa eine Bedeutung zugeschrieben wird, die sie in Wirklichkeit nie gehabt haben. Nur hat durch dieselben die panmongolische Vereinigung die chinesische Armee leichter ergreifen können. Die Beeinflussung in kommerzieller und geistiger Hinsicht hat nur indirekt eine Förderung durch die Tatsache erfahren, daß die europäische Expedition Haß und Verachtung gegen die Abendländer in ganz China erregt hat. Die ökonomischen Fragen haben bei den gelben Nationen mehr als anderswo den Vorrang vor anderen Fragen; eine Handelsgemeinschaft würde das panmongolische Zusammengehörigkeitsgefühl hervorrufen. In diesem halb kommerziellen, halb politischen Feldzug sind die Japaner weit geschickter als selbst die Engländer verfahren. Sie sahen gänzlich vom Großhandel ab; sie drängten dem Chinesen nicht den Ankauf großer Maschinen, ungeheurer Waffenmengen, riesiger Produktionsmittel auf. Sie vermieden es wie die Pest, die geringste Menge Opium in den Handel zu bringen, dessen Verkauf alle abendländischen Unternehmungen befleckt. Neuheiten, aber nur solche, an denen Bedarf vorhanden war, wurden durch ihre unzähligen Agenten eingeführt; durch die kleinen Bedürfnisse des täglichen Lebens drang ihr Einfluß ein, begünstigt durch die gleiche Schriftsprache. Eine Schachtel englischer oder schwedischer Streichhölzer ist für den Chinesen ein unheimliches Gerät; eine japanische Schachtel, die mit dem japanischen Etikett versehen ist, das sofort auf chinesisch zu lesen ist, ist fast ein chinesischer Gegenstand; sein Inhalt ist nicht mehr geheimnisvoll und sein Gebrauch wird zu einer nationalen Gewohnheit. Der japanische Agent, der in chinesischer Tracht reist, gleicht dem Chinesen wie ein Ei dem anderen; er spricht, oder jedenfalls liest und schreibt er die Sprache seiner Kunden vollkommen. Die kleinen Gebrauchsartikel, die die Zivilisation und den Panmongolismus dem Mann aus dem Volke einimpfen sollen, preist er nicht an, sondern er läßt sie als wünschenswert erscheinen, wie sein eigener Gebrauch derselben demonstriert. Er zieht eine hübsche Schachtel japanischer Zigaretten aus der Tasche, er steckt eine davon mit seinen eigenen Streichhölzern an; er nimmt eine Selterslasche aus dem Gepäck und zeigt

sich befriedigt über ihre durststillende Wirkung, er blickt nach seiner Uhr, er beobachtet den Umkreis mit seinem Krimstecher. Er hat humoristische und Handelszeitungen bei sich, lacht laut über erste und zeigt seine Erregung über die Nachrichten der zweiten u. s. w. Da der Chinese sehr begierig nach neuen Dingen ist, so folgen solchen Beispielen die Fragen, den Fragen die Auskunft, und fast immer der Auskunft Bestellungen und Aufträge. Auf diese Weise erobert der Japaner den Markt und überhaupt die Bevölkerung seiner Zivilisation.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

* **Ministerialdirektor Dr. Althoff**, der langjährige Dezernent für das Universitätswesen im preußischen Kultusministerium, vollendet am heutigen Tage sein 65. Lebensjahr. Ministerialdirektor Althoff, der nun fast 22 Jahre dem preußischen Kultusministerium angehört, erfreut sich noch außerordentlicher Schaffenskraft und Frische.

R. **Subventionen der Wiener Akademie der Wissenschaften.** Das Komitee für den Treitl-Fonds in der Wiener Akademie der Wissenschaften hat folgende Dotationen beschlossen: der Phonogrammarchiv-Kommission als Beitrag der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse 3000 Kronen, der Kommission zur Untersuchung der radio-aktiven Substanzen 6000 Kronen, der Kommission für die Vornahme wissenschaftlicher Untersuchungen beim Bau der Alpentunnels 2000 Kronen, der Erdbeben-Kommission 3000 Kronen. Ferner hat das Komitee beschlossen, Ignaz Dörfler, Inhaber und Direktor der Wiener botanischen Tauschanstalt und Redakteur der Oesterreichischen botanischen Zeitschrift, eine Subvention von 6000 Kronen für eine botanische Forschungsreise nach Kreta zu bewilligen.

* **Der Internationale Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose.** Das Komitee, welches die Vorarbeiten für den Internationalen Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose, der in der Weltausstellung St. Louis stattfindet, zu besorgen hat, ist nunmehr gebildet worden. Dasselbe besteht aus hervorragenden Aerzten und Hygienikern. Der Kongreß wird am 3., 4. und 5. Oktober 1904 tagen und sich nicht nur mit der medizinischen, sondern auch mit der sozialen Seite der Tuberkulosebekämpfung befassen. Es sollen auch Beschlüsse betreffend Quarantäne, Einwanderungsgesetze, Import und Export von Vieh (welches Träger der Krankheit ist) gefaßt werden.

* **Die Northwestern University in Chicago** gründet ein **germanisches Institut**, um das Interesse der Amerikaner an deutscher Wissenschaft und Kunst zu fördern und die Bande der beiden Länder enger zu knüpfen. Es ist die Heranziehung deutscher Gelehrten, die Errichtung eines Museums und einer Bibliothek geplant, welche die Geschichte der Errungenschaften in Kunst und Wissenschaft, Literatur und Militärwesen und Rechtskunde umfassen soll.

* **Die Forschungsreise von Professor A. Voeltzkow nach Ostafrika und Madagaskar**, die mit Unterstützung der von der Berliner Akademie der Wissenschaften verwalteten Hedmann-Wentzel-Stiftung unternommen wird, ist bis jetzt planmäßig durchgeführt worden. Der Gelehrte hat erst die Witu-Inseln und Pemba, dann die Hauptinseln der Comoren-Gruppe eingehend durchforscht und war am 1. November auf Madagaskar gelandet; seine letzte Mitteilung ist von dort aus Tullear vom 25. Dezember 1903.

* **Gesetzmäßigkeiten des Blitzschlages.** Daß selbst so unberechenbare Erscheinungen, wie die Häufigkeit der Schadenblitze, sich nach bestimmten Gesetzmäßigkeiten über größere Gebiete verbreiten, lehrt eine in der Naturwissenschaftlichen Rundschau erwähnte Abhandlung des Ungarn Ladislaus von Szalay, der imstande gewesen ist, eine Karte über die geographische Verteilung der tödlichen Blitzschläge in Ungarn zu entwerfen. Diese Karte zeigt, daß gewisse Komitate sich durch eine besonders große Anzahl von tödlichen Blitzschlägen auszeichnen, während andere Komitate ein Minimum aufweisen.

* **Ein Mittel gegen die Lepra** soll ein Chinese auf **Java** gefunden und bereits an Kranken erprobt haben. Der holländische Aerzteausschuß habe ihm die Belohnung von 100,000 Gulden, welche die Regierung als Prämie auf ein Heilmittel gegen Lepra ausgesetzt habe, bereits zugesprochen.

⁂

Hochschulnachrichten.

hc. **Freiburg i. Br.** Hier ist am 17. Februar der frühere Professor der Psychiatrie Dr. Hermann **Emminghaus** im 59. Lebensjahre gestorben. Der Verstorbene, zu Weimar geboren, promovierte 1870 in Jena und habilitierte sich 1873 in Würzburg. 1880 wurde er als ordentlicher Professor nach Dorpat, 1886 in gleicher Eigenschaft nach Freiburg berufen, wo er 1902 in den Ruhestand trat.

* **Halle.** Der Direktor der Frauenklinik der hiesigen Universität, Professor Dr. **Bumm**, wird dem Rufe nach Berlin als Nachfolger Professor Gusserows Folge leisten. — Zum Nachfolger des als Direktor der Nervenabteilung der Charité nach Berlin berufenen Professors **Ziehen** in seiner Stellung an der hiesigen Universität ist der Professor der Psychiatrie in Freiburg i. B., Dr. **Alfred Hoche**, berufen worden.

* **Wien.** Als Nachfolger des in den Ruhestand tretenden Hofrats Karl Ritter v. **Czyhlarz**, der römisches Recht an der Wiener Universität liest, wurden vorgeschlagen die Professoren **Ivo Pfaff** (Prag), **Emil Pfersche** (Prag) und Dr. **Hanousek** (Graz).

Kampf gegen eine Unsitte. Seitens mehrerer Professoren der Wiener juristischen Fakultät sind beim Landesgericht für Strafsachen **Anklagen wegen Verletzung des Urheberrechts** gegen einzelne Rechtshörer erhoben worden, welche die Vorlesungen dieser Professoren mitstenographiert und sodann die vervielfältigten Skripten weiter verkauft hatten. Zugleich erging an die Universitätsdiener die Weisung, sich jeder Uebernahme von Skripten zum Verkauf, Weiterverleihen u. s. f. bei Disziplinarstrafe zu enthalten. So müssen jetzt die Skripten, nachdem sie durch jahrzehntelangen Gebrauch fast das Gewohnheitsrecht an der Universität erlangt hatten, gänzlich vom Schauplatz verschwinden.

* **Leiden.** Zum Nachfolger Gustav Schlegels als Professor der chinesischen Sprache an der hiesigen Universität ist der Professor der Ethnographie an der Universität Leiden **de Groot** ernannt worden.

⁂

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Dr. Esther Odermatt: Die Deminution in der Niedwaldner Mundart. (Abhandlungen hrsg. von der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. IX.) Zürich 1904. Zürcher u. Furrer. 91 S. — Renward Brandstetter: Der Genitiv der Luzerner Mundart in Gegenwart und Vergangenheit. (Abhandlungen hrsg. von der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. X.) Ebenda. 80 S. — Hauptmann Kurd Schwabe: Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwestafrika. Vier Kriegs- und Wanderjahre. 2. verm. und umgearb. Aufl. Berlin 1904. E. S. Mittler u. Sohn. 514 S. — Beiträge zur Kenntnis des Orients. Band I. Jahrbuch der Münchener Orientalischen Gesellschaft 1902/1903. Hrsg. vom derzeitigen Schriftführer Dr. Hugo Grothe. Berlin. Hermann Paetel. 308 S. — Rudolf Louis: Hektor Berlioz. Leipzig 1904. Breitkopf u. Härtel. 207 S. -

Jahrgang 1904. München, Samstag, 20. Februar. Nummer 42.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Antwort auf einen Frauenbrief. Von Emma Haushofer-Merk.

Allamenes. Von A. Sauer (Gießen).

II. Bücher und Zeitschriften.

Joseph Schnitzer: Savonarola und die Feuerprobe. — Rudolf Seeberg: Die Kirche Deutschlands im 19. Jahrhundert.

III. Allgemeine Rundschau.

Welche Projektionsart liegt der Reichskarte zu Grunde? — Gedenkfeier für J. T. Beck. — Flügge gegen v. Behring. — Verschiedenfarbiges Silber. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Antwort auf einen Frauenbrief.

Wenn wir auch die glänzende Beredsamkeit eines Naumann besäßen, wenn wir auch so langwierig sprechen wollten wie der Abgeordnete Stadthagen, es würde uns wahrscheinlich doch nicht gelingen, die anonyme Briefschreiberin, die in der Beilage vom 6. Februar in liebenswürdiger Weise auf unsere Entgegnungen geantwortet hat, zu unseren Anschauungen zu bekehren.

Wann überzeugt denn jemals ein Gegner den anderen? Man macht es eben wie in den Parlamenten: man spricht „zum Fenster hinaus". — Nebenbei bemerkt, könnten sich die Herren eigentlich ein Beispiel daran nehmen, wie höflich und respektvoll wir einander bekämpfen. —

Eins tritt aus den neuerlichen Ausführungen immer noch klarer zutage: die verehrte Gegnerin gehört entschieden zu den glorreichen Ausnahmen, zu den hervorragenden Zierden ihres Geschlechts. O! Einer Frau, „die in ihrem Lebenskreise schon alle Aufgaben, die sich die Frauenbewegung gestellt, zu lösen gesucht", die, wie es zwischen den Zeilen zu lesen ist, so mancher in traurigem Schmachten hinwelkenden alten Jungfer zu einem Manne verhalf, die von jeher schon Rechtsbelehrung und Rechtsschutz angedeihen ließ, wo es nötig war, die allen neuerlichen Errungenschaften vorgearbeitet hat, einer Frau mit solchen Leistungen und solchen Erfolgen würden wir ja gar nicht wagen, ein einladendes „O, komm zu uns!" zuzurufen. Wir könnten höchstens bescheiden bitten: Laß uns auch gelten!

Aber gerade, weil sie ihre überlegene Kritik in so anmutiger und gewandter Weise zu formulieren weiß, ist sie gefährlich. So manche Zögernde, die schon auf halbem Wege zu uns war, könnte nach ihren Briefen denken: Ach bei der ganzen Frauenbewegung kommt ja doch nicht viel heraus! Bleiben wir deshalb bei unserer Bequemlichkeit und legen wir nach wie vor die Hände in den Schoß!

Das ist ja doch nicht abzuleugnen, daß es unter den glücklichen Frauen — die keine Elite-Menschen wie die Briefschreiberin sind — unzählige gibt, die nur durch eine starke, mitfortreißende Strömung aus ihrer Gedankenlosigkeit aufgerüttelt werden können, denen man recht laut und dringlich in die Ohren schreien muß, daß sie ihren sozialen Pflichten noch nicht genügt haben, wenn sie bei einem Bazar Butterbrode verkauften; unzählige auch, für die es ein Glück wäre, wenn sie die Leere ihrer Tage und ihrer Herzen mit ernster Arbeit für andere auszufüllen lernten. Sie sollen nur nicht verwirrt und zurückgeschreckt werden durch das ironische Geplauder der „Madame de Sévigné neuester Ausgabe".

„Die Dame mit den weißen Haaren" ist wirklich sehr ungeduldig. Sie möchte Ernte halten, nachdem kaum der Boden umgepflügt worden; sie will schon die reifen Früchte vom Baume brechen, und es bedurfte doch solcher Mühe und Arbeit, solch harten Kampfes gegen Vorurteile und dicke Mauern, bis dem jungen Baum nur der nötige Luftraum zum Wachsen und Gedeihen erobert war. In den kaum vierzig Jahren, seit man überhaupt von einer organisierten Frauenbewegung sprechen kann, hat dieselbe natürlich die Menschheit nicht umzukrempeln vermocht; Reformen können sich doch nur allmählich, nicht mit elementarer Wucht vollziehen.

Die anonyme Briefschreiberin meint nun freilich: sie hätte nichts Positives gesehen, was der neue Geist unter den Frauen zutage gefördert. Ja ist denn der Arbeitseifer, die geistige Regsamkeit, der Ernst des Studiums, die vielseitige Tätigkeit, die sie selbst beobachtet und bewundert hat, keine neue Erscheinung?

Im Jahre 1865 hat Paul Heyse in seiner Fastenpredigt: „Frauen-Emanzipation" noch gerufen:

Wie? Lehrte man euch jemals, Ernst zu machen,
Zu waffnen euren Geist zu Schutz und Trutz?
War's nicht ein Spiel mit bunten Siebensachen,
Ein Trödelkram, ein loser Flitterputz,
Ein Firnis, im Salon damit zu glänzen?
Hinweg mit diesen leichtverwelkten Kränzen!

Ja, wie lange ist es denn her, seit die jungen Mädchen nicht mehr „wie die Lilien auf dem Felde aufwachsen, die nicht arbeiten und nicht spinnen"? — seit die Eltern sich auch ihrer Pflichten gegen die Töchter bewußt geworden und dieselben nicht mehr ganz ungerüstet und hilflos in eine ungewisse Zukunft hinein dämmern lassen?

Das Mahnwort Paul Heyses: „Lernt Ernst zu machen!" es ist doch von einem großen Prozentsatz der heutigen Jugend beherzigt worden und in der kommenden Generation wird man dem unglücklichsten weiblichen Wesen doch immer seltener begegnen: jenem armen Mädchen aus guter Familie, aber ohne Geld, das nur auf das Heiraten wartet, das sich dann, wenn der Vater starb, ehe sich ein Erlöser fand, in reifen Jahren erst auf einen Erwerb besinnen sollte, ohne irgend etwas gründlich gelernt zu haben, das sich im besten Fall kümmerlich mit einer winzigen Pension durchfretten mußte oder sich bei Verwandten herumdrückte als „Hundstagstantchen" — von dem Emma Vely einmal so hübsch erzählt, das im Sommer, wenn die Familie auf dem Lande war, die Wohnung beaufsichtigen und die Blumen gießen durfte —, als unbezahlter, schlecht behandelter „Hauspudel". Die Vereine, die sich jetzt in jeder Stadt, fast in jedem Städtchen gebildet haben, verkünden doch laut genug das Evangelium der Arbeit, daß es auch unter den Fernerstehenden einen Widerhall findet, und wenn schon „jedes kleinste Licht sein Atmosphärchen hat", so strahlt von diesen Vereinigungen kluger, tätiger, modern

empfindender Frauen auch immer ein heller Schimmer in die weiteren Kreise.

Ist es etwa keine neue Errungenschaft, daß der im Jahre 1894 gegründete „Frauenbund“ heute 170 Vereine und über 90,000 Mitglieder umfaßt; daß alle die nationalen Verbände Deutschlands, Frankreichs, Italiens, Englands und Irlands, Schwedens, Hollands, Dänemarks, der Vereinigten Staaten, von Canada, von Neu-Süd-Wales, Neuseelands und Tasmanias sich in dem „Internationalen Frauenbund“ zu einer großen, gemeinsamen Zwecken und Zielen dienenden Liga zusammenschließen, daß sich also fast über die ganze zivilisierte Welt ein die Frauen einigendes Band erstreckt?

Die verehrte Gegnerin behauptet zwar: die Frauen seien von jeher solidarisch gewesen, immer als Frauengesamtheit der Männergesamtheit gegenübergestanden.

Aber nein! Aber ganz im Gegenteil! Die Frauen haben kein angeborenes Solidaritätsgefühl; sie haben keine Spur von Korpsgeist untereinander. Sonst hätten sie doch nicht die „doppelte Moral“ so kräftig unterstützt; den Männern nicht so viel — „Mangel an Tugend“ verziehen, während sie mitleidslos und grausam auf das weibliche Wesen hackten, das nur einen kleinen Schritt vom Wege abwich.

Schopenhauer behauptet sogar: „Zwischen Weibern herrscht schon von Natur Feindschaft. Beim Begegnen auf der Straße sehen sie sich an wie Guelfen und Ghibellinen.“ Wenn er auch mit seiner bekannten Gehässigkeit gegen die Weiber übertreibt, die Tatsache steht fest, daß das Bewußtsein der Solidarität, daß der Korpsgeist den Frauen erst anerzogen werden muß, daß sie erst allmählich lernen, sich untereinander zu vertragen, sich „ganz unter sich“ wohl zu fühlen.

Ja, wo wäre denn früher überhaupt eine Gelegenheit zum Zusammenschluß gewesen? Wo war denn nur eine Möglichkeit geboten, sich eines gemeinsamen Denkens und Empfindens bewußt zu werden? Damenkränzchen haben diesen Zweck doch nicht erfüllt? Wie hätte ich — um auch einmal persönlich zu sprechen — in meiner Jugend, da ich mit meinen Anschauungen so oft in Widerspruch mit meiner Familie geriet und mir jedes bißchen Freiheit Schritt für Schritt erkämpfen mußte, wie hätte ich da aufgejubelt in einer Versammlung gleichgesinnter Mädchen und Frauen, in der von beredtem Munde die Ideen, die mir durch den Kopf schwirrten, klar und überzeugend verkündet worden wären! Aber es gab ja keinen Vereinigungspunkt. Jede stand allein. Und wie viel Kraft ist erst erlahmt, wie viel glühende Wünsche nach Selbständigkeit, nach einem ernsten Lebensinhalt sind erstickt, weil es an einem Rückhalt fehlte, an dem stählenden Fluidum, das ein Zusammenschluß mit anderen gewährt!

Unsere Gegnerin sagt ferner: „Die Frauen hätten ja von jeher ihre Menschenrechte mit den besonderen Waffen, die die Natur ihnen verliehen hat, zur Geltung gebracht: mit List und Feinheit.“

Mit List, nicht wahr, mit Koketterie, mit Heuchelei, mit Lüge und Falschheit!

Vornehme, stolze Frauen sind nicht listig. Die Waffen der List und Schlauheit stehen vor allem den gewöhnlichen Weibern auf tieferem sittlichen Niveau zu Gebote, und man kann ja täglich die Erfahrung machen, welch beherrschende Macht sie mit diesen Mitteln über die Männer ausüben, wie sie gerade — viel mehr als die vortrefflichsten, tugendhaftesten, warmherzigsten Mädchen — ihre Zwecke zu erreichen wissen.

So manches traurige Kapitel in der Geschichte der Menschheit taucht hier in der Erinnerung auf. Man denkt an die Maitressenherrschaft an Fürstenhöfen, an Salon- und Boudoir-Intrigen der französischen Damen, an unheilsame Beeinflussungen machthabender Persönlichkeiten, an erfolgreiche Spekulationen auf Männerschwachheit und Männersinnlichkeit.

Aber als bewunderungswürdige und erfreuliche Vertreterinnen unseres Geschlechts werden uns die schlauen und arglistigen Schönen nicht erscheinen, trotz ihrer Siege.

Wo sich zwei Menschen, Mann und Weib, im Einzelkampf gegenüberstehen, da wird natürlich feine Anmut, schalkhaftes Lächeln, sanftes Anschmiegen oft als unwiderstehlicher Zauber wirken und die scheinbar sich Unterordnende die Stärkere sein.

Die Frauen aber in ihrer Gesamtheit — nein, sie wollen sich den Einfluß, die Stellung, die Rechte, die sie erstreben, nicht erschmeicheln, nicht erlisten, nicht hinterrücks erschwindeln und erschmuggeln! Sie wollen mit offenem Visier und mit ehrlichen Mitteln kämpfen.

Daß es freilich auch einige allzu scharfkantige Vertreterinnen der Frauenrechte gibt, muß leider zugestanden werden. Hier gilt auch das alte Sprichwort: „Gott schütze mich vor meinen Freunden. Vor meinen Feinden kann ich mich selbst schützen.“ Auf diese unsympathischen Einzelerscheinungen, die sich bemerkbar machen, die im Vordergrund stehen, wird ja von allen Gegnern und allen Zweiflern immer wieder hingewiesen, während man das ruhige, selbstlose, bewunderungswürdige Wirken und Streben in den Vereinen nicht sieht, nicht sehen will.

Und doch! Wie vieles haben sie in den letzten Jahrzehnten angeregt, geschaffen, errungen und erstritten! Man müßte eine ganze Broschüre schreiben, wenn man die auf so weit verzweigte Gebiete sich erstreckende Arbeitsleistung der Frauen schildern wollte. Aber, um nur einige positive Ergebnisse ihres einigen Zusammenstehens zu erwähnen:

Der lebhaften Agitation der Frauen gegen einige Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuches ist es zu danken, daß in letzter Lesung verschiedene Konzessionen zu ihren Gunsten gemacht, daß den Frauen Sitz und Stimme im Familienrat gewährt wurde, vor allem aber, daß seit dem 1. Januar 1900 die verheirateten und unverheirateten Frauen unter den gleichen Bedingungen wie die Männer zur Vormundschaft zugelassen und bestellt werden können.

Nach wiederholten Eingaben, nach dringenden Vorstellungen der Vereine, nach einem unablässigen bittenden Pochen an die verschlossenen Pforten der Universitäten haben sich nun endlich die Hörsäle auch den Studentinnen geöffnet.

Die Frauenvereine haben Handels- und Gewerbeschulen errichtet, Mädchengymnasien gegründet oder doch deren Gründung angeregt; sie haben für Erschließung neuer fraulicher Berufe gewirkt, in allen größeren Städten Auskunfts- und Rechtsschutzstellen ins Leben gerufen.

Die Pfarrer und Lehrer auf dem Lande und die einzelnen Damen, die, wie unsere Gegnerin behauptet, schon früher Rechtsbelehrung erteilt haben, sind doch zu sporadische Erscheinungen, als daß sie den vielen in juristischen Fragen Rat und Hilfe suchenden armen Frauen genügt hätten!

Mit einem Ernst, mit einer Gewissenhaftigkeit, mit einer Begeisterung und einem Pflichteifer, die auch den erbittertsten Gegnern Respekt abnötigen müssen, haben die Führerinnen der Bewegung ihr Leben der großen Aufgabe gewidmet, die Lage der Frauen zu verbessern, haben sich andere in volkswirtschaftliche Studien versenkt, um auf dem Gebiete sozialer Hilfsarbeit, dem sie sich zuwendeten, den nötigen tiefen und gründlichen Einblick zu gewinnen.

Welche Summe von Arbeit und Erfolg verkörpert sich allein in der Person von Helene Lange. Aus ihren Gymnasialkursen sind die ersten deutschen Abiturientinnen hervorgegangen; unter ihrer Führung wurde ein jahrelanger Kampf um die Berechtigung zur Oberlehrerinnenstellung geführt, der schließlich mit der Schaffung von zweijährigen Kursen für Oberlehrerinnen in Berlin und Göttingen geendet hat. Auguste Förster in Kassel ist die erste Frau gewesen, die in das Schulkollegium aufgenommen wurde. Sie hat erreicht, daß Kassel mit der Anstellung von Armenpflegerinnen vorangegangen ist, der seit vorigem Jahre infolge der allgemeinen Agitation der Vereine die Anstellung von Waisenpflegerinnen folgte.

Daß wir in einer ganzen Anzahl Bundesstaaten weibliche Assistenten des Gewerbe-Inspektors haben, zur Beaufsichtigung der Fabrikbetriebe mit weiblicher Arbeiterschaft, ist von den Frauen in zäher Unermüdlichkeit durch-

gesetzt worden. Ebenso die Anstellung einer Polizeiärztin in Berlin und einer Assistentin des Stadtarztes in Stuttgart. Hoffentlich wird mit Hilfe dieser vereinzelten Vorposten immer mehr Terrain erobert und der Widerstand des Staates gegen weibliche Beamte allmählich gebrochen.

Daß die Frauen den Dilettantismus abgestreift haben, daß sie mit wissenschaftlicher Genauigkeit und gründlichem Studium zu Werke gehen, das beweisen, um nur einige Namen zu nennen, die hervorragenden Arbeiten einer Alice Salomon: „Soziale Frauenpflichten", „Die Arbeiterinnenfrage"; einer Oda Olberg: „Ueber das Elend in der Konfektionsindustrie"; der Juristin Dr. Frida Duensing: „Ueber die Verletzung der elterlichen Fürsorgepflicht und ihre Bestrafung". Ein hochgeschätzter Nationalökonom, Professor Herkner in Zürich, hat auch die bemerkenswerte Aeußerung getan, daß die Volkswirtschaft die Mitarbeit der Frau nicht mehr entbehren könnte.

Wenn unsere kleingläubige Gegnerin in alledem noch nicht das Wehen eines neuen Geistes, noch keine ganz modernen Errungenschaften sehen will, so möchten wir sie doch auch noch auf den Umschwung in der öffentlichen Meinung, auf die Wandlungen in den allgemeinen Anschauungen aufmerksam machen, die doch jeden, der über 25—30 Jahre hinausdenkt, geradezu in Erstaunen setzen müssen.

Man hat nur vollständig vergessen, wie engherzig, wie vorurteilsvoll, wie unfrei und gestrenge die Erziehung der jungen Mädchen noch vor ein paar Jahrzehnten gewesen. So manche Neuerung, die nur durch die moderne Strömung angeregt worden, erscheint heute so selbstverständlich, daß man sich kaum mehr erinnert, wie sie eines Tages bekämpft und angefeindet werden konnte. Sport, Turnen für Mädchen: wie galt das für unweiblich, für emanzipiert! Wie hat man noch in unserer Jugend über die „Mal-Weiber" gehöhnt und gelacht! Wie haben es die guten Hausfrauen als unanfechtbares Credo verkündet, daß eine Verheiratete, die künstlerisch, schriftstellerisch oder gar wissenschaftlich tätig wäre, einen verschlampten, verwilderten Haushalt und verwahrloste Kinder haben müßte!

Wie haben sich die ersten Rednerinnen, die öffentlich auftraten, verspotten, beschimpfen lassen müssen! Wie bescheiden, wie unbemerkt und unerwähnt verliefen die ersten Frauentage!

Und nun! Nun reichen die größten Säle nicht aus, wenn eine gute Rednerin spricht. Nun wird den tagenden Frauen in München das Rathaus, in Köln der „Gürzenich" eingeräumt; nun kommt, wenigstens in Köln, der Oberbürgermeister zu ihrem Empfang und feiert sie in einer höchst schmeichelhaften Rede; eine Schar von Berichterstattern sitzt an dem Pressetisch, damit die Blätter gleich am nächsten Morgen melden können, was in den Frauenversammlungen verhandelt wurde.

Wenn die Presse der Ausdruck der öffentlichen Meinung ist, so zeigt ihre veränderte Haltung am schlagendsten den Umschwung, der sich vollzogen hat. Sie hat die kühle Reserve, mit der sie noch vor wenigen Jahren der Sache der Frauen gegenüberstand, nun vollständig aufgegeben, die Fortschritte der Bewegung gehören eben mit zu dem Pulsschlag des modernen Lebens, das sie belauschen, über das sie berichten muß.

Ja, verehrte Gegnerin! Daß wir beide uns hier in den Spalten der Allgemeinen Zeitung über „Frauenfrage" unterhalten, das beweist doch allein schon, wie viel Boden wir uns erobert haben, wie das Interesse an dieser modernen Frage gewachsen ist. Vor zehn Jahren wäre uns das wohl nicht so bereitwillig zugestanden worden.

Die anonyme Briefschreiberin schließt — ehe sie von ihrem Clitandre abgerufen wird — mit der freundlichen Wendung:

„Ich glaube, wir beide haben dasselbe Ideal, aber es ist ein recht altes und ich habe es schon von meiner seligen Mutter geerbt."

Dieser Schlußsatz ist wohl als ein liebenswürdiges Anerbieten zum Händeschütteln nach der Debatte zu betrachten und ich schüttle herzlich mit. Aber ich glaube, die Glückliche hatte wohl schon eine Mutter, eine Großmutter und eine Urahne, die zu den glorreichen Ausnahmen gehörten. Uns andere aber, uns Durchschnittsmenschen, faßt ein leiser Schauder, wenn wir ein paar Generationen weit zurückblicken und uns die Existenz unserer Großmütter vergegenwärtigen, die von dem vielfachen Druck belastet waren, den damals der Beichtvater, die Umgebung, die Verwandtschaft, das Herkommen auf die weiblichen Seelen ausübten. Wir möchten förmlich aufjubeln, daß es anders geworden und mit Ulrich v. Hutten rufen: Die Geister erwachen und es ist eine Lust zu leben!"

Emma Haushofer-Merk.

Alkamenes.

Kurz vor seinem Scheiden brachte das Jahr 1903 den Archäologen eine jener schönen Ueberraschungen, die ihnen leider nur zu selten widerfahren, ein wohlerhaltenes Werk mit dem Namen eines der berühmtesten griechischen Künstler. In Pergamon, in einem der Kaufläden oder Werkstätten, die an einer vom unteren Markt zur Oberstadt hinaufführenden Straße liegen, las man aus dem Schutt die Stücke eines Marmorbildes auf, die sich zu einem fast lückenlosen Ganzen, dem Oberteil einer Herme, zusammenfügen ließen.

Ein überlebensgroßer bärtiger Idealkopf sitzt auf dem in üblicher Weise zugerichteten Schaft, der in tadellos erhaltenen Schriftzügen, die auf die Zeit Hadrians hindeuten, unten den Spruch: „Erkenne dich selbst," oben das eigentliche Epigramm trägt. „Du wirst erkennen des Alkamenes wunderschönes Bildwerk, den Hermes vor dem Tore; Pergamios stellte es auf," so spricht das Marmorbild zu dem Beschauer. Unbekannt ist dieser Stifter, um so berühmter aber der Künstler, den wir als einen der beiden bedeutendsten Schüler des Phidias kennen. Eine Kopie nach Alkamenes steht vor uns, und sein Torhermes ist nicht ein beliebiges Exemplar dieser verbreiteten Gattung, sondern ein weithin bekanntes. Das ist der erste Teil der Ueberraschung: von dem Torhermes, der hier gemeint ist, wußten wir längst, er stand als Gegenstück der Chariten des Sokrates in der Haupthalle der Propyläen der athenischen Akropolis, aber daß Alkamenes sein Meister war, hatte uns weder Pausanias, noch ein anderer Schriftsteller verraten. Der Ueberraschung größtes und bestes Teil aber ist die künstlerische Erscheinung des Werkes selbst, des ersten Werkes, das uns den Stil des Alkamenes inschriftlich beglaubigt vor Augen führt.

Des ersten Werkes! Wie kläglich muß es um unsere Ueberlieferung über die Kunst und Künstler des Altertums bestellt sein, wenn anderthalb Jahrhunderte nach Winckelmann die erste direkte Kunde von dem Stil des Meisters auftaucht, der mit Phidias rivalisierte, den manche Kunstkenner des Altertums dem anerkannt größten Künstler unmittelbar an die Seite stellten. Im ganzen weiten Gebiet der modernen Kunst würde ein Fall wie dieser unerhört sein. Gewiß gibt es hier große Künstler, von denen wir so wenige sichere Werke besitzen, daß der Fund eines neuen ungeahnte Aufschlüsse über ihre Kunst bringen kann; man denke, welcher Jubel sich erheben würde, wenn heute ein signiertes Werk des Leonardo oder Giorgione oder Grünewald auftauchte. Aber wie viel mehr bedeutet eine solche Entdeckung für den nach Anschauung hungernden Archäologen, wie dankbar muß er das erste sichere Beispiel der Kunst des Alkamenes begrüßen, das ihm in dieser simplen Herme des türhütenden Gottes geschenkt wird!

Was wußten wir denn bisher von Alkamenes? Ein Dutzend Werke wird für ihn bezeugt, fast durchweg Götterbilder, die in Athen aufgestellt waren, darunter die durch ihre Schönheit berühmte „Aphrodite in den Gärten", das Kultbild des Arestempels, die dreigestaltige Hekate auf der turmähnlichen Bastion vor den Propyläen der Akropolis, ein Hephaistos, in dem man schon lange das Kultbild des Hephaistostempels vermutete, das in Gold und Elfen-

bein ausgeführte kolossale Tempelbild des Dionysos Eleuthereus. Außerhalb Athens, das sicher sein Wohnort, wahrscheinlich seine Heimat war, werden ein Kolossalrelief der Athena und des Herakles in Theben, ein Asklepios in Mantineia und die westliche Giebelgruppe des olympischen Zeustempels ihm zugeschrieben. Ein einziges Athletenbild, das den merkwürdigen und nicht überzeugend erklärten Namen „Enkrinomenos" führte, stellt sich jenen Götterbildern an die Seite. In Marmor, Bronze, Gold und Elfenbein hat Alkamenes gearbeitet, im Geiste seines großen Lehrers sich als Idealbildner betätigt. Das ist in Kürze, was die literarische Ueberlieferung von diesem Künstler uns meldete.

Von dieser dürftigen Ueberlieferung zu einer wenn auch indirekten Anschauung von der Kunst des Alkamenes zu gelangen, war ohne Hypothesen nicht möglich. Nach lang geübter Methode, deren Berechtigung von Jahr zu Jahr sich erfreulicher bestätigt, deren Handhabung der jetzigen Forschergeneration schon etwas ganz Gewohntes ist, suchte man die bezeugten Werke des Alkamenes unter den erhaltenen Denkmälern wiederzufinden. Frühzeitig war eine Nachbildung des thronenden Dionysos auf athenischen Münzen und aus ihr die nahe Verwandtschaft dieses Goldelfenbeinbildes mit dem Phidiasschen Zeus erkannt worden. Dann glaubte man den Fünfkämpfer, dessen Beinamen Enkrinomenos man als den „Mustergültigen, Klassischen" übersetzte, in dem zum Wurf antretenden Diskobolen des Vatikans erkennen zu dürfen, der ja sicher einem Sieg im Fünfkampf seine Entstehung verdankt. Aber die ausgiebigste Belehrung versprach Olympia mit den Giebelgruppen des Zeustempels, deren westliche als Werk des Alkamenes bezeugt war. In der Tat hat man sich bemüht, diese im wesentlichen vollständige Gruppe von 21 Figuren getreu der Ueberlieferung als Werk unseres Meisters zu verstehen und ihre erstaunliche Uebereinstimmung mit der östlichen, dem Paionios zugeschriebenen aus gleicher Herkunft und Schulzusammenhang der beiden Künstler zu erklären; aber die Mehrzahl der Forscher versagte dem Pausanias den Glauben und wandte sich enttäuscht von dem Pseudo-Alkamenes ab. Wieder mußten Hypothesen weiter helfen. Auf der athenischen Akropolis sah Pausanias die Darstellung der Prokne, die auf den Tod ihres Sohnes Itys sinnt, und dieses Werk war von einem Alkamenes geweiht. Nun glaubt man es in einer leider verstümmelten Marmorgruppe einer Frau und eines an sie geschmiegten Knaben zu besitzen, und der Stil dieser Gruppe weist entschieden auf die Phidiassche Schule hin. Sollte da nicht der Stifter zugleich der Schöpfer des Werkes, nämlich der Künstler Alkamenes sein? Auf anderen Umwegen suchte man eine annähernde Vorstellung von der Hekate von einer Hera des Künstlers zu gewinnen; die „Aphrodite in den Gärten" aber wagte man in dem schönen Marmorbild zu erblicken, das von Fréjus ins Louvre gekommen und durch Wiederholungen als Kopie eines berühmten Meisterwerkes gesichert war, und gerade diese kühne Hypothese hat im Laufe der Jahre immer mehr Zustimmung gefunden und andere nach sich gezogen. Die Hera Barberini und ihre strengere Schwester in Ny-Carlsberg, die Athena Farnese, die kolossale Demeter der vatikanischen Rotunde und ein prächtiger Gewandtorso aus der pergamenischen Bibliothek, der Ares Borghese, der Hephaistoskopf des Museo Chiaramonti, auch eines unserer schönsten Asklepiosbilder wurden zu Werken des Alkamenes; von der Athena Hephaistia, die einst im athenischen Tempel mit dem Hephaistos zu einer Gruppe vereinigt war, wies man Kopien und Varianten nach; auf Grund einer philologischen Konjektur aber, die aus dem encrinomenos einen enchriomenos, einen sich Einsalbenden machte, erwuchs dem Diskobolen ein gefährlicher Konkurrent in dem schönen Münchener Athleten. Aus dem bescheidensten Wissen war durch geduldige und zuversichtliche Arbeit vieler Forscher ein reiches und vielseitiges Bild von dem Phidiasschüler Alkamenes gewonnen worden, aber es war ein hypothetisches. Und nun sollte es die große Probe bestehen.

Mit Genugtuung darf man es aussprechen, daß die Probe bestanden ist Der glückliche Entdecker des signierten Alkamenes, Alexander Conze — denn seinem energischen Werben verdanken wir die erneuten pergamenischen Ausgrabungen, die unter anderem mit diesem schönen Funde lohnten —, hat soeben in einer Sitzung der Berliner Akademie, in der er Photographien des Hermes Propylaios vorlegte, die Meinung vertreten, daß das Werk „mit dem, was man mit Wahrscheinlichkeit unter unserem Antikenbesitze auf Alkamenes zurückgeführt hat, sich sehr wohl vereinigt", und „glaubt, trotz aller Abschwächung, welche die Kopistenarbeit mit sich bringen muß, selbst der Wirkung, die ein Zeus des Phidias auf den Beschauer übte, nahe zu sein." Angesichts der einzigen bisher veröffentlichten Photographie wird man diesen Worten lebhaft zustimmen. Daß jedes im Lauf der Jahre auf Alkamenes zurückgeführte Werk zum Stil des neugefundenen passe, wird niemand erwarten, da die Hypothesen sich zum Teil widersprechen; genug, wenn die neuesten im allgemeinen besser standhalten als ältere und damit ein Fortschritt der wissenschaftlichen Erkenntnis bezeugt wird. Wenn vor allem der vatikanische Diskobol dem pergamenischen Hermes ganz fremd gegenübersteht, so lehrt das nur, daß seine Beziehung auf Alkamenes mit Recht von den meisten Forschern aufgegeben worden ist; wenn der vatikanische Haphaistoskopf neben großer Aehnlichkeit in den Grundzügen starke Verschiedenheiten von jenem aufweist, so bestätigt sich damit, daß der Hephaistos eine wenig stilgetreue, flaue Kopie, wenn nicht gar schon eine freie Variante des Originals ist. Die anderen Hypothesen sind teils direkt bestätigt, teils, wie selbst die gewagtesten über die Aphrodite von Fréjus und den Münchener Athleten, als vollkommen diskutierbar erwiesen, während andrerseits der kecke Zweifel an der Ueberlieferung über die olympische Giebelgruppe, so unumgänglich natürlich eine Revision auch dieses Problems ist, gerechtfertigt scheint. Und eines vor allem wird durch den neuen Fund in das hellste Licht gesetzt, was man aus den Andeutungen der Schriftsteller herauslesen und bei der Suche nach Kopien als unentbehrliches Kennzeichen betrachten mußte: die Geistesverwandtschaft des Alkamenes und Phidias. Es will viel sagen, wenn ein Hermenkopf das vermag, der auf den ersten Blick himmelweit von den reich und herrlich entwickelten Götterbildern des großen Meisters entfernt scheint. Das ist ja kein frei bewegtes, sondern ein tektonisch gebundenes Gebilde, nicht ein Hermes, wie der Athener zur Zeit der Entstehung dieses Werkes ihn sich dachte, sondern einer im Sinne und in den Modeformen einer vergangenen Generation. Sauber stilisierte Buckellöckchen umrahmen in drei Schichten übereinander die Stirn, zwei dicke, leicht gewellte Haarsträhne fallen links und rechts auf die Brust herab, der in der Einzelformung ihnen ähnliche lange Vollbart ist, wenn auch nicht spitz nach der Mode des 6. Jahrhunderts, so doch streng umschrieben, etwa wie bei dem sogenannten „Pherekydes", den man so gern als Aristogeiton-Kopf zur Vervollständigung der Tyrannenmördergruppe benutzt. Aber gerade diese Aeußerlichkeiten gemahnen zum Teil schon an Phidias, der seinem Zeus zwar nicht die Buckellöckchen, wohl aber die Schultersträhne des älteren Typus gelassen hatte. Mehr noch spricht phidiassche Art aus den bei aller Strenge freier durchgebildeten Formen des Gesichtes, und je länger man in das ernste Antlitz des Gottes sich hineinsieht, der doch nur den bescheidenen Beruf hatte, im Torweg Wache zu stehen, damit nichts Arges die Schwelle überschreite, desto lebhafter fühlt man die Nähe des schöpferischen Geistes, dem gerade in der Verkörperung göttlichen Wesens der Genius des Alkamenes nacheiferte. Desto eindringlicher sprechen aber auch aus der altmodischen Verkleidung heraus die individuelleren Züge, die wir von einem Kunstwerk der nachphidiasschen Generation erwarten mußten und die es nur ermöglichen, unsere Alkamenes-Hypothesen auf ihre Haltbarkeit zu prüfen.

Daß bei eingehender Prüfung, die mit reicherem Abbildungsmaterial, mit dem Gipsabguß, in letzter Linie mit dem im Museum von Konstantinopel aufgestellten Original arbeiten muß, die meisten dem Alkamenes bisher zugewiesenen Werke ihm verbleiben werden, wurde schon angedeutet. Finden wir auch nicht überall eine so brüderliche Aehnlichkeit wie zwischen dem pergamenischen Hermes

Digitized by Google

und dem Asklepios, dessen stilstrengstes Exemplar das Neapeler Nationalmuseum besitzt, erfahren auch die Gewandfiguren nur unzulängliche Kontrolle durch den bärtigen Kopf, bei voller Ausnützung des vorliegenden Materials muß die Prüfung zu klaren und bestimmten Ergebnissen führen. Aber lehrt uns das signierte Werk mit seinen Wiederholungen, deren mehrere, eine recht gute z. B. in St. Petersburg, existieren, auch neue kennen, die in die bisherigen Hypothesen noch nicht hineingezogen waren? Auch diese Frage darf man freudig bejahen. Aber solche weitere Folgerungen zu ziehen, ist weder hier der Ort, noch scheint es mir angemessen, dem Entdecker, der mit so dankenswerter Schnelligkeit den Fund einer vorläufigen Beurteilung zugänglich gemacht hat, vorzugreifen. Nur das sei gesagt, daß der Ertrag des Fundes über Erwarten groß ist. In fast allen bedeutenden Museen wird man künftig gesicherte Kopien von Götterbildern des Alkamenes, ungestört durch skeptische Bedenken, bewundern können. Auf Rom fällt der Löwenanteil, Konstantinopel, Athen und Olympia — ich denke nicht an die Giebelgruppe —, Cherchel in Algier, das alte Cäsarea, die Residenz des königlichen Kunstschriftstellers Juba von Mauretanien, Neapel und Paris, Wien, München, Dresden, Berlin, Kopenhagen, St. Petersburg, Stockholm haben Bedeutendes aufzuweisen; einer ganzen Versammlung von Göttern aber steht man im Britischen Museum gegenüber. Denn die alte Frage nach den Künstlern der Parthenonskulpturen ist jetzt in einem wichtigen Teil klar und bündig beantwortet: Alkamenes ist der Meister des Frieses. Das lehrt die herrliche Dreigötterplatte, die in Athen verblieben ist, deutlicher als die im einzelnen leider so arg beschädigten Londoner Stücke des Ostfrieses. An den zahlreicheren, nicht minder herrlichen Gestalten des Panathenäen-Festzuges lernt man dann Alkamenes als Menschendarsteller würdigen und gewinnt damit die rechte Folie für die Prachterscheinung der nun mit größerer Wahrscheinlichkeit unserem Künstler zuzuweisenden Athletenfigur, deren vollständigste und treueste Kopie die Münchener Glyptothek besitzt, für jenes Musterbild eines attischen Palästriten, der mit seiner feinen rhythmischen Bewegung, seiner andächtigen Versenkung in die anscheinend unbedeutende Handlung unter den jungen Reitern der Prozession eine ganze Reihe gleichgearteter Kameraden findet.

Mancher wird es bedauern, daß das künstlerische Dokument, dem wir so wichtige Aufschlüsse verdanken, hinten fern in der Türkei bleiben soll. Aber schon die erstaunliche Entwicklung, die unter Hamdi Beys Leitung archäologische Forschung und Museumsorganisation auf türkischem Boden erfahren haben, rechtfertigt den Verzicht auf alle Versuche, dieses Fundstück seinem rechtmäßigen Herrn zu entziehen. Freuen wir uns, daß Deutschland wenigstens indirekt reichen Anteil an dem Ertrag dieser neuesten deutschen Forscherarbeit gewinnt. Und freuen wir uns auch der tröstlichen Erfahrung, daß unser Wissen zuweilen neue Nahrung erhält auf Wegen, an die keiner zuvor gedacht hätte. Olympia, von dem wir die Kunst des Alkamenes mit Recht erwarteten, hat uns enttäuscht; nun steigt sie empor, wo wir sie nicht vermuten konnten, aus dem Boden des kaiserlichen Pergamon.

Gießen. B. Sauer.

Bücher und Zeitschriften.

Savonarola und die Feuerprobe. Eine quellenkritische Untersuchung. (Quellen und Forschungen zur Geschichte Savonarolas. II.) Von Dr. Joseph Schnitzer, Professor der Theologie an der Universität München. (Veröffentlichungen aus dem Kirchenhistorischen Seminar München, II Reichl Nr. 3) VI und 174 S. Subskriptionspreis 3.40 M. Einzelpreis 3.80 M. München 1904, J. J. Lentner (E. Stahl jun.).

So erfreulich die Tatsache ist, daß weite Kreise sich für den großen Mönch von S. Marco mehr und mehr interessieren, so sehr ist zu bedauern, daß nicht nur die Parteipresse sein Lebensbild arg entstellt, sondern auch die wissenschaftliche Geschichtschreibung eine mehr oder weniger schiefe Darstellung von der Geschichte Savonarolas gegeben hat. Ich denke dabei besonders an das Zerrbild, das Pastor von dem Mönch entworfen hat. Die Feuerprobe, welche den Wendepunkt im Leben Savonarolas bildet und der Anfang von seinem unglücklichen Ende geworden ist, war es namentlich, welche zur Legendenbildung unendlich viel Stoff geliefert hat. Um so verdienstlicher ist es nun von einem so kompetenten „Savonarola"-Forscher, wie es Schnitzer ist, daß er in der zweiten Folge (die erste erschien 1902 bei Lentner und enthält die Quellenschriften: Bartolomeo Redditi und Tommaso Ginori) seiner diesbezüglichen Forschungen alle in Betracht kommenden Zeugen, die neutralen, wie Freund und Feind des Mönches, zum Wort kommen läßt, eingehend untersucht und kritisch würdigt: die Feuerprobe war das Werk der Gegner Savonarolas in Florenz, seiner Rivalen im Franziskaner-Orden, — Alexanders VI. — nicht insofern, als dieselben im Ernste daran glaubten, Savonarola werde verlieren, sondern durch den vorgefaßten und mit den raffiniertesten, machiavellistischen Intrigen ausgeführten Entschluß, die Probe nicht zustande kommen zu lassen und den Mönch dafür verantwortlich zu machen, um ihn so um sein moralisches Ansehen beim Volke zu bringen und endgültig stürzen zu können. Somit ist Savonarola das Opfer einer politischen Intrige. Dies nicht nur aus den Quellen, sondern auch den Verhältnissen vor und während der Verhandlungen über die Feuerprobe in meisterhaftem Pragmatismus und klassischer Sprache erwiesen zu haben, ist das Verdienst Schnitzers. Er hat ein für allemal mit der alten Fabel aufgeräumt, als sei Savonarola ein Opfer seiner krankhaften Schwärmerei und Ueberspanntheit und seines Trotzes gegen Alexander VI. geworden. — So ist klar, daß Schnitzers Studie zu dem Wichtigsten gehört, was über Savonarola geschrieben worden ist, und dieselbe ist um so mehr zu empfehlen, als auch für die sonstige Geschichte des damaligen Italiens neue Gesichtspunkte in ihr gegeben sind.

München. Dr. Joseph Fischer.

Die Kirche Deutschlands im 19. Jahrhundert von Rudolf Seeberg. Leipzig 1903, Deichert.

Es ist ein hervorragendes, ungemein instruktives, in schöner Sprache geschriebenes Werk, mit dem uns Professor Dr. Seeberg aus Berlin jüngst erfreut hat. Dieses Buch bildet die vierte, aber sehr bereicherte und ergänzte Auflage seiner früheren Schrift „An der Schwelle des 20. Jahrhunderts". Der Verfasser beabsichtigt damit eine geschichtliche Einführung in das Leben und die Arbeit der Kirche und der Theologie der Gegenwart herzustellen, die, wie er selbst sagt, nicht nur den Bedürfnissen der Theologen, sondern auch der Historiker, Philosophen, Juristen, Politiker, sowie aller gebildeten Christen entgegenkommt. Daher mußte auch der Zusammenhang der Kirchengeschichte mit dem breiten Strom der allgemeinen wissenschaftlichen, ästhetischen, nationalen und kulturellen Entwicklung in umfassender Weise berücksichtigt werden. In der Tat sind auch gerade die Partien, in welchen das kirchliche Leben in diesem breiteren Rahmen uns vorgeführt wird, die glänzendsten des trefflichen Werkes. Der Inhalt desselben zerfällt in die beiden Teile: Rückblick auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, wobei die Aufklärung, der alte Glaube und die Fragen der neuen Zeit in sehr feiner, anregender Weise mit besonnenem Urteil uns vorgeführt werden. Die Klassiker und Romantiker, das Zeitalter der Erweckung, die Restauration und Romantik in der katholischen Kirche, der Kampf wider den Rationalismus, die Union, ferner die Bedeutung Schleiermachers als Theologe und Kirchenmann, die Stellung von Kant, Hegel und Schelling zum Christentum, das Leben Jesu von Strauß, die theologische Repristination durch Männer wie Hengstenberg u. a., die Stellung Baurs in der Geschichte der Theologie werden unserer Reihe nach vorgeführt. Noch interessanter dürfte für manche Leser der zweite Teil sein, der die Blicke auf die neueste Zeit, die Gaben und Aufgaben, die Fragen und Antworten in der Kirche und Theologie enthält. — Aus dem reichen Inhalt, der auch auf Politik, Nationalökonomie, Na-

turwissenschaften und Geschichtsforschung, auf Bildung, Kunst und Literatur, Kirchenverfassung und Kirchenpolitik, innere und äußere Mission Rücksicht nimmt, die Einheitstendenzen in der evangelischen Kirche bis in die neueste Zeit bespricht und auch einen Blick auf die römisch-katholische Kirche noch wirft, können wir nur einzelnes hervorheben. Sehr gut werden die verschiedenen Strömungen und Standpunkte der neuesten Theologie, die positive und liberale, die Vermittlungstheologie, die Erlanger Theologie unter Hofmann und Frank, vor allem die Theologie Ritschls behandelt. Lichtvoll und klar, mit sicherer Beherrschung des reichen Stoffes wird uns in vorzüglicher Weise das Ganze geschildert. Wir empfehlen das schöne Buch den weiten Kreisen unserer Gebildeten und schließen mit dem kräftigen Schlußwort des Buches: „Es rauschen die Geschlechter des Jahrhunderts heran wie Wogen, die auf einander folgen. Und auf dem Fels inmitten der Wogen steht der große Christus und hält Heerschau ab über die Seinen. Wir ergreifen unsere Kinder an der Hand und treten mit ein in die Reihen der Geschlechter. Und über den Wogen klingt voll und hell wie Orgelklang das Loblied der Kirche eines Jahrhunderts, die es erlebt, daß der alte Gott noch immer „eine feste Burg, eine gute Wehr und Waffen ist".

*

Allgemeine Rundschau.

Welche Projektionsart liegt der Reichskarte zu Grunde?

In meiner Besprechung des von Professor Haentzschel (Berlin) verfaßten Buches „Das Erdsphäroid und seine Abbildung" (vergl. diese Beilage Nr. 19) findet sich die Angabe, daß u. a. auch die 100,000teilige Karte des Deutschen Reiches auf der Gaußschen konformen Doppelprojektion beruhe. Diese, dem erwähnten Buche entnommene und dort näher begründete Angabe ist, wie inzwischen angestellte Nachforschungen ergeben haben, nicht ganz stichhaltig. Soweit Preußen in Betracht kommt, werden dort allerdings die geographischen Koordinaten der für die Herstellung und Ergänzung der Meßtischblätter (deren 60 auf eine Gradabteilung gehen) erforderlichen trigonometrisch bestimmten Punkte nach dem Gaußschen Verfahren ermittelt; für die kartographische Darstellung werden dagegen in Preußen, wie in den übrigen Bundesstaaten, die Längen der geradlinig angenommenen Begrenzungslinien eines jeden Blattes lediglich nach Maßgabe der unter Zugrundlegung der Besselschen Erddimensionen berechneten Gradbogenlängen im entsprechenden Maßstabe aufgetragen. Da die Länge der Parallelkreisbögen mit wachsender Breite abnimmt, wird auf diese Weise jede Gradabteilung — d. i. der Inhalt eines Kartenblattes — als ebenes Trapez abgebildet. Das für die kartographische Darstellung des Deutschen Reiches angewendete Verfahren ist sonach ein rein empirisches. Ein Bild derselben erhält man, wenn man sich auf der sphäroidischen Erdoberfläche das von je zwei aufeinander folgenden Längen-, bezw. Breitengraden eingeschlossene sphäroidische Flächenstück facettenartig abgeschliffen denkt: es entsteht so ein Polyeder, und in der Tat hat man der geschilderten Darstellungsart den Namen „Polyederprojektion" gegeben. Es leuchtet unmittelbar ein, daß die einzelnen Blätter einer so gewonnenen Karte streng genommen nicht zu einer zusammenhängenden Karte des abgebildeten Teils der Erdoberfläche vereinigt werden können, weil sie, zusammengelegt, an ihren Rändern klaffen. Bei einer 100,000teiligen Karte, die überdies in der Hauptsache nur militärischen, niemals aber Katasterzwecken zu dienen hat, kann jedoch dieser Uebelstand nicht weiter ins Gewicht fallen.

K. Oertel.

*

Gedenkfeier für J. T. Beck.

λ. Am 22. Februar sind es hundert Jahre, daß der für die württembergische Theologie längere Zeit sehr einflußreiche Professor Johann Tobias Beck in dem Städtchen Balingen geboren wurde. Das Jubiläum seiner Geburt wird sowohl an der langjährigen Stätte seiner Wirksamkeit von seiten der theologischen Fakultät in Tübingen, als in der Stille von manchen seiner in- und außerhalb unseres Landes lebenden Verehrern und Schülern begangen werden. Er hat im Seminar Urach in den Räumen, in denen einstens der bekannte Frhr. v. Ungnad-Sonnegg im Reformationszeitalter die erste großartige Bibelübersetzung der evangelisch-deutschen Kirche ins Leben gerufen hatte, im ehemaligen Mönchshof, zugleich mit Altersgenossen, wie Matthias Schneckenburger, dem Bruder des Dichters „Der Wacht am Rhein", gestorben als Professor der Theologie in Bern, dem Dichter Eduard v. Moerike u. a. seine erste theologische Ausbildung erhalten. Im evangelischen Stifte in Tübingen hat der ernste, meist einsame Pfade gehende Student sich in seinen biblischen Realismus vertieft, den er später auf der abgelegenen Pfarrei Waldthann bei Crailsheim, sodann in Mergentheim und vom Jahre 1836 als Professor der Theologie in Basel wissenschaftlich weiter begründet und in verschiedenen Schriften zum Ausdruck gebracht hat. Schon damals hat er auch als Prediger eine tief eindringende, hervorragende Wirksamkeit entfaltet. Seine Berufung auf die Universität Tübingen, wo er vom Jahre 1843 bis zu seinem am 28. Dezember 1878 erfolgten Tode wirkte, war der Beginn des Höhepunktes seiner allmählich immer größer werdenden akademischen Beliebtheit. Scharenweise strömten aus der Schweiz, Norddeutschland, ja selbst aus nichtdeutschen protestantischen Ländern, die Studierenden in seine Vorlesungen. Mit durchdringendem Ernste verwandte er die ihm verliehene Gabenfülle für die Geltendmachung seines Schriftprinzips, unbekümmert um die Angriffe von rechts und links, auch von seiten der orthodoxen Kirchenlehre, wie um die Forderungen einer streng wissenschaftlichen, historischen Theologie. Gerne knüpfte er besonders in seinem besuchtesten Kolleg der Ethik an die jeweiligen Zeitverhältnisse an, wie ein Prophet des alten Bundes das bald hereinbrechende Ende in Aussicht stellend. Seine markige, charaktervolle ethische Persönlichkeit, seine tief einschneidende Beredsamkeit bleibt allen denen, die ihn einstens sahen und hörten, oder gar intimen Umgang mit ihm pflegten, in bleibender Erinnerung. Während er schon im Jahre 1867 seine Kanzel wegen leidender Gesundheit nicht wieder bestieg, hielt er seine verschiedenen theologischen Vorlesungen fast bis zu seinem Tode. Seine Werke, von denen die wichtigsten nach seinem Tode im Druck erschienen sind, bilden eine stattliche Reihe. Sein Schüler Riggenbach aus Basel hat in ebenso pietätsvoller als sorgfältiger und trefflicher Weise sein Leben und Wirken beschrieben. Beck bildet ähnlich wie Bengel, Roos, Steinhofer und andere altwürttembergische „Kirchenväter" eine charakteristische Eigenart schwäbischer Theologie, und er verdient es, wenn im Strome der neueren theologischen Systeme sein Bild allmählich unterzugehen droht, doch als „Professor und Konfessor", wie an seinem Grabe gesagt wurde, bei dieser Jubiläumsfeier wieder in die Erinnerung der Gegenwart gebracht zu werden. War er doch bei aller Einseitigkeit eine imponierende Erscheinung voll hohen, sittlichen Ernstes.

*

Flügge gegen v. Behring.

R. Auch der berühmte Hygieniker in Breslau, Geh. Rat Professor Dr. C. Flügge, tritt in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift mit aller Schärfe den neuen Auslassungen v. Behrings zur Bekämpfung der Tuberkulose entgegen. Er führt aus, daß von dem ganzen Bekämpfungsplan des Marburger Bakteriologen nur wenig acceptiert werden könne. Die unstreitig wichtigste Rolle in diesem Plan spielen die spezifischen Antikörper, die in der Milch immunisierter Kühe auftreten sollen, die aber noch nicht gefunden sind. Der einzige Punkt, in dem das v. Behringsche Programm schon jetzt Bedeutendes leisten werde, ist nach Flügge die Immunisierung der Rinderherden. Für die Bekämpfung der menschlichen Tuberkulose und speziell der Säuglingsinfektion spielt diese aber eine untergeordnete Rolle. Auch über die Rinderimmunisierung sei ein völlig abschließendes Urteil noch nicht möglich. Nachdem Professor Flügge weiterhin in dem mehrfach hier ausgeführten Sinne an den Behringschen Theorien Kritik geübt, betont er insbesondere als eine schädliche Folge derselben die

Verirrung, die durch die Veröffentlichung so wenig gesicherter Theorien in Laienkreisen entstehen müsse, und hebt die Notwendigkeit der Vorsicht und Zurückhaltung denselben gegenüber hervor.

*

Verschiedenfarbiges Silber.

Ueber die Allotropie des Silbers sind schon viele Untersuchungen veröffentlicht, unter deren Ergebnissen wohl zu den interessantesten die schönen Farbeneffekte gehören, welche Carey Lea beschrieben hat. Eine Erklärung dieser Erscheinungen ist bisher noch nicht gegeben, weshalb, wie die Naturwissenschaftliche Rundschau mitteilt, der Amerikaner J. C. Blake eine Wiederholung der meisten in der Literatur angegebenen Versuche sowohl über allotropes wie über kolloidales Silber unternahm, die ihn zu ganz bestimmten Schlüssen geführt. Er fand, daß alle beobachteten Farbeneffekte erklärt werden können durch die Annahme von drei oder vielleicht vier allotropen Formen des Silbers. Diese Formen des Silbers sind das „weiße" Silber (im reflektierten Licht fast weiß, im durchgehenden fast undurchsichtig, selbst in dünnster Schicht), das „blaue" Silber (im reflektierten Licht goldgelb, im durchgehenden blau), das „rote" Silber (im reflektierten Licht indigoblau, im durchgehenden rot) und das „gelbe" Silber (im reflektierten Licht indigoblau, im durchgehenden gelb). Alle vier Modifikationen des Silbers wurden im Wasser suspendiert erhalten, aber nur das blaue und das rote Silber waren beständig und bildeten kolloidale Lösungen. Aus der Beschreibung der verschiedenen Methoden zur Darstellung der einzelnen Silberformen sei hier nur erwähnt, daß das „weiße" Silber durch Behandlung von rotem und blauem Silber mit großen Mengen starker Säuren gewonnen wird und somit stets sich bildet, wenn Silber aus stark saurer Lösung ausgeschieden wird. Hingegen entsteht „blaues" Silber nach sehr verschiedenen Methoden, wenn Silber in neutraler oder alkalischer Lösung reduziert wird bei Anwesenheit kleiner Mengen von Elektrolyten und wenn nicht zuviel organische Substanz vorhanden ist. Gelbes Silber und rotes Silber werden am besten und leichtesten nach Leas Methoden erhalten. Wärme und Druck verwandeln blaues Silber leicht in weißes. Sind die Silberformen als Spiegel auf Glas ausgebreitet, so gehen sie unter dem Einfluß der Wärme und spontan ineinander über, besonders gelbes Silber in rotes und beide in blaues. Diese Umgestaltungen bewirken, daß in den meisten Fällen der blauen Färbung der Lösung eine rote, braune, grüne oder purpurne Farbe vorausgeht.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

* Neue Schubart-Funde. Dem Ulmer Gymnasialprofessor Holzer ist es gelungen, nicht weniger als 47 bisher unbekannte Kompositionen und eine Reihe ungedruckter Gedichte Schubarts aufzufinden; unter den neuentdeckten Gedichten befindet sich auch ein Schubartscher Text auf die Melodie des Gaudeamus.

* Die Ausfuhr deutscher Literatur- und Kunstgegenstände nach dem Ausland hat im verflossenen Jahre einen Wert von 212 Millionen Mark erreicht, gegen 197 Millionen Mark im Jahre 1902 und 177 Millionen Mark im Jahre 1901. Der Hauptwert entfällt auf die Gruppe Farbendrucke, Stiche, Photographien u. s. w., die 1903 im Werte von 111½ Mill. Mark (1902 102 und 1901 90 Millionen Mark) ausgeführt wurden. Etwa der vierte Teil ging nach England, an zweiter Stelle, als Abnehmer von etwa einem Achtel, erscheinen die Vereinigten Staaten, dann Oesterreich-Ungarn, Frankreich, Belgien, Rußland, Holland u. s. w. Der Buch- und Musikalienhandel ist an der Ausfuhr mit 90 Millionen Mark beteiligt: hier sind aber nicht England und Amerika, sondern, weil es sich vorwiegend um Werke in deutscher Sprache handelt, Oesterreich-Ungarn und in zweiter Linie die Schweiz Hauptabnehmer; dann folgen Rußland, England und die Vereinigten Staaten, ferner Holland, Frankreich, Belgien, Schweden, Dänemark, Italien.

* Eine Gesellschaft für neuere Geschichte Oesterreichs hat sich dieser Tage unter dem Vorsitz Professor Fourniers in Wien gebildet.

* Vom Mädchenschulwesen. Der Großherzog von Baden verlieh der Gymnasialabteilung der höheren Mädchenschule in Karlsruhe endgültig die sämtlichen Berechtigungen des mit normalem Lehrplan eingerichteten Gymnasiums.

* Aus Frankreich. Der bekannte Forscher auf dem Gebiete des Hypnotismus, Professor Dr. Liébault in Nancy, ist am Donnerstag gestorben.

⁂

Hochschulnachrichten.

* Heidelberg. Der außerordentliche Professor für deutsches Recht (insbesondere Rechtsgeschichte) und Handelsrecht an der hiesigen Universität Dr. Rudolf His, ein Sohn des bekannten Leipziger Anatomen, hat einen Ruf als ordentlicher Professor dieser Lehrfächer an die Universität Königsberg an Stelle des nach Marburg gehenden Professors Heymann erhalten.

-r. Ferienkurse für Juristen. In den bevorstehenden Osterferien hält der außerordentliche Professor Dr. Friedrich Affolter vom 7. März bis 9. April einen täglich zweistündigen Kursus über Zivilprozeß- und Konkursrecht mit fakultativen schriftlichen Arbeiten und der außerordentliche Professor Dr. Julius Hatschek zwei Repetitorien, in je 5 Wochenstunden, das eine über das gesamte öffentliche Recht in Baden (Staats-, Verwaltungs- und Kirchenrecht), das andere über Reichsstaats- und Reichsverwaltungsrecht.

* Bonn. Am Seminar für philosophische Propädeutik der hiesigen Universität ist der altkatholische Hilfsgeistliche Rud. Keussen in München vom 1. April d. J. ab zum Assistenten ernannt worden.

* Czernowitz. Für den Neubau der hiesigen Universität werden zur Zeit Erhebungen zur Ermittlung eines Bauplatzes gepflogen; der Landespräsident Prinz Hohenlohe betreibt energisch die rascheste Ausführung des Planes.

* Aus Italien. Als Privatdozenten am R. Istituto di Studi superiori in Florenz haben sich habilitiert Dr. Giotto Dainelli für Geologie und physische Geographie, Professor G. Ristori für physische Geographie und der Montenegroforscher Dr. A. Martelli für Geologie.

hc. Die Frequenz der deutschen Technischen Hochschulen. Im laufenden Wintersemester sind an den neun deutschen Technischen Hochschulen 12,812 Studierende immatrikuliert, gegen 12,611 im Sommersemester 1903. Auf die einzelnen Technischen Hochschulen verteilt sich die Gesamtzahl folgendermaßen: Berlin 3153, München 2383, Karlsruhe 1628, Darmstadt 1542, Hannover 1245, Stuttgart 965, Dresden 902, Aachen 624 und Braunschweig 376. Außerdem nehmen an den Vorlesungen 3991 Hörer, Hospitanten, Kommandierte, Offiziere und Maschineningenieure der kaiserlichen Marine teil. Frauen, und zwar nur als Zuhörerinnen, weisen nur die Verzeichnisse von Darmstadt (28), Hannover (324), Braunschweig (90) und Karlsruhe (39) auf.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Prof. Philipp Allfeld: Kommentar zu d. Gesetzen über das gewerbliche Urheberrecht, Patentgesetz, Gesetz betr. das Urheberrecht an Mustern und Modellen, Gesetz betr. den Schutz von Gebrauchsmustern, Gesetz zum Schutz der Warenbezeichnungen, sowie zu den internationalen Verträgen zum Schutze des gewerblichen Urheberrechts. München 1904. C. H. Beck. 806 S. — Deutsche Levante-Linie. Handbuch 1904. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei vorm. J. F. Richter. 107 S. — Der Wettbewerb der dänischen und der schwedischen Landwirte mit Deutschland. Reise-Erinnerungen von Dr. A. Stutzer, o. Professor an der Universität Königsberg, und Dr. P. Gisevius, o. Professor an der Universität Giessen. Stuttgart 1904. Eugen Ulmer. 112 S. — Adolf Wolf: Streiflichter über den Strafvollzug in Oesterreich und anderes. Salzburg. Eduard Höllrigl. 285 S. — Dr. Friedrich Schwend: Gymnasium oder Realschule? Stuttgart 1904. Fr. Frommann. 98 S. — Said Ruete: Ein Fremdenbuch aus Theben. Berlin 1900. Liebheit u. Thiesen. 36 S. — Fontes Rerum Austriacarum. Oesterreichische Geschichtsquellen. Herausg. von der historischen Kommission der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. II. Abteilung: Diplomatica et Acta. Band 56 und 57.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher in München.

Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.

Mark Twain's
Humoristische Schriften:

Illustrierte Ausgabe:
6 Bde. Preis pr. Band br. M. 2.50, geb. M. 3.50.
Ermässigt. Preis f. a. 6 Bde. br. M. 14.—, geb. M. 20.—.

Gewöhnliche Ausgabe:
6 Bde. Preis pr. Band br. M. 1.80, geb. M. 2.50.
Ermässigt. Preis f. a. 6 Bde. br. M. 10.—, geb. M. 13.50.

Inhalt: Bd. 1. Tom Sawyers Abenteuer. — Bd. 2. Huckleberry Finns Fahrten. — Bd. 3. Skizzenbuch. — Bd. 4. Leben auf dem Mississippi. — Nach dem fernen Westen. — Bd. 5. Im Gold- und Silberland. — Bd. 6. Reisebilder und verschiedene Skizzen.

Neue Folge: (Soeben erschienen!)

Bd. 1. Tom Sawyers Neue Abenteuer. — Bd. 2. Querkopf Wilson. — Bd. 3/4. Meine Reise um die Welt. — Bd. 5. Adams Tagebuch u. a. Erz. — Bd. 6. Wie Hadleyburg verderbt wurde u. a. Erz.
Alle 6 Bände der N. F. br. M. 11.—, geb. M. 17.—, einzelne Bände br. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Lektüre für gebildete Männer.

Memoiren-Bibliothek.
Beste Sammlung der Memoiren-Literatur.
Von der gesamten Kritik empfohlen.
Die gediegenste Unterhaltungs-Lektüre.

Erste Serie.

General Marbots Memoiren 1789—1815. 3 Bde. Br. M. 13,50. geb. M. 16.50.
Feldmarschall v. Boyens Denkwürdigkeiten. 2 Bde. Br. M. 9.—, geb. M. 11.—.
Bourgogne, Kriegserlebnisse 1812/13. Mit 16 Vollbildern. Br. M. 6.—, geb. M. 7.50.
Holten, Vom dänischen Hofe. Br. M. 4.50, geb. M. 5.50.
Fürst Krapotkin, Memoiren eines Revolutionärs. 2 Bde. Br. M 9.—, geb. M. 11.—.
H. Rochefort, Abenteuer meines Lebens. 2 Bde. Br. M. 10.—, geb. M. 12.—.
D. Thiébault, Friedrich der Grosse und sein Hof. Persönliche Erinnerungen. 2 Bde. Br. M. 9.—, geb. M. 11.—.
Gourgaud, Napoleons Gedanken und Erinnerungen. St. Helena 1815—1818. Br. M. 5.50, geb. M. 6.50.
Dr. Ryan, Unter dem roten Halbmond. Erlebnisse ein. Arztes bei d. türk. Armee im Feldzug 1877/78. Br. M. 5.50, geb. M. 6.50.

Zweite Serie.

General Thiébault, Memoiren a. d. Zeit der franz. Revolution u. des Kaiserreichs. 3 Bde. Br. M. 15.—, geb. M. 18.—.
Marschall Macdonalds Memoiren. 1785 bis 1825. Br. M. 5.50, geb. M. 6.50.
Genast, Aus Weimars klassischer und nachklass. Zeit. Erinnerungen eines alten Schauspielers. Br. M. 4.50, geb. M. 5.50.

Schöne Ausstattung. Fast alle Bände sind mit Porträts geschmückt. Jedes Werk ist einzeln käuflich. Die gebundene Ausgabe ist vorzüglich zu Geschenken geeignet.

Tauchnitz Edition.
February 17, 1904.
The Courtship of Morrice Buckler
A new Novel.
By
A. E. W. Mason.
In 2 vol.
(5868)
Sold by all booksellers — no ordres of private purchasers executed by the publisher.

Die Buchdruckerei der Allgemeinen Zeitung
MÜNCHEN
Bayerstrasse 57/59
übernimmt die Herstellung von Druckarbeiten jeder Art in einfacher sowie feiner Ausführung zu soliden Preisen
* * * * * * * * *
Bei Vergebung von Druckaufträgen bitten wir unsere Kosten-Voranschläge zu verlangen

Billige Bücher finden Sie im illustriert. Bücherkatalog. 36. Jahrgang, ca. 200 Seiten stark gratis durch (5236c
J. M. Spaeth, Berlin C. 2, gegenüber d. Rathaus. Gegr. 1834.

Jahrgang 1904. München, Montag, 22. Februar. Nummer 43.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Das Georgesche Gedicht. Von A. Schellenberg.

Der neue Katalog der architektonischen Handzeichnungen der k. k. Hofbibliothek in Wien. Von Dr. Heinrich Baron v. Geymüller (Baden-Baden).

II. Bücher und Zeitschriften.

Fr. Goll: Die Erdbeben Chiles. — Karl Frhr. v. Beust: „Im Freilicht.“

III. Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin. — Ueber den Vogelzug und seine Ursachen. — Das Gefrierenlassen lebendiger Fische. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Das Georgesche Gedicht.

Die Sprache ist für uns Mittel, Erfahrungen und Gedanken auszudrücken. Aber daneben lebt sie ihr eigenes Leben. Und nur für den, der dieses eigene Leben der Worte zu hören vermag, für den ist eine Kunst der Sprache möglich.

Für den, der zu hören versteht, der das „feine, geduldige Ohr“ hat. Aber dies „feine, geduldige Ohr“, das Nietzsche dem Genießenden wünscht, war bisher nicht häufig bei deutschen Lesern zu finden, ihr Ohr war leisen Klängen verschlossen. Kunst des Wortes war für die meisten die laute Kunst des Theaters. Und wenn in der letzten Zeit die bildende Kunst den Genießenden näher gekommen ist, so liegt dies eben in der bequemeren Art des Genusses. Selbst geistig Hochstehende betrachten die Kunst als Erholungsstätte von geistiger Arbeit. Sie soll in einen Dämmerzustand einlullen. Kunst des Wortes aber zu genießen, wie Kunst des Tones, bedarf es willensstarker Konzentration.

Daher mag es kommen, daß für die Wortkunst eines Stephan George die feinen Ohren fehlten, die sie hören. Wir sind nur an eine Kultur der Sprache noch so wenig gewöhnt, daß das Hören erst erlernt werden muß. Zu neu ist noch eine Kunst der Sprache. Und Uneinsichtige suchen und spüren fremdem, romanischem Einfluß nach.

Dazu kommt, daß die Stimme des neuen Sprachkünders nicht laut von der Bühne tönt. Sie drängt sich nicht auf, sie will gesucht sein. Aber gerade die ursprünglichste aller Dichtungsarten, die Lyrik, ist bei uns die unbeachtetste.

Was würden wir zu einem Musiker sagen, dem ein paar sangliche Melodien einfallen und der ohne jegliche Kenntnis der Harmoniegesetze Symphonien komponieren wollte?

Wer gibt sich auch die Mühe, ein lyrisches Gedicht aufmerksam und laut nach Schall und Bedeutung zu lesen? Man will schnell genießen und darum möglichst ungründlich. Die bisherige Lyrik machte dies auch in gewissem Maße begreiflich. Der Schall der Gedichte war liedähnlich, und Liedform und Liebe in ihrer Verbindung dem Ohr gewohnt geworden.

Stephan Georges Gedichte aber haben mit allem bequem Landläufigen gebrochen. Sie verlangen neue, sie verlangen mitschaffende Leser. Nur ein kleiner Kreis erfreute sich zunächst dieser neuen Kunst. Den Vielen war der Genuß einer Sprachkunst überhaupt noch zu fremd.

In Frankreich ist das anders. Freudig erkennen die Franzosen an, was Baudelaire, Verlaine, Mallarmé, Henri de Régnier für die französische Sprachkultur bedeuten.

In den letzten Jahren endlich wird man bei uns aufmerksam auf Stephan Georges Dichtung. Wie er auf feinsinnige, aufmerksame Hörer wirkt, das erkennt man am besten aus der George-Literatur, die sich bereits angesammelt hat. Daß dieser befruchtende Künstler Erklärer und Ankünder fand, ist selbstredend.

Zur ersten Einführung in seine seltene Kunst ist der kurze Aufsatz von Ria Claßen in den Sozialistischen Monatsheften wohl geeignet. Von großem Interesse ist der Aufsatz von Breysig in der Zukunft und insbesondere, aber mehr für den George-Kenner, der von Simmel in der Neuen deutschen Rundschau. Wer auf dem Wege mystischen Schauens sich George nähern will, wird einen guten Führer finden in dem Buch von Dr. L. Mages. Er geht den Seelenvorgängen Georges nach und deutet sie in mystischem Sinne aus. Auf diesen Wegen kommt er der Persönlichkeit des Dichters wohl näher, als er seinen Werken gerecht wird. Denn auf diesen dunklen Pfaden ist kein Licht für ästhetische Betrachtung.

Vor einigen Monaten ist ein Werk erschienen: „Das Georgesche Gedicht“ von Kuno Zwymann.[1])

Ehe ich zu einer kurzen Skizzierung dieses Werkes übergehe, möchte ich ein paar Worte über Georges Dichtungen einfügen. Sie sind Gruppen lyrischer Einzelgedichte. Ihren Inhalt auch nur andeutungsweise wiederzugeben, ist in einer kurzen Besprechung unmöglich. Man müßte das Wesentliche beiseite lassen. Und dann empfindet jeder Genießende verschieden. Die Seele, die man unwillkürlich in diesen tiefsten Schöpfungen sucht, nimmt für jede mitschwingende Seele eine andere Klangfarbe an. „Indem die Kunst hier das Gefäß für die letzten Persönlichkeitswerte wird, darf nun der Genießende auch so objektiven Kunstwerken Empfindungen subjektivster Art, gleichsam verklärt, zuwenden; so sehr die Persönlichkeit, die diese Gedichte uns fühlbar machen, nur der ideale Brennpunkt des Kunstwerkes selbst und nicht die reale Individualität ist, gewährt sie doch der Dankbarkeit für das Empfangene, aus der Form der Bewunderung in die der Liebe überzugehen.“ (Simmel.)

Die Georgesche Kunst ist nicht eine Kunst, die sich aus der Zeit entwickelt hat. Wenigstens können wir, die wir ihr zeitlich noch zu nahe stehen, diese Linien nicht erkennen. Sie ist eine, die ihre Zeit entwickeln wird. Sie antizipiert das Kunstempfinden ihres Zeitalters.

So versucht auch Zwymann keine historische Entwicklung. Er sagt sich: Mein Schönheitsgefühl wird beim Klang eines Georgeschen Gedichtes erregt. Welches sind die erregenden Momente nicht in mir, sondern im Kunstwerk? Er gibt Werturteile, keine Historie.

Eben diese Abneigung von jeder historischen Entwicklung macht uns Zwymann zum Beginn seltsam fremd.

[1]) Stuttgart, Verlag von Junker.

Wir haben uns an die historische Entwicklung wissenschaftlicher Stoffe gewöhnt. Es ist so bequem, wenn schon gewohnte Assoziationen anklingen. Zwymanns Buch ist keine Sonntagnachmittags-Lektüre. Es erfordert eine tüchtige Denkanstrengung. Aber sie lohnt sich reichlich durch die Freude an der scharfsinnigen Durchdringung, an den neuartigen Gedanken, für die die Zeit erst reift, an der vollen Hingabe an Georges große Kunst, die diese bisweilen so spröde klingenden Worte erwärmt und durchleuchtet.

Im ersten Kapitel gibt Zwymann eine Inhaltsangabe Georgescher Gedichte. Wer George bereits kennt, dem wird sie noch manche Klärung bringen. Und dem Neuling wird sie zeigen, wie umfassend diese Inhalte sind. Dem Märchen von der Unverständlichkeit Georges wird durch kurze Auseinandersetzung der einzelnen Gedichte ein Ende bereitet.

Sowohl bei Künstlern als bei Männern der Wissenschaft besteht ein Vorurteil gegen Aesthetik. Allein dieses Vorurteil gilt tatsächlich nicht der Aesthetik, sondern nur der schlechten Aesthetik.

Fast immer wird die Aesthetik so aufgebaut, daß aus den vorhandenen großen Werken Regeln entnommen und zu einem System gefügt werden. Gegen diese Art der Aesthetik muß der Künstler sich wenden. Jeder neue große Künstler wird gegen sie verstoßen. Er wird ihre Regeln sprengen und sie verachten.

Oder die Aesthetik versucht über Schönes auch schön zu reden. Sie versucht mit angenehmen Phrasen einen Teil der erregten Gefühle, meist nur das Aeußerlichste, wiederzugeben. Oder sie erklärt die Wirkung des Kunstwerkes für mystisch. Gegen diese Art der Aesthetik muß sich der Wissenschaftler wenden, der feste Begriffe und wenigstens den Versuch einer Erklärung, nicht den prinzipiellen Verzicht auf dieselbe verlangt.

Zwymann hat aus George selbst seine ästhetischen Maßstäbe gewonnen und den Dichter dann damit gemessen. Er macht keine schönen Worte und versucht nichts als unerklärlich der Forschung zu entziehen.

Dies gelingt ihm durch folgende Ueberlegung.

Zunächst steht fest, daß die Menschen bei verschiedenen Anläßen ein bestimmtes, einzig geartetes und allen bekanntes Gefühl, das Schönheitsgefühl, besitzen. Die Dinge, welche ihnen — abgesehen von Vorgängen in der Natur — dieses Schönheitsgefühl erregen, nennen sie Kunstwerke. Aber nicht dasselbe erregt allen das Schönheitsgefühl. Was für den einen kein Kunstwerk ist, ist es vielleicht für den anderen. Mögen nun auch die Kunstwerke so verschieden sein wie Klänge, Vorstellungen, Steine, wenn wir die verschiedenen Künste, wie ein Witz von einer Tragödie, wenn wir die Gattungen, wie ein schlechtes Jagdstück von einem Bilde Rembrandts, wenn wir den Grad der Güte ansehen, so müssen sie doch ein Gemeinsames haben, welches sie eben in den Stand setzt, das Schönheitsgefühl bei irgendwelchen Menschen zu erregen. Dieses Gemeinsame glaubt Zwymann aufgefunden zu haben.

Nehmen wir an, er hätte es aufgefunden. Es wäre ihm gelungen, aufzudecken, welche Eigenschaft ein Ding haben muß, damit es das Schönheitsgefühl erregt. Alsdann muß zugegeben werden, daß bei Aufzeigung dieser Eigenschaft an irgend einem Dinge, der, dem sie aufgezeigt worden ist, nicht umhin können wird, das Ding schön zu finden. Das heißt, nicht etwa als schön anzuerkennen, sondern wenn anders jene Eigenschaft wirklich entdeckt ist, schlechthin das Schönheitsgefühl zu haben.

Wenn wir ein Kunstwerk in räumliche oder zeitliche Teile zerlegen, so stoßen wir einmal auf solche in sich zusammenhängende Teile, welche einzeln betrachtet das Schönheitsgefühl nicht mehr erregen, aus denen aber das Kunstwerk restlos besteht. Diese Teile nennt Zwymann Träger. Bei einem Gedicht sind Worte oder gewisse Wortgruppen die Träger. Ein Kunstwerk besteht restlos aus Trägern. Diese erregen das Schönheitsgefühl nicht. Warum erregt das Kunstwerk als Ganzes, welches doch restlos aus Trägern besteht, das Schönheitsgefühl? Es muß durch den Genießenden etwas an den Trägern verändert worden sein, etwas, das bewirkt, daß Nichtschönes schön wird. Diese verändernde Tätigkeit durch den Genießenden nennt Zwymann Umschaffung der Träger.

Einige Träger zur Gruppe zusammengeschlossen, bei einem Gedicht z. B. Verse oder Strophen, erregen das Schönheitsgefühl stärker, wenn sie mit anderen Trägergruppen zusammengestellt sind. Die Umschaffung der Trägergruppen macht Schönes schöner.

Zwymann versteht also unter Umschaffung die durch den Genießenden vorgenommene verändernde Tätigkeit, durch welche Nichtschönes schön und Schönes schöner wird. Die Erregung des Schönheitsgefühls hängt lediglich von der Umschaffung ab. Ein Kunstwerk erregt also um so mehr das Schönheitsgefühl, je größer im Verhältnis zu seinem Umfange die Umschaffung durch den Genießenden ist.

Die Umschaffung wird um so größer sein, je häufiger und stärker sie ist. Daraus werden dann weitere Folgerungen gezogen, z. B. daß die Umschaffung um so häufiger ist, je größer die Zahl der Träger und Trägergruppen ist im Verhältnis zum Umfange des Kunstwerkes.

In diesem kurzen Bericht kann ich nur die Resultate, zu denen der Verfasser gelangt, wiedergeben. Diese haben dadurch das Ansehen von Behauptungen. Wen die Beweisführung interessiert oder wen die Zwymannsche Aesthetik zum Widerspruch reizt, den muß ich auf das Buch selbst verweisen.

Es wird auffallen, daß in seinen Regeln nichts von Gefühlen enthalten ist. Aber es gibt zwei Wege, um zu einem Schönheitsgesetz zu gelangen. Man kann von einer Untersuchung der Beschaffenheit des Schönheitsgefühls ausgehen und die ihm notwendig zukommenden Gefühle aufzeigen. Wenn wir z. B. sagen, daß uns das Gedicht „Ueber allen Wipfeln ist Ruh'" das Gefühl tiefster Ruhe gibt. Diese Art der Betrachtung verlangt Feinheit des Gefühls. Es ist das Verfahren der jetzt herrschenden Aesthetik, die Zwymann als Aesthetik von innen bezeichnet.

Oder man geht von einer Untersuchung der Beschaffenheit der Kunstwerke aus und zeigt deren äußerliche Eigenschaften auf. Dies verlangt Feinheit des Verstandes. Diese feine Verstandesästhetik bezeichnet der Verfasser als Aesthetik von außen.

Zwymann leugnet also nicht, daß man mit Hilfe der Gefühlsanalyse eine Aesthetik aufbauen könne. Er sagt nur, daß man jedenfalls auf dem Wege der verstandesmäßigen Analyse des Kunstwerkes eine restlose Erklärung des Schönheitsgefühls geben kann.

Mit Hilfe seiner Verstandesästhetik hat der Verfasser das vorhin klargelegte Zwymannsche Gesetz der größten Umschaffung gewonnen. Dieses Gesetz ist vorläufig nur für den anwendbar, der ein Kunstwerk schon schön findet. Denn wie soll ich erkennen, was ein Träger ist, wenn mir schon das ganze Kunstwerk nicht gefällt, geschweige denn irgend ein Teil? Die Untersuchung, woran man, abgesehen vom Genuß, erkennen kann, was Träger sind, gestaltet sich für jede Kunstgattung verschieden. Das Gesetz aber gilt für alle Künste.

In jedem Werke der Sprache erblickt Zwymann drei Kunstwerke, da schon die einzelnen Wörter, aus denen ein Dichtwerk restlos besteht, drei Seiten haben. Diese sind Bedeutung, Schall und Knüpfung der Bedeutung an den Schall. Was eine Bedeutung und was ein Schall ist, bedarf keiner Erklärung. Und was unter Knüpfung zu verstehen ist, wird später klar werden.

Zwymann sucht nun im speziellen, der Wortkunst geltenden Teil seines Buches zu erweisen, daß das Georgesche Gedicht als Bedeutungskunstwerk, als Schallkunstwerk und als Knüpfungskunstwerk dem Zwymannschen Gesetz der größten Umschaffung entspricht.

Er führt den Nachweis, daß Träger des Bedeutungskunstwerkes solche größte Bedeutungszusammenstellungen sind, welche auch in der streng wissenschaftlichen Sprache vorkommen können. Wenn es z. B. heißt: Rosen begrüßen dich hold noch, so ist Rosen ein Träger, das andere der zweite. Denn es kann nie in der Wissenschaft gesagt werden, daß Rosen begrüßen, wohl aber, daß irgend ein Begrüßen ein holdes war.

Der Verfasser weist dabei darauf hin, daß es sogenannte undichterische Bedeutungen nicht gibt. Denn der Dichter prägt immer neu bisher für undichterisch gehaltene Bedeutungen zu dichterischen. Nur der Epigone begnügt sich mit den dichterisch bereits reichlich verwendeten.

Im Georgeschen Gedicht kommen in ungewohntem Maße bisher für undichterisch gehaltene Bedeutungen vor. Auch abstrakte philosophische Begriffe. Diese Gedichte als Gedankendichtung abzulehnen, ist töricht. Denn alle Bedeutungen sind mehr oder weniger abstrakte Begriffe, und eine Grenzlinie ist hier nicht zu ziehen. Eine gewisse Bildungsstufe setzt die Genußfähigkeit zu jedem Gedichte voraus. Ohne eine Ahnung Kantscher Philosophie ist Schiller nicht voll zu genießen. Auch das Georgesche Gedicht ist vielfach Gedankendichtung. So das Gedicht:

Ich bin freund und führer dir und ferge.
Nicht mehr mitzustreiten ziemt dir nun
Auch nicht mit den Weisen. hoch vom Berge
Sollst du schaun wie sie im thale thun.

Weite menge siehst du rüstig traben
Laut ist ihr sich mühendes gewimmel:
Forscht die Dinge nützet ihre gaben
Und ihr habt die welt als freudenhimmel.

Drüben schwärme folgen ernst im qualme
Einem bleichen mann auf weißem pferde
Mit verhaltnen gluten in dem psalme:
Kreuz du bleibst noch lang das licht der erde.

Eine kleine schaar zieht stille bahnen
Stolz entfernt vom wirkenden getriebe
Und als losung steht auf ihren fahnen:
Hellas ewig unsre Liebe.

Es müssen nach der aus dem Gesetz gefolgerten Regel der häufigsten Umschaffung die wissenschaftlichen Bedeutungen im Verhältnis zu den im Gedicht enthaltenen Bedeutungen sehr viele sein. Sie dürfen also nur möglichst wenig einzelne Bedeutungen enthalten und müssen darum möglichst klein sein. Ein Bedeutungskunstwerk ist demnach um so schöner, je kleiner seine Träger sind und je mehr sich die Zahl der Träger der der einzelnen Bedeutungen nähert. Zwymann erweist an Proben, daß in der Tat das Georgesche Gedicht dieser Regel entspricht.

Die Betrachtung des Bedeutungskunstwerkes wirft ferner ein Licht auf die Art und Weise, wie die Dichtwerke in einem Volke, das sich allmählich weiter entwickelt, untergehen müssen und nur für den, der die verschollene Sprache lernen kann, ewig fortdauern. Durch den häufigen Gebrauch können künstlerische Bedeutungen zu wissenschaftlichen abblassen. So das Wort „kommen" in „der Morgen kam", das künstlerisch war, solange man dabei die Vorstellung des menschlichen Gehens hatte, nun aber wissenschaftlich ist, seitdem es mit dem Gehen nichts mehr zu tun hat.

Dieser Vorgang bereichert allerdings die Sprache fortwährend um neue abstrakte Bedeutungen. Aber er beraubt uns unserer Dichtungen. Und durch häufigen Gebrauch eines Dichtwortes als Citat wird er beschleunigt. So haben gerade die Dichter, die einen Lebensinhalt voll ausdrücken, am meisten unter dem Raubbau der Gebildeten zu leiden. Ihre Schöpfungen erscheinen uns verbreitert, abgeblaßt, sie erregen nicht mehr das Schönheitsgefühl in so hohem Maße. Auch das Georgesche Gedicht ist reich an solchen Lebensinhalt-erschöpfenden Sätzen.

Uns liegen jetzt meist solche Dichtungen vor, welche schon etwas abgeblaßt sind, da unsere klassische Periode vor hundert Jahren war. Man ist daher an den schon etwas zerdehnten Genuß dieser Werke gewöhnt. Bei George aber bricht, entsprechend dem Gesetz, welches viele Träger verlangt, der gewohnte Fluß der wissenschaftlichen Bedeutungen, kaum begonnen, immer wieder jäh ab. Eben dieses jähe Abbrechen ist ein Grund, warum denen, die nicht eine mehr als sonst gewohnte Aufmerksamkeit aufwenden mögen, das Georgesche Gedicht schwer verständlich erscheint. Aber Schwerverständlichkeit beweist nichts gegen die Schönheit eines Werkes. Sie ist häufig eine Folge von Eigenschaften, die gerade zur Schönheit eines Werkes notwendig sind.

„Es leuchtet ein, welches große Glück es für ein Volk ist, wenn es ein Dichtwerk in seiner eigenen weiterentwickelten Sprache, wie es das Georgesche Gedicht ist, besitzt. Denn nur dann wird uns ein unmittelbarer vollständiger Genuß eines Dichterwerks ermöglicht. Und andrerseits wird uns auch der mittelbare vollständige Genuß früherer Dichtwerke, der den meisten sonst, mögen sie es auch freilich nicht merken, verschlossen bleibt, leichter gemacht, nachdem wir nun einmal den vollständigen Genuß kennen gelernt haben."

Der Verfasser nennt „Umschaffung" die an den Trägern durch den Genießenden vorgenommene Veränderung. Diese Veränderung bewirkt beim Bedeutungskunstwerk, daß nicht wissenschaftlich zusammengestellte Bedeutungen doch ein sinnvolles Ganze ergeben. Der Genuß ist dann das unbewußte Schlagen von Brücken, das Assoziieren von Bedeutungen, die vorher einander fern erschienen. Je ferner sich vorher die Bedeutungen erscheinen, desto stärker ist die Umschaffung, um so höher der Genuß. Die „Umschaffung" wird nicht mit bewußtem Willen vollzogen. Erst wenn man sich nach dem Genusse theoretisch klar zu werden versucht, bildet man sich den Hilfsbegriff der „Umschaffung". Noch viel weniger ist damit gemeint, daß der schaffende Künstler ans Werk gehen soll mit dem Willen, ein Kunstwerk zu schaffen, das Gelegenheit zu möglichst vielen Umschaffungen gibt.

Denn wie eine große Tat oft ohne Besinnen getan und dann erst ethisch beurteilt wird, so kann ein Kunstwerk ästhetisch bewertet werden, nachdem es intuitiv geschaffen ist.

Es gibt zwei Formen, wie Bedeutungen künstlerisch zusammengestellt werden, den bildhaften Ausdruck und den teilhaften. Beide wendet auch die Sprache des gewöhnlichen Lebens an. Die Dichtung wiederholt hier nur die Vorgänge der Sprachschöpfung.

Auch in der Sprache des gewöhnlichen Lebens wird eine Umschaffung vollzogen, wenn auch eine geringe. Je mehr ein Dichtwerk aber dem Gesetze der stärksten Umschaffung entspricht, desto schwerer wird es verständlich. Aber auch die Musik ist in ihren höchsten Schöpfungen nur durch eingehende Beschäftigung zu verstehen. Und das Verstehen eines Georgeschen Gedichtes stellt an unser Denkvermögen keine höhere Anforderung als die früheren klassischen Gedichte an die Menschen ihrer Zeit. Denn der Unterschied der stärkeren Umschaffung bei George gegenüber den Klassikern ist ein gradueller, kein prinzipieller.

Die Möglichkeit, eine Umschaffung zu vollziehen, geht mit der Bildungsstufe parallel. Der auf niederer Bildungsstufe Stehende kann eine Umschaffung vollziehen, d. h. genießen, wo es der feinfühlige Gebildete nicht mehr kann. Man beachte nur die Wirkung sentimentaler Lieder. Und umgekehrt kann der aufmerksame, der sich nicht scheut, die neue Schönheit sich zu erarbeiten, eine Umschaffung da haben, wo sie der bequeme Leser nicht hat und deswegen auch nichts schön findet.

Das Georgesche Gedicht gehört der Lyrik an, denn es gibt ein Bild einer das Dargestellte erlebenden Innenwelt, die nicht von einem räumlich-zeitlich-ursächlichen Zusammenhang abhängig ist. Manches Mißverstehen Georges beruht darauf, daß bei ihm eine Darstellung von der Außenwelt angehörigen Dingen gesucht wird. So darf im Vorspiel weder der Engel noch der Held der Dichtung als dramatische oder epische Gestalt angesehen werden. Sie sind waltende Mächte der Innenwelt.

Das Georgesche Gedicht gehört der epischen Lyrik an. Zwymann weist nämlich nach, daß auch in der lyrischen Dichtung eine Einteilung in dramatische und epische notwendig ist. Im Drama fassen wir die Sätze in der Weise auf, daß uns die Gestalten, welche die Sätze sprechen, als wirklich und der Inhalt der Sätze dann als die Vorstellung dieser Gestalten erscheint. Im Epos fassen wir die Sätze in der Weise auf, daß uns der Inhalt der Sätze als unmittel-

bar von uns erlebte Wirklichkeit erscheint. Epik und Dramatik unterscheiden sich also dadurch, daß in der Epik die Sätze ausschließlich sachliche, in der Dramatik vornehmlich persönliche Ausdrucksfähigkeit besitzen.

A. Schellenberg.

(Schluß folgt.)

Der neue Katalog der architektonischen Handzeichnungen der k. k. Hofbibliothek in Wien.*)

Die Arbeit von Dr. Hermann Egger, auf die wir gern die Aufmerksamkeit lenken möchten, und von welcher kürzlich der erste Teil erschienen ist, verdient in ganz besonderer Weise allen denen empfohlen zu werden, die Interesse und Verständnis für die Geschichte der Architektur haben. Die alten Zeichnungen, Aufnahmen und Originalentwürfe der Architekten haben seit 50 Jahren etwa auf die Geschichte der Baukunst der Renaissance ein so mannigfaches Licht geworfen und Tatsachen offenbart, die man weder aus Büchern, Dokumenten noch aus den Bauwerken selbst ahnen konnte, daß es uns förmlich bange wird, daran zu denken, wie zahlreich die Irrtümer sein müssen, die wir in der Beurteilung derjenigen Perioden und Stile begehen, für welche keine Originalstudien der Meister bis auf uns gekommen sind. Wir begrüßen daher die vorliegende Arbeit mit der lebhaftesten Freude und um so größerer Dankbarkeit, als sie außerdem durch Form, Gewissenhaftigkeit und gediegene Ausstattung mustergültig scheint.

Dieser erste Teil, der allein erschienen ist, umfaßt mit den Nummern 1—331 die Aufnahmen antiker Baudenkmäler aus dem 15.—18. Jahrhundert.

Aus dem Vorworte erfahren wir, daß diese Blätter zum größten Teile der Sammlung des einst so berühmten Kunstgelehrten Philipp Frhrn. v. Stosch (1691—1757) entstammen, dessen Atlas 1769 erworben wurde.

Es folgt dann ein Künstlerverzeichnis, in welchem kurze, aber wertvolle Notizen über die Meister, deren Zeichnungen beschrieben werden, zu finden sind und die Nummern aller ihrer Blätter, unter welchen sie im Katalog angeführt sind. Nach einem Verzeichnis der Inschriften beginnt der eigentliche Katalog.

Dieser umfaßt vier Abteilungen: I. Das Skizzenbuch C des unbekannten Italieners C von 1514, enthaltend 19 Nummern; II. unter dem Titel: Urbs Roma die Nummern 20—187; III. die Campagna di Roma, mit den Nummern 188—217; IV. die übrigen Orte, wo die aufgenommenen antiken Denkmäler sich befinden: Albano, Ancona Anzio, Portus Antiquus, Villa Neroniana, Arezzo, Castel Gandolfo, Civita Lavinia, Civita Vecchia, Girgenti, Neapel, Nettuno, Orange, Ostia, Palestrina, Pompeji, Pozzuoli, Terracina Tivoli, Villa Hadriana und Viterbo. Sämtliche auf dasselbe Denkmal bezügliche Blätter sind zusammengruppiert.

Jedes Blatt ist kurz beschrieben, sein Inhalt, soweit mitgeteilt, daß, ohne das Blatt vor sich zu haben, man sofort ersieht, ob es Auskunft über eine bestimmte Frage geben könnte. Zum Beispiel: Arcus Constantini: 1. Grundriß und Aufriß; darüber, jedoch zum Teil vom Rande durchschnitten, die Jahreszahl „1514"; Rücks.: 2. Aufriß des Gebälks und des halben Kapitäls (zur anderen Hälfte im Schnitt). 3. Profil des Deckgesimses der Attica. Höhe 27.0, Br. 19.7; Feder, braun angelegt; WZ: 0 (d. h. kein Wasserzeichen).

Durch diese Anordnung ist der Forscher, je nachdem ihn ein Meister oder ein besonderes Denkmal interessiert, schnell orientiert. Es genügt zu erwähnen, daß der Katalog von der k. k. Hof- und Staatsdruckerei hergestellt und in deren Verlag erschienen ist, um zu sagen, daß die Ausstattung eine vornehme und vortreffliche ist.

Die fünf Tafeln und 20 Textillustrationen erhöhen den Wert dieses Verzeichnisses. Zum Teil der Wiener, zum Teil anderen Sammlungen entnommen, erläutern sie den Charakter der Zeichnungen oder der dargestellten Denkmäler.

Aus fremden Sammlungen sind Blätter aus dem Skizzenbuche des Francesco de Ollanda im Escurial, aus der Philibert de l'Orme zugeschriebenen Serie, die früher bei meinem Freunde Lechevallier-Chevignard in Paris sich befand und nun bei dem durch seine Arbeiten über das Pantheon in Rom bekannten Architekten Chedanne eine würdige Unterkunft gefunden hat. Zwei interessante Darstellungen des Templum Fortunae Primigeniae in Palestrina sind von Girolamo Rainaldi und aus dem Cod. Vat. lat. 2439 entnommen. Ansichten aus dem Skizzenbuche Marten van Heemskerks, jetzt in Berlin, und aus den drei Albums Fra Giocondos,[1]) beide früher bei Hrn. Destailleur in Paris, bieten beim Studium der Wiener Blätter interessantes Hilfsmaterial. Aus den Wiener Blättern sind die von Gaetano Piccini, Wandmalerien zeigend, die 1724 bei den Ausgrabungen auf dem Palatin entdeckt wurden, besonders interessant.

Man ersieht hieraus, welche Mühe sich Dr. Egger gegeben hat, um über die Autoren der Wiener Sammlung und den Wert ihrer Darstellungen möglichst genaue Informationen und reiche Mitteilungen geben zu können. Seine Bemühungen sind aber auch in mehrfacher Weise von Erfolg gekrönt worden. Nicht nur hat er, dank auch seiner persönlichen Opfer, wohl den sorgfältigsten und bestausgestatteten Katalog hergestellt, der noch je über eine Sammlung von Architekturzeichnungen verfaßt worden ist, sondern auch eine Reihe interessanter, historisch wichtiger Tatsachen entdeckt und festgestellt.

Unter diesen möchte ich auf drei besonders aufmerksam machen dürfen. Erstens seine Identifikation einer Reihe von Zeichnungen eines französischen Architekten, die Herr Egger als Kopien nach einem anderen Franzosen feststellen konnte, für den er und Hr. Dr. Christian Hülsen hinfort die Bezeichnung „Anonymus Destailleur" angenommen haben. Auf den Tafeln I und IV sind zwei Blätter des Kopisten dargestellt. Dr. Egger hat ferner festgestellt, daß dieser mit dem „Anonymus Destailleur" eine Zeitlang zusammengearbeitet hat. Diese beiden Franzosen scheinen mir Zeitgenossen von Jean Goujon, Pierre Lescot und Philibert de l'Ormes zu sein und dürften um 1540 in Italien gearbeitet haben. Bei der ziemlich geringen Anzahl Zeichnungen von französischen Architekten des 16. Jahrhunderts, die wir überhaupt besitzen, und solcher, für welche es bis jetzt möglich war, die Namen der Verfasser festzustellen, ist die von Egger festgestellte Tatsache ein glücklicher Anhaltspunkt für weitere Forschungen.

Der zweite Erfolg, den ich hervorheben möchte, ist das Wiederfinden der Stoschschen Sammlung. Oft hätte ich gern gewußt, was aus ihr geworden, weil Burckhardt von Aufnahmen antiker Denkmäler sprach, die Winckelmann in derselben gesehen hatte und geneigt war, Raffael oder seinen Zeichnern zuzuschreiben.

Schon 1877 hatte ich aus drei Gründen an die Möglichkeit gedacht, daß die Blätter der italienischen Architekten, die Dr. Egger einstweilen als die Meister A, B, C, D, E, F, G und H bezeichnet hat, für Raffael angefertigt worden seien. Es war mir jedoch nicht möglich gewesen, diese Frage zu verfolgen, und ich hatte auch niemand von meiner Idee gesprochen. Der erste Grund für meine Vermutung waren die Art zu zeichnen und die handschriftlichen Bemerkungen der Zeichner, die auf die Zeit von 1510—1520 deuteten und mich an andere Blätter der verschiedenen Sangallos der

*) Kaiserlich Königliche Hof-Bibliothek in Wien. Kritisches Verzeichnis der Sammlung architektonischer Handzeichnungen der k. k. Hof-Bibliothek von Hermann Egger. I. Teil mit 5 Tafeln und 20 Textillustrationen. Wien, Druck und Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei 1903.

[1]) Es sind die, welche ich in den Mélanges der Ecole fr. de Rome beschrieben habe und nun im Besitze J. Exz. Frau v. Polovstoff in St. Petersburg sind. Sie hatte die Freundlichkeit, mir dieselben während einem Jahre anzuvertrauen und dies gestattete mir auch, Zeichnungen, die auf der Rückseite einer Reihe von aufgeklebten Blättern waren, sichtbar zu machen. Hieraus ergab sich, daß diese Albums keine Originale, sondern bloß vorzügliche Kopien verlorener gegangener Albums von Fra Giocondo sind.

zweiten Generation erinnerten. Die meisten derselben hatten für Raffael gearbeitet und in den Wiener Blättern schienen oft manche Buchstaben der Anmerkungen der Handschrift Raffaels so ähnlich, daß man glauben konnte, die Zeichner hätten unter dessen Einfluß sich bestrebt, gewisse Eigenschaften derselben nachzuahmen.

Wer weiß, ob nicht unter diesen Blättern sich solche des Giovan Francesco da Sangallo befinden, der für Raffael den Bau des Palazzo Pandolfini in Florenz leitete. In den Uffizien dürften auch Zeichnungen von ihm vorhanden sein, aber sie konnten bis jetzt nicht identifiziert werden, da seine Handschrift noch nicht bekannt ist.

Ferner hatte ich mehrere Zeichnungen gesehen, die ganz bestimmt vom selben Meister wie einige in den Uffizien herrührten. Und auf einer der letzteren steht: Baldassar Avianello padovano disse Auerlo Auto di Casa di Raffaello da Urbino. Da auch auf den Wiener Blättern dieses Meisters Anmerkungen von derselben Hand standen, schien dies mir ein Grund mehr für die Möglichkeit, daß ein Teil dieser Blätter ebenfalls aus dem Nachlasse Raffaels stammten. Erst fünf Jahre später, 1882, gelang es mir, in Florenz Fra Giocondo als den Autor dieser Wiener und Florentiner Gruppe festzustellen. Und dies gibt einen neuen Grund für einen wahrscheinlichen Zusammenhang dieser Gruppe der Wiener Blätter mit Rafaeal, da bekanntlich der berühmte Veroneser Mönch ihm als erfahrener Kollege in der Leitung des Baues der Peterskirche beigestellt wurde. Winckelmann war also nicht so weit von der Wahrheit, als er in der Stoschschen Sammlung Aufnahmen zu sehen glaubte, die mit Raffael in Zusammenhang standen.

Der dritte Grund, der meine Gedanken auf die Sammlung Stosch gerichtet hatte, war der Umstand, daß Bartsch 16—20 Blätter aus derselben unter der Rubrik St. Peter mit Kupferstichen ähnlicher Natur in der Mappe: Vues 32, G. VIII, vereinigt hatte. Dieser Umstand, den ich in einer Notiz vom 9. November 1877 in der Zeitschrift für bildende Kunst erwähnt hatte, dürfte auch Dr. Hermann Egger von Nutzen gewesen sein.

Man sieht schon aus diesem Umstande, wie verdienstvoll es ist, daß Dr. Egger feststellen konnte, daß diese Zeichnungen aus der verschollenen Stoschschen Sammlung stammen und daß er letztere ganz oder teilweise wiedergefunden hat. Im Vorworte verspricht er in einer besonderen Studie im Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses unter dem Titel „Philipp von Stosch' zweiter Aufenthalt in Rom (1721—1731)“ die Entstehungsgeschichte der Sammlung architektonischer Handzeichnungen der k. k. Hofbibliothek zu behandeln.

Endlich darf ich wohl jetzt schon von einem anderen Erfolge Herrn Eggers sprechen, obgleich er ein Blatt betrifft, welches erst in dem folgenden Teil des Katalogs zur Sprache kommen wird. Er ist für die Geschichte der Peterskirche sehr wichtig und für meine Arbeiten über dieselbe von besonderem Interesse. Herr Egger erinnerte sich der Schilderung meiner vergeblichen Reise nach Wien am 28. September 1877, um eine Zeichnung für St. Peter in Rom zu sehen, die Jovanovitsch in der k. k. Hofbibliothek entdeckt hatte und dem jüngeren Antonio da Sangallo zuschrieb. Man hatte mir, wie ich in der eben erwähnten Notiz erzählte, sämtliche Mappen mit italienischen Zeichnungen vorgelegt; nirgends aber war sie zu finden. Vor zwei Jahren schrieb mir Herr Egger, er glaube nun das von mir gesuchte Blatt wiederentdeckt zu haben. Als ich dasselbe zu sehen Gelegenheit hatte, glaubte auch ich während etwa zehn Sekunden, es sei in der Tat von Antonio da Sangallo, da der äußere Umriß der Anlage ungefähr der Disposition seines berühmten Holzmodells entsprach. Dann aber sah ich plötzlich an ein oder zwei charakteristischen Anordnungen, daß dies unmöglich sei und daß dies Blatt einen viel größeren Wert habe. Es ist eine der wichtigsten Studien Bramantes für die Peterskirche, die wir besitzen. Sie zeigt in sauberer Durchführung den Versuch, im Anschluß an seinen wundervollen Kuppelbau die vordere Hälfte der Basilika Konstantins als Vorkirche und kurzes Langhaus zwischen zwei neuen Türmen stehen zu lassen.

Der hier besprochene erste Teil des Verzeichnisses schließt mit der Anzeige, daß der zweite Teil des „Kritischen Verzeichnisses“, in welchem die Zeichnungen für St. Peter und den Vatikan, sowie der Nachlaß Borrominis und die einschlägige Bautätigkeit unter den Pontifikaten Urbans VIII. und Innocenz' X. ihre Behandlung finden werden, voraussichtlich im Laufe des Jahres 1907 erscheinen werde.

Wir schließen unsere Besprechung mit dem Ausdrucke einer doppelten Hoffnung: erstens, daß durch eine kräftige Unterstützung die Regierung dieses Erscheinen ermöglichen werde, und zweitens, daß sie ihm auch jede nötige Unterstützung für die sehr wünschenswerte Forschung nach anderen Architekturzeichnungen in den Schlössern und Klöstern Oesterreichs gewähren möge. Es ist eine solche Seltenheit, einen Architekten und Kunsthistoriker in der gleichen Person vereint zu finden, der das Gebiet der Architekturzeichnungen studiert hat, daß wenn einmal ein so befähigter, gewissenhafter und vorsichtiger Kenner uns geschenkt wird, wie es Dr. Hermann Egger ist, man nicht genug wünschen kann, daß er in die Lage versetzt werde, seine Forschungen erfolgreich auf ein möglichst weiteres Gebiet ausdehnen zu können. Seit langen Jahren, seit dem Tode Rudolf Redtenbachers und Paul Kurrs, seit Konstantin Jovanovitsch, ist Hermann Egger, so viel ich weiß, der erste, der sich wieder mit diesem für die Geschichte der Architektur so wichtigen Gebiete abgibt, und zwar in einer Weise, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Möge ihm beschieden werden, uns mit noch vielen Entdeckungen zu erfreuen.

Baden-Baden, den 27. Januar 1904.

Dr. Heinrich Baron v. Geymüller.

Bücher und Zeitschriften.

Die Erdbeben Chiles. Von Fr. Goll. (14. Stück der Münchener Geographischen Studien.) 137 S. 8°, 1 Tafel. München 1904, Th. Ackermann.

Die Beurteilung eines kürzlich erschienenen Werkes über praktische Geologie schloß ich neulich mit den Worten: „Es bietet eine solche Fülle von Daten, daß man staunen muß über den Scharfsinn, die Arbeitskraft und den Fleiß des Autors. Ich erinnere mich nicht, ein für vorliegende Zwecke brauchbareres Werk je in Händen gehabt zu haben, erinnere mich aber sehr wohl der Mühseligkeiten, um Literaturnachweise für einschlägige Arbeiten zu beschaffen und sie von nah und fern zusammenzuholen, wobei man immer noch Gefahr lief, Wichtiges aus Unkenntnis nicht hinreichend zu berücksichtigen. Diese Schwierigkeiten hebt das vorliegende Werk vollständig.“ Genau dieselben Worte sind auf Golls Werk zutreffend. — Mit einem Bienenfleiß sind bis Seite 65 alle Erdbeben, über welche eine Notiz dem Verfasser erhältlich war, mit ihren Begleiterscheinungen von 1570 an verzeichnet. 1540 erst kam der spanische General P. Valdivia nach Chile und gründete 1541 die Hauptstadt Santiago, die aber anfänglich nur unter steten Kämpfen mit den Indianern gehalten werden konnte. Vielleicht existieren in den Archiven von Madrid Nachrichten über die erste Zeit bis 1570, obwohl schwerlich anzunehmen ist, daß die Conquistadoren der damaligen Zeit andere als kriegerische und Besiedelungsinteressen hegen konnten. Zudem weiß ich aus eigener 20jähriger Erfahrung in Chile, daß die Erdbeben, welche keine Verwüstungen anrichten, d. h. die temblores, von den meisten Leuten als etwas Gewöhnliches kaum beachtet und deshalb auch des Notierens nicht wert gehalten werden. Sogar Lokalblätter pflegten dergleichen Vorgänge mit Schweigen zu übergehen. Erst seit Mitte vorigen Jahrhunderts sind Beobachtungen der Wissenschaft wegen dort im Gange. Von da an bringt nun Goll von Seite 17 an so spezielle Daten, daß kaum ein Zweifel an der Vollständigkeit des Registers bis Ende 1879 aufkommen kann. — Die vulkanischen Ausbrüche sind auf Seite 66 bis 68 möglichst genau verzeichnet; Seite 69 bringt die stärkeren Erdbeben (terremotos) innerhalb der angegebenen Jahre 1570 bis 1879, und Anhang III auf drei Seiten Notizen über außerchilenische (südamerikanische) Beben und vulkanische Eruptionen, die Herr Dr. Heinrich v. Dessauer († 1879 in Valparaiso) ge-

sammelt hat, welchem Herrn auch für das chilenische Register für die Jahre 1872—79 ein Großteil des Materials zu verdanken ist. — Seite 73 bis 106 wird die seismische Tätigkeit in Chile analysiert und nach verschiedenen Richtungen beleuchtet. In höchst dankenswerter Weise behandelt der Verfasser die räumliche und zeitliche Verteilung der Erdbeben mit und ohne Seebeben, Gestalt und Größe der Schüttergebiete, das Fortschreiten der Wellen u. s. w. Er gelangt dann zu dem Resultate, daß die chilenischen gewaltsamen Erdbewegungen durchaus keine typischen Längsbeben sind. Weiterhin bezweifelt Goll auf Grund seines ausgiebigen Materials mit vollem Recht eine periodische Wiederkehr der stärkeren Beben, gleichfalls ein Gebundensein an Jahres- und Tageszeiten. Auch ich bin der Ansicht, daß sich weder Lakkolithen noch Lavaergüsse an Zeit binden. — Sehr treffend bemerkt der Verfasser Seite 106 auf tabellarischer Grundlage: „Aus all diesen Untersuchungen geht nur das mit Gewißheit hervor, daß in der Nacht mehr Erdstöße notiert wurden als am Tage; im übrigen können wir keine Regelmäßigkeit in der täglichen Verteilung der Erdbeben erkennen." — Hierzu möchte ich die Vermutung äußern, daß, solange kein Netz von seismologischen Stationen tadellos in Chile fungiert, die Aufzeichnung von mehr nächtlichen als täglichen Beben vielleicht darauf beruht, daß eine Schwankung in der Nacht mehr Störung bei der sicher davon erwachten Bevölkerung hervorruft als am Tage. Ein leichtes Knistern in den Holzteilen der Gebäude, ein Anschlagen der Hunde, die Unruhe des anderen Viehes u. s. w. macht sich viel bemerklicher in der Stille der Nacht als im Getriebe des Tages mit seinen Arbeiten. Leichte Stöße können also leichter am Tage als bei der Nacht unnotiert bleiben, weil kaum empfunden oder als temblor erkannt. Dies nur aus eigener Erfahrung aus Jaquil bei San Fernando, südlich von Santiago. — Seite 106 ff. erläutern die Beschaffenheit der Atmosphäre mit den elektrischen Erscheinungen in höchst sinnreicher Weise. Der Zusammenhang zwischen Beben und Niederschlägen hat wohl Brancos Ansicht als die richtige erwiesen. Zwischen magnetischen Störungen und Magnetismus scheint dagegen kein solcher zu existieren. Daß die Jugend der Anden mit dem Vulkanismus und den Erdbeben eng verknüpft ist, hebt Goll Seite 129 gebührend hervor. — Im Schlußwort Seite 132, 133 faßt der Autor seine Ergebnisse, wie vorstehend berührt, übersichtlich zusammen. — Ein Literaturausweis von drei Seiten beschließt das wirklich hervorragende Buch, zu dem man dem Verfasser nur herzlichst gratulieren kann. Es bringt eine Fülle kostbaren Materials, das die Grundlage für weitere Forschungen in der Hand von Männern der Wissenschaft bilden wird. — Schließlich noch der Ausdruck des Wunsches, einer ferneren Auflage des Werkes ein Ortsregister beizugeben.

Marburg. Dr. Carl Ochsenius.

„Im Freilicht." Gedichte von Karl Freiherr v. Beust. Dresden, Verlag von Karl Reißner, 1903.

„Im Freilicht" ist ein Band moderner Lyrik, also Stimmungslyrik im eigentlichen Sinne des Wortes. Der Verfasser hat zweifellos viel Talent und ein besonders stark entwickeltes Gefühl für die Form; es ist oft bewundernswert, wie sehr Rhythmus und Gedankeninhalt übereinstimmen, als wären sie zwei Seiten eines und desselben Dinges. Besonders stark tritt dieses harmonische Zusammenklingen in den Gedichten „Auf dem See", „Endymion", und, etwas schwächer, in „Tanagrette" hervor. Aber es herrscht kein einheitlicher Geist in dem Buche. Neben schönen, im freien Licht gemalten Bildern findet man blasse, ausdruckslose Stimmungsphotographien, die umweht sind von einem Hauch schwächlicher Sinnlichkeit und banaler Sentimentalität. Es wäre sehr zu wünschen, daß der Verfasser vorsichtiger und kritischer bei der Auswahl seiner Gedichte zu Werke ginge. Denn Gedichte sind nicht, wie Frhr. v. Beust in seinem Vorworte sagt, Blumen; echte rechte Gedichte sind Kunstwerke und werden auch als solche bewertet. Wir wären nicht zufrieden, wenn Gedichte einander gleichen würden, wie die Gänseblümchen, wenn es etwa ihr Charakteristikum wäre, daß sie weiße Reime und gelbe Interjektionen haben und im Frühling wachsen und gedeihen. Nein, wir verlangen von einem Gedicht, was wir jedem echten Kunstwerk verlangen: daß es die Verkörperung eines tiefen und individuellen Gefühls oder — man mag über Gedankenlyrik denken wie man will — eines großen Gedankens sei. Ein solches Gedicht, wie es sich aus einer einzigen Menschenseele emporringt, zeigt uns blitzartig beleuchtet die Menschenseele in Schmerz und Lust. Rein subjektive Empfindungen aber sind jedermanns Privatsache und gehören nicht in die Kunst. Auch Frhr. v. Beust gibt uns an manchen Stellen solche gereimte subjektive Gefühle. Er müßte sich streng an den großen Meistern bilden, die solches nie getan haben. — Den Abschluß des Buches bildet die Phantasie „Alpengespenst", die mit einem sehr schönen und gedankenvollen Einleitungsgedicht versehen ist; aber sie ist wohl größer gedacht als ausgeführt.

S. B. W.

※

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

* 11. Februar. Sitzung der philosophisch-historischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. 1. Hr. Schmidt las: Ueber den Text der Werke Heinrich v. Kleists. Von der Geschichte ihrer Ueberlieferung ausgehend und im besonderen Hinblick auf die auch handschriftlich vorliegenden Dramen, zeigte er, wie in einer neuen, kritischen Ausgabe der Text und die Lesarten einzurichten seien. 2. Hr. Dilthey legte eine Abhandlung „über die Funktion der Anthropologie in der Kultur des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts" vor, welche eine Fortsetzung des Vortrags vom 7. Januar bildet. Die Abhandlung unternimmt, den Zusammenhang der philosophischen Systeme mit der Kultur ihrer Zeit an einem Beispiel aufzuklären. Sie untersucht den besonderen Charakter der Anthropologie des 17. Jahrhunderts und deren inneren Zusammenhang mit der Theorie der Lebensführung. Insbesondere zeigt sie die hervorragende Stellung, welche die Theorie der Affekte in dieser Anthropologie einnimmt. Hieraus lassen sich dann die Beziehungen ableiten, welche diese Anthropologie mit Literatur, Religiosität und Geisteswissenschaften der Zeit verbinden. 3. Hr. v. Wilamowitz-Moellendorff legte eine Abhandlung des Dr. Wilhelm Crönert in Göttingen vor: „Eine attische Stoikerinschrift." Unter Heranziehung neuer Abschriften des philodemischen Index Stoicorum wird die Inschrift IGII 953, Archon Lysiades, auf das Jahr 152/151 bestimmt, und von den genannten Personen eine Anzahl als Mitglieder der stoischen Schule aufgewiesen. 4. Hr. Sachau legte eine Mitteilung des Dr. F. W. K. Müller in Berlin vor: Handschriften-Reste in Estrangelo-Schrift aus Turfan, Chinesisch Turkestan. 5. Der Vorsitzende legte vor: Ch. U. Clark, The Text tradition of Ammianus Marcellinus. New Haven, Conn. 1904.

11. Februar. Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. 1. Hr. Möbius las: Die Formen, Farben und Bewegungen der Vögel, ästhetisch betrachtet. Idealbilder schöner Vögel sind uns nicht angeboren. Sie entstehen unabsichtlich aus Wahrnehmungen gewandt fliegender Vogelarten. Schönheit tritt stets in individueller Ausprägung anschaulich auf und gefällt als eine Einheit mannigfaltigen gesetzlichen Inhalts. Abweichungen von den gewohnten Eigenschaften des Vogelideals mißfallen, weil sie unseren Erwartungen nicht entsprechen, auch bei Vögeln, welche erhaltungsmäßig (physiologisch zweckmäßig) gebaut sind. Schönheit und organische Zweckmäßigkeit decken sich also nicht. Die Formen der Vögel haben einen höheren ästhetischen Wert als die Farben. Das Laufen und Schwimmen der Vögel sind keine so schönen Bewegungen wie das Fliegen und Schweben. 2. Hr. Hertwig überreichte die zweite Auflage seines Werkes: Die Elemente der Entwicklungslehre des Menschen und der Wirbeltiere. (Jena 1904). 3. Hr. F. E. Schulze legte eine Mitteilung des Hrn. Dr. R. Heymons hierselbst vor: Die flügelförmigen Organe (Lateralorgane) der Solifugen und ihre Bedeutung. Die flügelförmigen Organe der

Preisgericht besteht aus den Herren: Unterrichtsminister Dr. v. Hartel, Hofrat Friedrich Uhl, Direktor Dr. Paul Schlenther, Hofrat Prof. Dr. Jakob Minor und Prof. Dr. Erich Schmidt.

* Deutscher Neuphilologen-Tag. Die in der Pfingstwoche zu Köln stattfindende Versammlung des Deutschen Neuphilologen-Verbandes wird besondere Bedeutung durch die Teilnahme von Vertretern des französischen und belgischen Unterrichtsministeriums und der französischen Société des Professeurs de langues vivantes de l'enseignement public erhalten. Prof. Dr. Völcker (Köln) war im Auftrage des Vorstandes des Deutschen Neuphilologen-Verbandes in diesen Tagen in Paris und Brüssel, um die Einladungen zu überweisen und wurde aufs zuvorkommendste empfangen. Dem Vortrage, den Prof. Völcker in Paris vor der genannten Gesellschaft über den französischen Unterricht in den preußischen Schulen hielt, wohnten zwei Schulräte aus dem Ministerium bei.

✻

Hochschulnachrichten.

* Jena. Unter dem Titel Jena als Universität und Stadt hat der Jenaer Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs einen hübsch ausgestatteten illustrierten Führer herausgegeben, der alles für den Musensohn Wissenswerte in bequemer Uebersicht enthält.

* Leipzig. Der Privatdozent für physikalische und anorganische Chemie, Dr. Robert Luther, ist zum außerordentlichen Professor mit dem Lehrauftrag für physikalische Chemie ernannt worden.

* Wien. (Berichtigungen.) Die von uns in Uebereinstimmung mit mehreren Blättern in Nr. 41 gebrachte Nachricht, wonach drei mit Namen genannte österreichische Professoren der Jurisprudenz als Nachfolger des in den Ruhestand tretenden Romanisten Hofrat Czyhlarz in Vorschlag gebracht worden seien, wird uns von unterrichteter Seite als durchaus irrig bezeichnet, da die Wiener juristische Fakultät bisher noch gar nicht in der Lage gewesen sei, über irgendwelche Vorschläge zu beraten. Auch zu der zweiten in jener Nummer enthaltenen Nachricht (Kampf gegen eine Unsitte) läßt uns diese Quelle eine berichtigende Mitteilung zugehen, indem die erwähnte Verfolgung wegen Verletzung des Urheberrechts nicht gegen Studenten, sondern gegen einen Advokatenschreiber und einen Privatmann eingeleitet sei, die zu Geschäftszwecken fehlerhafte und verständnislos gefertigte Nachschriften von akademischen Vorträgen lithographiert und den Studenten verkauft haben. Die Verfolgung geschieht also nicht im Privatinteresse der akademischen Lehrer, sondern im Interesse der Rechtsstudien und der Studierenden selbst.

* Prag. Der Ausschuß für die volkstümlichen Hochschulkurse in Prag hat vor kurzem seinen zweiten Bericht herausgegeben, aus dem hervorgeht, daß die Bemühungen um die volkstümliche Erweiterung des Hochschulunterrichts in Prag wie in verschiedenen Städten Deutschböhmens von bedeutendem Erfolg begleitet waren und überall dankbares Entgegenkommen und werktätige Unterstützung gefunden haben. Besondere Hervorhebung verdient der Beschluß der „Industriellen gewerblichen Vereinigung“ in Reichenberg, die vollständigen Kosten des Kurses zu tragen, so daß auch die Erhebung einer Einschreibgebühr wegfallen konnte.

* Aus Schweden. Der Rektor der Universität zu Lund, Prof. M. G. Blix, ist, etwa 55 Jahre alt, gestorben. Mit Prof. Blix hat die medizinische Fakultät der Universität zu Lund ihren vielleicht bedeutendsten Lehrer und die schwedische Arzneiwissenschaft überhaupt einen ihrer berühmtesten Repräsentanten verloren. Namentlich auf dem Gebiete der Muskel- und Nervenphysiologie waren Prof. Blix' Arbeiten von bahnbrechender Bedeutung.

✻

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Dr. M. Wilhelm Meyer, vormals Direktor der Gesellschaft Urania zu Berlin: Von St. Pierre bis Karlsbad. Studien über die Entwicklungsgeschichte der Vulkane. 2. Aufl. Berlin 1904. Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 346 S. — Dr. R. Bürner: Rechte und Pflichten der technischen Angestellten (Betriebsbeamten, Maschinentechniker, Bautechniker, Chemiker und dergl.) gegenüber ihren Arbeitgebern. Berlin 1904. Franz Siemenroth. 80 S. — Frhr. v. Helfert: Aufzeichnungen und Erinnerungen aus jungen Jahren. Im Wiener konstituierenden Reichstag Juli bis Oktober 1848. Wien 1904. Alfred Hölder. 256 S. — Friedrich von Weech: Staatsminister Dr. Wilhelm Nokk. Heidelberg 1904. Karl Winter. 59 S. — Badische Biographien. V. Teil: 1891—1901. Im Auftrag der Badischen Historischen Kommission herausg von Friedrich v. Weech und A. Krieger. 1. Heft. Ebenda 1904. 80 S. — Rudolf Guanter: Wider das dritte Geschlecht. Ein Wort zur Aufklärung über die konträre Sexualempfindung und die Abschaffung des § 175 des R.-St.-G.-B. nach Frau Martin Anderson. 2., gänzl. neubearb. Auflage. Berlin. Hugo Bermühler. 104 S. — Dr. Arthur Pfungst: Aus der Indischen Kulturwelt. Gesammelte Aufsätze. Stuttgart 1904. Fr. Fromann (E. Hauff). 201 S. — K. Waliszewski: Ivan le Terrible. (Les origines de la Russie moderne.) Paris 1904. Plon-Nourrit et Cie. 563 S. — Arno Dorsay: Aus einer grossen Garnison. Ein militärisches Zeitbild. Wien, Leipzig, Budapest 1904. Fritz Sachs. 189 S. — Wilhelm Münch: Zukunftspädagogik. Utopien, Ideale, Möglichkeiten. Berlin 1904. Georg Reimer. 289 S. — Bücher-Verzeichnis der Oeffentlichen Bücher- und Lesehalle in Erlangen im alten Schulhause am Luitpoldplatz. Erlangen 1903. E. Th. Jacob. 30 S. — Dr. Wilhelm Breitenbach: Ernst Haeckel. Ein Bild seines Lebens und seiner Arbeit. (Gemeinverständliche darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Heft 11.) Odenkirchen 1904. Dr. Wilhelm Breitenbach. 107 S. — Dr. Karl Peters: Mr. Chamberlains Zollreform und Deutschland. Vortrag, gehalten im Nationalliberalen Verein zu Hannover am 8. Januar 1904. Hannover u. Leipzig 1904. Hahnsche Buchhandlung. 19 S. — Dr. Albert Fries: Platen-Forschungen. I. Zu dem dramatischen Nachlass. II. Zu den Werken und Tagebüchern. (Berliner Beiträge zur Germanischen und Romanischen Philologie. XXVI. Germanische Abteilung Nr. 13.) Berlin 1903. E. Ebering. 126 S. — W. Schultz-Riesenberg: Italien in einem Bande. Praktisches Reisehandbuch. 2. Aufl., vollständig neu bearb. (Griebens Reiseführer. Band 80.) Berlin 1904/05. Albert Goldschmidt. 343 S. — Die Riviera. Praktischer Reiseführer. 6. Auflage. (Griebens Reiseführer. Band 79.) Ebenda 1904/05. 204 S. — W. Schultz-Riesenberg: Neapel und Umgebung, einschliesslich Vesuv, Pompeji, Sorrent, Amalfi, Capri etc. Praktischer Reiseführer. Ebenda 1904/05. 152 S. — Dr. P. Maag: Der Weg zur Gesundheit. Medizinische Betrachtungen für denkende Laien. Zürich 1903. Schulthess u. Co. 161 S. — Fernand Baldensperger, Professeur à l'Université de Lyon: Goethe en France. Étude de littérature comparée. Paris 1904. Hachette et Cie. 383 S. — Dr. Karl Dändliker: Geschichte der Schweiz mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklung d. Verfassungs- und Kulturlebens von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Nach den Quellen und neuesten Forschungen gemeinfasslich dargestellt. In drei Bänden. Bd. I. 4., verb. u. verm. Aufl. 733 S. 1900. Bd. II. 3., verb. u. verm. Aufl. 861 S. 1902. Bd. III. 3., verb. u. verm. Aufl. 955 S. 1904. Register. Hergestellt unter Mitwirkung des Verfassers von Walter Wettstein, cand. hist. 63 S. 1904. Zürich. Schulthess u. Co. — Mentona Moser: Die weibliche Jugend der oberen Stände. Betrachtungen und Vorschläge. Ebenda 1903. 32 S. — Elisabeth Schollmeyer: Frauenfrage und Bibel. Halle a. S. 1904. 48 S. — Alexander W. Wereschtschagie, kais. russ. Oberst: Russische Truppen und Offiziere in China in den Jahren 1901—1902. Deutsch von Ullrich, Leutnant im Infanterie-Regiment Frhr. v. Sparr No. 16. Mülheim a. Rh. 1903. C. G. Künstler Wwe. 159 S.

Digitized by Google

Solifugen entwickeln sich aus den Seitenplatten der Embryonalanlage am zweiten Beinsegment. Sie dienen als embryonale Atmungsorgane und verschwinden beim jungen Tiere mit dem Beginn der Tracheenatmung. Die flügelförmigen Organe haben keine Beziehung zu den Flügeln der Insekten, sie entsprechen dagegen den Lateralorganen bei den Embryonen der Gigantostraken und Pedipalpen und deuten auf eine Verwandtschaft der Solifugen zu diesen Tieren hin. 4. Hr. Helmert legte eine Mitteilung des Hrn. Geh. Reg.-Rats Th. Albrecht in Potsdam vor: Neue Bestimmung des geographischen Längenunterschiedes Potsdam—Greenwich. Die Bestimmung wurde ausgeführt, um eine dem gegenwärtigen Stande der Beobachtungskunst entsprechende Genauigkeit in der Kenntnis der Lage von Norddeutschland gegen den Nullpunkt der geographischen Längenzählung zu erhalten.

*

Ueber den Vogelzug und seine Ursachen

hielt, wie wir der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift entnehmen, Dr. Heinroth in der „Deutschen Gesellschaft für volkstümliche Naturkunde" zu Berlin einen nach mancher Seite Aufklärung bietenden Vortrag. Der Vortragende ging von den landläufigen Anschauungen über den Vogelzug aus, denen zufolge der Zugvogel regelmäßig in großen Höhen unaufhaltsam mit fabelhafter Geschwindigkeit gesellig zusammengeschart seinem Ziele zustrebt. Gätke von Helgoland hat mit seinem Werke zum Teil die Schuld an den fehlerhaften Berichten, die trotz exakter neuerer Forschungen immer noch in der Literatur wieder Platz finden.

Man kann unter denjenigen Vögeln, die zum Winter ihre Brutheimat verlassen, solche unterscheiden, welche durch äußere Einflüsse, d. h. vorwiegend durch Nahrungsmangel gezwungen, dem Süden zustreben, und diese pflegen erst dem eigentlichen Einbruch des Winters zu weichen und mit den ersten milden Frühlingstagen wieder zurückzukehren, ja einzelne Tiere bleiben auch wohl in besonders geschützten Lagen oder wenn der Mensch ihren Tisch deckt, während der kalten Jahreszeit zurück. Rotkehlchen, Stare, Lerchen, viele Wasservögel zählen zu diesen.

Diesen gegenüber stehen zahlreiche Vögel, welche mehr aus inneren, d. h. uns unbekannten Gründen ziehen. Der Storch z. B. erscheint bei uns im März, d. h. zu einer Zeit, in der er unter dem bittersten Nahrungsmangel, Schnee und Kälte zu leiden hat, und verläßt Europa gerade dann, wenn bei prächtigstem Wetter sich ihm Nahrung in Hülle und Fülle bietet. Manche Vögel, wie Kuckuck, Pirol, Segler u. a., sind überhaupt nur etwa 3½ Monate bei uns. Wenn man sich die Entstehung des Vogelzuges in der Weise denkt, daß ursprünglich wegen der gleichmäßigeren, wärmeren Temperatur auf der Erdoberfläche auch die Verbreitung der Vogelarten eine gleichmäßigere war, dann aber durch das allmähliche Hereinbrechen der Eiszeiten in die gemäßigte Zone die Vögel während des größten Teiles des Jahres zurückgedrängt wurden, so müssen wir annehmen, daß die in Rede stehenden Zugvögel als die empfindlicheren und dem Hunger leichter ausgesetzten nur kurze Zeit an ihren Brutplätzen weilen konnten und diese Eigentümlichkeit in die jetzige Erdperiode mit herüber genommen haben.

Da bei einem großen Teil, namentlich der kleineren Insektenfresser, der Zug einzeln und außerdem nachts stattfindet, so ist es für uns unverständlich, wie die Tiere den Weg zum Süden finden. Da sie auch im Käfig bei Wärme und Ueberfluß an Nahrung nachts zur Zugzeit unruhig werden, so dürfen wir wohl ein Zugzentrum im Zentralnervensystem annehmen.

Soviel wir aus den Beobachtungen der Luftschiffer und physikalisch denkender Forscher wissen, ziehen die Zugvögel bei gutem, d. h. sichtigem Wetter in einigen hundert Metern Höhe, bei Nebel jedoch viel niedriger. Die Angaben, daß Vögel in 12,000 Meter Höhe ziehen, sind ins Reich der Fabel zu verweisen. Die Wanderer würden bei den hohen Kältegraden (über —30°) erfrieren, und genau angestellte Versuche haben gezeigt, daß bei dem niedrigen Luftdruck dieser Höhen Vögel sofort sterben. Außerdem ist zu bedenken, daß selbst fliegende Kraniche und Schwäne nur wenige hundert Meter hoch noch für unser Auge erkennbar sind. Die durchschnittliche Fluggeschwindigkeit dürfte etwa 50 bis 60 Kilometer in der Stunde betragen; die Rauchschwalbe soll allerdings die vierfache Strecke zurücklegen können. Der flüchtige Beobachter neigt dazu, den Wind bei seinen Angaben außer acht zu lassen, dessen Geschwindigkeit natürlich je nach der Richtung zu der des Fluges zugerechnet oder von ihr abgezogen werden muß.

*

Das Gefrierenlassen lebender Fische.

Amerikanische Blätter haben berichtet, daß man in Tacoma angefangen hat, Fische künstlich einfrieren zu lassen, sie in diesem Zustande nach ostamerikanischen Märkten zu bringen und dort durch langsames Auftauen wieder ins Leben zurückzurufen. J. Parkes Whitney hebt, wie die Naturwissenschaftliche Wochenschrift mitteilt, in einem amtlichen, im Auftrage der Regierung des Staates Oregon gelieferten Bericht hervor, daß es ihm gelungen sei, Fische steif gefrieren zu lassen und einer Kälte bis zu 12 Grad auszusetzen, ohne daß sie zugrunde gegangen wären. Er betont aber ausdrücklich, daß Sonnenschein für den gefrorenen Fisch tödlich wirke. Zu diesen amerikanischen Mitteilungen macht W. Riegler in der ersten Nummer der neugegründeten Oesterreichischen Fischerei-Zeitung, dem Blatt des Oesterreichischen Fischereivereins, folgende bestätigende Angaben aus eigener Erfahrung. Es sind mir, schreibt er, in meiner Knabenzeit so häufig Goldfische in Bottichen und anderen Behältern eingefroren, daß ich eine ganze Reihe unfreiwilliger Versuche zu machen Gelegenheit hatte. In manchen Fällen waren die Fische, auch wenn sie nur eine Nacht im Kerneis eingefroren waren, nicht ins Leben zurückzurufen. Oft aber habe ich darüber gestaunt, daß sie wochenlang festgefroren im Eisblock staken und bei langsamem Auftauen wieder zu Leben kamen. Auffallend dabei war es, daß viele der „Geretteten", ich glaube die meisten, dauernde Rückgratverkrümmungen davontrugen. Alle Fische, die ich durch rasches Auftauen oder gewaltsame, wenn auch noch so vorsichtige Zertrümmerung des Eises retten zu können meinte, erwachten nicht wieder oder gingen zugrunde, selbst wenn sie Zeichen von Leben gezeigt hatten. Durch diese Tatsache angeregt, habe ich später so manche Ellritze mit Schnee umballt und in dieser Packung bei Winterkälte liegen lassen. Ich habe darüber staunen müssen, daß diese zarten Fischchen die Schneeeinpackung oft mehrere Tage ohne allen Schaden an ihrer Gesundheit vertrugen und ins Wasser gebracht, zuweilen so davonschwammen, als ob sie es auch nicht eine Minute entbehrt hätten. Die Schneeumhüllung, die reichlich Luft durchläßt, scheint dem Fische bedeutend weniger gefährlich zu sein als das starre Eis, das sich, ihn luftdicht einschließend, um seinen Körper legt. Sollten darum zeitgemäße Versuche über das Gefrierenlassen lebender Fische zum Zwecke ihres Lebendversandes gemacht werden, so wäre es mein Wunsch, daß der Schnee als Einbettungsmittel beim Gefrierenlassen und Umhüllungsmittel beim Verfrachten ganz besonders erprobt werde. Die Sache ist nicht ohne praktische Bedeutung, sie könnte möglicherweise ein neues und zweckmäßiges Verfahren des Lebendverschickens der Fische schaffen. Was ein solches für die Leichtigkeit des Versandes für den Fischverbrauch bedeuten würde, braucht nicht erst gesagt zu werden.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Gedenkfeier. In Thorn, der Geburtsstadt von Kopernikus, wurde Freitag das fünfzigjährige Bestehen des dortigen Kopernikus-Vereins für Wissenschaft und Kunst begangen. Die Festrede hielt Prof. Dr. Günther (München) über den gegenwärtigen Stand der Kopernikus-Forschung.

* Vom Wiener Grillparzer-Preis. Das Preisgericht für die Grillparzer-Stiftung wird im Oktober d. J. zur Beratung über die im Januar 1905 erfolgende achte Zuerkennung dieses Preises einberufen werden. Das

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.
Lothar Bucher und die Gedanken und Erinnerungen Bismarcks. Von Richard Fester.
Das Georgesche Gedicht. (Schluß.) Von A. Schellenberg

II. Bücher und Zeitschriften.
Konrad Weiß: Die gewerbliche Ausbildung durch Fortbildungs- und Fachschulen. — Friedrich v. Weech: Staatsminister Dr. W. v. Nokk.

III. Allgemeine Rundschau.
Uebertragung einer Photographie auf elektrischem Wege. — Die Geschichte des Wortes „Jahrhundert" und seiner Sippe. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Lothar Bucher und die Gedanken und Erinnerungen Bismarcks.

Von Richard Fester.

In dem Nachtrag, den Ottokar Lorenz im verflossenen Jahre seinem Buche über „Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs" unter dem wunderlichen Titel: „Gegen Bismarcks Verkleinerer" folgen ließ, wird auch das Verhältnis Lothar Buchers zu dem politischen Testament des Fürsten nochmals erörtert.[1]) Mit Recht bespöttelt Lorenz die von Horst Kohl wiederholt[2]) aufgestellte Behauptung, daß die Erzählung der Gedanken und Erinnerungen über eine Audienz Bismarcks bei Napoleon III. im Jahre 1862 ohne Benutzung eines Berichtes Bismarcks an Bernstorff vom 28. Juni 1862 zustande gekommen sei. Mit Recht behandelt er Kohls angeblichen Beweis für das phänomenale Gedächtnis des Kanzlers scherzhaft. Vielleicht hat er auch nicht unrecht, wenn er behauptet, daß uns die Gegenüberstellung von Bericht und Erzählung einen klaren Einblick in die Genesis der „Gedanken und Erinnerungen" gestatte, aber wenn er nun selbst versucht, sich und uns den Hergang klar zu machen, geht es ihm wieder wie auch sonst bei seinen Behauptungen. Die Absicht ist die beste, der Anfang gut, der zweite Schritt schon ein Fehlschritt. Oder ist es etwa ein „klarer Einblick", wenn Lorenz in demselben Absatz Bismarck zum Diktator, Bucher zum Redaktor der Erzählung macht, ohne auch nur mit einer Silbe zu verraten, wie sich so Widersprechendes miteinander vereinigen lasse? Sollen wir uns einem „Wegweiser" anvertrauen, der uns aus dem Häusergewirr nicht in das Freie hinausbringt, der uns schon bei der ersten Weggabelung ratlos läßt? Mag der Jenenser Kollege auch da wieder über seine und Bismarcks „Verkleinerer" hochmütig die Achseln zucken, so hat er es doch nur seinem flackernden Denken und seiner völlig unpräzisen Ausdrucksweise zu danken, wenn die Frage nach dem rechten Wege nach seinem Nachtrage erst recht erhoben wird.

Es ist nicht das erste Mal, daß ich an dieser Stelle Buchers Anteil an den „Gedanken und Erinnerungen" erörtere. Im Jahrgang 1899, Nummer 298 der Beilage, habe ich nachweisen können, daß der Erzählung über eine Unterredung Bismarcks mit Napoleon im März 1857 kein Diktat des Fürsten aus dem Jahre 1890, sondern eine stenographische, von Bismarck nach seiner Entlassung durchgesehene Nachschrift Buchers von 1870 zugrunde liege. Schon damals habe ich wie Max Lenz[3]) und andere[4]) Kohls naive Erklärung der Uebereinstimmung des Berichtes von 1862 und der damit in Gedankengang und Worten übereinstimmenden Erzählung der „Gedanken und Erinnerungen" abgewiesen, so zwar, daß ich mich für die Annahme entschied, Fürst Bismarck habe eine ihm von Bucher vorgelegte Kopie oder ein Konzept seines Berichtes, dessen Original sich im Bernstorffischen Familienarchive befand, zum Diktate benutzt. Wenn ich heute glaube, daß wir die ineinandergreifende Tätigkeit Bismarcks und Buchers an einem aufschlußreichen Beispiel noch präziser feststellen können, so bekenne ich dankbar, daß mir Lorenz die Anregung zu erneuter Beschäftigung mit der Frage gegeben hat, obwohl der „klare Einblick" erst noch zu gewinnen ist, es müßte denn sein, daß ich nur das sagte, was Lorenz eigentlich sagen wollte, oder, wie er vielleicht wieder denken wird, sogar schon gesagt hat.

Leider läßt es sich nicht vermeiden, Bericht und Erzählung noch einmal einander gegenüberzustellen. Horst Kohls „Wegweiser" wird den Wenigsten zur Hand sein, das Bismarck-Jahrbuch desgleichen, und ein Einblick verlangt einen Blick. Abweichungen, soweit sie sich nicht auf Uebersetzung französischer Stellen oder Uebertragung der direkten in die indirekte Rede beschränken, sind gesperrt im deutschen, kursiv im französischen Texte gedruckt.

[1]) S. 49.

[2]) Vgl. seine Anmerkung zu 1, 257 der „Gedanken" und Wegweiser durch Bismarcks Gedanken und Erinnerungen S. 13.

[3]) In einer Anzeige des Wegweisers in der Deutschen Literaturzeitung.

[4]) Vgl. Marcks: Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen (1899) S. 364.

Bismarck an Bernstorff.

Paris, 28. Juni 1862.

(Bismarck-Jahrbuch 6, 152.)

Der Kaiser hatte mich gestern nach Fontainebleau eingeladen und machte nach meiner Ankunft zunächst einen längeren Spaziergang mit mir. Im Laufe der Unterhaltung über politische Fragen des Tages und der letzten Jahre fragte er mich unerwartet: Croyez-vous que le Roi serait disposé à conclure une alliance avec moi?

Gedanken und Erinnerungen.

1, 256.

Am 26. Juni hatte der Kaiser mich nach Fontainebleau eingeladen und machte mit mir einen längeren Spaziergang. Im Laufe der Unterhaltung über politische Fragen des Tages und der letzten Jahre fragte er mich unerwartet, ob ich glaubte, daß der König geneigt sein würde, auf eine Allianz mit ihm einzugehen. Ich ant-

Ich antwortete etwa: Les dispositions dont le Roi est animé pour la personne de votre Majesté, sont les plus amicales, et les préjugés qui autrefois chez nous régissaient l'opinion publique à l'égard de la France, ont à-peu-près disparu. *Mais les alliances ne sont fécondes en résultats, qu'en tant qu'elles sont le produit naturel des circonstances qui en déterminent le besoin ou l'utilité;* pour une alliance il faut un motif ou un but. Der Kaiser fand diese Ansicht nicht immer zutreffend; il y a des puissances, fuhr er fort, qui sont amies l'une de l'autre, il y en a qui le sont moins; en vue d'un avenir incertain on doit placer quelque part sa confiance. Ce n'est pas à l'intention de quelque projet aventureux que je parle d'alliance; mais je trouve à la Prusse et à la France tant de conformité d'intérêts, qu'il doit y avoir les éléments d'une entente intime et durable, *dès que les préjugés et les partis pris n'y font pas obstacle.* Ce serait une grande faute que de vouloir créer des événements, *mais ils arrivent bien sans nous,* et sans que nous puissions en calculer la direction et la force; il faut donc se prémunir en avisant aux moyens pour y faire face et pour en profiter. Der Gedanke einer „diplomatischen" Allianz, in welcher man die Gewohnheit gegenseitigen Vertrauens annähme und für schwierige Lagen auf einander rechnen lernte, wurde vom Kaiser in Anwendung auf uns noch weiter ausgesponnen, bis er nach einer Pause plötzlich stehen blieb und sich mit den Worten zu mir wandte: Vous ne sauriez vous figurer, quelles singulières ouvertures m'a fait faire l'Autriche, il y a peu de jours. Il paraît que votre nomination et l'arrivée simultanée de M. de Budberg à Paris ont produit une espèce de panique à Vienne; le Pce. Metternich *m'a fait entrevoir les appréhensions de son gouvernement en ajoutant,* qu'il venait de recevoir des instructions d'une portée tellement vaste, qu'il en était effrayé lui-même, *et qu'il osait à peine en signaler l'étendue; que j'avais à le regarder comme l'ambassadeur „le plus puissant"* et muni sur toutes les questions que je voudrais aborder des pouvoirs les plus illimités qu'un souverain eût jamais conférés à son représentant. Voilà une déclaration qui m'a mis dans l'embarras, je ne savais quelle réponse lui donner; il se dit autorisé à s'arranger à tout prix *et sans scrupule;* mais moi, à part l'incompatibilité des intérêts des deux pays, j'éprouve une répugnance presque superstitieuse, à être associé aux destinées de l'Autriche. Ich lasse dahingestellt sein, inwieweit diese Auslassungen unbefangen und worauf sie berechnet waren; aber ganz aus der Luft gegriffen können sie nicht sein. Fürst Metternich ist dabei eine einfache und geschäftlich träge Natur, die nicht ohne bestimmten Auftrag sich in solche Erörterungen einläßt. Lord Cowley sagte heute zu mir, daß Lord Napier ihm schreibe, als ob Rußland und Oestreich sich in Paris einander den Rang abliefen, um geheime Verträge mit Frankreich zustande zu bringen; er, Cowley, halte das alles aber für blinden Lärm.

Meinerseits zweifle ich durchaus nicht an dem guten Willen weder Rußlands noch Oestreichs, wenn es sich darum handelt, ihre Intimität mit Frankreich auf zukünftige Ereignisse hin zu sichern. Fürst Gortschakow arbeitet ohne Zweifel an der Lösung des westmächtlichen Bundes, und nach meiner Kenntnis von dem Charakter des Grafen Rechberg halte ich die östreichische Politik unter seiner Leitung jeder Kombination für fähig, wenn sie nur zum Uebergewicht über Preußen in Deutschland verhilft. Man wird in Wien Venetien und das linke Rheinufer opfern, wenn man dafür auf dem rechten eine Bundesverfassung mit gesichertem Uebergewicht Oestreichs gewinnt. Ein sentimentales Deutschtum ist seit Jahrhunderten niemals das leitende Prinzip in der Wiener Hofburg ge-

wortete, der König hätte die freundschaftlichsten Gesinnungen für ihn, und die Vorurteile, die früher in der öffentlichen Meinung bei uns in Betreff Frankreichs geherrscht hätten, seien so ziemlich verschwunden; aber Allianzen seien das Ergebnis der Umstände, nach denen das Bedürfnis oder die Nützlichkeit zu beurteilen sei. Eine Allianz setze ein Motiv, einen bestimmten Zweck voraus. Der Kaiser bestritt die Notwendigkeit einer solchen Voraussetzung; es gäbe Mächte, die freundlich zu einander ständen, und andere, bei denen das weniger der Fall sei. Angesichts einer ungewissen Zukunft müsse man sein Vertrauen nach irgend einer Seite richten. Er spreche von einer Allianz nicht mit der Absicht eines abenteuerlichen Projekts; aber er finde zwischen Preußen und Frankreich eine Konformität der Interessen und darin die Elemente einer entente intime et durable. Es würde ein großer Fehler sein, die Ereignisse schaffen zu wollen; man könne ihre Richtung und Stärke nicht voraus berechnen, aber man könne sich ihnen gegenüber einrichten, se prémunir, en avisant aux moyens pour y faire face et en profiter. Dieser Gedanke einer „diplomatischen Allianz", in welcher man die Gewohnheit gegenseitigen Vertrauens einnähme und für schwierige Lagen aufeinander zu rechnen lernte, wurde von dem Kaiser weiter ausgesponnen. Dann plötzlich stehen bleibend, sagte er: „Sie können sich nicht vorstellen, quelles singulières ouvertures m'a fait faire l'Autriche, il y a peu de jours. Es scheint, daß das Zusammentreffen Ihrer Ernennung und der Ankunft des Herrn v. Budberg in Paris einen panischen Schrecken in Wien erzeugt hat.

Der Fürst Metternich hat mir gesagt, er habe Instruktionen erhalten, die so weit gingen, daß er selbst darüber erschrocken sei; er habe unbegrenzte Vollmachten, wie sie je ein Souverän seinem Vertreter anvertraut, in Betreff aller und jeder Frage, die ich anregen würde, sich mit mir um jeden Preis zu verständigen.

Ich wurde durch diese Eröffnung in einige Verlegenheit gesetzt, denn abgesehen von der Unverträglichkeit der Interessen beider Staaten habe ich eine fast abergläubige Abneigung dagegen, mich mit den Geschicken Oesterreichs zu verflechten."

Ganz aus der Luft gegriffen konnten diese Auslassungen des Kaisers nicht sein, wenn er auch erwarten durfte, daß ich meine gesellschaftlichen Beziehungen zu Metternich nicht bis zum Bruch des mir gewährten Vertrauens ausnützen werde. Unvorsichtig war diese Eröffnung an den preußischen Gesandten jedenfalls, mochte sie wahr oder übertrieben sein.

Ich war schon in Frankfurt zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Wiener Politik unter Umständen vor keiner Kombination zurückschrecke; daß sie Venetien oder das linke Rheinufer opfern würde, wenn damit auf dem rechten eine Bundesverfassung mit gesichertem Uebergewicht Oestreichs über Preußen zu erkaufen sei, daß die deutsche Phase in der Hofburg ihren Cours habe, solange man sie als Leitseil für uns oder die Würzburger gebrauchte.

wesen, und die deutsche Phrase hat dort nur so lange Cours, als sie zum Leitseil für uns oder die Würzburger dient. Wenn eine östreichisch-französische Koalition gegen uns *seit 1852 nicht schon längst* zustande gekommen ist, so haben wir das nicht Oesterreich, sondern Frankreich zu danken, und hier nicht einer etwaigen Liebe Napoleons für uns, sondern dem Mißtrauen, welches er in die Zukunft Oestreichs setzt, welches nicht imstande ist, mit dem zur Zeit mächtigen Winde der Nationalitäten zu segeln.

Aus dieser Auffassung ziehe ich nicht die Konsequenz, daß wir uns bemühen sollen, mit Frankreich auf bestimmte Artikel ein Bündnis zu schließen, wohl aber, daß *wir keine Politik treiben dürfen, bei der wir auf* treue Bundesgenossenschaft Oestreichs gegen Frankreich zu zählen hätten, und daß wir uns nicht der Hoffnung überlassen müssen, Oestreich werde jemals freiwillig einer Verbesserung unserer Stellung in Deutschland zustimmen. *Der Wiener Politik wird vielmehr kein Opfer zu schwer fallen, für welches Entschädigung auf unsre Kosten gewonnen werden kann. Eine solche braucht nicht direkt in Land und Leuten zu bestehen, sondern in Erhöhung und Sicherstellung des Einflusses auf den deutschen Bund.*

Wenn eine französisch-österreichische Koalition *nicht schon jetzt* gegen uns bestände, so hätten wir das nicht Oestreich, sondern Frankreich zu danken, und nicht einer etwaigen Vorliebe Napoleons für uns, sondern seinem Mißtrauen, ob Oestreich imstande sein werde, mit dem zur Zeit mächtigen Winde der Nationalität zu segeln.

Aus alledem zog ich in dem Berichte, den ich dem König erstattete, nicht die Konsequenz, daß wir irgend ein Bündnis mit Frankreich jetzt zu suchen hätten, wohl aber die, daß wir auf treue Bundesgenossenschaft Oestreichs gegen Frankreich nicht zählen dürften und nicht hoffen könnten, die freie Zustimmung Oestreichs zur Verbesserung unserer Stellung in Deutschland zu erlangen.

✿

Wenn ein Historiker den Bericht in seiner Darstellung ebenso erschöpfend benutzen wollte, so würde er es in der Hauptsache — auf einige Nebenpunkte komme ich noch — gerade so machen wie der Erzähler der „Gedanken und Erinnerungen". Die Frage ist nur, ob der Fürst auch da, wo seine Erinnerung durch Aktenstücke unterstützt wurde, so zu verfahren pflegte wie im vorliegenden Falle. Sich und andere läßt er häufig in direkter und indirekter Rede ihre Gedanken entwickeln. Ein Meister dramatischer Erzählung, hat er es auch sonst geliebt, den Inhalt eines Aktenstückes so wiederzugeben, daß der Hörer zweifeln konnte, ob er nur den ungefähren Sinn des Dokumentes oder den Wortlaut vernommen habe. Ich führe statt vieler ein bezeichnendes berühmtes Beispiel an. Am 25. Januar 1873 erzählte Bismarck dem Herrn v. Unruh,[5]) sein König habe 1866 in Nikolsburg zu einer seiner Eingaben das Bleistiftmarginal gemacht: „Ich habe diese wenig ehrenvollen und den erfochtenen Siegen nicht entsprechenden Bedingungen nicht genehmigen wollen; nachdem ich dieselben aber meinem Sohne und Thronfolger vorgelegt und dieser sich auf die Seite meines Ministerpräsidenten gestellt hat, bleibt mir nichts übrig, als meine Genehmigung zu erteilen." Weit kürzer und epigrammatischer hat Bismarck den Wortlaut im Oktober 1895 dem Herrn v. Lettow-Vorbeck[6]) wiedergegeben, indem er zugleich aus der Randbemerkung ein von dem Kronprinzen überbrachtes Handbillett machte. „Mein Ministerpräsident" — heißt es da — „verläßt mich, mein Sohn steht auf seiner Seite; unter diesen Umständen muß ich auf den schmachvollen Frieden eingehen." In den „Gedanken und Erinnerungen"[7]) lautet die Version wiederum abweichend. Da ist es wieder ein Marginal, „ungefähr des Inhalts": „Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feinde im Stich läßt und ich hier außerstande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohne erörtert, und da sich derselbe der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerze gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen." Ich sehe davon ab, daß der authentische Wortlaut auch heute noch nicht bekannt ist,[8]) weil es uns nur auf die Abweichungen ankommt. v. Unruh und v. Lettow-Vorbeck haben Bismarcks Erzählung erst zu Hause niedergeschrieben, während in den „Gedanken" ein Diktat des Fürsten vorliegt. Ein buchstäblicher Vergleich der drei Versionen ist also nicht möglich, aber auch so ist erkennbar, daß Bismarck dieselbe Sache jedesmal etwas anders als das vorhergehende Mal erzählt hat, so zwar, daß die zweite Erzählung pointierter als die erste, die dritte (Lettow-Vorbecks) pointierter als die zweite ist. v. Unruh würde schwerlich die Klage des Königs, daß ihn sein Minister im Stich lasse, gemildert haben, wenn Bismarck schon 1873 diesen Punkt berührt hätte. Sowohl er wie Lettow-Vorbeck hätten den König in den „sauren Apfel beißen" lassen, wenn der Fürst so referiert hätte. Auch der merkwürdige Gedanke, daß der König außerstande sei, seinen Minister vor dem Feinde zu ersetzen, würde jenen beiden Hörern sich eingeprägt haben, wenn ihn Bismarck erwähnt hätte. Nicht immer leitet der fürstliche Erzähler ein solches Referat mit der vorsichtigen Bemerkung ein, daß er den Inhalt nur „ungefähr" wiedergebe. Gerade die lebendigsten Erinnerungen, die Lieblingsstellen bei der ersten Lektüre, haben den Historikern am meisten zu tun gegeben, weil sie nach Form und Inhalt verdächtig scheinen. Man hat den Eindruck, daß der Fürst, einmal im Erzählen, sich auch durch die Vorlegung von Erinnerungsstützen von seiner Methode nicht abbringen ließe, daß er, gerade weil er Bismarck ist, es auch dann nicht so machen würde, wie der Historiker, daß er gar nicht dazu imstande ist, mit dem Bericht von 1862 in der Hand eine Erzählung zu diktieren, die ein wenig kürzt, aber in der Hauptsache sich weder im Gedankengang noch im Wortlaut eine Abweichung gestattet.

Daß aber dieser Eindruck in der Tat der richtige ist, scheint mir eine andere Beobachtung zu ergeben. Wir kennen jetzt das von Bismarck benutzte, beziehungsweise ihm zugänglich gewesene Aktenmaterial aus seinem Hausarchive aus den „Gedanken und Erinnerungen" selbst, aus den beiden Anhängen und dem Bismarck-Jahrbuche. Mehr als einmal wird die Erinnerung durch Dokumente erfrischt und gestützt, aber immer geschieht es in der Weise, daß entweder das betreffende Dokument als Beweisstück im Wortlaut in die Darstellung aufgenommen wird oder, was das seltenere ist, so verarbeitet erscheint, daß es sich nicht wieder herausschälen läßt. Die sklavische Benützung der Vorlage in unserem Falle ist ein Unikum, das wir unmöglich auf Bismarcks Rechnung setzen dürfen.

So wäre also erwiesen, daß Lothar Bucher den betreffenden Absatz eingesetzt hat?

Fein gemach, so einfach ist die Sache doch nicht. Von seinen im Bericht nicht genannten „gesellschaftlichen Be-

---

5) *Poschinger*: Erinnerungen aus dem Leben von H. V. v. Unruh. Seite 346.

6) Vgl. dessen Geschichte des Krieges von 1866: 2, 681.

7) 2, 47.

8) Vgl. M. *Lenz*: Zur Kritik der G. u. E. 1899. Seite 120 und 124.

ziehungen zu Metternich", sowie davon, daß er schon in Frankfurt die Wiener Politik durchschaut habe, konnte nur der Fürst sprechen. Namentlich der Satz von den Beziehungen zu Metternich kann in seiner heutigen Fassung nicht aus Buchers Feder geflossen sein. Hier haben wir zweierlei zu scheiden: die Vorlage Buchers und die Revision des Fürsten.

Die Vorlage aber kann nur so entstanden sein, daß Bucher, nachdem er über die Unterredung von 1857 eine ältere nachstenographierte, von ihm eingeschmuggelte Erzählung des Fürsten gebilligt gesehen hatte,[9]) in seiner Verzweiflung über den schweigenden Erzähler sich hinsetzte und aus dem Berichte von 1862 eine Erzählung des Fürsten machte. Die Absolution vor seinem sehr peinlichen historischen Gewissen[10]) fand er einmal in der getreuen Anlehnung an seine Vorlage, dann aber auch in der Erwägung, daß die so entstandene Pseudo-Erinnerung vor vielen echten Erinnerungen des Fürsten den Vorzug der Genauigkeit besitze. Er wird dabei zunächst noch gar nicht daran gedacht haben, daß sein Machwerk den „Gedanken" mit nur wenigen Aenderungen eingefügt werde. Sein nächster Zweck wird wohl kein anderer gewesen sein, als die Napoleon-Erinnerungen Bismarcks aus dem Jahre 1862 flüssig zu machen. Weil es ihm nicht gegeben war, seinen „Chef" mündlich „anzuzapfen", machte er es wie in alten Tagen und legte ihm eine Denkschrift auf den Tisch. Schriftliche Aussertigung auf mündliche Weisungen zu machen, war er von Alters gewöhnt. Ein so feiner Kopf er auch gewesen ist, etwas von Kanzleigewohnheiten bleibt an jedem ehemaligen Akten- und Bureaumenschen hängen.

Von seiner gewissenhaften Vorarbeit, die kein Jota zu ändern wagte, legt aber auch ihre heutige Fassung noch Zeugnis ab. Von den „Würzburgern" hätte der fürstliche Erzähler von 1890 sicher nicht mehr gesprochen, weil der Terminus ohne erklärenden Zusatz nur den genaueren Kennern der Geschichte der Fünfzigerjahre verständlich war. Wo sie sonst genannt werden, geschieht es in den eingereihten Briefen Bismarcks,[11]) niemals im Texte. An der oben abgedruckten Stelle ist diese Bezeichnung für die süddeutschen Mittelstaaten aus Buchers Vorlage eben stehen geblieben, weil der Fürst sich darauf beschränkte, einige unwesentliche Aenderungen anzubringen, anstatt die ihm in den Mund gelegte Erzählung als Kern weiter ausgreifender Erinnerungen zu benutzen.

Ist nun aber Bucher in diesem Falle offenbar weiter gegangen, als wir es sonst ihm nachweisen können, so haben wir doch zugleich seine Peinlichkeit und die Verantwortlichkeit des Fürsten für einen an sich ganz heterogenen Bestandteil konstatiert. Die Behauptung Kohls, daß der Fürst der letzte Redaktor war, wird man künftig nicht mehr anzweifeln dürfen.

[9]) Beilage 1899, Nr. 298.
[10]) Die Belege dafür bei Busch.
[11]) G. u. E. 1, 244. 2, 3 f.

Das Georgesche Gedicht.

(Schluß.)

Beim Georgeschen Gedicht ist keines der Mittel, eine persönliche Ausdrucksfähigkeit der Sätze hervorzurufen, angewandt worden. Wohl aber wird die sachliche Ausdrucksfähigkeit gesteigert. Es gehört also der epischen Lyrik an. Daß ein seelisches Erlebnis darin gesucht wurde, die Dichtung also als dramatisch-lyrische aufgefaßt wurde, hatte viel Mißverstehen zur Folge.

Wie ja beinahe alle Wortkunst bei den Grobnervigen nur von der Bühne aus wirksam ist, wo sie laut schreit, so wird in unserer Zeit die dramatische Lyrik weit mehr gewürdigt als die epische. Sie erregt leichter das Schönheitsgefühl. Denn sie spricht aus, was zur Aussprache drängt, die epische, was sich der Aussprache entzieht. An enge Gebiete ist die dramatische Lyrik gebunden. Frühling, Liebe, Vergänglichkeit, Glaube sind ihre Bedeutungen. Der epischen Lyrik gehört das weiteste Gebiet menschlicher Seelen- und Geistesregungen im Leben des einzelnen und der Gesellschaft.

Du stiegest ab von deinem hohen hause
Zum wege. Manche freunde standen neben
Du suchtest unter ihnen deine klause
Und sahst dich um gleichwie in andrem leben.

Dich werden deine gipfel nicht mehr schützen
Doch wie seither in lauterstem gewande
Wirst du an deines nächsten arm dich stützen
Und bleibst wie vormals gast von fernem strande.

Den vielen — die du immer meiden möchtest.
Vergeblich wäre wenn sie dich umschlängen
Und thöricht wenn du zwischen ihnen föchtest.
Sie sind zu fremd in deines webens gängen.

Nur manchmal bricht aus ihnen edles feuer
Und offenbart dir daß ihr Bund nicht schände.
Dann sprich: in starker schmerzgemeinschaft euer
Erfaß ich eure brüderlichen hände.

Wie die dramatische Lyrik Erschautes in Empfundenes umsetzt, so die epische Empfundenes in Erschautes. Eben weil das Georgesche Gedicht epische Lyrik ist, ist es maßhaltend in der Darstellung des Trieblebens, reich in der Darstellung des Gegenständlichen.

Wer darum das Georgesche Gedicht dramatisch-lyrisch auffaßt, wird das Gefühl der Kälte, der Kraftlosigkeit haben müssen. Er wird ferner das Gefühl der Unnatürlichkeit und Künstelei haben. Denn wenn er diese Gedichte dramatisch-lyrisch auffaßt, sucht er in ihnen die Aufeinanderfolge der Gefühle und Triebe beherrschenden psychologischen Gesetze. Das episch-lyrische Gedicht stellt in einer völlig vom Gegenstand unbeeinflußten Sprache die Innenwelt dar. Wenn sich ein Mensch in Wirklichkeit nicht von den Dingen beeinflussen ließe so wäre dazu eine unnatürliche Distanz erforderlich. Wer daher das Georgesche Gedicht dramatisch-lyrisch auffaßt, wird das Gefühl der Distanz und steten Erhabenheit empfinden.

Alle die Vorwürfe, die man dem Georgeschen Gedicht macht, sind daher nur in einer falschen Auffassung des Lesers begründet und mithin sämtlich als unberechtigt erwiesen.

„Vielleicht wird das Verhältnis der epischen zur dramatischen Lyrik noch deutlicher, wenn man die Musik zum Vergleich heranzieht. Dort ist die vornehmlich persönliche Ausdrucksfähigkeit am reinsten im Jodler vertreten. Der, welcher andere Musik, etwa eine Sinfonie, als Jodler auffaßt, muß ihr alle die Vorwürfe machen, welche dem Georgeschen Gedicht von seiten derer gemacht werden, welche es dramatisch-lyrisch auffassen: Kälte, Kraftlosigkeit, Unnatürlichkeit, Künstelei, Distanz, stete Erhabenheit."

Der Verfasser wendet sich nunmehr der Betrachtung des Georgeschen Gedichts als Schallkunstwerk zu. Auch als Schallkunstwerk erregt das Georgesche Gedicht das Schönheitsgefühl in hohem Maße. Das Schallkunstwerk unterscheidet sich von solchen Schallzusammenstellungen, wie sie auch in der wissenschaftlichen Sprache, z. B. in Kants Kritik der reinen Vernunft, vorkommen können, dadurch, daß die Betonungsanordnung oder Klangordnung eines Schalles zugleich teilweise die eines mit ihm zusammengestellten ist. Es ist vor allem wichtig, wie das gedruckte Gedicht in das Schallkunstwerk umgesetzt wird. Die bisherige Art der Deklamation wahrte die Betonungsanordnung der gedanklichen Beziehungen der Worte. Auf diese Art kann ein Bedeutungskunstwerk vorgetragen werden, aber kein Schallkunstwerk und kein Knüpfungskunstwerk. Die Vortragsweise des Skandierens ist für ein Schallkunstwerk möglich, wird aber dem Bedeutungs- und dem Knüpfungskunstwerk nicht gerecht. Es muß so vorgetragen werden, daß bei voller Berücksichtigung der ge-

Digitized by Google

danklichen Beziehungen die teilweise Uebereinstimmung in der Betonungsanordnung, d. h. Assonanz, Alliteration und Reim, deutlich zum Bewußtsein des Hörers kommt.

Zwymann erweist nunmehr, daß das Georgesche Gedicht auch als Schallkunstwerk der Regel der stärksten Umschaffung entspricht. Er macht aufmerksam auf die vollkommene Weise, in der Assonanz und Alliteration verwendet sind. So die sich kreuzende Assonanz: schleppende Ranken im gelbroten staat, die umschließende Assonanz: Ich fahre heim auf reichem kahne.

Das Schallkunstwerk kann aber nie in dem Maße das Schönheitsgefühl erregen wie die Musik. Akkorde fehlen ganz, nicht einmal die Natur der Klangfarben kommt zum Ausdruck. Denn ein Gedicht von einem Ostpreußen gesprochen, klingt anders, als wenn es ein Badener spricht, Beide haben aber durch ihren Vortrag das Schönheitsgefühl. Das Schallkunstwerk kann uns nur in einen Erregungszustand versetzen, welcher uns fähiger macht, das Bedeutungs- und Knüpfungskunstwerk zu genießen. In einen Wettkampf mit der Musik kann die Dichtung als Schallkunstwerk nicht treten. Dieses hat nur mittelbare Bedeutung, die Ermöglichung eines Knüpfungskunstwerks.

Schallkunstwerk und Bedeutungskunstwerk sind auch bisher schon Gegenstand der ästhetischen Betrachtung gewesen. Es blieb aber bei dieser Betrachtungsweise manches unerklärt. Wohl hatte man den Begriff der Lautmalerei, aber er war leer und sagte nichts, so lange er nur als zum Schallkunstwerk gehörend bestimmt wurde.

Zwymann hat zu diesen beiden Kunstwerken ein drittes aufgedeckt. Durch die Beachtung dieses dritten können bisher unerklärte Erscheinungen klargesetzt werden. Es ist das Knüpfungskunstwerk, das an Wichtigkeit dem Bedeutungskunstwerk fast gleichkommt.

Wenn wir ein Wort hören, so gehen drei Prozesse in uns vor. Wir hören den Schall. Das tut auch der Ausländer, der das Wort nicht versteht. Wir stellen uns die Bedeutung des Wortes vor. Das kann nur der, der die Sprache kennt. Nun muß aber noch ein dritter Prozeß dagewesen sein, vermöge dessen wir eben gerade an diesen Schall diese Bedeutung geknüpft haben. Das ist die Knüpfung.

Wenn Goethe sagt: „Wir tragen die Alten, Nach langem Ermatten und spätem Erkalten, Wir tragen die Jugend, noch eh sie's gedacht,“ so entsteht vor uns das Bild eines langen, schwermütig singenden Trauerzuges. Dieses Bild entsteht nicht so wesentlich durch die Bedeutung der Worte, als durch eine Assoziation, die die Wiederholung des lang gesprochenen Vokals a in jeder betonten Silbe vorruft. Im Gegensatz dazu erscheint dann das Wort „Jugend“. Nicht der Vokal u gibt das Gefühl des Frischen und Frohen und Warmen, welches das Wort „Jugend“ an dieser Stelle wachruft, sondern wie das tiefgesprochene a hier dem mit gehobener Stimme hell gesprochenen u entgegengesetzt ist; so ist auch diese Jugend mit all der Frische, der Freudigkeit und der Wärme ausgestattet, die dem Alter fehlt.

Dem Schall entspricht also nicht die gewöhnliche Bedeutung, sondern eine reichere, bestimmtere. Indem hier die Knüpfungen selbst umgeschaffen werden, entsteht, ohne daß wir uns ihrer Bedeutung voll klar zu werden brauchen, ein reiches Schönheitsempfinden.

Zwymann erweist als Träger des Knüpfungskunstwerks die größten Knüpfungen, wie sie auch in der wissenschaftlichen Sprache vorkommen. Was veranlaßt uns, sie als Kunstwerk zu empfinden? Zwischen dem Schalle einer Knüpfung und dem einer mit ihr zusammengestellten besteht eine Aehnlichkeit oder Verschiedenheit. Diese Zusammenstellung erregt, wie dies vorhin am Beispiel gezeigt wurde, das Schönheitsempfinden. Sind viele größte wissenschaftliche Knüpfungen vorhanden, so entspricht ein Knüpfungskunstwerk dem Gesetz der häufigsten Umschaffung. Die Zahl der Knüpfungen bestimmt sich nach der Zahl der Bedeutungen, da auf einen Schall mehrere Bedeutungen fallen können. So in den neugebildeten Zusammensetzungen, mit denen die Dichter und besonders George die deutsche Sprache so oft beschenken, z. B. „matterhellt“. Im Gegensatz hierzu kommen bei der Phrase mehrere Schalle auf eine Bedeutung, z. B. „der Gefahr die Stirn zu bieten“. Die Phrase sollte im Kunstwerk nicht vorkommen. Ist die Stimmung nicht anders auszudrücken als durch eine Phrase, so soll sie der Künstler unausgedrückt lassen. Denn er hat nicht den Beruf, sein Herz auszuschütten, sondern den, ein Kunstwerk zu schaffen.

Die Umschaffung im Knüpfungskunstwerk läßt sich als ein Reicher- und Bestimmterwerden der an die Schalle geknüpften Bedeutungen darstellen. Man mache nur den Versuch an einer Strophe. Und man wird hören, wie dürftig und unbestimmt sie erscheint, wenn sie als Knüpfungskunstwerk zerstört ist. Ein Beispiel:

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Du füllest wieder still Busch und Tal mit Nebelglanz. Du lösest endlich einmal ganz meine Seele.

Ein besonders bemerkenswerter Fall der Umschaffung ist der des Reims. Je nachdem er der Regel der stärksten Umschaffung entspricht, liegt ein Gedicht vor oder eine Reimerei. Im Georgeschen Gedicht wird dasselbe Reimpaar, von verschwindenden, besonders begründeten Ausnahmen abgesehen, nie zweimal verwendet. Die mehrmalige Verwendung desselben Reimpaares erzeugt allerdings nur dann ein dem Schönheitsempfinden widerstreitendes Gefühl, wenn mit den Reimworten auch der gedankliche Zusammenhang wiederkehrt, in den sie gehören. Alsdann kehrt auch dieselbe Umschaffung des Knüpfungskunstwerkes wieder und es liegt keine neue Schöpfung vor, sondern eine Nachbildung. Und während eine Nachbildung des Bedeutungs- oder Schallkunstwerkes häufig gar nicht als solche erkannt wird, bemerken wir eine Nachbildung des Knüpfungskunstwerkes sofort.

Es ist auf das Knüpfungskunstwerk zurückzuführen, daß die im Gedichte vorkommenden Gedanken so überzeugend und erlösend erscheinen, während sie, des Knüpfungskunstwerkes entkleidet, viel von ihrer Kraft verlieren. Daher die vielen gereimten Sentenzen, die oft inhaltlich einander widersprechen, und die doch wirksam sind. Vielleicht auch daher die starke Wirkung, die Nietzsches Aphorismen ausüben.

Der Grund dieser Täuschung ist nach Zwymann darin zu suchen, daß durch das Knüpfungskunstwerk synthetische Urteile in analytische verwandelt werden. Die Verwandlung der einen Form in die andere geht aber auf dem Wege der Assoziation ohne Prüfung durch die Ueberlegung vor sich. Als Beispiel diene hier: Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht.

Aus dieser schönen, unschätzbar wertvollen Täuschung erklärt es sich, warum wenig denkgeübten Menschen der Lebensgehalt der Gedichte so wertvoll ist. Sie sind ihnen Offenbarungen, sie bestimmen ihre Lebensanschauung. Wir aber schöpfen unsere Lebensanschauung aus Leben und Wissenschaft. Wir suchen im Kunstwerk nicht die Offenbarung eines persönlichen Lebensinhaltes, sondern die weit höherstehende Offenbarung eines Schönheits- und Glücksgefühls, wie sie nur das Kunstwerk geben kann.

Denn eine Weltanschauung ist Produkt eines begrenzten Zeitabschnittes. Sie hat den Zeitcharakter, man könnte beinahe sagen, die Zeitmode. Sie wächst mit ihrer Zeit, sie gibt ihrer Zeit Inhalt, sie schwindet mit ihrer Zeit. Kunstwerke aber haben den Ewigkeitscharakter. Was ist uns heute die Lebensanschauung des Homer? Sein Werk aber ist uns noch heute Kunstwerk, erregt noch heute unser Schönheitsempfinden.

Das Georgesche Gedicht gibt uns in hohem Maße das Glücks- und Schönheitsgefühl, das nur das Kunstwerk erweckt. Und daß es nicht vages Gefühl, sondern aufs genaueste ästhetisch bedingt ist, so daß es auch der Nichtgenießende einsehen kann, hat Zwymann in seinem Buch erwiesen.

Dies Buch ist nicht subjektiv in der Ekstase geschrieben, sondern objektiv, d. h. in genauer Wägung ästhetischer Gesetze. Die auf diese Weise abstrakt gewonnenen Einsichten decken sich im großen ganzen mit den von George selbst in den „Blättern für die Kunst" niedergelegten. Durch die genaue systematische Formulierung wird hier ein zwingender Beweis geboten. Die Form, in der diese Ansichten vorgetragen und bewiesen werden, kann künstlerischen Anforderungen allerdings nicht genügen. Wer diese neue Kunst mit dunkler nie sich klarwerdender Sympathie liebt, dem wird die mathematische Auseinanderlegung seines Genußgefühls vielleicht schmerzlich sein. Wer weiß aber, was Homer oder Phidias bei der Lektüre des Laokoon gefühlt hätten! Und doch hat Lessing ihre Kunst verstanden.

Zwymann faßt George nicht wie Lamprecht und andere, wie überhaupt die meisten, als einen in der Zeit begründeten und für sie charakteristischen, nicht als reizsamen, als dekadenten Dichter auf, sondern er hat an ihm alle die Eigenschaften aufgezeigt, welche nach seiner Ansicht George in eine Reihe mit den großen Dichtern aller Zeiten setzen.

So verstandesmäßig die Zwymannsche Aesthetik klingt, so braucht auch der, dem unbewußtes Genießen wert ist, sie nicht abzuweisen. Denn was Zwymann Umschaffung der Knüpfung nennt, sind im Grunde doch Assoziationen, die unbewußt vor sich gehen, über deren Warum wir uns nicht immer klar zu werden brauchen, wenn es auch in unserem Machtbereich liegt, uns klar über sie zu werden. Wir brauchen uns nicht klar zu werden, und damit ist auch der gefühlsmäßige Genuß gerettet. Und genießt der in der Musik weniger, der Kontrapunktik und Harmonielehre kennt, oder kann der an einem Bilde sich nicht erfreuen, dem die Farbentechnik vertraut ist? Wer seine Geliebte immer im mystischen Schleier sieht, wer nicht wagt, ihr klar ins Auge zu schauen, der setzt Zweifel in ihre Vollkommenheit.

Daß die Beweisführung des Zwymannschen Buches noch manche Lücken hat, kann nicht in Betracht kommen. Diese werden schon ausgefüllt werden, wenn die Zeit für George reif geworden ist. Dann werden wohl neue Theoretiker die Zwymannschen Gesetze den Denkbequemen bereitlegen.

Wenn bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts eine philosophische Aesthetik der Kunst die Wege vorschrieb, so erwartet man in den letzten Jahren viel von einer Aesthetisierung der Wissenschaft. Man versucht, der Wissenschaft ästhetische Wege vorzuzeichnen, sie soll künstlerischen Gesetzen folgen. Zwymanns Buch zieht wieder scharfe Grenzlinien zwischen Wissenschaft und Kunst, die beiden zugute kommen.

Der Genuß beim Kunstwerk ist für Zwymann nicht ein Empfinden, nicht ein Zustand, sondern eine Tat. Parallelen zur Philosophie unserer Tage sind hier leicht zu ziehen. Die Kunst gibt keinen neuen Denkinhalt, sie veranlaßt einen Denkvorgang. Das Schönheitsgefühl, das Kunstwerke erregen, ist ein Prozeß im Genießenden. Seine Mitarbeit wird verlangt. Die Farbenflecken, aus denen jedes — auch ein Raffaelsches — Bild besteht, müssen vom Auge vereint werden, Dissonanzen müssen vom Hörer gelöst werden, die Umschaffung muß vom Genießenden vollzogen werden.

Gerade weil das Kunstwerk, auch das typisierende, Erzeugnis ist einer Individualität, einer liebenden Seele, wird es von der mitschaffenden Individualität anders mit Liebe beurteilt werden können als von der fremdstehenden. Und der Genuß sowohl von Werken der Kunst wie ein Urteil über sie ist nur durch Versenkung, durch Liebe, durch Mitarbeit möglich.

A. Schellenberg.

Bücher und Zeitschriften.

Die gewerbliche Ausbildung durch Fortbildungs- und Fachschulen, Lehrwerkstätten und Kunstgewerbeschulen. Bearbeitet von Konrad Weiß. (Dr. jur. Ludw. Hubertis prakt. gewerbliche Bibliothek. Leipzig, H. Klasing. 112 S. M. 2.50.)

Die Frage der gewerblichen Ausbildung steht auf der Tagesordnung. Einer Lösung derselben zuzustreben, sind die Handwerker und die Handwerkervereinigungen als die in erster Linie beteiligten Kreise unablässig bemüht, und sie werden in diesem Bestreben von den Landesregierungen und der Reichsregierung, sowie von hervorragenden Schulmännern eifrigst unterstützt. Von der Lösung dieser Frage wird zum guten Teile ein glücklicher Ausgang des Existenzkampfes abhängen, welchen das Handwerk gegenüber dem Großbetriebe zu kämpfen hat. Eine Zeit lang schien es, als ob der Handwerkerstand nicht nur von der Gewalt der äußeren Verhältnisse erdrückt würde, sondern vor allem an seiner eigenen Mutlosigkeit zugrunde gehen müsse. Diese Zeit ist überstanden. Die Notwendigkeit eines leistungsfähigen Mittelstandes wird von allen staatserhaltenden Parteien anerkannt und die Kreise, welchen die Pflege des öffentlichen Wohles anvertraut ist, erachten es als eine ihrer vornehmsten Pflichten, den Mittelstand zu kräftigen. Das beste Mittel aber zur Erreichung dieses Zweckes ist die zeitgemäße Verbesserung und Ausgestaltung des gewerblichen Bildungswesens. — Nachdem auf diesem Gebiete mehrere deutsche Staaten bemerkenswerte Tätigkeit entfaltet hatten, trat in Bayern Stadtschulrat Dr. Kerschensteiner mit bahnbrechenden Vorschlägen hervor. Auf seinem Wege finden wir auch den Stadtschulinspektor K. Weiß in Nürnberg. Sein im Verlag von H. Klasing erschienenes Büchlein: Die gewerbliche Ausbildung durch Fortbildungs- und Fachschulen, Lehrwerkstätten und Kunstgewerbeschulen verdient die Beachtung vornehmlich der Handwerkerkreise in hohem Grade. — Nach einem flott geschriebenen Vergleiche „Handwerk und Lehrlingsausbildung sonst und jetzt", in welchem insbesondere betont wird, daß es völlig verfehlt ist, dem Handwerk Existenzberechtigung und Existenzfähigkeit abzusprechen, wird die bisherige Entwicklung des Fortbildungsschulwesens dargelegt und als Aufgabe der heutigen Fortbildungsschule bezeichnet: Heranbildung unseres gewerblichen Nachwuchses zu fachlicher Tüchtigkeit und staatsbürgerlicher Gesinnung im Interesse des Einzelnen, im Interesse des Gewerbes, der Gesellschaft und des Staates. Des Weiteren wird auf die Gestaltung des beruflichen Unterrichts näher eingegangen und es werden die Forderungen begründet, welche an die Vorbildung der Fortbildungsschullehrer gestellt werden müssen. — Die folgenden Abschnitte handeln von den Tagesfortbildungsschulen, den Lehrwerkstätten, Fachschulen und Kunstgewerbeschulen. Was über ihre Bedeutung und ihre Einrichtung gesagt wird, kann nur gebilligt werden, doch wäre es vielleicht gut gewesen, wenn der Verfasser die Einführung der rein beruflichen Unterweisung (des Lehrwerkstättenunterrichts) in den Lehrplan der Fortbildungsschulen und die Gewinnung geeigneter Lehrkräfte in diesem Zweige des Unterrichts etwas eingehender behandelt hätte. Im übrigen aber bietet das Büchlein so viel des Anregenden, daß der Hoffnung Ausdruck gegeben werden muß, es werde demselben nicht nur seitens der gewerblichen Verbände, sondern besonders auch seitens der staatlichen und gemeindlichen Organe und überhaupt aller, welche in dieser Hinsicht die Bedürfnisse der Zeit erkannten, die Aufmerksamkeit zuteil, welche es verdient.

Staatsminister Dr. Wilhelm Nokk. Von Friedrich v. Weech. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung, 1904. 8°, 59 S. mit einem Bild in Lichtdruck.

In vorliegender Schrift wird dem bekannten badischen Minister, dessen Name und Verdienste besonders um Wissenschaft und Kunst auch außerhalb der Grenzen Badens in bestem Andenken stehen, ein würdiges und wohlverdientes Denkmal gesetzt. Wohl niemand war dazu berufener als Geheimrat Dr. v. Weech, der Jahrzehnte lang mit Nokk dienstlich und außerdienstlich in regem Verkehr stand, und dessen Neigungen für die geistigen Güter des Lebens wie kaum ein zweiter erkannte, teilte und nährte. Es ist hier nicht der Ort,

Digitized by Google

auf die reiche und bedeutsame Tätigkeit Nokks im Dienste für sein engeres Heimatland, dem er 1873 durch eine Berufung ins preußische Kultusministerium beinahe entrissen worden wäre, näher einzugehen, es kann auch auf seine, über Baden hinausgehende Wirksamkeit auf dem Gebiete kirchenpolitischer Transaktionen, namentlich aber auf dem des Unterrichtswesens im engeren und weiteren Sinne, auf seine weitherzige Fürsorge für Kunst und Wissenschaft hier nur hingewiesen werden wie sie in der vorliegenden Biographie mit dem feinsten Verständnis dargestellt sind. — Weitere Kreise seien besonders auf das durch Geh. Rat v. Weech in den treffendsten Farben gezeichnete Charakterbild Nokks, auf sein edles, in allen Verhältnissen und Lagen des Lebens die Milde und Vornehmheit wahrendes Wesen, das den politischen Scharfmachern so viel zum Angriff diente, aufmerksam gemacht, auf seine Beziehungen zu dem in Schwägerschaft mit ihm verbundenen Historiker Heinrich v. Treitschke und anderen bedeutenden Männern der modernen Wissenschaft, wie überhaupt auf seine vielseitigen Berührungen mit den wissenschaftlichen und künstlerischen Strömungen und Bestrebungen der Gegenwart, die in erster Linie natürlich auf die badischen Verhältnisse das hellste Licht werfen, aber auch die allgemeinen deutschen Zustände zu beleuchten geeignet sind.

-t.

Allgemeine Rundschau.

Die Uebertragung einer Photographie auf elektrischem Wege.

∽ Zu diesem in der jüngsten Zeit in der Tagespresse mehrfach erörterten Thema möchten wir nicht verfehlen, den physikalisch gebildeten Teil unserer Leser auf die Darstellung aufmerksam zu machen, die der durch seine theoretischen und praktischen Studien zur Elektrizität bekannte Physiker der Münchener Universität, Dr. Arthur Korn, im Jahrgang 5 Nr. 1 der „Physikalischen Zeitschrift“ über die von ihm erfundene Methode solcher Uebertragung veröffentlicht hat. Das Prinzip dieser Methode besteht in der Verwendung zweier genau synchron rotierender Walzen — je einer auf der Gebe- und Empfangstation —, auf deren zweite man während jeder Umdrehung der Walzen je eine Zeile des Bildes übertragen kann, derart, daß sich durch geeignete Verschiebung beider Walzen in der Achsenrichtung die einzelnen Zeilen schraubenförmig um die Walze lagern und allmählich das ganze Bild zusammensetzen. Von einer solchen Synchronismusvorrichtung kann man sich zwar, wie Professor Korn am angegebenen Ort mitteilt, bei der Uebertragung von Handschriften und Zeichnungen unabhängig machen, für die Uebertragung von Photographien und ähnlichen Reproduktionen dürfte aber eine solche Einrichtung stets eine notwendige Vorbedingung sein. Die technischen Mittel, um diese Aufgabe zu lösen, insbesondere der Gebrauch der auch hier benutzten Selenzelle, waren zwar im Prinzip schon bekannt, doch hat Prof. Korn eine Reihe von Verbesserungen in ihrer Zusammenstellung angebracht, und vor allen Dingen — wie sich Schreiber dieses selbst überzeugen konnte — gegenüber vielen anderen Vorschlägen damit durchaus zweckentsprechende, wohlgelungene Ergebnisse erzielt.

*

Die Geschichte des Wortes „Jahrhundert“ und seiner Sippe.

Das Bedürfnis nach einer brauchbaren Verdeutschung des Wortes saeculum erwachte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Bis dahin pflegte man, wie Wilhelm Feldmann in einer diesem Gegenstand gewidmeten Studie der „Zeitschrift für deutsche Wortforschung“ mitteilt, „allgemein das lateinische Wort zu gebrauchen. Die deutschen Entsprechungen dafür in den Wörterbüchern des 15. und 16. Jahrhunderts, z. B. „Alter“ und für saecula „die Jahre“ bei Melber von Gerolzhofen, „Welt“ bei Altensteig, „hundert jar lang wält“ bei Maaler (1561), „hundertjärige Zeit“ bei Frisius (1568), Siber (1579) u. a., „tydt van hundert Jaren“ bei Nat. Chytraeus (1585) u. s. w. sind mehr als Erklärungen denn als verwendbare Uebersetzungen zu betrachten. Höchstens stellte man sie neben das lateinische Wort, etwa wie Gabriel Rollenhagen in den „Indianischen Reisen“ (3. Druck. Magdeburg 1605, S. 289): „[Hesiodus] theilet der Welt Jahr / vnd aller Menschen Zustand . . . in fünff vnterschiedliche Saecula Alter / oder Geschlechte“.

Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts begann das ernstliche Suchen der deutschen Schriftsteller nach einem deutschen Wort, das das Fremdwort ganz überflüssig machen sollte. Jesaias Rumpler von Löwenhalt schlug 1647 Hundertjärung vor, das von seinen Straßburger Freunden angenommen wurde. Eine ganze Reihe von Verdeutschungen für saeculum findet sich in den „Schriften“ von J. B. Schupp (Hanau 1663) z. B. hundertjähriger Zeitlauf, hundertjährige Alterszeit, Hundertjahrszeit, Menschenalter, Mannsalter. Bei andern finden wir Hundertjahr, Zeiten (für saecula), Hunderter Jahrlauff. Am gebräuchlichsten aber scheint die alte Verdeutschung hundertjährige Zeit gewesen zu sein.

Wer das Wort Jahrhundert geschaffen hat, ist noch nicht festgestellt. Jedenfalls ist es als bewußte Neuschöpfung zu betrachten: eine so seltsame Bildung konnte nicht zufällig entstehen. Das älteste Zeugnis für Jahrhundert ist immer noch die Stelle in J. G. Schöttels „Ausführl. Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache“ (1663), wo es als bei Betulius (S. v. Birken) vorkommend genannt wird. (S. 411 a: „Jahrhundert / seculum. Bet. (Est vox una composita, subjectum est hundert / nam quaeritur de centum, adjunctum Jahr / illud, quod quaerebatur determinat)“. Birken hat das Wort in seinen vielen Schriften öfter gebraucht. Der Annahme, er habe das Wort geschaffen, fehlt aber einstweilen jeder Beweis. Gebucht wurde Jahrhundert zuerst 1691 von K. v. Stieler in „Der deutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs“, S. 868. Seit 1670 läßt es sich ziemlich oft belegen, um 1700 war es bereits ganz eingebürgert. Allerdings blieb es nicht ohne Anfechtungen. Der Benediktiner R. P. A. Dornblüth zog dagegen in seinen Observationes (Augsburg 1755) zu Felde. „Das Jahrhundert für Saeculum ist ja an sich schon unteutsch genug“, behauptet er S. 58, „hier aber heißt es gar nichts, und wan es auch an sich selbst könte geduldet werden; so wäre es doch in plurali nicht zu brauchen. Uebrigens aber will Saeculum ein circulum, cursum oder gemessenen Lauff von hundert Jahren andeuten. Jahrhundert aber komt deme der nicht zuvor schon weißt was es heißen soll, eben so unverständlich vor, als Saeculum selbst; last sich zumahl vor denen Zeiten Christi, item wan es nur heißen soll: illis Temporibus (wie hier in Contextu Gottschedens) gar nicht brauchen; post Christum aber kan jeder Ungelehrte es verstehen, wan ich setze: im dritten oder vierten Hundert Jahrlauff nach Christo.“

Das analog gebildete Wort Jahrtausend fehlt noch in der Ausgabe 1775 des französisch-deutschen Wörterbuchs von F. Roux (S. 528 b: „Millenaire . . . zehn Jahrhunderte zusammen genommen“); Adelung hat es zuerst im 2. Band seines Wörterbuches (1775) gebucht. In den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts begegnet das Wort noch ziemlich selten, Lessing fiel es mit einigen andern beim Lesen von Wielands Agathon auf. In den 70er Jahren scheint es Modewort gewesen zu sein. Um 1780 war es allgemein angenommen.

Die Verbindung Jahr-Zehend wird man vor 1775 nicht belegen können. Adelung buchte sie 1775 im 2. Band seines Wörterbuches nicht, wohl aber 1786 im 5. Band (Sp. 345) unter Zehend, zu dem er bemerkt: „Das Wort wird selten gebraucht, wird aber gemeiniglich mit dem folgenden, der Zehent, verwechselt, ungeachtet sie sowohl in der Form als dem Geschlechte und der Bedeutung, sehr verschieden sind.“ Campe buchte 1808 „Jahrzehen oder Jahrzehend“ und brachte einen Beleg aus Jean Paul bei. Vor 1775 half man sich mit den Fremdwörtern Dekade und Decennium oder drückte sich, wenn man sie vermeiden wollte, umständlich aus, wie Ramler 1773 in einem Brief an Knebel (Knebels Nachlaß II 42): „Es ist erstaunlich, wie sich unser Land seit den verlaufenen letzten zehn Jahren gebessert hat.“ — Nach der Schöpfung von Jahrhundert, Jahrtausend und Jahrzehnt war der Weg zu beliebigen Weiterbildungen gebahnt.

Kleinere Mitteilungen.

* **Das letzte Akademiewerk Mommsens.** Das letzte Werk, das Mommsen in der Reihe seiner großen Akademiepublikationen angeregt und selbst durchgeführt hat, war der Codex Theodosianus. Das Unternehmen ist nach dem Bericht des Geheimen Rats Diels glücklicherweise, soweit von vornherein Mommsens Mitarbeit in Aussicht gestellt war, vollendet worden, wie er es selbst noch in seinem letzten Bericht vom Jahre 1903 versprochen hatte. Das Manuskript zum ersten Bande ist von Mommsens Hand vollständig abgeschlossen worden, der Druck selbst wurde von seiner Hand fast bis zu Ende geleitet. Die letzten Bogen der großen Einleitung sind im Satz.

* Die Literaturarchiv-Gesellschaft in Berlin hielt am 21. d. M. ihre diesjährige Generalversammlung ab. Ihre Sammlungen, die rund 700 größere Manuskripte und 24,000 Briefe von deutschen Gelehrten und Dichtern enthalten, haben sich in dem letzten Jahre wieder bedeutend vermehrt. Der ganze briefliche Nachlaß des 1902 verstorbenen bekannten Historikers Ernst Dümmler ist von den Erben dem Literaturarchive geschenkt worden. Die Briefe an Wolfgang Menzel, den einst gefürchteten Kritiker des Literaturblattes, hat der Verein angekauft; es befinden sich darunter Briefe von Börne, Fichte, Freiligrath, Görres, Grabbe, Hauff, Hebbel, Heine, Jean Paul, Pückler-Muskau, Saphir, Tieck, Uhland u. a.

Den Vorstand der Gesellschaft für das neue Jahr bilden die Herren: Professor Dr. Erich Schmidt als Vorsitzender, Geheimrat Dr. Dilthey als stellvertretender Vorsitzender, Oberbibliothekar Dr. Meisner als Schriftführer, Alexander Meyer-Cohn als Schatzmeister, Professor Dr. Burdach, Schulrat Dr. Jonas, Geh. Justizrat Lessing, Professor R. M. Meyer und Geh. Legationsrat v. Wildenbruch als Beisitzer.

⁂

Hochschulnachrichten.

* **München.** Die erledigte Professur für Apologetik an der theologischen Fakultät der hiesigen Universität ist dem bisherigen Professor der Dogmatik an der Universität Würzburg, Dr. Anton Seitz, verliehen worden. Diese Besetzung ist insoferne nicht ohne Interesse, als von verschiedenen katholischen Seiten als der für diese Stelle in erster Linie in Betracht kommende Anwärter der bekannte Apologet der Würzburger Fakultät, Professor Schell, genannt wurde.

Z. **Würzburg.** An der hiesigen Universität wird auch in diesem Jahre wieder — und zwar in der Zeit vom 20. Juli bis zum 3. August — ein Ferienkurs für Volksschullehrer stattfinden. Die Teilnahme ist für jeden Volksschullehrer frei, nur eine kleine Einschreibegebühr wird erhoben. Die Vorlesungen werden von hiesigen Universitäts-Professoren gehalten und betreffen das Gebiet der Pädagogik, Geschichte, Literatur, Kunstgeschichte, Aesthetik rc.

w. **Heidelberg.** Geheimer Justizrat Professor Dr. Zitelmann an der Universität Bonn hat den Ruf als Nachfolger des verstorbenen Professors Karlowa auf das Zweite Ordinariat für römisches und deutsches bürgerliches Recht an der hiesigen Universität abgelehnt. Wie man erfährt, erfolgte die Ablehnung auf Wunsch des Kaisers, der den hervorragenden Rechtslehrer der rheinischen Hochschule erhalten wollte.

r. **Aus Württemberg.** Die Hochschulen des Landes feiern den Geburtstag des Königs am nächsten Donnerstag durch Festakte und Festreden. An der Universität Tübingen wird der derzeitige Rektor, Prof. Dr. v. Wendt „Ueber die Sprache der Gesetze“ sprechen. In Stuttgart feiert die Technische Hochschule Königs Geburtsfest durch eine Rede von Professor Thomann über „Die wirtschaftliche Ausnützung von Wasserkräften“, sowie durch die Verteilung der akademischen Preise. Beim Festaktus der Tierärztlichen Hochschule wird Professor Dr. Gmelin einen „Rückblick auf die württembergische Pferdezucht zugleich als Beitrag zur Geschichte derselben“ geben. An der Ak[illegible] bildenden Künste hält Professor Dr. Diez eine[illegible] „Ueber Goethes Farbenstudien und die Idee der [illegible]harmonielehre.

a. **Tübingen.** Die hiesige Universität feierte am Montag das Andenken an den vor hundert Jahren geborenen Theologen Dr. Tobias Beck durch einen Festakt in der Aula, bei dem der Schüler des Genannten, Professor Dr. Schlatter, die Festrede hielt.

* **Straßburg.** Dr. W. Symanski, erster Assistent am hygienischen Institut der Universität Königsberg, wurde zum 1. April als Leiter der Außenstation des Untersuchungsamtes für Typhusbekämpfung an der hiesigen Universität ernannt.

hc. **Halle.** Von der Kaiserlichen Leopoldinisch-Carolinischen Deutschen Akademie der Naturforscher sind als Mitglieder neu aufgenommen worden: Der Professor an der kgl. Akademie zu Posen, Dr. Fritz Pfuhl — in der Fachsektion für Botanik, der Stadtbaurat a. D. Theodor W. J. Becker in Liegnitz — in der Fachsektion für Zoologie und Anatomie und der außerordentliche Professor zu Straßburg, Dr. med. Franz Weidenreich — in der Fachsektion für Zoologie und Anatomie.

* **Greifswald.** Die hiesige Universität hat mit dem Allgemeinen deutschen Versicherungsverein in Stuttgart einen Unfallversicherungsvertrag für die Angehörigen der medizinischen und philosophischen Fakultät abgeschlossen.

hc. **Wien.** Das Dekanat der theologischen Fakultät an der Wiener Universität hat aus den Erträgnissen der Lackenbacherschen Universitätsstiftung ein Reisestipendium im Betrag von 4000 Kronen ausgeschrieben, das zur wissenschaftlichen Erschließung Palästinas verwendet werden soll.

hc. **Basel.** Der ausgezeichnete Anatom der hiesigen Universität Dr. med. et phil. Julius Kollmann feiert am 24. Februar seinen 70. Geburtstag.

* **Aus Rußland.** Im Alter von 76 Jahren ist in Moskau der hervorragende Staatsrechtslehrer Boris Nikolajewitsch Tschitscherin aus dem Leben geschieden. Tschitscherin, einer der Führer der russischen Intelligenz, genoß als Agrarpolitiker über die Grenzen Rußlands hinaus Namen und Ansehen. Sein Streit mit dem verstorbenen Professor Beljajew gegen Ende der fünfziger Jahre über die Bauerngemeinde erregte seinerzeit die Aufmerksamkeit der gesamten russischen gebildeten Gesellschaft, und die klassische Behandlung dieses Gegenstandes hat noch heute nichts an ihrer Bedeutung eingebüßt. In allen seinen zahlreichen gelehrten Schriften entwickelt Tschitscherin mit bemerkenswerter logischer Schärfe die gesellschaftlichen und philosophischen Anschauungen, denen man die Bezeichnung der liberalen beigelegt hat. Mit aller Kraft der Ueberzeugung verteidigte er das Prinzip der persönlichen und öffentlichen Freiheit als das wichtigste Lebensprinzip gegen jeden Angriff, woher er auch kommen mochte. Als Anhänger der persönlichen Freiheit und öffentlichen Selbsttätigkeit, zog er mit der ganzen Kraft seines großen Talents gegen den Bureaukratismus zu Felde und überschritt dabei doch niemals die Grenze, wo die kommunale Selbsttätigkeit aufhört ein Korrektiv der bureaukratischen Ordnung zu sein, sondern ein Faktor staatlicher Selbständigkeit. Ueberall in den Werken Tschitscherins ist der Staatsgedanke ein grundlegendes logisches und praktisches Postulat.

* **Von technischen Hochschulen.** Seinen 90. Geburtstag feierte am 22. d. M. der Geh. Rat Professor Dr. Friedrich Ludwig Knapp in Braunschweig, der von 1863 bis 1889 den Lehrstuhl für technische Chemie an der dortigen Technischen Hochschule bekleidete.

* **Todesfall.** In Karlsruhe ist am Samstag Prof. Rudolf Lauenstein nach längerem Leiden gestorben. Lauenstein wurde 1847 in Celle geboren und war seit 1888 als Professor an der Karlsruher Baugewerkschule tätig.

Digitized by Google

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 24. Februar. Nummer 45.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Offenbarung und moderne Weltanschauung.

Die Rolandsbilder Deutschlands. Von Hugo Brunner (Kassel).

II. Bücher und Zeitschriften.

Das grusinische Epos „Dilariani". — Adalbert Meinhardt: Frauen und Mädchen.

III. Allgemeine Rundschau.

Ein Beitrag zu „Babel und Bibel". — Feuer und Blüte. — Die Pflanze als Wetterprophet? — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Offenbarung und moderne Weltanschauung.

Wie unseren Lesern bekannt sein wird, hat am Freitag voriger Woche im Museumssaal zu München der Vortragszyklus begonnen, den eine Reihe katholischer Gelehrter soeben zugunsten des Albertus-Magnusvereins veranstalten. Wir geben im folgenden einen Auszug aus dem ersten dieser Vorträge, den über das in der Ueberschrift genannte Thema der Professor der Kirchengeschichte an der Universität München Dr. Alois Knöpfler gehalten hat. Er mag als Zeugnis dienen für die versöhnliche Art und Weise, in der sich die Vertreter eines ernsten, „religiösen" Katholizismus mit den Forderungen der modernen Weltanschauung auseinanderzusetzen suchen.

*

Unsere Zeit ist auffallend religiös oder besser gesagt theologisch gerichtet wie kaum eine frühere. Es mag dies auf den ersten Blick etwas paradox klingen, da wir ja fast täglich Klagen vernehmen über religionslose oder religionsfeindliche Gesinnungen in weiten Schichten des Volkes. Trotzdem oder vielleicht auch gerade deswegen wird in unseren Tagen so viel über religiöse und theologische Fragen verhandelt, wie nie zuvor. Erst vor wenigen Tagen lasen wir in einer protestantischen Zeitschrift folgenden Satz: „Wenn viel Schreiben, Lesen, Reden über Religion ein Zeichen von Frömmigkeit ist, so hat es keine frommere Zeit gegeben als unsere; wenn man von der Tugend am wenigsten spricht, die man am meisten hat, so keine gottlosere." In Wirklichkeit werden Jahr für Jahr Werke religiösen und theologischen Inhaltes in solcher Masse auf den Büchermarkt geworfen, daß die Referate allein schon ganze Bände umfassen; dazu noch zahlreiche wissenschaftliche Zeitschriften, angefüllt mit theologischen Untersuchungen und Erörterungen; ja selbst in der Tagespresse finden wir religiöse Fragen in versch[illegible]ster Weise behandelt.

Eine Reihe re[illegible]ser Glaubenssätze stehen heute zur Diskussion, werden in Zweifel gezogen oder ganz negiert. Da dürfte es vor allem angezeigt erscheinen, sich genaue Rechenschaft darüber zu geben, wie es denn mit dem Fundamente bestellt ist, auf welchem diese Glaubenssätze basiert sind. Das Fundament unserer Religion ist die göttliche Offenbarung: eine kurze Orientierung über dieselbe gerade in unseren kritischen Tagen dürfte darum nicht unangemessen sein.

Zunächst mag es mir verstattet sein, eine übersichtliche Darlegung über Begriff und Wesen der Offenbarung zu geben. Hierbei müssen wir uns etwas an die schulmäßige Theologie wenden. Nach ihrer, auf den Worten der heiligen Schrift beruhenden Definition bedeutet Offenbarung die Bekanntgabe, Enthüllung oder Mitteilung von etwas Unbekanntem, Verborgenem, von Geheimnissen. Näherhin versteht man unter Offenbarung die mittelbare oder unmittelbare Mitteilung von Wahrheiten, die dem menschlichen Geiste an sich schwer oder gar nicht zugänglich, für dessen ewiges Heil aber notwendig oder ersprießlich sind und durch die seine Erkenntnis erleuchtet und seine sittliche Kraft gestärkt wird.

Erstreckt sich die Offenbarung auf Wahrheiten, welche die menschliche Fassungskraft übersteigen, und werden dieselben dem Menschen unmittelbar durch Gott selbst zuteil, so nennt man die Offenbarung übernatürlich. Von ihr unterscheidet die Theologie die natürliche Offenbarung, welche in der Schöpfung und im Menschengeist niedergelegt ist. Sie wird natürliche oder auch mittelbare genannt, weil sie durch die Natur und durch die natürlichen Kräfte des menschlichen Geistes vermittelt wird; mit anderen Worten: die Schöpfung ist Objekt, der natürliche Menschengeist ist Subjekt und durch Zusammenwirken beider wird die natürliche Gotteserkenntnis vermittelt. Wie wir nämlich aus den Kunstwerken den Künstler erkennen und beurteilen können, so vermag auch der Mensch aus der Schöpfung mit seinen natürlichen Geisteskräften Gottes Dasein, seine Macht und Weisheit zu erkennen. Somit ist Inhalt der natürlichen Offenbarung vor allem das Dasein Gottes, sodann die Unsterblichkeit der Seele und die Bestimmung des Menschen. Die natürliche Offenbarung begreift somit alles in sich, was der Mensch von Gott bedarf, um sich als geistig-sittliche Persönlichkeit betätigen zu können. Diese natürliche Offenbarung ist denn auch die Voraussetzung und Grundlage für die übernatürliche Offenbarung.

Hierin beruht also kurz zusammengefaßt das Wesen der göttlichen Offenbarung in der Sprache des religiösen Glaubens. Aber, so erhebt sich nun die Frage, ist solche Offenbarung auch möglich? Vom Standpunkt religiösen Glaubens würde sich die Frage kurz dahin lösen: die Offenbarung ist wirklich und tatsächlich vorhanden und was wirklich ist, muß selbstverständlich auch möglich sein. Wir haben jedoch das Thema gestellt: Offenbarung und moderne Weltanschauung, und dürfen uns somit nicht kurzweg auf den Glaubensstandpunkt stellen, vielmehr müssen wir, und zwar in erster Linie, die moderne Weltanschauung berücksichtigen. Diese nun aber bestreitet nicht nur die Tatsächlichkeit, sondern auch die Möglichkeit einer göttlichen Offenbarung, da eine solche angeblich unvereinbar sein soll mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschungen. Es werden daher die Tatsachen der Offenbarung von dieser Seite kurzweg für Einbildung, Ammenmärchen, Mythen und Sagen erklärt. Noch vor wenigen Monaten hat in einer ansehnlichen deutschen Gelehrtenversammlung ein Vertreter dieser Weltanschauung feierlich und unter Beifallsbezeigung seitens der Zuhörer erklärt:[1] „Nicht vermögen wir uns eine Vorstellung zu machen von einem Wesen, das diese Welt geschaffen hat.... Daß in

---

1) Alb. Ladenburg: Ueber den Einfluß der Naturwissenschaften auf die Weltanschauung. 1903. S. 17.

der Bibel keine Offenbarung eines übernatürlichen Wesens vorliegt, geht mit Bestimmtheit hieraus hervor. Das Alte Testament ist das Werk phantasiereicher Menschen und auch das Neue Testament kann nicht göttlichen Ursprungs sein." Hier haben wir über Offenbarung von naturwissenschaftlicher Seite aus ein Urteil, das an Bestimmtheit nichts zu wünschen übrig läßt. Hieraus ergäbe sich der notwendige Schluß, daß die Offenbarungsgläubigen recht phantasievolle Leute sein müssen, die ihre wichtigsten Hoffnungen auf leeren Wahngebilden aufbauen. Wie nun, so müssen wir uns fragen, steht es mit dieser Anklage heute? Ist unser Gottes- und Offenbarungsglaube wirklich so grundlos, wie behauptet wird, und mit echter gegründeter Wissenschaft unverträglich?

Die große Frage, die vor nunmehr hundert Jahren der scharf und praktisch denkende Napoleon angesichts des herrlichen ägyptischen Sternenhimmels an den gelehrten Monge gerichtet: „Qui a fait tout cela!", glaubt die moderne Weltanschauung befriedigend lösen zu können. Sie stützt sich hierbei auf die sogenannte Kant-Laplacesche Weltentstehungstheorie, sowie auf die von Lamark († 1829) begründete und durch Darwin († 1882) weiter ausgebildete Descendenz- oder Entwicklungslehre. Ohne auf diese Systeme hier einzeln einzugehen, mag es genügen, die Grundgedanken kurz auszuheben. Danach wäre die Weltentwicklung als ein immanenter, aus eigenen Kräften sich entfaltender Vorgang zu fassen, der sich in ununterbrochener Auswirkung vollzieht, angefangen vom uranfänglichen Chaos bis herauf zum vernunftbegabten Menschen. Die stetig fortlaufende Lebensentwicklung, von den einfachsten und niedrigsten Lebewesen, den sog. Urzellen, beginnend, soll sich immer reicher gestaltend fortentfalten, durch all die verschiedenen Stufen immer höher zum Vollkommeneren hinansteigend, bis sie im Menschen ihre höchste Vollendung erreicht. Entfaltet sich so nach dieser Weltanschauung das gesamte Universum vollständig aus eigener Kraft, gewissermaßen naturnotwendig und mechanisch aus sich selbst, so bedarf es, wie man glaubt, keines überweltlichen Schöpfers mehr. Diese Weltanschauung der revolutionistischen Kraftentfaltung beherrscht unverkennbar alles moderne Denken, alle wissenschaftliche Methode, sie gilt als Axiom, als Fundamentalsatz, gegen welchen eine Opposition nicht statthaft ist. Und doch sind in dieser Weltanschauung eine Reihe tiefernster Fragen miteingeschlossen, die eine gründliche Lösung fordern, sie aber bis heute nicht gefunden haben. Fragen wir nämlich: wie steht es mit der wissenschaftlichen Begründung obiger Sätze; sind sie, und wenn ja, mit welcher Evidenz, als tatsächlich haltbar erwiesen?, so erhalten wir fast überall ein entschiedenes Nein.

Hier also sind in der sogenannten modernen evolutionistischen Weltanschauung tiefklaffende Lücken, die kein natürlicher Geist auszufüllen vermag, hier sind Probleme, die noch keine Forschung zu lösen vermochte, noch auch je wird lösen können; hier steht die natürliche Wissenschaft vor den vielgenannten inhaltschweren Worten: **ignoramus et ignorabimus**, Unwissenheit ohne Hoffnung auf Belehrung.

Schon methodologisch muß es als unzulässig bezeichnet werden, Gesetze, die auf einem gewissen Gebiete Gültigkeit haben, ohne weiteres auf ein anderes übertragen zu wollen, und dann diesem anderen Gebiet das Recht abzusprechen, nach eigenen Prinzipien zu verfahren. Es steht darum der Naturforschung in keiner Weise zu, die religiösen Prinzipien deshalb in Abrede zu stellen, weil sie sich jenen der Naturwissenschaften nicht unterordnen lassen. Letztere kann wohl die Existenzbedingungen einzelner Lebewesen oder auch die verschiedenen Bestandteile derselben aufs genaueste nachweisen, allein sie vermag doch aus all diesen Bestandteilen nicht das einfachste Lebewesen ins Dasein zu rufen, sie vermag die letzten Ursachen des Lebens nicht darzutun. So sicher sie ihrer Resultate sein kann bis zu einem gewissen Punkte, so unsicher wird sie, sobald sie über diesen Punkt hinausgeht. Da muß sie sofort zu unbewiesenen Hypothesen greifen, die sie zwingen, auf weitere Erklärung zu verzichten oder zur Offenbarung ihre Zuflucht zu nehmen.

Zu dieser letzteren führt trotz allen Widerstrebens in letzter Instanz auch die nächste Anverwandte der modernen Naturforschung, oder wenn wir so sagen dürfen, ihre religiöse Eideshelferin, ich meine die moderne Religionswissenschaft. Dieser Wissenszweig ist erst neueren Datums, hat sich sofort die Forschungsmethode des Evolutionismus zu eigen gemacht und glaubt nun durch die also gewonnenen Resultate die evolutionistische Weltanschauung stützen zu können. So müssen wir auch diesem Forschungsgebiet kurze Aufmerksamkeit zuwenden.

Nach der Hypothese dieser Religionsforschung hätte sich die Religion gleich der unorganischen und organischen Welt von den niedrigsten, keimartigen Anfängen bis hinauf zum Monotheismus entwickelt. Wie man das organische Leben aus dem Unorganischen herleiten wollte, so sollte auch hier die Religion angeblich aus dem religionslosen Zustand entstanden sein und diese angeblich religionslosen Menschen nannte man „Wilde".

Bei genauerer und eingehender Erforschung von Sitten und Gewohnheiten solcher Völker zeigte sich immer, daß auch sie Religion besaßen. So wurden die Vertreter obiger Anschauung allmählich immer spärlicher, während die hervorragendsten Religionsforscher, und zwar Katholiken wie Protestanten, ja selbst Darwinisten und Freidenker zugestehen, daß bisher noch kein Volk ohne Religion gefunden worden ist.

Fragen wir nun aber nach dem Gehalt der religiösen Anschauungen der verschiedenen Zeiten und Völker, nach der jeweiligen Vorstellung eines höheren Wesens, so steht sofort eine erschreckende Proteusgestalt vor uns, ein Herz und Sinn verwirrendes Durcheinander edelster Gesinnung und verwerflichster Leidenschaften. Was ist von den Menschen nicht schon alles als Gott verehrt worden und welch edle Taten, wie gräßliche Verbrechen sind diesen religiösen Anschauungen nicht schon entsprungen?

Falls der Fetischismus, wie die religiöse Entwicklungslehre will, als erste oder niedrigste Stufe religiösen Lebens gelten soll, so wäre wie in der Naturentwicklung bei Entstehung des organischen Lebens, hier vor allem die Frage zu lösen: Wie kommt der Begriff des Religiösen, des Uebersinnlichen in den Menschen hinein und wie kann ein Volk beim Fetisch stehen bleiben? Nun zeigt aber die Religionsgeschichte, daß eine Reihe von Volksstämmen Jahrhunderte, ja Jahrtausende im Banne derselben religiösen Anschauung verharren. Sie verleugnen somit ganz und gar das Prinzip des Fortschritts oder der religiösen Entwicklung, zeigen vielmehr einen Stillstand, und dieser Stillstand muß doch ein Beweis dafür sein, daß es auf fraglichem Gebiet nicht vorwärts, sondern rückwärts gegangen ist, d. h. daß der Fetischismus nicht eine natürliche Entwicklungsstufe ist, die aufwärts führt, sondern weit mehr ein Stadium der rückläufigen, nach unten zielenden Degenerierung. Er kann somit nicht der Anfang religiösen Lebens sein, wofür der religiöse Evolutionismus ihn ausgeben möchte, vielmehr muß er als die letzte Stufe religiöser Verbildung und Entartung angesehen werden.

Die systematische Verfolgung der modernen Weltanschauung auf naturwissenschaftlichem wie religiösem Gebiet führt uns somit zu dem Resultat: die methodisch richtigen und haltbaren Forschungsergebnisse der Natur- wie der Religionswissenschaft erweisen die Annahme der Offenbarung geradezu als eine Forderung der Notwendigkeit. Will die Naturforschung bezüglich der letzten und wichtigsten Probleme der Welterkenntnis nicht in undurchdringlichem Dunkel haften bleiben, was den wahrhaft denkenden und ernstlich forschenden Geist doch niemals befriedigen wird, so kann sie, wie wir gesehen, nur durch die Offenbarung weitere Aufklärung finden. Nur diese vermag den dunklen Pfad zu weiterer Forschung zu erleuchten und solche schließlich zu befriedigendem Abschluß zu führen.

Aber auch die Religionswissenschaft erweist uns die Offenbarung als eine Forderung der Notwendigkeit.

Mit diesen eben dargelegten Forderungen stehen nun aber, so heißt es, sichere und unbestreitbare Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung in unlöslichem Widerspruch. In der Kosmologie, in der Geologie wie in der speziellen Naturkunde hat die exakte Forschung Resultate festgestellt, die angeblich mit den Aussagen der Offenbarungsschriften unvereinbar sein sollen. Als solche werden in erster Linie angeführt der Schöpfungsbericht in der Genesis, sodann der vielgenannte Bericht im Buche Josua (10, 13) über den Stillstand der Sonne u. a. naturgeschichtliche oder auch rein historische Angaben der hl. Schrift. Gerade der Josua-Bericht hat, wie bekannt, zu einem langwierigen und bedauerlichen Streit Anlaß

gegeben zwischen Theologen und Naturforschern, der schließlich mit dem vollständigen Sieg der letzteren geendet hat. Es läßt sich nicht verkennen, daß gerade diese Tatsache den Einsprüchen gegen die Offenbarung von Seite wissenschaftlicher Forschung halt- und scheinbare Berechtigung gegeben hat; wir sagen absichtlich eine scheinbare, denn daß es so gekommen, liegt nicht in der Offenbarung, sondern ist einzig und allein die Schuld der Theologen, das sollte ehrlich und rückhaltlos eingestanden werden, statt sich hinter nichtssagende Verklausulierungen verschanzen zu wollen. Die Theologen sind hier ihrerseits in denselben Fehler verfallen, den andrerseits freilich auch die Naturforscher heute noch begehen, d. h. sie haben die Grenzen ihrer Wissenschaft willkürlich überschritten und so ihrerseits das ganze Gebäude des Glaubens ins Wanken gebracht. Anstatt sich einzig auf religiöse Wahrheiten zu beschränken, die allein die Offenbarung vermitteln will, glaubten sich die Theologen berechtigt, ihre ohnedies engherzige Forschungsmethode auch noch auf die Naturwissenschaft ausdehnen und auch dieser die Gesetze ihres Forschens vorschreiben zu dürfen. Damit versündigten sie sich gegen einen theologischen Fundamentalsatz, daß nämlich die Offenbarung dem Menschen nur religiöse Wahrheiten unwandelbar sicher mitteilen will, nicht aber solche, welche dem natürlichen Forschergeist des Menschen zugänglich sind.

Mit dem Wesen der Offenbarung ist der Begriff der Inspiration aufs engste, ja unlöslich verbunden. Die Offenbarung ist, wie wir gesehen, eine Kundgebung Gottes, sie muß also ihrem Wesen nach von Gott eingegeben, inspiriert sein. Nichts ist selbstverständlicher als dies. Diese Wahrheit bezeugen denn auch die heiligen Schriftsteller selbst aufs bestimmteste, und die Kirchenväter drücken sie vielfach mit den Worten aus: die Offenbarung sei geschrieben „dictante spiritu sancto", vom hl. Geiste „eingegeben", „diktiert". Diesen letzteren Ausdruck glaubten nun manche Theologen wortwörtlich fassen und dahin auslegen zu müssen: der heilige Geist habe den heiligen Schriftstellern alles, was sie geschrieben, sozusagen in die Feder diktiert, so daß diese eigentlich nur die ganz mechanische Funktion eines Schreibers versehen hätten. Als notwendige Folge hieraus ergibt sich, daß sämtliche Angaben der hl. Schrift ohne alle Ausnahme, und zwar wortwörtlich, vom heiligen Geiste stammen und somit nach Form und Inhalt unverbrüchlich wahr sein müßten. Diese Auffassung führte sodann zu der weiteren Annahme, auch die jeweils in den heiligen Schriften mitgeteilten geologischen, kosmologischen oder anderen naturwissenschaftlichen Anschauungen müßten göttlich geoffenbarte Wahrheiten sein, mit anderen Worten, Gott habe dem Menschen auch naturwissenschaftliche Kenntnisse auf unfehlbare Weise mitteilen wollen; wohl einer der bedauerlichsten Irrtümer, die auf religiösem oder theologischem Gebiete je gemacht worden sind. Fragen wir nach der eigentlichen Ursache dieses bedauerlichen theologischen Mißgriffes, so lautet die kurze Antwort: Verkennung der menschlichen Freiheit, eine Verkennung, die auf theologischem Gebiet schon so viel Unheil angerichtet, schon so viel Streit und Zwietracht veranlaßt, so viele der edelsten Güter gefährdet hat und bis zur Stunde die Geister in Spannung hält. Zu den edelsten Gaben, womit Gott den Menschen geschmückt, gehört neben der Unsterblichkeit unstreitig die Freiheit; in ihr mag so recht die Gottähnlichkeit gelegen sein, weshalb auch der Mißbrauch derselben den Menschen am meisten entehrt. Während nun Gott diese menschliche Freiheit in fast wunderbarer Weise schützen wollte und zwar sowohl in der Sünde, wie in der Erlösung, was recht prägnant das Dichterwort uns sagt: „Frei ist der Mensch und wäre er in Ketten geboren", ist es merkwürdigerweise gerade die berufsmäßige Theologie, welche diese Tatsache vielfach am meisten außer Acht läßt. Ein überaus lehrreiches Beispiel dieser Art gibt uns obige Auffassung der Inspiration, welche den heiligen Schriftsteller zum rein mechanischen Werkzeug herabwürdigen möchte. Tatsächlich aber wollte Gott hierdurch die individuelle Freiheit des einzelnen Schriftstellers in keiner Weise beschränken oder alterieren. Wie die Gnadenwirkung die Freitätigkeit des Menschen nicht zerstört, sondern erhöht und veredelt, so wird auch der Intellekt des Inspirierten wohl mit übernatürlichen, religiösen Wahrheiten bereichert, seine rein natürlichen Kenntnisse aber bleiben durchaus unberührt. Nicht in solch irdischen Dingen, die für sein ewiges Heil ohne Belang sind, sondern in übernatürlichen Sachen des Heils soll dem Menschen Offenbarung, Kenntnis und sicherer Leitstern werden.

Machen wir nun noch kurz die Probe auf das oben Dargelegte bezüglich einer vielbehandelten Frage, ich meine betreffs des Schöpfungsberichtes der Genesis. Was ist in dem Genesisbericht Offenbarungswahrheit und was individuelle, menschliche Einkleidung? Göttliche Offenbarung ist unverkennbar die Tatsache, daß Gott durch seine Allmacht alles geschaffen, Himmel und Erde und alles was in ihnen ist, und daß diese Schöpfung sich nicht durch ein einziges Machtwort in einem einzigen Augenblick vollzogen hat, sondern sich in aufeinanderfolgender Stufenreihe ausgewirkt hat.

Ueber das „Wie" und die Dauer dieses Werdeganges erhalten wir keine bestimmten Angaben. Wohl nennt der heilige Schriftsteller die Zeiträume in seiner Sprache „Tage", daß er aber damit nicht Tage in unserem Sinne verstanden haben kann, zeigt der einfache Umstand, daß er die Bezeichnung Tag gebraucht, lange ehe der Zeitraum Tag geschaffen war. Schon gleich die erste Schöpfungsperiode wird Tag genannt, während der eigentliche Tag erst in der vierten Periode erscheint. Der ganze Bericht der Genesis, unbefangen beurteilt, spricht keineswegs für obige beschränkte Auffassung des Schöpfungsaktes, weit eher dürfte er der allmählichen Entfaltung der Welt, sowie der in sie durch Gottes Schöpfermacht gelegten Kräfte das Wort reden. Dafür sprechen klar genug Ausdrücke wie: „Es lasse die Erde Gras sprossen"; „es bringe das Wasser hervor"; „die Erde bringe hervor lebende Wesen nach ihrer Art" u. s. w.

Wenn also mit Verkennung des Wesens der Offenbarung in ihr Wahrheiten gesucht worden sind und teilweise noch heute gesucht werden wollen, über die sie keinen Aufschluß geben will, so liegt die Schuld hieran nicht an der Offenbarung, sondern an der menschlichen Unvollkommenheit und Engherzigkeit; letztere, nicht aber erstere, muß für solche Irrung verantwortlich gemacht werden. Wenn ein kunstfertiges, kostbares Werkzeug durch ungeschickte Handhabung Unglück anrichtet, so schreiben wir dies regelmäßig nicht dem Werkzeug oder gar dessen kunstfertigem Hersteller zu, sondern dem Ungeschick des dasselbe handhabenden Menschen.

Damit sind wir am Schluß unserer Erörterung über Offenbarung und moderne Weltanschauung angelangt. Das Resultat können wir zusammenfassen: Exakte Wissenschaft und Offenbarung widersprechen sich in keiner Weise, falls die Grenzen der betreffenden Gebiete nicht überschritten werden und einerseits wirklich haltbare Ergebnisse der Forschung, andrerseits tatsächliche Wahrheiten der Offenbarung in Frage kommen. In diesem Falle ergänzen und stützen sich beide Gebiete gegenseitig: in der natürlichen Weltordnung, worüber die Offenbarung genauere Mitteilung nicht geben will, soll menschlicher Scharfsinn Licht schaffen, da aber, wo letzterem weiteres Vordringen versagt ist, übernimmt die Offenbarung die Führung. Wollten darum beide Richtungen, anstatt in gegenseitigem Kampfe die Kräfte nutzlos zu verzehren, zusammenarbeiten, sie könnten die denkbar höchste Kulturstufe schaffen, die hienieden menschlicher Geisteskraft zu erreichen möglich ist.

Gerade im deutschen Volke, dessen tiefernste religiöse Gesinnung schon Tacitus rühmend erwähnt hat, senkte einstens das Christentum seine Wurzeln am tiefsten ein. Diesen religiösen Sinn bekundet auch die Bewegung unserer Tage, von der ich in der Einleitung gesprochen. Mögen alle, in deren Kraft und Pflicht es gelegen ist, in der heutigen religiösen Sturm- und Drangperiode tatkräftig mitzuwirken, ihre Kräfte nicht in fruchtlos negativer, sondern in erfolgversprechender positiver Richtung betätigen!

Die Rolandsbilder Deutschlands.

Wer sie nicht aus eigener Anschauung kennt, die Rolandsbilder der norddeutschen Städte zu beiden Seiten der Elbe, insbesondere den Roland vor dem Rathause zu Bremen, dem ist wenigstens durch die deutsche Dichtung — wir erinnern nur an Wilhelm Hauffs einzigartige Phantasien im Bremer Ratskeller — ihre Kenntnis vermittelt worden. Aber seit nahezu drei Jahrhunderten hat

sich die strenge Forschung vergeblich bemüht, eine zureichende Erklärung von der Bedeutung und dem ursprünglichen Zweck dieser oft riesenmäßigen Steinbilder zu finden. Schweigend und stumm blicken sie aus lang entschwundener Zeit in unsere Tage herein, — in eine Welt, die mit ihnen selbst ebensowenig anzufangen weiß, wie sie es wußte mit den Sitten und Einrichtungen, denen sie einst ihr Dasein verdankten. Alte Nachrichten, warum man die Steinbilder aufrichtete, warum man ihnen gerade den Namen des bei Ronceval gefallenen, sagenhaften Markgrafen der Bretagne, des Paladins Karls des Großen, beilegte, fehlen vollständig. Denn daß dieser selbst in den Statuen versinnbildlicht werden solle, konnte nur eine in den Kinderschuhen steckende Geschichtsauffassung annehmen. So blieb den Hypothesen ein weiter Spielraum, und an ihnen hat es nicht gefehlt.

Im wesentlichen hielt man sich zur Erklärung an die äußere Erscheinung der Standbilder, an ihre Ausstattung. Der Platz vor dem Rathaus auf freiem Markt, das mit der rechten Hand erhobene blanke Schwert, der Mantel, der meist vorhandene Schild vor der Brust, alles dies ließ den Roland als das Symbol bestimmter Rechte und Freiheiten erscheinen, insbesondere des Markt- und Stadtrechts, des Dingens unter Königsbann, des gehegten Weichbild- oder Stadtfriedens, wenn man nicht in ihm das Zeichen sehen wollte, daß an diesem oder jenem Orte nach Magdeburger oder nach eigenem Stadt- und Weichbildrecht geurteilt werde, zum Unterschied von den rolandlosen Orten lübischen Rechts. Während sie die ältesten Erklärer als Königsbilder deuteten, sahen andere in ihnen Blut- oder Gerichtssäulen. Rich. Schröder dagegen glaubte sie aus alten Marktkreuzen entstanden und erblickte in ihnen die monumentalen Träger der vorher an diesen (angeblich) angeheftet gewesenen Wahrzeichen des königlichen Marktprivilegiums: Schwert und Schild, Handschuh und Fahne; indessen andere wieder diese Lehre dahin modifizierten, daß die Rolands-Bilder vielmehr aus städtischen Friedekreuzen hervorgegangen seien und die städtischen Rechte und Freiheiten überhaupt versinnbildlichen sollten. Das unbeweisbare und darum auch unwiderlegbare, unvermeidliche Hirngespinst, daß man es mit Reminiszenzen aus dem altgermanischen Göttermythus zu tun habe, war weniger geeignet, den ernsthaften Forscher irre zu führen, als die ohnehin reichlich vorhandene Literatur zu vermehren. Aber daß man eine jede steinerne Figur, die ein mit Rolands-Säulen anderwärts in Berührung gekommener Literat zum Roland gestempelt hatte, auf Treu und Glauben hinnahm, mußte der Lösung des Problems unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten.

Da trat in neuerer Zeit der Oldenburger Archivrat Georg Sello als nüchterner und besonnener Forscher auf den Plan und stellte zunächst fest, was denn eigentlich überhaupt ein Roland sei und als solcher zu gelten habe; er stellte zu dem Ende einen Rolands-Katalog auf und kam, indem er die Angaben über Aussehen und Standort, Namen und Alter, Verbreitung und Bedeutung jedes einzelnen Denkmals monumentaler Plastik, das als Roland galt, auf ihre urkundliche und formale Beglaubigung hin kritisch prüfte, dahin, festzustellen, welche Bilder nicht als Rolande anzusprechen sind. Solcher, bei denen Geschichte und Bild gleichmäßig bis ins Mittelalter zurückgehen, bleiben bei dieser Untersuchung nur wenige übrig, nämlich die Rolande von Bremen, Halberstadt, Zerbst, Brandenburg (Neustadt) und Quedlinburg, und abseits von ihnen der von Halle; mit diesen, sowie mit dem alten Roland von Magdeburg, der bei der Zerstörung der Stadt durch Tillys Mordbanden spurlos in Trümmer ging, hat sich die Forschung in erster Linie zu befassen.

In dem Versuch einer positiven Erklärung des Wesens und der Bedeutung der Rolands-Säulen ist Sello weniger glücklich gewesen. Auch er gelangt schließlich dahin, in ihnen alte Königsbilder zu sehen, doch nicht wie sein Landsmann Gryphiander, dem wir die erste wissenschaftliche Behandlung des Problems verdanken, solche allgemeinen Charakters, sondern speziell das Bild desjenigen Königs, der als Spender der städtischen Freiheit in Norddeutschland aufgefaßt wurde: Ottos des Großen. Diese Bedeutung, argumentiert er sodann weiter, geriet allmählich in Vergessenheit. Man verehrte die Statue ganz allgemein als ein Wahrzeichen der Stadt und die Sagenbildung bemächtigte sich ihrer. Da nun eine alte Bremer Ueberlieferung in Kaiser Karl dem Großen als dem Gründer der Stadt auch den Verleiher der ersten Bremer Stadtfreiheiten sehen und da eine weitere Sage behaupten wolle, daß der Paladin Karls, Ruotland, mit dem Schutz des eroberten Sachsenlandes betraut worden sei, so — folgert er weiter — sei hier in Bremen unter Einfluß und Mitwirkung, sei es der Pseudo-Turpinschen Chronik oder des Rolands-Liedes, zuerst auf die bis dahin lange Zeit namenlose Statue der Name des genannten Paladins übertragen worden, wobei die Bekanntschaft von Bremer Kaufleuten mit ausländischen Rolands-Bildern, vornehmlich mit der an der Tür der Kirche von San Zeno in Verona befindlichen Statue, die vermittelnde Rolle gespielt haben möge. Von Bremen fand dann (Sellos Ansicht nach) die Bezeichnung in die anderen Städte, in welchen gleiche und lange Zeit ebenfalls namenlos gewesene Königsbilder standen, ihren Weg.

Wie man sieht, ruht die Beweisführung Sellos auf recht schwachen Füßen, insbesondere da er die Kontinuität der alten Karls-Sage für Bremen herzustellen und glaubhaft zu machen außerstande ist. Auch wird ihm mit Recht entgegengehalten, daß der Roland-Typus, wie er ihn selbst erwiesen hat, die barhäuptige Gestalt mit Schwert und Mantel, in keiner Weise der altdeutschen Vorstellung vom Könige, wohl aber derjenigen vom Richter, so wie sie der Sachsenspiegel überliefert hat, vollauf entspricht.

An diese letztere Feststellung anknüpfend, ist nun ganz neuerdings Karl Heldmann in Halle unter Abstreifung aller vorgefaßten Dogmen von städtischen Wahrzeichen und Freiheitssymbolen, in exakter, methodischer Forschung und mit klarer Beweisführung an das Rolands-Problem herangetreten.[1])

Während Sello noch die Geschichte des Bremer Rolands als diejenige der Rolande überhaupt bezeichnete, weist Heldmann dem von Halle eine gesonderte und für die Lösung des Problems ausschlaggebende Stellung zu.

Unter Darlegung der mittelalterlichen Rechtsverhältnisse der genannten Stadt führt er überzeugend aus, daß die ursprünglich aus Holz gefertigte Figur auf dem Marktplatz daselbst den Burggrafen von Magdeburg als obersten Richter in Halle in dem Moment vorstellt, wo er vor den Schöffen stehend mit dem entblößten, aufgerichteten Schwert bei Königsbann Frieden gebietet. Das Gericht „auf dem Berge“ in Halle, das eigentliche Schöffengericht dieser Stadt, war zugleich die höchste Dingstadt für alle Städte des Ostens, die hier zuvörderst ihr Recht holen mußten. War nun der Burggraf von Magdeburg, mit dessen Anwesenheit das Gericht erst als ordnungsmäßig besetzt gelten konnte, nicht zugegen, so sollte er wenigstens durch eben jene Figur repräsentiert und als gegenwärtig dargestellt werden.

Diesem Burggrafenbild kommt also der Name „Roland“ durchaus nicht zu, den die übrigen Bildsäulen dagegen, wie Heldmann weiter darlegt, mit vollem Recht und ohne Uebertragung, ganz von vornherein und auf die natürlichste Weise geführt haben.

Seit dem 13. Jahrhundert vergnügte sich die vornehme Jugend der reichen Handelsstädte Norddeutschlands mit Ritterspielen von mancherlei Art, wozu man Anregung und Idee aus den damals modernen höfischen Heldengedichten entnahm. Neben dem Spiel vom Schildekenbom, vom Gral, von der Tafelrunde erfreute sich auch

1) Die Rolandsbilder Deutschlands in dreihundertjähriger Forschung und nach den Quellen. Beiträge zur Geschichte der mittelalterlichen Spiele und Fälschungen von Dr. Karl Heldmann (jetzt a. o. Prof. der Geschichte). Mit 4 Abbildungen in Lichtdruck. Halle a. S. (Max Niemeyer.) 1904. 8°. VI und 170 S.

das von Roland oder der Schlacht von Roncevral (die französische sogenannte Quintaine) großer Beliebtheit, derart, daß es in veränderten Formen hier und da auf dem Lande bis in unsere Tage fortgelebt hat. Welcher Art das Spiel ursprünglich gewesen ist, wissen wir nicht mehr. In Münster wurde es (nach der Chronik des Melchior Röchell) in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts folgendergestalt geübt: Mitten auf dem Markte stand ein hölzern Bild, das hatte beide Hände ausgestreckt, und man nannte es den Roland. Dasselbe stand auf einer eisernen Stange, so daß es umlaufen konnte; in der rechten Hand hatte es eine runde Scheibe, etwas größer als ein Teller, und an der linken hatte es eine Narrenkolbe hängen. Nun rannten die Teilnehmer des Spiels, einer nach dem andern, und stachen mit langen Speeren nach der Scheibe in der rechten Hand des Roland. Wurde diese getroffen, so lief er um, und wenn dann der, welcher gestochen hatte, nicht eilends vom Platze kam, so war er sicher, mit der Narrenkolbe einen Schlag in den Nacken zu erhalten, der ihn dem Gelächter der Zuschauer preisgab. — Aehnliche Schilderung liegt aus Lübeck und anderen Orten vor.

Der Roland war sonach ursprünglich nichts als eine hölzerne Spielfigur. Daß er arg mitgenommen wurde, ergibt sich u. a. aus den Magdeburger Stadtrechnungen, wo für häufigen neuen Anstrich sich Beträge ausgeworfen finden. Sein Platz auf dem Markt kann nicht befremden, da hier die Spiele geübt wurden.

Nun aber tritt mit dem Jahr 1400 die Entwicklung in ein neues Stadium, und zwar in Bremen. Hier war der alte, hölzerne Roland im Jahre 1366 verbrannt. Im Jahre 1404, also heuer vor 500 Jahren gerade, errichtete man nun einen neuen, und zwar jetzt einen solchen aus Stein, in gewaltiger Größe, dem man — ebenfalls eine Neuerung — einen Schild mit dem Reichsadler und der trotzigen Umschrift an die Schulter hing:

Vryheit do ik ju openbar,
de Karl und mennich vorst vorwar
desser stede ghegheven hat:
des danket gode, is min radt.

Wie kam man hierzu? Wollte man dem Erzbischof als dem Stadtherrn gegenüber damit sich als reichsunmittelbare Stadt hinstellen? Keineswegs! Denn Rat und Bürgerschaft lebten gerade in jener Zeit mit dem Bischof im besten Einvernehmen. Man dachte nicht daran, noch freier zu werden. Vielmehr war, worauf Heldmann auch zum erstenmal aufmerksam macht, gerade ums Jahr 1400 eine tiefgehende Spannung zwischen den Hansestädten Lübeck und Hamburg einerseits und Bremen andererseits vorhanden. Es war die Eifersucht um den Vorrang bei den Hansetagen, was gerade in jener Zeit die Leiter der Bremischen Politik bewog, eine Reihe von gefälschten Urkunden zu verfassen, auf Grund deren Bremen als die (nächst Köln) vornehmste Stadt Norddeutschlands gelten sollte. Bremen sollte als das geborene Haupt der Hansa dastehen. Es ist das Verdienst Heldmanns, den Zweck und die ganze Tendenz der Fälschungen ebenso wie ihren Urheber, den Bürgermeister Johann Hemeling, erkannt zu haben. Insbesondere hat er aus der unter Hemelings Mitwirkung gerade in jener Zeit verfaßten Bremer Chronik von Gerd Rynesberch und Herbert Schene mit großem Scharfsinn diejenigen Einschiebsel herausgeschält, welche den Bremer Aspirationen Vorschub zu leisten bestimmt waren. Endlich, so schließt er seine Beweisführung, wurde gerade auf Hemelings Anregung auch der Roland neu errichtet gewissermaßen als der Schlußstein des ganzen Werkes und als ein nicht zu übersehendes Memento des der Gründung Karls des Großen gebührenden Ranges.

Die weitere Entwicklung nimmt nun ihren Weg von den beiden Polen Halle und Bremen.

Hatte letztere Stadt den Anstoß zur Umwandlung der hölzernen Spielfiguren in steinerne Bildsäulen gegeben, so verdankt man ersterer die Anregung, in den Rolandsbildern auf den Marktplätzen die hohe Gerichtsbarkeit verkörpert zu haben, selbstverständlich nachdem infolge analoger Ideenverbindung auch die alte Burggrafengestalt in Halle als ein „Roland" angesehen zu werden sich hatte gefallen lassen müssen, welche Bezeichnung (nebenbei bemerkt) erst zwei Jahrhunderte nach der Entstehung der Figur urkundlich hervortritt.

Indem Heldmann alle echten Roland-Städte der Reihe nach prüft, weist er überall nach, daß sie der Sitz autonomer Stadt- und höherer Landgerichte gewesen sind. Unnachsichtlich zerstört er den Glauben, als habe ein auf Freiheit und Unabhängigkeit von der Territorialherrschaft gerichtetes Streben den Bildsäulen ihr Dasein gegeben. Hiergegen spricht nicht nur der vielfach mit dem landesherrlichen Wappentier geschmückte Schild; einzelne der Säulen sind geradezu mit Zustimmung und unter Beihilfe der Landesherrschaft errichtet worden. Vornehmlich in den märkischen Städten sind die Rolande durchgängig Gerichtswahrzeichen. Und wenn sich dieser Charakter nicht überall rein erhalten hat, wenn seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts daneben Einflüsse anderer, wenn auch verwandter Art durchdringen, so gehen diese hinwiederum von Bremen aus. Denn das darf keinem Zweifel unterliegen, daß nicht nur der Bremer Roland, sondern daß auch einzelne andere Rolande im Laufe der Zeit als Symbole der politischen Unabhängigkeit und der Reichsfreiheit betrachtet worden sind. Aber dieser Wandel hat sich, soweit man erkennen kann, im wesentlichen auf literarischem Wege vollzogen und kam an der ursprünglichen Bedeutung der Statuen nichts ändern. — Unser Werk schließt mit dem interessanten Nachweis, wie auch in Magdeburg erst im Gefolg einer Reihe von Fälschungen zu Ende des 15. Jahrhunderts der Roland als das Wahrzeichen der Unabhängigkeit der Stadt vom Erzbischof betrachtet wurde.

Das Heldmannsche Buch, dessen reichen, auch für den Kulturhistoriker in vielfacher Hinsicht wertvollen Inhalt wir hier nur in ganz großen Zügen wiedergeben konnten, ist zweifellos die bisher positivste Leistung auf dem Gebiet der Roland-Forschung und dürfte, wenn nicht wesentlich neue Momente auftauchen sollten, die Frage zunächst wohl zum Abschluß gebracht haben. Ein jeder, der an scharfer und logischer Beweisführung Freude hat, wird das Werk mit wahrem Genusse lesen. Ob für die Stadt Bremen, die — wie man hört — das 500jährige Bestehen ihres Rolands festlich begehen will, zu einer solchen Feier noch besonderer Grund vorhanden sei, ist freilich etwas fraglich.

Kassel. Hugo Brunner.

Bücher und Zeitschriften.

H. Das grusinische Epos „Dilariani". Schon öfters wurde in der Beilage der Allgemeinen Zeitung auf den Reichtum der grusinischen Literatur hingewiesen. Es ist ein großes Verdienst des Schriftstellers Arthur Leist, das deutsche Publikum mit den lyrischen und epischen Erzeugnissen der Georgier bekannt gemacht zu haben. Durch ihn ist zum Beispiel das berühmte Epos des Schota Rustaweli „Das Pantherfell" dem deutschen Publikum zugänglich gemacht worden. Es wäre zu wünschen, daß er sich an die Uebersetzung des „Dilariani" machte. Es ist dies ein Epos, welches seiner Sprache nach der Blütezeit der grusinischen Literatur angehört, in der auch das „Pantherfell" entstand und welches jetzt eben zum erstenmal im Druck erscheint. Nach der Aussage von Kennern ist es ein zweites „Schah-Name", nur mit dem Unterschied, daß wir in diesem die Sagen von den Heldentaten der fabelhaften iranischen Helden gesammelt finden, während „Dilariani" uns von dem mächtigen König von Abessynien und Aegypten erzählt, welcher viele Jahrhunderte vor Christus die ganze Welt erobert hat.

Unter den 32 Königen, welche Dilar sich unterworfen, war der mächtigste Farsman, König der Cadusier, Kolcher, Sagabunier und Brutoszer. Seine Heere waren der Schrecken Asiens. Farsman überfällt mit 500,000 Kriegern

die „Sonnenstadt“, wo Dilar residiert, wird aber besiegt und ruft diesen als König der Welt aus. Dilar aber nennt Farsman den mächtigsten unter allen überwundenen Königen und schließt mit ihm Freundschaft.

Wer war aber dieser Farsman, der Namensbruder vieler grusinischer Könige, welche nicht bloß in den grusinischen Chroniken, sondern auch bei Tacitus im ersten Jahrhundert nach Christus genannt werden? Er war ohne Zweifel ein Georgier, denn er sowie seine Krieger, die Cadusier, Kolcher u. s. w. verehrten die Nationalgottheiten der Georgier (Grusiner): Armas, Gaz und Gaïm.

Daß die Cadusier nicht bloß dem Glauben, sondern auch der Abstammung nach Grusiner waren, sehen wir aus folgendem: Die Cadusier waren stammverwandt mit den Kolchern. Nach Hecateus (zirka 550 v. Chr.) waren die Moschi ein kolchischer Stamm, die Moschi aber sind gleichbedeutend mit den Meschiern (Grusinern) und die Cadusier müssen ebenfalls zum karthwelischen (grusinischen) Stamm gerechnet werden.

Nach den Berichten der griechischen und römischen Schriftsteller waren die Cadusier eines der mächtigsten Völker der alten Welt. Nach dem Atlas antiquus von Kiepert wohnten sie von der Mündung des Araxes bis zum Urmia-See und weiter nach Süden und zum Kaspischen Meer hin folgten die Sagartier, Kaspier, Mardier, Hyrkaner (= Dschordschaner = Wirkaner). Die Sargartier reichten fast bis zur Hormusstraße, wo die Stadt Armotia lag. Alle diese Namen entsprechen den grusinischen: Sarkatia = Sarkatli = Grusien, Kaspi (Stadt an der Kura), Mardia (mardi = tapfer, kühn), Hyrcania (= Gurgani = Dschordschani = Wirkani). Wirkania (Wirkl) aber ist der armenische Namen für Iberien (Grusien). Auch Medien hat nach Herodot (VII, 62) seinen Namen von der Kolchierin Medea und ihrem Sohn Midus.

Die Cadusier hält schon der grusinische König Teimuras für Grusiner. Fr. Lepartan, welcher die Grusiner iranische Kolonisten nennt, hält die Mescher, Tibarener und Turaner für die alten Bewohner von Medien. Eine alte Sage erzählt, daß im 4. Jahrhundert v. Chr. etwa 100,000 Karthweler aus Medien nach Grusien übergesiedelt sind. Die Cadusier speziell könnte man für Kachetiner halten, denn diese hießen zuerst Katen, Katecher, später Kacher. Dort, wo die Cadusier wohnten, finden sich bei Hecataeus auch die Catanner, Stammesverwandte der cappadokischen Cataner.

Diese Cadusier führten nach Nicolaus Damascenus zu Zeiten Apriags Kriege mit dem König von Persien. Onaphernes war ihr Herrscher; er wollte aber von seinem Volke nichts wissen und wurde Anhänger des persischen Königs. Er schickte Gesandte an Astyages mit der Bitte, ihm einen Vertrauten zu senden, mit welchem er über den Uebergang zu den Persern verhandeln könnte. Dieser schickte den Cyrus mit dem Auftrag, demselben in allen Dingen behilflich zu sein. Aber Cyrus schloß einen Bund mit Onaphernes und den Cadusiern gegen Astyages. Aus der Cyropaedie ferner sehen wir, daß Cyrus hauptsächlich mit Hilfe der Cadusier und Hyrcaner seine Feinde besiegte und ein großes persisches Reich gründete.

Frauen und Mädchen. Novellen von Adalbert Meinhardt. Berlin 1903, Gebrüder Paetel.

Wir haben von dieser Novellensammlung wieder den Eindruck der Ungleichmäßigkeit empfangen, der sich uns in der letzten Zeit auch bei verschiedenen anderen aufgedrängt hat. Woraus hervorgeht, daß es nicht damit getan ist, fünf, sechs oder acht Novellen, die man zu verschiedenen Zeiten geschrieben hat, zu einem Bande zusammen zu schweißen. Vielmehr sollte man sie darauf ansehen, ob sie auch im Stil zu einander passen, ob sie auf bestimmte künstlerische Eigenschaften und Anschauungen des Verfassers hindeuten. Darauf kommt es an, nicht auf die Gleichmäßigkeit der Stoffe. Denn Ernstes und Heiteres, Schweres und Leichtes darf uns im gleichen Band geboten werden, wir wollen eben nur eine bestimmte persönliche Note erkennen. In dem vorliegende Bande treten die drei letzten Novellen weit hinter die ersten zurück. In diesen sind die Menschen in kräftigen Umrissen gezeichnet und der „Falke“ dieser Novellen tritt scharf hervor. So in „Ueberschwemmung“, wo die Heldin, wie von eiskaltem Wasser übergossen, plötzlich erkennt, daß der Mann, den sie von Jugend auf geliebt, ein Snob ist, der für ihr Fühlen kein Verständnis hat. So in „Stellas Wankelmut“ in den ergreifenden Geschichten „Seine Frau“ und „Aus dem Kriegsjahre“. Wie die Heldin der Novelle „Seine Frau“ ist diese Novelle selbst eine Perle und auch in den anderen lernen wir ganze Menschen kennen. Eine prächtige, fröhliche Geschichte „Sie“ — auch in der Technik sehr geschickt, da sie uns die Gefühle des Knaben durch den Mund des Großvaters erzählen läßt — behandelt die in dem jungen Herzen auflodernde erste Liebe und die ihr folgende Enttäuschung, da „Sie“ einen anderen liebt, den der Neunzehnjährige als zum alten Eisen gehörig gewähnt hatte. „Herbstparade“, „Ach was!“ und „Die Sklavin“ sind minderwertig, auch nicht so sorgfältig ausgeführt wie die anderen. Eine solche Abnormität wie den Herrn von Meyer läßt man gottlob in Deutschland nicht frei herumlaufen.

S. S.

*

Allgemeine Rundschau.

Ein Beitrag zu „Babel und Bibel“.

Ueber „Sapattu, den babylonischen Sabbath“, sprach Dr. Pinches am 9. Februar in der englischen „Society of Biblical Archaeology“. In seinem ersten „Babel und Bibel-Vortrag“ hatte Delitzsch geäußert: „Es ist denkwürdig, daß die israelitische Tradition selbst über den Ursprung des Sabbathtages nicht mehr sicheren Bescheid weiß. Da aber auch die Babylonier einen Sabbathtag hatten, und in einem Opfer- und Festkalender der 7., 14., 21., 28. Tag eines Monats als Tage bezeichnet sind, an welchem gar kein Werk getan werden darf ꝛc., so dürfte kein Zweifel möglich sein, daß wir die in der Sabbath- bezw. Sonntagsruhe beschlossene Segensfülle im letzten Grunde jenem alten Kulturvolke am Euphrat und Tigris verdanken.“ Schon König (Bibel und Babel) hatte auf dieses richtig bemerkt, daß der Sabbath bei den Israeliten als Nachbild der göttlichen Schöpfungsruhe betrachtet und zur Betätigung der Humanität gegen die Dienenden und Tiere bestimmt ist. Nicht die babylonische Ausschaltung des Tages zur Versöhnung der Götter, sondern dieser ethische Grund veranlaßte Weihung und Erhaltung des Sabbaths bei den Israeliten. Zudem sind, wie Pinches ausführte, diese im Festkalender genannte Tage (7., 14., 21., 28.) niemals „Sapattu“ bezeichnet. Denn der babylonische „Sapattu“ oder „Sabbatu“ ist immer nur der 15. Tag im Monat, der Tag der Ruhe für das Herz, weil der Mond in seiner Fülle an diesem Tage blieb. Pinches ergänzte zugleich das fragmentarische Wort — pattu in der fünften Tafel der „Creation tablets“ in sapattu, da in dieser (I, 18) von dem Mond in der Mitte des Monats die Rede ist. Außerdem fielen die erwähnten babylonischen Feiertage (7., 14., 21., 28. „ud-hul-gala“) nicht regelmäßig auf denselben Wochentag, da die babylonischen Monate mehr als 28 Tage hatten. Pinches hält den babylonischen Sabbath gar nicht für semitischer, sondern sumero-akkadischer Herkunft. Die Bezeichnung verblieb allerdings nicht den Babyloniern allein, sondern wurde von den Israeliten übernommen, die das für den „dies nefastus“ der Babylonier geltende Wort für ihren strengen Ruhe-Sabbath anwandten, der ganz genau auf denselben Wochentag stets fiel. Hommel (Die altorientalischen Denkmäler und das alte Testament p. 18) wies Delitzschs Ansicht deswegen zurück, weil das Hemerologium gar nicht auf die babylonische fünftägige Woche paßt. Hommel meinte, ein chaldäischer Kalender sei mit seinem 7., 14., 21., 28. und 19. Tage des folgenden Monats hier in den sonst babylonischen eingeflossen. (S. darüber Otto Weber in der Beilage 1903 November S. 386 und 396.)

M.

•

Feuer und Blüte.

Das gelegentliche Auftreten einer Herbstblüte an Bäumen ist eine bekannte Erscheinung. Die neuen Blütenknospen, beispielsweise der Obstbäume, pflegen schon Ende August fertig angelegt zu sein. Unter normalen Verhältnissen würden sie sich erst im nächsten Frühjahr entfalten; wenn aber im September oder später günstige Temperatur-

bedingungen eintreten, so blüht eine Anzahl dieser Knospen vorzeitig auf.

In der Sitzung der Pariser „Société de Biologie" vom 21. Oktober legte nun, wie in der Naturwissenschaftlichen Rundschau berichtet wird, Hr. **Jolly** blühende Birn- und Apfelbaumzweige vor, die nicht durch die Sonnenwärme, sondern durch die **Wirkung eines Brandes** zum Aufblühen gebracht worden waren. Am 2. September brach in Chaussée-sur-Marne, einem Dorfe bei Châlons, Feuer aus, das ein ganzes Viertel des Ortes in Asche legte. Das Feuer (bei dem Hr. Jolly Augenzeuge war) wurde durch einen großen Obstgarten, der mit Birn- und Apfelbäumen bepflanzt war, aufgehalten. Unmittelbar hinter den vom Feuer zerstörten Gebäuden waren zwei Reihen von Obstbäumen vollständig verbrannt; es ist keine Spur mehr davon vorhanden. Die drei folgenden Reihen stehen noch, aber die Bäume sind ganz oder größtenteils versengt. An den Bäumen der sechsten Reihe ist trotz ernster Schädigungen eine zweite Blüte aufgetreten. Die Knospen begannen schon Ende September sich zu öffnen; am Tage seines Vortrages hatte Hr. Jolly die Nachricht erhalten, daß vier Apfelbäume völlig mit Blüten bedeckt seien und daß die anderen Bäume, die weniger der Hitze des Brandes ausgesetzt gewesen waren, nur einige Blüten hätten. Die mit Blüten bedeckten Bäume haben aber einige Zweige, die so weit versengt sind, daß ihre Zerstörung sicher ist; man kann an demselben Zweige versengte und neue, grüne Blätter mit Blüten sehen. Nach einer anderen Richtung machte das Feuer in nächster Nähe von Fliedersträuchern (Syringen) Halt, die sich auch völlig mit Blüten bedeckten. Man könnte diese Wirkung mit derjenigen vergleichen, die beim künstlichen Treiben der Blüten zur Geltung kommt; aber sie unterscheidet sich von dieser durch ihre Plötzlichkeit, Stärke und kurze Dauer. Der Brand hatte um 12½ Uhr mittags begonnen und war etwa um 4 Uhr zu Ende.

*

Die Pflanze als Wetterprophet?

dc. **Aus London** wird uns geschrieben: Ueber die „Wetterpflanze" und „Vorhersagen von atmosphärischen und seismischen Störungen" hielt **Baron Nowack von Friedland** am Sonnabend in der Society of Arts in London unter dem Vorsitze des Earls von Aberdeen vor einem ebenso zahlreichen wie gewählten Publikum einen höchst interessanten Vortrag, der höchst wahrscheinlich zur Gründung eines meteorologischen Instituts nach Nowackschem System in London führen dürfte. Die Mitteilungen des Vortragenden über die merkwürdigen, von ihm entdeckten und nach jahrelanger Arbeit gedeuteten Eigenschaften der „Wetterpflanze" (Abrus precatorius L.) zeigte, daß es ihm möglich geworden, Vorsagen des Wetters auf zwei bis sieben Tage, und größere Störungen auf 24 bis 28 Tage mit staunenswerter Sicherheit zu machen, wie das seine Wetteranzeigen bei der Wiener Jubiläumsausstellung (durch sechs Monate), in Protiwin und Möhritz (Erntezeit), London ꝛc., sowie seine Vorhersagungen der schlagenden Wetter in Staffordshire, Westfalen und Mähren, Wirbelstürme und Erdbeben in Italien, Sicilien, Agram, Konstantinopel (zur Stunde) und namentlich die furchtbare Katastrophe auf Martinique, 1902, dargetan haben. Die zum großen Teile der Gelehrtenwelt angehörige Zuhörerschaft folgte den Ausführungen Baron Nowacks, die namentlich auch dem Einflusse der Sonnenflecken und Sonnenfackeln auf die Elektrizität der Luft und den magnetischen Strömungen und deren Einfluß auf die atmosphärischen und seismischen galten und die wunderbare Empfindlichkeit von Abrus precatorius gegenüber diesen Sonneneinflüssen erörterten, mit ungeteilter Spannung und lohnte den Vortragenden mit reichem Beifall.

Kleinere Mitteilungen.

C.K. **Die Stele des Königs Zü** (Schlange) in Kalkstein, die, wie neulich berichtet, der Louvre zum Preise von 103,400 Fr. erworben hat, stammt aus den Ausgrabungen bei Abydos. Die Stele ist 1.45 Meter hoch und wird von Amelineau in einem Artikel, der die Entdeckungen behandelt, die er bei den Ausgrabungen in Abydos machte, folgendermaßen beschrieben: „Oben auf einem Rechteck sitzt stolz ein Sperber, das Symbol des Horus und das Attribut des toten Königs. Keine Einzelheit des Vogels ist dem Künstler entgangen, er hat sie alle mit Einfachheit und Maß, aber mit großer Kraft wiedergegeben. In dem Rechteck sieht man in dem oberen Teil die Schlange, die schon allein den Namen „doppelt" darstellt, d. h. einen besonderen magischen Namen, der dem König gegeben wurde. Die Schlange steht in der Ausführung dem Vogel nicht nach. In der unteren Hälfte des Rechteckes sieht man die beiden Eingänge der königlichen Behausung mit ihren Ornamenten, ihren Pylonen und Toren, wovon das Grab nur eine Reproduktion ist. Das Ganze ergibt das schönste Stück altertümlicher ägyptischer Skulptur, das bis jetzt bekannt ist."

* **Die für die Waffenhalle der Saalburg bestimmte Mommsen-Büste** trägt folgende von Mommsens Mitarbeiter, Prof. Hirschfeld, bestimmte Inschrift: „Theodoro Mommsen Scriptori Rerum Romanarum Inter Omnes Principi Cuius Impulsu Atque Consilio Limes Imperii Romani Patefactus Est Guilelmus II. Imperator Germanorum."

* **Vom Schiller-Museum in Marbach.** Eine Uebersicht über die Schätze, die im Marbacher Schiller-Museum bereits verwahrt und ausgestellt sind, gibt der 6. Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schillervereins 1901/02. Vorhanden ist A. die Sammlung von Schillerreliquien, im ganzen derzeit 163 Stücke, auch Reliquien von Uhland, Auerbach, Kerner, Wieland; B. die Sammlung von Schiller-Bildern, -Büsten, -Medaillons, -Statuetten, -Münzen, zusammen derzeit 522 Nummern; C. die Bücherei; sie umfaßt über 2000 Nummern, ist in einzelnen Teilen von einzigartiger Vollständigkeit und hat jetzt schon hervorragende Bedeutung für die Schillerforschung; besonders wertvoll sind die 249 ersten Drucke der Schillerschen Werke und Schriften; D. die Handschriftensammlung, bestehend aus ca. 15,000 Nummern. Soweit es in erster Linie Handschriften Schillers und seiner Familienglieder und Urkunden über dieselben sind, umfaßt sie bis jetzt ca. 1000 Nummern. Aber sie enthält auch die Handschriften der anderen schwäbischen Dichter, und zwar verdienen unter ihnen besonders genannt zu werden a) der Uhland-Nachlaß, b) der Nachlaß von Berthold Auerbach, c) der Justinus Kerner-Nachlaß, in dem die Briefsammlung allein über 3000 Nummern enthält; d) zahlreiche andere Nachlässe, Stiftungen und Erwerbungen, die sich auf die literarischen Größen der württembergischen Heimat beziehen.

* **Friedrich List-Tag in Kufstein.** Die Vorbereitungen zu dem am 29. März in Kufstein stattfindenden List-Tag, der den Zweck hat, ein Komitee zur Errichtung eines Friedrich List-Denkmals am Fuße des Duxerköpfls zu begründen, haben nun begonnen. In den nächsten Tagen geht ein von Professor Dr. K. Th. Eheberg in Erlangen verfaßter Aufruf an die deutschen Nationalökonomen, an die beteiligten Regierungen, an die Eisenbahnverwaltungen und an die bedeutendsten Großindustriellen des In- und Auslandes hinaus, der zur Teilnahme an der am angegebenen Tag stattfindenden Versammlung auffordert.

* **Aerztliches Stiftungswesen.** Die **Hufelandschen Stiftungen** für notleidende Aerzte und Arztwitwen in Berlin haben nach ihrem 73. Jahresbericht im Jahre 1903 an Pensionen und Unterstützungen an Aerzte 8450 M., an Arztwitwen 21,655 M. bezahlt. Das Direktorium der Stiftungen, mit welchen auch die Dr. Ignatz Braunsche Stiftung zur Unterstützung hilfsbedürftiger Aerzte mosaischen Glaubens verwaltet wird, besteht aus den Herren Geh. San.-Rat Prof. Dr. **Bartels**, Kreisarzt Dr. **Dietrich**, San.-Rat Dr. **Hofmeier** und Geh. Ober-Med.-Rat Dr. **Pistor** in Berlin.

W. **Ein Spezifikum gegen Krebs?** Der bekannte Chirurge **Doyen** überreichte am 21. d. M. der Pariser Akademie der Wissenschaften eine Arbeit über Krebsbehandlung. Doyen behauptet, er habe mittelst Einspritzung eines Toxins, das von den in den bösartigen Neubildungen seit

langen Jahren konstatierten Micrococcus neoformans herrührt, eine größere Anzahl von Heilungen erzielt.

* **Redaktionswechsel.** An Stelle des verstorbenen Geheimrats Jolly hat Professor Dr. **Siemerling** (Kiel) die Redaktion des Archivs für Psychiatrie und Nervenkrankheiten übernommen.

* **Ein tschechischer Vorstoß.** Tschechische volkstümliche Universitätskurse haben, wie wir bereits an anderer Stelle meldeten, am Montag in Wien begonnen. In der Eröffnungsrede gab der Obmann des tschechischen akademischen Vereins seiner Freude darüber Ausdruck, daß auch für die tschechische Bevölkerung Wiens und zwar von zwei Seiten Universitätskurse abgehalten werden, da auch der allgemeine Sokolverein volkstümliche Vorträge abhalten werde, zu denen Professoren der tschechischen Technik in Brünn Vorträge angemeldet hätten. Bei dem gestrigen ersten Vortrag waren alle tschechischen Vereine Wiens vertreten. Den Eröffnungsvortrag hielt Prof. Dr. Drtina aus Prag über das Thema „Lebensanschauung und Lebenszweck des modernen Menschen".

* **Todesfall.** In London ist am Montag der bekannte Literarhistoriker **Leslie Stephen** gestorben. Stephen, 1832 zu London geboren, widmete sich nach Abschluß seiner Studien erst dem Lehrerberuf, sodann der schriftstellerischen Tätigkeit. 1871 übernahm er die Leitung des Cornhill-Magazin. 1882 wurde er Mitleiter der National-Biographie. Die wichtigsten Schriften Stephens sind: „Studien über Freidenkerwesen" (1873), „Geschichte des Denkens in England im 18. Jahrhundert" (1876), „Die ethischen Wissenschaften" (1882), „Leben Henry Fawcetts" (1885), „Leben Sir James Fitzham Stephens" (1895), „Eines Agnostikers Apologie" (1893), „Soziale Rechte und Pflichten" (1896), „Studien eines Biographen" (1898).

Hochschulnachrichten.

hc. **Leipzig.** Der außerordentliche Professor der Hautkrankheiten Dr. Johann Heinrich **Rille** ist zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt worden.

* **Kiel.** Der Privatdozent für innere Medizin Dr. Alfred **Groß** ist im Alter von 28 Jahren gestorben. Dr. Groß hatte sich 1903 mit einer Schrift „Betrachtungen über Amöben-Enteritis" habilitiert.

* **Wien.** Am 1. März feiert der österreichische Unterrichtsminister Dr. W. v. **Hartel** den Tag, an dem er vor 40 Jahren an der Wiener Universität zum Doktor der Philosophie **promoviert** worden ist. In akademischen Kreisen plant man, wie Wiener Blätter mitteilen, aus diesem Anlasse für den Minister, der als Professor der klassischen Philologie an der Wiener Universität gewirkt hat und auch Ehrendoktor der technischen Wissenschaften ist, eine Reihe von Ehrungen.

* **Prag.** Professor Dr. **Hans Groß**, der Herausgeber des Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik, hat in Uebereinstimmung mit Prof. v. Liszt (Berlin) beschlossen, eine **Sammlung von Tatsachenmaterial über die Ursachen und Erscheinungsformen des Verbrechens** behufs weiterer Entwicklung der exakten Forschung im Strafrecht anzulegen. Diese Sammlung soll sich auf solche vorgekommene Fälle erstrecken, in denen irgend ein kriminalogisch wichtiges Problem zum Ausdruck gekommen ist. Zur Veröffentlichung gelangt das erwähnte Material im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik. — Der außerordentliche Professor Dr. K. H. v. **Otavsky** wurde zum ordentlichen Professor des Handels- und Wechselrechtes an der böhmischen Universität in Prag ernannt.

Basel. Dem außerordentlichen Professor und Bibliothekar an der hiesigen Universitätsbibliothek Dr. **Binz** ist ein Lehrauftrag für Englisch erteilt worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Oskar Blumenthal: Klingende Pfeile. Berlin und Leipzig 1904. F. Fontane u. Co. 198 S. — **Ernst v. Wolzogen**: Was Onkel Oskar mit seiner Schwiegermutter in Amerika passierte. Erzählt von ihm selbst. 5. Aufl. Ebenda 1904. 92 S. — **Paul Langenscheidt**: Um Nichts. Roman. Ebenda 1904. 221 S. — **Margarete Böhme**: Wenn der Frühling kommt. . . . Roman. Ebenda 1904. 285 S. — **Gräfin Uxkull**: Friedliche Eroberungen. Roman aus dem modernen Aegypten. Ebenda 1904. 452 Seiten. — **Maria zur Megede**: Narren. Roman. Ebenda 1904. 424 S. — **Stephan v. Kotze**: Ein afrikanischer Küstenbummel. Ebenda 1904. 286 S. — **Marcel Prevost**: Brautnacht und andere Novellen. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen. München 1904. Albert Langen. 155 S. — **Björnstjerne Björnson**: Arnljot Gelline. Einzige berechtigte Uebertragung aus dem Norwegischen von Max Bamberger-Rom. Ebenda 1904. 87 S. — **Ferdinand Nikolay**: Ungeratene Kinder. Psychologische und pädagogische Studie. Nach der 13. Auflage des von der Académie des sciences morales et politiques preisgekrönten Originals übersetzt von G. Plettl, Benefiziat. Regensburg 1904. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 510 S. — Dr. **Friedrich Frhr. v. Wieser**, Professor an der Universität Wien: Die deutsche Steuerleistung und der öffentliche Haushalt in Böhmen. Leipzig 1904. Duncker u. Humblot. 93 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Kunst-Auktion den 7. und 8. März 1904.

Handzeichnungen, Aquarelle.
Italiener des XV.—XVII. Jahrhunderts.
Sammlung Mocali (Florenz).
Deutsche Blätter (L. Richter etc.).
Kupferstiche, Farbstiche, Schabkunstblätter.
Karikaturen-Sammlung
auf Napoleon I., Napoleon III., Kaiser Wilhelm, Bismarck
Krieg 1870/71, Französ. Republik, Jahr 1848
und Frankfurt a. M.
durch (5927)
Max Ziegert, Kunst-Antiquariat,
Frankfurt a. M., 56/I Bethmannstr. 56/I.
Katalog (ca. 500 Nrn.) bitte zu verlangen.

An unsere Leser!
Wir bitten höflich, bei allen **Anfragen oder Bestellungen**, welche auf Grund der in der **Beilage zur Allgemeinen Zeitung** angekündigten, besprochenen oder zitierten **Bücher und Verlagswerke** erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung beziehen zu wollen.
Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Tauchnitz Edition.
February 24, 1904.
His Fortunate Grace, etc.
New Stories.
By
Gertrude Atherton.
In 1 vol.
(5977)
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 25. Februar. Nummer 46.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.
Die Zukunft der katholischen Literatur. Von L. Kr.
Ein Handbuch des Deutschtums im Auslande.

II. Bücher und Zeitschriften.
Laurids Bruun: Der König aller Sünder. — Dr. Albert Fries: Platen-Forschungen. — Köbner: Die Organisation der Rechtspflege in den Kolonien.

III. Allgemeine Rundschau.
Ozon und seine Verwendung. — Kurpfuscherkonkurrenz im 16. Jahrhundert. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Die Zukunft der katholischen Literatur.

I.

Die Toten reiten schnell und noch schneller die Gedanken. Wie oft haben wir dies in der Literaturentwicklung der letzten Jahrzehnte bemerkt! Balzac, Flaubert, Zola haben den Naturalismus auf den Sockel erhoben gehabt und Deutschland beugte sich vor dieser Kunstrichtung, wie es sich wenige Jahre später vor dem literarischen Psychologismus eines Joris Karl Huysmans, Paul Bourget, Jens P. Jacobsen beugte. Dann kam der Symbolismus, der auf die Präraphaeliten — Dante Gabriel Rossetti und den Brotherhort um ihn, Burne-Jones und Walter Crane — zurückgriff, und auch er feierte, vor allem in der Person Maeterlincks, seine Triumphe. Auf die dezidierte Großstadtschilderung von Zolas „Nana“ kam die außerzeitliche und außerweltliche trübmystische Atmosphäre von Maeterlincks „Les Aveugles“, „Pelleas und Melisande“; die Umwertung aller Werte wurde mit einem Eifer betrieben, der oft wohl neben das Ziel schoß, aber das Wort aus Hauptmanns „Einsamen Menschen“: „Es ist eigentlich eine große Zeit, so ein freier Luftzug ist hereingeschlagen“, doch wahr machte.

Die Revolution der Literatur, die die letzten Jahre brachten, ging am katholischen Schrifttum fast spurlos vorüber. Wo nicht direkte Feindseligkeit sich geltend machte, die teilweise begreiflich war gegenüber dem grob-erotischen Ton mancher Stürmer und Dränger, dort herrschte trübe Apathie. Man betrachtete vom sicheren Hafen aus den Sturm draußen und freute sich — eine natürliche Folge — der eigenen Ruhe. Man wandte sich in die Welt des Mittelalters in Roman- und Epenstoffen zurück und ließ die alte, versunkene Pracht mit den Mitteln überlieferter Technik wieder aufleben: eine verspätete Nachblüte der Romantik mit ihrer Freude am Mittelalterlichen ging innerhalb der katholischen Literatur auf; die beiden Jesuiten Diel und Kreiten, Eschelbach, Heemstede sind ihre führenden Namen. Es ist diese Erscheinung nicht schwer zu begreifen. Das Mittelalter war die Zeit des Höhepunkts der äußeren kirchlichen Macht; die immerhin noch glänzenden Ruinen dieser politischen Größe blendeten die schönheitsdurstigen Geister; immer noch freute man sich jener päpstlichen Fassung der Schwertertheorie, wie sie noch im Schwabenspiegel enthalten ist; die weihrauchdurchwogten Hallen der politischen Macht des Papsttums im Mittelalter sah man um so lieber im Geiste wieder, je mehr der Untergang des Kirchenstaates auf die Stellung des Papsttums als einer lediglich religiösen Macht hinwies. So blieb in der katholischen deutschen Literatur bis heute im großen und ganzen der mit typischen technischen Mitteln arbeitende verspätete Romantizismus herrschend.

Der Kulturkampf der Siebzigerjahre griff in das Schrifttum des katholischen Deutschland wenig ein. Wohl brachte er einige politische Streitlieder, von denen die im „Schwarzen Blatt“, einer Unterhaltungsbeilage der Berliner Germania, erschienenen die bedeutendsten waren; aber man sah bald ein, daß das politische Lied nur ganz vereinzelt echte Kunstblüten zeitigen könne, nämlich nur dann, wenn ein gewaltiger Geist einer gewaltigen Gärung Worte lieh wie bei den nationalpolitischen Liedern der Vierzigerjahre; wie die bedeutendsten politischen Streitlieder der Weltliteratur, die mittelalterlichen Sirventes, aber daran zugrunde gingen, daß öder persönlicher Rügeton in sie einschlich, so verlief auch die politische Dichtung der deutschen Katholiken während des Kulturkampfes im Sande. Einzig Bolanden rettete sich noch bis in den Anfang der Neunzigerjahre herüber, bis eine gesunde künstlerische Reaktion innerhalb seiner eigenen Kreise auch ihn vergessen ließ.

Die einförmige Ruhe ging seitdem wieder weiter. Eine Zeitlang feierte man in der Lyrik eine Konvertitin namens Cordula Peregrina, deren Bücher zahlreiche Auflagen erlebten, die aber von poetischer Art nichts an sich hatte als eine unerhörte Freigebigkeit mit Reimen. Ihre religiöse Lyrik ist dürr, geistesarm, trocken; sie besteht fast nur in der Paraphrase von Bibelzitaten. Ihr Stil ist obsolet, konventionell, ausgetreten; es gibt keinen größeren Gegensatz als Annette Droste mit ihren gedankenschweren, gewaltig einherflutenden lapidaren Versen und diese Dichterin mit ihrer gedankenarmen, trostlosen, von keinem Aufblitzen persönlichen Gefühls erleuchteten Art. Zur Ehre der katholischen vornehmeren Kritik von heute sei gesagt, daß sie mit Recht auch die am meisten bescheidete Dichterin darstellt, die der heutige Katholizismus trägt, und daß man jetzt allseits zur Erkenntnis des Unwertes ihrer Schriften gelangte und Spee, Silesius, Annette Droste, Luise Hensel, Brentano ihr gegenüber empfahl. — Auf dem Gebiete des Romans aber war Alleinherrscher zwei Jahrzehnte lang der sächsische Abenteurer-Romancier Karl May, der mit mehr als dreißig umfangreichen Bänden in kurzer Zeit den Markt überschwemmte und trotz entschiedenen Talents durch sinnlose Ueberproduktion allmählich ganz verplattete. Wohl finden sich in einzelnen seiner Bände, wie in dem Roman „Winnetou“, Proben echter Poesie; hier und da, wie auch in dem citierten Band, ist an tiefe Probleme gerührt, wie an das Verhältnis einer Freundschaft zwischen einem Natur- und Kulturmenschen; aber ein Mangel an künstlerischer Uebersichtlichkeit und Konzeptionskraft, sein Spielen mit einer wildgrotesken Phantasie, eine wachsende Gedankenarmut und stete Wiederholung längst geschaffener Typen machen seine letzten Werke ganz wertlos und rechtfertigen den Kampf, der von allen Seiten und auch aus den katholischen Reihen heraus gegen ihn entbrannte.

Der Mangel irgend eines bedeutenderen Werkes — außer etwa Webers „Dreizehnlinden“ —, welches der deutsche Katholizismus der modernen Strömung gegen-

über hätte ausweisen können, brachte ihn zum Teil — und das ist psychologisch folgerichtig — in eine gereizte Stimmung gegenüber der nichtkatholischen Literatur, zum Teil wuchs die Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht mit katholischer Feder schrieb. Nun darf man freilich nicht verkennen, daß in dieser ruhig reservierten Haltung des katholischen Schrifttums gegenüber dionysischem jungmodernem Ueberschwang ein heilsames Gegenmittel lag; erkennt doch auch Harnack in seinem „Wesen des Christentums" den relativen Wert dieser Hemmung an. Aber das Gute daran wird weit überholt durch die schlimmen Folgen dieses Systems, das den Aesthetikern katholischer Konfession teilweise völlig den freien, unbefangenen Blick raubte. Ausdrücke wie „moderner Hexensabbath" waren noch das Gelindeste; aber wie ein sonst so besonnener Denker wie Kreiten von Rosegger sagen konnte, es sei schade, daß dieser nur Schneider sei, nicht Schuster, sonst hätte man ihm mit Fug und Recht zurufen können: „Schuster, bleib' bei deinem Leisten!", ist wohl unfaßlich. Selbst der mit einem Tropfen P. Odilo Rottmanners, seines großzügig denkenden Ordensbruders, gesalbte Benediktiner Ansgar Pöllmann hat in den Kampf gegen Rosegger eingestimmt, den die „Stimmen aus Maria Laach" entfachten.

Am meisten korrumpiert aber wurde durch diese Apathie gegen alles Nichtkatholische die katholische Literarhistorik. Ein Beispiel dafür ist die bereits in zehnter Auflage erschienene „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" von G. Brugier (Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. B.). Da wird Marie v. Ebner-Eschenbach in kaum fünf Zeilen abgefertigt (S. 701), während nichtssagende Namen wie Hedwig Wolf, Emma Franz, Luise Meyer von Schauensee, Viktorine Endler, E. Leonhart, Josephine Flach, E. Jordaens, L. v. Erlburg, Maria Lenzen, Ernst Lingen, Thekla Schneider, Cordula Wöhler, Minna Freericks, Ferdinand Heitemeyer, ihre teilweise langen Analysen erfahren. Gottfried Keller wird S. 658 auf einer halben Seite abgetan, Storm, Jensen, K. F. Meyer, Otto Ludwig, Raabe in ein paar Zeilen; Sudermann und Hauptmann kennt der Verfasser nicht einmal dem Namen nach. Des Rätsels Lösung liegt darin, daß der Verfasser nur bei jenen Persönlichkeiten bewandert scheint, die der Stern hinter dem Namen als katholisch kennzeichnet; wie verschoben und direkt falsch das Gesamtbild aber werden muß bei einer solchen konfessionell engherzigen Zurechtformung der deutschen Nationalliteratur in eine deutsche katholische Literatur, bedachte er nicht. Und von anderen Unrichtigkeiten ganz abgesehen: über die Ossian-Frage wenigstens sollte ein deutscher Literarhistoriker informiert sein; immer noch die Behauptung Therese Adolfine Luise Robertsons, die unter dem Namen Talvy schrieb und 1870 starb, nachzudrucken, Ossians Lieder seien ein Elaborat Macphersons, grenzt doch wirklich ans Unglaubliche, nachdem bereits 1868, vor jetzt 35 Jahren, August Ebrard in Erlangen („Ossians Finghal aus dem Gälischen metrisch und mit Beibehaltung des Reimes übersetzt") den Beweis führte, daß Ossians Lieder echt und von Macpherson nur hier und da entstellt seien.

Der Rückschlag gegen diese Art der Behandlung literarkritischer Fragen mußte unter den einsichtsvolleren katholischen Autoren kommen. Er zeigte sich seltsamerweise zuerst in der Schweiz, wo der Redakteur Federer im Luzerner „Vaterland" unter dem Namen Philalethes ästhetische Plaudereien veröffentlichte, die ein für allemal mit dieser Richtung brachen. Die Anregungen dieses Mannes griff Karl Muth, der seinerzeitige Herausgeber der „Alten und Neuen Welt", auf und schrieb die beiden „Veremundus"-Broschüren („Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?" 1898, und „Die literarischen Aufgaben der deutschen Katholiken" 1899, Mainz, Kirchheim), die mit einemmal ringsum alles aufrüttelten und eine lange Reihe von Diskussionen veranlaßten. Wohl blieb die Mehrzahl noch auf dem alten romantischen Standpunkt stehen; gleich der kranken Ophelia irrte man mit wehmütigen Gebärden weiter um die tiefen Wasser, die uns vom Mittelalter trennen, und konnte doch nicht hinüber, weil die Wogen zu tief waren. Aber das energische Eintreten anerkannter Autoritäten wie Dr. Joseph Müllers, Ehrhards, Schells für die neuere Richtung der sogenannten „katholischen Moderne" schuf dieser doch freien Weg, und eine große Anzahl untergeordneter Geister wie Anton Lohr, Laurenz Kiesgen, Karl Scapinelli, arbeiteten mit bald höflichen, bald, wenn es not tat, auch unhöflichen Worten, die leider nur zu oft, anstatt sachlich zu sein, einen grobpersönlichen Ton anschlugen, in dem literarischen Sammelorgan, der „Literarischen Warte", im Dienste der Bestrebungen Muths, so daß diese heute fast allseitig im deutschen Katholizismus anerkannt sind.

II.

Der Fortschritt, der in den Anregungen von Philalethes, Muth u. a. lag, kann uns nun freilich nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß die katholische Literatur auf dem von ihnen verfolgten Weg ebensowenig zu einer Zukunft gelangen kann wie auf dem vorher betretenen, daß sie eine zukunftslose ist und bleiben wird, wenn nicht andere, so nahe liegende und trotzdem übersehene Wege eingeschlagen werden. Die Ausführungen Muths gipfelten, soweit sie mit positivem Vorschlag hervortraten, in zwei Punkten: er riet den deutschen katholischen Autoren, die höher stehende Technik der Moderne sich anzueignen, und empfahl ihnen zugleich ausländische Muster wie Sienkiewicz und Coloma. Beide Ratschläge bergen aber für eine gesunde Kunst der deutschen Katholiken die größten Gefahren in sich.

Denn betrachten wir nur einmal die Frage: Gibt es eine deutsche katholische Kunst und was ist sie? Ist der Begriff „katholische Kunst" von der Hand zu weisen und auf eine Stufe zu stellen mit unsinnigen Begriffen wie katholische Wissenschaftlichkeit, katholische Chemie, katholische Technik? Nichts wäre verfehlter als das. Jede echte Kunst ist Blüte eines Kulturideals, und wenn der Katholizismus nun ein ganz spezifisch katholisches Kulturideal hat, muß er auch eine spezifisch katholische Kunst haben können, die der Geist des Katholizismus bis ins kleinste durchzittert. Daß er aber ein eigenes Kulturideal hat, haben wir in Deutschland wahrlich mehr als einmal erfahren, wenn es zum Konflikt zwischen Staat und Kirche kam. Wie der Protestantismus in Luthers Liedern eine ganz spezifisch protestantische Kunst hat, wie im Streit- und Siegeslied „Ein' feste Burg ist unser Gott" der Mönch und Junker Georg sich die Hände reichen, wie aus Rembrandts dämmerungumwobenen Christusbildern der durch heftige, totenbange Skepsis hindurchgehende und zur Erlösungsgewißheit strebende protestantische Geist klagt und jubelt, so hat der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" recht, wenn er Dante und Michelangelo als Heroen einer von katholischem Geist ganz durchsättigten Kunst hinstellt. Denn der Wille zum Weltumspannenden, den schon der Begriff des Wortes „katholisch", d. i. allgemein, kündet, liegt in den zu riesenhafter, weltenüberragender Höhe emporstrebenden Visionen Dantes und Michelangelos, und das Aneinanderknüpfen fernster Vergangenheiten mit fernsten Zukünften, wie es aus Michelangelos Schöpfungs- und Weltgerichtsbildern uns entgegentritt, erklärt sich voll und ganz aus dem allen. Sagen wir es offen: der Begriff katholische Kunst hat volle Berechtigung, und niemand wird in ihm einen Schaden erblicken. Denn mag man die konfessionelle Zerklüftung Deutschlands vom nationalen Standpunkt aus tief und schmerzhaft beklagen, so hat dieser Schmerz sein Gegengewicht doch in der Freude darüber, daß ein frisches, starkes Leben durch das Kämpfen um den Vorrang erweckt wurde, daß jede Konfession sich auf ihr Tiefstes, Heiligstes besinnt und Einkehr übt, daß ein Geist der Gewissenhaftigkeit allseits herrscht, der in Wissenschaft und Politik auch zur Geltung kommt und um den uns Länder wie Spanien, Frankreich, die diesen Wettstreit der Konfessionen nicht haben, mit Recht beneiden. Auch der Protestantismus wird eine starke, gesunde Kunst der deutschen Katholiken neidlos begrüßen; denn eine echte Kunst schließt Streben nach Wahrheit in sich, und im Ringen um Wahrheit finden sich schließlich alle ernsten Geister, mag sie sonst noch so vieles

trennen. Wer wird beim Betrachten eines Gemäldes von Michelangelo im katholischen Geist desselben etwas Störendes finden, oder welcher vorurteilsfreie Katholik wird an Luthers Liedern die höchste künstlerische Weihe leugnen wollen? Sagt doch selbst die „Gottesminne", ein vom Benediktiner Pöllmann herausgegebenes Organ für religiöse Dichtung: „So vieles den Katholiken von Luther trennen mag, seinen religiösen Liedern die Gewalt der Stimmung, die hinreißende Kraft absprechen zu wollen, wäre Blindheit" (1903, Heft 10, S. 437). Die alte Wahrheit: Wahre Kunst wächst aus der Konfession heraus und ins ewig Gültige hinein!

Mit dem Streben nach einer lediglich katholischen Kunst darf sich der deutsche Katholizismus aber nicht genügen lassen. „Das Blut ist die Seele", hat Moses einst gedacht und gesagt, und Langbehn, der Autor von „Rembrandt als Erzieher", fügt richtig hinzu: „Für den Menschen liegt der Schwerpunkt seines Daseins da, wo seine angeborenen, angestammten, angeerbten Eigenschaften liegen" (Rembrandt als Erzieher, 27. Aufl., S. 40). Die Kunst des deutschen Katholiken muß, wenn sie irgendwelchen Wert haben und beachtet werden will, auch einen Tropfen germanischen, nationalen Blutes in sich tragen, ja nicht bloß einen Tropfen, sie muß durchglüht und durchbraust sein vom herrlichen, starken Germanenblut; sie muß aus deutscher Scholle einen großen Teil ihrer Kraft saugen, Anteil nehmen am Wachsen und Werden unserer sieghaften Rasse. Ein Hinüberschwenken zur Heimatkunst tut ihr not, wie überhaupt unserem ganzen deutschen Schrifttum; der tiefgründige Geist Wolframs und die zarte und doch so starke Seele Walthers muß aufleben; der vergrübelte Aquinate war gut, aber besser ist die inbrünstige, durch und durch deutsche Art Magister Eckhards und Heinrich Susos. Nicht mit Unrecht weist Ehrhard in seinem Buch übers 20. Jahrhundert darauf hin, daß der deutsche Katholizismus stets eine Neigung zur Mystik hatte; die romanischen Völker neigen mehr zur Logik und dem Intellektualismus; aber Sache deutscher Katholiken ist es, an deutscher Kunst mitzubauen, die Spuren Hamanns, Herders, Görres', Brentanos, Eichendorffs, Langbehns zu verfolgen, in ihrem eigenen Lande sich heimisch zu fühlen und nicht in die Ferne zu schweifen.

Haben die Anregungen Muths und seiner Nachfolger hier das Richtige getroffen? Sicher, sie haben mit alten Vorurteilen ernst, mannhaft und gründlich aufgeräumt, negativ Unschätzbares geleistet. Aber die positiven Vorschläge sind fast alle mißraten. Welche Verkennung des Charakters der Kunst liegt zum Erweis dessen in der einen Hauptforderung Muths, die *Technik* der Modernen, die *Form*, zum Beispiel eines Sudermann, sich anzueignen? Kann man unglücklicher von Kunst und Künstlern denken?

Denn was ist die Kunst? Die Frage ist Jahrtausende alt, und trotz Grübelns und Negierens hat sie noch keiner ausgeschöpft, entwirrt, gelöst. Aber das Eine steht fest: sie ist etwas Organisches, etwas Gewachsenes, unlösbar Einheitliches. Form und Idee am echten Kunstwerk zu trennen, ist unmöglich. Wie Muth es will, so amalgamiert man, so legiert man Stahl und Eisen, so setzt man Essenzen an die Suppe, so verfährt man in der Küche, aber nicht in der Kunst. Glaubt man wirklich, zum Ideengehalt des einen Kulturideals passe jede beliebige andere Form, die jede beliebige andere Kultur Jahrhunderte früher oder später sich schuf? Glaubt man, die Iliade könne im Stil geschrieben sein, wie er in den Dramen aus Maeterlincks erster Periode (1889—1896) angewandt ist, im Stil dieser verzitternden Töne und Farben, dieses ewigen totenbangen Flüsterns, dieser steten todgezeichneten Dämmerung? Glaubt man, des Aeschylus gewaltige, auf dröhnendem Kothurn über eine Riesenbühne herwuchtende Gestalten könnten den Stil im Munde führen, in dem d'Annunzios Traumgestalten sich rätselvoll leise Worte zuraunen, in dem Selma Lagerlöfs von mystischen Schimmern übersponnene, visionäre Menschen reden?

Der Gedankeninhalt der einen Kultur borgt sich nicht die Form von der anderen, er denkt nicht daran, sie zu „stehlen", wie Federer rät, er läßt sie aus sich herauswachsen. Die Kunst ist kein Geschäft auf Borg und Wiederborg, keine Kramware zum Schachern und Verschachern, kein Ding für literarische Marketender und Marketenderinnen. Der Germane hatte für sein Heiligstes in ältester Zeit, sein Recht, den Begriff „Ewa", das Gewachsene. Eine Ewa ist auch die Kunst, und wie dieses wundervoll gegliederte germanische Recht sich in Rechtssprichwörtern und Weistümern, in originellen Öffnungen und Panbeitungen eine innig verwandte Form schuf, so ist es auch bei der Kunst. Bei ihr werden Leute nicht durch Kleider gemacht, sondern sie macht sich ihr Kleid selbst; und Gestalten wie die à la mode-Dichter des 17. Jahrhunderts, die sich in die Zwangsjacke fremder Kunstformen pressen, sind in ihrer Art nicht besser als diejenigen, denen wir Zwangsjacken anlegen, den Zuchthäuslern: beide sind Verbrecher, gleichviel ob vorm Tribunal des Gesetzes oder der Kunst. Wenige Vergleiche haben je so gehinkt wie der von der Kunst als „Kleid" des Gedankens. Form und Gedanke sind eine untrennbare, heilige Zweieinigkeit. Die geringste Aenderung in der Form ändert sofort auch — wenn auch nur winzig vielleicht — den Gedanken. Das ist der Sinn des uns schon auf den Schulbänken angelernten Wortes: „Wenn zwei dasselbe tun, ist es doch nicht dasselbe."

Die Verkennung dieses Umstandes hat die katholische Moderne bis jetzt praktisch auch noch nichts erreichen lassen. Am deutlichsten zeigt sich dies Schauspiel voll Grämigkeit und Verdrießlichkeit an den Ergebnissen eines Preisausschreibens für katholische Romane, das die Literarische Warte vor zwei Jahren erließ und aus dem als erstes Werk ein Roman „Friede den Hütten" von Ekensteen herauskam. Sicher ist dieses Werk vorurteilsfrei, tendenzlos, von gutem, klarem Geiste getragen. Aber künstlerisch betrachtet, ist es eine Null. Da ist mit den Mitteln von Zolas Technik, dieser bis zur Zersetzung analysierenden, mosaikhaften Art, versucht worden, ein Weltbild zu zeichnen voll Einheitlichkeit und Gleichgewichts; aber statt dessen gähnt uns ein Schlund entgegen; hie Zola — hie Katholizismus; klaffender Zwiespalt; ungelöste Konflikte. Das moderne Kulturideal Zolas ist das des katholischen Menschen nun einmal nicht; ihm die Form „abzustehlen" ist Widersinn; entweder schafft sich das katholische Kulturideal eine Kunst mit eigener Form oder es verzichtet auf die Kunst; ein Drittes ist unmöglich. Ein Roman von F. A. Cüppers „Leibeigen" erschien im gleichen Verlag; katholische Blätter nennen Cüppers einen zweiten K. F. Meyer; aber der große Zug, die „griffelhaltende Gebärde", das herrische Schalten mit seltenem Gerät und seltenen Menschen: Cüppers hat es nicht. Seine Kunst hat vom Kompromiß leben wollen, aber sie ist elend daran gestorben.

Und was sollen wir zur zweiten Hauptforderung Muths sagen, zu seiner Mahnung an die deutschen Katholiken, von katholischen *ausländischen* Dichtern wie Sienkiewicz oder Coloma zu lernen? Ist der Sienkiewiczrausch berechtigt gewesen, der vor drei Jahren Deutschland durchlief? Sicher ist dieser Pole Künstler, aber großer Künstler ist er nicht. Er ist großpolnischer Agitator und Chauvinist wie keiner seiner Landsleute, das trübt seinen Blick; und von den schlimmen Seiten seines einst so heißblütigen, aber dann degenerierten Volkes hat er die epische Anlage im schlimmen Sinn, die breitrodige, weitschlattrige, hüftenschwere Art der Warschauer Weichselbauern, von denen Tolstoj grimmig sagt, sie ersäuften sich eher in der Weichsel, als daß sie ein Wort ungeredet ließen. Und was ist Coloma? Vor allem Südländer. Nicht nur Götterdämmerungen währen lang, sondern auch Geistesdämmerungen; aber das dürfte uns Deutschen doch nachgerade zur Binsenwahrheit geworden sein, daß von den Südländern in unsere Kunst noch nie etwas Starkes, Bleibendes getragen wurde. Die italienische Renaissance ist eine der wundervollsten Epochen der Kunstgeschichte, aber sie hat selbst den genialen alternden Dürer zum Wirrkopf gemacht; die Kunst der romanischen Völker ist ein glänzender Lorbeer im Garten der Weltliteratur, aber der Lorbeer glänzt nicht nur, er betäubt auch; edle Gebeine sind es, die bleichen, wo diese Sirene lockt. Von deutscher Art trägt der spanische Jesuit Coloma nichts an sich; das zeigt sich auch

darin, daß er die Tiefe der Frauenseele nicht kennt. Seine Salondamen sind nichts als von Perlen und Zett überrieselte Büsten aus Coiffeurläden; lebende Menschen sind sie nicht; sie glühen nicht, sie frösteln nicht, sie reden nur. Dagegen hilft es nicht, wenn er männliche Gestalten mit einer Feinheit, Akribie und psychologischen Kenntnis ausarbeitet, vor der die Wissenschaft staunen muß; glänzende Charaktere hat er als Vertreter des männlichen Geschlechts gezeichnet; aber hier und da kommt uns doch ein Zweifel an diesen Menschen oder wir ermüden vor solch penibler Genauigkeit in der Kunst; nicht mehr Menschen scheinen uns manche Gestalten, sondern wandelnde und Leben atmende Lehrbücher der Logik — manchmal auch der Moral. Denn wenn er selber sagt, daß er in der Kunst stets die Tendenz angestrebt habe, daß er wie ein Prediger auf öffentlicher Tribüne in seinen Romanen habe reden wollen und als nichts anderes, so hat er das auch bewiesen: grämliches Moralisieren unterbricht oft die Handlung, reißt sie in Stücke. Sein Weltbild ist lückenhaft: den Einfluß, den das Weib und die Liebe in den Charakteren bewirken, gibt er nur in ungelenken Strichen; er ist der spanische Bolanden. Und wie Sienkiewicz mangelt ihm oft jene große hellenische und deutsche Tugend, die Wolfram bezeichnet mit dem Namen „diu maze“, die Beschränkung, an der gemäß dem Goethe-Wort sich erst der Meister zeigt. Wie ein trübes Meer wogt eine uferlose Handlung um uns her, kein rettender Segler in Sicht; Müdigkeit und Langeweile beschleicht uns mehr denn einmal.

Was sollen wir zu all dem sagen? Eine katholische Kunst mit germanischem Rassencharakter — und eine solche müssen die deutschen Katholiken sich schaffen, wollen sie ihren Platz auf dem deutschen Parnaß sich erobern — kann von dieser Kunst nichts lernen. Sie stehen himmelweit von einander ab. Oft genug sind die Deutschen, das Volk Tannhäusers, im Venusberg welscher Dichtung gesessen; aber immer wieder hat von stammelndem Munde sich wehmütig das Wort gelöst um ein treues, einfaches, deutsches Herz, und das Tannhäuser-Wort ist von den Lippen gebrochen:

O Venus, alte Frau Sünderin,
Verneige dich der Reinen!
Ach könnt' ich in meinem Kindersinn
Noch einmal von Herzen weinen!

In diesen Worten liegt der ganze Charakter deutscher Kunst; die Kunst der Südländer muß vor dieser Zartheit, Gefühlstiefe, verhaltenen Seelenkraft erröten wie ein gescholtenes Kind. Und von diesem deutschen Geist mehr und mehr in sich aufzunehmen, wird auch Streben der katholischen deutschen Autoren sein müssen, nicht nach Spanien und Polen in die Schule zu gehen.

III.

Und nun als Resumé all' dieser Erörterungen die Frage: Hat die katholische Literatur eine Zukunft? Und wie wird diese Zukunft sich gestalten?

Das Eine ist uns klar geworden: auf den bisher betretenen Wegen ist für sie kein Ziel zu erhoffen. Wohl wissen auch wir, daß künstlerische Richtungen nichts vermögen gegenüber der rätselvollen Macht der Künstlerpersönlichkeit, daß aus der wilden Sturm- und Drangrichtung eines Lenz, Klinger, Maler Müller, Schubart, die königliche Gestalt Goethes hoch und schweigend emporwuchs; das Mysterium der Persönlichkeit zerbricht alle Berechnungen. Aber der Sturm und Drang des ausgehenden 18. Jahrhunderts, aus dem unsere größten Dichter nach Unterdrückung selbstzerstörenden Kraftüberschwangs hervorgingen, und die heutige literarische Richtung im deutschen Katholizismus sind direkte Gegensätze: dort war Bewegung, Werdekraft, Sehnsucht nach Wachstum, hier ist Ruhe, Schläfrigkeit, Apathie. Das stumpfe, stoische Theorem „Aus Nichts wird Nichts“ hat stets seine Geltung. Federer hat recht: das katholische Schrifttum will sich „hineinstehlen“ in das, was die moderne Kultur errungen hat, es will kampflos, mühelos die Früchte pflücken und ernten, wo andere säten. Aber die Technik Zolas und Maupassants zu kopieren, wie es katholische Autoren gleich Eckensteen, Lohr, Scapinelli tun, genügt nicht. Es genügt auch nicht, in Zeitschriften nichtkatholische Revuen zu kopieren, wie es bei der Kopie des „Kunstwart“, der „Literarischen Warte“ der Fall ist. Selbständige Neuschöpfungen der letzten Jahre sind nur „Hochland“ und „Gottesminne“. Klingen nicht diese Versuche alle wie ungewollte Paraphrasen jenes für die Katholiken so harten Wortes, das J. Grimm 1847 in dem von Robert Prutz herausgegebenen „Literarhistorischen Taschenbuch“ niederschrieb: „Man darf das Neuhochdeutsche in der Tat als den protestantischen Dialekt bezeichnen, dessen Freiheit atmende Natur längst schon, ihm unbewußt, Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigte.“ Dieses System ewiger Kopien ist unschöpferisch, und es ist bezeichnend, daß diejenige Gattung der Dichtung, die am meisten elementare, ureigene Schöpferkraft fordert, das Drama, dem heutigen katholischen Schrifttum — außer Dramen Heemstedes oder Domanigs — völlig abgeht. Muth selbst hat in der Erkenntnis, daß die Wogen ihm überm Scheitel zusammenschlugen, geklagt, daß der große Roman mit katholischer großzügiger Lebensanschauung den deutschen Katholiken von heute völlig mangle.

Aber es kann nicht anders sein; das ist uns wohl klar geworden. Echte Kunst wächst nur heraus aus innerstem Erlebnis, sie ist die unter Schmerzen errungene Frucht heftigen Ringens, eines Kampfes bis aufs Blut mit feindlichen Gewalten und Weltanschauungen. Es sind nur zwei katholische Dichter, die an ihren Werken zeigen, daß sie diesen inneren stürmischen Werdegang durchgemacht haben und die daher auch als vollgültige Kräfte zu betrachten sind, der Wiener Dichter **Franz Eichert** und die Regensburger Autorin **M. Herbert**. Aus dem glänzenden Rhythmengewoge des ersteren spricht ein Charakter von Stahl und Eisen; hier und da werden seine Lieder zu heftig, aber stets hat er Achtung vor anderen Ueberzeugungen, ein deutscher Mann vom Scheitel bis zur Sohle. Herbert ist in ihren Romanen und Gedichten eine feine, tiefe Persönlichkeit mit leidgeklärter, vornehmer Weltauffassung, die Liebeslieder und Naturdichtungen schuf, die oft an die Höhe Annette Drostes reichen. Auf den Anregungen dieser beiden fußend, könnte das katholische Schrifttum einen weiten Schritt nach vorwärts machen. Sie sagen, was der Literatur der deutschen Katholiken not tut: das, was man einst Sturm und Drang hieß, das heißt eine intensive Versenkung in den Geist der Zeit, ein ungestümes Ringen und Eindringen in die modernen Probleme, nicht scheues Fernstehen und Anathema-Rufen.

Denn alles, was die deutschen Katholiken bisher für die Hebung ihrer Literatur taten, war nur Oberflächenwerk, während es galt, von der Wurzel auf zu schneiden. Die Kunst ist Frucht der Kultur; bei **kulturellen** Fragen muß der Katholizismus beginnen, will er die von ihm selbst zugestandene Inferiorität seiner Dichtung heben. Der Geist, der durch des Jesuiten Baumgartner Goethe-Monographie weht, der vom Dichterfürsten Deutschlands nicht reden kann, ohne den Geist der armen, verlassenen Friederike von Sesenheim als wimmernden Ankläger zu zitieren, muß weggefegt werden. Die Richtung des Katholizismus, die von Nietzsche nicht anders reden kann als vom Widerchrist, und die das furchtbare innere Ringen dieses Mannes um Gott und Ethos aus dem Geist verknöcherter, scholastischer Klauseln heraus nie erfassen wird und ihn mit de Luca am liebsten auf den Scheiterhaufen werfen möchte, muß endgültig verstummen. Solange eine rückständige, um Jahrhunderte veraltete Auffassung der Position des Katholizismus, ein intransigenter Geist des steten „**Non possumus**“ durch einen großen Teil des Katholizismus geht, nützt ihm die modernste Aesthetik nichts; denn die Kenntnis der Aesthetik ist für den Dichter nichts weiter als für den Staatsmann das Gerüste des Staatsrechts; der eine wie der andere kann den schmählichsten Mißerfolg haben, wenn nicht eine große, freie, umspannende Weltanschauung in ihm lebt.

Fassen wir alles zusammen:

Die deutsche katholische Literatur, die eine Zukunft haben will, wird vom Geiste des fortschrittlichen Katholizismus erfüllt sein oder sie wird nicht sein. Das ist das Ergebnis, das jeder Einsichtige ziehen muß. Das Christuswort: „Die Wahrheit wird euch frei machen", hat auch eine eminent künstlerische Bedeutung: ohne jenen rücksichtslosen Willen zur Wahrheit, wie er durch die fortschrittliche Richtung des deutschen Katholizismus geht, wird die „schöne Freiheit", von der Schiller als dem Grunderfordernis des Dichters spricht, nie den katholischen Autoren zuteil werden. Solange sie sich aber von selbst aus dem Ringen unserer Zeit ausschalten und allem, was nicht aus dem Katholizismus ist, mit einem zürnenden „Apage, Satanas!" gegenübertreten, solange werden sie keine Aussicht haben, Houston Stewart Chamberlains siegfrohes Wort an den germanischen Protestantismus: „Wachet auf, es naht gen den Tag!" einzuschränken und zu beweisen, daß die deutschen Katholiken in gleicher Weise wie die deutschen Protestanten fähig und berufen sind, an der Regeneration unseres Volkstums und unserer deutschen Kultur mitzuarbeiten.

L. Kr.

Ein Handbuch des Deutschtums im Auslande.

Das deutsche Volk gehört trotz der Großmachtstellung seines eigentlichen nationalen Zentrums nicht zu den in nationaler Hinsicht durchaus gesicherten Völkern, wie es etwa Engländer und Franzosen sind, sondern es ist in seinem nationalen Bestand auf vielen Punkten angegriffen und gefährdet, herrschsüchtigen Majoritäten ausgeliefert oder von der aufsaugenden Kraft eines älteren und an Zahl überlegenen Volkstums bedroht. Es ist daher keine Aeußerung ungerechtfertigten Chauvinismus, sondern die Erkenntnis einer nationalen Notwendigkeit, wenn auch im Deutschen Reiche selbst auf Erhaltung und Stärkung des Deutschtums außerhalb des Reiches abzielende Bestrebungen mit allem Nachdruck sich geltend zu machen suchen, Bemühungen, die um so notwendiger sind, als der — sei es natürliche oder durch geschichtliche Verhältnisse anerzogene — unmittelbare Instinkt den Deutschen außerhalb der Grenzen des Reiches im allgemeinen wahrlich nicht zur trotzigen Behauptung seines nationalen Ichs anzutreiben pflegt. Ja, diese Aufgabe der nationalen Selbsterhaltung ist, wie Fr. Paulsen im Vorwort des unten genannten Buches mit Recht hervorhebt, sogar seit der Gründung des Reiches größer geworden als zuvor. Solange Deutschland nur ein „Volk der Dichter und Denker", ein im Wechselspiel der politischen Kräfte bedeutungsloser geographischer Begriff war, wurde das Deutschtum in der Fremde eher mit Wohlwollen als mit Abneigung angesehen, jedenfalls im allgemeinen als ungefährlich leidlich ertragen. Heute dagegen, wo die Deutschen fremdländischer Staatszugehörigkeit am Deutschen Reich einen festen Schutz wenigstens der Möglichkeit nach zu haben scheinen, sieht man, namentlich unter den östlichen Nationen, denen auch die Ueberlegenheit der deutschen Kultur unbequem ist, im Deutschen vielfach ein bedrohliches Element, dessen Austilgung als die Bedingung der eigenen nationalen Blüte gilt. Die Sorge für die nationale Behauptung jener deutschen Außenposten gehört daher heute unwiderruflich zu den Pflichten der nationaldenkenden Angehörigen des Reiches, um so mehr, als die zumeist nicht günstige Lage jener versprengten Volksgenossen sie auf Hilfe vom Reich durchaus anweist.

Unter den Vereinen, die dieser nationalen Aufgabe zu dienen bestrebt sind, steht der „Allgemeine Deutsche Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande" an erster Stelle. Durch Aufklärung im Inland, durch materielle und moralische Unterstützung im Ausland hat er schon unendlich reiche Arbeit an notleidenden Gliedern der deutschen Volksgesamtheit getan. Mehrere Zeitschriften und zahlreiche einzelne Veröffentlichungen sind von ihm selbst wie von ihm nahe stehenden Verbänden mit segensreicher Wirkung ausgegangen. Zu den erfreulichsten literarischen Schöpfungen des genannten Vereins dürfte das soeben erschienene Werk gehören, auf das diese Zeilen hinweisen sollen, das „Handbuch des Deutschtums im Auslande". (Einleitung von Professor Dr. Fr. Paulsen. Statistische, geschichtliche und wirtschaftliche Uebersicht von F. H. Henoch.) — Adreßbuch der deutschen Auslandsschulen von Professor Dr. W. Dibelius und Professor Dr. G. Lenz. Herausgegeben vom Allgemeinen Deutschen Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande. (Berlin, Dietrich Reimer [Ernst Vohsen] 1904. 260 S., 5 Karten.)

Dieses Buch ist in der Tat ein Wegweiser für die die ganze Erde umspannende deutsche Kultur geworden, wie es wenigstens in der Anlage des Ganzen kaum vollkommener gedacht werden kann. Die Statistik, die geschichtliche und wirtschaftliche Entwicklung, die Kulturanstalten aller vom Mutterlande abgesprengten Teile des deutschen Volkskörpers sind hier mit erstaunlichem Fleiß und einer nie im Stich lassenden Vollständigkeit zusammengetragen; es wird kaum eine deutsche Siedlung von nennenswerter Bedeutung zu finden sein, die hier nicht aufgezählt wäre, deren Kopfzahl, Schulen, Zeitungen, Bildungsanstalten unerwähnt geblieben wären. So wird es nicht nur den überseeischen oder auf dem Festland außerhalb des Deutschen Reiches ansässigen Deutschen, die nach nationalem Anschluß suchen, sondern allen denen, die über die einschlägigen Dinge und Verhältnisse genau unterrichtet zu sein wünschen, — beispielsweise auch Lehrern, die eine Zeit lang an einer deutschen Schule des Auslandes zu wirken wünschen — ein unentbehrlicher Führer werden, dem wir herzlich wünschen, daß er zur nationalen Erziehung des deutschen Volkes das Seinige beitragen möge.

Ueber die Entstehungsweise des mit großem Fleiße gearbeiteten, mit übersichtlichen Karten ausgestatteten Buches, und den Anteil der verschiedenen Bearbeiter an seinem Zustandekommen gibt das von dem Anglisten der Berliner Universität, Professor Brandl, verfaßte Vorwort Auskunft.

Die Anlage des Buches war so einzurichten, daß zu der statistischen Zählung der deutschen Abkömmlinge, wie sie mehrfach gegeben wurde, noch Berichte über ihre Bildungs- und Wirtschaftsverhältnisse hinzutraten. Hierzu lagen Vorarbeiten vor, z. B. über die Schulen, doch waren sie nicht genügend; für die deutschen Zeitungen über See war man bisher auf die Geschäftskataloge einzelner Annonceninstitute angewiesen. Für die volkswirtschaftliche Seite des Deutschtums im Auslande lagen vollends bisher nur zerstreute Einzelschriften vor. Nach mancherlei Enttäuschungen gelang es in Herrn Henoch einen hierfür sehr geeigneten jungen Gelehrten zu gewinnen; von ihm stammt das „Handbuch" im engeren Sinne, d. h. die erste Hälfte des Buches. Die zweite Hälfte, die Liste der deutschen Auslandsschulen, beruht auf Grundlagen, die der Verein seit zwei Jahrzehnten geschaffen hatte; doch konnte diese Grundlage erst recht fruchtbar gemacht werden, als der erste Leiter der Lehrervermittlungsstelle des Vereins, Professor W. Dibelius in Posen, und der als Autorität auf diesem Gebiet bekannte Professor G. Lenz in Darmstadt ihre Tatkraft an die Aufgabe setzten und durch ein Netz von Fragekarten den Grundstock des Materials zu gewinnen wußten. So entstand das wertvolle Buch, das nach dem Wunsche der Herausgeber womöglich zu einer jährlich wiederkehrenden Erscheinung erwachsen soll.

Durch solche Werke will der Schulverein nicht nur den Deutschen draußen die Erhaltung ihrer Sprache und Nationalität in ihren Kindern erleichtern; er will auch, wie Professor Paulsen in der Einleitung mit Recht hervorhebt, den Ausländern selbst Gelegenheit geben, deutsche Sprache und Bildung zu erwerben und deutsche Lehrer von Angesicht kennen zu lernen. Sollten diese Bestrebungen den Erfolg haben, die einheimischen Nationen anzuregen, auch

ihrerseits ihre Anstrengungen für das Schulwesen zu steigern, so würde man „darin nicht eine Feindseligkeit sehen, sondern jene edle Eris, von der Hesiod spricht: einen Wetteifer der Nationen, der den Zwecken der Menschheit dient".

Bücher und Zeitschriften.

Der König aller Sünder. Von Laurids Bruun. Verlag von Axel Juncker, Stuttgart 1904.

In Laurids Bruun scheint mir das Sehnen unserer Tage wachgeworden zu sein, die Sehnsucht aus dem Kot des Alltags herauszukommen und der dumpfen Stickluft zu entfliehen, die des Dichters empfindsame Seele zu erdrücken droht. Seine brennenden Augen spähen nach neuen Pfaden zu lichteren Höhen, aber trostlos wendet er den suchenden Blick von der Gegenwart ab, zurück in ferne Zeiten, deren mystisches Dämmern seine reiche Phantasie freier entfalten läßt. In seinem Buche wird der fatalistische Sternenglaube wieder lebendig, der dem ganzen Mittelalter sein charakteristisches Gepräge verleiht und Handeln und Denken der Menschen dem starren Willen jener himmlischen Mächte unterwirft. Es klingt aus seinem Buche das Stampfen der Schlachtrosse, das Klirren der Panzerringe und das laute Rasseln der Schwerter, die Kampf und Fehde niemals rosten lassen. Und dabei, oder besser gesagt, trotzdem ist das Buch modern wie kaum ein anderes, modern in der Behandlung des Problems, modern in der virtuosen Technik, die selbst für die subtilsten Regungen der Seele noch Worte zu finden vermag, und modern besonders in der Wahl des Stoffes. Nicht die Starken, die Helden, die rücksichtslos und brutal ihren Willen durchzusetzen wissen, interessieren den Dichter, einen von den Schwachen hat er in den Mittelpunkt seines Romanes gestellt, eine jener weichen, empfindsamen Naturen, die unter dem harten Druck ihrer rohen Umgebung leiden und daran zugrunde gehen — den unglücklichen Prinzen Otto von Dänemark.

In Zeiten arger Not, auf der Flucht vor den Feinden kam er zur Welt, so daß die bösen Säfte leichter auf das ungeborene Kind einwirken konnten. Bleich und schmalschulterig wächst er heran, ein stiller Träumer, dessen warmes Herz schmerzlich zusammenzuckt, wenn draußen auf dem Marktplatz eine Dirne ausgepeitscht wird, als fielen die Schläge auf seinen eigenen Rücken nieder. Unbewußt keimt in ihm eine tiefe Neigung zu seiner Jugendgespielin Cara auf, des Schloßvogts Tochter. Aber Otto soll Priester werden, er zieht nach Paris, und als Trivialis der hohen Schule durchkämpft er dort die schweren inneren Kämpfe seines heißen Blutes in fruchtlosem Bemühen. Und Frater Galfred, dem er seine Not beichtet, spricht zu ihm milde Worte des Trostes und der Mahnung: „Die Weisheit der Welt ist eine Torheit vor Gott, und die Weisheit des Fleisches ist der Tod." Galfred führt ihn auch dem berühmten Mönche Raimund Lullius zu, der dem Prinzen aus den Sternen die verschlungenen Pfade seines Schicksals kündet: „Du bist bei Vollmond geboren... Aber der Mond trägt die tote Falschheit des Weibes in seinem Gesicht, und schwere Anfechtungen hängen über deinem Haupt. — Saturn, der Unglücksbringer, ging in der Stunde deiner Geburt auf. Schadenfroh starrte das fahle, mürrische Auge auf deinen soeben entzündeten Stern. Wache über deinen Händen — über beiden!... Es sind Wunden an deinen Händen. Der gewaltige Mars mit seinem heißen, verdorrenden Hauch hat ein Kreuz auf deinen Weg gelegt. Er droht dir mit Feuer und Schwert in deiner Todesstunde. Hüte dich vor dem Weibe!" — — Und das Weib wird das Unglück seines Lebens. Sara, die besessene Dirne, der schon mancher Scholar zum Opfer fiel, lockt auch Otto mit der verzehrenden Glut ihrer dunklen Augen, und in ihren Armen empfängt er den Keim jener Krankheit, die später so verhängnisvoll sein Schicksal beeinflußte. Otto sinkt tiefer und tiefer, er lebt nur mehr die Nächte, tagsüber lungert er auf den Wiesen vor der Stadt; das Geld ist alle, der Talar zerschlissen, bloß einen Siegelring besitzt er noch. Da trifft er einen jütischen Pferdehändler, hört von dem Unglück seines Landes, von dem Tod der Mutter; und er gibt sein letztes Kleinod hin, eine Stute zu kaufen, und reitet heimwärts, vorbei an der „Dannevirke", wo ihm seltsam raunende Stimmen gefallener Helden seine Bestimmung zum Herrscher verkünden. Der Bruder ist gefallen, der Vater liegt im Sterben. Otto sieht die Zeit der Erfüllung nahen; er schreitet an dem Glück, das ihm in Caras freudezitternden Augen entgegenlacht, vorüber, dem Rufe der Bestimmung zu folgen. — Der junge König Otto sitzt im Kerker, von seinen Verwandten um das Herrscherrecht betrogen; das dumpfe, feuchte Dunkel der Zelle hat seinen Leib geschwächt, der niemals rastende, ewig gleichbleibende Kreis der Gedanken seine Nerven zerrüttet. Da bricht die Krankheit, deren Keim er in Saras Umarmung zu Paris empfangen, hervor: mit blutunterlaufenen Augen, Schaum vor dem Munde, windet er sich in Krämpfen auf dem Estrich. So finden ihn seine Gegner, und nun muß er, gebrandmarkt als ein vom Teufel Besessener, seiner Bestimmung, der Krone, entsagen. Man nennt ihn den „verrückten König", mit irren Augen blickt er in die Welt, die ihm nichts mehr zu bieten scheint. Da erinnert er sich an Cara; er reist nach dem alten Schloß zu ihr, und auf dem Weg sieht er das Elend des Landes, das die Kriegsfackel versengt, und hört die Klagen der armen, verwilderten Bauern. Er erzählt ihr sein ganzes Leben, seine ganze Schuld, und Cara, die sieht, wie viel er gelitten haben muß, entflammt wieder in alter Leidenschaft, wiewohl sie schon vorher in ihrer trostlosen Verzweiflung sich dem Kloster versprochen hatte. Glaube und Liebe streiten in ihr, sie flieht in die Kapelle und dort an den Stufen des Altars siegt — die Liebe. Sie fliehen zu den Bauern im Wald, Otto stellt sich an ihre Spitze und erobert die Kalundborger Feste. Als aber der Bischof ihn als Besessenen bezeichnet, als einen Räuber, der den Heiland um seine geistliche Braut gebracht, wallt in Otto der Zorn auf und der Krampf wirft seinen zuckenden Leib auf die Quadern des Schloßhofes. Und die Bauern wenden sich wieder von ihm ab. — Nun zieht Otto nach Jerusalem, sich seiner Schuld zu entledigen. Im Garten Getsemane kniet er in seliger Verzückung nieder und fleht zu Gott um Erlösung. Da erscheint ihm der Herr und legt ein Kreuz auf seine Schulter. Er segelt heimwärts, das Schiff wird von einer Seuche ergriffen, strandet an der dänischen Küste, und Ratten, die auf losgerissenen Planken an den Strand getrieben werden, verbreiten die Pest übers Land. Otto findet Aufnahme in einem Hospiz, wo ihn Cara als Nonne pflegt. Dann ziehen beide durchs Land, durch alle Dörfer, Otto geht einher, wie unter der Last eines schweren Kreuzes, verkündet Gottes Gnade und segnet alle von der Pest Ergriffenen im Namen des Herrn. Ueberallhin dringt sein Ruf und wo er hinkommt, schließen sich ihm alle Schuldbeladenen an, bis der König aller Sünder im Gebiete eines Klosters eine Freistatt findet für sich und seine Schar. Aber einer von den Sündern läßt um eines Weibes willen die Kolonie in Flammen aufgehen, der irre König glaubt in ihrem lodernden Schein den Heiland zu sehen, der ihm die Krone des Lebens in die Locken drückt; dann fällt er tot zu Boden. — So hatten sich des weisen Mönches prophetische Worte erfüllt: Das Weib wurde das Unglück seines Lebens und Feuer bedrohte ihn in der Stunde des Todes.

Wien. Joseph Schigon.

—t. **Platen-Forschungen.** Von Dr. Albert Fries. Berlin 1903. Verlag von E. Ebering (= 26. Heft der Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie.)

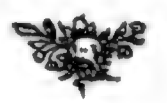
So erfreulich das lebendige Interesse und die liebevolle Arbeit ist, die sich seit der Publikation der Platenschen Tagebücher durch G. v. Laubmann und L. v. Scheffler in überraschend reichem Maße Platen zugewendet hat, so sehr ist es zu bedauern, daß die vorliegenden Forschungen nicht erst zu Reife und Klarheit gediehen sind, bevor sie an die Oeffentlichkeit traten. Sie bieten ungemein viel Gutes und Lehrreiches, aber in einer so formlosen Weise, daß selbst der dankbare Fachgenosse verstimmt wird durch die hastigen Gedankensprünge, die Nachträge und Einschübe, aus denen man nicht ohne Mühe den Gehalt an Edelmetall herausschlagen muß. Läßt man sich aber dadurch nicht abschrecken, so wird man erfreulich belohnt. Der Minckwitzischen Begeisterung des Verfassers entspricht eine so gewissenhafte Arbeitsweise, daß seine Er-

gebnisse volle Beachtung verdienen. Der erste Teil seiner Untersuchungen gilt dem dramatischen Nachlaß und illustriert in reichhaltiger, ja fast überreicher Fülle von einzelnen Beispielen den Einfluß der klassischen Dichter auf Platens Entwürfe. Ergeben sich dabei im wesentlichen auch nur Bestätigungen zu den Ausführungen des Herausgebers des Nachlasses, so werden doch die Farben des Bildes noch verstärkt, bezüglich des Verhältnisses der „Charlotte Corday" zu „Marats Tod" vielleicht auch die Zeichnung etwas berichtigt. Der zweite Teil „Zu den Werken und Tagebüchern", wofür noch keine Vorarbeiten vorlagen, löst sich gänzlich in Einzelbeobachtungen auf. Da diese aber mit ebenso viel Liebe wie Scharfblick und Sorgfalt angestellt sind, so enthalten sie sehr viel Wertvolles, was die Bedeutung der Tagebücher in volles Licht setzt. Fries sucht hier einzelne Motive, Gedanken und Bilder in Platens lyrischen Dichtungen, namentlich den italienischen, auf Erlebtes zurückzuführen, worunter er sehr richtig auch die Lektüre des Dichters begreift, und aufzudecken, welche Gelegenheiten einzelne Gedichte und Gedichtstellen reifen ließen, und welche Eindrücke für einzelne Züge bestimmend waren. Daß er manchmal darin zu weit geht, ist zu natürlich, als daß man es ihm stark anrechnen dürfte, zumal er weitaus in der Mehrzahl der Fälle ebenso äußere Genauigkeit wie inneres Verständnis des Dichters bewiesen hat. Und dieses innerliche Verständnis ist doch die Hauptsache. Je mehr dieses gefördert wird, um so mehr werden die alten Schlagworte von „Marmorglätte und Marmorkälte", „Formenspielerei" und wie sie alle heißen, verschwinden und der „Unterstrom eines leidenschaftlichen Bedürfnisses" in Platens Gedichten, auf den schon Heyse in seinem „Buche der Freundschaft" feinsinnig hinwies, zum allgemeinen Bewußtsein kommen. Als mit- und nachempfindender Interpret dieser Lebenswärme in Platens Poesie leistet Fries schon in den vorliegenden Forschungen so viel Dankenswertes, daß man weiteren Gaben von ihm, besonders wenn er sie nicht wieder voreilig ausschüttet, mit gutem Vertrauen entgegensehen kann.

Die Organisation der Rechtspflege in den Kolonien. Von Prof. Dr. Köbner. Berlin 1903 (Mittler u. Sohn).

Den beim Anlaß des I. Kolonialkongresses gehaltenen Vortrag über obiges Thema hat Köbner sehr dankenswerterweise in erweitertem Umfange als Broschüre von 43 Seiten herausgegeben und ihm neben Literaturhinweisen ein Bücherverzeichnis, den Wortlaut der auf jenem deutschen Kolonialkongresse beschlossenen Resolution über die rechtlichen rc. Verhältnisse der Kolonien, sowie eine Uebersicht der derzeitigen kolonialen Gerichtsorganisation für die weiße Zivilbevölkerung beigegeben. Den Schwerpunkt der Darlegungen bilden des Verfassers Vorschläge zur weiteren Ausgestaltung des Kolonialrechts, Thesen, die bereits im Kolonialkongreß so ziemlich allgemeine Zustimmung gefunden haben und deren Richtigkeit kaum noch einer weiteren Begründung bedarf. Die wichtigsten seien genannt: Verselbständigung des Kolonialrechts durch Lösung seiner historischen Abhängigkeit vom Konsularrecht, Trennung von Justiz und Verwaltung für die Weißen, nicht aber für die Eingeborenen; Sicherstellung einer einheitlichen Gesetzeshandhabung durch Schaffung einer gemeinsamen obersten Instanz. Daß die Entwicklung des Kolonialrechtes sich in dieser Richtung bewegt, macht sich unstreitig bereits bemerkbar. Immerhin ist eine lebhaftere Mitarbeit der Juristen am Ausbau dieses Rechtsstoffes wünschenswert, als sie bis jetzt zu verzeichnen war. Auch Köbner spricht gleich anderen Kolonialrechtslehrern, wie v. Stengel und Zorn, diesen Wunsch aus. Der Referent schließt sich ihm an und glaubt, daß Köbners klar und übersichtlich geschriebene Arbeit bei Juristen im Sinne jenes Wunsches zu wirken vorzüglich geeignet ist.

H.



Allgemeine Rundschau.

Ozon und seine Verwendung.

Ueber dieses Thema sprach gestern Abend in einer vereinigten Sitzung des Elektrotechnischen Vereins und Bezirksvereins des Vereins deutscher Ingenieure in München Dr. Gg. Erlwein, Chefchemiker der Firma Siemens u. Halske in Berlin. Der Vortragende, der seit einer langen Reihe von Jahren Gelegenheit gehabt hat, alle überhaupt vorgeschlagenen Verwendungsarten des Ozons kennen zu lernen, und die hauptsächlichste Verwendungsart, nämlich die zur Trinkwassersterilisation, selbst hat durcharbeiten lassen, sprach mit großer Objektivität über sein Thema, indem er sich besonders Mühe gab, die mancherlei bezüglich des Ozons bestehenden Hoffnungen auf das wirklich Berechtigte einzuschränken. Er wies dabei zuerst darauf hin, daß das Ozon, ein durch elektrische Hochspannungsentladungen aktiv gemachter Sauerstoff, chemisch nichts weiter als ein Oxydationsmittel sei und wegen seines verhältnismäßig hohen Preises überall damit den billigeren Oxydationsmitteln nicht konkurrieren könne, wo es sich um quantitative umfangreiche Oxydationen handle, sondern höchstens da in Frage komme, wo man mit kleinen Mengen von Ozon verhältnismäßig wertvolle Oxydationswirkungen erzielen wolle und könne. Damit kam der Redner von selbst zu dem Hauptteile seines Vortrages, nämlich der Verwendung des Ozons zur Sterilisation von Trinkwasser, bei der es sich ja darum handelt, ganz minimale Mengen von Wasserbakterien durch ein entsprechend geringes Quantum von Ozon abzutöten. Der Redner demonstrierte zunächst die Herstellung ozonisierter Luft mit Hilfe von Laboratoriums- und großtechnischen Apparaten und zeigte dann an Modellen und Zeichnungen, in welcher Form die ozonisierte Luft mit dem zu ozonisierenden Wasser zum Zwecke der Absorption in innige Berührung gebracht wird. Den Schluß der eigentlichen Demonstration bildete die Vorlegung von Zeichnungen ausgeführter Ozonwasserwerke.

Danach ging der Vortragende zu einer Besprechung der Einwirkung des Ozons auf die Wasserbakterien über und entwickelte an der Hand umfangreicher Versuchstabellen des Reichsgesundheitsamtes und des Kochschen Instituts für Infektionskrankheiten erstens, daß pathogene Bakterien, Typhus, Cholera und Ruhr, um deren sichere Beseitigung es sich bei der Wassersterilisation handelt, alle durch das Ozon abgetötet werden und zweitens, daß durch das Ozon die Zahl der indifferenten, sogen. harmlosen Wasserbakterien in noch viel stärkerem Maße vermindert wird, als das von den bisher zur Wasserreinigung verwandten Sandfiltern nur erwartet werden kann. Erwähnt sei, daß der hauptsächlichste bakteriologische Bearbeiter dieses interessanten Materials, Geh. Rat Dr. Ohlmüller im Reichsgesundheitsamt, für diese seine Arbeiten den Pettenkofer-Preis der bayerischen Akademie der Wissenschaften erhalten hat. Das Institut Pasteur und die Hydrologen des Kochschen Instituts haben die Richtigkeit der Ohlmüllerschen Beobachtungen im vollen Umfange bestätigt. Die vom Vortragenden von vornherein als wichtig bezeichnete ökonomische Seite der Sache wurde ebenfalls mit Hilfe ausgedehnten Tabellenmaterials betrachtet, in welchem für die verschiedenen Größen und sonstigen Verhältnisse von Ozonwasserwerken die Kosten der Ozonbehandlung des Wassers pro Kubikmeter ausgerechnet waren, und zwar gestützt auf die Erfahrungen, die die Firma Siemens u. Halske in größeren praktisch arbeitenden Ozonwerken gewonnen hat. Eins von diesen Werken, das in Paderborn in Westfalen, liefert seit 1½ Jahren, trotz Tag- und Nachtbetrieb ohne Betriebsstörung, das gesamte Trinkwasser der Stadt. Ein zweites Ozonwerk, in Wiesbaden, behandelt nur Nutzwasser; das wegen seiner Eisenhaltigkeit zur Zeit als Trinkwasser nicht recht in Frage kommt: trotzdem hat sich, wie die Versuche ergeben haben, selbst bei diesem eisenhaltigen Wasser die Ozontechnik als Hilfsmittel zur Abtötung von Bakterien in jeder Weise bewährt.

Nach dem Resumé des Vortragenden kommt die Wasserozonisierung nicht in Frage, wo man, wie bei uns, ein gutes Hochquellenwasser oder ein wirklich bakterienfreies Grundwasser zur Verfügung hat. Eine offene Frage ist es nach ihm, ob die üblichen Sandfilter, trotz ihrer unzweifelhaften Ver-

dienste, als ein für jeden Fall genügendes Wasserreinigungsmittel betrachtet werden können. Absolut zweifellos sei es dagegen, daß durch das Ozonverfahren alle in einem Wasser etwa einmal vorkommenden Cholera-, Typhus-, Ruhr-Bakterien abgetötet würden und daß diese Ozonbehandlung durchschnittlich nur etwa ebenso viel koste wie die bisherige Filterbehandlung des Wassers, so daß die Ozontechnik überall da, wo man ein unzuverlässiges Rohwasser ganz sicher in ein völlig einwandfreies Trinkwasser zu verwandeln willens sei, ernstliche Beachtung verdiene.

*

Kurpfuscherkonkurrenz im 16. Jahrhundert.

C. K. Die Aerzte, die heute über die Konkurrenz des elenden Kurpfuschertums klagen, dürften sich doch noch glücklich schätzen im Vergleich mit ihren Kollegen früherer Jahrhunderte. Interessante Zeugnisse dafür veröffentlicht Otto Clemen in der soeben erschienenen Zeitschrift des Vereins für Niedersachsen. Es sind die Klagelieder zweier Braunschweiger Stadtärzte über den Aberglauben des Publikums und die Konkurrenz von „alten Betteln und vagabundierenden Quacksalbern". Der 1523 nach Braunschweig als Stadtarzt berufene und besonders als geistvoller Epigrammendichter berühmte Erfurter Humanist Enricus Cordus weiß ein Lied davon zu singen. Die guten sächsischen Mägen, so klagt er voll Bitterkeit, hätten ohnehin keinen Arzt nötig, und nun ginge man ihm noch als einem Ketzer aus dem Wege, denn ein unglaublicher Aberglaube, Unwissenheit und Verstocktheit in religiösen Dingen beherrsche alle Welt. Das Evangelium könne man den Braunschweigern auf keine andere Art beibringen, als wenn man es ihnen unter ihr Lieblingsgetränk, die Mumme, mische. Außer den Quacksalbern pfuschten auch Mönche ihm ins Handwerk, verkauften Geheimmittel und würden mit Vorliebe besonders von Frauen und Mädchen konsultiert. Auch gegen bestimmte Personen richten sich seine heftigen Angriffe, so gegen einen gewissen Gerebinus, der ihm stets die unheilbaren und armen Patienten zuweise, die reichen aber selbst an sich zu locken suche. Man sieht also, die Konkurrenz der Kurpfuscher arbeitete mit allen Mitteln. Um ein Jahrhundert später wird dasselbe Klagelied von einem anderen Braunschweiger Arzt, Antonius Niger aus Breslau, wiederholt, der in einem lateinisch geschriebenen Brief an Antonius Musa, Pfarrer in Jena, über die Braunschweiger Verhältnisse Bericht erstattet. Dabei heißt es u. a.: „So ist das Volk hier Frauenzimmern, die mit unglaublicher und gefährlicher Torheit Medizin verabreichen, Quacksalbern, Juden, Gewürzkrämern und allen möglichen unerfahrenen Leuten ergeben. Ich bin also zu meinem Schaden nach Sachsen verführt worden..." Die ärztliche Praxis muß damals wirklich sehr wenig einträglich gewesen sein.

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Deutscher Juristentag in Innsbruck.** Für den in der zweiten September-Woche zu Innsbruck stattfindenden 27. Deutschen Juristentag sind die Vorbereitungen bereits eifrig im Gange. Unter dem Vorsitze der HH.: Landesgerichtspräsident Hofrat Dr. Joseph Daum und Professor Dr. A. Ritter v. Wretschko hat sich ein Ortsausschuß gebildet, welchem zahlreiche hervorragende Persönlichkeiten der Tiroler Landeshauptstadt angehören. Die Stadtvertretung von Innsbruck stellt für die Beratungen die Stadtsäle zur Verfügung; in diesen Sälen findet auch der offizielle Begrüßungsabend statt; weiter folgen ein festlicher Empfang der Kongreßteilnehmer beim Statthalter, dann ein großes Bankett, ein Fest der Stadt Innsbruck in der Ausstellungshalle und endlich sorgsam arrangierte Gruppenausflüge nach den schönsten Berg- und Talgebieten Deutschtirols, so z. B. ins Mittelgebirge nach Igls, in das Stubaital, über den Brenner, ins Oberinntal, zum Achensee u. s. w. Zur Beschaffung angenehmer Unterkunft für die 1000 bis 1200 Festgäste wurde ein Wohnungsausschuß eingesetzt.

* **Ein Denkmal für Friedrich v. Esm**[illegible] seiner Vaterstadt Tönning errichtet werden; de[illegible] Chirurg ist dort am 9. Januar 1823 als Sohn des [illegible] Theophilus Christian Kaspar Esmarch geboren und [illegible] noch jetzt an seiner Vaterstadt mit besonderer Liebe. [illegible] Ausschuß zur Errichtung des Denkmals sind Prinz Heinrich von Preußen, Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern und Herzog Karl Theodor in Bayern beigetreten. Es wird ein schlichtes Monument mit der Bronze-Statue des großen Chirurgen beabsichtigt. Als Schöpfer des Werkes ist Prof. Adolf Brütt, Berlin, ausersehen.

* **Todesfall.** Am 21. d. M. ist der Dozent für Geologie und Paläontologie an der königlichen Bergakademie und Mitarbeiter der königlichen geologischen Landesanstalt zu Berlin, Professor Dr. Ludwig Beushausen im Alter von 41 Jahren nach langem Leiden gestorben.

::

Hochschulnachrichten.

* **München.** Mit einer Vorlesung über „Das Dasein Gottes" hat sich am Samstag der Hausgeistliche an der Kreisirrenanstalt in München, Dr. Johann Franz Muth, in der theologischen Fakultät habilitiert.

□ **Würzburg.** Der Professor der Rechts- und Staatswissenschaft, Mayer, hat einen Ruf als Professor und Oberlandesgerichtsrat nach Jena erhalten.

hc. **Tübingen.** Zum Nachfolger Sigwarts soll der Kantforscher Professor Dr. Erich Adickes von der Universität Münster in Aussicht genommen sein.

r. **Heidelberg.** In der medizinischen Fakultät unserer Hochschule hat sich Dr. med. Hermann Kaposi, seit mehreren Jahren klinischer Assistenzarzt an der hiesigen Chirurgischen Klinik, ein Sohn des verstorbenen berühmten Wiener Dermatologen, als Privatdozent für das Fach der Chirurgie habilitiert. Seine Probevorlesung — am 27. d. M. — hat zum Thema „Einiges über restituierende und konservierende Methoden in der Chirurgie."

hc. **Straßburg.** Der Gynäkolog der hiesigen Universität Dr. med. Hermann Fehling wurde zum Ehrenmitglied der Italienischen Gesellschaft für Gynäkologie ernannt.

hc. **Innsbruck.** Der Germanist an der hiesigen Universität, Dr. Joseph Seemüller, Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften, hat einen Ruf an die Prager deutsche Universität auf die durch das Ableben F. Detters erledigte ordentliche Professur für ältere deutsche Sprache und Literatur abgelehnt.

M. C. **Rom.** Der Hilfsbibliothekar an der kgl. Bibliothek in Berlin Hr. Dr. Priesack ist vom 15. Febr. 1904 ab dem kgl. preuß. historischen Institut in Rom zur Verwaltung der Bibliothek überwiesen worden. — Nachdem der bisherige Dekan der philosophischen Fakultät an der Universität Rom, Prof. Dr. Cugnoni, zum Rektor der Universität gewählt worden ist, hat der Unterrichtsminister auf Vorschlag der Fakultät den ordentlichen Professor der Pädagogik Dr. Credaro zum Dekan ernannt. Dr. Credaro ist der bekannte radikale Abgeordnete.

* **Utrecht.** Der Senat der hiesigen Reichsuniversität hat den berühmten Chemiker Professor H. J. van 't Hoff in Berlin zum Dr. med. honoris causa ernannt. Gelegentlich der Eröffnung des neuen chemischen Laboratoriums, das nach Prof. van 't Hoff genannt werden wird, soll dem Genannten das Diplom überreicht werden.

* **Aus Amerika.** Die Universität in Pennsylvanien hat den deutschen Botschafter Frhrn. Speck v. Sternburg zum Ehrendoktor der Rechte ernannt. — Dr. H. Poels, das niederländische Mitglied der päpstlichen Bibelkommission, hat einen Ruf als Professor an die Universität zu Washington erhalten.

Jahrgang 1904. München, Freitag, 26. Februar. Nummer 47.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.60. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Die griechischen Handschriften der Turiner Bibliothek. Von K. Krumbacher.

Kant und unsere Dichterfürsten. Von Bruno Bauch.

II. Bücher und Zeitschriften.

Jahrbuch der Münchener Orientalischen Gesellschaft. — D. Norden: Marotten. — W. Arminius: Heimatsucher.

III. Allgemeine Rundschau.

Bruchstücke manichäischer Literatur. — Der erste englisch-amerikanische Student auf einer deutschen Hochschule. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Die griechischen Handschriften der Turiner Bibliothek.

In den Notizen der Zeitungen über den Brand, der vor vier Wochen die Turiner Bibliothek vernichtet hat, ist der griechischen Handschriften nur flüchtig gedacht worden. Da diese Abteilung, wie es scheint, bis auf ein paar verschrumpfte Blätter des Miniaturenkodex des Theodoret vollständig zerstört worden ist, dürften einige Mitteilungen über sie willkommen sein. Einen gewissen Trost bietet, wenigstens für das wissenschaftliche Gewissen, die Tatsache, daß wir über die Größe und Beschaffenheit des Verlustes durch gedruckte Kataloge genau unterrichtet sind. Schon im Jahre 1749 hat Joseph Pasini in zwei mächtigen Foliobänden ein ziemlich ausführliches, mit Text- und Schriftproben, Angaben von Initien u. s. w. ausgestattetes Verzeichnis der hebräischen, griechischen, lateinischen, italienischen und französischen Handschriften der Turiner Bibliothek veröffentlicht. Der ganze erste Band ist den hebräischen und griechischen Codices gewidmet. Eine Neubearbeitung dieses Werkes, dessen Bedeutung nun auf einmal so ungeheuer gewachsen ist, hatte der gelehrte, namentlich durch seine Publikationen über die Turiner Papyrusrollen um die Wissenschaft verdiente Turiner Professor Amedeo Peyron (1785—1870) vorbereitet, aber nie vollendet. Ob seine nachgelassenen Papiere, die vielleicht manches jetzt wertvolle Material zur Kenntnis der zerstörten Handschriften enthalten, aus dem Brande gerettet worden sind, ist mir nicht bekannt geworden. Endlich hat C. O. Zuretti, gegenwärtig Professor der klassischen Philologie in Palermo, 32 bei Pasini fehlende griechische Handschriften, für die noch keinerlei gedrucktes Verzeichnis existierte, in einem knappen, aber streng wissenschaftlich gearbeiteten Katalog beschrieben, der 1896 im vierten Bande der Studi italiani di filologia classica veröffentlicht worden ist.

Aus den Listen von Pasini und Zuretti wird ersichtlich, daß die Bibliothek 401 griechische Handschriften besessen hat. Nach ihrem Inhalt gehörte der allergrößte Teil, in runder Zahl gesprochen vielleicht 95 Prozent, der griechisch-christlichen und der byzantinischen Literatur an. Von altgriechischen Werken besaß die Bibliothek nur wenige und meist ganz junge Handschriften (15.—16. Jahrhundert), kein Exemplar ersten Ranges, nichts, was sich etwa mit dem venezianischen Homer, dem ravennatischen Aristophanes, dem florentinischen Aeschylos-Sophokles, dem Pariser Demosthenes oder dem Oxforder Plato auch nur annähernd vergleichen ließe. Die klassische Philologie hat außer den zerstörten Papyrusrollen, deren sich Turin schon längst vor den großen, systematisch durchgeführten Papyrushebungen der letzten drei Jahrzehnte rühmen durfte, durch den Untergang der Bibliothek wenig eingebüßt.

Um so mehr Verluste beklagen die mannigfaltigen Gebiete, aus denen sich die byzantinische Philologie zusammensetzt. Die lebhafteste Teilnahme erweckte auch in den „weiteren Kreisen“, die sich ja für alles Bilderwerk mit und ohne Auswahl interessieren, der Verlust einer mit Miniaturen geschmückten Handschrift des Kommentars des Theodoretos (in unseren Blättern wohl nach italienischem Vorbild hartnäckig Teodoretus, auch Teodoretto geschrieben) zu den zwölf kleinen Propheten, die nach dem Kataloge von Pasini aus dem 9. Jahrhundert stammte, nach den dort gegebenen Schriftproben aber wohl etwas jünger ist. Weniger bedeutet der Untergang eines aus dem 11. Jahrhundert stammenden Kommentars zu den vier Evangelien mit den in so vielen Handschriften vorkommenden Bildern der Evangelisten, die bei Pasini S. 92 frei reproduziert sind. Ziemlich belanglos für die wissenschaftliche Forschung, wenn auch an sich beklagenswert, ist der Verlust mancher Pergamenthandschriften der Kirchenväter, wie des Gregor von Nazianz, des Johannes Chrysostomos u. a. Denn ihre Werke sind in zahllosen Exemplaren überliefert, zu denen die Turiner vermutlich nichts als eine Anzahl neuer Lesarten geliefert hätten. Leider sind aber auch viele Handschriften vernichtet worden, von denen die Wissenschaft noch reichen positiven Gewinn und die Lösung mancher schwebenden Fragen zu erwarten hatte: die zahlreichen, größtenteils noch gar nicht oder nur unvollständig verwerteten Handschriften der kirchlichen und profanen Literatur des byzantinischen Zeitalters.

Unter ihnen waren, um einiges aus der Masse herauszugreifen, die Chroniken des Georgios Synkellos, Nikephoros Patriarches, Zonaras, Glykas und Manasses, die Geschichtswerke des Niketas Akominatos, des Nikephoros Gregoras und das des Phrantzes, eine Hauptquelle für die letzten Jahrhunderte des oströmischen Reiches, eine große, anonyme historische Kompilation, über die uns A. Heisenberg Genaueres mitgeteilt hat, verschiedene Schriften des berühmten Staatsmannes und Philosophen des 11. Jahrhunderts Michael Psellos, Briefe des Michael Glykas, des Georg von Cypern und des Maximus Planudes, eine Sentenzensammlung, ein Sterngedicht des Johannes Kamateros, Epigramme des wunderlichen Bettelpoeten Manuel Philes, das byzantinische Rechtsbuch „Basiliken“ und kirchenrechtliche Werke, medizinische und astrologische Schriften, Traumbücher und Orakelsammlungen u. s. w. Unter den rein kirchlich-theologischen Werken ragen hervor einige schöne alte Sammlungen von Heiligenlegenden, eine große Psalmencatene, der geistliche Roman Barlaam und Josaphat, über dessen ungeheure Verbreitung uns zuletzt E. Kuhn so gründlich belehrt hat, und vor allem das wertvolle, im Jahre 1174 auf Befehl des Abtes Nikolaos

geschriebene Regelbuch (Typikon) des griechischen Klosters von Casole in Unteritalien. Manche Notizen und Exzerpte aus diesen Handschriften habe ich bei einem längeren Aufenthalt in Turin im Jahre 1891 entnommen und zum Teil schon publiziert. Später haben A. Heisenberg (Würzburg) und Sp. Lampros (Athen), beide mit Hilfe einer aus dem Therianos-Fonds der bayerischen Akademie, dessen Nützlichkeit sich hier unerwartet schnell und glänzend bewährt hat, gebotenen Subvention, die Turiner Handschriften für die Erforschung der byzantinischen Literatur und Geschichte ausgebeutet.

Alle Schätze der griechischen Abteilung werden an Bedeutung überragt von dem herrlichen Unikum der Turiner Bibliothek, dem großen byzantinischen Diplomatar. Es war ein stattlicher, aus 258 Pergamentblättern bestehender Kodex des 13. Jahrhunderts (1286), der die Abschriften von 42 Goldbullen und anderen Urkunden enthielt. Dieses für das Studium der byzantinischen Geschichte und Paläographie unschätzbare Denkmal ist uns wahrhaftig in elfter Stunde entrissen worden. Vor drei Jahren hat die in Paris abgehaltene erste Generalversammlung der internationalen Assoziation der Akademien den von der bayerischen Akademie vorgeschlagenen Plan eines „Corpus der griechischen Urkunden des Mittelalters und der neueren Zeit" unter die gemeinsam auszuführenden Unternehmungen aufgenommen, und ein ausführliches, von einem Verzeichnis aller bis jetzt bekannten gedruckten und nicht gedruckten Stücke begleitetes Memorandum über den Plan wird zu Pfingsten dieses Jahres in London der zweiten Generalversammlung der Association vorgelegt werden, worauf die endgültigen Beschlüsse über die Ausführung des Werkes gefaßt werden sollen. Zwar sind die Turiner Urkunden schon in der Sammlung von Miklosich und Müller, einige auch im Jus Graecoromanum von Zachariae von Lingenthal, publiziert; aber diese Ausgaben können aus Gründen, die ich hier nicht erörtern kann, den strengeren Anforderungen der Wissenschaft nicht genügen; nach dem Plane des Corpus hätte daher auch das Turiner Kopiar wie alle übrigen Urkunden neu verglichen, genauer beschrieben und zum Teil auch faksimiliert werden sollen.

Außer dem Theodoret-Kodex und dem Diplomatar ist noch ein drittes Unikum dem verheerenden Element zum Opfer gefallen, eine Sammlung von alten griechischen Kirchenhymnen, der vom Kardinal Pitra für seine große Ausgabe griechischer Kirchenlieder benützte und viel gepriesene Codex Taurinensis, B. IV., 34. Pasini, der den Wert dieser Handschrift nicht ahnen konnte, widmet ihr nicht mehr als eine halbe Spalte (S. 296, Nr. 197). Heute wissen wir, daß Handschriften dieser Art, die ausschließlich Stücke aus der ältesten Gattung des griechischen Kirchengesanges, sogenannte Hymnen, enthalten, zu den kostbarsten Seltenheiten gehören, von denen zum Beispiel die zwei größten griechischen Handschriftensammlungen der Welt, die Pariser und die vatikanische, nicht ein einziges Exemplar besitzen. Ich schätze mich glücklich, den Freunden der byzantinischen Studien mitteilen zu können, daß aus der schweren Katastrophe wenigstens dieses eine Denkmal für die Forschung gerettet ist. Ich durfte die Handschrift im Frühjahr 1886 durch diplomatische Vermittlung mehrere Monate lang in München benützen und habe wegen der eminenten Wichtigkeit des Inhalts den ganzen Kodex mit genauester Beibehaltung der Seiten und Zeilen teils abgeschrieben, teils, soweit es sich um gedruckte Texte handelte, sorgfältig kollationiert; auf solche Weise ist eine Art Faksimile zustande gekommen, das nun in Gestalt eines solid gebundenen Folianten eines der wertvollsten Stücke meines seit zwanzig Jahren gesammelten Materials für das Studium und die geplante Veröffentlichung der ältesten griechischen Kirchenlieder, besonders derer des Romanos, bildet. Für die rein wissenschaftlichen Zwecke ist somit das vernichtete Original so gut wie vollständig ersetzt. Der Turiner Kodex, von einer Hand des 11. Jahrhunderts in einer vollen, rundlichen Minuskel geschrieben, bestand aus 196 Pergamentblättern mit einer Schriftfläche von 15×11.5 Zentimeter. Den Inhalt bildeten die zwei vornehmsten liturgischen Bücher der griechischen [illegible] frühen Mittelalter, das Tropologion, eine Samm[illegible] Gesängen für die unbeweglichen Feste, und das [illegible], das die Lieder für die beweglichen Feste enthält. [illegible] Handschrift steht zwar an Reichtum des Inhalts hinter den zwei Hauptcodices dieser Literaturgattung, die den Stolz der Klosterbibliothek in Patmos bilden, weit zurück, sie repräsentiert aber eine eigenartige Redaktion, von der keine zweite Abschrift bekannt ist. Für die wissenschaftliche Forschung ist die Hymnenhandschrift sogar wichtiger als die zwei anderen Glanzstücke der Sammlung, der Theodoret und das Diplomatar; denn während der Text dieser beiden Handschriften schon gedruckt ist, sind aus dem Hymnenkodex nur einzelne Teile, und leider auch diese recht flüchtig, für die Publikation von Pitra verwertet.

Möchte die glückliche Rettung eines so hervorragenden Denkmals dazu beitragen, die Verwaltungen der Bibliotheken und Archive in der Liberalität zu bestärken, mit der heute fast allenthalben auch wertvollere Handschriften fremden Gelehrten zum Studium oder zum Photographieren dargeboten und auch, unter den notwendigen Kautelen, zur Benützung in den nach menschlichem Ermessen feuersicheren Räumen auswärtiger Bibliotheken verliehen werden. Leider gibt es noch immer einzelne Bibliotheksbeamten, welche die ihnen anvertrauten Schätze mit einer seltsamen Eifersucht vor jeder Berührung durch fremde Hände möglichst zu bewahren suchen und gar gegen photographische Aufnahmen ihrer Handschriften so mißtrauisch sind wie türkische oder arabische Bauern gegen den harmlosen Kodak. Je fleißiger die Handschriften und Urkunden benützt und je mehr Erleichterungen hierfür geboten werden, desto geringer wird der Schaden sein, von dem unsere Sammlungen durch die schreckliche Macht des Feuers und durch die langsame, aber sicher fortschreitende Miniertätigkeit der Motten und des Zahnes der Zeit bedroht sind. Und wenn auch einmal eine nach auswärts versandte Handschrift durch unselige Umstände zugrunde geht, wie es z. B. durch die Feuersbrunst im Hause Mommsens mit einigen Handschriften der Bibliothek in Leyden und durch einen Diebstahl mit dem nach St. Petersburg geschickten Straßburger Kodex des griechischen Syntipas geschehen ist, so kommen solche Verluste nicht in Betracht gegenüber dem ungeheuren Nutzen, den die wachsende Liberalität der Bibliotheksdirektionen der Wissenschaft gebracht hat.

K. Krumbacher.

Kant und unsere Dichterfürsten.

Ein Vortrag.*)

Von Bruno Bauch.

Es ist ein erhebend schöner Brauch und eine tiefernste, heilige Pflicht zugleich, mit der sich die unmittelbar innerlichste, lebendigste Neigung harmonisch verbindet, das Andenken an die Größten der Menschheit wach zu halten, zu erneuern, uns dankbar dessen zu erinnern, was sie uns beschert und beschieden haben. Besonders hervorspringende Zeitpunkte bilden zugleich auch die Richtpunkte für ein allgemeineres derartiges Gedenken. Und an einem solchen Zeitpunkte stehen auch wir jetzt. Es drängt uns, einen Mann zu ehren, der nicht nur den Besten seiner Zeit genug getan und darum gelebt hat für alle Zeiten, sondern der den Besten aller Zeiten genug getan und darum lebt und leben wird für alle Zeit. Ein Jahrhundert vollendet sich soeben, seit ein König des Geistes, ein großer, gewaltiger Herrscher im Reiche des Gedankens von dem ruhm- und ehrenvollen Schauplatz herrlichster Geistestaten zurücktrat, da ein Meister allerersten Ranges, vielleicht der allererste, die Augen schloß: Immanuel Kant.

*) Gehalten gelegentlich einer Feier zur Erinnerung an Kant im Liter. Verein zu Dresden.

Auf wenigen Spalten von der Tat Kants in ihrer Gesamtheit hier Kunde zu geben, dazu dürfte keines Menschen auch noch so gewandte Feder imstande sein. Gibt es doch Männer, die sich das Studium Kants zur Lebensaufgabe gemacht haben, und nicht mit Unrecht. Um die Größe und die Tragweite seiner Leistung ganz zu verstehen, sie in ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen, dazu gehört, daß man sich zur Lebensaufgabe gemacht hat zum mindesten das Gebiet, das Kant als sein Arbeitsgebiet erkannt und ergriffen hatte, die wissenschaftliche Philosophie. Darum wird Kant und kann er niemals im eigentlichsten Sinne des Wortes populär werden. Allein seine Wirkung hat sich weit hinauserstreckt, hat weit hinausgegriffen über die engen Kreise der Philosophen von Fach. Kein hervorragender Naturforscher, der sich ernstlich auf die Bedeutung seiner Aufgabe systematisch besonnen, ist seitdem achtlos an Kant vorübergegangen und kann achtlos an ihm vorübergehen; die heilsame, segensreich befruchtende Wirkung, die die wissenschaftliche Theologie von der Kraft seiner Ideale empfangen hat, ist allgemein bekannt und steht lebhaft vor aller Augen, besonders in unseren Tagen; auf der Seite der Rechtsgelehrtheit haben wir gerade in den bedeutendsten und hervorragendsten Leistungen Geist von Kantischem Geist zu erkennen. So wirken und leben unseres Philosophen Lehren fort im praktischen Leben, und wir alle haben wahrscheinlich schon oder werden noch empfangen mittelbar die kraftvollen Einwirkungen unseres Philosophen, nämlich mittelbar durchs Leben. Sicher aber haben wir schon diese mittelbaren Einwirkungen empfangen durch die Kunst, durch die deutsche Dichtkunst.

Zwischen welchen Gebieten des deutschen Geisteslebens hätten sich auch je innigere Beziehungen entwickelt, als zwischen unserer nationalen Poesie auf ihrem Höhepunkt und unserer deutschen Philosophie. Diese in ihrer ganzen Innigkeit darzulegen, ist hier nicht der Ort. Nur auf die zwischen unserem größten deutschen Philosophen und unseren größten deutschen Dichtern möchte ich hier hinweisen. Und auch da legt mir der eng begrenzte Raum eine peinliche Beschränkung auf und verstattet mir weder die Vollständigkeit, noch die Gründlichkeit der Darlegung, deren ich mich gern befleißigen möchte, und deren unser Thema wert wäre. Nur den äußersten, mit den stärksten Strichen gezeichneten Umriß will ich an dieser Stelle zu geben versuchen.

Kants Tat war zu riesenhaft, zu gewaltig, zu unerhört, als daß sie, gleich nachdem sie in die Wirklichkeit eingetreten, von seiner Zeit hätte ergriffen und begriffen werden können. Aber eben ihre Größe zwang doch jeden auch nur einigermaßen im Kulturleben seiner Zeit bedeutsamen Geist, zu ihr Stellung zu nehmen, und sei es auch nur in ablehnender Weise. Viele führende Geister unserer Literatur nahmen zu ihr eine lediglich gegnerische Haltung ein: Ein Klopstock nicht minder als ein Gleim, und in der unerfreulichsten, fast mehr persönlich als sachlich gehaltenen Art, der Kant nur zu Dank verpflichtete ehemalige Schüler Herder. Anders aber verhielten sich zu Kant die Männer, die wir als die Fürsten unserer Dichtkunst verehren, ein Goethe und ein Schiller.

Das Verhältnis ist allerdings ein sehr einseitiges: Kant hat zu ihnen so gut wie gar keine Beziehung, mit ihnen so gut wie gar keine Fühlung gehabt. Die neue Epoche der Kunst, die die Heroen unserer klassischen Poesie heraufführten, ging an dem großen Königsberger spurlos vorüber. Er gehörte in seiner nordischen Abgeschlossenheit mit seinen künstlerischen Neigungen einer bereits untergehenden, ja schon versunkenen Zeit an, als das aufsteigende Zweigestirn unserer Dichterfürsten sein Licht verbreitete. Die Haller, Pope, Fontanella, das waren noch die Dichter nach seinem Herzen. Den Namen Goethes suchen wir bei ihm vergeblich. Und daß er den „Herrn Professor Schiller“ für einen recht „talentvollen Mann“ erkannt hat, das ist fast alles, was wir von des Philosophen Stellung zu diesem wissen. Kant war wohl — das ist vielleicht entscheidender noch als seine äußere lokale Abgeschlossenheit in Ostpreußen — schon innerlich zu abgeschlossen, nicht mehr beweglich genug, zu fertig mit sich selbst, seinen Anschauungen und Neigungen künstlerischer Art, fertig bereits in dem Augenblick, als unsere Dichterhelden ihre großartige Entfaltung erst beginnen sollten. Das gilt, trotzdem der ewig junge Goethe und in gleicher Weise Schiller Gelegenheit hatten, die jugendlich frische Kraft laut zu bewundern, mit der „der alte Herr“ die Kleingeisterei seiner Gegner züchtigte. Man vergegenwärtige sich nur die Zeit: Im Todesjahre Lessings 1781 ließ der bereits ins 58. Lebensjahr tretende Philosoph seine Kritik der reinen Vernunft erscheinen, und in eben diesem Jahre erscheinen — die Räuber, so verstehen wir nicht allzu schwer Kants Stellung zu unseren großen Dichtern.

Ganz anders aber, wie er zu diesen, standen sie zu ihm. Beide allerdings in ganz anderer Weise. Wie sehr Schiller von Kantischen Anschauungen bestimmt ist, daß man ihn getrost den Schülern Kants beizählen darf, steht fest. Er bekennt sich selbst als Schüler Kants, nennt diesen seinen „vortrefflichen Lehrer“ und dankt ihm für „das Licht“, das dieser in seinem „Geiste angezündet habe“. Auf den Einfluß, den Kant auch auf Goethe ausgeübt hat, ist erst in unserer Zeit mit dem genügenden Nachdruck hingewiesen worden. Allein so verdienstlich ein derartiger, eindringlicher Hinweis auch sein mag, so hat er doch gleich viel zu weit geführt; man hat den Einfluß Kants auf Goethe allzu sehr überschätzt. Das, was die Kantische Philosophie gerade als kritisch charakterisiert, was ihren tiefsten Gehalt ausmacht, hat Goethe nicht in seine Anschauungsweise aufgenommen. Schiller ist Kantianer; Goethe nicht. Goethe ist überhaupt keiner philosophischen Schule beizuzählen. Und vollends von Kants durch und durch kritischer Denkweise trennt Goethe seine dogmatische; trennt ihn seine aus dem lebendigen Gefühle der Dichterseele entsprungene, mystisch-naturalistische, ästhetisch-pantheistische Naturauffassung. Nichtsdestoweniger — und das an den Tag gebracht zu haben, ist das Verdienst der zwar den faktischen Einfluß Kants auf Goethe weit überschätzenden Untersuchungen, die man dem Verhältnis beider gewidmet hat — hat er sich viel und ernstlich mit der Kantischen Philosophie befaßt und dem Genius des Denkers seine aufrichtigste Verehrung und Bewunderung gezollt. Schon deswegen wäre es ungereimt, wollte man nun in das andere Extrem verfallen, und jeden Einfluß des Philosophen auf den Dichter in Abrede stellen.

Nach der Richtung hin nämlich, in der wir auch ganz besonders die Einwirkung Kants auf Schiller zu suchen haben, können wir auch einen, wenngleich minder starken Einfluß auf Goethe erkennen: nämlich nicht vor allem in der theoretischen Philosophie, sondern in der praktischen, ethischen; nicht also in der allgemeinen Weltanschauung, sondern vielmehr in der Lebensanschauung. Goethe und Schiller aber verhalten sich darin, wie auch bereits bemerkt, grundverschieden: Schiller schließt sich direkt nacharbeitend an Kant an. Zwar macht auch er sich — und das sei nochmals betont — nicht die theoretische Philosophie als die Basis der gesamten Weltanschauung zu eigen; aber im Gegensatz zu Goethe doch wohl so weit, als sie unmittelbar mit der praktischen Philosophie, der sittlichen Lebensbewertung, zusammenhängt und zu ihr hinführt. Hierin aber ist er Kants eifriger und treuer Nachfolger. Goethe assimiliert nur, durch Schillers Vermittlung, was seiner starken Individualität gemäß ist und sich frei und leicht in seine stets kontinuierlich sich entwickelnde, im Kern immer gleiche Anschauungsweise fügt.

*

Sein und Sollen, Notwendigkeit und Freiheit, mechanische Natur und Zweckmäßigkeit, das sind die Pole, um die sich die Kantische Philosophie bewegt. Die Kritik der reinen Vernunft und die Kritik der praktischen Vernunft entsprechen diesen Gegensätzen, und in der Kritik der Urteilskraft, dem abschließenden Höhepunkte der Kantischen Philosophie, finden beide ihre Einigung. Mit unabänderlicher Notwendigkeit zieht der Mechanismus der Natur in

seine Zusammenhänge, mit zwingender Gewalt reißt er uns in seinem Getriebe fort und scheint unsere Freiheit zu zerstören. Ein Objekt unter Objekten, über denen allen der Mechanismus der Natur nach ehernen, ewigen Gesetzen herrscht, ist hier die Person, eine wie die andere gleichem Zwang unterworfen, gleicher Gewalt anheimgegeben.

Aber diese Gesetze, dieser Zwang, diese Gewalt — das ist die in die tiefsten Tiefen greifende kritische Entdeckung Kants, sie steht im Mittelpunkte seiner Philosophie, ihr vergleicht er selbst die Tat des Kopernikus — diese Gesetze, dieser Zwang, diese Gewalt, sie bezeichnen nicht eine Herrschaft des Objekts über das Subjekt, sondern gerade das Gegenteil: die Herrschaft des Subjekts über das Objekt. „Wir sind es selbst, die wir der Natur ihre Gesetze vorschreiben, indem wir sie in sie hineinlegen." Die selbstschöpferische Kraft des Subjekts, die Spontaneität des Bewußtseins, wie Kant sagt, ist die Grundlage der gesamten gegebenen Welt der Objekte und ihres Zusammenhanges. Wir — natürlich nicht selbst wieder als ein Objekt unter Objekten, die wir vor unseren Augen sehen, sondern wir als Subjekt, sofern wir niemals Objekt sind: „Die Persönlichkeit, nicht die Person." Mag unter dem gemeinen Gesichtspunkte die Person sich leidend und unfrei verhalten, bestimmt und beherrscht von der Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit der Natur und den Einflüssen ihrer Gegenstände preisgegeben, so verhält sich unter der letzten und tiefsten Weltansicht die Persönlichkeit tätig, bestimmt und beherrscht selbst die Notwendigkeit, regelt die Wechselwirkung und die Einflüsse der Dinge aufeinander, denen sie die Gesetze gibt. So weist die Persönlichkeit über die Wirklichkeit im gewöhnlichen Sinne des Wortes hinaus. Die Notwendigkeit, die in dieser Wirklichkeit auch über die Person herrscht, ist selbst nur Wirkungsweise der Persönlichkeit, und in ihr offenbart sich uns eine ganz andere Wirklichkeit: dem Reich der Notwendigkeit tritt gegenüber ein Reich der Freiheit. „Der Sinne Schranken, die Freiheit der Gedanken," „dem engen, dumpfen Leben des Ideales Reich."

Das ist der Punkt, von dem aus die Kantische Philosophie bestimmend übergreift auf die Anschauungen unserer Dichter: Im Reiche der Erscheinungen, in der Totalität der Sinnenwelt herrscht starre, unbiegsame und unbeugsame Notwendigkeit; in der „Sinne Schranken" gibt es keine Ausnahme von dem mechanischen Zusammenhange alles Geschehens. Das betont Kant auf das allerentschiedenste, Schiller schließt sich ihm unbedingt an, und Goethe erklärt, daß er gerade durch die Kantische Philosophie, insbesondere durch die Kritik der Urteilskraft seine „Abneigung gegen die Endursachen geregelt und gerechtfertigt" sah, sich also nicht — und insofern bleibt er Kant gegenüber ganz selbständig — zu einer neuen Ansicht der Dinge gedrängt fühlte, sondern nur eine Bestätigung der eigenen erkannte.

Aber neben, ja über dem Reiche der Notwendigkeit erhebt sich für Kant ein Reich der Zwecke. Für Goethe wirkt sich das immanent aus. Seine Natur, die zugleich Gottheit ist, schließt die Zweckmäßigkeit in sich, sie offenbart diese, wie er sagt, „in ihrem Wirken von Innen heraus"; und so verbindet er, zwar in Anlehnung an Kant, aber doch in seiner freien, dem Philosophen fernliegenden Weise, absolute Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit. Für Kant aber, dem die Natur nur den „Inbegriff der Erscheinungen" bedeutet, ist das Reich der Zwecke, ebenso wie für Schiller, transcendent im Verhältnis zur Natur. Es steht über der Natur und greift bestimmend und ordnend auf sie über; es gestaltet die Natur nach sittlicher Bestimmung zur Kultur, und kann sie gestalten, eben da die Natur und ihre Notwendigkeit selbst nur Funktion der selbstschöpferischen Kraft des Bewußtseins ist, „weil d[u] liesest in ihr, was du selber in sie geschrieben", wie Schiller sagt. Und an W. v. Humboldt schreibt der Dichter: „Am Ende sind wir doch beide Idealisten und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten und nicht wir die Dinge."

Zwischen das Reich der Freiheit und das der Notwendigkeit, zwischen das Reich des Zwecks und das der mechanischen Wirklichkeit, zwischen Sein und Sollen tritt vermittelnd und beide Prinzipien verbindend die Persönlichkeit. Sie ist Sinnenwesen und Vernunftwesen zugleich. Sie trägt im vernünftigen Bewußtsein die Norm des Sollens, um das Sein danach zu bilden, das Ideal, um danach das Leben zu gestalten, um in die Welt der Notwendigkeit nach Zwecken einzugreifen. Darum stellt sie sich dar selbst als Zweck und als ein alle Dinge der Welt weit überragender Wert, als ein sittlicher Wert.

Dieser Gesichtspunkt sollte vor allem bestimmend werden:

> Höchstes Glück der Erdenkinder
> Sei nur die Persönlichkeit,

das war Goethes Ueberzeugung von Anbeginn, und gerade in ihr konnte er sich durch Kants Lehre wiederum, und zwar nachhaltig bestärkt fühlen. Da die Persönlichkeit alle Dinge der Wirklichkeit an Wert überragt, so kann ihr nach Kant auch kein Ding der Welt außer ihr die Norm für die wertvolle Gestaltung des Lebens liefern. In sich selbst nur kann sie die Richtschnur finden. Goethe drückt das trefflich aus:

> Sofort nun wende dich nach innen,
> Das Zentrum findest du da drinnen,
> Woran kein Edler zweifeln mag.
> Wirst keine Regel da vermissen,
> Denn das selbständige Gewissen
> Ist Sonne deinem Sittentag.

Und Schillers Wort: „In Deiner Brust sind Deines Schicksals Sterne", das gilt auch vom sittlichen Schicksal der Persönlichkeit. Was der religiöse Genius Luthers aus tiefstem Gefühle heraus verkündet, daß „gute, fromme Werke nicht einen guten, frommen Mann machen", sondern „daß ein guter frommer Mann gute fromme Werke macht", das hebt unser Philosoph zu begrifflicher Klarheit empor, und unseren Dichterfürsten leuchtet es als Licht lebendigen Schauens: die freie Selbstbestimmung der sittlichen Persönlichkeit. Diese verliert sich aber nicht in vage Willkür, sondern ordnet sich dem Gesetze unter, das sie in ihrem Busen trägt. Aber diese Unterordnung ist auch nicht Zwang, sondern sie ist die wahre Freiheit, die Freiheit des „selbständigen Gewissens", weil die Persönlichkeit eben sich das Gesetz, dem sie sich unterordnet, selbst gibt, weil sie ihr eigener freier Gesetzgeber ist. Das ist Kants Prinzip der Autonomie, das jedermann unmittelbar einleuchtet, weil auch der schlichteste Verstand seine Gesinnung und sein Gewissen als die letzte und höchste Richtschnur für sein Handeln mit absoluter Sicherheit anerkennt. Treffend sagt Schiller von Kant: „Dem unsterblichen Verfasser der Kritik gebührt der Ruhm, die gesunde Vernunft aus der philosophierenden wieder hergestellt zu haben." Das aber ist auch nach Schiller die Freiheit des Gewissens und damit die freie Unterordnung unter das Gesetz. Denn „des Gesetzes Fessel bindet nur den Sklavensinn, der es verschmäht." Und kaum läßt sich Kants Prinzip der von aller Willkür ebenso wie von allem Zwange freien Autonomie schöner und klarer zum Ausdruck bringen, als in Goethes Worten:

> Nach seinem Sinne leben ist gemein,
> Der Edle strebt nach Ordnung und Gesetz.

Dieses Prinzip ist das „Göttliche im Menschen", nach ihm zu leben und zu wirken, das ist seine göttliche Bestimmung, die Erfüllung des Ideals, das er im Leben auszuwirken hat. So fühlt und weiß er sich dem Göttlichen nahe, nicht fremd, indem sein Wille sich dem Göttlichen, dem Idealen eint:

> Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
> Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

So verkündet uns Schiller. Freilich kostet diese Hingabe an das Göttliche, an das Ideal Mühe, es verlangt Selbstaufopferung und Selbstentäußerung, Selbstüber-

windung und Preisgabe unserer selbstischen Interessen; es verlangt, wie Kant sagt, Unterordnung unserer persönlichen Neigungen unter die überpersönliche Bestimmung der Pflicht, Beherrschung unserer sinnlichen Natur durch die sittliche. Nur indem wir uns höheren Zwecken opfern, führen wir ein wahrhaftes Leben. Mochte Schiller auch nach einer höheren Einigung zwischen Ideal und Leben, zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit suchen und sie in der Idee der „schönen Seele“ gefunden zu haben meinen, für die die Pflicht selbst zur Neigung werden, für die es keinen Konflikt zwischen Pflicht und Neigung mehr geben sollte, so stimmt er doch Kant völlig darin bei, daß unser selbstischer Glückseligkeitstrieb niemals einen wahrhaft sittlichen Bestimmungsgrund für unser Handeln und Wirken abgeben könne, solange eben nicht selbst das Ideal der „schönen Seele“, für die Pflicht und Glückseligkeit zusammenfallen, Wirklichkeit geworden. Freilich ist es eine andere Frage, ob das Ideal der „schönen Seele“ selbst jemals Wirklichkeit werden und darum auch nur aufgegeben sein könne. Kants kritischer Geist mußte sich ablehnend dazu verhalten. Allein trotzdem steht Schiller auch hier zu ihm nicht in einem diametralen Gegensatze. Unser Philosoph selbst hatte zwar nicht durch die Idee der schönen Seele in einem empirischen Zustande, aber doch durch ein Postulat der praktischen Vernunft in einem höheren, ewigen Leben der Transzendenz selbst die Vereinigung von Tugend und Glück gefordert. Und so steht auch hier Schiller ihm nur teilweise antipodisch gegenüber; zum anderen Teile aber findet doch eine Vereinigungsmöglichkeit zwischen beiden statt.

Die innigste Berührung aber gewinnt von diesen Gesichtspunkten aus Goethe mit dem großen Weisen. Ihm, dem die Persönlichkeit als das höchste Glück der Erdenkinder gilt, dessen ganzer Anschauungsweise gemäß „das Wesen der Welt selbst in großen Persönlichkeiten kräftig und deutlich sich darstellt“, ihm liegt in Bezug auf seine Lebensanschauung dieses „Glück“, dieser „Wert des Individuellen“ keineswegs in dem tollen Taumel des absolut willkürlichen Sich-Auslebens der Persönlichkeit, von dem gewisse Richtungen des Tages heute so anpreisend reden. „Der Edle strebt nach Ordnung und Gesetz,“ haben wir ihn soeben vernehmlich ausrufen hören. Ihm gilt nur das den höchsten Zwecken in freier Selbstbestimmung untergeordnete Leben als das wahre und wahrhaft wertvolle Leben. Daß der Mensch der zweckwidrigen Willkür ersterbe, um in zweckvoller Freiheit wahrhaft zu leben, das ist ihm der Gehalt, der das Leben erst lebenswert macht.

> Und so lang du das nicht hast,
> Dieses: Stirb und werde!
> Bist du nur ein trüber Gast
> Auf der dunklen Erde.

Stirb der Willkür und werde frei, lebe der Ordnung, dem Gesetz! Das ist der wahre und tiefe Sinn seines Wortes, daß wir nur frei sind, wenn wir uns beschränken

> Wer Großes will, muß sich zusammenraffen,
> In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
> Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Darin liegt der wahre Wert der Persönlichkeit für ihn daß sie sich durch das Gesetz selbst Freiheit gebe, daß sie nach höchsten Zwecken zweckvoll wirke. Und an diesem Punkte haben wir wirklich den innigsten Einfluß Kants zu erkennen. So frei er sich sonst an den Philosophen lediglich und höchstens anschließt, so frei er auch hier selbst unserem Denker gegenüber immerhin bleiben mag, in gewisser Weise ist er doch in diesem Punkte geradezu von ihm bestimmt.

Die zweckvoll wirkende Persönlichkeit erlangt für Goethe nun selbst einen unendlichen Wert, der nicht im Endlichen wieder verloren gehen kann. An diesem Punkte „entspringt“ ihm, wie er sagt, „der Glaube an unsere Fortdauer“. Für diesen Glauben ist charakteristisch, daß er wie die Unsterblichkeitsidee Kants, rein moralischer Natur ist und sich auf keine spekulativen Beweisgründe zu stützen hat, so daß wir darin — trotz aller Verschiedenheit der Durchführung dieses Gedankens, auf die wir hier nicht eingehen können[1]) — hier wirklich Kantischen Einfluß und die allein direkt bestimmende Einwirkung Kants zu erkennen haben.

Goethe und Schiller, die Lichtgestalten unserer deutschen Dichtkunst, sollten sie nicht auch in kunstphilosophischer, in ästhetischer Beziehung von Kants Kritik der Urteilskraft mannigfache befruchtende Anregungen empfangen haben? Schiller sicherlich. Zum mindesten ist seine Lehre vom Genie, der künstlerischen Schöpferkraft, ganz und gar von Kant bestimmt. Bei Goethe scheint die Frage kaum eindeutig zu beantworten zu sein. Wenigstens scheint eine direkte Einwirkung in dieser Richtung nicht bemerkbar. Aber eine faktische Uebereinstimmung zwischen ihm und Kant — über deren historischen Ursprung wir nichts auszumachen brauchen — findet doch statt: dieselbe Uebereinstimmung, die beide auch mit Schiller verbindet. Alle drei sind darin einig, daß Genie selbst nicht möglich sei ohne sittliche Kraft, daß die große, sittlich starke Persönlichkeit die erste Grundbedingung für große Leistungen sei. „Zum Talent gehört Charakter.“ Die wahre Heimat des Genies ist „des Ideales Reich“. Es ist dessen befreiender und erlösender Gesandter, eine Offenbarung des Ewigen. Daran haben sie alle geglaubt, Kant, Goethe und Schiller, und für ihren Glauben legt Zeugnis ab ihre Tat.

---

[1]) Davon werden wir bald an anderer Stelle handeln, wo wir vor allem die Totalität von Goethes Weltanschauung und nicht nur seine Lebensanschauung zum Gegenstande unserer Untersuchung haben.

Bücher und Zeitschriften.

Beiträge zur Kenntnis des Orients. Jahrbuch der Münchener Orientalischen Gesellschaft 1902/1903 (Band I). Herausgeg. vom derzeitigen Schriftführer Dr. Hugo Grothe. Berlin. Verlag von H. Pätel.

Die 1901 gegründete Münchener Orientalische Gesellschaft hat es sich mit löblichem Eifer zur satzungsgemäßen Aufgabe gesetzt, im Verein mit der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft in Berlin die Welt des Orients im weitesten Sinne dieses Wortes mit den Lebensfragen Deutschlands in jeder, d. h. in wissenschaftlicher und kaufmännischer Hinsicht, zu verknüpfen. Inwieweit dieses hohe Ziel zu erreichen den beiden verwandten und verbundenen Gesellschaften gelungen ist, vermochte man bisher nur aus den Monatsheften der Zeitschrift Asien (Berlin, Pätel) mit genügender Sicherheit zu erkennen. Nunmehr liegt aber auch von der Münchener Orientalischen Gesellschaft das erste Jahrbuch vor, welches einen deutlichen und erfreulichen Einblick in die ebenso umfassende wie rührige Tätigkeit seiner Vorstandschaft wie seiner Mitglieder gewährt. Friedrich Hirth, jetzt Professor an der Columbia-Universität in New-York, hat den Reigen der meist ganz ausgezeichneten Aufsätze des Jahrbuches mit einer Abhandlung „über gemeinnützige Anstalten in China“ eröffnet. Gerade in dem Bestehen dieser zahllosen Einrichtungen der öffentlichen und privaten Wohltätigkeit im Reiche der Mitte, die große Aehnlichkeit haben mit den Wohlfahrtsbestrebungen der christlichen Caritas, erblickt der berühmte Chinakenner ein Haupthindernis für das Eindringen des Christentums in Ostasien. — „Neue Bahnen der Orientalistik“ eröffnet Martin Hartmann, Professor des Arabischen am Seminar für orientalische Sprachen zu Berlin, der erst kurz von seiner Forschungsreise nach Taschkend, Andidschan, Kaschgar und Jarkend zurückgekehrte Gelehrte, indem er nachdrücklich auf die wirtschaftliche und damit im Zusammenhang stehende wissenschaftliche Ausbeutung Mittelasiens durch die orientalische Forschung hinweist. Zu diesem Zwecke befürwortet er die Gründung einer unabhängigen selbständigen Orientalischen Hochschule in Deutschland, und zwar nach Art der Orientalischen Akademie in Wien und der Ecole des langues Orientales vivantes in Paris, aber mit einer stärkeren Betonung praktischer Gesichtspunkte, mit einer Zweiteilung in eine

Googl

west- und ostasiatische oder arabische und chinesische Hauptgruppe und den Unterabteilungen in Osmanisch, Kurdisch, Persisch, Vulgärarabisch, Azerbaidschanisch, Tschagataisch, Afghanisch und Chinesisch. Hartmann weist dabei mit Recht auf die Erfolge der großen staatlichen Opfer Englands hin. — „Das Korps der Janitscharen" in seiner Entstehung, geschichtlichen Entwicklung, Furchtbarkeit des Auftretens für die christlichen Völker Europas und Asiens, die sich schließlich gegen die eigenen Machthaber und Schöpfer kehrte und deshalb die Auflösung und Vernichtung des Korps herbeiführte, schildert Theodor Menzel in einer gründlichen, gelehrten und anschaulichen Abhandlung, die bereits von der Beilage zur Allgemeinen Zeitung veröffentlicht wurde. — Der Schreiber dieser Zeilen, Verfasser einer Geschichte der europäischen Türkei für Helmolts Weltgeschichte (Band V), bezeugt auf Grund eigener Studien gern dem jungen Gelehrten, daß dessen Untersuchungen vielfach mit Erfolg über die Forschungen Zinkeisens und Hammer-Purgstalls hinausgegangen sind. Auf verwandtem Gebiete bewegt sich auch H. Zimmerers deutsche Uebersetzung der „vier türkischen Sendschreiben (1554)" aus dem lateinischen Original des römisch-deutschen Gesandten Augier Ghiselin von Busbeck vom Hofe Sultan Solimans des Prächtigen, von denen der erste Brief mitgeteilt ist. — „Zur Vorgeschichte der Null" liefert Professor Georg Jakob einen kleinen, aber wertvollen Beitrag, indem er sie auf ihren indischen Ursprung zurückführt. — „Das heutige Unterrichtswesen in Japan" behandelt mit der Kenntnis des Eingeborenen Professor Iwas Takam in Tokio, das Hand in Hand mit den großen Umwälzungen und Umwandlungen des ganzen Reichs seit 1869 naturgemäß die tiefgehendste Veränderung durch die Anpassung des Jugendunterrichts an europäische Formen erfahren hat. Es wird sich zeigen, ob diese nachhaltige Kraft sittlicher Energie und materieller Leistungen auch in dem eben entbrannten Kriege mit Rußland so zum Ausdruck gelangt, wie sich dies gegenüber dem stammverwandten, aber zurückgebliebenen China siegreich geoffenbart hatte. — Einen fesselnden Reisebericht „Quer durch Kleinasien vom Mittelmeer zum Pontus" gibt C. von der Nahmer aus Köln am Rhein über eine Reise, die den Forscher von Konia über Karaman, über den Taurus ins Tal des Göksu (Kalykadnus), Seleske und Mersina führte; dann ging es durch die Portae Ciliciae zurück nach Indschehsu und Kaisarieh am Argäus, Gegenden, die durch meine und R. Oberhummers Reise „durch Syrien und Kleinasien" (Berlin, Dietr. Reimer 1898) näher bekannt geworden sind; von hier aus erreichte der Reisende über Siwas durch das Tal des Jeschil-Irmak über Tokat und Amasia bei Samsun das Schwarze Meer. „Die (günstigen) Aussichten des Anbaus von Baumwolle in Nordmesopotamien" legt Said Ruete im einzelnen nach historischen, wirt- und landwirtschaftlichen Grundsätzen dar und lenkt die Aufmerksamkeit des deutschen Unternehmungsgeistes auf diese künftigen Gebiete der Bagdadeisenbahn. — „Zur Geschichte des japanischen Farbenholzschnittes und der bürgerlichen Kunst", bringt Friedrich Perzynski einen kunstkritischen, beachtenswerten Beitrag. — Wilhelm Geiger in Erlangen würdigt „die kulturgeschichtliche Bedeutung Indiens" in eindrucksvoller Ausführung; besonders wertvoll ist seine maßgebende Ansicht über den Buddhismus. Das Bestreben, den historischen Buddhismus als Ganzes in unsere Zeit und Welt übertragen zu wollen, nennt der bewährte Sanskritist mit Recht eine Illusion. Dazu hat er viel zu viel Indisches an sich und wurzelt zu tief in asiatischen Anschauungen und Verhältnissen. — Den „Orient im Spiegel deutscher Literatur 1901—1903" beschreibt Hugo Grothe, der verdienstvolle Herausgeber des Jahrbuchs, der uns auch ein Verzeichnis der Schriften über China von Frdr. Hirth und wertvolle Beiträge zur Literatur über Babel, Bibel und die Ausgrabungen im Gebiete des Euphrat und Tigris mitteilt. Dabei bricht der Orientfahrer eine Lanze für die Besiedelung der Interessensphäre der Bagdadbahn durch deutsche Ackerbauer, deren Für und Wider wir schon einmal an dieser Stelle eingehend beurteilt haben. — Den Schluß bildet die Geschichte der Gesellschaft selbst, der die Eröffnungsansprache des kaiserl. Unterstaatssekretärs z. D. Professor Dr. v. Mayr in wirksamer Weise die Wege geebnet und gewiesen hatte. Fassen wir das Ergebnis unserer kurzen Ausführungen zusammen, so stellt das erste Jahrbuch ein überaus nutzbares Hilfsmittel und eine ertragsfähige Fundgrube nicht nur für den Fachmann, sondern auch für den im Orient reisenden Kaufmann dar.

H. Zimmerer.

Marotten. Kulturhistorisches und Aktuelles. Von D. Norden. Leipzig, 1903. Otto Wigand.

Der Verfasser versteht unter Marotten alle jene Bewegungen im Geistesleben der Menschheit, welche über ein vernünftiges Mittelmaß in der Verfolgung einer Idee hinaus bis zu einem an Widersinn grenzenden Uebermaß sich erstrecken, jenseit dessen dann die notwendige Reaktion Platz greift. Er erblickt — in dieser Hinsicht nicht originell — in der menschlichen Geistesgeschichte eine fortdauernde Wellenbewegung, ein ununterbrochenes Pendeln zwischen den Endpunkten, die er Marotten nennt; die Pendelbewegungen wechseln ihm ab zwischen „Suchen" und „Finden", „Fragen" und „Erklären", zwischen induktivem, analysierendem Forschen und deduktivem, synthetischem Erkennen, zwischen Spezialisieren und Zusammenfassen, zwischen „Verstand" und „Gemüt". Das, was man gewöhnlich Denken heißt, ist meist nichts weiter als eine halb unwillkürliche Geistestätigkeit in der Richtung der gerade herrschenden geistigen Bewegungsrichtung; nur selten etwas Eigenes, Persönliches. Dieses Thema verfolgt der Verfasser in ansprechender Weise an der Geschichte einiger weltbeherrschender Ideen und Begriffe: „Thron und Altar", „Bildung" und besonders ausführlich der „Kampf ums Dasein", jene zum populären Schlagwort degradierte Idee, die jeder selbständige Geist in seiner eigenen Wagschale zu wägen sich gedrungen fühlt. Das Urteil, das der Idee der „natürlichen Auslese", der „zu vielen Menschen", des „Druckes der Zahl wider die Existenzgrenze" vom Verfasser gesprochen wird, dünkt uns symptomatisch für eine sich anbahnende neue Geistesrichtung, Lebensanschauung und schließlich — nach Norden — Marotte. Wir werden uns klar dabei, wie die Schätze unserer Jugend, in welcher wir einst geschwelgt, zu Asche werden, während wir bereits an anderer Stelle wieder weiter graben und nach Erklärung ringen, wo sich wieder nur Beobachtetes als ungelöstes Rätsel bietet. Auch der Verfasser bekennt seine „Marotten" als eine Marotte und seine Thesis der Schwingungen als ein Zeichen der Zeit — πάντα ῥεῖ.

H.

Heimatsucher. Roman vom Thüringer Wald von Wilhelm Arminius. Leipzig, 1904. Eduard Avenarius.

„Heimat", du lieber Gott, wer als Kind daraus verjagt war, irrte der nicht zeitlebens ruhelos umher!" sagt Herr Willibald Preil, der, auch zu Jahren gekommen, immer etwas windig und phantastisch geblieben ist. Heimatsucher sind sie eigentlich alle, die Hauptpersonen des Romans. Sie sollen und wollen auf dem Boden heimisch werden, ihn sich zu eigen machen, auf dem sie zu wirken berufen sind. Den Einen gelingt es, wie dem energischen, etwas schwerblütigen Valentin, der feinnervigen Gerlinde, die nach Kämpfen und Irrungen das Glück an seiner Seite findet. Dem vornehmen Herbert Rienecker wird es nicht möglich, das, was ihm zu Teil geworden, zu „erwerben, um es zu besitzen". Er muß die Fabrik aufgeben und wird vielleicht in der neuen, seiner Individualität besser zusagenden Tätigkeit, der er sich zuwendet, die Heimat finden. . . . Im übrigen ist manches in dem Buche dunkel und der Leser muß sich aus halben Andeutungen ein gut Teil des Inhalts selbst hinzudichten und denken. Aber gerade in dieser Technik liegt für uns der Hauptreiz des Buches. Wir finden darin eine gewisse Aehnlichkeit mit derjenigen Raabes, wenn auch Arminius sie noch nicht mit der gereiften Kunst des Braunschweiger Meisters beherrscht. Wie bei Raabe werden die Menschen nicht eingeführt, vorgestellt und beschrieben, sondern sie sind einfach da mit allem, was sie aus der Vergangenheit zu tragen, zu hoffen, zu fürchten haben mit all ihren Eigenschaften, ihren Vorzügen und Schwächen. Wir müssen diese neu in unseren Gesichtskreis tretenden Menschen erst allmählich kennen, denn, soweit dies nicht hier und da durch die übrigen handelnden Personen geschieht, ist kein Mittelsmann da, der uns über sie unter-

richtet. Aber wir werden ganz gut bekannt mit ihnen, mit Valentin und Gerlinde, dem alten Winckler und seinen Leuten, Brosack, Gretlies und Henner; auch die vornehmen Leute aus dem Herrschaftshause des Eisenwerks treten plastisch und individuell hervor, auch die Nebenfiguren, der Schmied Hannjürr und sein Sohn Gottlieb, endlich der Kantor Brake, der letztere sogar eine ganz Raabesche Figur. Die Gegensätze zwischen den Arbeitern des Eisenhammers und denen der Glashütte, sowie die Konflikte zwischen Arbeitern und Arbeitgebern werden uns in lebhaften, bewegten Szenen vorgeführt. Besonders kraftvoll und packend ist die Darstellung des Kampfes gegen das Hochwasser und die ergreifende Episode von dem Verschwinden des kleinen Gottlieb und seiner Auffindung durch Gerlinde. Die Naturschilderungen sind voll Stimmung und Poesie, auch das Lokalkolorit scheint uns gut getroffen. Etwas störend wirken hier und da sentimentale Einschachtelungen.

S. S.

Allgemeine Rundschau.

Bruchstücke manichäischer Literatur.

In der Februar-Sitzung der Berliner Akademie der Wissenschaften wurde eine (soeben schon in den Sitzungsberichten publizierte) einleitende Abhandlung des Direktorialassistenten am Berliner Museum für Völkerkunde Dr. F. W. K. Müller vorgelegt, welche die früher auf dem Gebiete der ostasiatischen Wissenschaften bewiesene umfassende Gelehrsamkeit dieses Forschers aufs neue dartut. Der Aufsatz, dessen Kürze zu der Tragweite der gegebenen Aufschlüsse und Direktiven in umgekehrtem Verhältnisse steht, bringt die erste Lesung der vorher allen Entzifferungsversuchen widerstrebenden Handschriftenfragmente in Estrangelo (einer syrischen Schrift), welche zu der Ausbeute von Professor Grünwedels ergebnisreicher Expedition in die Umgebung von Turfan in Chinesisch-Turkestan gehören. — Das Verständnis der auf Papier, Leder und Seide sorgfältig geschriebenen und mit Miniaturen gezierten Manuskripte wurde durch auffällige Abweichungen von der sonst bekannten Schriftart außerordentlich erschwert: fünf Zeichen treten ganz neu hinzu, zwei der gewöhnlichen syrischen Buchstaben fehlen, und mehrere Zeichen sind modifiziert.[1]) — Der Sprache nach handelt es sich um Türkisch und Mittelpersisch. Inhaltlich — und das ist geradezu als literarisches Ereignis zu bezeichnen — gehören diese Fragmente zu der verloren geglaubten manichäischen Literatur. — Aus Devérias Untersuchungen chinesischer Quellen über den Manichäismus in China, auf die Müllers Aufsatz verweist, kommt namentlich in Betracht, daß die Manichäer — deren Lehre schon James Darmesteter ein Echo der persischen Theologie genannt hat (Journal Asiatique I [1883], S. 260; 266) — bei den Uiguren des 8.—9. Jahrhunderts eine bevorzugte Stellung einnahmen, als deren Folge auch die Einführung des syrischen Alphabets anzusehen ist, und daß für das 10. Jahrhundert die Existenz eines Mani-Tempels bei Turfan bezeugt ist. Das bemerkenswerte Verhältnis dieser Glaubensform zum Buddhismus in China wird u. a. auch dadurch beleuchtet, daß die Buddhisten Mani als Manifestation der Kuanyien betrachteten (Beal, Fah-Hian S. XXXVIII), der chinesischen Göttin des Erbarmens, welche dem indischen Bodhisattva Avalokites'vara entspricht und möglicherweise nur unter der Einwirkung ikonographischer Mißverständnisse zu der Umformung in eine weibliche Gottheit gelangt ist (Bulletin de l'Ecole fr. d'Extrême-Orient II, p. 420). — Wir haben alle Ursache, Dr. Müllers weiteren Mitteilungen zu diesem hervorragend wichtigen Thema mit Spannung entgegenzusehen, wie überhaupt allen Aufschlüssen über die Grünwedelsche Expedition, deren Leiter in seinem zunächst nur summarischen Reisebericht alle hier zu berücksichtigenden wissenschaftlichen Fragen in programmatischer Knappheit, aber eindringlich und inhaltsreich dargelegt hat (Bulletin de l'Association intern. pour l'exploration historique... de l'Asie Centrale et de l'Extrême-Orient, publ. p. le Comité Russe, No. 2, Pétersbourg, Oct. 1903). Schon die bisher vorliegenden Ergebnisse lassen keinen Zweifel, daß die zentralasiatischen Ausgrabungen, die fast gleichzeitig an den Nord- und Südoasen von Ost-Turkestan von Klementz, Stein und Grünwedel in Angriff genommen worden sind, die Altertumskunde und Religionsgeschichte um ungeahnte Schätze bereichern.

L. Scherman.

[1]) Vgl. auch Radloff: Nachrichten über die Expedition nach Turfan (St. Petersburg 1899), S. 56.

Der erste englisch-amerikanische Student auf einer deutschen Hochschule

war, wie wir dem interessanten Buche von L. Viereck „Zwei Jahrhunderte deutschen Unterrichts in den Vereinigten Staaten“ (Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn) entnehmen, Benjamin Smith Barton, der 1789 zu Göttingen als erster das sogenannte amerikanische Koloniebuch von Göttingen eröffnete und dort auch 1799 in der medizinischen Fakultät promovierte. Barton, der bereits 1815 starb, hat trotz seiner kurzen Lebensdauer als Präsident der amerikanischen Philosophischen Gesellschaft, sowie als Verfasser einer Reihe naturwissenschaftlicher Werke eine bedeutende Rolle im amerikanischen Geistesleben gespielt. Es ist wohl mehr als bloßer Zufall, daß dieser erste Bahnbrecher enger Beziehungen zwischen dem wissenschaftlichen Amerika und Deutschland aus dem nämlichen Lancaster stammte, wo Benjamin Franklin eine deutsche Schule begründet hatte. Franklin hatte im August 1766 Göttingen besucht, und diese Universität hatte einen so günstigen Eindruck auf ihn gemacht, daß er den Plan faßte, daheim ebenfalls eine Universität zu gründen, die gewissermaßen „das deutsche Göttingen“ abgeben sollte. Diesen Plan verwirklichte er, indem er den Anstoß gab, daß das „Public College of the City of Philadelphia“ 1799 in die Universität von Pennsylvanien umgewandelt wurde, deren Lehrplan eine eigene deutsche Fakultät einschloß.

Kleinere Mitteilungen.

* Salzburger Ferien-Hochschulkurse. Der Verein für wissenschaftliche Ferialkurse in Wien erläßt soeben an die deutsche Studentenschaft folgenden Aufruf:

Kommilitonen! Akademische Bürger!

Die Salzburger Hochschulferialkurse treten in das zweite Jahr ihres Bestandes. Wurde schon der Versuch des Jahres 1903 von schönem Erfolge gekrönt, so sind die Unterzeichneten heute in der Lage, mit einem weit umfassenderen Programme vor die Oeffentlichkeit zu treten und so einen neuen erheblichen Schritt zu dem ihnen vorschwebenden Ziele zu tun: Alljährlich in der schönsten Stadt Deutschösterreichs ein Bild deutscher Forscherarbeit und freier akademischer Lehre erstehen zu lassen.

Die Bereitwilligkeit einer größeren Zahl hervorragender Hochschullehrer des Deutschen Reiches und Oesterreichs, ihre Kraft in den Dienst dieses schönen Vorhabens zu stellen, verdient aber nicht allein unseren Dank; sie erheischt auch, soll aus ihr wirklich die Blüte freien deutschen akademischen Lebens erwachsen, die verständnisvolle, die tätige Mitwirkung der Lernenden, der akademischen Jugend.

Daß dieses Verständnis, diese Tatkraft in der deutschen Studentenschaft nicht fehlen werde, ist um so mehr die zuversichtliche Hoffnung der Unterzeichneten, als sie sich mit den Hörern aller deutschen Hochschulen eins wissen in der Treue zu den bewährten Ueberlieferungen deutscher Universitäten; eins in dem Bestreben, die überkommenen Einrichtungen zu immer vollkommeneren, immer freieren Formen auszubauen; eins auch in der Entschlossenheit, gegen jeden Angriff zusammen zu stehen, welcher der Gegnerschaft gegen die vom österreichischen Staats-Grundgesetze den Hochschulen verbürgte Freiheit der Forschung und Lehre entspränge.

Aber nicht zu unfruchtbarem Kampfe rufen wir Euch auf, sondern zu freudiger Mitarbeit an einem Werke des Geistes,

dessen Bestand, dessen verheißungsvolle Entwicklung in sich die Kraft tragen soll, die Gefahr zu bannen, die in Salzburg und anderwärts das kostbarste Gut unserer Kultur, den freien Gedanken, bedroht.

In diesem idealen Sinne ergeht an die deutsche Studentenschaft unser Ruf zum Besuche der Salzburger Ferialuniversität, in diesem Sinne unser Willkommgruß!

Obmann:

Prof. W. Meyer-Lübke m. p.

(und andere Unterschriften).

* Aus Berlin wird uns geschrieben: Unter dem Vorsitz Seiner Exzellenz v. Bergmann fand am 20. d. M. eine Vorstandssitzung des Zentral-Komitees für das Rettungswesen in Preußen im Kultusministerium statt. Da inzwischen die Erhebungen über das Rettungs- und Krankentransportwesen, mit deren Vorarbeiten die Herren Geheimer Medizinalrat Dr. Dietrich (vom Kultusministerium), Regierungsrat Dr. Breger (vom Kaiserlichen Gesundheitsamt) und Professor Dr. George Meyer beauftragt waren, beendet sind, so wurde beschlossen, die Ausarbeitung der eingegangenen Fragebogen (etwa 12,000), sowie graphische Darstellung der Ergebnisse dem Schriftführer des Zentral-Komitees zu übertragen. Die graphische Darstellung soll auf der Weltausstellung in St. Louis ausgestellt werden.

* Von der Nobel-Stiftung. Der im Reichstage eingebrachte, von uns seinerzeit erwähnte Vorschlag, die Nobel-Stiftung anderen „Akademien, wissenschaftlichen Gesellschaften und Stipendienfonds“, die keine Einkommensteuer zu zahlen haben, gleichzustellen, ist, wie der Nationalzeitung gemeldet wird, von beiden Kammern mit großer Majorität verworfen worden. Das Kapital, das von seinem Besitzer in hochherzigster Weise zur Förderung der Wissenschaften bestimmt worden ist, wird also für alle Zeiten dem schwedischen Staate eine ansehnliche Einnahmequelle sein. In der schwedischen Presse mißbilligt man diese Entscheidung des Reichstages in den stärksten Ausdrücken.

* Jubiläum. Seine 1100jährige Jubelfeier begeht das Gymnasium Carolinum in Osnabrück, wohl die älteste Anstalt des Reiches, in den Tagen vom 27. bis 29. September. Die Anstalt wurde von Karl dem Großen begründet.

⁂

Hochschulnachrichten.

Z. Würzburg. Der Senior der theologischen Fakultät, Professor der Exegese des Alten Testaments, Geheimrat Dr. Anton v. Scholz, beging gestern seinen 75. Geburtstag. Der Jubilar, der am 25. Februar 1829 geboren ist, erfreut sich voller körperlicher und geistiger Frische.

r. Tübingen. In der medizinischen Fakultät unserer Universität hat sich Dr. Schwenkenbecher, zweiter Assistenzarzt an der medizinischen Klinik, für das Fach der inneren Medizin als Privatdozent habilitiert. Seine Probevorlesung, welche am 27. d. M. stattfinden wird, handelt „Ueber die Schweißsekretion in der Norm und in Krankheiten“.

* Heidelberg. Für die durch Professor Karlowas Tod erledigte Professur für römisches Recht und deutsches bürgerliches Recht hat Professor Rudolf Leonhard in Breslau einen Ruf erhalten.

* Freiburg. Der Professor der Psychiatrie, Hoche, hat den an ihn ergangenen Ruf nach Halle abgelehnt.

* Bonn. Der Physiologe der hiesigen Universität, Geh. Medizinalrat Professor Dr. Eduard Pflüger, ist zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Bologna ernannt worden.

* Jena. Die juristische Fakultät der hiesigen Universität macht bekannt: Infolge Weggangs des Prof. Dr. A. Schultze nach Freiburg werden die von ihm für nächstes Sommerhalbjahr angekündigten Vorlesungen, falls die Wiederbesetzung der Stelle bis 1. April d. J. sich nicht ermöglichen lassen sollte, von den Professoren Rosenthal und Schott gehalten werden. — Professor Dr. Ferd. Noack, Direktor des archäologischen Instituts an der Universität Jena, hat einen Ruf als ordentlicher Professor an die Universität Kiel erhalten.

* Breslau. Der Direktor der hiesigen Frauenklinik, Professor Küstner, hat einen Ruf an die Universität Halle abgelehnt.

* Wien. Die Wiener medizinische Fakultät will unter den Freunden und Verehrern des im Vorjahre verstorbenen damaligen Rektors der Wiener Universität, Hofrats Prof. Dr. Karl Gussenbauer, eine Sammlung einleiten, deren Erträgnis der Errichtung eines Gussenbauer-Denkmals dienen soll. Das Denkmal soll in der Heimatgemeinde des verstorbenen großen Chirurgen — Obervellach in Kärnten — zur Aufstellung gelangen.

⁂

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Das Vogel-, Fisch- und Tierbuch des Strassburger Fischers Leonh. Baldner a. d. J. 1666. Hrsg. mit einer Einleitung und erläuternden Anmerkungen versehen von Robert Lauterborn, Privatdozent an der Universität Heidelberg. Ludwigshafen a. Rh. 1903. August Lauterborn. 177 S. — Dr. Heinrich Detmer, Oberbibliothekar in Münster: Bilder aus den religiösen und sozialen Unruhen in Münster während des 16. Jahrhunderts. II.: Bernhard Rothmann. Kirchliche und soziale Wirren in Münster 1525—1535. Der täuferische Kommunismus. Münster (Westf.) 1904. Coppenrath. 146 S. — E. Spenlé: Novalis. Essai sur l'idéalisme romantique en Allemagne. (Bibliothèque de la Fondation Thiers, Fascicule II.) Paris 1904. Hachette et Cie. 376 u. 102 S. — Knut Hamsun: Königin Tamara. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Gertrud Ingeborg Klett. München 1903. Albert Langen. 181 S. — Dr. Gustav Class, ord. Professor d. Philosophie a. D.: Die Realität der Gottesidee. München 1904. C. H. Beck. 94 S. — Dr. Adalbert v. Hanstein, Privatdozent an der kgl. Technischen Hochschule zu Hannover: Gott und Unsterblichkeit in der modernen Weltanschauung. Hannover u. Leipzig 1904. Hahnsche Buchhandlung. 41 S. — V. Lössl, kgl. Realschulrektor und J. Moller, Oberlehrer: Buchführung, Kalkulation und Wechsellehre für Schulen, zur Vorbereitung für die Meisterprüfungen und zum Selbstunterricht. 2. erw. Aufl. München 1904. R. Oldenbourg. 169 S. — Dr. Theobald Ziegler, ord. Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Strassburg: Geschichte der Pädagogik mit besonderer Rücksicht auf das höhere Unterrichtswesen. (2., durchgesehene und ergänzte Auflage.) (Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen, hrsg. von Dr. A. Baumeister. I. Band, 1. Abteilung.) München 1904. C. H. Beck. 394 S. — Halliwell Sutcliffe: Through Sorrows Gates. A Tale of the Lonely Heath. London, Leipzig, Paris 1904. T. Fisher Unwin. 370 S. — K. L. Montgomery: The Cardinals Pawn. How Florence set, how Venice chesked, and how the game fell out. Ebenda 1903. 291 S. — Jacopo Gelli: Il Raccoglitore di oggetti minuti e curiosi. (Manuali Hoepli.) Milano 1904. Ulrico Hoepli. 344 S. — Vittorio Ferrari: Letteratura Italiana moderna e contemporanea (1748—1903). 2. edizione. (Manuali Hoepli.) Ebenda 1904. 431 S. — Dr. jur. et phil. Albert Hesse, Privatdozent der Nationalökonomie an der Universität Halle a. S.: Natur und Gesellschaft. Eine kritische Untersuchung der Bedeutung der Descendenztheorie für das soziale Leben. (Natur und Staat. Beiträge zur naturwissenschaftlichen Gesellschaftslehre. Eine Sammlung von Preisschriften.) Jena 1904. Gustav Fischer. 234 S.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 27. Februar. Nummer 48.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.
Ein dritter Frauenbrief.
Hamlets Mißtrauen. Von Karl Borinski (München).

II. Bücher und Zeitschriften.
Neue buddhistische Literatur. — Friedrich Delitzsch: Babel und Bibel, ein Rückblick und Ausblick.

III. Allgemeine Rundschau.
Geographische Gesellschaft in München (Cäcilie Seler über Reisen in Mexiko). — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Ein dritter Frauenbrief.

Lieber Freund!

Eigentlich ist doch schon Schluß der Debatte beantragt; wenigstens hat mir die liebenswürdige Verfasserin der Antwort auf meinen zweiten Brief, Frau Haushofer-Merk, schon herzlich die dargebotene Hand geschüttelt. Ich begreife Sie deshalb auch gar nicht, daß Sie mich bei Uebersendung der Beilage-Nummer, die jene schöne und siegreiche Antwort auf meine fortgesetzte Quängelei in der Frauenfrage enthält, nochmals zu einer brieflichen Aeußerung und Entgegnung auffordern. Glauben Sie etwa, ich werde die Diskussion fortsetzen, nachdem ich so hübsch abgeführt worden bin? Da kennen Sie mich doch nicht genügend. Ich bin durchaus nicht rechthaberisch oder gar streitsüchtig. Im Gegenteil: ich freue mich von ganzem Herzen darüber, daß es unter der jüngeren Generation so herzhafte Vertreterinnen der neuen Anschauungen gibt, die sich nicht vor jedem „aus ehrwürdigem Munde“ fallenden Urteile in demütigem Stillschweigen beugen.

Auch sehe ich wirklich nicht ein, warum ich in einem solchen Streite, so ritterlichen Gegnerinnen gegenüber, mich nicht fröhlich für besiegt erklären sollte! War ich denn nicht im Grunde mit dem stillen Wunsche ausgezogen, in ihren Reihen oder wenigstens an ihrer Seite zu kämpfen! Von ihnen zu lernen, wie man Schlachten schlägt „zur Befreiung des weiblichen Geschlechtes aus drückenden Banden“! Und wenn ich in etwas übermütiger Stimmung — Sie selbst, verehrter Freund, haben nicht wenig zum Aufkeimen dieses Uebermutes beigetragen — an der Schlachtordnung der Frauenrechtlerinnen und an ihren Erfolgen herummäkelte und auf eigene Faust gegen ihre Vorposten plänkelnd auftrat, mußte ich da nicht von vornherein gewärtig sein, daß sie mir ihr Uebergewicht schließlich deutlich fühlen lassen würden?

Warum soll ich also nicht der freundlichen Korrespondentin lachend die Hand schütteln und ihr offen zugestehen, daß sie es mir tüchtig gegeben hat! Wir haben ja nicht Lanzen gebrochen um unserer persönlichen oder schriftstellerischen Ehre willen, sondern zum Ruhme einer Sache, die uns beiden am Herzen liegt und unser ganzes Sinnen und Denken erfüllt. Was kommt es bei solchem Kampfspiele darauf an, wer siegt oder besiegt wird! Wenn nur der Kampf in würdiger Form ausgefochten wird und zur Erhöhung der Glorie unseres Banners beiträgt.

Dieses Banner aber ist die Frauenwürde und Frauenwohlfahrt, und ich fühle mich im gleichen Maße ihm zugeschworen wie meine liebenswürdigen Gegnerinnen — oder sagen wir lieber: Mitstreiterinnen! Freilich tragen wir nicht die gleichen Waffen und Rüstungen — und nur aus diesem Grunde kam's zum Streite zwischen uns —, aber wir kämpfen doch für die gleichen Ideale. Ich mußte mich überzeugen lassen, daß ihre Waffen die einzigen für unsere Zeit geeigneten sind, daß die von mir und meiner Generation gebrauchten heute ihren Zweck nicht mehr vollauf erfüllen können, daß ein Kämpfen in geschlossenen Reihen am Platze ist, während ich bisher einsam für mich stritt — soll ich darum empfindlich beiseite treten oder gar zürnend und eigensinnig meinen Standpunkt weiter verfechten?

Nein, mein lieber Freund, Sie bringen mich nicht zu einer nochmaligen ausdrücklichen Entgegnung auf die von Frau Haushofer-Merk so geschickt vorgebrachten und mit Tatsachen bekräftigten Argumente. Ich lasse die Gegnerin ganz gern als Siegerin auf dem Plane. Auch das Gefühl der Demütigung, das ich vor kurzem noch empfand, wenn ich die kecken Aburteilungen über unsere früheren vereinzelten Bestrebungen auf dem Gebiete des Frauenlebens vernahm, ist inzwischen in mir vor dem freudigen Bewußtsein gewichen, wenigstens mit einem Fuße noch in dieser Zeit stehen zu können, in der es eine Lust ist, zu leben. Muß ich es, nach so liebenswürdiger Belehrung von allen Seiten, nicht vielmehr als eine besondere Wohltat und dankbar anerkennen, wenn aus der Ferne ein Hauch des „neuen Geistes unter den Frauen“ in mein altmodisches Dasein mit sanftem Flügelschlage herübergefächelt wird? —

Damit wollte ich eigentlich diesen Absagebrief an Sie schließen — aber ich müßte nicht eine Frau sein, wenn ich nicht mich gedrängt fühlte, ihm noch ein Nachwort hinzuzufügen. Der „neue Geist“ ist's, der mich dazu treibt.

Dieser „neue Geist unter den Frauen“ ist in den letzten Wochen in den verschiedenartigsten Gestalten mir entgegengetreten und ich habe wahrlich nicht versäumt, ihn nach jeder Richtung hin auf mich einwirken zu lassen. Das werden Sie wohl schon aus dem Eingange dieses Briefes herausgefühlt haben. In den Ausführungen der verehrten Korrespondentin in Ihrem Blatte trägt er recht energische Züge: Arbeitseifer, geistige Regsamkeit, Ernst des Studiums, vielseitige Tätigkeit, Selbständigkeitssinn und Solidaritätsgefühl bilden seine wesentlichen Eigenschaften, der Kampf um die rechtliche Gleichstellung und um Selbständigkeit der Individuen des weiblichen Geschlechtes ist sein praktischer Daseinszweck, strenge Abwehr aller Lüge und Falschheit, selbst der uns doch angeborenen List und Feinheit sein moralischer Inhalt. Ich kann das Geständnis nicht unterdrücken, daß mich als Frau das Männliche in dieser Geisteskomplexion recht angezogen hat, nur weiß ich nicht, was die Vertreter des bisher stärkeren Geschlechtes dazu sagen werden, wenn ihnen so Gleichgestimmtes auch im weiblichen Geschlechte allgemein entgegentritt. Diese verwöhnten Herren der Welt wünschen bekanntlich immer komplementäre Farben zu sehen und können es gar nicht

vertragen, wenn ihrer Selbstherrlichkeit noch ein anderes selbstherrliches, auf die gleichen Eigenschaften gestütztes Element sich an die Seite stellt. So weiß ich in der Tat nicht, wie ich mir die Zukunft ausmalen soll, wenn der „neue Geist unter den Frauen“ wirklich allgemein in die Erscheinung treten und etwa eine gänzliche „Umkrempelung“ des weiblichen Geschlechtes ins Männliche hin in intellektueller, moralischer und sozialer Hinsicht hervorrufen sollte. Schon jetzt wird es mir schwer, meine junge Freundesschar beiderlei Geschlechtes in passender Weise am Abendtisch zu plazieren, ohne Verstimmungen hervorzurufen, denn das Starke will nun einmal nicht gern neben dem Starken, das Selbständige nicht gern neben dem Selbständigen sitzen, und Sie selbst erinnern sich wohl noch des betrübenden Falles aus unserer römischen Zeit, daß mir der Dichter P. ganz vom Hause wegblieb, weil ich die Marotte gehabt hatte, ihn beim Pranzo stets zwischen Dichterinnen zu setzen.

Aber es ist ja glücklicherweise die Aussicht da, daß eine „Umkrempelung“ auch des männlichen Geschlechts, diesmal nach dem bisherigen Weiblichen hin, im Laufe der Zeiten stattfinden wird; so werden ja die so wohltätigen Gegensätze allmählich wieder Platz greifen, wenn auch in umgekehrter polarer Anordnung. Von welcher Seite her sich mir eine solche Aussicht biete, werden Sie hier fragen. Aber, Verehrtester, lesen Sie denn gar nicht die neuesten Bücher? Verwenden Sie diese wirklich bloß dazu, sie an alte Damen zu verleihen, um in ihrer Brust Revolutionen, spätererwachte schriftstellerische Anwandlungen und nachträgliche Bekehrungen zu neuen Evangelien hervorzurufen? So, wie Sie es bei mir, bei Ihrer alten Freundin, getan haben? Also haben Sie unter anderen wohl auch noch nicht den neuesten schönen Essay von Ellen Key über „Moderne Liebe“ gelesen, den ich gerade zur Hand hatte, als ich Ihre letzte Sendung erhielt? Also wissen Sie auch noch nicht, daß wir jetzt, „in einer historisch bedeutsamen Zeit, eine Neugestaltung der Seelen erleben“? „Diese erlesene Sensibilität, diese vibrierenden Nerven, diese wechselnden Stimmungen, diese Reizsamkeit der Empfindungen haben die Frau — und der Mann — von heute als Zeichen ihrer Ueberlegenheit, als ihre kulturelle Errungenschaft vor jeder anderen Generation voraus.“ „Der neue Mann träumt von dem neuen Weibe, wie das neue Weib von dem neuen Manne.“ Solche Beobachtungen, die hier von der schwedischen Schriftstellerin nur etwas schärfer und plastischer als anderswo ausgedrückt worden sind, finden sich ja allerorten in den Büchern, über denen ich jetzt brüte und aus denen mir der „neue Geist unter den Frauen“ und die „Neugestaltung der Seelen“ entgegendämmern. Muß ich nicht schließlich wirklich daran glauben, daß wir jetzt auf dem Wege sind, eine Umpolarisierung der Geschlechter zu erleben, wie sie seit Beginn der Menschheit noch nicht da war?

Uebrigens will ich bei dieser Gelegenheit, da ich heute nun einmal in der Stimmung einer reuigen Seele bin, in diesem langen Nachworte zu meinem kurzen Briefe noch ein anderes Unrecht wieder gut machen, das ich in meiner ersten schriftstellerischen Anwandlung, jenem Unheilsbriefe an Sie, begangen habe. Ich warf damals der Verfasserin des Romans „Die Stadt mit den lichten Türmen“ in meinem noch unbekehrten matronenhaften Selbstgefühl den Ueberschwang der Stimmungen in tadelndem Sinne vor. Fräulein Toni Schwabe, eben jene Autorin, hat dieses Wort graziös wie einen ihr zugeworfenen Ball aufgefangen und mir es mit einer ganz allerliebsten, mich jetzt in der Erinnerung noch erfreuenden Bewegung wieder zugeworfen. Sie sagte dabei, daß die weibliche Jugend, besonders die künstlerisch empfindende, sich ihres Ueberschwanges freue und auf dieses ihr entgegengeschleuderte Wort stolz sei. Je mehr ich seither über diesen Gegenstand nachgedacht und weitere Eindrücke aus demselben Gebiete auf mich habe einwirken lassen, mußte ich mir selbst eingestehen, daß die junge Künstlerin recht und ich unrecht hatte. Auch ich glaube jetzt, daß aus dem Reichtum des Ueberschwangs, dem wir auf allen diesen, besonders von den Frauen bebauten Stimmungsgefilden begegnen, schließlich eine Reife hervorgehen könnte, an der sich die Welt erfreuen würde. „Der Individualismus ... hat ein gesteigertes Bewußtsein unserer eigenen Wesensart, unserer eigenen Stimmungen erweckt; er hat neue Seelenzustände geschaffen und unzählige schlummernde Lust- und Unlustgefühle in Schwingung gebracht“, so erklärt Ellen Key in jenem Essay diesen Ueberschwang von der psychologischen Seite her; Toni Schwabe sieht ihn in dem künstlerischen Bestreben, in dem Kunstwerk das reichste Maß von Menschlichkeit und Schönheit zum Ausdruck zu bringen und Frau Haushofer-Merk in der geistigen Regsamkeit und dem gesteigerten Selbständigkeitsgefühl der heutigen Frauenwelt auf rein praktischen Lebensgebieten. Von drei Richtungen her strömen also die Bekundungen eines erhöhten Lebensgefühls auf mich ein, denen ich mich um so weniger zu entziehen vermag, als ich aus einer ähnlichen, wenn auch mir nie zum klaren Bewußtsein gekommenen Stimmung mein Leblang die Nahrung für meine Seele gesaugt und für mein Alter die Empfänglichkeit für alles wirklich Lebendige um mich herum gewonnen habe.

Freilich sind wir Frauen erst auf dem Wege zur Reife aus dem jetzigen Ueberschwange der Stimmungen heraus. Und hier regt sich wieder das warnende, matronenhafte Gefühl in mir, das schon nach meinen früheren Briefen die Stimmen der Gegnerinnen wach rief. Glücklicherweise kann ich heute eine Eideshelferin mit mir führen, wenn ich abermals einige Kassandrarufe erschallen lasse. Eben die Schwedin Ellen Key ist es, die von ihrer hohen Warte psychologischer Betrachtung aus dasselbe unseren Mitstreitern zuruft, was ich aus der Lebenserfahrung einer einfach empfindenden alten Frau heraus schon früher anzudeuten gewagt hatte: daß der „neue Geist unter den Frauen“ noch nicht zu einer inneren Reife gelangt sei, daß ihm noch ein Wesentliches zum positiven Wirken fehle. „Aber die persönlich reizbare Empfindlichkeit,“ sagt Ellen Key in dem genannten Essay, „hat sich noch nicht zu einer entsprechenden Feinfühligkeit für das ebenso empfindlich gewordene Seelenleben des anderen entwickelt. Die Fähigkeit, zu geben und zu opfern, ist nicht so rasch gewachsen wie die, zu nehmen und zu fordern. . . . Wenn die in Selbstentdeckungen versunkenen Frauen ihren persönlich errungenen Lebensinhalt, ihre individuelle Mannichfaltigkeit, ihr eigenartiges Seelenleben mit der sonnigen, gesunden Ruhe, der opferfreudigen Hingebung älterer Zeiten vereinigt haben: erst dann werden sie durch ihre neue Entwicklung mächtiger sein als die Frauen dieser Zeiten.“

Wird es aber im Frauenleben, wenn es auf den jetzt eingeschlagenen modernen Bahnen vorwärts schreitet, wirklich auch zu dieser notwendigen Vereinigung des persönlich errungenen Lebensinhaltes mit der opferfreudigen Hingebung älterer Zeiten kommen? Ellen Key hat die oben angezogenen Worte nur im Hinblick auf den „doppelten Herzschlag der Liebe“ gesprochen; mir kam es sogleich, als ich sie las, in den Sinn, daß sie ebenso gut auch auf das neuerwachte Selbständigkeits- und Solidaritätsgefühl der vom „neuen Geiste“ durchhauchten Frau angewandt werden können. Auch hier handelt es sich in erster Linie um das künftige Verhältnis der Geschlechter zu einander, denn von einer Isolierung der selbständig gewordenen künftigen Frau innerhalb der gesamten geistigen und wirtschaftlichen Kultur kann natürlich nicht die Rede sein. Nicht eine opferfreudige Hingabe des weiblichen Geschlechtes an die Aufgaben, die diese Kultur an jeden einzelnen, wie an die Allgemeinheit stellt, scheint aber der „neue Geist unter den Frauen“, soweit ich mich von ihm habe anhauchen lassen, in seinem jetzigen Entwicklungsstadium als Wesensbedingung in sich zu tragen. Oder sollte ich mich auch hierin täuschen, wie ich mich schon hinsichtlich seiner anderen Eigenschaften getäuscht hatte?

Ich will meine freundlichen Mitstreiterinnen nicht abermals veranlassen, sich der Mühe einer Entgegnung zu unterziehen und lieber gleich selbst vorausbekennen: Ja, ich werde auch mit diesem Zweifel an der künftigen opferfreudigen Hingabe des emanzipierten weiblichen Ge-

schlechtes an die Allgemeinheit wohl gänzlich im Irrtum sein. Denn in dem mit einem persönlich errungenen Lebensinhalte beglückten, ein eigenartiges Seelenleben und geistige wie materielle Selbständigkeit besitzenden Weibe sind selbstverständlich andere, als durchaus altruistische Gefühle nicht mehr möglich. Lassen wir nur erst die Umpolarisierung der Geschlechter vollzogen sein, den neuen Mann und das neue Weib sich in all' ihrer beiderseitigen Vollkommenheit herausgebildet haben: „zwei entwickelte Gehirne zusammen die Liebe analysieren oder zwei abgebrauchte Nervensysteme mit einander einen zerfasernden Kampf um die Liebe auskämpfen“ und um den Vorrang im Leben streiten — gewiß wird dann das nicht mehr unterdrückte Weib die opferfreudige Hingebung älterer Zeiten als freigefühlte Pflicht, nicht mehr wie früher als ängstliche Sklavenpflicht, ausüben. „Aber welche rege Zärtlichkeit, welche würdige Anmut, welche schöne Freude wußten nicht die feinsten dieser geistig unbeachteten Frauen zu zeigen und zu verbreiten!“ sagt Ellen Key von den treuen und dabei im Grunde so glücklichen Erfüllerinnen dieser Sklavenpflicht. Wird nicht der „neue Geist unter den Frauen“ solche schönen Fähigkeiten noch ins Unermeßliche steigern, wenn freie Pflichterfüllung die Sklavenpflicht abgelöst hat, wenn die Frau nicht nur die Führung in der Liebe, wie Ellen Key träumt, sondern auch die im Leben übernommen haben wird?

Ich wage gar nicht weiter zu träumen von jenen Zeiten, in denen es eine Lust sein wird zu leben. O, warum bin ich schon so alt, um nicht wenigstens die ersten Anfänge dieser schönen Zukunft noch miterleben zu können! Nur an einer kleinen Bedingung hängt ja ihre Erfüllung, und sollten unsere vom „neuen Geiste“ erfüllten Frauen nicht diese kleine Bedingung erfüllen können: die Vereinigung der opferfreudigen Hingabe mit dem persönlich errungenen Lebensinhalte? Haben doch schon in den früheren, dunklen Zeiten so viele der Ehesklavinnen, der Hauspudelchen und Hundstagstantchen diese Bedingung erfüllt, ohne daß sie es selbst gewahr wurden. Damals konnte das goldene Zeitalter nicht kommen, denn es fehlte der „neue Geist“. Sollte es vielleicht auch in Zukunft nicht kommen, weil wohl dieser Geist da ist, aber die opferwillige Hingebung fehlt? Ach nein, das wage ich gar nicht auszudenken. Muß denn durchaus immer etwas fehlen?

Ich höre Sie spöttisch lachen, lieber Freund! Aber dieses Lachen kann ich heute nicht vertragen, denn ich befinde mich in reuiger Stimmung und verbleibe in solcher

Ihre durchaus zum „neuen Geiste“ bekehrte

alte Freundin N. N.

Hamlets Mißtrauen.

R. v. Liliencrons Kennzeichnung des Hamlet-Charakters durch die „siebente Todsünde“ — die acedia, den Pessimismus, wie man sich modern ausdrücken müßte — kam jüngst in diesen Blättern zur Sprache. Es sei mir erlaubt, hieran eine Ausführung zu knüpfen, die gleichfalls mit dazu beitragen könnte, diese Shakespearesche Zentralgestalt aus dem Nebel des Genie- und Uebermenschentums wieder etwas in das Licht der tatsächlichen Literaturbetrachtung zu rücken.

Wenn Lord Bacon die μῦθοι der Shakespeareschen Dramen zu einer Parabelsammlung im Geiste seiner sapientia veterum hätte benützen wollen, so mußte er den μῦθος unserer Tragödie überschreiben: „Hamlet oder das Mißtrauen“. Alle Shakespeareschen Figuren — niemand hat es feiner bemerkt, als der moderne Philosoph der acedia, Schopenhauer — sind wie die Menschen von Natur auf einen Grundton gestimmt. Selbst dieser Zusammengesetzteste aller modernen Charaktere, darum gern der moderne Charakter an sich genannt, läßt diesen Grundton nicht vermissen. Ich bezeichne ihn seit einem Jahrzehnt in meinen Vorlesungen, wie Herr v. Liliencron mit der mittelalterlichen acedia, so im unmittelbaren Zeitsinne des Dichters der Reformationszeit mit dem **Mangel an Glauben.** Er bringt die **Tragödie des Zweifels**, insofern er im Banne der acedia notwendig zur Verzweiflung wird.

Beide Momente begegnen sich in einer wichtigen und auffallenden Stelle gleich am Anfang der Tragödie, von dem die Liliencronsche Erklärung wohl ebenso ihren Ausgang genommen hat wie die meinige. Shakespeare hält mit seinen poetischen Intentionen nicht hinter dem Berge wie geistreichelnde Modedichter. Er macht es wie die Alten mit ihren Prologen. Er läßt in der ungeheuren poetischen Studie des Richard diesen wahrhaft „neuen Menschen“ (in der Selbstbeobachtung) sich gleich selber den erklärenden Prolog halten. So wirkt Natur in ihrer alten geheimnisvoll offenen Weise im Dichter.

Die Wichtigkeit der betr. Stelle im Hamlet erhellt aus dem einen Namen: **Wittenberg!** Wie auffallend sie wirkt, kann man z. B. daraus ersehen, daß Goethe in dem Bestreben, die Lieblingsfigur seines Wilhelm Meister aus dem Kreise verwirrender Beziehungen zu lösen, sie auf einen einfachen, allverständlichen Hintergrund zu stellen, **diese** Stelle zu allererst seinem Theaterdirektor opfert. „Gott sei Dank!“ rief Serlo, „so werden wir auch Wittenberg und die hohe Schule los, die mir immer ein leidiger Anstoß war.“

Hamlet unterhält zu dieser seiner hohen Schule — nach der ihn zurückkehren zu lassen dem Wunsche seines usurpatorischen Stiefvaters wie seiner treulosen Mutter most retrograde, d. h. schnurstracks zuwider ist — Beziehungen. Sein „fellow-student“ Horatio, die Verkörperung seiner gesunden Vernunft und seiner klassischen Lektüre (man hat mit dem Namen Ho-„ratio“ gespielt und es mit Beziehung auf Horaz, das Brevier der Spätrenaissance, unterstrichen, daß er sich am Schlusse more an antique Roman than a Dane, mehr als einen alten Römer denn als Dänen bezeichnet): Horatio hat soeben dieser hohen Schule den Rücken gekehrt. Hamlet ist darüber erstaunt, fragt wiederholt nach dem Grunde seiner Trennung von Wittenberg und empfängt endlich „in faith“ (deutsch nicht ausreichend: „im Ernste“) die Auskunft: der Grund sei a truant disposition, „ein müßiggängerischer (geistesträger) Hang“ gewesen.

Wir finden also ausgesprochen die Disposition zur acedia hier in Beziehung gesetzt zu der Loslösung von dem Hort und neuen Ausgangspunkt der Paulinischen Lehre von der Rechtfertigung im Glauben. Eine treffende Beleuchtung empfängt dies Verhältnis sogar im konfessionellen Volkslied jener Zeit, wenn auf der einen Seite Doktor Martin Luther (in Percys Reliques II, 2) die päpstlichen Netzauswerfer „deceatful foulers“, betrügerische Müßiggänger, schilt, während auf der anderen er selbst (z. B. in einem deutschen Liede gerade aus der Hamlet-Zeit! von 1583) dadurch hinlänglich abgeführt erscheint, daß „er lehrt der Glaub sey allein genug“.

Es ist klar, daß Shakespeare, indem er den modernen Orestes ausgestalten wollte, gar keine näher liegendere Beziehung auf das Gedankensystem seiner Zeit ausfindig machen konnte. Daß sie auch wirklich paßt, vermag jeder leicht einzusehen, der Geschichte und Literatur aus ihnen selbst und nicht aus den Selbstbespiegelungen des Tages zu beurteilen gewohnt ist. Den modernen Orestes trennt von dem antiken eine Welt — die des Christentums. Er bringt die schuldige Mutter und ihren Buhlen nicht mehr um. Aber in seinem menschlichen, tragischen Kerne ist er derselbe geblieben. Er bringt die Mutter nicht um — ja, er bringt es nicht einmal fertig, den Inbegriff christlicher Hypokrisie, den aus schlauem Anstand zusammengeflickten Lumpenkönig ihrer Schuld, umzubringen. Aber die Furien verfolgen ihn deshalb doch.

Denn der Kern, der tragische Kern der Orestes-Figur ist nicht die **Tat**, diese Tat, mit deren Nichtzustandekommen man gewöhnlich die ganze Hamlet-Tragödie abgefertigt glaubt. Hamlet würde im Altertum — bevor conscience did make cowards of us all — die Tat unbedenklich getan haben. Allein Hamlet, d. i. Orestes, bleibt er deshalb doch: vor wie nach der Tat. Was den tragischen Kern der Hamlet-Orestes-Persönlichkeit aus-

macht, ist nicht der rächende Muttermord, ob geschehen oder ungeschehen, sondern die ungeheure Betroffenheit über seine Voraussetzungen, das Uebel und das Böse in der Welt. Sie geht bis zu jener seelischen Paralyse, der „die Welt aus den Fugen" scheint, der alles einzustürzen droht und die deshalb sich *keinen Schritt mehr zu machen traut*. Die Furien des Orestes! „Der Mutter Fluch" der Bibel: „Denn des Vaters Segen baut den Kindern Häuser. Aber der Mutter Fluch *reißet sie nieder*."

Die acedia ist lediglich ein Folgezustand der Hingabe an diese Betroffenheit. Sie liegt der buddhistischen Askese in Ost und West zu Grunde. Sie erklärt den „Weltkatzenjammer" des den Thron des imperium besteigenden buddhistischen Christentums. Sie ist nicht *eine* Todsünde, sondern vielmehr *die* Todsünde des Mittelalters, gerade des aufrichtigen, redlich meinenden Mittelalters: die Mönchskrankheit an sich in jener Zeit, wie die famose „Neurasthenie" in der unseren. R. v. Liliencron hat nicht lange zu suchen brauchen, um (an anderer Stelle) bei dem Weltdichter des Mittelalters, in Dantes Inferno, unter dem Schlamme des Styx den Ort für ihre Hölle aufzuweisen.

Was die acedia nun in diesem mittelalterlichen Sinne infernalisch, in unserem Sinne tragisch macht, das ist — wie schon an diesem Orte aus den Popularschriftstellern der Zeit belegt — jener träge Hang, der schließlich auf nichts mehr traut, the truant disposition, der Horatio aus Wittenberg treibt. Und hier zeigt sich, wie das unser Dichter mit seiner Seelenkunde ohnegleichen im einzelnen vorstellig macht, der Sohn der Kirche Hamlet entschieden im Nachteil gegen seinen antiken Doppelgänger, den von der Kirche verdammten Heiden Orestes. Dieser kann durch Apollo und das am fernen Orte aufgesparte reine Bild seiner der elterlichen Schuld geopferten Schwester geheilt werden: d. i. durch Verpflanzung und geordnete Neubegründung seines verstörten Daseins. Hamlet kann es nicht. Sie, die ihm das Symptom der antiken tragischen Schuld, den Muttermord, erspart hat, die Kirche hindert ihn daran. Sie stürzt ihn immer tiefer in seine, in die tragische Grundanlage, der „die Erde, dieser treffliche Bau, nur ein kahles Vorgebirge scheint . . ., dieser herrliche Baldachin, die Luft, dies wackere umwölbende Firmament, dies majestätische Dach mit goldnem Feuer ausgelegt . . ., als ein fauler, verpesteter Hauch von Dünsten . . ., das Meisterwerk des Menschen, die Zierde der Welt, das Vorbild des Lebendigen . . . als die Quintessenz vom Staube." Es ist, soviel ich weiß, noch nicht bemerkt worden und verdient, im einzelnen verfolgt zu werden, welchen Einfluß auf Hamlets verzweifelnde Gemütslage die zwei Grundpfeiler der alten Kirche ausüben: der Bann der Autorität und die teils bequeme, teils ängstliche Rücksicht auf das Verdienst guter Werke. Diese feige Rücksicht ist es in seinem Falle wirklich, die „das Elend (calamity) läßt zu hohen Jahren kommen"; die ihn schließlich dem hinterlistig gedungenen vergifteten Stahl des geschonten Opfers seiner Rache ausliefert, das sich der Naivität eines Laertes gegenüber als den geheiligten Träger der Autorität spreizt. Aus dieser Rücksicht schont er den meuchelmörderischen, blutschänderischen Usurpator, weil . . . er ihn im — der Teufel weiß, welchem! — Gebete trifft. Aus dieser Rücksicht schickt er sein trautes Lieb, das er doch mehr geliebt zu haben bekennt als „vierzigtausend Brüder", ins Kloster. Aus dieser Rücksicht katechisiert er höchst überflüssig sein weder kaltes noch warmes Salonweib von Mutter und ersticht dabei blindlings durch die Tapete . . . den Salon-Vater seines Mädchens, weil er ihn — diesmal durch die gleiche Rücksicht gerechtfertigt — „für einen Höheren hielt".

Aus dieser Rücksicht erniedrigt er sich bis zu jämmerlicher Kasuistik in dem umgeänderten Mordauftrag für „Rosenkranz und Güldenstern". Aus dieser Rücksicht endlich läßt er sein vor Gott und seinem Volke gefordertes nicht Rache-, sondern *Richt*werk zu . . . einem Schaugefecht mit dem Sohne des getöteten Höflings zusammenschrumpfen, dem Bruder seiner durch seine Rücksichten wahnsinnig gemachten Liebsten. „Zu seinem Bilde", dem beschränkten, rücksichtslosen Drauflosgehen des Laertes, der um *seinen* Vater alsbald das Volk aufrührt, „im Bilde von dessen Sache sieht Hamlet — am Schluß — der seinen Gegenstück". Es bleibt ihm die traurige Genugtuung, den Laertes mit der hinterlistig vergifteten Klinge wieder zu bedienen. All diese „Erfolge" hat dem Hamlet seine werktätige Rücksicht eingetragen. Hätte er gar nichts getan, wäre er etwa mit seinem Kommilitonen nach Wittenberg zurückgegangen, so hätte der einfache Gang der Ereignisse, der junge Fortinbras seine Rache übernommen. Denn wie so oft in seinen tragischen Königsgeschicken — besonders auffallend im Macbeth! — läßt Shakespeare auch hier ihren äußeren Verlauf dem inneren sekundieren. Der persönlichen Katastrophe im Königshause, der *moralischen* Erschütterung des Reiches folgt die *politische* auf dem Fuße: hier der Aufstand der wieder unruhig gewordenen Norweger, der ihren Fürsten am Schlusse in die tragische Szene der dänischen Königsburg unmittelbar hineinführt.

Es ist die innere Unsicherheit, das Weltmißtrauen, welches dieses Tasten nach äußeren Stützpunkten des Verhaltens, das Bedürfnis nach Rechtfertigungen erklärt. Seinen deutlichsten Ausdruck aber findet dieses paralysierende Mißtrauen, das sich keinen Schritt mehr von selbst zu machen traut, in Hamlets Bedürfnis, zu allen seinen Schritten absolut autorisiert zu sein, nichts von sich selbst zu unternehmen. Denn es könnte „falsch" sein, wie er die ihn umgebende Welt falsch befunden hat. Es bezeichnet bei weitem mehr *ihn*, als diese Welt, wenn er sie, die höfische Hofwelt, die die Worte ihres Kronprinzen alleruntertänigst zu bestätigen hat, mit ihrer schwanken Modemeinung äfft, die jetzt etwas für ein Kamel, dann für ein Wiesel ansieht. Woher soll ihm die absolute Autorität nun kommen, als eben aus der „anderen Welt", in der der „Mannes"-Inbegriff aller Autorität für ihn, sein vergötterter Vater weilt. Es ist nun ein psychologischer Meisterzug, dieser kritischen Natur, die selbst dem Schmucke des Lebens, der Kunst, der Frau, ja selbst dem Sport gegenüber ganz Kritik ist, den Verkehr mit jenen widerkritischen Regionen gerade durch — Horatio zu vermitteln. Das ist der einzige, den er nie falsch befunden hat. Er könnte „eher sich selbst vergessen als ihn". Er ist wirklich seine verkörperte Vernunft, und seine vernünftige, nicht ironisch gefärbte, nicht leidenschaftlich getrübte, nicht phantastisch erregte Rede führt er nur mit ihm. Sein Mißtrauen, das Mißtrauen des Volkes gegen die natürlichen und rechtlichen Ursachen des plötzlichen Thronwechsels und der frivolen, sofortigen Neuvermählung der Königin erhalten in Horatio den persönlichen Ausdruck und vernünftigen Halt. Die Geistererscheinung des alten Königs geht erst im niederen Volke, bei den Wachen, um; dann bei den subalternen Offizieren (Bernardo, Marcellus) und endlich, in Horatio, ergreift sie die Spitzen. Horatio sieht den Geist — es wird nachdrücklich hervorgehoben, daß die anderen ihn nicht so sehen, die Offiziere fragen nur immer: „Sieht's nicht dem König gleich?" — in dem übermächtigen Eindruck, den er einst in seiner Erinnerung hinterlassen:

Genau so war die Rüstung, die er trug,
Als er sich mit dem stolzen Norweg maß;
So dräut er einst, als er in hartem Zweisprach
Aufs Eis warf den beschlitteten Polacken . . .

Es dünkt ihm „seltsam" (strange), daß ihm nämlich seine durch die bitterkalte Winternacht suggestiv erregte Einbildungskraft den einstigen übermächtigen Eindruck jetzt als Halluzination vorführt. Aber er erklärt es sich in seiner wissenschaftlichen Weise mit Belegen aus antiken Autoren (den Geistererscheinungen nach Cäsars Ermordung) und resigniert sich mit der (ja physiologisch leider durchaus zutreffenden) Erkenntnis:

a moth it is to trouble the mind's eye!

(nach Schlegel:)

Ein Stäubchen ist's des Geistes Aug zu trüben!

Der Geist spricht zu ihm nichts. Denn er hat den König wohl nie in unmittelbarem Gespräch gehört.

Nun Hamlet! Sein Eindruck, derlei gerade von Horatio zu hören, ist zunächst grenzenloses Erstaunen (season your

admiration!) Man beachte, wie lange diese skeptische Haltung andauert, wie genau und umständlich er inquiriert. Aber Horatio sagt, „es ist wahr und vorgeschriebene Pflicht es mitzuteilen“ (true ... writ down in our duty). Hamlet ist also autorisiert — in Angst und Entsetzen (this troubles me ... It would have much amazed you ... Very like, very like). Wie sie nun ihre Erinnerungseindrücke austauschen! Wie die Erscheinung immer deutlicher Gestalt gewinnt! Nun nur noch die Suggestion nach Zeit und Raum verstärkt (Mitternacht! die Terrasse, auf der der König zu lustwandeln pflegte!), und auch Hamlet wird sie „sehen“. Und zu ihm, dem Sohne, in dessen Ohre seine Rede noch nachtönt, wird der König auch sprechen.

Was spricht er zu ihm? Nun, nichts als den allgemeinen bohrenden Verdacht in der speziellen Einkleidung eines alten, furchtbaren Trauerspiels, das einmal Eindruck auf Hamlet gemacht hat. Man kann die Genesis solcher wacher Traumgesichte nicht realistischer und zugleich poetischer motivieren. Es ist das Stück, das der alte unzerstörbare Kritikus in Hamlet dann vor dem verbrecherischen Usurpatorenpaare aufführen läßt. Und siehe da! Es schlägt ein. Gleichviel durch welche Analogie das faule Gewissen des „Lumpenkönigs“ für einen Augenblick galvanisiert wird! Genug, es zuckt. Was braucht es weiter Bestätigung? Sein Verbrechen liegt am Tage:

Der Geist,
Den ich gesehen, konnt ein Teufel sein;
Der Teufel hat Gewalt sich zu verkleiden
In lockende Gestalt; ja und vielleicht,
Bei meiner Schwachheit und Melancholie,
Da er sehr mächtig ist bei solchen Geistern,
Täuscht er mich zum Verderben ...

Nun hat er „Grund, der sicherer ist“. Allein, hilft das etwas bei seinem unzerstörbaren Mißtrauen? Nicht weiter, als bis zu dem paroxistischen Schlafzimmerauftritt bei der Mutter mit der Abstechung des — Polonius. Noch einmal hat sich das Gespenst gezeigt — in der Verfassung diesmal, wie er den königlichen Vater bei seiner Mutter zu sehen pflegte. Doch mit der Rüstung, in der er sich dem treuen Volke zeigte, hat der Geist seine Wirkungskraft abgelegt. Die untreue Mutter sieht ihn nicht. Sie sieht nur, daß der Sohn „verrückt“ ist. Schon flüstert das Gespenst ihm nicht bloß seine Einbildungen zu (die lediglich subjektive, tatsächlich ganz unbegründete Meinung, der Mutter „Seelekämpfe“), sondern sogar schon seine kritischen Bedenken: Conceit in wakest bodies strongest works. „In Schwachen wirkt die Einbildung am stärksten.“ Und damit ist es am Verlöschen. Es zeigt sich seitdem nicht mehr.

Wenn kluge Leute meinen, die Offiziere hätten den ganzen Geisterspuk nur arrangiert, um auf den Kronprinzen im Sinne einer Militärrevolution gegen den Usurpator einzuwirken, so ginge das ganze Drama allerdings aus wie das Hornberger Schießen. Weder die Entdeckung des königlichen Mordauftrags gegen ihn auf der englischen Gesandtschaftsreise, noch der ihm förmlich entgegengetragene Durchmarsch des norwegischen Heeres vermögen Hamlet das abzuringen, was doch dem Sohne des ermordeten Hofmannes so leicht gelingt, gegen die neue Regierung Alarm zu schlagen. Man beachte, wie seit dem unglücklichen, für ihn fast lächerlichen Fehlschlage seines vom Geiste inspirierten Anschlags, der statt des Schuldigen den — Polonius traf, seine Tatkraft wieder völlig gelähmt ist. Er fühlt sich nicht mehr autorisiert. Der Geist hat ihn getäuscht. Es ist nicht weiter von ihm die Rede. Statt dessen finden wir Hamlet (IV., 4.) in jener tiefen Selbsterkenntnis seines Gemütszustandes (. . . „sei's viehisches Vergessen, sei's ein banger Zweifel, welcher zu genau bedenkt den Ausgang — ein Gedanke, der, zerlegt man ihn, ein Viertel Weisheit nur und stets drei Viertel Feigheit hat“), der so genau mit jener Seelenträgheit, die die höchste (Geistes-) Gabe in uns „ungenutzt schimmeln läßt“ (to fust in us unused), präzisiert wird. Der letzte Akt dieser Seelentragödie eines Weltzeitalters spielt demgemäß denn auch da, wo wir sie auch wirklich in Literatur und Kunst des Memento Mori, der Totentänze, antreffen: auf dem Friedhofe, zwischen Totenschädeln. Hier wird der „edle Staub“ des antiken Helden verfolgt, bis er da gefunden wird, wo er als Lehm ein Spundloch verstopft; was Freund Horatio den vernünftigen Einwurf entlockt: „Die Dinge so zu betrachten, hieße sie allzu sorgsam (curiously) betrachten“. Hier erfüllt sich denn auch notwendig im dramaturgischen Sinne Hamlets Schicksal. Hier stellt er sich selbst der für ihn bereits vergifteten Klinge.

Ob unser Dichter mit dieser nicht kalt und flach absprechenden, sondern tief eindringenden und warm mitfühlenden poetischen Studie über den die Welt infizierenden Mönchsgeist persönliche oder allgemeine Anregungen ausgestaltet hat, ist für unseren Zweck gleichgültig. Souffliert es doch unsere Tragödie selber (in den Witzen der Clowns), daß Hamlets ganz persönliche „Tollheit“ in ihrem Vaterlande eine allgemeine sei. In England, wohin er zu seiner Heilung geschickt wurde, mache es nichts aus, wenn Hamlet toll bleibe. Denn da seien doch alle Leute so toll wie er. Die Mittel, die unser poetischer Seelenarzt gegen die Krankheit an die Hand gibt, sind jedenfalls ganz allgemeine. Sie sind, wie der Eingang der Tragödie ausdrücklich ankündigt, aus der Geistesapotheke der Zeit, aus Wittenberg bezogen. Der Schlußakt spricht sie deutlich aus:

... Laßt uns einsehen,
Daß Unbesonnenheit uns manchmal dient,
Wenn tiefe Plane scheitern; und das lehr uns,
Daß eine Gottheit unsere Zwecke formt,
Wie wir sie auch entwerfen ...,

eine endliche Einsicht, die dem Seelenkranken von seiten der ihn als Mann und Freund begleitenden gesunden Vernunft ein eifriges „that is most certain“ einträgt. (V. 2.) Noch entschiedener und streng im Geiste der reformierten Prädestinationslehre später, als die endliche Befreiung im tragischen Ausgang sich ankündigt; da „schlimme Ahnung, die vielleicht ein Weib ängstigen würde“, ihn wieder mönchisch warnt und diesmal selbst Horatio ihr nachzugeben rät. Da heißt es:

„... Ich trotze allen Vorbedeutungen: es waltet eine besondere Vorsehung (a special providence) über dem Fall eines Sperlings. Geschieht es jetzt, so geschieht es nicht in Zukunft; geschieht es nicht in Zukunft, so geschieht es jetzt; geschieht es jetzt nicht, so geschieht es einmal in Zukunft. In Bereitschaft sein ist alles (the readiness is all). Da kein Mensch weiß, was er verläßt, was kommt darauf an, bei Zeiten (betimes) zu verlassen.“ So die Folio.

Noch einmal faßt so der Dichter, diesmal streng im theologischen Disputationsmodus, seine Argumente gegen die Acedia zusammen. Sie liegen in der Geisteshaltung, die einzig dem aus der Unbegreiflichkeit der Welt entspringenden wurzelhaften Mißtrauen die Spitze bieten kann. Sie beruht auf dem „unbedingten Triebe“ seines Weimarer Schülers, Wilhelm Meister, wie ihn der starrköpfige Glaubensmut, ja Glaubenstrotz des Wittenberger Mönchs vertrat, der sich und die Welt von der Acedia kurierte. Mag dieser Glaubenstrotz zunächst in seinem Anklammern an das wundertätige Bild des gekreuzigten Erlösers noch mitunter seltsame Formen annehmen, er hat der kranken Menschheit den großen Dienst geleistet, sie aus der Grübelei ins Leben, aus der Verzweiflung in die Tat, aus der Krankheit in die Gesundheit zu leiten. Luther befreite sich von der die Welt belastenden Acedia theologisch genau so, wie Spinoza bibelkritisch und naturwissenschaftlich, Hume in einer Erkenntnistheorie, die als psychologischen Kompensierer des absoluten Skeptizismus lediglich den naiven Glauben an die Welt ausfindig machte, Kant in seiner imperativischen Ethik. Daß Hamlet als Erbe tausendjähriger Krankheit diesen Ausweg nicht einschlagen kann, das ist im Sinne des Psychiaters vielleicht sein Nervenleiden, im Sinne des Historikers und Poetikers sein tragisches Verhängnis, im Sinne des imperativischen Ethikers seine Schuld.

Digitized by Google

Der arme Hamlet auf der Weltbühne ist freilich tot. Aber ansteigend im vergangenen Jahrhundert, immer unheimlicher in der die Zeit beherrschenden Generation spukt sein kranker Geist. Verhüte es eine günstige Vorsehung, daß einseitig beratene Wohlmeinung bei den Regierenden ihn wieder völlig auferstehen mache, die Herrschaft der Seelenkrankheit wieder autorisiere, den „geflickten Lumpenkönig" von falscher Werkheiligkeit, heuchlerischem Anstand und usurpierter Autorität, der den armen Hamlet toll gemacht und vergiftet hat, wieder auf den Thron der Welt setze. Bei Shakespeare fällt auch er mit Hamlets tragischer Erlösung — man merke das! — und Fortinbras (starker Arm!) heißt sein Erbe!

Ich habe von einem Landpfarrer gehört, dessen fixe Idee es ist, Shakespeare habe im Hamlet „das Verbrechen der Reformation" darstellen wollen. Der gemordete Heldenkönig sei der Gott der alten Kirche, Gertruds (!) rechter Mann; ihr neuer usurpatorischer Buhle sei der Geist der Reformation. Ob ein Rabbiner mit Synagoge und Kirche schon eine analoge symbolische Parallele zum Hamlet gezogen hat, ist mir nicht bekannt.

München. Karl Borinski.

Bücher und Zeitschriften.

μσι. **Neue buddhistische Literatur.** — Dr. Arthur Pfungst in Frankfurt, der Sänger des „Laskaris", der Uebersetzer der „Leuchte Asiens", von Rhys Davids Buddhism u. s. w., hat entschieden in den letzten Jahrzehnten am meisten für die Popularisierung und Verbreitung altindischer Weltanschauung in Deutschland gewirkt. Er hat jetzt seine in verschiedenen Zeitschriften, insbesondere aber im „Freien Wort" und in der Frankfurter Zeitung erschienenen Aufsätze unter dem Titel „Aus der Indischen Kulturwelt" gesammelt und im bekannten philosophischen Stuttgarter Verlag Fr. Frommann (E. Hauff) als schmuckes Buch herausgegeben. Es sind 21 zu ganz verschiedenen Zeiten entstandene Aufsätze, die nun doch einen überraschend einheitlichen und planvollen Gesamteindruck machen. Sie sind philosophischer, literarischer, folkloristischer und biographischer Art; immer aber wissen sie uns angenehm zu fesseln und für ihren Gegenstand lebhaft zu interessieren, liege dieser auch scheinbar uns noch so fern. Wir sind darin vielen alten Bekannten begegnet, und haben doch gerne die angenehme Bekanntschaft wieder erneuert: dem prächtigen Essay über die Upanishads, dem Bericht über die Fortschritte in der Ausbreitung des Buddhismus in Indien und im Westen, dem pikanten Artikel über die Reservatio mentalis in der indischen Märchenliteratur und in Tristan und Isolde und der hübschen literarischen Entdeckung der ältesten deutschen Uebersetzung einer Upanishad. Daneben finden wir in dem reichen Buche noch: mit wohltuender Klarheit in die Philosophie des Veda, der Shin-Shu-Sekte, in die Sâmkhya-Philosophie einführende Aufsätze, folkloristische Parallelen, einen interessanten Nachtrag zu Pfungsts, schon in zweiter Auflage erschienener Broschüre über den „deutschen Buddhisten" (Oberpräsidialrat Theodor Schultze) und Uebertragungen aus dem Sutta Nipâta, von dessen Uebersetzung leider noch immer nur die erste Lieferung vorliegt. Zwei Kapitel aber (Was ist das buddhistische Nirwâna in Wirklichkeit? und Was wir von den „Heiden" lernen können) sind besonders geeignet, weit verbreitete Vorurteile und Mißverständnisse zu zerstreuen. Wir empfehlen sie der allgemeinsten Lektüre, vielleicht auch dem Verfasser einer in diesen Tagen im Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen und Leipzig, erschienenen Broschüre „Der Buddhismus und seine Bedeutung für unser Geistesleben", dem Professor der Theologie in Basel Alfred Bertholet, der das, übrigens nicht angegriffene, Christentum in guter Meinung, leidlicher Kenntnis der Quellen und durchaus würdigen Tones gegen die vermeintliche „gelbe Gefahr" nicht ungeschickt verteidigen zu müssen glaubt. — Aus Italien geht uns ein trefflich gearbeitetes Kompendium des Buddhismus zu: „*India e Buddhismo Antico*" (1904, Gius. Laterza & Figli, Tipografi-Editori-Librai, Bari). Der Verfasser ist Giuseppe de Lorenzo, der, wenn wir nicht irren, als Professor am Mineralogischen Museum der Universität zu Neapel lebt. Lorenzo greift sehr weit aus: er behandelt in seinem fast 300 Seiten starken Buche den Buddhismus nicht als vereinzelte Erscheinung, sondern bringt ihn mit Vergangenheit und Gegenwart in innige Parallelen. Nicht überall können wir ihm in seinem schönen Enthusiasmus und Optimismus folgen, aber wir vermuten, daß in italienischer Sprache noch kein Buch erschienen ist, das den Buddhismus mit so genialer Universalität und mit so lebendiger Anschaulichkeit schildert wie dieses. Der Verfasser teilt den riesigen Stoff in vier große Bücher: India e Grecia antica, Il fondatore del buddhismo, I discorsi di Gotamo Buddho und Il Buddhismo dopo Gotamo. Das erste Buch bringt manch kühne Parallele, das zweite und dritte beschäftigt sich mit der Person des Gründers des Buddhismus und mit seinen Reden, welch letztere an der Hand des von K. E. Neumann zum erstenmal in eine europäische Sprache, in die deutsche, übertragenen Majjhimanikâyo vortrefflich verwertet werden. Wie seinen Wiener Kollegen zeichnet auch de Lorenzo eine weit ausgebreitete Literaturkenntnis aus, und so hat man bis zu seinem Schlußausblick über den heutigen europäischen Buddhismus das beruhigende Gefühl, einem Manne zu lauschen, der nirgends in nationalen Grenzen sich befangen zeigt, sondern allen Völkern auf diesem großen Gebiete gerecht zu werden versteht.

λ. **Babel und Bibel, ein Rückblick und Ausblick.** Von Friedrich Delitzsch. Siebentes Tausend. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1904.

Diese neueste Schrift des bekannten Verfassers ist eine Auseinandersetzung mit seinen seitherigen Kritikern und bezeichnet zugleich die Ziele, denen die theologisch-historische Forschung auf diesem Gebiete zuzustreben hat. Eine fast unübersehbare Fülle von Artikeln in der Presse, von Broschüren, Briefen u. s. w. hat sich in kurzer Zeit an den früheren Vortrag von Delitzsch über Babel und Bibel gereiht, hochgradige Erregung unter den Laien und hochgradiger Eifer unter den Theologen sind ihm gefolgt. Delitzsch hofft, daß durch seine Vorträge das Verhältnis von Kirche und theologischer Wissenschaft gebessert und das Dogma der Verbalinspiration und der hergebrachte Begriff der Offenbarung endlich fallen gelassen wird. Er gibt gerne zu, daß deswegen dem alttestamentlichen Schrifttum doch noch ein großer und wertvoller Schatz von echt goldenen Sprüchen voll religiöser Tiefe, sittlichen Ernstes und kostbarer Lebensweisheit, vor allem in den prophetischen Schriften und in den Psalmen verbleibt. Er betont aber dafür die sittliche Pflicht, klar erkannten Wahrheiten endlich die Ehre zu geben und die religiösen Ideen mit ihnen im Einklang zu halten. Zum Schluß richtet er noch ein besonderes Wort an seine jüdischen Kritiker, deren Entgegnungen infolge übergroßer nationaler Voreingenommenheit die ruhige, streng sachlich wissenschaftliche Beurteilung nicht selten vermissen lassen. „In unseren Tagen", sagt er, „geht ein neues, nie geahntes Licht für die Wissenschaft auf aus den Trümmerhügeln des babylonischen und assyrischen Reiches. Unsere Anschauungen vom alten Orient und eben damit vom hebräischen Altertum werden von Grund aus umgestürzt und erneuert. Möchte doch unser deutsches Volk in engster Mitarbeit auch nicht einen Augenblick erlahmen, vielmehr gleich den anderen Nationen seine Tätigkeit steigern!" So bildet diese Schrift eine gute Orientierung über den derzeitigen Stand des Kampfes der Geister, dem wir auch ferner mit um so größerer Ruhe und Objektivität zusehen dürfen, als der Verfasser immer wieder in der seitherigen Babel- und Bibelbewegung die nie alternde Wahrheit betont, daß Religion Herzensgemeinschaft mit Gott ist, die darum von den Ergebnissen der Wissenschaft unberührt ist. Die Wissenschaft selbst aber muß fortschreiten; täte sie es nicht, so wäre sie tot.

Allgemeine Rundschau.

Geographische Gesellschaft in München.

k. In der zahlreich besuchten allgemeinen Versammlung, welche die Geographische Gesellschaft gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft am 29. Januar im Kunstgewerbehause veranstaltete, hielt Frau Cäcilie Seler (Berlin) einen interessanten Vortrag mit Lichtbildern über „Reisen in Mexiko“. Es waren vor allem archäologische Gesichtspunkte, welche Herrn und Frau Professor Seler zu wiederholtem Male nach Mexiko führten. Dabei gewannen die Reisenden auch eine Reihe von geographischen Beobachtungen allgemeiner Natur, Betrachtungen über das Klima, die Bodenbeschaffenheit, die Wasserverhältnisse des Landes, über Dinge, die ja, weil sie das Leben der Bevölkerung stark beeinflussen, auch für den Archäologen von Interesse sind. Wiederholte Streifzüge führten die Vortragende mit ihrem Gatten vor allem durch den mexikanischen Süden. Den Ausgang dieser Streifzüge bildete stets das zentrale Hochland. Hier lag ja der Brennpunkt der alten mexikanischen Kultur, an der gleichen Stelle wie das moderne Mexiko, das in einem Hochtal, umgeben von dem Bergwall der schneebedeckten Häupter des Popokatepetl und des Iztaccihuatl, sich ausstreckt. Die alte Stadt lag wie Venedig mitten im Wasser auf Inseln. Ein eigenartiges Landschaftsbild am Fuß des Tepetzingo und von der Umgebung von Xochimilco mit „schwimmenden Gärten“, voll von Gemüse und Blumen, die von Kanälen eingefaßt sind, gibt uns noch heute ein ungefähres Bild der alten Zustände. Am Fuße der Bergkette, die der Popokatepetl beherrscht, liegt eine andere der großen Städte der mexikanischen Republik, Puebla, ebenfalls in einem Hochtal, von herrlichen Bergformen begrenzt. Nicht weit davon entfernt treffen wir das Städtchen Tlaxcala. Ein eigentümliches Schwitzbad und ein sonderbarer aus Lehm geformter Maisspeicher mit Palmblattdach, der einem Riesentopfe gleicht, erinnert uns an die alte Aztekenzeit, wie auch die Indianer der umliegenden Dörfer in ihrer Sprache ganz aztekischen Charakter tragen. — Ein dem aztekischen Sprachgebiet dagegen fremder Landstrich ist das Gebiet der Tarasca-Indianer an den Ufern des Rio Lerma und an den Gestaden der großen Seen Cuitzeo und Patzenaro bis hinunter in das reiche Kaffeeland von Uruapam. Interessant sind hier die Ruinen der alten Königsstadt am Dorfe Tzintzuntzan und bei Ignatio. Das zentrale Hochland von Mexiko fällt nach beiden Meeresküsten steil ab. Während die pazifische Küste in der Hauptsache trocken ist, bietet die Golfküste das ausgeprägte Bild tropischer Feuchte und gleichmäßiger Wärme, daher hier ein Bild ewigen Frühlings. Südlich von Puebla liegt die hübsche Stadt Oaxaka mit den interessanten Ruinenstätten des Monte Alban und den Palästen von Mitla. Zwischen Puebla und Oaxaka nach der Küste des Stillen Ozeans zu zieht sich das schöne Bergland der Mixteca hin. Die kleinen sauberen Orte zeigen an Markttagen lebhaften Verkehr, besonders der Markt Tlaxiaco ist außerordentlich belebt von den in zerstreuten Ranchos im Walde lebenden Indianern. Die Vegetation zeigt die verschiedenen Formen des „kalten“, zum Teil aber auch schon die des „gemäßigten“ Landes, neben kaktusbestandenen Strichen herrlichen Gebirgswald und an den Wasseradern im Tal die schönen hellgrünen Sabinos (Taxodium distichum); es wächst hier viel Mais und auch europäisches Brotkorn. Von Oaxaka folgen wir der Reisenden nach Tehuantepek, vorbei am massigen Quie-ngola („Der schwarze Stein“), der nahe seinem Gipfel ausgedehnte Altertümer trägt. In der Nähe der Stadt wohnt an den Lagunen, welche die Küste des Stillen Ozeans umziehen, das stammfremde Volk der Huaves in wenigen Dörfern. — Wir überschreiten den Isthmus in südöstlicher Richtung und gelangen zu dem kleinen Hafenstädtchen Tonalà im Staate Chiapas, um wieder zu den höheren Lagen emporzusteigen, zur großen Stadt S. Cristobal Sas Casas, ungefähr 2500 Meter hoch gelegen. Die hochgelegenen Landstriche in der Nähe der Stadt zeigen herrlichen Eichenwald, während in den tiefeingeschnittenen Schluchten üppige Tropenvegetation wuchert. Durch kiefernähnliche Walddistrikte zogen die Reisenden bis nach Guatemala hinein und bis an die Grenzen von Honduras. — Während des Winters 1902/03 besuchten die Reisenden auch die feuchte Golfküste. Sie stiegen vom zentralen Hochlande, häufig von seinem Regen umrieselt, im Dezember von Tezintlan über den breiten Rio Teculutta nach dem bewaldeten Talkessel von Papantla herab, wo viel Vanille gebaut wird. In der Nähe, mitten im dichten Urwald, liegt die schöne Pyramide des Tajin; besonders interessant sind die vielen, zerstreut umherliegenden Reliefstücke. Von Papantla führte der Weg durch dichte, regenfeuchte Wälder auf sumpfigen Pfaden nach dem Hafenstädtchen Tuxpan an der Mündung des Rio Tuxpan, der an seinen Ufern mit dichten Mangrovewäldern eingesäumt ist. Von der Küste zogen die Reisenden wieder dem Hochlande zu. Im hügeligen Waldgebiet über der Küste trafen sie bei Castillo de Tiallo, an einer Stelle, wo die Eingeborenen zur Gewinnung von Weideland den Wald niedergebrannt hatten, eine wohl erhaltene Pyramide rein mexikanischen Stils. In dem malerischen Tale des Rio Casones ging es hinauf durch Kautschuk- und Tabakgegend in das Gebirgsland um Xicotepek, einem stattlichen Ort, der in einer Schweizerlandschaft zwischen sanft gewellten grünen Matten liegt, die von den hohen Bergen herabziehen. Durch eine großartige Gebirgswelt, am Rande einer tief eingeschnittenen Schlucht entlang, in die sich der mächtige Wasserfall von Necax hinabstürzt, gelangten die Reisenden zu dem Orte Zacatlan, wo sie wieder die Region der Eichenwälder erreichten. Die Gegend ist von einer interessanten Indianerbevölkerung bewohnt. Vom windgefegten, kalten Hochlande erfolgte der Abstieg nach der „Tierra Templada“, wo inmitten großartiger Vegetation, unter Fruchtgärten und einer nie endenden Blütezeit der Ort Jalapa wie ein Bild ewigen Frühlings an einem Vorsprung des Küstengebirges sich ausstreckt. — Der glänzende Vortrag war durch vorzügliche Projektionsbilder wirksam unterstützt.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

Die Besuchsziffern der deutschen Universitäten im Wintersemester 1903/1904 verteilen sich nach den uns vorliegenden amtlichen Angaben in folgender Weise auf die einzelnen Hochschulen:

	Immatrikulierte	Hörer	Hörerinnen
Berlin	7503	670	562
München	4609	224	22
Leipzig	3772	673	62
Bonn	2318	110	89
Breslau	1770	111	98
Halle	1757	160	51
Göttingen	1389	55	58
Tübingen	1387	26	3
Heidelberg	1359 [1]	128	53
Straßburg	1338	162	103
Freiburg	1331 [2]	71	85
Würzburg	1283	21	75
Münster	1[illegible]04	55	—
Marburg	1154	74	18
Gießen	1071	38	11
Erlangen	982	21	10
Königsberg	926	90	67
Jena	826	59	30
Kiel	798	57	20
Greifswald	687	50 [3]	
Rostock	519	27	6
Summa	37,973	2877	1428

[1] Darunter 28 Frauen.
[2] Darunter 26 Frauen.
[3] Hörer und Hörerinnen nicht geschieden.

Die Gesamtzahl aller Besucher der deutschen Hochschulen beträgt demnach in diesem Wintersemester 42,273.

-rt- Acht neue Planeten. Die ungewöhnlich ungünstige Witterung der letzten Monate hat auch dem raschen Tempo, in welchem bisher die Neuentdeckungen von Planetoiden aufeinander folgten, ein Ziel gesetzt. Immerhin kann gegenwärtig wieder von der Entdeckung von acht neuen kleinen Planeten berichtet werden. Sechs davon, nämlich die Objekte 1904, MY, MZ und NA bis ND sind, wie bisher

fast ausnahmslos, auf dem Königstuhl von Prof. Wolf und seinem Mitarbeiter Dr. Dugan mittels photographischer Daueraufnahmen entdeckt worden; ihre photometrische Größe schwankt zwischen den Sterngrößen 10,5 und 12,5. Einen weiteren neuen Planetoiden (1903, NE) fand, wie jetzt erst bekannt wird, schon am 26. November v. J. nach der gleichen Methode der japanische Astronom Hirayama in Tokio und einen ebensolchen (1903, NF) am 11. Dezember v. J. der amerikanische Astronom Peters von der Marinesternwarte in Washington.

* Staatsminister Bosse als niederdeutscher Sprachforscher. Der verstorbene preußische Kultusminister Dr. Robert Bosse war ein feiner Kenner der niederdeutschen Volkssprache, und es gewährte einen eigenen Reiz, ihn plattdeutsch erzählen zu hören. In seinen Erinnerungen aus der Jugendzeit erwähnte er, daß in seinem väterlichen Hause und in Quedlinburg viel Plattdeutsch gesprochen worden sei; es klang weit härter und ediger als das Reutersche Platt. Minister Bosse hatte nun die Absicht, die in seiner Vaterstadt üblichen Ausdrücke in einem Wörterbuch zusammenzufassen; er starb jedoch, ohne dies Werk zu vollenden. In seinem Nachlasse fanden sich wertvolle Aufzeichnungen über Quedlinburger Idiotismen. Das Material ist von den Erben an Herrn R. Sprenger in Northeim, einem ebenfalls aus Quedlinburg stammenden Gelehrten, ausgehändigt worden, und dieser hat es jetzt im Niederdeutschen Jahrbuch bei seinem „Versuch eines Quedlinburger Idiotikons" verwertet. Interessant ist, daß er hierbei, wie wir der National-Zeitung entnehmen, als weitere Grundlage auch Aufzeichnungen eines anderen bedeutenden Quedlinburgers, des „Erzturnvaters" Guts-Muths, benützt hat, die in der Bibliothek des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums zu Berlin aufbewahrt werden.

* Vom Wiener Hofmuseum. Die Direktion für das Kunsthistorische Museum hat aus der nachgelassenen Sammlung des verstorbenen Herrn Theodor Graf, der antiken Porträtgalerie aus hellenistischer Zeit, ein enkaustisches Bild angekauft. Das Porträt stellt den dunkelgefärbten, vollbärtigen Kopf eines Römers, ähnlich dem Typus, nach dem in der christlichen Kunst der heilige Paulus dargestellt zu werden pflegt, dar. Die Gewandung ist mittelst geschmolzenen Wachses mit dem Pinsel, der Kopf dagegen mit ungeschmolzenem Wachs, das früher gefärbt wurde, mittelst einer gezahnten Spachtel (Cestrum) in enkaustischer Manier ausgeführt.

Hochschulnachrichten.

B. Heidelberg. Eine Anzahl hiesiger Professoren, die eine Einladung zu Vorträgen auf der Weltausstellung in St. Louis erhalten hatte, hat abgelehnt mit der Begründung, daß die durch den russisch-japanischen Krieg hervorgerufenen Wirren es dem einzelnen unmöglich machten, sich auf Monate hinaus für eine Amerika-Reise zu binden. — Die ordentliche Staatsdotation für unsere Universität pro 1904/05 beträgt 878,500 M.

* Wien. Für die Besetzung der durch den bevorstehenden Rücktritt des ausgezeichneten Romanisten Professor Dr. Ritter v. Czyhlarz in naher Zeit frei werdenden Lehrkanzel sollen nach einer Meldung der Neuen Freien Presse außer verschiedenen österreichischen Gelehrten auch Professor Zitelmann in Bonn und Professor Lenel in Straßburg in Frage kommen.

* Innsbruck. Der Privatdozent an der Universität und Adjunkt am chemischen Universitäts-Laboratorium Dr. Karl Hopfgartner wurde zum ordentlichen Professor der Chemie hierselbst ernannt.

* Helsingfors. Die Professoren der hiesigen Universität und die Lehrer am Polytechnikum haben beschlossen, daß sie, falls während des russisch-japanischen Krieges eine besondere finnländische Ambulanz zustande kommt, zum Unterhalt derselben zwei Prozent ihrer Gehälter während des nächsten Halbjahres beisteuern werden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Dr. Anton Nyström (Stockholm): Elsass-Lothringen und die Möglichkeit einer deutsch-französischen Allianz. Mit einem Vorwort des Abgeordneten A. Millerand-Paris. Berlin 1904. Hermann Walther. 168 S. — Richard Frhr. von und zu Eisenstein, k. u. k. FML.: Reise nach Siam, Java, Deutsch-Neu-Guinea und Australien. Tagebuch mit Erörterungen, um zu überseeischen Reisen und Unternehmungen anzuregen. Wien 1904. Karl Gerold Sohn. 266 S. — Raphael Ganga: Irdische und himmlische Liebe. (Ein Einakter.) Leipzig 1904. Gustav Brauns. 39 S. — Max Seiling, ehemal. Professor: Das Professorentum, „der Stolz der Nation"? Mit einem Anhang: Professorale Bocksprünge. Leipzig 1904. Oswald Mutze. 122 S. — Dr. Viktor Loewe, Assistent am kgl. Staatsarchiv zu Hannover: Bücherkunde der deutschen Geschichte. Kritischer Wegweiser durch die neuere deutsche historische Literatur. Berlin 1903. Johannes Räde. 120 S. — Arthur Gerson dell'Agga: Im Reich der Liebe. Zürich 1904. Caesar Schmidt. 51 S. — A. Arndt: Ueber das Böse. Halle a. S. 1904. Gebauer-Schwetschke. 78 S. — Bozner Adresskalender. Vollständiges Adressbuch von Bozen-Gries und Zwölfmalgreien nebst Branchenregister und Inseratenanhang. 2. Jahrgang. Bozen 1904. Buchhandlung und Antiquariat „Tyrolia". — Dr. Fridolin Schuler: Erinnerungen eines Siebenzigjährigen. Mit Schulers Porträt und dem Verzeichnis seiner Veröffentlichungen. Frauenfeld 1903. Huber u. Co. 160 S. — Dr. Christian Meyer: Die Deutschen der Provinz Posen gegenüber dem polnischen Aufstand im Jahre 1848. München 1904. Selbstverlag (Fürstenstr. 22). 142 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: M. Schumacher, München.

Soeben erschien das dritte Heft: (5212 c)

Inhalt des Märzheftes:

Briefwechsel zwischen Ritschl und Nietzsche
Emil Strauß / Kreuzungen / Roman
Ellen Key / Die Mütterlichkeit in der Gesellschaft
Aufzeichnungen des Arbeiters Karl Fischer
August Strindberg / Einsam / Novelle
Max Liebermann / Die Phantasie in der Malerei
Rundschau:
Das Bildnis Dorian Grays /
Francisco de Goya / Psychologie des Verbrechers?

Bezugspreis für das Vierteljahr: Sechs Mark /
Preis des einzelnen Heftes: Zwei Mark 50 Pf.

Berlin / S. Fischer / Verlag

Jahrgang 1904. München, Montag, 29. Februar. Nummer 49.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Der Verfall der romanischen Nationen. Von Alexander Rumpelt.

Aus dem Mönchsleben auf dem Athos. Von H. Gelzer.

II. Bücher und Zeitschriften.

Walther Rothnagel: Exekution durch soziale Interessengruppen.

III. Allgemeine Rundschau.

Kinderselbstmorde im Anfange des 19. Jahrhunderts. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Der Verfall der romanischen Nationen.

Es ist eine einzige lange Kapuzinerpredigt, die Sergi, der bekannte Anthropologe an der Universität Rom, in seinem letzten Werke[1]) Spanien, Frankreich, besonders aber seiner Heimat Italien hält. Damit man dieses „melancholische Buch eines einsamen Arbeiters in seiner Gelehrtenklause“ gleich vom richtigen Gesichtspunkte aus beurteile, möge hier ein Selbstbekenntnis des Verfassers (S. 291) voranstehen: „Ich bin kein Politiker, gehöre keiner Kammer an. Letzteres hätte auch gar keinen Zweck; ich kann weder mit der Majorität, noch mit der Minorität gehen, da ich kein Herdenmensch bin, sondern mir einmal die Unabhängigkeit des Urteils — das Kostbarste, was der Mensch besitzt —, dann aber auch meinen Charakter erhalten will, mag der nun gut oder schlecht sein. Ich schreibe also wie Männer des Altertums eine Utopie mit dem doppelten Zweck: 1. zu zeigen, worin ein unabhängiger Mensch das einzige Wohl seines Vaterlandes erblickt; 2. dadurch andere, die in führender Stellung diese meine Ideen wohl einmal brauchen können, zum Nachdenken über die Zukunft der romanischen Völker anzuregen. Als Bürger eines unglücklichen Landes erfülle ich damit einfach eine Pflicht. Der ganze Wert meines Buches besteht in seiner Aufrichtigkeit.“

Ja, aufrichtig ist es, so aufrichtig, daß, wäre das Buch bei uns erschienen, es wohl alsbald eingestampft sein würde, und der Verfasser trotz seines Patriotismus wegen „Beleidigung anerkannter Religionsgesellschaften“, „Verächtlichmachung von Staatseinrichtungen“ und „Aufreizung“ längst für einige Jahre im Gefängnis säße. Denn er geht rücksichtslos gegen die katholische Kirche vor, diese ewige „Feindin alles Guten und Großen“, und empfiehlt dringend die Abschaffung des Königtums, als einer völlig überlebten, schädlichen Einrichtung.

Im ersten Buch: „Dem Abgrund zu“, untersucht Sergi zunächst die Ursachen und Zeichen des Verfalls der Völker. Die alte Geschichte zeigt uns drei Typen von Nationen: Die orientalischen (Aegypter, Assyrer, Babylonier, Perser), die griechische und die römische. In den orientalischen ist der Herdencharakter ausgeprägt. Der König mit der Priester- und Kriegerkaste beherrscht die ganze übrige Masse. Die Masse ist immer ohne Eigenwillen, wird nur durch Suggestion (fremden Willen) tätig und zwar eines einzelnen, der ein Ideal hat und es den anderen aufstellt. Wo das fehlt, ist jeder Fortschritt unmöglich, Erstarrung tritt ein. So sind jene vier einst mächtigen und zivilisierten Nationen wieder in Barbarei zurückgefallen und als solche untergegangen, ihre Ueberbleibsel führen als Nomaden ein rein vegetierendes Dasein. Die einzige Ausnahme von dem Gesetz, daß, was in den alten Formen erstarrt, dem Untergang geweiht ist, bildet China, das auch mit zur „sozialen Paläontologie“ gehört. Seine Erhaltung verdankt es nur seinem Jahrtausende langen Abschluß gegen die Außenwelt. China ist der „Moa von Asien“, wie der neuseeländische Riesenvogel längst zum Aussterben reif. Den größten Gegensatz zu diesen Despotien bildet Griechenland, wo in Kunst und Wissenschaft, im Staatswesen nach innen wie außen ein unbeschränkter Individualismus herrschte, der eine noch heute bewunderte schnelle Blüte aller jener Lebensäußerungen ermöglichte, aber auch die Ursache des frühen Verfalls war. Die Griechen hatten ganz moderne Probleme und Systeme. Aber es blieb bei den tiefsinnigen Gedanken: die Republik des Plato ist nie Wirklichkeit geworden. Während in Hellas infolge des freiheitlichen Geistes, der die Massen durchdrang, die gewaltigsten Staatsumwälzungen sich beinahe Schlag auf Schlag folgten, vollzogen sie sich in Rom allmählich und paßten sich immer den alten Zuständen an. Rom ist der Typus der heutigen Militärmonarchien. Warum ging das römische Weltreich zugrunde? Infolge seiner Sittenverderbnis? Diese war zur Zeit der letzten Republik und unter den ersten Kaisern wohl auf dem Gipfel, und doch barst das römische Reich damals noch lange nicht auseinander, sondern hielt noch beinahe vierhundert Jahre. Nein, der Grund war der: Rom, das sich während seiner Blüte zwei fremden Kulturen, der etruskischen und hellenischen, assimiliert und aus ihnen die römische gebildet hatte, erstarrte und gab seine frühere Duldung fremder Religionen dem Neuen gegenüber auf, das aus dem Orient kam: dem Christentum. Der äußere Anstoß zum Ende waren dann die einbrechenden Germanen. Denn mit dem Verfall einer alten steht immer das Emporkommen einer jungen Nation im Zusammenhang.

Die griechische Utopie bezog sich nur auf die Griechen, die römischen Reformen nur auf Rom. Heute beziehen sie sich auf die ganze Welt (z. B. der sozialistische Zukunftstraum). Die Zukunft gehört den Völkern, die Ideale haben. Es gibt aber auch falsche Ideale, z. B. etwas zu scheinen, was man in Wahrheit nicht sein kann (eine Großmacht!) oder die sogenannte gute alte Zeit wieder herbeizuführen (Humanismus!). Das ist ebenso aussichtslos, wie wenn man einen Fluß zwingen wollte zu seiner Quelle zurückzufließen.

Die Zivilisation wandert und formt sich dabei um. Erst war der Orient, dann Griechenland der Herd der Kultur. Aus der griechischen wird durch die Römer die mittelländische, aus dieser später die europäische. Während des ganzen Mittelalters war Rom noch immer der Ausgangspunkt der Zivilisation (dies ist nicht ganz richtig,

[1]) *G. Sergi:* La Decadenza delle nazioni latine. Torino, 1900. Fratelli Bocca. 342 Seiten. Preis 4 Lire.

siehe die Mauren in Spanien und Sizilien!). Jetzt haben wir lauter neue unabhängige Zivilisationen, ebenso viele, wie einzelne Staaten, das allerneueste Kulturzentrum ist Nordamerika.

Der Verfall der lateinischen Nationen und besonders Italiens hat als allgemeine Ursachen: 1. den starken Individualismus, der z. B. in Italien nach den Wirren der Völkerwanderung eine Menge kleiner Republiken und Tyrannenherrschaften entstehen ließ, die sich gegenseitig zu vernichten suchten; 2. das Papsttum, welches sich auf den leeren Thron der Cäsaren zu setzen strebte und wieder das Prinzip der Starre (immobilismo) vertrat, das immer Rückschritt bedeutet. Die Päpste in ihrem Kampf mit dem Kaisertum waren die eigentlichen Unruhestifter. Sie waren schuld, daß die Italiener sich in zwei Lager schieden, die sich grimmig befehdeten (Welfen und Ghibellinen). Italienisches Nationalgefühl war den Päpsten wie heute noch völlig fremd. Es ist eine Fabel, daß sie bereits das Ideal der „Italia una" gehabt hätten. Ihr Ziel war ein weltliches Papstreich, je größer, je besser. Viel schädlicher aber, als ihre weltliche Macht, die sie ja 1870 verloren, ist immer gewesen und ist noch heute ihre geistige Macht über die Gewissen. Durch ihren Immobilismus ist die Kirche ein Hindernis für jeden ethischen und sozialen Fortschritt. „Die Päpste mit ihren Legionen von Priestern und Mönchen waren die Henker der Menschheit und des menschlichen Fortschritts. Das wird am deutlichsten klar an Spanien und Sizilien. Als diese Länder den Moslemin wieder entrissen wurden, sank die hohe Blüte, die sie unter jener freiheitlichen Regierung errungen, unter dem Druck der Kirche in barbarische Zustände zurück."

Und der heutige Katholizismus? „Er setzt sich zusammen aus Totenkult (wie bei den primitivsten Naturvölkern), Fetischverehrung (Reliquien), orientalischem Pomp und mystischer Symbolistik. Dadurch ist ein Widerspruch in den Geist des Volkes getragen worden, der sich bei den Nationen nicht findet, die die Reformation angenommen haben." (Doch! Auch in den Dogmen des Protestantismus ist vieles, was dem modernen Geist und Leben völlig widerspricht.) „Die Unterwerfung unter die katholische Kirche ist die Unterwerfung des ganzen Ich, vollständige Knechtschaft, Feindschaft gegen jede freiheitliche Regung des Geistes. Rom ist nicht die Hauptstadt Italiens, sondern der katholischen Welt, wo die ganz feinen, unsichtbaren Maschen des Netzes gewebt werden, das die Seelen auf dem ganzen Erdenrund fesseln soll. Vor den Mönchen und Nonnen beugen sich in Italien die Behörden vom Minister bis zum letzten Subalternbeamten. Jene haben den größten Teil der Erziehung in Händen und lehren im staatsfeindlichen Interesse, ohne daß der Staat einschreitet. Immer mehr Grundbesitz reißt das Mönchtum an sich, während der kleine Mann darbt. In wenigen Jahrzehnten wird die Kirche ebensoviel wieder besitzen, wie sie vor der großen Sequestration (1866) besaß. Früher herrschte die Kirche durch Verfolgung und Gewalttat, jetzt durch Gewissenszwang." Auf zehn Seiten (S. 69—78) ist der Widerspruch zwischen der heutigen Gestalt der Kirche und den ursprünglichen Ideen ihres Stifters glänzend nachgewiesen.

Alles in allem: Der Katholizismus, der seit Jahrhunderten bis heute schier unausrottbar in den Romanen wurzelt, ist die Hauptursache ihres allmählichen Verfalls gewesen.

Die Renaissance, urteilt Sergi, war nur eine solche in wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht, nicht in politischer, und kein wirklicher Fortschritt, nur ein Traum, kein Erwachen. Sie entsprang der „Erbsünde" der Italiener, dem Zurückgehen auf das klassische Altertum. „Es ist immer die Sehnsucht gesunkener Völker, zur Vergangenheit zurückzuflüchten. Nur in ihrem Spiegel betrachten sie das Zukünftige." (S. 68.) Und da die Renaissance aus Totem Leben wecken wollte, drang sie nicht durch, erfüllte die Gesamtheit nicht mit neuem Blut, blieb eine Domäne weniger Hochgebildeter. Neben dieser „künstlichen Neubelebung alter Formen und Götter, die längst tot waren", tauchte als neues lebenskräftiges Ideal bereits damals ein anderes auf, die Naturwissenschaft, und der echte Heros jener Zeit war Galilei.

Eine andere soziale Krankheit, woran Italien leidet, ist der „Latinismus". In Erziehung, Politik und Gesetzgebung ahmt man die Vorfahren, die alten Römer, nach. Es kommen aber nur Karikaturen heraus. Dieses Kleben am Vergangenen ist ein Zeichen des Alters. Die Befangenheit in der Klassizität trübt den Blick für die Forderungen der Gegenwart, für die Bedürfnisse des wirklichen Lebens. Ein falsches Ideal. Sergi kämpft geradezu fanatisch gegen das Latein und Griechisch an, das den Realwissenschaften den Platz wegnimmt, völlig dem Zeitgeiste zuwider. In den besten Jahren füllt man die jungen, empfänglichen Geister mit totem Wissenskram, macht damit das leibliche wie geistige Auge kurzsichtig, statt zur Beobachtung anzuleiten und einen offenen und praktischen Sinn anzuerziehen, Dinge die für das spätere Bestehen im Daseinskampf so unerläßlich sind. Aber „wir sind eine Art Chinesen. Unsere Priester und klassischen Gelehrten sind die Mandarinen. Auf nichts bedacht, als die alten Gebräuche zu erhalten, tun sie das Menschenmögliche, um die neue Kultur nicht aufkommen zu lassen." (S. 153.) Auch Frankreich krankt an diesen Schäden. Seine gegenwärtige Größe ist nur ein Schein, den sein Nationalreichtum ihm verleiht. Seine Kolonien in Afrika und Asien bringen nichts ein. Im Innern aber herrscht Zerfahrenheit, Direktionslosigkeit, Korruption bis in die höchsten Regierungskreise, der Grundsatz der äußeren Politik ist: Unterdrückung der Schwachen (Madagaskar), Furcht vor den Starken (Faschoda). Auch auf Frankreich lastet die verhängnisvolle lateinische Kultur und der Katholizismus, der die Instinkte der Massen ebenso wie in Italien beherrscht und „wie eine fürchterliche Hypnose alle Energien einschläfert". Warum sind die lateinischen Nationen trotz alledem noch nicht vom Erdboden verschwunden, wie die Assyrer und Babylonier? Antwort: Sie sind doch noch nicht so alt und abgelebt wie jene Asiaten. Zum Teil haben sie auch Impulse und damit neue Kraft von den jungen Nationen des Nordens empfangen und so eine heilsame Umbildung erfahren. Besonders in Italien besteht bereits ein scharfer Gegensatz zwischen kirchlicher Kultur und Laienkultur.

Wie ein gesunder Mensch selbst gefährliche Krankheiten überwindet, ein geschwächter Körper hingegen sich oft von geringem Unwohlsein schwer oder gar nicht erholt, ähnlich ist es mit den Staaten. Ebenso wenig gewahrt man in ihrer Blütezeit die ihnen anhaftenden Fehler und Flecken. Die treten erst beim Niedergang deutlich hervor. Der sicherste Kraftmesser für die Völker ist der Krieg. So brachte 1870 den Verfall Frankreichs an den Tag, das bis dahin die erste Rolle in Europa gespielt hatte. Der Fall Dreyfus offenbarte die Korruption in der Armee, das Nachgeben in der Faschoda-Frage trotz der ungeheuren Rüstungen eines ganzen Menschenalters, die tatsächliche militärische Schwäche. Mit sehr ernsten Worten bespricht Sergi die verhältnismäßig kleine Niederlage Italiens bei Adua, verschuldet durch den Größenwahn Crispis und seines ihm ebenbürtigen Helfershelfers Baratieri. „Italien war schon in der Periode des Verfalls, ehe es sich bildete. Alte, von der Zeit abgenutzte Flicken wurden zusammengefügt von einigen wenigen, die hofften, ein früher ruhmreiches Volk zu neuem Leben zu erwecken, vermöge der Vaterlandsliebe und Aufopferung einer begeisterten Jugend. Aber elend wurde dieses Opfer ausgebeutet von der Gier der vielen, die später kamen." Spanien verlor seine letzten Kolonien im amerikanischen Krieg. Alle drei romanischen Nationen haben ihre Unfähigkeit zum Kriegführen bewiesen.

Ein weiteres Kapitel ist einer anderen sozialen Krankheit des modernen Staates, dem Militarismus, gewidmet. Die bevorzugte Stellung des Offiziers ist unberechtigt. Die orientalischen Despotien hatten neben der Priester- eine Kriegerkaste, ebenso die Langobarden, die Normannen, hingegen die Griechen und Römer nicht. Es ist also eine

barbarische Institution. Der Zustand, daß jeder Staat übermäßig rüstet, bis an die Zähne bewaffnet dem anderen gegenübersteht, ist atavistisch; denn das ist das Gebaren der Wilden und Menschenfresser, die keine Stunde vor einem Ueberfall und Gemetzel seitens ihrer Nachbarn sicher sind. Der Zustand ist aber auch pathologisch; denn er verzehrt einen ungeheuren Teil der Volkskraft. Sergi spricht auf Grund der Niederlagen 1866 und 1896 dem italienischen Heer den militärischen Geist ab und stellt den italienischen Offizieren das Zeugnis aus, daß sie — wenige junge Heißsporne ausgenommen — eigentlich ganz ruhige, friedliebende Bürger seien, denen nichts ungelegener käme als ein Krieg. Die große Armee und Flotte waren unnötig, wenn Italien sich mit dem zweiten Rang in der Reihe der Mächte hätte begnügen wollen oder wohl gar — was er jetzt noch empfiehlt — gleich Belgien und der Schweiz sich neutral erklärt hätte. Dann könnten die an sich schon nicht allzu reichlich fließenden Hilfsquellen verwendet werden, um der Armut zu steuern, indem es die schlummernden Kräfte der Produktion in Landwirtschaft und Industrie weckte. Aber ein falscher Patriotismus ließ Italien „Großmacht spielen" ohne innere Berechtigung dazu, derselbe falsche Patriotismus, der z. B. einflußreiche Journalisten in seinem Sold hält, damit sie durch ihre Lobeserhebungen von der Größe Italiens die öffentliche Meinung fälschen, derselbe Patriotismus, der die Regierung zu jener unglückseligen Kolonialpolitik trieb. Letztere ist nur angezeigt bei einem Ueberschuß an Kräften und einem geeigneten Besiedelungsobjekt. Italien hat aber keinen Ueberschuß, sondern Mangel an Kräften, und wie es „überall die abgenagten Knochen, die Engländer, Franzosen und Deutsche liegen gelassen, auflas", so begnügte es sich notgedrungen mit der kahlen Sand- und Bergwüste Erythräa. Hierhin die italienischen Auswanderer abzuleiten, war von vornherein ein Mißgriff, lediglich diktiert von nationaler Eitelkeit. Der abyssinische Feldzug von 1895/96 kostete Italien ungefähr 200 Millionen, „herausgezogen aus den wenigen Blutkörpern des italienischen Leibes", d. h. durch ungeheuren Steuerdruck größtenteils armen Leuten abgepreßt, denen vielfach deswegen Haus und Hof von der Behörde versteigert worden waren. Das beste Beispiel, wie schnell dem Verfall das Ende folgt, ist Spanien mit Cuba und den Philippinen. Auch hier ein falscher Patriotismus, der die wahre Lage und vor allem seine eigenen Kräfte überschätzte, geblendet durch die große Vergangenheit.

Aeußere Zeichen des Verfalls sieht der Verfasser in dreierlei: in den Aufständen der letzten zehn Jahre, in der Art, wie die Wahlen vollzogen werden, und im Parlamentarismus.

Die Aufstände (in Italien) waren nicht gegen die Regierung gerichtet, sondern reine Hungerrevolten, sowohl der große sizilianische von 1894, als auch die zahlreichen kleineren von 1898, besonders in Mailand, „die organische Reaktion eines Kranken, dem der Arzt nicht hilft, Wutanfälle eines Verhungernden". Zweihundert Menschen wurden dabei erschossen, aber viel mehr wanderten ins Gefängnis oder auf die Galeere. Und noch keine Rückkehr vom falschen Wege? Nein. Statt dessen: Ausnahmegesetze, Kriegsgerichte, Zwangsverschickung und eine von der Regierung bestochene Presse.

Die Wahlen erfolgen nie nach großen Gesichtspunkten, sondern nach den kleinlichsten persönlichen Rücksichten. Sie werden „gemacht". Sehr bezeichnend auch das: mit Ausnahme der Republikaner und Sozialdemokraten nennt sich keine Partei nach der Richtung, die sie vertritt, sondern nach den jeweiligen Führern: es gibt keine Konservativen oder Liberalen auf dem Monte Citorio, sondern Zanardellianer, Sonninianer u. s. w.

Im Parlament endlich sitzen fast lauter Männer ohne politische Grundsätze, ohne höhere Bildung, ohne festen Charakter, die lediglich darauf bedacht sind, aus ihrem Mandat möglichst viel persönlichen Vorteil zu erzielen. Die Guten, es ehrlich Meinenden und die wirklich Geschickten ziehen sich naturgemäß vom öffentlichen Leben zurück, weil sie das Treiben anwidert, das der heutige Parlamentarismus zeigt. Die erste Kammer (Senatoren) ist „ein abgestorbener Zweig am italienischen Lebensbaum, der je eher je besser abgesägt werden sollte". Auch in der Regierung herrscht die ausgesprochene Mittelmäßigkeit. Der letzte wirklich große Staatsmann war Cavour. Das Verantwortlichkeitsgefühl ist geschwunden, unten wie oben. Kaum glaublich erscheint, was Sergi über die Beeinflussung des richterlichen Urteils durch die Politik (S. 139) sagt. Ebenso befremdet seine Behauptung, daß in der Verwaltung, namentlich bei der Polizei, die Oberen nicht für die Mißgriffe und Verschuldungen ihrer Untergebenen verantwortlich gemacht werden.

Das erste Buch schließt mit einem Ueberblick, nachdem den Schulen, dem chauffage in Frankreich, d. h. der oberflächlichen Schnelldressur („Presse"), dem gelehrten Proletariat und der damit zusammenhängenden Aemterjagd, ein trauriges Kapitel gewidmet worden ist. Aus diesem Jammer soll hier nur ein Schmerzensschrei wiedertönen: „Bis zu dreihundert armer Mädchen melden sich oft zu einem einzigen freigewordenen Lehrerinnenposten. Infolge dieses kolossalen Angebots hat man in Mailand den ursprünglichen Gehalt der Lehrerinnen auf die Hälfte herabgesetzt."

Welche Mittel und Wege findet Sergi, um vom „Abgrund" wieder weg auf die gerade Ebene zu kommen. Er zeigt das im zweiten Teil seines Werkes: „Auferstehung". Dieser fordert überall zur Kritik heraus. Denn hier beginnt wahrlich die „Utopie". Der Verfasser fühlt das selbst und gibt dem ganzen langen 17. Kapitel diese Ueberschrift. Die überall eingestreuten Vergleiche des kranken Staates mit dem kranken Menschen überraschen zwar durch ihren Scharfsinn, beweisen aber nichts, und geradezu ein psychologisches Rätsel ist es mir, wie der exakte Naturforscher die Dinge dieser Welt vielfach mit den Augen eines kaum mehr ernst zu nehmenden Hyper-Idealisten betrachtet.

Worin besteht die Ueberlegenheit der Menschen? In seinem Geist. Wäre Hellas nur in den Waffen groß gewesen, würde es kaum mehr genannt werden. Statt dessen ist es mit seinem künstlerischen Sinn, seiner tiefen Wissenschaft die Lehrmeisterin aller späteren Völker geworden. Das ist seine unvergängliche Größe. Zugegeben. Aber daß ein Volk seine Energien nicht in doppelter Richtung betätigen, d. h. nicht Militärmacht sein und eine führende Stellung in Kunst und Wissenschaft einnehmen könne, scheint mir durch die Geschichte, z. B. das England der Königin Elisabeth, das Frankreich Ludwigs XIV., widerlegt. Freilich, daß der Militarismus und der mit ihm zusammenhängende Imperialismus den wissenschaftlichen und künstlerischen Geist zu beschränken, in die zweite Stelle hinabzudrücken oder, was noch schlimmer, ihn zu kommandieren sucht, an Beispielen dafür mangelt es in Europa von heute ja leider nicht. Doch von gegenseitigem Ausschließen kann nicht die Rede sein. Dazu liegen in jedem kräftigen Volk zu viele Keime, die sich nach den verschiedensten Richtungen zu betätigen streben. Ja, ich möchte noch weiter gehen: zu jedem geistigen Aufschwung ist eine gewisse Machtstellung und Wohlhabenheit, die eben die Waffen erringen, unerläßliche Voraussetzung. Beweis: Athen nach den Perserkriegen, die Niederlande nach Abschüttelung des spanischen Jochs.

Höchst seltsam ist des Verfassers Urteil über das Deutsche Reich, dessen Gründung er einen barbarischen Atavismus nennt. Es wäre nach ihm auch auf friedlichem Wege zustande gekommen, und es hätte nicht jener drei blutigen Kriege bedurft, die der wilde (feroce) Bismarck vom Charakter eines tatarischen Eroberers in Szene setzte. Napoleon I. und Bismarck waren die beiden atavistischen Genies des 19. Jahrhunderts. Das gleiche Kopfschütteln müssen folgende Ausführungen erregen: „Mit der Abschaffung der stehenden Heere werden die kriegerischen Instinkte der Völker verschwinden, die Achtung vor fremdem Leben und Eigentum wird nicht nur das einzelne Gewissen, sondern auch das der Gesamtheit erfüllen, vor allem der Gedanke, daß nicht nur die private Gewalttat, sondern auch

die eines Volkes gegen ein anderes verbrecherisch ist. Vielleicht sind wir schon in die Aera eingetreten, die im Zusammenhang mit der Veränderung der Richtung aller menschlichen Kräfte den Krieg abschaffen wird." Nein, Herr Professor Sergi, niemals werden die Kriege aufhören. Denn es ist unmöglich, die Natur des Menschen so völlig zu ändern, der wie jedes Tier Egoist ist und dies im Interesse seiner Selbsterhaltung (Ernährung wie Existenz schlechthin) nötigenfalls mit dem Einsatz seines Lebens betätigt. So gab Uebervölkerung, Mangel an Unterhaltsmitteln und Raum zum Wohnen den Anlaß zur Völkerwanderung und den daraus entstehenden Kriegen. Und welches Gesetz könnte jemals der Eroberungslust eines mächtigen Staatsoberhauptes oder seiner kriegslustigen Untertanen Fesseln anlegen? Um Streitigkeiten der Völker zu schlichten, rät Sergi, sollen internationale Schiedsgerichte eingesetzt werden. Ja, aber die Exekutive? Wer verbürgt sie? Nein, die Gefahr äußerer Angriffe wird trotz aller feierlichen Friedensverträge, trotz aller unparteiischen Schiedsgerichte niemals schwinden, und so sehr sich die bessere Einsicht und das ganze Gefühl des Gebildeten dagegen auflehnen mag, die ultima ratio der Völker wird immer der Krieg bleiben.

Der Zweck der menschlichen Gesellschaft ist nach Sergi das Gemeinwohl, der bestmögliche Zustand der Gesamtheit. Unsere heutigen Großmächte mit ihren stehenden Heeren machen einen Ausnahmezustand, der der Krieg ist, zu einem dauernden: „Wie die orientalischen Despoten mit ihrer Kriegerkaste, opfern sie der sogenannten nationalen Größe das Gemeinwohl. Das bezeichnendste Beispiel hierfür ist Rußland, das nach außen glanzvoll und imponierend auftritt, während im Innern Unwissenheit und Elend die Signatur von mehr denn hundert Millionen sind. Für Italien und Spanien sind Heer und Flotte „ein lächerlicher Luxus, wie ein kostbares Möbel im Hause eines Bettlers".

Deshalb empfiehlt der Verfasser den Romanen vor allem völlige Abrüstung. Sie sind alt geworden und haben die brutale physische Kraft nicht mehr. Aber die höhere Geisteskraft könnten sie haben, das beweist die Menge von bedeutenden Dichtern, Künstlern und Gelehrten von der Renaissance-Epoche bis heute. Nach solchem Ruhm sollten sie allein streben und dadurch wie die Hellenen für alle Zeiten groß zu werden suchen. Und wer sollte den Anfang mit der Abrüstung machen? Frankreich. „Diese am wenigsten unglückliche der drei Schwestern, arbeitsam, reich, hochkultiviert, leidet an der fixen Idee, daß nationale Größe von einer starken Kriegsmacht unzertrennlich ist. Infolgedessen hat der Militarismus hier eine seiner schärfsten Formen angenommen, den einer anmaßenden Kaste, die auch die bürgerliche Gewalt an sich reißen will." Frankreich wird sich für diesen Vorschlag höflichst bedanken!

Die Lust zur Arbeit spricht Sergi auch seinen Landsleuten nicht ab; aber es gilt, die verborgenen Energien zu wecken, vor allem zu organisieren. An dem Mut und der Fähigkeit zum Zusammenschluß, zu gemeinsamem Wirken fehlt es besonders im Süden, daher so wenig Industrie und rückständige Lage der Landwirtschaft. Hier sollte die Regierung eingreifen: aber was tut sie? Aus Furcht, ihre Einnahmen möchten sich mit einer neuen Industrie verringern, belegt sie diese mit so hohen Taxen, daß sie nicht aufkommen kann. (Das ist tatsächlich der Fall!) Und statt den immer mehr aufblühenden und schon recht leistungsfähigen heimischen Schiffsbau durch Aufträge zu fördern, kauft sie alte Kriegsschiffe in England und Amerika auf! Wie viel könnte durch Errichtung von technischen Mittel- und Hochschulen, von Ackerbauschulen geschehen, um den Nutzen der Maschinen und den intensiven Betrieb der Landwirtschaft bekannt zu machen! Wie sehr wäre z. B. auch eine Belehrung nötig und Millionen von Nutzen, um an Stelle der alten primitiven Systeme eine rationelle Oel- und Weinerzeugung einzuführen! Auf dem Unterricht beruht in erster Linie die Zivilisation. Der Analphabetismus, dieser tiefste Grad der Unkultur, stellt Spanier und Süditaliener auf eine Stufe mit den Berbern und macht sie unbewußt zu Sklaven jedes beliebigen, auch nur einigermaßen Gebildeten, z. B. der Priester. Aber nur wenig läßt sich Italien den Unterricht kosten: 47 Millionen, während Heer und Flotte 387 Millionen verschlingen. Die entsprechenden Zahlen sind für Deutschland 303 und 821; für die Vereinigten Staaten aber 922 und 417 Millionen (Ende der 90er Jahre). Das Verhältnis ist also 1 : 8, 3 : 8, 2 : 1. Ebenso rühmlich für Amerika, wie beschämend für Italien.

Wehmütig und tragikomisch klingt es, wenn Sergi gegen Ende des Buches seiner Regierung zuruft: „Zahlt die Kosten eines einzigen neuen Panzerschiffes unseren Universitäten, und diese werden ihre Laboratorien für viele Jahre so bereichern, daß der ideelle Gewinn zehnmal jene Ausgabe wieder einbringen würde! Oder schenkt jeder Universität auch nur eine einzige Kanone, die man in wissenschaftliche Instrumente umsetzen könnte, um Gelegenheit zu nützlichen Erfindungen zu geben! Statt dessen läßt man Marconi nach England, Guarini nach Belgien gehen. Ja, Italien hat noch Kräfte, die sich leicht vervielfältigen könnten. Aber eine schwere eisige Hand, wie die eines Toten, legt sich auf alles pulsierende Leben. Diese Totenhand ist" — nein, das Folgende mag man lieber Seite 276 selbst nachlesen!

Die Hauptbedingung der Erholung der lateinischen Nationen wäre die Abschaffung des Königtums. Besonders für Spanien gilt das, wo zwei Familien seit langer Zeit durch ihre Kämpfe um die Krone das Land zerrütten. Daß Frankreich mit seiner Republik im letzten Menschenalter nicht besser gefahren ist, schreibt Sergi namentlich dem Umstand zu, daß es noch so viele monarchische Einrichtungen besitze, so in dem stehenden Heer, ferner in seinem Oberhaupt, das nur aus einem lebenslänglichen und erblichen ein zeitweiliges und gewähltes geworden sei. Bloß die Unterrockspolitik und das Schmarotzertum der Höflinge seien verschwunden. Da möchte ich denn doch einwenden: Wie viele schlimme, eben in seinem jetzigen Regime wurzelnde Schäden weist gerade das heutige Frankreich auf! Ist es nicht wie kein zweites Land geeignet, auch den Liberalsten an der allein seligmachenden republikanischen Regierungsform irre zu machen? Im Idealstaat Sergis müßte der Klerus Staatsdienereigenschaft haben, wie im protestantischen Norden, alle Orden müßten aufgehoben, Grund- und anderen Besitz zu erwerben müßte der Kirche verboten werden.

Natürlich auch Ausschluß aller Priester, Mönche und Nonnen vom Unterricht, da „sie die Gewissen knechten und ihre Lehre in Wahrheit nichts anderes ist, als die Negation der gesunden Vernunft und der wahren Menschenwürde". Weil die Herrschaft des Papstes der Leichenstein jeder Lebensregung in Italien, weil Rom das Mekka des Katholizismus ist, das mit seiner Lethargie alles einschläfert, war es ein großer Fehler, die Hauptstadt des jungen Reiches hierher zu verlegen. Rom hat für Oberitalien (auch für den Süden, besonders Sizilien) rein administrative Bedeutung. Wenn nicht von ihm, als dem Sitz der Regierung, alle lokalen Verwaltungen der Provinzen abhingen, würde es im modernen sozialen Leben des Königreichs wenig oder nichts zählen. Denn in Wahrheit ist es immer noch und in erster Linie die Hauptstadt des Mönchtums der ganzen Welt, das wie ein ungeheurer Schmarotzer die freie Entwicklung der italienischen Königsresidenz als solcher hindert. Roms eigentlicher Charakter ist der eines großen Klosters, wo jeder neue Lebenskeim verwelken muß. Das einzige Glück ist noch, daß die Kirche mit dem Staat nicht Frieden schließen will und so der beständige Kampf die Geister frisch erhält. Ebenso ist die lebhafte Erkenntnis, die Italien von seinem traurigen Zustand hat, ein freudiges Zeichen dafür, daß sein Untergang noch nicht besiegelt ist.

Mit einem begeisterten Lobeshymnus auf die Kunst, deren hohen sozialen Wert der strenge Naturwissenschaftler erfreulicherweise voll anerkennt, und auf die moderne Wissenschaft, die allein den Menschen von den Ketten der Kirche befreien kann und ihn wahrhaft adelt, klingt das merkwürdige Buch aus.

Gesamturteil: Die Zusammenstellung der drei Nationen hat etwas Gezwungenes; Frankreich steht denn doch auf einer ganz anderen Kulturstufe als Spanien und Süditalien, als daß man bei ihm von wirklichem Verfall reden könnte. Auch ist es im Grunde genommen gar keine lateinische Nation. Die Franzosen sind vielmehr in der Hauptsache Kelten, noch die alten, echten Gallier Cäsars, im Norden von vielen germanischen (Franken), im Süden von romanischen Elementen durchdrungen, nur ihre Sprache ist eine Tochter der lateinischen. Da bloß gelegentlich und immer oberflächlich sowohl Frankreichs, wie Spaniens Zustände in die Besprechung gezogen werden, hätte der Titel des Buches besser lauten sollen: **La Decadenza d'Italia.**

Zweierlei beeinträchtigt seinen Wert: die einseitige, rein physiologische Auffassung, die der Naturforscher von Beruf auf die sozialen Verhältnisse überträgt, und damit zusammenhängend das gewaltsame Aendernwollen dieser Verhältnisse durch gelehrte Theorien, während im praktischen Leben, im kleinen wie im großen, doch alles nur durch Kompromiß zwischen Altem und Neuem zustande kommt. Es ist eben eine Utopie. Aber es ist ein frisches und kühnes Buch, von dessen reichem und überall fesselndem Inhalt ich im obigen leider nur einen kurzen Ueberblick und einige wenige Proben geben konnte, interessant und lehrreich auch für uns. Auch wir stehen seit langem in dem Kampf zwischen der alten und der neuen Schule; auch wir haben einen überaus kostspieligen, in dieser Ausdehnung und Schärfe vielleicht übertriebenen Militarismus. Und wenn der Ultramontanismus im inneren, wie äußeren Leben des deutschen Volkes noch nicht jene Verwüstungen angerichtet hat, wie bei den drei lateinischen Nationen: wir sind von demselben Feind bedroht, jetzt vielleicht mehr denn jemals seit den Tagen des dreißigjährigen Krieges.

Alexander Rumpelt.

Aus dem Mönchsleben auf dem Athos.*)

Von H. Gelzer.

Auf dem Athos gewöhnt man sich an ein höchst regelmäßiges Leben und namentlich an das Frühaufstehen. Um halb fünf oder fünf Uhr begann vorschriftsmäßig die Liturgie. Natürlich besuchte ich dieselbe auch bisweilen. Allein Tag für Tag einem Gottesdienste beizuwohnen, der in einer mir unverständlichen Sprache abgehalten wurde, konnte billigerweise von mir nicht verlangt werden. Auch verlor ich damit zu viel Zeit. Indessen Grigorij ist ein strenger Igumen, er hält darauf, daß alle Bewohner des Klosters, auch die Fremden, die in seinen Toren wohnen, regelmäßig den Gottesdienst besuchen. Jannis fand eine Auskunft. Er erklärte mir, von nun an täglich sowohl dem Morgen-, als dem Vespergottesdienste beiwohnen zu wollen, und mit dieser Stellvertretung war auch der Igumen vollkommen einverstanden.

Die Bulgaren kennen nicht den schönen vierstimmigen Gesang der Russen, sondern pflegen genau dieselbe häßliche nasale Sangweise wie die Griechen. Die Zuhörerschaft erschien mir wenigstens in Zografu höchst andächtig bei dem Gottesdienste. Eigentümlich ist die Ordnung der Fürbitte. Zuerst wird der Name des ökumenischen Patriarchen erwähnt; ganz natürlich; denn ihm unterstehen alle Athosklöster. An zweiter Stelle wird der Name des Vaters Grigorij von Zografu, an dritter der des Vaters Andreas von Panteleïmon erwähnt; erst an vierter erscheint Nikolaj Alexandrowitsch, der russische Zar, der erlauchte weltliche Protektor des Klosters, und endlich an fünfter Prinz Boris von Bulgarien; sein Vater, als nicht zur Gemeinschaft der rechtgläubigen Kirche gehörig, wird in der Kommemoration nicht aufgeführt. Ich sprach einmal einem hohen russischen Beamten gegenüber meine Verwunderung aus, daß das nationalbulgarische Kloster nicht unter dem Schutze der bulgarischen, sondern der russischen Regierung stehe. Er blickte mich mit einem unbeschreiblichen Ausdruck etwas spöttischer, wenn auch gutmütiger Heiterkeit an: „Was heißt bulgarischer Schutz?" Wenn es Ernst gilt, müssen diese Kleinen, die unter Umständen gewaltig auf ihre Selbständigkeit pochen, doch immer den Schutz der Großmächte anrufen. Als ich in Monastir wohnte, hatten türkische Soldaten sich in einem serbischen Dorfe Gewalttaten erlaubt. Es wurde dem serbischen Konsul gemeldet; er wagte nicht einmal, sich zu beschweren, geschweige denn einzuschreiten. Er wandte sich an A. Rostkowsky, den russischen Konsul, und durch dessen tatkräftige Intervention erhielten die Serben Genugtuung. Sie drückten dem Konsul ihren Dank durch eine Dekoration aus.

Ich gewöhnte mich übrigens bald an diese Athossitte des Frühaufstehens. Eine Folge derselben war denn auch, daß bereits um acht Uhr der Archontarios Maxim mich in meiner Zelle aufsuchte mit dem frohen Rufe: as pháme! (wir wollen essen). Ein so frühes Mittagessen war mir allerdings neu; indessen, wer um fünf oder halb fünf sich erhebt, kann um acht Uhr sich schon an den Mittagstisch setzen. Freilich die Pause bis zum Abendessen um sechs Uhr war etwas lang; doch halfen hier die Konserven aus.

Einmal holte mich P. Galaktion zu einem Spaziergang nach der nur eine Viertelstunde entfernten Kapelle des hl. Georg ab; sie liegt, wie schon erwähnt, auf einem kleinen nach allen Seiten sanft abfallenden Hügel und gewährt einen prächtigen Ausblick nach den umliegenden Schluchten und Tälern und den waldgeschmückten Bergeshöhen. In der an die Kapelle stoßenden Behausung fanden wir unter der Aufsicht zweier Mönche eine Schneiderwerkstätte eingerichtet; die sämtlichen Kutten und sonstigen Gewänder der Mönche werden hier angefertigt. Die Schneider, meist junge Leute, machten mir einen sehr profanen Eindruck, und ich fragte, ob denn das auch Mönche seien: „O bewahre! Alle Arbeit wird von Laien verrichtet." — „Aber Pachomios und die alten ägyptischen Mönche haben sehr eifrig Landwirtschaft getrieben oder Strohmatten geflochten." — „Nein, wir in den Athosklöstern überlassen die Arbeit den Laien!"

Mir war diese Aeußerung sehr auffällig; in den Skiten und Kellien wird übrigens fleißig gearbeitet, und ich weiß auch nicht, ob dieser Grundsatz für alle anderen Klöster gilt. Jedenfalls in Zografu wurde mir ausdrücklich die Arbeit als mit dem Asketentum unvereinbar bezeichnet.

In einer Handschrift von Esfigmenu hatte ich gelesen, wie feierlich im 7. Jahrhundert der armenische Patriarch Nerses bei seiner Rückkehr nach der Heimat empfangen wurde. Mit Kreuz und Evangelium, mit Lichtern, räuchernd und Psalmen singend kamen ihm Klerus und Volk bei seinem Einzug entgegen. Dieser Anblick sollte auch mir zuteil werden. Eines Morgens herrschte ungewöhnliches Leben im Kloster. Alle Glocken läuteten unaufhörlich mindestens eine halbe Stunde lang. Auf meine Anfrage erfuhr ich, daß der Exarch des Patriarchen erscheinen werde, ein von diesem bestellter Kommissär, welcher eine Visitationsreise durch sämtliche Athosklöster unternahm. Es sei ein Bischof, Näheres konnten mir die Väter nicht mitteilen. Ich begab mich eiligst an die große Klosterpforte, wo der gesamte Konvent mit dem Igumen an der Spitze versammelt war. Vorn waren zwei Priester aufgestellt in den roten, goldgestickten Prachtgewanden, einer mit dem Kreuz, der andere mit dem Evangelium. Zwei Diakone trugen die Weihrauchgefäße, zwei andere die Lichter. Endlich erschien der Exarch, begleitet von zwei Deputierten der hl. Gemeinschaft, Meletios von Iwiron und Anthimos von Watopedi, und zwei Zografiten, die ihn

*) Wir entnehmen diese Schilderung dem soeben erschienenen neuen Buche des bekannten vortrefflichen Kenners des geistigen Lebens des Orients, H. Gelzer, „Vom heiligen Berge und aus Makedonien" (Leipzig, Teubner, geh. M. 6.—, geb. M. 7.—).

an der Grenze des Klostergebietes bereits bewillkommnet hatten. Die Maultiere hatten die Ehrengesandten vorher — gleichsam hinter der Szene — verlassen, zweifellos mit Absicht, da das mühsame Absteigen in den langen Priestergewändern nicht eben zur Erhöhung der Feierlichkeit beiträgt. Die Deputation kam daher zu Fuß über die weite Terrasse, der Bischof umarmte und küßte den Abt, ebenso bezeugte er Kreuz und Evangelium seine Verehrung; dann warf ihm der Abt seine goldene Kette um den Hals und über seine Kopfbedeckung und seinen Rücken wurde der violette, goldgestickte Prachtmantel gelegt; ein Mönch trug seine Schleppe. Unter Psalmengesang, unaufhörlichem Schwenken der Weihrauchfässer und Vortragen der Lichter formierte sich die Prozession nach der Kirche. Dort fand ein ganz kurzer Gottesdienst statt; hierauf dankte der Exarch in griechischer Sprache für den guten Empfang und lobte die geordneten Verhältnisse des Cönobions. Die Feier war beendigt. Als wir im Begriff waren, die Kirche zu verlassen, dreht sich plötzlich der Exarch um: „Ah! Hier sehe ich einen alten Freund von mir, Herrn Gelzer; seien Sie willkommen! Kennen Sie mich?" — „Gewiß. Ew. Gottesliebe ist Johannes, der Heilige von Xanthopolis." Ich hatte drei Jahre früher seine Bekanntschaft gemacht, während Johannes als Hilfsbischof des Metropoliten Basileios in Smyrna geweilt hatte. Er erzählte mir, daß er mich schon lange gesucht, da er in Zwiron und Lawra meine Eintragungen ins Fremdenbuch vorgefunden hatte. Natürlich stieg ich gewaltig in der Achtung des bulgarischen Konvents, als der ihm völlig unbekannte Exarch mich als seinen alten Freund bezeichnete. Zahlreiche Mönche stürzten nachher auf mich zu, und ich mußte ihnen Auskunft über die Person des Exarchen geben. Sofort wurde ich aufgefordert, mit in den großen Saal zu kommen, wo ein feierlicher Empfang stattfand, und Erfrischungen herumgereicht wurden. Auch an den sehr glänzenden Festmahlzeiten zu Ehren des hohen Gastes nahm ich teil und erhielt meinen Platz unmittelbar neben dem zweiten Ehrengesandten, Archimandriten Meletios von Zwiron. Mit diesem tauschte ich Erinnerungen an den schönen Aufenthalt im geliebten Zwiron aus und sagte ihm scherzweise: „Wenn ich nicht durch meine Familie an den Kosmos gebunden wäre, was würde mich hindern, mit meiner Bibliothek Jena zu verlassen und in Zwiron meine Tage zu beschließen!" Seitdem schloß er mich mit besonderer Liebe in sein Herz und bemühte sich, mir immer die besten Stücke zu geben bei den zahlreichen Gängen des sehr lukullischen Diners; die Cönobien verstehen auch ohne Fleisch durch Abwechslung in den feinsten Fischen und erlesensten Gemüsen einen selbst für verwöhnte Ansprüche sehr preiswerten Speisezettel zusammenzustellen.

Bücher und Zeitschriften.

fr. Exekution durch soziale Interessengruppen. Von Dr. Walther Rothnagel. Wien, Alfred Hölder.

Während die juristische Literatur im Deutschen Reich sich seit der Annahme des Bürgerlichen Gesetzbuches vorwiegend mit der Ausarbeitung des hiermit gegebenen großen Stoffes beschäftigt und Arbeiten von schöpferischer Bedeutung, wie sie bei der Besprechung der Entwürfe noch öfter hervortreten, seltener geworden sind, kommen aus Oesterreich von Zeit zu Zeit Werke zum Erscheinen, die, auf ein Umwerten der bestehenden Werte hinzielend, die rechtlichen Einrichtungen nach neuen Gesichtspunkten gruppieren, Dinge, an denen man gewohnt ist achtlos vorbeizugehen, in ungeahnte Beleuchtung setzen und mit Rücksicht auf die eingetretene Veränderung der sozialen Anschauungen auch neue Einrichtungen in das gesamte System einfügen, ja den neuen Einrichtungen zu Liebe selbst neue Systeme zu bilden suchen. Wenn solche Werke gründlich gearbeitet und nicht auf vorgefaßte politische Anschauungen zugeschnitten sind, ist ihr Studium eine durchaus dankbare Tätigkeit. Man mag mit den Endzielen nicht einverstanden sein und auch schon einzelne Abänderungen der bestehenden Ordnung in der Richtung der gemachten Vorschläge für undurchführbar erachten: es ist schon etwas wert, aus den neuen Gesichtspunkten zu der Ueberzeugung zu kommen, daß das Recht, so wenig wünschenswert rasche Aenderungen sind, doch etwas im steten Werden, Entstehen und Vergehen Begriffenes ist und daß seine äußere Darstellung nie die Verhältnisse zwingen kann, sich ihr auf die Dauer einzufügen, vielmehr selbst sich notgedrungen nach diesen Verhältnissen, wenn sie in ihrem Veränderungsprozeß wieder eine Stufe vorangeschritten sind, richten muß. Ein schmiegsames, auf die Hervorhebung der wichtigsten Grundsätze sich beschränkendes Gesetzeswerk wird einer Aenderung lange Zeit nicht bedürfen; bei einem ins kleine gehenden Gesetz wird diese Notwendigkeit sich bald einstellen. Es ist einer der mannigfachen Widersprüche unserer Zeit, daß fortwährend für alle möglichen Rechtsverhältnisse eine ins kleinste gehende gesetzliche Regelung verlangt wird, während in dem sich überstürzenden Entwickeln der Dinge die Gesetze überaus schnell veralten und eine „Revision" am liebsten immer schon wieder beantragt würde, ehe die kaum beschlossenen Anordnungen in Kraft treten. Das offenbart eine gründliche Unkenntnis der hierbei mitsprechenden Schwierigkeiten. Wo leichthin eine Umstürzung des ganzen Systems verlangt wird, tritt diese Unkenntnis geradezu peinlich zutage. Eine Aenderung des Systems kann heutzutage nicht mehr wie noch in den Zeiten Napoleons I. ohne Rücksicht auf die schon erworbenen Rechte erfolgen. Sie verlangt eine sorgfältige Vorbereitung und eine eingehende Prüfung der vorzunehmenden Schritte. Wissenschaftliche, die praktischen Möglichkeiten berücksichtigende Arbeiten können viel zur Klärung und Ebnung der Dinge beitragen. Ich habe als eine solche Arbeit schon früher das Buch des ehemaligen Ministers Dr. Steinbach über die Rechtsgeschäfte der wirtschaftlichen Organisation besprochen. Rothnagel wurde zu seiner Untersuchung, wie er im Vorwort angibt, durch Dr. Steinbach angeregt. Seine Ausführungen sind von großem Interesse. Sie schließen an das Werk Dr. Steinbachs insofern an, als auch sie von der wirtschaftlichen Organisation handeln. Hier wie dort ist scharfsichtig erkannt, daß diese Organisation mit jedem Tag eine wachsende Bedeutung gewinnt. Die Notwendigkeit der Selbsthilfe, vor und neben der Staatshilfe, nicht nur auf dem rein wirtschaftlichen, sondern auch auf dem für wirtschaftliche Interessen einschlagenden Rechtsgebiete drängt sich immer mehr der Erkenntnis auf. Am dringendsten ergibt sie sich auf dem Gebiet des Kreditwesens. Es entstehen die Vereinigungen von Kreditsuchenden, nicht bloß um billigen Kredit zu erlangen, sondern auch, um die aus der strikten Anwendung der Gesetze bei der Zwangsvollstreckung sich ergebenden Härten tunlichst zu mildern; es entstehen als ihr Gegenstück die Vereinigungen von Kreditgewährenden, um sich gegenseitig zu unterstützen sowohl bei der Beitreibung ausstehender Forderungen, als bei der Vermeidung von Schaden durch Kreditgeben an Unwürdige. Wie bedeutsam ein solches Zusammenwirken ist, hat sich bei uns ganz besonders bei der Durchführung des Börsengesetzes gezeigt. Das Gesetz versagte den Differenzgeschäften die Klagbarkeit, die einmütige Stellungnahme der Beteiligten aber führte dazu, das Vorbringen des Differenzeinwands für kaufmännisch unehrenhaft zu erklären — eine Auffassung, die das Reichsgericht ausdrücklich billigt — und auf diese Weise auch den vom Gesetze benachteiligten Forderungen zur Beitreibbarkeit zu verhelfen. Noch einschneidender bekundet sich die gegenseitige Hilfe der Beteiligten bei der Frage der Kreditgewährung. Der täglich wachsende Aufschwung des Versandhandels hat zur Schaffung einer Reihe von Einrichtungen geführt, die dem Zwecke dienen, die Kreditwürdigkeit der an diesem Handel Beteiligten in Kontrolle zu halten. Es sind dabei viele Mißgriffe vorgekommen; ungeeignete Elemente haben sich eingedrängt und die Tätigkeit, die an Bedeutung fast ein Amt genannt werden kann, zum augenblicklichen Vorteil auszubeuten gesucht; im ganzen aber hat sich der Gedanke von Tag zu Tag wachsende Geltung verschafft. Und das ist ja zweifellos der wirksamste Nachdruck, der zur Erfüllung von Obliegenheiten geübt werden kann, wenn dem leichtfertigen Schuldner zu Gewissen geführt wird, daß er, sobald ihm einmal Mißbrauch des gewährten Vertrauens nachgewiesen ist, nirgends mehr Kredit findet. Noch

sind wir von diesem Ziele weit entfernt; aber der Weg dazu ist betreten und es steht zu hoffen, daß die guten Früchte sich immer mehr zeigen.

Allgemeine Rundschau.

Kinderselbstmorde im Anfange des 19. Jahrhunderts.

Zu den betrübendsten Zeichen unseres „nervösen" Zeitalters gehört die in steter Zunahme begriffene Häufigkeit der im kindlich-jugendlichen Alter stattfindenden Jugendselbstmorde. Nach Eulenburg betrug die Zahl der Selbstmörder unter 20 Jahren in Preußen, auf je 100,000 Lebende berechnet: im Jahre 1876 21.2, im Jahre 1877 23.0, im Jahre 1878 24.1, im Jahre 1896 war die Zahl bereits auf 32.0 gestiegen, also ein Anwachsen um fast genau 50 Prozent im Verlauf von nur 20 Jahren. In Berlin allein betrug im Jahre 1896 die Zahl der Selbstmörder unter 20 Jahren 43.

Daß aber diese Kinderselbstmorde keineswegs nur in unserer Zeit vorkommen, ergibt sich, wie wir einer Studie Dr. Dieudonnés in Band I Heft 3 des Archivs für Kulturgeschichte (Berlin, Alexander Duncker) entnehmen, aus einer im Anfange des 19. Jahrhunderts erschienenen statistischen Arbeit von Casper: Ueber den Selbstmord und seine Zunahme in unserer Zeit. (Beiträge zur medizinischen Statistik und Staatsarzneikunde. Berlin 1825.) Casper weist darauf hin, daß mit den Fortschritten der Kultur und mit der zunehmenden Verfeinerung der menschlichen Gesellschaft auch die Neigung zum Selbstmorde in ihr wachsen müsse. „Nirgends zeigt sich diese Schattenseite der Kultur wohl greller, als wenn wir die fast unglaublich scheinende Zunahme der Kinderselbstmorde in den neuesten Zeiten betrachten. In den 10 Jahren von 1788 bis 1797 hatte sich in Berlin ein einziger Knabe durch den Strang das Leben genommen; in den zehn folgenden Jahren von 1798 bis 1807 zählten die Listen schon drei Knabenselbstmorde und in den zehn Jahren von 1812 bis 1821 fanden sich schon 31 Selbstmorde aufgeführt, bei denen bemerkt wird, daß sie von (3) Knaben und (28) Lehrlingen vollzogen wurden!! Leider! zeigt sich diese Erscheinung, welche beweist, zu wie furchtbaren Resultaten eine zu rasche Treibhaus-Erziehung führt, die zu früh Gefühle und Ansichten weckt, welche der unreife Verstand noch nicht gehörig zu beherrschen vermag, und wie tiefverderblich von der anderen Seite eine verwahrloste Erziehung junger Menschen werde, die doch einmal im Zeitalter der Kultur — und der krankhaften Exaltation aufwachsen, leider, sage ich, zeigt sich diese beklagenswerte Erscheinung nicht etwa bloß in Berlin, sondern auch andere Orte geben traurige Belege dafür." Von den von Casper erwähnten Fällen von Kinderselbstmorden seien folgende angeführt. In Gleißen (Neumark) erhängte sich im August 1820 ein Vieh hütender Knabe an einem Baume aus Lebensüberdruß. Der 14jährige Ochsenjunge zu Liebenow erhängte sich im Dezember 1821, weil es ihm zu schwer wurde, die vom Prediger aufgegebenen Sprüche zu lernen. Am 21. Mai 1822 machte der Lehrling B. in einer Handlung zu S. (Regierungsbezirk Frankfurt) den Versuch, sich zu entleiben, indem er ein bloß mit Pulver geladenes Pistol in den Mund setzte und abschoß. Da hierdurch bloß starke Verbrennung der Mundhöhle erfolgte, so schnitt er sich mit einem Packmesser in den Hals nach dem Genick zu. Als auch diese Verwundung nicht zum Zwecke führte, lud er das Terzerol zum zweiten Male und schoß es gegen die Stirne ab, wodurch die Hautbedeckungen zerrissen wurden. Ueberspannung und falsches Ehrgefühl sollen die Triebfeder gewesen sein. Am 7. Dezember 1823 erhängte sich auf dem Vorwerk in Corsenz (in Schlesien) der Dienstjunge A., 16 Jahre alt, weil seine Dienstkameraden deshalb, weil er einem Marionettenspieler ein Päckchen Tabak entwendet, gedroht hatten, nicht mit ihm dienen zu wollen. Ein Knabe von 13 Jahren in einem Dorfe des Kreises Halle erhängte sich (1824) mit seinem Halstuche bloß deshalb, weil er daran verzweifelte, etwas zu lernen und zu begreifen. Am 5. März 1821 vergiftete sich der 17jährige Lehrbursche des Buchdruckers K. in Breslau mit Opium, das er sich zu verschaffen gewußt hatte und das er auf zweimal in Branntwein zu sich nahm, aus Lebensüberdruß, weil er noch anderthalb Jahre zu lernen hatte. Am 21. Oktober 1821 versuchte die 12jährige Pflegetochter des Tagelöhners R. in Breslau sich am hellen Tage in der Oder zu ersäufen, angeblich aus Furcht vor Strafe, weil sie eine Kaffeetasse zerschlagen hatte. Am 12. Februar 1822 fand man den 16jährigen Schneiderburschen R. in einer Kirche in Breslau unter den Bänken, er gestand, daß er von seinem Meister entwichen sei und eine Flinte mitgenommen habe, um sich zu erschießen, wozu er auch schon den Versucht gemacht, weil er einen Stock entwendet und verkauft hatte. Die 13jährige Tochter des Schleifers N. in Berlin entwandte am 27. November 1820 einer Freundin 3 Taler 18 Gr. und, als diese es entdeckte und dem Vater anzeigte, erhängte sich die kleine Diebin auf dem Boden des väterlichen Hauses. Im Jahre 1818 nahm sich sogar ein erst 8 Jahre altes Kind, von dessen näheren Verhältnissen nicht bekannt wurde, das Leben.

Casper sieht in diesen Kinderselbstmorden einen schlagenden Beweis für den Einfluß des Luxus und aller geistigen und sittlichen Exzentrizität seiner Zeit. Für die Häufigkeit der Selbstmorde im Anfang des 19. Jahrhunderts spricht auch das Vorhandensein von „Gesellschaften der Freunde des Selbstmordes", wovon Casper einige Beispiele anführt, und die die Ausführung ihres Programms keineswegs bloß auf dem Papier ließen.

Kleinere Mitteilungen.

* Das vorläufige Programm der Salzburger Hochschul-Ferienkurse verzeichnet nachstehende Vortragende: Philosophisch-historische Fachgruppe: Alfred Birk (Prag), Johannes Haller (Marburg), Georg Kaufmann (Breslau), Wilhelm Kubitschek (Wien), Rudolf Much (Wien), Theobald Ziegler (Straßburg); juridische Fachgruppe: Georg v. Below (Tübingen), Felix Dahn (Breslau), Arnold v. Luschin-Ebengreuth (Graz), Ernst Mayer (Würzburg), Johannes Merkel (Göttingen), Walter Schücking (Marburg); naturwissenschaftliche Fachgruppe: Karl Fritsch (Graz), Adolf Ritter v. Guttenberg (Wien), Ferdinand Löwl (Czernowitz), Richard v. Wettstein-Westersheim (Wien); linguistisch-literarische Fachgruppe (Ausländerkurs): Ernst Elster (Marburg), Karl Luick (Graz), Heinrich Morf (Frankfurt a. M.), Robert Petsch (Würzburg), Jakob Schipper (Wien). Außer den Vorträgen sind zahlreiche Exkursionen in Aussicht genommen.

* Auf dem 21. Kongreß für innere Medizin, der vom 18.—21. April 1904 in Leipzig unter dem Vorsitze des Hrn. Sanitätsrats Merkel (Nürnberg) im Universitätsgebäude stattfindet, werden am ersten Sitzungstage die Herren Marchand (Leipzig) und Romberg (Marburg): „Ueber die Arteriosklerose" referieren. Für den Kongreß sind außer anderen bis jetzt folgende Vorträge angemeldet: de la Camp (Berlin): Zur Methodik der Herzgrößenbestimmung. N. Ortner (Wien): Klinische Beobachtungen über das Verhalten der Kreislaufsorgane bei akuten Infektionskrankheiten, insbesondere bei Typhus abdominalis. R. Stern (Breslau): Untersuchungen über die bakterizide Wirkung des Blutserums. Päßler (Leipzig): Herztod bei Diphtherie. E. Riegel v. Magendorf (Prag): Seelenblindheit und Alexie. R. Wichmann (Harzburg): Ueber Neurasthenie der Volksschullehrer. Ad. Schmidt (Dresden): Ein neues diagnostisches Merkmal bei Pankreaserkrankungen. Ernst Neisser (Stettin): Ueber Probepunktion und Punktion des Schädels. Rolly (Leipzig): Zur Diagnose des Typhus abdominalis. Pauli (Wien): Ueber den Zusammenhang physikochemischer Eigenschaften und arzneilicher Wirkung. Mohr (Berlin): Zur Pathologie der Anämie. Ziemssen (Wiesbaden): Heilung der Tabes. Felix Hirschfeld (Berlin): Zur Prognose der Zuckerkrankheit. Erb (Heidelberg): Ueber Dysbasia angiosclerotica (Intermittierendes Hinken). Paul Krause (Breslau): 1. Ueber bakteriologische Untersuchungen zur Sicherung der klinischen Typhusdiagnose; 2. über ein bisher nicht bekanntes Symptom des Coma diabeticum. Baur (Nauheim): Zur Bestimmung

der Leistungsfähigkeit des gesunden und kranken Herzens. Joseph König (Braunau i. B.): Eine Wirkung der Hydrastiswurzel. Schilling (Leipzig): Schimmelpilze und Magenkrankheiten. Weitere Anmeldungen von Vorträgen und Demonstrationen nimmt der ständige Sekretär des Kongresses, Herr Geheimrat Dr. Emil Pfeiffer, Wiesbaden, Parkstraße 13, entgegen. Mit dem Kongreß ist eine Ausstellung ärztlicher Apparate, Instrumente, Präparate u. s. w., soweit sie für die innere Medizin von Interesse sind, verbunden. Anmeldungen nimmt Herr Privatdozent Dr. Päßler, Leipzig, Liebigstraße 22, bis spätestens 31. März entgegen.

* **Eine Schulbauausstellung in Hamburg** veranstaltet die Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung in Verbindung mit dem Schulbautenausschusse der Hamburgischen Schulsynode vom 7. bis 29. Mai d. J. in der Kunsthalle daselbst. Die Ausstellung will ein Bild des gegenwärtigen Standes der Schulbaukunst liefern und in weiteren Kreisen Interesse erregen für ein Gebiet der Kunst, das denselben bisher weniger vertraut gewesen ist. Eine Reihe von Vorträgen wird Zweck und Ziel des Schulbaues von verschiedenen Gesichtspunkten aus behandeln. Gleichzeitig soll Gelegenheit gegeben werden, das in Deutschland Entstandene mit einzelnen vorzüglichen ausländischen Mustern zu vergleichen. Für Benutzung der Räumlichkeiten, Beaufsichtigung und Versicherung werden den Ausstellern in Hamburg keine Kosten erwachsen.

※

Hochschulnachrichten.

□ **Würzburg.** Der Professor der Rechte Hr. Dr. Ernst Mayer hat den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Jena abgelehnt.

Heidelberg. Die Notiz, Professor Leonhard in Breslau habe einen Ruf als Nachfolger von Karlowa an die hiesige Universität erhalten, wird uns als unbegründet bezeichnet.

* **Leipzig.** Die hiesige Universität beschickt die Weltausstellung zu St. Louis mit großen photographischen Ansichten der Universität Leipzig, der Kirche, Bibliothek und der vornehmsten Anstalten, der Wandelhalle im Augusteum, Treppenanlagen, der Bibliothek und des Innern der Kirche nebst einer Gesamtansicht des Augustus-Platzes. Ferner wird die Sonderausstellung gebildet aus drei mit den Wappen der Universität und deren Fakultäten geschmückten Prachtbänden, von denen der erste Lageplan, Grundrisse und Holzschnitte des Augusteums mit Kirche und Bibliothek, der zweite der medizinischen und der dritte der naturwissenschaftlichen Fakultät enthält. — Der außerordentliche Professor in der juristischen Fakultät der Universität Leipzig, Dr. jur. Oskar Goetz, ist gestorben. Der Verewigte war schon im Jahre 1860 zum außerordentlichen Professor an der Universität Leipzig ernannt worden.

* **Berlin.** In der philosophischen Fakultät hat sich Dr. Johannes Stille als Privatdozent eingeführt; in seiner Antrittsrede sprach er über die geologischen Linien im Landschaftsbilde von Mitteldeutschland.

* **Breslau.** Der Magistrat der Stadt hat beschlossen, dem am 9. Juni 1898 verstorbenen Romanisten, Professor an der Bonner Universität, Dr. Baron, der bekanntlich die genannte Stadt zu seiner Erbin mit der Verpflichtung eingesetzt hat, aus dem Nachlaß verwaiste und verarmte Kinder auf vegetarische Weise zu ernähren, ein Denkmal auf Kosten der Stiftung zu errichten.

* **Wien.** Der erste Assistent an der chirurgischen Universitätsklinik des verstorbenen Hofrates Gussenbauer, Dr. Dominik Pupovac, wurde zum Vorstande der bisher von Professor Hochenegg geleiteten Abteilung der Poliklinik ernannt. — Der Privatdozent an der Hochschule für Bodenkultur, Forstmeister J. Marchet, wurde zum ordentlichen Professor ernannt.

* **Aus der Schweiz.** Der bisherigen Akademie zu Neuenburg in der Schweiz wurde durch Gesetz der Titel „Universität" zuerteilt. Eine Erweiterung der Unterrichtsanstalt bringt die Titeländerung nicht mit sich.

* Von technischen Hochschulen. Der Oberingenieur Walter Mathesius zu Essen a. d. Ruhr wurde zum etatsmäßigen Professor an der Technischen Hochschule zu Berlin ernannt. Herrn Mathesius ist vom 1. April dieses Jahres ab eine zweite Professur für Metallurgie verliehen worden. — Professor Friedrich Büsing, einer der ältesten Lehrer der Charlottenburger Technischen Hochschule, ist am Donnerstag, wenige Tage vor seinem 70. Geburtstage, in Friedenau gestorben.

* **Von deutschen Bibliotheken.** An Stelle des nach Stuttgart als Archivsekretär berufenen Dr. Hermelink wurde Dr. phil. Rudolf Kapff aus Eßlingen zum wissenschaftlichen Hilfsarbeiter an der Universitätsbibliothek in Tübingen ernannt.

※

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Paul Oskar Hoecker: Närrische Käuze. Novelletten u. Skizzen. Stuttg. 1904. Deutsche Verlagsanstalt. 144 S. — Mme. Curie: Untersuch. üb. d. radioaktiven Substanzen. Uebers. und mit Literatur-Ergänzungen versehen von W. Kaufmann. (Die Wissenschaft. Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien. 1. Heft.) Braunschweig 1904. Friedrich Vieweg. 132 S. — Oskar Steinel, Reallehrer in Kaiserslautern: Die Herstellung von Schulheimatkarten für das Deutsche Reich nach einheitlichen Gesichtspunkten. Vortrag geh. auf dem 14. Deutschen Geographentag in Köln. Berlin 1903. Dietrich Reimer. 21 S. — Verzeichnis der Kaiserlich deutschen Konsulate. Januar 1904. (Auswärtiges Amt des Deutschen Reichs.) Berlin. E. S. Mittler u. Sohn. 68 S. — Verzeichnis der Konsuln im Deutschen Reich. Januar 1904. Ebenda. 39 S. — Nikolaus Welter: Die Söhne des Oeslings. Ein Bauerndrama aus der Zeit der französischen Revolution. Diekirch (Luxemburg) 1904. J. Schroell. 118 S. — C. G. Warnery: Premiers Essais d'une Méthode de Correspondance-Écrite-Universelle au moyen des nombres. Paris. Impr. Desgrandchamps. 46 S. — Maurice Prou, Professor à l'école nationale des chartes: Recueil de fac-similés d'écritures du Ve. au XVIIe siècle (Manuscrits latins, français et provençaux.) Accompagné de transcriptions. (Manuel de Paléographie.) Paris 1904. Picard et fils. — Dr. Hellmuth Wolff: Der Spessart. Ein historischer Streifzug. Aschaffenburg 1904. C. Krebs. 60 S. — J. Lanz-Liebenfels, Radaun b. Wien: Anthropozoon Biblicum. (S.-A. aus Vierteljahrsschrift für Bibelkunde.) 51 S. — Arthur Boden: Der Täufer. Ein Drama. Arnsdorf (Sachsen) 1904. Selbstverlag. 145 S. — H. v. Samson-Himmelstjerna: Rhythmik-Studien. Riga 1904. N. Kymmel. 136 S. — Dr. Joseph Schnitzer, Professor der Theologie an der Universität München: Savonarola und die Feuerprobe. Eine quellenkritische Untersuchung. (Quellen und Forschungen zur Geschichte Savonarolas. II.) München 1904. J. J. Lentner. 174 S. — L. Hoffmann: Die unmittelbaren Lebensbedürfnisse Luft, Licht, Wärme und Elektrizität, und Wohnung in Rücksicht auf unseren Stadtbauplan und die Erstellung gesunder Wohnungen. Stuttgart. Komm.-Verlag des Süddeutschen Verlags-Instituts. 76 S. — Dr. phil. et jur. Richard Passow: Das Wesen der Ministerverantwortlichkeit in Deutschland. Eine staatsrechtliche Studie. Tübingen 1904. H. Laupp. 79 S. — Carl Darling Buck: A sketch of the linguistic conditions of Chicago (University of Chicago Decennial Publications.) Chicago 1903. University of Chicago Press. 18 S.

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 1. März. Nummer 50.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Psyche und Tonorgan. (Joseph Rutz und seine Tonstudien.) Von Ottmar Rutz (München).

Die assyrischen Kriegsgespanne zur Zeit König Assurnasirpals II. Von Arthur Hermann.

II. Bücher und Zeitschriften.

Wilhelm Schmidt: Der Kampf der Weltanschauungen. — Paul Wurm: Handbuch der Religionsgeschichte.

III. Allgemeine Rundschau.

Der Königsleutnant als Zensor. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Psyche und Tonorgan.

Joseph Rutz und seine Tonstudien.*)

Die Studien, für die ich heute Ihr Interesse erwecken möchte, machen zum Gegenstand der Untersuchung gewisse Beziehungen zwischen Seelischem und Körperlichem, Beziehungen zwischen der Psyche des Wort- oder Tondichters und der Psyche wie dem Tonorgane dessen, der des Dichters Werke wiedergibt. Um Sie in das Wesen dieser Untersuchungen einzuführen, möchte ich zunächst auf einige Erfahrungstatsachen hinweisen, die geeignet sind, zu derartigen Tonstudien anzuregen und die speziell auch meinen Vater zu seinen Forschungen angeregt haben.

Bekanntlich vermag unser Gehör auch dann noch Unterschiede im Klange wahrzunehmen, wenn die Stimmen von Personen gleichen Geschlechts und Alters sich beim Sprechen oder Singen in gleicher Tonhöhe bewegen und die gleiche Tonstärke besitzen. Diese Unterschiede beziehen sich beispielsweise auf die Färbung der Stimmen, auf ihr Volumen und ihren Härtegrad. Wir sprechen von dunklen, hellen, großen und kleinen, von weichen und fester geprägten Stimmen. Bei näherer Prüfung des Sprachgebrauches stellt sich indessen heraus, daß eine einzelne derartige Bezeichnung noch keine erschöpfende Charakteristik der Stimme liefert. Dieselbe Stimme, die Sie dunkel nennen, besitzt zugleich einen gewissen Härtegrad, ein gewisses Volumen, sie besitzt neben ihrer dunklen Färbung noch andere Klangeigenschaften genereller Natur. Eine sogenannte „große“ Stimme ist zugleich weicher oder härter, dunkler oder heller. Somit ist der Klangcharakter der Stimme ein komplizierter, und jener Sprachgebrauch hebt nur eine einzelne Klangeigenschaft dieses komplizierten Charakters hervor. Um den Klangcharakter oder, wie ich von nun an sagen werde, die Tongebung einer Stimme erschöpfend zu bezeichnen, wäre es demnach notwendig, der Reihe nach ihre einzelnen Klangeigenschaften anzuführen. Das wäre nun freilich sehr umständlich, und ich will es lieber vermeiden, vielmehr gegebenenfalls die Tongebung nur nach einer ihrer Klangeigenschaften bezeichnen. Ich werde also z. B. von dunkler Tongebung einer Stimme sprechen, ohne dabei zu erwähnen, von welchem Härtegrad und von welchem Volumen sie ist.

Aus der Natur der Tongebung folgt, daß die Tongebung zweier Stimmen schon dann verschieden ist, wenn eine Klangdifferenz auch nur hinsichtlich einer Klangeigenschaft besteht, demnach schon dann, wenn die eine Stimme dunkler, die andere heller ist, mögen die übrigen Klangeigenschaften auch übereinstimmen.

Mit diesen Beobachtungen scheint eine Tatsache, auf die ich nunmehr zu sprechen komme, in keinem inneren Zusammenhang zu stehen. Bekanntlich kann auch der vorzüglich ausgebildete Sänger nie alle für seine Stimmlage passenden Werke gleich vorzüglich singen. Regelmäßig gibt es Werke, die ihm große, ja unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten. Ich denke da nicht an die Schwierigkeiten der musikalischen Form und Auffassung oder des Vortrags und Spiels, sondern an die bis zur Unmöglichkeit sich steigernde Schwierigkeit, ein Werk, eine Partie rein gesanglich gut wiederzugeben. Sie können beobachten: gewisse Partien strengen regelmäßig nach Umfang wie Ausdauer der Stimme einen Sänger außerordentlich an, der andere Partien weitaus besser singt, obschon sie an Umfang und Ausdauer vielleicht höhere Anforderungen stellen. Eine Wiedergabe jener gefährlichen Werke bedeutet für den Sänger jedesmal einen dies ater, er täte am besten, sie überhaupt nicht zu singen, sie „liegen“ ihm einfach nicht, wie Sänger und Hörer übereinstimmend zu sagen pflegen. Diese stehende Formel bildet aber auch die einzige geläufige Erklärung für die erwähnte merkwürdige Erscheinung.

Es müssen da hemmende Momente im Sänger und im Werke liegen. Nicht als ob der Grund allein im Werke zu suchen wäre, als ob es an alle Sänger ohne Ausnahme exorbitante Schwierigkeiten stellte. Im Gegenteil: wir sehen, gerade die dem einen Sänger nicht liegenden Werke kann ein anderer recht gut singen. Der „Wagner-Sänger“ ist in der Regel kein „Mozart-Sänger“, der „Mozart-Sänger“ κατ' ἐξοχήν pflegt den Anforderungen Wagners nicht zu genügen.

Dem gegenüber haben Sie auch Gelegenheit, wahrzunehmen, wie ein Sänger ein ihm nicht liegendes Werk im Anfange unbefriedigend, allmählich aber besser und besser singt, wie die hemmenden Momente nach und nach ausgeschaltet werden: der Sänger hat sich, wie man sagt, in das Werk eingesungen. Offensichtlich ist dieser Umschwung zum Bessern eine Folge der geheimnisvollen Einwirkung die das Werk auf den Sänger auszuüben vermag, der sich mit Leib und Seele in seinen Gehalt versenkt.

Wie Sie alle die Beobachtungen, an die ich Sie eben erinnert habe, machen können und gemacht haben, so hat sie mein Vater gemacht, und es erwachte in ihm der lebhafte Wunsch, jene hemmenden Umstände zu ergründen und eine Möglichkeit ihrer Beseitigung zu finden. Sein Interesse für derartige Fragen war um so größer, da er, ein eifriger Sänger, seine Stimme plötzlich infolge Erkältung und Ueberanstrengung verloren hatte. So warf er sich mit großem Eifer auf Tonstudien, als er sich in den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts als Rechtspraktikant in München aufhielt. Speziell die Lehrer und Schüler an der damaligen königlichen Musikschule, an

*) Vortrag, gehalten im akademischen Orchesterverband, München.

welcher er hospitierte, boten ihm reiches Material zu seinen Studien.

Die Probleme, denen er sich von jener Zeit ab zugewendet, haben ihn sein ganzes Leben hindurch bis zu seinem Tod im Jahre 1895 beschäftigt. Seine Untersuchungen setzten nach glücklicher Herstellung der Stimme bei der Ihnen wohlbekannten Erscheinung ein, daß ein Sänger, der sich ganz und gar in ein ihm nicht liegendes Werk versenkt, sich möglicherweise bis zur vollendeten Wiedergabe einsingt. Von hier aus schien meinem Vater auf dem Wege der Praxis die Lösung des Problems möglich, ob es praktisch erreichbar sei, daß jeder Sänger alle für seine Stimmlage passenden Werke gleich vollendet singen könne.

In Verfolgung dieses Ziels verlegte er sich darauf, gerade solche Werke zu singen, die ihm nicht gelegen waren, und zu versuchen, ob eine Versenkung in den Gehalt der Werke nicht auch bei ihm eine bessere Wiedergabe bewirke. Der praktische Versuch bestätigte seine Erwartungen. Die Kriterien dafür, ob die Wiedergabe wirklich eine entsprechende sei, waren ästhetischer und technischer Natur. Im Zweifel war das technische Kriterium ausschlaggebend. War nämlich die Wiedergabe, was Klangschönheit anbetraf, schon befriedigend, aber mit übermäßiger Anstrengung und rascher Ermüdung des Organs verbunden, so war er überzeugt, daß die Wiedergabe eben doch noch nicht die richtige war, und ruhte nicht eher, bis eine klanglich gute Wiedergabe bei verhältnismäßig geringster Anstrengung des Tonorgans vor sich ging. Er dachte, auch in der Gesangskunst solle mit einem Minimum von Aufwand an Kraft die beste Wirkung erzielbar sein, und befand sich damit, ohne es zu wissen, im Einklang mit den Ergebnissen physiologischer Experimente.

„Durch Messungen am Kehlkopf berühmter Sänger und Sängerinnen hat man festgestellt, daß gerade bei besonders schönen Stimmen der Luftüberdruck der Lunge, mithin die Anstrengung besonders gering ist. Wie wohltuend es ist, eine mühelos und spielend ansprechende Singstimme zu hören, kann man im Konzert oft beobachten, noch öfter ja freilich das „Gegenbeispiel“ dazu.“ [1]) In der Tat! Gewinnen wir nicht nur zu häufig den Eindruck, als ob ein Sänger geradezu kämpfen müsse, um den Ton zu erzeugen? Kann eine solche Tonerzeugung den Naturgesetzen entsprechen?

Im Laufe der Einzeluntersuchungen, die unter den angedeuteten Gesichtspunkten erfolgten, machte mein Vater eine Bemerkung, deren Tragweite er nicht sogleich ahnte. Er stellte fest, daß seine Stimme, wenn das Einsingen stattfand, sich unwillkürlich in ihrem Klange änderte, und daß gerade diese Aenderung die bessere Wiedergabe bedinge. An sich und anderen machte er immer wieder dieselbe Beobachtung: Wenn beispielsweise ein Werk mit dunkler Stimmfärbung sich schlecht singen ließ, so kam es mit heller leicht und überzeugend zur Wirkung; wenn in einem anderen Falle weiche Tongebung sich als unzureichend und schwächlich erwies, ergab sich bei härterer der gewünschte Erfolg; wo „großer Ton“ nicht am Platz zu sein schien, bewährte sich „kleiner“.

Damit sah sich mein Vater auf das Studium jener Klangeigenschaften verwiesen, die in ihrer Gesamtheit die Tongebung ausmachen und von denen ich zu Anfang gesprochen habe. Er mußte erkennen: wenn anders der nämliche Sänger allen für seine Stimmlage einschlägigen Werken gleich gerecht werden soll, so darf seine Tongebung nicht konstant eine und dieselbe bleiben. Nun hatte er eine Erklärung dafür, warum Sänger A ein bestimmtes Werk schlecht singt, das dem Sänger B gut gelingt. Die beiden Sänger haben von Hause aus verschiedene Tongebung und jeder bleibt der ihm gewohnten treu, aber nur die eine Tongebung ist zur Wiedergabe des betreffenden Werkes geeignet.

Hier mußte der Angelpunkt des ganzen Problems liegen. Soll die Wiedergabe jedes Werkes gleich gut gelingen, so muß der Sänger alle möglichen Kombinationen der erwähnten (und noch anderer) Klangeigenschaften beherrschen. Er muß für das eine Werk einen hellen, weichen Ton von großem Volumen, für ein anderes einen dunklen, weichen von großem Volumen bereit haben, im einem dritten Fall muß er helle, harte und kleine, in einem vierten dunkle, weiche, kleine Tongebung anwenden. Sie sehen, durch Kombination der einzelnen Klangeigenschaften ergeben sich zahlreiche „Arten“ der Tongebung. Die Tongebung muß bald dem Klange des Holzblas-, bald dem des Streichinstruments, bald dem gefestigteren Klange der Blechinstrumente nahe kommen.

Mit dieser Erkenntnis war der weitere Weg der Forschung genauer vorgezeichnet. Wohl galt es, wie bisher die Methode des Einsingens fort und fort anzuwenden, es geschah jetzt aber gleich mit der Tendenz, festzustellen, welche Tongebung für ein Werk passe. Die Klangeigenschaften der gefundenen Tongebung analysierte mein Vater alsbald nach dem Gehör und prägte sie sich möglichst ein. Bei Wiederholung des Werkes war dann nicht mehr ein Einsingen notwendig, sondern unter dem Zwang der Klangvorstellung begann er sofort mit der passenden Tongebung zu singen.

Um dieses Resultat für eine größere Zahl von Werken zu erreichen, bedurfte es naturgemäß jahrelanger sorgfältiger Einzeluntersuchungen, deren oftmalige Wiederholung und Nachprüfung allein eine Gewähr für die Richtigkeit der Resultate bieten konnte.

Zu den bisherigen Erwägungen, die meinen Vater geleitet hatten, trat eine neue. Er dachte sich: wenn ich das eine Werk in dieser, das andere in jener Tongebung singe, so findet notwendigerweise dort eine andere Tätigkeit des Organs statt als hier. Bei dunkler Tongebung muß das Organ doch anders tätig sein als bei heller. Gelingt es, die Tätigkeit dort und hier zu ermitteln, festzustellen, welche Muskeln und wie sie in Tätigkeit treten, so gewinnt der Sänger ein Mittel zu bewußter Beherrschung des Organs. Ist mittels Einsingens die Tongebung und die sie erzeugende Tätigkeit des Organs einmal festgelegt, so setzt man in Zukunft willkürlich und bewußt die ermittelten Muskeln in die entsprechende Tätigkeit.

Ungeachtet der Schwierigkeiten, welche die Beobachtung zumal des lebenden Tonorgans bietet, suchte er jenen Gedanken mit großer Energie in die Wirklichkeit umzusetzen. Ich will Sie nicht mit einer Erörterung der Versuche behelligen, die er in dieser Richtung anstellte, wie oft er heute verwarf, was er morgen wieder aufnahm und am dritten Tage endgültig als falsch erkannte.

Vielmehr wollen wir uns anderen Fragen zuwenden, die sich meinem Vater immer lebhafter aufdrängten und die wohl auch in Ihnen schon leise angeklungen haben. Warum kann ein Werk gerade nur — wie nach unzähligen Versuchen feststand — in einer einzigen Art der Tongebung am besten gesungen werden? Warum sind dazu die anderen Arten der Tongebung mehr oder minder unbrauchbar, während sie doch bei anderen Werken sehr wohl am Platz sein können? Welche unsichtbare Macht stellt da ihre Forderungen und straft ein Zuwiderhandeln mit Mißerfolgen, mit Stimmerkrankung, im schlimmsten Falle sogar mit Verlust der Stimme?

Sie sehen, diese Fragen, die mein Vater an sich stellte, galten den inneren Gründen für reichlich und exakt beobachtete Tatsachen. Die Erkenntnis jener Gründe konnte diese Tatsachen wohl erklären, aber nicht mehr abändern.

An dieser Stelle wird es notwendig, einige Bemerkungen über Beziehungen zwischen Psychischem und Physischem einzuschalten. Gewisse seelische und körperliche Vorgänge gehen, wie man sich auszudrücken pflegt, miteinander parallel.[2]) Mit dem Gefühl der Trauer geht die Gebärde und der Stimmklang der Trauer parallel. Allein nicht mit unbedingter Notwendigkeit! Der Traurige ist keineswegs schlechthin gezwungen, die Gebärde der Trauer

[1]) **Otto Schäfer:** „Die ersten Elemente musikalischer Schönheit“, Kunstwart 1903, S. 63.

[2]) **Wundt:** Physiol. Psychol. 1903, III, 769.

zu machen oder seiner Stimme die Trauer anhören zu lassen, er kann sich auch den Anschein der Freude geben. In anderer Weise ausgedrückt: Dem Gefühl der Trauer sind jene physischen Vorgänge zwar zugehörig, die dem Auge als Gebärde, dem Ohr als Stimmklang der Trauer erscheinen, das psychische Element vermag jedoch keinen Zwang dahin auszuüben, daß jene Tätigkeit immer stattfinden müsse. Allerdings kann die Trauer so mächtig werden, daß der Wille zur Verstellung aufgehoben wird. Die gleichen Gesetze gelten wie für die Trauer so für die anderen Gemütsbewegungen, für Freude, Zorn und Schmerz, Lust- und Unlustgefühle.

Man kann Gemütsbewegungen aber auch in anderer Weise als nach Freude und Trauer, Lust und Unlust unterscheiden. Es gibt Unterscheidungsmerkmale höherer Art. So können wir, wie Wundt in den Grundzügen der physiologischen Psychologie ausführt,[3]) in dem individuellen Verhalten der Affekte und Begehrungen zweierlei Gegensätze unterscheiden: einen ersten, der sich auf die Stärke, und einen zweiten, der sich auf die Schnelligkeit des Wechsels der Gemütsbewegungen bezieht. Und Rümelin sagt[4]): „Es gibt gleichsam höhere und niedrigere Temperaturgrade, in welchen sich das gesamte Seelenleben bewegt."

Somit erheben sich neue Fragen: Wenn der Trauer als solcher, wenn einer Gemütsbewegung, weil sie ein Lust- oder Unlustgefühl ist, physische Vorgänge zugehören, sind dann nicht auch einer Gemütsbewegung in Anbetracht ihres Wärme- und Stärkegrades physische Vorgänge zugehörig? Sind dieselben hörbar und eventuell sichtbar analog wie bei der Trauer? Gilt auch hier das Gesetz von der Unerzwinglichkeit?

Die Forschungen meines Vaters scheinen es zu ermöglichen, diese Fragen in befriedigender Weise zu beantworten. Es hat sich ergeben, daß tatsächlich gewissen Eigenschaften der Gemütsbewegungen, wie beispielsweise Wärme und Stärke, gewisse physische Vorgänge zugehörig sind, daß diese Vorgänge nach dem Grade jener Eigenschaften verschiedenartig sind, daß auch sie nicht mit unbedingter Notwendigkeit stattfinden. Beispielsweise stellte mein Vater fest: einer Gemütsbewegung von höchster Temperatur und geringster Stärke, sei sie Freude oder Trauer, Zorn oder Schmerz, ist eine äußerst dunkle, weiche Tongebung kleinen Volumens zugehörig, die zugleich ihre größte Ausdrucksfähigkeit in tiefer Tonlage besitzt. Das gerade Gegenteil bildet in jeder Hinsicht eine Tongebung, die einer Gemütsbewegung größter Stärke und niedrigster Temperatur zugehörig ist: sie ist hochgradig hell und hart — ohne deshalb, ebensowenig wie die Trompete, am richtigen Platz verwendet, unschön zu klingen — und von größtem Volumen und hat ihre höchste Ausdrucksfähigkeit in höherer Tonlage. Ob eine derartige Gemütsbewegung Trauer oder Freude ist, kommt, ohne die Eigenart der Tongebung zu ändern, in der Tonform zum Ausdruck. Von hier aus wird es alsbald begreiflich, in welcher Art der Tongebung ein Werk die beste Wiedergabe finden kann und warum gerade nur in dieser.

Diejenige Tongebung ist die richtige, welche den Gemütsbewegungen des Tondichters wegen ihrer Eigenschaften, wie z. B. Wärme und Stärke, zugehörig ist. Die in der Psyche des Tondichters geborene Melodie leitet ihre Eigenart aus der Eigenart seiner Psyche her. Und eben die hier begründete Eigenart der Melodieführung ist es, die die Melodie auf eine Wiedergabe in jener einzigen Tongebung anweist. Singt der Sänger sie in anderer Tongebung, so zwingt er ihr eine innerlich fremde Tongebung auf. Gewiß, er kann sich derart in das Werk versenken, daß dessen psychischer Gehalt in ihm im höchsten Maße mächtig wird und er unwillkürlich die richtige Tongebung singt. Das ist ja der Vorgang des Einsingens, der Grundlage und Ausgangspunkt für die Forschungen meines Vaters bildete. Wenn aber Gewohnheit und Wille, das Organ anders zu gebrauchen, das Einsingen verhindern, ist die Tätigkeit des Organs nicht geeignet, die Tonform leicht, schön und wirksam herauszubringen. Bildlich ausgedrückt: die Tongebung ist die Masse, das Material, in der die Tonform auftritt,[5]) und da will nun der Sänger eine Form aus einem Material bauen, das bei der Eigentümlichkeit der Form zu ihrem Aufbau gar nicht geeignet ist. Unser Sänger handelt etwa wie ein Hornbläser, der eine für Violine geschriebene Tonform auf dem Horne ausführt. Das entspricht nicht der Intention des Tondichters und birgt andererseits den Grund zu technischen Mängeln in sich. Bekanntlich sind für bestimmte Instrumente melodische wie rhythmische und modulatorische Wendungen charakteristisch, die von anderen Instrumenten nicht so gut herausgebracht werden können. Die charakteristische Triolenfigur der Trompete zum Beispiel kommt nicht ebenso wirksam auf dem Horn, auf der Posaune heraus.[6])

Analoges stellte, nur in umfassenderer Gültigkeit, mein Vater für Gesang- und Sprechkunst fest. Die Tongebung erzeugende Tätigkeit des Organs schafft gewissermaßen erst das Instrument, auf dem die Tonform gespielt werden soll. So verschiedenartig jene, so verschieden geformt das Instrument. Die Tonform kann aber je nach der Eigenart ihrer Führung vom Organe nur in der einen oder anderen Formung des Instruments wirksam erzeugt werden. Ich unterlasse es, die Arten der Melodieführung und der Tongebung hier erschöpfend zu behandeln, auch will ich den Zusammenhang von Tongebung und Melodieführung nur an zwei Beispielen erläutern.

Das eine tritt Ihnen recht häufig im täglichen Leben entgegen. Jeder von uns melodisiert seine Rede. Wir tun es aber nach verschiedenen Prinzipien. Der eine z. B. so, daß er regelmäßig und im allgemeinen innerhalb der Grenzen seiner Sprechstimme den Schwerpunkt der Melodie in die tiefere Tonlage verlegt, die höhere nur durchgangsweise benützt. Der Grund für diese Melodieführung ist in seiner Tongebung zu suchen, die ihm die größere Kraft und Ausdrucksfähigkeit in der tieferen Tonlage verleiht. Andere melodisieren gerade im entgegengesetzten Sinne und bevorzugen demgemäß die höhere Tonlage. Nach letzterem Prinzip melodisieren gewöhnlich die Norddeutschen, nach dem anderen die Süddeutschen.

Auf diesem Teil des Forschungsgebiets haben die Untersuchungen, die der Leipziger Germanist E. Sievers bezüglich der rhythmisch-melodischen Formen der menschlichen Rede in Sprache und Literatur angestellt hat, zu gleichartigen Resultaten geführt.[7]) Unter anderem gelangt er zu dem Resultat, „daß im Deutschen überhaupt zwei konträre Generalsysteme der Melodisierung einander gegenüberstehen, auch in der einfachen Alltagsrede. Wir kennen zwar die geographischen, bezw. dialektologischen Grenzlinien der beiden Gebiete noch nicht genauer, im ganzen herrscht aber doch das eine Intonationssystem im Norden, das andere im Süden des deutschen Sprachgebiets, während das Mittelland in sich mehrfach gespalten ist. Man kann daher die beiden Systeme vorläufig wohl als das norddeutsche und süddeutsche bezeichnen." Die psychologische Erklärung dieser Erscheinungen ist nach den Forschungen meines Vaters in der höheren Temperatur zu suchen, die die Gemütsbewegungen der Süddeutschen gegenüber denen der Norddeutschen im allgemeinen zu haben pflegen.

Dem Beispiel aus dem täglichen Leben soll eines aus der Kunst folgen. Es kommt dem Hörer sehr wohl zum Bewußtsein, ob ein Tondichter in seinen Schöpfungen Gemütsbewegungen von hoher oder niederer Temperatur zum Ausdruck bringt, er fühlt deutlich den Unterschied, der hierin z. B. zwischen Lisztscher und Brahmsscher[8]) Musik herrscht, zwischen Richard Wagners „Tannhäuser" und „Lohengrin".

---

[3]) A. a. O. III, 637.

[4]) Rümelin. Rede über die Temperamente, Tübingen 1881.

[5]) Max Steinitzer: „Ueber die psycholog. Wirkungen der musikalischen Formen. S. 13, 16.

[6]) Stumpf: Tonpsychologie II, 519. — Jadasson: Lehrbuch der Instrumentation 1889.

[7]) E. Sievers: „Ueber Sprachmelodisches in der deutschen Dichtung" in Oswalds Annalen für Naturphilosophie 1.

[8]) „Brahms ist eine eiskalte Natur", sagte Robert Franz; vgl. Fritz Koegel: Gespräche mit R. Franz „Die Rheinlande"-Okt. 1903, S. 43.

Die angeführten Beispiele sollten den Zusammenhang zwischen Psychischem und Physischem wenigstens von einer Seite beleuchten. Auf alle Seiten einzugehen, alle Parallelismen zwischen Klangeigenschaften und psychischen Eigentümlichkeiten wie Arten der Melodieführung darzutun, ist hier nicht möglich. Nur nebenbei bemerke ich auch, daß mein Vater, speziell um kurze Bezeichnungen an Stelle langer Definitionen zu gewinnen, mit den Begriffen der Temperamente operierte. Da jedoch der alltägliche Sprachgebrauch unter Temperament alles Mögliche versteht, scheint es ratsam, den Begriff des Temperaments überhaupt aus dem Spiel zu lassen.

München. Ottmar Rutz.

(Schluß folgt.)

Die assyrischen Kriegsgespanne zur Zeit König Assurnasirpals II.

Eine größere kulturhistorische Untersuchung, mit der ich mich schon über ein Jahr befasse und die gegenwärtig unter der Presse ist, führte mich dazu, auch die assyrischen Kriegsgespanne genau zu studieren, speziell die aus der Zeit König Assurnasirpals II. (885—860 v. Chr.). Leider sind uns assyrische Kriegswagen **in natura** nicht erhalten; wir müssen sie uns aus den Reliefs zu rekonstruieren versuchen, die sich in dem Nordwestpalaste dieses Königs zu Kalchi-Nimrud befanden und jetzt zum größten Teile in London zu sehen sind. Da ich der Meinung bin, daß dieser Gegenstand wohl über unsere Fachkreise hinaus Interesse bietet, so bringe ich ihn hier vor ein größeres Publikum.

Die Streitwagen, die wir so oft auf diesen Reliefs dargestellt finden, bestehen in einem Wagenkasten, dessen Boden vorn und auf beiden Seiten mit einer Brüstung versehen ist, die, nach vorn gewölbt, hier nicht ganz senkrecht auf diesem aufsteht. Diese Schutzwand ist jedoch nicht ringsum gleich hoch, sondern sie steigt an den beiden Seiten nach hinten zu (Phot.[1]) 371, 374, 377, 383, 387, und 388). Hinten ist der Wagen offen. Der Wagenkasten ruht auf zwei Rädern, die eine Nabe haben, von der sechs Hülsen, in die die sechs Speichen eingezapft sind, ausgehen, und einen dreifachen Radkranz, der aus sechs Felgen besteht (Phot. 383 und 384). Der dreifache Radkranz wird bisweilen durch zwei Klammern zusammengehalten (Phot. 371, 398 und Berlin V. A. Inv. 959). Was die Speichen anlangt, so bestehen sie aus einfachen Stäben, welche nach dem Kranze zu sich verdünnen (vgl. besonders Phot. 384, wo die Speichen an dem vorderen Wagen besonders gut ausgeführt sind). Auf Phot. 396 und 398 allein finden sich auch Kriegswagen mit achtspeichigen Rädern. Hier sind es aber feindliche Wagen, wie man daraus schon ersieht, daß die Personen, die auf ihnen sich befinden, von Pfeilen getroffen sind. Auf Phot. 398 ist sogar der Kämpfer tödlich verwundet vom Wagen gestürzt. Auf diesen Reliefs ist die Flucht dargestellt und, wie wir hinzufügen wollen, durch die Zeichnung der stürzenden Pferde besonders gut. Bemerkt sei noch, daß als Kleidungsschmuck Szenen erscheinen, in denen auch assyrische Wagen mit achtspeichigen Rädern auftreten (Layard I, 48 Nr. 4 und 6 und 50, Nr. 1). Jedoch hege ich gegen die Richtigkeit der Layardschen Zeichnung hier äußerst große Bedenken. Die Räderachse verläuft fast immer ganz hinten unter dem Wagenkasten, unter dem hintersten Rande des Wagenbodens (z. B. Phot. 371). Ganz selten ist sie etwas vorgeschoben (Phot. 396 und 400). An der einen Außenseite der Brüstung, auf Phot. 371 an der rechten, auf Phot. 394 an der linken, befinden sich zwei kreuzartig übereinander angebrachte Köcher, aus Leder jedenfalls. Das untere Ende des einen Köchers, meist des oberen, jedoch bisweilen auch des unteren (Phot. 388 und 394), ist sehr oft nach der Vorderseite des Wagens zu umgebogen; auf Phot. 399 ist dies bei keinem der beiden Köcher der Fall. Zu ihrer Befestigung am Wagen diente sicherlich das Stück Leder, in das die Köcher auslaufen. Außerdem mögen diese auch noch unten durch Stifte an die Wagenbrüstung festgenagelt worden sein. Daß die Köcher reich verziert sind, ersehen wir aus Phot. 371 und 400. Auf den einen Köcher des Wagens Berlin V. A. Inv. 959 ist sogar ein Wildstier gezeichnet. Der Köcher dient zur Aufnahme von Pfeilen und Bogen (Phot. 374, 384, 399 und 400). Sehr oft befindet sich in ihm auch ein Spieß, an dem zwei kleine Wimpel angebracht zu sein scheinen (Phot. 385 und 389), wie wir es auch bei dem Speere sehen, den der reitende Krieger auf Phot. 372 in der rechten Hand hält. Jedoch kann man diese Wimpel an den Spießen auf Phot. 385 und 389 ebenso gut auch, wohl sogar mit mehr Recht, als die Schneide einer Streitaxt ansehen, so daß wir dann hier eine Doppelwaffe vor uns haben. Auf den Photographien 371, 374, 377, 392 und öfter sind Streitäxte in die Köcher gesteckt. Pfeile, Streitaxt, Wurfspieß zugleich im Köcher sehen wir auf Phot. 382 und 384 z. B. Bisweilen zerfällt der Köcher in zwei Teile, einen etwas über den Köcherrand hervorragenden, in dem die Pfeile sich befinden, und einen anderen zur Aufnahme des Speeres und der Streitaxt bestimmten (Phot. 382, 384, 394 und 400). Oft befindet sich die Axt auch mit den Pfeilen zusammen im Köcher (Phot. 371, 374 und 392). Außerdem ist bisweilen an der einen Außenseite der Brüstung des Wagens ein Ring befestigt, der den Abschluß einer Lederscheide bildet, die zwischen der Brüstung und den Köchern verläuft und in die die Lanze gesteckt wird (vgl. Phot. 388, den zweiten Wagen auf Phot. 389 und Phot. 398). Mitunter ist dieser Ring verziert und zwar mit dem Menschenkopf (vgl. Phot. 372, 377, 387, 389 rechts und 396). Auch sonst finden wir den Menschenkopf als Verzierung, z. B. bei den Pferden rechts auf Phot. 386. Oder ist in diesem Falle vielleicht an einen ganz veritablen, einem Feinde soeben abgeschlagenen Kopf zu denken? Jedenfalls muß bei der Grausamkeit der assyrischen Kriegführung diese Möglichkeit im Auge behalten werden. Auch die Menschenhand finden wir als Schmuck verwendet, und zwar als Aufsatz bei den assyrischen Saiteninstrumenten (Phot. 373, 375 und 392). — Häufig bemerken wir aber auch die Lanze im Innern des Wagens (z. B. Phot. 371, 374, 392 und 399). Hinten am Wagen ist ein Schild aus Bronze, auf dessen Oberfläche durch viele Spitzen befestigt sind, ein sogenannter Stoßschild, aufgehängt (vgl. Phot. 371 und 377). Sehr oft befindet sich in der Mitte seiner Oberfläche auch noch ein Tier-, wohl Löwenkopf als Zierde (Phot. 382, 384, 394 und 400). Selten fehlt der Schild an dieser Stelle des Wagens (Phot. 374 und 389). Häufig sehen wir hinten am Wagen beim Schilde Troddeln. Jedoch ist mir unklar, woran diese befestigt sind (Phot. 377, 396 und 398). Ebenso unklar ist mir der Stab, der hinten am Wagenboden bisweilen zu sehen ist. (Phot. 382 und 394). Aller Wahrscheinlichkeit nach dient er zur Befestigung der Reservedeichsel (Phot. 394 und Berlin V. A. Inv. 959). Denn daß die assyrischen Streitwagen oft neben der eigentlichen Deichsel noch eine Reservedeichsel haben, für den Fall, daß erstere zerbricht, sehen wir aus den Reliefs zur Genüge (Phot. 389, 394, 398, 399 und 400). Ob diese Deichsel jedoch unter der Hauptdeichsel oder neben dieser verläuft, ist zweifelhaft. Nach Phot. 400 möchte man ersteres annehmen, nach Phot. 389 letzteres. Von der eigentlichen Deichsel, die über eine ziemliche Dicke verfügt und an ihrer Wurzel äußerst stark befestigt ist, gehen etwas vor ihrem Ende zwei Jocharme aus, die nach oben umgebogen sind und zwei zweizinkige Jochgabeln halten, die man jedenfalls auf ihrer Innenseite mit einem Polster versehen hat, um die darunter befindlichen Pferde einigermaßen von dem scheuernden Drucke zu befreien. Um zu verhüten, daß die Deichsel durch einen schräg auf sie wirkenden Druck bricht, geht von ihr je ein Band nach jedem Jocharme (Phot. 383, 385 und 387). In den weitaus meisten Fällen laufen die Jocharme in Tierköpfe aus (Phot. 371, 382, 384, 388, 389, 394, 398 und 400). Auf den beiden Jocharmen sitzt eine sichelförmige Scheibe (Phot. 383 und 385), die bisweilen noch einen kleinen Aufsatz trägt (Phot. 372 und 400). Rechts und links von dieser Scheibe scheinen sich zwei Stäbchen zu befinden (Phot. 372, 389 und 392). Auf Phot. 374 erscheint statt der Scheibe ein Stäbchen mit aufgesetzter Rosette, ebenfalls von zwei Stäbchen eingeschlossen. Siehe auch Phot. 371, 377, 396 und

[1]) Die Photographien stammen durchweg aus London. Ihre Nummern sind dem Kataloge von W. A. Mansell u. Co. entnommen. Abbildungen von assyrischen Wagen findet man auch in der oben angekündigten Schrift von mir.

398. Ich möchte annehmen, daß diese Vorrichtungen für die Zügel bestimmt sind und daß man alle Zügel, die von der linken Seite eines Pferdes kommen, über den linken Teil des Joches, die von der rechten über den anderen hinübergeleitet hat. Daß dies wirklich der Fall gewesen ist, ersehen wir, wie ich meine, äußerst deutlich aus den Phot. 371, 377, 396 und 398. Zur Befestigung der Deichsel dient ein klammerartiger Gegenstand, der diese vom oberen Rande der Brüstung her erfaßt. Wohl von demselben Punkte der Brüstung geht ein Hängewerk, jedenfalls aus Holz bestehend, das mit Leder überzogen ist, nach der Spitze der Deichsel, um diese und den Jochbalken etwas von ihrer Last zu befreien; denn da die Personen, die auf dem Kriegswagen sich befinden, durchweg zwischen Räderachse und Deichselwurzel stehen, so fällt das Schwergewicht nach diesen Punkten, der Spitze der Deichsel und dem Jochbalken, hin. Dieses Hängewerk ist in vier Felder geteilt (Phot. 382, 396 und 399), in die bisweilen ein Stern, eine Rosette, ein Halbmond, die sieben Planeten gezeichnet sind (Phot. 371, 374, 398 und 400). Auch die Deichsel ist geschmückt, und zwar mit Winkelhaken (vgl. z. B. Phot. 400) oder mit Winkelhaken und Rosetten (Phot. 371). Bisweilen kommt es auch vor, daß der ganze Wagen mit Ornamenten verziert ist (Layard I. Taf. 28).

Das Geschirr der Pferde, das durchaus nicht in allen seinen Einzelheiten für uns deutlich ist, vor allem nicht in seiner Befestigung am Joche, besteht in der Hauptsache aus dem Zuggurte und den drei, resp. zwei (Phot. 371, 374 und 377) Bauchgurten. Unter dem Geschirre, wohl gleich an ihm festgemacht, befindet sich eine befranste Decke, damit dieses nicht das Pferd wund scheuert. Ferner bemerken wir an dem Geschirre ein Lederstück, das oben in der Regel mit einem Tierkopfe, unten dagegen mit einer runden Scheibe verziert ist, in die eine Rosette (Phot. 371) oder die Sonne (Phot. 394 und 396) oder ein Löwe (Berlin V. A. Inv. 959) gezeichnet ist und von der entweder sechs (Phot. 371) oder sieben (Phot. 394) oder acht (Phot. 400) oder neun (Phot. 389, 392 und 396) Fransenbüschel ausgehen. Diese Vorrichtung, die an der Seite des Pferdes herabhängt, hat den Zweck, das Pferd beim Laufen beständig anzutreiben und außerdem wehrt es die Insekten ab. Gleichzeitig dient es auch als Schmuck des Tieres. Selbstverständlich ist auch das ganze Geschirr reich verziert (Phot. 371 und 392). Hierher gehören denn auch die Troddeln, die wir in der Regel unten am Bauchgurte finden (Phot. 372, 377 und 388). Die Pferde auf Phot. 394 scheinen solche auch vorn am Zuggurte zu haben. Das Zaumzeug besteht aus einer Trense mit zwei Knebeln, an die sich ein dreiteiliges Backenstück ansetzt, das in einem Riemen ausläuft, der über den Kopf hinter den Ohren des Pferdes weggeht und vor dem Abrutschen durch einen Hals-, Kehl- und Stirnriemen gesichert ist. Bisweilen tritt noch ein Nasenriemen hinzu (Phot. 384 und 389). Wo Genickstück, Stirnband und Kehlriemen zusammentreffen, an den Schläfen des Tieres, ist eine Verzierung. Außerdem ist das Pferd durch eine Halskette, die in zwei kleine Fransenbüschel endet, geschmückt (vgl. z. B. Phot. 371, 389 und 400). Auf dem Kopfe trägt es meistens einen Putz, von dem bisweilen noch Bänder herabflattern (Phot. 382, 392, 394 und 400). Decken über den ganzen Rücken des Pferdes gelegt sehen wir nie, wenigstens nicht bei den Tieren, die Streitwagen ziehen, abgesehen von Layard I. Tafel 28. Gelenkt werden die Pferde durch Zügel, die von der Trense ausgehen und durch Ringe, die an dem Geschirre angebracht sind, hindurchgeleitet werden, und zwar jedes Pferd durch zwei. Sehr oft finden sich noch zwei Leitzügel außerdem (Phot. 389, 391, 396 und 398). Da bei dem assyrischen Pferde das Geschirr über dem Widerriste liegt, also an einer Stelle, die bei dem Tiere sehr schwach ist, so kann dieses leicht stolpern. Dem muß durch straffe Zügelführung entgegengearbeitet werden. Daher kommt denn die Steilstellung der Pferdehälse, die wir auf diesen Reliefs bemerken und die der Natur entnommen ist.

Die Mähne des Pferdes ist kurz geschnitten und nach beiden Seiten gekämmt. Bisweilen ist sie auch nach oben gekämmt (Phot. 377, 388 und 396). Daß die Schweifhaare der Pferde regelmäßig in der Mitte mit einem Bande umwunden sind, soll gewiß zu ihrem Schmucke beitragen.

Angetrieben werden die Pferde durch eine Peitsche, die in einem kurzen Stocke besteht, durch dessen Ende eine ziemlich lange Lederschnur durchgezogen ist (Phot. 371, 372, 382, 389, 392, 400 u. a.).

Was die Pferde selbst anlangt, so zeichnen diese sich durch einen langegestreckten und ziemlich schmalen Rumpf aus, in den die dünnen, muskulösen Beine eingesetzt sind. Der Kopf ist klein und von äußerst schöner Form. Der Nacken verläuft in schön geschwungener Linie, wie auch der Rücken, von dem der Schwanz in leichtem Bogen senkrecht herabfällt. Die Brust ist leicht gewölbt. Im Kampfe wild dahinstürmend, machen diese Pferde den Eindruck eines ungestümen, feurigen Schlachtrosses.

In der Regel tragen die Streitwagen, die in den weitaus meisten Fällen von drei,[2]) jedoch einigemal (Phot. 389, 391 und 398) auch von nur zwei Pferden gezogen werden, zwei Personen, den Wagenlenker und den Kämpfer (Phot. 384, 388 und 396). Ist jedoch der König selbst der Kämpfer, so erscheint auf dem Wagen noch ein dritter Krieger. Vgl. Phot. 382 und 398, wo er mit seinem Schilde den König schützt, oder Phot. 394 und 400, wo dieser Krieger über den König einen Schirm hält. Daß aber auch sonst mitunter zur Not drei Krieger sich den Raum auf dem Streitwagen teilen, lehrt uns Phot. 392 recht deutlich, wo der dritte Krieger sich an einem am Wagen angebrachten Riemen festhält, um nicht herunterzufallen. Wird der Streitwagen jedoch zur Jagd benutzt, so stehen auf ihm nur zwei Personen, der Wagenlenker und der König oder statt seiner ein hoher Offizier (Phot. 372, 374 und Layard I. Taf. 48 Nr. 4 und 6, Taf. 49 Nr. 4 und Taf. 50 Nr. 1; Phot. 371 und Berlin V. A. Inv. 959).

Daraus nun, daß drei Personen nur unter größter Gefahr des einen Kriegers zugleich auf dem Trittbrette des Wagens stehen können, können wir uns die Größe dieses berechnen. Jedoch sonst irgendwelche Proportionen am Wagen aufzustellen, halte ich für durchaus unberechtigt, da Proportion das Letzte ist, was eine primitive Kunst lernt. Nur so viel kann man sicher behaupten, daß der Wagenkasten bedeutend über die Räder herausragt und durchaus nicht von ihnen eingeschlossen wird. Die Krieger, die wir auf den Kriegswagen sehen, erscheinen stets stehend. Eine Sitzgelegenheit scheint an den Streitwagen also nicht vorhanden gewesen zu sein.

Verwendung finden die assyrischen Streitwagen selbstverständlich besonders in der Schlacht. Es erscheint dann bald der König, bald ein hoher Offizier auf ihnen als Kämpfer (Bogenschütze). Auf Phot. 388 sehen wir auch einen Pagen und bei Layard I. Tafel 28, einen äußerst schwer gepanzerten Krieger zu Wagen kämpfen. Außerdem werden diese Streitwagen für die Jagd gebraucht, sei es daß sie eine Löwen- oder Wildstierjagd ist. Auf den Wagen befindet sich in diesen Fällen entweder der König oder ein hoher Offizier.

Ferner finden wir die assyrischen Feldzeichen stets auf den Kriegswagen gefahren und zwar werden sie durch ein Tau, das an dem Joche befestigt ist, gehalten. Zudem mögen sie vielleicht auch noch in einem Schuhe stecken, der auf dem Trittbrette des Wagens angebracht ist.

So viel können wir aus den Reliefs für das assyrische Kriegsgespann zur Zeit König Assurnasirpals entnehmen. Leider geben uns diese nicht auf alle Fragen Antwort, die wir betreffs dieses Gegenstandes an sie zu richten haben. Ich denke aber, daß wir immerhin sehr zufrieden sein können, daß wir in der äußerst glücklichen Lage sind, noch so viel über den Kriegswagen zu wissen. Sicherlich wird die fortschreitende Wissenschaft, so hoffe ich, auch was dieses Thema anlangt, über meine Ausführungen etwas hinauskommen und auf dem Fundamente, das ich wenigstens richtig gelegt zu haben glaube, weiterbauen.

Arthur Hermann.

---

[2]) Das dritte Pferd ist als Reitpferd zu denken, das mitgeführt wird, um, falls eines der beiden anderen Tiere stürzt, als Ersatz für dieses einzutreten.

Bücher und Zeitschriften.

Der Kampf der Weltanschauungen, von Dr. Wilh. Schmidt, ord. Professor an der Universität Breslau. Berlin 1904. Trowitzsch u. Sohn.

Der Kampf der verschiedenen Weltanschauungen ist zweifellos heute allgemeiner und viel verwickelter als je zuvor, aus dem einfachen Grunde, weil noch niemals so viele möglichen Anschauungen neben einander vertreten wurden, wie es heute der Fall ist. Es ist dies das Eigentümliche dieser Art von Erkenntnissen, daß keine Anschauung, die je aufgetreten ist, definitiv widerlegt und vom Schauplatze verdrängt worden ist, sondern daß alle Meinungen, die einmal geherrscht haben, auch heute noch ihre Vertreter finden, während gleichzeitig, mit der Vermehrung unserer Kenntnisse jeder Art, neue Anschauungen und Variationen sich bilden. Daher herrscht heute ein so kompliziertes Durcheinander von verschiedenen Geistesströmungen. Es wäre deshalb ein sehr dankbares und höchst nützliches Unternehmen, dieses Durcheinander kritisch zu ordnen und die verschiedenen Momente der Anschauungen hervorzuheben, welche für ihre Beurteilung von Bedeutung sind. Der Titel des hier zu besprechenden Buches verleitet leicht zu der Annahme, daß darin etwas derartiges geboten werde. Das ist aber leider nicht der Fall. Was uns der Verfasser gibt, sind einige Aufsätze philosophiegeschichtlichen Inhalts. Es werden da acht Persönlichkeiten besprochen, die auf die modernen Weltanschauungen einen Einfluß ausübten. Die Auswahl geschah in engen Grenzen und sehr einseitig. Bedeutungsvolle und starke Strömungen in den Weltanschauungen werden nicht einmal erwähnt, so z. B. die ganze pessimistische Richtung oder die skeptische u. a. m. Auch werden die ausgewählten Persönlichkeiten meistens mehr biographisch behandelt, als daß ihre Lehre in den Vordergrund gestellt würde. Es sind folgende acht Forscher, die da besprochen werden, wobei ich sie in der Reihenfolge aufzähle, wie sie der Verfasser behandelt, welche Anordnung aber weder chronologisch noch sachlich begündet ist: August Comte, Ludwig Büchner, David Friedrich Strauß, Ludwig Feuerbach, Charles Darwin, Ernst Haeckel, Julius Hart und Friedrich Albert Lange. — Das Buch liest sich sehr gut, da der Verfasser eine leichte und angenehme Schreibweise besitzt. Auch hat er es verstanden, die interessanten Daten auszuwählen, selbst wenn sie mit irgend einer Weltanschauung in gar keinem Zusammenhang stehen, wie z. B. Strauß' Familienleben. Dagegen hat er sich die Kritik oder die angeblichen Widerlegungen erstaunlich leicht gemacht. Bei den meisten begnügt er sich mit ganz kurzen apodiktischen Einwendungen, die überhaupt nicht kontrollierbar sind und gegen alles ins Feld geführt werden können. Auf eingehendere Erörterungen ließ er sich nur bei zweien ein: bei Haeckel und bei Lange. Haeckel ist nun ein sehr dankbarer Gegner, der dem Partner eine große Anzahl günstiger Angriffspunkte darbietet. Auch in unserem Buche werden eine Anzahl schwerwiegender Bedenken gegen ihn vorgebracht, gegen die seine Behauptungen kaum zu halten sind. Freilich gibt uns der Verfasser da nichts Neues, was er auch wohl nicht beabsichtigt. Dagegen muß sein Angriff auf Langes Anschauung, wie auf die des Neukantianismus überhaupt als völlig mißlungen bezeichnet werden. Die meisten Einwände beruhen einfach auf Mißverständnissen. Prof. Schmidt selbst vertritt von seinem christlichen Standpunkte aus einen Realismus, der in allen Stücken dem naiven Realismus gleicht, und sich nur darin von ihm unterscheidet, daß er eben — nicht naiv ist, da ja Prof. Schmidt mit den Gründen und Einwänden dagegen bekannt ist. Wenn er gleichwohl bei diesem Realismus beharrt, ohne ihn kritisch zu begründen, so hängt diese Anschauung eben in der Luft und bleibt unhaltbar. So kann denn auch der Verfasser zu Behauptungen gelangen, die längst als positiv falsch bekannt sind, wie z. B. „daß dieselbe Welt anders organisierten Wesen anders erscheinen würde, ist nicht minder eine Vermutung ohne jeden Anhalt". (250) — Dagegen muß die Objektivität seiner Darstellung der Anschauungen seiner Gegner, wie seine maßvolle Haltung ihnen gegenüber mit Anerkennung hervorgehoben werden.

B. L. W.

Handbuch der Religionsgeschichte. Von Paul Wurm, Calw u. Stuttgart, 1904.

Der Verfasser, der durch seine einstige Tätigkeit als Lehrer am Baseler Missionshause und seine frühere schriftstellerische Darstellung der indischen Religion für obige Arbeit der Abfassung einer Religionsgeschichte überhaupt besonders ausgerüstet erscheint, hat im Anschluß an die größeren Werke von Chantepie de la Saussaye, v. Orelli, Tiele und die neueren Schriften von Dilger, Schroeder, Oldenberg u. a. sein Buch verfaßt. Er teilt die Religionen ein in solche der unkultivierten Völker, in Nationalreligionen und Universalreligionen. Die ersteren sind im Fetischismus und Geisterdienst der afrikanischen Völker, im Schamanismus der mongolischen, in den Religionen der Indianer, Eskimo, Mexikaner und Peruaner in Amerika, wie in den melanesischen, polynesischen und mikronesischen Religionen vertreten und werden uns in ihren Hauptzügen vorgeführt. Die nationalen sind von den Völkern Vorderasiens und Aegyptens, Chinas und Japans, im Brahmanismus und Parsismus wie in den europäischen Naturreligionen, der griechischen, römischen, der der Kelten, Germanen, Balten und Slaven und in der israelitischen Nationalreligion repräsentiert. Die Geschichte der indischen Religion wird besonders ausführlich und trefflich mit Rücksicht auf die mannigfache Literatur behandelt. Zum Schluß werden die Universalreligionen des Buddhismus, des Islams und des Christentums in ihren wichtigsten Momenten geschildert. Ungemeiner Fleiß, langjähriges, sorgfältiges Studium und große Sachkenntnis sind in diesem Werke vereinigt. Auch die Form der Darstellung ist ansprechend. Der religiöse Standpunkt des Verfassers ist der positive, der die Religion nicht als psychologische Eigentümlichkeit, sondern als geoffenbarte betrachtet, und allem Evolutionismus sich entgegenstellt. Dabei ist aber die milde Art, mit der andere Anschauungen von neueren Forschern wie Max Müller, Pfleiderer u. a. besprochen werden, anzuerkennen. Dem Religionslehrer an höheren Unterrichtsanstalten wird das Buch vor allem gute Dienste leisten, wenn es auch in manchen Punkten Widerspruch finden wird. Der Mission wird es ebenso gute Dienste erweisen.

✕

Allgemeine Rundschau.

Der Königsleutnant als Zensor.

∽ Der Befehlshaber der während des siebenjährigen Krieges in Frankfurt einquartierten französischen Truppen, der „Königsleutnant" Graf de Thoranc, ist durch die Darstellung, die Goethe vom Auftreten desselben in seinem elterlichen Hause gegeben hat, und durch das bekannte Schauspiel Gutzkows zu einer bekannten — man kann in Anbetracht der Zeitumstände und im Vergleich zu dem Auftreten, das napoleonische Marschälle deutschen Städten gegenüber zeigten, sagen: vorteilhaft bekannten — Gestalt geworden. Es dürfte daher ein charakteristischer Beleg der Art und Weise, wie Thoranc seine Stellung dem Magistrat der Stadt Frankfurt und seiner Armee gegenüber als Wächter der guten Sitten auffaßte, schon der geschichtlichen Parallelen wegen nicht ohne Interesse sein. Dieser Beleg besteht in einem Brief, den Thoranc an den Frankfurter Magistrat wegen der Uebertretungen richtete, die ein Frankfurter Bürger als Begünstiger des Spiels an Thorancs strengem Verbot des Glücksspiels in seinem Heere begangen hatte. Der Brief, der in dem soeben erschienenen Werke: „Der Königsleutnant Graf Thoranc in Frankfurt am Main. Aktenstücke über die Besetzung der Stadt durch die Franzosen 1759—1762. Im Auftrage des Vereins für Geschichte und Altertumskunde zu Frankfurt am Main herausgegeben von Dr. H. Grotefend, Geh. Archivrat. Frankfurt a. M., K. Th. Völcker 1904", abgedruckt ist, hat in deutscher Uebertragung folgenden Wortlaut:

„Ich habe die Ehre, die Herren vom Magistrat zu benachrichtigen, daß man während der letzten Tage beim Viertelmeister Rumpelheim am Katharinentor, in dem Hause, in dem die bei der Armee beschäftigten Ehegatten Robert

wohnen, schrecklich gespielt hat. Nach den Befehlen und Weisungen, die die Herren vom Magistrat ihren Bürgern und Einwohnern gegeben haben, keine verbotenen Spiele zu spielen, noch auch den bei ihnen Einquartierten Gelegenheit zum Spielen zu geben oder sie spielen zu lassen, ist der besagte Viertelmeister schuldig, den hierüber erfolgten Befehlen zuwider gehandelt zu haben, er ist es um so mehr, als er durch seine Stellung mehr als ein anderer verpflichtet ist, sich nach allen Polizeivorschriften zu richten, da er ja selbst über ihre Beobachtung wachen muß. Er hat wissen müssen, daß Frau Robert in irgend welcher Form eine öffentliche Spielbank unterhalten hat, da sich 50 Personen gleichzeitig bei ihr zu versammeln pflegten. Sollte er zu seiner Entschuldigung vorbringen, er habe nicht gewußt, was in den Gemächern des Herrn Robert vorgegangen sei, so wäre seine Entschuldigung in keiner Weise annehmbar; wenn 50 Personen täglich in einem Haus zusammenkommen, so kann das, was sie treiben, dem Hausherrn schwerlich verborgen bleiben. Wenn aber selbst das der Fall wäre, so könnte doch der besagte Rumpelheim damit nicht entschuldigt werden, denn schon allein die Versammlung einer so großen Zahl von Menschen verurteilt ihn. Er hätte nicht allein den Grund dieses Zusammenlaufs von Leuten erfahren, sondern auch davon Meldung machen müssen. Wie dem auch sei, man hat bei ihm gespielt, dafür habe ich Beweise. Monsieur de Beauvais, der Platzadjutant, den ich gestern Abend in dieses Haus schickte, hat dort 30 Personen um einen Spieltisch gefunden, er hat sie in flagranti überrascht. Monsieur de Beauvais war nicht allein; der Tatbestand ist genügend erwiesen; es muß Strafe erfolgen; ich ersuche daher die Herren vom Magistrat um ein Exempel, das einem unseren Dienst beeinträchtigenden Unfug steuert. Ich bitte die Herren, über die Geldbußen (die Sie dem Uebertreter unabhängig von den anderen Strafen auferlegen können) teilweise zugunsten der Anzeiger zu verfügen, die ich mich anheischig mache, Ihnen durch Herrn Anthony mitzuteilen; und ich bitte Sie, mir mitzuteilen, welche Strafe Sie dem Viertelmeister Rumpelheim auferlegt haben, da ich Befehl habe, den Marschall von Soubise davon in Kenntnis zu setzen. Ich verlange nicht nur, in Stand gesetzt zu werden, dem Marschall die Maßregeln mitteilen zu können, die zur Verhinderung der verbotenen Spiele ergriffen worden sind, sondern ich verlange auch noch, daß die Herren ihr Urteil gegen den besagten Rumpelheim veröffentlichen. Es ist zu wichtig, daß die Bürger, die vielleicht in der gleichen Lage wie er sind, wissen, daß sie eine noch größere Strafe wagen, denn die Strafen für solche Uebertretung müssen immer höher werden. Ich kann den Herren vom Magistrat mitteilen, daß der Sieur Robert bereits im Gefängnis wäre, wenn nicht eine Schwäche, von der er seit längerer Zeit befallen ist, ein Hindernis für den Vollzug des Haftbefehls wäre; bis zum erfolgten Urteilsspruch des Marschalls von Soubise sind Soldaten zu ihm ins Quartier gelegt, um ihn zu bewachen und das Spielen zu verhindern."

×

Kleinere Mitteilungen.

* Internationale Ballonfahrt. Am Donnerstag, den 3. März, findet in den Morgenstunden eine internationale wissenschaftliche Ballonfahrt statt. Es steigen Drachen, bemannte und unbemannte Ballons auf in Scotland Crinan, Paris, Trappes, Itteville, Guadalajara, Rom, Pavia, Zürich, Straßburg i. E., Barmen, München, Hamburg, Berlin, Wien, St. Petersburg, Kasan, Torbino, Blue Hill U. S. A. u. s. w. Der Finder eines jeden unbemannten Ballons erhält eine Belohnung, wenn er der jedem Ballon beigegebenen Instruktion gemäß den Ballon und die Instrumente sorgfältig birgt und an die angegebene Adresse sofort telegraphisch Nachricht sendet. Auf eine vorsichtige Behandlung der Instrumente u. s. w. wird besonders aufmerksam gemacht.

* Ein mathematisch-naturwissenschaftlicher Ferienkurs für Lehrer an höheren Schulen wird vom 11. bis 23. April d. J. in Göttingen abgehalten werden. Folgende Dozenten werden daran beteiligt sein: Prof. Dr. Klein: Unterricht in der Elementargeometrie mit Berücksichtigung der neueren Entwicklung im Auslande. Differenzial- und Integralrechnung auf der Schule. Prof. Schilling: Anwendungen der darstellenden Geometrie, insbesondere in der Photogrammetrie. Prof. Schwarzschild: Praktische Astronomie mit elementaren Hilfsmitteln. Prof. Riecke: Grundlagen der Elektrizitätslehre mit Beziehung auf die neueste Entwicklung (mit Demonstrationen aus den Gebieten der Kathoden- und Becquerelstrahlen). Privatdozent Dr. Stark: Spitzen-, Glimm- und Bogenstrom mit Demonstrationen und Ueber moderne Strom- und Spannungsmesser. Prof. Simon: Elektrische Schwingungen und drahtlose Telegraphie; Strahlungsgesetze und Beleuchtungstechnik. Prof. Lorenz: Untersuchung thermodynamischer Maschinen mit Demonstrationen. Prof. Wiechert: Neueres aus der Meteorologie. Prof. Behrendsen: Demonstrationen aus verschiedenen Gebieten der Optik. Privatdozent Dr. Bose: Ueber Kurse in physikalischer Handfertigkeit.

* Subventionen der Wiener Akademie der Wissenschaften. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften hat in ihrer Gesamtsitzung vom 25. Februar 1904 auf Vorschlag ihrer beiden Klassen folgende Subventionen bewilligt, und zwar A. In der philosophisch-historischen Klasse: 1. dem Prof. Dr. Hans v. Zwiedinek in Graz zur Vollendung des Zeißberg-Vivenotschen Werkes „Quellen zur Geschichte der Kritik Oesterreichs während der französischen Revolutionskriege (1790 bis 1801)" für 1904 eine Subvention von 1300 K.; 2. dem Hofrat Prof. Dr. Franz v. Wieser in Innsbruck zur Herausgabe der Waldseemüllerschen Karte von Amerika aus den Jahren 1507 und 1516 die ihm bereits bewilligte Subvention von 1000 K. auf 2000 K. erhöht; 3. dem Landesarchivar Dr. August Ritter v. Jaksch in Klagenfurt für den dritten Band der „Monumenta Historica ducatus Carinthiae" und zu Vorarbeiten für den vierten Band derselben eine Subvention von 2000 K. B. In der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse: 1. Dem korrespondierenden Mitglied Professor Dr. Cornelio Doelter in Graz zur Fortsetzung seiner experimentellen Arbeiten über Silikatschmelzen eine Subvention von 700 K. aus den Erträgnissen der Zepharovich-Stiftung; 2. dem Privatdozenten Dr. Paul Th. Müller in Graz für eine Untersuchung über den Einfluß der verschiedenen Einwirkungen auf den tierischen Organismus, durch welche die Resistenz desselben gegenüber Infektionskrankheiten herabgesetzt wird, eine Subvention von 1000 K. aus den Erträgnissen des Legates Wedl.

* Blindenlehrerkongreß. In der Zeit vom 1. bis 5. August d. J. wird in Halle a. S. der XI. Allgemeine Blindenlehrerkongreß abgehalten werden. Diese alle drei Jahre abgehaltenen Kongresse, deren erster 1873 in Wien stattfand, waren bisher von der größten Bedeutung für alle Fragen der Blindenerziehung und Blindenfürsorge, insbesondere für die Ausgestaltung der Blindenschrift. Die Braillesche Punktschrift ist durch dieselben allgemein zur Einführung gekommen, und seit einigen Jahren hat man, um Raum und damit Geld zu sparen, ein Kurzschriftsystem aufgestellt, dessen Ausbau allerdings noch nicht ganz abgeschlossen ist. — Gleichzeitig hält mit dem Kongreß der Verein zur Förderung der Blindenbildung, der sich die Aufgabe gestellt hat, Blinde und Blindenanstalten mit Lehrmitteln, in erster Reihe mit Druckschriften und geographischen Karten zu versehen, seine Generalversammlung ab.

r. Ein „Badischer Verein für Volkskunde" hat sich am letzten Samstag in Heidelberg konstituiert, der, in Ortsgruppen sich gliedernd, über das ganze Großherzogtum seine Tätigkeit entfalten soll. In den Vorstand gewählt wurden die Einberufer der Versammlung, die Professoren Dr. Bernhard Kahle, Dr. Ludwig Sütterlin und Dr. Theodor Lorentzen. Im Mai soll eine Landesversammlung in Baden-Baden stattfinden.

* Preisverleihung. Der diesjährige Preis aus der Curtius-Stiftung zu Leipzig ist Herrn Dr. phil. Karl Dieterich (Berlin) in Anerkennung seiner grammatischen Arbeiten auf dem Gebiete der griechischen Sprache verliehen worden.

et. Ein Preis für Finsen. Professor Niels Finsen in Kopenhagen hat vom akademischen Senat der Universität Edinburg den Cameron-Preis erhalten, der für Arbeiten in der praktischen Therapie bestimmt ist. Die Verleihung wird begründet mit der Anerkennung der Verdienste Finsens durch seine bahnbrechenden Forschungen über die Anwendung von Lichtstrahlen zur Behandlung von Krankheiten.

※

Hochschulnachrichten.

* **Heidelberg.** Die Juristenfakultät der hiesigen Universität, die bisher ihren Doktoranden die Einreichung einer Doktordissertation freistellte — was zur Folge hatte, daß tatsächlich fast niemals eine Dissertation geliefert wurde — wird, wie es heißt, in Zukunft ebenfalls eine solche verlangen und deren Drucklegung obligatorisch machen. Damit würde, so schreibt Professor Dr. Otto Fischer, Breslau, in der Deutschen Juristenzeitung, in den zwei bedeutsamsten Punkten eine völlige äußere Uebereinstimmung der juristischen Promotionsordnungen im Deutschen Reiche hergestellt sein. Sämtliche 21 Fakultäten promovieren (abgesehen von Ehrenpromotionen) nur auf Grund 1. einer vor der Fakultät abzulegenden mündlichen Prüfung; 2. einer zu druckenden Doktordissertation. Die damit errungene Einheitlichkeit in der Hauptsache wird nicht nur den Fanatiker der Gleichmäßigkeit, sondern jeden erfreuen, der für die Würde des Doktors beider Rechte Verständnis und an ihrer Hochhaltung ein Interesse hat.

Δ **Stuttgart.** Der Professor an der Technischen Hochschule Gustav Halmhuber hat einen an ihn ergangenen Ruf an die Technische Hochschule in Braunschweig nicht angenommen. Ebenso hat Professor Halmhuber einen Ruf als Direktor des Gewerbemuseums in Bremen abgelehnt. Es hat in Stuttgart allgemeine Befriedigung erweckt, daß der hochgeschätzte Künstler und Lehrer der schwäbischen Hauptstadt und ihrer Hochschule treu blieb.

* **Göttingen.** Der Gerichtsassessor Dr. Knoke hat sich an der hiesigen Universität als Privatdozent niedergelassen.

nc. **Halle a. S.** Mit einer Schrift: „Untersuchungen zur katalonischen Lautentwicklung" habilitierte sich Dr. Bernhard Schädel in der philosophischen Fakultät als Privatdozent. Seine Probevorlesung handelt über: „Schriftsprache und Mundart in Katalonien".

hc. **Clausthal im Harz.** Der seit 1876 als Dozent für Eisenhüttenkunde und Probieren an der kgl. Bergakademie wirkende Bergrat Professor Biewend ist in den Ruhestand getreten und an seiner Stelle der bisherige Privatdozent an der Berliner Bergakademie Bernhard Osann zum ordentlichen Professor ernannt worden.

* **Aus Oesterreich.** Die Frage der italienischen Universität ist endlich gelöst. Im Herbst wird dem Reichsrat ein Gesetzentwurf über die Errichtung von vorläufig einer juridischen Fakultät in der etwa 12,000 Einwohner zählenden Stadt Roveredo in Südtirol zugehen. — Der ordentliche Professor der polnischen Geschichte an der Universität Krakau, Hofrat Dr. St. Smolka, ist in den Ruhestand getreten. — Der Kaiser hat den außerordentlichen Professor Dr. Konrad Zindler zum ordentlichen Professor der Mathematik an der Universität in Innsbruck und den außerordentlichen Professor Dr. Joseph Anton Gmeiner zum ordentlichen Professor der Mathematik an der deutschen Universität in Prag ernannt.

* **Helsingfors.** Das neuerdings veröffentlichte Verzeichnis der Universität Helsingfors für das „Frühjahrssemester" (Januar-Mai) 1904 zeigt ein auffallendes Symptom der abnormen Verhältnisse, die seit fünf Jahren im Lande herrschen, in der starken, immer schärfer hervortretenden Abnahme der Studierenden der juristischen Fakultät. Ihre Zahl ist auf die Hälfte gesunken. Die Ursache liegt darin, daß an die Justiz- und Verwaltungsbeamten im Lande nunmehr von der Regierung Forderungen gestellt werden, die gegen das Rechtsbewußtsein der Nation schroff verstoßen, — während zugleich die private Rechtsanwaltlaufbahn schon jetzt von bisherigen Beamten, die in diesen Jahren ohne Pension entlassen worden, überfüllt ist. Im Frühjahrssemester 1898 — das letzte unter annähernd normalen Verhältnissen vor dem konstitutionellen Konflikt — war die Gesamtzahl der immatrikulierten Studenten am Anfang des Semesters 1225, diejenige der Juristen 251; im Jahre 1904 sind die entsprechenden Zahlen 1204 und 127. Dagegen ist die Zahl der Mitglieder der philosophischen Fakultät zu fast Besorgnis erregender Höhe gestiegen; in der „historisch-philologischen Sektion" von 332 auf 411, in der „physisch-mathematischen" von 361 auf 401. Die kleine Abnahme der Gesamtzahl der Studierenden — die früher fortwährend gestiegen war — steht in Zusammenhang mit der wachsenden Zuströmung zu dem polytechnischen Institut in Helsingfors und zu auswärtigen technischen Hochschulen. — Im übrigen setzt die Universität bisher ziemlich ungestört ihre Lehrtätigkeit wie früher fort.

* Von Schweizer Hochschulen. Der ordentliche Professor für schweizerisches Privatrecht und Zivilprozeß an der Universität Lausanne, Louis Grenier, ist anläßlich seines 25jährigen Jubiläums als akademischer Lehrer von der Universität Genf zum Dr. jur. hon. causa ernannt worden.

* **Eine Berufung nach China.** Lic. Hermann Hülle, Bibliothekar an der Königlichen Bibliothek zu Berlin, ist von der chinesischen Regierung als Nachfolger des demnächst nach Deutschland zurückkehrenden Professors Conrady an die Universität Peking berufen worden. Lic. Hülle hat am hiesigen orientalischen Seminar Chinesisch und Japanisch gelernt. Von der Königlichen Bibliothek wird er voraussichtlich nur beurlaubt werden.

※

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Rudolf Louis: Hector Berlioz. Leipzig 1904. Breitkopf u. Härtel. 207 S. — Prof. Philipp Allfeld: Kommentar zu den Gesetzen über das gewerbliche Urheberrecht, Patentgesetz, Gesetz betr. das Urheberrecht an Mustern und Modellen, Gesetz betr. den Schutz von Gebrauchsmustern, Gesetz zum Schutz der Warenbezeichnungen, sowie zu den internationalen Verträgen zum Schutze des gewerblichen Urheberrechts. München 1904 C. H. Beck. 806 S. — Deutsche Levante-Linie Handbuch 1904. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei vorm. J. F. Richter. 107 S. — Der Wettbewerb der dänischen und der schwedischen Landwirte mit Deutschland. Reise-Erinnerungen von Dr. A. Stutzer, o. Professor an der Universität Königsberg, und Dr. P. Gisevius, o. Professor an der Universität Giessen. Stuttgart 1904. Eugen Ulmer. 112 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Kostbare alte Bücher und Stiche
kauft fortwährend
Ludwig Rosenthals Antiquariat,
München, Hildegardstrasse 16. (5324)c

Historisch-politische Blätter.
Jahrgang 1904. 133. Band. Fünftes Heft.
Inhalt: Die Wehrsteuer. — Selbstmord und moderne Ethik. — Pädagogische Tagesfragen. — P. Gaudentius Koch. Literarhistorische Skizze. — Politische Betrachtungen. Der Ausbruch der Krise in Ostasien. — Aus den Tagen Bonifaz' VIII. — Zum österreichischen Erbfolgekrieg. (6069)

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 2. März. Nummer 51.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Sozialphilosophische Propädeutik. Von Dr. W. Ed. Biermann (Bonn).

Psyche und Tonorgan. (Joseph Rutz und seine Tonstudien.) (Schluß.) Von Ottmar Rutz (München).

Eremitenschulen in Altbayern. Von J. S.

II. Bücher und Zeitschriften.

Wilh. Fischer: Poetenphilosophie.

III. Allgemeine Rundschau.

Der gestirnte Himmel im Monat März. — Störung einer elektromagnetischen Uhr durch Erdmagnetismus. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Sozialphilosophische Propädeutik.

Eine Anregung und ein Programm.

Von Dr. W. Ed. Biermann (Bonn).

Wir leben in einer Zeit, in der das philosophische Denken, das so lange brach lag, sich wieder zu regen beginnt. Hiervon profitieren nicht nur die philosophischen Fachdisziplinen, sondern auch alle anderen Wissenschaften, die irgend welche Berührungspunkte mit der Philosophie haben. Es profitiert auch die Sozialwissenschaft. Ich möchte in den folgenden Zeilen, die als eine „Anregung" und als ein „Programm" aufgefaßt sein wollen, ein paar rechts- und sozialphilosophische Gedanken andeuten, die ich mir in einer Vorlesung, die zur Ergänzung der eigentlich sozialwissenschaftlichen Disziplinen dienen soll, ausgeführt denke. Ich meine, daß der Hörer sozialwissenschaftlicher Vorlesungen kein klares Bild von dem verwickelten, sozialphilosophischen Grundproblem der volkswirtschaftlichen „Gesetze" erhält, aus dem sich Methoden-, Staats- und Systemlehre erst ergeben, wenn er wie bisher gleich in die theoretische oder allgemeine Volkswirtschaftslehre eingeführt wird, anstatt erst einen Blick auf die Weltanschauung des Vortragenden zu werfen. Ich gebe darum den anspruchslosen Zeilen den Namen „Sozialphilosophische Propädeutik", weil sie das Programm zu einer Art Vorschule des sozialwissenschaftlichen Lehrgebäudes niederlegen sollen.

I. Sozialwissenschaftliche Erkenntnislehre. In diesem Abschnitt müssen die grundlegenden Fragen, wie die einer Zulässigkeit naturwissenschaftlicher Analogienbildung in der Sozialwissenschaft, die einer einheitlichen Methode für beide Gebiete menschlicher Erkenntnis und dergleichen mehr erörtert werden. Die Grundfrage überhaupt, zugleich das Agens für die gesamte ökonomistische Weltanschauung des Vortragenden, ist aber: Gibt es eine soziale Kausalität, eine naturgesetzliche Entwicklung des ökonomischen Geschehens, bildet demgemäß die Causa oder das Telos das ordnende oberste Prinzip für die Sozialwissenschaft? Von der richtigen Beantwortung dieser Frage hängt alles ab. Glaubt der Vortragende an mechanische, volkswirtschaftliche „Gesetze", so muß er konsequenterweise individuellem und staatlichem Geschehen ganz bestimmte Grenzen setzen; das höchste Prinzip ist dann für ihn „die Natur der Dinge", und ein künstliches Eingreifen durch das Mittel der zwanglichen Rechtsnorm kann nur insoweit von Segen sein, als es jener „Natur der Dinge" entspricht. Die sich aus diesen Grundsätzen ergebende sozialökonomische Staatslehre soll in einem besonderen Abschnitt behandelt werden. Diese Frage der sozialen Kausalität ist nach meinem Dafürhalten zu verneinen, es ist das an anderer Stelle[1]) näher von mir begründet worden. Hier nur kurz folgende Erwägungen:

1. Das Verhältnis von Wirtschaft und Recht, in richtiger Weise dargestellt, gibt die beste Antwort auf die obige wichtige Prinzipienfrage. Das Verhältnis kann in zweierlei Weise dargestellt werden, und zwar:

a) dualistisch-materialistisch. So die materialistische Geschichtsauffassung des „wissenschaftlichen" Sozialismus, i. e. des Marxismus. Das Richtige an ihr ist die Reaktion gegen eine metaphysisch-transzendente Ideenlehre der Geschichte; falsch ist aber die Ablehnung aller ideellen Faktoren als selbständig wirkender Kräfte. Das Recht ist nach der dualistischen Lehre nur ein „Reflex" der Wirtschaft, das Recht ist nicht selbsttätig-produktiv, es ist nur die Folge und das Produkt ökonomischer Erscheinungen, und nicht der Anreger neuer ökonomischer Vorgänge, nicht der Regulator des Wirtschaftslebens, nicht der „Geburtshelfer" pro futuro. Diese Auffassung ist falsch: Sie sucht in erkenntniskritisch-unzulässiger Weise Geistiges aus Stofflichem zu erklären, sie ist materialistisch, sie gehört ihrer Weltanschauung nach einer Periode vorkritischen Denkens an, sie verwechselt Subjekt und Objekt, regelnde Form und materielles Geschehen. Die richtige Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis von Wirtschaft und Recht bietet dagegen die:

b) monistisch-erkenntniskritische Lösung: Das Recht und die Wirtschaft sind unlöslich zu einer höheren Einheit verbunden. Das Recht ist die erkenntniskritische Vorbedingung für die Erforschung sozialen Geschehens, es ist die regelnde Form, die Wirtschaft dagegen die zu regelnde Materie. Die Wirtschaft ändert sich nicht mechanisch-kausal, wie der Marxismus lehrt, sondern teleologisch, sie ändert sich, wenn sich das Recht ändert, sie ändert sich aus Zweckmäßigkeitsgründen. „Die soziale Geschichte ist eine Geschichte von Zwecken." Dieses Wort Stammlers muß maßgebend werden. Seine grundlegende Bedeutung für eine neue logische und methodische Grundlegung der Sozialwissenschaft ist zu erörtern. Wenn überhaupt von einer Gesetzmäßigkeit des sozialen Geschehens gesprochen werden kann, dann nur in dem Sinne der rein formalen Gesetzmäßigkeit des Rechtes, das sich in steter Annäherung an das als „richtig" erkannte „soziale Ideal" entwickelt. Siehe Stammlers „Lehre von dem richtigen Recht" (1903). Die Folge ist Ablehnung der kausal-konstruktiven Methode und Proklamierung des Telos als des ordnenden Prinzips für sozial-

[1]) W. Wundt und die Logik der Sozialwissenschaft, Conrads Jahrb., III, F 25, I, 1903. — Das Telos in der Sozialwissenschaft, Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1903, Nr. 59. — Zur Methodenlehre der historischen und sozialen Wissenschaften, ebenda Nr. 148.

wissenschaftliche Denkungsweise. Wir sind nicht imstande, volkswirtschaftliche „Gesetze", seien sie streng physikalischer oder nur empirisch beschränkter, oder psychologischer Art, zu erkennen, weil ohne Rechtszwang kein volkswirtschaftliches Geschehen möglich ist.

2. Aber nicht allein das Verhältnis von Wirtschaft und Recht in seiner monistischen Einheit, sondern auch das Problem der Willensfreiheit führt zu der Ablehnung einer allgemeinen sozialen Kausalität. Sowohl die indeterministische Lösung, als die „intelligible" Freiheit, als auch endlich die deterministische Fassung müssen eine Gesamtkausalität, die alle in gleicher Weise bestimmt, ablehnen. Beim Indeterminismus erscheint das selbstverständlich, aber selbst bei einer ideal-realistischen Auffassung vom Denken und Sein, einer Identifizierung von Erscheinung und „Ding an sich" und somit einer Anerkennung des Kausalgesetzes auch für die menschlichen Handlungen, muß eine allgemeine soziale Gesetzmäßigkeit abgelehnt werden. Denn das durch sein ureigenstes Wesen determinierte Individuum wird nicht in gleicher Weise bestimmt wie alle anderen. Es läßt sich keine der individuellen Kausalität hypostasierte generelle Kausalität konstruieren. Es gibt kein allgemein gültiges „ökonomisches Prinzip" und keine „Wirtschaftsmenschen". Wenn trotzdem eine einheitliche Entwicklung des ökonomischen Geschehens ermöglicht werden soll, so kann das nur geschehen auf dem Wege der praktischen Vernunft, durch das Sittengesetz, niemals aber rationalistisch.

3. Welches sind die Konsequenzen unserer Lehre von Wirtschaft und Recht und vom Willensfreiheit-Problem? Es gibt keine generelle Kausalität des sozialen Geschehens, es gibt keine volkswirtschaftlich-mechanischen Gesetze. Die Methode der Sozialwissenschaft kann nicht logisch-mathematisch, sondern muß teleologisch sein. Die Sozialwissenschaft ist fundamental von der Naturwissenschaft verschieden. Eine Analogienbildung nach Art der Naturwissenschaft ist ausgeschlossen, eine biologische Soziologie unzulässig, eine Auffassung der Gesellschaft als eines „Organismus" (H. Spencer) spielerisch. Die Volkswirtschaft soll darum nicht atomistisch-individualistisch gedeutet werden, sie ist vielmehr in erster Linie ein Problem der „Organisation". (Lu. Stein.) Die Sozialwissenschaft ist „systematische Geisteswissenschaft" (Wundt) oder besser: sie ist „Kultur-" oder „historische" Wissenschaft. (Windelband, Rickert.) Ihre Stellung im Kreise der Wissenschaften ist zu erörtern, desgleichen ihre Beziehungen zur Geschichte, Jurisprudenz und Philosophie. Ist eine „Soziologie" möglich? (Barth contra Dilthey.) Ist sie ohne weiteres mit der Geschichtsphilosophie identisch? (Barth contra Lu. Stein.) Die Sozialwissenschaft ist keine Gesetzeswissenschaft, ebensowenig wie die historische Wissenschaft. Berührungspunkte der sozialwissenschaftlichen Methodenlehre mit dem historischen Methodenstreit. (Rickert, Zöpfl, E. Meyer, G. v. Below, Lehmann u. a., Lamprecht, Breysig, Sombart u. a.) Es gibt Wissenschaften ohne Gesetze! Den Schluß möge eine Auseinandersetzung mit der philosophischen und methodologischen Literatur bilden. In erster Linie sind die Arbeiten von Sigwart, Rümelin, Wundt, Barth, Dilthey, Simmel, Stammler, Rickert, Windelband, Menger, Dietzel, Schmoller, Ad. Wagner, Diehl, O. Spann, Schäffle, Hellpach, und vor allem von Lu. Stein („Die soziale Frage im Lichte der Philosophie", 2. Aufl., 1903) heranzuziehen. Seine Soziologie der „immanenten Teleologie" und der „Rhythmen des sozialen Geschehens" kommt meines Erachtens Stammlers Lehre am nächsten, räumt aber noch den „Gesetzmäßigkeiten" einen zu großen Spielraum ein. Damit wäre der erste Teil einer sozial-philosophischen Propädeutik erschöpft.

II. Sozialwissenschaftliche Staatslehre. Der Hauptzweck dieses Teiles soll sein: Wiederherstellung einer innigen Verknüpfung der Sozialwissenschaft mit der Rechtsphilosophie und negativ: die endgültige Verdammung aller naturrechtlichen Gedanken, wie sie vor allem dem klassischen, ökonomischen Liberalismus eigen waren. Das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft (Dietzels meisterliche Darlegungen im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, IV, 2. Aufl., 1900) und das von Individuum und Staat ist zu erörtern. Die Dietzelsche These vom Individual- und Sozialprinzip läßt sich auch auf den letzteren Gegensatz von Individuum und Staat übertragen, denn die Gesellschaft ist an und für sich kein absoluter Gegensatz zum Staat, sondern beide stehen in inniger Wechselwirkung. Während bloße „Konventionalregeln" (Stammler) nur im vorstaatlichen Zustand, in der „Gemeinschaft" (Ferd. Toennies) herrschen, tritt in der „Gesellschaft" das Zwangsmoment hinzu: die Norm. Der Staat läßt sich infolgedessen ebenso rechtfertigen wie das Recht, er verhindert das blinde Wüten der menschlichen Triebe und Leidenschaften gegeneinander. In diesem Sinne fällt der „Staat" mit der „Gesellschaft" zusammen. Er ist die berufene Organisation volkswirtschaftlichen Geschehens. Ohne ihn keine soziale Entwicklung! Das grundlegende Werk, das auch viel Material für eine ökonomische Staatslehre, vor allem gegen die „Machttheorie" des Kommunismus und die „Vertragstheorie" des Naturrechts (die noch bei Herb. Spencer wiederkehrt) bietet, ist Jellineks „Allgemeine Staatslehre" (Das Recht des modernen Staates, I, 1900). Der Staat repräsentiert den „Gattungswillen". Je nach der Vorherrschaft des Individual- oder des Sozialprinzips lassen sich nun zwei Weltanschauungen unterscheiden, deren jede eine eigene ökonomische Staats- und Staatsinterventionslehre nach sich zieht:

1. Der ökonomische Individualismus: die atomistisch-individualistische Staatslehre. Für sie ist das Individuum alles, der Staat, die Gattung, nichts. Ganz besonders charakteristisch für die gesamte Anschauungsweise ist der innige Zusammenhang dieser Lehre mit dem Naturrecht und seinem wichtigen Prinzip: der Identifikation von Privat- und Gesamtinteresse und der daraus resultierenden Verwechslung von Unternehmerinteressen mit solchen des Allgemeinwohls. Dieser Satz, der schon im Naturrecht des 17. und 18. Jahrhunderts eine große Rolle spielt, bildet ein wichtiges Ferment bei fast allen individualistischen Systemen: der Physiokratie, der Schule Adam Smiths, der Lehre vom Rechtsstaat, dem Kommunismus — daß dieser „potenzierter Individualismus" ist, um Schäffle zu citieren, hat Dietzel scharfsinnig erwiesen (a. a. O. Frankensteins Zeitschrift, I, 1893) —, dem Anarchismus, den Systemen von Bastiat, Mill und Herbert Spencer und, last not least! der deutschen Freihandelsschule, die an ihrer Ratlosigkeit den neu entstehenden sozialen Problemen gegenüber zugrunde geht. Alle diese Schulen stehen, wenn auch nicht immer grundsätzlich ablehnend, so doch mißtrauisch dem Eingreifen des Staates in das Wirtschaftsleben gegenüber; eine eingehendere Geschichte und Kritik der individualistischen Auffassung der ökonomischen Staatsintervention wird ergeben, daß es sich für diese Lehre bei der Tätigkeit des Staates im wesentlichen um den sogenannten „Rechtszweck" handelt. Im wesentlichen dagegen ganz allgemein individualistische und der Staatsintervention abgeneigte Staatslehre miteinander zu identifizieren, wäre unrichtig. Man denke nur an Smiths „System der natürlichen Freiheit" und die scheinbar damit in Widerspruch stehende Befürwortung eines Schutzzolles in vier Fällen!

2. Die kollektivistisch-„universitarische" (Jellinek) ökonomische Staatslehre. Das Individuum als solches ist kein Selbstzweck, die Gattung, die Gesellschaft, der Staat ist alles. Ein Eingreifen des Staates in das Wirtschaftsleben ist gestattet, weil das Gesamtwohl ein selbständiger Begriff und nicht bloß ein Additionsprozeß (nämlich die Summe aller Einzelinteressen) ist und darum sehr oft in scharfem Gegensatz zum Privatinteresse stehen kann. Darum gibt es auch wirtschaftlich Schwächere unverdienter Art, da eine natürliche Harmonie zwischen den egoistischen Trieben der Einzelnen fehlt, und jener Schwächeren muß sich in erster Linie der Staat annehmen. Nur so ist Sozialpolitik und Sozialreform möglich. Eine Grundvoraussetzung für eine solche Staatslehre ist aber auch — das wird nur zu oft übersehen — die Ueberzeugung von der produktiven Bedeutung des Rechtes und von dem teleologisch orientierten Verlauf des sozialen Geschehens. Der Marxismus, der an eine

mechanische Kausalität der wirtschaftlichen Entwicklung glaubt, kann konsequenterweise dem Staate nur die Rolle des resignierten Zuschauers oder die des „Geburtshelfers“ einer vorauszusehenden, mit Naturnotwendigkeit eintretenden Entwicklung vindizieren. Daß er aber vom Staate gerade die Herbeiführung der neuen kommunistischen Gesellschaftsordnung verlangt, ist eine ungeheure Inkonsequenz, ein logischer Schnitzer ersten Ranges. Für die „soziale“ Staatslehre, wie wir sie kurz nennen wollen, handelt es sich in erster Linie um den „Kulturzweck“ des Staates, wie wir ihn wohl am besten bezeichnen können, während der Rechtszweck seine selbstverständliche Voraussetzung bildet. Eine geschichtlich-kritische Uebersicht über die „sozialen“ Systeme dieser Art seit der Entstehung des modernen Staates, also seit dem Merkantilismus, hätte sich hier anzuschließen. Vor allem die Verdienste Baaders und Sismondis, die uns neuere Forschungen von Reichel und Elster mit Recht als Vorläufer der modernen sozialreformatorischen Schule dargestellt haben, müßten ebenso hervorgehoben werden wie die eminent bedeutungsvolle Tätigkeit Bismarcks, zumal auf dem Gebiete der Verkehrs- und Sozialpolitik, auf dem er so hitzig mit der „ganzen alten Garde der Volkswirte“ (G. Cohn), d. i. der Manchesterschule, um seine Reformen kämpfen mußte. Bismarck verkörpert die Idee des sozialen Staates.

3. Den Beschluß dieses Kapitels hätte der Versuch einer modern sozialwissenschaftlichen Staatslehre zu bilden, die sich ebenso frei zu halten hätte von den Uebertreibungen der individualistischen wie denjenigen der sozialen Staatsauffassung. Der Ausgangspunkt würde zweckmäßigerweise der Begriff des „Zweckwandels“ sein, wie ihn Jellinek formuliert hat. Die Staatszwecke „verändern“ sich nicht nur, sondern sie „wandeln“ sich auch. Alle Versuche, „die Grenzen der Staatswirksamkeit zu bestimmen“ — wie Wilhelm v. Humboldt seine bekannte Jugendschrift genannt hat — in absolut gültiger Weise, müssen fehlschlagen. Die soziale Staatslehre kommt der Wahrheit näher als die individualistische.

III. Zum Schluß noch ein paar Worte über den letzten Hauptabschnitt: über die sozialwissenschaftliche Systemlehre. Sie hätte sich mit der grundlegenden Frage auseinanderzusetzen, ob das alte System der Einteilung in theoretische und praktische Nationalökonomie, Finanzwissenschaft, Wirtschaftsgeschichte und Statistik beizubehalten wäre. Sie hätte die Notwendigkeit der „sozialphilosophischen Propädeutik“ zu erhärten und sich alsdann mit der Frage zu beschäftigen, wie die theoretische Volkswirtschaftslehre künftig zu behandeln, ob auch fernerhin die Vierteilung in Produktion, Zirkulation, Distribution und Konsumtion beizubehalten sei oder ob vielmehr die reformatorischen Gedanken Schmollers, in dessen „Allgemeiner Volkswirtschaftslehre“, Bd. I, z. B. das Kapitel vom Kapital gar nicht behandelt wird, dafür aber außerordentlich vielseitige soziologische und ethnologische Gesichtspunkte und anderes Neues mehr geboten werden, zu verwirklichen wären. Auch die Ideen Sombarts, die bislang in den Hauptkapiteln der Theoretischen Nationalökonomie behandelten Fragen in eine Propädeutik zu verweisen, und der interessante und scharfsinnige Versuch Plenges („Das System der Verkehrswirtschaft“, 1903), eine neue Systematik anzuregen, gehören hierher. Zugleich ist so der Uebergang zu den einzelnen sozialwissenschaftlichen Disziplinen gefunden.

Damit habe ich die kurze programmatische Uebersicht über eine sozialphilosophische Propädeutik, wie ich sie mir denke, vollendet. Möchte diese bescheidene Anregung auf fruchtbaren Boden fallen!

Psyche und Tonorgan.

Joseph Ratz und seine Tonstudien.

(Schluß.)

Schon die in Kürze hier dargestellte Entwicklung der Forschungen meines Vaters läßt erkennen, welche Konsequenzen aus ihnen für Gesang- und Sprechkunst in ästhetischer und zugleich technischer Hinsicht zu ziehen sind. Speziell wendet sich die neue Lehre gegen gewisse Ansichten, die in der Gesang- und Sprechkunst im Gegensatz zur Instrumentalmusik ziemlich allgemein herrschen. Niemand wird bezweifeln, daß es technisch und ästhetisch nicht gleichgültig ist, ob eine für Solovioline geschriebene Tonform von einem beliebigen anderen Instrument gespielt wird. Was würde ein Musikkenner sagen, wenn man im Gretchensatze der Faust-Symphonie die leitende Melodie, die Liszt der Oboe zugewiesen hat, auf dem Piston oder auf der Posaune wiedergäbe?

Wer aber fragt, ob es der Intention des Dichters entspricht, sein Werk mit heller oder dunkler, mit großer oder kleiner Tongebung, mit der weicheren Tongebung der Streich- und Holzblasinstrumente oder der härteren der Blechinstrumente zu singen? Wie gleichgültig läßt es der Durchschnittshörer über sich ergehen, wenn ein Sänger in einer Spieloper, sagen wir von Lortzing, seine Partie mit der Stimme einer Posaune wiedergibt! Er fühlt nicht, wie wenig dies der Intention des Dichters, der Zierlichkeit der Melodieführung entsprechen kann. Oder der Hörer findet die Wiedergabe sogar schön und bewundert die kolossale Größe der Stimme, die hier doch ganz deplaciert ist und gewissermaßen den Rahmen des Werkes sprengt. Ein Geschmack, der stets und für jedes Werk den größten Ton und nur ihn schön findet, erinnert an einen Architekturgeschmack, der die Schönheit im Maßlosen, Riesenhaften, Verhältnislosen verehrt. Ebenso einseitig ist ein Geschmack, der alle Werke mit möglichst dunkler, weicher Tongebung gesungen haben möchte. **Jedes Werk will in Bezug auf die Tongebung, in der seine Tonformen auftreten sollen, individuell behandelt sein.**

Wie aber soll man die richtige Tongebung für jedes Werk erkennen? Der Instrumentalkomponist schreibt das Instrument und damit die Tongebung, den Klangcharakter vor, in dem die Tonform auftreten soll. Der Tondichter aber, der ein Lied für Tenor schreibt, bestimmt nicht buchstäblich, ob der Tenor mit der Stimme einer Tuba, eines Violoncello oder einer Klarinette singen soll. Hingegen hat er es ausdrücklich genug in der Melodie selbst vorgeschrieben. Diese Vorschrift sucht die neue Forschung zu „lesen“ und zu befolgen. Sie stellt nach Nationalität und Gemütsart des Tondichters, nach der Melodieführung seiner Tonformen und durch die geschilderten praktischen Proben die Tongebung für seine Werke fest und ermöglicht zugleich die **bewußte** Beherrschung des Tenororgans ungefähr nach dem Prinzipe wie der Schauspieler die verschiedenen mimischen Darstellungen durch Muskelaktionen erreicht. Gerade der Sänger, der sein Organ bewußt und sicher wie der Instrumentalkünstler sein Instrument und nicht wie bisher mehr oder minder auf gut Glück und rein gewohnheitsmäßig zu gebrauchen vermag, wird seine Leistungen künstlerisch vertiefen können, ohne sein hohes Streben durch Ungehorsam des Organs vereitelt zu sehen.

Auch in anderer Richtung werden die Forschungen von praktischer Bedeutung. Sie werden zu einem Mittel der Kritik. Wie sich unzweifelhaft ergeben hat, sind sämtliche Werke eines Tondichters mit einer und derselben Tongebung zu singen. Oder, wenn sie mehrere Arten nötig machen, sind diesen wenigstens gewisse Klangeigenschaften konstant gemeinsam. Solche Grundklangeigenschaften, wie ich sie nenne, sind Färbung und Härtegrad. Ihnen stehen Nebenklangeigenschaften (z. B. Größe und Form des Volumens) gegenüber, die bei einem Tondichter stark variabel sein können. Es ist, um wiederum einen Vergleich aus dem Bereich der Instrumentalmusik heranzuziehen, ungefähr so,

als ob ein Tondichter nur für Klarinette oder überhaupt für Holzblasinstrumente, ein anderer nur für Blechinstrumente oder gar nur Trompete komponierte.

Schreibt man nun einem Tondichter Werke zu, die mit einer hinsichtlich der Grundeigenschaften anderen Tongebung zu singen sind als seine sämtlichen übrigen Werke, so ist die Echtheit jener anzuzweifeln. Ein Beispiel! Johann Seb. Bachs Werke sind durchweg mit heller, ziemlich fest geprägter Tongebung zu singen. Sehen wir, wie diese Feststellung zum Echtheitskriterium wird in einem konkreten Falle, den Richard Batka vor einiger Zeit im Kunstwart[9]) wiederum berührt. In dem Büchlein, das Bachs zweite Frau sich 1725 anlegte, steht auch das bekannte Lied „Willst du dein Herz mir schenken", mit der Ueberschrift: Aria di Govannini. „In Govannini hat man den italienisierten Namen Johann vermutet, und ein Bach-Kenner wie Rust hielt hartnäckig an der Autorschaft Bachs fest, auch als Spitta nachgewiesen hatte, daß es einen Komponisten namens Giovannini gegeben hat, der, obwohl Italiener von Geburt, für das im Jahre 1737 von Gräfe herausgegebene „Odenbuch" mehrere deutsche Arien ähnlichen Stils schrieb. Endgültig entschieden ist die Streitfrage bis heute noch nicht." Hier setzt die neue Forschung ein. Singt man das Lied in der Tongebung, die Bach sonst für seine Werke verlangt, so bemerkt man: die Stimme klingt unangenehm hell und hart, das Organ fühlt sich nicht in seinem Element. Soll das Lied richtig wirken und leicht gesungen werden, so muß es mit dunklerer, weicherer Tongebung vorgetragen werden, mit einer Tongebung, für die gerade regelmäßig die italienischen Komponisten schreiben. Soviel konstatierte bereits mein Vater und war überzeugt, das Lied sei Bach nicht zuzuschreiben. Nach seinem Tode stellte überdies meine Mutter fest, daß Arien von Giovannini, die in jener Gräfeschen Sammlung stehen, in derselben Tongebung zu singen sind[10]) wie jenes Bach zugeschriebene Lied. Der Ring ist also geschlossen. Nach Lage des Falls scheint kein Zweifel mehr möglich, daß jenes Lied Giovannini, nicht Bach zuzuschreiben ist.

Ein weiteres Beispiel liefert der „Barbier von Bagdad". In seiner Cornelius-Biographie (S. 78) sagt Sandberger von dem Ihnen wohlbekannten Muezzin-Rufe: „Es ist mir nicht gelungen, zu ermitteln, ob Cornelius ein Originalthema verwertet hat!" Prüft man den Ruf auf die Tongebung hin, in der er zu singen ist, so ergibt sich: er ist in anderer Tongebung zu singen, als das ganze ihn umschließende Werk und andere Werke von Cornelius. Er fordert die gleiche Tongebung wie viele türkische und neugriechische Volksmelodien. Damit ergibt sich die Berechtigung, das Thema als entlehnt zu bezeichnen. Bemerkenswert scheint mir auch eine Aeußerung Felix Mottls in einer Besprechung des „Barbiers von Bagdad".[11]) Er nennt dort den Muezzin-Ruf ein Motiv von ausgesprochen orientalischem Charakter und weist mit diesem Ausspruch auf die eigentümliche, kurzschrittige Melodieführung hin, die die orientalischen und nicht minder die slavischen Melodien auszeichnet.

Auch in der Frage, ob Bach eine Lukas-Passion geschrieben habe, leistet die Probe auf die Tongebung wertvolle Dienste. Wie ich dem Vorwort in der Partiturausgabe der Bach-Gesellschaft entnehme, hat Bach in der eigenhändig geschriebenen Partitur weder den Textdichter noch auch den Komponisten namhaft gemacht. „Da nun bis heute," heißt es dort, „aller beharrlichen und zahlreichen Nachforschungen ungeachtet, es nicht gelungen ist, den Dichter oder Komponisten oder beide ausfindig zu machen, so muß notwendigerweise die Frage, wem das Werk eigentlich zuzuschreiben sei, noch offen gelassen werden. Es haben sich wohl zu beachtende Stimmen vernehmen lassen, die jede Möglichkeit, das Werk sei von Bach, in Abrede stellen, weil es ihnen zu unbedeutend erscheint. Andere Stimmen dagegen, die ebenfalls Beachtung verdienen, halten das Werk für eine Jugendarbeit Bachs, für die der Meister als solcher sich auch in späterer Zeit so viel Anhänglichkeit bewahrt haben mochte, daß er sie ins Reine schrieb, um sie nicht gänzlich der Vergessenheit anheim zu geben."

Wie fällt hier die Probe auf die Tongebung aus? Sie zeigt, daß das Werk in der gleichen Tongebung zu singen ist wie die übrigen Werke Bachs und bestärkt damit die Ansicht derer, die die Lukas-Passion für ein Jugendwerk Bachs halten.

Die dargelegten Fälle zeigen, wie ich glaube, zur Genüge, daß die Probe auf die Tongebung zum Echtheitskriterium letzter und höchster Instanz wird, wenn andere Kriterien es nicht ermöglichen, den Autor eines Werkes mit Sicherheit festzustellen.

Was für die Werke der Musikliteratur, gilt analog für die Sprachliteratur. Auch ihre Werke bedürfen zur Wiedergabe im Sinne des Dichters der Tongebung, welche ihrem psychischen Gehalt entspricht,[12]) auch für sie wird gegebenenfalls die Probe auf die Tongebung, bezw. Tonlage, zum Echtheitskriterium, wie es Sievers' Untersuchungen bezüglich der mittelhochdeutschen Dichtungen zeigen.

Es lag in der Forschungsmethode meines Vaters begründet, daß er sich weniger mit Echtheitsfragen beschäftigte, sondern sein Interesse vorzüglich völkerpsychologischen und völkerphysiologischen Fragen zuwandte. Die Einzeluntersuchungen ergaben nämlich, daß die Werke von Tondichtern eines Volkes regelmäßig nur Arten der Tongebung mit gleichen Grundklangeigenschaften erheischen, als ob sie von einem Tondichter geschaffen wären (siehe oben!). Anders, wenn man Tondichter verschiedenster Nationalität ins Auge faßt. Hier besteht dann häufig, aber durchaus nicht immer eine Differenz auch bezüglich der Grundeigenschaften. Beispielsweise verlangen die italienischen Komponisten für ihre Werke regelmäßig dunkle, die deutschen helle, beide weiche, die französischen härtere Tongebung. Zu den Melodien der deutschen Tondichter gesellen sich aber noch die englischen, skandinavischen, ostindischen, javanischen, chinesischen u. a., zu den italienischen die meisten polnischen und rumänischen. Diesen zwei Hauptgruppen steht die dritte der französischen, spanischen, alt- und neugriechischen, israelitischen, ungarischen, slavischen, persischen, siamesischen, japanischen, afrikanischen, süd- und nordamerikanischen Melodien gegenüber. So schließen sich die Völker selbst wieder nach Gleichheit jener Grundeigenschaften in große Gruppen zusammen, die allerdings unter anderen hier nicht zu erwähnenden Gesichtspunkten in Untergruppen zerfallen.

In Anbetracht der Beziehungen zwischen psychischen und physischen Erscheinungen, die ich oben erörtert habe, muß man bei den Völkern einer Gruppe eine Gleichheit bestimmter psychischer Eigenschaften annehmen. Diese Ansicht findet ihre Bestätigung durch längst gemachte Beobachtungen. Man weiß ganz allgemein, daß seelische Eigenschaften genereller Natur großen Gruppen einzelner, ganzen Rassen zu eigen[13]) und vererblich sind. Und ebenso allgemein kennt man die Aehnlichkeit des Stimmklangs von Angehörigen eines Volkes, durch die sie sich von anderen Völkern unterscheiden. Denken Sie an die Tongebung der Italiener, die im allgemeinen dunkler ist als

---

9) K.-W. 1902, Heft 3, S. 113.

10) Hier wie sonst muß die praktische Vorführung der verschiedenen Tongebungen, zu der Frau Klara Rutz und der Verfasser gern bereit sind, die letzten Zweifel heben.

11) Mus. Wochenbl. 1879, Nr. 33.

12) Man mache den praktischen Versuch zunächst lediglich bezüglich der Tonlage. Ich nenne gleich einige Werke, um den Versuchen eine bestimmtere Richtung zu geben. In hoher Sprechtonlage sind (ebenso von Tenor, Sopran, Baß wie Alt) wiederzugeben: z. B. Goethes „Iphigenie", „Tasso", „Ganymed", „Prometheus" ꝛc., anscheinend alle seine Werke, vgl. auch F. Saran, Melodik und Rhythmik der „Zueignung" Goethes, Halle 1903, S. 24. Schillers Werke. — In Tieftonlage: Geibel, „Tod des Tiberius" u. a., Uhland, Eichendorff, Klopstock, Heine. — Trotz hoher Tonlage sind mit dunkler Tongebung zu sprechen: Goethes Werke, dagegen Schiller mit heller, beide mit weicher, Heine jedoch mit härterer Tongebung.

13) Wundt: Phys. Psychol. III, S. 639, 641 ff.

die der Deutschen, weicher als die der Franzosen. Von Bedeutung wird für diese Fragen besonders das Volkslied, und die mit seiner Hilfe angestellten Untersuchungen haben zu Resultaten geführt, die die Frage nahe legen, ob sich hier nicht ein brauchbares Kriterium der Rasse bietet. Ein Volk mag eine fremde Sprache, fremde Sitten, Gesetze und Gewohnheiten bei sich aufnehmen, psychische Eigenschaften so allgemeiner Natur wie Wärme und Schwere derart wandlungsfähig, daß nicht auch bei Völkermischung ein Residuum der ursprünglichen psychischen Eigenart infolge Vererbung erhalten bleibt.

Details in dieser Hinsicht zu bringen, muß ich mir hier allerdings versagen, auch ist es mir nicht möglich, auf manche andere naheliegende Fragen einzugehen. Ueberhaupt war es nicht meine Absicht, ein System der neuen Lehre zu bieten, vielmehr lag mir vor allem daran, die leitenden Gesichtspunkte der Forschung klar zu legen. In einer Zeit, wo sich der Sänger vor die Aufgabe gestellt sieht, Werke von Tondichtern verschiedenster Nationalität zu singen, erscheint es aus ästhetischen, stimmhygienischen und anderen Gründen wünschenswert und fruchtbringend, das Studium der Tongebung und alles dessen, was damit zusammenhängt, im Verein mit dem Studium der Tonform eingehend zu betreiben.

München. Ottmar Rutz.

Eremitenschulen in Altbayern.

Die „Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutscher Zunge", im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte herausgegeben von Karl Kehrbach, bringen als 4. Heft der „Beiträge zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Bayern" eine Arbeit von Joseph Heigenmooser, Direktor der kgl. Kreis-Lehrerinnenbildungsanstalt zu München, die um ihrer hervorragenden kultur- wie schulgeschichtlichen Wichtigkeit willen die Beachtung weiterer Kreise verdient. Sie berichtet eingehend und gründlich über die Eremitenschulen in Altbayern während des 18. Jahrhunderts und erschließt hiermit eine Episode der Schulgeschichte, die bisher selbst in fachmännischen Kreisen so gut wie verschollen war. Nur in Fischers Geschichte des Deutschen Volksschullehrerstandes wie in Spirkners niederbayerischer Schulgeschichte werden die Eremitenschulen flüchtig gestreift; auch der bekannte österreichische Volksschriftsteller Sebastian Brunner erwähnt, was Heigenmooser entgangen zu sein scheint, in seinem Werke „Die Mysterien der Aufklärung in Oesterreich" (Mainz 1869) der Eremiten-Kongregation, die am 1. März 1782 aufgehoben wurde. Aber Näheres über die Wirksamkeit dieser Eremiten und über ihre erzieherischen und schulgeschichtlichen Verdienste war gänzlich unbekannt. Man stellte sich die ehrwürdigen Männer meist als lebensmüde Greise mit wallenden weißen Bärten vor, die sich gebrochenen Herzens aus den Kämpfen der Welt in die stille Einsamkeit einer dichten Waldwildnis zurückgezogen hatten, wo sie ihre ärmliche Klause bewohnten, ihr Gärtchen hegten und pflegten und im trauten Verkehr mit Gott und der sie umgebenden Tier- und Pflanzenwelt ihre letzten Tage verbrachten. Davon, daß diese Männer doch nicht bloß ein beschauliches, oder, wie dies wohl mancher für sich übersetzen mag, ein müßiges Leben führten, wußte man nichts. Es bleibt Heigenmoosers Verdienst, durch seine emsigen Forschungen im allgemeinen Reichsarchiv zu München, in den Kreisarchiven von Ober- und Niederbayern, sowie in den Ordinariatsarchiven München und Regensburg reiches Material ausgegraben zu haben, aus welchen auf die Tätigkeit der sagenumwobenen Einsiedler überraschendes Licht fällt.

Die Eremiten gehörten kirchenrechtlich entweder als Tertiare verschiedenen Orden, meist den Franziskanern, Dominikanern oder Augustinern an, oder sie schlossen sich als Laienbrüder unter Genehmigung und Aufsicht des Bischofs zu einer Kongregation zusammen, der eine bestimmte Regel, meist die des 3. Ordens vom hl. Franz, natürlich mit verschiedenen, durch die Verhältnisse gebotenen Modifikationen, zugrunde lag. Wie wir aus Sebastian Brunner (S. 342 f.) erfahren, gab es zur Zeit der Säkularisation im österreichischen Viertel Ober-Manhartsberg in acht Gemeinden Eremiten, die als Meßner oder Lehrer dienten und vom Almosen lebten. Im Kreisamt Krems waren damals im ganzen 5 Eremiten vorhanden, von welchen 2 im Kirchendienste beschäftigt waren; 4 weitere Einsiedler, deren Brunner gedenkt, waren als Schullehrer tätig. Diese österreichischen Eremiten gehörten Konfraternitäten an, die einen Altvater wählten, welcher die materiellen Interessen zu vertreten hatte. Auch in Bayern fehlte es an solchen Waldbrüdern nicht. Eine Herzogin von Savoyen hatte, wie gleichfalls Sebastian Brunner zu melden weiß (S. 342), 1180 Gulden Kapital zur Gewandung der Eremiten in der Passauer Diözese gestiftet. Besonders zahlreich scheinen nun die Eremiten im Freisinger Sprengel gewesen zu sein. Sie traten, wie Heigenmooser an der Hand der Urkunden darlegt, 1686 zu einer Kongregation zusammen, die noch im selben Jahre die oberhirtliche Bestätigung erhielt, aber mit der Auflage, „die Unterweisung der armen Bauernjugend in Gegenden, wo keine Schulen sich befanden", zu übernehmen. Im Jahre 1713 wurden neue Satzungen erlassen, welche die Aufnahme in die Kongregation vom Bestehen eines Noviziates abhängig machten, während dessen sich die Novizen fleißig im Lesen und Schreiben zu üben hatten. Das Noviziat befand sich in St. Emmeram zu Obersföhring bei München und stellte eine Art Lehrerbildungsanstalt für die angehenden Eremiten dar. In St. Emmeram bestand schon seit 1500 eine Eremitenschule für die Kinder der umliegenden Dörfer. Sie diente nun, seitdem St. Emmeram 1721 Noviziat und Lehrerseminar geworden, zur Musterschule, in welcher die Einsiedel in den praktischen Schulbetrieb eingeführt wurden. Um 1730 wirkte an ihr ein Fr. Volthum, ein gebildeter, des Französischen und Italienischen mächtiger Mann, der sich als tüchtiger Lehrer eines gewissen Rufes erfreute. Sein Nachfolger wurde 1737 Simeon Winter, der studiert hatte und später Priester wurde. Ein weiteres Noviziat wurde 1742 auf dem Kalvarienberge zu Tölz begründet, aber erst nach langen Streitigkeiten eröffnet. Ein Bericht des Landgerichtes Tölz vom 16. März 1783 bezeugt: „Daß in Tölz nach der neuen Lehrart die Novizen unterrichtet werden, daß die aus der Anstalt hervorgegangenen Eremiten den Trivialschulen auf dem Lande mit bestem, erprobtem Nutzen vorstehen und deshalb vom ganzen Oberland verlangt werden. Die Klausner werden durch Aushaltung eines Noviziates und christl. Education während sie sich hier in Schullehr-Studio befinden, wie nicht minder im ökonomischen Fach für die Gemeinde und sich selbst nützlich unterrichtet, überhin auch zu Choral- und Kirchengesängen neben Schlagung der Orgel angehalten und werden zur Anschaffung neuer Schulbücher sonderlich angewiesen, an dem sie sich stricte zu halten haben. Viele tausend Schulkinder auf dem Lande sind in den 20 Jahren sehr nützlich und gut, ohne Beschwerde instruiert worden."

Das ehrenvolle Zeugnis, das mit diesen Worten der erzieherischen Wirksamkeit der Klausner ausgestellt wird, erhält durch die Forschungen Heigenmoosers seine volle Bestätigung. Er weist nicht weniger als 126 Eremitenschulen nach, von welchen auf den Regierungsbezirk Oberbayern 81, auf Niederbayern und Oberpfalz 45 entfallen. Von ganz besonderem, nicht bloß schul-, sondern auch kulturgeschichtlichen Interesse sind die statistischen Angaben, die Heigenmooser aus den Visitationsprotokollen entnimmt. Sie bergen die wertvollsten Aufschlüsse über die Orte, an welchen sich Klausnerschulen befanden — es waren meist abgelegene Filialgemeinden; sodann über die Personalien der Einsiedler, ihr Alter, ihren früheren Stand und ihre Vorbildung, über die Zahl ihrer Schüler, über ihre Lehrerfolge und über ihre ausnahmslos mehr als bescheidenen Einkünfte. Bei ihrer Aufhebung im Jahre 1802 zählte man in Bayern im ganzen 122 Eremiten. Davon gehörten dem Sprengel Freising 64, Regensburg 30, Augsburg (in seinem bayerischen Bestandteil) 11, Passau 3, Salzburg (bayerisches Gebiet) 5 an; und zwar waren von diesen 122 Eremiten 92 Kirchen- und Schuldiener, 27 Professionisten und Künstler und nur 3 keines von beiden.

Man wird ohne weiteres zugeben, daß die Klausnerschulen die Gebrechen und Mängel des damaligen Schulbetriebs teilten. Waren sie nicht viel besser als der Durchschnitt der damaligen Landschulen, so waren sie sicher auch nicht

schlechter; ja der Umstand, daß die Waldbrüder, seitdem sie sich in Kongregationen zusammengeschlossen, ein Noviziat und mit ihm einen pädagogischen Vorbereitungskurs durchzumachen hatten, verschaffte ihnen ihren weltlichen Kollegen gegenüber unleugbar einen gewissen Vorsprung, da sich unter letzteren Elemente genug befanden, die nicht einmal die Vorbildung der wackeren Einsiedler aufzuweisen vermochten. Heigenmooser stellt denn auch auf Grund des Aktenmaterials fest (S. 87): „Die Lehrbefähigung und Leistung dieser (Klausner-)Lehrer war im ganzen eine entsprechende. Groß ist im Verhältnis die Zahl jener, welche von der geistlichen oder weltlichen Obrigkeit rühmend erwähnt werden als tüchtige und verdienstvolle Schulmänner. Ich zähle zirka 50, von welchen ehrenvolle Zeugnisse in den Akten sich finden, darunter Leute, die als die besten Lehrer ihres Bezirkes gepriesen werden, und dieses Lob wird ihnen nicht allein von den Pfarrern, sondern häufig von den Pfleg- und Landgerichten gespendet. An 10 Orten finden wir die Schulführung der Eremiten getadelt. Sehr häufig ist über die Qualität der Lehrer in den Berichten kein Urteil abgegeben. Es überwiegt demnach die Zahl der tüchtigen und fleißigen erheblich jene der nicht entsprechenden. Viele der brauchbaren haben später, als sie den Habit ablegen mußten, als weltliche Lehrer Schulstellen übernommen.“ Es kam auch vor, daß die Kinder weit entlegener Ortschaften in der Klause Herberg, Nachtquartier und Verköstigung erhielten; Knaben und Mädchen schliefen in getrennten Räumen; die Eltern lieferten die Nahrungsmittel. Gewiß ist, daß ohne die Klausnerschulen Hunderte von Landkindern ohne allen Unterricht aufgewachsen wären. Das allein genügt, um dem Andenken jener Männer einen dauernden Ehrenplatz in der Geschichte des Volksschulwesens zu sichern. Heigenmooser aber darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, der Schulgeschichte ein neues Kapitel eingefügt zu haben.

J. S.

Bücher und Zeitschriften.

Poetenphilosophie. Eine Weltanschauung. Von Wilhelm Fischer in Graz. München und Leipzig 1904, Verlag von Georg Müller. VIII, 846 S. 8°.

Die Reaktion gegen die materialistische Weltanschauung, die sich schon im letzten Jahrzehnte des abgelaufenen Jahrhunderts bemerkbar machte, hat seither immer weitere Kreise gezogen und zu einer nachdrücklichen Betonung der christlichen Ethik geführt. Den interessantesten und eigenartigsten Versuch, die Lehren der modernen Naturwissenschaft mit dem Inhalte des Christentums in Einklang zu bringen und den Materialismus mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, stellt Wilhelm Fischers Buch dar, das den Titel Poetenphilosophie mit Recht nicht so sehr deshalb führt, weil sein Verfasser zufällig ein Dichter ist, als vielmehr, weil es nur von einem Dichter geschrieben werden konnte. Fischer ist bestrebt, die Geheimnisse des Lebens ausschließlich aus dessen Werdegange, wie Natur und Leben selbst ihn widerspiegeln, zu ergründen. Hierbei folgt er, ausgerüstet mit einer seltenen, die Gebiete der Naturwissenschaft, Religion, Philosophie und Sprachwissenschaft gleich gründlich beherrschenden Gelehrsamkeit, den Pfaden, die die Wissenschaft gebahnt hat; wo sie sich aber ins Dunkel verlieren, da sucht sein Poetenauge die Finsternis zu durchdringen und den Weg in wieder lichtere Regionen zu gewinnen. Bei seiner Darstellung, die in eine Reihe von auch einzeln mit Genuß und Gewinn zu lesenden Essays zerfällt, bedient er sich einer klaren, schlichten, allgemein verständlichen Sprache, so daß jeder Gebildete getrost nach dem Buche greifen kann. Ohne langatmige, weitschweifige Einleitung wird der Leser sofort in medias res versetzt und in eine Reihe anregender, mit zwingender Logik geführter Untersuchungen über den Ursprung des Lebens und die Entstehung der Ideen und Gefühle, auf denen unsere Kultur beruht, eingeführt. Der Ursprung alles Sittlichen erscheint Fischer als notwendig sinnlich, da sich der Mensch aus dem Tiermenschen heraus entwickelt hat, und zwar muß seiner Ansicht nach diese Umwandlung des Sinnlichen in das Sittliche in Verbindung mit dem Gottesideale geschehen sein. Es ist ein zwar weiter, aber ununterbrochener Weg, der von den ersten Anfängen irdischen Lebens, von der einfachen Monere durch die sich immer vielseitiger entwickelnde Tierwelt emporführt bis zum tierähnlichen Menschen. Demgemäß muß auch der Weg vom Tiermenschen bis zum Gottmenschen weit sein. Daß er aber ans Ziel führen werde, dafür ist dem Verfasser die Tatsache Bürgschaft, daß der Gottmensch bereits einmal auf Erden gewandelt sei, allen voranleuchtend, die ihm folgten. Aus diesem Grunde erscheint dem Verfasser das Christentum als die höchste Spitze, die die Entwicklung der religiösen Anschauung zu erreichen vermochte. Die Frage nach dem Ursprunge der Moralgefühle führt naturgemäß bis zum Ursprunge des Menschen selbst zurück, d. i. also in jene entwicklungsgeschichtliche Epoche, in der sich die Metamorphose des Tieres zum vernunftbegabten Menschen vollzogen hat. Die psychologischen Vorgänge während dieses Ueberganges, die für die Wissenschaft in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt erscheinen, aufzuhellen unternimmt ein eigenes Kapitel, das größte des Buches, das den Titel: Der Zweihänder führt und in dem der Dichter — denn dieser hat hierin vorwiegend das Wort — es versucht, die Geschichte jenes Tierahnen des Menschen zu schreiben, dem es bestimmt war, während einer langen geologischen Periode sich allmählich aus dem höchstentwickelten Tiere zu dem die Tierwelt schon in seinen Uranfängen wesentlich überragenden vernunftbegabten Menschen zu erheben. Das Erwachen des Mitleids, des Eigentumsbegriffes, das Auftauchen eines zunächst traumhaften Ichgefühles, das in der Sprache seinen äußerlichen Ausdruck findet, das sind die wichtigsten Moralgefühle, die Fischer noch dem Zweihänder zuerkennt, während die Entstehung von Selbstliebe, Wertschätzung des anderen und Scham bereits in die erste menschliche Epoche fallen. Nach des Verfassers Ansicht hat die Natur im Menschen zwar die höchste morphologische Art erreicht, doch ruht ihre artenbildende Kraft auch während der menschlichen Zeit nicht, nur sind es jetzt geistige Arten, die sie zu schaffen bestrebt ist. Wie sie sich einst zur Umbildung niederer Tierarten in höhere einzelner hervorragender Tierindividuen bediente, so ist es jetzt innerhalb der menschlichen Entwicklung der einzelne Ueberlegene, der die höhere geistige Art darstellt. Das endliche Ziel dieser geistigen Artenbildung ist die Vervollkommnung des Menschen zum reinen Menschen oder mit anderen Worten, die Entwicklung des Gottmenschlichen aus dem Tiermenschlichen und die Erreichung des Ideales des reinen Christentums. Die Poetenphilosophie ist reich an eigenartigen, seltenen Gedanken, deren sich gewiß auch jene Leser erfreuen werden, die vielleicht des Verfassers Ansichten nicht in allem zu teilen vermögen. Wohltuend berührt der Mangel an jeglicher Polemik. Ruhigen Schrittes geht der Verfasser seinem Ziele zu, bestrebt, einzig und allein durch seine Argumente den Leser zu überzeugen und in den Bann seiner von sittlichem Ernste erfüllten Ausführungen zu zwingen.

K. W. G.

Allgemeine Rundschau.

Der gestirnte Himmel im Monat März.

(Gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends.)

Die Milchstraße ist noch weiter nach Westen gerückt, sie zieht nunmehr in flachgestrecktem Bogen vom südwestlichen Horizont, ziemlich weit westlich vom Zenitpunkt vorbei, zum nördlichen Horizont. Tief im Nordwesten stehen die Sternbilder der Andromeda und des Stiers, im letzteren ist der Stern erster Größe Aldebaran mit den Hyaden, sowie der Sternhaufen der Plejaden gleichwohl noch gut sichtbar; das Sternbild des Widders ist bereits teilweise untergegangen. Im Westen ist das Sternbild des Hasen, im Südwesten der Große Hund mit dem Stern erster Größe Sirius, sowie das Sternbild des Schiffes im Untergang begriffen. Innerhalb der Milchstraße stehen im Nordwesten die Sternbilder der Cassiopeja und des Perseus; westlich vom Scheitelpunkt bemerken wir das Sternbild des Fuhrmanns mit dem Stern erster Größe Capella. Schon ziemlich tief im Westen glänzt das Stern-

bild des Orion mit den beiden Sternen Betelgeuze und Rigel; ihm gegenüber, diesseits der Milchstraße, erblicken wir die Zwillinge mit den hellen Sternen Castor und Pollux. Südlich von den Zwillingen, gleich diesen zum Teil in die Milchstraße hineinragend, steht das Sternbild des Kleinen Hundes mit dem Stern erster Größe Prokyon.

Nur wenig nordöstlich vom Scheitelpunkt steht das bekannte Sternbild des Großen Bären, südlich von diesem der Kleine Löwe. Das Sternbild des Großen Löwen mit dem Stern erster Größe Regulus und dem gleichfalls sehr hellen Stern Denebola geht eben durch den Meridian. Zwischen den Sternen erster Größe Regulus und Prokyon bemerken wir noch das Sternbild des Krebses mit dem bekannten, schon mit freiem Auge sichtbaren Sternhaufen der Präsepe (Krippe).

Ueber dem südöstlichen Horizont ist das langgestreckte Sternbild der Wasserschlange (Hydra) mit dem hellen Stern Alphard, sind ferner die Sternbilder des Bechers und des Raben nunmehr vollständig aufgegangen. Im Osten steht, zunächst noch in geringer Höhe, die Jungfrau mit dem Stern erster Größe Spica (= Kornähre); das Sternbild der Wage ist dort im Aufgehen begriffen. In beträchtlicher Höhe über dem östlichen Horizont steht das Sternbild des Bootes mit dem in rötlichem Lichte glänzenden Stern erster Größe Arkturus, ferner, westlich vom letzteren, das Haupthaar der Berenice, ein sehr charakteristisches Sternbild, und noch höher, bis an den Großen Bären heranreichend, das Sternbild der Jagdhunde.

Am nordöstlichen Himmel sind die Sternbilder der Leier mit dem hellen Stern Wega, des Herkules und der Schlange im Aufgange begriffen, etwas höher stehen dort die nördliche Krone und das Sternbild des Mauerquadranten. Im Norden endlich bemerken wir noch die Sternbilder des Kleinen Bären mit dem hellen Polarstern, des Drachen, der Giraffe, des Cepheus, und, nur wenig über dem Horizont, das Sternbild des Schwans mit dem Stern erster Größe Deneb.

Die Sonne steht um die Mitte des Monats schon ganz in der Nähe des Himmelsäquators. Am 21. März, früh um 2 Uhr, geht sie, in das Tierkreiszeichen des Widders eintretend, durch den Schnittpunkt des Himmelsäquators mit der Ekliptik; der Moment dieses Durchganges entspricht bekanntlich dem Eintritt des Frühlingsäquinoktiums oder (astronomisch) dem Frühlingsanfang. Tag und Nacht sind nunmehr für kurze Zeit gleich lang; fortan besitzt die Sonne nördliche Deklination. Ihre Kulminationshöhe, welche Mitte März für die Polhöhe von München rund 40 Grad beträgt, nimmt ebenso, wie die Länge ihres Tagbogens und wie das Azimut ihres Auf- und Untergangspunktes bis zum Eintritt des Sommersolstitiums beständig zu.

Die Entfernung Erde-Sonne wächst im Monat März um rund 170,000 Meilen, der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe sinkt im gleichen Zeitraum von 32′ 16.6″ auf 32′ 0.2″ herab.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

März	Aufgang			Untergang		
1.	6 h	58 m	früh	5 h	54 m	abends
8.	6	44	„	6	5	„
15.	6	30	„	6	15	„
22.	6	16	„	6	26	„
29.	6	1	„	6	36	„
31.	5	57	„	6	39	„

Die Tageslänge wächst demnach während des Monats März um 1 Stunde 40 Minuten. Dieser Zuwachs verteilt sich aber, wie man den obigen Auf- und Untergangszeiten entnimmt, auf Morgen und Abend auch im März nicht völlig gleichmäßig, da nunmehr die Tageszunahme in den Morgenstunden um reichlich eine Viertelstunde größer ist, als in den Abendstunden. Am Schluß des Monats beträgt die gesamte Tageslänge (ohne Dämmerung) 12 Stunden 42 Minuten.

In den Morgenstunden des 17. März findet eine ringförmige Sonnenfinsternis statt. Sie beginnt um 3 Uhr 36 Minuten früh (mitteleuropäische Zeit) und endigt um 9 Uhr 45 Minuten vormittags. Der Bereich ihrer Sichtbarkeit umfaßt die östliche Hälfte Afrikas, die südöstliche Hälfte Asiens, den Indischen Ozean und die westliche Hälfte des Großen Ozeans. In ganz Europa und Amerika ist die Finsternis somit unsichtbar.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat März sind folgende:

1. März	2 h	nachm.	Erdnähe (48,160 Meilen)
2. „	4	früh	Vollmond
9. „	2	nachts	Letztes Viertel
14. „	7	vorm.	Erdferne (54,750 Meilen)
17. „	7	vorm.	Neumond
24. „	11	nachts	Erstes Viertel
29. „	11	nachts	Erdnähe (48,640 Meilen)
31. „	2	nachm.	Vollmond

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

März	Aufgang			Untergang		
1.	5 h	25 m	abends	6 h	17 m	früh
8.	12	44	nachts	10	26	vorm.
15.	5	37	früh	4	43	nachm.
22.	9	0	vorm.	11	57	nachts
29.	4	15	nachm.	4	47	früh
31.	6	50	abends	5	55	früh

Eine Verfinsterung des Mondes findet im laufenden Jahre nicht statt. Eine am 28. März nachts 1 Uhr stattfindende Bedeckung des Fixsterns erster Größe Aldebaran (Alpha im Stier) ist in unseren Gegenden deshalb nicht sichtbar, weil um die angegebene Zeit sowohl der Mond, als auch Aldebaran bei uns schon untergegangen sind.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten sind im Monat März nicht besonders günstige.

Merkur geht in der ersten Monatshälfte noch etwa ½ Stunde vor der Sonne auf, nähert sich dieser dann immer mehr und kommt am 26. März in obere Konjunktion mit der Sonne zu stehen. Am 27. März steht Merkur ferner in Konjunktion mit dem Planeten Jupiter, wobei der kleinste Abstand beider Planeten nur 5 Bogenminuten beträgt. Merkur bleibt, praktisch genommen, während des ganzen Monats dem bloßen Auge unsichtbar.

Venus geht durchschnittlich eine Stunde vor der Sonne auf, ist also am östlichen Himmel in der Dämmerung noch immer als hellstrahlender Morgenstern sichtbar. Am 8. März kommt sie in Konjunktion mit dem Planeten Saturn (Abstand beider 20′), am 14. März in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Mars geht während des ganzen Monats ziemlich konstant um 7¾ Uhr abends unter, wird aber am westlichen Himmel in der Abenddämmerung nur unter besonders günstigen Umständen mit freiem Auge wahrnehmbar sein.

Jupiter geht durchschnittlich schon gegen 7 Uhr abends unter, kann also höchstens noch während der ersten Monatshälfte am westlichen Himmel wahrgenommen werden. Am 27. März kommt er in Konjunktion mit der Sonne zu stehen.

Saturn geht im März durchschnittlich schon 1½ Stunden vor der Sonne auf und ist somit in der Morgendämmerung tief am südöstlichen Himmel als mattgelbes Gestirn sichtbar. Am 14. März kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Uranus geht nunmehr im Monatsdurchschnitt schon um 2½ Uhr nachts auf und kann dann bis zum Anbruch der Morgendämmerung verfolgt werden. Am 20. März steht er in Quadratur zur Sonne.

Neptun geht durchschnittlich erst um 2¾ Uhr nachts unter und ist also während des größeren Teils der Nacht — wegen seines kleinen scheinbaren Durchmessers und der dadurch bedingten geringen Helligkeit freilich nur mit größeren Fernrohren — nahe dem Stern μ in den Zwillingen am Himmel aufzufinden. Am 24. März kommt er gleichfalls in Quadratur zur Sonne zu stehen.

Sternschnuppen. Im Monat März sind mehrfache Sternschnuppenfälle zu erwarten, die zum Teil recht be-

stimmt als periodisch erkannt sind. Die Ausstrahlungspunkte derselben liegen: Vom 1. bis 4. März im Sternbild des Großen Löwen, um den 7. März in der Wage und im Herkules, für den folgenden Teil des Monats im Drachen, im Cepheus, im Großen Bären und im Bootes.

Das Zodiakallicht ist besonders in der ersten Hälfte des Monats März, während welcher der Mond in den ersten Abendstunden nicht über dem Horizont steht, nach Einbruch völliger Dunkelheit als kegelförmiger, mit der Spitze nicht selten bis über die Plejaden hinaufziehender Lichtschein wahrzunehmen. Die Basis dieses schief aufsteigenden Lichtkegels ist stets an derjenigen Stelle des westlichen Horizonts zu suchen, an welcher die Sonne untergegangen ist.

-rt-

*

Störung einer elektromagnetischen Uhr durch Erdmagnetismus.

-rt- Das heftige magnetische Ungewitter, das als eine Folge von ungewöhnlich starker Sonnentätigkeit in der Nacht vom 31. Oktober auf den 1. November in Europa und Amerika beobachtet wurde und das u. a. fast allenthalben empfindliche Störungen im Telegraphenbetrieb hervorrief, hat sich, wie Prof. Hartwig, Direktor der Remeis-Sternwarte in Bamberg mitteilt, auch dort durch eine Störung höchst eigentümlicher Art bemerkbar gemacht. Eine Pendeluhr, deren Pendel jede Minute einen elektromagnetischen Antrieb durch zwei Akkumulatorenelemente erhält und die seit langer Zeit einen konstanten Gang zeigte, erfuhr nämlich in der kritischen Nacht eine Störung durch außerordentliche Beschleunigung des Pendels. Am Morgen des 1. November fand Herr Hartwig „die Uhr in größter Aufregung vor, das Pendel auf beiden Seiten an das Gewände anschlagend und die Zeiger um mehrere Stunden, vielleicht auch schon um einen ganzen Umlauf des Stundenzeigers vorausgeeilt, weil bei zu starkem Ausschlag mehrere Zähne des Sekundenzahnrades vom Anker mitgenommen werden. Eine Ladung der Akkumulatoren hatte seit mehreren Tagen nicht stattgefunden". Gleichzeitig teilt Herr Hartwig mit, daß am 31. Oktober abends durch Herrn Amtsrichter Winkler in Bamberg ein Nordlicht beobachtet wurde.

::

Kleinere Mitteilungen.

* Eine Abteilung „Böhmen" der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte wurde am Samstag in Prag gegründet. Zum Obmann wurde Professor Dr. A. Bachmann, zum Schriftführer Professor Anton Weiß gewählt. Die Sektion zählt schon 125 Mitglieder.

* Der Deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege hat, nachdem der Geheime Sanitätsrat Dr. Spieß in Frankfurt a. M. vor kurzem gestorben ist, das Amt eines ständigen Sekretärs auf ein Jahr dem Dr. med. Pröbsting in Köln übertragen.

ct. Ein wissenschaftliches Lexikon der Hindu-Sprache ist seit längerer Zeit in Arbeit. Eine in Benares abgehaltene Versammlung stellte fest, daß bisher die indische Wiedergabe der wissenschaftlichen Ausdrücke innerhalb der Mathematik, der Astronomie, der Chemie und der Philosophie beendet worden ist. Vielfach war die Uebertragung leicht, weil in der indischen Schriftsprache, dem Sanskrit, ohne viele Bemühungen entsprechende Worte zu finden waren, aber die Einpassung der chemischen Ausdrücke hat bedeutende Schwierigkeiten gemacht. Es blieb in der Mehrzahl der Fälle kein anderes Mittel, als die in der europäischen Wissenschaft üblichen Namen zu „hindisieren". Beispielsweise wurde für Kohle (Carbon) Karb, für Phosphor Sphur gewählt. Für Sauerstoff hat der wissenschaftliche Ausschuß bisher überhaupt noch keine genügende Bezeichnung in der Hindusprache ausfindig machen können. Mehr als sieben Namen wurden vorgeschlagen, aber keiner fand allgemeine Billigung. Es ist daher beschlossen worden, einige bedeutende Sachverständige um ihre Ansicht zu befragen.

* Von deutschen Bibliotheken. Die Büchersammlung des ehemaligen Indischen Instituts in Delft wurde um etwa 36,000 Mark von der Berliner Universitätsbibliothek erworben. Das im Jahre 1901 eingegangene städtische Institut diente zur Heranbildung niederländischer Beamten für Ostindien. Die Bibliothek ist besonders reich an polynesischen und indischen Handschriften.

::

Hochschulnachrichten.

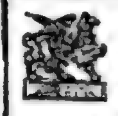
* **Bonn.** Am Montag fand hier im Garten der königlichen Kliniken die Enthüllung des Denkmals für den verstorbenen Direktor der Chirurgischen Klinik, Geheimrat Professor Dr. Max Schede statt. Die Festrede hielt der Nachfolger des Verstorbenen Professor Bier.

hc. **Berlin.** Der Senior der juristischen Fakultät an der hiesigen Universität, Professor für römisches und gemeines preußisches Recht Dr. Heinrich Dernburg, vollendet am 3. März sein 75. Lebensjahr.

* **Aus Oesterreich.** Bei den österreichischen Hochschulen zeigt sich während der letzten drei Jahre eine auffallende Steigerung der Besuchsziffer. Während früher die Zunahme der Zahl der Studierenden kaum mehr als 100 im Jahre betrug, ist seit 1899 ihre Zahl um nahezu 4000 gestiegen. Dabei sind die philosophischen Fakultäten, die Mitte der 90er Jahre den größten Rückgang zeigten, am stärksten an der Zunahme beteiligt, während die medizinische im Rückgange ist und die theologischen und juristischen Fakultäten sich wie immer entwickeln. Namentlich stark haben sich die philosophischen Fakultäten der böhmischen Universität in Prag und der polnischen Universitäten in Lemberg und Krakau vergrößert.

* **Aus Belgien.** An der Universität Brüssel ist, wie der Frankfurter Zeitung mitgeteilt wird, ein neuer Lehrstuhl für semitische Philologie errichtet worden. Er wurde mit Professor A. Kugener besetzt, der sich durch seine Studien auf dem Gebiet der semitischen und byzantinischen Literaturgeschichte einen Namen gemacht hat.

Für den Inseratenteil verantwortlich: A. Schumacher, München.



J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin

Soeben beginnt zu erscheinen:

Paul Heyse

Novellen Wohlfeile Ausgabe

60 Lieferungen zu je 40 Pfennig
(alle 14 Tage eine Lieferung)
oder 10 Bände geheftet zu je M. 2.40
in Leinw. gebunden zu je M. 3.—

Man wird es in weiten Kreisen freudig willkommen heißen, daß nunmehr eine wohlfeile Ausgabe Heyse'scher Novellen in zehn gefällig ausgestatteten von dem Meister selbst geordneten Bänden erscheint.

Die erste Lieferung oder der erste Band sind durch die meisten Buchhandlungen zur Ansicht zu beziehen.

Prospekt gratis

Inhalt

Band III. Italienische Novellen. — Band III. Moralische Novellen. — Band IV. Neue moralische Novellen. — Band V. Troubadour-Novellen. — Band VI. Buch der Freundschaft. Band VII. Frau von F. und andere Novellen. Band VIII. Neue Novellen. Band IX. Geteiltes Herz und andere Novellen. — Band X. Kleopatra u. andere Novellen

(8030)

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 3. März. Nummer 52.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.
Technische Briefe. III. Von E. Wrobel.
Zur Erforschung Innerasiens. Von T. P.

II. Bücher und Zeitschriften.
Das Archiv für Religionswissenschaft.

III. Allgemeine Rundschau.
Internationale Kriminalistische Vereinigung. — Helligkeitsschwankungen an kleinen Planeten. — Uebertragung einer Photographie auf elektrischem Wege. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Technische Briefe.

III.

Eine neue Schützenanordnung für Wasserkraftmaschinen. Verfahren und Vorrichtung zum schnellen Erhitzen von Flüssigkeiten. Verfahren zum Verdichten von Stahlblöcken in flüssigem Zustande.

Ungezählte Bäche, Flüsse und Wasserläufe werden noch gar nicht oder nur ungenügend ausgenützt. Sie wälzen ihre Wassermassen zu Tal oder streben durch das Flachland dem Meere zu, und dienen höchstens als Verkehrsvermittler, indem sie ihren Rücken willig zum Tragen der Lastkähne hergeben. Nur ein kleiner Teil der dem Menschen in so reichem Maße dargebotenen Naturkräfte wird hierdurch wirklich ausgenutzt. Die von höheren Stellen zu tieferliegenden fließenden Wassermassen bergen eine Energie in sich, die vielfach zur Arbeitsleistung, zum Treiben von Mühlen und anderen industriellen Unternehmungen, in weit höherem Maße herangezogen werden könnte, als es bis jetzt der Fall ist.

Die Wirkung einer Turbine — es werden als Wasserkraftmaschinen wohl nur Turbinen in Frage kommen — hängt, abgesehen von der besonderen gewählten Konstruktion, Schaufelung, Beaufschlagung u. s. w., davon ab, welche Wassermenge durch das Rad geht, und zweitens, wie groß das Gefälle, d. h. der Höhenunterschied zwischen Oberwasserspiegel und Unterwasserspiegel, ist. Beide Faktoren zusammen bestimmen die Arbeitsleistung.

Die notwendigen Aenderungen in der Arbeitsleistung müssen nun durch Aenderung des Gefälles oder der Wassermenge oder beider zusammen herbeigeführt werden, wenn man nicht, wie z. B. bei der Finkschen Turbine, durch Einstellen der Schaufelung regulieren will. Wo nun ein verschwindend kleiner Teil der vorhandenen Wassermasse zum Betrieb benötigt wird, haben diese Aenderungen nicht viel auf sich. Wo aber das ganze oder der größte Teil des Wassers zum Treiben der Turbine gebraucht wird, können dadurch erhebliche Uebelstände entstehen. Wird das Oberwasser z. B. angestaut, so muß im unterhalb gelegenen Flußlauf die Tiefe des Wassers geringer werden, und es kann dann leicht vorkommen, daß Kähne, die für eine bestimmte Tiefe geladen haben, festsitzen. Durch das Anstauen andrerseits können Ueberschwemmungen oberhalb gelegener Wiesen u. s. w. eintreten. Es sind aber auch noch andere Kraftanlagen in dem Stromlauf vorhanden. Durch das Steigen des Oberwassers wird bei den stromaufwärts liegenden Wasserkraftmaschinen infolge Erhöhung ihres Unterwasserspiegels das Gefälle verringert, und infolge Fallens des Unterwassers sinkt der Oberwasserspiegel der unterhalb liegenden Turbinen. Alle in einem Flußlaufe vorhandenen Wasserkraftanlagen können also durch die willkürlichen Maßnahmen eines einzigen Besitzers geschädigt werden.

Man hat diese Uebelstände durch Anlage von Ueberfallwehren abzustellen gesucht. Diese gestatten ein Anstauen des Oberwassers nur bis zu einem gewissen Grade, d. h. steigt der Oberwasserspiegel über ein bestimmtes Maß hinaus, so fällt das Wasser über die Oberkante des Wehrs hinweg und fließt ab. Da diese Ueberfallwehre sich nicht immer in unmittelbarer Nähe der Maschinenanlage befinden, sondern auch vielfach stromaufwärts in einiger Entfernung von dieser angeordnet sind, und ferner mit einem Gerinne verbunden sind, das oft weit unterhalb in den eigentlichen Wasserlauf mündet, so wird durch diese Ueberlaufwehre oftmals ein zeitweiliges Sinken des Unterwassers nicht verhütet werden können, da eine geraume Zeit vergehen kann, bevor das über das Wehr abfließende Wasser in den Flußlauf gelangt. Außerdem kann die Ueberfallkante des Wehrs auch beliebig, bezw. nach Willkür des Besitzers eingestellt werden.

Nun ist von Herrn Willy Meyer in Hameln a. d. Weser eine Schützenanordnung angegeben worden (Patent 131,713, Klasse 88), durch welche bei mittleren Wasserverhältnissen ein Anstauen des Wassers nicht möglich ist, vielmehr die gesamte Durchflußmenge stets die gleiche bleibt. Diese Einrichtung besteht darin, daß das Schütz des Freigerinnes, das des Wasserlaufes, durch den beim Stillstand der Turbine das Wasser abgeleitet wird, und das des Arbeitsgerinnes in Abhängigkeit voneinander gebracht sind, und zwar so, daß die Schließbewegung des einen ein entsprechendes Oeffnen des anderen bedingt.

Es ist also unter oder unmittelbar neben dem Arbeitsgerinne ein Freigerinne erforderlich. Beide sind mit Schützen ausgestattet. Wenn das eine Schütz ganz geöffnet ist, ist das andere geschlossen und umgekehrt. Die maximale Arbeit wird dann geleistet, wenn das Schütz in dem Arbeitsgerinne vor der Turbine ganz aufgezogen ist, wenn also das ganze im Mittel zur Verfügung stehende Gefälle ausgenutzt wird. Dann ist das Schütz in dem Freigerinne vor der Turbine geschlossen, und alles Wasser geht durch die Turbine in das Untergerinne. Wird eine kleinere Arbeitsleistung benötigt, so wird das Schütz in dem Arbeitsgerinne vor der Turbine um den entsprechenden Teil geschlossen, so daß das Gefälle und demzufolge auch die Arbeit kleiner wird. Es würde dann entsprechend der geringeren Höhe auch weniger Wasser in derselben Zeit durch die Turbine gehen und dadurch oberhalb ein Anstauen, unterhalb ein Fallen des Wasserspiegels stattfinden, wenn nicht gleichzeitig und zwangläufig das Schütz im Freigerinne soweit geöffnet werden würde, daß der Betrag des abfließenden Wassers im ganzen derselbe bleiben müßte wie vorher. Soll die Turbine stillgestellt werden, so wird das Schütz vor derselben im Arbeitsgerinne ganz geschlossen und das Freigerinne durch ein und dieselbe Kurbelbewe-

gung gleichzeitig ganz geöffnet, so daß also die ganze Menge des abfließenden Wassers jetzt durch das Freigerinne geht, ohne daß vorher in irgend einer Weise ein Anstauen möglich gewesen wäre.

Es ist bei dieser Anordnung nicht in das Belieben des Turbinenbesitzers gestellt, das Wasser in stillerer Zeit beliebig anzustauen, um es eventuell später bei gesteigertem Betriebe allmählich zu verwerten, sondern er kann bei normalen oder mittleren Wasserverhältnissen über eine bestimmte Maximalleistung nicht hinaus, und jede Aenderung seines Kraftbedarfes bleibt ohne, ja auch ohne vorübergehenden Einfluß auf die sonstigen Wasserverhältnisse in dem Flußlaufe, so daß Beschwerden und Klagen des einen Besitzers gegen den anderen wegen Wasserentziehung oder Anstauung nicht gut möglich sind, wo die Verhältnisse derart liegen, daß die Meyersche Schützenanordnung überhaupt angewandt werden kann. Ueberall werden die Verhältnisse natürlich nicht so liegen. Wo es aber möglich ist, entfällt der Grund, der oft die Veranlassung zur Versagung einer Konzession gewesen ist, nämlich die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, daß die Anlieger durch die Willkür eines einzigen geschädigt werden könnten.

Natürlich muß der Besitzer verpflichtet werden, die einmal festgelegte Abhängigkeit der Bewegungen der Schütze des Arbeits- und des Freigerinnes auch aufrecht zu erhalten, und an den zur Bewegung der Schütze dienenden Getrieben nichts zu ändern. Die Durchführbarkeit einer solchen Maßregel dürfte wohl nicht allzu schwer sein.

Es wäre nun noch der Fall zu beleuchten, daß wegen großer Trockenheit Wassermangel eintritt, oder wegen großer Niederschläge u. s. w. zu viel Wasser vorhanden ist. In ersterem Falle wird der Oberwasserspiegel unabhängig von der Anlage überhaupt fallen, und ebenso auch der Unterwasserspiegel; im zweiten Falle muß durch besondere Freigerinne für den Abfluß der zu großen Wassermengen gesorgt werden. Gegen diese Eventualitäten sind wir aber machtlos, und wir müssen die Folgen hier ebenso in Kauf nehmen, wie auch bei den anderen Wasserkraftanlagen überhaupt.

* * *

Von hervorragendem praktischen Wert ist ein neues Verfahren zur Erhitzung von Wasser, z. B. für Küchenzwecke, Bäder und Toiletten u. s. w., welches von A. Waldbauer in Stuttgart erfunden und unter Nr. 130,348 patentiert worden ist. Mittelst der nach diesem Verfahren arbeitenden, höchst einfachen Apparate kann in kürzester Zeit, man könnte sagen augenblicklich, unter höchster Ausnutzung der Wärme heißes Wasser erzeugt oder eine Kaltwasserleitung in eine Warmwasserleitung umgewandelt werden.

Wie lange es manchmal dauert, bis der Badeofen bei Verwendung von Kohlen angeheizt ist, dürfte bekannt sein. Bei den schneller wirkenden Gasheizungen sind die höchst unangenehmen und gefährlichen Gasexplosionen kaum zu vermeiden, und wird eine der vielen Sicherheitsvorrichtungen angewandt, so kompliziert sich die Einrichtung, und eine absolut sichere Gewähr gegen Unfälle ist doch nicht gegeben.

Und wie wenig ausgiebig ist die Wärmeausnutzung bei dieser Art Feuerung. Die Flamme muß durch die Wandung des Gefäßes hindurch auf eine mehr oder weniger große Wassermasse einwirken. Die Metalle, aus welchen die Gefäßwandungen, Kochtöpfe u. s. w. bestehen, sind zwar an sich gute Wärmeleiter, setzt sich aber Ruß an, oder, wie es bei Verwendung von Brunnenwasser leicht vorkommen kann, Bodensatz, so wird das Wärmeleitungsvermögen bedeutend herabgesetzt. Ferner kann die Erwärmung auch nur schichtenweise vor sich gehen. Die unterste Wasserschicht ist allein mit dem durch die Flamme erhitzten Boden des Gefäßes in Berührung, und nur auf diese kann sich zunächst die Wärme übertragen. Das Wasser an sich ist ein sehr schlechter Wärmeleiter und so pflanzt sich die Wärme dieser zuerst erhitzten Schicht sehr schwer fort. Zu Hilfe kommt der Erwärmung allerdings das Austauschen der Schichten, indem die heißeren nach oben steigen und die schwereren sich senken. Man sieht aus dem Obigen sofort, daß unsere gewöhnliche Art der Feuerung und Flüssigkeitserhitzung von dem Ideal einer solchen noch recht weit entfernt ist, denn es dauert eine geraume Zeit, bis die Wärme durch die dicke Schicht des Wassers hindurchgeleitet ist, und die nutzlosen Ausstrahlungen der Flamme bedingen eine nur schlechte Ausnutzung der im Brennmaterial enthaltenen Wärmemenge. Man kannte aber keine andere, bessere Art der Erwärmung von Flüssigkeiten und mußte zufrieden sein.

Es sind zwar Versuche gemacht worden, eine bessere Wärmeausnutzung dadurch zu erzielen, daß man das Zwischenglied der Gefäßwandung beseitigte und die Flamme direkt auf das Wasser einwirken ließ. Befriedigende Resultate sind aber, soweit bekannt, nicht erzielt worden, weil immer eine zu rasche Abkühlung der Flamme eintrat, welche Rußbildung zur Folge hatte, so daß das so erwärmte Wasser wegen des unangenehmen Geruchs und Geschmacks nicht verwendbar war.

Wendet man aber das Verfahren des Herrn Waldbauer an, so werden in einfachster Weise, ich möchte sagen alle Mängel der bisherigen Feuerungen behoben. Es wird auch die direkte Einwirkung der Heizgase auf das Wasser angewandt, aber die Einrichtung ist so getroffen, daß eine vollständige Verbrennung der Gasflamme zu Kohlensäure (CO_2) erzielt wird, bevor das Wasser überhaupt in Berührung mit den heißen Gasen kommt. Der Wasserstrahl wird nämlich so geleitet, daß durch seine Bewegung die Flamme angesaugt wird, wodurch sich bei entsprechender Luftzufuhr eine Stichflamme bildet und eine vollständige Verbrennung möglich ist. Das Wasser tritt unter dem Druck der Wasserleitung in feinen Strahlen in den Mischraum ein und fließt unmittelbar und in geeigneter Richtung an der Austrittsöffnung für die Heizgase vorbei. Ein derartig sich bewegender Wasserstrahl hat nun die Eigenschaft, die Luft und natürlich auch die Flamme aus dem anstoßenden Rohre anzusaugen und mit sich fortzureißen.[1]) Hierbei bildet sich die Stichflamme, in welcher die vollständige Verbrennung aller Kohlenteile erreicht wird. Diese vollständig zu Kohlensäure verbrannten und sehr heißen Gase treffen nun beim Austreten aus ihrem Führungsrohr mit den Wasserstrahlen zusammen, bewegen sich mit ihnen im Gleichstrom weiter, vermischen sich hierbei innig mit den Wasserteilchen und geben ihnen ihre Wärme ab, d. h. sie erwärmen das Wasser, und an dem anderen Ende des Apparates fließt heißes Wasser aus. Die Abmessungen des Apparates müssen natürlich derartige sein, daß nicht zu viel und nicht zu wenig Luft mit den Heizgasen zusammen angesaugt werden kann, und daß das Zusammentreffen von kaltem Wasser und den Heizgasen erst an der Stelle erfolgt, wo die vollständige Verbrennung der letzteren zu Kohlensäure bereits eingetreten ist. Wird nämlich zu viel Luft mit angesaugt, so kühlen sich die Heizgase zu sehr ab, und bei zu wenig Luft findet infolge des mangelnden Sauerstoffs keine vollständige Verbrennung statt, so daß sich die noch nicht zu Kohlensäure verbrannten Kohleteilchen bei der Berührung mit dem kalten Wasser als Ruß abscheiden. Die richtige Einstellung der einzelnen Teile des Apparats wird bei der Montage vorgenommen und richtet sich nach dem Druck der Wasserleitung und nach dem Gasdruck. Im übrigen kann man an rußigem Geruch und Geschmack des Wassers leicht merken, wenn die Verhältnisse nicht stimmen, und Abhilfe schaffen.

Das auf diese Weise erwärmte Wasser ist vollständig rein, geruch- und geschmacklos. Die wenige Kohlensäure, die im Wasser verblieben und nicht durch das Abzugsrohr entwichen ist, hat, wie man vom Selterswasser her weiß, keinen nachteiligen Einfluß. Andere Stoffe als die reine Kohlensäure kommen bei richtiger Einstellung mit dem

[1]) Eine ähnliche Wirkung tritt bei den sogenannten Strahlpumpen und z. B. dem Sandstrahlgebläse ein, bei welchem durch einen, in bestimmter Richtung aus einer Düse austretenden Dampfstrahl Wasser oder Sand angesaugt und weitergeführt wird.

Wasser überhaupt nicht in Berührung, und so ist es auch gar nicht möglich, daß eine Verunreinigung irgend welcher Art eintritt.

Die Wärmeausnutzung ist eine bisher nie erreichte, nämlich 97 Prozent des Wärmewertes des Gases.[2]) Es erklärt sich dieser günstige Wirkungsgrad dadurch, daß ein Verlust an Wärme durch Strahlung oder Widerstand schlechter Wärmeleiter nicht entstehen kann, und daß die Abgase nur um wenige Grade wärmer als das erhitzte Wasser abziehen, also ein fast vollständiger Austausch der Wärme stattgefunden hat. Der Apparat kann in jede bestehende Wasserleitung eingebaut und an die Gasleitung angeschlossen werden, nimmt wenig Raum ein und kostet, soweit bekannt, in fein vernickelter Ausführung etwa 36 Mark.

Die Vorteile einer solchen Einrichtung liegen auf der Hand. Infolge der soliden und einfachen Anordnung der einzelnen Teile können Störungen im Betriebe kaum vorkommen, es kann sich kein Wasserstein absetzen, weil kein ruhendes Wasser vorhanden ist, es können keine Zirkulationsrohre undicht werden, es findet keine Wärmeausstrahlung statt. Man braucht nur den Wasserhahn zu öffnen, dann den Gashahn aufzudrehen und das Streichholz in die Nähe des ausströmenden, bezw. vom Wasserstrahl angesaugten Gases zu bringen. Sofort fließt am anderen Ende des Apparats heißes, völlig sauberes Wasser aus, das zu allen möglichen Zwecken Verwendung finden kann. Ein Verschwenden von Gas oder Feuerungsmaterial ist kaum denkbar, denn man wird das Wasser natürlich nur so lange laufen lassen, bis der Bedarf gedeckt ist, so daß also nicht zu viel Wasser aufgekocht werden kann oder die Flamme unter dem Kochtopf wer weiß wie lange brennen bleibt.

Es sind solche Apparate bereits vielfach im Gebrauch und haben sich, soweit bekannt, sehr gut bewährt. Eine allgemeine Verbreitung ist natürlich noch nicht möglich geworden, weil das Verfahren noch zu neu ist, um weitesten Kreisen bekannt geworden zu sein. Es läßt sich aber sehr wohl annehmen, daß das Verfahren allgemein Eingang finden wird, wenn auch die äußere Form und die gegenseitige Anordnung der Wasser- und Gasrohre im Laufe der Zeit Abänderungen erfahren können, obwohl die jetzige Ausführungsform als eine sehr gefällige und zweckmäßige bezeichnet werden muß.

Durch das Prinzip aber, das auf einer richtigen Erkenntnis der Naturvorgänge und in einer geschickten Verwertung derselben beruht, ist unstreitbar ein Wandel allereinschneidendster Art in die Flüssigkeitserhitzer hineingebracht worden, und das Verdienst gebührt Herrn Waldbauer.

* * *

Nicht uninteressant auch für Nichtfachmänner erscheint ein neues Verfahren zum Verdichten von Stahlblöcken in flüssigem Zustande, welches von Herrn Julius Riemer in der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure 1903, Nr. 46, angegeben ist. Wir wollen seinen Ausführungen folgen:

Alle Körper ziehen sich bei Temperaturverminderung zusammen. Besonders stark ist dieses Zusammenziehen, in der Technik „Schwinden“ genannt, beim Uebergang des Metalls aus dem flüssigen in den festen Aggregatzustand. Die Abkühlung schreitet bei allen Gußstücken von außen nach innen fort. Da ferner das Füllen jeder Form eine gewisse Zeit erfordert, und von unten nach oben fortschreitet, so findet auch der Erstarrungsvorgang gleichzeitig von unten nach oben statt. Hierbei muß, infolge der Schwindung, also der Raumverminderung, bald der Augenblick eintreten, wo das in die Form eingebrachte Metall den ursprünglichen Raum nicht mehr ausfüllen kann. Es muß sich dann ein Hohlraum bilden. Ein solcher wird in der Technik allgemein „Lunker“ genannt. Naturgemäß wird der Lunker sich an denjenigen Stellen bilden, an welchen die Erstarrung zuletzt erfolgt, d. h. in dem oberen Teile des Gußstückes. Der obere Teil eines Gußstückes wird daher bei gewöhnlichem Gußeisen, und ganz besonders bei Gußstahl, mehr oder weniger porös ausfallen und dann unbrauchbar oder stark minderwertig sein. Um ein dichtes, lunkerfreies Stück herzustellen, muß man seine Zuflucht zu besonderen Maßregeln nehmen. Die gebräuchlichste und wirksamste ist nun die Anwendung des sogenannten verlorenen Kopfes, d. h. die Form des Gußstückes wird so ausgeführt, daß der oberste Teil desselben, welcher also zuletzt erstarrt, später entfernt werden kann. Solange dieser Teil flüssig ist, bildet er gewissermaßen einen Behälter mit flüssigem Metall, welches in die beim Schwinden entstehenden Hohlräume der eigentlichen Gebrauchsform nachfließen muß, so daß das eigentliche Gußstück frei von Hohlräumen bleibt; letztere bilden sich vielmehr in dem verlorenen Kopf. Dieses Mittel ist nun sehr teuer, denn z. B. bei Dampfzylindern muß man dem verlorenen Kopf oft ein Gewicht von 15 bis 20 vom Hundert des Gewichtes des Gebrauchsstückes geben, wenn er seinen Zweck sicher erfüllen soll. Beim Stahlguß kommt es sogar vor, daß der Kopf 50 Prozent und noch mehr vom Stückgewicht haben muß. Besonders unangenehm bemerkbar wird diese Erscheinung bei der Herstellung von Gußstahlblöcken. Während für gewöhnlich die guten und dichten Blöcke in Deutschland 80—90 M. per Tonne kosten, bringen die Abfälle von den verlorenen Köpfen her nur 50—60 M. ein. Es wird also naturgemäß das Bestreben vorhanden sein, im Verhältnis zum guten Block möglichst wenig Abfall zu bekommen, weil dadurch der Wert des Erzeugnisses nicht unbedeutend vergrößert wird. Man hat nun versucht, den flüssigen Block zu pressen und dadurch die Luckenbildung zu verringern. Dieses Verfahren ist aber wegen der teuren und wenig leistungsfähigen Pressen nicht rentabel. Man versuchte auch das erforderliche Volumen des toten Kopfes durch Warmhalten desselben zu verringern.

Bedingung hierfür ist es nun, daß die Erhitzung weit über den Schmelzpunkt des Metalls getrieben werden muß, um den Kopf so lange wie möglich flüssig zu erhalten. Wenn dieses gelingt, so führt Herr Riemer weiter aus, so ist die Bildung eines Lunkers einfach unmöglich, weil entstandene Hohlräume sich sofort wieder ausfüllen können und andererseits die sich bildenden Gase durch die flüssige Metallschicht entweichen. Erst ganz oben können sich beim Erstarren wenige Hohlräume und Gasblasen bilden. Ferner ist es erforderlich, die hohe Temperatur so schnell herzustellen, daß sich an der Berührungsstelle mit der Luft nicht schon eine Kruste gebildet haben kann. Beide Bedingungen, nämlich die hohe Temperatur und die Schnelligkeit der Temperaturerhöhung, sind aber nur bei kräftiger Vorwärmung von Gas und Luft zu erzielen, und hierin liegt das wesentliche des neuen Verfahrens, das in allen Kulturländern patentiert oder zum Patent angemeldet ist.

Nach diesem werden gewöhnliches Generatorgas und Druckluft in einem Röhrenvorwärmer vorgewärmt und in einem auf die Gußform aufgesetzten Brenner verbrannt. Die Stichflamme wird unmittelbar auf die Oberfläche des flüssigen Metalls geleitet.

Die Erfolge, die mit diesem Verfahren erzielt werden können, sind ganz bedeutende. An einer Reihe von derartig hergestellten Blöcken zeigte es sich, daß der poröse abgeschnittene Teil nur 5.3 bis 7.2 Prozent des Blockgewichts ausmachte.

Die Kosten sind sehr gering. Die Anlagekosten für die Brenner können, wie leicht einzusehen ist, mit denen von Pressen kaum verglichen werden. Der Gasverbrauch stellt sich je nach der Größe des Betriebes auf 0.5 bis 1 M. per Tonne.

Aus einem Vergleich dieser und der obigen Zahlen geht hervor, von wie großer wirtschaftlicher Bedeutung dieses Verfahren ist.

E. Wrobel.

---

[2]) Deutsche Technikerzeitung 1903, Heft 32.

Zur Erforschung Innerasiens.

In Rußland besteht bei den Altgläubigen, die man gewöhnlich, wenn auch nicht ganz richtig, Raskolniken nennt, die Ueberlieferung, daß es weit im Osten (hinter „dreimal neun Ländern") ein „Reich der weißen Gewässer" gibt, in dem sich der wahre christliche Glaube erhalten habe. Um dieses Land zu suchen, machten sich 1898 auf den Beschluß ihrer Gemeinden drei Uralkosaken auf, fuhren durch den Suezkanal, nach Ceylon, Singapore, Hongkong, zuletzt nach Japan. An der Mündung des Jang-tse-kiang hatten sie zwar „weiße Gewässer" gefunden, aber keine Spur von echtem Christenglauben, und erst ein russischer Kosakenoffizier, der im Dienst nach Russisch-Ostasien gekommen war und mit dem die Reisenden zufällig in Japan zusammentrafen, klärte sie dahin auf, daß es den echten Christenglauben wohl „nur im Himmel" gäbe. Mit getäuschten Hoffnungen kehrten die drei durch Sibirien in die Heimat zurück. Diese Reise ist sehr interessant von einem der Teilnehmer (man muß bedenken, daß keiner von ihnen eine andere Sprache konnte noch kannte als die russische), Grigorij Terentjew Chochlow, beschrieben und kürzlich mit einem Vorwort des bekannten Schriftstellers W. G. Korolenko von der Ethnographischen Abteilung der russischen Geographischen Gesellschaft herausgegeben worden.[1])

Während sich diese drei Kosaken schon der modernen Verkehrsmittel bedienen konnten und sich ihrer auch wirklich bedienten, indem sie zur See wegfuhren und wahrscheinlich unter teilweiser Benützung der Sibirischen Eisenbahn zurückkehrten, waren die früheren Reisen zum Aufsuchen des „Reiches der weißen Gewässer" nur auf den Landweg ohne Eisenbahnen angewiesen, was allerdings dazu beigetragen hat, daß sie zum Teil ein geographisches Interesse erlangt haben. Nach einem Artikel[2]) von G. E. Grum-Grshimajlo über den Gegenstand gehen solche Reisen oder Expeditionen von Altgläubigen bis in die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts zurück und die bedeutendste von ihnen fand 1860 statt.

Als N. M. Prshewalskij am Lob-nor verweilte, wurde ihm von der dortigen Bevölkerung über jene Expedition von 1860 das Folgende erzählt:

„An den Lob-nor kamen die Russen ganz unerwartet, zuerst waren es vier Mann und nach acht Monaten etwa 100 Personen mit Frauen und Kindern. Sie sprachen alle vorzüglich Kirgisisch, was sie durch das Zusammenleben mit Kirgisen in ihrer Heimat erklärten. Als Grund ihrer Auswanderung gaben sie Glaubensverfolgung an. Die Ankömmlinge ließen sich in der Nähe der Ruinen der Stadt Lob und in Tscharchalyk nieder, wo sie sich bald Häuser bauten und Aecker einrichteten. Mit der einheimischen Bevölkerung lebten sie in Frieden, waren aber unter sich nicht einig.

Uebrigens war es ihnen nicht beschieden, lange in den Niederungen des Tarien zu bleiben. Es verging kein Jahr, als der Fürst von Turfan mit chinesischen Soldaten hierher kam und ihre Ansiedelungen zerstörte. Anfangs waren sie nahe daran, dem Fürsten Widerstand zu leisten, suchten sogar in trügerischer Weise die Einheimischen in den Streit zu verwickeln, ergaben sich aber schließlich, als dies nicht gelang. Dieser Tag brachte viel Stöhnen und Wehklagen. Vier Familien flohen nach Sa-tschou; dort wurden alle Männer auf den Befehl des chinesischen Beamten hingerichtet, und was aus den Frauen geworden ist, ist nicht bekannt. Man weiß auch von dem Schicksal derjenigen Russen nichts, die von dem Fürsten nach Turfan gebracht wurden."

Dem fügt Prshewalskij offenbar aus einer anderen Quelle hinzu: „Man sagt, einige von diesen Russen wären später zum Ili vorgedrungen, wo sie sich für Mohammedaner ausgegeben hätten und von dem Sultan von Kuldscha freundlich aufgenommen worden wären."

In der Wirklichkeit war aber das Schicksal jener Expedition gar nicht so traurig, wie eben berichtet wurde. Es ist noch ein anderer Bericht über dieselbe Expedition vorhanden, den im Februar 1901 Herr Kisselew nach den Erzählungen eines Teilnehmers an der Expedition, des Bauern Assan Jemeljanow Zyrjanow, geboren im Dorfe Bjelaja, aufgezeichnet hat. Dieser Bericht lautet:

„Vor vierzig Jahren machten wir uns Bauern der Dörfer Bjelaja, Petsch, Solonowka, Ossotschicha u. a. im Kreise Smeinogorsk des Gouvernements Tomsk auf, mit Frauen und Kindern 130 Personen, und beschlossen, nach China zu gehen, um uns freie und bequeme Ländereien zur Ansiedelung zu suchen. Der Leiter des Unternehmens war mein verstorbener Vater, der schon früher in China Reisen gemacht hatte und ein Sprachkenner war; er konnte außer Kirgisisch auch noch Kalmykisch und Chinesisch. Auslandsbillets (Pässe) nahmen wir nicht, weil wir ohne Wissen der Behörde fortgingen. Wir brachen auf einmal auf, zu Pferde. Auch das Hausgerät, den Proviant u. s. w. nahmen wir als Traglast auf Pferden mit. Gleichwohl bildeten die Frauen und die Kinder ein Hindernis und wir kamen nicht schnell vorwärts.

Aus dem Dorfe Bjelaja ging es zunächst zum See Marka-kul und dann wendeten wir uns zu dem Fluß Schwarzer Irtysch. Der Weg war hier schwer, führt über Berge, teilweise auf Steinen, und so ging es drei Tage lang bis zum Fluß Kaba, der in den Schwarzen Irtysch mündet. Von der Kaba bis Burtschum waren wieder zwei Tagreisen, und hier setzten wir über (d. i. über den Schwarzen Irtysch). Dann gingen wir auf trockenem Lande über kleine Berge, zwei Tage lang, und kamen an den See Ulengur (Uljungur). Wir umgingen ihn von Osten auf einem Wege zwischen zwei kleinen Seen mit Salzwasser; in dem einen war das Salz weiß, bröckelig, in dem anderen schmutzig, in Klumpen. Dann schlugen wir ein Lager auf am Fluß Ulengurka (Urungu) unterhalb des Städtchens Bulun-tochoj, das wie das ganze Tal der Ulengurka von Torgout-Kalmyken bewohnt ist. Diese säen wenig Getreide (Weizen, Hirse) und leben meist von Jagd und Viehzucht. Die Jagd betrifft Antilopen, wilde Esel und Wölfe; die letzteren sollen hier massenhaft vorkommen.

Vom Fluß Ulengurka zogen wir auf trockener Steppe, den Brunnen nach. Solcher Tagesmärsche waren bis zum Flüßchen Kobuk vier. Vom Kobuk kamen wir am nächsten Tag zum See Nom, bis zu dem ein großer steiler Berg aus grauem Schleifstein reicht. Von dem See zogen wir wieder etwa eine Woche durch die Hungersteppe an den Brunnen hin, mit bitterem Wasser, und kamen zuletzt in die chinesische Stadt Manas.

Manas ist eine große Handelsstadt und von einer Festung umgeben. Hier wohnen hauptsächlich Chinesen und Mandschuren, die sich mit Ackerbau beschäftigen; sie haben auch Melonen-, Gemüse-, Obstgärten, bauen für den Verkauf Aprikosen, Pflaumen, Wein, Aepfel. Auch säen sie Mohn Baumwolle; aus letzterer fertigen sie einen leichten Webstoff (dabá), den sie durch Karawanen nach Kuldscha schicken. Der Marktverkehr ist in Manas groß und der Handel lebhaft.

Der Oberbefehlshaber von Manas führt den Titel Amba. Er schickte zu uns einen Beamten und ließ uns fragen, woher wir seien, wohin wir wollten und weshalb wir gekommen seien. Auf den Rat meines Vaters gaben wir uns für Kemtschuken aus; wer diese seien, wußten wir selbst nicht; wir wußten nur, daß irgendwo weit in China die den Kirgisen ähnlichen Kemtschuken lebten. Deshalb hatten wir uns alle der Aehnlichkeit halber die Haare verschnitten. Der Amba glaubte uns und legte uns keine Hindernisse in den Weg, freie Ländereien zu suchen.

Aus Manas kamen wir nach drei Tagen in die Stadt San-shi (Tschan-tsi), die kleiner als Manas ist. In ihren Gärten wachsen unter anderem Bäume mit Blättern von der Größe eines Handtellers, die eines neben dem anderen direkt aus dem Stamme kommen. Die Bäume sind hoch und haben eine Rinde wie unsere Espe. Die Bewohner haben dieselbe Beschäftigung wie in Manas.

Von der Stadt San-shi gingen wir den Bergen zu. Hier kam ein Beamter zu uns, der Proviant verteilte, je etwa 15 Pfund Mehl und Hirse auf die Person. In wessen Auftrag dies geschah, wußten wir nicht; wir selbst hatten nie um Unterstützung gebeten.

[1]) In russischer Sprache. St. Petersburg 1903. 8°. 112 S.

[2]) In Peterb. Wjedom. 1903, Nr. 348.

In den Bergen sahen wir Steinkohlen; man führt sie ab in die benachbarte Stadt Urumtschi. Auf den Bergen gingen wir fünf Tage und überschritten den großen Schneeberg Jerenj-kobarga (Irenj-chabirga). Unterwegs trafen wir auf Aule der Torgouten, die man hier anders, Kotschut-Kalmyken, nennt. Sie beschäftigen sich mit Fischzucht, doch gibt es unter ihnen auch Jäger. Am meisten wird auf Hirsche, dann auch auf Böcke und Bären gejagt.

Als wir die Berge hinter uns hatten, kamen wir eines Tages an den See Bagratsch-kul. Er ist sehr groß und es findet sich in ihm ein Fisch, Lochan, von 7 bis 8 Arschin. (?) Indem wir den See von Osten umgingen, kamen wir an den Fluß Karascha (Kontsche-darja), der dem Bagratsch-kul entströmt; wir gingen längs desselben einen Tag und gelangten dann zu der Stadt Kolja (Korlja). Hier ist es auch im Winter warm und Schnee gibt es nicht.

Darauf zogen wir etwa eine Woche, vielleicht auch länger, am Flusse Karascha hin, bis wir zu einer Oertlichkeit kamen, die Lob hieß, und von dort gelangten wir etwa nach vier Tagen nach Kara-kotschun (Kara-koschun). Beide Ortschaften sind von einem den Kirgisen ähnlichen Volke bewohnt. Fischfang ist ihre Hauptbeschäftigung, sie jagen auch Vögel in den Sümpfen (Enten, Schwäne, Gänse, Reiher u. a., die hier in Masse nisten). Für die Viehzucht sind die Orte nicht geeignet, weil die Belästigung durch Stechfliegen und Mücken schon sehr groß ist. Aus den Bälgen der Gänse und Schwäne nähen sich hier die Weiber Kleider.

In dem Orte Kara-kotschun brachten wir den ganzen Winter zu. Schnee gab es nicht. Es war meist immer warmes, trockenes Wetter. Von Kara-kotschun zogen wir im Frühjahr weiter, zuerst auf trockener Steppe und dann auf den Bergen. Als wir diese hinter uns hatten, zogen wir im Tale weiter und gelangten in drei Tagen bis zur Quelle des Flusses Tschemenj (Dschachan? Oestlich von den Quellen des Flusses Dschachan erhebt sich nämlich der Tschimen-tag). Das Tal ist hier sehr breit, aber menschenleer und trocken. Von Tieren sahen wir nur wilde Pferde und wilde Kamele. Weitere Wege gab es nicht, und wir wußten nicht, wohin wir uns wenden sollten. Wir schlugen daher ein Lager auf und schickten fünf Mann voraus, die aber nicht wiederkamen. Es begab sich nun eine ganze Abteilung auf die Suche, aber wir fanden nur einen, und der war schon tot; was aus den anderen geworden ist, konnte nicht ergründet werden.

Inzwischen gingen unsere Vorräte zu Ende. Einige gaben die Hoffnung auf, daß sie den Weg zu den „weißen Gewässern" finden würden, und kehrten um. Da folgten ihnen die anderen nach. Als sich bei vielen Mangel an Proviant zeigte, wurde ein wildes Fohlen zur Gewinnung von Fleisch erlegt.

Aus Turpan (Turfan) kam zu jener Zeit zu uns nach Kara-kotschun ein Beamter, Namens Aschir, der uns den Vorschlag machte, uns in Tschechlyk (Tschalalyk) und am Fluß Tschechlyk, der in die Karascha mündet, für immer niederzulassen, aber nur unter der Bedingung, daß niemand von uns nach Rußland zurückkehrte. Darauf gingen wir nicht ein, und es kam nun unter uns selbst zu Streitigkeiten; manche waren nach China gekommen, nicht um die „weißen Gewässer" zu suchen, sondern um ihre Lage zu verbessern. Diese beeilten sich jetzt, nach Hause zu kommen, und als die Chinesen bemerkten, daß wir überhaupt Russen und keine Kemtschuken waren, verlangten sie, daß wir ungesäumt zurückkehrten. Wir spalteten uns nun; die eine Abteilung begab sich geradenwegs nach Turpan, die andere, mit meinem Vater, schlug den alten Weg ein. Bis Urumtschi brachten wir uns einigermaßen durch, dort gingen aber einigen die Mittel für die Weiterreise aus. Da ließ der chinesische Beamte einige über Kuldscha, andere über Tschugutschak auf Etappe in chinesischen Wagen befördern, und erhob dann von manchen 5, von anderen auch 40 Rubel. So kehrten alle, außer den im Tale Tschemenj ums Leben Gekommenen, zurück, nachdem sie anderthalb Jahre in China zugebracht hatten."

Grum-Grshimajlo hält diesen Bericht für ein wichtiges geographisches Dokument, das beweise, daß die Altgläubigen schon lange an den Lob-nor und in das nördliche Tibet vorgedrungen waren, ehe die Expedition Prshewalskijs in diese Länder stattfand. Dabei sind sie zum Teil Wege gegangen, die noch bis heute nicht erforscht sind. So sind nach Grum-Grshimajlo bisher noch von keinem europäischen Reisenden betreten worden: der Weg vom See Ulengur bis zur Stadt Manas und der von der Stadt San-shi über den Berg Jerenj-kobarga. Endlich werde noch durch den Bericht die Meinung Sven Hedins bestätigt, daß die Gegend mit dem Namen Lob nördlich vom See Kara-koschun liegt, den Prshewalskij fälschlich mit dem alten Lob-nor identifizierte.

T. P.

Bücher und Zeitschriften.

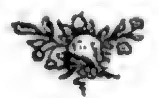
Das Archiv für Religionswissenschaft. Dieses bisher in dünnen Heften herausgegebene Archiv erscheint soeben mit dem ersten und zweiten Heft des 7. Jahrganges in einem stattlichen Bande von fast 300 Seiten. Zugleich ist die Zeitschrift in den Teubnerschen Verlag übergegangen; und zu dem bisherigen Herausgeber, Thomas Achelis, ist unser neben Usener gelehrtester Forscher auf dem Gebiete der Religionswissenschaft und der religiösen Folkloristik als Mitredakteur getreten: Albrecht Dieterich in Heidelberg. Der Teubnersche Verlag und Albrecht Dieterich bedeuten ein Programm: Eine Religionswissenschaft kann nur in den Grundsätzen und mit den Mitteln der philologischen Geschichtswissenschaft aufgebaut werden. Zu abschließenden wissenschaftlichen Leistungen auf dem weiten Gebiet der Religionswissenschaft ist es noch lange nicht an der Zeit. Hier ist daher die Forderung vorbereitender Arbeiten, wie sie eine Zeitschrift leisten kann, in besonderem Maße berechtigt. Zu den wissenschaftlichen Abhandlungen, welche jeweils die erste Abteilung der Zeitschrift bringen soll, treten in der zweiten und dritten Abteilung Berichte, Mitteilungen und Hinweise, in denen die wissenschaftlichen Allianzen der Philologen, Theologen und Ethnologen zu religionsgeschichtlichen Zielen zum Ausdruck kommen.

Was dieses erste Doppelheft bietet, ist bereits Außerordentliches; und bei dem Eifer der Herausgeber für ihre Sache und bei diesem hervorragenden Stabe von Mitarbeitern dürfen wir überzeugt sein, daß die folgenden Hefte nicht zurückstehen werden. Mit Freuden begrüßen wir die Internationalität der Zeitschrift; in dieser Nummer kommen ein Engländer und ein Holländer in englischer Sprache zu Wort. Nur eine in Deutschland erscheinende Zeitschrift kann von ihren Lesern verlangen, daß sie die modernen Fremdsprachen auch beherrschen; darauf dürfen wir stolz sein, wenn England, wo die religionsgeschichtlichen und folkloristischen Studien in Blüte stehen, wenn das Land, das Frazers „The golden Bough" hervorgebracht hat, in Deutschland eine Stätte für die Publizierung solcher Arbeiten findet, wenn Holländer und Franzosen sich englisch und französisch hier ausdrücken dürfen.

Wir zählen den Inhalt der Doppelnummer auf, zu der Albrecht Dieterich ein Vorwort geschrieben hat: Zwei Rechtsriten bei den Hebräern von Julius Wellhausen, die Anfänge des römischen Larenkultus von Georg Wissowa, Sakramentliches im Neuen Testamente von H. Holtzmann, Sociological Hypotheses concerning the position of women in ancient religion by Lewis R. Farnell (eine gewaltige Materialsammlung), ein Dankopfer an Asklepios von Richard Wuensch (zu Herondas), Altkretische Kultstätten von Georg Karo (Forschungsergebnisse), Wu Tsungs Persecution of Buddhism by J. M. de Groot, Panislamismus von C. H. Becker. — Es folgen reichhaltige und übersichtliche systematische Berichte über Neuerscheinungen und wesentliche Fortschritte jeweils durch Fachautoritäten: C. Bezold in Heidelberg behandelt die babylonisch-assyrische Religion, H. Oldenberg die indische, K. Th. Preuß die Religionen der Naturvölker; interessante Mitteilungen und Hinweise von Duhn über den mit Gemäldeschmuck versehenen Sarkophag von Hagia Triada, von Wuensch, Usener, Becker, Hepding, Weißmann, Niebergall, Dieterich machen den Schluß. Für die nächsten Hefte haben, außer den jetzt mit Beiträgen aufgetretenen, folgende Mitarbeiter Abhandlungen in Aussicht gestellt: Nöldecke, Furtwängler, Osthoff, Cumont, Löschke, Reitzenstein, Roscher, Sudhaus, Siebourg, Kornemann, Radermacher, Schwally, Louis H. Gray, Edv. Lehmann, Thomson, W. Köhler, Kahle, Sapper.

Aber die Hauptsache haben wir zum Schluß unserer Anzeige aufgehoben; die erste Abhandlung der im neuen Gewande erscheinenden Zeitschrift handelt „vom Wesen und Ziel mythologischer und religionsgeschichtlicher Forschung“: Mythologie von Hermann Usener. Aus diesen acht Abschnitten, die man nicht zergliedern kann, sondern die gelesen werden müssen — denn jeder Satz ist die Quintessenz reichen Wissens und tiefen Denkens —, wollen wir ganz zusammenhangslos einige Dikta Useners herausnehmen: Ein Lehrbuch der Altertümer mag so vorzüglich sein wie es wolle: der Wissenschaft gegenüber bezeichnet es sich selbst als eine Rumpelkammer (mit Rücksicht auf die Handbücher der griechischen Mythologie, die seit 1854 erschienen sind). Nur wenn die Geschichte der Religion eines Volkes einbezogen ist, vermag dessen Mythologie wissenschaftliche Bearbeitung zu finden. — Alle Erkenntnis der äußeren und inneren Welt ist von der Vorstellung göttlichen Wesens ausgegangen. Man darf sagen, daß der ursprüngliche Mensch nur religiös apperzipiert. — Es läßt sich der bündige Beweis erbringen, daß alle unsere sittlichen Begriffe und Lebensordnungen aus urspünglicher religiöser Bindung des menschlichen Eigenwillens hervorgewachsen sind. Der gesamte Inhalt unseres Bewußtseins ist einmal religiös gewesen — natürlich ist er das jetzt nicht mehr, mit der französischen Revolution mag man einen Strich ziehen — und muß, so weit und so lange er das gewesen ist, Gegenstand der Religionsgeschichte sein. — Was aus dem Urchristentum geworden ist, die christliche Kirche, ist ein Kompromiß zwischen Heidnischem und Christlichem. Die christlichen Heiligen, die an die Stelle von Göttern gesetzt worden sind, gestatten uns in ihrem Gedenktag die Zeit des ursprünglichen Götterfestes mit Sicherheit zu erkennen und dadurch das Wesen des Festes und der Gottheit zu ermitteln. — Echter Aberglauben ist stets einmal Glaube gewesen. — Der ursprüngliche Mensch wendet sich an die Gottheit nur, wenn er ihrer bedarf. — Das kirchliche Sakrament, rein nach seiner Form betrachtet, unterscheidet sich in nichts von zauberischer Handlung. — Abgesehen von Opfern zog das ganze Heidentum ein in die christliche Kirche; nur Namen und Formen wurden gewandelt. — Dem hellen Licht des Tages hat die Kirche bis heute den alten Glauben an Dämonen und an Zauberei entgegengehalten. (München darf mit dem kirchlichen Exorzismus eines Hauses in der Parkstraße 1897 — nicht auch in der Asamstraße 1901? — hier paradieren!) — Von keiner Sphäre des menschlichen Geistes haben wir philosophische Spekulation ferner zu halten als von der Religion. Es ist eine der größten und schönsten Aufgaben der Philologie, wie die übrigen geschichtlichen Wissenschaften, die in vorgeschichtlicher Zeit wurzeln, so die Religionsgeschichte von der Einzelforschung aus hinauf zur Erkenntnis allgemeiner Gesetze zu führen. — Scharf scheiden sich Religion und Wissenschaft. Wenn der Inhalt aller religiösen Vorstellungen nicht in Erkenntnissen, zu welchen man die Dogmen gern stempeln möchte, sondern in Bildern besteht, so hat die geschichtliche Wissenschaft das Recht und die Pflicht, die Glaubensvorstellungen auch unserer eigenen Religion als Mythologeme zu fassen. Diese Bilder haben lange für den Glauben die volle Wirklichkeit der Wahrheit besessen und mußten in dem Schmelztiegel theologischer Dialektik sich zu Dogmen gestalten: die fortschreitende Naturwissenschaft und die geschichtliche Kritik haben an dem Gebäude dieser Dogmatik einen Stein nach dem anderen verworfen. Heute fällt der Mythologie, wie Usener sie versteht, die Aufgabe zu, die Reinigung und Klärung unseres religiösen Bewußtseins durchzuführen, ohne welche eine echte, den Widerspruch mit den Errungenschaften der Menschheit aufhebende Religion nicht erwachsen kann. Der Glaube ist jetzt gealtert und reif geworden, sich selbst zu erkennen. — Das sind nur Auslesen — aus einer Auslese. Sie mögen die Bedeutung des Archivs für Religionswissenschaft für unser geistiges Leben erkennen lassen. Der andere Inhalt des Doppelheftes steht nicht zurück.

M.



Allgemeine Rundschau.

Internationale Kriminalistische Vereinigung, Landesgruppe Deutsches Reich.

-y- Mit Rücksicht auf das aktuelle Interesse, das im Deutschen Reich die Fragen der Kriminalreform gewonnen haben, hat die deutsche Landesgruppe der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung sich dafür entschieden, bis auf weiteres an der alljährlichen Veranstaltung einer Landesversammlung festzuhalten. Der vorjährigen Landesversammlung in Dresden, über die in den Nummern 129, 133 und 135 der Beilage von 1903 berichtet worden ist, wird in der zweiten Hälfte der Pfingstwoche vom 25. bis 28. Mai l. J. in Stuttgart die 10. Landesversammlung folgen. — Als Beratungsgegenstände sind folgende in das Programm der Landesversammlung aufgenommen: 1. Gesetzentwurf betr. die Behandlung der vermindert Zurechnungsfähigen. Als Grundlage der diesmaligen Beratung, welche die Fortsetzung und voraussichtlich den Abschluß der darüber in Dresden stattgehabten Verhandlungen bilden wird, dient der Bericht des hierfür in Dresden eingesetzten besonderen Ausschusses. 2. Das Verwaltungsstrafrecht. Berichterstatter sind Professor Dr. R. Frank (Tübingen) und Privatdozent Dr. James Goldschmidt (Berlin). 3. Die Reform des Vorverfahrens. Mit dieser Frage hatte sich nicht nur die vorjährige, sondern auch schon die vor zwei Jahren in Bremen abgehaltene Landesversammlung beschäftigt. Nunmehr wird auch hierüber auf Grund eines Berichts des zu Dresden eingesetzten besonderen Ausschusses die Beratung fortgesetzt und vermutlich zum Abschluß gebracht werden können. — Nach Schluß der vorerwähnten Beratungen wird Professor Dr. Wollenberg (Tübingen) einen öffentlichen Vortrag halten über „Die forensisch-psychiatrische Bedeutung des Menstruationsvorgangs“. — Die vorerwähnten Beratungen und der Wollenbergsche Vortrag finden am Donnerstag, den 26., und Freitag, den 27. Mai, statt. Am Samstag, den 28. Mai, findet die Besichtigung zunächst der Filialanstalten des Zuchthauses Ludwigsburg auf Hohenasperg und danach des Zuchthauses Ludwigsburg selbst statt. (Hierzu freie Fahrt mit Extrazug über Ludwigsburg nach Asperg und zurück nach Stuttgart.) Außer dem gemeinsamen Essen in Ludwigsburg ist ein solches in Stuttgart nur für den zweiten Verhandlungstag vorgesehen, um die Zeit für die Beratungen der Landesversammlung möglichst freizulassen. Dem gemeinsamen Essen folgt gesellige Vereinigung im Stadtgarten. Jeder Teilnehmer an der Versammlung hat eine Teilnehmerkarte zu 5 Mark (zur Deckung der Versammlungskosten) zu lösen; ein Fremdenführer durch Stuttgart wird jedem Teilnehmer kostenfrei ausgefolgt, auch ist der unentgeltliche Besuch des Residenzschlosses und der Schlösser Rosenstein und Wilhelma, sowie der Villa Berg gestattet. Die Damen der Teilnehmer haben Zutritt zu allen Veranstaltungen. Die Teilnehmer werden gebeten, womöglich schon einige Tage vor Beginn der Versammlung ihre Beteiligung an dieser und an den einzelnen Veranstaltungen mittelst Postkarte dem Sekretariat des kgl. Strafanstaltenkollegiums in Stuttgart vorläufig anzuzeigen. Das Anmelde- und Auskunftsbureau befindet sich vor dem am Mittwoch, den 25. Mai, abends, im oberen Museum stattfindenden Begrüßungsabend im Hotel Marquardt, von da ab im oberen Museum, woselbst auch die Verhandlungen stattfinden. Vorsitzender des Ortsausschusses ist Ministerialrat v. Schwab. Zur Wohnungsbestellung und Auskunftserteilung ist Kanzleirat Mayser beim kgl. Strafanstaltskollegium bereit.

*

Helligkeitsschwankungen an kleinen Planeten.

-rt- Vor kurzem wurde in dieser Beilage über die von dem amerikanischen Astronomen Wendell gemachte Wahrnehmung berichtet, wonach der kleine Planet Iris innerhalb weniger Stunden Helligkeitsschwankungen im Betrage von 0.2 bis 0.3 Sterngrößen aufweist. Obwohl die inzwischen veröffentlichten, mit einem Polarisationsphotometer ausgeführten Beobachtungen Wendells durch die von ihm ermittelte

Amplitude und Periode dieser Helligkeitsschwankungen sehr befriedigend dargestellt werden, wird das Vorhandensein der letzteren von anderer Seite — gleichfalls auf Grund von Beobachtungen, die freilich weniger genau sein dürften — angezweifelt. — Inzwischen teilt der Adjunkt der Wiener Sternwarte, Herr J. Palisa, der sich seit vielen Jahren fast ausschließlich der Aufsuchung und Beobachtung von kleinen Planeten gewidmet hat, in den Astronomischen Nachrichten mit, daß auch der (1874 von Peters in Clinton, New-York, entdeckte) kleine Planet Nr. 185 Hertha nach seinen Wahrnehmungen Helligkeitsschwankungen zeigt, die in diesem Falle, ähnlich wie bei dem Planeten Eros, sehr nahe den Betrag einer vollen Sterngröße erreichen und gleichfalls in wenigen Stunden sich abzuspielen scheinen. In einem an Professor Kreutz, den Herausgeber der Astronomischen Nachrichten gerichteten Briefe spricht auch Professor Berberich vom astronomischen Recheninstitut in Berlin den auf mehrere ältere Beobachtungsreihen gegründeten Verdacht aus, daß die Helligkeit des Planeten Hertha starke Schwankungen zeige, die wenigstens 1 Sterngröße betragen.

*

Uebertragung einer Photographie auf elektrischem Wege.

∽ Zu unserer unter diesem Titel in Nr. 44 gebrachten Notiz ist wohl die Bemerkung nicht uninteressant, daß die vollkommen gelungene Uebertragung sich durch eine öffentliche Telegraphenleitung, und zwar mit einer Doppelschleife München-Nürnberg und zurück, vollzog, was einer Länge des Stromkreises von 800 Kilometern entspricht. Das Neue an der von Professor Korn geschaffenen Versuchsanordnung ist vor allem eine evacuierte Röhre im Empfänger, deren Strahlungen genau den im Geber durch Licht und Schatten der auf den gläsernen Hohlzylinder aufgewickelten Photographie modifizierten Strömen entsprechen und so das Bild auf dem Film im Empfänger Zeile für Zeile reproduzieren. Es ist zweifellos, daß die Methode sich auch für Uebertragungen durch lange Kabel eignen wird. Bei Benützung von Telephonleitungen waren gleichzeitig auf der Linie geführte Gespräche in keiner Weise gestört.

*

Kleinere Mitteilungen.

Von sprachwissenschaftlicher Seite wird uns geschrieben:

Sehr geehrte Redaktion!

In der hübschen Schilderung Professor Gelzers „Aus dem Mönchsleben auf dem Athos", die Sie in Nr. 49 zum Abdruck brachten, findet sich am Schluß eine neuerdings nicht selten anzutreffende, aber darum doch durchaus nicht billigenswerte sprachliche Wendung gebraucht, gegen die wir, eben weil sie uns in letzter Zeit des öfteren begegnet ist, hiermit das Sprachgefühl weiterer Kreise mobil machen möchten. Es ist nämlich dort von einem „auch für verwöhnte Ansprüche sehr preiswerten Speisezettel" die Rede — während dem Sinne nach nur ein preisenswerter Speisezettel gemeint sein kann. Diese Vermischung der sprachlichen Bezeichnungen für das, was des Preises wert, und das, was seinen Preis wert ist, geht wahrscheinlich — da uns die gleiche Vermengung auch schon mit „preiswürdig" vorgekommen ist — auf ein dem Schreibenden vorschwebendes englisches praiseworthy = rühmenswert zurück, findet aber darin sicherlich keine Rechtfertigung und würde mit Vorteil aus der besseren Schriftsprache verschwinden.

S. Georg Jäger †. Aus Württemberg wird uns geschrieben: Immer mehr lichtet sich die Schar der schwäbischen Schriftsteller und Dichter, die noch mit dem berühmten schwäbischen Dichterkreis, der sich um Uhland und Kerner scharte, Fühlung hatten. Neben Theobald Kerner waren es bis in die letzten Zeiten noch Karl Schönhardt und Georg Jäger, und nun ist der letztere einem Herzleiden am 1. März erlegen. Georg Jäger war im Dezember 1826 in Stuttgart geboren und stammte mit seinem ihn überlebenden Bruder, dem Historiker Dr. Oskar Jäger in Köln, aus einem altschwäbischen Beamten- und Gelehrtengeschlechte; sein Vater war Arzt und Naturforscher, seine Mutter eine Schwester Gustav Schwabs. Zuerst zum Buchhändler bestimmt, wechselte er seinen Beruf, trat 1859 in die württembergische Armee ein, in der er die Feldzüge 1866 und 1870 mitmachte. Als Hauptmann nahm er 1872 seinen Abschied und lebte von da an in Stuttgart ganz seinen poetischen Neigungen. Noch in demselben Jahre erschienen seine „Nachklänge", 1876 seine „Deutschen Lieder aus dem Schwabenlande", denen das Buch „Bis vor Paris" folgte. Von den Jahren 1875—1885 gab er die „Schwäbische Liederchronik" und 1888 das Bändchen „Der Schwaben letzter Gruß an Kaiser Wilhelm" heraus; auch besorgte er eine Herausgabe der Gedichte und des Hyperion von Hölderlein, sowie eine solche der Gedichte und der deutschen Volksbücher Gustav Schwabs. In seinen eigenen Gedichten, die mehrere Auflagen erlebten, kommen seine Kriegserinnerungen, seine Begeisterung für Kaiser Wilhelm nud Bismarck stark zum Wort, wie denn Jäger überhaupt ein Vorkämpfer des nationalen Gedankens in Schwaben war.

* Neue Vorschriften für die Benützung der preußischen Staatsarchive. Eine neue Dienstanweisung für die Beamten der Staatsarchive in der Provinz, die vom Grafen Bülow als Präsidenten des Staatsministeriums erlassen worden, ist von besonderem Interesse für die Gelehrten, welche Archive benutzen. Die Staatsarchive, heißt es darin, sind dazu bestimmt, die Urkunden, Handschriften und Akten, welche sich auf die Geschichte, die Besitz- und Rechtsverhältnisse und die Verwaltung sowohl der einzelnen Landesteile und Körperschaften, als der gesamten Provinz beziehen, zu vereinigen und diese authentischen Zeugnisse der Vergangenheit für den Gebrauch der Behörden, wie für die wissenschaftliche Benutzung zu erhalten. Die Beamten der Staatsarchive stehen unter der Oberaufsicht und Disziplinargewalt des Präsidenten des königlichen Ministeriums, unter der unmittelbaren Aufsicht des bezüglichen königlichen Oberpräsidenten, unter Leitung des Generaldirektors der Staatsarchive. Von den Archivalien, die im Besitze von Städten, Körperschaften, Stiftungen und Kirchen der Provinz oder im Privatbesitz sind, haben sich die Archivbeamten Kenntnis zu verschaffen, sie, wenn tunlich, zu verzeichnen, auch in geeigneten Fällen Abschriften zu nehmen und dem Archiv einzuverleiben. Angehörigen des Deutschen Reichs darf der Archivvorsteher die Erlaubnis, das Archiv zu persönlichen und wissenschaftlichen Zwecken durch Einsichtnahme von Archivalien zu benutzen, selbständig erteilen, soweit es sich um Archivalien aus älterer Zeit bis einschließlich 1700 handelt. Die Erledigung der Gesuche, die sich auf eine spätere Zeit erstreden, bleibt dem königlichen Oberpräsidenten oder dem Generaldirektor der Staatsarchive vorbehalten.

* Ein interessanter vorgeschichtlicher Fund, nämlich die Hälfte einer wahrscheinlich aus der jüngeren Steinzeit stammenden Mahlscheibe, wurde jüngst in Prohlis bei Dresden zutage gefördert. Das Material der Scheibe ist ein grobkörniger, blaßblaugrauer, jetzt stark verwitterter Granit. Wie derartigen vorgeschichtlichen Mühlsteinen eigentümlich zu sein scheint, hat die Scheibe, die einst den sogenannten Läufer oder Oberstein einer Handmühle gebildet, einen Durchmesser von etwa 48 Zentimeter bei einer Stärke von 3 bis 4 Zentimeter. In der Mitte befindet sich ein 6 Zentimeter weites, kreisrundes Loch. Die untere, geglättete Fläche, die Reibfläche, hat sich etwas konkav abgeschliffen, während die obere, ziemlich rauhe und unebene Fläche konvex ist.

*

Hochschulnachrichten.

r. Karlsruhe. Die durch den Uebertritt des Archivassessors Dr. Karl Brunner in den höheren Schuldienst erledigte Amtsstelle eines wissenschaftlich gebildeten Hilfsarbeiters beim Generallandesarchiv wurde dem

Hilfsarbeiter der badischen Historischen Kommission Fritz Frankhauser aus Schiltigheim übertragen.

r. **Heidelberg.** Der außerordentliche Professor an der hiesigen Universität Dr. theol. et phil. Samuel Brandt, Leiter des klassisch-philologischen Proseminars, ist zum Honorarprofessor an der Universität ernannt worden. — Außerordentlicher Professor Dr. Rudolf His hat die Berufung als Ordinarius an die Universität Königsberg angenommen.

* **Straßburg.** Die philosophische Fakultät der hiesigen Universität hat den argentinischen Landesgeologen Professor Hauthal wegen seiner Verdienste um die Erforschung der südlichen Anden zum Doctor honoris causa ernannt. Prof. Hauthal hat seinerzeit an der hiesigen Universität studiert.

* **Halle.** Die durch die Berufung der Professoren Ziehen und Bumm nach Berlin erledigten Professuren der Psychiatrie bezw. Gynäkologie werden voraussichtlich schon zu Ostern wieder besetzt sein. Als Nachfolger des Prof. Ziehen hat der Direktor der psychiatrischen Universitätsklinik in Breslau, Medizinalrat Dr. Karl Wernicke, einen Ruf nach Halle erhalten. Als Nachfolger des Professors Bumm ist der Würzburger Gynäkologe Professor Max Hofmeier zum Direktor der Hallenser Universitäts-Frauenklinik berufen worden.

hc. **Leipzig.** Der Assistent von Professor Hantzsch am chemischen Laboratorium Dr. Heinrich Ley hat sich mit einer Probevorlesung: „Salze in früherer und jetziger Auffassung" als Privatdozent für Chemie habilitiert. — Prof. Dr. Rille, der Direktor der Universitätsklinik und Poliklinik für Hautkrankheiten ist zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt worden.

hc. **Kiel.** Der ordentliche Professor der Mathematik Dr. Paul Stäckel hat einen an ihn ergangenen Ruf in gleicher Eigenschaft nach Marburg als Nachfolger des verstorbenen Professors Heß abgelehnt.

* **Wien.** Der Professor der romanischen Philologie Dr. Wilhelm Meyer-Lübke, der seit einiger Zeit an einer Luftröhrenentzündung erkrankt war, hat sich zur Erholung nach Görz begeben.

M. C. **Rom.** Am Montag ist in Neapel der ordentliche Professor der Allgemeinen Pathologie, Senator Dr. Antonio de Martino, gestorben. Er wurde 1819 in Palma Campania bei Caserta geboren, habilitierte sich 1843 als Privatdozent, wurde aber infolge seiner liberalen Anschauung von der bourbonischen Regierung angefeindet, so daß er erst 1856 außerordentlicher Professor wurde. Schon 1862 wurde er von der italienischen Regierung zum Ordinarius ernannt. Im ganzen hat er fast 60 Jahre an der neapolitanischen Universität gelehrt. 1900 trat er in den Ruhestand. De Martino war 1861—1863 liberaler Abgeordneter, seit 1881 Senator.

* **Athen.** Bei der vorgenommenen Wahl zur Besetzung zweier vakanter Lehrstühle für Archäologie an der Athener Universität wurde, wie der Vossischen Zeitung mitgeteilt wird, der Generalephoros für Altertümer Herr Kavvadias zum Honorarprofessor und Herr Tsuntas zum ordentlichen Professor für Archäologie ernannt. Ersterer ist hauptsächlich durch seine Ausgrabungen in Epidaurus, letzterer durch seine Ausgrabungen in Tiryns, Mykenae und Thessalien bekannt geworden.

△ **Von technischen Hochschulen.** Der ordentliche Professor für organische Chemie und landwirtschaftliche Technologie an der kgl. württembergischen Landwirtschaftlichen Hochschule zu Hohenheim, Dr. Paul Behrend, ist an die neugegründete Technische Hochschule in Danzig berufen worden und wird diesem Rufe schon mit Beginn des Sommersemesters Folge leisten.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bücher.

Adolf Wolf: Streiflichter über den Strafvollzug in Oesterreich und anderes. Salzburg. Eduard Höllrigl. 285 S. — Dr. Friedrich Schwend: Gymnasium oder Realschule? Eine Kulturfrage. Stuttgart 1904. Fr. Frommann. 98 S. — Said Ruete: Ein Fremdenbuch aus Theben. Berlin 1900. Liebheit u. Thiesen. 36 S. — Fontes Rerum Austriacarum. Oesterreichische Geschichtsquellen. Herausgegeben von der Historischen Kommission der Kaiserlichen Akademie d. Wissenschaften in Wien. II. Abteilung: Diplomatica et Acta. Bd. 56 u. 57. — Dr. M. Wilhelm Meyer, vormals Direktor der Gesellschaft Urania zu Berlin. Von St. Pierre bis Karlsbad. Studien über die Entwicklungsgeschichte der Vulkane. 2. Aufl. Berlin 1904. Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 346 S. — Dr. R. Bürner: Rechte und Pflichten der technischen Angestellten (Betriebsbeamten, Maschinentechniker, Bautechniker, Chemiker und dergleichen) gegenüber ihren Arbeitgebern. Berlin 1904. Franz Siemenroth. 80 S

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Georg Müller, Verlagsbuchhandlung München 24 und Leipzig

Poetenphilosophie Eine Welt-Anschauung

Von **Wilhelm Fischer** in **Graz.** 560 Seiten.

Geheftet M. 5.—, gebunden in Leinen M. 6.—.

Aus dem Vorwort: Dieses Werk will nicht von anderen vernommene Wahrheiten in schönrednerischer Form wieder bringen und will auch nicht das Gold bedeutender Denker, in kleine Münze umgetauscht, der Aufnahmsfähigkeit der Menge anpassen. Es will allgemein verständlich sein im edlen Sinne und eigen Gedachtes anschaulich zum Ausdruck bringen. Es vermeidet jeden Schein von Gelehrsamkeit und läßt den Kundigen doch durchblicken, was der Verfasser von anderen gelernt, bevor er seinen eigenen Weg eingeschlagen hat, um dem Ursprung etwas nahe zu kommen, das schon von so vielen als gefunden bezeichnet wurde. Ich meine den Ursprung der Ethik, die Entstehung unserer Moralgefühle ... (4411b)1

Die Kapitel-Ueberschriften des ersten Teiles lauten: Ursprünglichkeit — Entwicklung — Gottesidee — Göttergestalten — Gottmensch — Leiden — Mitleid — Erkennbarkeit — Moral — Schönheit — Kunst — Gottesverehrung; der zweite Teil spricht von: Liebe — Scham — Der Zweihänder. Ein Intermezzo — Geistige Liebe — Heiligkeit — Artenbildung — Kulturarten — Wandlung — Unzerstörbarkeit — Charakter — Bildung — Schicksal.

Siehe Besprechung in Nr. 51 der Beilage.

Tauchnitz Edition.

March 1, 1904.

Shipmates in Sunshine.

A new Novel.

By

Frank Frankfort Moore.

In 2 vols.

(6101)

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen Anfragen oder Bestellungen, welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung angekündigten, besprochenen oder zitierten Bücher und Verlagswerke erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung beziehen zu wollen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

[redacted]gang 1904. München, Freitag, 4. März. Nummer 53.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.
Die Pfalz und der Pfälzer Wein. Von Johannes Grötzel.
Die Erhaltung der Naturdenkmäler. Von F.
II. Bücher und Zeitschriften.
Karl Munzinger: Japan und die Japanesen.
III. Allgemeine Rundschau.
Kleinere Mitteilungen.
IV. Hochschulnachrichten.

Die Pfalz und der Pfälzer Wein.

Weine sind Fürsten, von der Sonne geboren, und je heißer und inniger die Liebe der Mutter zu ihren Kindern, desto blühender und schöner, desto reicher und mächtiger die Söhne! Aber es geht diesen Fürsten aus dem Rebenlande nicht anders als den Menschen auf den Thronen, die eine Kronenlast durchs Leben tragen. Beide müssen, weil Ruhm und Ehre unter ihnen ungleich verteilt sind und wechseln, um Ruhm und Ansehen, um Wert und Geltung vor der Welt streiten. In der Weltgeschichte geht es seit alten Zeiten hinauf und hinunter mit der Macht der Herrschergeschlechter. Ueber die gestürzten Throne einer Dynastie schreitet siegreich eine neue, bis auch diese, von der raschen Zeit überholt, von einem neu aufgehenden Stern überstrahlt, vergeht und verblaßt. Aehnlich ist es in der Geschichte des Weines, speziell des deutschen Weines, von dem hier nur die Rede sein soll.

Es gab eine Zeit — die Schatten des mit der untergehenden römischen Sonne dahin dämmernden Mittelalters liegen über ihr —, da zwang der Frankenwein Deutschlands Weingelüste in seinen Bann. Frankenwein ist deutsches Herzblut. Im Herzen Deutschlands wächst er auf sonnigen Höhen, wo der Main, den Norden und den Süden unseres Vaterlandes mit seinen weichen Fluten verbindend, die Türme Würzburgs widerspiegelt. Von dort aus versorgte er die Keller der alten Hansa- und Reichsstädte, vom Rat und vom reichen Patrizier in gleicher Weise begehrt. Aber es ist, als hätte der Frankenwein zu viel vom römischen Geiste in sich aufgenommen, unter dessen Hut er gewachsen ist. Er hat leicht etwas Herbes, immer aber etwas Scharfes an sich. Ihm fehlt die versöhnliche Milde.

Ihn stürzte ein anderer, ein größerer Fürst unter den Weinen, ein Sonnenkind wie kein zweites, ein Sonnenkönig wie ein blühender, blonder Gotenkönig Totila. Das ist der Wein des Rheingaues, der, wie sein Land mit heiterem Angesicht, auf weithin leuchtendem Throne regiert. Heiter und sonnig, duftig und mild ist seine Art, dabei nicht schwächlich, nein, gar kraftvoll, soweit er auf Rüdesheims Gemarkung gewachsen ist. Nimmer hätte man gedacht, daß je seine Allgewalt über das deutsche Herz gebrochen werden könnte, in das er seine Art, lautere, sonnige Fröhlichkeit hineinzaubert. Aber da kam von Westen her ein fremder Geist ins deutsche Volk, gallische Flüchtigkeit, fränkischer, bestechender Esprit nahm es gefangen. Das will, in die Geschichte des Weins übertragen, bedeuten, daß sich der deutsche Geschmack für die flüchtigen, spritzigen Moselweine begeistern ließ, die trotz aller bestechenden Art, trotz alles aufdringlichen Geistes keinen soliden Grund haben und ihre Vorzüge nur selten als angeborene Eigenart aufweisen.

Da half die Sonne einem würdigeren Sohne zu Sieg und Krone, die Sonne war's vom Jubeljahre 1900, die ihre ganze Liebe und Zauberkraft den grünen Hängen und Feldern der Pfalz schenkte, um einem bisher wenig beachteten und oft verkannten Kinde, dem Pfalzwein, Genugtuung vor der Welt zu verschaffen. Die Sonne hat ja den 1900er Wein in keinem Wingert, sei's am Neckar, sei's am Main, sei's an der Mosel, an dem Rhein, stiefmütterlich behandelt; die Reben träumen noch alle von jenem Wunderjahre, umsomehr, als sie seitdem sommerlang seufzen und frieren müssen unter einem trüben Himmel und in kalten Regenschauern. Dort in der Pfalz aber wuchs in jenem heißen Herbste ein Wein, so goldklar wie die Sonnenstrahlen, die die Beeren küßten, so heiter und froh wie die lachende Sonne selbst, so feurig, als wie in Sonnenglut getaucht, so süß und köstlich, als wäre er der Mutterliebe Ausfluß selber.

Wie mit einem Schlage war der Pfalzwein Sieger. Kein anderes Gewächs wurde ihm gleich gewertet. Sein Kronenstücklein war ein Forster Freundstück Beerenauslese. Mit Gold hat man's aufgewogen und für den Liter 18 M. gezahlt. Mit solchem Preise rang man nicht um des Rheingaues Spitzen, geschweige denn um Moselblut. Es war auch nicht der einzige Edelstein in des Siegers Krone neben ungleichen Halbedelsteinen. Die Perlen alle, von Deidesheim, von Königsbach, von Ruppertsberg, von Forst und Wachenheim, sind echt und kostbar. Auf dem Grain und dem Kieselberg, am Kalkofen bei Deidesheim, am Idig bei Königsbach, vom Hofstück, vom Kreuz, von Mandelacker und der Hohenburg bei Ruppertsberg, vom Pechsteinkopf, vom Musenhang, aus dem Kirchenstück und dem Jesuitengarten bei Forst, sogar aus dem Gerümpel und, was will's uns wundern, aus dem Goldbächel bei Wachenheim stammen die Perlen, die des Pfalzweins Krone bilden. Bis zu 15,000 Mark hat man 57 Halbstück solcher Edellagen taxiert und gesteigert. Feine Weine zahlte man gern mit 2000—5000 Mark und selbst die kleineren Gewächse aus der Mittelhaardt, aus dem Striche zwischen Neustadt und Dürkheim, fielen nicht unter 500 M., sondern brachten es bis zu 2000 M. für 1000 Liter. Das war überhaupt der wunderbare Sieg der Pfalz im Jahre 1900, daß sie auf allen Linien die Oberhand gewann, daß ihr auch der kleinste Wein und die mäßigste Lage zu einem trinkbaren und schätzbaren Tropfen herauswuchs.

„Das war kein Kunststück bei solchem Sonnenbrande bis in die Oktobertage hinein! Das war nicht des Pfälzers Verdienst, sondern der Sonne Freundlichkeit!“ — so meint die Mißgunst und so tun die Diener der Fürsten aus den anderen Weinlanden dem Sieger aus der Pfalz und seinem Ruhme Abbruch. — Gewiß! Ohne Sonne kein Sieg! Aber das ist des Pfalzlands Segen, daß es der Sonne näher liegt. Das ist seine Klugheit, daß es alle

Digitized by Google

seine Gebreiten den Sonnenstrahlen heißhungrig darbietet und ihnen kein Hindernis baut.

Das ganze Land der Sonne offen,
Kein Strahl darf uns verloren sein!
Dann, frohes Herz, dann, darfst du hoffen,
Wächst überall der beste Wein!

Darum wachsen ja droben an den Hügeln der Pfalz die Kastanien, die mit ihren weitfingernden Blättern durch die düsteren Zweige der Kiefern greifen, um einen besseren Platz an der Sonne zu gewinnen, und wie viel mehr stünden droben helleuchtend ins Tal hinein, wenn der Weinbauer vergangener Zeiten nicht die fruchtbare Streu des Laubwaldes und mit der Streu zugleich den guten Boden selbst zu Tal in die Wingerte geschafft hätte, um billig zu düngen. Nur so kann es gekommen sein, daß jetzt der Wanderer auf der einen Seite seines Waldweges an üppig wuchernden Kastaniengruppen vorübergeht und drüben sich über verkrüppelte Kiefern wundern muß. — Die Pfalz läßt uns unter blühenden Mandelbäumen wandeln, die im Frühjahr mit ihrem weißrötlichen Gewande aus den Gärten, aus dunklen Cederngruppen und halb exotischen Nadelgewächsen hervorleuchten. Die Pfalz ist eben ein Stück Süden im deutschen Lande, darum auch der riesenweit ausgedehnte Weinbau in ihren Grenzen, der nicht an Hängen und Hügeln nur, der auch auf flachen Feldern die Rebe baut, da ja die gütige Sonne überallhin ungehindert ihre Strahlen senden darf.

Wer die Pfalz nicht selbst durchstreift hat, ahnt ja gar nicht, welch gewaltige Summe von Hektaren in grüne Wingerte, in wirkliche, prächtige Weingärten verwandelt ist. In der Pfalz dienten nach den Ermittlungen des kaiserlichen Statistischen Amtes im Jahre 1899 allein 15,859 Hektar dem Weinbau. Die Mosel und der Rheingau zusammen stellen dieser Summe nur 11,851 Hektar entgegen. Aus dem Jahre 1902 lassen die Erträgnisse in gleicher Weise das Uebergewicht der Pfalz im deutschen Weinbau erkennen. Der Rheingau herbstete auf 8135 Hektar 50,211 Hektoliter; die Nahe, das Land am Mittelrhein und an der unteren Mosel, also zusammen ein stattlich Gebiet, brachte es auf 8424 Hektar zu 238,735 Hektoliter. Das mittlere und obere Moseltal in Verbindung mit dem Ruwer- und Saargebiet konnte auf 3968 Hektar 128,301 Hektoliter einbringen. Das so geteilte Gesamtgebiet stellt auf 15,522 Hektar den gewiß bedeutenden Ertrag von 412,247 Hektoliter dar. Und die Pfalz? Sie hatte allein im Jahre 1902 15,117 Hektar unter Weinkultur und herbstete daraus 395,749 Hektoliter, also nur 16,498 Hektoliter weniger als die sonst größten Weingebiete Deutschlands zusammen.

Aber laß dir, lieber Leser, zu besserem Eindruck die weinfruchtbare Pfalz anstatt in trockenen, nüchternen Zahlen in ihrer weinfeuchten und weinfröhlichen Wirklichkeit vorstellen. Wir durcheilen sie von ihrem in jeder Weise, nämlich in Bezug auf Weinkonsum, Weinhandel und Reichtum schwergewichtigen Mittelpunkte, von Neustadt aus. Hier bricht aus grünen Bergen der Speyerbach ins freie Rheintal. Er schließt nach Norden das weinbauende Oberland ab, das sich von Neustadt aus südwärts fast bis zur Lauter erstreckt, die bei Weißenburg aus den Bergen in die Rheinebene tritt.

Unmittelbar südlich von Neustadt beginnt ein schier unendliches Feld, allüberall mit Reben bepflanzt. Wie ein feingemusterter Teppich aus hellgrünen, mit dunklen Kontrasten durchsetzten Farbentönen schauen wir das weite Land von Hambach bis Edenkoben aus der Höhe. Wie freundliche Hüter erheben sich unmittelbar über den Weinfeldern, über den Schätzen des Tals die Pfalzberge, der Nollen zuerst bei Neustadt, unweit davon die Maxburg, die alte Kästenburg, nach den Kastanienwäldern am Abhange des Berges genannt, die zugleich den Namen „Hambacher Schloß" führt. Ein gewaltiger Bau, in einzelnen Teilen vielleicht schon aus Kaiser Heinrichs II. Zeit stammend, hat Bauernwut sie 1525 zerstört. Bauer, das war ein Fest! 100 Fuder Wein im Burgkeller finden und in acht Tagen durch die nach allem, nach Blut und Wein gleich durstige Gurgel schicken! Hat viel Blut gekostet, die Einnahme der Burg, weniger aber vorher als hintennach, als weintrunkene pfälzische Bauerndickschädel ihre Herrenrechte untereinander verfochten! Die Bauern haben den Hambacher Schloßwein mit dem in harter Frone erzwungenen Aufbau der Burg sauer bezahlen müssen. 1688 natürlich konnten die Söldner des großen Franzosenkönigs Ludwig XIV. das stolze Bauwerk auf der Höhe nicht ersehen. Sie haben's gründlich zerstört. — Noch einmal gärte es in den Schloßmauern; doch war es nicht in Fässern der ungeklärte Wein, sondern in stürmischen Köpfen ein Gemisch noch ungeklärter Freiheitsideen. Das war, als im revolutionslüsternen Jahre 1832 im Mai auf der Kästenburg die erste Volksversammlung, das sogenannte Hambacher Fest, abgehalten wurde.

Ein unvergleichlich schöner Punkt ist die Maxburg mit ihrem Blick auf die zu ihren Füßen liegende Ebene. Silberglänzend fließt im Osten der Rhein. Dunkel liegen die Wälder um Speyer davor; die Domtürme und die kürzlich vollendete Retscherkirche sind sichtbar, grüßen über die Wälder hinweg die buntverstreuten Städte und Dörfer des flachen Landes, huldvoll wie freundliche Herren ihre Diener. Vor dem Walde dehnen sich wogende Getreidefelder im erntereifen Gelb und daneben, wirkungsvoll sich abhebend, die hellgrünen Wingerte aus, in die sich die Weindörfer Ober- und Mittelhambach, Diedesfeld und Maikammer einlagern. Es wächst kein schlechter Wein auf diesen Fluren. In erster Linie geht der Winzer dort wohl auf den Massenertrag aus. Ihm ist's lieb, wenn er vom Hektar seinen vollen Herbst, das sind an die 15,000 Liter hat. Ist der Wein doch flott begehrt als Schoppenwein nach Süddeutschland. In guten Jahren wächst sich der Hambacher auch zu einem besseren Flaschenwein von rassigem Charakter aus und geht dann erfolgreich in den Handel. Nur muß er dann Namen und Art verleugnen. Wer kennt im Reiche denn das kleine Hambach an der Haardt und wer will neben den Weinen mit hochtönendem Taufschein schlichten und doch guten Hambacher trinken!

Von der Maxburg suchen wir den Weg nach St. Martin, das näher den Bergen am Fuße des Kalmit liegt. Von halber Höhe ragt wieder eine Burg ins Land. Es ist die in grünem Laube versteckte Kropsburg, der einstige Rittersitz des Geschlechts derer von Dalberg, die im Mittelalter den stolzen Titel „Kämmerer von Worms" führen durften. Das Mittelalter hat uns in der Burg ein Stück Romantik zurückgelassen, das wie selten ein anderes geeignet ist, zwischen Steinen und Ranken träumen und sinnen zu lassen vom Wechsel der Zeit. Vergangenheit und Gegenwart, Heldentum versunkener Rittergeschlechter und Tapferkeit unseres heutigen Volkes grüßen sich hier. Die Kropsburg schaut hinüber nach dem Werderberge, der seit 1899 das Sieges- und Friedensdenkmal des pfälzischen Bildhauers Drumm trägt. Ein Ehrengedächtnis ist's deutscher Tapferkeit und Einmütigkeit, die durch das gemeinsam vergossene Blut von 1870/71 Nord und Süd zu einem Reiche verbunden hat.

Ein lieblicher Weg führt uns wieder zu den Reben. Wir wandern ein Stück durch die grünen Reihen. Dann biegen wir ins Edenkobener Tal hinein und streben nach der Ludwigshöhe, einem prächtigen königlichen Sommersitz, davon die Wittelsbacher den schönsten Teil ihres an den Rhein versprengten Pfalzgebietes überschauen können. Noch schöner ist der Umblick von der Annakapelle aus, die oberhalb des Ortes Burrweiler hellschimmernd im weißem Kleide zwischen Kastanien- und Rebengrün sichtbar wird. Nach Westen geht von ihr der Blick über die Berge und Höhenrücken der Haardt und des Wasgaues, über ein tiefdunkles Waldmeer mit berghoch sich auftürmenden Wellen. Gen Osten ist wieder die Ebene dem Blicke offen bis zum Rhein, und was das Auge sucht und was den Sinn in vereinzelter Anregung lockt: das Gotteshaus, das drunten im Tal wie hier oben die Kapelle des Schöpfers Ruhm verkündet, die rührige Stadt, das fleißige Dorf, Wein-, Ge-

treide- und Gemüsefelder, die schmalen Schienenwege dazwischen — das schließt sich zu einem farbenreichen, wechselvollen Bilde zusammen.

Zwischen Burrweiler und Landau breitet sich wiederum ein sehr großes Weingebiet aus. In seinem Zentrum ungefähr liegt Nußdorf, der Ausgangspunkt des Bauernkrieges, soweit er sich in der Pfalz abgespielt hat. Die Nußdorfer Kirchweih und der Pfälzer Wein wurden dem aufgeregten Volke Anlaß und treibende Kraft zum Sturm auf die Herrenschlösser — und der Nußdorfer Wein hat schon seine Grade.

Wir sind jetzt zur Mitte des oberen Rheinlandes der Pfalz vorgedrungen. Die Queich, die bei Landau ihr überaus reizvolles Gebirgstal verläßt, um fortan die Ebene fruchtbar zu bewässern, scheidet das Oberland der Pfalz in zwei Hälften. Der bisher durchwanderte Teil zwischen Speyerbach und Queich ist der an Weinbau reichere, doch auch das Land von der Queich bis an die Lauter baut Reben noch an Hängen und auf Feldern in reicher Fülle. Das Bergland über den Rebengeländen erhebt sich südlich von Landau zur höchsten Schönheit. Wir wandern nun aus der Haardt hinüber in den eigentlichen Wasgenwald, der gerade in diesen nach der Rheinebene vorgeschobenen Teilen eine Reihe von lieblichen und romantischen Naturschönheiten darbietet. Wir können ihn deshalb getrost neben unser schönstes deutsches Mittelgebirge, neben den Thüringer Wald, ja vielleicht über denselben, stellen. Aber wie wenig wird der Wasgenwald gerade von Mitteldeutschland aus besucht! Alle, die nach Westen reisen, lassen sich von den von Baedeker besternten Schönheiten des Rheinstroms und von den steinernen Erinnerungen in den Städten und Burgen an des Stromes Ufern so vollständig gefangen nehmen, daß sie nicht Zeit, noch Interesse für ein wunderbar Stück deutscher Erde zwischen und auf jenen Bergen behalten. Ein begeistertes Kind dieser schönen Heimat hat dies Land nicht besser und würdiger zu nennen vermeint als den Nationalpark des deutschen Volkes. Und wahrlich, er sieht und umfaßt seine Heimat nicht nur mit dem Blicke partikularistischer Liebe, er empfindet weiter und größer und hat einen tiefen Blick getan in die Bedeutung dieses herrlichen Landstriches fürs gesamte große deutsche Vaterland, in den geschichtlichen Zusammenhang, in die zahlreichen kulturellen Beziehungen zwischen dem großen Reiche draußen und dieser kleinen Wald- und Bergwelt in seinem Weiten. Die Namen Weißenburg und Gaisberg, Wörth und Fröschweiler reden eine ernste Sprache, daß erst die jüngste Vergangenheit jenes blutgetränkte Land zu Füßen des Wasgenwaldes zu einem nationalen Heiligtum geweiht hat. Im Mittelalter vollends spinnt die Geschichte und fast noch mehr die alte deutsche Heldensage unendliche Fäden von jenen Bergen und Burgen hinüber ins deutsche Land. Bis in die Völkerwanderung hinein hegt der Wasichenstein der Erinnerungen an die Geschicke deutscher Stämme und Helden. Dort kämpfte der Held des Waltariliedes aus Aquitanien gegen die Burgunden vom Rhein um seine Braut und seine Schätze. „Unter den Schatten der Baumwipfel am Wasichenstein und auf seiner einsamen Höhe, da kommen und gehen die Gedanken, und während das Auge hinschaut über die großen, stillen Forsten, wandern die Gedanken in jene heldenhaften Zeitläufte, da unser Volk zum erstenmal bedeutungsvoll in den Gang der Geschichte eingriff. Heldenklänge, Heldensänge, Speerschütteln, Schildedröhnen, Schwerterklirren, Kampfgetöse vermischen sich mit dem Brausen des Windes, der durch die alten Baumwipfel saust dort am Wasichenstein. Nicht in bunt gemalten Theatern mit künstlichen Dekorationen, hier mitten in der Waldeinsamkeit des Wasgaus, hier am sagenumwobenen Wasgenstein, da klingen und dringen sie ins Herz hinein, die sieghaften Klänge des Nibelungenliedes, die wundersamen Heldenmotive, die wie aus einer anderen Welt uns umrauschen. Hier verspürt man den keuschen, geheimnisvollen Zauber des Waldwebens, hier jubelt und klingt selige Wonne auf einsamer Höhe, hier versteht man die gewaltige Schicksalstragödie, weil hier ein gewaltiger, natürlicher Hintergrund alles trägt und hebt.“ (Lohr, Ein Nationalpark des deutschen Volkes, Straßburger Post vom 7. August 1903.)

Ein Hort geschichtlicher Erinnerungen ist auch der Trifels. Wir grüßen ihm mit Scheffels begeisterter Freude:

Annweilers Berge seh ich wieder
Und ihrer Burg Dreifaltigkeit,
In Ehren alt, vernarbt und bieder,
Kriegszeugen deutscher Kaiserzeit.
Dort Scharfeneck, die schlanke, feine,
Vor ihr der Felsklotz Anebos
Und hier als dritter im Vereine
Der Reichspfalz Trifels Steinkoloß.
Der Turm mit der Kapelle Erker,
Der einst die Reichskleinodien barg,
Des Löwenherzen Richard Kerker,
Wächst mächtig aus des Felsen Mark. —

Noch einmal steigen wir zur Höhe, zur Madenburg oder zum Eschbacher Schloß, wie der Volksmund diese Burg nennt. Sie bietet die vollkommenste Aussicht auf unserem Wege, vielleicht auch im ganzen Stromgebiet des Rheins. Wenigstens übertrifft sie den vielgerühmten Blick von der Rochuskapelle bei Bingen, von der Rossel und vom Niederwald.

Weinorte zu des Berges Füßen sind Eschbach, das einen guten Rotwein baut, Leinsweiler und Birkweiler. Der Birkweiler Wein muß sich den Spitznamen „Kästenbuscher“ gefallen lassen. Aber wer einen harmlosen Spitznamen trägt, ist beliebt und populär. Das ist auch der Birkweiler und war's seit alter Zeit, namentlich drüben in Landau, wenn er als „Neuer“ aus dem Fasse floß. Dann war zu froher Herbstzeit ein Wallfahrten in den Kästenbuscher, und wenn es heimging, schickte der Wirt einen mit weichem Stroh gepolsterten Wagen und einen handfesten Küfer hinter den wankenden Gestalten her, der die im Kampfe mit dem Gleichgewichte Gefallenen auflas und ins Stroh bettete. Landau ist ja in der beneidenswerten Lage, daß es sich nach allen Seiten hin in gastfreie Keller verlaufen und verlieren kann.

Je weiter wir südwärts kommen, desto mehr verschiebt sich der landschaftliche Charakter der Gegend. Berg und Wald treten hervor, der Weinbau nimmt ab. Doch wachsen noch gute Tropfen hier im Oberlande, so zu Klingenmünster, dessen Wein den bekannten Pfälzer Dichter Becker zu seinen Poesien begeistert haben, und am Erlenbachtal bei Bergzabern lebte einst ein alter Einsiedler, der allen denen ein gutes Rezept hinterlassen hat, die auf ärztliches Gebot keinen Wein trinken dürfen. In einer bangen Stunde, als er krank daniederlag, hat er sich selbst durch ein strenges Gelübde verboten, jemals wieder Wein zu trinken. Als er wieder gesund geworden — aß er den Wein mit großen Löffeln, eine Sage, die Rudolf Baumbach in einem seiner bekanntesten Gedichte verwertet hat.

Bergzabern und Weißenburg sind die letzten größeren Weinorte des Gebietes nach Süden, das wir durchzogen. Jenseit der Lauter anderes Land und kein besserer Wein! Darum eilen wir mit der Bahn zurück nach Neustadt und rüsten uns während der Fahrt auf den schwierigeren Teil der Reise nordwärts ins gelobte Mittelland der Pfalz, wo der König mit seinem Hofstaat, seinem Adel, nämlich der Pfälzer Wein in seiner edelsten Art, gedeiht. Die Natur hat diesen Teil weniger verschwenderisch mit Reizen begabt als das Oberland. Sie hat sozusagen ihre ganze Gunst auf das eine, auf die Hauptsache konzentriert, und das ist der Wein, der in seiner hellgrünen Farbe das ganze Land bespinnt und der den Wald und das Getreidefeld, ja am liebsten noch den Weg verdrängt, der seine Anpflanzung wehrt. Er gönnt ihm wenigstens nur den denkbar schmalsten Streifen zwischen den einzelnen Rebenfeldern und Gemarkungen.

Die Natur hat diesem Weinlande einen wirkungsvollen Hintergrund immerhin noch gelassen in den dunkelbewaldeten Haardtbergen; doch fehlt ihnen hier im Norden die aus alten Burgen hervorschauende Romantik und der

vielseitige Reiz des Panoramas. Dennoch ist es eine Lust, etwa vom Weinbiet bei Neustadt, einem stattlichen Kegel nordwestlich der Stadt, die träumenden Augen rückwärts gehen zu lassen über die dunklen Kuppen und Wälder bis zum Donnersberg, der majestätisch den düsteren Horizont beherrscht und sie danach hellaufleuchtend hinüberzuschicken in den Sonnenglanz der grünen Ebene, in das Sonnenland des Weins.

Halb ein Kind der dunklen Berge, die es im Westen schützen, halb ein Kind der weingrünen Ebene ist Neustadt selbst mit seiner entzückende Lage. Wie eng und glücklich ist hier alles verbunden auf engem Raume: das geschäftige Leben einer erwerbsfreudigen Handels- und Industriestadt, die sich im Tale dahinbreitet, das ausgedehnte Feld, das die Quelle des Reichtums, den Wein, in die Mauern der Stadt fast hineinträgt, die Täler auf der Westseite, die den Arbeitsmüden und Erholungsbedürftigen schon nach wenig Schritten in den Frieden einer völlig abgeschlossenen, waldstillen Welt aufnehmen, der Kranz der Höhen, die flüssiges Gold in tiefen Kellern hüten und im Schmucke prächtiger Landhäuser den Uebergang zwischen der engen Stadt und dem grünen Wald vermitteln. Von diesem Juwel im Herzen der Pfalz gilt das Dichterwort im besonderen:

> Kein Land ist so froh wie die sonnige Pfalz,
> Kein Wein kann so gut wie der Pfälzer sein!
> Drum grüne und blühe — der Herrgott walt's! —
> Die frohe Pfalz und der Pfälzer Wein!

Doch wir reißen uns los aus lockenden Armen, die uns zu frohem Trunke im geübten Zecherkreise, zu kettenlanger Kraftprobe im gefährlichen Keller, zu Sang und Klang beim gemütlichen Frühschoppen, beim üppigen Festmahl, beim beschaulichen Vespertrunk, beim endlosen Abendknipp fast ohne Pause festhalten wollen; wir wandern hinaus durch die Neustadter Gemarkungen, durch die Flur des langen Dorfes Haardt nach Norden. Nach Osten hin Rebstock an Rebstock bis nach Mußbach und über diesen Ort hinaus bis halbwegs nach Haßloch. Noch sind's die großen Weine nicht, die hier gekeltert werden. Doch trägt eine Flasche Neustadter Vogelsang, Mußbacher Johannitergarten oder Naulott mit Ehren ihren Namen. Ihr Inhalt ist vorwiegend ein voller, stahliger Wein mit dem großen Vorzug, daß er eine schöne, deutliche Blume verbreitet.

Von Kilometer zu Kilometer nimmt der Wein an Güte zu. Der Wein von Gimmeldingen und Königsbach hat schon bemerkenswerte Spezialitäten aufzuweisen, davon die beste auf dem Königsbacher Idig wächst. Rieslingtrauben haben in diesen Fluren den Vorzug und bringen einen duftigen Wein ins Glas. Es heißt, um dieses leichten Duftes willen, zu dem die Pfälzer Süße kommt, sei solcher Wein willkommen an der Mosel. Dort gibt's im Keller gefällige Priester, die ihn umtaufen und auf grüne Flaschen ziehen und — Hurra, hurra, Holderbusch fließt aus dem Keller husch, husch, husch ein Moselwein viel teurer Art als man bezahlt ihn an der Haardt. — Oder aber, das liebliche, süße Fräulein von der Pfalz muß sich die Ehe gefallen lassen mit einem sauertöpfischen, mürrischen Moseler, bei dessen Anblick und Genuß die Muskeln im Gesichte zucken. Was daraus wird, kann man sich denken: Nichts Schlechts, nichts Rechts, ein Wein verzweifelten Geschlechts!

Aber nun, Hut ab, lieber Weggenosse! Der Boden, darauf du stehest, ist heiliges Land! Deidesheim heißt die Flur, dort der Kieselberg, dort Grain und Kalkofen, Mühle und Geheu, Dopp und Leinhöhle — sagen dir, daß hier die rechte Welt erst ihren Anfang nimmt, und eilen wir nur gleich weiter nach dieser Weinwelt goldenem Mittelpunkt, nach Forst! Hier wohnt der König! Vielleicht wird dir eine Audienz in Seiner Majestät weitgewölbtem Palaste gestattet. Dann laß dich nicht beirren. Majestät liebt nicht glänzende Lichtfülle in seinen Räumen, er sucht auch gern das engste und verborgenste Plätzlein aus. Dort aber leuchtet seine Krone golden auch beim Licht der kleinsten Kerze, und ein Duft umschwebt dich wie im Paradiese. — Majestät ist gnädig. Er läßt dich nicht gleich wieder fort. — Aber sei klug und höflich! Mach bald deine Reverenz und geh. Dann verleiht er dir einen Orden, ein unvergeßliches Andenken an die schönsten Stunden deines Lebens. — Bleibst du aber zu lang bei ihm, ist er ein Herr boshafter Einfälle wie weiland Rübezahl, der Geist des Riesengebirges. Wenn du seinen Palast verlassen, bist in ein seltsam Wesen du durch seine Zauberkraft verwandelt, das nimmer gehen kann und wie ein Vierfüßler sich am Boden nur mühsam weiter findet.

Forst und Deidesheim, dazu das seitwärts gelegene Ruppertsberg bauen den besten und preiswertesten Wein der Pfalz, — der Welt! Wie soll man seinen Genuß beschreiben? Man darf ohne Phantasie der Worte und ohne Ueberschwang der Gefühle den Genuß dieser besten Tropfen der Pfalz als einen unvergleichlichen Hochgenuß bezeichnen, nicht geeignet freilich, sein ganzes Leben darin zu ertränken und zu verbringen, sondern dazu geschaffen, des Lebens schönste Feierstunden mit solchem Wein zu krönen. Wer mit dieser edlen Auffassung seines Zweckes den herrlichen Pfälzer trinkt, kommt von selbst dahin, daß er dem Leben mehr Feierstunden abgewinnt und abringt, als es sonst im Gleichmaß seiner Tage zu bringen pflegt. Will sagen, jeder Anlaß ist willkommen, einem Fläschlein Pfälzer Weins den Hals zu brechen.

Sein Hauptvorzug ist das Zurücktreten fast jeglicher Säure, d. h. der Säure, die aus dem Weingenuß ein unbequemes Opfer machen kann. Die Süße des Pfälzers ist, wie schon erwähnt, ein Geschenk seiner sonnigen, geschützten Lage. Sie ist niemals so aufdringlich, daß sie abstoßend wirken könnte, niemals so vorherrschend, daß sie den Wein verleiden könnte, sondern sie ist so harmonisch in den Eindruck des Weines hineingewachsen, daß sie in dem vollen, glatten, abgerundeten Geschmack desselben schließlich gar nicht mehr als ein hervorstechendes Merkmal erkannt wird. Diesen wunderbar harmonischen Charakter der guten und besten Pfälzer um Forst und Deidesheim schmeckt man vor allen Dingen aus älteren Jahrgängen heraus, die jeden, auch den leisesten Vorgeschmack hinter einer durchweg lieblichen und ausgeglichenen Art verstecken.

Nordwärts von Deidesheim und Forst bedeutet noch Wachenheim eine Quelle edelsten Getränkes. Dürkheim mit der größten Weinbaufläche von 850 Hektar und Ungstein produzieren vorzügliche Mittelweine, Herxheim a. B., das im Zentrum einer bis Grünstadt ausgedehnten Weinfläche liegt, einen vollen Wein ähnlichen Wertes bis zu den kleinen Tischweinen herab.

Aber ob groß, ob klein, Wein ist's doch, Wein! Und niemals ist es ein schlechter, grandiger, saurer Wein. Die Pfalz hat eben durch ihre Lage das Glück, daß sie fast in jedem Jahre reife Trauben keltern darf. Um einen halben Monat früher als in anderen Weingebieten blüht dort die Rebe; um so viel länger ist der Traube Zeit gegönnt, sich auszureifen. Schickt nun auch einmal der Himmel nur einen leidlichen oder gar einen schlechten Sommer, dann ist der Pfalzwein, auch der kleine Wein, immer noch süßer und trinkbarer als ein Gewächs der Mosel oder anderer Weinlagen. Gibt's aber einen guten Jahrgang, einen guten Kochmonat mit dem August, einen heißen Bratmonat mit dem September, eine sonnige Lesezeit im Oktober, dann wächst in der Pfalz in den Mittellagen ein bestechender, süffiger Wein und an den bevorzugten Orten der köstlichste Trank, neben dem die Spitzen von der Mosel und vom Rheingau keinen wirksameren Eindruck auf Herz und Zunge machen können.

Das Uebergewicht des Pfalzweins liegt aber endlich in der Tatsache, daß die Mengen seines Ertrags, wie schon statistisch nachgewiesen werden konnte, die Ernte aller sonst in Frage kommenden wichtigsten Weingebiete zusammen nahezu aufwiegt. Hier gilt's einzusetzen, um der weintrinkenden Welt einmal die Augen aufzumachen und ihre irregeleiteten und getäuschten Geschmacksnerven zu korrigieren. Die Pfalz kann die Ueberfülle an Wein, die ihr zuwächst, nicht selbst konsumieren. Draußen aber, im weiten deut-

schen Lande, da steht auf den Preisverzeichnissen der Weinstuben, auf den Weinkarten der Gasthäuser und Hotels, auf den Weinrechnungen der Privatleute nicht die Hälfte, nicht das Viertel, vielleicht nicht einmal der zehnte Teil an Pfalzwein verzeichnet von dem, was in den Kellern der Pfalz übrig bleibt, wenn der immerhin löbliche Durst der Pfälzer gestillt ist. Man begegnet höchstens hier und da einem charakterlosen Forster Riesling, einem unbestimmten Deidesheimer, einem jesuitisch mißbrauchten Namen vom Forster Jesuitengarten. Das ist so ziemlich alles, was von des Pfalzweins herrlichem Sonnengold als verblaßte Strahlen in die Nacht des weinunverständigen Publikums hineinleuchtet. Wer glaubt denn aber daß der Pfälzer den Wein in die Gosse und in den Straßengraben laufen läßt, den er nicht selbst trinkt. Er hat's nicht nötig, wie jener Herr aus Rheinhessen, der mit seiner Weinfabrik der rübenzuckerproduzierenden Landwirtschaft auf die Beine helfen wollte, aus dessen Kellern der Wein in hellen Strömen ins trockene Erdreich floß, als seiner Weinfabrik die staatliche Konzession versagt wurde. Es war in demselben Jahre, als die Erde in Sachsen und Böhmen, in Rußland und Russisch-Asien mannigfach erbebte, und man sagte mit Recht, sie habe sich vor Grauen geschüttelt, und Bauchgrimmen bekommen, als sie jenen falschen Wein habe trinken müssen.

Der Pfälzer setzt also seinen Wein auch ab, den er nicht trinkt, denn er wird beliebt und gekauft und getrunken im Reiche, nur noch zu wenig als Pfälzer, sondern als ein Gewächs, wer weiß welcher Modelage, durch deren Kellereien er entweder ungetauft, d. h. unverschnitten, aber umgetauft, d. h. mit anderer Flaschenaufschrift — oder verschnitten und dem Weine der Gegend ähnlich gemacht, in den Handel kommt. Die Pfälzer sind dabei die Klugen, sie schlagen ihr Weine reißend los. Die Konsumenten sind die Unklugen, indem sie sich ein X für ein U vormachen und für diese Täuschung noch einen anständigen Preisaufschlag aus der Tasche ziehen lassen.

Die Pfälzer Weinbauern müßten aber schlechte Patrioten, undankbare Kinder ihrer sonnigen, schönen Heimat sein, wenn sie das köstliche Geschenk derselben nicht höher in Ehren halten und ihm vor der Welt nicht den Ruhm verschaffen wollten, der dem Pfälzer Wein gebührt. Dabei sind sie ehrlich bemüht, dem weintrinkenden Publikum eine Täuschung zu ersparen und ihm im wahrsten Sinne des Wortes „reinen Wein einzuschenken". Darum rufen sie: Weg mit Maske und Vorurteil! Weg mit dem Vorurteil, daß der Pfälzer Wein zu schwer sei. So gut an der Mosel, am Rhein und am Main schwere Weine mit leichten Weinen wechseln, so gut haben wir in der Pfalz Weine aller Sorten und Grade für jeden Geschmack, für jedes Bedürfnis, für jede Gewöhnung: leichte, flüchtige, spritzige, blumige, stahlige, rassige Weine; brandige, feurige, trockene Gewächse. Zu solcher Mannigfaltigkeit hilft in der Pfalz wie anderswo der größere oder geringere Einfluß der Sonne je nach Lage und Gemarkung; sie wird bedingt durch die Rebensorten, von denen in der Pfalz zumeist Oesterreicher Reben, auch Franken genannt, ferner Riesling und Traminer gebaut werden. Sie hängt endlich ab von dem Einfluß des Bodens und seiner Kraft, die in ihm enthaltene oder von ihm aufgesogene Wärme zurückzustrahlen. Sie wechselt mit jedem Jahrgang wie in jeder anderen Weinlage.

Die Pfalz kämpft also durchaus einen edlen und gerechten Kampf für die Anerkennung ihrer Weine gegen ein weitverbreitetes Vorurteil und gegen eine leicht zu täuschende Kurzsichtigkeit der Menge. Dieser Kampf verbindet sich von jeher, nicht erst seit der Aufstellung des neuen Weinbereitungsgesetzes mit dem Bestreben, die Reinheit, die originale Art des Pfälzer Weins der Welt zur Ueberzeugung zu bringen. Dies soll namentlich durch den auf die Natur, also auf den untrüglichsten Faktor gestellten Beweis geschehen, daß die Pfalz um ihrer natürlichen Vorzüge willen kein Geheimmittel, keinen Zucker braucht, um süße oder überhaupt schmackhafte Weine in die Welt zu schicken oder auch nur, um ihren Produkten einen spezifischen Charakter anzukünsteln.

Den vereinten Bemühungen der Pfälzer Weinproduzenten, ihren Gewächsen Geltung zu verschaffen, wird der Erfolg nicht fehlen. Des Weines Macht siegt überall, und dann erst recht, wenn sie so liebliche Ketten schlingt, wie im Pfälzer Wein. Den Wanderer hat er noch immer gefangen und mit bleibender Sehnsucht erfüllt nach der Pfalz und ihren Tropfen, der zwischen ihren Reben gewandelt ist und in ihrem Schatten getrunken hat, der in ihre Keller gestiegen und vom Pfälzer Frohsinn gekostet hat. Da weitet der Wein das Herz, da schlägt er die Saiten der Harfe an, die jeder Mensch, in vollen Tönen rauschend oder in schlichten Weisen klingend, drin in der Brust trägt: die Saiten der Harfe Poesie. Darum sind's die Poeten zuerst, die des Pfalzweins Lob verkündigen. Scheffel singt im Chor der Pfalzdichter die erste Stimme. Von den Bergen seiner badischen Heimat, vom Heidelberger Schloß, unter dessen romantischer Hut er seines Lebens Abend verbrachte, hat er hinübergeschaut ins nachbarliche Pfalzgebiet und seinen Dank hinübergesungen:

Bei den Männern von Neustadt und Deidesheim,
Da fand der Dichter erkannt sich,
Für einen schlichten, leeren Reim
Gaben sie ihm volle Fünfundzwanzig!

Was hätte er dem 1900er für ein Loblied geweiht, wenn er ihn erlebt und getrunken hätte! Für Scheffel bedeutete das gesegnete Jahr 1865 die Höhe der Pfälzer Weingüte. Damals sang er:

Den kochten uns Erdfeuergeister
Mit Aether und Sonne im Bund.
Drum glutet's und flutet's im Becher
Geistfunkelnd, sanftrhythmisch und voll,
Als sängen homerische Zecher
Ein jonisches Kneiplied in Moll.

Auch Georg Scherer hat seine Laute oft nach der Pfalz hin erklingen lassen, die süßen Töne wiedergebend, die „der molligsten Schlurflust Wonnetrank" in seinem Herzen angeschlagen hatte. — Noch gewichtiger aber über den Chor der Poeten ließ der Mann seine Stimme zu des Pfalzweins Ruhm erklingen, der ein Menschenalter das politische Konzert Europas mit weithin gehörter Stimme dirigierte, unser Bismarck, der deutsch war und fühlte auch in der Bevorzugung deutscher Weine. Und der Pfälzer Wein, den er gern trank, ist deutsch. Auf den Hügeln der deutschen Pfalz ist er gewachsen. Wie das deutsche Herz, besitzt er goldene Treue und lautere Art, Kraftgefühl und Innigkeit als heiligste Güter. Der Treue vergleichbar ist sein schimmerndes Gold, der deutschen Lauterkeit gleich seine Reinheit, und edle Fülle und liebliche Süße darf er deutscher Kraft und Innigkeit entsprechend als seine köstlichen Vorzüge rühmen.

Golden wie der Treue Wesen,
Rein wie deutschen Herzens Art,
Kraftvoll wie das deutsche Fühlen
Und doch lieblich, mild und zart
Bleibt allzeit — der Herrgott walt's! —
Unser Wein aus unsrer Pfalz!

Johannes Grötzel.

Die Erhaltung der Naturdenkmäler.*)

P. In weitestgehendem Maße ist der Mensch bestrebt, mit seiner Kultur das Antlitz der Erde zu verändern, indem er das, was die Erde trägt, seinen Zwecken dienstbar macht. Zu oft ist nicht nur der Zweck der Dienstbarmachung ausschlag-

*) Nach einem von Hrn. Prof. Dr. Conwentz, Direktor des westpreußischen Provinzialmuseums in Danzig, am 14. Dezember 1903 vor der Geographischen Gesellschaft und dem Verein für Naturkunde in München gehaltenen Vortrage.

gebend für die gewaltsame Veränderung unserer natürlichen Umgebung, allzu oft leider mangelndes Verständnis für die Natur und die Dokumente ihres Waltens, unüberlegtes Zerstören, Interesselosigkeit an der Natur und ihren Werken, Mangel an ästhetischem Gefühl.

Schutz den Naturdenkmälern! Ebenso wie Schutz gewährt wird den Denkmälern der Kultur, der Kunst. Der Fels in der Form, wie ihn unberührt von Menschenhand unsere Altvordern seit Jahrunderten geschaut — der Wald, unversehrt durch Rodungen, durch Forstkulturen und Neupflanzungen — das Moor mit den ihm eigenen Charakterpflanzen — die Düne, das sind Denkmäler der Natur. Die Tierwelt, wie sie der Landschaft eigen ist dort, wo der Mensch nicht durch Kulturarbeiten die Pflanzendecke modifizierte und damit dem ungestörten Tierleben seine notwendige Grundbedingung raubte, dort, wo er nicht seinen Vernichtungskampf gegen die Tierwelt führt — sie ist ein Denkmal der Natur.

Wie selten finden wir — nicht nur in Kulturländern — heute noch ein Landschaftsbild erhalten in einer vom Menschen nicht umgeänderten Form?

Die moderne Kultur ist wohl gezwungen, die Kräfte der Natur ihren Zwecken dienstbar zu machen, auf ihren einmal eingeschlagenen Wegen weiter zu wandeln. Zu oft aber wird an Stätten moderner Kultur Barbarei geübt gegen die Natur. Die einst als Landschaftsperle gerühmten Trollhättanfälle — heute sind sie umstanden von Dutzenden von großen Fabrikanlagen, welche die Kraft des Wassers in ihren Dienst gezwungen haben, das hehre Landschaftsbild ist zerstört, unkenntlich gemacht durch den modernen Menschen. Ringsum an der schwedischen Küste haben gewaltige Steinbruchanlagen das ursprüngliche Küstenbild auf viele Meilen total verändert. Wie haben die Steinbrüche im Elbsandsteingebirge mit ihren riesigen Schutthalden die einst idyllisch waldbestandenen Hänge der Täler nicht nur umgestaltet, sondern abschreckend verunstaltet!

Moore werden trocken gelegt zu Bodengewinn, für Industrieanlagen; vernichtet werden dadurch ganz besonders eigenartige Bezirke pflanzlichen Lebens mit ihren zahlreichen Sonderarten von Pflanzen. Wie lange noch — und wir entbehren in Deutschland ganz der Moore, die ursprünglich einzelnen Gebieten unseres Heimatlandes ganz besonders charakteristisch waren. Und der Wald, der deutsche Wald? Forstkulturen haben ihn umgestaltet; statt der ursprünglich nach eigener Wahl wachsenden Bäume enthält er sorgsam vom Menschen ausgesuchte Nutzhölzer; durch regelmäßig wiederkehrende Ausholzung, Rodung, Neuaufforstung werden Wälder geschaffen, die mit dem ursprünglichen deutschen Walde nichts mehr gemein haben.

Dünen werden festgelegt, gewiß eine notwendige Maßnahme, aber vernichtet werden dadurch Landschaftsbilder, die mit zu den besonders charakteristischen unserer Küstenregionen gehören.

Wegebauten für die modernen Straßen des Verkehrs, Flußregulierungen, sie greifen einschneidend ändernd ein in unsere Landschaft häufig genug an Stellen, an welchen solche Eingriffe oder wenigstens so radikale im Interesse der Erhaltung eines natürlichen Landschaftsbildes leicht vermieden werden könnten. So wurde an einer Stelle Deutschlands verfügt, die Flußufer eines Bezirkes aller Bäume und Sträucher zu berauben: Landschaft, Vegetation und infolgedessen natürlich auch das Tierleben wurden durch diese — hier zwecklose — Maßnahme ganz wesentlich verändert. Eine deutsche Großstadt rottete in ihrer Umgebung eine seltene Pflanze aus — weil sie unangenehm riecht. In Thüringen sind die Orchideen, besonders der Frauenschuh, an der Küste die formschöne Stranddistel, in unseren Bergen das Edelweiß — um nur einige Beispiele anzuführen — fast ganz ausgerottet oder arg bedroht.

Aus geringwertigster Interessensucht verunstaltet der Mensch besonders in der Nähe der Großstädte das Bild der Natur. Wie abschreckend wirkt die Reihe riesiger Reklametafeln, die zwischen München und Pasing den Blick auf das majestätische Bild der Alpen stören! Wie werden durch Reklametafeln die Felswände am Rhein, an der Elbe, in der Schweiz verunstaltet. Durch sinnloseste Inschriften werden Bergwände (Kieseladfelsen der Bastei!) verunziert, Bäume geschädigt.

Die durch den Menschen herbeigeführte Umgestaltung der Landschaft und ihrer Vegetation, alteriert natürlich auch die Tierwelt, abgesehen davon, daß gegen zahlreiche Tiere gerade zu ein Vernichtungskrieg geführt wird, wie z. B. gegen die Singvögel in Italien, von denen in Nizza allein während vier Monaten des Jahres 1881/82 über 800,000 Drosseln und Lerchen auf den Markt gebracht wurden, oder gegen die Pelztiere in Nordamerika, von denen alljährlich Hunderttausende erlegt werden. Bald wird in Deutschland der jagdfreie Biber ganz ausgerottet sein, wie schon so manche Tiere des deutschen Waldes, die heute fast nur noch in Sagen bekannt sind. Moschusochse, Renntier sind durch unvernünftiges Jagen gewaltig dezimiert worden.

Notwendig wird es, die Natur zu schützen, Dokumente ihres Waltens zu erhalten, soweit sich das mit modernen Kulturinteressen in Einklang bringen läßt: wenigstens hier einen Wald in ursprünglicher Form, dort ein Moor, eine Düne, da den Standort einer seltenen Pflanze zu hegen, dort charakteristische Tiere zu schützen, um so zum mindesten Einzelnes zu erhalten im Bilde der Ursprünglichkeit, und um auch kommender Zeit zu überliefern, wie die Landschaft war, ehe der Mensch sie umgestaltete.

Verschiedene Staaten und Gemeinden sind bereits werktätig daran gegangen, einen Schutz der Natur und ihrer Denkmäler vorzunehmen. Die nordamerikanische Union hat fünf große Territorien, eines zum Beispiel von der Größe Hessens, zu Nationalparks erklärt, und hier genießt das Landschaftsbild, Pflanzen- und Tierleben uneingeschränkten Schutzes. Die Stadt London hat mehrere große Parks angekauft, in denen der Vernichtungskrieg gegen die Natur sistiert ist. König Leopold von Belgien hat mehrere charakteristische Landschaften angekauft, um sie vor Umgestaltung zu schützen, und sie dem belgischen Staate geschenkt. Der sächsische Staat verpachtet seine fiskalischen Steinbrüche nicht mehr. Der preußische Staat hat eine Eisenbahnlinie im Harz so geführt, daß sie ein landschaftlich besonders wertvolles Tal nicht stört u. a. m.

Solches Einzelvorgehen — so dankenswert es ist — genügt jedoch nicht, um hinreichenden, so weit als möglich, allgemeinen Schutz zu bieten.

Herr Professor Dr. Conwentz hat in langer Arbeit im Auftrage der preußischen Regierung eingehendste Erhebungen angestellt über die Gefahren, von denen unsere Naturdenkmäler bedroht sind, und gleichzeitig auch über die Maßnahmen, die zum Schutze der Naturdenkmäler getroffen werden können und müssen.

Dem Staate stehen natürlich die weitestgehenden Schutzhilfsmittel zur Verfügung, soweit es sich um Naturdenkmäler auf fiskalischem Boden handelt, ebenso den Gemeinden beim Schützen der ihnen eignenden. Aber auch weiterhin, wo die direkte Machtbefugnis des Staates aufhört, kann er auf Schutzmaßregeln hinwirken. Wichtig wird es, daß natürlich zunächst festgestellt wird, was überhaupt geschützt werden soll. Die zu schützenden Denkmäler müssen — ähnlich wie die der Kultur und Kunst — inventarisiert werden. Die „Forstbotanischen Merkbücher", wie sie in Preußen für die verschiedenen Provinzen bearbeitet werden, und deren erstes für die Provinz Westpreußen Herr Professor Conwentz geschrieben hat, geben ein Vorbild, wie derartiges Inventarisieren zum Beispiel für besonders wichtige, eigenartige, seltene Bäume, die geschützt werden sollen, vorzunehmen ist. Die einzelnen Naturdenkmäler — hier Bäume — werden genau nach ihren Fundorten aufgezeichnet, sie müssen dann ferner kenntlich gemacht werden, z. B. durch Steine, ohne daß natürlich solche Zeichen und Marken störend in das Landschaftsbild eingreifen dürfen. Durch die ihm unterstellten Behörden und Beamten (z. B. Forstbeamte, Gendarmen u. s. w.) muß, resp. kann der Staat dann natürlich darauf einwirken, daß die anempfohlenen Schutzmaßregeln gegenüber den bezeichneten Naturdenkmälern in Anwendung gebracht werden. Nötig wird es dabei selbstverständlich, daß für zweckmäßige Verbreitung der Inventare und Verzeichnisse von zu schützenden Naturdenkmälern Sorge getragen wird. Es wird den Regierungen durch solche mehr auf dem Verwaltungswege ins Werk zu setzende Verordnungen und Hinweise in größerem Maße möglich sein, zum Schutz der Naturdenkmäler hinzuwirken, als durch direkt gesetzgeberische Tätigkeit, die häufig an den ver-

schiedenen in Betracht kommenden Besitzverhältnissen auf gewichtige Schwierigkeiten stoßen könnten.

Aehnlich wie der Staat können Gemeinwesen in ihrem Bezirke, in ihrer Interessensphäre wirken.

Weitgehende Tätigkeit bleibt hier den Vereinen offen, wie zum Beispiel dem Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein, den verschiedenen Gebirgsvereinen und anderen. Leicht wohl lassen sich Wege und Anlagen, die der Bequemlichkeit der Touristen dienen sollen, so schaffen, daß sie nicht störend, nicht — wie es leider so oft bei Unternehmungen von „Verschönerungs"-Vereinen der Fall ist — geradezu verunstaltend in ein Landschaftsbild eingreifen. Dankenswert ist es, daß der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein in München zusammen mit anderen Vereinen den Schutz der Naturdenkmäler bereits in sein Arbeitsgebiet einbezogen hat. Dank haben wir zu wissen dem Isartalverein, der werktätig daran gegangen ist, der Stadt München die Schönheiten des Isartales unangetastet zu erhalten. Naturwissenschaftliche Gesellschaften müssen in ebendemselben Sinne wirken können und wirken, indem sie die ihnen angehörenden und ihnen nahestehenden Kreise belehrend zur Schonung der Naturdenkmäler anhalten.

Großes Gewicht fällt hierbei schließlich der Schule zu. Die Menschen, die Jugend, sie müssen erzogen werden dazu, daß sie bestrebt sind, die sie umgebenden Naturdenkmäler zu erhalten, daß sie ablassen von dem Freveln gegen die Schönheit natürlichen Pflanzenwuchses, daß sie Pflanze und Tier schützen vor dem Untergang und ebenso die unbelebten Naturdenkmäler unangetastet erhalten in der Form wie sie Mutter Natur schuf. Erhaltung und Schutz der Naturdenkmäler liegen ja selbst schon im Interesse der Schule; die Natur und ihre Werke müssen erhalten bleiben, damit über das Leben und Wirken der Natur unterrichtet werden kann.

Neben den Maßnahmen, die Staat und Gemeinden durch gesetzgeberische Schritte und Verordnungen treffen können, muß durch die Erziehung des Einzelnen der Sinn dafür geweckt und wachgehalten werden, daß das, was uns an Werken und Denkmälern der Natur umgibt, als kostbares Gut erhalten, als wertvolles Dokument des Waltens und Wesens der Natur zu schützen und zu bewahren ist.

In wirkungsvollster Weise wurden die hier kurz skizzierten Ausführungen des Herrn Prof. Conwentz von Lichtbildern unterstützt, die ebenso den vielgekämpften Kampf der Unbildung und Interesselosigkeit gegen die Natur und ihre Werke illustrierten, wie sie auch dazu dienten, Schutzmaßnahmen zu erläutern. In höchstem Maße ist es zu wünschen, daß die Vorschläge des Herrn Redners ebenso in breiter Oeffentlichkeit und bei maßgebender Stelle Nachhall finden, wie sie den reichen Beifall der Zuhörer wachriefen.

Bücher und Zeitschriften.

λ. **Japan und die Japanesen**, von Karl Munzinger. Verlag von D. Gundert in Stuttgart 1904.

Der Verfasser, der in sechsjähriger enger Berührung mit allen Schichten und Ständen der japanischen Bevölkerung gelebt und schon früher ein größeres, mehr wissenschaftliches Werk über Japan unter dem Titel „Die Japaner" veröffentlicht hat, schildert uns hier in populärer, aber sehr unterhaltender und instruktiver Weise das Land der aufgehenden Sonne mit seinen 45 Millionen Seelen, zuerst nach seinem Klima, das zwar gesund, aber im Sommer sehr heiß, im Winter sehr kalt und von viel Regen heimgesucht ist, und nach seinen Naturschönheiten. Die Naturgewalten, vor allem die Vulkane und Erdbeben, sind oft von verheerender Wirkung. Dann beschreibt er uns das Volk und seine Herkunft, die ursprünglichen Bewohner, die Aino, und die modernen Japaner, die Mongolen mit malaiischer Mischung, die seit dem Jahre 1871 sich vollziehende neue Entwicklung des modernen Kulturstaates, und die seit 1889 nach dem Vorbild der preußischen Verfassung eingeführte konstitutionelle Monarchie. Das Parlament besteht aus 300 Mitgliedern, die mäßige Diäten erhalten. Die Minister sind auch ihm verantwortlich. Die Japaner sind hervorragend organisatorisch veranlagt. Post und Telegraph, Polizeiwesen und Feuerwehr ist trefflich eingerichtet. Aerzte hat es zirka 30,000, von denen allerdings viele keine Hochschulbildung besitzen, Hunderte haben aber in Deutschland studiert. Apotheken gibt es 2700, Krankenhäuser mehr als 500. Handel und Industrie ist seit zehn Jahren um das Vierfache gewachsen, ebenso Ein- und Ausfuhr. Es sind allein 2500 größere Spinnereien mit über 100,000 Arbeiterinnen vorhanden. Da die Arbeitslöhne immer noch nicht halb so hoch sind, als bei uns, kann Japan billig verkaufen. Auch die Schilderung der Gebräuche und Lebensweise, wie des Charakters und Gemütes des Japaners, bei dem die sozialen Tugenden besonders gepflegt, der Charakter des einzelnen sehr verkümmert ist, bringt vieles Interessante. Lüge und Heuchelei, verbunden mit sanguinischem Temperament, Unzuverlässigkeit, vor allem von seiten des japanischen Kaufmannes, Ehrgeiz und Oberflächlichkeit, Eitelkeit und Aufgeblasenheit, übertriebene Vaterlandsliebe und oft krankhafte Sentimentalität finden sich hier merkwürdig vereint. Der Japaner ist Meister auf dem Gebiet der praktischen Wirklichkeit, er eignet sich fremde Sprachen außerordentlich leicht an, hat rasche und sichere Fassungskraft, ohne original zu sein, aber wenig Interesse für metaphysische und ethische Fragen, und scharfsinniges, aber nicht tiefsinniges Denken ohne poetische Phantasie. Dagegen hat er ausgeprägten Sinn für das Aesthetische, für Etikette und Anstand, aber ohne Ideale auch in der Kunst, die aus Flora und Fauna ihre Objekte nimmt. Die beiden Religionen, der Shintoismus und Buddhismus samt der Ahnenverehrung und dem ganzen Beiwerk von Aberglauben gehen derzeit Hand in Hand mit modernem Atheismus in den höheren Klassen. Das Christentum hat durch Nishima, „den Apostel Japans", Boden gefunden, aber bald kam der Rückschlag, und der japanische Patriotismus wandte sich energisch gegen das Christentum. Neben der evangelischen gibt es aber doch heute eine römisch-katholische und griechisch-russische Mission in Japan. Munzinger beschreibt uns dann eingehend das japanische, nach deutschem Muster gebildete Schulwesen, sowie das Familienleben, bei dem die Lehre des Konfucius sich geltend macht, die vielfach herrschende Unsittlichkeit und Prostitution, aber auch die kindliche Pietät, und zuletzt den „Panmongolismus", verbunden mit politischem Fanatismus, extremem Patriotismus und Kulturdünkel. „Mit dem Mongolentum ist ein neuer Faktor in die Weltgeschichte eingetreten, der sich noch nicht berechnen läßt," sagt Munzinger zum Schlusse seines interessanten Buches, das wir jedermann empfehlen.

*

Allgemeine Rundschau.

Kleinere Mitteilungen.

M. **Aus der neugefundenen Liviusepitome** Daß unter den Oxyrhynchos-Papyri Bruchstücke einer Liviusepitome gefunden wurden und im nächsten Band der Oxyrhynchos-Papyri veröffentlicht werden, ist an dieser Stelle schon berichtet worden (Beilage Juli 1903 S. 143). Wie Grenfell jüngst in der Oxford Philological Society mitteilte, ist die neue Epitome von Livius Buch XLVII und LV von einem Manne verfaßt, der die Chronologie sowohl wie die innere römische Politik viel ernster nahm als der Verfasser der in unseren Händen bereits befindlichen Liviusauszüge Neue Ereignisse sind dadurch zutage gekommen, die Licht auf den Krieg in Spanien gegen Viriathus und die Umstände seines Todes werfen. („Die Chronologie des viriathischen Krieges ist wenig gesichert", Mommsen R. G. II, S. 9, Anm.) Auch geht aus der Oxyrhynchos-Periochе der für die Archäologie interessante Umstand hervor, daß Mummius von den von ihm geraubten griechischen Kunstwerken (Statuen) unter Städten Achaias und Italiens verteilte und dort aufstellen ließ. — Aus dem Fragment des Argumentum des Dionysalexander, das auch jetzt veröffentlicht werden soll, läßt sich erkennen, daß der „Alexander" des zusammengesetzten Titels = Paris ist und das Stück vom älteren Kratinos (gest. 423 oder 421) herrührt. — Homer, Demosthenes, Xeno-

phon (Cyropaedia) und Pindars „Parthenia“ sind ebenfalls durch Fragmente vertreten, die wir im Juli zu lesen bekommen werden.

* **Zu den Nachforschungen nach der Trollschen Nordpolar-Expedition.** Der Gouverneur von Jenisseisk hat bekannt gegeben, daß die Russische Akademie der Wissenschaften für die Auffindung der höchst wahrscheinlich zugrunde gegangenen Expedition des Barons Troll oder eines Teiles derselben eine Prämie von 5000 Rubel ausgesetzt habe, sowie 2500 Rubel für den ersten Hinweis auf zweifellose Spuren ihres Aufenthalts.

C. K. **Italienische Ausgrabungen in Aegypten.** Aus Rom wird berichtet: Eine Summe von 4000 Lire hat der Minister des öffentlichen Unterrichts Professor Schiaparelli dem Museum der Antiken in Turin zur Verfügung gestellt, damit die im letzten Jahre unternommenen Ausgrabungen in der Totenstadt von Heliopolis und in den Königsgräbern im Tale der Königinnen in Aegypten weitergeführt werden.

* **Ein Vega-Archiv.** In Moräutsch (Krain) wurde vom Dechanten J. Vizjan ein Vega-Archiv zum Gedächtnis des berühmten Mathematikers gebildet. Alle Kenner und Schätzer des großen Mathematikers, welche über Vegas Wirken irgend etwas veröffentlicht haben oder veröffentlichen werden, sind gebeten, dies Unternehmen dadurch zu unterstützen, daß sie je ein Exemplar des betreffenden Werkes oder der Zeitschrift dem Vega-Archiv zukommen lassen.

*

Hochschulnachrichten.

* **Berlin.** In einer öffentlichen Studentenversammlung, die der „Männerbund zur Bekämpfung der Unsittlichkeit“ am Montag im Langenbeckhause veranstaltet hatte, sprach Dr. Otto v. Leixner über „Charakterbildung und Geschlechtsleben“ und P. Philipps über die Notwendigkeit, eine studentische Vereinigung zur Hebung der Sittlichkeit zu begründen. Anschließend hieran berichteten die Vorsitzenden der akademischen Vereine „Ethos“ in Berlin und Charlottenburg über die Gründung und Organisation ihrer Vereine. Beide haben sich zu einem akademischen Bunde „Ethos“ zusammengeschlossen, dessen Ziel es ist, alle deutschen Hochschulen zu umfassen und unter der Studentenschaft für eine vertiefte und veredelte Auffassung des Geschlechtslebens einzutreten. Mitglied des Bundes kann jeder an einer deutschen Hochschule immatrikulierte Student werden, gleichviel, ob er einer Korporation angehört oder nicht. Zuschriften und Beitrittsanmeldungen sind an die Geschäftsstelle Charlottenburg, Schlüterstraße 70, zu richten. Schließlich wurde eine Resolution angenommen, worin mit Entrüstung gegen verschiedene Zusendungen, die die Studierenden hiesiger Hochschulen in letzter Zeit erhalten haben, Einspruch erhoben wird.

* **Halle.** An der hiesigen Universität haben sich als Privatdozenten habilitiert: der Assistent von Professor Frhrn. v. Mering an der medizinischen Klinik, Dr. Egon Tomasczewski, und der frühere Assistent von Professor Bumm an der Frauenklinik und Poliklinik, Dr. Richard Freund, ersterer für Dermatologie, letzterer für Gynäkologie.

hc. Der erste Assistent von Professor Dorn am physikalischen Institut und Laboratorium, Dr. phil. Siegfried Valentiner hat sich mit einer Schrift: „Ueber die Abhängigkeit des Verhältnisses Cp. / Cv. der spezifischen Wärme des Stickstoffs vom Druck bei der Temperatur der flüssigen Luft“ in der philosophischen Fakultät der Universität Halle als Privatdozent für Physik habilitiert. — Der ordentliche Honorarprofessor für Missionskunde, Dr. theol. et phil. Gustav Warneck, feiert am 6. März seinen 70. Geburtstag.

* **Graz.** Für die Besetzung der durch den Tod Hofrat Rolletts erledigten Lehrkanzel hat die Fakultät vorgeschlagen: primo loco Zoth (Innsbruck), secundo loco Bethe (Straßburg), Otto Frank (München), tertio loco Cremer (München), Pregl (Graz), Steinach (Prag).

pp. **Aus Frankreich.** Die neugebildeten französischen Universitäten, die ihre Existenz dem Gesetze von 1877 verdanken, haben immer noch große Mühe, gegen die Zentralisierung des gelehrten Lebens in Paris aufzukommen. Für die Facultés des Lettres, die Philosophie, Philologie und Geschichte umfassen, haben sich die Schwierigkeiten neuerdings vermehrt infolge der Reorganisierung der Pariser Ecole Normale. Dieses früher selbständige Institut bildet nunmehr als pädagogisches Seminar einen Bestandteil der Pariser Universität und dadurch wird der Eintritt in dasselbe den Abiturienten der Pariser Gymnasien fast ausschließlich reserviert, während es bisher Regel war, der Provinz einen gewissen Anteil an der Pariser Normalschule zu sichern. Im „Siècle“ führt der Dekan der Faculté des Lettres von Lyon, Professor Clédat, Klage über die unwillkommene Neuerung. Er führt aus, daß man den Universitäten der Provinz die besten Schüler der Faculté des Lettres entziehe, indem man sie absichtlich ermuntere, ihre Vorbildung in Paris zu suchen, um in der Ecole Normale Aufnahme zu finden. Um dem Uebel zu steuern, verlangt er die Gleichstellung der im Internat der Ecole Normale aufgenommenen Zöglinge mit den Stipendiaten der Provinz, sowohl was die ökonomische Lage als die künftige Laufbahn anbetrifft. Paris, so schließt er, werde unter allen Umständen schon an sich einen großen Vorsprung haben, die Provinzfakultäten dagegen seien einfach mit dem Untergang bedroht, wenn die Pariser Normalschule als Bestandteil der dortigen Universität die bisherigen Vorrechte beibehalte.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Soeben erschien:

Das höhere Schulwesen Deutschlands am Anfang des 20. Jahrhunderts

von (6118)

Professor Dr. Hugo Müller,

Oberlehrer am Ludwig Georgs-Gymnasium in Darmstadt

9 Bogen Preis 2 Mark.

Diese Schrift gibt eine **zusammenfassende Darstellung der jüngsten Schulreform.** Sie verfolgt keine eigentlichen wissenschaftlichen, sondern **lediglich praktische Ziele**, sie wendet sich nicht nur an **Philologen, Lehrer der Gelehrten-** und **Realschulen**, sondern gerade auch an die **weiteren Kreise der Gebildeten**. Sie will allen denen, die sich für unsere höheren Schulen interessieren einen Ueberblick über die mit ihrer Organisation zusammenhängender Fragen gewähren.

Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Unsere verehrten Leser

machen wir schon jetzt im Interesse einer pünktlichen Weiterlieferung des Abonnements auf Erneuerung für das II. Quartal 1904 aufmerksam.

Bezugspreis vierteljährlich bei allen bayerischen und deutschen Postanstalten:

Allgemeine Zeitung mit Stadt-Anzeiger	M. **4.20**
Dieselben und wissenschaftliche Beilage	M. 8.40
Wissenschaftliche Beilage allein	M. 4.50
„ „ in Wochenheften	M. 5.—

Monatliche Abonnements zu einem Drittel der Quartalpreise.

Neu hinzutretenden Abonnenten werden bis zum 1. April erscheinende Abschnitte des laufenden Romans kostenlos nachgeliefert, ebenso erfolgt auf Wunsch die unentgeltliche Zusendung der Zeitung bis zum Quartalsbeginn.

Probenummern versendet jederzeit auf Wunsch unentgeltlich

Expedition der Allgemeinen Zeitung.

[redacted] München, Samstag, 5. März. Nummer 54.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.
Empfindsame Romane. Von O. B.
Die Gerichtsverfassung der deutschen Schutzgebiete. Von Dr. Karl Neumeyer.

II. Bücher und Zeitschriften.
Wilhelm Fischer: Grazer Novellen. — Anton Frhr. v. Perfall: Kraft und Liebe.

III. Allgemeine Rundschau.
Benjamin Franklin als deutscher Drucker. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Empfindsame Romane.

Unsere Literatur scheint einer neuen Periode der Empfindsamkeit entgegenzugehen. Wenigstens wüßte ich keine bessere Bezeichnung für jene dichterische Strömung, die jetzt so häufig aus dem objektiv erzählenden Kunstwerk ein Denkmal rein subjektiver Gefühlsdarstellung und Stimmungsschilderung macht. Diese Strömung zieht immer breitere Kreise, nicht etwa nur in der Lyrik, wo von jeher ihr Ueberwiegen Daseinsberechtigung hatte, sondern auch in der Romanliteratur. Hier bildete sie zunächst ein wohltätiges Gegengewicht einerseits gegenüber der verflachenden Tatsachenberichterstattung, welche mit dem Naturalismus in die erzählende Dichtung gekommen war, andrerseits gegenüber der verlogenen Sentimentalität, die mit einem abgebrauchten Gefühlsschematismus romantischer Art wirtschaftete. Durch feinere und wahrere Psychologie und durch Betonen eines kräftigeren Individualismus gewannen die von ihr getragenen Erzeugnisse anfänglich eine reformierende Bedeutung gegenüber jenen literarischen Moden und Unarten; aber nur wenige von diesen Erzeugnissen waren an sich dichterisch so hervorragend, daß sie neben jener abwehrenden Wirkung auch ein selbständiges Leben in der Literatur hätten beanspruchen können. Der ausgesprochene Subjektivismus in der erzählenden Dichtung kann nur auf Grund einer ganz außerordentlich elementaren Leidenschaftlichkeit ein wahres dichterisches Kunstwerk hervorbringen. Goethes Werther wird wohl hierfür in der ganzen Weltliteratur ein einsames Beispiel bleiben. Wo diese ursprüngliche Leidenschaftlichkeit fehlt — und sie fehlt ganz entschieden unserem literarischen Zeitalter —, macht sich rasch und mit innerer Notwendigkeit jene Erscheinung geltend, die man früher Empfindsamkeit genannt hat, und die auch heute noch so benannt werden kann, wenngleich sie manche neue, durch unsere ganze Zeitstimmung bedingte Züge an sich trägt.

Gerade weil dieser Zeitstimmung die Unbefangenheit abgeht, läuft ihr Empfindungsgehalt Gefahr, in spielerische Ausartungen und deshalb in Unnatur zu verfallen. Es lebt in der Brust unserer jüngeren dichterischen Generation, nicht am wenigsten der weiblichen, das unbehagliche Gefühl, welches von dem Mangel an unmittelbarer Leidenschaftlichkeit erzeugt wird. Eine allgemeine geistige Blutarmut macht den unbefangenen und frischen Willen zum Leben unmöglich; die Nerven sind für die feinsten Empfindungen gestimmt und reagieren auf die zartesten Anreize und Anklänge, aber für die Umsetzung dieser Reize in ein elementares, die ganze Persönlichkeit mit Sturmesgewalt durchbebendes, einheitliches Gefühl fehlt es der geistigen Konstitution an Kraft und Blut. Hieraus entsteht dann jenes seltsame Gemisch von anempfundenen Stimmungen, das man wohl schon Empfindsamkeit nennen darf; jenes überfeinerte Sich-selbst-beobachten; jener Zustand einer Reizsamkeit, die immer auf der Lauer nach neuen Eindrücken liegt, die aber zugleich das Individuum mißtrauisch gegen sich selbst und gegen die eigenen Gefühlsregungen macht, weil ihr das positive Gegengewicht eines bestimmten Willens und selbständigen, unbefangenen Urteilens abgeht.

In der Dichtung, der lyrischen wie der erzählenden, kommt dieser lediglich rezeptive Zustand der Reizsamkeit in erster Linie in einer großen stilistischen wie inhaltlichen Zerfahrenheit zum Ausdruck. Die Gedankenstrichlyrik, über die man mit Recht so viel gespottet hat, daß ihre eigenen Urheber sich nachgerade ihrer wohl zu schämen beginnen, beruht durchaus nicht bloß auf einer dekadenten Effekthascherei und äffischen, albernen Mode. Sie ist der ganz natürliche Ausfluß einer überfeinerten Empfindsamkeit und einer mit Anreizen überladenen literarischen Stimmung, denen ein einheitlicher und ordnender künstlerischer Wille mangelt. Es sind mehr Reize und Anklänge in der nervösen Anlage des Dichters aufgehäuft, als er künstlerisch zu bewältigen vermag. Das deutet er, zugleich sein schöpferisches Unvermögen eingestehend, durch jene Striche und Lücken an, die gleichsam für ihn und den Leser die Hoffnung offen lassen sollen, daß doch noch eine Zeit der Reife kommen könne, in der auch das noch Unausgedrückte und Unausdrückbare in Worten wiedergegeben werden würde. Aber diese Reife wird für solche Lyriker und ihre Dichtung nie kommen. Sie gleichen den Aeolsharfen, aus deren Saiten das Wehen des Geistes unserer Zeit wohl einzelne Töne, auch manche zufällige Akkorde herausklingen läßt, die aber niemals eine zusammenhängende Melodie hervorbringen können.

Nun macht sich heute auch in der erzählenden Dichtung eine solche Gedankenstrichmode bemerkbar. Zuweilen schon in der äußerlichen Schreibweise, in dem Unfug, der mit Strichen, Punkten, häufigen Absätzen und abgerissenen Worten getrieben wird; noch mehr aber in der Zerfahrenheit des Inhalts, in der gänzlichen Unfähigkeit, die einzelnen Eindrücke zu einem einheitlichen Aufbau mit geschlossener Linienführung zu verwenden, in dem Mangel an Beherrschung der Stimmungselemente durch einen festen künstlerischen Willen. Es ist das gleichbedeutend mit einem Ueberwiegen des Subjektivismus in schlimmem Sinn, mit dem Aufgeben jedes objektiven Höhenstandpunktes zugunsten einer nervösen, an augenblicklichen Stimmungen und Eindrücken haftenden Betrachtungsweise. Und es führt zugleich in der Auffassung der einzelnen Lebenserscheinungen und ihrer Gruppierungen zu jener Unwahrhaftigkeit, die der Empfindsamkeit eigen ist. Denn wenn auch eine psychologische Verfeinerung in der Betrachtungsweise seelischer Vorgänge und ein durch nervöse Schärfe und Feinsichtigkeit gesteigertes Erkenntnis-

vermögen für Stimmungen und Gefühle subtilster Art einzelne Beobachtungsreihen neu und interessant gestalten, läßt doch der Mangel künstlerischer Einheit die großen und festlinigen Zusammenhänge nicht hervortreten, auf denen allein ein dichterisches Kunstwerk beruht. Die Empfindsamkeit besteht eben in der Steigerung jener verfeinerten psychologischen Betrachtungsweise und in der Empfänglichkeit für die Reize einzelner subtilen seelischen Stimmungen ohne das Gegengewicht einer objektiven Lebens- und Weltanschauung oder einer positiv wirksamen künstlerischen Leidenschaftlichkeit. Ihr charakteristischer Zug ist das Unterjochtsein von den ins Feinste zugespitzten und zerfaserten Seelenstimmungen; in dieser Richtung aber zeigt sich ihr unwahres Wesen, denn nicht die Reizsamkeit an sich schafft das Kunstwerk oder formt einen Lebensinhalt, sondern der Wille zum Leben und zum Bilden, der diese Reizsamkeit sich zu Diensten zwingt, bringt erst solche positive Werte hervor.

•

Wie sehr in einem großen Teile der heutigen sogenannten psychologischen Romane und Seelenschilderungen die Bedeutung der Persönlichkeit allein in ihrer gesteigerten Empfänglichkeit für subtile Empfindungen, also in jener Reizsamkeit, gesucht wird, brauche ich wohl kaum noch an einzelnen Beispielen darzutun. Der moderne Romanheld — oder noch häufiger die Romanheldin — kann auf eine geistig verwöhnte Leserschar nicht mehr wirken, wenn er nicht neurasthenisch oder zum mindesten ein wenig pathologisch in diesem Sinne beanlagt ist. Er muß über alle einfachen Empfindungen hinweg und eine komplizierte Natur sein; wenn er nicht, übermenschlich angehaucht, schon vollständig jenseit von gut und böse steht, muß sich in ihm wenigstens schon jene Umwertung aller moralischen und intellektuellen Werte angebahnt haben, die aus dem Boden seines Empfindens alle überkommenen Vorurteile ausrodet und ihn für die Saat neuer Gedanken empfänglich macht. Der Held muß, mit einem Worte, reif sein oder im Laufe der Handlung reif werden für die Einpflanzung der neuen Seele, der subtilisierten Empfänglichkeit und Reizsamkeit, die den Menschen der Zukunft ausmachen. Um seinen Willen handelt es sich kaum noch; das sind altväterische Romane, die solche Willensprobleme behandeln. Das Sensitive, Mimosenhafte in der menschlichen Natur, das bisher nur als Begleiterscheinung für eine dichterische Charakterentwicklung in Betracht kam, tritt jetzt in den Vordergrund; feinste Regungen und Schwingungen in der seelischen Stimmung, die früher unmeßbar und undarstellbar erschienen, werden mit Hilfe der neuen psychologischen Zergliederungsmethode vor uns ausgebreitet und analysiert; bisher unbeobachtete Strahlungserscheinungen und Reizsamkeitszustände im Empfindungsleben des Einzelnen, des Männleins wie des Weibleins, treten nun an das Tageslicht.

Daß bei solchen subtilen Methoden der Seelenforschung auch das Hauptproblem der früheren erzählenden Literatur, das Verhältnis zwischen Mann und Weib, eine gänzliche Umgestaltung erfahren mußte, ist selbstverständlich. Die moderne Liebe, oder vielmehr die Liebe in den modernen Romanen, beruht nicht mehr auf dem bewußten oder unbewußten kräftigen Hinstreben des einen Teiles zum anderen, noch weniger auf dem sinnlichen Untergrunde, auf den sie die größten Dichter aller Zeiten gestellt haben. Sie ist jetzt ein Kampf der verschiedengeschlechtlichen Individuen um die Bewahrung ihrer seelischen Selbständigkeit geworden, ein stilles, aber verzweifeltes Ringen um den Vorrang in der Empfindsamkeit. Für jeden Liebenden gilt es jetzt nicht mehr, das geliebte Wesen an sich zu ziehen und dauernd an sich zu knüpfen, sondern vielmehr, sich ihm gegenüber auf der höchsten Stufe der Reizsamkeit zu erhalten. Die Liebe ist eines der vornehmlichsten Mittel zur subtilen Ausbildung dieses reizsamen Zustandes geworden; sie hat lediglich Bedeutung für den Liebenden selbst als Verfeinerungsprozeß seines Empfindungslebens; die geliebte Person stellt gleichsam nur das Läuterungsfeuer dar, durch dessen Strahlen die neue Seele zu neuen Ausbildungen und Entfaltungen gelangt. So wird jede Liebesgeschichte lediglich zu einer Geschichte vielfach wechselnder, oft recht fein beobachteter Stimmungen in den beiderseitigen Individuen, zu einem Triumphe der Empfindsamkeit in moderner psychologischer Fassung.

„Geschichte einer Sehnsucht“ benennt sich denn auch ganz folgerichtig im Untertitel eine dieser empfindsamen Liebesgeschichten im modernen Sinne, die mir in den letzten Tagen unter die Hände kam. Der Haupttitel („Yester und Li“) dieses Romans eines mir bisher unbekannten Dichters[1]) läßt kaum erraten, daß die dürftige äußere Handlung sich auf Münchener Boden, und zwar zum größten Teil hinter einer Litfaßsäule in der Leopoldstraße und im Englischen Garten, abspielt. Hinter der Litfaßsäule steht der Held des Romans, ein Schriftsteller mit Namen Ginstermann, ganze Nächte hindurch, um wie ein zweiter Ritter Toggenburg nach dem Fenster seiner Geliebten zu spähen, im Englischen Garten geht er mehrere Male mit ihr spazieren. Das ist das wesentliche der äußeren Handlung des Romans, und doch umfaßt dieser 324 enggedruckte Seiten. Er muß also die Geschichte einer Seele in sich schließen, denn was sollte sonst wohl anderes auf so vielen Seiten stehen. In der Tat verläßt Herr Ginstermann oder vielmehr seine Seele uns keinen einzigen Moment in dem ganzen Umlauf dieser 324 Seiten und wir haben so vollauf Gelegenheit, ihn und sie von allen Seiten her, in allen Falten und Fältlein ihres Wesens kennen zu lernen.

Es ist eine empfindsame Seele im modernen Sinne des Wortes. „Er erkannte, daß das, was man im allgemeinen Leben nannte, ärmlich und nüchtern war gegen ein Leben in der Phantasie, gegen die Beschäftigung mit den wenigen Ideen, die geheimnisvoll die Jahrtausende regieren, das Tun der Menschen bestimmen. Nach und nach war er zur gänzlichen Unfähigkeit gelangt, mit den Menschen zu verkehren. Er verachtete, er bemitleidete sie. Sie waren ihm zu wenig Luxuswesen, zu wenig Dichter, ohne freie Gefühle, ohne den Wunsch nach Flügeln. Ihre Ziele waren klein und kläglich und reichten nicht über den Tag hinaus.“ Und wie im allgemeinen die Menschen verachtete er insbesondere das Weib. „Das Weib schien ihm erst auf der Durchgangsstufe zum Menschen angelangt zu sein.“ Nur wenn sein Gehirn müde war von langer Arbeit, stieg der Wunsch in ihm auf, das Mädchen wiederzusehen, das vor kurzem tiefen Eindruck auf ihn gemacht und auf eine Weile seine Ruhe gestört hatte. „In seinem Herzen jedoch wohnte die Sehnsucht nach einem Weibe hinter den Sternen. Singe hieß sie, das ist: ich bin nicht. Seine Gefühle gehörten den Gestalten, die er schuf, seine Gedanken gehörten ihnen. Seine Seele gehörte seiner Arbeit, seinem Ziele.“

Nach diesem Präludium, das uns ebenso den arbeitsamen Schriftsteller — auch auf Spaziergängen arbeitete er; „er trug stets ein Notizbuch bei sich, in das er alles, was ihm bemerkenswert erschien, verzeichnete“ — wie die empfindsame Seele, die mit der harten Außenwelt schon abgeschlossen hat, recht exemplarisch vorführt, berührt es freilich auf den ersten Blick sonderbar, im folgenden nun einen der ganz unsinnigen Liebhaber alter und ältester Schule in ihm zu finden, der aus weiter Ferne den Gegenstand seiner allmählich immer stärker erwachenden Sehnsucht anbetet, der sich in Eifersuchtsqualen erschöpft und schließlich in Fieberphantasien zusammenbricht, als er bemerkt zu haben glaubt, daß sie ihn nicht wiederliebt. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß wir es mit einer empfindsamen Seele zu tun haben, mit einem der modernen Stimmungsmenschen, die sich in dem unerschöpflichen Ueberschwange ihres eigenen gottähnlich gefühlten Ich zu einer nicht unmittelbar erlebten, sondern nur intellektuell vermittelten und also nachempfundenen Leidenschaftlichkeit aufschwingen.

---

[1]) **Yester und Li: Die Geschichte einer Sehnsucht.** Von **Bernhard Kellermann.** Berlin und Leipzig 1904. Magazin-Verlag Jaques Hegner.

In diesem Sinne stellt der Kellermannsche Roman eine ganz vorzügliche Stimmungs- und Gefühlsmalerei neuzeitlicher Gattung dar. Er zeigt uns die moderne Empfindsamkeit auf ihrem Höhepunkte: diese nur in künstlicher Ueberspannung der Gefühle sich kund tuende Steigerung des seelischen Lebens, diese zum größten Teile auf einem malträtierten Nervensystem beruhende Aufregung über eingebildete Widerstände und Erlebnisse. Denn das ist das bezeichnende an diesem Liebestaumel des tollgewordenen Schriftstellers, daß er zum großen Teil auf einer Autosuggestion beruht. Die Einwirkung der Gegenspielerin in dieser Liebesgeschichte auf den Helden ist kaum verspürbar; die Gestalt der jungen Dame, für die sich Ginstermann in eine immer stärker werdende Aufregung hineinspielt, bleibt durchaus schattenhaft im Hintergrund stehen. Nur hier und da wird von dieser Bianka gleichsam ein leiser Ton angeschlagen, an den sich alsdann die regellosen Akkorde der Aeolsharfe im Innern des Dichters in wilder Fülle anschließen.

Daß ein solcher Monolog des Liebeswahnsinns in die epische Form des Romans nur schwer sich einfügt, braucht wohl nicht betont zu werden. Gleichwohl ist es dem Verfasser dieser Geschichte einer Sehnsucht nicht übel gelungen, durch allerlei leichtes Rankenwerk erzählender Art und durch Einführung von Rückblicken auf die Vergangenheit des Helden auch ein gewisses gegenständliches Interesse für diesen und seine Umgebung zu erwecken, das uns über manche öde Strecken in der breit dargestellten Entwicklung jenes Sehnsuchtsgefühls einigermaßen hinweghilft. Freilich muß er daneben zu dem Hilfsmittel literarischer Einschachtelungen greifen: die phantastische Geschichte des Liebeslebens des Yester und der Li, die der Schriftsteller in einer Aufwallung des Glücksgefühls in einer Nacht auf das Papier wirft, müssen wir in einzelnen Abschnitten über uns ergehen lassen, und der Inhalt der wilden Fieberträume, in die Ginstermann verfällt, als er sich nicht wiedergeliebt glaubt, füllt ganze Kapitel an. Aber über diese technischen Aushilfen, die zugleich Mängel in der Komposition des Ganzen bedeuten, würde sich der Leser wohl leicht hinwegsetzen, wenn er in dem geschilderten Innenleben des Helden wirklich die Notwendigkeit einer dramatischen Steigerung erblicken könnte, wenn nicht hier alles auf ein erkünsteltes Herausarbeiten von immer drastischer werdenden Stimmungen hinausliefe. Hier zeigt sich jene Unnatur, die jedem Schwelgen in Gefühlen als Begleiterin zur Seite geht, jenes hohle Aufbauschen eines winzigen Empfindungsinhalts zu einem theatralischen Titanenkampf. Der Dichter und Schriftsteller Ginstermann ist auch in seinem Lieben einer jener intellektuellen neurasthenischen „Titanen“, denen der Wille zur kräftigen Bejahung des Lebens fehlt; er läßt sich von jedem Windesfächeln in seinen Stimmungen beeinflussen, durchgrübelt und zerfasert sein Inneres mit nervöser Feinsichtigkeit und ergibt sich einer mit Worten und symbolischen Gebärden spielenden krankhaften Sehnsüchtelei — alles im Grunde nur, um sich an dem so zustande kommenden reichen Leben in seinem Innern, an dem bunten Auf und Ab in seinen Gefühlen und Stimmungen wie an einem Schauspiele zu weiden. Das Ganze bleibt auf solche Weise auch für den Leser nur ein Schauspiel, kein Miterlebnis, und der Titel des Spiels heißt: Triumph der Empfindsamkeit.

Es konnte nicht ausbleiben, daß auch in der Redeweise, in der diese Geschichte einer Sehnsucht vorgetragen wird, ungeheuer viel des Spielerischen und Erkünstelten zutage tritt. Das Preziöse in den Stimmungen färbt unwillkürlich auch die Worte mit einem erkünstelten Glanze. So wimmelt es denn auch in diesem Buche — wie in so vielen anderen der modernen empfindsamen Schule — von erdachten, nicht innerlich geschauten Bildern. Ich greife auf Geratewohl einige heraus: „Blank und frisch, reingescheuert lag die Erde. Der Himmel lockte, die Sonne sang und sang, er blieb eigensinnig zwischen seinen vier Wänden.“ (S. 151.) „Da wurden die Vorhänge licht und grinsten.“ (S. 27.) „Ein blutjunges Ding mit mandelförmigen Augen, aus denen die Schwermut der Keuschheit blickte.“ (S. 53.) „Er entdeckte abermals, wie wesenhaft ihre Hände waren.“ (S. 146.) „Der Wind lag auf dem Boden und sprang an ihm empor, als er die Türe öffnete.“ (S. 149.) „Im Westen glomm ein schmaler, düsterroter Saum, die Nacht schlug, wie das ungeheure schwermütige Lied eines Vogelauges über der Erde zusammen. Die Luft war gewürzt vom Geruche des triefenden Waldes, der Wiesen. Er roch die Nacht heraus.“ (S. 227.) „Sterben, sprach es. . . . Wie die weichen Arme eines Unsichtbaren umschlang es ihn und küßte ihm dies Wort auf den Mund.“ (S. 227.) „Die Holzwürmer schlugen mit den dicken Köpfen auf die Dielen.“ — Das sind nur einige wenige solcher Aeußerungen einer Unnatur, die den modernen Empfindsamen aus allen Poren schaut. Sie stehen nicht im inneren Zusammenhange mit der Wirklichkeit; so ergibt sich denn für ihre Gefühle eine erkünstelte Ueberspanntheit und für ihre Redeweise eine nur papierene Bildlichkeit, der jede Grundlage einer wahren Anschaulichkeit fehlt.

Nehmen wir hierzu noch das Sprunghafte in der Gedankenentwicklung, die neurasthenische Art, sich von den Eindrücken des Augenblickes überwältigen zu lassen und von einer Stimmung zur anderen hin und her zu schweifen, so vollendet sich das Bild der empfindsamen Dichtung, die heute unsere Literatur zu überschwemmen droht. Das Buch von Bernhard Kellermann, das ich als Beispiel für diese Gattung moderner empfindsamer Romane heranzog, gehört noch durchaus nicht zu den minderwertigen Leistungen auf diesem Gebiete; es offenbart an vielen Stellen eine echte künstlerische Begabung des Verfassers. Um so bedauerlicher ist es freilich, daß diese Begabung sich in der Unnatur und dem spielerischen Wesen eines überspannten Empfindungslebens und eines falschen Subjektivismus zu verlieren scheint. Aber dieser Gefahr sind heute ein großer Teil gerade der talentvollsten jüngeren Schriftsteller ausgesetzt. Es liegt in der Luft, dieses Sich-hineinarbeiten in eine künstliche Gedankenwelt, wo eben alles nur „Stimmung“ und Gefühl ist, wo einfache und natürliche Lebenszusammenhänge nicht mehr erkannt werden, sondern ein ins Krankhafte gesteigerter Individualismus den Spiegel für das Geschehen bildet. Zu ruhiger und klarer Objektivität des künstlerischen Schaffens aus dieser Schwelgerei in Gefühlswerten und aus dem Zustande einer nervösen Reizsamkeit zurückzukehren, wird den modernen „Empfindsamen“ schwer fallen; aber über ihre Sehnsuchts-Dichtungen wird das gesunde Geistesleben unseres Volkes im Laufe der Zeit wohl ruhigen Schrittes hinweggehen.

O. B.

Die Gerichtsverfassung der deutschen Schutzgebiete.

Von Dr. Karl Neumeyer.

Kolonialrechtliche Studien bieten dem heimischen Juristen einen eigentümlichen Reiz. Die große Masse der Rechtseinrichtungen im Mutterlande funktioniert zur Zufriedenheit, und man pflegt sie als eine Selbstverständlichkeit hinzunehmen. Da heißt es auf einmal den jungfräulichen Rechtsboden der Kolonien bestellen. Gar nichts versteht sich hier von selbst, ein jeder Rechtssatz muß erst den Nachweis seiner Daseinsberechtigung erbringen. Die Trennung von Justiz und Verwaltung — ist das ein Grundsatz, der auch für die Kolonien zu wünschen ist? Soll der Rechtssatz actor sequitur forum rei auch im Verhältnis zu den Eingeborenen durchgeführt werden? Und schließlich ist es das Walten der Rechtsordnung selbst, ihr Wert oder Unwert, der hier einer unmittelbaren, fast könnte man sagen, ziffermäßigen Beobachtung offen steht.

Zumeist freilich ist der Beobachter bei solchen Ueberlegungen auf sich selbst angewiesen. Unsere kolonialrechtliche Bibliothek ist noch klein und es überwiegen dabei die beschreibenden Arbeiten. Es ist deshalb dem Berichterstatter eine willkommene Aufgabe, hier auf eine — schon kurz in diesen Blättern erwähnte — neue Arbeit hinweisen

zu dürfen, die weiter greift: eine Abhandlung des Admiralitätsrates und Professors Köbner „Die Organisation der Rechtspflege in den Kolonien", die als Erweiterung eines Referates auf dem Kolonialkongreß von 1902 vor kurzem in Berlin erschienen ist. Das Buch verbindet mit einer dankenswerten Darstellung des gegenwärtigen Rechtszustandes durchdachte Vorschläge für seinen Ausbau, und wie es der Segen legalpolitischer Arbeiten ist, auch hier bringen die Untersuchungen über das zweckmäßige Recht der Zukunft neue Erkenntnis für das Recht der Gegenwart, in den Kolonien und im Mutterlande. Es dürfte über den engen Kreis der unmittelbar beteiligten hinaus von Interesse sein, den hauptsächlichen Erörterungen des Buches zu folgen. Der Wunsch freilich, zu den Ausführungen des Verfassers kritisch Stellung zu nehmen, wird meist zu einer vorbehaltlosen Uebernahme seiner Ergebnisse führen.

Eine fesselnde Betrachtung über die wirtschaftliche Bedeutung der kolonialen Rechtspflege eröffnet die Arbeit. „Koloniale Rechtsmaßregeln haben einen Wert und eine innere Berechtigung nur, sofern wirtschaftliche und sonstige Kulturgüter vorhanden sind, zu deren Schutz sie dienen, oder soweit sie erforderlich sind, um solchen Kulturgütern die Möglichkeit ihrer Entstehung zu geben. Gesetze und Verordnungen an sich schaffen auch in der Häufung noch keine koloniale Kultur." In dieser Beschränkung aber sei eine gute Justiz nicht nur prinzipgemäß zu wünschen, sie erscheint zugleich als ein Gebot gesunder kolonialer Realpolitik. Es entspricht der Natur der Dinge und wird durch eine zielbewußte Politik der deutschen Verwaltung zur Gewohnheit, daß die kolonialen Unternehmungen ihren Geschäftssitz und mit ihm ihren rechtlichen Mittelpunkt in das Schutzgebiet selbst verlegen. Soll aber das befruchtende Kapital in die Kolonien fließen, so bedarf es dazu auch vertrauenerweckender Rechtszustände. Es ist die Probe auf das Exempel, wenn der Verfasser an anderer Stelle konstatiert, daß die trefflich geordneten rechtlichen Verhältnisse in Kiau-tschou in der Tat dazu beigetragen haben, die Kapitalien in diese Kolonie zu ziehen. Und daß die Sorge für gutes Recht auch im Verhältnis zur eingeborenen Bevölkerung schon als ein Gebot berechnender Klugheit auftritt, konnte man kürzlich auf dem Kongreß der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung zu Dresden hören: eine gute Rechtsprechung sei das einzige Mittel, durch das wir in China moralische Eroberungen zu machen vermöchten.

Die Rechtssätze über die Gerichtsverfassung in den Kolonien haben wir dem Schutzgebietsgesetz zu entnehmen, in seiner jüngsten Gestalt vom 10. September 1900. Aber es ist ein alter Mantel voll Flicken und Löcher, der da neu aufgebügelt wurde. In seiner Anlage stammt das Gesetz aus einer Zeit, da man für die Kolonien noch keine, für die verwandte Konsulargerichtsbarkeit dagegen eine wohlausgebildete Gesetzgebung besaß, und es war darum zweckmäßig, sich bei der Neuordnung der Dinge an die Regelung der Konsulargerichtsbarkeit anzuschließen und nur die erforderlichen Abweichungen in das Gesetz aufzunehmen. Allein was damals angemessen war, ist es heute längst nicht mehr. Die reichere Rechtsbildung finden wir heute in den Kolonien, und schon die staatsrechtliche Stellung der Schutzgebiete läßt eine Abhängigkeit vom Konsularrecht mißlich erscheinen. Unsere Herrschaft im Schutzgebiet ist nach Umfang und Inhalt stärker als die im Konsulargerichtsbezirk (wenngleich ich entgegen dem Verfasser auch dem Richterkonsul eine nur hinsichtlich des Personenkreises der Unterworfenen beschränkte territoriale Gewalt zuschreiben möchte; denn der Erfüllungsort der Verbindlichkeit, der Tatort des Verbrechens im Konsularbezirk begründen eine räumliche Zuständigkeit der deutschen Staatsgewalt). Und es führt diese Abhängigkeit schon unmittelbar zu Unzuträglichkeiten. Ungeeignete Sätze des Konsularrechts werden herübergenommen — wer dächte etwa daran, dem Kolonialrichter eigens die richterliche Unabsetzbarkeit zu entziehen — und es entsteht daraus eine Unübersichtlichkeit des Rechtszustandes, für welche die Ausgabe des Schutzgebietsgesetzes durch das Reichsmarineamt, die die Verweisungen in den Text nimmt, ein drastisches argumentum ad hominem liefert. Der Wunsch nach einer Beseitigung dieser Abhängigkeit vom Konsularrecht ist denn auch allgemein.

Als staatsrechtliche Grundlage der Rechtspflege in den Kolonien erscheint die deutsche Schutzgewalt, die Staatsgewalt, übertragen auf die Verhältnisse des Schutzgebietes. Sie bedeutet unabhängige Herrschaft nach innen und nach außen, und ich möchte mich insbesondere, übereinstimmend mit einer gelegentlichen Bemerkung des Verfassers, nachdrücklich zu der Meinung bekennen, daß wir auch in dem „Pachtland" Kiau-tschou die volle Souveränität besitzen. In der Auffassung unseres Verhältnisses zu Samoa weiche ich um ein geringes ab von den Ansichten des Buches. Die früheren Schutzmächte hatten den eingeborenen Häuptlingen die Gerichtsbarkeit über ihre Untertanen zugesichert, und es scheint mir bei der Erwerbung der Inseln durch Deutschland allerdings keine Rechtsnachfolge in die Befugnisse der Schutzmächte, aber doch eine Nachfolge in jenes Versprechen vorzuliegen; seine Verletzung wäre dann Vertragsbruch, aber freilich keine Rechtsverletzung, genau wie bei den verwandten Zusagen an die Häuptlinge in Deutsch-Südwestafrika.

Der deutschen Staatsgewalt entspricht die deutsche Rechtspflege in den Schutzgebieten. Sie zerfällt jedoch in zwei völlig verschiedene Teile, je nachdem es sich um Rechtspflege über Weiße und um eine solche über die farbige Bevölkerung handelt.

Der Europäer verlangt in den Kolonien nach Möglichkeit diejenigen Rechtsgarantien wiederzufinden, die die Erfahrung des Mutterlandes als zweckmäßig festgestellt hat. Und so ist es zunächst die Frage nach der Trennung von Justiz und Verwaltung, die in den Kolonien Beachtung heischt. Köbner führt interessant aus, daß die Gründe, die zu einer solchen Trennung im Mutterland geführt haben, in den Kolonien in verstärktem Umfang wiederkehren. Denn die Aufgaben der Justiz und der Verwaltung sind hier nicht nur verschieden, sondern auch in weitem Bereich einem Widerstreit ausgesetzt. Denn viel mehr als zu Hause tritt der Staat in unseren Kolonien als Fiskus und damit als mögliche Partei im Rechtsstreit auf. Er ist der große Unternehmer, der Bauten aller Art vornimmt, der Arbeitgeber, der zahlreiche Kräfte in Dienst stellt, der große Grundbesitzer; und als Konsument beteiligt er sich am wirtschaftlichen Verkehr im reichlichsten Maße. Eine Loslösung dieser lebendig pulsierenden Staatstätigkeit von der Gelassenheit objektiver richterlicher Entscheidung scheint hier besonders wünschenswert, und es ist dem in der Gerichtsverfassung unserer Schutzgebiete — unter dem Beifall des In- und Auslandes — denn auch in möglichst weitem Umfang Rechnung getragen. Nur freilich der Verkehr eines Schutzgebietes muß weit genug entwickelt sein, um eine solche Maßregel jeweils auch wirtschaftlich gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Eine Durchführung des Prinzips um seiner selbst willen wird man gewiß nicht vertreten können. Einer Ergänzung bedürfen die Maßnahmen, die auf persönliche Trennung von Justiz und Verwaltung in unseren Schutzgebieten gerichtet sind, übrigens insofern, als man auch für den kolonialen Richter die richterliche Unabsetzbarkeit wird beanspruchen müssen.

In ihren Grundzügen gestaltet sich die Gerichtsverfassung der Schutzgebiete so, daß als erste Instanz für die Rechtssachen der weißen Bevölkerung ein Einzelrichter bestellt ist, der in wichtigeren Fällen unter Zuziehung von zwei bis vier Laienbeisitzern entscheidet. Diesem „Bezirksrichter" und „Bezirksgericht" steht die gesamte Rechtsprechung erster Instanz in Zivil- und Strafsachen zu (abgesehen natürlich von Hochverrat und Landesverrat gegen Kaiser und Reich); auch die Behandlung schwurgerichtlicher Sachen, die hier aber nicht durch Geschworene, sondern durch ein großes Schöffengericht abgeurteilt werden. Wann endlich werden wir dieses Vorzugs der kolonialen Gerichtsverfassung auch im Mutterland teil-

haftig werden? Wo es die geographischen Verhältnisse gestatten, sind die richterlichen Geschäfte einem besonderen Richterbeamten zugewiesen. Wo freilich die weiße Bevölkerung dünn an Zahl über weite Gebiete verstreut ist, da hat man in durchaus zu billigender Weise von der Aufstellung eines eigenen Beamten abgesehen und die richterlichen Geschäfte dem örtlichen Verwaltungsbeamten übertragen. Das einzelne dieser Gerichtsverfassung mag man bei Köbner nachlesen, und es sei besonders auf die Tabelle S. 39 aufmerksam gemacht, die die gegenwärtige Organisation mit einem Blick zu umfassen gestattet.

Auch die zweite Instanz befindet sich in den Schutzgebieten. Sie wird ausgeübt durch den „Oberrichter", der sich wiederum durch Zuziehung von Laienbeisitzern zum „Obergericht" verstärkt. Die Trennung von Justiz und Verwaltung wird hier auch nach der persönlichen Seite hin zielbewußt durchgeführt. Die sämtlichen afrikanischen Schutzgebiete haben nunmehr ihren eigenen richterlichen Beamten zweiter Instanz. Nur in den Besitzungen der Südsee liegt die Rechtsprechung noch bei den Gouverneuren. Und in Kiau-tschou hat man vorläufig zu dem Ausweg gegriffen, Berufung an das deutsche Konsulargericht in Shanghai zu gewähren. Das Bestreben, Justiz und Verwaltung wenigstens in zweiter Instanz gesondert zu halten, ist sehr zu begrüßen.

Was die koloniale Rechtspflege über Weiße von der im Mutterlande nun aber einschneidend unterscheidet, das ist, daß eine Berufung an die zweite Instanz zwar für Rechtsangelegenheiten jeder Art, auch für Schwurgerichtssachen, gewährt wird, daß dieser zweite Rechtszug die verfügbaren Rechtsmittel aber auch erschöpft. Und dieser Mangel einer dritten, einer Revisionsinstanz, bildet heute den wunden Punkt unserer kolonialen Gerichtsverfassung. Es können da außerordentlich große Summen auf dem Spiel stehen, die auf sorgfältigste richterliche Beurteilung Anspruch haben wie nur irgend ein Rechtsstreit im Mutterlande. Und es weist Köbner hier noch auf einen anderen Punkt hin: daß die Rechtseinheit innerhalb der verschiedenen Kolonien und zwischen den Kolonien und dem Mutterlande ohne das Eingreifen einer Revisionsinstanz besonders schwer aufrecht zu erhalten ist. Die Mittel, diesem Uebelstand zu begegnen, sind im Vorjahre schon auf dem Kolonialkongreß zu Berlin erörtert worden. Ein schlechter Vorschlag wäre es, die zweite Instanz zurück in das Mutterland zu verlegen. Denn alle die Nachteile, die mit einer Tatsachenbeurteilung aus der Ferne verbunden sind, würden hier wieder auftreten. Der Gedanke, einen besonderen Kolonialgerichtshof als Gericht dritter Instanz zu bestellen, hätte nicht geringe Vorzüge; immerhin, die Frage der Kosten und der ausreichenden Beschäftigung des Gerichtshofes beiseite, die Schaffung einer neuen Organisation unterliegt schon als solche Bedenken, und wie wiederum Köbner hervorhebt, die Rechtseinheit zwischen Kolonien und Mutterland, wäre auch hierbei nicht gewährleistet. Die Uebertragung der Revisionen an das Hanseatische Oberlandesgericht scheint mir nicht empfehlenswert. Drüben über See muß sich die Gerichtsorganisation notgedrungen mit unvollkommeneren Gebilden behelfen. Aber es fehlt jeder innere Grund, Kolonialsachen nun auch im Mutterlande als Angelegenheiten minderer Wichtigkeit zu behandeln; die verringerte Sorgfalt, die ihnen draußen zugewendet werden kann, müßte eher zu einer Verstärkung der Garantien bei ihrer schließlichen Erledigung im Inlande führen. Und so kommen wir ganz von selbst zu der Forderung, daß Revisionen in Zivilsachen der Kolonien vor das Reichsgericht gehören, nicht anders als solche aus dem Reich.

Auch für Strafsachen schwererer Art scheint mir die Zulassung einer Revision an das Reichsgericht empfehlenswert. Was bei Entscheidungen über Geldeswert recht ist, ist auch bei Verfügungen über Freiheit und Leben billig. Die Zahl der Instanzen würde damit gegenüber der heimischen Ordnung freilich gesteigert. Aber die Zuverlässigkeit der Vorinstanzen ist dafür drüben geringer. Und es dient eine Revision zum Teil auch anderen Zwecken als die allgemein durchgeführte Berufung; für Rechtseinheit vermag auch hier nur das Reichsgericht zu sorgen.

Soweit sich in den Kolonien bisher eine selbständige Verwaltungsrechtsprechung losgelöst hat, ist sie dem Bundesrat überwiesen. Eine erste Instanz im Schutzgebiet schiene wünschenswert und wäre (vergl. v. Stengel, Schutzgebiete, 1901, S. 149, 68 f.) wohl auch nicht allzuschwer durchzuführen.

Völlig andere Gedanken sind es, die bei der Ordnung der Eingeborenen-Gerichtsbarkeit in Frage kommen. Wir gehen in die Kolonien, um überschüssigen Kräften des Mutterlandes Spielraum zu schaffen. Wir können es nicht vermeiden, dabei in das gewohnte Leben der eingeborenen Bevölkerung einzugreifen. Aber nichts berechtigt uns, ihnen die manchmal zweifelhaften Segnungen unserer Kultur wider ihren Willen aufzudrängen. Und daraus folgt auch: Recht und Gericht sollen den Eingeborenen bei ihren gegenseitigen Beziehungen möglichst unberührt erhalten bleiben; eine Beteiligung deutscher Beamter an der Rechtsprechung ist nur so weit angezeigt, als sie von den Eingeborenen selbst gewünscht oder durch ein deutsches Interesse gefordert wird. In der Tat ist die Gerichtsbarkeit in reinen Eingeborenensachen in einer Reihe von Schutzgebieten wenigstens in erster Instanz den einheimischen Häuptlingen überlassen. Anderwärts entscheidet der deutsche Verwaltungsbeamte unter Zuziehung von Eingeborenen, in manchen Schutzgebieten ist er allein berufen. Ueberall aber, wo das Reich in die Eingeborenen-Rechtsprechung eingreift, ist es nicht ein Richter, sondern ein Verwaltungsbeamter, der die Rechtsprechung ausübt. Die Trennung von Justiz und Verwaltung ist mit Vorbedacht unterlassen. Verständnis und Bedürfnis nach einer solchen Einrichtung mangeln hier in gleicher Weise. In Dresden ist neuerlich ein solches Postulat auch für die Eingeborenen-Rechtsprechung aufgestellt worden. Aber mehr als die Trennung von Justiz und Verwaltung schiene mir hier die Ausbildung einer besonderen Eingeborenen-Verwaltung wünschenswert.

So ist es also eine vollkommene Doppelorganisation, in der sich die Gerichtsverfassung unserer Schutzgebiete aufbaut, und es sucht Köbner in der Art ihrer Durchführung geradezu den Maßstab für die kolonisatorische Befähigung eines Volkes. Schwierigkeiten freilich entstehen, wo sich die beiden Rechtskreise schneiden.

Zunächst schon, wenn es sich darum handelt, wer der Gerichtsorganisation der weißen, und wer derjenigen der eingeborenen Bevölkerung zu unterstellen ist. Den leitenden Gedanken gibt eine kaiserliche Verordnung: Farbige werden den Eingeborenen gleich behandelt, nur die Japaner stehen entsprechend der neuesten Entwicklung des Völkerrechts den Europäern gleich. Wie aber soll es mit Mischlingen gehalten werden, deren Behandlung zur Zeit nicht frei von Willkür zu sein scheint? Beachtenswerte Vorschläge sind darüber kürzlich von Gentz gemacht worden. Und die höher stehenden Eingeborenenklassen unter die europäische Rechtspflege einzubeziehen, hat Ziegler auf dem Kongreß der J. K. V. empfohlen.

Das besondere Interesse des Beobachters erweckt indessen die Ordnung der gemischten Rechtsbeziehungen, also zunächst der Zivilsachen, bei denen die Parteien verschiedenen Stammes sind. Strafsachen sind gemischte jedenfalls dann, wenn der Täter und der Verletzte verschiedenen Rassen angehören; aber auch Verbrechen eines Eingeborenen gegen einen anderen werden hierher zu zählen sein, wenn sie durch Ort und Art ihrer Begehung den öffentlichen Frieden und damit ein deutsches Interesse erheblich beeinträchtigen, während sie allerdings, in Gebieten begangen, in denen die räumliche Betätigung der deutschen Verwaltung lockerer wird, ihren privaten Charakter immer mehr hervorkehren. Zuweilen wird der Entscheidung gemischter Rechtsbeziehungen schon in der Gerichtsbesetzung Rechnung getragen. Bei Klagen eines Weißen gegen einen Eingeborenen entscheidet in Südwestafrika der deutsche Verwaltungsbeamte unter Zuziehung eines eingeborenen Beisitzers. Und in Kamerun urteilt über Rechtshändel zwischen den Eingeborenen und ortsansässigen Duallas ein Eingeborenenschiedsgericht, zu dem auch ein Dualla beigezogen werden muß — wer denkt nicht an den **iudex romani, longobardi iuris** in den

Zeiten des fränkischen Reiches? Anderwärts hat dem Satz actor sequitur forum rei seine innere Zweckmäßigkeit auch unter diesen völlig veränderten Verhältnissen zum Durchbruch verholfen. Er gilt in Südwestafrika, insofern bei Klagen eines Weißen gegen einen Eingeborenen nicht der Richter, sondern der Verwaltungsbeamte — er ist ja Eingeborenenrichter — entscheidet. Auch in Kamerun urteilt bei Eingeborenenstreitigkeiten jeweils der Häuptling des Beklagten, und in Strafsachen scheint die Zuständigkeit des Richters des Angeklagten ziemlich allgemein anerkannt zu werden. Daneben aber dringt wieder der Gedanke durch, daß bei gemischten Rechtsbeziehungen der Richter des herrschenden Volkes seines Amtes zu walten habe, so für Zivilsachen in China und in Samoa, in Kiautschou auch bei gemeinschaftlichen Delikten von Chinesen und Nichtchinesen, in Ostafrika, freilich bestritten, in Zivilstreitigkeiten und bei der Beurkundung von Rechtsgeschäften — die Parallelen aus den Staaten der Völkerwanderung liegen auch hier auf der Hand. Und wenn man bei Köbner Bemerkungen liest wie die, es sei doch „offenbar nicht angängig, daß ein Grundstück, das heute einem Deutschen, morgen einem Eingeborenen, übermorgen unter Umständen wieder einem Deutschen gehört, beständig unter wechselndes Recht und unter eine wechselnde Gerichtsorganisation gestellt wird; denn wo sollte dabei der Rechtsschutz der Interessen Dritter, des Mieters, Pächters, Hypothekengläubigers bleiben" — und wenn danach eine einheitliche Ordnung des Immobiliarwesens durchgeführt wird, in Rücksicht auf die Sache und nicht auf die Person ihres Inhabers, so ist das wiederum genau die gleiche Entwicklung, die schon in fränkischer Zeit neben dem System der persönlichen Rechte ein besonderes internationales Privatrecht hat entstehen lassen. Einer da und dort auftretenden Meinung freilich, es müsse ein deutsches Gericht nun auch in jedem Fall nach deutschem Recht entscheiden, muß auf das bestimmteste entgegengetreten werden; die sehr interessante Frage kann hier leider nicht weiter verfolgt werden. — Uebrigens können Verschlingungen der beiden Personenkreise auch in ungemischten Rechtssachen vorkommen. Es soll etwa ein Europäer in einem Eingeborenenprozeß Zeugnis ablegen. Der Vorschlag, hier auch dem Eingeborenenrichter Zwangsrechte gegen den Zeugen zu verleihen (Ziegler), wird, wo es sich um einen weißen Beamten handelt, kaum Widerspruch finden.

Die Arbeit Köbners beschränkt sich auf die Gerichtsverfassung. Doch fallen auch auf Fragen des materiellen Rechts zuweilen interessante Streiflichter. Insbesondere bemerkenswert sind (S. 17) seine Ausführungen über das internationale Handelsgewohnheitsrecht, ein neues ius gentium mit allen seinen Vorzügen und — Gefahren. Der Wunsch, daß auch die Rechtswissenschaft dem Kolonialrecht ihre Teilnahme zuwenden möge, beschließt die trefflich geschriebene Abhandlung. In der Tat beginnt im Kolonialrecht gegenwärtig ein neuer Schößling am Baume der Rechtswissenschaft zu treiben, und seine volle Verselbständigung ist aus arbeitspolitischen Gründen nur willkommen zu heißen. Zu ihrer Weiterentwicklung wird die junge Disziplin einer Anlehnung an verschiedene Nachbargebiete bedürfen, an das Staatsrecht, das Völkerrecht, insbesondere auch an das internationale Privatrecht, dieses selbst freilich ein Rechtszweig, dessen täglich wachsende Bedeutung in schlimmem Mißverhältnis steht zu der Beachtung, die ihm die deutschen Unterrichtsverwaltungen bis heute entgegenbringen.

Bücher und Zeitschriften.

Grazer Novellen. Von **Wilhelm Fischer** in Graz. Zweite Auflage. München und Leipzig, Verlag von Georg Müller. 1904. 2 Bände. 8°.

Der schöne, wohlverdiente Erfolg, den Fischers großer Roman Die Freude am Licht gehabt hat, scheint nun auch seinen früheren Prosaschöpfungen, insbesondere den Grazer Novellen zugute zu kommen, die 1898 zuerst erschienen, nun in zweiter Auflage ausgegeben werden. Die sich ihnen zuwendende Teilnahme der Lesewelt ist vollauf gerechtfertigt. Während der Dichter in den früheren Sammlungen sichtlich noch an seiner Entwicklung arbeitet und an der Hand der alten italienischen Novellisten und der beiden Schweizer Meister Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer die eigene volle Individualität zu gewinnen sucht, zeigen ihn die Grazer Novellen bereits auf der Höhe seiner Kunst. Die Verwandschaft mit der Freude am Licht ist in Bezug auf die Technik sowohl, als auch auf den inneren Gehalt ganz unverkennbar; nur daß dort alles breiter ausgeführt ist, was hier in engere Rahmen gespannt erscheint. Auch hier ist der Hauch echter Romantik über alles gebreitet. Es ist, als ob der Dichter von einer einsamen Anhöhe herabblicke auf das zu schildernde Leben, das von einem leichten silberigen Nebel umwoben sich zu seinen Füßen ausbreitet. Niemals steigt er selbst in dasselbe hinab. Geht hierdurch vielleicht auch manches an naiver Ursprünglichkeit und Frische verloren, so werden andrerseits Vorgänge und Gestalten in eine Perspektive gerückt, aus der betrachtet sie die Deutlichkeit und Schärfe allzu großer Nähe verlieren, um dafür desto typischer, allgemein gültig zu erscheinen und jenen Goldton nachgedunkelten Kolorits anzunehmen, der den Bildern alter Meister eignet. Es wird dem Leser anfangs nicht leicht, der spröden, herben Muse des Dichters auf ihren einsamen, von der breiten Heerstraße der modischen Durchschnittsbelletristik weitab liegenden Pfaden zu folgen. Man muß sich erst an Fischers streng persönliche, etwas weltfremde Art zu denken und zu sprechen gewöhnen, ehe einem der volle Zauber seiner Dichtweise offenbar wird. Wem dies aber einmal geschehen ist, der wird sich dem Dichter gerne gefangen geben und seinen Erzählungen mit verhaltenem Atem lauschen. Es ist eine reiche Welt, die sich vor uns auftut. Reich, nicht in Bezug auf äußere Geschehnisse, aber reich an tiefer Poesie. Welche Fülle von prächtigen Gestalten, welche Zartheit der Naturschilderung, welche Klarheit der Motivierung! Ueberall eine weise Beschränkung der Mittel, überall ein bezeichnendes Anpassen der Sprache an die Zeit, in die uns die Handlung versetzt. Die Grazer Novellen enthalten vier Erzählungen, die alle, wie schon aus dem gemeinsamen Titel hervorgeht, die alte Hauptstadt der grünen Mark zum Schauplatze haben. Die erste Novelle, Frauendienst, schildert die Liebe des steirischen Minnesängers Ulrich von Liechtenstein zu dem Edelfräulein Berchta von Weißenstein, wobei konventioneller Frauendienst und echte Liebe sich anmutig von einanderabheben, die zweite, Das Licht im Elendhause, die weiteren Kreisen durch ihren Wiederabdruck in den Wiesbadener Volksbüchern bekannt geworden ist, ist für Fischers Art besonders bezeichnend. Einem heiteren Mägdlein Diemut hat der Anblick großen menschlichen Elends das Herz verstört. Da bricht über die Stadt die Pest herein und im freiwillig übernommenen Dienste der Kranken befreit sich Diemut von dem Leide ihrer Seele und gewinnt sich mit der erneuten Daseinsfreude den Geliebten, der ihr treuen Herzens ins Pesthaus gefolgt war. Der Held der dritten Novelle, Wastel, ist der Uhrmachergeselle Sebastian Alfrider, der während der Besetzung der Stadt Graz durch die Franzosen im Jahre 1809 den Verführer seiner Geliebten, einen französischen Offizier, erschlägt und im siegreichen Gefechte gegen die fremden Bedrücker fällt. Das literarisch wertvollste Stück ist das letzte, Frühlingsleid, eine Kindergeschichte von zartestem Dufte und feinster Psychologie, wie sie unsere Literatur ein zweites Mal nicht wieder besitzt. Wer eine Knabengestalt, wie den kleinen Balder, in dessen Herzen unbewußt die Sehnsucht nach dem Ideal als Leitstern seines Tuns lebt, zu schaffen vermag, ist ein Dichter von Gottes Gnaden und hätte er auch sonst keine Zeile geschrieben.

Karl W. Gawalowski.

Kraft und Liebe. Roman von **Anton Freiherr v. Perfall.** Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz u. Co. 1904. 8°. 436 Seiten.

Wiederholt schon versuchte A. v. Perfall mit Glück und Geschick eine dichterische Lösung brennender Fragen der Gegenwart zu geben. In seinem neuesten Roman „Kraft und Liebe" spielt er Tolstoi gegen Nietzsche aus. Hier die titanen-

haft anstürmende Kraft, die das Recht der Persönlichkeit ohne Rücksicht auf die von der menschlichen Gesellschaft gezogenen Schranken bis zum äußersten verficht; dort die entsagungsvolle Liebe, die immer auf das Wohl des Nächsten Bedacht nimmt. Ein rücksichtsloser Draufgänger, von heißem Lebens- und Tatendrange erfüllt, ist der Held des Romans, Graf Eitel Sparre, eine Herrennatur, welche „die dicke Luft der Herdenatmosphäre“ nicht ertragen kann. Dennoch weiß ihm der Dichter manchen sympathischen Zug zu verleihen. Völlig abstoßend dagegen wirkt der Reichsrat Hake, der Vollmensch seiner Idee, der absolute Wille in seiner erschreckenden Größe. Der Repräsentant der gegensätzlichen Weltanschauung ist der Maler Wiegand. Sein philosophisches Credo gipfelt in dem Satze, daß die Liebe im Kampfe mit der Kraft als Siegerin hervorgehen müsse, „nicht zart und weich, sondern stahlhart, klar und fest in der Linie“. Damit spricht er zugleich die Meinung des Autors aus. Die brutale Kraft zerschellt und die Liebe rüstet sich zum Siegeszug über die ganze Erde. Der ewig gewährende Boden scheint dem Dichter ein Symbol der Liebe, die starre Maschine versinnbildet die rohe Kraft und aus dem friedlichen Zusammenwirken beider erhofft er „das neue Heil“. Perfall stellt sich in diesem Roman die weitere Frage: Hat die Kraft das Recht zur Vernichtung eines anderen, wenn sie Großes schafft? und — verneint sie. In einer Art von Notwehr erschießt Graf Eitel den ihm verhaßten Förster Werkmann und läßt es dann ruhig geschehen, daß der arme Torfstecher Matschander sich für ihn opfert und ins Gefängnis wandert. Durch seine Furcht vor dem Staatsanwalt, der hinter ihm her ist, wie der Jäger auf der Spur eines Wilds, erinnert der geistig hochstehende Held denn doch manchmal zu sehr an ein gewöhnlich mauvais sujet. Hier liegt zweifellos der schwächste Punkt des Romans, über welchen uns auch Perfalls Meisterschaft in der Ausmalung des Seelenzustandes des adeligen Verbrechers nicht ganz hinwegtäuschen kann. Ueberhaupt ist die psychologische Vertiefung der Charaktere durchwegs gelungen und die Handlung hält den Leser bis zum Schlusse in Spannung. „Kraft und Liebe“ bedeutet einen weiteren Schritt nach aufwärts in der Entwicklungsstufe des Autors, der erst sein 50. Geburtsfest beging und von dem wir also noch eine Reihe wertvoller literarischer Gaben erwarten dürfen.

A. D.

✠

Allgemeine Rundschau.

Benjamin Franklin als deutscher Drucker.

Es wird einigermaßen überraschen, so schreibt Ludwig Viereck in seinem bei uns bereits erwähnten Buche „Zwei Jahrhunderte deutschen Unterrichts in den Vereinigten Staaten“, daß derjenige Drucker, der das älteste überhaupt noch vorhandene oder wenigstens bis jetzt aufgefundene deutsch-amerikanische Buch — allerdings mit lateinischen Typen — herstellte, kein anderer als Benjamin Franklin, der weltberühmte „Vater der Republik“, gewesen ist. Er druckte schon im Jahre 1730 auf Bestellung des Klosters von Ephrata, das erst 1745 eine eigene Druckerei einrichtete, ein Andachtsbuch mit folgendem schwülstigen Titel:

„Goettliche Liebes und Lobesgethoene, welche in den Hertzen der Kinder der Weisheit zusammen ein und von da wieder ausgeflossen. Zum Lob Gottes und nun von denen schuelern der himmlischen weißheit zur erweckung und aufmunterung in ihrem creutz und leiden aus hertzlicher liebe mitgeteilt.

Denn mit lieb erfuellet sein
bringt Gott den besten Preis
Und giebt zum singen uns
die allerschoenste Weisz.

Zu Philadelphia gedruckt bei Benjamin Franklin in der Marktstraße 1730.“

Dieses Büchlein ist nur ein Duodezimoband von 96 Seiten, Franklin hat danach aber noch eine ganze Anzahl von deutschen Hymnen, Andachts- und Erziehungsbüchern und auch einen deutschen Katechismus gedruckt, bis er 1738 in einem gewissen Christopher Sauer einen deutschen Konkurrenten bekam, der ihm in diesem Geschäfte entschieden überlegen war. Das zeigt sich namentlich, als Franklin im Jahre 1732 den Versuch machte, ein deutsches Blatt, das alle 14 Tage erscheinen sollte, betitelt: die „Philadelphische Zeitung“, herauszugeben. Diese Publikation ging nämlich sehr schnell an Abonnentenmangel zugrunde (sie brachte es nämlich nur auf 50 Abonnenten), während Sauer mit seinem „Hochdeutschen Pennsylvanischen Geschichts-schreiber“, der später in die „Germantowner Zeitung“ umgewandelt wurde, entschiedenen Erfolg hatte. Das ändert aber an der merkwürdigen Tatsache nichts, daß niemand anders wie Franklin auf den Ruhm Anspruch hat, der eigentliche Begründer der deutsch-amerikanischen Presse zu sein. Uebrigens hat Franklin danach noch eine ganze Anzahl von deutschen Drucken geliefert, so im Jahre 1751 eine Prachtausgabe des Werkes: „Arndts wahres Christenthum“. Einige Jahre später (1755) soll er sich sogar noch einmal an der Herausgabe eines deutschen Blattes in Philadelphia beteiligt haben.

✠

Kleinere Mitteilungen.

* Zur Gründung eines Bundes „Heimatschutz“ erläßt soeben eine Vereinigung hochangesehener Persönlichkeiten aus literarischen und künstlerischen Kreisen einen Aufruf, dessen leitende Gedanken wir gerne in folgendem wiedergeben:

„Seit den letzten zehn Jahren wächst in immer weiteren Kreisen die Ueberzeugung, daß das äußere Bild unserer deutschen Heimat in einer Weise umgestaltet wird, die die lebhafte Besorgnis des Vaterlandsfreundes wachrufen muß. Auf der einen Seite zerstört eine weit über das wünschenswerte Maß hinaus getriebene Fremdenindustrie mit ihren „Erschließungen“ und sonstigen Zurüstungen jegliche Ursprünglichkeit der angeblich „verschönerten“ Landschaft; auf der anderen Seite sorgen ein vielfach eingebildetes Verkehrsbedürfnis und eine schablonenhafte, von der örtlichen Ueberlieferung völlig losgelöste Bauweise dafür, daß selbst in den kleinsten Städten und Dörfern reizvolle Denkmäler unserer Vergangenheit leichten Herzens hingeopfert werden, während öder Kasernen- und „Villen“-Stil ihren Platz ausfüllt. Erfreulicherweise wird der Wille, diese und verwandte Erscheinungen zu bekämpfen, in neuerer Zeit von einzelnen Punkten und auf einzelnen Gebieten bereits in die Tat umgesetzt. Die Vereinigungen für Denkmalschutz, Volkskunst, Volkskunde u.s.w. geben davon Zeugnis. Allein Mangel an Verständnis und Gleichgültigkeit setzen den Bestrebungen der genanten Art und den Bemühungen einzelner Personen noch einen so starken Widerstand entgegen, daß wirkliche Erfolge, die mit einer Aufrüttelung und Klärung der öffentlichen Meinung unlösbar verbunden sind, nur erreicht werden können durch ein planmäßiges Zusammenwirken aller dieser gleichgesinnten, aber vereinzelt streitenden Elemente. Die Notwendigkeit wird öffentlich zum erstenmal durch den dieser Tage erschienenen Aufruf zur Gründung eines Bundes Heimatschutz ausgesprochen. Ueber 200 deutsche Männer verschiedener Stände und Berufsarten, unter ihnen viele der klangvollsten Namen unseres Vaterlandes, bekunden durch ihre Unterschrift, daß endlich auch in Deutschland ein Gedanke zur Tat werden soll, der in unseren Nachbarreichen England und Frankreich bereits Verwirklichung gefunden hat. Aus dem Programm, dessen Grundzüge der Aufruf entwickelt, kann hier nur hervorgehoben werden, daß der Bund zwar in erster Linie einen Zusammenschluß von Vereinigungen herbeiführen will, daß aber bei der augenblicklichen Lage der Dinge der Beitritt einzelner Personen, auch aus kleineren und kleinsten Ortschaften, für die Erreichung der Ziele des Bundes unentbehrlich ist; die Erwerbung der Mitgliedschaft schließt eine grundsätzliche Verpflichtung zu Beitragszahlungen nicht ein. Bis zu der Ende März d. J. stattfindenden Konstituierung des Bundes wird die Erledigung von Anfragen sowohl wie die Zusendung erbetener Aufrufe der vorläufigen Geschäftsstelle des Bundes Heimatschutz

(Robert Mielke, Charlottenburg V, Rönnestraße 18) obliegen. — Der Aufruf sei der allgemeinen Beachtung empfohlen.

* Von deutschen Bibliotheken. Der Vorsteher des Stadtarchivs und der Stadtbibliothek in Braunschweig, Professor Dr. L. Hänselmann, feierte gestern seinen 70. Geburtstag.

hc. Der Vorsteher der Herzogl. Braunschweigischen Bibliothek zu Wolfenbüttel, Geh. Hofrat Oberbibliothekar Dr. Otto v. Heinemann, feiert am 7. März seinen 80. Geburtstag.

* Todesfall. Der als Nationalökonom und Börneforscher bekannt gewordene Dozent der Frankfurter Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften Dr. Gottfried Schnapper-Arndt ist im Alter von 58 Jahren gestorben.

Hochschulnachrichten.

* **Heidelberg.** Die russische Gesandtschaft in Karlsruhe teilte der Universität Heidelberg mit, daß die dort studierenden Russen nicht stellungspflichtig sind und sich nicht nach ihrer Heimat zu begeben haben. Das nämliche wurde der Technischen Hochschule in Karlsruhe mitgeteilt.

ac. **Freiburg i. Br.** Der Privatdozent an der Universität und Assistent im chemischen Laboratorium Dr. Georg Rupp hat einen ehrenvollen Ruf auf einen Lehrstuhl für Chemie an der Universität Marburg erhalten und wird bereits kommendes Sommersemester seine Tätigkeit dortselbst beginnen.

* **Leipzig.** Eine interessante Preisaufgabe stellt die juristische Fakultät der hiesigen Universität: „Die Rechtsstellung des Reserveoffiziers im Vergleich mit dem berufsmäßigen und dem gesetzlichen Heeresdienst dogmatisch darzustellen."

R. **Berlin.** An der Universität führte sich Dr. Paul Deegener als Privatdozent der Zoologie ein. Dr. Deegener ist Assistent an dem von Eilhard Schulze geleiteten zoologischen Institut.

hc. **Breslau.** Der frühere Assistenzarzt von Prof. Czerny an der Klinik und Poliklinik für kranke Kinder, Dr. Arthur Keller, hat sich mit einer Probevorlesung: „Ueber Möller-Barlowsche Krankheit" in der medizinischen Fakultät als Privatdozent für Kinderheilkunde eingeführt.

r. **Greifswald.** Der bisherige Privatdozent in der medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg, Dr. Franz Soetbeer, hat sich an der hiesigen Universität habilitiert und ist aus dem Verbande der Ruperto Carola ausgeschieden.

* **Prag.** Der Kaiser hat den außerordentlichen Professor Dr. Lubomir Niederle zum ordentlichen Professor der Archäologie und Ethnologie an der tschechischen Universität ernannt.

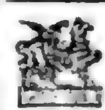
M. C. **Rom.** Der König von Italien hat am Donnerstag den Direktor des preußischen historischen Instituts, Geheimrat Prof. Kehr, in längerer Privataudienz empfangen und sich mit ihm in lebhaftester Weise über geschichtliche und namentlich numismatische Themen unterhalten. — Zwischen dem preußischen und dem italienischen historischen Institut sind Abmachungen getroffen worden, um die Durchforschung der gesamten italienischen Archive für die ältere Zeit bis etwa 1300 zu einer gemeinsamen und systematischen zu gestalten. Diese Arbeiten, aus denen die einschlägige Forschung den größten Nutzen ziehen wird, werden von einer sechsgliedrigen Kommission geleitet werden, der von deutscher Seite Prof. Kehr mit zwei Gelehrten, von italienischer Seite der Direktor des italienischen historischen Instituts, Senator Prof. Dr. Pasquale Villari, mit zwei Mitgliedern des Instituts angehören werden. Die Arbeiten sollen am 1. April beginnen und zunächst Toskana in Angriff nehmen.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Freiherr von Helfert: Aufzeichnungen und Erinnerungen aus jungen Jahren. Im Wiener konstituierenden Reichstag Juli bis Oktober 1848. Wien 1904. Alfred Hölder. 256 S. — Friedrich von Weech: Staatsminister Dr. Wilhelm Nokk. Heidelberg 1904. Karl Winter. 59 S. — Badische Biographien. V. Teil: 1891—1901. Im Auftrag der Badischen Historischen Kommission herausgegeben von Friedrich v. Weech und A. Krieger. 1. Heft. Ebenda 1904. 80 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.


J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin

Soeben beginnt zu erscheinen:

Schillers Sämtliche Werke

Säkular-Ausgabe

In 16 Bänden * Groß-Oktav

In Verbindung mit Richard Fester, Gustav Kettner, Albert Köster, Jakob Minor, Julius Petersen, Erich Schmidt, Oskar Walzel, Richard Weißenfels herausgegeben von Eduard von der Hellen

Preis des Bandes: Geh. M. 1.20, in Leinw. geb. M. 2.—, in Halbfranz geb. M. 3.—

Die Bände werden in freier Reihenfolge ausgegeben, und bei Schillers hundertstem Todestage (9. Mai 1905) wird die Säkular-Ausgabe seiner Werke vollständig vorliegen.

Der erste Band: Gedichte Erster Teil. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Eduard von der Hellen
Mit Abbildung der Schillerbüste von Dannecker
ist in den meisten Buchhandlungen vorrätig.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten

(6107)

Jahrgang 1904. München, Montag, 7. März. **Nummer 55.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Metchnikoffs „Studien über die menschliche Natur“. Besprochen von Dr. med. G. Jonquière, Privatdozent in Bern.

Wilhelm Weigands „Renaissance“. Von O. B.

II. Bücher und Zeitschriften.

F. A. Schmid: Fichtes Philosophie und das Problem ihrer inneren Einheit. — G. Frhr. v. Ompteda: Denise von Montmidi.

III. Allgemeine Rundschau.

Zum hundertjährigen Jubiläum der britisch-ausländischen Bibelgesellschaft. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Metchnikoffs „Studien über die menschliche Natur“.*)

Besprochen von Dr. med. G. Jonquière, Privatdozent in Bern.

Der bekannte Forscher, Entdecker eines sehr wichtigen und nicht mehr bestrittenen Vorganges in unserem Körperzellleben, der sogenannten Phagocytose, deren Theorie im folgenden angedeutet wird, bietet uns eine umfassende Bearbeitung halb philosophischer, halb medizinischer Probleme dar. Dieselbe ist als der biologische Versuch einer Makrobiotik zu bezeichnen und einerseits für junge Biologen zum Zweck der Anregung zu Forschungen, andrerseits für ein höher gebildetes, ausdrücklich nicht allgemeines, Publikum geschrieben.

Der Mensch ist durch einige rudimentär ausgebildete Organe, welche er aus niedrigeren Lebensformen herübergenommen hat, und im Gegensatz hierzu durch sein stark entwickeltes Gehirn ein unproportioniert angelegtes Geschöpf. Deshalb leidet er teils instinktiv, teils intellektuell an mancherlei Disharmonien. Diese gipfeln in der Furcht vor dem Tode, welche ihn von der Zeit seiner reiferen Entwicklung an bis zu seinem Lebensende mehr oder weniger stark beherrscht. Alle Religionen und alle spekulativen Philosophien, deren Hauptthema stets der Tod ist, haben sich von jeher vergeblich bemüht, diese Dissonanzen aufzulösen. Metchnikoff stellt deshalb den Versuch an, einen Teil der Disharmonien zu beseitigen, indem er durch biologische Errungenschaften das menschliche Leben, welches mit wenigen Ausnahmen viel zu früh und pathologisch und somit auch disharmonisch abschließt, verlängern, den Tod physiologisch gestalten und damit zugleich die Todesfurcht eliminieren möchte. Die Studie hat drei Teile:

I. Les désharmonies de la nature humaine.

II. Tentatives pour atténuer le mal résultant des désharmonies.

III. Ce que peut faire la science pour pallier aux désharmonies.

*) E. Metchnikoff, Professor am Institut Pasteur in Paris: Etudes sur la nature humaine, essai de philosophie optimiste. Paris, Masson & Co. 1903. 400 Seiten. Preis Fr. 6.

Metchnikoff hat auf die Ausarbeitung dieser seiner offenbaren Lieblingsidee so viel Wissen verwendet und dabei so viel neue originelle Ansichten entwickelt, daß es dem Referenten unmöglich ist, in dieser Besprechung die Kürze eines gewöhnlichen Zeitungsreferates einzuhalten, wenn er irgendwie beabsichtigt, eine richtige Idee von dem Buche zu geben und manchem stark beschäftigten Leser die Zeit zur Lektüre des Buches selbst zu ersparen. Auch bei dieser Absicht kann hier nur eine Auslese des Allerwesentlichsten stattfinden.

In dem ersten Teil über die Disharmonien der menschlichen Natur beschränkt sich das Referat mit wenigen Ausnahmen nur auf das, was auf den dritten Teil des Buches, die eigentliche Makrobiotherapeutik, direkten Bezug hat.

Hierher gehören die Disharmonien des Verdauungsapparates und des Instinkts der Selbsterhaltung, während diejenigen des Geschlechtsapparates hiermit nur kurz erwähnt zu werden brauchen, obschon sie eingehend und mit vielen interessanten Tatsachen besprochen sind.

Die Organisation des Verdauungsapparates zeigt zwei wesentliche Inkongruenzen. Von diesen sei derjenigen zwischen der Nützlichkeit und der Gefährlichkeit des Wurmfortsatzes, eines von den Herbivoren auf den Menschen gekommenen rudimentären Darmrestchens, nur bloße Erwähnung getan. Verhängnisvoller ist nach Metchnikoff für uns der Besitz des ganzen Dickdarms, welcher mitsamt dem beim Menschen schon ziemlich rudimentären Blinddarm auch eine Erbschaft von den grasfressenden Säugetieren her ist. Diese Darmteile sind bei den eben genannten weit mehr ausgebildet als bei den Carnivoren und fehlen fast bei allen Vögeln und bei den Reptilien vollständig. Sie dienen offenbar für die Verdauung gröberer an Cellulose reichen Nahrung, während sie für die feinere Kost des Menschen von ganz untergeordneter Bedeutung sind. Die chirurgische Erfahrung lehrt, daß die Entfernung oder das Fehlen von zwei Dritteilen, ja fast des ganzen Dickdarmes vollständig gut vertragen wird. Interessant ist der Fall einer alten Frau, welche in der Jugendzeit durch Abszeß eine hochabgehende Kotfistel bekommen und mit derselben 37 Jahre ohne jegliche Beschwerde gelebt, geheiratet und drei Kinder gehabt hatte. Ein Chirurg, welcher die Frau überredete, die häßliche Abnormität beseitigen zu lassen, fand bei dem Versuch der Operation den ganzen Dickdarm atrophiert und die Frau lebte hernach ruhig weiter wie vorher. Der Dickdarm ist also für den Menschen entbehrlich und sogar überflüssig. Andrerseits ist er aber ein Organ, welches ihm große Nachteile und Gefahr bringt. Erstens ist er ein Brutherd von Milliarden-Milliarden Mikroben, deren Toxine während der häufigen Stagnationen des Darminhaltes durch die Darmwandung hindurch in die Lymph- und Blutzirkulation gelangen und den Organismus immerwährend ein wenig vergiften und durch solche Schwächung zur wesentlichen Abkürzung des Lebens beitragen müssen, wenn diese Tatsachen, wie bisher, fast gänzlich außer Acht gelassen werden.

Zweitens ist der Dickdarm statistisch erwiesenermaßen ein Hauptsitz bösartiger Tumore.

Diese Nachteile, in starkem Mißverhältnisse zu dem geringen Nutzen des Organes, stellen eine wesentliche Disharmonie unseres Organismus dar, deren Beseitigung eine wichtige Aufgabe der Makrobiotik bildet.

Weitaus die wichtigste der jedem Menschen anhaftenden Disharmonien entspringt nach Metchnikoff aus dem

Instinkt der Selbsterhaltung, indem der Tod eintritt, bevor der Mensch seine physiologische Abwicklung vollendet hat und während er noch in vollem Besitz seines Lebensinstinktes ist.

Durch das ganze Reich organisierter Wesen äußert sich der Trieb der Selbsterhaltung in verschiedenster Form. In den untersten Tierkreisen ist dieselbe vielleicht fast nur eine reflektorische, nach oben eine mehr bewußte und planvolle. Die Furcht vor Gefahr ist allen instinktiv gegeben. Der Furcht vor dem Tode hingegen sind nur die höchsten Säugetiere fähig. Das läßt sich daraus entnehmen, daß auch nur diese vor dem Toten, vor dem Leichnam ihresgleichen Schreck empfinden, während niedrige Säuger, wie z. B. die Ratten, ihre toten Kameraden auffressen. Kühe schaudern beim Anblick der Abschlachtung ihresgleichen in Schlachthäusern; Pferde schon beim bloßen Anblick eines toten Pferdes. Aber auch diese höchsten Vierfüßer haben ihre Gemütsbewegung nur im konkreten Fall. Ihnen fehlt der allgemeine Begriff des Todes. Diesen hat der Mensch allein in sich, auch wenn er sich zeitlich und räumlich fern vom Sterben und von Toten befindet; der Mensch allein hat die abstrakte Todesfurcht. Metchnikoff hält dieselbe nach seinen reichlichen Beobachtungen an Menschen und Erkundigungen in Spitälern und Greisenasylen, sowie nach seinen vielseitigen literarischen und philosophischen Studien für ein rein instinktives Gefühl, welches vom Intellekt und von der Meinung von sich selbst und, wie stringente, höchst auffallende Beispiele an vortrefflich guten Menschen und an musterhaften Priestern zeigen, von Religiosität und Tugendhaftigkeit ganz unabhängig sei. Sehr interessant sind die angeführten Bekenntnisse berühmter Schriftsteller, wie u. a. Daudet, Zola, de Goncourt, namentlich aber Tolstoi in seinen „Confessions", über ihre Furcht vor dem Tode und dem post hoc, welche sie bei Tag und bei Nacht häufig befalle und einen wichtigen Faktor gegen ihr Lebensglück bilde. Der Selbsterhaltungstrieb wie die Todesfurcht sind in der Jugend schwach ausgeprägt, steigern sich mit dem Alter. Die Zahl der Greise, welche bei ordentlichem Befinden den Tod nicht verabscheuen, soll ganz verschwindend klein sein. Bei diesen Tatsachen, beim alternden Menschen setzt, wie wir im dritten Teil sehen werden die Makrobiotik Metchnikoffs hauptsächlich ein.

Der zweite Teil des Buches bespricht sehr eingehend 1. die Bestrebungen der Religionen, 2. diejenigen der spekulativen philosophischen Systeme zur Auflösung der Disharmonien in der menschlichen Natur. Wir erhalten hier eine interessante Zusammenstellung von den hauptsächlichsten Ideen der genannten Geistesgebiete und der Poesie aller Zeiten über Tod und Unsterblichkeit. Bei aller Objektivität des Verfassers geht aus seinen Darstellungen hervor, daß weder Religion noch Philosophie den gewünschten Zweck erreichen und daß die Biologie zu Hilfe gezogen werden muß. Vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus ist dies unbedingt richtig. Subjektiv sind aber einstweilen und für die allgemeine Menschheit noch auf Jahrtausende und vielleicht für einen Teil der Menschen auf immer die Religionen und speziell die christliche am ehesten imstande, das menschliche Elend und seine Dissonanzen zu mildern und vergessen zu machen. Freilich gilt dies schon lange nicht mehr für alle Menschen. Diejenigen sind schon sehr zahlreich, welche den Apfel philosophischer Objektivität gegessen haben und deren subjektive Brücken ganz von selbst zerbröckeln, so daß sie mit dem besten Willen nie mehr über dieselben hinüber in das schöne Land der religiösen Jugendphantasien der Menschheit zurückkehren können. Die Zahl der Objektiven wird mit mathematischer Gewißheit nach dem Gesetz der Geistesentwicklung immer größer, trotz zeitweiliger Schwankungen nach rückwärts zu religiöseren und mystischen Anschauungen, wie sie gerade gegenwärtig bemerkt werden. Auch diese Schwankungen beruhen auf philosophischen Gesetzen und kommen daher, daß viele geistig Unreife sich von den religiösen Vorstellungen frei machen wollen oder, wie im Sozialismus, freimachen sollen, was sich aber nicht kommandieren läßt. Die kritisch-philosophisch angelegten Geister müssen eben dafür sorgen, daß ihnen Frau Objektivität in alle Konsequenzen hinaus treu bleibe, wozu neben normalem Naturell etwas Wissen und klares Denken gehört. Nur dann werden sie vor metaphysischen Mißbehaglichkeiten und Disharmonien geschützt sein. Auch sie haben hohe psychische Freuden im Schauen der Wahrheit, zwar nicht so zahlreiche wie die Subjektiven, aber weniger suggestive und realere. Gewiß sind die Bestrebungen Metchnikoffs in dieser Beziehung sehr zeitgemäß und für manche werden dieselben zur Bereicherung und Befestigung ihrer objektiven Weltanschauung beitragen. Wenn Referent die subjektiven und die objektiven Auffassungen des Daseins einander schroff gegenüberstellte, so ist dies nur prinzipiell zu verstehen. Aus subjektivem Boden sind in den höheren Religionen, besonders im Christentum, tief objektive psychologische Beobachtungen hervorgesproßt — denken wir nur an alte und neuere Mystiker —, welche durch religiöses Innenleben mehr gefördert worden als durch die zu viel nur nach außen gerichtete kritische und naturwissenschaftliche Forschung. Im Gegenteil gerät letztere leicht in subjektive Behauptungen und Anschauungen. Sie sollte z. B. das Unbedingte (the unknowable von H. Spencer) nicht leugnen, wie es die materialistische Philosophie zu tun beliebt, da es als notwendiges Korrelat und notwendiger Grenzbegriff (das Kantische x) des Bedingten kategorisch zu unserem Bewußtsein gehört. Ohne Grenzbegriff müßte das Bedingte unendlich, also auch unbedingt werden. Das Bedingte kann selbstverständlich nur durch Unbedingtes umgrenzt werden. Nur zwingt die Logik nicht im mindesten, das Unbedingte als Person aufzufassen; sie gestattet es vielmehr, aber nur unter der Voraussetzung, daß man diese Auffassung als rein subjektiven Anthropomorphismus erkenne. Die Verwerfung des Unbedingten ist jedoch ganz ebenso subjektiv, unlogisch, und gehört nicht in eine objektive Weltanschauung!

Diese Allokution des Referenten gilt keineswegs dem Verfasser dieses Buches, welcher, wie bemerkt, in seinem religionsphilosophischen Kapitel Objektivität beobachtet, sondern ist vielmehr gegen die materialistisch-philosophische Tendenz oft nicht universal gebildeter Naturforscher im allgemeinen gerichtet, welche sich auf ihre diesbezüglichen Anschauungen viel zu viel zugute tun.

Im dritten und Hauptteil müssen wir, bevor wir zum wichtigsten Kapitel des Buches, der biologischen Bekämpfung der Disharmonien, gelangen, noch einer speziellen Studie Metchnikoffs über das Altern und den Tod Erwähnung tun. Das Alter ist fast ausnahmslos kein physiologischer Zustand, obschon es oft als solcher erscheint, sondern ein Krankheitsprozeß chronisch entzündlicher Art, der sich in allen Organen, oft schon besonders früh an den Blutgefäßen abspielt: „On a l'age de ses artères." Der Grundtypus des Prozesses ist Sklerose, meist von Atrophie, in einzelnen Organen von Hypertrophie gefolgt. Die edlen Gewebe werden durch Bindegewebe verdrängt. Bei diesen Vorgängen spielt die Phagocytose eine wichtige Rolle. Aber dieselbe ist im Altersprozesse eine ganz besondere. Während die Phagocyten sonst als Mikrophagen die Auffressung der schädlichen Mikroben, als Makrophagen das Auffressen der entzündlichen Exsudate und Infiltrate besorgen, also nur krankhafte Objekte eliminieren, geraten sie im alten Organismus in einen derartig erregten Zustand, daß sie die noch gesunden Gewebe selbst angreifen. Es entsteht ein wahrer Kampf zwischen diesen Makrophagen und den edlen Zellelementen, welche jenen unterliegen, da sie durch die entzündlichen Altersprozesse ihre Widerstandskraft eingebüßt haben. Als Beispiel dieser abbauenden Tätigkeit der Phagocyten diene Metchnikoffs Theorie für das Weißwerden der Haare, welches er so erklärt, daß die sogenannten Chromophagen das Pigment der Haare auffressen und davontragen.

Die Ursachen der chronisch entzündlichen Altersprozesse sind drei ganz verschiedene; in ca. einem Fünftel der Fälle Syphilis, einem Viertel Alkoholismus, zusammen 45 Prozent. Die übrigen 55 Prozent fielen nach Metchnikoff zu einem großen Teil auf Rechnung der oben besprochenen chronischen Intoxikation des Organismus vom Dickdarm aus. Als Endprodukte dieser Intoxikation sind im Urin Indol, Phenol, Indican nachzuweisen, welche unter ratio-

neller Beeinflussung der Dickdarmfäulnis abnehmen und verschwinden sollen.

Diese ganze Summe krankhafter Vorgänge in dem sich auf absteigender Lebenskurve bewegenden Körper unterbricht die Lebensdauer früher als die ursprüngliche Anlage des Menschen es bedingen würde. Dadurch erzeugt sich in ihm das unbewußte Gefühl einer unnatürlichen Zwangslage, welches den Lebensinstinkt mächtig anregt und dadurch die Todesfurcht schafft.

Es muß aber beigefügt werden, daß diese Ursache nur ein Teil der Ursachen für die Todesfurcht ist. Die Religionen, durch ihre furchtbaren Drohungen bezüglich des post mortem mit dem Teufel an der Wand, haben auch dazu beigetragen, einen Furchtinstinkt zu schaffen, der recht schwer auf vielen unschuldigen und schwachen Gemütern lastet. Die protestantischen Konfessionen sind hierin weit brutaler als die katholische Kirche. Diese gibt mit dem Dogma vom Fegefeuer eine versöhnliche und kluge Ausgleichung der verzweiflungsvollen Gegensätze zwischen absoluter Seligkeit und ewiger Verdammnis, wie sie im Lutheranismus und im Calvinismus besonders scharf ausgeprägt sind. Es ist daher begreiflich, daß, was der westschweizerische Arzt Ladame nachwies, in der Tat bedeutend mehr Angehörige protestantischer Glaubensbekenntnisse als Katholiken dem religiösen Irrsinn verfallen, welcher sich namentlich in Verdammnisangst äußert.

Bei einem physiologischen Ableben wird hingegen der Lebensinstinkt nicht aufgeregt, sondern er erlöscht allmählich im sättigenden Gefühl der normalen Vollendung und der Erreichung des Endzweckes des Daseins. Der Lebensinstinkt verwandelt sich dabei in Indifferenz für den Tod oder sogar in Todessehnsucht, in den Todesinstinkt. Diese Umwandlung will Verfasser in der animalischen Welt bei einer zarten Insektenfamilie, den Ephemeren, palingena rufulum, unbestreitbar nachgewiesen haben, was in der übrigen Tierwelt noch nicht gelungen sei. Er hebt hervor, daß Umwandlung von Instinkten physiologisch vielfach vorkommt, so z. B. diejenige der aufopferndsten Mutterliebe bei den Vögeln in Feindseligkeit gegen die Jungen, sobald diese der Mutter nicht mehr bedürfen; oder diejenige des Instinkts der Säuglinge für die Muttermilch in Abscheu gegen dieselbe nach der Entwöhnung u. a. m.

Das Leben schließt also bis auf wenige Ausnahmen zu früh ab. In alten Zeiten sind mehr Menschen zu für unsere Begriffe abnorm hohen Lebensjahren gekommen. Es sind aus der biblischen Geschichte eine Reihe von Patriarchen, wie Abraham, Isaak, Job, Ismael, Moses u. s. w., mit Alterszahlen von 180—120 Jahren bekannt, welche nach genauer Untersuchung nicht wie bei Methusalem nach einem ganz anderen, sondern nach dem heutigen Jahresmaß berechnet sind. Einzelne derartige Beispiele sind auch aus der neueren Zeit erwiesen. Von jenen Patriarchen heißt es in der Schrift, daß sie von ihrem Leben gesättigt, also ohne Wunsch, weiterzuleben, zu ihren Vätern versammelt worden seien. Hierzu muß bemerkt werden, daß jene Zahlen auch in der ganz alten Zeit große Ausnahmen bildeten, denn es steht geschrieben Psalm 90, Vers 10: „Unser Leben währt 70 Jahre und wenn es hoch kommt, so sind es 80 Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen." — Immerhin ließe es sich denken, daß bei den heutigen Kenntnissen über die hygienischen Bedürfnisse des Körpers ceteris paribus die Bedingungen zur Heranzüchtung eines höheren Lebensalters noch besser hergestellt werden könnten als früher, obschon Völker und Staaten die Viehzucht der Menschenzucht vorzuziehen scheinen! Es läge also alles daran, der Menschheit, damit sie von der schlimmsten Disharmonie befreit würde, die Anleitung zu geben, auf welche Weise möglichst viele Menschen zu einem physiologischen Ende gelangen können.

Hiermit sind wir nun bei der eigentlichen Makrobiotik Metchnikoffs angelangt.

Es ist vor allem notwendig, die chronisch entzündlichen Altersprozesse und die Phagocytose des alternden Körpers zu beseitigen oder wenigstens einzuschränken. Dies könnte aber erst gelingen, wenn ihre früher genannten drei Hauptursachen aus der menschlichen Gesellschaft verschwinden würden: 1. der Alkoholismus, 2. die Syphilis und 3. die Intoxikation des Organismus vom Darm aus. Dann erst dürfte auch mit vollkommenem Erfolg 4. die Altersphagocytose in Angriff genommen werden.

Die zwei ersten Probleme sind schon längst auf dem Programme der Kulturmenschheit; neu sind für uns nur das dritte und vierte Problem.

Zur Verhinderung der Bildung der bakteriellen Dickdarmtoxine schlägt Metchnikoff, da man einstweilen den überflüssigen und schädlichen Schlauch noch nicht wie den processus vermiformis auszuschalten gewohnt ist, als Gegengift die nützlichen Mikroben der sauren Milchgärung vor, welche die Darmflora bekämpfen sollen; also den reichlichen Genuß von saurer Milch, Kephir, Milch überhaupt, welche nie in faulige Zersetzung übergeht. Ferner empfiehlt er, rohe Gemüse zu vermeiden, wegen der oft daran haftenden „wilden" Bakterien verschiedener Art. Natürlich ist auch regelmäßige Stuhlentleerung von erster Wichtigkeit.

Die Erfüllung des vierten Problems ist die dem Verfasser Metchnikoff konformste, das interessanteste Kapitel seines Buches und der Kern seiner biologischen Makrobiotherapeutik, nämlich die Bekämpfung der Altersphagocytose durch Serotherapie, eine eingestandenermaßen noch problematische, jedoch ganz zeitgemäße Behandlungsmethode. Der Vorschlag beruht auf konstanten Eigenschaften des animalen Blutserums, deren eingehende Besprechung im Auszug wiedergegeben werden muß. Es ist zunächst Tatsache, daß das Blutserum eines Kaninchens, welchem Meerschweinchenblut eingespritzt worden ist 1. die Blutkörperchen von Meerschweinchen auflöst, 2. mit Blutserum von Meerschweinchen einen deutlichen Niederschlag bildet. Dieselben Reaktionen erhält man, wenn man ein Kaninchen mit Hühnerblut präpariert und danach seinem Serum wieder Hühnerblut, resp. Hühnerblutserum oder aber Blut, resp. Serum einer Taube oder einer anderen dem Huhne verwandten Geflügelart beimischt. Füge ich aber jenem gleichpräparierten Kaninchenserum Blut, resp. Serum einer nicht verwandten Vogelfamilie, z. B. eines Staares, hinzu, so bleiben die Reaktionen aus. Bezeichnen wir in den genannten Experimenten das Kaninchen als „Präparationstier", das Huhn, resp. das Meerschweinchen, als „Injektionstier", die Taube, resp. den Staar als „Mischungstier", so kann der Satz aufgestellt werden, das Präparationstier ist gleichgültig, aber das Injektions- und das Mischungstier müssen in einem gewissen Grade von Blutsverwandtschaft zueinander stehen. Diese Experimente lassen sich auch mit Menschenblut darstellen. Spritzt man einem Serumtier Menschenblut ein, so löst das Serum dieses Tieres Blutkörperchen eines beliebigen anderen Menschen auf und macht mit dessen Serum einen Niederschlag. Diese Ergebnisse sind so sicher, daß auf ihnen die neueste gerichtsärztliche Methode bei Kriminalfällen beruht, um Menschen- und Tierblut voneinander zu unterscheiden. Diese Versuche haben aber noch eine andere wichtige Tragweite. Da die beschriebenen Reaktionen nur bei einander verwandten Tierarten eintreten, so kann man mit gleicher Gewißheit umgekehrt schließen, daß Tiere einander verwandt sind, wenn diese Reaktionen positiv ausfallen. Auf diese Weise wurde die nahe Blutsverwandtschaft des Menschen mit den anthropoiden Affenarten Orang, Gorilla und Schimpanse bewiesen. Präpariert man ein Serumtier mit Blut einer dieser Affenarten, so löst sein Serum menschliche Blutkörperchen und macht mit Menschenserum qualitativ und quantitativ genau denselben Niederschlag, wie mit Ochsenblut. Wenn umgekehrt dem Serumtier Menschenblut eingespritzt wird, so löst sein Serum die Blutkörperchen der drei Primaten und macht mit ihrem Serum einen starken Niederschlag. Addieren wir diese unumstößlich bewiesene Blutsverwandtschaft zu der starken anatomischen Uebereinstimmung des menschlichen Organismus mit demjenigen der Primaten und zu der überraschenden Aehnlichkeit zwischen Affen- und Menschenfötus, so

kann sich ohne kolossale Voreingenommenheit keiner mehr gänzlich des Verdachtes erwehren, daß wir nicht gefallene Engel seien und daß das Quartier des Menschen für dahin und daweg der Erdkugel angehöre.

Es ist selbstverständlich, daß kein Naturforscher heute an die direkte Abstammung des Menschen vom Affen denkt, noch früher je dachte. Es wird eine Reihe untergegangener Zwischenformen angenommen, von denen nur wenige, zum Beispiel der fossile Dryopithecus bekannt ist. Metschnikoff glaubt immerhin einen plötzlichen Sprung von letzterer Stufe zum Menschen annehmen zu dürfen.

Man kann also nach den beschriebenen Versuchen ein sehr spezifisches Serum herstellen, welches nur mit Serum des Menschen und der anthropoiden Affen einen Niederschlag gibt. Auch präpariert man Sera, welche nur Blutkörperchen, aber keine anderen Zellelemente einer bestimmten oder ihr nahe verwandten Tierart auflösen. Endlich kennt man auch ein Serum, welches prompt die Bewegung der menschlichen Spermatozoen aufhebt. Das Prinzip ist überall dasselbe. Man spritzt einfach einem „Serumtier“, z. B. Pferd, kleine Dosen emulgierter Menschenorgane, je nach Bedürfnis Gehirn oder Leber, Nieren u. s. w., ein, um nach einigen Wochen Serum für die Behandlung der entsprechenden, in Abbau begriffenen senilen Organe zu erhalten. Durch stärkere Dosen dieser cytotoxen Sera würden verbrauchte oder krankhafte Gewebeelemente zerstört und die zu starke Tätigkeit der Leuko- und Phagocyten aufgehoben. Schwache Dosen hätten dagegen eine Stärkung der gesunden Gewebeteile zur Folge, so daß die edlen Elemente desselben den Kampf mit den Makrophagen erfolgreich durchführen könnten und statt zu schwinden erhalten blieben. Im Pasteurschen Institut ist schon erfolgreiche Behandlung menschlicher Blutarmut mittelst zur Vermehrung der Blutkörperchen bestimmtem cytotoxen Serum durchgeführt worden; analog bei Kaninchen zur Vermehrung der Lymphkörper. Analoge Wirkungen haben andere Forscher, z. B. Tavel und Waldhardt, auch für das polymorphe Streptokokkenserum experimental und, bedingt, auch in der Praxis nachgewiesen, indem durch dasselbe die Widerstandskräfte des Körpers und speziell die Phagocytose gegen die Invasion virulenter Streptokokken angeregt wurden. Wir hätten also jetzt ein biologisches Verfahren, die Organgewebe des menschlichen Körpers direkt und indirekt vor dem Schwunde zu bewahren. Zählen wir zu dieser Wirkung die früher erörterten Methoden hinzu, den deletären, chronisch entzündlichen Altersprozessen zu begegnen, so hätten wir jetzt eine Summe von Faktoren zur Erhaltung des alternden menschlichen Organismus beisammen, welche ceteris paribus eine Verlängerung des Lebens nicht selten zur Folge haben müßten. Aber das Leben der Greise würde nicht nur verlängert, sondern auch genußreicher. Durch cytotoxische Nervensera könnte ihr zentrales Nervensystem gekräftigt und mit diesem ihre Intelligenz erhalten werden. So könnten sie auch durch ihre reiche Erfahrung den jüngeren Generationen namentlich in politischen Dingen, worin die Jugend sehr dilettantisch verfährt und erfahrener Hilfe bedarf, von großem Nutzen sein. Hierdurch würde auch die äußere Stellung der alten Leute gewaltig gewinnen und von einer oft nur geduldeten eine hochgeschätzte werden. Auch von dieser Seite müßte ihr Leben an Annehmlichkeit gewinnen, bis sie zuletzt, vollwertig ausgelebt, mit entwickeltem Todesinstinkt, physiologisch erschöpft, mit erreichtem Endzweck ihrer Altersschwäche erliegen würden.

Aber der ganze schöne Plan dieser Organoserotherapie hat nach Metchnikoff einen großen Haken. Es können natürlich nur frische Organe zu Injektionen verwendet werden. Woher aber diese bekommen, wenn gestorbene Menschen nicht unmittelbar nach Eintritt des Todes dazu verwendet werden dürfen? Dieses gestattet aber weder die Polizei, noch würden es im allgemeinen die Angehörigen der Toten genehmigen.

Referent hält aber diese Hindernisse wenigstens für öffentliche Spitäler mancher zivilisierten Länder, z. B. der Schweiz, nicht für unüberwindlich. Hätte man einmal von hier aus unbestreitbare Erfolge zu verzeichnen, so wäre das Publikum bald mit seinen Leichnamen und die Polizei mit ihren Verordnungen zur Verfügung. Vielleicht könnte man auch wegen der Blutsverwandschaft mit den anthropoiden Affen im Notfall einzelne Organe derselben zu Injektionen benützen.

Gewiß ist aber die Wissenschaft einstweilen noch durch eine Menge Vorurteile in ihrem Fortschritte gehemmt. Tote Menschen und selbst tote Tiere werden ihr nicht genügend zur Verfügung gestellt, so daß der physiologische Tod weder bei diesen noch bei jenen zur Beobachtung und zum eingehenden Studium gelangt.

Metchnikoff geht im letzten Kapitel seines Buches zu der praktischen Vorbereitung und Nutzanwendung seines Planes über. Er sagt, die Menschheit sollte sich nun, da der Endzweck des Lebens wissenschaftlich als Erreichung eines viel höheren Alters und physiologischen, nicht mit vorherrschendem Lebenstrieb und Todesfurcht, sondern mit entwickeltem freundlichen Todesinstinkt erwarteten Todes klar erkannt sei, in ihrem künftigen Verhalten ganz nach diesem Ziele richten. Der Weg ist ihr vorgezeichnet. Die bisherigen Ideale der Menschheit, die universelle Nächstenliebe und die absolute Vaterlandsliebe sind in ihrer Bedeutung eingeschränkt worden; das erstere durch die zivilisatorische Notwendigkeit und durch die Lust der Zivilisierten zur Ausrottung der inferioren, nichtkulturfähigen Menschheit; das letztere durch die kosmopolitische Expansion der sozialen und wissenschaftlichen Ziele. An ihren Platz stellt sich die Wissenschaft mit ihrem biologischen Ideal. Diese Wissenschaft wäre näher zu bezeichnen als Geronto- und Tanatologie. Ihr Ideal umfaßt alle, d. h. es kennt innerhalb des Immanenten keine Schranken des Raumes, der Zeit, der Nationen und Religionen. Es regt auch viel intensiver zu ernster, solider Arbeit an als alle Religionen und positiven Philosophien. Wenn auch die gegenwärtige Generation und auch noch viele zukünftige das Endziel nicht erreichen werden, so ist schon die Arbeit daran ein hoher Genuß und wert wissenschaftlicher aufopfernder Arbeit, wie sie die Naturwissenschaft im weitesten Sinne ganz speziell mit sich bringt. Dabei wird sich auch eine allgemeinere Solidarität unter den Menschen entwickeln und der individuelle sich in altruistischen Egoismus umwandeln. Dazu muß aber auch der Jugendunterricht, die ganze Erziehung und Ausbildung und die Moral umgestaltet werden. Der Luxus in Speise und Trank und anderen Dingen muß einer einfachen Lebensweise Platz machen. So wie die Naturwissenschaft schon gezeigt hat, wie man nach einem vorgesteckten Ideal neue Pflanzenspezies bildet, Tierrassen modifiziert, so muß auch die menschliche Natur mit allen Hilfsmitteln der Wissenschaften nach dem biologischen Ideal umgewandelt werden. Die Religion der Zukunft ist der Glaube an die Macht der Wissenschaft!

Aus dieser ziemlich eingehenden Besprechung des Buches von Metchnikoff ist ersichtlich, daß dasselbe in der Tat einen interessanten „**essai de philosophie optimiste**“ darstellt, welcher jedenfalls eingehenderen Studiums würdig ist. Gewiß sind einige Hauptpunkte problematisch. Hierzu gehört erstens die Ansicht, daß die Todesfurcht verschwinden müßte, wenn das Ableben der Menschen von einem pathologischen zu einem physiologischen umgestaltet und länger hinausgeschoben würde. Jedoch ist diese Folgerung denkbar und keineswegs unpsychologisch. Zweitens darf die Vermutung ausgesprochen werden, daß man mit der spezialisierenden Herstellung organotherapeutischer cytotoxischer Sera bald an eine unübersteigbare Grenze gelangen könnte. Drittens kann man die Möglichkeit einer allgemeinen wesentlichen Verlängerung des Lebens überhaupt in Frage stellen. Immerhin hat der Glaube an derartige Fortschritte der Wissenschaft durchaus nichts Transzendentes an sich und Metchnikoff betont selbst die hypothetische Qualität der genannten Punkte.

Gerade bei der Beendigung dieses Referates ist im Dezember 1903 eine zweite Auflage des Werkes erschienen

(Paris, Mosson u. Comp., 1904). Im Vorwort zu derselben beantwortet der Verfasser, abgesehen von den eben erörterten Aussetzungen des Referenten, einige Einwände moraltheoretischer und religiöser Natur gegen sein Buch, welche, obschon sie ganz natürlich und wesentlich sind, doch bezüglich des „Für" und „Wider" objektiv nicht entschieden werden können. Metchnikoff fühlt sich durch alle diese Kritiken außer einer kunsthistorischen Korrektur, nicht veranlaßt, in der zweiten Auflage etwas zu verändern.

Obschon also einige wesentliche Anschauungen Metchnikoffs noch die Bestätigung durch objektive Erfahrungen sehr gewärtigen müssen, so sind doch in seinem Werke so viele schon feststehende praktische Gesichtspunkte gegeben, daß man die Lösung der Probleme abwarten und das Praktische schon jetzt verwerten kann. Der Zweck, welchen Verfasser zu verfolgen vorschlägt, steht mit keiner Weltanschauung im Gegensatz. Dasselbe gilt auch von seiner Moral, welche hohe Anforderungen stellt und den bisher geltenden Tugendlehren nicht widerspricht, sondern sie praktisch ergänzt und vervollkommnet. Jedenfalls darf und wird die Verlängerung eines angenehmen Alters und ein ruhiges Sterben an reiner Altersschwäche allen, auch den Transpetenten, eine liebliche Aussicht sein. Einem Naturforscher von der Bedeutung Metchnikoffs, der sich mit einem großen Schatze allgemeiner Kenntnisse und neuer Gedanken um das Gedeihen der Menschheit so ernstlich bemüht, wie es aus dem besprochenen Werke hervorleuchtet, dürfen die Gebildeten, was sie auch sonst von einzelnen Gesichtspunkten desselben halten mögen, ihre Anerkennung nicht versagen.

Wilhelm Weigands „Renaissance".

Die dichterische Erweckung jenes unserem wohltemperierten Zeitalter in all seinen Aeußerungen nur halb verständlichen Geschlechts, das mit einer unvergleichlichen Entfaltung äußerer und innerer Kräfte, der Farbenfülle und raschen Triebkraft des alpinen Frühsommers vergleichbar, nach der Gebundenheit des Mittelalters eine freiere neue Zeit heraufführte, jenes Geschlechts der italienischen Renaissancemenschen, dem das unvermittelte Nebeneinander ungezügelter Selbstsucht und Genußgier und des sensitivsten Idealismus den Stempel aufdrückt, mußte begreiflicherweise gerade der modernen Dichtergeneration einen bevorzugten Prüfstein ihres Könnens bilden. Doch haben, so vielfach einzelne Gestalten oder Seiten jener einzigartigen Zeit den Stoff zu epischem oder dramatischem Schaffen abgaben, nur zwei Dichter den großen Versuch unternommen, jene ganze Zeit und ihren Geist in dramatischer Form vor uns erstehen zu lassen. Gobineau in seinem Werk „La Renaissance" und Wilhelm Weigand in seinem gleichnamigen Zyklus „Renaissance", von dessen Teilen die Stücke „Savonarola", „Tessa", „Cäsar Borgia" in zweiter und das Schlußstück „Lorenzino" in dritter Auflage erschienen sind. (München und Leipzig, Georg Müller.)

Das Werk des französischen Dichters, der in Deutschland infolge seiner Beziehungen zu Richard Wagner und den in dessen Anhängerkreis herrschenden Anschauungen viele Leser und Bewunderer gefunden hat, kann allerdings nur im äußerlichen Sinn dramatisch genannt werden. Gobineau hat sich damit begnügt, eine Reihe dramatischer Dialoge in epischer Folge aneinander zu reihen, ohne auf ihr Verhältnis zu der Epoche, die sie darstellen sollen, eine andere Rücksicht zu nehmen, als die aus dem Behagen an einzelnen Gestalten oder dem Bedürfnis, die Typen der Renaissance als Dolmetscher seiner Weltanschauung zu gebrauchen, entspringt. Eigentliche dramatische Gestaltung lag offenbar gar nicht in seiner Absicht, vielleicht auch nicht mehr in seinem Können — sein jüngster Kritiker, Seillière, hat in seinem Buche „Le comte de Gobineau et l'aryanisme historique" gerade diese Schöpfung als ein seniles Werk bezeichnet. Sein Interesse war lediglich auf die Charakterzeichnung der einzelnen geschichtlichen Gestalten gerichtet; auf geschichtliche Treue kommt es ihm dabei ziemlich wenig an, obwohl gerade bei einer rein episch-illustrierenden Szenenfolge diese Genauigkeit sehr wohl gefordert werden darf; denn keine Rücksicht auf einen künstlerischen Organismus zwingt in diesem Fall den Dichter, von der geschichtlichen Wahrheit abzuweichen. So ist z. B. bei Gobineau der Tod des Cäsar Borgia durchaus unrichtig dargestellt, von anderen geschichtlichen Ungenauigkeiten zu schweigen.

Wenn Gobineau seinen Stoff als Epiker und zudem mit gewissen ästhetisch-philosophischen Nebenabsichten behandelt, so hat ihn Weigand nicht nur der Form, sondern auch der Gestaltung nach als Dramatiker erfaßt. Diese Umprägung des geschichtlich-epischen Stoffes in dramatische Handlung hat sich nicht in allen vier Stücken gleich restlos vollzogen; man kann den Zyklus in eine Reihe steigender Kraft des dramatischen Aufbaues anordnen, an deren Beginn uns das der Entstehungszeit nach früheste Werk — „Savonarola" —, an deren Ende die in kräftigen Schlägen sich entladende Tragödie der Liebe und der politischen Kämpfe „Tessa" zu stehen scheint. Es war wohl vor allem das Bestreben, ein möglichst umfassendes Bild des Reichtums jener Zeit an Geistesströmungen und machtvollen Einzelpersönlichkeiten aus der vorwärts drängenden Handlung erstehen zu lassen, sowie die Erwägung, daß manche Gestalten — wie die Borgias — wohl doch nicht in voller geschichtlicher Treue je über eine deutsche Bühne schreiten dürften, die den Dichter zu einer gelegentlichen Lockerung des dramatischen Baues führte. Aber auch da, wo uns der Stoff nicht ganz restlos in dramatische Handlung umgesetzt scheint, und vollends da, wo die dramatische Kraft des Dichters zur freien Herrschaft über den Stoff gelangt ist, üben diese Stücke eine nachhaltige Wirkung auf uns aus durch die reichen dichterischen Werte, die in ihnen lebendig sind: das reiche, anschauunggesättigte Kolorit, mit dem Strömungen und Personen der Zeit in tragischem Gegenstreben uns vor Augen geführt werden, die Leidenschaft und Tiefe des Empfindens, die Fülle und den Glanz der bewußt und wirkungsvoll in den Dienst der künstlerischen und psychologischen Zeitcharakteristik gestellten Sprache.

Die vier Stücke, die den ganzen Zyklus bilden, sind jeweils in sich selbständig. Als Gemälde einer Zeit freilich, deren Reiz nicht zum wenigsten in ihrer geschlossenen Entwicklung liegt, stehen sie selbst untereinander in einem Verhältnis, das wieder an den Bau eines Dramas gemahnen kann. Das dem geschichtlichen Zeitverlauf nach erste Stück, „Tessa" zeigt die herrschenden Leidenschaften der Zeit — Ringen nach politischer Macht, Liebe und Sinnlichkeit — in ihrem schrankenlosen Walten; in „Savonarola" werden die geistigen Mächte der Zeit, Heidentum und christliche Askese, zu Schicksalsmächten in den einzelnen Repräsentanten der Epoche, in Lorenzo dem Prächtigen, dem Prior von San Marco, und der feinsinnigen Erasmus-Natur des schönen Jünglings Pico della Mirandola. „Cäsar Borgia" schildert alle Kräfte des Renaissancezeitalters, Machtstreben und Genußgier, auf dem Höhepunkt ihrer Entfaltung, und im Schlußstück „Lorenzino" sehen wir, wie die große Zeit in matten Enkeln zusammenbricht, haben wir das Problem eines Dekadencecharakters im modernen Sinn vor uns.

Das erste der Dramen: „Savonarola", eine Jugendarbeit des Dichters (1888 entstanden), weicht in der Form von den anderen ab; es ist in gereimten Versen geschrieben, und wohl im Zusammenhang damit in einer etwas loseren Szenenführung gehalten. Schon die Anwendung vierfüßiger Reimjamben, an deren Stelle in den anderen Stücken Prosa tritt, begünstigte hier ein Zurücktreten des dramatischen vor dem epischen Moment, und das Bestreben, neben dem eifernden Dominikanermönch noch eine große Zahl weiterer hervorragender Geistesmenschen der Renaissance in das Ganze zu verweben, läßt gerade hier den Kern der Handlung üppig vom Rankenwerk der Nebengestalten umwuchert werden. Glückliche

Einzelheiten freilich, wie die Gegenüberstellung der tatscheuen Erasmus-Natur Pico della Mirandola oder des schönheitfrohen Michelangelo mit dem asketischen Frate, wird ein feiner Geschmack auch hier zu finden und zu genießen wissen.

Das der Entstehungszeit nach zweite Stück des Zyklus — „Lorenzino" — ist hingegen ein geschlossenes Drama, mit einer überaus dankbaren Aufgabe für einen Charakterdarsteller. Karl Bleibtreu hat bei einer Betrachtung der Mussetschen Charakterskizze „Lorenzaccio" das Problem dieses Stückes eines der wenigen wirklich tragischen Charakterprobleme genannt, die das moderne Drama aufzuweisen habe. Es ist jene innere Tragik, die den Helden durch sein Leben selbst den erstrebten Preis des Lebens mit innerer Notwendigkeit verlieren läßt: Lorenzino, der ohne die Fähigkeit kraftvollen Handelns von Reflexion zerfressene Mediceersproß, der sich zum Genossen und Diener der Lüste seines Vetters Alessandro hergibt, gerät durch seine Lebensführung in jenen Widerspruch mit seiner Lebensaufgabe, der Befreiung der Vaterstadt, der die Katastrophe mit innerer Notwendigkeit herbeiführt. Hebbel hat das Wort ausgesprochen, gewisse echt tragische Helden dürften durch den Fall eines Dachziegels getötet werden. Das gilt auch von dieser florentinischen Gestalt, und der Kardinal Cibo, der an der Leiche dieses aus Zynismus und idealer Gesinnung gemischten Reflexionsmenschen dessen Mutter die Worte entgegenschleudert: „Euer Sohn war schon vorher eine Leiche", spricht den Gehalt des tragischen Problems in epigrammatischer Kürze aus. Im szenischen Aufbau wirken hier die beiden Schlußakte am kräftigsten, wie es überhaupt als Charakteristikum der Weigandschen Dramen gelten kann, daß bei ihm nicht wie bei so vielen Dichtern die Schlußakte fallen, sondern künstlerisch und tragisch in die Höhe gehen.

Den Höhepunkt des Zyklus an Zeitcharakteristik bildet „Cäsar Borgia", eine Bühnendichtung in einem Vorspiel und fünf Akten, das Glück und Ende des berüchtigten Papstsohnes in farbenreichen Bildern vor Augen führend. Hier ist der Versuch gemacht, die strengste Bindung an die Geschichte mit der psychologischen Notwendigkeit zu vereinigen, wie sie das Drama verlangt, das ohne jede Voraussetzung verstanden werden und wirken soll. Auch Weigand hat hier wie Gobineau die Schriften Machiavellis zur Charakterisierung der politisch-sittlichen Anschauungen und Bestrebungen des Helden in ausgiebigem Maße benutzt; aber wie ungleich lebendiger ist hier die Gedankenwelt des Florentiner Staatsdenkers unmittelbar treibend in die Handlung verwoben, die den Papstsohn auf seinem Wege zu nicht erfüllten Hoffnungen zeigt. Die dramatische Geschlossenheit hat allerdings hier gerade im Schlußakt — der dritte und vierte Akt zeigt in der Gegenüberstellung der beiden Borgia, Vater und Sohn, wie auch in dem Gegensatz zwischen dem herrschenden Papst und seinem späteren Nachfolger Momente von hoher dramatischer Spannung — einer mehr epischen Szenenfügung Platz gemacht; es dürfte in der Tat kaum möglich sein, gerade das im Grunde undramatisch-zufällige Ende Cäsar Borgias bei geschichtlich treuer Darstellung als den logischen Abschluß eines einheitlichen dramatischen Handlungsganzen erscheinen zu lassen. Auch mag der Gedanke, daß das Stück des Stoffes wegen doch wohl stets Lesedrama bleiben werde, den Dichter hier zu einer absichtlichen loseren Haltung des Schlusses geführt haben.

Die kräftigste dramatische Wirkung von allen Stücken wohnt zweifellos dem vierten, der farbenreichen Liebestragödie „Tessa", inne, die zu Ende des Quattrocento in dem von dem Stadttyrannen Pandolfo Petrucci beherrschten Siena spielt, und aus deren leidenschaftlichem Handlungsreichtum uns in der Tat der heiße Atem jener Zeit blutiger städtischer Parteikämpfe, in die hier in unheilvoller Weise zwei jugendliche Menschenschicksale verflochten sind, entgegenzuschlagen scheint.

Wir haben oben schon auf die Sprache dieser Dramen als ein Kunstmittel hingewiesen, das nicht nur den Gemütsregungen der Handelnden in einem bestimmten Moment Ausdruck zu geben bestimmt ist, sondern auch darüber hinaus das Fühlen und Denken der Zeit charakteristisch beleuchtet. In der Tat ist Weigands Sprache ein wesentliches stilistisches — oder wenn man will stilisierendes — Mittel, wie es für die Menschen dieser Zeit vollberechtigt, ja nach unserem künstlerischen Empfinden notwendig ist. Denn nicht in naturalistischer Kleinlichkeit, sondern mit der „großen Gebärde", die uns Heinrich Wölfflin als das Stilgefühl jener Zeit kennen gelehrt hat, müssen Gestalten der Renaissance vor unseren Augen ihre Geschicke vollenden. Und gerade das ist Weigand in vorzüglichem Maße gelungen, obwohl er in der stilisierten Prägung niemals so weit geht wie etwa C. F. Meyer in seinen späteren Werken. Seine Sprache rauscht wie ein schweres Prachtgewand und funkelt wie kunstvoller Schmuck auf den Kleidern seiner römischen oder florentinischen Großen; aber es sind keine Puppen, sondern lebensvolle, groß angelegte Menschen, die in seinen Stücken handeln und leiden, und denen diese Sprache zum natürlichen Ausdruck ihres Wollens und Empfindens dient. Nie verleitet sie diese stilistische Haltung zur Pose; es ist vielmehr, als ob diese Gestalten nicht bloße Schauspieler auf der Bühne des Lebens und blinde Vollzieher ihrer Geschicke wären, sondern, als ob auf sie selber eine leise Ahnung des künstlerischen Reizes übergegangen wäre, den ihre Erscheinung und Geschicke dem schönheitempfindenden Künstlersinn bieten. Eine andere Frage ist, ob nicht das Streben nach gesättigtem geschichtlichen Kolorit den Dichter zu einem gewissen Ueberreichtum an zeitpsychologischen Exkursen und Ausblicken geführt hat; nicht jedes feine Streiflicht, mit dem die Helden dieser Dramen über den individuellen Moment hinaus das Denken und Fühlen ihrer Zeit beleuchten, ist auch in gleichem Maße von unmittelbarer dramatischer Wirkung. Es scheint mir sogar zweifellos mitunter ein solcher embarras de richesse vorhanden; aber er berührt den Kern der dramatischen Gestaltung in keiner Weise und wäre im praktischen Falle durch einige Regiestriche, die ja nur wenigen Dramen erspart bleiben können, ohne jede Mühe zu beseitigen.

Weigands „Renaissance" hat ihre Bedeutung und ihren Wert nicht nur als Zeuge für die deutlich umrissene Eigenart des Dichters oder als Station für einen Entwicklungsgang, der in sicherer Bestimmtheit ein Aufwärtssteigen in technischer und psychologischer Hinsicht zeigt. Das Werk hat vielmehr gerade heute doppelte Bedeutung als die Schöpfung eines aus der jungen Generation hervorgegangenen Dichters, der mitten in der Zeit eines mit den Bedingungen des geschichtlichen Dramas in unvereinbarem Gegensatz stehenden Naturalismus die Selbständigkeit besaß, unbekümmert um Mode und Cliquen der eigenen Stimme zu gehorchen, die ihn das Große groß nehmen und in seiner künstlerisch geläuterten Weise nach den hochgesteckten Ziele des historischen Dramas ringen hieß. Und daß an diesem hohen Wollen das Können sich fortschreitend bereicherte und steigerte, bedingt nicht zum wenigsten den Eindruck reifer Künstlerschaft, den uns die Lektüre dieses Zyklus wie überhaupt der Weigandschen Gesamtproduktion hinterläßt.

— C. S.

Bücher und Zeitschriften.

Fichtes Philosophie und das Problem ihrer inneren Einheit. Von Dr. F. A. Schmid. Freiburg i. B. 1904.

Die Arbeit bezeichnet sich selbst als Erstlingswerk und ist also wohl die Doktordissertation des Verfassers. Man darf sagen, daß sie als solche vielversprechend ist, denn sie beweist nicht nur Fleiß, Klarheit und völlige Beherrschung des Materials, was in Bezug auf Fichtes „sämtliche Werke" weder leicht ist, noch gerade häufig vorkommt, sondern sie bringt auch die Frage nach der Einheitlichkeit oder Nichteinheitlichkeit von Fichtes Lehre zu einem Abschluß. Diese Frage, schon von Schelling gestellt, ist ja so alt wie Fichtes Lehre selbst und hat jetzt bereits eine ziemlich umfangreiche eigene Geschichte, die

man in diesem Büchlein überall zugleich mit der Kritik des Verfassers bis in alle minutiösen Details vorgelegt erhält. Dieser Hauptteil der Arbeit ist ausgezeichnet. Freilich läßt sich über ihn absolut nicht kürzend oder popularisierend referieren. Die Frage selbst wird sodann gelöst und, wie mir scheint, definitiv beantwortet durch den Nachweis ihres Doppelsinns. Unterscheidet man beide Bedeutungen, so ergibt sich: Im ausschließlich erkenntnistheoretischen Sinne hat Fichte recht, zu behaupten, daß er sich immer gleich geblieben sei, in Bezug auf die resultierende Weltanschauung aber ist deutlich eine Wandlung zu konstatieren von rationalistischer Färbung zu immer größerer ethisch-religiöser, eigentlich mystischer Vertiefung. „Die „Wissenschaftslehre" übernimmt die Rolle einer „Anweisung zum seligen Leben"." — Der eigene Standpunkt des Verfassers bleibt im dunkeln, und insofern wirkt die Arbeit als unselbständig. Eine Kritik sowohl der erkenntnistheoretischen wie der ethisch-religiösen Fundamente Fichtes fehlt und ist in dieser Arbeit wohl „nicht beabsichtigt". Aber sie fehlt ja bekanntlich auch in Kuno Fischers großem Werk. Für den Fichte-Spezialisten wird die genaue Analyse des Unterschiedes von seinen „zwei Perioden" samt einer Uebergangsperiode und auch besonders des Unterschiedes in der Terminologie dieser drei Stufen, den die Tabelle auf Seite 27 übersichtlich klarstellt, immer dankenswert und gut benutzbar bleiben.

M. R.

Denise von Montmidi. Roman von Georg Frhrn. v. Ompteda. Berlin 1903. Egon Fleischel u. Co.

Denise von Montmidi und das zarte Seelchen Effi Briest tragen verwandte Züge. Auch in den Verhältnissen und der Umgebung ist eine gewisse Aehnlichkeit vorhanden. Dort wie hier tötet der Gatte den „anderen", auch die Elternpaare sind beide entsetzt über den entstehenden Skandal. Doch sind Fontanes Menschen ungleich mehr verinnerlicht und die Eltern Briest sind uns weit verständlicher, als die flachen und windigen Verneuils. Omptedas Roman ist sehr flüssig zu lesen, aber er geht nicht tiefer. Die Gestalt der Heldin ist mit großer Liebe gezeichnet und sie behält, auch nachdem sie gefallen, die Sympathie des Lesers. Hat ihr doch das Schicksal gar übel mitgespielt. Der Mann, dessen elegantes Parisertum es ihr angetan, verspielt auf der Hochzeitsreise das ganze Vermögen, von dem sie leben sollten. Statt in Paris müssen sie nun auf dem verwahrlosten Gute wohnen, wo er äußerlich verbäuert, innerlich verroht, zum Geizhals wird, in seinem verwahrlosten Aeußeren, seinem lässigen Sichgehenlassen ihren Widerwillen erregt und sie dann mit einer Bauerndirne hintergeht. Der andere, dem sie in die Arme gefallen, war nicht von Liebe, sondern von Langeweile zu ihr geführt worden, die Eltern, bei denen sie nach der Katastrophe Zuflucht sucht, weisen sie von sich. So hat sie alles Leid durchgekostet und ist zur tiefsten Entmutigung herabgedrückt, da entschließt sie sich, die ihr gebotenen Huldigungen eines älteren Herrn anzunehmen und führt an seiner Seite ein zwar nicht legitimes, durchaus nicht nach außen auffallendes glänzendes Leben in einem ihr nun gebotenen schönen Heim, in dem sie ganz aufgeht. Sie erfreut sich an dem vornehmen Luxus, den der reiche Mann ihr bieten kann, sie wächst geistig durch die Beschäftigung mit der Kunst, durch ein sich ausbildendes Sammlertalent. Nach seinem plötzlichen Tode ist sie wieder einsam und nun sucht sie den Frieden hinter den Mauern eines Klosters. Eigentlich ein etwas überraschender Abschluß, auf den die vorausgegangene Entwicklung nicht vorbereitet. Es sind viel feine Züge in dem Buche, auch steckt viel Beobachtung darin. Der Verfasser kennt ohne Zweifel die Franzosen sehr gut, dennoch haben wir das echt französische Gepräge darin nicht finden können. Bei Rudolf Lindau z. B., der auch fremdländische Stoffe behandelt, haben wir in stärkerem Grade den Eindruck, daß er auf dem Boden heimisch geworden, den er behandelt. Auch die Anwendung von Ausdrücken wie „rauschmeißen", „Deubel" vermögen uns nicht in die Illusion zu versetzen, daß wir es mit Vollblutfranzosen zu tun haben. Und ist ein so jäher Wandel wie im Wesen Roberts überhaupt denkbar?

S. S.

✱

Allgemeine Rundschan.

Zum hundertjährigen Jubiläum der britisch-ausländischen Bibel-Gesellschaft.

λ. Am heutigen Tage feiert die aus kleinen Anfängen zu einem Riesenwerke gediehene britisch-ausländische Bibel-Gesellschaft das Fest ihres hundertjährigen Bestehens, das nicht bloß in England selbst, sondern auch auf dem Kontinent in allen evangelischen Landesteilen nach dem Wunsche der leitenden Kreise gefeiert werden soll. Am gestrigen Sonntag sollte nach der Einladung der Gesellschaft in der ganzen evangelischen Christenheit über das Thema: „Die Bibel unter den Menschen" gepredigt werden. Das Entstehen und großartige Wachstum dieser Bibelgesellschaft verdient allerdings unser Interesse. Der Pfarrer Thomas Charles von Bala in Wales, bei dem ein armes Landmädchen, Marie Jones, einst eine wälische Bibel, zu der sie das nötige Geld mit jedem Groschen sauer erspart hatte, holen wollte, aber damals nicht erhalten konnte, weil der Druck solcher Bibeln eingestellt war, gab die Anregung dazu. Mit ihm vereinigte sich der feurige Baptistenprediger Hughes, der den weittragenden Ausspruch tat: „Gewiß, eine Bibelgesellschaft muß gegründet werden, aber warum für Wales allein? Warum nicht für das ganze Land, die ganze Welt?" Dieses Wort zündete, eine Denkschrift wurde veröffentlicht, und am 7. März 1804 fand die Gründung einer Bibelgesellschaft im großen Saale eines Gasthauses durch Männer aller Bekenntnisse statt. Kraftvolle und freudige Redner traten auf, darunter auch der damals an der Savoykirche in London angestellte Württemberger Dr. Steinkopf. Selbst der Kaplan des Bischofs von London, der Vertreter der anglikanischen Staatskirche, der ursprünglich dem Projekt nicht sympathisch gestimmt war, ließ sich mit fortreißen. 14,000 Mark wurden auf der Stelle gezeichnet, ein Komitee mit drei Sekretären, darunter auch Dr. Steinkopf, gewählt, und der frühere Generalgouverneur von Indien Lord Teignmouth zum Vorstand ernannt. Welch großen Umfang dieses Werk seither genommen hat, kann man daraus ersehen, daß allein in den Bibliothekräumen des großen Bibelhauses in London gegen 1400 Bibelausgaben in seltener Reichhaltigkeit vorhanden sind, daß im Jahre ca. 2 Millionen Sendungen von hier aus fortgeschickt werden und daß eine große Zahl von Zweighäusern im Ausland sich gebildet hat, z. B. in Berlin, Köln, Leipzig, Wien, Rom, Florenz, Madrid, Lissabon, Paris, Brüssel, Kopenhagen, St. Petersburg und Konstantinopel, ferner in Beyrut, Bombay, Allahabad, Madras, Calcutta, Capstadt, Schanghai, Sidney u. s. w. Vielfach werden, um die teuren Transportkosten zu bezahlen und die Eingangszölle zu vermeiden, die Bibeln für jene Länder an Ort und Stelle gedruckt. Die Nachfrage nach einzelnen Bibelteilen ist besonders stark, der Umsatz darin betrug im letzten Jahre fast 3½ Millionen. In 60 verschiedenen Alphabeten sind 402 verschiedene Bibelübersetzungen mit den merkwürdigsten Schriftzeichen jetzt gedruckt, die Riesenarbeit eines ganzen Jahrhunderts steckt darin. Wie viel Ausdauer und Scharfsinn war nicht dazu nötig! Ein ganzes Heer von geistlichen Arbeitern ist an diesem Riesenwerk geschäftig. Auf das Revisionswerk muß dabei noch einmal reichlich ebenso viel Fleiß verwandt werden, als auf die erstmalige Uebersetzung. Im obersten Stockwerk sind in 28 verschiedenen Sprachen biblische Bücher in Blindenschrift nach zwei verschiedenen Systemen zu haben. Zwei Missionäre haben ein praktisches System von 63 verschiedenen Zeichen erfunden, durch welche alle Laute der verschiedenen indischen Sprachen wiedergegeben werden. Schon sind auch 17 Lesefibeln damit gedruckt worden. Es ist ein gewaltiger, vielverzweigter Betrieb. Im letzten Berichtsjahre hat die Gesellschaft 5,943,775 Bücher abgesetzt, darunter nahezu eine Million Vollbibeln und 1½ Millionen Neue Testamente. Seit 1804, dem Jahre ihrer Gründung, bis zum Ende ihres 99. Arbeitsjahres betrug ihr Umsatz 180 Millionen Bücher. An Geldmitteln hat sie für das Werk der Bibelübersetzung und Revision, für Druck und Verbreitung in 100 Jahren insgesamt 13,937,000 Pfund Sterling = 280 Millionen Mark ausgegeben. Die letzte Jahresausgabe be-

trug über 5 Millionen Mark. Unschätzbare Dienste hat die Bibelgesellschaft vor allem den Missionären geleistet, und zwar allen ohne Unterschied der Denomination und Nationalität, zu den generösesten Bedingungen. Sie hat ferner die Bibelvertreibung in der großartigsten Weise durchgeführt, mit einem zahlreichen Stab von Agenten und Sekretären, mit einem ganzen Heer von Bibelboten und Bibelfrauen. Jeder Agent, es sind deren 50, hat eine größere Schar von Kolporteuren unter sich, die er in dem von ihm zu bearbeitenden Bezirk dirigiert und beaufsichtigt. So sind z. B. im Jahre 1902 allein ins europäische und asiatische Rußland 87 Kolporteure gezogen, und haben über ⅓ Million Bücher dort verkaufen können. Die größte Zahl der Kolporteure kommt aber auf die Heidenländer China, Vorderasien, Nordafrika u. s. w. Der Kolporteur soll womöglich kein Buch weggeben, ohne es mit einem empfehlenden Wort und einem warmen, persönlichen Zeugnis vom Erlöser begleitet zu haben. Zu den billigsten Preisen, oft weit unter den Herstellungskosten, werden diese Bücher abgegeben. So ist z. B. ein Evangelium in allen Hauptsprachen Indiens für 2½ Pf. zu haben, ein ganzes chinesisches Testament um 35 Pf., ein japanisches um 10 Pf. Es ist gewiß ein mühevoller Beruf, den diese Kolporteure haben; im chinesischen Boxeraufstand haben manche sogar den Märtyrertod erlitten. Auch die Bibelfrauen im Orient, in Indien, China und den islamitischen Ländern Vorderasiens, gegen 658 von der Bibelgesellschaft angestellte und besoldete, üben eine sehr umfassende Tätigkeit aus. Sie haben im letzten Jahre 38,684 Frauen aus der Bibel vorgelesen und über 2400 Frauen Lesen gelehrt. So wird die Bibelfrau eine Pionierin der Kultur in der Heidenwelt. Es hat diese Bibelgesellschaft daher bei diesen hervorragenden Leistungen das Recht, auf ein reichgesegnetes Wirken zurückzublicken, und sich dieses Tages voll Dankbarkeit zu erfreuen.

※

Kleinere Mitteilungen.

* Eine neue Fahrt der Gauß in Aussicht. Die canadische Regierung kaufte den deutschen Dampfer Gauß für 75,000 Dollars für den Kapitän Bernier. Dadurch scheint dessen Nordpolfahrt für 1905 nach langen Bemühungen gesichert.

* Neue Briefe von Volta. Im Lombardischen Institut der Wissenschaften machte dieser Tage Professor Celoria Mitteilungen über einen jüngst entdeckten Briefwechsel zwischen Alessandro Volta und dem holländischen Gelehrten Van Marum. Man fand 16 Briefe von Volta an Van Marum und 9 Briefe von Van Marum an Volta; sie stammen aus den Jahren 1782 bis 1802. Aus zweien dieser Briefe, die aus dem August und dem Oktober 1792 stammen, ersieht man, daß Volta schon damals, bei der Beschäftigung mit den Entdeckungen Galvanis, die nach ihm benannte Voltasche Säule erfunden hatte. Er gab jedoch, abgelenkt durch seine Streitigkeiten mit den Galvanisten, vielleicht auch durch die politischen und sozialen Ereignisse jener Zeit, die wichtige Erfindung erst viel später, im März 1800, bekannt.

dr. Spende. Für das in Jena zu errichtende Denkmal des vor 100 Jahren geborenen großen Botanikers Matthias Jakob Schleiden hat, wie wir erfahren, der Hamburger Senat die Summe von 500 M. überweisen lassen.

* Von deutschen Bibliotheken. Der jetzige Bibliothekar der Hochschule in Bern, Dr. Theodor Längin, hat einen Ruf an die Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe als Leiter der Druckschriftenabteilung erhalten. Dr. Längin, der Sohn eines bekannten Karlsruher Theologen, war ursprünglich an der Freiburger Universitätsbibliothek tätig.

※

Hochschulnachrichten.

Z. Würzburg. Professor Dr. Hofmeier hat den Ruf als Nachfolger des nach Berlin berufenen Professors Bumm an die Universität Halle abgelehnt.

* Tübingen. Der langjährige erste Assistenzarzt der Augenklinik und Privatdozent, Prof. Dr. Grunert, scheidet demnächst aus dem Universitätsverband aus, um auswärts eine eigene Praxis aufzunehmen. — Den Privatdozenten Dr. Bernhard Honsell (Chirurgie), Dr. Otto Dimroth (Chemie), Dr. Edgar Wedekind (Chemie) wurde Titel und Rang eines außerordentlichen Professors verliehen.

r. Freiburg i. Br. Die a. c.-Meldung, Privatdozent Dr. Erwin — nicht Georg — Rupp habe einen Ruf als Professor der Chemie an die Universität Marburg erhalten, ist, wie uns mitgeteilt wird, unbegründet.

* Heidelberg. Professor Dr. Friedrich Endemann in Halle, Ordinarius für römisches und deutsches bürgerliches Recht, ist als Nachfolger des verstorbenen Geheimrats Karlowa hierher berufen worden und wird diesem Rufe Folge leisten.

dr. Jena. Professor Dr. Ferd. Noack hat den an ihn ergangenen Ruf als ordentlicher Professor der Archäologie nach Kiel angenommen.

* Rostock. Der Privatdozent der pathologischen Anatomie Dr. Gustav Ricker ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* Innsbruck. In der theologischen Fakultät der hiesigen Universität ist Dr. Johann Stufler als Privatdozent für philosophische Einbegleitungswissenschaft und spekulative Theologie zugelassen worden.

* Wien. Der Professor der Geologie an der Wiener Universität Dr. Viktor Uhlig ist erkrankt und mußte seine Vorlesungen einstellen.

* Aus der Schweiz. Der Regierungsbaumeister Emil Moersch in Neustadt a. d. H. wurde zum Professor für Ingenieurwissenschaft am Züricher Polytechnikum ernannt. — Als Nachfolger von Professor Dr. Otto Decher ist der Adjunkt des eidgenössischen topographischen Bureaus in Bern, Ingenieur Max Rosenmund aus Liestal zum ordentlichen Professor für Geodäsie und Topographie ernannt worden.

* Aus Frankreich. Wie der Elsässer mitteilt, ist der aus Niederbronn gebürtige Dr. Emil Haug, maître de conférences an der wissenschaftlichen Fakultät der Pariser Universität, zum Professor der Geologie an derselben Fakultät ernannt worden. — Zwei hervorragende französische Astronomen, Callandreau vom Observatoire National in Paris, und der Direktor des Observatoriums in Nizza M. Perrotin sind, der erste am 13., der zweite am 29. vergangenen Monats, gestorben.

* Helsingfors. Der Dozent der Anatomie Dr. Gustav Hjalmar Grönroos ist zum ordentlichen Professor dieses Fachs ernannt worden.

Für den Inseratenteil verantwortlich: A. Schumacher, München.

Georg Müller, Verlagsbuchhandlung München 24 u. Leipzig.

In 2. Auflage erschienen: (4411c).

Wilhelm Fischer's Grazer Novellen

Inhalt: Frauendienst. — Das Licht im Elendhause. — Wastl. — Frühlingsleid.
Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Unter altem Himmel

Inhalt: Der König im Bade. — Ein Märchen vom Glücke. — Ingewar und Ingrid. — Schicksalsweg. — Liebeszauber. — Die Rebenbäckerin.
Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

„Wer Gottfried Keller liebt, wird an Wilhelm Fischer nicht vorübergehen dürfen."

„Wer eine Knabengestalt wie den kleinen Balder (Frühlingsleid in Grazer Novellen) zu schaffen vermag, ist ein Dichter von Gottes Gnaden, und hätte er auch sonst keine Zeile geschrieben."

Siehe Besprechung in Nr. 54 der Beilage.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.
Geschichtliche Aufsätze von Oberstleutnant Dr. Max Jähns. Von Dr. Hans Blum (Rheinfelden).
Ueber die Aufgabe der Philosophie. Von Th. Achelis.
II. Bücher und Zeitschriften.
H. Zimmern: Beiträge zur Kenntnis der babylonischen Religion. — Emmy v. Egidy: Mensch unter Menschen.
III. Allgemeine Rundschau.
Ein Vortrag über Buddha. — Kongreß der Künste und Wissenschaften zu St. Louis. — Kleinere Mitteilungen.
IV. Hochschulnachrichten.

Geschichtliche Aufsätze von Oberstleutnant Dr. Max Jähns.

Angezeigt von Dr. Hans Blum (Rheinfelden).

Vor kurzem erschien im Verlage von Gebr. Paetel in Berlin ein bemerkenswertes Werk: „Geschichtliche Aufsätze von Max Jähns, ausgewählt und herausgegeben, sowie mit einer biographischen Einleitung versehen von Dr. Karl Koetschau“ (Dresden), „nebst einem Aufsatz über „Max Jähns als militärischer Schriftsteller“ von Alfred Meyer“ (Hauptmann und Kompagniechef in Dresden, Regiment 139). Auch ein treffliches Bildnis von Max Jähns, nach dem Gemälde des Prof. Gussow in Kupferlichtdruck ausgeführt, bietet das Werk. Natürlich konnte hier von der großen Fülle ausgezeichneter geschichtlicher Aufsätze, die Max Jähns verfaßt und veröffentlicht hat, nur eine kleine Zahl geboten werden, obwohl das Werk 34 Druckbogen umfaßt. Unstreitig aber sind hier sieben der vorzüglichsten und für die weitesten Volkskreise interessantesten Arbeiten von Max Jähns vereinigt, und fast die Hälfte derselben, die ersten drei, sind unter meiner achtjährigen Leitung der Grenzboten (Fr. Wilh. Grunow, Leipzig), 1871 bis 1878, entstanden und in den „Grenzboten“ zuerst abgedruckt worden. Es sind dies die ausgezeichneten Abhandlungen „Die Kriegskunst als Kunst“, „Die Trilogie Karls des Kühnen“ (Die Schlachten von Grandson, Murten und Nancy) und „Die Schlacht von Pavia am 24. Februar 1525, das „Sedan“ des 16. Jahrhunderts“. Daran reiht sich dann zunächst der von Jähns erst 1897 (im „Hohenzollern-Jahrbuch“) veröffentlichte Aufsatz „Der Große Kurfürst bei Fehrbellin, Wolgast und Stettin“, ein weiterer (aus dem „Hohenzollern-Jahrbuch“, 1899) über den „Großen Kurfürsten auf Rügen und vor Stralsund“, sodann der schöne Nekrolog auf „Kaiser Wilhelm“ (aus dem Beiheft zum „Militärwochenblatt“, 1888), und endlich der schon aus früherer Zeit stammende sehr gute Aufsatz über „Walther von der Vogelweide“.

Diese ausgezeichneten Arbeiten müssen hier wenigstens kurz gewürdigt werden. In dem glänzenden Essay „Die Kriegskunst als Kunst“ gewährt uns Jähns einen tiefen Blick in seine künstlerische Seele und zeigt uns deutlich die Quelle, aus der er bei seinen meisterhaften Schlachtenschilderungen schöpfte. Denn er verstand unter Kriegskunst die von den Kriegswissenschaften vorbereitete Fähigkeit und Uebung, sich in die Werkstatt der Phantasie zu versetzen, von dem bloßen Kriegshandwerk getrennt durch die „Intuition, d. h. ein entschiedenes, oft plötzliches Erleuchtetsein von der Idee, ein ebenso energisches Erfassen derselben, ein Gegenwärtighaben aller Mittel, deren man zur Ausführung der Idee bedarf, und ein entschlossenes, rechtzeitiges Anwenden dieser Mittel“.

Ebenso tief gedacht sind dann die Schlachten- und Feldzugsschilderungen unseres Bandes: Die Freiheitskämpfe der Schweizer und Oberdeutschen gegen Karl den Kühnen, die Schlacht von Pavia, die Feldzüge und Kämpfe des Großen Kurfürsten. Zugleich ist die Anschaulichkeit und greifbare Lebendigkeit der Darstellung so groß, daß man niemals einer Karte bedarf. Und am wundervollsten ist die sieghafte Macht und Gewalt der sittlichen, idealen Kräfte und Strömungen zur Geltung gebracht und gewürdigt. Die unbeugsame ideale Weltanschauung von Max Jähns fließt zusammen mit dem schönen Worte meines verewigten Freundes, des Professors der Theologie in Bern Dr. Eduard Langhans: „daß das Ideale das wahrhaft Wirkliche ist.“ Dieser ergreifende Idealismus tritt auch in dem erschütternden Nekrolog von Max Jähns auf Kaiser Wilhelm I. zutage, den unsere Sammlung bietet. Und natürlich nicht minder in dem Jähns besonders lieben Aufsatz über „Walther von der Vogelweide“, der in unserem Bande an letzter Stelle steht, aber am frühesten, schon 1867, geschrieben ist. Als er damals in den Preußischen Jahrbüchern erschien, sagte der Herausgeber der berühmten Zeitschrift darüber: Dieser Aufsatz sei „ein ebenso ehrendes Zeugnis gründlicher Studien wie ein Meisterstück der Darstellung; eine wahrhaft erfrischende poetische Kraft, gezügelt durch feinstes Maß und helles historisches Verständnis“. Mögen nun unsere verehrten Leser nach dem schönen Werke greifen! Sie werden es gewiß nicht ohne tiefste Befriedigung aus der Hand legen!

Aber dem von Max Jähns selbst hier Gebotenen tritt sein herrliches, von dem Herausgeber des Werkes Dr. Koetschau mit inniger Liebe zu dem Verewigten und mit genauester Sachkenntnis und Beurteilung am Eingang unseres Werkes gezeichnetes Lebensbild würdig zur Seite. Bei diesem verweilen wir nun eingehend.

Mir war das Glück beschieden, Max Jähns vom November 1870 an bis zu seinem Ende am 19. September 1900 meinen treuen, hochherzigen Freund zu nennen. Deshalb steht mir wohl auch ein Urteil über Dr. Koetschaus treffliche biographische Einleitung (S. 5 bis 75 des Werkes) zu.

Auf höchst merkwürdige Weise lernte ich Max Jähns kennen. Ich hatte am 13. September 1870 eine Sendung des Großen Generalstabs in Berlin an das große Hauptquartier des Königs (Wilhelm) — dreißig schwere Kisten mit den Karten von Paris — wohlbehalten an Moltke in Reims abgeliefert, Moltke hatte mich aufgefordert, beim Großen Hauptquartier zu bleiben und mir die Verpflegung und Einquartierung eines „Officier du Grand Quartier du Roi“ angedeihen lassen. So war ich denn von Reims

bis Versailles beim Großen Hauptquartier geblieben bis zum 5. November 1870. Da reiste ich mit dem Kurier des Königs von Versailles bis Frankfurt a. M. heimwärts, um in Berlin als Reichstagsabgeordneter die Grundlagen der künftigen deutschen Reichsverfassung mit festzustellen und außerdem alles für den Beginn meiner Oberleitung der Grenzboten in Leipzig vom 1. Januar 1871 an vorzubereiten, namentlich neue Mitarbeiter von Bedeutung zu gewinnen. Von Nanteuil an (es liegt an der Marne, unweit von Châlons, westlich gegen Paris zu) hatte die deutsche Verwaltung der besetzten französischen Landesteile seit Anfang November 1870 schon wieder regelmäßige Eisenbahnzüge über Châlons, Toul, Metz nach Saarbrücken eingerichtet. Beim Abgange des Zuges von Nanteuil am Frühmorgen des 6. November kam ich nun an die Seite eines jungen preußischen Hauptmanns zu sitzen, der mir etwa drei bis vier Jahre älter sein konnte als ich, und mit dem ich sofort in lebhaftes Gespräch kam. Er zeigte sich so vielseitig gründlich gebildet, erörterte namentlich kriegswissenschaftlich-geschichtliche Fragen mit einer Klarheit und Sicherheit, daß ich — vorläufig noch ohne meinen Namen zu nennen — ihm anvertraute, ich sei von 1871 ab zum leitenden Redakteur der Grenzboten ernannt und suche für die wichtigsten Gebiete ständige Mitarbeiter, namentlich einen zuverlässigen Berichterstatter über militärische Dinge.

„Sowohl General v. Moltke als Kriegsminister v. Roon," fuhr ich fort, „haben mir nun in Versailles hierfür zwar beide denselben Herrn aufs wärmste empfohlen, aber Ihre Gespräche, verehrter Herr Hauptmann, sind mir so überaus interessant, daß ich doch zunächst an Sie diese Bitte richten möchte." — „Darf ich vielleicht wissen, an wen unsere höchsten militärischen Autoritäten Sie empfohlen haben?" fragte der Offizier ablenkend. — „Gewiß! An Herrn Hauptmann Max Jähns vom Nebenetat des Großen Generalstabes in Berlin." — Bei diesen Worten erstrahlte das schöne, sonnige Antlitz meines Fahrtgenossen in freudiger Heiterkeit, und sofort sagte er: „Das ist mir im höchsten Grade schmeichelhaft — denn ich bin selbst Max Jähns." Ich war sehr glücklich über den wunderbaren Zufall dieser Begegnung und nannte ihm nun natürlich sofort meinen Namen, der ihm auch nicht unbekannt und nicht unsympathisch war. So schlossen wir Bekanntschaft, die erste Grundlage eines jahrelangen, freudigen Zusammenwirkens und einer herzlichen, unverbrüchlichen Freundschaft.

Die große Kunst und der Hauptreiz der biographischen Einleitung von Dr. Koetschau zu dem hier angezeigten Werke besteht hauptsächlich darin, daß ihm gelungen ist, ein vollständiges Bild des glücklichen Lebensganges, des reichen, vielseitigen Lebenswirkens, und der mächtig anziehenden, edlen Persönlichkeit „seines Helden" Max Jähns zu zeichnen, in dem engen ihm zugemessenen Raum von 70 Druckseiten, während der gewaltige Stoff, der ihm vorlag, zu einem großen Bande ausgereicht hätte. Hier sollen wenigstens die Haupttatsachen und Ergebnisse aus der auch in der Form vollendeten biographischen Einleitung mitgeteilt werden.

Sie beginnt mit der Begründung des bedeutsamen ersten Satzes: „Max Jähns war ein glücklicher Mensch", indem nachgewiesen wird, wie „alles Fühlen, Denken und Schaffen dieses Mannes von dem eifrigen Streben nach harmonischem Ausgleich aller seiner Kräfte erfüllt war"; wie „eine große Sehnsucht nach Schönheit sich schon im Kinde — wie auch schon beim Knaben Goethe — in ganz naiver Form äußert, ihn auf seinem ganzen Lebenswege begleitet, selbst bei den statistischen Arbeiten im Dienste des Großen Generalstabes. Es war Max Jähns nicht möglich, die kleinste Gabe jemand darzubieten, ohne daß er sie in künstlerische Form gekleidet hätte. Die Schönheit war ihm nicht bloß Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck. Er wollte sie in sich tragen, d. h. er wollte eine ausgeglichene Persönlichkeit sein, deren sittliche Kräfte nicht minder entwickelt sein sollten wie die geistigen und körperlichen. Der Rhythmus seiner Seele war ihm die Bedingung zum Leben. Freilich war diese nur erfüllbar, wenn er sich seine Pflichten so streng wie möglich schuf. Und das hat er getan. Merkwürdig früh war der Jüngling zur Erkenntnis seiner Pflichten und des Maßes seiner Fähigkeit, sie zu erfüllen, durchgedrungen. So verläuft sein Leben voll Harmonie und Maß. Und wenn jemand seinen Sinnspruch mit Recht geführt hat, so er den seinen: μηδὲν ἄγαν" (nichts zuviel). „War das nicht ein glücklicher Mensch? — Von diesem Manne will ich erzählen."

Höchst fesselnd ist dann das Lebensbild und Wirken der Eltern von Max Jähns kurz gezeichnet, des späteren Berliner Musikprofessors Friedrich Wilhelm Jähns und seiner Gattin Ida v. Klöden, auch das ihres Vaters Karl Friedrich v. Klöden, des Schöpfers der ersten preußischen Gewerbeschule, des unermüdlichen Forschers in der Geschichte der Mark, ihrer mineralogischen und geologischen Beschaffenheit. Die Eltern schlossen den Ehebund in der Domkirche zu Berlin am 1. August 1835, und am 18. April 1837 wurde dem jungen Paar das erste Kind geboren, Max Jähns. Seine Taufpaten waren u. a. die Witwe des berühmten Tondichters Carl Maria v. Weber, mit dem Vater Jähns innig befreundet gewesen, und Adolf Borbstaedt, damals Premierleutnant und Adjutant des Kadettenkorps, der der treueste Freund und militärische Jugendleiter seines Patenkindes Max Jähns werden sollte.

Natürlich verweilen wir dann mit besonderem Interesse an der Schilderung der Kindheit und Erziehung des reichbegabten Knaben, die vom Herbst 1848 an bis Ostern 1854 an der Gewerbeschule des Großvaters Klöden zum Abschluß gebracht wird. Namentlich ist anziehend geschildert der tiefe Eindruck, den die vom Großvater Klöden vermittelte erste Bekanntschaft mit Goethes Dichtungen auf den frühreifen Knaben macht, ihn sofort zu eigenen Dichtungen anregt, und der nicht minder tiefe Eindruck einer Reise mit den Eltern nach Salzburg im Sommer 1852. Die Schule verließ Max mit dem unerschütterlich-festen Vorsatz, Soldat, Offizier zu werden. Und „Onkel Borbstaedt" bereitete ihn eifrig auf diesen Beruf vor; in der Kadettenanstalt Berlin aber Arwed v. Teichmann, der schon Leutnant war, als Max sich durch fleißige Studien in Sprachen, Geschichte, Geographie und Mathematik für das Fähnrichsexamen vorbereitete, dem jungen Kameraden aber die treueste Fürsorge und Freundschaft zuwandte. Diese nächsten Freunde des Hauses, so auch der General Wrangel, rieten dazu, daß Max fern vom Elternhause die soldatische Laufbahn beginne, „in der die Selbständigkeit des Charakters die erste Bedingung zum Erfolg ist". Nach mancherlei mißglückten Versuchen gelang es, Max beim 2. Rheinischen Infanterie-Regiment in Aachen unterzubringen, und am 22. September 1854 reiste er dorthin ab.

Die völlig neue Kultur, Volksart und Landschaft, die dem jungen Märker am Rhein entgegentrat, machte auf ihn den tiefsten Eindruck. Auch „mit einer starken Neigung für ein in jeder Hinsicht ausgezeichnetes Mädchen hatte er hier zu ringen und, da er wohl einsah, daß für ihn noch nicht die Zeit gekommen war, mit seinem Schicksal ein anderes dauernd zu verknüpfen, sie zu überwinden". Sein Drang zu poetischem Schaffen steigerte sich bei diesem schweren Herzenskampfe noch wesentlich, und äußerst rege und offenherzig war der Briefwechsel mit den Eltern. Unermüdlich eifrig, streng und pünktlich oblag Max aber vor allem der Erfüllung seiner Dienstpflichten. Schon wenige Tage nach der Ankunft beim Regiment in Aachen wurde er zur Ablegung seines Fähnrichsexamens nach Trier geschickt. Er bestand es recht gut, wurde im Januar 1855 zum Unteroffizier, im September zum Fähnrich befördert und bezog im Oktober 1855 die Divisionsschule (Kriegsschule) in Trier. Der einjährige Aufenthalt in dieser Stadt war für Max von besonderer Bedeutung, namentlich weil die trefflichen Vorträge des Oberleutnants v. Passau in Max „das Verständnis für die Kriegswissenschaften weckten, während die meisten seiner Kameraden nur den Kriegsdienst kannten". Besonders begeisterten Passaus Vorträge über Militärliteratur den

lernbegierigen Schüler. Im praktischen Dienst fesselten Max neben dem Reitunterricht besonders die Aufnahmen in Geländen der schönen Umgebung von Trier. Mit tiefem Schmerz aber vernahm er den am 9. Januar 1856 erfolgten Tod des Großvaters Klöden und suchte Trost in rastloser, ernstester Arbeit. Ein sogenanntes Tentamen schloß den Kursus der Divisionsschule. Max und der ihm seit kurzem eng befreundete Fritz Boeckh bestanden es am besten; nicht minder ausgezeichnet bestand Max im Oktober 1856 das Offiziersexamen in Berlin. Am 25. März 1857 erfolgte seine Beförderung zum Leutnant bei seinem Aachener Regiment, und hier ward der feingebildete, sittenstrenge, ungewöhnlich schöne junge Offizier bald der Liebling der Gesellschaft. Unerschöpflich sprudelt bei ihm in jenen ersten rheinischen Jahren (von 1854 bis 1860) der Drang und die Kraft zu dichterischem Schaffen. Außer seinem Märchenepos „Reinhart“ entstanden damals 360 Gedichte, die später zum Teil in sein „Jahr der Jugend“ (Dresden, 1861) aufgenommen wurden. Den Verlag des „Reinhart“ aber übernahm (1859) Alexander Duncker in Berlin, und die Kronprinzessin Viktoria von Preußen genehmigte die Widmung des Werkes an sie, als Zeichen der Huldigung bei der Geburt ihres ersten Sohnes, unseres jetzigen Kaisers. Koetschaus biographische Einleitung zählt dann noch (S. 34, 35) eine Fülle weiterer dichterischer Schöpfungen von Max Jähns auf.

Dabei drang Jähns in strenger Geistesarbeit immer tiefer in die Bedeutung seines Soldatenberufs für Staat und Gesellschaft ein. Namentlich war seine Versetzung in die stille Garnison Jülich vom Herbst 1857 bis 1860 der Sammlung seines Geistes und seinen wissenschaftlichen Studien förderlich. Um diese Studien aber noch viel umfassender und gründlicher betreiben zu können, auch Hochschulbildung sich anzueignen, sich in das griechische Altertum einzuarbeiten und wieder bei den lieben Eltern zu sein, meldet sich Jähns 1860 zur Berliner Kriegsakademie, bestand das Examen glücklich, wurde nun zur Kriegsakademie einberufen, der er drei Jahre angehören sollte, und reiste Ende September 1860 nach Berlin. Hier wurde Max Jähns in rastlosem Fleiß „das, als was wir ihn bewundern: der gelehrteste Soldat unserer Zeit“ (S. 41). Aber auch das reichste Herzensglück fand Max seit Anfang 1862 in der den Eltern sehr befreundeten, kunstsinnigen, gediegenen und wohlhabenden Familie Tannhäuser. In Marie Tannhäuser gewann er die ebenbürtige Gefährtin seines Lebens. Am 6. Mai 1862 verlobte sich das junge Paar, am 26. Januar 1863 wurde es zum Ehebunde eingesegnet. Diese Ehe ward die denkbar glücklichste.

Max Jähns war im November 1862 zum Premierleutnant befördert worden, aber statt daß er in eine seinen wissenschaftlichen Leistungen entsprechende Tätigkeit versetzt wurde, mußte er im August 1863 wieder zu seinem Bataillon nach Jülich zurückkehren. Durch den soldatischen Dienst fühlte er nun aber seinen mächtigen Drang, sich zunächst wissenschaftlich ganz auszubilden und auszuleben, dermaßen gehemmt und unterbunden, daß er nach schwerem inneren Ringen Ende Dezember 1864 sich in den Beurlaubtenstand versetzen ließ, zumal da sein heißer Wunsch, 1864 mit gegen Dänemark fechten zu dürfen, nicht in Erfüllung gegangen war. Die Ausarbeitung seines großen Werkes „Roß und Reiter in deutscher Kultur und Sprache“ bildet die Haupttätigkeit dieser Urlaubszeit — bis zum Ausbruch des Krieges von 1866. Da bedurfte das Vaterland wieder seiner Dienste, nicht vor dem Feinde, wie er innig wünschte, aber er wurde als Dezernent ins Kriegsministerium kommandiert, arbeitete hier angestrengt während der Dauer des Feldzuges, und wurde dann im Februar 1867 im Nebenetat des Großen Generalstabes der geographisch-statistischen Abteilung unter Oberst v. Sydow zugeteilt. Unter seiner Hand wurde die alljährlich im Druck erscheinende „Registrande der geographisch-statistischen Abteilung“ ein wahres Kunstwerk. In dieser Stellung, die er bis 1886 bekleidete, reifte er durch unablässigen Fleiß und Forschertrieb zu einem der namhaftesten Gelehrten und Verfasser kulturgeschichtlicher Werke heran. Seine im Auftrag des Großen Generalstabs geschriebene, 1884 namenlos im Druck erschienene Studie „Das Russische Reich in Europa“ war so bedeutend, daß Moltke darüber urteilte: „es sei ein ganz außerordentliches Buch.“

Auch in dem Kriege gegen Frankreich 1870/71 sollte Max Jähns die Sehnsucht, für das Vaterland den Degen ziehen zu dürfen, nicht erfüllt werden. Er war im Januar 1869 Hauptmann geworden. Aber man übertrug ihm 1870 zuerst das wichtige Amt eines Eisenbahn-Linien-Kommissärs für die Konzentration des 2. Armeekorps in Pommern, dann wurde er zum Kommissär der Eisenbahnlinie ernannt, die auch während des Krieges von den Deutschen von Straßburg (Elsaß) an über Saverne (Zabern) tunlichst weit gegen Paris zu (bis Nanteuil) in Betrieb erhalten wurde. Jähns hatte seinen Amtssitz in Nancy, wurde Ende Oktober 1870 in die alte Stellung nach Berlin zurückgerufen und im Frühjahr 1871 zum Kommissär der Eisenbahnlinie Mainz-Zittau mit dem Sitz in Erfurt ernannt.

Vollste Befriedigung gewährte erst dem Historiker Max Jähns seine Berufung als Lehrer der Kriegskunst an die Kriegsakademie zu Berlin im September 1872. Hier wirkte er in großartig-unvergleichlicher Weise bis 1885. Daneben sammelte er bei seinen Vorlesungen im wissenschaftlichen Verein der Singakademie das ganze geistige Berlin um sich. Regelmäßig befand sich unter seinen Zuhörern die Kaiserin Augusta; bei seinem Vortrag „Machiavelli und der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht“ (1876) auch Kaiser Wilhelm. Die gewaltige wissenschaftliche Arbeit, die Jähns in allen diesen Vorträgen wie in unablässigem häuslichen Fleiß bis an sein Lebensende leistete und in seinen Bücherwerken aller Welt kundmachte, wird von Koetschau eingehend aufgezählt und gewürdigt.

Im Januar 1878 war Max Jähns Major geworden, 1885 durfte er das Patent als Oberstleutnant erwarten, zumal da Moltke und Waldersee ihn glänzend beurteilten. Zum Schmerze aller, die seine großen Verdienste schätzten, erhielt er aber nur den Charakter (Titel) dieser Stellung, weil er, wie er mir schrieb, eines Leidens halber den Frontdienst zu Pferde nicht mehr leisten konnte. So reichte er denn, nachdem zwei jüngere Kameraden das Patent als Oberstleutnant erhalten, mit schwerem Herzen sein Abschiedsgesuch ein, das am 16. Juni 1886 bewilligt wurde. Die Kameraden überhäuften den Scheidenden in aufrichtig bewundernder Anerkennung mit Ehrungen, noch mehr aber tröstete ihn das eigenhändige vierseitige „schöne, herzerquickende Schreiben Moltkes“ — das Jähns auch mir anvertraute — und das Koetschau mit Recht (S. 60) vollständig mitteilt.

Koetschau bietet uns nun weiter eine sehr reizende, treue Schilderung des Lebens im Jähnsschen Hause, des Glückes der Gatten untereinander und über ihre drei lieben Töchter, von denen Jähns bei Lebzeiten noch zwei vermählt sah. Dann wird uns das Heim der Familie Jähns in der Margaretenstraße in Berlin und ihr steter, inniger Verkehr mit den bedeutendsten geistigen Größen der Reichshauptstadt anmutig geschildert, der rege Briefwechsel von Max Jähns mit Konrad Ferdinand Meyer und Viktor von Scheffel gebührend erwähnt. K. F. Meyer trug mir persönlich herzliche Grüße an Max Jähns auf, als ich den Schweizer Dichter in Kilchberg bei Zürich auf seine Einladung im August 1889 besuchte. Koetschau würdigt dann weiter (S. 65/66) die großen Verdienste, die Max Jähns sich als Mitglied vieler wissenschaftlicher, gemeinnütziger und deutsch-nationaler Vereine erwarb, namentlich als jahrelanger Leiter des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, und schildert (S. 68) die stolze Freude, die Max Jähns empfand, als ihn die Universität Heidelberg bei ihrem Jubiläum am 5. August 1886 zum Ehrendoktor ernannte. In seinem Tagebuche nennt Jähns mit Recht diese Ehrung „einen großen, stolzen, tiefbefriedigenden Erfolg“.

Die Aufzählung und Würdigung der weiteren großartigen wissenschaftlichen Arbeiten und Werke von Max

Jähns bildet den Schluß der wertvollen biographischen Einleitung Koetschaus (S. 67—74), und mit inniger Rührung lesen wir dann (S. 74/75), wie dieser treffliche Mann am 19. September 1900 nach nur eintägiger schwerer Krankheit aus dem Leben scheidet. „Den Trauernden wird," sagt Koetschau hier mit Recht, „im Andenken an das, was Max Jähns geleistet hatte, was er ihnen im Leben gewesen war und was er ihnen über das Grab hinaus blieb, der Ausspruch Moltkes wie ein Wort des Trostes erklungen sein: „Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige!""

Ueber die Aufgabe der Philosophie.*)

Bekanntlich arbeitet Wundt gegenwärtig an einer umfassenden Darstellung der Völkerpsychologie, deren erster Teil in zwei Bänden bereits erschienen ist (berechnet ist das Ganze auf drei Teile); um so anerkennenswerter ist es, daß der auch sonst vielbeschäftigte Denker noch Zeit gefunden hat, den vorliegenden Entwurf, der sich freilich unmittelbar an Vorlesungen anschließt, herauszugeben. Während die große Metaphysik Wundts in der Hauptsache nur für den fachwissenschaftlichen Leser in Betracht kommt, wenigstens für einen philosophisch gebildeten, wenn auch nicht im Detail geschulten, eignet sich dies zuletzt erschienene Buch auch für weitere Kreise, obschon auch hier neben dem Interesse ein gewisses Verständnis für allgemeinere Probleme recht wünschenswert sein dürfte. Im übrigen wandelt der Verfasser, wie er andeutet, seine eigenen Wege: Daß Plan und Zweck dieser Einleitung in die Philosophie von den unter dem gleichen Titel erschienenen trefflichen Arbeiten von Paulsen, Külpe und Jerusalem, die wir den letzten Jahren verdanken, wesentlich abweicht, wird der sachkundige Leser leicht erkennen. Während die genannten Werke, bald mehr unter Voranstellung der eigenen Ueberzeugungen, bald vorzugsweise in der Form einer kritischen Beleuchtung der verschiedenen Standpunkte, vorzugsweise eine Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der Philosophie geben, wählt die folgende Darstellung ausschließlich den Weg der geschichtlichen Orientierung. Sie versucht zu zeigen, wie die Philosophie selbst, und wie die philosophischen Systeme entstanden sind, um hierdurch zu einem systematischen Studium dieser Wissenschaft in ihrer gegenwärtigen Verfassung vorzubereiten. Dabei vermeidet sie trotz ihres historischen Charakters grundsätzlich, auf diejenige Seite der Geschichte der Philosophie näher einzugehen, die nach der Meinung des Verfassers deren spezifische Bedeutung ausmacht, nämlich auf die Beziehungen zu der Entwicklung des wissenschaftlichen Denkens überhaupt, wie es in der Geschichte der positiven Wissenschaften seinen Ausdruck findet. Diese Beziehungen bleiben hier im Hintergrunde, oder sie werden doch nur andeutend berührt, um den inneren Zusammenhang der philosophischen Gedankenentwicklungen und mittels dieser die künftigen Aufgaben der Philosophie um so deutlicher hervortreten zu lassen. Ich möchte daher diese Schrift nicht bloß als eine Orientierung über Aufgaben, Entwicklung und Hauptprobleme der Philosophie überhaupt, sondern speziell als eine historische und kritische Vorbereitung zu jener Behandlung der Philosophie betrachtet wissen, die auf den Zusammenhang derselben mit den positiven Wissenschaften das Hauptgewicht legt. Darum hoffe ich, daß sich das vorliegende Buch besonders auch bei Lesern, die von den einzelnen Wissenschaftsgebieten herkommen, bei der Beschäftigung mit allgemeinen erkenntnistheoretischen, metaphysischen und ethischen Fragen nützlich erweise. (Vorw. S. IV.) Um sich über die vielfach abweichend bestimmte Aufgabe der Philosophie zu verständigen, ist es ratsam, von dem durchgehends ziemlich übereinstimmend beurteilten Zweck derselben auszugehen, da sich augenscheinlich beide Beziehungen berühren. Diesen Zweck erblickt Wundt in der Gewinnung einer allgemeinen Welt- und Lebensanschauung, welche die Forderungen unserer Vernunft und die Bedürfnisse unseres Gemüts befriedigen soll. Das gilt, wie ersichtlich, nach einer doppelten Richtung, einmal nach der rein theoretischen, insofern es sich um die Vertiefung unserer Erkenntnis handelt, und andererseits nach der praktischen, die sich auf unsere sittliche Durchbildung und Reife erstreckt. Jenes Moment kompliziert sich nun seinerseits durch den unaufhaltsamen Fortschritt des menschlichen Denkens auf allen Einzelgebieten, deren Ergebnisse irgend wie zu allgemeinen Sätzen und Formeln von der Philosophie zusammengefaßt werden, und dieser Zusammenhang des Handelns mit den Aufgaben und Zielen, die uns das konkrete Leben stellt, gestaltet sich ebenso verschiedenartig je nach dem besonderen Gehalt der Kultur, die uns umschließt. Trotzdem werden sich auch auf diesem Gebiete gewisse allgemeinere Normen ergeben, die bei allem Wechsel des Inhalts eine, wenn auch vielleicht nur formale Allgemeingültigkeit beanspruchen dürfen, ganz besonders maßgebend ist aber das Verhältnis des philosophischen Denkens zur Religion, in der sich sowohl Ideale, die sich auf ein jenseitiges Leben beziehen, als auch ethische Faktoren des Daseins zu unlösbarer Einheit zusammenfinden. Vor allem ist hier das Problem des Wertes bedeutungsvoll. Und so führt denn, wie unser Gewährsmann bemerkt, diese Erörterung auf zwei Fragen hinaus, auf Grund deren erst eine abschließende Begriffsbestimmung der Philosophie möglich sein wird: 1. Wie verhält sich die Aufgabe der Philosophie zu den wissenschaftlichen Aufgaben überhaupt, insbesondere denjenigen der positiven Einzelwissenschaften? 2. Wie verhält sich die Philosophie zur allgemeinen Lebensanschauung, insbesondere zu derjenigen Form derselben, die, als die unmittelbar aus praktischen Bedürfnissen hervorgewachsene, von der Philosophie überall bereits vorgefunden wird, zur Religion?

Nun leuchtet aus einer kurzen Ueberlegung ein, daß auch in dieser Beziehung mit der besonderen Richtung eines Zeitalters das Verhältnis der Philosophie zu den verschiedenen Wissenschaften abweichend bestimmt ist. Für die Gegenwart ist die Sachlage aber insofern ganz besonders eigenartig, als gerade neuerdings, und zwar im Bereich der exakten Disziplinen sich das lebhafte Bestreben nach philosophischer, d. h. kurzweg allgemeiner Beleuchtung und Verarbeitung spezialwissenschaftlicher Probleme gezeigt hat. Die Begriffe der Bewegung, Energie u. s. w. erfordern eine derartige allgemeingültigere kritische Bestimmung, um zu festen und bleibenden Besitztümern unseres wissenschaftlichen Denkens zu werden. Daran knüpfen sich im weiteren Zusammenhange die Fragen nach den allgemeinen Gesetzen des Erkennens, nach dem Umfang und vor allem nach der Sicherheit unserer Erkenntnis, und in diesem Sinne kann man die Philosophie als die allgemeine Wissenschaft bezeichnen, welche die durch die Einzelwissenschaften vermittelten Erkenntnisse zu einem widerspruchslosen (oder wie wir hinzufügen möchten, möglichst widerspruchslosen) System zu vereinigen und die von der Wissenschaft benützten allgemeinen Methoden und Voraussetzungen des Erkennens auf ihre Prinzipien zurückzuführen hat. (S. 19.) Jeder, der freien Blick und Unbefangenheit genug besitzt, um nicht in der Fülle der einzelnen Tatsachen zu ersticken und das Bedürfnis einer allgemeinen, über die Grenzen der jeweiligen Einzelforschung hinausgreifenden Anschauung zum Ausdruck kommen zu lassen, wird ohne weiteres diese Notwendigkeit einer derartigen Ergänzung anerkennen. Die Entwicklung der modernen Wissenschaft liefert dafür nach allen Richtungen die schlagendsten Belege; wenn wir von der Naturforschung noch absehen, die eine Zeitlang sich nicht genug tun konnte in der Verachtung oder jedenfalls in der Geringschätzung jeder philosophischen Auffassung, so gilt dasselbe z. B. von der Kulturwissenschaft, sowohl in der eigentlich historischen Richtung und Handhabung, wo neben

*) Mit besonderer Rücksicht auf das Buch von W. Wundt: Einleitung in die Philosophie. Leipzig, W. Engelmann 8. Aufl. 1901. Mit einem Anhang: Tabellarische Uebersichten zur Geschichte der Philosophie und ihrer Hauptrichtungen.

der selbstverständlichen Pflicht der genauesten Konstatierung der Ereignisse immer mehr das Aufsteigen zu gewissen allgemeineren Formen des Geschehens überhaupt hervortritt, als auch in der soziologischen Betrachtung der Dinge, wo von vornherein die Neigung zu einer systematischen Konstruktion sich besonders energisch geltend macht. Die Völkerkunde endlich, die vielfach als eine Brücke zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften bezeichnet ist, strebt bei aller induktiven Haltung stets ganz von selbst zu einer psychologischen Deutung und allgemeineren Begründung ihres so ungeheuren Materials. Das Verhältnis der Religion sodann zur Philosophie in den verschiedenen Phasen hat immerfort nicht nur die Gemüter der einzelnen auf das nachhaltigste bewegt, sondern auch die wissenschaftliche Forschung selbst andauernd beeinflußt. Man erinnere sich nur der Rolle, welche die Philosophie im griechischen Geistesleben gespielt hat, wo, wie Wundt schreibt, der Gegensatz gegen den Polytheismus der Volksreligion einen klar ausgeprägten, nicht selten weit über die wissenschaftlichen Bemühungen der Philosophen hervortretenden Zug bildet. Die Philosophie ist hier von frühe an Vorkämpferin einer monotheistischen Weltanschauung. In der platonischen und der aristotelischen Lehre erreicht diese Entwicklung ihren Höhepunkt, indem sie sich in beiden mit dem Versuch verbindet, die religiöse und die wissenschaftliche Weltanschauung zu einer Einheit zu verschmelzen, derart, daß das letzte Prinzip der wissenschaftlichen Welterklärung zugleich zur Grundlage der religiösen Weltanschauung gemacht wird. Diese Tendenz nimmt in den späteren Stadien der griechischen Philosophie, bei den Stoikern und Epikureern, zum Teil insofern eine etwas veränderte Gestalt an, als nun vielfach nicht bloß eine Reform der Glaubensvorstellungen, sondern ein Ersatz derselben durch die Philosophie angestrebt wird, eine Wendung, die in dem Niedergang der Volksreligion ihren allgemeinen Grund hat. (S. 21.) In ähnlicher Weise läßt sich bis auf unsere Tage diese innere Wechselwirkung nachweisen, freilich mit der Beschränkung, daß die Theologie immer mehr ihre ursprüngliche Vorherrschaft aufzugeben und in die Methode der übrigen kritischen Wissenschaften einzulenken gezwungen war, da sich nur dann sichere, vor jedem Zweifel hinlänglich gesicherte Ergebnisse gewinnen ließen. Das Verhältnis läßt sich deshalb mit unserem Gewährsmann etwa folgendermaßen festsetzen: Vergleicht man die Beziehung zwischen Philosophie und Religion, die sich so aus der allmählichen geschichtlichen Entwicklung dieses Verhältnisses als die der heutigen Stufe der Wissenschaft im ganzen, wie der Religionswissenschaft insbesondere adäquate herausgestellt hat, mit jener anderen Beziehung, die sich uns als diejenige ergab, die für das Verhältnis zwischen Philosophie und der Gesamtheit der Einzelwissenschaften maßgebend sein muß, weil sie einem fundamentalen Bedürfnis der heutigen Wissenschaft entspricht, so ist es augenfällig, daß ein Unterschied hier überhaupt nicht mehr besteht, sondern daß sich lediglich die Religionswissenschaft der Gesamtheit der übrigen Wissenschaften einzuordnen hat. Die Philosophie hat gerade so wenig neue Religionen zu gründen, wie sie positive Rechtsordnungen zu stiften oder naturwissenschaftliche oder psychologische Entdeckungen zu machen hat. Ihre Aufgabe ist auch hier die Betrachtung der gegebenen, durch die Einzelforschung verarbeiteten Erkenntnisinhalte und deren Einordnung in das gesamte System unserer Erkenntnis. Diese Aufgabe ist an sich eine theoretische, und erst indirekt, durch die Rückwirkungen, die das theoretische Erkennen auf das praktische Handeln ausübt, wird sie zugleich zu einer praktischen. Immerhin gebührt die erste Stelle in dem Bemühen, dem Erkennen einen Einfluß auf das Handeln zu sichern, hier eigentlich der Einzelwissenschaft, die in diesem Falle ohnehin die praktische mit der theoretischen Tendenz verbindet, der Theologie, ähnlich wie ja auch auf dem Gebiet des Rechts in erster Linie die Rechtswissenschaft und erst indirekt und durch ihre Vermittlung die Rechtsphilosophie zu einer Einwirkung auf die positiven Rechtsordnungen berufen ist. (S. 28.) Es dürfte bekannt sein, daß gerade in den letzten Dezennien sich eine allgemeine Religionswissenschaft, zum Teil mit gutem Erfolge, bemüht hat, die Ergebnisse der Spezialforschung zu analysieren und daraus gewisse typische, überall wiederkehrende Formen des religiösen Empfindens zu gewinnen. Auch hier handelt es sich, wie in jeder Wissenschaft, um ein einträchtiges Handinhandgehen induktiver Sammelarbeit und besonnener Spekulation, da sich nur dann verhängnisvolle Einseitigkeiten und vorschnelle Verallgemeinerungen vermeiden lassen.

Noch ein Wort über den Gedankengang des vorliegenden Buches; der erste Abschnitt behandelt die Aufgabe und das System (die verschiedenen Klassifikationen) der Philosophie, der zweite ihre geschichtliche Entwicklung von den Griechen bis zur Gegenwart — selbstverständlich nur in den Grundzügen —, der dritte die Hauptrichtungen des philosophischen Denkens, und zwar die erkenntnistheoretischen, metaphysischen und ethischen, mit verschiedenen Abstufungen. Sehr zweckmäßig ist der am Ende einer jeden Betrachtung angebrachte Literaturnachweis, der dem Leser überall eine genauere Orientierung über das Detail ermöglicht. Wir zweifeln nicht, daß auch dies Buch des bewährten Denkers, der einen seltenen Reichtum des Wissens mit scharfer Kritik und glänzender Kombination verbindet, einen großen Leserkreis finden wird, und zwar, wie schon anfangs bemerkt, nicht nur innerhalb der eigentlichen Fachwissenschaft.

Bremen. Th. Achelis.

Bücher und Zeitschriften.

Beiträge zur Kenntnis der babylonischen Religion. Von H. Zimmern. Leipzig, Hinrichs. (Assyriologische Bibliothek, herausgeg. von Delitzsch u. Haupt, Bd. XII.), XII und 226 Seiten gr. 4°; 79 autogr. Tafeln.

Wir sind heute noch weit entfernt von der Möglichkeit, eine erschöpfende Darstellung der babylonisch-assyrischen Religion zu geben. Wir fangen eben erst an, die prinzipiellen Voraussetzungen für eine solche Darstellung zu gewinnen, einen vernünftigen Begriff von der geistigen Vorstellungswelt und den Formeln, in denen sie zur Darstellung kommt. Auch in der anderen Hauptsache, der Sammlung und Erschließung religionsgeschichtlich merkwürdiger Urkunden, wie auch in der Untersuchung von Einzelfragen, sind wir in Ansehung der Fülle des Materials auch noch nicht recht viel weiter. Die letzten Jahre haben nach jeder Seite hin große Fortschritte gebracht. Zu den erfreulichsten und bedeutsamsten Erscheinungen müssen Zimmerns „Beiträge“ gerechnet werden. Wir besitzen in ihnen ein vorbildliches Muster einer Textbearbeitung, ein Meisterwerk, das dem Philologen wie dem Religionshistoriker in dem Verfasser zu gleicher Ehre gereicht. Die „Beiträge“ geben zwei Serien zusammengehöriger religiöser Keilschrifttexte in Umschrift und Uebersetzung mit gedrängtem Kommentar, ausreichenden Registern und peinlich sorgfältiger Autographie der Originalschriften. Der erste Teil behandelt die acht uns erhaltenen Tafeln der Serie „šurpu“, einer auf ursprünglich 9 Tafeln geschriebenen Sammlung von Beschwörungsformeln, die den Namen „Verbrennung“ (d. i. šurpu) tragen, von den häufig in ihnen erwähnten symbolischen Handlungen, die immer mit Verbrennung endigen. Zu dieser schon 1896 erschienenen Sammlung gibt Zimmern am Schluß der letzten Lieferung nachträglich ermittelte Fragmente, die eine fast vollständige Wiederherstellung der 9. Tafel ermöglichen. Der zweite Teil, auf den allein ich hier näher eingehen kann, behandelt „Ritualtafeln für den Wahrsager, Beschwörer und Sänger“, also rein kultische Stücke. Zimmern betont in der Einleitung mit Recht die Wichtigkeit gerade dieser Texte für die Erkenntnis der babylonischen Religion. Die Formen des Kultus überdauern mit ungeheurer Zähigkeit die Zeiten, in denen sie bewußte und verstandene Verdeutlichungen religiöser Vorstellungen waren und so kann man in ihnen Zeugnisse einer weit zurückliegenden Vergangenheit in jedem Falle wenigstens vermuten. Andrerseits betont Zimmern mit Recht, daß gerade von derartigen Texten für die Erkenntnis der historischen Zusammenhänge der Kultusformen im ganzen alten Orient

und zumal im Priesterkodex besondere Ueberraschungen zu erwarten seien. Die von Zimmern fast durchweg zum erstenmal veröffentlichten Ritualtafeln befassen sich mit den Ritualien dreier Priesterklassen, des bârû-Priesters, des âšipu-Priesters und des zammaru-Priesters, d. i. des Wahrsagers, des Beschwörers und des Sängers. Zimmern hat den Texten eine kurze Zusammenfassung alles dessen vorausgeschickt, was sich über die Funktionen dieser Priesterklassen mit Sicherheit ermitteln ließ. Aus dieser Darstellung entnehmen wir über den bârû-Priester, den „Wahrsager κατ᾽ ἐξοχήν", daß diese Institution bis ins 3. Jahrtausend hinauf verfolgt werden kann. Von Hammurabi an befragen die Könige in wichtiger Angelegenheit dieses Orakel. Die „Wahrsagung" erfolgt zumeist auf Grund der Leberschau, Hepatoskopie, aber auch Hydromantie, speziell Kylikomantie (Becherweissagung) oder Lekanomantie (Schalenweissagung) wurde in Anwendung gebracht und zwar so, daß Oel in einen mit Wasser gefüllten Becher, oder Wasser auf Oel geschüttet und aus dem Verhalten der Oelmasse gewahrsagt wurde. Auch die Beobachtung der Konstellation der Gestirne, des Vogelfluges, die Deutung der Träume scheint Sache des bârû-Priesters gewesen zu sein, wenn auch besondere Bezeichnungen und Unterabteilungen für diese speziellen Arten der Orakelbefragung existiert haben. Interessant sind Zimmerns Ausführungen über die Technik dieser Befragungen, über ihr Subjekt und Objekt, die dabei beobachteten Gebräuche, die Terminologie u. a. m. Der âšipu-Priester ist der „Beschwörungs- und Sühnepriester", der durch das Mittel der Beschwörung (šiptu) Krankheiten zu heilen, Sünden zu sühnen, von Bann zu lösen, böse Dämonen zu vertreiben, die zürnende Gottheit gnädig zu stimmen berufen ist. Die Literatur ist an Beschwörungsformeln aller Art außerordentlich reich. Bei den kultischen Funktionen des âšipu-Priesters spielen Verbrennungszeremonien mit symbolischem Charakter eine besonders große Rolle, daneben kommen eine durch kuppuru, takpirtu (= Abwischung) bezeichnete, sowohl an Personen, vornehmlich Kranken, als auch an leblosen Gegenständen, wie z. B. an Häusern, vorgenommene symbolische Handlung, die Verwendung des Blutes von Opfertieren (Bestreichung der Türpfosten), und das Flüstern als technische Bestandteile des Beschwörungs-Rituals vor.

Der zammaru-Priester endlich ist der Sänger, dessen eigentlicher Beruf die Rezitation von Hymnen ist. Ueber die speziell ihn angehenden technischen Fragen verzichtet Zimmern in Ermangelung ausreichender Zeugnisse auf eine eingehendere Darstellung.

Zum Schluß stellt Zimmern die aus den Texten zu gewinnenden termini für das Opferritual zusammen.

Die etymologischen und sachlichen Zusammenhänge mit alttestamentlichen Begriffen drängen sich sofort auf. Mit Recht stellt Zimmern die alttestamentlichen Worte berît und tôrah in direkten Zusammenhang mit babyl. barûtu, „Opferschau", und têrtu, einem terminus technicus des bârû-Rituals, erinnert bei babyl. kippêru an das bibl. kippêr und bei dem Bestreichen der Türpfosten mit Opferblut durch den âšipu-Priester an den Befehl Mosis an die Kinder Israel beim Auszug aus Aegypten (Ex. 12, 9). Zimmern hält Urverwandtschaft für unmöglich, und glaubt, daß nur an Entlehnung der Worte mit samt den von ihnen ausgedrückten kultischen Bräuchen gedacht werden dürfe, wenn auch diese Entlehnung in sehr alter Zeit stattgefunden haben müsse. Die Annahme einer „Entlehnung" bringt große Schwierigkeiten mit sich; sie setzt jedenfalls voraus, daß sie zu einer Zeit geschah, wo die Hebräer als Volksgenossenschaft konstituiert, bereits eine ethnologisch und kulturell selbständige Einheit waren. Es liegt nahe für die Mehrzahl derartiger „Entlehnungen" an die Tel Amarna-Zeit und die folgenden Jahrhunderte der Eroberung des unter dem Einfluß babylonischer Kultur stehenden Landes Kanaan zu denken. Wie bei vielen anderen Berührungen babylonischer und biblischer Stoffe, namentlich in den Mythologien, möchte ich auch hier von Entlehnung nicht reden. Die Unterschiede sind zu groß, der formalen Aehnlichkeit beider Vorstellungsreihen stehen die schwerwiegendsten inhaltlichen Differenzen gegenüber. Die ursprünglich sicher identischen, auch inhaltlich identischen, Begriffe sind bei den Israeliten zu Trägern völlig und prinzipiell neuer Ideen geworden, während sie in Babylonien immer geblieben sind, was sie von Anfang an waren. Das Alte Testament bietet nirgends einen Anhaltspunkt dafür, daß die Israeliten der Geschichte z. B. mit dem Begriff berît jemals eine kultische Handlung, wie Opferschau, verbanden. Die Zusammenhänge sind vorhanden, aber für uns heute historisch nicht mehr zu greifen. So nötigt uns, meines Erachtens, das heute zugängliche Material viel eher zu der Annahme, daß, was Z. als „Entlehnungen" bezeichnet, ursprünglich gemeinsamer Besitz war, den die hebräischen Stämme aus Babylonien mitgebracht, in der Form sich erhalten, aber im Laufe ihrer Sonderentwicklung mit wesentlich neuem Inhalt erfüllt haben, daß sie nach und nach, jedenfalls schon da, wo sie als Nation für unsere Kenntnis ins Licht der Geschichte traten, das Bewußtsein vom ursprünglichen Sinn und die Uebung der damit verbundenen Gebräuche vollständig verloren haben. — Wer von denen, die die Redensart im Munde führen, denkt daran, oder weiß auch nur, daß er eigentlich eine symbolische Handlung, die früher allgemein üblich war, andeutet, wenn er eine Urkunde „aufnimmt", Protest „erhebt". Der biblische Gebrauch der Begriffe berît und tôrah erinnert so wenig an die ursprünglich zugrunde liegende symbolische Handlung, wie die eben angeführte Redensart aus dem Rechtsleben. Der Beweis dafür liegt darin, daß erst babylonische Parallelen uns die ursprüngliche Bedeutung entschleiern mußten. Es kann aber auch keine Rede davon sein, daß diese Entwicklung im Alten Testament überall schon vollzogen ist. Die Beispiele kuppuru-kippêr, das Bestreichen der Türpfosten mit Opfertierblut in Babylonien wie in Israel (Ex. 12) beweisen das Gegenteil. Aber auch hier halte ich es nicht für geboten, von Entlehnung zu reden. Daß einzelne Bräuche sich länger in praktischer Uebung erhalten haben, ist noch kein Beweis dafür, daß sie weniger ursprünglich sind als jene. Die Kritik sieht gerne in dem bildlichen Ausdruck einen Beweis für die lebendige Uebung des ihm zugrunde liegenden Brauches, anstatt an dem Tenor der Erzählung und an den kulturellen Verhältnissen, die für die Zeit des Schriftstellers angenommen werden müssen, zu prüfen, ob es sich lediglich um bildliche, übertragene Ausdrucksweise handelt oder nicht. Es verlohnte sich, dem nachzugehen. Wir fangen eben erst an, darauf acht zu haben, daß auch in der Sprache der altorientalischen Denkmäler eine ungeheure Summe kristallisierter Kulturgeschichte steckt, daß es oft uralte Formeln sind, in deren Gewand der Schriftsteller im Volk lebendige Erinnerungen oder gleichzeitige Ereignisse überliefert. Zimmerns „Beiträge" haben unsere Kenntnis der babylonischen Religion wesentlich gefördert, sie sind eine unvergleichliche Vorarbeit für eine künftige Darstellung der babylonischen Religion. Der Herausgeber ist wie kein anderer den ungeheuren Schwierigkeiten dieser Texte gewachsen. Für seine Gabe gebührt ihm rückhaltlose Bewunderung und aufrichtiger Dank.

O. W.

Mensch unter Menschen. Roman von Emmy von Egidy. Dritte Auflage. E. Piersons Verlag, Dresden 1904.

Die Verfasserin hat ein schönes Talent zur Zeichnung und konsequenten Durchführung mancher Charaktere, doch versteht sie es nicht, unser Interesse oder gar unsere Sympathie für ihre Gestalten zu gewinnen. Ihre Menschen sind zu weltfremd, zu innerlich und sentimental, zu einseitig und eigennützig, als daß wir uns für sie erwärmen könnten. Die Heldin dieses Romans, Johanna, die von einer beständigen Sehnsucht nach einer Gemeinschaft mit den Menschen beherrscht wird und sich von diesen Menschen zurückgedrängt fühlt und allein bleibt, scheint ihr Los über den Roman hinaus zu verfolgen. Denn auch wir finden, daß sie ihr Schicksal verdient und können ihr nicht unsere Liebe, nach der sie sich so sehnt, schenken. Oder gar der Doktor Gern, der ein Seitenstück zu Johanna bilden soll, ist vollends zuwider. Ein geistig hochstehender Mann von großem Ansehen in literarischen Kreisen, zeigt sich so jämmerlich klein in seinem Alleinstehen, so zwiespältig in seinem Benehmen, so weichlich und rührselig, daß er uns durchaus unglaubhaft erscheint. An manchen Stellen ist die Darstellung nach meinem Dafürhalten zu breit für den

zu schildernden Inhalt und wirkt deshalb etwas ermüdend. Auch ist der Schluß sehr romanhaft und auch unerwartet.

B. L. W.

※

Allgemeine Rundschau.

Ein Vortrag über Buddha.

* In der „Münchner Orientalischen Gesellschaft“ sprach kürzlich Professor Dr. Hermann Oldenberg aus Kiel über „Buddha und seine Lehre“. Der Vortrag ging von dem eigenartigen Charakter des Interesses aus, das die Entdeckungen der Indologie im Gegensatze zu denen etwa der ägyptologischen oder keilschriftlichen Forschungen für sich in Anspruch nehmen dürfen. Der Indolog hat es nicht mit Denkmälern von dem bizarren Charakter, von der imposanten Altertümlichkeit zu tun, die die Monumente des ägyptischen, des babylonischen Kulturkreises auszeichnen. Die indische Kultur ist jünger; ihre ältesten Texte zeigen nicht jene die Wißbegier so sehr herausfordernden Berührungen mit dem Alten Testament, wie sie den keilschriftlichen Texten so eigenartiges Interesse verleihen. Dafür bringt der in der Sprachverwandtschaft sich ausprägende genealogische Zusammenhang der altindischen Kultur mit den großen Kulturen Europas jene in besonderer Weise unserer Aufmerksamkeit nah, und der Reichtum der in größter Ausführlichkeit erhaltenen Ueberlieferung ermöglicht uns hier zusammenhängender und lebendiger als auf irgend einem anderen Gebiet der Altertumswissenschaft das Werden und Wachsen der religiösen Ideen eines reichbegabten, tiefsinnigen Volkes zu verstehen. Die mächtigste Gestalt, welche die altindische Religionsgeschichte uns zeigt, ist die des Buddha. Wir dürfen glauben, die Erscheinung und Lehre des Buddha jetzt, dank der weit fortgeschrittenen Erforschung der ältesten, in der Palisprache uns erhaltenen buddhistischen Traditionen, mit größerer Sicherheit erfassen zu können, als noch vor einigen Jahrzehnten dies der Fall war. Der buddhistische Glaube ruht auf der ihm vorangegangenen religiösen Entwicklung Indiens. Die ältesten Texte, die des Weda, zeigen überwiegend die Verehrung vergötterter Naturmächte. Zu ihnen wird gebetet; ihnen wird das Opfer dargebracht. Bald entwickelt sich aus diesem alten Götterglauben und Kultus eine gereiftere Spekulation. Ueber allen Göttern erscheint die Idee des Allwesens, des Brahma. Ueber dem Diesseits, in das die Sorgen und Wünsche der alten Zeit eingeschlossen waren, erscheint das Jenseits. Der Phantasie bemächtigt sich die von Grauen umgebene Vorstellung der Seelenwanderung. Das Bild des Daseins verdüstert sich; Frieden gibt es nur in Brahma. Zu diesem Frieden flüchtet aus den ziellosen Wanderungen der Erkennende, der die Identität seines Wesens mit dem Allwesen durchschaut: „Tat tvam asi“ („Das bist du“). In der Bahn dieser Gedankengänge bewegen sich auch die Lehren des Buddha. Sie haben sich von der Autorität des Weda, des Brahmanenstandes, emanzipiert, aber sie schöpfen ihr Dasein aus den Ideen, die in brahmanischen Kreisen zuerst gestaltet worden sind. — Bekanntlich ist die Geburtsstätte des Buddha durch Dr. Führer 1896 auf negalesischem Gebiet wiedergefunden, die alte Inschrift, welche die heilige Stätte bezeichnet, aufgedeckt worden. Die Ueberlieferung bietet uns die Haupttatsachen des Lebens des großen Mannes mit hinreichender Authentizität. Er war ein junger Adeliger, der sein Vaterland verließ, um sich dem Asketenleben zuzuwenden. Nach langen Kämpfen erreichte er — der Ueberlieferung nach in einer plötzlichen inneren Katastrophe — die Ueberzeugung der erlösenden Erkenntnis, der Sündlosigkeit teilhaftig zu sein, den Ausweg aus dem Labyrinth des Daseins gefunden zu haben. Nun zog er sein langes Leben hindurch lehrend, Jünger sammelnd und ihnen die Ordnungen mönchischen Lebens erteilend, von Ort zu Ort. Hochbetagt ist er gestorben; wir sind sicher, keinen erheblichen Fehler zu machen, wenn wir seinen Tod um 480 v. Chr. ansetzen. — Im Mittelgrunde seiner Lehre stehen die vier „heiligen Wahrheiten“, das Credo des Buddhismus — Sätze, die denen zugerechnet werden dürfen, welche im Lauf der Weltgeschichte die weiteste und tiefste Wirkung auf unzählige Menschenseelen ausgeübt haben. Es sind die vier Sätze vom Leiden, von der Entstehung, von der Aufhebung des Leidens und vom Wege zu dieser Aufhebung. Alles Dasein ist seiner Natur nach dem Leiden verfallen; aus aller Freude sprießt Gram hervor; alles Leben ist bestimmt dem Tod zu erliegen — einem Tode, der nicht Erlösung vom Daseinsleid bringt, sondern die wandernde Seele in neue Existenzen, zu neuen Qualen führt. Die Wurzel des Leidens liegt im Daseinsdurst, der an der leidumdüsterten Welt sich festklammert. Wer diesen Durst vernichtet, hat sich vom Leiden erlöst: „Selig des Werdens End' und Ruh'“. Diese Ruhe ist das Nirwana, wörtlich „das Verwehen“. Ob man hier an ein Verwehen in Nichts denken soll, ob das Nirwana als eine alles Dasein, alles Begreifen überragende Seligkeit vorzustellen ist, hat Buddha nicht gelehrt, hat er den Seinen verboten, wissen zu wollen. — Wer alle Kraft daran setzen will dem Nirwana nachzustreben, legt das Mönchsgewand an. Er wird zum „Bikkhu“, zum Bettler. In Armut und Keuschheit, in strengem Gehorsam gegen die Ordnungen der Gemeinde, in beständiger, vor allem Unreinen ängstlich fliehender Aufmerksamkeit auf jede Bewegung, auf jeden Atemzug trachtet er dem Ziel nach. Auch der Laie, der sich zur Verehrung des Buddha, der Lehre, der Gemeinde bekennt, wird in gewissem Sinne als ein Zugehöriger gelten gelassen; der wahre und volle Bürger des von Buddha begründeten geistlichen Reichs ist doch nur der Mönch. — Verwandtschaft dieser historischen Bildungen mit denen des Christentums drängt sich ebenso bestimmt auf, wie die tiefen Verschiedenheiten, die den einen Glauben von dem anderen trennen. Im Buddhismus die herrschende Macht ein unpersönliches Weltverhängnis, dessen Gewalten der Weise aus eigener Kraft überwindet. Im Christentum die herrschende Macht ein allliebender Gott, dessen Gnade der Fromme demütig ergreift. Dort das letzte Ziel das abgrundtiefe Schweigen des Nirwana, hier die in Gott sich vollendende Verklärung höchsten Lebens. Aber wenn uns das negative Wesen der buddhistischen Ideale als Schwäche erscheinen mag, werden wir diese Schwäche verstehen als im Wesen des indischen Volksgeistes wurzelnd; wir werden den grandiosen Ernst, den Buddha in sein Denken und in die von ihm geschaffenen Lebensformen hineingelegt hat, erkennen und verehren.

•

Für den Kongreß der Künste und Wissenschaften in St. Louis liegen, wie die „Mississippiblätter“ melden, jetzt bereits so viele Anmeldungen vor, daß sich eine Uebersicht über den Umfang der Verhandlungen dieser großartigen Veranstaltung geben läßt. Die erste Abteilung umfaßt Philosophie, Logik, Methodologie, Ethik, Gesetzesphilosophie und Aesthetik. Zugesagt haben darin für Religionsphilosophie Professor Pfleiderer (Berlin), für Logik Riehl (Halle), für Psychologie Lipps (München), für Methodologie Ostwald (Leipzig) und Erdmann (Bonn), für Rechtsphilosophie Binding (Leipzig), für Aesthetik Dessoir (Berlin). In der zweiten Abteilung für Mathematik wird von deutschen Gelehrten vorläufig nur Boltzmann (Leipzig) genannt. Auch die dritte Abteilung für Politik scheint von der deutschen Wissenschaft wenig beschickt zu werden, wenigstens steht bisher in der Liste der ausländischen Mitglieder nur Lamprecht (Leipzig) für mittelalterliche Geschichte von Europa. An den Arbeiten der vierten Abteilung für Gesetzeskunde wird sich mit Bezug auf die Geschichte des römischen Reiches Zitelmann (Bonn) beteiligen, an der fünften Abteilung für Nationalökonomie Schmoller (Berlin). Ein reiches Programm verspricht die sechste Abteilung für Sprachen. In der Gruppe für vergleichende Sprachforschung sind von deutschen Gelehrten Brugmann (Leipzig) und Paul (München), in der für semitische Sprache Professor Delitzsch (Berlin), in der für germanische Sprachen Sievers (Leipzig) und Kluge (Freiburg) genannt. Für Geschichte des Unterrichts hat sich Theobald Ziegler (Straßburg) gemeldet.

In der Abteilung für Kunst treffen wir Professor Furtwängler (München) und Professor Richard Muther; in der für Religionswissenschaft Oldenberg (Kiel) für Buddhismus und Brahmismus, für alttestamentarische Forschung Karl Budde (Marburg) und für Geschichte der christlichen Kirche Harnack (Berlin). Mit Bezug auf die Physik weist die Reihe der Anmeldungen bisher nur zwei ausländische

Namen auf: James Dewar (London) und Becquerel (Paris). An den Arbeiten in der Chemie ist die Teilnahme zunächst von zwei deutschen Forschern gesichert, Professor van t'Hoff (Berlin) für physikalische Chemie, Fittig (Straßburg) für organische Chemie; die Gruppe für anorganische Chemie wird den berühmten Russen Mendelejeff zu ihren Mitgliedern zählen. Für Astronomie scheinen aus Deutschland bisher noch keine Anmeldungen vorzuliegen. In der Abteilung für Wissenschaften von der Erde werden vorläufig genannt Wiechert (Göttingen) für Geophysik, Gerland (Straßburg) für Geographie, Archibald Geikie (London) für Geologie. Die fünfzehnte Abteilung umfaßt die phylogenetische Biologie, und zwar für Pflanzenmorphologie Göbel (München), für Pflanzenphysiologie Bonier (Paris), für Oekologie Drude (Dresden), für Embryologie Oskar Hertwig (Berlin), für vergleichende Anatomie Fürbringer (Heidelberg) und Yves Delages (Paris), für Anatomie des Menschen Waldeyer (Berlin), für Physiologie Engelmann (Berlin), für Pathologie Marchand (Leipzig) und Orth (Berlin). In der Abteilung für Psychologie finden wir Ebbinghaus (Breslau), in der soziologischen Professor von den Steinen (Berlin) für Völkerkunde und Simmel für soziale Psychologie. Die deutsche Technologie wird durch Riedler und Witt (Charlottenburg) vertreten sein. In der Abteilung für praktische Oekonomie werden genannt von Philippovich (Wien) für Verkehrsverhältnisse, Stieda (Leipzig) für Handel und Tauschverkehr, Conrad (Halle) für industrielle Organisation. Endlich nennen wir in der Abteilung für Jurisprudenz die deutschen Forscher Zorn (Bonn), v. Liszt (Berlin), Wach (Leipzig), v. Bar (Göttingen); für praktische soziale Wissenschaft Professor Sombart (Breslau) und Lombroso (Turin). (Man wird abwarten dürfen, wie weit das hier angegebene Programm dieser eigenartigen Veranstaltung zur Ausführung gelangen wird. Beispielsweise haben erst kürzlich die eingeladenen Professoren der Universität Heidelberg ihre Beteiligung mit Rücksicht auf die durch den russisch-japanischen Krieg entstandene unsichere Weltlage abgelehnt.)

*

Kleinere Mitteilungen.

△ **Das Schiller-Museum in Marbach** erhielt nach neueren Mitteilungen seines Archivars die Handschriften von folgenden Werken Wilhelm Hauffs: „Lichtenstein", „Mann im Mond" und „Memoiren des Satans" zur Aufbewahrung. — Der Großherzog von Sachsen-Weimar ist dem Schwäbischen Schiller-Verein als Stifter beigetreten.

R. **Stiftung.** Der kgl. sächsische Geh. Hofrat Prof. Dr. Arthur Bäßler in Berlin hat zu Gunsten des Museums für Völkerkunde in Berlin eine Stiftung von 100,000 Mark gemacht, die unter dem Namen Arthur Bäßler-Stiftung dazu dienen soll, ethnologisch vorgebildete Reisende im Interesse des Museums in erster Reihe nach der Südsee zu entsenden, sowie die Ergebnisse dieser Reisen zu bearbeiten und zu veröffentlichen.

* Der nächstjährige Kongreß der Badeärzte findet in Berlin, der folgende zusammen mit der Tagung des österreichischen Bäderverbandes in Breslau statt.

*

Hochschulnachrichten.

* **Tübingen.** Unserer gestrigen Meldung aus Tübingen tragen wir ergänzend nach, daß außer den von uns genannten drei Herren auch dem Privatdozenten Dr. Hugo Lüthje (Physikalische Diagnostik) der Titel und Rang eines außerordentlichen Professors verliehen wurde.

r. **Heidelberg.** Die neue Promotionsordnung der hiesigen Juristenfakultät, welche die mit den beteiligten deutschen Regierungen für alle deutschen Universitäten vereinbarten einheitlichen Grundzüge enthält, tritt am 1. Oktober 1904 in Kraft. Bis dahin werden noch Meldungen nach der alten Promotionsordnung angenommen. Für die bis zu diesem Zeitpunkt Gemeldeten ist noch eine längere Uebergangsfrist bestimmt, in der sie ihr Examen nach der bisherigen Ordnung ablegen können. — Während des Internationalen Mathematiker-Kongresses, der zu Anfang August d. J. hier abgehalten wird, findet eine Feier des 100. Geburtstages des berühmten Mathematikers Karl Gustav Jacobi statt. Bereits 400 Anmeldungen liegen zu diesem Kongresse vor.

* **Marburg.** Der Direktor des englischen zoologischen Museums Ernst Hortert zu Tring (England) ist von der hiesigen philosophischen Fakultät zum Ehrendoktor der Philosophie promoviert worden.

hc. **Gießen.** Der Assistent von Prof. Naumann am Chemischen Laboratorium Dr. Johannes Schroeder hat sich mit einer Probevorlesung über „Die Aufgaben und Ziele der analytischen Chemie" in der philosophischen Fakultät als Privatdozent für Chemie eingeführt.

* **Halle.** Professor Karl Wernicke aus Breslau hat den Ruf als Nachfolger Ziehens angenommen und wird ihm zum April d. J. Folge leisten. Dagegen hat der Würzburger Gynäkologe Prof. Max Hofmeier es vorgezogen, in seinem jetzigen Wirkungskreise zu verbleiben. Statt seiner soll nun Prof. Johannes Veit, der seit etwa einem Jahre dort ernannte Direktor der Erlanger Universitäts-Frauenklinik, als Nachfolger des Prof. Bumm nach Halle berufen werden.

M. C. **Rom.** Am Freitag, dem 56. Gedenktage der italienischen Verfassung, hat der König von Italien eine größere Anzahl neuer Senatoren ernannt. Darunter befinden sich die folgenden Angehörigen der Gelehrtenwelt: der ordentliche Professor der italienischen Literaturgeschichte an der Universität Pisa, Dr. Alessandro d'Ancona, der ordentliche Professor der Physiologie in Rom, Dr. Luigi Luciani, der ordentliche Professor der Physiologie in Turin, Dr. Angelo Mosso, der ordentliche Professor des römischen Rechts in Rom, Dr. Vittorio Scialoja, der Mathematiker Professor Dr. Giuseppe Veronese, Mitglied des Istituto veneziano di scienze, lettere ed arti in Venedig, und der Nationalökonom Professor Dr. Ercole Vidari, Mitglied des Istituto lombardo di scienze e lettere.

* **Von technischen Hochschulen.** Der Lehrer für Kunstgeschichte an der akademischen Hochschule für bildende Künste in Berlin, Dr. phil. Paul Schubring, ist bei der Abteilung für Architektur an der Technischen Hochschule als Privatdozent für das Lehrfach „italienische Kunstgeschichte des Mittelalters und der Renaissance" zugelassen worden. — Der Ingenieur Dr.-Ing. H. Reißner hat sich mit einem Probevortrag: „Stabilität der Biegung eines hochkant belasteten Stabes" in der Abteilung für Bau-Ingenieurwesen der Berliner Technischen Hochschule als Privatdozent für Mechanik eingeführt.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Rudolf Quanter: Wider das dritte Geschlecht. Ein Wort zur Aufklärung über die konträre Sexualempfindung und die Abschaffung des § 175 des R.-St.-G.-B. nach Frau Martin Anderson. 2., gänzl. neubearb. Auflage. Berlin. Hugo Bermühler. 104 S. — Dr. Arthur Pfungst: Aus der Indischen Kulturwelt. Gesammelte Aufsätze. Stuttgart 1904. Fr. Frommann (E. Hauff). 201 S. — K. Waliszewski: Ivan le Terrible. (Les origines de la Russie moderne.) Paris 1904. Plon-Nourrit et Cie. 563 S. — Arno Dorsay: Aus einer grossen Garnison. Ein militärisches Zeitbild. Wien, Leipzig, Budapest 1904. Fritz Sachs. 189 S.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Wissenschaftliche Hilfsarbeit. Von Dr. Wilhelm Ohr (Tübingen).

„Mißbrauchte Frauenkraft.“ Von D—n.

Walt Whitman. Von Otto Stößl (Wien).

Nochmals der Heneſe Fleck von Breyell. Von Lorenz Hoffmans (Breyell-Schaag).

II. Bücher und Zeitschriften.

G. Witkowski: Cornelia, die Schwester Goethes.

III. Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin. — Zur Orographie von Nord-Korea. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Wissenschaftliche Hilfsarbeit.

Jeder, der wissenschaftlich arbeitet, muß eine Menge Arbeit verrichten, die an und für sich nicht wissenschaftlichen Charakters ist, die jeder andere ebensogut machen kann wie er und die darum stets als lästige Notwendigkeit empfunden zu werden pflegt. Ich möchte an dem Beispiel einer Einzelwissenschaft, der Geschichtsforschung, zeigen, wie umfassend der Kreis dieser, wenn ich so sagen darf, untergeordneten Arbeiten ist, und werde dann einige Vorschläge machen, wie diese Arbeiten erledigt werden können, ohne die kostbare Zeit des wissenschaftlichen Forschers unnötigerweise in Anspruch zu nehmen. Es wird jedermann einleuchten, daß meine Darlegungen mutatis mutandis ebensogut auch in anderen Wissenschaften Geltung haben, und daß insbesondere meine unten präzisierten Vorschläge eine Ablösung jener untergeordneten Arbeiten auf allen Gebieten wissenschaftlicher Arbeit zur Folge haben würden.

Ich nenne zunächst die für den Geschichtsforscher ebenso notwendige wie zeitraubende Pflicht, die ältere Literatur zu sammeln. Stundenlang muß er oft über den Bibliothekskatalogen sitzen, muß ältere und neuere Bibliographien studieren, um so die rigoristisch verlangte und oft trotz ernstester Bemühungen doch nicht erreichte Vollständigkeit im Zusammenbringen der Literatur zu erstreben. Nahe mit dieser lästigen Aufgabe hängt eine andere zusammen: die Sammlung der Rezensionen über jene Werke, die er sich zusammengesucht hat. Wieviel Zeit geht ihm drauf, wenn er in mühsamer Arbeit alle Fachzeitschriften Band für Band durchnehmen muß, um sich ein Bild von der kritischen Beurteilung der Bücher, die er benützen muß, zu verschaffen.[1]) Endlich ist er oft genötigt, eine ungeheure Menge von Büchern durchzusehen, lediglich deshalb, weil sie ihrem Titel nach eventuell eine Besprechung des ihn interessierenden Problems enthalten können; oder er muß Kompendien vornehmen, nur um zu konstatieren, zu welcher herrschenden Ansicht sich die Verfasser bekennen. Fürwahr! Das sind unangenehme, zeitraubende Arbeiten, bei denen das klägliche Resultat oft in gar keinem Verhältnis zur angewandten Mühe steht. Noch sind zu diesem Punkte zu nennen: die Verifizierung von Buchzitaten, von Quellenstellen, die bekanntlich stets nach den neuesten Ausgaben zitiert werden müssen, und von Datierungsangaben, die sich leider nur allzu oft als unzuverlässig erweisen. Wer hätte nicht schon bei all dieser „Kärrnerarbeit“ geseufzt!

Aber noch mehr! Auch die Arbeit an den Quellen hat viel Mechanisches und von anderen ebensogut zu Leistendes. Wenn ein Forscher hinterher gewissenhaft kollationiert, kann er sich von jedermann die Kopien anfertigen lassen, die er für nötig hält. Archivrepertorien kann er von anderen durchsuchen lassen, Statistiken können unter seiner Anleitung ebensogut von Nichtfachmännern angefertigt werden, Korrekturen — um zuletzt noch dieses Gespenst zu nennen — muß er ganz gewiß nicht selbst lesen. Genug! ich brauche das Bild nicht zu vervollständigen. Jeder mag es nach seinen Erfahrungen und nach den Bedürfnissen seiner Spezialwissenschaft ergänzen.

Wie kann diese Arbeit den Forschern abgenommen werden? Das ist die Frage, denn das Bedürfnis dürfte wohl niemand leugnen. Je mehr wir von diesen untergeordneten Arbeiten loskommen, um so mehr können wir uns den Aufgaben zuwenden, zu denen wir eigentlich berufen sind, für die uns jene lediglich Vorarbeiten sind.

Bisher hilft sich jeder, wie er kann. Zu der und jener Arbeit weiß er seine Frau oder seinen Sohn zu bestimmen, vielleicht bedient er sich auch wohl der „dankenswerten Hilfe“ eines Schülers oder er versucht es mit einem Schreiber. Im großen ganzen tut er aber die Arbeit selbst; da weiß er doch, daß sie ordentlich und gewissenhaft erledigt wird.

Wenn sich ihm nun ein „literarisches Bureau“ oder eine Privatperson zu derlei Arbeit anbietet — und das geschieht oft —, wird er sich seiner nur ungern bedienen. Wer garantiert ihm, daß die Arbeit gewissenhaft gemacht wird? Wer sind die Leute, denen er so viel Vertrauen schenken soll, daß er ihnen Teil an seinen gelehrten Forschungen geben kann? Oft hat er es mit verkrachten Akademikern zu tun, denen nur daran liegt, schnell etwas Geld zu erwerben, die mithin nicht die mindeste Gewähr für gewissenhafte Ausführung seiner Aufträge bieten. Andrerseits kann er sich doch nicht darauf einlassen, seine Hilfsarbeiter Schritt für Schritt zu kontrollieren. Wenn das nötig ist, macht er die Sache schon lieber selbst.

Die Hauptschwierigkeit ist also die: Hilfsarbeiter zu finden, die die oben angedeuteten Arbeiten gewissenhaft verrichten, die auch ohne Kontrolle im einzelnen verwendet werden können. Gibt es solche Hilfsarbeiter? Ich glaube, ja. Die Studenten selbst können sie stellen durch ihre Arbeitsämter, allerdings nur dann, wenn eine gewisse Auswahl stattgefunden hat unter denen, die sich beim Arbeitsamt gemeldet haben.

Ehe ich meine eingehenderen Vorschläge formuliere, seien einige allgemeine Bemerkungen über studentische Arbeitsämter vorausgeschickt, die um so nötiger sein dürften,

1) Ich merke an, daß die vortreffliche Bibliographie Maßloffs (in Seeligers histor. Vierteljahrschrift) auch Rezensionen verzeichnet. Aber gerade die Schnelligkeit der Berichterstattung, die Maßloff auszeichnet, hat zur Folge, daß der größte Teil der Rezensionen, und zwar gerade die eingehendsten, im Augenblick der Berichterstattung noch gar nicht vorliegen. Vielleicht ließen sich durch Einfügung einer alphabetischen Rubrik „größere Kritiken“ (vergl. die bez. Rubrik im Lit. Centralbl.) dem Uebelstande abhelfen.

als diese Institutionen noch sehr neu und dementsprechend wenig bekannt sind. Das erste studentische Arbeitsamt ist im Jahre 1901 in Charlottenburg von der dortigen Wildenschaft gegründet worden. Im Jahre 1902 wurde darüber berichtet: „Das studentische Arbeitsamt blickt auf das erste Jahr seines Bestehens zurück. In diesem verhältnismäßig kurzen Zeitraum hatte es mehr als 150 Stellen vermittelt. Die überwiegende Mehrzahl davon war technischer Art, der Rest umfaßte Nachhilfestunden, stenographische und literarische Arbeiten, darunter besonders technische Uebersetzungen in fast alle europäischen Sprachen. An den rein technischen Stellen waren die Maschineningenieure weitaus am meisten beteiligt, ihnen schlossen sich entsprechend Bauingenieure, Architekten, Chemiker u. s. w. an. Im ganzen liefen von Studierenden 561 Meldungen ein, von denen also rund 27 Prozent berücksichtigt werden konnten."[2]) Nach diesem ermutigenden Anfang wuchs das Interesse an studentischen Arbeitsämtern zusehends, eine Hochschule nach der anderen folgte dem Beispiel Charlottenburgs, so daß wir zur Zeit nicht weniger als zehn studentische Arbeitsämter in Deutschland haben, nämlich an den Universitäten zu Berlin, Bonn, Halle, Heidelberg, Leipzig und München, sowie an den Technischen Hochschulen zu Charlottenburg, Braunschweig, Darmstadt und Karlsruhe. Die Berichte über diese Arbeitsämter lauten fast durchweg günstig.[3]) Das System scheint überall das gleiche zu sein: ehrenamtliche und für den Arbeitgeber unentgeltliche Vermittelung nach der Reihenfolge des Angebotes. Die Verwaltungskosten werden entweder durch eine Einschreibgebühr für die Arbeit suchenden Studenten oder durch einen Abzug von der ersten durch das Amt vermittelten Einnahme gedeckt.

Diese Arbeitsämter, sofern sie sich weiterhin bewähren, halte ich für sehr geeignet zur Organisation der wissenschaftlichen Hilfsarbeit. Doch muß das Amt nicht wie bisher jede Meldung annehmen und dem nachfragenden Gelehrten den gemeldeten Studenten, der gerade an der Reihe ist, zuweisen, sondern es muß die Gewähr bieten, daß die angebotene Kraft auch leisten kann, was man von ihr fordert. Das läßt sich auf folgendem Wege erreichen: die Arbeitsämter führen eine Rubrik „wissenschaftliche Hilfsarbeiter" ein. In diese Rubrik wird nur der Student eingetragen, der Mitglied eines Seminars der betreffenden Wissenschaft ist und eine persönliche Empfehlung des Seminarleiters beibringt. Wünschenswert wäre ferner, wenn statt einer Bezahlung nach Stunden eine Monatszahlung von 50 Mark für halbe Arbeitskraft von Amts wegen festgesetzt würde. Ob noch weitere Normierung eintreten müßte, würde die Praxis lehren.

Diese Organisation würde einen doppelten Vorteil bieten. Sie würde dem Forscher eine fachmännische Hilfskraft zur Seite stellen, auf die er sich verlassen kann. Alle jene Arbeiten, die mit seiner eigentlichen Aufgabe direkt nichts zu tun haben, sondern lediglich zeitraubende Zurüstung sind, würde von einem Anfänger verrichtet werden, den er sich in jeder Hinsicht als brauchbares Werkzeug heranbilden könnte. Wenn er dann im Vorwort seines Buches noch vermerkte: „Die Verifizierung der Daten Seite soundso u. s. f. sind von Herrn stud. phil. X. besorgt worden", so hätte er vollends sein Gewissen beruhigt, indem er Ehre und Verantwortung der Hilfsarbeit dem studentischen Autor rechtmäßig zugeschoben haben würde.

Besonders groß wäre endlich der Vorteil für den Studenten selbst. Da es sich bei den Antragsuchern der Arbeitsämter in der Hauptsache stets um weniger bemittelte Studenten handelt, denen es darauf ankommt, sich einen Teil ihres Wechsels selbst zu verdienen, so muß dahin gestrebt werden, ihnen diejenige Beschäftigung zu verschaffen, von der sie selbst am meisten haben. Was wäre nun günstiger für sie, als gut bezahlte, regelmäßige wissenschaftliche Hilfsarbeit? An die Stelle des nervenangreifenden Privatunterrichtes, der oft miserabel bezahlt wird und bei dessen elementarer Repetitorentätigkeit der junge Lehrer meist gar nichts lernt, würde eine Tätigkeit im Rahmen der eigenen Wissenschaft treten, bei der er sich eine Menge nützlicher Kenntnisse erwerben würde, eine Tätigkeit, die ihn gleichzeitig in Berührung mit akademischen Lehrern bringen würde — denn diese würden wohl in erster Linie das Arbeitsamt in Anspruch nehmen, um sich solche Hilfsarbeiter zu verschaffen —, von denen er in den vertrautesten Werkstätten ihrer wissenschaftlichen Werke ohne Zweifel mehr lernen würde als in den zurechtgestutzten Darbietungen des Katheders und des Seminars.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß meine Anregung bei den Verwaltungen der studentischen Arbeitsämter auf fruchtbaren Boden fallen möge. Das wäre für die Studenten nicht minder wie für die Wissenschaft zu wünschen.

Tübingen. Dr. Wilhelm Ohr.

2) Vgl. Finkenblätter, Freistudentische Rundschau, Nr. 25/26 S. 240.

3) Näheres s. Finkenbl. Freist. Rundsch. Nr. 37 S. 363 ff.

„Mißbrauchte Frauenkraft."

Im Jahre 1895 wurde Ellen Key gebeten, in der Frauenausstellung in Kopenhagen einen Vortrag zu halten. Dies war das erste Mal, daß die bekannte Verfasserin des „Jahrhundert des Kindes" sich in Widerspruch zu den Führerinnen der Frauenbewegung setzte. Sie gab als Antwort „Frauenpsychologie und weibliche Logik" heraus. Das Wesentlichste dieser beiden Arbeiten wurde später von ihr in einer Broschüre „Mißbrauchte Frauenkraft" zusammengezogen, von Therese Krüger vorzüglich übersetzt, und liegt heute in zweiter Auflage vor.[1])

Der Inhalt dreht sich um dieselben Fragen, die auch Naumann neulich streifte, daß die Mitarbeit der Frauen für die gedeihliche Entwicklung der Kultur eine Notwendigkeit ist, daß man den Frauen aber nur solche Arbeitsgebiete anweisen solle, welche sich in Uebereinstimmung mit ihrer eigensten Frauennatur bebauen lassen; nicht aber alle Gebiete ohne Auswahl in unbegrenzter Konkurrenz mit dem Manne. Letzteres, und natürlich auch bei denselben Pflichten dieselben Rechte und dieselbe staatliche Gegenleistung nur nach dem Wert der Leistungen ohne Rücksicht auf das Geschlecht des Leistenden, ist bekanntlich die Forderung der extremen Frauenrechtlerinnen.

Also handelt es sich gar nicht mehr, wie noch vor Jahrzehnten, um das Bestreiten des Rechtes auf Arbeit — darüber ist wohl wirklich in unserer Zeit, wo der Kampf ums Dasein eine solche Höhe erreicht hat, daß die Mehrzahl der Frauen nur die Wahl hat, entweder zu hungern oder irgend welche Arbeit zu verrichten, kein Zweifel mehr möglich, sondern um die Abgrenzung des Arbeitsgebietes.

Ellen Key vertritt den Standpunkt, es sei ein Mißbrauch, „daß die Frauen ihre frei gewordenen Kräfte in erster Linie auf Gebieten einsetzen, auf denen sie gezwungen sind, mit den Männern zu wetteifern, und daß sie dabei zum größten Teil versäumen, ihre innersten weiblichen Eigentümlichkeiten zu entwickeln und zu verwerten". An anderer Stelle erweitert sie das dahin, „daß die heutigen Frauen glauben, daß sie das Glück der Liebe und der Mutterschaft behalten können und dennoch den Männern ebenbürtig werden". Weiter unten sagt sie: „die Frauen von heute sind mathematisch und wissenschaftlich geschult. Sie glauben an unverrückbare Naturgesetze, unter anderem auch an das Gesetz, demzufolge man nicht eine große Summe Lebenskraft zu einem Zweck verbrauchen kann und doch zugleich dieselbe Summe für einen anderen übrig haben. Sie sehen ein, daß die Muskeln des Athleten dem Gehirn Kraft entziehen müssen, das Gehirn des Gelehrten seine Muskeln entkräftet; daß die Tüchtigkeit des Geschäftsmannes auf Kosten seiner kontemplativen Tiefe gewonnen wird; daß die Phantasie des Künstlers ihn hindern wird, auf seinen Vorteil im täglichen Leben bedacht zu sein. In Bezug auf sich selbst aber behalten sie ihren Wunderglauben und erwarten, daß die Natur dieses eine Mal nicht

1) Verlag S. Fischer, Berlin.

mit der einen Hand nehmen werde, was sie mit der anderen gibt.

Auf diesen Wahn gründet sich die Kühnheit der Frau, mit der sie ihre eigenartigsten Kräfte mißbraucht. Ein solcher Wahn zeigt sich aber immer früher oder später verhängnisvoll."

Ist das denn wirklich ein Wahn, ist diese Vereinigung in der Tat ein Ding der Unmöglichkeit? Die von Ellen Key bei dieser Auseinandersetzung herbeigezogenen Bilder haben nichts Ueberzeugendes, sie klingen nach Gemeinplätzen, so z. B. schließt das Genie ein Verständnis für Praktisches durchaus nicht aus, und unsere Gelehrten sind keineswegs alle Menschen, deren geistige Bedeutung man an der Magerkeit ihres Körpers, an der Schlaffheit ihrer Muskeln nachweisen kann. Auf diesem in immer neuen Worten ausgesprochenen „Entweder — Oder" basiert der ganze weitere Gedankengang des Buches. Und die Verfasserin vertritt damit nicht nur die Anschauung weiterer Kreise, sie sagt auch, daß ihr diese Gedanken so selbstverständlich vorgekommen seien, daß sie sich bei der Mitteilung fast verlegen gefühlt habe, weil man doch annehmen dürfte, daß sie für alle entwickelten Frauen allgemeine Wahrheit enthielten.

Dem ist nun freilich nicht so, es gibt eine ganz andere Anschauung, welche von den hervorragendsten deutschen Vertreterinnen der Frauenfrage geteilt wird. Vor allem sind eben nicht alle Frauen Mütter und all diese Fragen sind ja dadurch entstanden, weil eben die Hälfte des weiblichen Geschlechts die Mutterschaft als Beruf nicht haben kann. Für diese Hälfte ist Ellen Keys Behauptung ohne Belang. Aber selbst jene, welche Kindern das Leben geben und sie viele Jahre treulich hüten, erschöpfen damit ihre arbeitsfähigen Kräfte nicht. Daß nicht Mütter gleichsam im Nebenamt den Männern in ihrer Arbeit Konkurrenz machen könnten, braucht nicht erst gesagt zu werden. Ihre Leistung in der Welt ist eine volle, ganze, gehört zu dem Wichtigsten, was es an Leistungen überhaupt gibt, ihre Hingebung daran ist einzig dastehend, ihre Arbeit und ihr Dasein ist untrennbar — auch wenn diese Leistung keinen Marktwert hat und deshalb nur zu oft falsch bewertet und unterschätzt wird, sogar in der Aufzählung jener dem Ganzen gegenüber geleisteten Pflichten, deren Erfüllung durch Verleihung von Rechten anerkannt wird, häufig völlig übersehen zu werden pflegt. Aber daß die Anlage zur Mutterschaft geistige Ebenbürtigkeit mit dem Manne ausschließe, daß die Fähigkeit, mütterlich zu empfinden, von vornherein die Verstandeskräfte schmälere, ist ein unhaltbarer Trugschluß. Es ist eben nicht dieselbe Summe Lebenskraft, um mit den Worten der Verfasserin zu reden, die Kindern das Leben gibt und auf geistigem oder materiellem Gebiet Bedeutendes leistet —, sondern es sind durchaus verschiedene Ausgaben aus der Summe von Lebenskraft, die eine Frau hat.

Seite 52 heißt es: „Stellt man bewußt die Erreichung der höchsten geistigen Höhe des Mannes als das schließliche Ziel für die Entwicklung der Frau auf, ist man der Meinung, daß sie dann erst vom „Muttertier" zum Vollmenschen geworden, wird es sich auch ohne Zweifel zeigen, daß in demselben Maße, wie die Intelligenz der Frauen geschwächt wurde, dadurch, daß sie unverbraucht blieb, jetzt ihre weiblichen Gefühle verkümmern werden."

Und weiter spricht sie darüber, daß durch die Mitarbeit der Frauen auf allen ihnen nur zugänglichen Gebieten ohne bewußte, mit der weiblichen Natur übereinstimmende Auswahl gerade das gefährdet sei, was das Gefühlsleben verfeinert habe, was bei der ästhetischen Fortentwicklung der Hauptfaktor sei, das, was man mit dem „ewig Weiblichen" zu bezeichnen pflegt. „Jene Anmut der Naivetät, jenes Unvorhergesehene, Stimmungsvolle, Impulsive, Unmittelbare, das sich vollkommen hinreißen läßt, das mit den Systemen und Programmen, mit der Logik und den Formen spielt" — „die schnelle Intuition der Frau, ihre spontane Hingebung, ihr starkes Instinktleben, vor allem ihr inniges Naturgebundensein durch die Fruchtbarkeit, die Mütterlichkeit — all dies ewig Weibliche verleiht ihr jene Intensität des Empfindens, jenen Seherblick", ... „auf welchem ihre Wesensverwandtschaft mit dem Schöpferischen im Genius des Dichters beruht".

Sollte dieses in der Tat ernstlich in Gefahr sein? Ist ihre innerste Wesensart wirklich bedroht, wenn die Frau klarer und logischer denken lernt? Wenn es wirklich wahr ist, daß in der Frauennatur etwas Unzähmbares liegt, was sie zu einem Naturgeschöpf im Gegensatz zu dem Kulturwesen, dem Manne, macht, dann brauchte man wahrlich nicht zu fürchten, daß das, was jahrtausendelanger Druck in ihr nicht hat vernichten können, ihre Unmittelbarkeit, durch ein Betätigen der Verstandeskräfte nun verschwinden würde. Immer wieder wird doch die Einseitigkeit des gebundenen bisherigen Frauenlebens betont; wenn diese Einseitigkeit endlich erkannt und in normaler Weise ausgeglichen wird, kann ein harmonischeres, kraftvolleres Geschlecht erstehen — aber niemals wird durch größere Gesundheit und Harmonie in der Betätigung aller Kräfte sich die Grundnatur des Weibes ändern, sich ihr Gefühlsleben so modifizieren und abkälten, daß durch die dadurch entstehende Anähnelung der Geschlechter eine kulturbedrohliche Nivellierung entsteht, ein Verlust an Reiz und Empfindungswerten im Dasein.

Viel eher kann ich der Verfasserin zustimmen, wenn sie nach mancherlei Umwegen zu dem Resultat kommt, daß die wahre Bedeutung der Frauenbewegung darin besteht, daß man anfängt, diese spezifisch weibliche Kraft zu entdecken und sie bewußt in den Dienst der Menschheit zu stellen. Dagegen läßt sich wenig sagen. Nur glaube ich, daß dies insofern längst geschehen ist, als die Frauen doch gewiß anders, in anderer Weise, ohne Verleugnung ihrer Wesensart die ihnen gerade vorliegende Arbeit verrichten, wie Männer sie verrichten würden. Und manche Arbeit wird dadurch gewinnen — jene, die ihnen durch Naturbedingungen verschlossen ist, für die sie sich nicht eignen wird, auch nicht aufgesucht, oder nach Versuchen als erfolglos aufgegeben werden.

Der Widerspruch, den Ellen Key an vielen Punkten finden muß, ist um so bedauerlicher, als alles, was sie über die besten Arbeitsgebiete für Frauen sagt, vollberechtigt ist: daß es alle jene sein sollten, wo die eigenste Frauennatur in ihrer Mütterlichkeit zur Geltung kommen kann. Dort werden sie nicht nur erfolgreich mit den Männern wetteifern, sondern sie sogar übertreffen.

Aber haben sie dies nicht schon auf dem Gebiet der reproduzierenden Künste, als Schauspielerin, Sängerin, Pianistin, getan? Und muß nicht das in jeder normalen Frau ruhende organisatorische Talent, das durch Leiten der kleinen Gemeinwesen, welche in früherer Zeit ein Haushalt bildete, in denen man noch alle Bedürfnisse durch Arbeit im Hause bestritt, geweckt wurde, eine Steigerung im Laufe der Jahrhunderte erfahren haben? War es doch die einzige Stelle, wo sich auch „nur eine Frau" einer gewissen intellektuellen Kraft durch Ausübung froh bewußt werden konnte! Und weist dieses in unseren Tagen nicht laut genug auf ihre Mitarbeit in den Zweigen der Verwaltung?

Es gäbe einen einfachen Weg für Lösung all dieser jetzt unklaren Fragen, den der Praxis. Warum läßt man nicht alle Wege offen, ermöglicht allen ohne Unterschied des Geschlechts den gleichen Bildungsgang und sieht dann besser, wie durch Berechnung von etwas so schwer festzustellendem, so wandlungsfähigem, schillerndem, wie es nun einmal das Wesen der modernen Frau ist, was dabei herauskommt, was für das Glück der Gesamtheit gewonnen, was gefährdet wird? Jene erkannte Gefahr, daß zu viele Frauen durch zähen Fleiß die mangelnde Fähigkeit ersetzen und Berufenere verdrängen könnten, würde höchstens zu einer Steigerung der beruflichen Tüchtigkeit führen. Der den Frauen vorgezeichnete übliche Lebensweg, erst als Mädchen mit viel Vergnügen und wenig Pflichten, dann als Gattin, Mutter, Hausfrau, Dame der Gesellschaft, bietet nicht nur Befriedigung der Empfindung, auch des Tätigkeitsdranges — es kommt dabei ja nur auf die Auffassung und deren Tiefe an. Um etwas Hervorragendes

im Wettbewerb mit dem Manne zu werden, dazu gehört sehr viel an Entsagung, Kraft, Fleiß, Talent — nie wird der Durchschnitt der Frauen sich diesen Weg suchen, immer nur die wirklich begabten Berufeneren. Und werden sie zur Mitarbeit an der Allgemeinheit herangezogen, kann diese nur gewinnen.

Welche Gebiete sich die Frau dann erobern und behaupten wird, das muß die Zeit lehren. Ob ihr Anteil an der Kulturentwicklung dann der ist, selbst Genie zu sein, oder jener, Genies das Leben zu geben — schließlich kommt es auf eines heraus, wenn nur der geniale Funke da ist, wenn nur Großtaten in Kunst, Wissenschaft und Leben von großen Menschen vollbracht werden! Denn deren Summe ist es, welche die Höhe einer Kultur bezeichnet.

Aber die Gewohnheit, die Frauen unmündig zu halten, ist schwer abzulegen. Man dürfte doch allmählich ihnen zutrauen, daß sie selbst die Gebiete ihrer höchsten Leistungsfähigkeit herausfinden, statt sie ihnen, wie den Schafen die Weide, anzuweisen. Warum läßt man sie nicht, wie jedes andere denkende Wesen, ihre Erfahrungen selbst machen?

Der Staat braucht nur anzustellen, wer ihm paßt; natürlich würde es ihm sehr schwer werden, gerecht zu urteilen und zu handeln — aber nehmen wir an, er täte es, so würde er gewiß in keiner Weise durch größeres Angebot an Arbeitskräften leiden. Wer als Mann, wie als Frau zurückbleibt im Wettkampf, muß andere Gebiete, sei es im Handwerk, sei es als Handlanger Begabterer aufsuchen. Die Frauen selbst würden bald genug klug werden und Kraftvergeudung vermeiden. Die Frage, wie weit Ehre und Amt sich ausschließen, wie weit sie sich vertragen, ist doch keine unlösbare. Auch sie läßt sich gewiß durch die Praxis am richtigsten bestimmen.

Und finden dann kommende Tage in den Gebieten der Staatsverwaltung neben klugen Männern auch gescheite Frauen, so werden jene Zeiten sicher keinen geringeren Kulturwert haben als die jetzige. Dafür wird aber die Frauenfrage mit ihrer Wurzel, der Summe an Unterdrückung, Ungerechtigkeit, männlicher Brutalität, Ausbeutung, die heute ihren Vertreterinnen gerechte Waffen liefert, aus den großen Kulturfragen der zivilisierten Völker ausgeschieden, gelöst sein.

D.—n.

Walt Whitman.

In der Allgemeinen Zeitung (Beilage) vom 10. Mai 1868 hat Ferdinand Freiligrath zum erstenmal in Europa öffentlich den Namen Walt Whitman verherrlicht. Und heute, nach so vielen Jahren, sind die Schöpfungen dieses gewaltigen Uramerikaners noch immer nicht bekannt genug, obgleich manche feine Schriftsteller wiederholt und voll Bewunderung von ihm gesprochen haben. Das hat seinen guten Grund, doch wollen wir davon später reden.

Zunächst sei eine Ausgabe der „Grashalme" angezeigt, welche Wilhelm Schölermann ins Deutsche übertragen und mit einem ebenso einfach und schlicht empfundenen, wie sachlich und schön gesprochenen Vorwort eingeleitet hat. (Diederichs, Leipzig 1904.)

Was bisher von Whitman übersetzt vorlag (etwa von Knortz, „Novellen" von Thea Ettlinger, Bruns, Minden) konnte entweder wegen der Unzulänglichkeit der Wiedergabe oder wegen der nicht das Wesentliche und Bedeutendste enthaltenden Uebersetzungen kein annäherndes Bild dieser Persönlichkeit und ihres Zaubers vermitteln. Nun, da Whitmans größtes und bestes Werk „Die Grashalme" so gut übersetzt sind, als es überhaupt möglich sein dürfte, wird man diese urweltlich-heroische Gestalt eines Sängers der Neuen Welt wohl mächtig vor sich sehen. Sie wirkt wie ein Sinnbild Amerikas selbst. Schicksal und Schöpfung Whitmans ist ja auch wie aus dem Urboden des Landes erwachsen und schon sein Kopf, der dem Buch in einem schönen Bilde vorgesetzt ist, zeigt das sozusagen chthonische, wild-erhabene, mächtig-gütige Mannwesen, das in diesen Hymnen einen Jubelgesang von Schöpferzügellosigkeit, menschlicher Inbrunst, Güte und Kraft anstimmt, einen Jubelgesang, der sich freilich aller Bande und Konventionen europäischer Kulturdichtung entledigt hat und das Kleid der poetischen Tradition mit einer großartigen Schamlosigkeit abgeworfen hat, um nackt, jauchzend und unersättlich sich der neuen Erde und seiner selbst erfreuend durch die Welt der Wunder zu jagen.

Diese Gesänge berühren sich wunderbar mit dem Ersten und Letzten aller menschlichen Entwicklung. Mit dem Ersten: sie sind voll jenes dunklen Ahnens und Lallens, jener sicheren und unverlierbaren Kraft des Gefühls, wie es Urvölkern eigen ist, die noch gleichsam in ihrer Gesamtheit leben, leiden, beten, dichten, deren Schicksal noch ein großes Allleben ist, dessen Sehnsucht dann in einem erhabenen Pathos ausbricht, das einem ganzen Stamme zugehört, großartig unindividuell und rassehaft, nicht eine persönliche Kunstform, sondern eine dichterische Rassenstimme bedeutet. Die Whitmanschen Gesänge berühren sich mit diesem Ersten und haben in ihrem Tonfall, in ihrem Inhalt, in ihrem formlos eine ganze Welt von Menschen und Dingen umfassenden Gedankenleben, in ihren Bildern, Gleichnissen, Lehren, das Ergreifendste gemein mit biblischen Hymnen zum Beispiel. Aber sie berühren sich auch mit dem Letzten der Entwicklung, mit dem heutigen Tage und seinen Bedingungen, mit der ganzen Besonderheit unserer materiellen Kultur, die alle rassenhafte Begrenztheit und bewußte Abschließung von Nationen aufgelöst und vielmehr das Gesamtleben der Menschheit unter neue, größere Gesetze, welche über den Raum, die Nation und die Zeit siegen, zusammengefaßt hat. Das ist das demokratisch-moderne Element in Whitman, der von Eisenbahnen, Spitälern, Quäkern, Advokaten, Generalen, Tuberkulose spricht, nach modernen Quadrillionen von Zeitaltern, Oktillionen von Quadratmeilen mißt, alles dies in der unbekümmerten urhymnischen Weise von vor mehreren tausend Jahren. Und diese Synthese zweier so entfernter Wesenheiten: einer Urform von einst und dem Inhalt von heute macht Whitmans großartige Persönlichkeit und Freiheit aus und zugleich auch, was ihn europäischer Vorstellung immer so fremd bleiben läßt. Der europäische Geschmack, verzärtelt und überfeinert durch Jahrhunderte durchsiebender Kultur und Geschichte, in Traditionen gehüllt, vor jedem rauhen Hauch der Barbarei ängstlich zurückschaudernd, verträgt und versteht jede Kunstform, die irgend einem Stamm und Stand und irgend einer Persönlichkeit eigen ist, sofern sie sich nur ordentlich eingrenzt und in einer Tradition genügsam verweilt. Es ließe sich immerhin sogar eine Mode biblischer Poesie denken, die, durch irgend einen Aestheten heraufbeschworen, eine kurze Weile alle Salons von Europa unterhielte. Aber die freie, voraussetzungslose, ganz ungebundene Menschlichkeit, die formlose, eruptive und eben darum formschaffende Wildheit eines neuen Urdichters, wie Whitman einer ist, wird all unsere Gesittung und Kultur immer befremden. Aber man wird sich an ihn und seine Größe gewöhnen müssen, wie man sich an Amerikas Sieg und Art selbst gewöhnt, und bald mag man erkennen, daß dieser gewaltige Mensch eben aus diesem Land großartiger Widersprüche mit seinem herrlichen Widerspruch so, wie er singt und ist, hervorkommen mußte, so daß er geradezu jenes mythisch-heroische hat, wie nur die Gestalt des blinden Homer, oder des Barden Ossian, oder eines flötespielenden Pan in griechischen Wäldern. Er enthält und verkündet die ganze ungeheure Möglichkeit und Zukunft des neuen Landes. Wie er selbst, setzt sich dieses aus dem Ersten und Letzten menschlicher Entwicklung zusammen, überall berühren sich die ersten Anfänge der Gesittung mit deren höchsten letzten Lebensformen. Heute und Ehegestern ruhen engverschlungen und gebären ein großartiges Morgen. In einem freien, der Eroberung und Kraft jedes Menschen offenen Riesenraum, in einer ungeheuern, alle elementare Schönheit und Gefahr bergenden Natur, die selbst jünger und darum kolossaler erscheint als das alte

und durchgepflügte Europa, tummelt sich eine Menschheit. Ein Volk, das sich aus allen Rassen der bewohnten Erde zusammenbraut, aber ohne die Wehrlosigkeit insipider tierischer Kreuzung, ein Volk, dessen kräftigste Menschen einander erobern, die Schönsten mit den Besten verbunden, ein Volk, dessen Hauptbestandteil die Gewähr für ein edles Geblüt der zukünftigen Rasse abgibt, die da entstehen wird. Walt Whitman muß aus diesem Herrschervolk der Amerikaner entstammt sein, aus den Nachkommen der ersten, in die neue Welt gegangenen Engländer; in diesen schäumte und kochte die Empörer- und Rebellenkraft der Angelsachsen. Es waren ja manche Verbrecher und Galgenvögel darunter, aber starke, lendenkräftige Gesellen, gesundes Blut, Urinstinkte und robuste Gewissen. Diese blonden Eroberer, Kinder und Schützer aller Freiheit eröffnen ihr Land jeder Kraft. Ein Wettbewerb von unsäglicher Wildheit erhält die Auslese dieser neuen wunderlichen Nationalität. Die höchsten und letzten technischen Schöpfungen Europas, seine Erfindungen und wissenschaftlichen Methoden, seine Schnellzüge und Brücken, Industrien und juristischen, sozialen, wirtschaftlichen Formen werden ebenso rasch angenommen, wie ins riesenhafte gesteigert. Und in dieser Welt lebt diese Menschheit, in der sich geistig eben die Urprozesse einer langsam aufsteigenden Rassen- und Volkseinheit erneuen und vollziehen. In diesem Raffinement letzter europäischer Kultur und in diesen Formen einer übernommenen fremden Tradition gärt und treibt ein junges, wildes, in allen Instinkten glühendes und werdendes Volkswesen.

Diese Synthese erweckt unser Grauen und unsere staunende Bewunderung, wenn wir an Amerika denken.

Diese Synthese ist Walt Whitman selber: der freieste, modernste Mensch von einer natürlichen Sittlichkeit und Würde, die uns Europäern noch sehr fern ist, und zugleich der urweltlichste, barbarischste Geist. Was er sagt, ist gleichsam unartikuliert, nicht künstlerisch in unserem Sinn, aber doch wieder so naturnah und so aus allem ewigen Menschheitsgefühl gewachsen, daß es einen Kunst- und Formquell selber darstellt.

Seine Verse sind das Uebermaß selber, der heilige Ueberschwang, die großartige Fülle. Indes wir von Resten und Ausläufern leben, arbeiten in ihm die Gesamtkräfte, indes unsere Einzelnen mühselig und spärlich ihr Erworbenes zu einem Besonderen zusammenkratzen, wächst in ihm die Seele seines Volkes und Landes gleichsam zu einer Riesenblüte auf. Er ist sein und seiner Erde Maß und spottet jedes Vergleichs mit unserer dünnblütigen Vornehmheit. Unser höchster Stolz: das Europäertum ist nur eine seiner vielen Vergangenheiten. In Europa liegen die verschiedenen Kulturtraditionen übereinander und erdrücken einander, da sie alle noch unmittelbar im Dasein der Nationen und der sozialen Schichten als organisch lebendig wirken. Amerika aber ist eine neue Erde, die ja aus all diesen Menschheitsformen aufgebaut ist, wie nur ein geologisches Gerüste, aber in welcher diese Formen nur mehr den Wert von Erde und Gestein, von toter Natur haben, auf welcher sich die lebendige, bedingt aber nicht beherrscht, entwickelt.

Dieses Landes und dieser Menschen Dichter und mythische Gestalt ist Walt Whitman. So mag ihn der Europäer sehen, anstaunen und bewundern, seine Größe ahnen, für die ihm allerdings das Maß fehlt.

Wien. Otto Stößl.

Nochmals der Henese Fleck von Breyell.

Von Lorenz Hoffmans (Breyell-Schaag).

Sie brachten eine Arbeit aus der Feder des Hrn. Professors Friedrich Kluge über das sogenannte Krämerlatein der Breyeller. Aus derselben ersehe ich, daß diese Sprache viele Anklänge an das flandrische Bargunsch hat. Bei dem regen Verkehr, welcher vor 60 bis 200 (vielleicht auch noch weiter zurück) Jahren zwischen Breyell und Flandern bestand, ist das durchaus nicht zu verwundern. Schon längst hatte ich als geborener Breyeller bemerkt, daß der Henese Fleck aus zwei Arten Wörtern sich zu ammensetze:

a) aus bildlich angewandten Breyeller Mundartworten (über drei Viertel des Wortschatzes).

b) Wörtern, die der Breyeller Mundart nicht angehören, teils auf lateinischen Ursprung weisen, teils für mich unkontrollierbar waren.

Da der Henese Fleck das Spezial-Idiom der Breyeller ist, so hat die letztere Klasse als Fremdwörter des Henese Fleck zu gelten. Ihre Anwendung ist durchgehends nicht bildlich, sondern einfach ihrer Bedeutung gemäß. Bestände die ganze Sprache nur aus solchen, so lohnte es nicht die Mühe, sie sich näher zu betrachten.

Anders mit den samt und sonders bildlich zu nehmenden und der Breyeller eigentlichen Mundart entlehnten Wörtern. Durch sie wird der Henese Fleck zu einer tatsächlich poetischen Sprache, was ich mit diesen wenigen Zeilen beweisen möchte.

Die früher allgemein gebräuchlichen römischen Zahlzeichen haben für zehn das schräg liegende Kreuz X; im Diminutiv der Breyeller Mundart e „Krützke"; Plural „Krützkes". Daher in der (bildlichen) Sprache des Henese Fleck: zehn = Krützkes; fünf = holf Krützkes (= halb zehn).

Weil Frauen infolge ihrer eigenartigen Bekleidungsart einem Turme (= plattd. thouren) ähnlich sehen, fand sich im Henese Fleck für Frau das bildliche Wort: „thouren". Dann die Zusammensetzung: „limthouren" = Geliebte, weil limen die Bezeichnung für „freien" ist (limen = hochd. leimen = aneinanderkitten).

Andrerseits wurde vom limen durch Verbindung mit dem Worte: blag (= Mensch, [bildliche Uebertragung des niederdeutschen Wortes blag = Kind auf den erwachsenen Mann]) das Wort: limblag = Freier gebildet.

So kommen wir auf jenes Wort, welches die allermeisten zusammengesetzten Wörter des Henese Fleck bildet: knökelsblag = Knecht, Arbeiter (= Arbeitsmensch, indem knökeln die [bildliche] Bezeichnung für arbeiten ist [mit den Knochen sich betätigen]).

Fervblag = Lügner (ferven = anstreichen im plattdeutschen, bildlich: die Wahrheit überkleistern = lügen).

Hospelblag = Müller (hospeln plattd. = haspeln, drehen; daher im Henese Fleck = mahlen).

Krabbelblag = Schreiber (krabbeln plattd. = krabbeln, kritzeln; daher = schreiben).

Sömerblag = Reisende (sömern, plattd. = zusammensuchen [Aehren im Feld lesen]; daher = bei der Kundschaft Aufträge einholen).

Huffplag = Schmuggler (huffen = schmuggeln, vom plattd. Huff = Karren- oder Wagendecke, weil man Waren, die man einschmuggeln will, sorgfältig verdeckt halten muß).

Puffblag = Jäger (puffen = schießen).

Hökblag = Dieb (höken = stehlen [gleichsam mit einem Haken an sich heranziehen]).

Wuppblag = Wiegmeister (Wupp = Wage, weil eine Wage auf und ab „wuppt").

Ketelsblag = Küster (Ketel = Glocke, weil die letztere einem Kessel ähnlich ist).

Härkblag = Wirt (härk = Wirtshaus; weil in einem solchen der Gast geschröpft wird [gewissermaßen mit der Harke bearbeitet wird]) u. s. w.

Geben wir nun noch einige krämerlateinische Ausdrücke wieder, in welchen sich die bildliche Bezeichnung ganz besonders klar und teilweise drollig für den Kenner der plattdeutschen Mundart offenbart:

Schmelen = Haar (schmelen sind dürres Heidegras).
Teck = Haar (teck = Zacken [Aeste]).
Lusterlopp = Ohr (Lappen zum lauschen).
Fenstern = Augen.
Blat = Zunge.
Biterd = Zahn (= beißert).
Sips = Milch (siepen = triefen).
Sipsquös = Brüste (Milchquasten).
Frett = Hebamme (weil das Frettchen dem Jäger die Kaninchen holt; deshalb ist der Ausdruck auch sächlich).

Lopsteck = Bein (Laufstock).
Mohr = Zopf (von Moar = Möhre, daher weiblich).
Rihs = Schwanz (= Reis, daher sächlich).
Meck = Buckel (meck plattd. für ein Weißbrot).

Die berühmten persönlichen Fürwörter minotes = ich, zinotes = du, ihr, Sie, dem blag = er, den turen = sie, haben folgende bildliche Ableitung: minotes = min hôte (s) = mein Gastgeber = ich; zinotes = din hôte (s) = dein Gastgeber = du; dem Blag = jener Mensch = er; den turen = jene Frau = sie. Dieselben werden deshalb aus leicht ersichtlichem Grunde sämtlich mit derjenigen Form des Zeitworts verbunden, welche im Plattdeutschen für die dritte Person üblich ist (z. B. ich trinke = Minotes plart (nicht plar, wie die erste Person erfordern würde). Plaren = trinken ist übrigens bildlich, vom plattd. Ausdruck plaren = im Wasser mit den Händen oder Füßen oder auch dem ganzen Körper spielen; oder du dankst = zinotes nuckt (nicht nuck'st). Ihr dankt = zinotes nucken (nicht nuckt, wie es sonst heißen müßte). Nucken = danken ist bildlich von „nucken", plattd. necken und nucken.

Wenn ich nach diesen Beispielen behaupte, drei Viertel der Ausdrücke des Henese Fleck als durch bildlichen Gebrauch von plattdeutschen Wörtern entstanden bestimmt erklären zu können; für ein weiteres Achtel eine ähnliche plattdeutsche oder fremdwörterische bildliche Herkunft aus guten Gründen vermuten, bezw. beweisen zu können, so darf ich wohl zu behaupten mich erdreisten, daß das Krämerlatein der Breyeller höchstens einige Wörter dem Bargunsch oder dem Rotwelsch oder der internationalen Bettlersprache entnommen hat, im großen ganzen aber eine eigene, durchaus auf der Breyeller Mundart fußende bildliche und deshalb einzig dastehende Sprache ist.

Zu weiteren Aufklärungen bin ich gern bereit, würde auch auf die aus dem Lateinischen abgeleiteten und von mir als abgeleitet angesehenen Wörter eingehen, falls es gewünscht wird.

Bücher und Zeitschriften.

Cornelia, die Schwester Goethes. Von G. Witkowski. Frankfurt a. M. Rütten u. Loening. 1903. (200 S.)

Goethes Schwester Cornelia eine „bescheidene Seitenkapelle in dem großen Bau der Goethe-Literatur" zu widmen, war um so mehr gerechtfertigt, als die meisten Verehrer des Dichters von ihrem Wesen bisher nur aus der Schilderung des Bruders Kenntnis erlangt hatten. Das Bild aber, das man aus „Dichtung und Wahrheit" von ihr gewinnt, ist in allzu dunkeln Farben gemalt und bedurfte der Aufhellung, da es auch diesem so früh abgeschlossenen Dasein nicht an heiteren Mädchentagen und an zarter Verehrung im geselligen Kreise gefehlt hat. Witkowski, der Verfasser einer bekannten und geschätzten Biographie Goethes, hat jetzt ihre — zum Teil ungedruckten — Briefe und Tagebücher gesammelt und auf Grund dieses Materials und anderer ihre Schicksale beleuchtender Briefe und Urkunden eine zusammenfassende Darstellung ihres Lebens geboten, der man wohl das Prädikat „abschließend" zuerkennen darf. — Die gemeinschaftliche Erziehung mit Wolfgang, welche Cornelia unter der konsequenten, wenn auch nicht immer bequemen Leitung des Vaters genoß, hat nicht vermocht, ihren spröden Charakter dem glücklicheren des Bruders ähnlich zu machen. Schon früh offenbarte sich, daß von der kräftig-gesunden Art der Mutter nichts auf sie übergegangen war. Das strenge Wesen des Vaters mag dazu beigetragen haben, sie noch mehr einzuschüchtern. Ihr wurde der gleiche Wissensstoff wie dem Bruder geboten; an musikalischer Begabung und Fertigkeit war sie ihm überlegen. Das große Gefallen, welches sie an den Klavierstücken des Salonkomponisten Schobert fand, läßt darauf schließen, daß ihre jugendliche Phantasie von dem Glänzenden und Effektvollen besonders angezogen wurde. „Toute autre musique ne me plait presque plus", schreibt sie ihrer vertrauten Freundin Katharina Fabricius mit dem Enthusiasmus ihrer 17 Jahre. Ihr von Wolfgang auf einen Korrekturbogen des „Götz" gezeichnetes Porträt verrät zwar den Dilettantismus des Zeichners, läßt aber recht deutlich die schlechte Haltung des Körpers, die mangelnde Anmut und Weichheit ihrer Züge erkennen. Daß ihr die Natur den sinnlichen Reiz der Erscheinung versagt hatte, wurde von ihr lebhaft empfunden. Die bedeutenden geistigen Eigenschaften, die ihr dafür verliehen waren, schätzte die mehr für äußere Schönheit empfängliche Gesellschaft ihrer Zeit offenbar nicht gebührend. Wir verstehen, daß sich bei diesem Mädchen leicht ein verhängnisvoller Zug zur Selbstkritik und zur scharfen illusionslosen Betrachtung ihrer Umgebung herausbildete. Und welch vorzeitiger Ernst spricht aus den Worten, die die Achtzehnjährige an ihrem Geburtstage dem Tagebuch anvertraut: ce temps est écoulé comme un songe, et l'avenir passera de même; avec cette difference qu'ils me restent plus de maux à éprouver, que je n'en ai senti. Je les entrevois. — Konnte sie an Anmut nicht mit ihren Freundinnen wetteifern, die das leicht entzündbare Herz des Bruders gefangen hielten, so sicherte ihre umfassendere und feinere Bildung und das Ansehen, welches ihre Familie genoß, ihr doch einen ehrenvollen Platz innerhalb der Gesellschaft. Sie war nicht ohne Patrizierstolz und ein wenig hochmütig klingen auch ihre Aeußerungen über Männer, welche ihre inneren Vorzüge zu würdigen verstanden und ihr aufrichtige Verehrung zu erkennen gaben. Ein einziger, der Engländer Harry Lupton, scheint ihre Neigung gewonnen zu haben, obwohl ihr Tagebuch diese Empfindung in mädchenhafter Scheu nur als Freundschaft gelten lassen will. Goethes Behauptung, sie habe sich zu der Ehe mit Schlosser überreden lassen, muß nach den Zeugnissen, die Witkowski beibringt, wohl als eine Erklärung betrachtet werden, die der Dichter sich später von dem Zustandekommen eines Bundes so ungleichartiger Naturen gebildet hat. Mit den Tatsachen ist sie jedenfalls nicht in Einklang zu bringen. Denn Corneliens Worte — sie enthalten eine Erinnerung aus dem „Götz" —: „Alle meine Hoffnungen, alle meine Wünsche sind nicht nur erfüllt — sondern weit, weit übertroffen. Wen Gott lieb hat, dem gab er so einen Mann", zeugen von aufrichtigem Glücksgefühl. Und auch der trockene Schlosser bekundet Lavater und seinen Brüdern gegenüber in überzeugender Weise die ihm zuteil gewordene Gegenliebe. Vor allem aber schreibt Wolfgang selbst kurz nach der Verlobung an Lotte Buff: „Unsere beiden Verliebten sind auf dem Gipfel der Glückseligkeit." Wenn Corneliens kurze Ehe trotzdem eine traurige genannt werden muß, so trug daran ihre mimosenhafte, überzarte Natur die Hauptschuld. Daß Schlosser ihr den Bruder und das einsame Emmendingen ihr das geistig und gemütlich angeregte Leben in Frankfurt nicht ersetzen konnten, fällt freilich auch schwer ins Gewicht. Die Enttäuschung, die sie in ihrer Ehe fand, war mittelbar auch für ihres Bruders Eheschicksale bestimmend. Ihr war durch die Verpflanzung in einen ihr fremden Boden jede Lebensfähigkeit geraubt worden. Man kann es deshalb verstehen, daß sie ihren ganzen Einfluß aufbot, um Lili, die von ihr hochgeschätzt wurde, vor einem ihr ähnlich erscheinenden Los zu bewahren. Inwieweit ihre Abmahnungen dazu beigetragen haben, daß Goethe diese ihm einzig angemessene Lebensgefährtin nicht zuteil wurde, können wir nicht mehr beurteilen. Ihre „wahrhaft schmerzlich mächtigen" Briefe, in welchen sie den Bruder von ihrer Ansicht zu überzeugen suchte, sind uns nicht erhalten. Das bittere Gefühl, gewaltsam von Lili getrennt worden zu sein, blieb nicht ohne Rückwirkung auf Goethes Verhältnis zu seiner Schwester. Die Beziehungen zu dem ihm innerlich fremden Schlosser wurden immer kühler und Schlossers unmutiges Wort über die Weimaraner: „Die Leute traktieren uns wie die toten Hunde", entbehrt nicht ganz der Berechtigung. Der Hausstand in Emmendingen wurde immer trübseliger. Schlossers philiströse Art, die feinfühlige, nach seelischem Verständnis verlangende Frau auf seine Weise mit historischem Wissen zu versorgen, seine Unfähigkeit, ihrem Sehnen nach den früher genossenen Anregungen ihrer Phantasie Genüge zu tun, führte zu weiterer Entfremdung der Gatten. In der Parabel: „Eine Ehestandsszene" hat er versucht, seinen Kummer über den Verlust von Cornelias Zuneigung dichterisch auszusprechen. Beide suchten Ersatz für das ihnen versagte häusliche Glück in freundschaftlichem Ver-

kehr mit geistig bedeutenden Menschen. Lavater, Leopold Wagner, Heinse — gewiß Charaktere der verschiedensten Art — fühlen sich gleichmäßig angezogen von Cornelia, „dem lieblichsten Wesen, durchaus Gefühl und Seele". Der Dichter Lenz, der schon in Sesenheim Goethes verwaisten Platz bei Friederike hatte einnehmen wollen, träumte sich auch in eine Seelenfreundschaft mit Cornelien hinein. Seine Herzensergießungen hierüber hat er in der „Moralischen Bekehrung eines Poeten" niedergeschrieben, die Karl Weinhold 1889 im Goethe-Jahrbuch mitgeteilt hat. Der bald darauf dem Wahnsinn verfallene Dichter gibt hier seinem leidenschaftlichen Gefühl für die Schwerkranke Ausdruck und phantasiert auch von einer Erwiderung seiner Liebe. Corneliens wirklichen Gemütszustand um jene Zeit lehrt uns ihr tieftrauriger Brief an Gustchen Stolberg kennen: „Wir sind hier ganz allein — meines Mannes Geschäfte erlauben ihm nur sehr wenige Zeit bey mir zuzubringen, und da schleiche ich denn ziemlich langsam durch die Welt, mit einem Körper, der nirgends hin als ins Grab taugt." Dort fand die Sechsundzwanzigjährige am 8. Juni 1777 ihre Ruhe, auch im Tode fern von allen, die sie liebte.

p—r.

✠

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

* 18. Februar. **Gesamtsitzung.** Vorsitzender Sekretär: Hr. **Auwers.** 1. Hr. **Engler** las über die **Vegetationsverhältnisse des Somalilandes.** Erst jetzt ist es, auf Grund der in den letzten 20 Jahren nach dem Somaliland unternommenen Forschungsreisen, möglich, die pflanzengeographischen Verhältnisse dieser Halbinsel klar zu legen. Das einen Teil der Halbinsel einnehmende Gallahochland schließt sich in seiner Vegetation vollkommen Abyssinien an. Dagegen ist das übrige Somaliland durch einen großen Reichtum an niedrigen Buschgehölzen ausgezeichnet, ähnlich wie das Damaraland. Unter den Baumformen herrschen Akazien. Eine Eigentümlichkeit ist neben der Uebereinstimmung des nördlichen Küstenlandes mit demjenigen Arabiens das reichliche Auftreten ostmediterraner Typen im nördlichen Hochland, von besonderem Interesse das Vorkommen der Populus euphratica am Tana nahe dem Aequator. 2. Hr. **Planck** legte eine Mitteilung der HH. Proff. C. **Runge** und J. **Precht** in Hannover vor: **Die magnetische Zerlegung der Radiumlinien.** Durch die magnetische Zerlegung der stärksten Radiumlinien wird gezeigt, daß sie den stärksten Linien im Spektrum von Mg, Ca, Sr, Ba homolog sind. Das Radium wird dadurch auch spektroskopisch als zur Gruppe der alkalischen Erden gehörig erkannt. Zwischen den Linienabständen und dem Atomgewicht zeigt sich eine einfache Beziehung, die einen Schluß auf das Atomgewicht von Radium erlaubt. 3. Hr. **Erman** machte Mitteilungen aus einem Bericht des Hrn. Dr. **Borchardt** über die **Tempelbauten auf Philae** nach ihrer Ueberflutung. Eine Schlammdecke hat sich auf der Insel nicht abgesetzt. Dagegen zeigen die Reliefs schon jetzt eine Abstumpfung der Kanten, und über der Wasserlinie tritt eine breite Salzausschwitzung an allen Wänden hervor. 4 Hr. **Engelmann** hat in der Sitzung am 3. Dezember 1903 eine Abhandlung des Hrn. Geh. Med.-Rats Prof. Dr. G. **Fritsch** hierselbst vorgelegt: **Die Retinaelemente und die Dreifarbentheorie.** Dieselbe soll in den Anhang zu den Abhandlungen des Jahrganges 1904 aufgenommen werden. 5. Hr. **Henri Becquerel** in Paris, Professor am Musée d'Histoire Naturelle und an der École Polytechnique, Mitglied des Institut de France, wurde zum korrespondierenden Mitglied der Akademie in der physikalisch-mathematischen Klasse gewählt.

25. Februar. Sitzung der **philosophisch-historischen Klasse.** Vorsitzender Sekretär: Hr. **Diels.** Hr. **Erman** las über die **Sphinxstele.** Er besprach die Inschrift, die sich zwischen den Tatzen der großen Sphinx befindet und die uns berichtet, daß König Thutmosis IV. infolge eines Traumes die Sphinx habe vom Sande reinigen lassen. Der ungewöhnliche Ton der Erzählung und ihre Orthographie machen es wahrscheinlich, daß sie erst in einer späteren Zeit entstanden ist; vielleicht sollte sie eine zerstörte Inschrift des Königs ersetzen.

25. Februar. Sitzung der **physikalisch-mathematischen Klasse.** Vorsitzender Sekretär: Hr. **Auwers.** Herr **Schwarz** las über diejenigen **Minimalflächen von algebraischem Typus,** welche längs keiner auf ihnen liegenden Linie singuläre Flächenelemente besitzen (Minimalflächen von algebraischem Typus ohne Rückkehrkante); ferner über **eine algebraische Identität,** welche mit der konformen Abbildung der Fläche einer Halbebene auf die Fläche eines Kreisbogendreiecks zusammenhängt, dessen Winkel $\frac{\pi}{7}, \frac{2\pi}{7}, \frac{\pi}{3}$ sind.

Die Identität ist folgende:

$$4(x-1)[3^8 x^3-2^3.3^6.x^2-2^7.3^3.5.x-2^9]^3+x[3^4.x-2^5]^7$$
$$\equiv[2.3^{12}x^5-3^{11}.11.x^4+2^4.3^8.71.x^3-2^7.3^5.197.x^2-2^{11}.3^3.23.x+2^{13}]^2.$$

Hr. **Schottky** machte eine weitere Mitteilung über die **Abelschen Funktionen von drei Veränderlichen.** Die Bestimmung der Nullpunkte von σ in Riemanns partikulärer Lösung wird auf eine kubische Gleichung zurückgeführt. — Hr. **Klein** legte eine Mitteilung des Hrn. Professors Dr. H. **Baumhauer** in Freiburg (Schweiz) vor: **Ueber die Aufeinanderfolge und gegenseitigen Beziehungen der Kristallformen in flächenreichen Zonen.** Es wird dargetan, daß die Flächenanlage nicht willkürlich erfolgt, sondern in derselben die Regelmäßigkeit sich zeigt, daß die Indices abgeleiteter Flächen von denen der Hauptflächen abhängig sind. — Hr. **Engler** überreichte folgende Druckschriften: Ascherson und Graeb, Synopsis der mitteleuropäischen Flora, Lief. 29—30. Leipzig 1904, und: Handbuch der Blütenbiologie, begründet von P. Kunth, fortgesetzt von Loew und Appel, 3 Teile, Leipzig 1898—1904.

•

Zur Orographie von Nord-Korea.

* In den Jahren 1897 und 1898 wurde eine Expedition unter Leitung von A. J. **Swegingzew** nach dem nördlichen Teil von Korea ausgesandt, um die Orographie dieses Berglandes zu erforschen und es topographisch aufzunehmen. Von Nowokiewskoje an der nordöstlichen Grenze Koreas ausgehend und sich zur Bewältigung der Arbeit in Gruppen teilend, nahm diese Expedition eine Marschroute von etwa 3½ Tausend Werst topographisch auf, indem sie ein Netz von 13 Punkten, die sie astronomisch bestimmte, zugrunde legte und an die früher gemachten astronomischen Bestimmungen anknüpfte. Nach Vollbringung dieser umfangreichen Arbeit harrte der Expedition die noch größere Arbeit, das so gewonnene Material zu verarbeiten und mit allen früheren Aufnahmen in diesen Gegenden zu vergleichen. Die Frucht dieses Fleißes wurde in einer ausführlichen Karte niedergelegt, die in verkleinertem Maße, von Swegingzew und einem seiner Mitarbeiter, Baron N. D. Korff, bearbeitet, auch schon im Buchhandel zugänglich gemacht ist. Das ganze bearbeitete Gebiet umfaßt den Norden Koreas bis zu einer Linie, die etwa auf dem 39. Breitengrade von Gensan im Osten bis Phjöngjang und Tschinampo im Westen reicht.

Das Gebirge, das Korea im Norden abschließt, erschien der Expedition als eine Reihe paralleler Gebirgszüge, die an eine Hochebene anschließen, die nach Osten zum Meere schroff abfällt, ohne jedoch, wie bisher angenommen wurde, hier von einer Gebirgskette eingesäumt zu werden. Auch die hervorragenden Gipfel wurden genau gemessen, von denen der höchste, Peiktussan, 9200 Fuß hoch sich erhebt, aber ewiges Eis nicht aufweist. Dieser Berg mit einem Kratersee auf dem Gipfel und die Hochebene zeigen vulkanische Entstehung. Auch südlich konstatierte die Expedition Swegingzews zwei Hauptgebirgszüge, von denen sie den südlicheren als Gebirge des Klimawechsels benannte, weil sie besonders in botanischer Hinsicht nach Norden ein der Mandschurei ähnliches Klima, nach Süden ein Südkorea sich näherndes vorfand. An diesem Gebirge bemerkte die Expedition auch eine ethnographische

Grenze daran, daß die Dolmetscher des Nordens nach Süden hin den Volksdialekt schlechter verstanden, ein Dolmetscher aus Söul aber sich im Norden schlecht verständigte. Zwischen diesen Parallelketten verlaufen die wenigen großen Flüsse, die von kleinen Zuflüssen gespeist werden. Das Gefälle ist dabei sehr stark, indem z. B. der Jalu im Nordwesten auf einer Strecke von 750 Werst von 8000 Fuß auf 1000 Fuß herabsteigt und der Tumangan im Nordosten, von 1300 Fuß auf 140 Fuß fallend, das Gebirge durchbricht, um ins Meer zu gelangen. Die Täler der Flüsse haben daher die Form tiefer Schluchten.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

* Zur Jahrhundertfeier von Schillers Wilhelm Tell veranstalten die Antiquarische Gesellschaft in Zürich, die Zürcher Kunstgesellschaft und der Lesezirkel Hottingen in Zürich eine Tell-Ausstellung, die vom 8. bis 29. Mai im Kunstgewerbemuseum (Schweizerisches Landesmuseum) in Zürich stattfindet. Die Ausstellung wird eine literarische, eine historische und eine künstlerische Abteilung umfassen und die bedeutendsten Dokumente enthalten, in denen die Tell-Sage in ihrer allmählichen Entwicklung, die Tell-Dichtungen vor Schiller und Schillers Tell selber in seiner Entstehung und in seinen Darstellungen auf der Bühne, namentlich in den Volksaufführungen in der Schweiz und in seinem Einfluß auf die bildende Kunst sich verfolgen läßt. Die Arbeiten übernimmt ein aus Delegierten der beteiligten Gesellschaften und zugezogenen Experten bestehendes Ausstellungskomitee, das allfällige Mitteilungen unter der Adresse: Tellausstellung, Bureau des Schweizer. Landesmuseums in Zürich, gerne entgegennimmt.

* Etwa 150 Kisten von Fundstücken der deutschen Ausgrabungen in Milet sind dieser Tage in Berlin angekommen.

* Aerztliche Versammlungen. Die diesjährige Versammlung des Vereins bayerischer Psychiater findet am Pfingstdienstag, den 24. Mai 1904, in Ansbach statt. An die Verhandlungen soll sich eine eingehende Besichtigung der neuen Kreisirrenanstalt zu Ansbach anschließen. Anmeldungen von Vorträgen werden bis 10. April c. an Dr. Bocke (München) erbeten. — Am 23. Mai findet zu Heidelberg die 11. Versammlung süddeutscher Laryngologen statt. — Die 13. Versammlung der Deutschen otologischen Gesellschaft findet am 20. und 21. Mai d. J. zu Berlin statt. — Das Organisationskomitee des Internationalen Tuberkulosekongresses in Paris hat beschlossen, den Kongreß um ein Jahr zu verschieben und denselben vom 2.—7. Oktober 1905 in Paris abzuhalten. Diese Entscheidung wurde mit Rücksicht auf die Internationale Ausstellung in St. Louis und den vom 3. bis 6. Oktober 1904 dort stattfindenden Internationalen Tuberkulosekongreß getroffen.

* Ernennung. Zum Direktor des Städelschen Instituts in Frankfurt a. M. wurde der Privatdozent für Kunstgeschichte an der Universität Halle, Dr. Ludwig Justi, gewählt.

⁂

Hochschulnachrichten.

hc. Darmstadt. Dem Assistenten am hiesigen physikalischen Institut, Privatdozenten für Physik und Photographie an der Technischen Hochschule Dr. Karl Fritsch ist ein Lehrauftrag für Photographie erteilt worden.

* Bonn. Dem Professor der Staatswissenschaften an der Handelshochschule in Köln Dr. jur. et phil. Chr. Eckert ist im Nebenamt eine außerordentliche Professur in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität übertragen worden. Er wird im kommenden Semester neben den vorgesehenen Vorlesungen in der Kölner Hochschule eine vierstündige Vorlesung über Allgemeine Volkswirtschaftslehre an der Bonner Universität halten.

* Berlin. An der hiesigen Universität ist eine neue außerordentliche Professur für mittelalterliches Latein geschaffen worden, die dem bisherigen hiesigen Privatdozenten Dr. Paul v. Winterfeldt übertragen worden ist. — Der kaiserliche Gesandte z. D. Geh. Rat R. Krauel, der sich durch mehrere Veröffentlichungen zur Preußischen Geschichte einen bekannten Namen gemacht hat, soll zum Herbst eine ordentliche Professur für Rechts- und Staatswissenschaften an der Berliner Universität übernehmen.

* **Rostock.** Der Professor der inneren Medizin und Direktor der Universitätsklinik Geheimer Medizinalrat Dr. Theodor Thierfelder, der dem Lehrkörper der hiesigen Universität von 1855 bis 1901 angehörte, ist am Montag Abend gestorben. Der Verstorbene war am 10. Dezember 1824 geboren; sein Sohn gehört derselben Fakultät als Direktor des pathologischen Instituts an.

* **Aus Oesterreich.** Der mit dem Titel eines außerordentlichen Universitätsprofessors bekleidete Privatdozent und Gymnasialdirektor Dr. Eduard Martinak in Graz wurde zum außerordentlichen Professor der Philosophie und Pädagogik an der dortigen Universität ernannt und ihm der Titel und Charakter eines ordentlichen Universitätsprofessors verliehen; der Privatdozent an der Universität in Wien Dr. Leo Kellner wurde zum außerordentlichen Professor der englischen Philologie an der Universität in Czernowitz ernannt.

* Aus Frankreich. In Paris starb der bedeutende Mineraloge und Geologe Fouqué. Er war seit 1881 Mitglied des Instituts, Professor am Collège de France und Leiter des geologischen Laboratoriums an der Hochschule. Er erreichte ein Alter von 76 Jahren.

⁂

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Wilh. Münch: Zukunftspädagogik. Utopien, Ideale, Möglichkeiten. Berlin 1904. G. Reimer. 269 S. — Bücher-Verzeichnis der öffentlichen Bücher- und Lesehalle in Erlangen im alten Schulhause am Luitpoldplatz. Erlangen 1903. E. Th. Jacob. 30 S. — Dr. Wilhelm Breitenbach: Ernst Haeckel. Ein Bild seines Lebens und seiner Arbeit. (Gemeinverständliche darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Heft 11.) Odenkirchen 1904. Dr. W. Breitenbach. 107 S. — Dr. Karl Peters: Mr. Chamberlains Zollreform und Deutschland. Vortrag, geh. im Nationalliberalen Verein zu Hannover am 8. Januar 1904. Hannover u. Leipzig 1904. Hahnsche Buchhandlung. 19 S. — Dr. Albert Fries: Platen-Forschungen. I. Zu dem dramatischen Nachlass. II. Zu den Werken und Tagebüchern. (Berliner Beiträge zur Germanischen und Romanischen Philologie. XXVI. Germanische Abteilung Nr. 13.) Berlin 1903. E. Ebering. 126 S. — W. Schultz-Riesenberg: Italien in einem Bande. Praktisches Reisehandbuch. 2. Aufl., vollständig neu bearb. (Griebens Reiseführer. Band 80.) Berlin 1904/05. Albert Goldschmidt. 343 S. — Derselbe: Die Riviera. Praktischer Reiseführer. 6. Aufl. Griebens Reiseführer. Band 79.) Ebenda 1904/05. 204 S. — Derselbe: Neapel und Umgebung, einschliesslich Vesuv, Pompeji, Sorrent, Amalfi, Capri etc. Praktischer Reiseführer. Ebenda 1904/05. 152 S. — Dr. P. Maag: Der Weg zur Gesundheit. Medizinische Betrachtungen für denkende Laien. Zürich 1903. Schulthess u. Co. 161 S. — Fernand Baldensperger, Professeur à l'Université de Lyon: Goethe en France. Étude de littérature comparée. Paris 1904. Hachette et Cie. 383 S. — Dr. Karl Dändliker: Geschichte der Schweiz mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklung des Verfassungs- und Kulturlebens von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Nach den Quellen und neuesten Forschungen gemeinfasslich dargestellt. In drei Bänden. Bd. I. 4., verb. u. verm. Aufl. 733 S. 1900. Bd. II. 3., verb. u. verm. Aufl. 861 S. 1902. Bd. III. 3., verb. u. verm. Aufl. 955 S. 1904. Register. Hergestellt unter Mitwirkung des Verfassers von Walter Wettstein, cand. hist. 63 S. 1904. Zürich. Schulthess u. Co.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Gabriele d'Annunzio und seine dichterische Entwicklung. Von G. Busolli.

50 Jahre Denkmalpflege in Oesterreich. Von Dr. Frankfurter (Wien).

II. Bücher und Zeitschriften.

O. Rosenbach: Arzt contra Bakteriologie. — M. Herbert: Einsamkeiten.

III. Allgemeine Rundschau.

Die heiligen Bücher des Ostens. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Gabriele d'Annunzio
und seine dichterische Entwicklung.

Von G. Busolli.*)

„Was kann die Kritik anderes sein, als die Kunst, die Kunst zu genießen? Was kann das Amt des Kritikers sein, wenn nicht das, das schöne Menschenwerk zu verstehen und zu empfinden, um dann das Erkannte zu gestalten, und mit allen Mitteln des geschriebenen Wortes das Empfundene zum Ausdruck zu bringen?“

G. D'Annunzio.

(Vorrede zu „La Beata riva“ von A. Conti.)

Im Februar 1880 — also als die ersten **Odi Barbare** Giosuè Carduccis bereits erschienen waren und der Kampf zwischen Idealisten und Veristen heiß tobte — sandte ein junger Mann von sechzehn Jahren aus dem **Collegio Nazionale** zu Prato, dessen Schüler er war, ein Schreiben an G. Chiarini, in welchem er Kunde gab von einem kurz zuvor veröffentlichten ersten Bändchen Gedichte mit ganz neuem, einschmeichelndem Frühlingsduft, Himmelsblau und Sonnenschein verkündenden Titel, das — nach Carduccischem Muster — die Widmung trug „**Mihi, musis et paucis amicis**“, und als Ankündigung oder Vorwort das Distichon des Properz:

Non haec Calliope, non haec mihi dictat Apollo:
Ingenium nobis ipsa puella facit.

Dieser junge Mann besaß üppiges goldenes Gelock und wundervolle blaue Augen, die in heller Begeisterung flammten, und nannte sich Gabriele d'Annunzio; ein Name und Zunahme von sanftem lieblichen Klang, und gleich dem Titel des Gedichtbändchens „**Primo vere**“ ausdrucksvoll und sehr bezeichnend, als ein Symbol oder eine Allegorie, oder auch wie die unerwartete Erscheinung und Offenbarung eines Wunders, von mystischem Weihrauchduft umhüllt und mit einem Glorienschein umgeben.

Es scheint jedoch, daß der Verfasser nicht ganz zufrieden war, nicht einmal mit dem Glück, einen so schönen Namen zu tragen; denn in Parenthese fügte er ein Anagramm mit dem Gattungsnamen Floro hinzu. Er teilte mit, daß er außer Gabriele d'Annunzio auch Floro Bruzio hieß.

Ich erwähne diese an sich unbedeutenden Einzelheiten, weil sie eine Seite des Charakters des Dichters enthüllen, und zwar den schwachen Punkt, den auch große Männer besitzen und der eine ihrer Eigentümlichkeiten bildet, gewissermaßen die **conditio sine qua non** ihres Genies: die bekannte Achillesferse.

In dem Briefe berichtete der junge Mann von sich und seinem Wesen und wie er unversehens Dichter geworden sei.

Ich entnehme denselben einem inzwischen selten gewordenen Buche G. Mazzonis,[1]) das die Profile einiger damals ganz jungen, dem Verfasser befreundeten Dichter enthält; er lautet:

„Ich bin ein Abruzzese aus Pescara; ich liebe mein Meer mit aller Kraft meiner Seele und hier, in diesem Tal, an diesem staubigen Flusse (er meinte den Bisenzio) leide ich an Heimweh. Seit sechs Jahren befinde ich mich im **Collegio** (Internat) und bin desselben so überdrüssig, daß es nicht zu sagen ist. Bis zum November 78 war mir nie ein Vers gelungen und ich glaubte mich wirklich nicht dafür veranlagt. Stellen Sie sich nur vor, daß ich in der vierten Klasse, als der Priester-Professor uns ungebundene Verse über die Schlacht bei den Thermopylen aufgab, zweiundfünfzig machte, von denen mir drei übrig blieben! ... Im November 78, wie gesagt, als ich aus den Herbstferien zurückkehrte, hielt ich mich drei oder vier Tage in Bologna auf. Ich hatte von **Odi Barbare**, von Realismus, von Kampf um die Kunst reden hören und teils aus Neugier, teils weil die koketten Elzevirs mich lockten (da haben wir die schwache Seite, die überdies jetzt der Anfang und — wer kann es sagen? — vielleicht die direkte wenn auch zufällige Ursache ist, welche ihn auf den Weg leitet, den er im Studium und im Leben einschlägt und der ihn dem seiner wartenden großen Erfolge entgegenführt), kaufte ich mehrere Bände der Zanichellischen Ausgabe. Unter diesen waren die Oden Carduccis mit dem Vorwort von G. Chiarini. Carducci war mir wenig bekannt; ich erinnerte mich, einige seiner Dichtungen in der Anthologie von Puccianti gelesen zu haben. Ich hatte von ihm sprechen hören bei Gelegenheit der Gedichte Leopardis. In jenen Tagen verschlang ich alles mit seltsamer, fieberhafter Erregung und fühlte mich verwandelt. Mein Haß gegen Verse verschwand wie durch Zauber und an seine Stelle trat eine leidenschaftliche Neigung zur Poesie. Mehr als zehnmal nacheinander las ich jene prächtige Vorrede und lernte alle barbare auswendig. Die Tage verbrachte ich damit, über alcäische und asklepiadische Strophen zu sinnen, auf Gleitverse Jagd zu machen, laut den Horaz zu lesen und eine Menge Papier zu bekritzeln. Der Mathematik-Professor war in Verzweiflung: ich brachte es nicht mehr fertig, die einfachste Gleichung zu lösen. ... Am Ende des Jahres sammelte ich alle meine Oden in einem Heft, das ich mit nach Hause nahm. Unter dem Lobgesang der Freunde (ach, Ihr lieben Freunde!) kam ich selbst zu dem Glauben, daß meine Verse der Veröffentlichung würdig seien, und eines schönen Tages

*) Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen von E. Müller-Röder.

[1]) Poeti giovani, Livorno 1888.

(Gott verzeihe es mir!) gab ich alles in die Druckerei .... das Uebrige wissen Sie."

Der unmittelbare Antrieb zu seiner ersten Dichtung rührte also von Giosuè Carducci her.

Ganz eingenommen von dem Zauber, der von diesem Bändchen lyrischer Gedichte ausging, von dem eigenartigen, frischen, seltenen Duft, der auch offenbaren Carducci'schen und Stecchetti'schen Nachahmungen entströmte, stellte Chiarini bald nach Empfang jenes Schreibens, mit sehr schmeichelhaften und herzlichen Worten voller Anerkennung im Fanfulla della Domenica den Dichterjüngling dem Publikum vor. „Er besitzt bereits — bemerkte der ausgezeichnete Kritiker — das Gefühl für Rhythmus und Aufbau; Vers und Strophe gelingen ihm im allgemeinen sehr gut; man fühlt, daß wie das Bild, so auch die Diktion ihm leicht und reich zu Gebote steht; er versteht selbst die besondere, genaue, wirksame Formel zu suchen und nicht selten zu finden." Chiarini merkte mehr als einen verfehlten Vers an, irgend ein nicht zutreffendes oder überflüssiges Wort, eine Schwäche im Ausdruck; doch er warf ihm vor allem, und mit Bedauern, ein sehr schlimmes Vergehen vor: „das Zurschautragen von Empfindungen und Gelüsten, die ich nicht für wahr halten mag. Das Gedicht Ora satanica ist ein dichterisch und moralisch häßliches Ding. Ein junger Mann von sechzehn Jahren, voll Geist und Herz, voll Begeisterung für das Schöne und für die Kunst, wie unser Dichter es unzweifelhaft ist, muß nach Besserem Verlangen tragen, als nach Hexensabbat und wahnwitzigem Geschrei, nach Hetärenbusen, an denen nachts zu ruhen . . . Solches Begehren kann nur der Schaum sein, der in einem Moment ungesunder Inspiration oder irregehender Begeisterung seinem Gehirn entquillt." Vielleicht — fügt der Kritiker hinzu — sind die von ihm ersehnten Hetären ebenso reale Gestalten wie die Muse, deren „heißen Kuß er auf seinen Lippen fühlt und an deren voller Brust er glückliche Stunden verträumt".

Freilich enthielten jene Verse manches schlüpfrige Epitheton, manche stark sinnliche Darstellung. Es war, als ob der jugendliche Dichter in der Glut seines unterdrückten und deshalb nur um so ungestümeren Verlangens mitunter, ohne dessen inne zu werden, die Muse mit einem wirklichen weiblichen Wesen verwechselte.

Chiarini hoffte, daß Zeit und Studium die Dichtung d'Annunzios von dieser und jeder anderen Schlacke reinigen würden, denn, sagte er, „der junge Mann besitzt nicht bloß Talent, sondern auch Liebe zur Kunst und Fleiß; er liest, er genießt die großen Dichter des Altertums, er liebt, bewundert und versteht den vollendetsten der lateinischen Lyriker, Horaz."

Wie sehr Chiarini in dieser Hoffnung getäuscht wurde, das hat er später selbst erkannt. In dem jungen Manne lagen die Keime der Sinnlichkeit und waren bereits in der Entwicklung begriffen, und die Sinnlichkeit ist eine physiologische Eigentümlichkeit der lateinischen Rasse, die sich allerdings hin und wieder in den prächtigsten Kunstformen offenbart. Die größten lateinischen und auch italienischen Lyriker waren Sinnenmenschen. Jener Vorwurf war gerecht, aber Chiarini erkannte nicht oder wollte nicht erkennen, wie gleich in jener ersten Probe von klangvollen, schimmernden, schlüpfrigen, saftgeschwellten Poesien sich die echte, unverfälschte Natur des Südländers mit ungezügelter Aufrichtigkeit enthüllte; wie mit ungestümer junger Kraft, in üppiger, neuer, eminent künstlerischer Form, gleichsam als lebendige, noch nicht durch Vermischung mit anderen Völkern und Rassen, anderen Sprachen und Literaturen erstickte Tradition, in unserer Literatur wiederum, in unserem unglücklichen italienischen Vaterlande der antike Geist unseres Volkes zur Offenbarung gelangte.

Nach dem ungeheueren und wahrhaft wunderbaren Bemühen, uns von dem fremden Joche zu befreien; nach langen Jahren erbitterten, mühseligen Kampfes, während welcher jener schöpferische Geist verstummt schien; im höchsten, verzweifelten Streben nach der so lange erträumten Befreiung und Einigung des Vaterlandes; bei dem ersten berauschenden Hauch der Freiheit erscheint er wieder, dieser schöpferische, gewaltige Geist unserer Vorfahren. Und mit ihm kommen die Vorbilder unserer Sprache wieder zu Ehren: Nie zuvor sind die besten und vollendetsten der lateinischen Lyriker, Ovid, Tibull, Catull, Properz, mit mehr Liebe und Eifer studiert worden. Dem Geist des Künstlers erschließt sich ein neues Leben, der Horizont wird weiter, der Himmel klar. Und ein heller Stern geht auf, der über die ganze Halbinsel hin die Verheißung einer Wiedergeburt ausgießt: Giosuè Carducci. Die Sprache, das notwendige Werkzeug der Kunst, die so sehr vernachlässigt worden war, wird wieder studiert, gepflegt, in ihrem innersten Wesen erforscht, in der ganzen mannigfachen Bedeutung ihrer Zeichen, Laute und Formen.

In diese glückliche Zeit mit ihrer gesunden Richtung fiel Gabriele d'Annunzios erste Entwicklung, wie aus dem oben angeführten Briefe hervorgeht. Welches Wunder nun, wenn bei der Lektüre jener klassischen Lyriker seine Seele in gleichem Rhythmus erbebte? Vielleicht sah und erkannte er sich selbst gar nicht in jenen erotischen Visionen, die er mit schmeichelndem Wort in harmonische, klare Formen bannte?

Und in dieser Frühzeit beginnt sein Dichterruhm: mit sechzehn Jahren! — Auch diejenigen Literaten von damals, welche Carduccis Odi Barbare feindselig oder doch mit sehr bewußter Zurückhaltung aufgenommen hatten, schienen vor dieser Offenbarung eines Jünglings von Bewunderung erfüllt. Der Kritiker der Nova Antologia wies auf die ungewöhnliche Kühnheit der Bilder hin, auf den beweglichen Satzbau, das ausdrucksvolle Kolorit, die Leichtigkeit des Verses und die korrekte Diktion. Häufig — fügt er hinzu — haben seine carmina etwas Musivisches: aber es ist gut ausgeführtes Mosaik. Und nachdem er einige der besten Stellen angezogen, schließt er mit den Worten: „Es ist manierierte Poesie, gut; ich möchte sogar sagen: sie schmeckt noch nach der Schule; aber das Material ist ausgezeichnet und man darf nicht vergessen, daß d'Annunzio ganz jung ist; warten wir, bis er aus dem Becher des Lebens getrunken hat, bis jene Formen vom lebendigen Dasein durchdrungen sind und jene Belebung empfangen haben, die nur durch die reale Kenntnis der Dinge kommt. Heute ist d'Annunzio noch ein Nachbildner: aber der Nachbildner von heute kann der schöpferische Dichter des kommenden Tages sein!"

Oh, der Rat war nicht verloren und es hätte desselben leider gar nicht bedurft; denn der Becher erschien dem durstigen Munde des Jünglings fast unzulänglich! Das reale Verständnis der Dinge aber, scheint mir, hatte die lebendige und feine Intuition d'Annunzios ihm damals besser offenbart, als er es in der Folge erfaßte.

Stellen wir uns nun vor, welchen Eindruck diese wohlwollende und sehr schmeichelhafte Beurteilung von so angesehener Seite auf den erregbaren Charakter des Jünglings machen mußte, der sie in der Klausur seines Internats las? Er also mochte der schöpferische Dichter der Zukunft werden? . . . Das Fieber des Ruhms, das ungeduldige Verlangen, denselben zu ergreifen, spornen seine Eigenliebe, entzünden seine Phantasie: er erbebt von ungekannter, tiefer Bewegung. Sein verzückter Geist entwirft weite, prächtige Pläne, wie er selbst uns später sagt:

Non era il Mar, non era
il Ciel sì vasto come il mio disegno! . .

Fest wie der Adler in die Sonne blickt, blickt er auf die strahlende Zukunft, die seiner wartet. Und das Lob berauscht ihn nicht bis zu dem Punkte, daß es ihn zu beschaulichem leeren Müßiggang verleitet hätte: er stählt seine starken Muskeln durch die Arbeit. Manchesmal freilich erfaßt ihn Mutlosigkeit, wenn der Weg ihm allzu lang und mühsam und dornenvoll erscheint. Werden seine Kräfte ausreichen? Oder wird er auf halbem Wege erschöpft und überwunden stehen bleiben? . . . Doch diese schlimmen Momente gehen vorüber: vielleicht ermutigen ihn die mahnenden Worte des Horaz und Tassos. Die Hoffnung nimmt ihn dann wieder auf ihre starken Flügel, trägt ihn hoch und höher hinauf und er ist glücklich. Er schreibt an Chiarini: „Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen, und doch war es für mich eine köstliche Nacht.

Mit hoffnungsvollem Verlangen habe ich meine schönsten, sonnigsten Träume geträumt, mit Entzücken habe ich mir meine ferne Zukunft ausgemalt, und hundertmal habe ich den gesegnet, der meinen Geist zur Genesung geführt, der die Verzagtheit meines Herzens hinweggenommen und mir mit freundlicher Geberde den Weg gezeigt, den ich zu gehen habe. Und heute früh habe ich mich mit neu belebter Seele erhoben!" Welchen Reiz, welchen Zauber atmen diese Briefe eines Jünglings, der den Ruhm ersehnt!

Ein anderesmal schreibt er: „Ich habe Ihnen die ganze Zeit nicht geschrieben, weil ich mich mit einer kleinen Arbeit abmühte, die ich Ihnen in diesen Tagen schicken werde. Ich habe mit einer Erregung studiert und geschrieben, wie sie zwei- oder dreimal im Jahre über mich kommt, einige Wochen anhält, um dann zu verschwinden und mich mit wirrem Kopf und grenzenloser Unzufriedenheit zurückzulassen. Ich weiß nicht, was es ist." — Er versuchte sich darin, aus dem Lateinischen zu übersetzen: Catull und Tibull; und er übersetzte mit seltener Leichtigkeit und Gewandtheit und wußte in ganz überraschender Weise den Ton des Originals zu treffen. An die Griechen wagte er sich noch nicht: „Ich fühle, daß ich ihnen zu wenig gerecht werden würde. Bei Gott aber auch, was für eine Sprache!" Doch auch mit ihnen wagte er es binnen kurzem und war zufrieden über seine Kühnheit: „Ich habe mehrere kleine Uebersetzungen unter der Hand und streite mich jetzt mit dem Griechischen herum. Es ist wie gewöhnlich Begeisterung, Leidenschaft. Stellen Sie sich vor, daß ich in einer Woche sechs Gesänge Homers in Hexameter übersetzt habe, den an Selene, den an Mars, an Apollo, an Neptun, an Bacchus, an Aphrodite, und jetzt schicke ich mich an, im gleichen Versmaß den großen Gesang an Aphrodite zu übersetzen: dies und die Ausfeilung der anderen soll meine Ferienarbeit sein."

Gute Vorsätze — fügt Mazzoni hinzu — wie auch der: „Wissen Sie was? Ich habe beschlossen, ein Jahr lang keine Verse mehr zu machen; ich glaube, ich werde alsdann origineller und . . . gemäßigter sein: meinen Sie nicht auch?" Doch Dichtergelübde, bemerkt Mazzoni, hatten immer einige Aehnlichkeit mit denen der Seefahrer, und die metrischen Zeichen schwirrten ihm so beharrlich durch den Kopf, daß für arithmetische kein Raum blieb. „Wissen Sie, daß die Mathematik mir eine Qual ist? Sie gelingt mir ja ausgezeichnet, aber sie widerstrebt mir derart, daß ich mich auf das äußerste anstrengen muß, um eine Seite Algebra oder Trigonometrie zu lesen. Kaum glückt es mir, so möchte ich alles im Stiche lassen."

Schwungvoll und mit ungezügelter Leidenschaft ruft er dagegen seine Muse an wie eine Geliebte:

Oh torna, torna, rispondi agli inviti gentili,
Ho sedici anni, regina bella, e t'amo!

In demselben Jahre (1880) veröffentlicht er ein Gedicht „In memoriam", und eine zweite Ausgabe seines Primo vere „mit Feder und Feuer verbessert und vermehrt." Im Jahre 81 verläßt er endlich das Collegio und atmet die Luft der Freiheit mit einem Gefühl von Wollust, dem freigelassenen Fohlen gleich, das in das weite Gefilde hinauseilt. An die Adria, sein geliebtes, blaues Meer kehrt er zurück, und der Gedanke an ein helles Mädchenbild von Fiesole begleitet ihn. Das Herz voller Hoffnungen, den Sinn voller Träume, kehrt er heim. Oh, der heiße Lebensdrang, die schöne, kühne, arbeitsame, unbekümmerte, kraftvolle Jugendzeit!

O Mare, o Gloria, o forza d'Italia,
alfin dai liberi tuoi flutti a l'aure
come un acciar temprata
la giovinezza sfolgori!

Vom April 1881 bis zum Frühjahr 1882 verfaßte er seinen Canto Novo: ein Bändchen „Babare", in dem er sich in fast allen Versmaßen der lateinischen Lyriker versucht und hier und da Sonette von wundervollem Gefüge einschaltet, die einen Klang haben wie gegossenes Metall.

Welch' eine Jugendfrische lebt in dieser Sammlung, welch' ein Sturm von Leidenschaft! „Von Blatt zu Blatt pulsiert junger, lebendiger, schöpferischer Drang." Es ist die Dichtung einer Seele, die sich unter den heißen Sonnenstrahlen, oder im verschlungenen dunklen Laub, oder vor den meergrünen Wogen berauscht an toller, wilder Jugend.

Und doch: wie fein und zart und voll sanfter Empfindung ist die Widmung in Form eines Sonetts:

O strana bimba da li occhioni erranti,
misteriosi e fondi come il mare,
bella bimba, ne' miei poveri canti
il tuo sorriso no'l potei fermare!

Pur, le strofe d'amore susurranti
con un leno susurro d'alveare
passando a frotto il cerchio degl' incanti,
bianca maga, ti fanno addormentare

mentre guardi sfumar ne' tôni fini
d'un vespro melanconico la vetta
de'l colle: nembi d'effluvi marini

par ti giungano, o sogni una goletta
entrante in porto a'venti mattutini
fra li opâli de l'acqua violetta.

Wie kühn und dreist und jugendstolz das letzte:

Io mi affretto a le pugne. Cavaliero
ignoto in arme brunita cavalco
per la campagna scabra, ma un pensiero
superbo m'arde ne l' occhio di falco.
Guardan le turbe; e — Chi è questo altiero
fanciul che passa? — elle ghignano. Io valco
senza tema i roveti, ed un pensiero
superbo m'arde ne l' occhio di falco.
A tratti a tratti diritto in arcioni
io sto in ascolto con feroce angoscia
se rechi il vento clamor di battaglia,
ed a'l cavallo pianto gli speroni
senza pietà giù ne' fianchi, e a la coscia
provo la punta della mia zagaglia.

Und in dem allem: welch ein Reichtum an Licht und Farben, welch' ein froher, heller Klang!

Bald darauf erscheint ein Band Novellen und Skizzen aus den Abruzzen, betitelt „Terra Vergine".

Wenn ich an das Buch denke und an den Tag, wo es mir vor vielen Jahren in die Hände fiel, als ich noch ein Knabe war und den Kopf voll Romantik und falschem Idealismus hatte, so empfinde ich noch heute den lebendigen tiefen Eindruck, den es mir damals gemacht. Das war eine ganz neue Sprache, reich an schönen, farbigen Bildern, voller Wohlklang und fremdartigem Duft. Was für wunderbare Landschaften! Was für zauberische Seestücke! Die Gestalten des heimatlichen Bodens traten hervor wie auf einem Bilde Michettis.

Auch dieses Buch war eine Offenbarung: der Dichter zeigte sich als tüchtigen, sehr melodischen Prosaiker, als einen Künstler von hervorragend eigenartiger Begabung.

Diesem Novellenbande folgten in kurzer Frist Il libro delle Vergini und San Pantaleone, in welchem er noch feineres künstlerisches Empfinden zeigte, ein schlichteres Maßhalten in Formen und Farben und eine vollendete Meisterschaft in der Schilderung der Landschaft.

*

„Terra Vergine", der „Canto Novo" und „Il libro delle Vergini" waren in den eleganten, zierlichen Bändchen, die heute selten geworden sind, in Rom bei Sommaruga erschienen.

Und nach Rom kam unser Dichter im Winter 1882.

Der Kreis von Literaten und Künstlern, der sich damals in der Redaktion des Capitan Fracassa und um den Verleger Sommaruga zu versammeln pflegte, empfing den Jüngling, dem der Ruhm vorausgegangen war, mit rauschender Begeisterung.

Scarfoglio erzählt von der Ankunft d'Annunzios: „. . . aus den Abruzzen kam der Achtzehnjährige nach Rom und suchte mich sogleich auf. Ich erinnere mich sehr

gut, daß ich in der Redaktion des Capitan Fracassa auf einem Divan lag und gähnend dem Geschwätz all der Leute zuhörte; beim ersten Anblick des kleinen Menschen mit dem Lockenkopf und den sanften Mädchenaugen, der mit gleichfalls mädchenhafter Stimme meinen Namen nannte und den seinen, war ich seltsam betroffen und sprang sogleich auf. Und bei allen, die ihn sahen, war der Eindruck der gleiche. Wir führten ihn in den Salon und alle sammelten sich um ihn. Niemals fand selbst ein erfolgreicher Dramatiker dort, wo Bewunderung und Neugierde so leicht und so lebhaft zum Ausdruck gelangen, einen so herzlichen Empfang. Und überall, wohin ich ihn führte, war es dasselbe; sogar das verdrießliche Gesicht Sommarugas erhellte sich beim ersten Anblick dieses Knaben zu einem Lächeln. Mit Ungeduld und Neugierde hatte man ihn erwartet; seine große Jugend, die Sympathie, die sein Aeußeres, seine Rede, sein mädchenhaftes Wesen erweckte, eroberte ihm im ersten Augenblick die römische Welt, die so manchem unzugänglich erscheint und doch so gern ihre Türen auftut. Gabriele erschien wie die Verkörperung des romantischen Ideals eines Dichters, und bei näherem Bekanntwerden nahm die Zuneigung und Bewunderung nur zu. Im Winter und Frühjahr 1882 war Gabriele für uns alle der Gegenstand einer unglaublichen Vorliebe, fast eines Kultus. Er war so sanft, so zutunlich, so bescheiden; seinen jungen Ruhm trug er mit solcher Anmut, daß alle sich in Freundschaft zu ihm hingezogen fühlten wie zu einem reizenden Wunder, das in der Banalität des literarischen Lebens nicht allzu oft erscheint. Einem Jeden, der ihn zum erstenmal sah, entlockte er einen Ausruf des Staunens, und ich erinnere mich insbesondere der Worte Carduccis, als er ihm vorgestellt wurde."

Dieser erste Aufenthalt in Rom ist von großer Bedeutung; bezeichnet er doch eine vollkommene Umwandlung im Leben und im Schaffen unseres Dichters. —

„Nach dem auf das Jahr 1870 gefolgten Aufraffen" — schreibt L. Lodi als Augenzeuge — „vor der Baukrisis, dem Bankkrach, der Krisis in Afrika und allen anderen wirtschaftlichen, moralischen und politischen Krisen, glich das damalige Rom in mancher Hinsicht dem Rom in der ersten Hälfte des Cinquecento. Statt sienesischer Geldwechsler und Kaufleute gab es weniger gebildete Bauspekulanten und Wechselfabrikanten, die von jedem Teile der Halbinsel hierher geströmt waren. In der herrschenden Klasse, den bunt zusammengewürfelten Menschen, denen sich plötzlich der Reichtum erschloß, bestand ein gieriges Verlangen nach Vermögen und Genuß und die Aufdringlichkeit des noch nicht vom Rückschlag geknickten Protzentums. Verstanden die modernen Courtisanen nicht, gleich den antiken, die lateinische Sprache, so verstanden sie dafür Französisch und schulten sich an jener herabwürdigenden Literatur des zweiten Kaiserreichs, der auch die Tragödie der Niederlage weder zur Veredlung, noch zur Belehrung gedient hatte. Auch der Buchhandel nimmt in jenem kurzen Zeitraum seinem Usus und bisweilen seinem Inhalt nach die Verschmitztheit und Zweideutigkeit eines feilen Gewerbes an."[2])

Es währte nicht lange, daß Gabriele d'Annunzio sich mit Leib und Seele jener frivolen, oberflächlichen, verrotteten Gesellschaft überlieferte. Geschmeichelt von der jubelnden Aufnahme, die ihm zuteil geworden: mit der ihm innewohnenden Genußsucht und dem Begehren, das, zuvor zwischen den Mauern des Internats, hernach in liebevoller mütterlicher Ueberwachung unterdrückt, jetzt zum Riesen anwuchs, hielt er diese Welt für die wahre, echte, von ihm erträumte — und stürzte sich hinein mit der ganzen Glut seines südlichen Temperaments.

Und in einem solchen Milieu kommt ihm die angeborene Aufrichtigkeit und Einfachheit allmählich abhanden; er streift die gesunde Natürlichkeit ab, die seine ersten Jugendarbeiten belebt. Der Inhalt seiner Dichtung wandelt sich; nichts mehr von Canto Novo und Terra Vergine und der heiteren Lebensfreude, von der er vorher erfüllt war, sondern traurige Verirrung der Sinne und der krankhafte Kitzel der Lust. Die Stimme menschlichen Leids und Elends, der Fluch der Ueberwundenen dringen nicht mehr zu seinem Ohr, sondern nur das ausgelassene herausfordernde Lachen Hellas. Er zieht ein neues Kleid an, aber sein Sinn wird irregeleitet, verderbt; „mit Wollust schlürft er das Entzücken lügnerischen Lobes und der Schmeichelei. Die Frauen, die seine Verse vielleicht nicht gelesen, sicherlich aber nicht verstanden hatten, sind von krankhafter romantischer Bewunderung für ihn durchdrungen."[3]) Lange Zeit verbringt er in völligem Müßiggang. „Die Kunst, die vorher für ihn fast ein Lebensfaktor war, wird zu einem Kinderspiel zum Vergnügen der armseligen Frauen, die Sonette für ihre Albums oder ihre Fächer begehren, wie sie sich japanische Vasen für ihren Nipptisch wünschen."[4])

Drei Jahre später war er nicht mehr derselbe! Wie sehr, ach, wie sehr verändert an Körper und an Geist! Er selbst schreibt einem Freunde: „Ich fühle mich jetzt nicht im vollen Besitz meiner ganzen physischen und geistigen Fähigkeiten. Ich bin erschlafft durch die Liebe und die Freuden der Liebe. . . . Die einstige frohe Gesundheit besitze ich nicht mehr: oft schmerzen mich meine Augen und diese Unannehmlichkeit verhindert mich, mich zu beschäftigen und versetzt meine Nerven in den gereizten Zustand, den die kleinen Uebel mit sich bringen. Weißt du, was ich möchte? Schnee und große Kälte wünsche ich mir, die mich zur Bewegung im Freien nötigte, zu langen Spaziergängen und vollem Einatmen heilkräftiger Luft. Ach! Wenn doch der Schnee von der Maiella oder dem Montecorno herunterkäme! Er wird gewiß kommen: denn mit der Leidenschaft eines Liebenden rufe ich ihn herbei!"[5]) Sein Geist also ist wachsam, auch inmitten so großer moralischer Verworfenheit und Verderbtheit: er hat das Bewußtsein seiner Schmach, des elenden Zustandes, in den er verfallen ist, und er bringt diese Empfindung in ernsten melancholischen Versen zum Ausdruck; namentlich das Herannahen des Frühlings weckt ihm so viel liebe, ferne Erinnerungen und mahnt ihn an seine fröhliche, tapfere Arbeitsfreude von einst.

Primavera, su i tepidi guanciali
volgo per me sempre notturna l'Ora.
In vano il tuo novello sole indora
mattutino i deserti davanzali.

I mandorli con vesti nuziali
ridono dunque ne l'azzurro ancora?
L'arbuscello pieghevole s'infiora
su 'l rivo? Il lino ondeggia nei novali?

Non li vedranno questi occhi oscurati.
Non ti vedrò sorridere, o soave
Primavera che l'anima mia sogna.

Non verrò sotto i mandorli e ne' prati
e pe' solchi e pe 'l rivo. Troppo grave
su 'l cor mi peserebbe la vergogna!

Jetzt hat er alles genossen! es bleibt ihm nichts mehr; jede Wollust hat er geschlürft, jede süße Frucht gekostet: der Becher der Lust ist leer. Was wird nun mit ihm? Seiner Trauer, seinem Ueberdruß, seinem Ekel macht er in Sonetten Luft, die wahrhaft vollendet sind, aber auch von erschreckender Klarheit, wie dieses:

Oh cessate! La musica mi stanca.
Ho disgusto del sogno come d'una
bevanda troppo facile. Nessuna
magia mi renderà quel che mi manca.

Con quanto affanno il giovincello arranca
dietro l'amore, dietro la fortuna!
La donna, se pur fa come la luna,
è sempre quella, sia bruna, sia bianca!

---

[2]) *Luigi Lodi*, La canzone di Garibaldi di G. D'A., in der Nova Antologia (April 1901).

[3]) *E. Scarfoglio*, Il libro di Don Chisciotte, Rom 1885.
[4]) E. Scarfoglio, op. cit.
[5]) E. Scarfoglio, op. cit.

Estati, autunni, inverni, primavere,
o vicende costanti, ore infinite,
che stanchezza m'assale s'io vi penso!

O stanchezza indicibile, d'avere
sempre sul capo il ciel mite od immite!
Chi potrà darmi un qualche novo senso?

Und nach einer letzten Lust sehnt er den Tod herbei:

Oh! s'i'io muoia, ch'io muoia alfin di vera
morte e quel grido il grido ultimo sia
veramente, e di lacrime la mia
spoglia s'irrori ne la dolce sera;

e tutti i mirti de la primavera
le sian letto, e gli aromi di Siria
l'aspergano ed in grave teoria
la traggan per la pallida riviera

con lenti inni gli Efébi (a le seguaci
Vergini tremi sotto la ghirlanda
la gota lungo il flauto sonora)

e s'accendono gli astri come faci,
e al termine degli inni in ciel si spanda
come una rosa, la divina Aurora.

Und er ist zwanzig Jahre alt! Nur eines bleibt ihm lebendig und groß und unantastbar: die Liebe zur Kunst und ihr heiliger Kult! In Rom hat er die großen Werke italischer Malerei und Skulptur bewundert und studiert. Mehr als die alten Ruinen, Bogen, Säulen und einsamen Türme entzückt und begeistert ihn das heidnische Rom der Päpste, das Rom Raffaels und Berninis, mit seinen Fontänen und Basiliken. Nach der im Collegio erlangten klassischen Bildung verschlang er jetzt schlechte französische Romane und fand Gefallen daran. Doch wenn auch deren Inhalt zu seinem damaligen Seelenzustand und dem Milieu, in dem er lebte, vollkommen paßte, so nahm er ihn doch nicht in dem Maße gefangen, daß er der Sklave dieses Genres geworden wäre und sein richtiges künstlerisches Empfinden darüber verloren hätte. Und auch dies ist ein Zeichen seiner Tüchtigkeit.

Um diese Zeit, inmitten all der Frivolitäten, veröffentlichte er sein „Intermezzo di Rime". Dieses Buch rief einen ungeheuren Skandal hervor. Chiarini äußerte sich mit Entrüstung: „Vor drei Jahren hatte ich den unglücklichen Gedanken, die ersten dichterischen Versuche eines jungen Menschen zu loben, der einige Geschicklichkeit zeigte, Verse zu machen. Dieser junge Mensch hat auch weiterhin Verse gemacht, leider! Denn er ist dahin gelangt, so großartig obscöne zu machen, daß er — da er sie veröffentlicht — verdient, daß sich nicht die Kritik, sondern die Polizei mit ihnen beschäftigt." Und an anderer Stelle: „Ich habe das Bedürfnis empfunden, zu protestieren, weil der Anblick dieser Jugend, die den Geist zum Werkzeug der Selbstverderbnis macht und sich in ihrer Verderbnis gefällt, mir Sorge einflößt für die Zukunft des Vaterlandes." Und Nencioni, der den Jüngling liebgewonnen hatte und sein Talent bewunderte, bemerkt traurig: „An Wohlklang und musikalischer Schönheit des Verses ist d'Annunzio der erste unter den jungen Dichtern Italiens. Wenn ich aber daran denke, welche kostbaren Gaben er mißbraucht, so weiß ich nicht, ob der Schmerz hierüber oder der Unwille vorwiegt."

Inzwischen aber ging das Buch reißend ab. Alle lasen es! Man tadelte, man schmähte, man protestierte — aber man las es, und Niemand wagte zu bestreiten, daß diese Verse, von ihrem schlüpfrigen Inhalt abgesehen, ein Kunstwerk von höchster Feinheit darstellten. Die ungezügeltste Schamlosigkeit nahm hier vollendete künstlerische Form an, die sie gewissermaßen idealisierte, erhob — sie aber deshalb auch nur um so gefährlicher und ansteckender machte.

(Schluß folgt.)

50 Jahre Denkmalpflege in Oesterreich.

Aus Anlaß des am 31. Mai 1903 beschlossenen ersten Halbjahrhunderts ihres Bestehens hat die „k. k. Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale" im Auftrage ihres Präsidenten, des greisen, aber jugendlich schaffensfreudigen Frhrn. v. Helfert, eine „Festschrift" erscheinen lassen, die erst jetzt zur Verteilung gelangt. In einfacher, aber würdiger Ausstattung gibt der 100 Seiten umfassende Quartband, dessen Titelblatt eine schöne Aufnahme eines wohlbekannten stattlichen Denkmals, des Wiener Tores in Heimburg, ein bemerkenswerter Rest mittelalterlicher Befestigungsbaukunst, schmückt, Rechenschaft über die reiche Tätigkeit in diesem 50jährigen Zeitraum.

In einem lesenswerten Einleitungskapitel entwirft Konzipist Dr. Karl Robald ein „allgemeines Entwicklungsbild". Er schildert die Wandlungen, die die Kunstforschung und die Kunstprinzipien in dem verflossenen Zeitraum durchgemacht und den Einfluß, den sie auf die Aufgaben der Zentralkommission, die sowohl in der Erforschung als in der Erhaltung der Denkmäler bestehen, geübt haben. Sie legt eingehend die Aufgaben der Denkmalpflege in dem vielgestaltigen Oesterreich dar und würdigt eingehend die Mitwirkung der hervorragenden Gelehrten und Künstler, die sich in den Dienst der Zentralkommission gestellt hatten, wie namentlich der Kunstforscher Eitelberger, Heider, Essenwein, des Architekten Dombaumeisters Friedrich Schmidt, des Malers Trenkwald u. a. und ihre Verdienste um ihr Aufblühen.

Ueber die „innere Organisation und praktische Tätigkeit" teilt Ministerialrat i. P. Dr. Franz Frhr. v. Werner auf Grund der Akten viel Interessantes mit. Beachtenswert ist, daß das Verdienst der amtlichen Initiative zur Errichtung eines staatlichen Instituts für Denkmalpflege dem Handelsminister Baron Bruck gebührt. Dem damaligen Ministerium des Handels und der öffentlichen Bauten oblag nämlich auch die Erhaltung der Monumente; von der Obsorge für die Erhaltung der Baudenkmäler nahm somit die ganze Denkmalpflege in Oesterreich ihren Ausgang. Die Anträge Brucks, im Ministerium der öffentlichen Bauten eine Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmäler zu errichten, die an geeigneten Orten Konservatoren zu bestellen hätte, wurden vom Kaiser am 31. Dezember 1850 genehmigt. Aus manchen Gründen verzögerte sich jedoch die Aktivierung, so daß die Kommission erst im Jahre 1853 unter dem Finanz- und Handelsminister v. Baumgartner zusammentreten konnte. Ihr erster Vorsitzender war der Sektionschef Baron Czoernig, der dann im Jahre 1859, als die Leitung der Angelegenheiten der Zentralkommission dem Ministerium für Kultus und Unterricht überwiesen wurden — die Bauangelegenheiten wurden gleichzeitig dem Ministerium des Innern zugeteilt — und bei dieser Gelegenheit eine Reorganisation zu einer besonderen Behörde erfuhr, ihr erster Präsident wurde und zwölf Jahre blieb.

Schon in dieser Frühzeit wußte sich die Zentralkommission weit über Oesterreich hinaus durch die Gediegenheit ihrer Arbeiten und namentlich durch die Sorgfalt, die auf die Reproduktion von Kunstdenkmälern in ihren in der Staatsdruckerei hergestellten Veröffentlichungen verwendet wurde, Geltung zu verschaffen, und mit berechtigter Genugtuung hebt der Bericht die Tatsache hervor, daß Lübke und Schnaase, aber auch der Nestor der französischen Archäologie, Quatremère de Quincey, den Publikationen ihre vollste Anerkennung aussprachen. Es möge hier die Aeußerung des letztgenannten in seinen Annales Archéologiques Platz finden: „si vous voulez savoir comment on doit traiter les questions d'archéologie, allez consulter les travaux de la commission archéologiques de Viennes, et si vous voulez savoir, comment on doit les illustrer, examinez les superbes productions de la typographie officielle de Vienne, qui accompagne les essais de la commission Viennoise."

1861 wurde der Unterstaatssekretär im Unterrichtsministerium unter dem Grafen Leo Thun, Dr. J. A. Frhr. v. Helfert, Präsident, der dieses Amt, trotz seines hohen

Alters heute noch rüstig verwaltet. Unter ihm erweiterten sich die Agenden bedeutend und erfuhr die Zentralkommission mehrfache Umgestaltungen. 1872 wurde sie zu einer „Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale“ erweitert und ihr ein neues Statut gegeben. Das 1897 gegründete österreichische archäologische Institut, das ein Teil seiner Agenden übernahm, gab den Anstoß zur Festsetzung eines neuen Statuts, das 1899 erlassen wurde.

Nach diesem Statut (vom 19. Februar 1899) ist die Zentralkommission berufen: „zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale dienliche Vorkehrungen aus eigener Initiative im geeigneten Wege zu veranlassen, bezw. über Maßregeln, die in dieser Richtung, von welcher Seite immer, zu treffen sind, die erforderlichen Anträge zu stellen und Gutachten abzugeben, ferner mit dem österreichischen archäologischen Institut bei allen wichtigen inländischen Angelegenheiten seines Wirkungskreises im Einvernehmen vorzugehen und sich seiner Unterstützung gewärtig zu halten, insbesondere auch dasjenige vorzubereiten, was auf dem Wege der Gesetzgebung zur vollständigen Durchführung dieser Aufgaben erforderlich ist; die Tätigkeit der wissenschaftlichen Vereinigungen und Fachmänner in den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern in Bezug auf die Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale rege zu erhalten und zu fördern; die Denkmale unserer Vorfahren und der einzelnen Volksstämme allgemein bekannt zu machen und auf die Erhaltung dieser Denkmale hinzuwirken; endlich das Interesse für die Erforschung und Erhaltung der heimischen Denkmale überhaupt zu beleben.“

Ihre Wirksamkeit hat sie zu erstrecken auf: 1. Objekte der prähistorischen Zeit und der antiken Kunst, 2. Objekte der Architektur, Plastik, Malerei und der zeichnenden Künste (kirchliche und profane) des Mittelalters und der neueren Zeit bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, 3. historische Denkmäler verschiedener Art von der ältesten Zeit bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Zentralkommission zerfällt in ebensoviele Sektionen. Sie untersteht dem Minister für Kultus und Unterricht und besteht aus einem vom Kaiser auf Vorschlag des Ministers ernannten Präsidenten und 20 Mitgliedern, zu denen Männer berufen werden, deren Leistungen auf dem Gebiete der bildenden Kunst, Archäologie oder Geschichtsforschung anerkannt sind. Die Mitglieder werden vom Minister auf Vorschlag des Präsidenten für je fünf Jahre ernannt und beziehen für ihr Ehrenamt keinen Gehalt.

Die wichtigsten Hilfsorgane sind die Konservatoren; sie haben die Zwecke der Kommission innerhalb des ihnen zugewiesenen Bezirkes zu wahren und zu fördern. Sie werden entweder für alle oder für einzelne Sektionen ernannt; ihr Wirkungskreis kann sich auf einen oder mehrere politische Bezirke, eventuell auch auf verschiedene Kronländer erstrecken. Ihre Ernennung erfolgt durch den Minister auf Vorschlag der Kommission für je fünf Jahre. Die Kommission kann Personen, die sich den Ruf gründlicher Kenntnisse und wissenschaftlichen Strebens auf den den Wirkungskreis der Kommission berührenden Gebieten erworben haben, zu Korrespondenten ernennen. Die Behörden sind berufen, die Zentralkommission und ihre Organe in ihrem Wirken zu unterstützen und sowohl auf spezielles Ansuchen als auch unaufgefordert mit ihr in Verbindung zu treten, wenn ihnen in ihrem Wirkungskreis der Bestand, der bedenkliche Zustand oder irgend eine Gefährdung eines Kunst- oder historischen Denkmals zur Kenntnis kommt.

Aus der eingehenden, nach Ländern geordneten Uebersicht über die Tätigkeit der Zentralkommission gewinnt man das erfreuliche Bild einer umfassenden und rastlosen Tätigkeit im Sinne einer umsichtigen Denkmalpflege. Die Uebersicht über die periodischen und nichtperiodischen Publikationen ergeben eine erfreuliche Bilanz eines reichen literarischen Schaffens. Die „Zentralkommission“ ist aber auch bestrebt, durch Anregung gesetzgeberischer Akte die Erhaltung wertvoller Denkmäler zu sichern. Hierher gehören die von ihrem Präsidenten im Herrenhause eingebrachten Gesetzentwürfe „zur Sicherung des diokletianischen Palastes in Spalato“ und „zum Schutze von Baudenkmalen“. Ihre Gesetzwerdung wird gewiß von heilsamer Wirkung sein, insbesondere wird das zweite Gesetz der Tätigkeit der Kommission, die sonst vielfach nur eine akademische sein kann, einen kräftigen Rückhalt geben. Ein „wichtiges, nach der Zukunft weisendes Symptom“ kann die Festschrift mit Recht schon heute betonen, nämlich „die in immer weitere Volksschichten dringende zunehmende Erkenntnis von der Wichtigkeit des heimischen Denkmalkultus“. Sie geweckt und gefördert zu haben, ist gewiß ein Verdienst der „Zentralkommission“, die mit ihrem über ganz Oesterreich sich verzweigenden Kreis von Konservatoren und Korrespondenten überall das Interesse rege hält und oft das mahnende Gewissen der Behörden darstellt. Möge ihr auch fernerhin dieses Interesse und die Förderung der obersten Behörden erhalten bleiben, zum Heile von Oesterreichs reichem Denkmalschatz.

Wien. Dr. Frankfurter.

Bücher und Zeitschriften.

Arzt contra Bakteriologie. Von O. Rosenbach. Berlin. Urban u. Schwarzenberg. 1903. 278 Seiten.

In den 26 Aufsätzen, welche Rosenbach in dem vorliegenden Buche zusammengestellt hat, faßt er seine Ansichten über den Wert der Bakteriologie und der Serumtherapie zusammen. Die Aufsätze reichen zum Teil in eine Zeit zurück, in welcher es für das Ansehen eines klinischen Lehrers nicht ungefährlich war, gegen die Vorherrschaft der Bakteriologie anzukämpfen. Damals gab es erbitterte Gegenreden und heute, wo die Aufsätze Rosenbachs in unserer schnellebigen Zeit schon historische Bedeutung haben, sehen wir, in wie vielfacher Hinsicht er recht hatte mit seinem Kampfe gegen eine wissenschaftliche Mode, die alle oder doch die meisten Fachgenossen in scheinbar unlösliche Bande gelegt hatte. Wir erinnern nur an die Begeisterung, welche die Entdeckung des Tuberkelbazillus und der Tuberkulinimpfungen erregte, wie eine Art von Taumel die weitesten Kreise ergriffen hatte, und heute müssen wir bedauernd zugeben, daß nur der kleinste Teil des Erhofften zur Wahrheit geworden ist. Der Kommabazillus hat der Hygiene und Desinfektionspraxis neue Bahnen gezeigt, und selbst die überzeugtesten Anhänger Pettenkofers wurden an den Lehren des Altmeisters irre gemacht, der nun langsam, aber sicher mit seinen logisch eisernen Schlüssen wieder zur Geltung kommt. — Mit unerbittlicher Kritik zeigt Rosenbach, daß die Erfolge der Serumtherapie mit einem Niedergang der Gefährlichkeit der Diphtherie zusammenfallen, daß schon ¾ Jahre vor der Einführung des Serums die Morbiditätsziffern auf eine tiefe Zahl herabgesunken waren. Rosenbach ist kein Feind der Statistik, aber er rechnet nicht mit toten Zahlen, er ist kein blinder Statistiker, dem der öde Zahlenbegriff alles sagt und alles erklärt — er sucht nach dem Warum und findet das pure Gegenteil seiner Gegner. Mit scharfen Worten wendet er sich gegen die Neigung der Jetztzeit, die Entscheidung über das Wohl und Wehe eines Kranken vom Krankenbett weg in das ferne Laboratorium zu verlegen, er weist auf die sozialen und ethischen Gefahren hin, die diese in absentia tätige Wissenschaft erzeugt, und warnt vor der übertriebenen Ansteckungsfurcht, welche die engsten Bande der Familien- und Nächstenliebe zerreißt. Dagegen erkennt er gerne an, daß die Bakteriologie als biologische Wissenschaft nicht genug gefördert werden kann, weil sie unabsehbarer Entwicklung fähig ist, und namentlich das Studium der symbiotischen Vorgänge für die Physiologie reiche Früchte verspricht. Die Hygiene aber, als Wissenschaft der Verhütung von Betriebsstörungen, darf sich nicht von ihr abhängig machen. Sie hat andere, wichtigere Aufgaben zu erfüllen. — Rosenbachs Aufsätze sind heute, wo allerorten die Kritik der bakteriologischen Forschungen im Gange ist, nicht mehr so aktuell, aber sie waren es und waren noch dazu eine mutige Tat, denn nichts ist schwerer, als gegen den Strom zu schwimmen. Wenn sich zeigt, welche klaren Anschauungen Rosenbach schon vor langen Jahren von dem Werte der Antiseptik hatte, und wenn wir eingestehen, wie der Chirurg, der vor 15 Jahren noch in den Antisepticis ein Allheilmittel sah, während er heute sich mit der Asepsis, mit der Sterilität seiner

Instrumente und seines Verbandmaterials, sowie seiner manipulierenden Hände begnügt, so müssen wir den vorausschauenden Blick des Verfassers bewundern. — Das Buch enthält noch eine Reihe wertvoller Lehren: über die Periodizität der Infektionskrankheiten, über die Wirkung des Kontrastes in den Anschauungen einer Zeitepoche, über die Suggestibilität der Menge, und bringt Ausblicke für die Zukunft, welche nicht unerfreulich sind. Auch dem Psychologen bringt es viel Wertvolles, denn Rosenbach hat sich nicht nur in seinem Fache umgesehen, sondern kennt die Menschenseele von Grund aus. Wenn die Lektüre des Buches aber nur dem Arzte empfohlen wird, der den Mut und das Wissen des Kollegen freudig anerkennen wird, so liegt dies daran, daß der Laie leicht auf den Gedanken kommen könne, dem Autor sei es in erster Linie um Opposition zu tun. Das hat Rosenbach zweifellos ferne gelegen. Er kämpfte, weil er aus prinzipiellen Gründen sich dazu gezwungen sah, nicht gegen, sondern für die Wahrheit. Post fata nostra pueri, qui nunc ludunt, nostri judices erunt.

m.

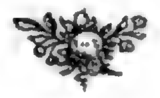
Einsamkeiten. Gedichte von M. Herbert. 148 S., 1903. Bachem, Köln a. Rh.

Das Werk enthält zwei Gedichte an Annette Droste (S. 70 und 95), und an die Eigenart der großen Westfälin erinnern auch manche Gedichte des Buches. Wie Droste-Hülshoff ist die Autorin Katholikin; aber nie drängt sich dies hervor, vielmehr liegt in Herberts Art ein Anfang zur Ueberbrückung der Konfessionen oder wenigstens ein Ansatz zu gegenseitigem Verstehen und Verzeihen. Um so wohltuender berührt dies, als das Buch seit Webers „Dreizehnlinden" die vielleicht erste Erscheinung ist, die das Konfessionelle vergißt und sittlichen Ernst und Pflichtbewußtsein an dessen Stelle setzt. Eine starke Empfindungskraft, die unter heftigem Ringen sich einen adäquaten, großzügigen Stil schafft, frauenhafte Güte, herbe Keuschheit spricht aus den Liebesliedern; wie bei der Droste versagt hier und da die Plastik, und dunkle, schwerblütige Strophen, die gewaltsam hervorgestoßen anmuten, tauchen empor. Die geistlichen Gedichte der zweiten Abteilung treten völlig aus dem Rahmen heraus, den wir an den starr dogmatisch gefärbten Liedern der schwachtalentierten katholischen Dichter nach Weber, wie etwa den Liedern C. Peregrinas, Eichelbachs, Br. Willrams, bemerken; sie suchen sich in ein persönliches Verhältnis zu Gott zu setzen, den Glauben zum Erlebnis umzugestalten. Die besten Töne trifft die Autorin in der Schilderung verhaltener Liebesleidenschaft und schwermütigen Jugendheimwehs; ein Gedicht dieser Art ist z. B. „Jenseits der Liebe" (S. 17):

Jenseits der Liebe fließt der Lethestrom,
Der dunkle Strom, der mir dein Bild nicht zeigt.
Jenseits der Liebe liegt der stille Dom,
In dem die heiße Sehnsucht endlich schweigt.
Jenseits der Liebe wächst Cypressennacht;
In stummen Gräbern wohnt Verblich'ner Schar.
Das Schweigen lastet wie ein Marmorstein
Auf dem, was einst voll Lust am Leben war.
Jenseits der Liebe! Welch ein Wort voll Not!
Jenseits der Liebe! Ach, mein Herz versteint!
Dort sitzt auf einem schwarzen Thron der Tod,
Der bleiche Schatten, der nicht lacht noch weint.

In einigen Liedern, wie in den an die Totenvisionen des alternden Alban Stolz mahnenden „Phantasie", „Stumpfe Tage", „Todesangstläuten" liegt etwas Uebersensitives, einige sind nicht ausgereift (S. 51, 70). Aber das Ganze stellt eine erfreuliche Leistung dar; es ist die Umsetzung eines Teils der Gedanken von Kraus, Ehrhard, Schell, Müller in die Tat, und insofern sei besonders der darauf aufmerksam gemacht, der die Reformbewegung im deutschen katholischen Volksteil mit Interesse verfolgt.

L. Kr.



Allgemeine Rundschau.

Die heiligen Bücher des Ostens.

M. Das von Max Müller im Jahre 1876 in Angriff genommene große Werk der Herausgabe der Sacred Books of the East ist soeben mit dem Erscheinen von Dr. Thibauts Uebersetzung von den „Vedanta-Sûtras mit Râmânugas Sribhâshya" vollendet. So hat Max Müller die Fertigstellung seines großen Unternehmens nicht erlebt, in dessen Programm er seinerzeit geschrieben hatte: „Was ich erstrebe — und ich fürchte, daß dies in meinem Alter fast zu sanguinisch gedacht ist — ist nicht mehr als die Herausgabe von acht Bänden, die in ungefähr acht Jahren fertig sein können." Aber es sind 49 Bände geworden, die 25 Jahre beansprucht hatten. Nur ein Inderband, der als 50. den eigentlichen Schluß machen soll, fehlt noch; von den Textbänden ist Dr. Thibauts Uebersetzung der letzte. Dreißig Bände enthalten die indischen Religionen des Brahmanismus, Buddhismus und Jainismus; die übrigen neunzehn verteilen sich unter die Uebersetzungen der chinesischen, arabischen, Zend- und Pahlavi-Texte. Drei Bände hat Max Müller selbst beigetragen, an weiteren zwei war er Mitarbeiter. Der Verkauf der Serien ist nach Times Litterary Supplement im ständigen Wachsen begriffen; die Käufer haben sich aus der ganzen Welt, namentlich aber aus Indien und Japan, rekrutiert; nach Japan ist bekanntlich ja auch Max Müllers Bibliothek gegangen. Die Herausgabe hat solches Interesse für die vergleichende Religionswissenschaft erregt, daß das ohne irgendwelchen Gedanken an pekuniären Nutzen unternommene wissenschaftliche Werk zu einem großen gewinnbringenden Geschäft geworden ist. Ebenso scheint es ja bei uns mit dem Thesaurus Linguae Latinae zu gehen. Diese 49 Bände sind natürlich nur ein Präliminarunternehmen; allein die religiöse Literatur der Brahmanen und Buddhisten vollständig zu übersetzen, würde die Arbeitskraft einer ganzen Generation von Gelehrten übersteigen. — Fast wäre Oxford der Ruhm dieser Publikation entgangen; Wien bot 1876 Max Müller eine Professur, einen Akademiesitz und die Mittel zur Herausgabe der damals geplanten Sacred Books of the East an; doch trug Oxford und seine University Press den Sieg davon.

※

Kleinere Mitteilungen.

* **Von der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.** Die erste Sitzung des Gesamtvorstandes nach der vor dritthalb Jahren erfolgten Begründung der Stiftung fand am Dienstag in **Berlin** statt. Zunächst beriet man über den ersten Jahresbericht, dessen Entwurf Dr. Ernst **Schultze** (Hamburg) vorlegte. Er gibt Kunde von der erfreulichen Tätigkeit der jungen, finanziell allerdings noch sehr hilfsbedürftigen Stiftung, insbesondere über die Verteilung von 10,000 literarisch wertvollen Bänden an 500 Volksbibliotheken in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz. Es soll nochmals versucht werden, das große Publikum, das der Stiftung noch immer mit bedauerlicher Gleichgültigkeit gegenübersteht, und insbesondere die gebildeten Kreise zum Beitritt zu veranlassen; da **jeder** Beitrag willkommen ist, für einen Jahresbeitrag von 2 M. sogar noch ein Band der „Hausbücherei" gegeben wird, sollte man denken, daß sich Hunderte und Tausende diesem gemeinnützigen Unternehmen, das zweifellos größte kulturelle Bedeutung hat, anschließen möchten. Die Hausbücherei, von der bisher drei Bände erschienen sind, findet im Buchhandel wegen ihres sehr billigen Preises und ihrer vortrefflichen Ausstattung lebhaften Anklang, insbesondere der 1. Band der Sammlung „Deutsche Humoristen" (Ladenpreis ungebunden 1 M.); von der ersten, 5000 Exemplare starken Auflage sind schon jetzt, noch nicht ein Vierteljahr nach Erscheinen, nur wenige Exemplare vorhanden; der Band wird bereits neu gedruckt. Es sollen ihm in etwa zwei Monaten zwei weitere Bände „Deutsche Humoristen", dann einige andere Bücher folgen. Von den übrigen Verhandlungen sei erwähnt, daß man sich eingehend mit **Mannschaftsbibliotheken**

im Heer und in der Marine, mit **Schiffsbibliotheken**, deutschen **Schulbibliotheken im Auslande**, **Arbeiterbibliotheken** u. s. w. beschäftigte — überallhin sucht die Stiftung gute Bücher zu bringen, sie entwickelt still und energisch eine wohlüberlegte Tätigkeit. An der Erörterung dieser Fragen beteiligten sich vornehmlich der Vorsitzende Dr. Hans **Hoffmann** (Weimar), Viktor **Blüthgen** (Berlin), Oberlehrer Dr. **Streicher** (Berlin), Verlagsbuchhändler A. **Staackmann** (Leipzig), Dr. Wilhelm **Bode** (Weimar), Frl. Helene **Lange** (Berlin), Schriftsteller Otto **Ernst** (Hamburg), Geh. Archivrat Dr. Ludwig **Keller** (Berlin) und der Schriftwart Dr. Ernst **Schultze**.

* **Der Hygienisch-technischen Madeira-Kommission**, welche sich am 18. d. M. mit dem Dampfer Eleonore Woermann zur Vorbereitung der deutschen Sanatorien und Kuranstalten nach Funchal begibt, gehören u. a. an die Herren Geh. Bergrat Beyschlag (Berlin), Geh. Medizinalrat Fraenkel (Halle), Direktor Freund (Berlin), Architekt Hakenholz (Hannover), Baurat Herzberg (Berlin), Oberingenieur Onken (Berlin), Legationsrat vom Rat (Berlin), Chefarzt Rumpf (Friedrichsheim), Geh. Baurat Stübben (Köln), Stadtgartendirektor Trip (Hannover), Gutsbesitzer Vibrans (Calvoerde), Hofrat Dr. Wolff (Reiboldsgrün). Auch schließen sich Dr. Roemer (Marburg), Mitarbeiter Behrings und Oberingenieur Wolf, von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, sowie Dr. Lencastre, Leibarzt der königlichen Familie in Lissabon, an. Prof. Pannwitz (Berlin) hat die Führung übernommen. Die portugiesische Regierung hat der Madeira-Vorbereitungs-Gesellschaft für die geplanten Anstalten langfristiges Monopol, Zollfreiheit und Expropriationsrecht gewährt. Als Gegenleistung ist die Errichtung einer Heilstätte für Unbemittelte zugesichert. Sobald die Kommission sich über die technischen Einzelheiten der Anlage schlüssig gemacht haben wird, soll sofort mit dem Bau zweier Sanatorien begonnen werden.

* **Medizinisches Jubiläum.** In diesen Tagen waren 25 Jahre vergangen, seit der jetzige außerordentliche Professor der Berliner Universität Dr. **Max Nitze** die wichtige Erfindung der Cystoskopie der Oeffentlichkeit vorlegte. Zum 25jährigen Jubiläum dieses Tages erschien am Dienstag bei dem Genannten eine Deputation seiner Fachgenossen, um ihm eine Adresse und eine Festschrift zu überreichen. Unter den Unterzeichnern dieser Adresse befinden sich die hervorragendsten Vertreter der inneren Medizin und Chirurgie des In- und Auslandes.

Hochschulnachrichten.

r. **Heidelberg.** Mit kommendem 1. April tritt endgültig eine **Verschärfung** der **Promotionsbedingungen** an unserer Universität in Kraft, dahin gehend, daß künftig nur noch **Abiturienten** einer der gleichberechtigten neunklassigen Mittelschulen zur Doktorprüfung in sämtlichen fünf Fakultäten zugelassen werden. Ueber Ausnahmen entscheidet die betreffende Fakultät mit Genehmigung des Ministeriums. — Der erste Assistenzarzt für die klinische Ambulanz der hiesigen Chirurgischen Klinik (Geh. Rat Czernys), außerordentlicher Professor Dr. Walther **Petersen**, ist als Chefarzt einer der Hilfsexpeditionen ausersehen, welche das Zentralkomitee der Deutschen Vereine vom Roten Kreuz den beiden Kriegsparteien Rußland und Japan angeboten hat.

W. Professor Dr. Friedrich **Endemann**, der an Geheimrat Karlowas Stelle neu hierher berufene Ordinarius für römisches und deutsches bürgerliches Recht, scheidet zum 1. April aus dem preußischen Staatsdienste aus und hält im bevorstehenden Sommersemester an der hiesigen Universität Vorlesungen über bürgerliches Recht und juristische Uebungen.

* **Marburg.** Der Privatdozent Dr. Carl **Schaum** ist zum außerordentlichen Professor für physikalische Chemie ernannt worden.

* **Aus der Schweiz.** Zum Professor für Nationalökonomie an der Universität **Freiburg** i. d. Sch. wurde Dr. **Scheimpflug** aus Prag berufen. Zum au[illegible]lichen Professor der Botanik an Stelle des verstorben[illegible]fessors Westermaier wurde ernannt dessen früherer [illegible] Dr. Alfred **Ursprung** aus Basel.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Soeben erschienen: Münchner Broschüren I.

Hans Pfitzner.

Von Paul Nicolaus Coßmann.
6 Bogen. M. 1.—.

Der Komponist der
„Rose vom Liebesgarten"
steht gegenwärtig im Mittelpunkt des musikalischen Interesses. Aber nicht um dieses Interesse journalistisch auszunützen, schrieb Coßmann seine Monographie, sondern durch die Not der Situation getrieben, äußerte sich der namhafte Biologe einmal öffentlich über Musik. Denn wie der „Arme Heinrich" trotz großem Erfolg bei der Erstaufführung, trotz Riemann's, Humperdinck's, d'Albert's Anerkennung, trotz Marsop's und Blech's Vorkämpferschaft — die Dokumente teilt Coßmann mit — fast spurlos wieder verschwand, **so scheint auch jetzt an dem neuen Werke anläßlich der ersten Münchner Aufführung von einem Teile der Kritik und des Publikums ein Justizmord begangen werden zu sollen.** Der Verfasser ist durch Freundschaft mit dem Künstler wie kaum jemand in der Lage, dessen Lebensumstände zu erzählen, dessen große Kämpfe zu schildern. Allen Musikfreunden sei diese temperamentvolle Schrift auf das wärmste empfohlen. (4411 c).

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
in Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen:

Münchener Volkswirtschaftliche Studien

herausgegeben von (6133)c
Lujo Brentano und **Walther Lotz**:

61. Stück: Dr. Siegfried Buff, **Das Kontokorrentgeschäft im deutschen Bankgewerbe.** Geheftet M. 2.80
62. Stück: Dr. Franz X. Wismüller, **Geschichte der Teilung der Gemeinländereien in Bayern.** Preisgekrönt von der Ludwig-Maximilians-Universität München. Geheftet M. 6.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen **Anfragen** oder **Bestellungen**, welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung
angekündigten,
besprochenen
oder zitierten
Bücher und Verlagswerke
erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung
beziehen zu wollen.
Verlag der Allgemeinen Zeitung

Tauchnitz Edition.
March 9, 1904.
Kitty Costello.
A new Novel.
By
Mrs. Alexander.
In 1 vol.
(6212)
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Digitized by Google

Jahrgang 1904. München, Freitag, 11. März. Nummer 59.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Sollen die Volksschullehrer auf der Universität vorgebildet werden? Von Dr. Fr. Nagel.

Gabriele d'Annunzio und seine dichterische Entwicklung. (Schluß.) Von G. Busolt.

II. Bücher und Zeitschriften.

Mme. Curie: Untersuchungen über die radioaktiven Substanzen. — Adolf Bolliger: Drei ewige Lichter.

III. Allgemeine Rundschau.

Die Bewegung für das Meter im britischen Weltreich. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Sollen die Volksschullehrer auf der Universität vorgebildet werden?

Von Dr. Fr. Nagel.

In der Nummer vom 4. Januar 1904 dieses Blattes erschien ein Artikel unter dem Titel: „Welche Anforderungen an die Bildung des Volksschullehrers ergeben sich aus seinen Berufsaufgaben?“, der in der prinzipiellen Forderung des Universitätsstudiums nach Absolvierung eines Realgymnasiums für alle Volksschullehrer gipfelt, und der in seiner deduktiv theoretischen, ausschließlich Idealmaßstäbe anlegenden Betrachtungsweise so typisch für die ganze Agitation der jüngsten Lehrerbewegung ist, daß es sich wohl lohnen dürfte, zu zeigen, wie ganz anders sich die in ihm behandelte Frage im Lichte besonnener, rein praktischer Ueberlegung darstellt.

Es würde zu weit führen, wollte ich die vielfachen Anforderungen an die Bildung des Volksschullehrers, die sich für Herrn Gutmann, den Urheber jenes Aufsatzes, aus der Betrachtung seiner Berufsaufgaben ergeben, im einzelnen hier noch einmal zusammenstellen. Das Einzige, was er nicht fordert, scheint mir eigentliche Gelehrsamkeit, also einseitiges Fachwissen, zu sein, das ja auch mit Bildung in seinem Sinne, d. h. mit vollendeter Humanität, nichts zu tun hat. Im übrigen aber kann man kurz sagen, daß er die höchste erreichbare Bildung, beziehungsweise Vorbildung als Voraussetzung für die Erfüllung des Volksschullehrerberufes bezeichnet, eine Bildung, die „der des Juristen und Geistlichen“ (und damit aller akademisch gebildeten Stände) „gleichwertig“ ist. Er gelangt zu dieser Forderung, indem er den Aufgaben des Volksschullehrers, in der Schule als Jugenderzieher und außerhalb derselben als Volkserzieher, so ideal weite Grenzen zieht, daß der Volksschullehrerstand daraufhin die erste und höchste Stelle in unserem Staats- und Gesellschaftsleben beanspruchen müßte.

Ich kann eine solche Argumentation nur als einen prinzipiellen Mißgriff bezeichnen. Wo es sich um hodegetische Betrachtungen handelt zu dem Zwecke, dem Lehrer eine ideale Auffassung seines Berufes zu vermitteln, in der er ein Gegengewicht gegen die niederdrückende, abstumpfende Kleinarbeit seiner praktischen Tätigkeit zu finden vermag, da mag diese Betrachtungsweise, die alles in das verklärende Licht der reinen Ideale rückt, am Platze sein, obgleich auch da vor einem Zuviel, das vor der nüchternen Wirklichkeit nicht standhält, gewarnt werden darf. Sie ist aber entschieden nicht am Platze, wo es sich darum handelt, auf Grund der praktisch zu fordernden und erreichbaren Leistungen eines Standes die ihm nötige Vorbildung abzugrenzen und ihm seine Stellung im staatlichen Gesamtorganismus anzuweisen. Denn es ist leicht einzusehen, daß jeder Beamtenstand, auch noch der subalternste, sich auf jenem rein theoretischen Wege zu einer Auffassung seines Berufes hinaufphilosophieren könnte, die ihn und nur ihn als den Angelpunkt des öffentlichen Lebens erscheinen ließe. Der Gedankengang wäre hierbei im wesentlichen immer dieser: jedes Amt ist mit Verantwortlichkeit verbunden; verantwortlich kann nur der sein, der Einsicht und Charakter besitzt; die gründlichste Einsicht und der reifste Charakter werden immer die beste Gewähr bieten. Man könnte nach diesem Rezepte z. B. ohne Mühe beweisen, daß sogar der Polizist juristisch gebildet und eine hochstehende ethische Persönlichkeit sein, ergo das Gymnasium und die Universität besucht haben müsse; und so wenig jemand wird leugnen können, daß nur auf diesem Wege der schon so oft herbeigewünschte Idealschutzmann zu erzielen wäre, so wenig läßt sich natürlich auch bestreiten, daß die Vorbildung der Schulräte dem Volksschullehrer in der Ausübung seines Berufes ganz unschätzbare Dienste leisten würde. Aber, wie schon gesagt, mit solchen Gedankengängen wandelt man über den Wolken und nicht mehr auf der Erde.

Und auf der Erde sieht die Sache denn doch wesentlich einfacher aus für den Jugenderzieher sowohl wie für den Volkserzieher. Es mag zwar wiederum gut und nützlich sein, den Lehrer möglichst oft an seine erzieherische Aufgabe zu erinnern, damit sein persönliches Interesse an seinen Zöglingen nicht erlahme, und er nicht zum öden Stundengeber herabsinke, aber wenn man bedenkt, daß die Kinder dem Lehrer nur für wenige Stunden am Tage anvertraut sind, die er bis auf einen verschwindend kleinen Bruchteil mit Unterricht auszufüllen verpflichtet ist, und daß er sich während dieser Zeit außerdem noch unter so viele zu teilen hat, so wird man — vorausgesetzt, daß man nicht vom hohen Katheder der Theorie herab, sondern mit dem bloßen gesunden Menschenverstande urteilt — von seiner erzieherischen Tätigkeit im wesentlichen nur das erwarten, was Schulleben und Unterricht schon durch ihre ganze Organisation und Zucht an Erziehung mit sich bringen, und das wird sich der Hauptsache nach auf Erziehung „zu guter Sitte, zu Ordnung und Reinlichkeit, zu Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit“ beschränken, die Herr Gutmann als die „verhältnismäßig leichtere Aufgabe“ bezeichnet. Die Bedingungen für eine tiefer gehende Erziehung sind nur in der Familie gegeben, und wo sie dort fehlen, da kann auch die Schule sie nicht ersetzen, ja gerade da vielleicht am allerwenigsten; das ist die Ansicht aller erfahrenen Schulpraktiker, die sich leider in der pädagogischen Literatur noch immer zu selten zum Worte melden.

Gesetzt aber selbst, der erzieherische Einfluß des Lehrers ginge über die soeben bezeichneten Grenzen hinaus — und hier und da, wenn auch selten, sich bietende

Gelegenheiten sind zuzugeben —, so ließe sich doch keinesfalls die Forderung des Universitätsstudiums damit begründen. Darin stimme ich zwar mit Herrn Gutmann überein, daß der Erzieher eine ethische Persönlichkeit sein muß, denn nur wer Erziehung hat, kann welche geben, aber es wäre schlimm für unser ganzes Volk, wenn man auf Universitäten ethische Systeme, überhaupt Philosophie studiert haben müßte, um ein ganzer Mann zu sein, der weiß, was er will, und das Herz auf dem rechten Flecke hat. Es wäre schlimm, nicht bloß für die Lehrer, sondern vor allem für die zahllosen ungelehrten Väter und Mütter, die doch in erster Linie zu Erziehern berufen sind und zum größeren Teile, Gott sei Dank, ihre Aufgabe auch ohne ein System humaner Ethik in anerkennenswerter Weise lösen. Wenn Herr Gutmann wüßte, daß die Erzieher von Gottes Gnaden unter den Studierten, ja selbst unter den Philosophen keinen höheren Prozentsatz ausmachen als unter anderen Leuten, so würde er die Frage etwas praktischer angefaßt haben. Es läßt sich ja nicht leugnen, daß das Universitätsleben ein bedeutendes erziehliches Moment enthält, aber das ist nicht das Studium irgend welcher philosophischen Disziplin, sondern die absolut freie Selbstbestimmung über all sein Tun und Lassen, die dem jungen Studenten für eine Reihe von Jahren gegeben ist. Andrerseits darf jedoch auch nicht verschwiegen werden, daß diese ein zweischneidiges Schwert ist, und daß die günstigere Entwicklung der besseren Naturen durch das Opfer einer beträchtlichen Anzahl verfehlter, verbummelter Existenzen erkauft wird. Jedenfalls ist es weit geratener, der Charakterbildung des werdenden Lehrers durch eine freiere Gestaltung der bis jetzt äußerst engherzigen Seminarzucht wenigstens in den letzten Jahren zu Hilfe zu kommen, als eine neue Quelle des gelehrten Proletariats zu schaffen.

Nun aber gar die Aufgabe des Lehrers als Volkserzieher herbeizuholen, um damit die Forderung des akademischen Studiums zu begründen, ist ein prinzipieller Mißgriff allergröbster Art. Denn **berufen** zum Volkserzieher ist überhaupt jeder gebildete Staatsbürger, der Kraft und Neigung dazu in sich fühlt, also auch in diesem Falle der Volksschullehrer, aber da alle gebildeten Stände diese Aufgabe mit demselben, einige, wie die Juristen, Aerzte, Geistlichen und Journalisten, sogar mit größerem Rechte als die ihrige bezeichnen, da ferner überhaupt nur die Tätigkeit der Besten und Begabtesten hier eigentlich erwünscht sein kann, und die Lehrerschaft ebensowenig eine solche Auslese darstellt, wie irgend ein anderer Stand, so ist es unberechtigt, gerade den Volksschullehrerstand als in erster Linie zur Erziehung des Volkes **auserwählten** zu betrachten. Gewiß ist jeder Volksschullehrer, der sein Wissen, seine Intelligenz, seine Willenskraft zur Förderung der Volksaufklärung und Volkswohlfahrt geltend machen will, hochwillkommen, und die Behörden sollten ihm wie allen Beamten mehr Freiheit lassen, sich in dieser Richtung zu betätigen; aber immer und überall, beim Volksschullehrer so gut wie beim Juristen oder Arzt, liegt diese Tätigkeit im wesentlichen außerhalb seines Berufes, und kein Stand kann verlangen, daß seine Vorbildung eigens auf eine streng genommen außerhalb seines Berufes, nur im Felde der Möglichkeit liegende Betätigung zugeschnitten werde. Verpflichtet werden kann der Volksschullehrer, wie jeder Lehrer überhaupt, nur zu gelegentlicher vernünftiger Einwirkung auf die Eltern seiner Schüler in Fällen, wo diese die Arbeit der Schule durch ihr Verhalten stören oder nicht genügend unterstützen, aber diese sehr einfache Aufgabe liegt doch noch himmelweit ab von der allumfassenden Volkserziehung.

Nicht besser steht es mit der Begründung der Forderung des Universitätsstudiums durch die unterrichtliche Aufgabe des Lehrers. Ich kann hier die schon oben gekennzeichnete, nur mit absoluten Maßstäben arbeitende Deduktionsweise des Herrn Gutmann nicht besser illustrieren, als durch Anführung seiner eigenen Worte: „Das erste Erfordernis, das an jeden Unterricht gestellt werden muß, ist, daß die an den Schüler übermittelten Kenntnisse dem **heutigen Stande des Wissens entsprechen**; dies hat zur Voraussetzung, daß der Lehrer die Unterrichtsgegenstände (der Volksschule in populärwissenschaftlicher Weise selbst) kennen gelernt hat, (also) von Männern, die ihrerseits auf der Höhe der Wissenschaft stehen.“ Wenn man das Wort Volksschule daraus streicht und einmal von dem „populär-wissenschaftlich“ absieht, bei dem ich mir nichts Rechtes denken kann, weil eine wissenschaftliche Darstellung nicht populär sein kann und umgekehrt, wenn man also etwa das von mir in Klammern Gesetzte wegläßt, so muß jeder unbefangene Leser den Satz auf den Unterricht der neunstufigen höheren Lehranstalten beziehen, die ihre Schüler bis an die Pforte der Universität zu führen haben. Herr Gutmann sieht die Dinge eben aus der Vogelperspektive, wo alle Berge gleich hoch, beziehungsweise gleich niedrig erscheinen, und so verfährt er durchweg. Da der Lehrer die Methodik seines Unterrichts kennen soll, so muß er nach Herrn Gutmann die philosophische Bildung eines Herbart besitzen, weil sonst, sintemalen Herbarts nicht alle Tage geboren werden, die Förderung der pädagogischen Wissenschaft „auf Zufall gestellt“ (!) sei. Weil es nicht schaden kann, daß der Lehrer auch einmal erfahre, wie in anderen Kulturländern unterrichtet wird (worüber er sich, beiläufig gesagt, auch jetzt schon aus verschiedenen deutschen Fachzeitschriften unterrichten kann), so muß er es „im Französischen und Englischen bis zur vollen Beherrschung des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks gebracht haben“. Weiß Herr Gutmann, daß dies, wie übrigens jede seiner anderen Forderungen auch, schon für sich eine Riesenaufgabe ist? Denn in diesem Tone geht es noch weiter, mit seinem „der Lehrer muß“ streckt Herr Gutmann seine Hand über sämtliche Gebiete menschlicher Geistestätigkeit aus, so daß ich die Summe seiner Forderungen nur mit dem Worte ziehen kann: der Volksschullehrer muß zum Uebermenschen gezüchtet werden. Wer die Dinge aber nicht wie er aus der Vogelperspektive, sondern auf ebener Erde stehend betrachtet, dem muß der Unterschied zwischen Gymnasium und Volksschule und zwischen den Unterrichtsaufgaben beider Schulgattungen so bedeutend und so wesentlich erscheinen, daß er zugibt, es sei vom theoretischen wie praktischen Standpunkt ein Unding, die gleiche Lehrkraft für beide bestellen zu wollen. Zudem handelt es sich kaum im Unterricht des Gymnasiums, geschweige denn in dem der Volksschule um die Wissenschaft, bei der von einem „heutigen Stande“ die Rede sein kann, der morgen etwa durch das Erscheinen einer wissenschaftlichen Monographie eine Verschiebung erfahren wird, sondern in der Volksschule nur um allererste, im ganzen festliegende grundlegende **Vorkenntnisse**, wie sie auch der einfachste Mann braucht, um sich im Leben zurecht zu finden. Und daß ein mit tüchtigen, wissenschaftlich gebildeten Lehrkräften besetztes Seminar, zumal wenn sein Lehrplan noch eine weitere Ausgestaltung erfährt, wohl imstande ist, den Volksschullehrer für diese seine Aufgabe mit dem nötigen Wissen auszurüsten, daran kann gar kein Zweifel sein.

Man sollte doch nicht vergessen, daß in jedem Berufe nur ein ganz bestimmtes Verhältnis zwischen dem Maße der erworbenen Vorbildung und dem der geforderten Berufsleistung als wirklich gesund angesehen werden kann, in dem Sinne nämlich, daß das Maß der Vorbildung niemals so hoch bemessen werden sollte, daß der also Vorgebildete in Gefahr gerät, die praktische Aufgabe seines Berufs als eine seinem Wissen und Können unangemessene, allzu geringe anzusehen, sie demnach ohne Freude an ihr zu erfüllen und sich selber gemißbraucht vorzukommen. Und das führt mich auf eine ernste Gefahr, die die Lehrer durch ihr Verlangen nach dem Universitätsstudium für ihren Stand und die Volksschule heraufbeschwören. Wenn schon der Kandidat des höheren Schulamts sehr häufig den Uebergang von seiner freiwissenschaftlichen Arbeit auf der Universität zu der in wissenschaftlicher Hinsicht wenigstens viel geringeren Aufgabe des höheren Schulunterrichts als ein Herabsteigen schmerzlich empfindet und oft recht lange Zeit braucht, ehe er sich in seine neue Stellung hineingelebt hat, so darf man als ganz sicher voraussagen, daß der

vom Realgymnasium vor- und auf der Universität ausgebildete Lehrer in seinem Unterricht an der Volksschule fürderhin keine Befriedigung mehr finden würde. Die größere Anzahl würde demnach mit allen Kräften danach streben, in einen Schuldienst höherer Ordnung hineinzugelangen. Ja, da die Kosten der von Herrn Gutmann geplanten Ausbildung der Volksschullehrer im günstigsten Falle nur um ein Unbedeutendes unter denen des höheren Lehramts oder auch jedes anderen, akademische Vorbildung erfordernden Berufes bleiben würden,[1]) so ist unzweifelhaft anzunehmen, daß diese letzteren Berufe der Volksschule jede nur irgend brauchbare Kraft entziehen würden, so daß der Volksschulunterricht immer mehr zu einer Domäne der Entgleisten herabsänke. Es ist dies um so sicherer zu erwarten, als die höheren Kosten der Ausbildung ihren bestimmenden Einfluß auf die Auslese für den Beruf nicht verfehlen würden, und zwar in der Richtung, daß, sehr zum Schaden der Sache, eine breite Volksschicht, die natürliche Beziehungen zur Volksschule besitzt, und der Lehrerberuf seiner mäßigen Kosten wegen bis jetzt zugänglich ist, davon ausgeschlossen würde, daß sich der Lehrerstand also ausschließlich aus Kreisen zu rekrutieren hätte, in denen für den Volksschulunterricht wenig Neigung vorhanden ist. Denn jedem jungen Menschen, der Lehrer werden will, schwebt als Feld seiner künftigen Tätigkeit die Schulgattung vor, die er selber besucht hat, er möchte da stehen, wo sein Lehrer gestanden hat. Und so wiederhole ich: der Universitätsstudien treibende Realgymnasialabiturient ist der Volksschule verloren. Und was dann? Soll die Volksschule ein Sammelbecken des niedrigsten Gelehrtenproletariats werden, der Pfuscher, der Energielosen und Ignoranten? Oder wollen wir die Volksschulen mit dem Lehrplan der höheren Schulen beglücken? Nein! Sollte je, was ich für ausgeschlossen halte, die Regierung eines größeren Staates schwach genug sein, dem Verlangen der Volksschullehrer nach akademischer Vorbildung nachzugeben, so müßte sie binnen kürzester Zeit zu der Erkenntnis gelangen, daß dieser Schritt nichts anderes bedeutete, als die völlige Auflösung des Volksschullehrerstandes, und würde sich gezwungen sehen, ihn wesentlich in derselben Gestalt wiederherzustellen, beziehungsweise neu zu schaffen, in der er heute einen so unentbehrlichen und bewährten Zweig unseres ganzen Erziehungswesens bildet.

* * *

Zum Schluß gestatte man mir noch eine allgemeine Bemerkung. Man hüte sich doch ja, all das Können und Sein des Lehrers, das zur Erfüllung seiner Amtspflicht im höheren und idealeren Sinne erwünscht sein kann, schon als reife Frucht von seiner Vorbildung allein zu fordern, wie Gutmann tut. Man würde Unmögliches verlangen. Wenn es schon vom Charakter gilt, daß er erst allmählich und spät zu seiner vollen Reife kommt, so gilt es noch viel mehr von der tieferen, echten Bildung, die nur die Frucht eines ganzen, von geistigem Streben erfüllten Lebens sein kann. Für den jungen, ins Amt tretenden Lehrer genügt es, daß er für die fest abgegrenzten, im Vordergrunde seiner Berufstätigkeit stehenden Aufgaben so weit ausgerüstet sei, daß ein stetiges Fortschreiten mit Gewißheit erwartet werden kann. Alle anderen, über seine jungen Jahre hinausliegenden beruflichen und persönlichen Vollkommenheiten wird er immer nur im Amte und durch das Amt, beziehungsweise durch unablässiges Streben neben seiner Amtstätigkeit erwerben können. Und dann glaube man doch nicht, daß das Universitätsstudium die alleinige Pforte zur wahren Bildung, der harmonischen Entfaltung des ganzen inneren Menschen, sei, die ich von der bloß wissenschaftlichen Bildung unterschieden wissen möchte. Wer mir zugibt, daß der sicherste Weg dazu der ist, wenig, doch mit strenger Auswahl zu lesen, aber viel zu hören und zu sehen, vor allem viel selber zu denken und nicht zuletzt sich handelnd zu betätigen, der wird mir auch darin beistimmen, daß die Bildung, die jemand erreicht, in weit entscheidenderer Weise von seiner individuellen Naturanlage, als von der Art seiner Vorbildung bestimmt wird. Der schlagendste Beweis dafür ist, daß es nicht bloß unter den Vertretern der akademisch gebildeten Stände, sondern ebenso gut unter den Kaufleuten, Gewerbetreibenden u. s. w. und nicht zuletzt unter den Volksschullehrern wirklich gebildete Männer in erfreulicher Zahl gibt.

Mit alledem soll darum nicht gesagt sein, daß das gerade jetzt so lebhaft hervortretende Emporstreben der Lehrerschaft überhaupt keine Förderung verdiente. Das Verlangen der Lehrer nach Besserung ihrer wirtschaftlichen Lage ist für jeden Kenner der Verhältnisse so über jeden Zweifel hinaus berechtigt, daß es die lebhafteste Unterstützung aller Volkskreise verdient, denn das Wohl und Wehe unserer Volksschule ist eine nationale Angelegenheit. Ebenso verdient die Forderung einer zeitgemäßen Reform der Seminarien wie der Beförderungsverhältnisse die ernsteste Beachtung der Behörden. Endlich dürfte es auch an der Zeit sein, der Ueberbürdung des Lehrerstandes ein Ende zu machen. Jeder billig Denkende wünscht gewiß von ganzem Herzen, daß der Lehrerschaft die Erfüllung dieser ihrer berechtigten Wünsche bald als Frucht ihrer Agitation in den Schoß fallen möge, aber wo diese Agitation so weit geht, die natürlichen Grundlagen des Standes zu verkennen und erschüttern zu wollen, da scheint es mir doch im allgemeinen Interesse zu liegen, sie in vernünftige Grenzen zurückzuweisen.

[1]) Denn daß durch ein Universitätsstudium von zwei und selbst vier Semestern ein auch nur einigermaßen befriedigender Abschluß nicht zu erreichen ist, zumal es sich auf mehrere Disziplinen zu erstrecken hätte, würde man sehr bald einsehen und seine Forderungen steigern.

Gabriele d'Annunzio

und seine dichterische Entwicklung.

Von G. Busolli.

(Schluß.)

Von diesem Augenblicke an, inmitten von Tadel und Lobeserhebungen, wird d'Annunzio wieder von seiner fieberhaften Arbeitslust erfaßt: und das Studium der Form, des Ausdrucks, des schönen Satzgefüges steht von jetzt an über dem sinnlichen Inhalt seiner Dichtungen. Diese werden allmählich gemäßigter und die Wollust tritt nicht mehr so offen hervor. Melchior de Vogüé bemerkt sehr richtig: „In diesen Dichtungen hält der Künstler den jungen Faun gefangen." Der Wohllaut lockt ihn unwiderstehlich, und in den Werken der Dichter aller Zeiten, von den Vorläufern Petrarcas bis zu Lorenzo von Medici und den Dichtern der Renaissance sucht er nach dem schönen, wohlgefeilten oder nach dem mächtigen, ausdrucksvollen Wort, das alle Freuden und alle Schmerzen, alle Schönheiten und allen Zauber wiedergibt und ausdrückt. Jetzt gefällt er sich darin, sich den Dichter der Schönheit zu nennen, und seine ganze Begeisterung als Diener und Priester derselben äußert er in goldenen Versen:

O poeta, divina è la Parola;
ne la pura bellezza il Ciel ripose
ogni nostra letizia; e il Verso è tutto!

Und dem Wort widmet er ein eigenes Sonett voll hoher Bewunderung.

Parola che l'Amor de la rotonda
bocca mi versa come unguenti e odori;
Parola che da l'odio irrompi fuori
fischiando come sasso da la fionda:

sola virtù che da la carne immonda
alzi gli spiriti e inebri di fulgori;
o seme indistruttibile ne' cuori,
Parola, o cosa mistica e profonda;

ben io so la tua specie e il tuo mistero,
e la forza terribile che dentro
porti e la pia soavità che spandi;

ma fossi tu per me fiume tra i grandi
fiumi più grande e limpido nel centro
de la Vita recassi il mio pensiero!

Dann erscheint L'Isotteo e la Chimera, ein merkwürdiges Buch, in welchem er dem Worte die Wirkung von Klang, Licht, Farbe verleiht, wie es nie zuvor ein Dichter verstanden hat. Das einleitende Sonett bildet gewissermaßen die Erläuterung zu dem phantastischen, üppigen Inhalt des Buches:

Palagio D'Oro: nobile magione
de la Speme, de 'l Riso e de' Piaceri,
ove, sotto i belli archi alti e leggeri,
danzano i Sogni, cinti di corone;

Selva D'Oro, ove Amor, nudo garzone,
con i Desiri, cupidi sparvieri,
con i peccati, veltri agili e neri,
attende a la sua dolce cacciagione;

Fonte D'Oro, ove candidi e tranquilli
vanno i Cigni di Venere per torme
facendo a 'l dorso calice de l'ale:

O mio Libro, convien che più sfavilli
sonante il verso e più ridan le forme,
quando Isaotta Guttadàuro sale.

So stellt der Dichter seine Kunst dar.

Der Inhalt ist immer die Liebe: aber über die Liebe selbst herrscht souverän die Kunst. Wir begegnen hier dem einfachsten wie dem ungebräuchlichsten Versmaß, von den ältesten an (Rima Nona, Sonett, Ballade, Madrigal) bis zu den neueren, weniger bekannten.

Doch der Dichter ist müde: auch diese auserlesenen Mühen, diese herrlichen Formen befriedigen den Geist nicht, der keine Fesseln kennt. Ihm graut vor der Leere und Einsamkeit, die ihn umgibt! . . . An einem klaren, eisigkalten Weihnachtsabend denkt er mit Wehmut an die gute ferne Amme, die ihn genährt, und die nichts weiß, noch ahnt von der öden Trauer, die ihr blondes Kindchen erfüllt. Ach! Könnte er jene Tage noch einmal leben, zur einstigen Unschuld und Heiterkeit seines Daseins zurückkehren und all dies Schreckliche für immer von seiner Seele abtun!

lungi sempre dall' anima rinata
e dal candor natale circonfusa!
Una immensa bianchezza immacolata,
una forma d'amore angelicata,
e per tutto l'Immagine diffusa
d'un Bene Sommo che quivi s'attende!

Und das ist nicht mehr möglich — was dann? Dann gibt es für ihn keine Hoffnung mehr! Mit Bitterkeit und herbem Vorwurf wendet er sich an die Kunst, die seine Träume nicht verwirklicht, sein heißes Sehnen nicht gestillt hat. Soll er denn sterben, ohne von jemand verstanden worden zu sein, dann hat er umsonst gelebt:

Nessun dolente al mondo
da noi fu consolato.
Con lui piangemmo invano.

Nessun oppresso al mondo
da noi fu vendicato.
Ci sollevammo invano.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Dietro di noi un solco
sterile obliquo lieve
resta. Vivemmo invano.

D'innanzi a noi, nel buio,
La morte è senza face.
— Gloria — morremo invano!

Weshalb dann noch zögern? Lieber gleich sterben, denn jeder Lichtschimmer ist erloschen, jede Hoffnung getäuscht. Nur einen Frieden gibt es: den tiefen Frieden des Grabes!

Più d'una volta tu leggesti in viso
ai cadaveri freddi nelle bare
che la Morte mantenne la promessa! —

Doch während er sich anschickt, das düstere Vorhaben auszuführen, erklingt eine rettende Stimme, eine Stimme von fernher, jenseits der Berge, wo die Mutter und die Schwester seiner harren, wo die Gräber seiner Väter sind und das Haus, das er liebt: eine teure Stimme ruft ihm zu, tröstet ihn und ermahnt ihn, zu leben! Die gute Botschaft ist ein Brief seiner Schwester, die ihm das sagt, was er im Traum gehört. Und nach langem, peinvollem Zögern, nach grausamem, ungewissem Bangen, nachdem er vor geschlossenen Gartengittern verträumt umhergeirrt, kehrt er zu dem lieben Hause zurück und fühlt neues Leben in seine Adern strömen beim Anblick der verehrten Mutter, der Berge und des Meeres. Ach! Dieser erste Spaziergang mit der Mutter im heimatlichen Garten, wo alles ihn an die schönen, unschuldsvollen Tage erinnert, die nicht mehr sind; unter den sanften Strahlen der herbstlichen Sonne und dem milden Himmel, an der Seite der blassen, besorgten Mutter erwacht in ihm die Illusion eines „wiedererstandenen Frühlings“. Und wie zart und liebevoll sind die Worte, die der reuige Sohn an die Mutter richtet!

— — — — — — — — — — — —
Usciamo. Non coprirti il capo. È un lento
sol di settembre; e ancor non vedo argento
su 'l tuo capo, e la riga è ancor sottile.

Perchè ti neghi con lo sguardo stanco?
La madre fa quel che il buon figlio vuole.
Bisogna che tu prenda un po' di sole,
un po' di sole su quel viso bianco.

Bisogna che tu sia forte; bisogna
che tu non pensi a le cattive cose . . .
Se noi andiamo verso quelle rose,
io parlo piano, l'anima tua sogna.

Er sucht sie aufzurichten, zu trösten: ist er doch zu ihr zurückgekehrt, um ihr stilles, einfaches Leben zu leben, sich ihr mit ganzer Seele zu widmen, mit der einstigen Offenheit. Wie menschlich und ergreifend ist der beständige Gegensatz zwischen dem neuen Wünschen und Verlangen — und der herben, brennenden Reue über die schuldvolle Vergangenheit! Er möchte vergessen, sich hinwegtäuschen über das, was hinter ihm liegt; vor allem aber die gute Mutter mit zärtlichen Worten irre leiten:

Sogniamo, poi ch' è tempo di sognare.
Sorridiamo. È la nostra primavera,
questa. A casa, più tardi, verso sera,
vo' riaprire il cembalo e suonare.

Quanto ha dormito il cembalo! Mancava,
allora, qualche corda; qualche corda
ancora manca. E l'ebano ricorda
le lunghe dita ceree de l' ava.

Mentre che fra le tende scolorate
vagherà qualche odore delicato,
(m'odi tu?) qualche cosa come un fiato
debole di viole un po' passate,

sonerò qualche vecchia aria di danza,
assai vecchia, assai nobile, anche un poco
triste; e il suono sarà velato, fioco,
quasi venisse da quell' altra stanza.

Poi per te sola io vo' comporre un canto
che ti raccolga come in una cuna,
sopra un antico metro, ma con una
grazia che sia vaga e negletta alquanto.

Tutto sarà come al tempo lontano.
L'anima sarà semplice com' era;
e a te verrà, quando vorrai, leggera
come vien l'acqua al cavo de la mano.

So entstand sein „**Poema Paradisiaco**", die schönste und edelste seiner Dichtungen, in der er von aller falschen Eitelkeit, aller Verderbtheit frei erscheint. Es ist eine Rückkehr zur Einfachheit, Natürlichkeit, zu der reinen Zuneigung zu Familie, Haus und Heimat: und die ruhige, getragene, in ihrem bezaubernden Wohllaut zu Herzen gehende Form entspricht so vollkommen dem aus der geistigen Wiedergeburt hervorgegangenen Denken, daß es eine wahre Erquickung ist. Welch ein Unterschied zwischen dem Dichter des **Intermezzo** und **Isotteo** — und dem des **Poema Paradisiaco**!

*

Doch während wir uns der Hoffnung hingaben, daß diese Umwandlung Gabriele d'Annunzios sich wirklich vollzogen habe, versank unsere schöne Täuschung mit einemmal. Es war nur ein lichter Augenblick gewesen, ein Stückchen Himmelsblau, das sich zwischen trübem, dunklem Gewölk zeigte und verschwand. Auch im Elternhaus, im Anblick des Meeres und der heimatlichen Berge verfolgen ihn die Trugbilder der vergangenen Tage und gönnen ihm keine Ruhe. Die Verderbnis, die Lasterhaftigkeit überfällt ihn wie ein Aussatz. Trostlos traurig, doch mit schrecklicher Klarheit zergliedert er die römischen Erlebnisse, und das Ergebnis ist der Roman **Il piacere**, welcher die Enthüllungen des **Intermezzo** präzisiert und weitläufig ausmalt. Nein, er ist noch nicht zufrieden, kann es nicht sein; seiner Mutter gegenüber heuchelt er es — aber er ist es nicht. „Wiedergeburt oder Tod!" ruft er endlich, in der Pein, die ihm den Atem raubt. Und wie er sich vorher an der Lektüre der französischen Analytiker gefallen hat, so sind es jetzt die russischen Schriftsteller, die ihm mit ihren humanen Lehren einigen Trost bringen und einen wohltätigen Einfluß auf seine Seele ausüben. Er hofft, zu genesen. „Die Jugend" — ruft er aus — „geht zu Ende; fast alle meine Rosen sind verblüht, aber ich fühle etwas Lebensfähigeres in mir entstehen: einen Keim!"

O Giovinezza, ahi me, la tua corona
su la mia fronte già quasi è sfiorita
Premere sento il peso de la vita,
che fu si lieve, su la fronte prona.

Ma l'anima nel cor si fa più buona,
come il frutto maturo. Umile e ardita,
sa piegarsi e resistere; ferita,
non geme; assai comprende, assai perdona.

Dileguan le tue brevi ultime aurore,
o Giovinezza; tacciono le rive
poi che il tonante vortice dispare.

Odo altro suono, vedo altro bagliore.
Vedo in occhi fraterni ardere vive
lacrime, odo fraterni petti ansare.

In dieser Stimmung schreibt er während des kurzen Zeitraumes von zwei Jahren die beiden Romane **Giovanni Episcopo** und **L'Innocente**, die hin und wieder an Dostojewsky und Tolstoi erinnern und unter deren Einwirkung entstanden sind.

Aber das Heimweh nach Rom füllt seine Seele mit unendlicher Trauer und Sehnsucht. Die Erinnerungen an die heiligen Hügel, die herrlichen Villen und Kirchen erwachen, und auch die an die erloschene Liebe; er gedenkt, wie er mit müder, kranker Seele in den Ruinen Altroms umhergeirrt. Alle die unwürdigen Leidenschaften sind abgestorben, eines aber bleibt für immer in ihm lebendig: der heilige Kultus für Rom, die große Mutter.

Und so entstehen seine **Elegie** mit ihrer feierlichen Poesie und ihrer erhabenen Trauer. Sie erinnern, auch durch das Versmaß, an die **Tristia** Ovids, und mir scheint, daß sie Goethes Römischen Elegien nicht viel nachgeben. Kein Dichter seit Ovid empfand für die Stadt und das heilige Gebiet so heiße und innige Liebe und mußte sie in so würdiger Form zum Ausdruck zu bringen.

Nulla è più grande e sacro. Ha in sè la luce d'un astro.
Non i suoi cieli irraggia soli, ma il mondo Roma.

Die Jahre von 1890 bis 1900 sind arbeitsam und fruchtbar für den jungen Dichter. Der Aufenthalt am heimatlichen Gestade übt wohltätigen Einfluß aus, und er fühlt die alte frische Kraft zur Arbeit wiederkehren. Neue stolze Pläne flammen in seinem Geiste auf, nachdem er — gleich Alessandro in der **Città morta** — die traurige Kenntnis der Dinge gewonnen und aus allen Quellen in tiefen Zügen getrunken hat.

Jetzt ist nun die Reihe an Zarathustra und dem Uebermenschen Nietzsches. In diesem Zeitraum von zehn Jahren führt er außer den bereits genannten Werken drei große Romane zu Ende: **Il Trionfo della morte** (welcher nach **Il piacere** und **L'Innocente** den Zyklus der **Romanzi della Rosa** abschließt); **Le Vergini delle Rocce** und **Il Fuoco** (welche die Zyklen der **Romanzi del Giglio** und der **Romanzi del Melagrano** eröffnen), in denen der Dichter seine Absicht verfolgt hat, Italien „eine erzählende und beschreibende Prosa zu schenken, die modern, plastisch und harmonisch ist, bilderreich und musikalisch".

Doch der Inhalt dieser Romane bleibt — wenn auch die Namen der Helden und Heldinnen, die Eigentümlichkeiten des Milieus und die Umstände wechseln — stets derselbe. Auf jenen Blättern denkt und handelt immer eine einzige **dramatis persona**, in der manche d'Annunzio selbst erkennen wollen, oder eine höhere, von jedem moralischen Gesetz befreite Intelligenz, welche dem gebieterischen Impuls der Sinne blind gehorcht und vergeblich nach einem Interpreten des realen Lebens verlangt, „denn das Glück" — erklärt der Autor[6]) — „ist ein Ding, das der Mensch mit eigenen Händen auf seinem eigenen Amboß formen muß". Abgesehen aber von dem glänzenden Stil, in welchem sich immer der lyrische Dichter verrät, und einigen Episoden oder treffenden, lebenswahren Schilderungen, sind diese Romane langweilig und schwerfällig. Eine Ausnahme macht nur **Giovanni Episcopo**, dessen fließender, knapper Stil ihn von allen anderen unterscheidet, und dessen Inhalt mit immer wachsendem Interesse die Aufmerksamkeit des Lesers fesselt.

Wirklich schön also ist nur der Stil und auch dieser nur da, wo er nicht in Manieriertheit und Gesuchtheit ausartet; alles übrige ermüdet, weil es uns falsch erscheint. Der Dichter entfernt sich vom wirklichen Leben, um seinen Träumen und Wahnbildern nachzugehen. Merkwürdig ist auch, daß während er der Dichter der Freude heißen möchte, über seinen Schöpfungen ein Hauch von Melancholie und Monotonie liegt, und alle einen tragischen Ausgang haben. In welchem seiner Romane findet sich auch nur eine Spur von Humor, wie er den nordischen Schriftstellern eigen ist?

Il Fuoco, in welchem die ganze Unwahrheit der Kunst d'Annunzios aufgehäuft ist, fand allgemeines Mißfallen,

6) S. Il Giorno, II. Jahrgg. Nr. 88 „Della mia legislatura" Es ist ein Artikel politischen Charakters, in welchem d'Annunzio jedoch vor allem den wesentlichen Inhalt seines literarischen Schaffens zu rechtfertigen und objektiv zu erklären suchte, indem er demselben einen symbolischen und allegorischen Charakter beilegte und als Prinzip und Ausgangspunkt eine hohe ethische und erzieherische Absicht bekundete.

Auch sein Busenfreund, der Dichter-Philosoph Angelo Conti, legt („Beata riva") in einer Art von platonischem Gespräch mit d'Annunzio diesem die Worte in den Mund „Meine Auslegung und Darstellung der Lust ist die einzige, die zu einer tragischen Anschauung des Bösen führen kann. Meine Arbeiten sind nicht — wie die Menge glaubt — die Verherrlichung der Lebensfreude, sondern sie sollen zeigen, auf welche Art die Kenntnis des Bösen für den Künstler fruchtbar sein kann; sie sollen zeigen, daß der Mensch nur dann gut und stark zu werden vermag, wenn er durch Schwachheit und Schuld hindurchgegangen ist und das tragische Verständnis des Lebens erlangt hat."

obwohl der Roman, einem Mosaik gleich, mit glänzenden Episoden von vollkommener Arbeit durchsetzt ist. D'Annunzio aber ließ sich nicht entmutigen: er ist von so stählerner Konstitution, daß weder Vergnügen noch Arbeitsmühen ihn zu ermatten vermochten. Und wenn er der Jugend manches schlechte Beispiel gegeben hat, so bietet er als Ersatz hierfür das sehr schöne und nachahmenswerte einer Willenskraft und Ausdauer, die durch alle Verirrungen hindurch nach Vollendung strebt.

La mia volontà fu sospesa
sul mio capo come una legge,
come una gloria,
come un nimbo d'oro.

Hierin gleicht er den Helden seiner Romane nicht. Und der Wille, dem d'Annunzio auch in den Tagen der tiefsten Gesunkenheit treu blieb, wird ihn erlösen, ihn retten. Auch in diesen von Psychologie, Kultur und Leidenschaft strotzenden Romanen bricht hin und wieder ein belebender Lichtstrahl durch, sprießt hier und da ein hoher Gedanke, offenbart sich auch inmitten aller der Symbole und schwerfälligen Allegorien das Bemühen des Autors, sich endlich von den toten Formen zu befreien, den Ausweg aus dem Labyrinth zu finden, in das er sich hineinbegeben, und dem wirklichen Leben, dem Menschlichen zuzustreben.

Um die Neigung und das Verständnis der Menge zu erlangen, wollte er zu ihr hinabsteigen, sie kennen lernen, studieren, in ihren geheimsten Winkeln erforschen, sie rühren und ihre Bedürfnisse befriedigen. In der phantastischen und rhetorischen Art, die ihm durch Gewöhnung zur zweiten Natur geworden ist, sagte er zu seinen Freunden: „Ich muß der Bestie die Stirn bieten", und verstand darunter die Menge. Allzu sehr hatte er sich von ihr ferngehalten, zu lange verschmäht, mit ihr zu leben. In der Einsamkeit, nur in seinen Dichtungen lebend, hatte sein von antiker Bildung und heidnischem Klassizismus durchtränkter Geist phantastische Blüten getrieben, und seine Träume nahmen allmählich so feste Form und Gestalt an, daß er sogar den Gedanken faßte, in der Campagna sacra, in der Nähe des Albaner Sees, ein eigenes Theater zu errichten.

Im Zeitraum von drei Jahren folgten dann: Sogno d'un mattino di primavera, La Città morta, Sogno d'un tramonto d'autunno, La Gioconda und La Gloria. Obgleich diese dramatischen Dichtungen in durchsichtig klarer Form, mit dichterischem Empfinden und musikalischem Wohllaut komponiert sind, bleiben sie doch Träume und Phantasien, weil ihr Motiv trügerischen, wenn auch prächtigen, vom Lichte des Genies durchleuchteten Visionen entnommen ist: der ihm aus Büchern vertrauten, von seiner Künstlerphantasie entstellten toten Vergangenheit; oder weil sie von einer persönlichen vorgefaßten Idee ausgehen und niemals von der unmittelbaren wachen Anschauung und dem emsigen, bewußten Studium der vielfältigen, wechselnden, bewegten Wirklichkeit, die andere Sitten, Ziele und Ideale besitzt als diejenigen, welche der in der Verehrung untergegangener Kulturepochen befangene Geist eines Vereinsamten ausdenken mag. Und so kann, trotz des diesen Werken beiwohnenden künstlerischen Wertes und hohen dichterischen Schwunges, ihr Inhalt, der außerhalb des Realen bleibt und nicht in Herz und Sinn der Menge eindringt, nie Leben gewinnen und mit wirklichem Erfolge dargestellt werden, auch wenn er mit wunderbarer Geschicklichkeit, unübertrefflicher Ausstattung und allen scenischen Reizen zur Aufführung kommt.

Ueber das letzte Drama d'Annunzios, Francesca da Rimini, möchte ich mich hier noch nicht äußern, auch nicht über seinen literarischen Wert. Bei den Aufführungen in Rom, Florenz, Turin war der Erfolg bekanntlich sehr bestritten, und das Urteil der Kritiker durchaus verschieden, ja widersprechend.*)

Einen frischen Hauch gesunder Inspiration hatte d'Annunzio vom heimatlichen Meere empfangen. Mit dem Poema Paradisiaco zugleich waren auch die Odi Navali erschienen. Wer dem Dichter durch seine verschiedenen Phasen gefolgt war, durch seine vielfachen künstlerischen Kundgebungen, der mochte wohl staunend fragen: „Aber ist denn das d'Annunzio? Wirklich und wahrhaftig?" Denn so prächtig wie der Grundgedanke, so männlich ist die Form, und zum erstenmal tritt auch der Name des Vaterlandes dem von aufrichtiger, tiefer Bewegung ergriffenen Dichter auf die Lippen. Damit ist in ihm der Zwiespalt erwacht zwischen dem in einem immerwährenden Schönheitstraum versunkenen Aesthetiker, der die Welt nicht liebt und nicht fürchtet — und dem Kämpfer lateinischer Rasse, der nach Eroberung und wirklicher Herrschaft dürstet.

Mit seinem Rufe: „Ich gehe dem Leben entgegen" beginnt er also die letzte Phase seines Denkens und Schaffens; er ist der siegreiche Nachhall seines ganzen Strebens.

Die Politik hat ihn mit einemmal der öden Einsamkeit entrissen, in die er sich verschlossen hatte, und ihn in direkte Beziehung und Fühlung zum realen Leben und zur Volksseele gebracht.

Jetzt haben auch die Geschicke des Vaterlandes die Macht, ihn zu bewegen und zu begeistern: und so begeistert und bewegt ihn auch der Kult, den das Volk seinen wahren Helden weiht.

Zu diesem letzten glücklichen Abschnitt seines Schaffens zählen: Il Giorno di Roma, L'Ode al Re, Per la morte d'un distruttore, In morte di Giuseppe Verdi und La notte di Caprera, die zu einem epischen Zyklus Odi e Canzoni gehört, welcher einen neuen d'Annunzio verkündet, einen freieren, stärkeren. Denn die Inspiration zu diesen Dichtungen stammt nicht mehr aus niedriger Leidenschaft oder trauriger Verirrung von Herz und Sinnen, sondern aus einer hohen und reinen Auffassung vom Leben und von der Kunst. Und deshalb leben seine Odi e Canzoni endlich auch im Leben des italienischen Volkes, denn das aufrichtige und edle Wort des Dichters hat stets die Kraft, zu ihm zu dringen.

Wenn auch diesen letzten Dichtungen noch eine gewisse Manieriertheit und ungewollte, aber gewohnheitsmäßige Gesuchtheit des Ausdrucks und der Diktion anhaftet, die an den einstigen gekünstelten Stil erinnert, so ist doch offenbar, daß sein bevorzugtes Genie, trotz häufiger Rückfälle immer höher sich aufschwingend, jetzt die volle Reife erlangt hat und endlich dem Ruhm nachstrebt, der ehrenvoll und dauernd ist.

*) Seit der Abfassung dieses Essays ist nun abermals ein neues Drama d'Annunzio's: „La figlia di Jorio" über die Bühne gegangen und hat bei seiner ersten Aufführung (in Mailand) einen wahren Sturm von Begeisterung erregt. Der Dichter scheint, soweit kurze Auszüge aus diesem neuesten Drama ein Urteil darüber gestatten, in diesem seinem letzten Werke auch als Dramatiker auf den für seine Kunst so nahrhaften Boden der abruzzesischen Heimat mit vollem und reinem Erfolge zurückgekehrt zu sein.

Anm. d. Red.

Bücher und Zeitschriften.

Untersuchungen über die radioaktiven Substanzen von Mme. Curie. Uebersetzt und mit Literaturergänzungen versehen von W. Kaufmann. (Heft 1 von Die Wissenschaft. Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien.) Braunschweig bei Fr. Vieweg u. Sohn. VIII und 132 Seiten.

Die Wissenschaft ist ein neues Unternehmen, welches, ähnlich wie die Scientia in Frankreich, zusammenfassende Monographien über neuere Forschungsgebiete bringen soll. Nach der Entdeckung der Röntgenstrahlen ist nun, nicht bloß in Fachkreisen, sondern weit über dieselben hinaus, keinem Gebiete der Physik ein größeres Interesse entgegengebracht worden als der Lehre von den radioaktiven Substanzen. Es ist daher als ein glücklicher Griff zu be-

zeichnen, daß die Sammlung mit der Monographie der Mme. Curie, der Entdeckerin des Radiums, eröffnet worden ist. Wir finden hier eine ebenso vollständige wie interessante Uebersicht über die bisherigen Forschungen, und das Buch, welches keinerlei mathematische Vorkenntnisse voraussetzt, möge weitesten Kreisen zur Lektüre empfohlen sein. W. Kaufmann, einer der hervorragendsten jüngeren Forscher im Gebiete der Kathodenstrahlen und der von radiaktiven Substanzen ausgehenden Strahlen, hat sich nicht mit einer bloßen Uebersetzung begnügt, sondern das Buch um eine recht vollständige Literaturangabe erweitert.

A. K.

Drei ewige Lichter. Von Adolf Bolliger. Berlin, bei Georg Reimer.

Nach der Deistenweise des 18. Jahrhunderts stellt der Verfasser Gott, Freiheit und Unsterblichkeit als Gegenstände positiver Erkenntnis dar. In ausgesprochenem Gegensatz zur Kantischen „doppelten Wahrheit" für reine und praktische Vernunft will er das Dasein Gottes, die Freiheit des Willens, die Unsterblichkeit der Seele wissenschaftlich, d. h. aus der Erfahrung beweisen. Die Annahme eines allwirkenden Wesens sei notwendig angesichts der Wechselwirkung aller Einzeldinge, die Annahme einer den Gefühlsmechanismus überragenden Willenskraft angesichts der Tatsache, daß wir um zukünftiger Lust willen auf gegenwärtige verzichten. Für die Unsterblichkeit wird nur ein indirekter Beweis aus der Weisheit und Liebe Gottes gegeben. — Prof. Bolligers Gedankengänge entbehren der methodischen Strenge und bieten dem philosophisch geschulten nichts wesentlich Neues. Einem weiteren Publikum, auf das sie in ihrer ansprechenden Form berechnet sind, mögen sie manche Anregung bieten, namentlich wo man auf die liberal theologische Denkrichtung des Verfassers einzugehen geneigt ist.

-tl-

Allgemeine Rundschau.

Die Bewegung für das Meter im britischen Weltreich.

ct. Im Dezember 1902 sandte das Kolonialamt in London an die oberste Behörde in allen britischen Kolonien eine Anfrage darüber, welche Stellung die betreffende Kolonie mit Rücksicht auf die Annahme des metrischen Systems für Maße und Gewichte beobachten werde. Die seitdem eingegangenen Antworten sind jetzt in einem Parlamentsbericht veröffentlicht worden und ergeben im wesentlichen günstige Aussichten für die Weltherrschaft des Meters, der sich die Länder englischer Zunge so lange widersetzt haben. Unter den englischen Kolonialgebieten war bis dahin nur in Mauritius und auf den Seychellen das Meter bereits in Gebrauch. Für seine Annahme haben sich nunmehr ausgesprochen: Nordaustralien, Neu-Seeland, das Kapland, Transvaal, die Oranje-Fluß-Kolonie, Süd-Rhodesia, Gambia, Nordnigeria, Gibraltar, Britisch-Guyana, Trinidad und die Inseln über und unter dem Winde (Kleinen Antillen). Mit dem Vorbehalt, daß das Dezimalsystem auch im Vereinigten Königreich Großbritannien oder im ganzen Britischen Reiche angenommen werden müsse, haben ihre Zustimmung erklärt Sierra Leone, Südnigeria, Ceylon und die Falklands-Inseln. Hongkong würde mit anderen Kolonien gemeinsam vorgehen. Die Staaten von Neu-Süd-Wales, Viktoria und West-Australien sind gleichfalls günstig gestimmt, haben aber zusammen mit Süd-Australien und Tasmanien das Gutachten abgegeben, daß die Angelegenheit von der Regierung des Commonwealth entschieden werden müsse. Die Fidschi-Inseln haben sich zweifelnd geäußert, würden aber dem Beispiel Australiens und Neu-Seelands folgen müssen, desgleichen würde sich Britisch-Neu-Guinea nach Australien richten. Für Jamaika und Britisch-Honduras würde die Einführung des Metersystems nur dann Wert haben, wenn es gleichzeitig auch in den Vereinigten Staaten angenommen würde. Die Straits Settlements, die britischen Besitzungen an der Malakka-Straße, würden sich nach der in Indien geltenden Praxis richten, das Schutzgebiet Betschuanaland nach dem übrigen Südafrika. Gegen die Einführung des Meters sind aufgetreten St. Helena, Cypern, Lagos, Wei-hai-wei, Barbados und die Bahama-Inseln, doch wird man sich darüber zu trösten wissen. Unbestimmte Antworten sind abgegeben worden von Neu-Fundland, Malta und den Bermuda-Inseln, während Canada bisher überhaupt nicht geantwortet hat. Jedenfalls kann man aus diesen Erklärungen der Schluß ziehen, daß fast das ganze britische Weltreich die metrischen Maße annehmen wird, sobald England den Anfang macht, und dazu sind glücklicherweise gute Aussichten vorhanden.

Kleinere Mitteilungen.

* Die Errichtung eines Reichsschulamtes für die deutschen Auslandschulen hat der Hauptvorstand des Allgemeinen Deutschen Schulvereins in einer Eingabe an den Reichskanzler vom 16. Januar 1904 als zur Förderung unserer nationalen Interessen sehr wünschenswert bezeichnet. Dieses Amt ist als Zentralstelle für Vermittlungen und Auskünfte sowohl für deutsche Lehrer, die an einer deutschen Auslandschule zu wirken beabsichtigen, als auch für solche Schulen gedacht, die eine geeignete Lehrkraft zu erhalten wünschen.

* **Ausländer an den deutschen Universitäten.** Unter den 37,881 eingeschriebenen Studierenden an den 21 deutschen Universitäten sind 3114 Ausländer, die meisten davon in Berlin, und zwar 1184. Leipzig hat 462, München 272, Heidelberg 176, Halle 167, Freiburg i. Br. 110, Göttingen 95, Bonn 92, Straßburg 91, Jena 72, Königsberg 71, Marburg 54, Würzburg 49, Gießen 48, Breslau 43, Tübingen 36, Erlangen 34, Greifswald 27, Rostock 13, Münster 11 und Kiel 7. Der Staatsangehörigkeit nach sind: 973 Russen (davon 440 in Berlin, 132 in Leipzig und 63 in Königsberg), 591 aus Oesterreich-Ungarn (davon 195 in Berlin und 87 in Leipzig), je 321 Schweizer und Amerikaner (in Berlin 160 Amerikaner und 93 Schweizer), 161 aus Großbritannien, 116 Asiaten, 82 Bulgaren, 71 Rumänen, 66 Franzosen, 65 Griechen, 53 Serben, 44 Italiener, 49 Niederländer, 37 Türken, je 33 Luxemburger und Schweden, 18 Afrikaner, 14 Belgier, 12 Dänen, 11 Spanier, 4 Portugiesen, je 2 aus Australien und Montenegro und einer aus dem Fürstentum Liechtenstein. Es studieren: 134 evangelische Theologie, 69 katholische Theologie, 381 Rechtswissenschaft, 699 Medizin, 642 Philosophie, Philologie und Geschichte, 520 Mathematik und Naturwissenschaften, 34 Arzneimittellehre und Zahnheilkunde und 278 Staats- und Forstwissenschaften, Geodäsie und Kulturtechnik. In den letzten Jahren hat die Zahl der Ausländer um 1000 zugenommen.

* Robert Kochs Studienreise. Professor Robert Koch hat seinen Aufenthalt in Buluwayo verlängert, um die in Britisch-Südafrika herrschende Pferdeseuche und die Bedingungen für ihre Bekämpfung zu studieren. Anfang April wird sich der Gelehrte, wie die Deutsche Medizinische Wochenschrift erfährt, nach Dar-es-Salaam begeben, um dort das Küstenfieber der Rinder, für das er in Britisch-Südafrika eine erfolgreiche Behandlungsmethode gefunden hat, und ferner die Malaria in den Bereich seiner Untersuchungen zu ziehen. Anfang Juni, das heißt noch vor Ablauf seines bis Ende Juni währenden Urlaubes, wird Professor Koch nach Berlin zurückkehren.

* Wissenschaftliche Preisaufgabe. Wir erhalten folgende Zuschrift:

Professor Dr. J. H. van't Hoff hat das ihm zukommende Redaktionshonorar für den Band 46 (Jubelband für W. Ostwald) der Zeitschrift für physikalische Chemie zur Stellung einer Preisaufgabe bestimmt. Die Unterzeichneten sind überein gekommen, folgende Aufgabe zu stellen:

Es soll die Literatur über Katalytische Erscheinungen in möglichster Voll-

ständigkeit gesammelt und systematisch geordnet werden.

Die zur Bewerbung bestimmten Arbeiten sind bis zum 30. Juni 1905 bei der Redaktion der Zeitschrift für physikalische Chemie, Leipzig, Linnéstraße 2, in der üblichen Form (mit Kennwort und dem Namen des Verfassers in verschlossenem Umschlag) unter der Aufschrift „Zur Preisbewerbung" einzureichen. Der Preis beträgt 1200 M. und wird je nach Befund ganz oder geteilt vergeben werden. Ueber die Veröffentlichung der prämiierten Arbeit oder Arbeiten werden Verhandlungen mit dem Autor vorbehalten. Das Amt der Preisrichter wird durch die Unterzeichneten ausgeübt: Prof. Dr. J. H. van't Hoff. Prof. Dr. S. Arrhenius. Prof. Dr. W. Ostwald.

* **Der erste Verbandstag der Vereine akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands findet am 9. und 10. April in Darmstadt statt. Auf der Tagesordnung steht u. a. ein Vortrag von Professor Dr. Paulsen (Berlin): „Das höhere Schulwesen in Deutschland, seine Bedeutung für den Staat und für die geistige Kultur des deutschen Volkes und die daraus sich ergebenden Folgerungen für die Stellung des höheren Lehrerstandes. Für Sonntag, den 10. April, ist eine Fahrt nach der Bergstraße geplant. Alle Anfragen sind an Oberlehrer Ritschert, Darmstadt, Grünerweg 9, erbeten.**

* Der erste deutsche Volkshochschultag (Tagung für volkstümliche Hochschulvorträge im deutschen Sprachgebiete) findet, wie früher schon von uns gemeldet, am 19., 20. und 21. März in Wien statt. Es werden unter anderen vertreten sein: die deutsch-österreichischen Universitäten Wien, Prag, Graz, Innsbruck und die deutsche Technik in Brünn, sowie aus Deutschland: Berlin, Darmstadt, Freiburg, Greifswald, Hamburg, Heidelberg, Jena, Karlsruhe, München, Nürnberg, ferner auch Zürich u. a. — Weitere Anmeldungen sind zu richten an das Sekretariat der volkstümlichen Universitätskurse in Wien 1., Universität.

* Ein großer geographischer Kongreß wird sich in der Zeit vom 3. bis 7. April in Tunis versammeln, der von sämtlichen geographischen Gesellschaften Frankreichs beschickt werden wird und zu dem sich auch auswärtige Vertreter einfinden werden. Zum Ehrenpräsidenten ist Herr Eugen Etienne, Vizepräsident der französischen Kammer, ausersehen; den Vorsitz wird Herr Pichon, Ministerresident in Tunis, führen.

::

Hochschulnachrichten.

* **Erlangen.** Der Professor für Geburtshilfe und Gynäkologie an der hiesigen Universität Dr. Veit hat einen Ruf an die Universität Halle a. S. als Nachfolger Professor Bumms erhalten und wird diesen dem Vernehmen nach annehmen.

* **Tübingen.** Zum Nachfolger Sigwarts an der hiesigen Universität ist der als Kant-Forscher bekannte Professor der Philosophie an der Universität Münster Dr. Erich Adickes berufen worden.

* **Straßburg.** Der außerordentliche Professor der Kunstgeschichte an der Universität Straßburg Dr. F. Leitschuh hat, wie man der Frankfurter Zeitung mitteilt, einen Ruf nach Freiburg in der Schweiz erhalten, wird ihm aber nicht Folge leisten.

* **Marburg.** Der Professor der romanischen Philologie Dr. E. Wechßler, hat einen an ihn ergangenen Ruf nach Basel abgelehnt.

hc. **Leipzig.** Der ordentliche Honorarprofessor für Mathematik Dr. Friedrich Engel ist als ordentlicher Professor dieses Faches an die Universität Greifswald berufen worden und wird dem Rufe Folge leisten.

* **Posen.** Wie von uns bereits an anderer Stelle gemeldet, hat der Senat der hiesigen kgl. Akademie den Reichskanzler Grafen Bülow einstimmig zum Ehrenmitglied ernannt. Graf Bülow hat in einem längeren Schreiben an den Rektor der Akademie Professor Kühnemann seinem Dank für diese Ernennung Ausdruck gegeben.

r. **Aus der Schweiz.** Die venia legendi für Mathematik erhielt in der philosophischen Fakultät der Baseler Hochschule Dr. phil. Otto Spieß aus Basel. — Zum Professor der Philosophie an der literarischen Fakultät zu Neuenburg hat der Regierungsrat, an Stelle des verstorbenen Professors Murisier, den Dr. phil. Peter Bovet ernannt. — Für den von der Berner Hochschule zu vergebenden Lazarus-Preis für Philosophie wurde als Thema aufgestellt: „Die Völkerpsychologie einst und jetzt". — Die Direktion des Bernischen Unterrichtswesens hat einen Studienplan herausgegeben für „Kandidaten der Journalistik".

* **Leiden.** Dr. G. C. J. Vosmaer wurde zum Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie an der hiesigen Reichsuniversität ernannt.

* **Aus Amerika.** Zu Ehren ihrer voraussichtlich am 18. März in Chicago eintreffenden Gäste, der deutschen Universitätsprofessoren Delbrück, Ehrlich, Kohler, Loofs und Meyer, plant die Chicagoer Universität eine Reihe von Festlichkeiten, die am 22. März mit der Ueberreichung von Ehrendoktor-Diplomen an die fünf Herren zum Abschluß gebracht werden sollen. Aber auch das gesamte Deutschtum der Metropole am Michigansee beabsichtigt, den deutschen Gästen der Universität einen glänzenden Empfang zu bereiten, der es den Herren ermöglicht, sich aus eigener Anschauung eine Meinung über die Bedeutung des Chicagoer Deutschtums zu bilden. Für die auf Sonntag, 20. März, angesetzte Empfangsfeier ist die gewaltigste Halle der Stadt gesichert. Karl Schurz mußte es leider aus Gesundheitsrücksichten ablehnen, die Begrüßungsrede zu halten. Bei der Durchführung des Festplanes werden die Gesang- und Turnvereine mitwirken. Man hofft, daß auch der deutsche Botschafter Frhr. Speck v. Sternburg an der Feier teilnimmt.

Für den Inseratenteil verantwortlich: N. Schumacher, München.

Verlag von GEORG REIMER in Berlin W. 35.

Soeben erschienen!

Politische Porträts. Von Dr. **Th. Barth.** Geheftet M. 2.—, geb. M. 2.80.

Zukunftspädagogik. Utopien, Ideale, Möglichkeiten. Von Prof. Dr. **W. Münch.** Geheftet M. 4.—, geb. M. 4.80.

Israelitische und Jüdische Geschichte. Von Prof. Dr. **J. Wellhausen.** 5. Auflage. Geheftet M. 10.—, geb. M. 11.80.

Kunsthandbuch für Deutschland. Verzeichnis der Behörden, Sammlungen, Lehranstalten und Vereine für Kunst, Kunstgewerbe und Altertumskunde. Sechste neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von der Generalverwaltung der Königl. Museen zu Berlin. Elegant geb. M. 12.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 12. März. Nummer 60.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.
Eine neue Schiller-Ausgabe. Von O. B.
Aus Emil Devrients Nachlaß. Von Dr. Eugen Kilian.

II. Bücher und Zeitschriften.
K. G. Stephani. Der älteste deutsche Wohnbau und seine Einrichtung (2. Bd.). — Karl Roßner: Ruinen der mittelalterlichen Burgen Oberösterreichs.

III. Allgemeine Rundschau.
Akademie der Wissenschaften zu Berlin. — Elektrisch-magnetische Dauerwirkungen. — Die Eisenbahn vom Nil zum Roten Meer. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Eine neue Schiller-Ausgabe.

Der „Jubiläumsausgabe“ von Goethes sämtlichen Werken, die von der Cottaschen Buchhandlung seit Jahresfrist veranstaltet wird und über deren Anlage und Fortschreiten wir in diesen Blättern schon einigemal berichtet haben, läßt derselbe Verlag jetzt eine „Säkularausgabe“ von Schillers sämtlichen Werken in der gleichen Ausstattung folgen.[1] Die Grundsätze, nach denen die Herausgabe der beiden großen Klassiker organisiert ist, entsprechen den Anforderungen, „die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft an ein solches Unternehmen zu stellen sind: Einleitungen und Anmerkungen umrahmen den Text. Auf Grund gelehrter Forschung, aber ohne gelehrte Formen und Ausdrucksmittel, erklären sie das Werden der einzelnen Werke und suchen den Genuß, wie das Verständnis zu vertiefen. Der Text beruht durchgehends auf neuer, sorgfältigster Kritik der gesamten Ueberlieferung; die Ausgabe selbst aber bringt keinen Variantenapparat zum Abdruck, sondern bietet nur das Ergebnis der kritischen Arbeit dar“. Wie bei der Goethe-Ausgabe hat sich auch zur Herausgabe des neuen Schiller eine Anzahl bekannter Literaturforscher um den verdienstvollen Herausgeber, Eduard von der Hellen, geschart; wie dort können wir also auch hier nicht nur gründlichste Editorenarbeit, sondern auch feinsinnige Einleitungen und inhaltreiche Anmerkungen erwarten, die den Dichter und seine Werke dem Verständnis wie dem Herzen des Lesers näher bringen.

Der erste Band dieser neuen Schiller-Ausgabe liegt bereits vor. Er enthält den ersten Teil der Gedichte und ist mit Einleitung und Anmerkungen von Eduard von der Hellen versehen. Wie bei Goethe hat also auch hier der Herausgeber des Ganzen den lyrischen Teil übernommen. Aber er überläßt es diesmal dem Leser, sich ein Gesamturteil über die Lyrik des Dichters zu bilden: seine Einleitung zu Schillers Gedichten beschäftigt sich lediglich mit einer Erörterung über die bei der Herausgabe gewählte Anordnung, während er dem ersten Bande der Goethe-Ausgabe eine ganz vortreffliche Abhandlung über das Wesen der Goethischen Lyrik vorausgeschickt hatte. Freilich gibt ihm die Erklärung der getroffenen Anordnung zugleich Gelegenheit zu einem summarischen Ueberblick über das gesamte Schaffen des Dichters; aber immerhin würde es der Leser jener Einleitung zu Goethes Gedichten wohl freudig begrüßt haben, wenn er auch in der Schiller-Ausgabe in einem schönen Parallelismus einen solchen feinsinnigen ästhetischen Exkurs an der Spitze des Ganzen gefunden hätte. Gerade weil das lyrische Element bei Schiller auf ganz anderen Grundlagen ruht als bei Goethe, weil in ihm der Schlüssel zu des Dichters gewaltiger und unmittelbarer, alle Geschmackswandlungen siegreich überdauernder Einwirkung auf das naive Empfinden des deutschen Volkes zu finden ist, wäre eine prinzipielle Gegenüberstellung der lyrischen Ausdrucksformen der beiden großen Dichter von nicht geringem Interesse gewesen.

Doch wir wollen nicht mit dem Herausgeber über ein Vorgehen rechten, für das er wohl seine schwerwiegenden Gründe gehabt haben wird. Im Grunde sollen die Einleitungen in solchen Ausgaben sich ja lediglich als dienende Glieder dem Zwecke des Ganzen einfügen, und da hier, bei der Zusammenstellung der Schillerschen Gedichte, durch den Herausgeber ein bisher nicht beobachteter Grundzug in die Anordnung der einzelnen Gedichte gebracht worden ist, mag es erklärlich und natürlich erscheinen, daß er auch in der Einleitung das Schwergewicht auf die Erklärung dieser Anordnung legt. Um so mehr, da in ihr schon eine Würdigung des Wesens der Schillerschen Lyrik zum guten Teil enthalten ist; eine Würdigung, die noch dazu den Vorzug hat, daß sie auf des Dichters eigener Auffassung beruht. Denn Eduard von der Hellen hat den glücklichen Gedanken gehabt, in der Anordnung der Gedichte den eigenen letzten Willen des Dichters zu verwirklichen. Das erscheint uns so bedeutungsvoll, daß wir bei den Angaben der Einleitung über die Reihenfolge, in der die Gedichte Schillers hier vorgeführt werden, gern ein wenig verweilen.

*

Schiller hatte schon im Jahre 1789, als Dreißigjähriger, den Plan erwogen, eine Sammlung seiner Gedichte zu veranstalten. Aber in der strengen Selbstkritik, mit der er gerade in jenem Zeitpunkte daran gegangen war, sein Wissen und Denken einer gründlichen Durchbildung zu unterziehen, hatte er wohl eingesehen, daß einer Sammlung, wie er sie für würdig hielt, der reiche Inhalt fehlen dürfte. „Fragen wir,“ so sagt E. von der Hellen, „was eine solche Sammlung damals hätte enthalten können, so finden wir außer dem „Lied an die Freude“, den „Göttern Griechenlands“ und den „Künstlern“ kaum eines derjenigen Gedichte, um derentwillen wir den größten Dramatiker unserer Literatur auch zu den großen Lyrikern zählen.“ Erst als er auf eine durch ihre Fülle uns jetzt noch überraschende Ernte aus einer zweiten Periode lyrischer Produktion, aus der Periode seiner „Ideen- oder Gedankenlyrik“, hinblicken konnte, lebte der Plan einer Sammlung seiner Gedichte wieder in ihm auf. Ein Jahrzehnt war inzwischen verflossen. Die Freundschaft mit Goethe hatte

[1] Schillers Sämtliche Werke. Säkularausgabe in 16 Bänden. In Verbindung mit Richard Fester, Gustav Kettner, Alb·rt Köster, Jakob Minor, Julius Petersen, Erich Schmidt, Oskar Walzel, Richard Weißenfels herausgegeben von Eduard von der Hellen. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

ihm die Anregung gegeben, die Gedankenschätze, die er inzwischen aus historischen und philosophischen Studien gewonnen, in seiner „Reflexionspoesie über Ethisches und Aesthetisches“, in den „Xenien“, in den kleinen epischen Dichtungen, in Balladen, lyrisch auszumünzen. Die Jahre 1795—1798 sind von diesem regen lyrischen Schaffen erfüllt. „Wie reich war jetzt der Vorrat und wie reif im Verhältnis zu demjenigen, über den er vor einem Jahrzehnt verfügt hatte!“ Aber auch die Forderungen des Dichters an sich selbst waren gestiegen, und so ist es erklärlich, daß der erste Band der endlich, nach langem Zögern, von Schiller herausgegebenen Gedichtsammlung — der Druck dieses ersten Bandes wurde erst im Sommer 1800 beendet — nur weniges aus der Zeit vor 1795 aufweist. Schiller wollte von seinen früher entstandenen Gedichten nur die reifsten, und diese in um- oder ausgestalteter Form, wieder veröffentlichen; deshalb verschob er ihre Sammlung und das Feilen an ihnen auf günstigere Tage und auf einen zweiten Band. Erst zur Ostermesse 1803 stellte er, unter dem Druck einer drängenden Verpflichtung gegenüber seinem Leipziger Verleger Crusius, diesen Band zusammen, indem er unter den bei der ersten Sammlung zurückgelegten Gedichten eine rasche Auswahl traf und die inzwischen entstandenen wenigen neuen hinzufügte. Die Absicht, seine Jugendgedichte eingreifend zu bearbeiten, hatte er bei der Eile der Herausgabe aufgeben müssen, nur Kürzungen brachte er an ihnen an, und in einer geschickt abgefaßten „Vorerinnerung“ entschuldigte er sich gleichsam bei den Lesern wegen dieser summarischen Art des Sammelns. Er konnte diese Entschuldigung wohl um so leichteren Herzens aussprechen, als inzwischen die Notwendigkeit einer zweiten Auflage des ersten Gedichtbandes bei seinem Verleger den vom Dichter mit Freuden aufgegriffenen Plan gezeitigt hatte, eine „Prachtausgabe“ zu veranstalten, die — wie Schiller später den Plan erweiterte — keine bloße Wiederholung des ersten Bandes, sondern eine Auswahl aus beiden Sammlungen in einer ganz neuen Anordnung erhalten sollte. Diese Anordnung hat Schiller im Sommer 1804 selbst noch getroffen, indem er die zur Aufnahme bestimmten Gedichte in vier Bücher einteilte, aber ihre Ausführung erlebte er nicht mehr. Nach seinem Tode verhinderten „besondere Umstände“, d. h. Streitigkeiten zwischen Crusius und Cotta um das Privileg für die Ausgabe der Schillerschen Werke, die Veranstaltung jener Prachtausgabe und die Körnersche Ausgabe der „Sämmtlichen Werke“, die erst in den Jahren 1812—1815 erschien und ihr folgend die meisten späteren Ausgaben ließen die von dem Dichter vorgenommene Anordnung der Gedichte unberücksichtigt. Auf sie greift erst die jetzt vorliegende Cottasche Säkularausgabe wieder zurück, indem sie den von Schiller für die Prachtausgabe entworfenen Plan ausführt und diesem Kern seiner Gedichte die übrigen anschließt.

„Dieses Verfahren,“ so sagt der Herausgeber in seiner Einleitung, „verdiente den Vorzug, weil es, statt einer subjektiven und daher den verschiedenartigsten Einwendungen ausgesetzten Neuordnung, so weit als möglich den eigenen, letzten Willen des Dichters verwirklicht. Die Prachtausgabe . . . stellte zwar nur eine Auslese dar, aber keine für einen vorübergehenden Zweck zusammengeraffte, sondern eine solche, in die der Dichter selbst aufnahm, was er nach gründlichster Erwägung für das Reifste, Edelste und Schönste hielt. Und mehr noch: die nach seinem Urteil eines Prachtgewandes würdigsten Kinder seiner Muse sind hier von ihm selbst zu einem harmonischen Reigen geordnet. — Schillers Einteilung der für die Prachtausgabe bestimmten Gedichte in vier Bücher beruht, wie schon ein flüchtiger Ueberblick über den Inhalt des vorliegenden Bandes zeigt, *auf einer klaren Scheidung der drei Hauptgattungen seiner Lyrik*. Je ein Buch, das erste und zweite, gehört den Liedern und Balladen; zwei Bücher dagegen, das dritte und vierte, sind der Ideenlyrik gewidmet, als derjenigen Gattung, in der Schillers dichterische Persönlichkeit ihren eigenartigsten Ausdruck fand. — Dem großen Zug dieser Gesamtgliederung entspricht eine außerordentliche Feinheit der Anordnung auch im einzelnen.“

Was die übrigen Gedichte betrifft, die Schiller der Prachtausgabe nicht einverleiben wollte, so hat der Herausgeber der Säkularausgabe zwei Gruppen unterschieden: „erstlich solche, die Schiller aus den Sammlungen von 1800 und 1803 strich, als er aus ihnen die Auswahl für die Prachtausgabe traf; zweitens solche, die er auch von jenen Sammlungen ausgeschlossen hatte.“ Die erste dieser Gruppen folgt in der Säkularausgabe als „Anhang“ jenen vier Büchern der geplanten Prachtausgabe und bildet mit ihnen vereint den Inhalt des vorliegenden ersten Bandes; die andere wird als „Zweiter Teil (Nachlese)“ im zweiten Bande der Säkularausgabe erscheinen.

*

Ist wirklich, so werden hier manche fragen, die Anordnung, in der uns des großen Lyrikers Gedichte dargeboten werden, so wichtig für den Genuß und die Schätzung derselben, daß es sich verlohnte, den bisher eingeschlagenen, von Körner in seiner ersten Gesamtausgabe der Schillerschen Werke vorgeschriebenen Weg zu verlassen? Der Herausgeber der Säkularausgabe meint es. „Es unterliegt keinem Zweifel,“ so sagt er, „die Anordnung der Gedichte Schillers in den bisherigen Ausgaben hat wesentlich dazu beigetragen, daß die Lyrik des gewaltigen Dramatikers, bei aller oft schwärmerischen Begeisterung für einzelne Gedichte, im ganzen unterschätzt wurde. Gar zu Ungleichartiges sollte neben- und durcheinander genossen werden, und gar zu Unfertiges störte in der Gleichstellung mit dem Höchsten, das je in deutschen Worten erklang.“ In der Tat hat nun Schiller selbst in der für die geplante Prachtausgabe getroffenen Auswahl eine uns jetzt oft ungerecht erscheinende Strenge gegen sich selbst walten lassen. Er hat unbarmherzig beiseite gelegt, was nicht durchaus den hohen Anforderungen entsprach, die er in jener Zeit seines Lebens an seine und der anderen dichterische Leistungen stellte. So ist, besonders aus dem ersten Buche jener geplanten Sammlung, das geworden, was wir heute etwa ein „Schiller-Brevier“ nennen würden, nämlich eine Zusammenstellung jener kostbaren Stücke der naiven Dichtungsart, die vor allen den Dichter dem Herzen unseres Volkes lieb gemacht haben. Im zweiten Buche folgen die ebenso zum teuersten Gemeingut der späteren Generationen gewordenen Balladen, während das dritte und vierte Buch die gedankenvollen lyrischen Schöpfungen des zu der höchsten ästhetischen Auffassung des Lebens herangereiften Dichters umfassen. Es ist ein Gang nach aufwärts in dieser von Schiller selbst getroffenen Anordnung zu bemerken, ein Hinansteigen aus dem Gelände naiven Empfindens zu den lichten Höhen der durch philosophisches Erkennen und den Rückblick auf die antike Welt gewonnenen Anschauungen.

Daß hierbei hier und da die Frage in uns rege wird, warum Schiller gerade ein Gedicht, so z. B. die „Kindesmörderin“ im ersten Buche, an einer Stelle eingeschaltet habe, wo wir es am wenigsten, dem ganzen Charakter der Umgebung nach, anzutreffen vermutet hätten, darf nicht überraschen. „Daß die Prachtausgabe,“ so sagt der Herausgeber ganz richtig, „eine unbedingt vollkommene Auswahl und Anordnung darbiete, soll durchaus nicht behauptet werden. Jede Auslese und jede Gruppierung wird durch den Geschmack und das Urteil des Wählenden und Ordnenden bestimmt. Ohne Zweifel hat aber niemand einen höheren Anspruch darauf, seine Entscheidungen allgemein anerkannt zu sehen, als der Dichter selbst.“ So mag denn auch Schiller die „Kindesmörderin“ als besonders bezeichnend für eine Stufe seines Empfindens angesehen haben, von der er dem Leser ein recht kräftiges Zeugnis darbieten wollte, und er ordnete es darum neben dem im gleichen Jahre entstandenen Sehnsuchtsseufzer Amaliens aus den „Räubern“ jener erstgenannten Reihe ein, in der die Mehrzahl der einzelnen Stücke aus der späteren lyrischen Schaffensperiode stammen.

Bemerkenswert ist es, daß der Dichter den Reigen seiner Lieder mit dem „Mädchen aus der Fremde" eröffnet, dem er dann sofort den gewaltigen Hymnus „An die Freude" folgen läßt. Das schlichte und deshalb so unmittelbar anschauliche Bild, in dem er die Segnung der Erdgeborenen durch die Poesie zum dichterischen Ausdruck bringt, bildet in der Tat die beste „Zueignung" einer lyrischen Sammlung an die Leser und zugleich eine feine Einführung für das hohe Lied von der Menschenverbrüderung, die nur unter dem sanften Einfluß der Poesie zur Tat werden kann. In seine erste Gedichtsammlung (1800) hatte Schiller den Hymnus „An die Freude" nicht aufgenommen. Dieses Lied bezeichnete, wie er in einem Briefe an Körner vom 21. Oktober 1800 ausspricht, „eine Stufe der Bildung, die ich durchaus hinter mir lassen mußte, um etwas Ordentliches hervorzubringen." Aber „das Feuer der Empfindung", von dem es durchloht ist, sprang wohl bei der Erwägung der Auswahl für den zweiten Band, in den das Lied dann (1803) eingereiht wurde, dem Dichter wieder mit überwältigender Kraft entgegen und wirkte weiter, um dem Liede den Ehrenplatz dicht hinter dem Einführungsgedichte in der Prachtausgabe einzuräumen.

*

Es müßte eine dankbare Aufgabe für die literarhistorische Betrachtung sein, den Gedankengängen nachzugehen, die in dem Dichter bei der Auswahl unter seinen lyrischen Schöpfungen sowohl für die ersten beiden Gedichtbände wie für die beabsichtigte Prachtausgabe sich regten. Auf jeden Fall hat Schiller den überstrengen Standpunkt, von dem aus er noch an die Zusammenstellung für den ersten, 1800 fertig gedruckten Band seiner Gedichte herantrat, im Laufe der nächsten Jahre aufgegeben, wenngleich ihn eine scharfe Selbstkritik auch fernerhin leitete. Er scheint wieder in eine nähere innere Beziehung zu seinen lyrischen Schöpfungen der Jugendjahre getreten zu sein, je mehr er durch die Verpflichtung dem Verleger gegenüber gezwungen war, sich mit ihnen zum Zwecke der Aufnahme in eine Sammlung zu beschäftigen. Auch die lebhafte Erörterung der allgemeinen Gesetze der Dichtkunst, zu der ihn der Meinungsaustausch mit Goethe geführt hatte, mag, wenn sie zunächst auch nur das epische und dramatische Schaffen ins Auge faßte, eine mildere und vorurteilsfreiere Beurteilung der eigenen Jugendlyrik, deren Ueberschwang ihm um die Wende des Jahrhunderts noch als ein Greuel erschien, angebahnt haben. Freilich zu der beabsichtigten durchgreifenden Bearbeitung dieser Jugendlyrik, vom Standpunkte einer ausgereiften Weltanschauung und eines geklärten künstlerischen Empfindens aus, ist der Dichter nicht mehr gekommen. Diese Aufgabe ließ der frühe Tod ungelöst in seiner Hand liegen. Um so erfreulicher ist es, daß die noch im letzten Jahre seines Lebens getroffene Auswahl und Anordnung der Gedichte für die geplante Prachtausgabe wenigstens einige Leitfäden bloßlegt, an die sich Schiller wohl gehalten haben würde, wenn das Schicksal ihm die Möglichkeit gegönnt hätte, seine gesamte lyrische Produktion mit dem Scharfblicke des gereiften Künstlers und Menschen durchzugehen und für die Nachwelt zu einem einheitlichen Ganzen umzuschmelzen.

So mußte er (bei der Ausgabe des zweiten Bandes seiner Gedichte) sich und die Leser damit trösten, daß „selbst das Fehlerhafte wenigstens eine Stufe in der Geistesbildung des Dichters bezeichnet" . . . „Der Verfasser dieser Gedichte . . . trägt also kein Bedenken, sich dem Publikum auf einmal in der Gestalt darzustellen, in welcher er nach und nach vor demselben schon erschienen ist. Er freut sich, daß ihm das Vergangene vorüber ist, und insofern er sie überwunden hat, mag er auch seine Schwächen nicht bereuen." Uns, die wir an einer historischen Betrachtungsweise der dichterischen Entwicklung größere Freude haben, als sie in diesen Entschuldigungsworten des Dichters zum Ausdruck kommt, sind auch die „Schwächen" der Schillerschen Jugendlyrik lieb geworden; sie gelten uns als Vorzüge, weil sie das elementare Ungestüm des jugendlichen Stürmers offenbaren, weil sie uns einen Einblick vergönnen in das Werden und Wachsen einer so reichen und wahren Natur, wie sie dem Lieblingsdichter unseres Volkes zu eigen war. Diesem selbst, auf dem Höhepunkt seiner künstlerischen Reife, dünkte es eine heilige Pflicht, seiner Nation ein geläutertes Lebenswerk zu hinterlassen. Er wollte auch die Anfänge seines dichterischen Schaffens von den Schlacken reinigen, die allem Unausgereiften anhaften. Beide Betrachtungsweisen zu vereinigen, muß die Aufgabe jeder unter großen Gesichtspunkten unternommenen Schiller-Ausgabe sein. Eine solche muß uns das Bild des sich zu immer größerer Reife entwickelnden Dichters in allen seinen ursprünglichen Hervorbringungen scharf und bis ins einzelste vervollständigt vor die Augen führen, sie muß uns aber auch erkennen lassen, wie der reife Künstler selbst über seine Schöpfungen dachte, was er für Absichten hinsichtlich ihrer Um- und Ausgestaltung hegte, wie er unaufhörlich nach größerer Vervollkommnung seiner selbst und seiner Werke strebte. Diese Aufgabe scheinen die Herausgeber der Säkularausgabe des Schillerschen Lebenswerkes in der Tat richtig erfaßt zu haben. Wenigstens gibt uns der bisher erschienene erste Band mit seiner liebe- und pietätvoll gewählten Anordnung der Gedichte im Sinne des scheidenden Dichters und mit den auf die früheren Gestaltungen der einzelnen Schöpfungen gewissenhaft hinweisenden Anmerkungen ein treffliches Beispiel von den Fortschritten, die sich heute in der Herausgabe von Dichterwerken durch einsichtig gewählte Methoden und umsichtig verwendete Forschungsergebnisse bemerkbar machen.

O. B.

Aus Emil Devrients Nachlaß.

Der hundertste Geburtstag von Emil Devrient am 4. September vorigen Jahres hat veranlaßt, daß die Presse sich in zahlreichen Aufsätzen des Künstlers erinnerte und sein heute schon ziemlich verblaßtes Bild der jetzigen Generation lebendig zu machen suchte. Neben denen, die den einstmals von dem Publikum vergötterten Heldenliebhaber, den letzten glänzenden Epigonen einer in formaler Vollendung schwelgenden Schönheitsschule, in warmen Tönen feierten, wurden zahlreiche skeptische Stimmen laut, die, ausgehend von den Errungenschaften des modernen Theaters, auf die in schöner Pose sich gefallende Isolierungskunst des verhätschelten Virtuosen mit dem Gefühle neidloser Genugtuung zurückblickten. Und wieder andere suchten gegenüber dem berühmten Mimen den historischen Standpunkt zu gewinnen und bestrebten sich zu zeigen, wie die dramatische Produktion der 40er und 50er Jahre in den Darstellungen Emil Devrients die typische Vertretung ihrer Werke gefunden habe, eine Produktion, die uns heute vielfach ebenso veraltet erscheine wie die vielbewunderte Kunst Devrients dem heutigen Geschlecht mutmaßlich erscheinen würde.

Eine schätzenswerte literarische Frucht hat uns der hundertste Geburtstag des Künstlers beschert in der Würdigung, die das Wirken Devrients durch das umfangreiche Gedenkbuch von Dr. H. H. Houben[1]) erfahren hat. Durch seine innige Vertrautheit mit dem Schaffen Gutzkows, des intimen Freundes und warmen Verehrers von Emil Devrient, durch die glücklichen Umstände, die ihn in den Besitz eines reichen Materials aus dem Nachlaß Gutzkows, Devrients und vieler anderer seiner literarischen Zeitgenossen setzten, schien Houben wohl berufen, auch dem schauspielerischen Vorkämpfer des jungen Deutschland das würdige Denkmal zu setzen.

Von den beiden Haupteigenschaften, die für jede erschöpfende Biographie eines Künstlers notwendig sind, der nachempfindenden Liebe und der hingebenden Begeiste-

[1]) Emil Devrient. Sein Leben, sein Wirken, sein Nachlaß. Ein Gedenkbuch von Dr. Heinrich Hubert Houben. Frankfurt, Rütten u. Löning 1903. 8º. 498 S.

rung einerseits und dem kritischen Vermögen des objektiv urteilenden Verstandes andrerseits, haben die ersteren in dem Houbenschen Devrient-Werke das entschiedene Uebergewicht. Nicht ohne Zufall scheint mir das Titelblatt das Werk als ein „Gedenkbuch“ zu charakterisieren. Liebe und Begeisterung für die Person und das Schaffen seines Helden haben dem Verfasser die Feder geführt; er sucht uns das strahlende Bild des Künstlers zu erneuern, wie es einem großen, wohl dem größten Teile seiner Zeitgenossen vor Augen stand, ohne zu versuchen, neben dem blendenden äußeren Glanze die tiefen inneren Mängel der Devrientschen Kunst und den unheilvollen Einfluß, den sein beifallssüchtiges Virtuosentum auf die Schauspielkunst seiner Zeit geübt hat, in die richtige kritische Beleuchtung zu rücken. Houben charakterisiert Emil Devrient durch die Urteile seiner Zeitgenossen und scheut keine Mühe, das Bild, das sich hieraus ergibt, durch eine reiche — vielfach vielleicht allzu reiche — Heranziehung des umfangreichen, ihm zur Verfügung stehenden Materials möglichst mannigfaltig zu gestalten. Häufig drängt sich die Frage auf, ob hierin des Guten nicht hier und da zuviel geschehen ist. Wenn man die Beurteilungen überblickt, die heute den Leistungen unserer sogenannten ersten Schauspieler von bedeutenden und weniger bedeutenden Vertretern der Kritik zuteil wird, so kann man sich gegenüber sehr vielen der von Houben abgedruckten Beurteilungen Devrients eines starken Anfluges von Mißtrauen nicht erwehren. Nicht als ob der Vorwurf gegen den Verfasser berechtigt wäre, daß er in der Auswahl der Kritiken einseitig oder parteiisch verfahre: er unterdrückt auch solche Beurteilungen nicht, die der Kunst Devrients mit skeptischer Kühle oder auch mit ausgesprochenem Tadel gegenüberstehen. Mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit trägt Houben alle ihm nur erreichbaren Stimmen der Zeitgenossen über die schauspielerischen Leistungen Devrients zusammen; aber er unternimmt es nicht, auf Grund des vorhandenen Materials eine eigene, objektive und wirklich erschöpfende kritische Würdigung Devrients zu versuchen; wir dringen nicht ins Innere, wir bleiben im wesentlichen auf der Oberfläche, und zwar in unserer Kenntnis des Menschen sowohl wie des Künstlers. Vor allem vermissen wir einen Einblick in die eigentliche künstlerische Entwicklung des Schauspielers. Aufgabe des Biographen wäre es zu zeigen, wie und durch welche Einflüsse die ursprünglich sicher sehr schönen und bedeutenden Anlagen Devrients ihn namentlich in der zweiten Hälfte seines Wirkens mehr und mehr auf Abwege führten und vielfach in Manier und äußerliche Virtuosenkünste ausarteten. Das glaubhafte und überzeugende Charakterbild Devrients und seiner Kunst bleibt uns sein Biograph schuldig. Für diesen Mangel vermögen zahlreiche hübsche, wenn auch vielfach allzu eingehende Details den Leser nicht zu entschädigen. Jubiläumsfeierlichkeiten, äußere Ehrungen, festliche Ansprachen u. s. w. sind Dinge, die sich im Leben eines jeden beliebten Schauspielers mehr oder minder in der gleichen Weise zu wiederholen pflegen und deren Registrierung auf das Allernotwendigste beschränkt werden könnte.

Von einer gewissen parteiischen Färbung ist das Buch Houbens insofern nicht ganz freizusprechen, als sich der Verfasser durch die Liebe zu dem Helden seines Buches verleiten läßt, dessen Bruder Eduard, dem künstlerischen Antipoden Emils, keine völlig objektive Würdigung zu schenken. Die Differenzen zwischen beiden Brüdern, die Eduard, den strengen Vertreter einer einheitlichen und künstlerisch geschulten Ensemblekunst gegenüber der eitlen und selbstgefälligen Virtuosenwillkür Emils, schon nach zweijähriger Tätigkeit in Dresden veranlaßten, sein Regieamt niederzulegen und sich auf sein schauspielerisches Wirken zu beschränken, haben durch Houben wohl kaum eine ganz erschöpfende und unanfechtbare Darstellung erfahren. Wenn „Eduards ganze künstlerische Tendenz dem jüngeren Bruder überhaupt unsympathisch war“, wenn dieser, nach Houbens Angabe, dem Intendanten v. Lüttichau gegenüber äußerte, Eduard sei mit seinen Anschauungen ganz isoliert, er sei mit dem Geschmack der Zeit nicht fortgegangen, seine Prinzipien seien undurchführbar u. s. w., so fällt der Schatten, den solche Aeußerungen werfen, einzig und allein auf Emil und die von ihm vertretene Kunstrichtung. Eduard Devrient selbst hat der schauspielerischen Bedeutung Emils in dem fünften Bande seiner Kunstgeschichte, trotz der großen Kluft, die ihn von den Anschauungen des Bruders trennte und die sich im Laufe der Jahre wohl immer mehr erweiterte, eine durchaus sachliche und objektive Würdigung zuteil werden lassen.

Auch in der Darstellung des Verhältnisses zwischen Devrient und seinem späteren Rivalen Dawison, in dem dem Vertreter der Weimarer Schule eine starke realistische Begabung erster Ordnung entgegentrat, vermag eine objektive Beurteilung der Parteinahme Houbens nicht zuzustimmen. In den Streitigkeiten, die sich zwischen beiden Künstlern entspannen über verschiedene Einzelheiten in der Darstellung der Audienzscene des „Don Carlos“, war das Recht ohne Zweifel viel mehr auf der Seite des jüngeren Künstlers. Die realistischen Einzelzüge, womit Dawison seine Darstellung des Königs ausstattete, indem er beispielsweise zu Beginn der Unterredung scheinbar in den Akten blätterte und darüber hinaus den Malteser scharf beobachtete, waren keineswegs „herausfordernde Nuancen“; über solche Züge ließ sich streiten; mit dem Stil und den Intentionen der Dichtung standen sie auf keinen Fall im Widerspruch. Wenn Devrient sich gegen solche Züge seines Mitspielers wehrte und beinahe eine Art von Kabinettfrage daraus zu machen suchte, so bewies er damit nur eine gewisse Beschränktheit seiner künstlerischen Anschauungen, die ihm nicht gestatteten, von dem erhabenen Isolierschemel, auf den er sich in schöner Drapierung zu stellen liebte, in ein natürliches Zusammenspiel herabzutreten.

Den wertvollsten Teil des Houbenschen Buches bilden seine Darlegungen über die Beziehungen Devrients zu den Vertretern des jungen Deutschland, über den Bund, den Literatur und Theater in dem Verhältnis der jungen Dramatiker zu dem gefeierten Dresdener Darsteller geschlossen haben, und der Devrient recht eigentlich zum Schauspieler des jungen Deutschland gestempelt hat. Indem Houben die nahen Beziehungen Devrients zu Gutzkow, Laube, Prutz, Kühne, Freytag u. a. darlegt und zeigt, wie das Interesse des Darstellers an den neuen und ungewohnten Aufgaben, die ihm das Schaffen dieser Dichter zum großen Teil stellte, der Förderung dieser Dramatiker und der wirkungsvollen Aufführung ihrer Dramen zugute kam, indem er die Bühnengeschichte dieser Stücke, soweit Devrient daran beteiligt war, im einzelnen verfolgt (in Dresden wurden bis 1856 nicht weniger als fünfzehn Gutzkowsche Stücke zur Aufführung gebracht!), erweitert sich das Buch an dieser Stelle zu einem wertvollen Beitrag zu der Geschichte der jungdeutschen Dichtung.

Dem darstellenden Teile, der ungefähr ein Dritteil des ganzen Werkes einnimmt, folgt als Hauptinhalt des Buches der von dem Herausgeber erstmals veröffentlichte Nachlaß des Künstlers. Er umfaßt auf ca. 300 Seiten 295 Briefe von und an Emil Devrient aus den Jahren 1821 bis 1871. Der große äußere Umfang dieses Nachlasses steht allerdings in keinem richtigen Verhältnis zu der im allgemeinen nicht sehr bedeutenden literarischen Ausbeute, die die Briefe gewähren. Wohl bieten sie im einzelnen manches Interessante und Wissenswerte, das sich der Leser aber sehr häufig mit der Durchirrung langer Einöden erkämpfen muß. Im Vordergrund des Interesses stehen die dramatischen Autoren des jungen Deutschland, in erster Linie Gutzkow, der mit zahlreichen Briefen vertreten ist. Es gewährt ein interessantes, wenn auch nicht durchweg erfreuliches Bild, zu sehen, wie die jungen Dramatiker sich um die Gunst des großen Mimen bemühen, um durch seine Empfehlung ihre Stücke in Dresden zur Aufführung zu bringen und ihnen, wo möglich, durch seine Mitwirkung in einer Hauptrolle, einen bedeutenden Erfolg zu sichern. Die ganz außergewöhnliche Machtstellung, die Devrient in seiner Blütezeit am Dresdener Hoftheater einnahm und die unvereinbar ist mit unumgänglich notwendiger Unterordnung des Darstellers unter ein höheres künstlerisches Gesamtinteresse, kann nicht deutlicher illustriert werden, als durch den teilweise recht unwürdigen Baalsdienst, den die Autoren Jungdeutschlands mit der

Gottheit des allmächtigen Heldenspielers treiben. Selbst der ernste Gustav Freytag verschmäht es nicht, in ausführlichen Briefen die Vermittelung Devrients zur Aufführung seiner Dramen anzurufen und der Eitelkeit des Allmächtigen zu schmeicheln in Uebertreibungen, die mit dem ruhigen und gemessenen Urteile des Dichters über Devrients Kunst schlecht zusammenstimmen. Nicht ohne ein gewisses Staunen liest man, wie Freytag bei Uebersendung der „Valentine" an Devrient schreibt (1846): „Ich habe die Ueberzeugung, daß der Georg eine brauchbare Hülle für Ihren Genius abgeben würde; geben die Himmlischen, daß Sie diese Ueberzeugung teilen." Und ein andermal (1847): „Nehmen Sie freundlich das Exemplar des Waldemar an. Es ist meine Rechtfertigung dafür, daß ich bis jetzt unterlassen habe, Ihnen mündlich zu sagen, wie sehr ich durch die Bekanntschaft mit Ihnen gefördert wurde und wie dankbar ich meinem Geschick bin, daß ich Sie zu meinem Zeitgenossen habe. (!) Sie werden beim Durchlesen leicht erkennen, daß Ihre Künstlerpersönlichkeit mir den Helden des Stückes lebendig gemacht hat und daß ich fortwährend an Sie gedacht und mit Ihnen gelebt habe, während ich schrieb." Auch Laube schlägt in den Briefen, worin er sich um die Aufführung seiner Stücke bei Devrient bemüht, wesentlich andere Töne an, als man sie von dem kurz angebundenen späteren Direktor des Burgtheaters gewohnt ist.

Selbst bei der warmen und langandauernden Freundschaft, die Devrient mit Gutzkow verbindet, vermag man den Eindruck nicht los zu werden, daß sich dieser Bund weniger auf den harmonischen Zusammenklang zweier gleichgestimmter großer Künstlerseelen gründet, als daß es sich dabei in den Grundmotiven um ein Utilitätsverhältnis handelt, das den Dichter mit dem Schauspieler zur gegenseitigen Wahrung und Förderung ihrer eigensten persönlichen Interessen zusammenführt. Gutzkow wußte sehr wohl, was die Freundschaft eines in Dresden so allmächtigen, in ganz Deutschland durch fortwährende Gastspielreisen so allbeliebten Künstlers wie Devrient für ihn und die wirkungsvolle Aufführung und weitere Verbreitung seiner Dramen bedeutete; und Devrient seinerseits konnte keinen Augenblick im Zweifel sein über die außerordentlichen Vorteile, die die Protektion und die literarische Unterstützung eines so angesehenen Schriftstellers wie Gutzkow der Verbreitung und Mehrung seines schauspielerischen Ruhmes brachte. Die Besprechung großer künstlerischer Fragen, Erörterungen, die in die Tiefe des literarischen oder schauspielerischen Schaffens zu dringen streben, wird man vergeblich in dem Briefwechsel der beiden Freunde suchen. In den meisten Fällen handelt es sich um die Besprechung praktischer Fragen, um die Feststellung von Einzelheiten in der Gestaltung der Gutzkowschen Stücke für die Dresdener Aufführung, um Besetzungsfragen u. a. Selbst für die Kenntnis des Devrientschen Spieles, für seine Auffassung der Rollen in Gutzkows Stücken u. dgl. ist die Ausbeute der Briefe relativ gering.

Als eine der schönsten Stellen in den Gutzkowschen Briefen ist ein Versuch des Dichters hervorzuheben, den Freund von dem Widersinn und der Geschmacklosigkeit des Hervorrufes zu überzeugen und ihn zum Verzicht darauf zu bewegen. Er schreibt ihm unter dem 14. Oktober 1844 mit Beziehung auf die Ehrungen und die Angriffe, die ein Wiener Gastspiel Devrients begleiteten:

„Ich gestehe, daß ich das auszuhalten nicht imstande wäre. Um nur die zahllosen Hervorrufungen zu nehmen, wie zerreißen sie das Bild des Ganzen, wie stören sie die Harmlosigkeit des Künstlers selbst, wie ekelhaft überhaupt ist das ganze österreichische Theatertreiben! Wär' ich ein so großer Schauspieler wie Sie, ich kündigte bei solchen Vorstellungen an, daß ich auf keinen Hervorruf käme. In der künftigen Theatergeschichte Deutschlands wird der Künstler am gefeiertsten sein, der nicht fünfzigmal an einem Abend gerufen wurde, sondern der den Mut hatte, dem Unsinn des Publikums wieder die Bahn zur Vernunft zu weisen, und der Erste war, der erklärte, daß er auf Hervorrufe nicht mehr käme. Iffland, Schröder waren große Meister: ich kann mir Iffland nicht denken, daß er an einem Abend in einer Rolle zehnmal aus seiner künstlerischen Einheit, aus seiner Inspiration sich hätte herausreißen lassen: er würde sich einen Enthusiasmus, der ja den ganzen Blütenstaub seiner Darstellung mit roher Hand abgestreift und mit roher Kehle weggebrüllt hätte, verbeten haben. Der Erste, der diesen Schritt wagen kann, bist Du, und dieser Lorbeer würde länger blühen als jene Hervorrufungen, die ich sonderbarerweise bei dem ersten Theatervolk der Welt, den Franzosen, so gut wie gar nicht angetroffen habe."

Leider scheinen Gutzkows beherzigenswerte Worte nicht die gewünschte Wirkung bei dem Freunde hervorgerufen zu haben. Wenigstens schreibt er diesem einige Wochen später auf die, wie es scheint, verloren gegangene Antwort Devrients:

„Ueber Deine Expektorationen gegen meine Ansicht vom Hervorrufen ein andermal! Vergiß nicht, daß ich mehr gegen das Publikum, als gegen Dich sprechen wollte."

Das gespannte Verhältnis, das sich zwischen den Brüdern Emil und Eduard im Laufe der Jahre entwickelte, scheint sich auch auf Gutzkow, der Anfang und Mitte der 40er Jahre noch sehr günstig über Eduard Devrient urteilt, übertragen zu haben. Wenn er Eduards schauspielerischen Leistungen mit einer gewissen kühlen Reserve gegenüber steht und beispielsweise seine Darstellung des Nathan 1849 als „blaß und farblos genug" bezeichnet, so mögen solche Urteile sachlich wohl nicht unbegründet gewesen sein. Dagegen fühlt man deutlich die Beeinflussung durch persönliche Dinge und Stimmungen, wenn Gutzkow 1862 mit Beziehung auf Eduards Kunstgeschichte an den Freund schreibt: „Meine entschiedene Kritik gegen den vierten Band der Geschichte Deines Bruders hatte keinen anderen Rückhaltsgedanken, als schon jetzt den hämischen Attacken gegen „Virtuosentum" u. s. w., die im fünften Bande, nach den Andeutungen des vierten, zu erwarten sind, die Spitze zu bieten."

Zu den hübschesten und originellsten Briefen der Sammlung gehören die von Holtei und die der Birch-Pfeiffer. Namentlich die letzteren zeichnen sich trotz ihrer weiblichen Weitläufigkeit durch eine wohltuende Frische und drollige Ursprünglichkeit aus. Die Autorin findet, daß sie angesichts der immensen Erfolge, die sie trotz der gegen sie sich regenden Umtriebe erringe, doch „eine sehr wichtige Person im Vaterlande sein müsse", und meint ein andermal mit naiver und ehrlicher Einschätzung ihrer dichterischen Unsterblichkeit (1847): „Wenn Einer in diesem halben Jahrhundert das Recht hatte, an der deutschen Bühne eine Verbesserung der Honorare zu fordern und zu genießen — so war es die Birch, deren Komödien uns oft über Wasser hielten — wenn wir es eben am nötigsten hatten! — Daß meine Komödien mit mir versinken — ist mir ziemlich gleichgültig — ich denke — es werden mich einmal nicht viele zur Unsterblichkeit reife Arbeiten überdauern — es müßte denn im nächsten Jahrzehnt — noch ganz anders kommen! — Goethe und Schiller werden wohl das Jahrhundert noch vorhalten müssen, meinen Sie nicht auch, Devrient?"

Auf mannigfache Punkte des damaligen Literatur- und Theaterlebens werden durch den Briefwechsel Devrients interessante Streiflichter geworfen. Vortreffliche Urteile, insbesondere über die schauspielerischen Leistungen Hendrichs, bieten die Briefe von Otto A. Banck, charakteristische Einzelheiten erfahren wir über den „unausstehlichen" Intendanten v. Lüttichau, über den „höchst mittelmäßigen", „vom Winde der Hofgunst bewegten" Küstner, über die Tantiemenfrage, über Gutzkows Stellung als Dramaturg des Dresdener Hoftheaters, über seine Versuche, Shakespeare in neuen Einrichtungen auf die Bühne zu bringen, und manches andere. Zu den interessanten Briefen gehören die zwischen Devrient und Dawison gewechselten, die den schon oben berührten Gegensatz der in beiden Künstlern vertretenen künstlerischen Richtungen in höchst charakteristischer Weise beleuchteten.

So bietet Houbens Buch, wenn es gleich nicht den Ansprüchen an eine abschließende und erschöpfende Charakterisierung des berühmten Schauspielers zu genügen vermag, eine doch in vieler Beziehung sehr schätzenswerte und gehaltvolle Materialiensammlung, die namentlich für die Ge-

schichte des literarischen und künstlerischen Lebens in den 40er und 50er Jahren vielen Wert besitzt. Unter den Wünschen, die das Buch wachruft, macht sich vor allen der eine bemerkbar, daß endlich auch für die wissenschaftliche Würdigung des künstlerischen Wirkens von Emils Bruder Eduard, dessen Lebensarbeit für die deutsche Theatergeschichte von unendlich höherem Werte ist als die des gefeierten Virtuosen, die unbedingt notwendigen Vorarbeiten geschehen möchten; daß vor allem der unbezahlbare Schatz von Eduards Tagebüchern, die noch immer der Oeffentlichkeit vorenthalten werden, in ungekürzter Form und unter sorgfältiger Redaktion der Mitwelt übergeben werden möchte.

Dr. Eugen Kilian.

Bücher und Zeitschriften.

Der älteste deutsche Wohnbau und seine Einrichtung. Baugeschichtliche Studien auf Grund der Erdfunde, Artefakte, Baureste, Münzbilder, Miniaturen und Schriftquellen. Von K. G. Stephani. In zwei Bänden. 2. Band: Der deutsche Wohnbau und seine Einrichtung von Karl dem Großen bis zum Ende des 11. Jahrhunderts. Mit 454 Textabbildungen. Leipzig, Baumgärtner, 1903. Gr. 8°. XII und 705 Seiten.

Vor mehr als einem Jahre zeigte ich in diesem Blatte das Erscheinen des ersten Bandes von Stephanis breit angelegter Arbeit an. (Vergl. „Eine Geschichte des deutschen Hauses", in Nr. 264 des Jahrganges 1902 d. Bl.). Bald darauf ist der zweite Band ausgegeben worden, womit das Werk vorläufig seinen Abschluß erreicht hat. Er behandelt im ersten Kapitel den „Wohnbau in Deutschland unter römischem Einfluß während der karolingischen Kaiserzeit", im zweiten den „von fremden Einflüssen sich befreienden nationalen Wohnbau während der sächsischen Kaiserzeit". Die eingehende Art der Untersuchung, die liebevolle Versenkung in alle Einzelheiten, dient diesem Bande ebenso zum Ruhme wie dem ersten. Nur ist die Darstellung auch hier wieder stellenweise fast zu sehr ins Breite geraten. Es ist staunenswert, was der Verfasser wieder alles in diesem Bande zusammengetragen hat. Das Buch enthält viel mehr, als der Titel ahnen läßt. Eine umfassende Untersuchung über die abendländische Klosteranlage von ihren frühesten Anfängen an bis zum Beginn der sächsischen Kaiserzeit, wobei z. B. aus dem bekannten Klosterplan von St. Gallen jedes Gebäude einzeln besprochen und nach allen Richtungen hin erläutert wird. Dann folgen die Landgüter und die Pfalzen Karls des Großen, nach den literarischen Quellen und den erhaltenen Resten mit Verwertung der neuesten Ausgrabungen aufs sorgfältigste rekonstruiert, die umfassendste Arbeit, die wir über dieses interessante Kapitel nun besitzen. Weiterhin werden die deutschen Stadtanlagen der karolingischen Zeit nach den verschiedensten Richtungen hin untersucht, die Haustypen in Stadt und Land vorgeführt, die Einzelheiten am und im Hause, Türen- und Fensterverschluß, Heizanlagen, Technik, Mobiliar, Hausgeräte aller Art, Uhren, Beleuchtung und textile Dekoration ausführlich besprochen und durch viele Bilder erläutert. Im zweiten Abschnitt wird zunächst die Untersuchung über die klösterlichen Wohn- und Wirtschaftsbauten fortgesetzt. Dann geht der Verfasser auf die Betrachtung der Einzelhöfe und Dörfer über, darauf zu den Burgen und Pfalzen, zu den Städteanlagen mit ihren Befestigungen und ihren Holz- und Steinbauten, wobei namentlich der Abschnitt über die steinernen Wohntürme manches interessante und zum Teil neue Material beibringt. Von dem sogenannten Römerturm in Regensburg, den der Verfasser als den ältesten erhaltenen deutschen Wohnturm bezeichnet und dem 11. Jahrhundert zuzuweisen geneigt ist, werden eine Außenansicht, ein Höhenschnitt, sechs Querschnitte und sieben Details gegeben. Dies sei nur erwähnt als Beispiel für die Ausführlichkeit, mit welcher die einzelnen Denkmäler untersucht und für die Forschung verwertet werden. Ebenso sorgfältig und vielseitig werden die alten Propugnacula in Trier abgehandelt, die ja leider der Mehrzahl nach jetzt verschwunden sind, und das „graue Haus" in Winkel am Rhein. Es folgt eine eingehende Besprechung der Ausstattung des deutschen Wohnhauses in sächsischer Zeit, von der Wand- und Deckenbemalung bis herab zum Schlüssel, zum Schreibgerät und zum Schmuckkästchen. Zum Schluß kommt der Verfasser wieder auf sein Lieblingsgebiet, die textile Innendekoration des deutschen Hauses. — Also mannigfaltig genug ist der Inhalt des umfangreichen Bandes und der Fleiß spricht aus jeder Seite. Auch die Verwertung der Vorarbeiten, der zeitgenössischen Quellen und vor allem des gleichzeitigen Bildermaterials ist sehr dankenswert, wenn ich dem Verfasser auch in der gläubigen Ausnützung der doch herzlich ungenauen und phantastischen Gebäudedarstellungen auf den Münzen, Elfenbeinschnitzereien und Miniaturen jener Jahrhunderte nicht ganz zu folgen vermag. Ob es aber zu einer zusammenfassenden Darstellung dieses ganzen weitschichtigen Stoffgebietes nicht doch noch zu früh war? Die einschlägige Denkmälerwelt ist noch zu wenig durchforscht und kritisch gesichtet, das Material zur Zeit noch zu dürftig. Da der Verfasser vollends in einer Stadt ohne größere Bibliothek die schwierige Arbeit zu Ende geführt und dabei wenig durch Reisen und eigene Anschauung die Lücken der Literatur und der ihm übermittelten schriftlichen Berichte ergänzen konnte, so entspricht der Erfolg nicht ganz der großen darauf verwandten Mühe. Das ist kein Vorwurf gegen die Arbeit an sich, sondern nur gegen die zu hoch gesteckten Ziele. Auch sind der „nach subjektivem Ermessen gezogenen Hülfslinien", wie der Verfasser selbst im Vorworte sich ausdrückt, auf diese Weise zu viele geworden. Wäre das Ganze mehr in Form einzelner Forschungen gegeben worden, so wäre der Nutzen gewiß größer gewesen, auch schon aus dem Grunde, weil dann die tatsächlich neuen Ergebnisse, deren das Buch eine ganz Reihe enthält, klarer hervortreten würden, während sie jetzt zwischen zu vielem schon Bekanntem und anderwärts Gesagtem fast verschwinden. — Durch das Bestreben, eine umfassende Darstellung zu geben, ist das Buch aber ein wertvolles Nachschlagewerk geworden, namentlich wegen der umfangreichen Verwertung der literarischen Quellen und wegen der gewissenhaften Angabe aller benutzten Hilfsmittel. Vor allem sei dankend auf die 454 Textillustrationen hingewiesen, die nicht etwa die bequemen Pfade der Wiederholung längst bekannter Clichés aus den Handbüchern der mittelalterlichen Kultur- und Kunstgeschichte wandeln, sondern zum größten Teile neue oder wenig bekannte, mit großer Mühe zusammengebrachte Darstellungen vorführen, die dem Werke schon nach dieser Richtung hin einen hervorragenden Wert verleihen.

Jena. P. Weber.

Ruinen der mittelalterlichen Burgen Oberösterreichs. Von Karl Rosner. Wien 1903, Anton Schroll u. Co. 4° Im Auftrage der k. k. Zentralkommission für Kunst und historische Denkmäler.

Die obengenannte k. k. Zentralkommission in Wien hat es in jüngster Zeit in ihr Programm aufgenommen, in Anbetracht des zunehmenden Verfalles zahlreicher Burgruinen Oesterreichs die noch vorhandenen Ueberreste derselben sachkundig in Wort und Bild feststellen zu lassen und so dieselben, wenigstens im Abbilde künftigen Geschlechtern zum Genusse und zum Studium zu bewahren. In diesem Sinne hat Baurat K. Rosner zunächst in einem ansehnlichen Bande in Groß-Oktav alle bemerkenswerten Burgruinen Oberösterreichs in sachentsprechender Weise aufgenommen, und zwar: Dornach, Eschelberg, Falkenstein, Klaus, Klingenberg, Kreuzen, Lichtenhag, Lobenstein, Losenstein, Oberwallsee, Prandegg, Pürnstein, Reichenstein, Rodenegg, Ruttenstein, Scharnstein, Schaumburg, Spielberg, Stauff, Alt-Wartenburg, Waxenberg, Wernstein, Wildenstein, Wildtberg und Windegg. 24 genaue Grundpläne im Maßstabe 1:720 bilden in jedem Falle den Ausgangspunkt der Betrachtungen und ermöglichen auf den ersten Blick den Vergleich der Größenverhältnisse der einzelnen Ruinenteile untereinander. Das Einst und Jetzt des Zustandes der Burgen wird durch Ansichten der Ruinen von allen Seiten und durch Einfügung von Reproduktionen der Abbildungen aus Matthäus Vischers Abbildungen der Burgen und Schlösser Oberösterreichs klargemacht,

wobei freilich in Betracht kommt, daß die Schilderer des 17. Jahrhunderts nicht selten hierbei ihrer Phantasie freien Spielraum ließen. Da der Verfasser wesentlich vom Standpunkte des Architekten aus den Stoff behandelt, so bietet ihm die „Schaumburg“ bei Efferding, die unter allen Ruinen Oberösterreichs in Bezug auf räumliche Ausdehnung und architektonische Kunst den größten Aufwand zeigt, die meisten Einzelobjekte für seine Ausführungen. (S. 31 ff.) Auf geschichtliche Verhältnisse nimmt er grundsätzlich nur insoferne Rücksicht, als bauliche Einzelheiten, so Steine mit Inschriften und Jahreszahlen, auch solche, die sich auf Restaurierungsarbeiten früherer Zeit beziehen, erhaltene Grabdenkmäler u. dgl. direkt zu historischer Reflexion herausfordern. Das reichhaltige Werk zieht übrigens auch Ergebnisse der Forschungen anderer moderner Burgenforscher, so O. Pipers, bei mannigfachen Details in Betracht und korrigiert ab und zu irrtümliche Auffassungen. — Rosners oberösterreichische Burgenkunde bildet so einen erfreulichen Anfang in dem pietätvollen Unternehmen der Zentralkommission, das sich demnächst auch auf alle anderen Burgenbaugebiete Oesterreichs erstrecken wird.

Dr. Karl Fuchs.

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

* Gesamtsitzung vom 3. März. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. 1. Hr. Koser las über die Neuordnung des preußischen Archivwesens durch den Staatskanzler Fürsten von Hardenberg. Die noch heute bestehende Gesamtorganisation der preußischen Staatsarchive geht in ihren Grundzügen auf Hardenberg zurück, der an den Fragen des Archivwesens nicht bloß einen bestimmenden, sondern einen bis in die kleinen Einzelheiten gehenden persönlichen Anteil genommen hat. Von Hardenbergs Entwürfen ist auch auf diesem Gebiete nach seinem Tode vieles zurückgelegt worden; vor allem unterblieb, nachdem die Minister des königlichen Hauses und des Auswärtigen, Fürst Wittgenstein und Graf Bernstorff, die oberste Leitung der Archivverwaltung übernommen hatten, die von Hardenberg zugesagte weitherzige Erschließung der Staatsarchive für die Zwecke der wissenschaftlichen Forschung und die nach dem Muster der Ecole des chartes geplante Errichtung einer Archivschule. — 2. Hr. van't Hoff legte eine Mitteilung der HH. Prof. Fr. Richarz und Dr. Rud. Schenck in Marburg vor: Weitere Versuche über die durch Ozon und durch Radium hervorgerufenen Lichterscheinungen. Die Mitteilung bildet eine Ergänzung der früheren über dasselbe Thema, worin die Analogie des Verhaltens von Ozon und Radium betont wurde. Es stellt sich nunmehr heraus, daß das Leuchten der Sidotschen Blende unter Einfluß von Ozon von einer Oxydation herrührt, während dasselbe unter Einfluß von Radium sich auch in Abwesenheit von Sauerstoff zeigt und also anderer Natur ist. — 3. Die Akademie hat Hrn. Prof. Dr. Albert Leitzmann in Jena und Hrn. Dr. Karl Schüddekopf in Weimar zur Vollendung ihrer Ausgabe der Briefe von Georg Christoph Lichtenberg 500 M. bewilligt.

Elektrisch-magnetische Dauerwirkungen.

* In der letzten Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Wiener Akademie der Wissenschaften vom 3. März l. J. wurden, wie die Neue Freie Presse meldet, zwei Stücke von Uranpecherz aus Joachimsthal vorgezeigt, welche dem kaiserlichen naturhistorischen Hofmuseum angehören. Das erste dieser Stücke ist in dem alten Katalog des Abbés Stütz verzeichnet, der im Jahre 1805 abgeschlossen wurde; dieses Stück befindet sich somit mindestens seit einem Jahrhundert in der kaiserlichen Sammlung. Das zweite Stück wurde im Jahre 1807 angekauft. Professor Becke zeigte, daß die Einwirkung dieser Stücke auf die photographische Platte ebenso intensiv ist, wie die Einwirkung von Stücken, die in neuester Zeit aus Joachimsthal gekommen waren, und ebenso wurde von Professor Franz Exner nachgewiesen, daß die entladende Wirkung auf elektrisch geladene Körper ganz ebenso kräftig ist wie bei frischen Stücken. Es ergibt sich hieraus der direkte Nachweis, daß nach diesen beiden Richtungen hin die Eigenschaften des Uranpecherzes im Laufe eines Jahrhunderts sich nicht in einer erkennbaren Weise geändert haben.

Eine noch weit längere Dauer magnetischer Wirkungen an Gesteinen hat, wie die Naturwissenschaftliche Rundschau mitteilt, der Franzose Pierre David aus folgenden Tatsachen gefolgert: Einer Mauer aus römisch-gallischer Zeit wurden verschiedene Steine (Schlacken, Basalte, Dolomite) entnommen, die etwa 2000 Jahre an Ort und Stelle verweilt hatten und sämtlich remanent magnetisch waren; die Richtung des Magnetismus war aber äußerst verschieden, was dafür spricht, daß sie sich in den 2000 Jahren nicht verändert hat. Dieser Wahrscheinlichkeitsbeweis wurde unterstützt durch einen Versuch mit Gesteinswürfeln, die von vier Fliesen des alten Merkurtempels auf dem Gipfel des Puy-de-Dôme, gleichfalls aus gallisch-römischer Zeit, entnommen waren; aus jeder Fliese wurden zwei Würfel im Abstand von 1 m genommen und sowohl Deklination wie Inklination gemessen. Bei allen untersuchten Fliesen hatte die Inklination denselben absoluten Wert, und zwar bei dreien negativen, bei der vierten positiven; die Werte für die Deklination hingegen waren sehr verschieden. Es scheint hieraus zu folgen, daß die Richtung des Magnetismus in diesen Fliesen sich nicht verändert unter der Einwirkung des Erdfeldes trotz der Schwankungen und Störungen, die während der Zeit eingetreten sein können.

Die Eisenbahn vom Nil zum Roten Meer.

ct. In dem Voranschlag des ägyptischen Staatshaushalts für 1904 hat der Staatssekretär für die Finanzen Aegyptens einige wichtige Mitteilungen über den Plan einer Eisenbahn von Berber am Nil nach Suakim am Roten Meer gemacht. Die vorbereitenden Studien für die Linie sind bereits abgeschlossen und die Kosten des Baues abgeschätzt worden. Nunmehr hat auch der Finanzminister die nötigen Gelder angewiesen. Der Bahnbau wird eine Summe von 1,770,000 ägyptischen Pfund beanspruchen, deren Ausgabe sich auf 3 bis 4 Jahre verteilen soll. Der Bau wird ohne Verzug in Angriff genommen werden, und man hofft, daß die Linie von heute in etwa drei Jahren dem Verkehr wird übergeben werden können, falls nicht unvorhergesehene Hindernisse eintreten. Die wirtschaftlichen und politischen Gründe für die Schaffung dieser Eisenbahn sind naheliegend und gewichtig.

Kleinere Mitteilungen.

* Archäologisches. Prof. Furtwängler und Dr. Hermann Thiersch reisen Anfang nächster Woche nach Aegina, um die Ausgrabungen daselbst fortzusetzen. Die Arbeiten sollen diesmal der Aufdeckung der alten Stadt dienen. Später wird sich auch der Architekt Hr. Fiechtner den beiden Gelehrten zugesellen. Bis zu Anfang des Sommersemesters werden die bayerischen Archäologen zurück sein.

* Der deutsche Universitätskalender. Nach dem Tode des Professors und Oberbibliothekars Dr. F. Ascherson, des verdienstvollen Schöpfers und Leiters des als „akademische Rang- und Quartierliste“ wohlbekannten Deutschen Universitätskalenders, ist, nach einer uns zugehenden Mitteilung, die Herausgabe der folgenden Auflage in die Hände von Dr. Scheffer in Leipzig übergegangen. Der Kalender erscheint nach wie vor mit amtlicher Unterstützung und auf Grund des amtlichen Materials. Der Verlag des Kalenders bleibt im Besitz der Firma K. G. Th. Scheffer in Leipzig. Die Ausgabe für das Sommersemester 1904 (65. Ausgabe) kommt Ende dieses Monats heraus.

hc. Von deutschen Bibliotheken. Der Archivar am kgl. Hausarchiv zu Charlottenburg Dr. phil. Eduard Bracht ist im Alter von 34 Jahren gestorben.

* In Stuttgart ist am Mittwoch der Geheime Archivrat vom königlichen Haus- und Staatsarchiv Otto von Alberti im Alter von 69 Jahren gestorben. Alberti hat hervorragendes auf dem Gebiete der Wappenkunde geleistet. Sein Hauptwerk ist das große württembergische Adels- und Wappenbuch.

Ernennung. Dr. Ernst Vollert, der Inhaber der bekannten Weidmannschen Buchhandlung, ist an Stelle Theodor Mommsens zum Kurator der Berliner königlichen Bibliothek ernannt worden. Es ist das erstemal, daß einem Buchhändler diese Stelle übertragen worden ist. Erst vor einiger Zeit hat die Universität Halle Herrn Vollert den Titel eines Ehrendoktors der Philosophie verliehen.

* Todesfall. Der Konservator der griechischen und römischen Altertümer des Britischen Museums, Dr. Alexander Stuart Murray, ist am Samstag, 63 Jahre alt, gestorben. Er war Mitglied des deutschen Archäologischen Instituts und korrespondierendes Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften.

*

Hochschulnachrichten.

* Straßburg. In der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Dr. Paul Asch aus Straßburg als Privatdozent für Chirurgie habilitiert, mit einer öffentlichen Antrittsvorlesung über den Wert der Urinuntersuchungen für die Diagnose der Erkrankungen der Harnwege.

hc. Gießen. Die Privatdozenten Dr. Karl Helm (Germanische Philologie), Dr. Bruno Henneberg (Anatomie), Dr. Walter Kinkel (Philosophie) und Dr. August Messer (Philosophie und Pädagogik) sind zu außerordentlichen Professoren ernannt worden.

* Leipzig. Die juristische Fakultät der hiesigen Universität hat den Vorstand der Bibliothek der Gehe-Stiftung in Dresden, Ministerialsekretär Th. Petermann, zum Ehrendoktor ernannt.

* Aus Oesterreich. Der Kaiser hat den außerordentlichen Professor der vergleichenden Anatomie Dr. Heinrich Hoyer zum ordentlichen Professor dieses Faches an der Universität in Krakau ernannt.

* Von technischen Hochschulen. An der technischen Hochschule in Karlsruhe hat sich der Ingenieur J. L. la Cour als Dozent für Elektrotechnik habilitiert. Seine Antrittsvorlesung behandelt das Thema „Die Wechselstrommaschinen und ihre Zukunft".

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Mentona Moser: Die weibliche Jugend der oberen Stände. Betr. u. Vorschl. Zürich. Schulthess u. Co. 1903. 32 S. — Elisabeth Schollmeyer: Frauenfrage und Bibel. Halle a. S. 1904. 48 S. — Alexander W. Wereschtschagin, kais. russ. Oberst. Russische Truppen und Offiziere in China in den Jahren 1901—1902. Deutsch von Ullrich. Leutnant im Inf.-Regt. Frhr. von Sparr. Nr. 16. Mülheim a. Rh. 1903. C. G. Künstler Wwe. 159 S. — Oskar Blumenthal: Klingende Pfeile. Berlin u. Leipzig 1904. F. Fontane u. Co. 198 S. — Ernst v. Wolzogen: Was Onkel Oskar mit seiner Schwiegermutter in Amerika passierte. Erzählt von ihm selbst. 5. Aufl. Ebenda 1904. 92 S. — Paul Langenscheidt: Um Nichts. Roman. Ebenda 1904. 221 S. — Margarete Böhme: Wenn der Frühling kommt.... Roman. Ebenda 1904. 285 S. — Gräfin Uxkull: Friedliche Eroberungen. Roman aus dem modernen Aegypten. Ebenda 1904. 452 S. — Maria zur Megede: Narren. Roman. Ebenda 1904. 424 S. — Stefan v. Kotze: Ein afrikanischer Küstenbummel. Ebenda 1904. 286 S. — Marcel Prevost: Brautnacht und andere Novellen. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen. München 1904. Albert Langen. 155 S. — Björnstjerne Björnson: Arnljot Gelline. Einzige berechtigte Uebertragung aus dem Norwegischen von Max Bamberger-Rom. Ebenda 1904. 87 S. — Ferdinand Nikolay: Ungeratene Kinder. Psychologische und pädagogische Studie. Nach der 18. Auflage des von der Académie des sciences morales et politiques preisgekrönten Originals übersetzt von G. Plettl, Benefiziat. Regensburg 1904. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 510 S. — Dr. Friedrich Frhr. v. Wieser, Professor an der Universität Wien. Die deutsche Steuerleistung und der öffentliche Haushalt in Böhmen. Leipzig 1904. Duncker u. Humblot. 93 S. — Das Vogel-, Fisch- und Tierbuch des Strassburger Fischers Leonhard Baldner aus dem Jahre 1666. Herausgegeben, mit einer Einleitung und erläuternden Anmerkungen versehen, von Robert Lauterborn, Privatdozent an der Universität Heidelberg. Ludwigshafen a. Rh. 1903. August Lauterborn. 177 S. Dr. Heinrich Detmer, Oberbibliothekar in Münster. Bilder aus den religiösen und sozialen Unruhen in Münster während des 16. Jahrhunderts. II: Bernhard Rothmann. Kirchliche und soziale Wirren in Münster 1525—1535. Der täuferische Kommunismus. Münster (Westf.) 1904. Coppenrath. 146 S. — E. Spenle: Novalis. Essai sur l'idéalisme romantique en Allemagne. (Bibliothèque de la Fondation Thiers. Fascicule II.) Paris 1904. Hachette et Cie. 376 u. 102 S. — Knut Hamsun: Königin Tamara. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Gertrud Ingeborg Klett. München 1903. Albert Langen. 181 S. — Dr. Gustav Class, ord. Professor der Philosophie a. D.: Die Realität der Gottesidee. München 1904. C. H. Beck. 94 S. — Dr. Adalbert von Hanstein, Privatdozent an der kgl. Technischen Hochschule zu Hannover: Gott und Unsterblichkeit in der modernen Weltanschauung. Hannover u. Leipzig 1904. Hahnsche Buchhandlung. 41 S. — V. Lössl, kgl. Realschulrektor und J. Moller, Oberlehrer: Buchführung. Kalkulation und Wechsellehre für Schulen, zur Vorbereitung für die Meisterprüfungen und zum Selbstunterricht. 2. erw. Aufl. München 1904. R. Oldenbourg. 169 S. — Dr. Theobald Ziegler, ord. Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Strassburg: Geschichte der Pädagogik mit besonderer Rücksicht auf das höhere Unterrichtswesen. (2., durchgesehene und ergänzte Auflage.) (Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen, hrsg. von Dr. A. Baumeister. I. Band, 1. Abt.) München 1904. C. H. Beck. 394 S. — Halliwell Sutcliffe: Through Sorrows Gates. A Tale of the Lonely Heath. London, Leipzig, Paris 1904. T. Fisher Unwin. 370 S. — K. L. Montgomery: The Cardinals Pawn. How Florence set, how Venice checked, and how the game fell out. Ebenda 1903. 291 S. — Jacopo Gelli: Il Raccoglitore di oggetti minuti e curiosi. (Manuali Hoepli.) Milano 1904. Ulrico Hoepli. 344 S. — Vittorio Ferrari: Letteratura Italiana moderna e contemporanea (1748—1903). 2. edizione. (Manuali Hoepli.) Ebenda 1904. 431 S. — Dr. jur. et phil. Albert Hesse, Privatdozent der Nationalökonomie an der Universität Halle a. S.: Natur und Gesellschaft. Eine kritische Untersuchung der Bedeutung der Descendenztheorie für das soziale Leben. (Natur und Staat. Beiträge zur naturwissenschaftlichen Gesellschaftslehre. Eine Sammlung von Preisschriften.) Jena 1904. Gustav Fischer.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Die
M. Gmähle'sche Leihbibliothek
Salvatorstrasse 3|I. (6112)s
empfiehlt ihr reiches Lager, versehen mit allen neuen Erscheinungen in deutscher, französ. u. engl. Sprache dem geehrten Leserkreise. — Das Abonnement beträgt pro Monat M. 2.—, pro 3 Monate M. 5. Nach auswärts 20 Pf. mehr pro Monat.

Jahrgang 1904. München, Montag, 14. März. Nummer 61.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Ueber Wert und angeblichen Unwert der Mathematik. Von Alfred Pringsheim.

Ein Blick in geistige Werkstätten der Dominikaner. Von S. R.

II. Bücher und Zeitschriften.

David Koch: Ludwig Richter. — Irma Goeringer: Die letzte Strophe.

III. Allgemeine Rundschau.

Kulturarbeiten in Rußland. — Amerikanische Ausgrabungen in Babylonien. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Ueber Wert und angeblichen Unwert der Mathematik.*)

Von Alfred Pringsheim.

Der Mathematiker, dem die hohe Ehre zuteil wird, von dieser Stelle aus über seine Wissenschaft zu sprechen, befindet sich, wenn er auch diese Ehre vollkommen zu würdigen weiß, in einer keineswegs beneidenswerten Lage. Er gleicht einem Ausländer, der allenfalls in seiner Muttersprache mancherlei ganz Erträgliches zu sagen wüßte, doch nur mühsam und unvollkommen dies und jenes in gebrochenem Deutsch auszudrücken vermag und dabei noch Gefahr läuft, von seinen Landsleuten für recht trivial gehalten zu werden. Man hat zwar die Mathematik, weil ihr ganzer Inhalt auf einer geringen Zahl allgemein verständlicher Grundsätze durch rein logische Deduktion sich aufbaut, nicht unzutreffend als die Wissenschaft vom Selbstverständlichen bezeichnet. Das ändert aber nichts an der Erfahrungstatsache, daß sie bis heute für die Ueberzahl der Gebildeten, ja sogar der Gelehrten die Wissenschaft vom Unverständlichen geblieben ist. Mit der schon von Euklid behaupteten Unmöglichkeit eines Königsweges zur Mathematik scheint es leider seine Richtigkeit zu haben, wenn auch der Bologneser Pietro Mengoli[1]) allen Ernstes das Gegenteil behauptet und durch die Tat zu beweisen versucht hat. Seine der Königin Christine von Schweden dedizierte „Via regia ad mathematicas“ erweist sich bei näherer Betrachtung lediglich als eine Sammlung höchst schauderhafter lateinischer Distichen, vermittelst deren die Elemente der Arithmetik, Algebra und Planimetrie in einer — wohl nur nach des Verfassers Meinung — besonders einfachen und eindringlichen Art gelehrt werden sollen. Aber auch der ganz anders ernsthaft zu nehmenden Behauptung des 1873 verstorbenen Mathematikers Hermann Hankel,[2]) daß mit der sogenannten projektiven Geometrie der Königsweg zur Mathematik gefunden zu sein scheine, wird man doch kaum anders als äußerst skeptisch gegenüberstehen können. Im übrigen, wie dem auch sei: so viel darf wohl als feststehend betrachtet werden, daß in den weitesten Kreisen die Mathematik sich einer glänzenden Unpopularität erfreut. Bedürfte es hierfür noch irgend eines äußeren Beleges, so könnte man vielleicht auf den Umstand hinweisen, daß, ohne Uebertreibung, das mathematische Wissensgebiet wohl das einzige ist, dessen unser sonst allwissender Journalismus noch in keiner Weise sich bemächtigt hat. In allzu respektvoller Entfernung verharrend, bringt zwar die Majorität der Gebildeten der Mathematik eine gewisse Hochachtung entgegen: zumeist freilich wohl wegen des anerkannten Nutzens, den sie den Naturwissenschaften und vor allem der mächtig emporgewachsenen, in alle Zweige des menschlichen Lebens eingreifenden Technik gebracht hat. Das verhindert dann keineswegs, daß gar viele den „reinen“ Mathematiker, wenn auch nicht geradezu als „reinen Toren“, so doch zum mindesten als ziemlich überflüssigen Vertreter einer eingebildeten und abstrusen Brahminenweisheit ansehen. Andere, die bei ihrer Schätzung der Mathematik vielleicht mehr durch das Gefühl, als durch verstandesmäßige Erwägungen sich leiten lassen, erblicken in ihr eine ihnen zwar unbegreifliche, aber doch wohl bewunderungswürdige Aeußerung menschlicher Geisteskraft und sind allenfalls geneigt, die Mathematik eher zu hoch als zu niedrig zu bewerten. Ein interessantes literarisches Beispiel dieses Typus in seiner höchsten Potenz bietet der Romantiker Novalis, dessen Aussprüche über Mathematik einen kaum minder religiös-schwärmerischen Charakter tragen als seine Dichtungen: „Das Leben der Götter ist Mathematik. Alle göttlichen Gesandten müssen Mathematiker sein. Reine Mathematik ist Religion. Die Mathematiker sind die einzig Glücklichen. Der Mathematiker weiß alles. Er könnte es, wenn er es nicht wüßte.“ U. s. f.[3]) — Man wird einigermaßen erstaunt sein, die nach der landläufigen Meinung so „trockene“ Mathematik hier im trautesten Verein mit der „blauen Blume der Romantik“ zu finden. Des Rätsels Lösung ist nicht so schwierig, wie es auf den ersten Blick vielleicht scheint. Das gemeinsame Band bildet die wunderreiche Zahlenwelt, deren mystische Geheimnisse den religiösen Schwärmer nicht weniger in ihren Bann ziehen, wie eben auch den forschenden Mathematiker. Und das geheimnisvolle Wissen, welches nur dieser durch die Zauberkraft seiner Methoden erwirbt, das gerade ist es, was jenes anderen überschwängliche Bewunderung hervorruft.

Im übrigen ist dafür gesorgt, daß die Bäume der so „einzig glücklich“ gepriesenen Mathematiker nicht in den Himmel wachsen. Denn auch an Feinden hat es der Mathematik bis auf den heutigen Tag nicht gefehlt, ja an völligen Verächtern, die ihr jeden Wert absprechen, soweit sie nicht bloßen Nützlichkeitszwecken dient. Meine Absicht, zu einer angemesseneren Wertschätzung der Mathematik mein bescheidenes Teil beizutragen, glaube ich am besten dadurch zu erreichen, daß ich zunächst die wesentlichsten gegen sie erhobenen Vorwürfe zu entkräften versuche und, daran an-

*) Festrede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften zu München am 14. März 1904.

[1]) Via regia ad mathematicas per arithmeticam, algebram speciosam et planimetriam. Bononiae 1655.

[2]) Die Entwicklung der Mathematik in den letzten Jahrhunderten. Antrittsrede. Tübingen 1869 (2. Aufl. 1884).

[3]) Novalis Schriften, herausg. von E. Heilborn (Berlin 1901). Bd. II, erste Hälfte, p. 223.

schließend, einige allgemeine Bemerkungen über Ziel und Zweck des mathematischen Schulunterrichts und der mathematischen Wissenschaft folgen lasse.

*

Mit ganz besonderer Schärfe hat sich bekanntlich *Schopenhauer* an verschiedenen Stellen seiner Schriften gegen die Mathematik gewendet. Das ist nun zwar schon ziemlich lange her: trotzdem sind seine Ausführungen meines Wissens niemals widerlegt worden, vielleicht nur deshalb, weil ihre Widerlegung, als gar zu einfach, den Mathematikern nicht der Mühe wert schien. Da aber bis in die neueste Zeit, namentlich in Schriften und Aufsätzen, die einer Einschränkung des mathematischen Unterrichts an den Mittelschulen das Wort reden, mit fast unfehlbarer Regelmäßigkeit versucht wird, *Schopenhauers* Autorität als eine besonders gewichtige in die Wagschale zu werfen, so scheint es mir dringend wünschenswert, die *Schopenhauerschen* Argumente, die wissenschaftliche Legitimation ihres Autors und seine, wie ich nachweisen werde, keineswegs ganz sauberen Praktiken einmal einer öffentlichen Prüfung zu unterziehen.

Was *Schopenhauer* über die *Elementar-Geometrie* sagt,[4]) kommt für unsere Zwecke nur insofern in Betracht, als schon bei dieser Gelegenheit sein Mangel an jeder tieferen mathematischen Einsicht deutlich zum Ausdruck gelangt. Kann man auch die von ihm hervorgehobene *didaktische* Unzweckmäßigkeit der *Euklidischen* Beweismethoden ihm ohne weiteres zugestehen, so liegen doch die weitaus wesentlicheren Mängel des *Euklidischen* Lehrgebäudes sehr viel tiefer, nämlich in den grundlegenden Definitionen und Axiomen: und gerade hierfür hat *Schopenhauer* nicht das geringste Verständnis, macht sich vielmehr über die von den Mathematikern in dieser Hinsicht geäußerten Bedenken in recht billiger Weise lustig.[5]) Will man aber mit *Schopenhauer* jene Fundamente beibehalten, so bleiben *Euklids* Elemente auch heute noch ein in ihrer Art bewunderungswürdiges Werk von hoher Vollkommenheit. Und bei den meisten *Euklidischen* Beweisen ist das, was dem Lernenden die Einsicht erschwert, keineswegs der *Inhalt*, sondern lediglich die *reinsynthetische Form* des Vortrages, welche von jedem geschickten Lehrer mit Leichtigkeit durch eine mehr analytisch-genetische und zugleich geometrisch anschaulichere ersetzt werden kann. Ein schlagendes Beispiel hierfür bietet gerade der von *Schopenhauer* als „stelzbeinig, ja hinterlistig" charakterisierte *Euklidische* Beweis des *Pythagoreischen* Lehrsatzes, welcher bei unerheblicher Aenderung der Darstellungsform geradezu als glänzendes Muster eines tadellosen elementar-geometrischen Beweises erscheint, während das, was *Schopenhauer* als Ersatz zu bieten wagt, gelinde gesagt, als äußerst naiv bezeichnet werden muß. Und nicht einmal an dem armseligen Spezialfall, auf den sein ganzer Beweis sich beschränkt, gelingt ihm dasjenige, was er eigentlich prätendiert: nämlich anstatt des beim *Euklidischen* „Mausefallenbeweis" lediglich zum Vorschein kommenden *Erkenntnisgrundes* den angeblich existierenden wahren *Seinsgrund* aufzudecken. Jeder Sachkundige sieht unmittelbar, daß *Schopenhauer* in Wahrheit um kein Haar mehr gibt als *Euklid*: nämlich den *Erkenntnisgrund*.

Zum Kapitel „*Arithmetik*" äußert sich *Schopenhauer* folgendermaßen:[6]) „Daß die niedrigste aller Geistestätigkeiten die *arithmetische* sei, wird dadurch belegt, daß sie die einzige ist, welche auch durch eine Maschine ausgeführt werden kann; wie denn jetzt in England dergleichen Rechenmaschinen bequemlichkeitshalber schon in häufigem Gebrauch sind. Nun läuft alle analysis finitorum et infinitorum im Grunde doch auf *Rechnen* zurück. Danach bemesse man den „*mathematischen Tiefsinn*", über welchen schon *Lichtenberg* sich lustig macht, indem er sagt: „„Es ist fast mit der Mathematik, wie mit der Theologie. So wie die der letzteren Beflissenen, zumal wenn sie in Aemtern stehen, Anspruch auf einen besonderen Kredit von Heiligkeit und eine nähere Verwandtschaft mit Gott machen, obgleich sehr viele darunter wahre Taugenichtse sind, so verlangt sehr oft der sogenannte Mathematiker für einen tiefen Denker gehalten zu werden, ob es gleich darunter die größten Plunderköpfe gibt, die man nur finden kann, untauglich zu irgend einem Geschäft, das Nachdenken erfordert, wenn es nicht unmittelbar durch jene leichte Verbindung von Zeichen geschehen kann, die mehr das Werk der Routine als des Denkens sind."" (S. *Lichtenbergs* vermischte Schriften, Göttingen 1801. Bd. II, S. 287 ff.)"

Nochmals kurz zusammengefaßt: Nur die *arithmetische* Geistestätigkeit kann durch Maschinen ausgeführt werden, folglich ist sie die *allerniedrigste*. Alle *Analyse* läuft aber auf *Rechnen* hinaus, folglich hat *Lichtenberg* ganz recht, wenn er die *Mathematiker* für Plunderköpfe erklärt. Ein wundervoller Schluß vom besonderen zum allgemeinen, der die herrlichsten Perspektiven eröffnet, z. B.: *Stanley Jevons* hat eine Maschine konstruiert, mittels deren man gewisse *logische Schlußformen* auf rein mechanischem Wege erzeugen kann. Damit wäre vor allem belegt, daß die *logische* Geistestätigkeit der *arithmetischen* an Niedrigkeit nichts nachgibt. Nun läuft aber alles vernünftige *Denken* im Grunde doch auf *logisches Schließen* zurück. Man bemesse danach den „*philosophischen Tiefsinn*" der sogenannten *Denker* u. s. f.

Jene ganze *Schopenhauersche* Schlußweise beruht auf dem Mißbrauche, welcher mit dem Worte *arithmetische* Tätigkeit getrieben wird. In Wahrheit handelt es sich hier doch ausschließlich um das gewöhnliche *numerische Rechnen*, d. h. um die Ausführung der *vier Spezies* an gegebenen *Zahlen*. Will man diese, allerdings ziemlich untergeordnete, geistige Tätigkeit mit dem pompösen Namen einer *arithmetischen* beehren, so ist dagegen vom rein etymologischen Standpunkte kaum etwas einzuwenden. In der Tat findet man den entsprechenden Lehrgegenstand auf den Lehrplänen der bayerischen Gymnasien nach altem scholastischen Brauch schlechthin als „*Arithmetik*" bezeichnet. Doch scheint mir dieser einigermaßen luxuriöse Usus wenig empfehlenswert: einmal schon deshalb, weil nicht recht abzusehen ist, warum man ungefähr dasselbe Gericht, welches auf den Volksschulen weit bescheidener und zweckmäßiger als „*Rechnen*" dargeboten wird, den gymnasialen oberen Zehntausend unter einem so viel feineren, weit größere Erwartungen erregenden Namen serviert: sodann aber, weil man auf diese Weise die an sich schon äußerst dunklen Vorstellungen, welche in weiteren Kreisen über Wesen und Inhalt der Mathematik herrschen, nur noch verdunkeln hilft. Die *Arithmetik*, auch die *elementare*, ist eine *Wissenschaft*; sie lehrt, gewisse allgemeine Gesetze in systematischer Form aufzustellen und logisch zu begründen. Das *Rechnen* ist im wesentlichen ein *Können*, *kein Wissen* — eine in der Hauptsache *reintechnische Fertigkeit*, deren Ziel und Zweck in der *zahlenmäßigen Anwendung* eines verhältnismäßig sehr geringen Bestandes von zumeist nur notdürftig erklärten und unzulänglich bewiesenen arithmetischen Regeln besteht. Usurpiert man hierfür die viel zu anspruchsvolle Benennung *Arithmetik* (die älteren Lehrbücher sagen in diesem Zusammenhange wenigstens „*gemeine*" Arithmetik), so bringt man damit die *Arithmetik* in einen gänzlich falschen Gegensatz zur „*eigentlichen Mathematik*" oder man erweckt den irrigen Glauben, daß die *Mathematik*, abgesehen

[4]) Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde = Werke, I, p. 135—139. Die Welt als Wille und Vorstellung, I, § 14 = Werke II, p. 82—87.

[5]) Welt als Wille ɛc. II, Kap. 13 = Werke III, p. 142.

[6]) Parerga II, § 85 = Werke VI, p. 52.

von der reinen Geometrie, dem numerischen Rechnen eng verwandt oder gar im wesentlichen damit identisch sei. So ungefähr scheint auch Schopenhauer sich die Sache vorgestellt zu haben. Und doch involviert sein Ausspruch, daß die gesamte Analysis auf ein der Tätigkeit einer Rechenmaschine vergleichbares Rechnen hinauslaufe, eine vollendete petitio principii, welche unwiderleglich zeigt, daß er von den Methoden und dem Inhalte jener Wissenschaft auch nicht die leiseste Ahnung besitzt.

Hiervon werden wir uns im folgenden alsbald noch des genaueren überzeugen. Zuvor aber wollen wir noch feststellen, daß jenes Lichtenberg-Zitat, durch welches Schopenhauer die Lacher auf seine Seite zu ziehen und seine fadenscheinige Argumentation zu stützen sucht, bei näherer Betrachtung als eine vollkommen bewußte, recht plumpe und bösartige Fälschung sich erweist. Der fragliche Ausspruch Lichtenbergs beginnt nämlich in Wahrheit mit den Worten: „Die Mathematik ist eine gar herrliche Wissenschaft, aber die Mathematiker taugen oft den Henker nicht." Schopenhauer, der ja gerade die geistige Minderwertigkeit der Mathematik zu beweisen wünscht, entblödet sich nicht, diesen einen, das völlige Gegenteil besagenden Satz kurzweg zu unterschlagen, um so im Leser die irrige Meinung hervorzurufen, als habe Lichtenberg durch seinen Ausfall auf gewisse Mathematiker die Mathematik selbst treffen wollen. Im übrigen kann für jeden, der mit der Geschichte der Mathematik einigermaßen vertraut ist, kaum ein Zweifel darüber bestehen, auf welche Mathematiker jener Angriff gemünzt ist. Es handelt sich dabei offenbar um die Anhänger der, heute fast völliger Vergessenheit anheimgefallenen, sogenannten kombinatorischen Schule, welche gegen Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts fast alle mathematischen Lehrstühle an den deutschen Universitäten okkupierten und deren weitschweifige, zumeist in ödesten Formalismus sich verlierende Produktionen einem geistreichen Kopfe wie Lichtenberg, der ja überdies als Professor der Physik in Göttingen mathematisch selbst wohlbewandert war, nur höchstes Mißbehagen verursachen konnten.

Doch kehren wir wieder zu Schopenhauer zurück! Um seine völlige Unkenntnis des Wesens der Analysis zu charakterisieren, führe ich zunächst die folgende Stelle an:7) „Will man von den räumlichen Verhältnissen abstrakte Erkenntnis haben, so müssen sie erst in zeitliche Verhältnisse, d. h. in Zahlen übertragen werden. . . . Diese Notwendigkeit, daß der Raum, mit seinen drei Dimensionen, in die Zeit, welche nur eine Dimension hat, übersetzt werden muß, wenn man eine abstrakte Erkenntnis seiner Verhältnisse haben will, diese Notwendigkeit ist es, welche die Mathematik so schwierig macht. Dies wird sehr deutlich, wenn wir die Anschauung der Kurven vergleichen mit der analytischen Berechnung derselben, oder auch nur die Tafeln der Logarithmen der trigonometrischen Funktionen mit der Anschauung der wechselnden Verhältnisse der Teile des Dreiecks, welche durch jene ausgedrückt werden: was hier die Anschauung in einem Blick, vollkommen und mit äußerster Genauigkeit auffaßt, nämlich wie der Kosinus abnimmt, indem der Sinus wächst, wie der Kosinus des einen Winkels der Sinus des anderen ist, das umgekehrte Verhältnis der Ab- und Zunahme beider Winkel u. s. f., welches ungeheure Gewebe von Zahlen, welche mühsälige Rechnung bedurfte es nicht, um dies in abstracto auszudrücken!"

Ohne auf die groben, einem einigermaßen mathematisch gebildeten Leser unmittelbar ersichtlichen Ungereimtheiten einzugehen, die jeder einzelne dieser Sätze darbietet, will ich mich nur an das Endergebnis halten: danach soll der Mathematiker, um eine einfache geometrische Beziehung in abstracto auszudrücken, eines nur durch „mühsäligste" Rechnung zu gewinnenden „ungeheuren Zahlengewebes" bedürfen. Ach nein! Das leistet er mit Hilfe einer einzigen Formel. Und noch mehr: diese ersetzt ihm nicht nur die Anschauung, sondern sie präzisiert mit absoluter Genauigkeit, was jene nur in grobem Umrisse zeigt. Auch enthält eine einzige Formel unendlich viel mehr als sämtliche Logarithmen-Tafeln der Erde: denn sie umfaßt die unbegrenzte Mannigfaltigkeit aller überhaupt denkbaren Fälle; während jene Logarithmentafeln, mögen sie noch so zahlreich und noch so dick sein, immer nur auf eine begrenzte Anzahl von bestimmten Fällen sich erstrecken können. Von der wahren Bedeutung und der wunderbaren Kraft einer analytischen Formel hat Schopenhauer gar keine Vorstellung. Die Analysis, die nach seiner Meinung nur mit Hilfe „ungeheurer Zahlengewebe", d. h. Tabellen, sich verständlich macht, besitzt dazu ein unendlich viel ausdrucksvolleres und kürzeres Hilfsmittel: die Funktion, gewissermaßen eine auf den minimalen Umfang von wenigen Zeichen reduzierte Tabelle von unbegrenzter Feinheit. Die Analysis begnügt sich nicht, wie die Algebra, zu fragen: „Wie berechnet man aus einer Gleichung, die neben gewissen gegebenen Zahlen eine unbekannte Zahl y enthält, dieses unbekannte y?" Vielmehr nimmt sie ihren Ausgang von der folgenden weit allgemeineren Fragestellung (in welcher offenbar die ebengenannte als spezieller Fall enthalten ist): „Welche Folge von Zahlenwerten durchläuft jenes y, wenn die betreffende Gleichung außer den fest gegebenen Zahlen noch eine sogenannte veränderliche Zahl enthält, d. h. einen Buchstaben x, an dessen Stelle man sich successive eine Menge verschiedener Zahlen, z. B. jede überhaupt mögliche Zahl gesetzt denkt?" Einen derartigen Zusammenhang zwischen zwei gleichzeitig miteinander veränderlichen Zahlen x und y, wobei also jedem Zahlenwerte x immer wieder ein gewisser Zahlenwert y zugehört (eventuell auch deren mehrere), bezeichnet der Mathematiker mit dem Ausdruck: es sei y eine Funktion von x.

Der Nutzen und die Wichtigkeit des soeben rein arithmetisch definierten Funktions-Begriffes dürfte einigermaßen deutlich werden, wenn wir auf seinen geometrischen Ursprung und damit zugleich auf eine seiner fruchtbarsten Anwendungen in Kürze eingehen, nämlich auf den Grundgedanken der sogenannten analytischen Geometrie, deren Erfindung durch Cartesius (Descartes, 1637) und Fermat (ungefähr gleichzeitig) den vollständigen Bruch mit der bis dahin allein herrschenden geometrischen Tradition der Griechen und den Beginn einer ganz neuen mathematischen Aera bezeichnet. Man denke sich auf einem Blatte quadratisch liniierten Papieres, wie es die Anfänger zum Rechnen benützen, die Vertikal-, wie auch die Horizontal-Linien mit den Nummern 0, 1, 2. . . u. s. f. versehen. Dann ist durch die Aussage: „es liege ein Punkt in einer bestimmten Vertikale, z. B. Nr. 3, und einer bestimmten Horizontale, z. B. Nr. 5" —, offenbar ein einziger Punkt vollständig bestimmt. Das hierbei auftretende Zahlenpaar (3, 5) kann also dazu dienen, einen bestimmten Punkt eindeutig zu charakterisieren. Denkt man sich jetzt neue Vertikalen und Horizontalen gezogen, welche die bisher vorhandenen Zwischenräume gerade halbieren, und numeriert dieselben demgemäß mit: ½, 1½, 2½ . . . u. s. f., so ist ohne weiteres klar, daß jetzt auch Zahlenpaare, wie: (3½, 5), (3, 5½), (3½, 5½), je einen bestimmten Punkt charakterisieren. Durch Fortsetzung dieser Schlußweise und Heranziehung gewisser Verallgemeinerungen des Zahlenbegriffs (auf die ich hier nicht eingehe) gelangt man zu dem Resultate: Man kann jedem Punkte einer Ebene ein ganz bestimmtes Zahlenpaar (x, y) zuordnen, welches man als seine Koordinaten bezeichnet, und umgekehrt entspricht dann auch jedem Zahlenpaare (x, y) ein und nur ein bestimmter Punkt.

7) Welt als Wille ꝛc. I, § 12 = Werke II, p. 64, 65.

Ist jetzt in der fraglichen Ebene irgend eine Kurve, d. h. eine beliebige krumme Linie verzeichnet, so können wir auf Grund des eben Gesagten die Gesamtheit ihrer Punkte ersetzen durch einen Komplex von unendlich vielen Zahlenpaaren (x, y). Zu jeder hierbei vorkommenden Zahl x gehört also (mindestens) eine bestimmte Zahl y; das ist aber genau dasselbe, was wir oben durch den Ausdruck bezeichneten: y ist eine Funktion von x. Mit anderen Worten: es findet eine funktionale Beziehung, d. h. eine Gleichung zwischen den beiden Veränderlichen x und y statt, welche gewissermaßen als das arithmetische Abbild jener Kurve erscheint und schlechthin die Gleichung der Kurve genannt wird. Umgekehrt wird man in entsprechender Weise für eine Gleichung zwischen x und y eine gewisse Kurve als geometrisches Abbild erhalten. Diese Wechselbeziehung zwischen Kurven und Gleichungen gestattet dem Mathematiker, die Eigenschaften der Kurven an ihren Gleichungen zu studieren, und auf arithmetischem Wege gewonnene Erkenntnisse in geometrische Anschauung umzusetzen. Gleichwie der Musiker imstande ist, aus dem bloßen Anblicke einer Partitur sich eine akustische Vorstellung von dem Eindrucke eines nie zuvor gehörten Tonstückes zu bilden, so liefert dem Mathematiker die Gleichung einer Kurve, die er nie gesehen, ein vollkommenes Bild ihres Verlaufes. Ja noch mehr: wie dem Musiker die Partitur oft Feinheiten enthüllt, die seinem Ohre bei der Komplikation und dem raschen Wechsel der Gehöreindrücke entgehen würden, so ist die Einsicht, die der Mathematiker der Gleichung einer Kurve entnimmt, eine viel tiefere als die durch bloße Anschauung vermittelte. Denn abgesehen von der schon oben kurz hervorgehobenen, an und für sich viel größeren Präzision der arithmetischen Darstellung gegenüber der bloßen Anschauung, besitzt der Mathematiker in dem von Newton und Leibniz (1675) erfundenen Infinitesimal-Kalkül ein mit gleichsam mikroskopischer Schärfe arbeitendes Instrument der rechnerischen Analyse.

Diese Betrachtungen lassen sich auch leicht von der Ebene auf den Raum übertragen. Und ähnliche Dienste wie der Geometrie leistet die Einführung des Funktions-Begriffs der Mechanik. Die Lage, also die Koordinaten eines beweglichen Punktes erscheinen hier als Funktionen einer neuen Veränderlichen, der Zeit (die man sich, von einem bestimmten Momente an nach irgend einer Zeiteinheit gemessen, als bloße Zahl vorzustellen hat); und die Differentialrechnung gibt die nötigen Mittel an die Hand, um auch Begriffe, wie Geschwindigkeit, Beschleunigung analytisch zu formulieren, d. h. in Funktions-Begriffe umzusetzen. Die Auffindung von Bewegungsgesetzen wird auf diese Weise wieder auf das Studium gewisser Funktional-Beziehungen (Integration von Differential-Gleichungen), also auf „Analysis" zurückgeführt.

Für Schopenhauer, nach dessen Meinung „die Mathematik, wie sie von Eukleides als Wissenschaft aufgestellt wurde, bis auf den heutigen Tag geblieben ist,"[8]) existiert das alles nicht. „Rechnungen," sagt er,[9]) „haben bloß Wert für die Praxis, nicht für die Theorie. Sogar kann man sagen, wo das Rechnen anfängt, hört das Verstehen auf. Denn der mit Zahlen beschäftigte Kopf ist, während er rechnet, dem kausalen Zusammenhang des physischen Hergangs gänzlich entfremdet: er steckt in lauter abstrakten Zahlbegriffen. Das Resultat besagt nie mehr als Wieviel, nie Was."

Und an einer anderen Stelle:[10]) „Sie hören nicht auf, die Zuverlässigkeit und Gewißheit der Mathematik zu rühmen. Aber was hilft es mir, noch so gewiß und zuverlässig etwas zu wissen, daran mir gar nichts gelegen ist — das Wieviel."

Ich hoffe, die zuvor gegebenen, freilich recht unvollkommenen Andeutungen werden immerhin erkennen lassen, daß die auf dem Funktionsbegriff aufgebaute Analysis eben nicht bloß auf die Frage Wieviel, sondern ganz wesentlich auf die Frage Was antwortet. Sie zeigt (wenn wir, des leichteren Verständnisses halber von der reinen Funktionslehre absehend, uns auf deren Anwendungen beschränken) z. B. nicht nur, wie man etwa die Länge eines Kurvenbogens, den Inhalt eines irgendwie begrenzten Flächenstückes berechnet, sondern sie gibt Auskunft über die allgemeinen Eigenschaften und Lagenverhältnisse geometrischer Gebilde. Sie erfindet dem Astronomen und Physiker nicht bloß die Formeln zur Berechnung irgendwelcher Entfernungen, Zeiten, Geschwindigkeiten, physikalischen Konstanten; sie verschafft ihm vielmehr Einsicht in die Gesetze der Bewegungsvorgänge, lehrt ihn aus gewonnenen Erfahrungen zukünftige voraussagen und liefert ihm die Hilfsmittel zu naturwissenschaftlicher Erkenntnis, das heißt zur Zurückführung ganzer Gruppen verschiedener oft äußerst heterogener Erscheinungen auf ein Minimum einfacher Grundgesetze.

Daß der Mathematiker, solange er rechnet, dem kausalen Zusammenhange eines Vorganges mehr oder weniger entfremdet ist, darf zugegeben werden: liegt doch gerade darin die erstaunliche Kraft der Analysis, daß die ihr eigentümliche Zeichensprache gestattet, verwickelte Gedankenreihen durch einfache Zeichenoperationen zu ersetzen, ohne daß derjenige, welcher sich ihrer zu bedienen versteht, genötigt ist, den gedanklichen Inhalt dieser Operationen immer wieder in allen Einzelheiten nachzuprüfen. Es wird doch auch niemandem einfallen, allemal, wenn ihm eine tadellose Reichsbanknote in Zahlung gegeben wird, nach Berlin zu reisen, um sich zu überzeugen, ob die Reichsbank-Hauptkasse ihm, wie geschrieben steht, den Betrag bar ausbezahlt. Wesentlich ist eben nur, daß jede analytische Zeichenoperation in ihrer Anwendung auf Größenbeziehungen einen bestimmten Gedankeninhalt repräsentiert und daß zwar nicht das „Rechnen" an sich, d. h. das mechanische Operieren mit gewissen Symbolen, wohl aber die Auflösung jener Operationen in ihren Gedankeninhalt auch wirkliche Einsicht in das Zustandekommen des Endergebnisses verschafft. Es wäre nicht schwierig, das an einfacheren Fällen vollständig durchzuführen. Andrerseits soll nicht geleugnet werden, daß mit zunehmender Komplikation der Probleme die Schwierigkeit und Weitläufigkeit der gedanklichen Analyse ins Ungemessene wächst. Das Gebiet, über welches die Sprache der Analysis ihre Macht erstreckt, ist zwar ein relativ begrenztes: doch innerhalb desselben ist sie der gewöhnlichen Sprache so unendlich überlegen, daß diese schon nach wenigen Schritten es aufgeben muß, ihr bis ans Ziel zu folgen. Der Mathematiker aber, der in jener wunderbar kondensierten Sprache zu denken versteht, ist vom mechanischen Rechner himmelweit verschieden.

Es kann nach dem bisher Gesagten nicht wundernehmen, daß Schopenhauer von dem allgemeinen Bildungswert der Mathematik eine überaus geringe Meinung hat. Im Anschlusse an eine Abhandlung des schottischen Philosophen Hamilton,[11]) auf die wir noch zurückkommen werden, gelangt er zu dem folgenden, für die Mathematik nicht eben schmeichelhaften Endergebnis: „Der einzige unmittelbare Nutzen, welcher der Mathematik gelassen wird, ist, daß sie unstäte und flatterhafte Köpfe

8) Welt als Wille 2c. I, § 15 = Werke II, p. 82.

9) Ueber die vierfache Wurzel 2c. = Werke I, p. 77. Eine Variante der im Text zitierten Stelle: Parerga II § 35, Fußnote = Werke VI, p. 52, 53.

10) Nachlaß, herausg. von Frauenstaedt, p. 329.

11) William Hamilton (1788—1856), seit 1836 Professor der Logik und Metaphysik an der Universität Edinburg. Die fragliche Abhandlung in Form einer Rezension der Whewellschen Schrift: „Thoughts on the study of mathematics as a part of a liberal education" (1835) erschien zunächst anonym in der Edinburgh Review, Vol. 62 (1836), p. 409—455; später in einer Sammlung von Abhandlungen des genannten Verfassers. Deutsche Uebersetzung (gleichfalls anonym) unter dem Titel: „Ueber den Wert und Unwert der Mathematik" (Kassel 1836).

gewöhnen kann, ihre Aufmerksamkeit zu fixieren. Sogar Cartesius, der doch selbst als Mathematiker berühmt war, urteilt ebenso über die Mathematik. In der Vie de Descartes par Baillet 1693 heißt es, Liv. II, ch. 6, p. 54: Seine eigene Erfahrung hatte ihn von dem geringen Nutzen der Mathematik überzeugt, zumal wenn man sie nur wegen ihrer selbst treibt. ... Nichts erschien ihm zweckloser, als mit bloßen Zahlen und eingebildeten Figuren sich zu beschäftigen u. s. f."[12])

Ich kann nicht verhehlen, daß ein so vernichtendes Urteil gerade aus dem Munde eines bahnbrechenden Mathematikers und auch sonst vielseitigen und tiefen Denkers wie Descartes seinerzeit einen großen Eindruck auf mich machte. Es war mir daher ein wahrer Trost, als ich gelegentlich entdeckte, daß auch dieses Schopenhauersche Zitat auf einer Fälschung beruht. Durch Verstümmelung des Zusammenhanges hat es Schopenhauer wahrhaftig fertig gebracht, den wahren Sinn von Descartes' Urteil in das vollkommene Gegenteil zu verwandeln. Zwischen den beiden von Schopenhauer zitierten Sätzen steht in Baillets Descartes-Biographie die Bemerkung, daß zu einer gewissen Zeit, nämlich 1623, Descartes aufhörte, sich mit Mathematik zu beschäftigen. Zur Motivierung dieser Tatsache folgt dann der zweite von Schopenhauer angeführte Satz: „Nichts erschien ihm zweckloser, als mit bloßen Zahlen und eingebildeten Figuren sich zu beschäftigen", aber mit dem von Schopenhauer unterdrückten Zusatze: „ohne seine Blicke weiter zu richten", einer Einschränkung, durch welche jener Hauptsatz schon an und für sich eine ganz andere Bedeutung bekommt. Sodann, nach einer Bemerkung des Inhalts, daß Descartes die mathematischen Beweise — wohl gemerkt die mathematischen Beweise jener Zeit — oberflächlich und unzulänglich fand, heißt es weiter: „Aber man darf sagen, daß er das Spezialstudium der Arithmetik und Geometrie nur aufgab, um sich ganz der Beschäftigung mit jener allgemeinen, aber wahren und unfehlbaren Wissenschaft hinzugeben, die von den Griechen scharfsinnig Mathesis (d. h. „Wissenschaft" überhaupt) genannt wurde, und die alle mathematischen Disziplinen als Teile enthält. Er behauptete, daß diese Spezialkenntnisse sich mit Verhältnissen, Proportionen und Maßbeziehungen beschäftigen müßten, wenn sie den Namen Mathematik verdienen sollten. Und er schloß daraus, daß es eine allgemeine Wissenschaft gebe, zur Aufklärung aller Fragen, die man in Bezug auf Verhältnisse, Proportionen und Maßbeziehungen stellen könnte, sofern man diese als losgelöst von jeder Materie betrachtet; und daß diese allgemeine Wissenschaft mit vollem Rechte den Namen Mathesis oder Allgemeine Mathematik tragen dürfte, weil sie alles in sich enthält, was innerhalb unserer sonstigen Kenntnisse den Namen Wissenschaft und Mathematik verdient.

Hierin liegt die Lösung der Schwierigkeit, welche man darin finden müßte, anzunehmen, daß Descartes gänzlich auf die Mathematik verzichtet haben sollte — zu einer Zeit, wo es ihm nicht mehr frei stand, darin unwissend zu sein."

Mit dieser auf das Jahr 1623 bezüglichen Aussage vergleiche man nun die Tatsache, daß Descartes im Jahre 1637 seine berühmte Geometrie publizierte, jenes Werk, welches eben die früher erwähnten Fundamente der analytischen Geometrie enthält und eine der wichtigsten Grundlagen unserer modernen Mathematik bildet. Wie sehr Descartes der Neuheit und Tragweite seiner Erfindung sich bewußt war, beweist folgende Stelle aus einem seiner Briefe (an Pater Mersenne):[13]) „Es ist mir recht peinlich, mich selbst loben zu müssen. Aber da nur wenige Leute fähig sind, meine Geometrie zu verstehen, und da Sie mich danach fragen, was ich von ihr halte, so scheint es mir angemessen, Ihnen zu sagen: Sie ist genau so, daß ich nichts mehr wünsche. In meiner Dioptrik und der Schrift über die Meteore habe ich wohl den Leser zu überzeugen versucht, daß meine Methode besser sei als die bisher übliche; aber ich behaupte, durch meine Geometrie das wirklich bewiesen zu haben."

Und nachdem er hervorgehoben, daß die Tragweite seiner Methode alles frühere weit übertreffe, fügt er nach Erwähnung der hauptsächlichsten zeitgenössischen Produktionen hinzu: „Keiner dieser Modernen hat etwas zustande gebracht, was nicht schon die Alten gekannt haben."

Ueberhaupt richtet sich alles, was er gelegentlich an der Mathematik auszusetzen scheint, niemals gegen diese selbst, sondern immer nur gegen ihre mangelhafte Behandlung. Arithmetik und Geometrie erklärt er ausdrücklich für die einzigen Wissenschaften, die nichts Falsches oder Ungewisses enthalten: nur an den Autoren, die sich damit befaßt hätten, sei mancherlei auszusetzen und nur sie treffe die Schuld, wenn gerade viele gut beanlagte Geister diese Wissenschaften als leere und kindische Spielereien verachtet oder nach wenigen Anfangsversuchen wieder aufgegeben hätten.[14])

Daß Schopenhauer trotz alledem gewagt hat, diesen großen Mathematiker als einen seiner Eideshelfer für den Unwert der Mathematik zu zitieren, muß nach dem Gesagten als eine unerhörte und nichtswürdige Geschichtsfälschung bezeichnet werden.

Charakteristisch für das unglaublich niedrige Niveau, auf welches Schopenhauer bei seinem Feldzuge gegen die Mathematik herabsteigt, ist der Umstand, daß er die oben erwähnte Hamiltonsche Abhandlung als „eine sehr gründliche und kenntnisreiche" dringend empfiehlt. Das Ergebnis derselben, nämlich, daß die Mathematik der allgemeinen Ausbildung des Geistes keineswegs förderlich, ja sogar entschieden hinderlich sei, werde „nicht nur durch gründliche dianoiologische Untersuchung der mathematischen Geistestätigkeit dargetan, sondern auch durch eine sehr gelehrte Anhäufung von Beispielen und Autoritäten befestigt." — Ich kann es mir, um den Geist der so dringend empfohlenen Schrift zu kennzeichnen, nicht versagen, einen großen Teil jener „Autoritäten" wenigstens zu nennen: Aristo von Chios; Philoponus; Fracastorius; Klumpp; Kenelm Digby; Sorbière; Poiret; Buddeus; Barbeyrac; Salat; Kirwan; Monboddo; Gundling u. s. f. Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich vor der Lektüre der Hamiltonschen Abhandlung keine einzige dieser glänzenden Autoritäten auch nur dem Namen nach kannte; zu meiner Entschuldigung dient vielleicht der Umstand, daß ich einzelne von ihnen sogar nicht einmal a posteriori in den Adreßbüchern der Wissenschaft ausfindig machen konnte. Freilich wird auch eine Anzahl bekannterer Namen ins Treffen geführt: zunächst natürlich, wie es für einen gründlichen Philosophen sich ziemt, die Vor-Euklidiker Sokrates, Plato, Aristoteles; dann Cicero, Seneca, Plinius; Albertus Magnus; der Astrolog und Kabbalist Pico von Mirandula; der Dichter Coleridge; der Historiker Gibbon; Frau v. Staël; der Memoirenschriftsteller Walpole; die Philologen Wolf und Bernhardi u. s. f. — lauter Leute, die keinesfalls durch ein Uebermaß mathematischer Kenntnisse daran verhindert waren, über den Wert der Mathematik sich ein maßgebendes Urteil zu bilden. Als besonders schwerwiegend erscheinen dann noch der hl. Augustinus, der die Mathematik „als von Gott abwendend", der hl. Hieronymus, der sie als „nicht die Frömmigkeit lehrend" erwähnt, während der hl. Ambrosius erklärt: „Sich mit Astronomie und Geometrie beschäftigen, heiße die Sache der Erlösung verlassen und die des Irrtums ergreifen." Fast noch Schlimmeres freilich läßt uns

12) Welt als Wille rc. II, § 13 = Werke III, p. 144.

13) Lettres (Paris 1667), T. III, p. 427.

14) La vie de Descartes, Gr. Ausgabe von 1691, II p. 481

Hamilton durch den Mund des Mystikers **Poiret**, „eines der tiefsten Denker seiner Zeit“, vernehmen: „Der mathematische Genius pflegt die Gemüter seiner allzu heftigen Anhänger mit den bösartigsten Neigungen zu erfüllen. Denn er infiziert sie mit Fatalismus, religiöser Gleichgültigkeit, Unglauben, Roheit und einem nahezu unheilbaren Hochmut.“ — **Sapienti sat!** Und ferne sei es von mir, den Frankfurter Philosophen um solche Bundesgenossen beneiden zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Blick in geistige Werkstätten der Dominikaner.

S. R. Hexenwirksamkeit hatte schon der heidnische Glaube verschiedener Völker vorzugsweise dem Weibe zugeschrieben. Weder die römische **saga** und **strix**, noch die altdeutsche **hagazussa**, Hexe, hat ein männliches Gegenstück. Gleichwohl läßt sich in den Hexenprozessen bis zirka 1480 unter den Angeklagten kaum ein numerisches Uebergewicht der Frauen oder jedenfalls nur ein unbedeutendes nachweisen. Der populäre Hexenwahn hätte ein Ueberwiegen des weiblichen Geschlechtes begründen können; ausgleichend aber wirkte die Neigung der päpstlichen Inquisitoren, Katharern, Waldesiern u. a., die sich von der römischen Kirche losgesagt hatten, auch Hexerei aufzubürden. Dagegen ist dann das schwache Geschlecht von den großen epidemischen Hexenverfolgungen des 16. und 17. Jahrhunderts in unvergleichlich höherem Maße betroffen worden. Finden wir doch in den beiden ersten großen Hexenprozessen, die in Bayern spielten — in Schongau und in der Herrschaft Werdenfels —, unter 114 Opfern 118 Weiber! Auch die letzten Opfer gerichtlicher Hexenverfolgung, die Nonne Renata Sängerin in Würzburg (1749), Anna Maria Schwägelin in Kempten (1775), eine Hexe in Glarus (1782), zwei Hexen in einem polnischen Städtchen im Posenschen (1793), gehörten allesamt dem weiblichen Geschlecht an.

Wie diese Tatsache zu erklären sei, lehrt uns untrüglich die Literatur des Hexenwahns, wie überhaupt in der Geschichte dieser traurigsten aller menschlichen Verirrungen Theorie und Praxis immer in engstem Zusammenhange stehen. Die Erklärung liegt in der asketisch-scholastischen Auffassung des Weibes in der mittelalterlichen Kirche, einem Gemisch von Furcht und Geringschätzung. Die Furcht entspringt aus überspannter Sittenstrenge; um sie zu bannen, wird Verachtung hervorgerufen, genährt und mit allen Mitteln künstlich gesteigert. Vor allem dem zum Cölibat verpflichteten Kleriker erschien die Verführung in Gestalt des Weibes. Die Verführung war aber zugleich der Teufel. So konnten die Begriffe Weib und Teufel ineinander überfließen, und wenn man nach Verbindungen von Menschen mit Teufeln suchte, war es natürlich, daß solche vorzugsweise unter dem schwächeren Geschlechte gefunden wurden.

Die Hauptvertreter dieses Weiberhasses in der kirchlichen Literatur sind die Dominikaner. Ebensowohl die theoretische Erörterung über Ketzerei und Hexerei wie die Aufspürung und Verfolgung der Ketzer und Hexen („**Domini canes**“) wurde von diesem Orden als seine eigenste Domäne betrachtet. Nach unserer Kenntnis war ein französischer Dominikaner, Robert le Bougre, von Gregor IX. zum Generalinquisitor von Frankreich ernannt, der erste, der bei den von ihm 1239 in der Gegend von Châlons s. M. angerichteten Ketzerprozessen (wobei an **einem** Tage 183 Opfer verbrannt wurden) auch die Klage auf Hexerei erhob. Für den entsetzlichen Glauben an Teufelsbuhlschaft, der in so vielen Hexenprozessen geradezu den Kern der Anklage bildet, ist Thomas von Aquino, der gefeierte Heilige und Gelehrte des Dominikaner-Ordens, die immer wieder angerufene Autorität geworden. Die Dominikaner Johannes Nider, Bernhard von Como, Silvester Prierias, Bartholomäus de Spina haben durch ihre Schriften den Hexenwahn gestützt, gegen Angriffe verteidigt und zu Hexenverfolgungen aufgefordert. Am verhängnisvollsten wirkte der von den Dominikanern und päpstlichen Inquisitoren Institoris und Sprenger verfaßte Hexenhammer, der von 1487 bis 1669 nicht weniger als 29 Auflagen erlebte und das Signal wie die Richtschnur für die neue Epoche furchtbar ausgedehnter Hexenverfolgungen wurde.

In diesem berüchtigten Buche nun wird das Hexentreiben grundsätzlich auf das weibliche Geschlecht zugespitzt. Man muß, sagen die Verfasser, nicht von einer Ketzerei der Zauberer, sondern der Hexen sprechen, wenn man die Benennung von der Hauptsache hernehmen will. Wie sie selbst als Inquisitoren nur Weiber verbrennen ließen, beschränken sie in ihren theoretischen Ausführungen das Verbrechen der Hexerei auf das weibliche Geschlecht. Der von dieser Frage handelnde Abschnitt ihres Werkes schließt mit dem feierlichen Dankgebet, das durch seinen Widerspruch gegen historische Tatsachen die örtliche und zeitliche enge Beschränktheit ihres Gesichtsfeldes erweist: „Gelobt sei der Allerhöchste, der das männliche Geschlecht bis jetzt vor so großer Sünde bewahrt hat, offenbar auf Grund des besonderen Privilegs dieses Geschlechtes, da Christus in diesem seine Menschwerdung vollzogen hat!“

Die beiden Dominikaner haben also hiermit, ohne sich dessen selbst bewußt zu werden, die ältere Anschauung in eine neue Bahn gelenkt. Einen Anhalt dafür konnte ihnen der populäre Wahn, konnte auch die asketische Strömung kirchlicher Kreise im allgemeinen bieten. Die Hauptsache aber ist, daß sie sich hierbei auf die Literatur speziell ihres eigenen Ordens stützen. Daß sie den Formicarius des 1438 verstorbenen Dominikaners Nider benutzten, war bisher schon bekannt. Der scharfsinnigen und gründlichen Untersuchung eines jüngeren finnischen Gelehrten, des Helsingforser Dozenten **Hjalmar Crohns**,[1]) ist es nun gelungen, in zwei berühmten und von der Kirche selig (nicht, wie der Verfasser am Schlusse sagt: heilig) gesprochenen Ordensgenossen Sprengers und Institoris': Johannes Dominici und dem Erzbischof Antonin von Florenz, weitere grundlegende Gewährsmänner für den wahnwitzigen Weiberhaß des Hexenhammers nachzuweisen. Die ganze sechste Frage im ersten Teile des **Malleus maleficarum** erkennen wir jetzt als den Niederschlag einer gelehrten Tradition, die sich in der speziell von Mönchen gepflegten Moralwissenschaft der Zeit entwickelte und ihre Vertreter vor allem in dem Orden der Dominikaner hatte. Johannes Dominici, 1357 in Florenz geboren, trat dort als Siebzehnjähriger in ein Dominikanerkloster. Unter Gregor XII. Erzbischof von Ragusa, Kardinal, päpstlicher Beichtvater und Vertrauensmann, hat er sich als asketischer Schriftsteller und noch mehr als Kanzelredner großen Ruhm erworben. Gestorben ist er 1419 als päpstlicher Legat in Ofen. Aus dessen „**Lectiones super Ecclesiasten**“ hat ein etwas jüngerer Dominikaner, der Erzbischof Antonin von Florenz (gest. 1459) in seine „**Summa theologica**“ ein alphabetisches Verzeichnis herübergenommen, worin „die Eigenheiten und verderblichen Eigenschaften“ der Weiber aufgezählt und erörtert werden. Antonins **Summa theologica** findet sich in allen älteren und größeren Bibliotheken in einer Unzahl von Handschriften. Abgesehen von den separaten Ausgaben einzelner Teile und Traktate, wurde das Werk vom 15. bis 18. Jahrhundert mehr als zwanzigmal vollständig gedruckt und soll noch heute in Italien als geschätztes Lehrbuch der Moraltheologie dienen. In Hauck's Realencyklopädie (3. Aufl. I, 604) wird es sogar das erste in diesem Lande genannt.

In diesem Alphabet und seinem Kommentar ist nun gesammelt, was nur je von einseitiger Verurteilung und von verrannten Schmähungen gegen das Weib erdacht wurde. Das Weib ist **avidum animal, bestiale baratrum, concupiscentia carnalis, dolorosum duellum, aestuans aestus, falsa fides** u. s. w. Es ist die personifizierte Habgier, ein Abgrund tierischer Unvernunft, zügel-

[1]) Dr. **Hjalmar Crohns**, Dozent in Helsingfors, die Summa theologica des Antonin von Florenz und die Schätzung des Weibes im Hexenhammer. Acta societatis scientiarum Fennicae, Tom. 32, Nr. 4. Helsingfors 1903.

lose Sinnenlust, der ewige Widerspruch — man liest von jemandem, dessen Frau in einem Flusse ertrunken war, daß er beim Suchen ihres Leichnams stromaufwärts gegangen sei und, nach dem Grunde gefragt, da doch schw Körper abwärts, nicht aufwärts gegen den Strom trie zur Antwort gegeben habe: „er tue dies, weil seine Frau im Leben stets wider seine Worte und Aufträge gehandelt habe, er also annehmen müsse, daß sie auch gegen alle Regel nach dem Tode ihren widerspänstigen Willen beibehalten habe.“ Das Weib ist eine tobende Brandung von Zorn und Ungeduld, es ist der personifizierte Unglaube (vgl. die läppische Etymologie femina von spanisch fe, Glaube, und minus), es ist Geschwätzigkeit, Zwietracht, glühender Haß, Nörgelei und Zank, eine Lustseuche, ein lügenhaftes Ungetüm, der Schiffbruch des Lebens, die Quelle der Sünde, die Störung der Ruhe, der Ruin der Staaten, der Inbegriff der Hoffart, eine grimmige Tyrannei, Eitelkeit der Eitelkeiten, es ist wie ein Götzenbild, es ist das Urbild der Eifersucht. Aus der antiken und mittelalterlichen Literatur werden die Belege für jeden Einzelzug dieses abstoßenden Gemäldes zusammengeschleppt. Die Misogynie eines Schopenhauer und anderer Modernen erscheint nur wie ein schwacher Nachklang gegenüber diesem Uebermaße ungerechten und unlogischen Generalisierens und absurder Verleumdungen. Weder der Gedanke an die eigene Mutter noch die Erinnerung an die weiblichen Heiligen der Kirche gebietet der giftigen Feder des Autors Einhalt, wenn auch am Schlusse einige rühmende Worte über die gottesfürchtigen Weiber und eine tiefe Reverenz vor der „unter den Weibern gebenedeiten“ Jungfrau folgen.

Institoris und Sprenger haben nun für die Auseinandersetzung der Gründe, warum die höllische Kunst unter Weibern verbreiteter ist als unter Männern, ihr Material hauptsächlich dem Kommentar dieses Alphabets entnommen. Für die Schilderung der „vitia mulierum“ ist das 25. Kapitel aus Antonins Summa theologica ihre einzige Quelle. Doch folgen sie den Ausführungen ihrer Vorlage nicht wörtlich, lassen hier und da einen Satz aus, schieben erklärende Zwischensätze ein, gruppieren das Ganze anders, unterbrechen auch ihre Schmähungen wiederholt durch ehrfurchtsvolle Lobpreisung der Gottesmutter.

So ist dieses ungeheuerliche Produkt zu einem Bestandteil der geistigen Nahrung für immer neue Generationen von Seelsorgern, Lehrern — und Richtern geworden. Denn in diesem letzteren Stande (den weltlichen Richtern) haben die Verfasser des Hexenhammers, was lange Zeit nicht beachtet wurde, vornehmlich ihr Publikum gesucht — und auch gefunden. Wer vermöchte, sagt Crohns, die ganze Fülle des Unheils, das dieses Zerrbild des Weibes im Laufe der Zeit gestiftet, die ganze Verdrehung der Moralbegriffe zum Nachteil des schwachen Geschlechtes, die es verursacht hat, zu schätzen! Welche krankhaften Auswüchse hatte der Minnedienst der ritterlichen Gesellschaft auf der Höhe des Mittelalters getrieben! Wie harmlos erscheint aber diese Ueberschätzung gegenüber den entsetzlichen Wirkungen der von den Dominikanern gepredigten Verachtung des Weibes! Während der Mariendienst sich immer überschwänglicher gestaltete, wurden alle Argumente zusammengetragen, um die Schlechtigkeit des irdischen Weibes, besonders des seiner natürlichen Bestimmung folgenden Weibes, zu erweisen. Geht die Frauenverachtung, die Auffassung von der Inferiorität des schwachen Geschlechtes auch im Leben der Menschheit weit zurück, eine weltgeschichtliche und tief verhängnisvolle Bedeutung für die kulturelle Entwicklung hat sie doch erst gewonnen, seit leitende Persönlichkeiten der Kirche die Träger und Verbreiter dieses Weiberhasses wurden. Zur selben Zeit, da die Anfänge des Humanismus und der Renaissance eine neue Jugend der abendländischen Menschheit verkündeten und anbahnten, blühte diese Spätscholastik mit ihren Spitzfindigkeiten und Absurditäten und auf ihrer „wissenschaftlichen“ Beweisführung, auf dieser krankhaften Ausgeburt unlogischen Denkens und konfuser Gelehrsamkeit, fußten die entsetzlichen Massenverfolgungen der Hexen.

Dem finnischen Gelehrten gebührt Dank, daß er uns durch seine gründliche Forschung tieferen Einblick in die lehrreichen geistigen Zusammenhänge dieser düsteren Welt eröffnet hat.

Bücher und Zeitschriften.

Ludwig Richter. Von **David Koch.** Mit 108 Abbildungen. Verlag Steinkopf, Stuttgart.

Eine überaus liebenswürdige Arbeit, die man gleich zu Beginn der Lektüre liebgewinnt. Liebenswürdig nicht im Sinne des landläufigen „nett“, was so viel heißen will wie unbedeutend, sondern wirklich der Liebe wert, weil mit Liebe geschrieben. Wort für Wort ist aus dem Geiste Richters, unseres lieben Adrian Ludwig Richter, unseres Kinderfreundes und Kirchturmpolitikers, unseres Wald- und Wiesenpoeten und Gottsuchers. Ganz als den schlichten Meister, dessen Herz sich seinem Kinderglauben, der über allen Ritus erhaben ist, bis ins Alter feierlich bewahrt, dessen Kunst immer nur von Glück und Kinderlust und Frieden zu erzählen weiß, hat Koch den großen, uns allen so innig vertrauten Künstler geschildert. Man wird innig froh über den warmen Herzenston, der in dem Büchlein angeschlagen ist. Solche Biographien möchte man allen unseren guten Künstlern, den alten und den modernen, wünschen. Da stünde es bald besser um unser Kunstverständnis. Aber freilich, solche Bücher müssen nicht bloß verlegt, sondern auch gelesen werden. Und unser Publikum liest nur, wenn es die große Trommel hört. Es sind aber nicht immer die besten Bücher, wo die Reklame ihr „Tamtam“ schlägt.

M. E.

Die letzte Strophe. Novellen von **Irma Goeringer.** Berlin, Egon Fleischel u. Co.

In diesem Buch sind elf Novellen und Skizzen vereinigt, die ausnahmslos den Stempel der Eigenart tragen. Die Dichterin schaut mit klaren klugen Augen ins Leben und nichts Menschliches ist ihr fremd. In den Novellen „Das Haushaltungsbuch“, „Schwesterchen“, „Abschied“ und „Wenn die Blume stirbt“, finde ich Ansätze zu einer Charakteristik, die von einem starken Talent Zeugnis ablegen. Die Stoffe, die Irma Goeringer aufgreift, entbehren nicht eines besonderen Reizes, sofern sie mit großer Freiheit und ohne Cynismen höchst wichtige Phasen des menschlichen Lebens behandeln. Zu loben ist auch die Stilistik des Buches. Die Verfasserin beherrscht das Instrument der Sprache mit großer Virtuosität, nichts kommt bei ihr gesucht und gekünstelt heraus und ganz vorzüglich weiß sie den Plauderton zu treffen. Inmitten dieses Novellenstraußes steht wie ein Veilchen zwischen Brennender Liebe ein kleines Märchen, vom Hauche reinster Poesie durchweht. Die Dichterin, der ich in der Oeffentlichkeit noch nicht begegnet bin, wird sich ohne Zweifel jetzt auch größeren Aufgaben zuwenden. Indessen glaube ich mich nicht zu täuschen, wenn ich sage, daß ihre Begabung sie ganz besonders auf die Novelle und Skizze hinweist. Ihr Erstlingswerk sei hiermit aufs wärmste empfohlen.

Alfr. B.

Allgemeine Rundschau.

Kulturarbeiten in Rußland.

Mit Arbeiten zur Austrocknung der Sümpfe im Norden und Westen Rußlands sind, wie wir dem Globus entnehmen, in den Jahren 1902/1903 zwei Expeditionen beauftragt gewesen. Eine Abteilung hat 37 Kilometer Kanäle in den Gouvernements Minsk, Grodno, Tschernigow, Mohilew, Räsan, Wladimir, Moskau, Twer und Nischni-Nowgorod angelegt, eine zweite 62 Kilometer Kanäle in den Gouvernements Petersburg, Pleskau und Nowgorod geöffnet. Die Kosten für diese beiden Expeditionen beliefen sich auf über 200,000 M. Eine besondere Kommission hatte die Aufgabe, im mittleren Ruß-

land, von Kurland bis zum Gouvernement Perm und bis zum Ural, die Torflager zu untersuchen; 40 Torflager davon, die auf Kronland liegen, nehmen eine Fläche von etwa 2000 Quadratkilometer ein, und mit der Ausbeutung soll bald begonnen werden.

*

Amerikanische Ausgrabungen in Babylonien.

Dr. E. Banks aus New-York hat endlich den Ferman zu Ausgrabungen in Babylonien erhalten, auf den er geduldig drei Jahre in Konstantinopel gewartet hatte. Nachdem er zuerst eine Eingabe für Ausgrabungen zu Magayhar, dem biblischen Ursprung der Chaldäer, eingereicht hatte, wurde sie aus administrativen Gründen zurückgewiesen. Das gleiche Schicksal erfuhr seine Bewerbung um die Erforschung der gewaltigen Schuttmassen von Tell Ibrahim, die wahrscheinlich mit Kutha (II. Könige 17, 24) identisch sind. Zuletzt hat Dr. Banks, und zwar mit Erfolg, wie Biblia mitteilt, darnach gestrebt, Arbeiten zu Bismaya, einer großen Ruinenstätte, südöstlich von Nippur, wo die Amerikaner der Pennsylvania-Universität bereits seit Jahren tätig sind, ausführen zu dürfen. Der Distrikt von Bismaya ist von gefährlichen Stämmen bewohnt, zu denen arabische Verbrecher, die Grund haben, einige Zeit im Verborgenen zu leben, ihre Zuflucht nehmen. Um sich solche unangenehme Nachbarschaft gefügig zu machen, gibt es ein ganz bewährtes Mittel, das die Amerikaner gewiß nicht versäumen werden, anzuwenden: man wirbt die Arbeiter aus diesen Stämmen an und beschäftigt sie bei den Ausgrabungen. Diese neue amerikanische Expedition wird finanziell von John D. Rockefeller unterstützt.

J.

Kleinere Mitteilungen.

* **Ein Fund am Forum Romanum.** Aus Rom wird gemeldet: Am Forum Romanum entdeckte man in einer Tiefe von einem Meter unter einer Travertinplatte von vier römischen Fuß Seitenlänge und einem Fuß Dicke die Inauguralgrube des domitianischen Reiterdenkmals mit fünf wohlerhaltenen Tongefäßen, deren Form und Verzierung genau den archaischen Vasen der Forumgräber entspricht.

* **Ein Denkmal für Leunis.** Dem Naturforscher **Leunis** wird von seinen noch zahlreichen Schülern und Verehrern ein Denkmal in seinem Wohnort Hildesheim errichtet, mit dessen Ausführung der Berliner Bildhauer Professor Dr. F. Hartzer beauftragt worden ist. Das Denkmal besteht in einer Bronzeporträtbüste auf einem Granitfelsen und wird voraussichtlich im Herbst aufgestellt werden.

* **Von deutschen Bibliotheken.** An der Karlsruher Hof- und Landesbibliothek wurde an Stelle des pensionierten Professors Wilhelm **Brambach** der Direktor der Handschriftenabteilung Professor Alfred **Holder** zum Oberbibliothekar ernannt, zum Bibliothekar und Druckschriftenabteilungsdirektor, wie wir neulich schon als wahrscheinlich bezeichnen konnten, der Berner Hochschulbibliotheksdirektor Theodor **Längin**.

∷

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der außerordentliche Professor an der hiesigen Universität Dr. August **Rothpletz** wurde zum ordentlichen Professor der Geologie und der Paläontologie, sowie zum Konservator der geologischen und der paläontologischen Sammlungen des Staates ernannt.

* **Bonn.** Der Hilfsprediger **Hein** an der reformierten Gemeinde in **Elberfeld** ist von der theologischen Fakultät der hiesigen Universität zum Lizentiaten der Theologie ernannt worden. — Der außerordentliche Professor der Chirurgie Dr. Oskar **Witzel**, der zum Rektor der Düsseldorfer Akademie für praktische Medizin ausersehen sein soll, wurde zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt.

Göttingen. Der ordentliche Professor der Psychiatrie und Nervenheilkunde, Dr. August **Cramer**, ist als Nachfolger Pelmanns in **Bonn** an erster Stelle vorgeschlagen worden, wird aber in Göttingen **bleiben**.

* **Berlin.** In der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität haben sich Dr. Alfred **Stock** und Dr. Otto **Diels**, ein Sohn des hervorragenden klassischen Philologen, als Privatdozenten für Chemie habilitiert. — Prof. Dr. **Hecker**, Lektor der italienischen Sprache, ist vom Minister für das Sommerhalbjahr zum Zwecke einer Studienreise beurlaubt.

* **Aus dem Reichsland.** Seitens der Republik **Argentinien** ist am 1. d. M. an den Stadttierarzt und Schlachthausinspektor Dr. **Kopp** in Metz, der sich seinerzeit als Privatdozent an der Universität Bern habilitierte, der Ruf ergangen, an der neu gegründeten tierärztlichen und landwirtschaftlichen Hochschule in **Buenos Aires** eine Professur zu übernehmen. Dr. Kopp hat indessen aus Familienrücksichten die Annahme dieser Professur abgelehnt.

* **Von technischen Hochschulen.** Einer der ältesten und beliebtesten Lehrer der kgl. Technischen Hochschule zu Charlottenburg, Prof. E. **Dietrich**, tritt demnächst in den wohlverdienten Ruhestand. Prof. Dietrich hat seit mehr als einem Vierteljahrhundert den Lehrstuhl für Straßen- und Brückenbau an der genannten Hochschule inne und gilt auf diesem Gebiete als eine Autorität ersten Ranges.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Anton Nyström (Stockholm): Elsass-Lothringen u. d. Möglichkeit e. deutsch-franz. Allianz. M. e. Vorwort des Abgeordneten A. Millerand (Paris). Berlin 1904. Hermann Walther. 168 S. — Richard Freiherr von und zu Eisenstein, k. u. k. FML.: Reise nach Siam, Java, Deutsch-Neu-Guinea und Australien. Tagebuch mit Erörterungen, um zu überseeischen Reisen und Unternehmungen anzuregen. Wien 1904. Karl Gerold Sohn. 266 S. — Raphael Ganga: Irdische und himmlische Liebe. (Ein Einakter.) Leipzig 1904. Gustav Brauns. 39 S. — Max Seiling, ehemal. Professor: Das Professorentum „der Stolz der Nation?“ Mit einem Anhang: Professorale Bocksprünge. Leipzig 1904. Oswald Mutze. 122 S. — Dr. Viktor Loewe, Assistent am kgl. Staatsarchiv zu Hannover: Bücherkunde der deutschen Geschichte. Kritischer Wegweiser durch die neuere deutsche historische Literatur. Berlin 1903. Johannes Räde. 120 S. — Arthur Gerson dell'Agga: Im Reich der Liebe. Zürich 1904. Caesar Schmidt. 51 S. — A. Arndt: Ueber das Böse. Halle a. S. 1904. Gebauer-Schwetschke. 78 S. — Bozner Adresskalender. Vollständiges Adressbuch von Bozen-Gries und Zwölfmalgreien, nebst Branchenregister und Inseratenanhang. II. Jahrgang. Bozen 1904. Buchhandlung und Antiquariat „Tyrolia“. — Dr. Fridolin Schuler: Erinnerungen eines Siebenzigjährigen. Mit Schulers Porträt und dem Verzeichnis seiner Veröffentlichungen. Frauenfeld 1903. Huber u. Co. 160 S. — Dr. Christian Meyer: Die Deutschen der Provinz Posen gegenüber dem polnischen Aufstand im Jahre 1848. München 1904. Selbstverlag (Fürstenstrasse 22). 142 S. — Paul Oskar Hoecker: Närrische Käuze. Novelletten und Skizzen. Stuttgart 1904. Deutsche Verlags-Anstalt. 144 S. — Mme. Curie: Untersuchungen über die radioaktiven Substanzen. Uebersetzt und mit Literatur-Ergänzungen versehen von W. Kaufmann. (Die Wissenschaft. Samml. naturwissensch. und mathemat. Monographien. 1. Heft.) Braunschweig 1904. Friedrich Vieweg. 132 S. — Oskar Steinel, Reallehrer in Kaiserslautern: Die Herstellung von Schulheimatkarten für das Deutsche Reich nach einheitlichen Gesichtspunkten. Vortrag, geh. auf dem XIV. Deutschen Geographentag in Köln. Berlin 1903. Dietrich Reimer. 21 S.

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 15. März. Nummer 62.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungshaft. Von Prof. Dr. v. Ullmann.

Einige Bemerkungen über die Demonstration der Schlaftänzerin Frau Madeleine G. im Münchner Aerztlichen Vereine. Von Dr. L. Loewenfeld.

II. Bücher und Zeitschriften.

P. Walden: Wilhelm Ostwald. — Anna Hilaria v. Eckhel: Im Karst. — Denkmäler der Tonkunst in Bayern.

III. Allgemeine Rundschau.

Der geologische Untergrund der Stadt Venedig. — Zunahme der Herzkranken in Deutschland.

IV. Hochschulnachrichten.

Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungshaft.

Von Professor Dr. v. Ullmann.

I.

Der Reichskanzler hat am 28. Januar d. J. dem Reichstag den Entwurf eines Gesetzes betreffend die Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungshaft vorgelegt. Schon der elfte Deutsche Juristentag hatte sich mit dieser wichtigen Frage beschäftigt und auch in den folgenden Sessionen zu dem Gegenstande Stellung genommen. Wenn nun die deutsche Gesetzgebung erst in unseren Tagen an die legislative Erledigung dieser Frage herangetreten ist, so ist dies immerhin erklärlich, wenn man die Schwierigkeiten erwägt, die sich bei dem Versuche ergeben, die in der vorliegenden Materie im Vordergrund stehende Aufgabe zu lösen, nämlich gewisse Forderungen der materiellen Gerechtigkeit mit unabweislichen Forderungen einer ungehemmten und praktisch wirksamen Strafrechtspflege in Einklang zu erhalten. Dazu kommt, daß die Frage an sich, wie auch in ihren prinzipiellen Voraussetzungen in hohem Maße kontrovers ist. Sie hat eine staatsrechtliche und eine strafprozessuale Seite; in beiden Beziehungen ergeben sich Schwierigkeiten, und dies ist wohl mit ein Grund, daß es auch der Doktrin nicht gelingen wollte, zur Formulierung einer allgemein anerkannten Rechtsüberzeugung zu gelangen. Da ich seinerzeit als Gutachter für den Juristentag und später in literarischen Beiträgen an den wissenschaftlichen Versuchen der Lösung unserer Frage beteiligt war, wird es mir gestattet sein, der Angelegenheit im gegenwärtigen Augenblick noch einmal näher zu treten. Es handelt sich um die Frage, ob für die legislative Anerkennung betreffender Ersatzansprüche Erwägungen der Billigkeit oder zwingende Rechtsgründe maßgebend sind.

Vor allem ist auf einen Umstand aufmerksam zu machen, dem man bei genauerer Verfolgung des Gegenstandes begegnet, nämlich die Notwendigkeit einer Scheidung der Gruppen von Fällen, für welche das zu gewinnende Prinzip Geltung beanspruchen kann. Die Unterscheidung führt zunächst zu einer Ausscheidung jener Fälle, für welche die Lösung heute nicht mehr gesucht werden muß. Handelt es sich nämlich um Fälle der gesetzwidrigen Verhängung oder Verlängerung der Untersuchungshaft, dann muß der durch vorsätzliche oder kulpose Verletzung des Gesetzes dem Beschuldigten verursachte Schaden unbedingt ersetzt werden. Hier können wir überhaupt keine Schranke der Ersatzpflicht gelten lassen — am wenigsten die seinerzeit in den Verhandlungen des Juristentags von einer Seite gezogene, nach welcher der gesetzwidrig Verhaftete nur dann eine Entschädigung bekommen soll, wenn er unschuldig ist, woraus man schließen müsse, daß eine an sich gesetzwidrige Verhaftung oder Verlängerung der Haft durch die Verurteilung oder ein bloßes „non liquet“ des Richters ratihabiert werden könnte, was entschieden falsch wäre. Während nun in den eben erwähnten Fällen eine auf unbestreitbaren Rechtsgründen fußende Entschädigungspflicht vorhanden ist, liegt die Sache bezüglich der anderen Fälle meines Erachtens ganz anders; hier kann ich auch heute nur auf meine früher geäußerte Meinung, daß evidente Billigkeitsgründe für die Gewährung einer Entschädigung sprechen, zurückgreifen.

Es wurde zur Unterstützung der Ansicht, daß es sich hier um eine rechtlich begründete Entschädigungspflicht des Staates handle, auf das veränderte Subjektionsverhältnis des beschuldigten Staatsbürgers im heutigen Recht hingewiesen. Dies ist gewiß richtig: der Beschuldigte büßt in keinem Stadium des heutigen Verfahrens seine Eigenschaft als Rechtssubjekt, bezw. als Prozeßsubjekt ein. Die prinzipiell verschiedene Stellung des Beschuldigten im heutigen Prozeß bezieht sich aber vornehmlich auf dessen Verhältnis zum Prozeßzweck, indem unbeschadet der Möglichkeit der Verteidigung es die Aufgabe des Anklägers ist, mit den von ihm herbeizuschaffenden Mitteln die Anklage aufrecht zu halten. Die Untersuchungshaft ist heute nur aus bestimmten gesetzlichen Gründen zulässig, um sich der Person des Beschuldigten zu versichern; sie darf nicht als Mittel, zu Beweiszwecken auf den Beschuldigten einzuwirken, mißbraucht werden. Aus der heutigen Organisation des Prozesses für sich ergibt sich aber für die Frage, ob die Freisprechung des Beschuldigten für diesen einen Rechtsanspruch auch Entschädigung begründe, noch kein Substrat; vielmehr könnte, wenn es überhaupt gelingt, einen derartigen Rechtsanspruch zu konstruieren, dieser ebenso gut dem System des inquisitorisch organisierten Strafverfahrens eingefügt werden. Die Frage hat also in dieser Richtung ihre eminent staatsrechtliche Seite und kann nur von dieser aus beantwortet werden.

Man hat aus dem Rechtssatz, daß Eingriffe in die Rechte der Privaten nach Maßgabe des Gesetzes, insofern sie als eine Forderung der Gesamtinteressen begründet sind, Entschädigung fordern, einen Ersatzanspruch an den Staat für die dem freigesprochenen Gefangenen durch die Organe der Strafrechtspflege nach Maßgabe des Gesetzes zugefügten Untersuchungsübel zu deduzieren gesucht und sich dabei auf die Behandlung von Zeugen, Geschworenen

u. s. w. berufen, denen das Gesetz für ihre Aufopferung von Zeit und Erwerbstätigkeit zugunsten der Strafrechtspflege bestimmte Vergütungen bewilligt. Indessen, zwischen der Inanspruchnahme von Zeugen u. s. w. und der Stellung des Beschuldigten besteht doch ein wesentlicher Unterschied. Zeugen u. s. w. erfüllen eine allgemeine Bürgerpflicht, die als solche eben nur Pflicht ist, daher ein selbständiges Recht auf Entschädigung nicht mit sich bringt. Ein solcher Anspruch versteht sich nicht von selbst und fand in den neueren Gesetzgebungen nur beschränkte Anerkennung. Die Gesetze gewähren eine arbiträre oder gesetzlich taxierte Entschädigung nicht allen Personen, wenngleich auch anderen als den im Gesetze bezeichneten Personen durch die Erfüllung ihrer Bürgerpflicht Schaden verursacht werden kann oder ein Gewinn entgeht. Wäre für die Entschädigungspflicht die Natur der allgemeinen Bürgerpflicht entscheidend, dann müßte jedermann ausnahmslos ein Aequivalent seiner Pflichterfüllung eingeräumt werden. In Wahrheit sind es eben nur Billigkeitsgründe, welche die Gesetzgebung veranlaßt haben, von denjenigen die Folgen ihrer Pflichterfüllung abzuwenden, für die sie am empfindlichsten sind. Es handelt sich nur um eine billige Ausgleichung des Widerstreits, in welchen die strenge Forderung der allgemeinen Bürgerpflicht mit den materiellen Interessen einzelner Personen treten kann.

Um so weniger läßt sich für den freigesprochenen Beschuldigten ein förmlicher Rechtsanspruch auf Entschädigung konstruieren. Hier kommt vor allem in Betracht, daß der verhaftete Beschuldigte, wofern nur überhaupt seine Verhaftung eine gesetzliche war, kein Unbeteiligter ist. Der Verhaftete dient nicht bloß den Interessen der Gesamtheit, sondern es steht auch sein eigenes Interesse, und zwar dieses von seinem Standpunkt in erster Reihe in Frage, während Zeugen u. s. w. nur dem Gesamtinteresse Zeit und Mühe opfern und erst mittelbar, als Glieder der Gesamtheit, also unabhängig von dem konkreten Fall, interessiert sind. Bei dem Beschuldigten handelt es sich nicht um Erfüllung einer Bürgerpflicht, sondern um einen in der Rechtsordnung vorgesehenen notwendigen Akt der Justizhoheit, welcher der Beschuldigte in den Grenzen des Gesetzes unbedingt unterworfen ist. Die gesetzlichen Bedingungen der Verhängung der Untersuchungshaft sind daher die einzige Quelle der Rechte, welche dem Beschuldigten bezüglich der Verhaftung gegenüber dem Staate zustehen, und zu diesen treten nur als weitere Garantien der persönlichen Freiheit die Rechtsmittel gegen die Verhängung der Haft. Publizistisch ist nur der Anspruch auf Beobachtung der geltenden Normen bei Verhaftungen begründet. Ein Anspruch auf Entschädigung im Falle der Freisprechung ergibt sich weder aus der Natur der Strafgewalt, noch aus den Grenzen des Subjektionsverhältnisses des einzelnen gegenüber der Strafgewalt. Soll die im übrigen gesetzmäßig verhängte Untersuchungshaft einen Entschädigungsanspruch begründen, dann bedarf es eines besonderen Titels; dieser liegt aber gegenüber den Organen des Staates, die das Gesetz beobachten, nicht vor.

Nun hat man u. a. die Meinung ausgesprochen, daß der bekannte Satz: neminem laedit, qui jure suo utitur dem Privatrecht angehöre und auf Fragen des öffentlichen Rechts keine Anwendung finden könne. Die Ausbildung dieses Satzes im Privatrecht ist nicht entscheidend. Seine begriffliche Entstehung und seine Anwendbarkeit beschränken sich keineswegs auf das Privatrecht: jener Satz ist weder nach seinem Prinzip, noch nach seinem Inhalte spezifisch und ausschließlich privatrechtlicher Natur. Er bildet vielmehr eine allgemeine, für das öffentliche und das Privatrecht gleichmäßig geltende Regel, wenngleich in der Anwendung aus dem Wesen des einen und des anderen Rechtgebiets sich Modifikationen ergeben. Der Grundgedanke dieses Satzes trifft überall da zu, wo es sich um die Feststellung der Regel für die Ausübung koexistierender Rechte handelt. An sich muß die dem Inhalt eines Rechts entsprechende Ausübung unbedingt zulässig sein, ohne Unterschied, ob es sich um ein öffentliches oder Privatrecht handelt. Dies muß aber umsomehr der Fall sein, wenn das Recht, welches durch die Ausübung eines anderen Rechts der Gefahr der Schädigung ausgesetzt ist, das eigentliche Objekt ist, bezüglich dessen die Ausübung stattfindet. Bei der Ausübung des unzweifelhaften Rechts des Staates, der Person des Beschuldigten unter gewissen gesetzlichen Bedingungen sich zu versichern, müßte der Satz dann lauten: laedit, qui jure suo utitur; allein, wie immer sich in Wahrheit die Schuldfrage stellen mag —, dem Staat steht jenes Recht überhaupt unter den gesetzlichen Voraussetzungen zu. Der Staat handelt also vollkommen rechtgemäß, und die Wirkung der Ausübung seines Rechts ist eben nur die notwendige Folge der Ausübung selbst, also rechtmäßig. Die rechtmäßige Ausübung kann aber nicht als laesio betrachtet werden, die doch sonst den Titel eines Entschädigungsrechts auf seite des Beschuldigten bildet. Darum statuieren die Gesetze nur da eine Ersatzpflicht, wo die Haft eine gesetzwidrige war, wo also eine laesio vorlag. In der bloßen Ausübung eines Rechts, auch wenn sie für denjenigen, dessen Rechte dadurch berührt werden, einen Nachteil mit sich bringt, fehlt das Moment der laesio so sehr, daß der gleichwohl im einzelnen Falle sich ergebende Schaden seine juristische Grundlage nicht in der Ausübung jenes Rechts findet, sondern als eine selbständige kasuelle Wirkung erscheint, für welche an sich niemand einzustehen verpflichtet ist.

Nun wird allerdings vielfach zugegeben, daß der Staat in Fällen der Verhaftung nur sein Recht ausübt; allein man weist darauf hin, daß ja in Fällen der Freisprechung ein Irrtum begangen worden ist; ferner daß jemand hat ein Opfer bringen müssen, zu welchem er nicht verpflichtet war; daraus wird dann geschlossen, daß der Staat die rechtliche Verpflichtung habe, zu entschädigen. Man erblickt also den Rechtsgrund der postulierten Ersatzpflicht in dem Irrtum des Richters, in welchem dieser bei Verhängung der Haft befangen war. Allein, so richtig es ist, daß eine objektiv nicht begründete Haft immer auf einem Irrtum des Richters, d. i. auf einer nicht genügenden Kenntnis der die Verhaftung rechtfertigenden Tatsachen oder auf einer irrigen Auffassung und Würdigung derselben beruht, so kann doch nicht schlechthin daraus eine Entschädigungspflicht des Staates zum Ersatz des durch die unschuldig erlittene Untersuchungshaft verursachten Schadens gefolgert werden. Der Irrtum des Richters kann nämlich ein vermeidlicher oder unvermeidlicher gewesen sein. Im ersten Falle ist das wesentlichste Moment für culpa vorhanden, die Verhaftung also eine rechtswidrige und darum der Richter, eventuell der Staat ersatzpflichtig. War der Irrtum ein unvermeidlicher (und dies ist in der Mehrzahl der Fälle so), dann fehlt abermals ein Rechtsgrund, um eine Ersatzpflicht schon nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen zu konstruieren. Mit dieser Art des Irrtums wird man bei menschlichen Richtern eben immer rechnen müssen. Die Grundlagen, auf welche der Richter seine Maßregeln stützt, liegen in Tatsachen. Die Erkenntnis der Wahrheit dieser Tatsachen ist aber von den Erkenntnisgründen abhängig, aus denen der Richter die Ueberzeugung von der Gewißheit oder mindestens Wahrscheinlichkeit des Faktums schöpft. Nun ist es in der Regel nicht die eigene Wahrnehmung, auf die sich der Richter stützen kann; gerade bezüglich der Verfügung der Haft ist er auf die Angabe der Organe der gerichtlichen Polizei oder von Zeugen angewiesen. Ferner darf nicht übersehen werden, daß die Prüfung der entscheidenden Tatsachen im Laufe der Voruntersuchung nicht in jenem Umfange und mit jener Genauigkeit erfolgen kann, welche eine feste Ueberzeugung von der Gewißheit garantiert. Es handelt sich eben im Stadium der Voruntersuchung noch um keinen Beweis. Allein, selbst angenommen, der Richter dürfte sich in der Voruntersuchung nicht mit der bloßen Wahrscheinlichkeit der für

die Annahme eines gesetzlichen Haftgrundes entscheidenden Tatsachen begnügen, so ist doch auch die auf dem Wege eines förmlichen Beweises hergestellte Gewißheit keine mathematische, sondern zumeist nur ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit, wobei die Möglichkeit des Gegenteils nicht ausgeschlossen ist. Man kann also von dem Richter unmöglich eine unfehlbare Entscheidung über die Frage verlangen, ob der gesetzliche Haftgrund auch in Wahrheit vorhanden sei. Oft sind es Tatsachen und Umstände, welche nur in ihrer äußeren Erscheinungsform eine vermeintliche Beziehung zur Begehung eines Delikts aufweisen, ohne daß sie auch nur entfernt in einem kausalen Zusammenhang mit der begangenen Tat stehen. Sind alle übrigen Umstände von der Art, daß dieser Mangel des Zusammenhangs des Verbrechens mit dem angeblich die Haft begründenden Tatumstande nicht sofort in die Augen springt oder leicht erwiesen werden kann, dann erübrigt den Organen der Rechtspflege nichts anderes, als sich an diesen Umstand zu halten, um wenigstens von da aus zur Feststellung des wahren Sachverhalts zu gelangen. Hierher gehören z. B. die vielfach vorkommenden Verhaftungen in Fällen der Anwesenheit am Orte der Tat, ferner die Fälle, in denen der Besitz von Sachen, die auf die Begehung der Tat äußerlich hinweisen, oder die Aehnlichkeit der Person des Täters und des Verhafteten oft die einzige Grundlage sind, welche für die Erforschung des Täters einen Anhaltspunkt zu geben scheinen, während der weitere Verlauf der Nachforschungen erst auf die richtige Spur führt. Die größte Sorgfalt des Richters in der Prüfung der Sachlage vermag oft augenblicklich nicht zu dem richtigen Resultate zu führen. Es stellt sich eben heraus, daß sich der Richter geirrt hat; allein konnte der Richter auch in allen Fällen, in denen er doch gegenüber der objektiven Gewißheit des Verbrechens gebunden ist, einen Anhaltspunkt fallen lassen, der nach der augenblicklichen Lage der Umstände möglicherweise und nach vernünftigem Ermessen eine Grundlage für die Sicherung des mutmaßlichen Täters bietet? Mit Recht würde man dem Richter ein Verschulden zur Last legen, wenn z. B. der am Orte der Tat Anwesende, dessen Aehnlichkeit mit der Person des mutmaßlichen Täters überraschend ist, nicht verhaftet würde. Im Stadium der Vorbereitung des Hauptverfahrens werden eben stets nach der Natur aller auf bloße Wahrscheinlichkeit sich stützenden Maßregeln auch die notwendigen Maßregeln zur Sicherung der Person des Beschuldigten zuweilen einen Widerspruch mit dem wirklichen Sachverhalt aufweisen, der selbst bei der größten Sorgfalt und Umsicht nicht umgangen werden kann.

Hiernach ist also der Irrtum des Richters nicht ausgeschlossen und kann in vielen Fällen auch nicht vermieden werden. Selbst aber bei dem Vorhandensein eines unvermeidlichen Irrtums eine förmliche Entschädigungspflicht des Staates postulieren zu wollen, scheint doch den allgemeinen und unbedingt anerkannten Rechtsgrundsätzen zu widerstreiten. Außerdem würde die Sicherheit des Vorgehens des Richters bei Verhängung der äußerlich im einzelnen Falle gerechtfertigt erscheinenden Untersuchungshaft erheblich leiden, wenn er sich immer gegenwärtig halten müßte, daß im Falle des Nachweises des Gegenteils für den Staat die förmliche Rechtspflicht zum Schadenersatz eintritt. Es könnte sich die Praxis ausbilden, die Untersuchungshaft nur dann zu verfügen, wenn schon in der Voruntersuchung die Wahrscheinlichkeit eventueller Verurteilung des Beschuldigten gegeben ist. Der Richter dürfte bestrebt sein, das Odium einer den Staat pekuniär belastenden, materiell unbegründeten Untersuchungshaft von sich abzuwenden. Nun ist es freilich richtig, daß die pekuniäre Rücksicht gegenüber einer durchaus begründeten Entschädigungspflicht des Staates vollkommen zurücktreten müßte. Allein, die rechtspolitische Betrachtung unserer Frage muß doch auch mögliche menschliche Schwäche berücksichtigen. Schon ein einziger Fall, in welchem der strenge Gang der Gerechtigkeit durch eine derartige unberechtigte Rücksicht gebeugt würde, müßte in weiten Kreisen das Vertrauen in den Schutz der Rechtsordnung erschüttern. Nachträgliche Maßregeln gegen den Richter können den der Rechtsordnung zugefügten Schaden nicht ausgleichen.

II.

Bezüglich des zuletzt erwähnten Bedenkens ist allen Ernstes gesagt worden, daß der Reiz der Macht erfahrungsgemäß groß genug sei, um solchen Bedenken keinen großen Spielraum zu lassen. Allein ich glaube, daß sich der Staat in der Ausübung der Justiz nicht auf das mehr oder minder ausgebildete Machtgefühl seiner Organe, sondern auf ein durchgebildetes Rechtsgefühl derselben stützen soll. Ferner ist gesagt worden, daß es nicht von Belang sei, wenn einer oder der andere Schuldige frei von Haft bliebe und es ihm gelänge zu entwischen. Dem „ungeschulten Rechtsbewußtsein“ mag es zuweilen genügen, wenn der Schuldige durch freiwillige Verbannung für den Staat unschädlich würde; allein, das „ungeschulte Rechtsbewußtsein“ fühlt sich in vielen Fällen nur durch die Bestrafung des Schuldigen oder wenigstens die Durchführung des Prozesses befriedigt. Wer kennt übrigens nicht die oft unerklärlichen Schwankungen in den Stimmungen der Masse gegenüber einem Aufsehen erregenden Straffall?

Ein anderes Bedenken könnte darin gefunden werden, daß die staatliche Entschädigungspflicht von abgefeimten Individuen ausgebeutet werden könnte. Die Schutzmittel des Strafrechts und die freie Beweiswürdigung werden allerdings in der Regel das Ihrige tun; aber dort, wo, wie z. B. in großen Städten, das Verbrechertum besonders ausgebildet ist, dürfte die Gefahr einer Ausbeutung der Institution nicht ganz ausgeschlossen sein. Uebrigens ist doch auch darauf hinzuweisen, daß derjenige, der vielleicht ursprünglich ohne alle Absicht ein Delikt zu begehen, nur um die Institution auszubeuten, eine Verhaftung veranlaßt, sich allmählich mit dem Gedanken vertraut machen kann, die Begehung des Delikts selbst zu versuchen. — Nun wird freilich das Prinzip staatlicher Entschädigungspflicht von dessen Verteidigern nicht als ein ausnahmsloser Grundsatz hingestellt; man läßt ihn nur da gelten, wo die Haft nicht durch eigenes Verschulden des Betroffenen veranlaßt wurde. Allein, soll jemand von dem Genuß eines ihm sonst gewährleisteten Rechts ausgeschlossen werden, dann muß der Grund dieses Ausschlusses gehörig bewiesen sein. Es scheint nun, daß auch hier Fälle möglich sind, in denen der Beweis, daß die Haft durch das eigene Verschulden des Verhafteten veranlaßt wurde, schwer erbracht werden kann. Gilt der Grundsatz, daß die Freisprechung im allgemeinen einen Entschädigungsanspruch begründet, dann muß es dem mit diesem Anspruch von dem Strafrichter Abgewiesenen gewiß noch offen bleiben, im Zivilrechtswege den Anspruch geltend zu machen, wobei er sich nur auf die Tatsache der Freisprechung zu stützen braucht, während es Sache des die Ausnahme behauptenden staatlichen Organs sein wird, zu beweisen, daß die Haft durch das Verschulden des Klägers veranlaßt war — ein Beweis, der vielfach schwer erbracht werden kann. Geht man dagegen von dem Gesichtspunkte aus, daß nur Rücksichten der Billigkeit über die Gewährung einer Entschädigung entscheiden sollen, dann dürfte der Ausgleich zwischen dem strengen Recht und den Forderungen der Billigkeit leichter zu erzielen sein.

Es kommen gewiß Fälle vor, in denen eine richtigere Würdigung der Individualität des zu Verhaftenden die Haft entbehrlich erscheinen lassen würde. Auch kann nicht geleugnet werden, daß der hier und da vorkommende schleppende Geschäftsgang eine Ungleichmäßigkeit in der Praxis hervorbringt, die in einzelnen Fällen von dem Betroffenen schwer empfunden wird. Diese und andere das Einzelinteresse zugunsten der Gesamtinteressen schädigenden Umstände bilden eben Uebelstände, gegen die im Wege rationeller Formulierung der Haftbedingungen und einer besseren Organisierung des inneren Geschäftsganges der Behörden sowie einer sorgfältigen Ueberwachung der Beobachtung jener Vorschriften geholfen werden kann, deren Zweck es ist, die mit der Ausübung der Strafgewalt notwendig verknüpften Eingriffe in das Einzelinteresse in

ihren Wirkungen nach Möglichkeit abzuschwächen. Derlei Eingriffe werden aber niemals ganz zu beseitigen sein und sie treffen denjenigen doppelt schwer, der an der Sache selbst nicht beteiligt ist und dem auch kein Verschulden an der Verhängung der Haft zur Last fällt. Auch für diese Fälle erscheint mir die Billigkeit als das geeignete Mittel, die Berücksichtigung der Interessen des Verletzten zu garantieren. Stellt der Staat die Frage der Entschädigung unter den Gesichtspunkt des strengen Rechts, dann glaube ich, kann und wird man in vielen Fällen den Forderungen der von der Haft Betroffenen nicht genügen können, weil die Gewährung der Entschädigung unmöglich als ein unbedingtes Recht jedes Freigesprochenen eingeführt werden könnte.

Es ist seinerzeit zur Begründung der staatlichen Entschädigungspflicht auch auf das Reichsgesetz betreffend die Beschädigungen auf Eisenbahnen und in Bergwerken hingewiesen worden. Auch hier werde der Zufall, der den Einzelnen getroffen hat, auf die Gesamtheit abgewälzt, die ihm gegenübersteht. Zwischen diesem Gegenstande und unserer Frage besteht jedoch keine durchgreifende Analogie, um aus der gesetzlichen Pflicht zur Leistung von Schadenersatz für betreffende Unfälle den zwingenden Schluß auf die Zulässigkeit und Notwendigkeit einer ähnlichen Entschädigungspflicht in unserem Falle ziehen zu dürfen. Man muß vielmehr genau auseinander halten, ob sich die staatliche Entschädigungspflicht prinzipiell aus allgemeinen staatsrechtlichen und strafprozessualen Gründen ableiten lasse, oder ob man sich *innerhalb der positiven Gesetzgebung auf den Standpunkt des praktischen Bedürfnisses stellen und von diesem aus, unbekümmert um das Resultat theoretischer Untersuchung, dem wirklich vorhandenen Bedürfnisse Rechnung tragen will.* Von diesem Standpunkt aus kann ja nicht bestritten werden, daß es Gruppen von Fällen der Freisprechung gibt, in denen das Bedürfnis nach Entschädigung uns dringend entgegentritt. Meine Bedenken sind gegen die vielfach hervorgetretene *Motivierung* der Leistung von Schadenersatz gerichtet und sind wesentlich theoretischer Natur. Im ganzen, scheint es mir, handelt es sich darum, die theoretischen Bedenken gegen die Konstruierung der staatlichen Entschädigungspflicht mit den offenkundigen Bedürfnissen des Rechtslebens und einer durchaus humanen Strafrechtspflege in Einklang zu bringen. Es liegt hier, wie ich schon oben angedeutet habe, der Fall eines Konflikts der strengen Anforderungen des Rechts und der juristischen Konsequenz mit den Forderungen des praktischen Bedürfnisses und der Billigkeit vor. Daneben kann immerhin zugegeben werden, daß eine Weiterbildung unseres öffentlichen Rechts vielleicht den Boden für die Statuierung eines förmlichen Entschädigungsanspruches schaffen könnte. Die von Obertribunalrat *Köstlin* in seinem Gutachten an den 12. Deutschen Juristentag mitgeteilten Motive der württembergischen Gesetzgebungskommission zur Ablehnung des Antrages auf Aufnahme der staatlichen Entschädigungspflicht für alle Fälle der Freisprechung in die Strafprozeß-Ordnung sagen: „Wenn in Zukunft einmal die Auffassung dahin geht, daß der Staat für jedes Opfer, das er, wenn auch in Anwendung allgemeiner Grundsätze, von dem Einzelnen beansprucht, zu entschädigen habe, so würde allerdings auch in Fällen wie der vorliegende ein Entschädigungsanspruch anerkannt werden."

Der dem Reichstag vorgelegte Entwurf stellt sich auf den Boden des praktischen Bedürfnisses und macht den Versuch, den durch eine Untersuchungshaft ungerechtfertigt betroffenen Personen einen gesetzlichen Anspruch auf Entschädigung zu gewähren, über den endgültig nur die Gerichte zu befinden haben. Eine Entschädigung soll aber nur solchen Personen gewährt werden, deren *Unschuld* festgestellt ist; diesen Fällen sind jene gleichgestellt, in denen *ein auf Tatsachen beruhender Verdacht nicht vorliegt.* Nach den Motiven zu dem Entwurfe liegt ein Entschädigungsfall auch dann vor, wenn eine objektiv als Straftat sich darstellende Handlung dem Urheber wegen Vorhandenseins eines Schuldausschließungsgrundes (z. B. Unzurechnungsfähigkeit zur Zeit der Begehung der Handlung) nicht zugerechnet werden kann, der Angeklagte also aus *diesem* Grunde freigesprochen wird. Da ich eine Kritik des Entwurfes an dieser Stelle nicht geben kann, bemerke ich nur nebenher, daß nach der von mir oben (I) vertretenen Grundanschauung in den Fällen der Freisprechung wegen vorhandenen Schuldausschließungsgrundes die Voraussetzungen einer Entschädigungspflicht nicht gegeben wären.

Nach dem Entwurfe muß sich die „Unschuld" des Angeklagten aus dem durch *richterliche Entscheidung* (Urteil, Beschluß des Gerichts, durch den der Beschuldigte außer Verfolgung gesetzt wird) erledigten Verfahren ergeben; die „Unschuld" des Angeklagten kann nicht zum Gegenstand besonderer Erhebungen gemacht werden. Die Fälle, in denen das Verfahren durch Verfügung der Staatsanwaltschaft eingestellt wird, bleiben der in einigen Staaten schon jetzt üblichen Behandlung vorbehalten: die Justizverwaltung gewährt in den dazu geeigneten Fällen billige Entschädigung, die Geltendmachung eines Rechtsanspruches bleibt versagt.

Der Anspruch auf Entschädigung ist ausgeschlossen, wenn der Verhaftete die Untersuchungshaft *vorsätzlich* oder durch *grobe Fahrlässigkeit* verschuldet hat. Die Gewährung der Entschädigung kann aber auch ausgeschlossen werden, wenn sie mit dem Rechtsbewußtsein in offenbaren Widerspruch treten würde. Die Motive führen als Beispiel u. a. den Fall an, daß der Verhaftete wegen Versuchs eines Einbruchsdiebstahls angeklagt ist, aber Freisprechung erfolgen mußte, weil seine Beteiligung an dem Diebstahl sich nur als eine straflose Vorbereitungshandlung darstellt. Die Entschädigung soll endlich solchen Personen versagt sein, die innerhalb einer nicht zu weit zurückliegenden Zeit wegen schwerer oder wegen wiederholter strafbarer Handlungen verurteilt worden sind. Die Motive sagen, daß in derlei Fällen der Verdacht, der zur Verhaftung geführt hat, die unvermeidliche Folge des früheren, aus dem Gedächtnis der Umgebung nicht geschwundenen verbrecherischen Verhaltens des Verhafteten bildet.

Das Verfahren ist dem Gesetze vom Jahre 1898, betreffend die Entschädigung unschuldig Verurteilter, nachgebildet. Das mit der Strafsache befaßte Gericht beschließt von Amts wegen über die Entschädigungsverpflichtung des Staates. Der Beschluß unterliegt nicht der Anfechtung durch Rechtsmittel. Diese Einrichtung des Verfahrens ist wohl kaum als einwandfrei zu bezeichnen.

Der durch Gerichtsbeschluß zuerkannte Entschädigungsanspruch ist binnen einer Präklusivfrist von drei Monaten durch Antrag bei der Staatsanwaltschaft des Landgerichts zu verfolgen, in dessen Bezirk das Verfahren in erster Instanz anhängig war. Ueber den Antrag entscheidet die oberste Behörde der Landesjustizverwaltung. Gegen die Entscheidung ist die Berufung auf dem Rechtsweg zulässig. Die Klage ist an die Zivilkammer des Landgerichts zu richten.

Im Hinblick auf die obigen Ausführungen charakterisiert sich der Entwurf meines Erachtens dadurch, daß hier ein Entschädigungsanspruch *durchaus selbständig geschaffen* werden soll, und nicht etwa lediglich *die positivrechtliche Anerkennung eines in unserer Rechtsordnung schon begründeten Rechtsanspruchs* vorliegt.

Einige Bemerkungen über die Demonstration der Schlaftänzerin Frau Madeleine G. im Münchner Aerztlichen Vereine.

Im Anschlusse an die Demonstration der Schlaftänzerin, welche Samstag Abend vor den Mitgliedern des Aerztlichen Vereins im Klinischen Institut stattfand, möchte ich mir einige Bemerkungen über das Dargebotene gestatten, zumal wegen der aus Zeitrücksichten notwendigen Beschränkung der Diskussion in dieser nicht alle in Betracht kommenden Punkte

berücksichtigt werden konnten. Ich glaube, daß diese Bemerkungen um so mehr Interesse beanspruchen dürften, als in der Presse wie im Publikum in den letzten Tagen über die Affaire der Madeleine G. sich eine ausgesprochene Erregung kundgab und die Ansicht, daß es sich bei dieser Angelegenheit um eine grobe Täuschung des Publikums handle, mit größtem Nachdruck vertreten wurde. . . . Man wird bei dieser Sachlage vielfach dem Urteil, welches im Aerztlichen Verein zum Ausdruck gelangte, besonderes Gewicht beilegen. Was nun meine persönliche Stellung in der Angelegenheit betrifft, so dürfte in Betracht kommen, daß ich in derselben bisher vollkommen outsider war. Ich bin, wie ich hier besonders konstatieren möchte, nicht Mitglied der Psychologischen Gesellschaft und daher durch die in dieser herrschende Ansicht unbeeinflußt. Ich habe mich auch in der Sache jeden Urteils enthalten, bis ich mir ein solches auf Grund eigener Wahrnehmung bilden konnte.

Frau Madeleine G. ist, wie wir durch Herrn Dr. v. Schrenck-Notzing vernahmen, zur Zeit 30 Jahre alt und mit leichter Hysterie belastet. Sie singt und spielt Klavier; die musikalischen Fertigkeiten, die sie im wachen Zustande zeigt, sollen jedoch nicht über die eines mäßigen Dilettantismus hinausgehen. Aehnlich soll es sich mit ihren Tanzleistungen verhalten. Ihre außergewöhnliche Empfänglichkeit für musikalische Eindrücke in der Hypnose sowie das Talent für Tanz und mimischen Ausdruck, das sie in diesem Zustande offenbart, wurden durch Herrn Magnin, ihren Hypnotiseur, entdeckt, der sich wohl auch die weitere Ausbildung dieser Talente schon aus materiellen Gründen sehr angelegen sein ließ.

Was nun zunächst die Art der verschiedenen Leistungen betrifft, welche Frau Madeleine bisher in Privatzirkeln wie in öffentlichen Seancen und in der Demonstration vor dem Aerztlichen Vereine vorführte, so bieten dieselben nichts, was im Zustande des hypnotischen Somnambulismus nicht möglich wäre. Der hypnotische Somnambulismus bildet, wie schon von Herrn Professor Lipps erwähnt und von mir ebenfalls betont wurde, einen psychischen Zustand, welcher Leistungen von der Art der von Frau Madeleine vorgeführten weit eher begünstigt und erleichtert denn erschwert oder gar verhindert. Der hypnotisierte Somnambule ermangelt nicht des Bewußtseins; das Feld seines Bewußtseins, oder besser gesagt seiner geistigen Tätigkeit, ist nur eingeschränkt; wir haben es, wie man sich psychologisch ausdrückt, mit einem Nebeneinander von partiellem Schlaf und partiellem Wachsein zu tun, wobei die Ausdehnung und Tiefe des Schlafes in den einzelnen Fällen schwankt. Die Einschränkung des Bewußtseins — der partielle Schlaf — hat die Folge, daß in dem wachgebliebenen Gebiete die geistige Tätigkeit mit erhöhter Energie sich vollzieht. Die Somnambule ist daher nicht nur imstande, äußere, so z. B. musikalische Eindrücke mit Bewußtsein aufzunehmen, sondern auch dieselben rascher, sicherer und ihrer Naturanlage entsprechender in Bewegung umzusetzen, als dies im wachen Zustande geschieht. Für den Fall der Mme. M. kommt in Betracht, daß für sie infolge des nur partiellen Wachseins im Somnambulismus alle die störenden Momente, welche bei vollem Wachsein ihre Leistungen erschweren und behindern könnten (Befangenheit vor dem Publikum, Zweifel bezüglich der besten Art der Darstellung, Rücksichten auf ihr Befinden u. s. w.) zum Wegfalle kommen. Wenn also in der Art der Darstellung nichts liegt, was gegen die Annahme spricht, daß Frau Madeleine ihre Tänze u. s. w. im somnambulen Zustande ausführt, so ergibt sich zunächst die weitere Frage, ob ähnliche Leistungen im hypnotischen Zustande schon öfters beobachtet wurden.

In dieser Beziehung kann ich bemerken, daß Madame Madeleine zwar auf dem Gebiete des Tanzes bisher, soweit mir bekannt, ohne Konkurrenz ist, dagegen ihrer Darstellung verwandte und im gewissen Sinne gleichwertige Leistungen von Somnambulen schon öfters zustande gebracht wurden. In meinem Schriftchen „Somnambulismus und Spiritismus" bemerkte ich, daß unter den Somnambulen zwei Typen vertreten sind, aktive, geistig bewegliche und passive, träge Naturen. Erstere bekunden eine gewisse geistige Lebhaftigkeit, folgen den Eingebungen des Hypnotiseurs mit Leichtigkeit, sprechen, gehen umher und lassen sich zu den kompliziertesten Leistungen bestimmen (Imitation von Personen, Vorführung dramatischer Szenen u. s. w.). Es darf hier auch an die oft mit großer Geschicklichkeit ausgeführten Kunststücke der spiritistischen Medien in ihrem Trancezustande erinnert werden. Etwas ganz Neues, Eigenartiges oder gar Unerklärliches enthält das in den Seancen der Frau Madeleine Dargebotene demnach nicht, und die wissenschaftliche Bedeutung desselben kann daher nur sehr gering taxiert werden. Es handelt sich hier lediglich um eine Spezialität, die für den Künstler von großem Interesse sein mag, aber, abgesehen von ihrer künstlerischen Seite, das außerordentliche Aufsehen, das sie bisher erregte, durchaus nicht verdient.

Was nun die weitere Frage anbelangt, die allgemach sich zur Hauptfrage in der ganzen Angelegenheit entwickelt hat, ob denn Frau M. bei ihren Seancen in hypnotischem Zustande sich befindet oder in dieser Beziehung das Publikum täuscht, so konnte die Demonstration im Klinischen Institute zu einer von allen Teilnehmern anerkannten Entscheidung schon deshalb nicht führen, weil Zeit und Ort die nötige eingehende Untersuchung des Falles nicht gestatteten. Die Feststellung, ob in einem gegebenen Falle Hypnose vorliegt oder nicht, kann auch für den mit dem Hypnotismus Wohlvertrauten Schwierigkeiten bereiten, da es an objektiv nachweisbaren, konstanten und untrüglichen Zeichen der Hypnose fehlt. Um nur ein Beispiel zu geben, wie wenig diese Schwierigkeiten gewürdigt werden, sei erwähnt, daß in einer hiesigen Zeitung von anscheinend sachkundiger Seite die Ansicht geäußert wurde, man könnte durch Anwendung des sehr schmerzhaften faradischen Pinsels Frau M. eventuell entlarven. Dies ist entschieden irrig. In der Hypnose kann die Empfindung mehr oder weniger oder auch gar nicht aufgehoben sein, und es ist auch durchaus nicht sicher, daß sich im gegebenen Falle durch Suggestion vollkommene Empfindungslosigkeit herbeiführen läßt. Das wichtigste Kriterium, das wir für den Somnambulismus, den tiefsten Grad der Hypnose, kennen, ist eine subjektive Erscheinung: der Mangel jeder Erinnerung an die Vorfälle während der Hypnose nach dem Erwachen aus derselben. Ob bei Frau M. ein derartiger Erinnerungsmangel besteht, mag vielleicht Herr Magnin wissen; wir anderen sind hierüber im unklaren.

Es erübrigt demnach für die Beurteilung des Zustandes, in dem Madame Madeleine ihre Künste zeigt, lediglich die Verwertung des Gesamteindruckes, den man bei der Demonstration erhielt, und dieser war bei mir folgender: Die Einschläferung durch Herrn Magnin geschah nicht in der bei uns Aerzten üblichen Weise, aber immerhin in einer Art, daß dieselbe bei einer disponierten Person eine Hypnose erzeugen konnte. Die Hauptrolle spielte hierbei jedenfalls die Fixation der Augen des Subjekts, die wohl auch das Einschlafen mit offenen Augen begünstigen mag. Die mesmerischen Striche, die in der bei den Magnetopathen beliebten Art vorgenommen wurden, bilden wohl eine unwesentliche Zutat. Während der folgenden Vorführung geriet Frau M. vorübergehend in einen Zustand der Katalepsie. Die Stellung der Glieder und die Haltung des Gesamtkörpers boten hierbei nichts Auffälliges. Die Augen standen starr in Schielstellung (Strabismus convergens) und an den Armmuskeln ließ sich ein schwer überwindbarer Kontrakturzustand nachweisen. Der bedeutende Widerstand, welcher bei Versuchen, die an sich muskelschwachen Arme in andere Stellungen zu bringen, sich zeigte, sowie der von mir beobachtete Umstand, daß die Finger wenigstens einige Zeit eine ihnen erteilte schwierige Stellung beibehielten, machten mir im Zusammenhang mit dem starren Gesichtsausdrucke und der Augenstellung entschieden den Eindruck, daß es sich nicht um Simulation handle, während die starke Kontraktur der Arme darauf hinwies, daß man es hier nicht mit einem rein hypnotischen, sondern mit einem durch Hysterie modifizierten hypnotischen Phänomen zu tun habe.

Ein weiterer Umstand, der für meine Beurteilung des Falles sehr in Betracht kam, von der Mehrzahl der anwesenden Kollegen, wie es scheint, jedoch nicht weiter beachtet wurde, war das Verhalten der Madame M. nach dem Erwecken. Die Schlaftänzerin zeigte sich nach der von Herrn Magnin vorgenommenen Dehypnotisierungsprozedur entschieden erregt und erschöpft. Sie klagte über Hitze und machte Anstalten, den Kragen ihrer Bluse zu zerreißen, um sich Erleichterung zu verschaffen. Dieses ungenierte Ver-

halten der großen Versammlung gegenüber stach auffällig von dem ruhigen und weltgewandten Benehmen ab, das Madame M. vor der Einschläferung und ganz kurze Zeit hernach, nachdem man die sie beengenden Teile ihrer Bluse geöffnet hatte, zeigte. Dasselbe läßt sich nur darauf zurückführen, daß Madame M. noch nicht vollständig erwacht war.

Zugleich ist bemerkenswert, daß sie nach der Rückkehr in ihren Normalzustand über keinerlei Ermüdung klagte, während sie vorher den Eindruck gemacht hatte, daß die Demonstration sie doch sehr angegriffen haben müsse.

Nach dem Angeführten kann ich die Annahme, daß es sich bei Madame M. um Simulation eines hypnotischen Zustandes handelt, für nicht gerechtfertigt erachten. Die Beobachtungen, die sich bei der Demonstration machen ließen, weisen darauf hin, daß Frau M. bei ihren Vorführungen in einer durch Hysterie modifizierten Hypnose sich befand. Die Ansichten der anwesenden Kollegen gingen, wie ich hörte und nachträglich vernahm, auseinander. Dies ist leicht begreiflich. Für den auf hypnotischem Gebiete Wohlerfahrenen mochte der Gesamteindruck der Demonstration genügen, um eine Ueberzeugung nach der einen oder anderen Richtung zu begründen. Für die große Mehrzahl der Kollegen, die sich mit der Hypnose wenig oder nicht beschäftigen, war dagegen das Gebotene, zumal eine eingehende Untersuchung der Madame M. nicht durchgeführt wurde, nicht ausreichend, etwaige Zweifel zu beseitigen.

Zum Schlusse nur noch einige Bemerkungen. Es ist vielfach beanstandet worden, daß Madame M. während ihrer Seancen von dem Zustande ihrer Frisur und ihrer Toilette Notiz nimmt und etwaige Mängel zu beseitigen sucht. Man hat das bei einer angeblich Schlafenden sehr auffällig gefunden. Das Angeführte beweist jedoch nichts. Madame M. ist jedenfalls durch ihren Hypnotiseur angewiesen worden, auf diese Aeußerlichkeiten, wie auch andere Umstände, z. B. etwa vor ihr auftauchende Hindernisse, den Rand des Podiums u. s. w. zu achten und hat sich gewöhnt, diesen Weisungen bei ihren Vorführungen Rechnung zu tragen; sie ist für ihre Seancen jedenfalls gedrillt worden. Ihr eingeengter Bewußtseinszustand verhindert sie nicht, allem, was zur sicheren und geschickten Durchführung der ihr gestellten Aufgaben gehört, die erforderliche Beachtung zu schenken. Ich habe mit Rücksicht auf diesen Umstand mich auch der Ansicht des Kollegen Dr. v. Schrenck-Notzing nicht anschließen können, daß Madame M. bei ihren Tanzleistungen als reiner Reflexautomat agiere; dieses rein automatische Sichfortreißenlassen verträgt sich nicht mit der Beachtung der Raum- und Toilettenverhältnisse, die bei Madame M. offenbar statthat. Ein anderer Umstand, der ebenfalls vielfach als auffällig betrachtet wurde, ist das gelegentliche Voraneilen der Tanzbewegungen bei Madame M. gegenüber der Musik. Dieses Voraneilen betrifft selbstverständlich nur Stücke, die Madame M. bekannt sind und hat nichts Befremdliches, da die Somnambule für schon öfters gehörte Musikstücke in der Hypnose ein besseres Gedächtnis besitzt als im wachen Zustande. Daß sie das für die Hypnose Eingeübte nicht auch im wachen Zustande zustande bringen kann, halte ich keineswegs für ausgeschlossen; es bedürfte aber dazu wohl einer besonderen Schulung.

Frau Madeleine dürfte übrigens ihre Schlaftanzkunst kaum lange Zeit üben; ihre Nerven müssen durch ihre somnambulen Leistungen mehr und mehr geschädigt werden und werden eines Tages streiken, wenn sie es nicht schon vorher vorgezogen hat, das Schlaftanzen mit dem Wachtanzen zu vertauschen.

*

Nachtrag. Der Bericht des Herrn Professor Klein in den Münchner Neuesten Nachrichten vom 15. März, Vorabendblatt, veranlaßt mich zu einigen ergänzenden Bemerkungen. Die Ausführungen des sehr geschätzten Gynäkologen zeigen lediglich wiederum, daß diejenigen, welche sich mit dem Hypnotismus nicht speziell beschäftigen, sich die Nachweisbarkeit der Hypnose viel einfacher und leichter vorstellen, als gerechtfertigt ist. Die Prüfungen, welche man nach Professor Klein hätte vornehmen sollen, hätten keinen Entscheid pro oder contra bringen können. Wer sich weiter für die Sache interessiert, der sei auf das Kapitel über Simulation in Molls Werk verwiesen. Auch Moll ist der Ansicht, daß das Urteil in Betreff der Simulation nicht von einzelnen Symptomen, sondern von dem Gesamteindruck abhängig zu machen ist. Ueberdies sind Herrn Professor Klein einzelne von mir an der Schlaftänzerin konstatierte Details entgangen.

Dr. L. Loewenfeld.

Bücher und Zeitschriften.

Wilhelm Ostwald. Von P. Walden. Mit zwei Heliogravüren und einer Bibliographie. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann 1904. VII und 120 S. Preis 4 Mark.

Diese vor kurzer Zeit erschienene Schrift ist aus Anlaß des 25jährigen Doktor-Jubiläums Prof. Dr. W. Ostwalds von P. Walden, einem Schüler des Jubilars, der sein Amtsnachfolger im Rigaschen Polytechnikum ist, verfaßt und am 19. Dezember bei Gelegenheit der unter großer Beteiligung abgehaltenen Feier dieses Tages überreicht worden. Es ist ganz natürlich, daß die zahlreichen Schüler und Verehrer Ostwalds und seiner fruchtbaren Betätigung auf den verschiedensten Gebieten, wie der physikalischen Chemie, Physik, Philosophie und Kunst (und zwar speziell der Malerei) die wohlgelungene Arbeit Waldens mit großer Freude begrüßen werden. Gibt doch der Verfasser eine Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse in dem arbeit- und erfolgreichen Leben Ostwalds. Es werden dabei fünf Zeitabschnitte unterschieden: 1. die Knaben- und Schuljahre in Riga (1853—1871), 2. die Studentenjahre in Dorpat (1872—1875), 3. die akademischen Lehrjahre in Dorpat (1875—1881), 4. die Professorentätigkeit in Riga (1881—1887), 5. die Leipziger Periode (seit 1887). Es ist naturgemäß unmöglich, diese Schrift durch Wiedergabe einzelner Bruchstücke näher zu charakterisieren, es kann vielmehr nur nachdrücklich darauf hingewiesen werden, daß die Lektüre dieses Lebensbildes auch in weiteren Kreisen großes Interesse finden wird. Denn es behandelt die Entwicklung eines Mannes aus einfachen Verhältnissen (Ostwalds Vater war Böttchermeister) bis hinauf zu den Höhen eines der erfolgreichsten Vorkämpfer der physikalischen Chemie und des Begründers der bedeutendsten Schule in diesem Wissensgebiete. Mit Bezug auf die literarischen Leistungen Ostwalds, die am Ende der Schrift chronologisch zusammengestellt sind, sei erwähnt, daß der Umfang derselben nach einer Schätzung des Verfassers ungefähr dem des Meyerschen Konversationslexikons gleichkommt. Und diese Tat wurde in dem Zeitraum von nur 16 Jahren von einem Manne vollbracht, der in seinem Hauptamte akademischer Lehrer und Direktor eines großen Instituts, sowie einer der fruchtbarsten experimentellen Forscher ist! — Die Heliogravüren sind nach dem von C. Seffner im Jahre 1897 gefertigten Relief und nach einem Pastell Ostwalds aus dem Jahre 1901: „Motiv von der Insel Rügen" hergestellt.

B—r.

Im Karst. Das Tagebuch einer Dorfschullehrerin, von Anna Hilaria v. Eckhel, E. Piersons Verlag, Dresden 1904.

Aus einem Winkel des südlichsten Oesterreich, wo die deutsche Zunge Mühe hat, sich gegen das italische und slavische Idiom zu behaupten, erschallt die Stimme einer deutschen Dichterin, bescheiden und schlicht, denn ihr Name ist neu, doch innig und rein. Sie ist wert, daß man sie hört, und wer ihr lauscht, der wird sie lieben. Tagebuchblätter sind es, was die Verfasserin darbietet, zu einzelnen Lebens- oder Stimmungsbildern abgerundet. Die ersteren bilden gleichsam den Rahmen des Tatsächlichen und erzählen meist in anmutigem Plauderton, aber auch in leidenschaftlicher Bewegung mit loserem Versgefüge von den freud- und leidvollen Begebnissen und Schicksalen einer in Weltabgeschiedenheit nach dem Sinn der Welt und des Lebens suchenden jungen Dorfschullehrerin. Dazwischen reihen sich lyrische Ergüsse ein, die mannigfache Stimmung widerspiegelnd, die das Erlebte hervorgerufen. Zur Folie der Stimmung wird dabei oft die Natur des der Dichterin vertrauten Karstgebirges, jenes trostlos öden Stein-

meeres, das gleichwohl und trotz aller elementaren Schauer, die es in sich birgt, auch eines Zaubers geheimnisvoller Schönheit nicht entbehrt. Wie die Bora mit wütender Gewalt aus den Klüften hervorbricht und hinausstürmt in alle Welt, so stürmen die Sehnsuchtsgedanken des jungen Menschenkindes in die Weite. Glutende Liebe malt sich im Scheiden der Sonne:

So geht die Sonne unter hier zu Lande:
Wie eine Kön'gin, die vor Lieb' verbluten
Und trotzig sterben will im Prunkgewande;
Der Thymian duftet und die Steine gluten.

Der Form nach kann man vieles vollendet nennnen. Bald schweben die Verse gleich leichtfüßigen Grazien dahin, wie in dem Preislied auf das heimatliche Triest: „O Tergeste, du alte, du traute“ oder in dem entzückenden Liedchen:

Vöglein, du kommst über Tal und Höh'n
Vöglein, sag mir, die Welt ist wohl schön?

Andere wieder rauschen wie dumpfe Harfenklänge an uns vorüber. — Es sind ja freilich die alten Klänge von Liebesleid und Liebesluft, von Erdenfreude und Weltschmerz, die uns entgegentönen, bald laut, bald leise, herzzerreißend und sanft sich in die Seele schmeichelnd. Und doch zieht sich so viel Eigenes und Individuelles durch all diese Klänge, daß wir eine starke Seele ahnen, die hier ihr bestes, edelstes Empfinden ausströmt. Ja, die Dichterin gibt noch mehr: sie enthüllt uns eine Philosophie des Lebens, in ernstem Sinnen um das Verständnis des Daseins errungen. Die einzelnen Tagebuchblätter zeigen die Stufen der Entwicklung, die nicht ohne dramatische Zuspitzung verläuft: wir erleben es mit, wie der erwachende Lebenshunger des jungen Weibes, in leidenschaftlichem Liebesverlangen gipfelnd, scheinbar dem Ziele nah, auf eine kurze Zeit in seligster Glückshoffnung aufgeht, wie diese sodann infolge der Untreue des Geliebten in bittere Verzweiflung umschlägt, aus der das gereifte Weib endlich durch allmähliche Läuterung sich durchringt zur Klarheit über sich selbst und die „heilige Pflicht des Lebens“:

Denn leben will ich, — weil ich leben muß.

So ist das Ganze auch eine künstlerische Einheit geworden. — Noch sei an dieser Stelle eines besonders rührenden Zugefl gedacht: es ist das innige Verhältnis, das sich allenthalben zwischen dem jungen Weibe und der Mutter offenbart, die ihm als die treueste Geleiterin in Leben und Streben zur Seite steht wie ein guter Geist. Darin hat sich die Dichterin selbst das schönste Denkmal gesetzt.

—ss.

---

* **Denkmäler der Tonkunst in Bayern.** Der 7. Band (Jahrgang 4, Bd. 2) der Publikationen mit Orgelwerken von Erbach und den Brüdern Haßler wird Mitte nächsten Monats erscheinen. Den Inhalt des 5. Jahrgangs werden weltliche Vokalwerke von H. L. Haßler (1564 bis 1612) und Duette, Scherzi, Kanzonetten und geistliche Kantaten von A. Steffani (1655 bis 1730) bilden.

Allgemeine Rundschau.

Den geologischen Untergrund der Stadt Venedig

und ähnlich gelegener Oertlichkeiten macht unser Mitarbeiter Dr. Karl Ochsenius in der Zeitschr. der Deutschen Geologischen Gesellschaft, Bd. 54, aus Anlaß des Einsturzes des Markusturmes zum Gegenstand einer interessanten Betrachtung, deren Inhalt wir als in vieler Hinsicht Neues bietend unseren Lesern hiermit nach einem im Jahrbuch der Naturkunde erstatteten Auszug mitteilen. Dr. Ochsenius sieht die Eigenart der Lage der Stadt Venedig in ihrer Erhebung über einem in der geologischen Sprache so genannten „Wasserkissen“ und führt zur Begründung dieser Anschauung folgendes aus:

Abgeschlossene Wasseransammlungen, wie der Bergmann sie unter dem Namen „Wassersäcke“ in allen älteren Schichten kennt, können auch im jüngeren und jüngsten Schwemmland (Alluvium) auftreten und werden hier als „Wasserkissen“ bezeichnet. Tote Flußarme, sich selbst überlassene Teiche und Tümpel werden von einer Schicht schwimmenden Pflanzenmaterials überzogen, welche unter Umständen so dicht und fest wird, daß darauf gewehter Sand und Staub nicht mehr untersinkt, sondern sich verfestigt und im Anschluß an die Ufer die ganze Vertiefung des Beckens ausfüllt und einebnet. Dann ist der flüssige Inhalt am Grunde völlig eingesperrt und trägt seine oft nur noch wenig elastisch bleibende Decke weiter, solange keine Störung eintritt: das Wasserkissen ist fertig. Derartige unter Druck geratene, völlig eingesargte Bildungen können sich sogar übereinander wiederholen und geben, wenn sie angestochen werden, stets Anlaß zu sehr unliebsamen Störungen, namentlich bei Eisenbahnbauten, bei denen sie im norddeutschen Flachlande mehrfach den Verlust ganzer Dämme herbeiführten.

Für Wasserkissenbildung war und ist nun die Po-Ebene wie geschaffen. Der Po, dessen Niveau stellenweise gegenwärtig höher liegt als die Firste der Häuser benachbarter Ortschaften, hinterließ an seinen Ufern zahlreiche Teiche, Tümpel und tote Arme. Auf ihnen hat, wie die zur Beschaffung von Trinkwasser angestellten Bohrungen bewiesen, die unter dem milden Klima üppig gedeihende Vegetation förmliche Etagen von Wasserkissen zuwege gebracht. Die alte Küstenlinie der nordwestlichen Adria aus historischer Zeit verläuft etwa 15 Kilometer von der jetzigen, d. h. dem Venedig östlich vorliegenden Damme Murazzi bei Malamacco; die zwischen diesen beiden Linien liegenden Anschwemmungen gehören also zu den jüngsten und sind in geschichtlicher Zeit von dem mineralischen Abhub (Detritus) gebildet, den die Flüsse vom Po bis zum Isonzo aus den Alpen schleppten. Triasdolomite, Juratone, Jurakalk, Kreidemergel und andere Alpengesteine lieferten kalkig-tonig-sandiges Material für die Herstellung solider Decken über den oberflächlich zugewachsenen Tümpeln und Wasserflächen zwischen den Flußmündungen. Auf solchen Mergelschichten über Wasserkissen und ähnlichen, mit Wasser und Gasen gefüllt gebliebenen Hohlräumen stehen Venedig mit seinen 122 Inselchen, Padua, Adria, Vicenza, Verona und andere Ortschaften zwischen Alpenvorland und Meer.

Den Beweis dafür liefern die Degoussseschen Venediger Straßenbohrungen von 1846 bis 1849, sowie die von 1866 mit ihren üblen Folgen. Mit Gewalt wurden die schlammigen Gewässer an 40 Meter hoch aus den Bohrlöchern gepreßt und über die Hausdächer geschleudert; ganze Stadtviertel erlitten Senkungen, die übrigens auch schon früher vorgekommen sein müssen, denn das Niveau des römischen Pflasters liegt 2 Meter, das des Mittelalters 1.70 Meter unter dem jetzigen. „Bei einem solchen Lande,“ schrieb Süß, „hat man Grund zu staunen, daß sein Rücken durch so viele Jahrhunderte die große Belastung mit Gebäuden verhältnismäßig ruhig getragen und dadurch gestattet hat, daß an dieser Stelle eine so glänzende Stätte menschlicher Kultur erblühte.“

Allerdings war diese Ruhe immer nur eine scheinbare. Schon 1505 mußten die Deutschen ihr aus dem 13. Jahrhundert stammendes Kaufhaus, den Fonduco dei Tedeschi, umbauen; im Dogenpalast sind einzelne Mauern mit Ketten an ihre fester stehenden Nachbarn gefesselt worden. Dem Schicksal, das den Glockenturm im Juli 1902 ereilte, gehen sehr viele andere Monumentalbauten Venedigs entgegen, besonders die Kirchen. Nicht an ein Faulwerden oder Nachgeben der Pfahlroste, deren Eichenstämme bis zu 9 Meter Tiefe die Venediger Fundamente förmlich spicken, ist hierbei zu denken; denn Eichenholz wird im Wasser bekanntlich immer schwärzer, härter und spröder. Die einzige Erklärung besteht in der bereits erwiesenen Annahme von Wasserkissen, deren Kissenüberzug durch Anstechen, Anbohren oder Zerreißen von oben her durchlöchert worden ist und nun, bei teilweiser oder völliger Entleerung des wässerigen, resp. gasförmigen Inhalts durch die entstandenen Löcher, mit seiner ganzen Belastung absinkt.

Ein einmaliges Durchbrechen eines solchen Wasserkissens beseitigt die Gefahr nicht einmal für immer, wie Ochsenius

an dem Beispiel einer derartigen Bildung aus der Nähe von Frankfurt an der Oder zeigt. Hier wurde beim Bau der Märkisch-Posener Eisenbahn in der Gegend von Kunersdorf die Anlegung eines 17 Meter hohen Dammes nötig, der durch eine Niederung mit drei Seen führte und, ohne daß man es ahnte, einen zugewachsenen vierten überbrückte. Eine Zeitlang trug die Decke desselben die Last, bis der Damm eines Morgens (1868) spurlos verschwunden war. Nach wiederholten Aufschüttungen gelang es, ihn so weit zu festigen, daß sich 15 Jahre keine Störungen mehr zeigten. Nur wenn die in der Gegend übenden Truppenmassen das Terrain überschritten, verriet der dumpfe Widerhall ihrer Tritte die gefährliche Tiefe. Erst im Jahre 1883, als eine Lokomobile zum Auspumpen eines Torfstichs die unheilvolle Stelle passierte, trat ein neuer Durchbruch ein, so plötzlich, daß von den sechs Zugochsen nur die beiden vordersten gerettet werden konnten. Die schwere Maschine versank mit dem Rest des Gespannes, und auch der Bahndamm wurde zum Teil wieder in die Tiefe gerissen. In 40 Meter Tiefe stieß man beim Sondieren auf die versunkene Lokomobile; sie zu heben war unmöglich.

*

Zunahme der Herzkranken in Deutschland.

Die deutschen Militärbehörden haben bei den Stellungspflichtigen und bei den Soldaten eine Zunahme der Zahl der Herzkranken festgestellt und diesen Befund in einer Denkschrift niedergelegt, die vor kurzem von der Medizinalverwaltung des preußischen Kultusministeriums veröffentlicht worden ist. Während der Zugang von Herzkrankheiten in den Jahren 1881 bis 1886 1.5 pro Mille der Kopfstärke betrug, war er im Jahre 1898 auf 14.4 pro Mille gestiegen. Eine daraufhin von der Medizinalabteilung veranstaltete Enquete hat sich mit der Beantwortung der Gründe dieser betrübenden Krankheitszunahme beschäftigt und erklärt dieselben nach den „Blättern für Volksgesundheitspflege" teils aus der zunehmenden Degeneration und Nervosität der Jugend, teils aus dem Auftreten der epidemischen Grippe in der Armee. Zum Zwecke der Verbesserung dieser traurigen Erscheinung wird die fortgesetzte besondere Ausbildung der Militärärzte in der Diagnostik der Herzkranken gefordert und der Umstand betont, daß bei der Aushebung das militärärztliche Urteil als bestimmend berücksichtigt werde, was bisher allerdings nicht immer in zureichendem Maße geschehen ist.

*

Hochschulnachrichten.

nc. **Straßburg.** Mit einer Probevorlesung über „Blutbefunde bei Säuglingen" hat sich der Straßburger Spezialarzt für Kinderkrankheiten, Dr. Rudolf Schlesinger aus Pforzheim als Privatdozent für Kinderheilkunde eingeführt.

* **Jena.** Der Senat der Universität hat aus Anlaß der bekannten, mit dem Auftreten einer farbentragenden katholischen Verbindung in Zusammenhang stehenden Vorkommnisse auf Grund der Universitätsstatuten ein Verbot rein konfessioneller farbentragender Verbindungen erlassen.

dr. Der außerordentliche Professor in der juristischen Fakultät Dr. Johannes Niedner ist zum ordentlichen Professor befördert worden. Gleichzeitig ist ihm die akademische Ratsstelle am gemeinschaftlichen thüringischen Oberlandesgericht, die Professor Dr. Alfred Schultze inne hatte, übertragen worden. — Der Privatdozent der Universität Breslau Dr. Herbert Meyer ist als außerordentlicher Professor für deutsches Recht an die hiesige Universität berufen worden und hat den Ruf angenommen.

* **Aus Oesterreich.** Der außerordentliche Professor der Volkswirtschaftslehre an der deutschen technischen Hochschule in Brünn, Friedrich Gottl, wurde zum ordentlichen Professor der Volkswirtschaftslehre und Statistik an der genannten Hochschule ernannt.

hc. **Aus der Schweiz.** An Stelle von Professor Dr. Gustave Michaut, der einer Berufung als Professor der französischen Literatur nach Lille folgt, ist Pierre Henri Champagne de Labriolle in Rennes (Frankreich) zum außerordentlichen Professor der lateinischen Sprache und Literatur an der Universität Freiburg i. Schw. ernannt worden.

* Dem Dr. H. **Preiswerk** von **Basel** ist die venia legendi für Mineralogie und Geologie an der dortigen Universität erteilt worden.

* **Paris.** Nächsten Sonntag veranstaltet nach einer Meldung der Vossischen Zeitung die Pariser philosophische Fakultät an der Sorbonne eine Kant-Feier, deren Programm Vorträge über Kants Kritik der Urteilskraft, sein Leben, sein System und den Einfluß seiner Ethik auf die Entwicklung der französischen Moralsysteme enthält.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Verzeichnis der Kaiserlich deutschen Konsulate. Januar 1904. (Auswärtiges Amt des Deutschen Reiches.) Berlin. E. S. Mittler u. Sohn. 68 S. — Verzeichnis der Konsuln im Deutschen Reiche. Januar 1904. Ebenda. 39 S. — Nikolaus Welter: Die Söhne des Oeslings. Ein Bauerndrama aus der Zeit der französischen Revolution. Diekirch (Luxemburg) 1904. J. Schroell. 118 S. — C.-G. Warnery: Premiers Essais d'une Méthode de Correspondance-Écrite-Universelle au moyen des Nombres. Paris. Impr. Desgrandchamps. 46 S. — Maurice Prou, Professeur à l'école nationale des chartes: Recueil de facsimiles d'écritures du Ve au XVIIe siècle (Manuscrits latins, français et provençaux.) Accompagné de transscriptions. (Manuel de Paléographie.) Paris 1904. Picard et fils. — Dr. Hellmuth Wolff: Der Spessart. Ein historischer Streifzug. Aschaffenburg 1904. C. Krebs. 60 S. — J. Lanz-Liebenfels, Radaun b. Wien: Anthropozoon Biblicum. (S.-A. aus „Vierteljahrsschrift für Bibelkunde".) 51 S. — Arthur Boden: Der Täufer. Ein Drama. Arnsdorf (Sachsen) 1904. Selbstverlag. 145 S. — H. v. Samson-Himmelstjerna: Rhythmik-Studien. Riga 1904. N. Kymmel. 136 S. — Dr. Joseph Schnitzer, Professor der Theologie an der Universität München: Savonarola und die Feuerprobe. Eine quellenkritische Untersuchung. (Quellen und Forschungen zur Geschichte Savonarolas. II.) München 1904. J. J. Lentner. 174 S. — L. Hoffmann: Die unmittelbaren Lebensbedürfnisse Luft, Licht, Wärme und Elektrizität und Wohnung in Rücksicht auf unseren Stadtbauplan und die Erstellung gesunder Wohnungen. Stuttgart. Komm.-Verlag des Süddeutschen Verlags-Instituts. 76 S. — Dr. phil. et jur. Richard Passow: Das Wesen der Ministerverantwortlichkeit in Deutschland. Eine staatsrechtliche Studie. Tübingen 1904. H. Laupp. 79 S. — Karl Darling Buck: A sketch of the linguistic conditions of Chicago. (University of Chicago Decennial Publications.) Chicago 1903. University of Chicago Press. 18 S. — Grete Meisel-Hess: Weiberhass und Weiberverachtung. Eine Erwiderung auf die in Dr. Otto Weiningers Buche „Geschlecht und Charakter" geäusserten Anschauungen über „Die Frau und ihre Frage". Wien 1904. Moritz Perles. 70 S. — Walt Whitman: Grashalme. In Auswahl aus dem Englischen übertragen und mit Einleitung von Wilhelm Schölermann. Leipzig 1904. Eugen Diederichs. 182 S. — Dr. Wilhelm Miessner: Maeterlincks Werke. Eine literarpsychologische Studie über die Neuromantik. Berlin 1904. Richard Schröder. 96 S. — Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der 23. Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit am 24. und 25. September 1903 zu Elberfeld. (Schriften des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit. 67. Heft.) Leipzig 1903. Duncker u. Humblot. 107 S.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Ueber Wert und angeblichen Unwert der Mathematik. (Fortsetzung und Schluß.) Von Alfred Pringsheim.

Die Entwickelung der isländischen Politik und Kultur. Von E. P. Evans.

II. Bücher und Zeitschriften.

Eduard Engel: Shakespeare-Rätsel.

III. Allgemeine Rundschau.

Die Farben der Schmetterlingsflügel. — Prähistorische Skulpturen in der Vendee. — Canada als Goldland. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Ueber Wert und angeblichen Unwert der Mathematik.

Von Alfred Pringsheim.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wenn Hamilton der Mathematik vorwirft,[15]) daß ihr intensives Studium den Geist für anderweitige Betätigung, wie sie z. B. die Philosophie und das Leben erfordern, unfähig macht, so meine ich, der erste Teil dieses Vorwurfs dürfte dahin zu berichtigen sein, daß allerdings die Mathematiker für nebelhafte und haltlose metaphysische Spekulationen wenig Sinn und Neigung zu besitzen pflegen. Und wenn sie es demnach zumeist für nützlicher hielten, mathematische Werte zu schaffen, statt den Wust blühenden Unsinns, den zahlreiche Metaphysiker im Laufe der Jahrhunderte angehäuft haben, vermehren zu helfen, so kann ich darin allenfalls nur ein Verdienst, sicherlich aber kein Zeichen eines geistigen Defektes erblicken. Andrerseits genügt es wohl, die Namen Descartes und Leibniz zu nennen, um nachzuweisen, daß führende Mathematiker auch führende Philosophen sein können.

Wird aber den Mathematikern nachgesagt, daß ihre Wissenschaft sie den Forderungen des praktischen Lebens entfremde, so trifft dieser Vorwurf, soweit er berechtigt ist, die Mathematiker nicht mehr als die Gelehrten überhaupt. Um sich zu überzeugen, daß die Mathematik an sich hieran völlig unschuldig ist, braucht man nur den Blick zu unseren westlichen Nachbarn zu wenden, bei denen seit dem 18. Jahrhundert gerade die Mathematiker eine ganz hervorragende Rolle im öffentlichen Leben gespielt haben, nicht etwa bloße Auch-Mathematiker, sondern zum Teil produktive mathematische Geister hohen und höchsten Ranges. Um nur die bedeutendsten zu nennen: Gaspard Monge (1746 bis 1818), den Schöpfer der Géométrie déscriptive (1799) und Verfasser der Applications de l'analyse à la géométrie (1801), zweier klassischer Werke, deren Einfluß bis auf die heutige Zeit reicht, finden wir 1792 als Marineminister; im folgenden Jahre leistet er geradezu Märchenhaftes in der Herbeischaffung von Kriegsmaterial für die Landesverteidigung, gründet 1794 die Ecole polytechnique, begleitet 1798 seinen Freund Napoleon Bonaparte nach Aegypten, führt dort ein kriegerisches, an Gefahren und Entbehrungen überreiches Leben und ist dabei zugleich die Seele der wissenschaftlichen Untersuchungen zur Erforschung der ägyptischen Altertümer. Lazare Carnot (1753—1823), des Konvents und später Bonapartes genialer Kriegsminister, schreibt mitten in seiner erfolgreichen politischen Wirksamkeit seine vielgenannten Réflexions sur la métaphysique du calcul infinitésimal und seine die Entwicklung der neueren Geometrie vorbereitende Géométrie de position. Joseph Fourier (1768—1830), der unsterbliche Schöpfer der Théorie analytique de la chaleur, gehörte auch zu den Teilnehmern der Napoleonischen Expedition nach Aegypten. Als Kommissär beim ägyptischen Divan entfaltet er eine geradezu glänzende diplomatische Tätigkeit, unterdrückt mit höchster Umsicht und Unerschrockenheit einen Aufstand der Bewohner von Kairo, publiziert bei alledem eine Anzahl mathematischer Abhandlungen und ist zugleich auch eifriger Mitarbeiter an der archäologischen Déscription de l'Egypte. Später (1802) wird er Präfekt des Isère-Departements und vollbringt die lange vergeblich angestrebte Austrocknung der Sümpfe von Bourgoin. François Arago (1786—1853), der Erbe von Monges geometrischem Lehrstuhl, bekannter durch seine hervorragenden physikalischen und astronomischen Leistungen, seit 1830 beständiger Sekretär der Akademie und als solcher „unerreicht und ohnegleichen“, war zugleich unter dem Juli-Königtum als Deputierter der gefürchtetste Redner der Opposition. Bei der provisorischen Regierung von 1848 finden wir ihn als Minister des Krieges und der Marine, später als energisches und durch persönliche Tapferkeit ausgezeichnetes Mitglied der Exekutivkommission. Jean Victor Poncelet macht 1812 als Leutnant den russischen Feldzug mit, wird in der Schlacht bei Krasnoi (18. November 1812) verwundet und gefangen, nach Saratow an der Wolga geschleppt und entwirft dort in der Gefangenschaft, von allen wissenschaftlichen Hilfsmitteln entblößt, die Grundlagen seines epochemachenden Werkes: Traité des propriétés projectives des figures, das ihm, als dem Begründer der projektiven Geometrie, einen hervorragenden Platz unter den Geometern aller Zeiten sichert. Nach Frankreich zurückgekehrt (1814), tritt er wieder in die Armee ein, entwickelt später, trotz gleichzeitiger Fortsetzung seiner rein geometrischen Arbeiten, eine umfangreiche Tätigkeit als Genie-Offizier und Professor der angewandten Mechanik, wird 1848 General, in welcher Eigenschaft er noch 1852 die vereinigten Nationalgarden kommandiert. Schließlich noch einen Namen, der zwar nicht die wissenschaftliche Bedeutung der bisher genannten, dafür aber den Vorzug der Aktualität besitzt: Freycinet, welcher als Minister und Ministerpräsident durch seine verständige und friedliche Politik sich auch in Deutschland einen guten Namen gemacht hat, ist ein keineswegs unbedeutender Mathematiker und hat außer einem zweibändigen Traité de mécanique rationelle zwei beachtenswerte Bücher über die philosophischen Grundlagen der Infinitesimal-Analysis und der Mechanik publiziert. Die vorstehenden Beispiele, die sich leicht vermehren

15) A. a. O. p. 424 = Uebers. p. 23.

ließen, dürften für unseren Zweck genügen. Wenn in Deutschland die Göttin Justitia nicht die leidige Gewohnheit hätte, die Ministerportefeuilles nur ihren eigenen Sprößlingen in die Wiege zu legen, wer weiß, ob nicht schon mancher deutsche Mathematiker einen trefflichen Minister abgegeben hätte!

Ohne auf weitere Einzelheiten der Hamiltonschen Abhandlung einzugehen, möchte ich, nur an eine besonders prägnante und auf den ersten Blick verblüffend annehmbar erscheinende Stelle anknüpfend, nunmehr versuchen, festzustellen, welchen Bildungswert wir der Mathematik etwa beimessen können, soweit sie als Lehrgegenstand der höheren Schulen, insbesondere der humanistischen Gymnasien, in Betracht kommt. Selbst ihre Verächter pflegen in diesem Zusammenhange meist zuzugestehen, daß sie als eine Art praktische Schule der Logik vor allen anderen Wissenschaften geeignet sei, die formale Verstandesbildung wesentlich zu fördern: in der Tat verdankte sie ja zunächst hauptsächlich diesem Umstande ihre Aufnahme in die Lehrpläne der Gelehrtenschulen. Hiergegen bemerkt nun Hamilton:[16]) „Die Kunst, richtig zu schließen, wird sicherlich nicht durch ein Verfahren gelehrt, bei welchem es kein unrichtiges Schließen gibt. Durch Vorübung in einem Bassin voll Quecksilber lernen wir nicht im Wasser schwimmen. Wenn also die Mathematik empfohlen wird, um unserer natürlichen Neigung zum Irrtum entgegenzuwirken, warum schlägt man nicht auch das Quecksilber vor, um unsere natürliche Neigung zum Untersinken zu paralysieren?"

Nun, darauf wäre zu erwidern: Man schlägt es in Wahrheit nicht bloß vor, sondern man wendet es sogar konsequent an — Notabene, nachdem man es von den ihm anhaftenden metaphysischen Schlacken gründlich gereinigt hat. Der Metaphysiker Hamilton übersieht nämlich, daß das spezifische Gewicht des Quecksilbers etwa dreizehnmal so groß ist als das des Menschen, so daß der letztere überhaupt nicht in der Lage wäre, tief genug einzutauchen, um darin Schwimmbewegungen auszuführen. Und das wäre doch erforderlich, wenn das angewendete Bild überhaupt einen Sinn haben soll — denn logische Schwimmbewegungen, d. h. Schlüsse werden ja wirklich in der Mathematik ausgeführt. Hamilton will also in Wahrheit nur sagen, der Mensch könne nicht die Fertigkeit erwerben, im Wasser zu schwimmen, wenn er seine Uebungen in einer Flüssigkeit anstellt, die spezifisch so schwer sei, daß er darin nicht untersinken könne. Und nun sage ich: der Kulturmensch pflegt wirklich in einem solchen Quasi-Quecksilber seine Schwimmstudien zu machen, nachdem Archimedes, der glücklicherweise ein Mathematiker, kein Metaphysiker war, ihn gelehrt hat, wie er sich eine solche Flüssigkeit aus gewöhnlichem Wasser in der denkbar einfachsten und billigsten Weise herstellen kann: nämlich, indem er, statt die Flüssigkeit spezifisch schwerer zu machen, sich selbst in ein spezifisch leichteres Wesen verwandelt. Er bindet sich eben einfach einen Schwimmgürtel um und erlernt sodann die Technik des Schwimmens, nicht obgleich, sondern gerade weil er nunmehr gegen das Untersinken gesichert ist. Und wenn er dann diese Technik vollständig beherrscht, so hält sie ihn schließlich auch ohne Schwimmgürtel über Wasser, zumal wenn durch allmähliche Abschwächung seiner Wirkung er sich nach und nach davon entwöhnt. In ganz analoger Weise wirkt auch ein richtig geleiteter mathematischer Schulunterricht. Nur die Anfangsgründe der Geometrie sind von der Art, daß sie, bei genügender Präzisierung der zugrunde gelegten Axiome, die Möglichkeit logischer Irrtümer so ziemlich ausschließen. Das gilt aber nicht einmal in gleichem Maße von den Elementen der Arithmetik und Algebra. Und wenn nun gar der Schüler beginnt, die erlernten Sätze zur Lösung von geometrischen und algebraisch-geometrischen Aufgaben zu verwerten, geometrische und algebraische Erkenntnisse auf physikalische Probleme anzuwenden, konkrete Fragen mannigfacher Art in die abstrakte Form der mathematischen Zeichensprache, z. B. in algebraische Gleichungen, zu übersetzen, so wird er zu Irrtümern und Fehlschlüssen ausreichende Gelegenheit finden, um allmählich auch ohne Euklidischen Schwimmgürtel schwimmen zu lernen. Im übrigen schätzt man die Einwirkung der Mathematik auf die formale Verstandesbildung von vornherein viel zu niedrig ein, wenn man, wie häufig geschieht, lediglich annimmt, sie sei nur eine zweckmäßige Uebung für die Kunst, logisch zu schließen, d. h. aus gegebenen Prämissen richtige Schlußfolgerungen zu ziehen. Denn schon bei zweckmäßiger Unterweisung in den Hauptsätzen der Elementar-Geometrie besteht der bei weitem schwierigere und wichtigere Teil der Verstandestätigkeit nicht in der Schlußbildung selbst, sondern gerade in der Auffindung der zur Fortführung des Schlußverfahrens tauglichen, durch genaue Beobachtung des Sachverhaltes und geschickte Heranziehung schon erworbener Erkenntnisse zu gewinnenden Prämissen. Und der weitere Verlauf eines guten mathematischen Unterrichts bietet reiches Material, um den Schüler nicht bloß zu richtigem Beobachten und Schließen, sondern vor allem zu logischem und selbsttätigem Denken anzuleiten. Zugleich wird ihm eine unvergleichliche Gelegenheit gegeben, an scharfe und genaue Begriffsbestimmungen sich zu gewöhnen, sowie Klarheit und Präzision des sprachlichen Ausdrucks sich anzueignen — eine Gelegenheit, die freilich bei weitem nicht genügend ausgenützt zu werden scheint, wenigstens so weit meine bei Studenten gemachten Erfahrungen reichen. Fügt man hierzu noch die von der Geometrie, insbesondere von deren stereometrischem Teile dargebotene Uebung zur Ausbildung des Anschauungsvermögens, so wird man die formalen Bildungsmöglichkeiten, welche dem mathematischen Schulunterrichte innewohnen, als überaus reichhaltige und wesentliche anerkennen müssen.

Fassen wir ferner die Mathematik, wie sie auf den Gymnasien gelehrt wird oder doch gelehrt werden sollte, dem Inhalte nach ins Auge, so wird man ihren Nutzen für die allgemeine geistige Ausbildung der Schüler vor allem darin zu suchen haben, daß sie unter den Lehrgegenständen der einzige ist, welcher ihnen das Beispiel einer wirklichen Wissenschaft, als eines Inbegriffs wohlerworbener und systematisch verknüpfter Erkenntnisse gibt. Zweitens erweist sie sich als unentbehrlich für den Unterricht in der Physik und den Elementen der Astronomie (der sogenannten mathematischen Geographie), soll diese, statt wirkliche Einsicht auch nur in die einfacheren, physikalischen und astronomischen Erscheinungen zu verschaffen, nicht zu einer bloßen Mitteilung empirischer Tatsachen herabsinken. Und drittens gestattet sie zahlreiche und nützliche Anwendungen auf mannigfache Fragen des praktischen Lebens (sogenannte Textgleichungen, Zinseszins- und Rechnung, Wahrscheinlichkeitsrechnung, Feldmeßkunde).

Aus dem Zusammenwirken von Form und Inhalt der Mathematik erwächst schließlich dem Schüler die Bekanntschaft mit Methoden, welche ihn befähigen, innerhalb gewisser, wenn auch bescheidener Grenzen selbständig zu produzieren und durch eigenes Nachdenken seine Erkenntnis zu erweitern. Die mit dieser Art der Betätigung verbundene Steigerung des geistigen Kraftgefühls und das allmähliche Erwachen geistiger Selbständigkeit darf wohl als das schönste und höchste Resultat der mathematischen Erziehung bezeichnet werden.

Obschon ich von der Richtigkeit der vorstehenden Darlegungen aufs tiefste überzeugt bin, so kann ich mir nicht verhehlen, daß dieselben manches enthalten, was sein sollte und wohl auch sein könnte, aber im allgemeinen nicht ist. Denn es wäre abgeschmackt, leugnen zu wollen, daß bei einem großen, ja sogar bei dem größeren Teile der Schüler die Früchte des mathematischen Unterrichts recht kümmerliche sind. Man hat zur Erklärung dieser Tatsache das Märchen erfunden, daß die Fähigkeit, das mathematische Schulpensum zu bewältigen, eine ganz spezielle mathematische Begabung erfor-

[16]) A. a. O. p. 427 = Uebers. p. 88.

berg; und gewisse, glücklicherweise allmählich seltener werdende Schulphilologen, namentlich aber mitleidige Eltern unternormal oder anormal begabter, oder aber auch nur schlechthin fauler Schüler haben redlich dazu beigetragen, jenem Märchen in den weitesten Kreisen Glauben zu verschaffen. Wenn zur Unterstützung dieses Glaubens häufig angeführt wird, mit der relativen Seltenheit der *mathematischen Begabung* verhalte es sich ähnlich, wie etwa bei der *musikalischen*, so kann man dieser Analogie zustimmen, aber gerade um daraus die entgegengesetzten Konsequenzen zu ziehen. Gewiß ist derjenige Grad von musikalischer Begabung, welcher erforderlich ist, um mit Erfolg sich der Musik zu widmen oder gar schaffender Musiker zu werden, ein relativ seltener. Aber ein gewisses Maß von musikalischer Begabung, welches dazu befähigt, Freude an der Musik zu empfinden und bei richtiger Anleitung auch mehr oder weniger wirkliches Verständnis dafür zu gewinnen, darf doch geradezu als *Regel* angesehen werden. Wie wollte man sonst die dominierende Rolle erklären, welche heutzutage die Musik nicht bloß innerhalb des eigentlichen Kunstlebens, sondern im gesamten Kulturleben des Volkes spielt? — So besitzt nach der Meinung aller Einsichtigen auch jeder *normal* begabte Schüler ein genügendes Maß geistiger Fähigkeiten, um dem mathematischen Unterrichte das nötige Verständnis entgegenzubringen. „Den Gedankengang eines Platonischen Dialogs, einer Horazischen Epistel scharf und genau darstellen, die Idee eines Shakespeareschen Dramas, den Charakter einer seiner Personen entwickeln, einer Dichtung Goethes in alle ihre Beziehungen folgen, das sind Uebungen, die eine Kraft und Beweglichkeit der Intelligenz hervorzubringen geeignet sind, der auch die Schwierigkeit mathematischer und physikalischer Begriffe und Methoden nicht unüberwindlich sein wird" — sagt *Friedrich Paulsen*,[17]) freilich mit einer ganz anderen Tendenz, als die hier vorliegende: nämlich, um zu beweisen, daß die humanistischen Fächer für die logische Verstandesausbildung mindestens dasselbe leisten wie die Mathematik. Nun, ohne meinerseits diese nämliche Folgerung an das obige Diktum knüpfen zu wollen, sein *Inhalt* erscheint mir im wesentlichen zutreffend, nämlich, daß Schüler, die in den humanistischen Fächern *wirklich Tüchtiges* leisten, auch für die Mathematik ausreichende Begabung besitzen dürften. Zugleich wird man aber zugeben müssen, daß ein ganz ansehnlicher Teil der Gymnasialabiturienten auch in all den schönen Dingen, welche *Paulsen* anführt, recht wenig leistet: Leute, welche es allenfalls dazu bringen, über einen gewissen Vorrat gedächtnismäßig eingeprägter Sprachkenntnisse und historischer Daten zu verfügen und nach bewährtem Rezepte, mit dem nötigen Aufwande klassischer Zitate, moralischer Gemeinplätze und patriotischer Phrasen, einen sogenannten deutschen Aufsatz zu verfertigen. Für *deren* mathematische Begabung einzustehen, fühle ich mich in keiner Weise berufen.

Aber selbst, wenn man von dieser letzteren Kategorie absieht, so bleibt immerhin die Tatsache bestehen, daß gar mancher unter den besseren Schülern nur notdürftige Kenntnisse in der Mathematik erwirbt, ja daß nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Schülern aus dem mathematischen Schulunterrichte sichtlichen und nachhaltigen Gewinn zieht. Ich will auch nicht verschweigen, daß ein sehr angesehener mathematischer Kollege (Professor M. *Pasch* in Gießen) zur Erklärung dieser Erscheinung die Hypothese aufgestellt hat, daß der menschlichen Natur das mathematische Denken im Grunde zuwiderlaufen müsse. Ich kann mich dieser pessimistischen Auffassung nicht anschließen und bin vielmehr geneigt, den Hauptgrund für die wenig günstigen Ergebnisse des mathematischen Schulunterrichts in seiner Unvollkommenheit zu erblicken. Daß heutzutage nicht wenige rein als Broterwerb den mathematischen Lehrerberuf ergreifen, die dazu *in keiner Weise* veranlagt sind, erwähne ich nur nebenbei. Nachdrücklich möchte ich jedoch hervorheben, daß nach meinem Dafürhalten die Ausbildung der Lehrer gerade in Bezug auf denjenigen Punkt, der mir der wichtigste scheint, nicht bloß *viel*, sondern geradezu *alles* zu wünschen übrig läßt. *Lehren* ist eine schwere *Kunst* und das Lehren der mathematischen Anfangsgründe der schwersten eine. Nun wird man ja niemals darauf rechnen dürfen, durch Unterweisung *Künstler* zu erziehen. Aber das *Können*, welches die Grundlage jeder Kunst bildet, wird doch wohl am besten durch Unterweisung erworben, ja es kann von jemand, der nicht ein Genie oder wenigstens ein hervorragendes Talent ist, überhaupt auf keinem anderen Wege gründlich erlernt werden. In dieser Richtung bietet das Universitätsstudium dem zukünftigen Lehrer der Mathematik nicht die geringste Handhabe, was um so schwerer ins Gewicht fällt, als in keinem anderen Lehrfache die Divergenz zwischen dem Inhalte der meisten Universitätsvorlesungen und den Lehrgegenständen der Schule eine so vollständige ist, wie gerade in der Mathematik. Ich möchte diese Bemerkung nicht etwa in dem Sinne verstanden wissen, daß ich die mit jenen Universitätsvorlesungen bezweckte *höhere* wissenschaftliche Ausbildung der Lehrer für überflüssig halte: im Gegenteil! Aber ebenso notwendig, ja noch notwendiger wäre doch eine systematische Ausbildung in der Kunst, Elementarmathematik zu lehren. Daß das in Preußen eingeführte und, wie ich höre, auch für Bayern in Aussicht genommene sogenannte Probejahr der Lehramtskandidaten diesen Zweck nicht erfüllen kann, liegt auf der Hand und wird durch die Praxis bestätigt. Ueberdies will mir das gewohnheitsmäßige und bewußte Experimentieren an Schülern der Unterklassen quasi in corpore vili vom ethischen Standpunkte äußerst bedenklich erscheinen.

Was in Wahrheit nottäte, das sind Universitätsvorlesungen und Seminarübungen aus dem Gebiete der *mathematischen Pädagogik*, welche sich auf alle einzelnen in den Mittelschulen zu lehrenden Disziplinen zu erstrecken hätten. Inwieweit die jetzigen Vertreter der Universitätsmathematik für einen derartigen Zuwachs an Tätigkeit etwa noch Zeit, Neigung und — worauf es offenbar ganz wesentlich ankommt — auch praktische Schulerfahrung besitzen, entzieht sich meiner Beurteilung. Aber, ohne etwa von mir auf andere schließen zu wollen, so würde aller Wahrscheinlichkeit nach die Durchführung jenes Planes die Errichtung besonderer Lehrstühle für *mathematische Pädagogik* erfordern. Damit greift dann freilich diese ganze Erörterung in jenes Gebiet hinüber, in welchem bekanntlich die Gemütlichkeit aufhört: sie dürfte daher in unserer für höhere Kulturzwecke so äußerst geldknappen Zeit zunächst wenig Aussicht haben, aus dem Stadium mathematischer Idealisierung heraustretend, reale Gestalt zu gewinnen.

Etwas leichter realisierbare, wenn auch nicht allzu sanguinische Hoffnungen ließen sich vielleicht an die Bemerkung knüpfen, daß die Mathematik innerhalb des Lehrplanes der bayerischen humanistischen Gymnasien noch keineswegs denjenigen Platz einnimmt, welcher erforderlich wäre, um die in ihr enthaltenen, oben geschilderten Bildungsmöglichkeiten zu voller Entwicklung zu bringen. Zwar wird man es als einen Fortschritt begrüßen müssen, daß man neuerdings an Stelle der sphärischen Trigonometrie die Elemente der *analytischen Geometrie* eingeführt hat — vorausgesetzt, daß dabei weniger auf eine möglichst große Anzahl formaler Einzelkenntnisse, als auf die Herausarbeitung des Funktionsbegriffes und seiner graphischen Darstellung, sowie auf die Herleitung der für die Naturwissenschaften unentbehrlichen Haupteigenschaften der Kegelschnitte Gewicht gelegt und durch Behandlung des Tangentenproblems, etwa an der Parabel, ein Ausblick auf die Differentialrechnung geschaffen wird. Dagegen scheint mir das *arithmetisch-algebraische* Pensum noch einer mäßigen Abrundung nach oben zu bedürfen, wenn dasselbe einigermaßen den Charakter wissenschaftlicher Geschlossenheit

17) Das Realgymnasium und die humanistische Bildung (Berlin 1889) p. 24.

und den durchaus wünschenswerten Kontakt mit den unteren Grenzen der höheren Mathematik erlangen soll. (Ohne hier auf Einzelheiten einzugehen, möchte ich nur, um jedes Mißverständnis auszuschließen, bemerken, daß ich mit dem Gesagten nicht etwa die Einführung der Elemente der Differentialrechnung befürworten will.) Schließlich müßte noch für etwas reichlichere, das mathematische Interesse der Schüler anregende und an sich nützliche *Anwendungen* etwas mehr Platz geschaffen werden. Diese Forderungen dürften manchem als äußerst anspruchsvoll und verwerflich erscheinen. Demgegenüber möchte ich hervorheben, daß ja die *Mathematik* auf den humanistischen Gymnasien offiziell neben Deutsch und Latein als eines der *drei Hauptfächer* gilt. Wie reimt sich hiermit die Tatsache zusammen, daß in der Oberklasse, also dort, wo der Geist der Schüler am reifsten ist, oder doch sein soll, von 27 obligatorischen Wochenstunden im ganzen 4, sage *vier*, *nicht* etwa auf *Mathematik*, nein auf *Mathematik*, *Physik* und *mathematische Geographie* entfallen, also zirka ein Siebentel aller Unterrichtsstunden gegen 12 Stunden Latein und Griechisch? In der siebenten und achten Klasse gibt es allerdings je 5 Stunden Mathematik und Physik, in der sechsten 4 Stunden Mathematik (keine Physik); dagegen auf den preußischen Gymnasien, allerdings bei 28 Wochenstunden, je 4 Stunden Mathematik und 2 Stunden Physik in jeder der genannten *vier* oberen Klassen. Ich sollte meinen, es müßte zu ermöglichen sein, *ohne* Vermehrung der obligatorischen Schulstunden und ohne den Charakter des Gymnasiums, als einen „*humanistischen*" wesentlich zu beeinträchtigen, die Anzahl der Mathematik- und Physikstunden wenigstens in den *drei* oberen Klassen auf *sechs* zu erhöhen. Das könnte natürlich nur auf Kosten der klassischen Sprachen geschehen. Aber sollte wirklich die „humanistische" Seite der Bildung eine so merkliche Schädigung erleiden, wenn man sich entschlösse, an der Klassikerlektüre einige Einsparungen zu machen? Von dem unechten Pathos und der geschwollenen, bis zur Widerwärtigkeit selbstgefälligen Rhetorik der *Ciceronischen* Reden dürften die Schüler schon durch Verabreichung ziemlich bescheidener Dosen einen ausreichenden Begriff bekommen; und es wäre lediglich ein Akt weiser und gerechter Oekonomie, wenn man ein reichlicheres Auskosten des Entzückens, welches ja die Latinisten beim Genusse der mehr wort- als inhaltreichen *Ciceronischen* Perioden erfahrungsgemäß empfinden sollen, dem Universitätsstudium der zukünftigen Philologen aufsparte. Und sollte wirklich die trostlos-öde Lektüre von *Ciceros* philosophischen Schriften ein so unentbehrliches Hilfsmittel allgemeiner Geistesbildung darbieten? Ja, ich kann mich sogar des ketzerischen Gedankens nicht erwehren, daß der *geistige* Gewinn, den jugendliche Köpfe aus der Beschäftigung mit der ermüdend weitläufigen Dialektik *Platonischer* Dialoge, trotz aller darin verborgenen Weisheit, etwa davontragen mögen, wesentlich überschätzt werden dürfte; und daß das mühselige und zeitraubende Zusammenbuchstabieren *Sophokleischer* Chöre wohl eher dazu beitragen dürfte, den Schülern die *Sophokles*-Lektüre zu verleiden, als bei ihnen wahre Liebe für den großen Tragiker zu erwecken und sein tieferes Verständnis zu fördern. Ich fürchte, daß diese Bemerkungen bei den klassischen Philologen ein mehr oder weniger allgemeines Schütteln des Kopfes hervorrufen werden. Aber gerade, weil ich ein aufrichtiger Verehrer des klassischen Altertums und, cum grano salis, auch der humanistischen Bildung bin, so hege ich die Meinung, daß die humanistischen Gymnasien noch zu gewissen Konzessionen in der angedeuteten Richtung sich entschließen sollten, auf daß sie nicht allmählich zu bloßen Fachschulen für *Philologen*, *Theologen* und (wer weiß wie lange noch?) *Juristen* herabsinken.

Habe ich mich bei der *Schulmathematik* etwas länger aufgehalten, weil die Frage nach ihrer angemessenen Wertschätzung noch immer viel umstritten wird und zugleich auch weitere Kreise lebhafter zu interessieren pflegt, so kann ich bezüglich des Nutzens der *Mathematik* als *Hilfswissenschaft* für naturwissenschaftliche Erkenntnis und verschiedenartige praktische Zwecke mich um so kürzer fassen, als dieser heutzutage kaum mehr ernstlich in Zweifel gezogen wird. Auch würde es die Grenzen dieses Vortrages weit überschreiten, wollte ich nur versuchen, in äußerster Kürze auseinanderzusetzen, was *Physik*, *Astronomie*, *Geodäsie*, *Geophysik* und *Ingenieur-Wissenschaften*, als die Hauptanwendungsgebiete der Mathematik, ihr verdanken. Wird doch selbst der Mathematiker, der, wie ich, den Anwendungen ferner steht, von Staunen erfüllt, wenn er beispielsweise aus der im Erscheinen begriffenen Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften (einschließlich der Disposition der noch nicht erschienenen Teile) einen Ueberblick gewinnt über die ungeheure Anzahl und Mannigfaltigkeit der genannten Wissenschaften angehöriger Einzelgebiete, welche die Dienste der Mathematik in Anspruch nehmen. Damit ist indessen ihre Anwendungsfähigkeit noch bei weitem nicht erschöpft: zeigt sich doch bei allen Disziplinen, in denen Quantitäten eine Rolle spielen, das Bestreben, sich der mathematischen Methoden zu bemächtigen — freilich mit verschiedenem Erfolge. Wir können heute nur darüber lächeln, wenn wir Kunde empfangen von einer „Nova medicinae methodus ex mathematica ratione morbos curandi", die ein gewisser *Virdungus* 1532 veröffentlicht hat. Auch „*Herrn George Sarganecks Versuch einer Anwendung der Mathematik in dem Articul von der Größe der Sünden-Schulden*" (1749) dürfte wohl nicht zu den besonders glücklichen Anwendungen der Mathematik gehören. Wenn aber selbst ein so enthusiastischer Verehrer der Mathematik, wie *Auguste Comte*,[18]) es für unwahrscheinlich gehalten hat, daß Chemie, Physiologie und Sozialwissenschaft zu Gegenständen mathematischer Behandlung werden könnten,[19]) so hat ihm die Entwicklung jener Wissenschaften unrecht gegeben: Die *Chemie* ist mit wachsendem Erfolge bestrebt, ihre Fundamente auf mathematisch-physikalischen Betrachtungen aufzubauen; in die *Physiologie* haben mathematische Methoden erfolgreichen Eingang gefunden; und den Versuchen, auch die *Nationalökonomie* teilweise auf mathematische Grundlage zu stellen, wird man zum mindesten ein theoretisches Interesse nicht absprechen können, mag auch ihre praktische Bedeutung zweifelhaft erscheinen. Unbestritten ist hingegen der Nutzen der Mathematik auf den Nachbargebieten der *Statistik* und des *Versicherungswesens*.

Bei Gelegenheit der Erwähnung *Comtes* scheint es vielleicht nicht uninteressant, an eine andere seiner Voraussagen zu erinnern, welche in noch viel drastischerer Weise durch die Macht der Tatsachen widerlegt worden ist und die ein überaus lehrreiches Beispiel dafür gibt, wie vorsichtig man in den exakten Wissenschaften mit negativen Prophezeiungen sein muß. „Wir begreifen die Möglichkeit, Gestalt, Entfernung, Größe und Bewegungen der Gestirne zu bestimmen; aber niemals werden wir imstande sein, durch irgend ein Mittel ihre chemische Zusammensetzung zu studieren" — so schreibt *Comte*[20]) im Jahre 1835: nur 24 Jahre später entdecken *Kirchhoff* und *Bunsen* die Spektralanalyse, durch welche das für unmöglich Gehaltene zur Wirklichkeit wird. Und, was ich in dem *hier* vorliegenden Zusammenhange noch ganz besonders hervorheben möchte: die endgültige Berechtigung dazu, die Resultate von Spektralbeobachtungen auf die chemische Analyse der Sonnenatmosphäre und der Gestirne anzuwenden, beruht gerade auf den *mathematisch-physikalischen* Untersuchungen *Kirchhoffs*.

18) Cours de philosophie positive T. I, p. 114: „C'est la science mathématique qui doit constituer le véritable point de départ de toute éducation scientifique rationelle, soit générale, soit spéciale.

19) A. a. O. T. III p. 414–416.

20) A. a. O. T. II p. 8.

Herbarts Versuch, auch die Psychologie mathematisch zu behandeln, darf zwar als mißlungen gelten, insofern er die fehlenden experimentellen Grundlagen durch Hypothesen zu ersetzen suchte: immerhin hat er die Möglichkeit dargetan, Mathematik auf Psychologie anzuwenden. Der von Fechner betretene Weg des psychophysischen Experiments und die Weiterbildung der experimentellen Methoden, namentlich durch Wilhelm Wundt, hat dann in der Tat die nötigen Vorbedingungen geschaffen, um bestimmte Kategorien psychologischer Probleme einer exakten mathematischen Behandlung zugänglich zu machen.

Greift hiermit die Mathematik in das Gebiet der Philosophie hinüber, so wird man diesen Erfolg nicht allzu hoch anschlagen dürfen: es liegt in der Natur der Sache, daß die direkte Anwendungsfähigkeit der Mathematik hier immer eine eng begrenzte bleiben wird, auch wenn man zu den „philosophischen" Anwendungen der Mathematik noch den von George Boole begründeten Logik-Kalkül rechnet.

Viel wesentlicher ist, daß die Bestrebungen der Mathematiker, namentlich der modernen Mathematiker, die Grundlagen ihrer Wissenschaft zu vertiefen, die Begriffe der Zahl, des Raumes, der Zeit und des Unendlichen zu erforschen und zu fixieren, zugleich einen wertvollen Zuwachs an philosophischem Wissen repräsentieren. Auch wird man nicht vergessen dürfen, daß die moderne Weltanschauung durchaus auf dem Boden der exakten mathematisch-naturwissenschaftlichen Forschung erwachsen ist, und daß die Philosophie diesem Einflusse nie mehr sich wird entziehen können. Was schon Leonardo da Vinci, eines jener merkwürdigen Universalgenies der Renaissance, vor 400 Jahren gesagt hat, gilt heute mehr denn je: „Wer die höchste Weisheit der Mathematik tadelt, nährt sich von Verwirrung und wird niemals Schweigen auferlegen den Widersprüchen der sophistischen Wissenschaften, durch die man nur ein ewiges Geschrei erlernt."

Der soeben gegebene kurze Ueberblick dürfte immerhin ausreichen, um deutlich zu machen, wie zahlreich und verschiedenartig die Gebiete sind, die alle an den Erfolgen der Mathematik ihren Anteil heischen. Und nun —

„Ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehen,
Naht der Poet," —

der „reine" Mathematiker, der die Mathematik nicht nur um ihrer selbst willen treibt, sondern noch obendrein behauptet, sie sei auch in erster Linie um ihrer selbst willen da. Sie verdanke ihre wahre Existenz einem rein idealistischen Bedürfnisse, welches dem Bedürfnisse nach Naturerkenntnis zwar verwandt und seiner Befriedigung in hohem Grade förderlich sei, aber weder in ihm allein wurzle, noch jemals darin aufgehen wolle: gerade so wenig, wie wir wiederum das Endziel aller Erkenntnis der Naturkräfte in deren Beherrschung zum Zwecke des praktischen Nutzens erblicken können. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß ausgedehnte Gebiete der Mathematik, vor allem die sogenannte Zahlentheorie, der bei weitem größere Teil der höheren Algebra, der Funktionen-Theorie, ja sogar der Geometrie, bisher keine außermathematische Anwendung gefunden haben oder, wie eine stark euphemistische Ausdrucksweise lautet, „noch der Anwendung harren". In Wahrheit „harren" sie überhaupt nicht oder doch zumeist vergebens! Und es wäre gerade so irrig, ja ich möchte sagen, unaufrichtig, die Existenzberechtigung jener rein mathematischen Untersuchungen aus der entfernten Möglichkeit anderweitiger Anwendung herleiten zu wollen, wie wenn man etwa die Forderung der nötigen Geldmittel für eine Polarexpedition damit motivieren wollte, es erscheine gar nicht ausgeschlossen, daß mit der Zeit noch sehr gewinnbringende Handelsbeziehungen daraus erwachsen.

Nun darf man immerhin sagen, der endgültige Nutzen einer mathematischen Untersuchung lasse sich von vornherein keineswegs voraussehen; der dabei gewonnene rein mathematische Kraftvorrat komme vielleicht anderen, nützlicheren Untersuchungen zu statten; auch ergebe sich zuweilen zwischen scheinbar weit auseinander liegenden Untersuchungsgebieten plötzlich ein so überraschender Zusammenhang, daß man schon aus diesen Gründen jene rein theoretischen Forschungen nicht von der Hand weisen könne. Und wenn etwa die staatlich angestellten Mathematiker des 20. Jahrhunderts durch einen Erlaß angewiesen würden, nur die Dinge zu lehren und mit solchen Problemen sich zu beschäftigen, welche sichere Aussicht bieten, den Naturwissenschaften und womöglich der Technik dienlich zu sein, so würde man der mathematischen Forschung gleichzeitig mit ihrer Freiheit auch einen großen Teil ihrer nutzbringenden Kraft entziehen. Das ist sicherlich richtig, trifft aber doch nicht den eigentlichen Kern der Sache. Denn bei dieser Auffassung würde ein beträchtlicher Teil der Mathematik immer nur als eine Art notwendigen Uebels erscheinen. Wir sehen vielmehr in dem tiefgreifenden Einflusse, welchen die Errungenschaften der Mathematik auf die Fortschritte der Naturwissenschaften und die Vervollkommnung der Lebensbedingungen ausüben, lediglich das charakteristische Symptom einer dem menschlichen Geiste zukommenden höheren Verpflichtung, die Gesetze und wechselseitigen Beziehungen der Zahl- und Raumgebilde in ihrem weitesten Umfange zu ergründen. Die mathematischen Erkenntnisse erscheinen uns daher, nicht nur soweit sie als Mittel für andere Zwecke dienen, sondern an sich als wertvoll, und wir erblicken zugleich in ihrem systematischen Auf- und Ausbau die vollendetste und reinste Form logischer Geistestätigkeit, die Verkörperung höchster Verstandes-Aesthetik.

In dem wahren Mathematiker steckt allemal ein gutes Stück vom Künstler: vom Architekten, ja vom Poeten. Außerhalb der realen Welt, doch in erkennbarem Zusammenhange mit ihr, haben die Mathematiker in schöpferischer Gedankenarbeit sich eine ideale erbaut, die sie zur vollkommensten aller Welten auszugestalten suchen und nach allen Richtungen durchforschen. Von dem Reichtum dieser Welt hat natürlich nur der eine Ahnung, der sie kennt: nur überhebliche Unwissenheit kann behaupten, daß der Mathematiker in einem engen Kreise sich bewege. Die Wahrheit, die er erstrebt, ist freilich, bei Licht betrachtet, nicht mehr und nicht weniger als Widerspruchslosigkeit. Aber zeigt sich nicht vielleicht gerade in der Beschränkung auch hier der Meister? Letzte Fragen zu lösen, überläßt der Mathematiker neidlos anderen.

Vieles, was die überreiche mathematische Produktion hervorgebracht hat und hervorbringt, ist vergänglich. Aber aus der Menge des Geschaffenen scheidet sich ein kristallklarer Kern abstrakten Wissens ab, welcher allen Zeiten als ein glänzendes Denkmal menschlicher Geisteskraft erscheinen wird. Sollten diejenigen, die da, jeder nach seinen Kräften, bemüht sind, an der Aufrichtung dieses Denkmals mitzuarbeiten, wirklich, wie die landläufige Meinung es will, nur einseitige und trockene Verstandesmenschen sein? Ich denke, hier hat doch der schon zu Anfang zitierte Novalis das Richtigere getroffen, wenn er sagt:

„Der echte Mathematiker ist Enthusiast per se. Ohne Enthusiasmus keine Mathematik."

Die Entwickelung der isländischen Politik und Kultur.

Der amerikanische Gelehrte, Professor Dr. Willard Fiske, der schon als Student in Upsala um die Mitte des vorigen Jahrhunderts für die altnordische Sprache, Literatur und Kultur eine sehr lebhafte Teilnahme zeigte und nun seit langer Zeit als ausgezeichneter Kenner dieser Wissenszweige bekannt ist, hat soeben die erste Nummer eines unter dem Titel Mimir im Englischen verfaßten, von Martius Truelsen in Kopenhagen gedruckten, 80 Seiten starken Jahrbuchs veröffentlicht, das über isländische Angelegenheiten ausführliche und zuverlässige Auskunft gibt. Es enthält auch die Namen

und Adressen der hervorragendsten Dichter, Gelehrten, Schriftsteller und Reisenden, im ganzen über 400 Isländer und Ausländer, die sich mit dem sogenannten alten Thule mehr oder weniger beschäftigt haben. Das Werk hat zum Zweck, Forschungen auf diesen Gebieten anzuregen und zu fördern, indem es die betreffenden Forscher in nähere Beziehungen miteinander bringt und sie mit den Ergebnissen ihrer Studien gegenseitig bekannt macht. Ferner sollte es das isländische Volk von solchen Anteilnehmungen und Bestrebungen in Kenntnis setzen, die der altnordischen Literatur und Geschichte beflissene Ausländer mit dem einzigen Erdteil, wo die altnordische Sprache noch gesprochen und die alten Sagen und Dichtungen allgemein gelesen und genossen werden, enger knüpfen und schließlich zur gedeihlichen Entwicklung der kleinen Nationalität, die als eigenartiges und merkwürdiges Ueberbleibsel der urgermanischen Welt sich auf einer im hohen Norden gelegenen vulkanischen Insel erhalten hat, beitragen. Vor kurzem hat Herr Fiske auch zwei Broschüren, „Constitutional Changes in Iceland" und „Book-Collections in Iceland" herausgegeben, welche über die politische Geschichte und öffentlichen Bibliotheken, sowie das in Reykjavik befindliche Archiv, seine wertvolle Sammlung von alten Urkunden, Aufschluß geben. Diese beiden Schriften, nebst Mimir, genügen, um dem Leser ein starkes Interesse an den gegenwärtigen kulturellen Zuständen in Island einzuflößen und die ihm erregte Wißbegierde auch in hohem Grade zu befriedigen.

An dem 1874 gefeierten tausendjährigen Jahrestag der ersten bleibenden Ansiedelung der Insel durch den Norweger Ingolf, der 874 einen festen Wohnsitz in dem späteren Reykjavik gründete, verlieh der König von Dänemark den Isländern eine Staatsverfassung, die ein aus zwei Häusern bestehendes und unter der alten Benennung Althing wieder eingeführtes Parlament mit der gesetzgebenden Gewalt und der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten versah, nur behielt sich der Monarch das absolute Veto vor. An der Spitze der isländischen Regierung stand ein Landesverwalter oder Statthalter, der als Vertreter des Königs die von Kopenhagen herstammenden Gesetzvorschläge und sonstigen Maßnahmen dem Althing vorzulegen und zu erklären hatte. Bei der 1903 erfolgten Revision der Verfassung wurde dieses Amt abgeschafft und die Ernennung eines Spezialministers vorgeschrieben, der sich mit isländischen Angelegenheiten ausschließlich zu beschäftigen hat, den Sitzungen des Althings beiwohnen und imstande sein muß, isländisch zu sprechen, eine Bedingung, die in der Regel nur ein Isländer zu erfüllen vermag. Diese Verfassungsabänderungen haben die isländische Abgeordnetenkammer und Presse als Sprachrohre der öffentlichen Meinung seit einiger Zeit erörtert und zu erreichen gesucht, um die überwiegende Kontrolle Dänemarks zu vermindern und die politische Selbständigkeit Islands zu erweitern und zu befestigen; in dieser Beziehung hat das Volk nun sein Vorhaben durchgesetzt und seine Wünsche, wenigstens zum Teil, verwirklicht. Zum Minister unter der neuen Verfassung ist ein Mitglied des Althings, der Präfekt (syslumadour) of Isafjardarsysla, Hannes Hafstein, ernannt worden, der auch eine Sammlung von Gedichten „Ljódmaeli", 1892 veröffentlichte.

Höchst interessant ist die Darstellung der jetzigen Kulturverhältnisse und der bedeutenden Fortschritte auf den Gebieten des Handelsbetriebs, der Land-, Staats- und Volkswirtschaft, und besonders in Betreff der Besserung des den inneren Verkehr vermittelnden und das allgemeine Wohl befördernden Straßenbaus. Vor 20 Jahren hat das Althing durch die Bewilligung von 800,000 Kronen die Staatsbedürfnisse vollständig befriedigt; heute hat die dazu nötige Summe sich mehr als verdoppelt und betrug in der letzten Sitzung des Althings 1,668,000 Kronen. Der größte Teil dieses Budgets wird für die Entwicklung der Haupthilfsquellen des Landes, namentlich des Ackerbaus und der Fischerei, bestimmt, während ungefähr ein Viertel desselben den verschiedenen Erziehungsanstalten und Bibliotheken, sowie der wissenschaftlichen Forschung und Volksbildung im allgemeinen zugute kommt. Ganz neu sind die Ausgaben zur Förderung der schönen Künste und die zu diesem Zweck gestifteten Reisestipendien, und auch die Anstellung von ausländischen Sachverständigen, um die Lehrsätze der Forstwissenschaft praktisch anzuwenden und auszuüben. Da Island sich in der glücklichen und seltenen Lage befindet, keine Staatsschuld zu haben, so wird es nicht nötig, bei der Zusammenstellung des Budgets eine solche die Steuern erhöhende und die Vermehrung des Volksvermögens benachteiligende Last in Betracht zu ziehen. Ueberraschend sind die Angaben über die in Island aufbewahrten Bücherschätze und die rege Tätigkeit der dort vorhandenen zehn Buchdruckereien, die mehr als 25 Wochen- und Monatsschriften und im Durchschnitt ungefähr 150 Bücher und Broschüren jährlich herstellen. Die Zahl der im Isländischen erscheinenden Werke dürfte, laut des vorliegenden Berichtes, im Verhältnis zur Bevölkerung 20—25mal so groß wie in irgend einer anderen Sprache sein. Früher wurde die einsame und feuerbergige Insel nicht nur von Seeräubern heimgesucht, sondern sie hatte auch an Mißwachs und Hungersnot, Epidemien und vulkanischen Verheerungen öfters gelitten, welche die Bevölkerung während des 18. Jahrhunderts von 48,068 auf 38,142 herunterbrachten. Die algierischen Piraten kommen nicht mehr hin und trotz der übrigen mehrmals angerichteten Verwüstungen hat die Bevölkerung im Laufe des vorigen Jahrhunderts sich fast verdoppelt, da die Zahl der Bewohner sich 1801 nur auf 47,270 und 1901 auf 78,740 belief. Dieser beträchtliche Zuwachs fällt um so mehr auf, weil in diesem Zeitraum und besonders seit dem Jahre 1880 eine große Auswanderung nach den Vereinigten Staaten (Norddakota und Minnesota) und vornehmlich nach Canada (Manitoba) stattgefunden hat; in beiden Ländern beträgt die Zahl der isländischen Kolonisten beinahe 30,000, die ihre Muttersprache eifrig pflegen und einige der größten existirenden isländischen Zeitungen herausgeben, wie z. B. die zu Winnipeg erscheinenden Wochenblätter Heimskringla und Lögberg. Von den Büchersammlungen sind die zwei bedeutendsten zu Reykjavik, nämlich die Nationalbibliothek (Landsbókasafn) mit 60,000 und die Bibliothek der Gelehrtenschule (Bókasafn hins laerda skóla) mit 19,000 Bänden. In der neuesten Zeit ist die erstgedachte durch Staatsankäufe, Vermächtnisse und die Freigebigkeit von Privatpersonen beträchtlich bereichert worden; von diesen Geschenken sind das des ehemaligen dänischen Kabinettsmitgliedes, Herrn Dr. A. F. Krieger, und 1200 Bände über das Schachspiel und dessen Geschichte „von einem anonymen Donator", wie Herr Fiske mit allzu großer Bescheidenheit ihn nennt, besonders zu erwähnen.

Zum Schluß machen wir aufmerksam auf einige belehrende Mitteilungen über die von Island gebotenen Annehmlichkeiten und klimatischen Vorzüge als Erholungs- und Genesungsort zum Sommeraufenthalt und eine recht lebendige Schilderung der Naturwunder der Insel. Abgesehen von den donnernden und tobenden Geisern mit ihren gewaltig emporgeworfenen heißen Wasserstrahlen und den überall bemerkbaren Gegensätzen des Frostes und des Dampfes, des Eisfeldes und der Feuerflammen, zeichnen sich die Gebirge durch eine malerische Mannigfaltigkeit der Gestaltung und Gruppierung aus, die schwerlich anderswo zu finden ist und sicherlich nirgends übertroffen wird.

E. P. Evans.

Bücher und Zeitschriften.

Shakespeare-Rätsel. Von Eduard Engel. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger, 1904. 178 S. Preis 2 M.

Hinter dem gesuchten und herausfordernden Titel des Buches ist nicht allzu viel Inhalt verborgen. Die Fragen, die Engel bespricht, sind gar keine Rätsel mehr, und auch Neues wird nirgends geboten. Es kam dem Verfasser auch wohl nur darauf an, mit seinem Werke wieder einmal solchen Leuten, die von Shakespeare nicht viel mehr als seinen Namen und vielleicht ein paar seiner bedeutendsten Stücke kennen, eindringlich zu Gemüte zu führen, daß man doch eine ganze Menge über ihn weiß. Freilich kommt mir's so vor, als ob er die deutsche Lesewelt doch etwas zu schlecht beurteilte und einen ziemlich gegenstandslosen Kampf führte. Als Zeitschriften- oder Zeitungsartikel kann man seine Aufsätze recht

wohl gelten lassen, aber von einem Buche erwartet man schließlich doch mehr. Wer überdies solch ein Buch liest, der wird gewiß kaum noch in jener gänzlichen Unkenntnis befangen sein, gegen die Engel mit so großem Kraftaufwand loszieht. Es gibt ja doch jetzt auch außer Engels eigenen Schriften eine solche Fülle von gediegenen Hilfsmitteln, Literaturgeschichten, Shakespeare-Büchern und -Ausgaben, die die Wahrheit über den Dichter, soweit wir sie wissen, darbieten, daß jeder, der sie nur sucht, sehr leicht finden kann. — Das Buch enthält sieben Aufsätze. Der erste erörtert die Frage, wer die Dramen Shakespeares geschrieben hat. Der zweite hat die Ueberschrift: „War Shakespeare in Italien?" und entscheidet sich, wenn auch nicht mit positiver Gewißheit — denn ein sicherer Beweis ist bis jetzt bekanntlich noch nicht geführt —, so doch mit hoher Wahrscheinlichkeit dafür. Der dritte stellt eine ganze Anzahl wichtiger Urteile von Zeitgenossen über den Dichter zusammen. Nr. 4 handelt ziemlich allgemein über Shakespeares Bildung. Der fünfte, „Shakespeare in Pommern", teilt das Ergebnis eines ausgezeichneten Aufsatzes von C. F. Meyer im 38. Bande des Shakespeare-Jahrbuchs mit. Der sechste gibt eine Charakteristik von Francis Bacon und wiederholt die Gründe, die die Bacon-Hypothese als unberechtigt erscheinen lassen. Nr. 7 endlich ist eine flotte, dramatisch angelegte Skizze eigenster Erfindung, „Wie Othello entstand", in der sich Engel nach seiner Weise Shakespeares dichterisches Schaffen zurecht stutzt; es ist ein ganz nettes Kunststückchen, aber ohne künstlerischen und sachlichen Wert; es hat nur die Bedeutung, daß man daraus erfährt, wie Herr Professor Engel sich die Entstehung des gewaltigen Werkes denkt. Bezeichnend für seine Auffassung ist der treffliche Witz, den er dem Dichter über den armen Cinthio, seinen Gewährsmann für die Fabel, in den Mund legt. Seite 168 sagt er von ihm: „Der Kerl war wert, ein Professor zu sein, hatte nicht einen Funken Poesie im Leibe!" — Nicht eben angenehm auffallend ist die Selbstgefälligkeit, mit der Engel von sich und seinen Leistungen spricht, und sie ist um so weniger angebracht, als er sich auch in diesem Buche mit Vorliebe in ebenso unzarter wie unberechtigter Weise über die Gelehrten von Fach und Beruf, die Professoren, lustig macht. Mehrfache Wiederholungen sind auch gerade kein Genuß, wenn sie sich auch aus dem feuilletonistischen Charakter des Buches erklären. Anzuerkennen ist aber, daß in allem Wesentlichen nur richtige Ansichten und Tatsachen vorgetragen werden.

Breslau. H. Jantzen.

✕

Allgemeine Rundschau.

Die Farben der Schmetterlingsflügel.

Von jeher war die Aufmerksamkeit zahlreicher Naturforscher auf die Farben der Schmetterlingsflügel gerichtet, ohne daß man darüber klar werden konnte, in welcher Weise ihr unnachahmlicher Metallglanz, ihre brennenden Lichter und ihr satter, dunkler Schmelz zustande kommen. Die zierlichen Schuppen, welche die Aderhaut der Flügel dachziegelartig überdecken, sind einzeln unter dem Mikroskop betrachtet, mehr oder minder undurchsichtig; in auffallendem Lichte erschimmern sie bereits in den ihnen zukommenden Farben, ohne daß man diese sichtbarlich als Eigenschaft weiterer Strukturdetails nachweisen kann. Auf den parallelen Rippchen der Schuppen sitzen jedoch zahlreiche, regelmäßig angeordnete, opale Körnchen, deren Bedeutung völlig unbekannt ist, die man aber vermutungsweise schon wiederholt mit dem Farbenphänomen der Flügelschuppen in Zusammenhang gebracht hat. Diese ziemlich vage Vermutung hat nun eine unerwartete Bestätigung gefunden. J. Kossanogoff beschrieb vor nicht langer Zeit in seinem Aufsatz „über optische Resonanz" in der Physikalischen Zeitschrift eine Reihe sehr interessanter Versuche mit zerstäubten Metallen und anderen Substanzen, wie Eosin und Fuchsin, welche, wenn sie als reflektierender Spiegel wirken, eine ziemlich reine, selektive Reflexion des Lichtes, das heißt Farbenwirkung geben. Diese Versuche wurden angestellt, um einen Beweis zugunsten der bekannten Theorie Maxwells zu finden, nach welcher das Licht eine elektrische Strahlung von außerordentlich kleiner Wellenlänge sei. Dieser Beweis wurde auch gefunden, als Nebenresultat aber eröffnete sich zugleich ein überraschendes Verständnis der reizenden Farben auf den Schmetterlingsflügeln. Die durch Zerstäubung erlangten, minimalen Kupfer-, Gold- oder Silberkörnchen von nur 0.2—0.8 Millimeter Durchmesser zeigen in reflektiertem Lichte, je nach ihrer Größe rote, violette oder grüne Farben. Körnchen mit 0.796 Millimeter Durchmesser gaben Rot, solche von 0.613 Millimeter Orange, solche von 0.507 Millimeter Grün, die von 0.409 Millimeter Violett u. s. w. Genau diesen Größen entsprachen jedoch auch die vorhin erwähnten Körnchen auf den Flügelschuppen und entsprechend der Körnchengröße prangen auch die betreffenden Flügelteile in den theoretisch zu erwartenden Farben, so daß wir jetzt eine völlig zufriedenstellende Erklärung der Farbenpracht der Schmetterlinge haben. Sie kommt zustande durch die optische Resonanz der den Schuppen aufsitzenden Körnchen. Es zeigte sich übrigens hierbei noch ein anderes interessantes Ergebnis. Die schon längst festgestellte Wellenlänge der ultravioletten Lichtstrahlen beträgt 0.398 Millimeter. Genau so groß sind jedoch die Körnchen auf jenen Schmetterlingsflügeln, die uns — schwarz erscheinen. Da wir nun durch Versuche mit Ameisen und auch anderen Insekten wissen, daß dieselben ultraviolettes Licht (für das unser Auge unempfänglich ist) noch als Licht empfinden, so müssen wir annehmen, daß für das Insektenauge zahlreiche uns schwarz und einfärbig erscheinende Schmetterlinge (und wohl auch Käfer) in den herrlichsten Farben prangen. Dies ist ein deutlicher Fingerzeig, wie sehr sich die Wissenschaft hüten muß, bei allen ihren Theorien über Schutz- und Trutzfärbungen, Lackfarben und dergleichen, ohne weiteres zu anthropomorphisieren und die Sinnesempfindungen der Tiere von unserem Standpunkte aus zu beurteilen.

R. F.

■

Prähistorische Skulpturen in der Vendee.

* Der Pariser Akademie der Inschriften und Schönen Wissenschaften ist über die mit Zeichen und allerlei Bildwerken versehenen Felsen der Vendee ein eingehender Bericht des Dr. Capitan und der Herren Breuil und Charbonneau zugegangen, die an Ort und Stelle eine genaue Forschung vorgenommen haben. Jene Granitblöcke, etwa 50 an der Zahl, liegen auf einem Raume von kaum einem Quadratkilometer verstreut zwischen Bressuire und Cholet, Dep. Deux-Sèvres. Sie sind zumeist von stattlicher Größe und tragen tief eingemeißelt drei verschiedene Arten von Skulpturen, die aber alle außerordentlich stilisiert sind, nämlich 1. verschiedenartige Zeichen, 2. Tiergestalten, 3. menschliche Figuren. Unter den Zeichen erkennt man vertikale und horizontale Striche in Gruppen von zwei bis fünf, vereinzelte oder in Serien von zwei bis fünf zusammengerückte Kreise, Kreuze, die von einer Kreislinie eingeschlossen sind, Rechtecke, becherförmige Aushöhlungen, Schlangenlinien und solche, die einem U gleichen, sowie andere Gestaltungen, die an Buchstaben der altertümlichsten Alphabete erinnern. Die verschiedenen Zeichen finden sich häufig beisammen auf einer Art Altar, neben dem es Becher, ein Rechteck und Kreise in Gruppen von drei gibt. Die Tierfiguren werden durch Vierfüßler dargestellt und zwar für sich oder in Gemeinschaft mit menschlichen Gestalten. Die letzteren sind teilweise nur angedeutet: eine rechteckige Vertiefung bezeichnet den Mund, fünf Striche den Platz der Hände. Manchmal ist der Kopf durch einen Kreis oder ein Oval, die Brust durch zwei Kreise angegeben; andere Male sind aber die Umrisse des Körpers in klaren Linien gezeichnet. Zuweilen erkennt man auch einen Bogen, eine Lanze, welche diese Personen tragen, in einem Falle sogar ein Kind, das eine größere Gestalt im Arme zu halten scheint. Die Steine und ihre Skulpturen sollen einzig in ihrer Art sein, aber einigermaßen an gewisse in Felsen eingemeißelte Zeichnungen in Algerien und auch an die Menhirs des Tarn und des Aveyron erinnern. Sie dürften dem Bronzezeitalter oder der ersten Eisenzeit angehören, also aus dem 12. bis 9. Jahrhundert vor Christi Geburt herstammen. Nach Dr. Capitan könnten sie gottesdienstliche Denkmäler oder Götzenbilder sein.

■

Canada als Goldland.

Canada hat im Jahre 1900 für 27,916,752 Doll. Goldausbeute gehabt, die sich auf Neuschottland, Ontario, Britisch-Kolumbien und das Yukon-Territorium verteilt, wie folgt:

	Berggold		Seifengold	
Yukon (Klondyke)	—	Doll.	22,309,205	Doll.
Britisch-Kolumbien	3,458,381	„	1,278,724	„
Neuschottland . .	577,581	„	—	„
Ontario . . .	297,861	„	—	„

Die Seifengoldgewinnung in Klondyke hat wohl mit dem ebengenannten Jahre ihren Höhepunkt überschritten, doch liegen in Britisch-Kolumbien noch reiche und noch unerschlossene Mengen von Berggold. Neuschottlands Goldbergbau ist etwas im Aufstreben begriffen, in Ontario hatte er bislang mehr Enttäuschungen als Erfolge zu verzeichnen gehabt. Unter den goldproduzierenden Ländern der Erde steht Canada an vierter Stelle. Transvaal, Australasien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika besitzen eine höhere Goldproduktion.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

* Altchristlicher Fund auf Grado. Bei der Fundamentierung eines Kurhauses in Grado (Illyrien) sind sehr interessante Ueberreste von altchristlichen Bauten aufgedeckt worden. Bis jetzt wurden, wie die Neue Freie Presse mitteilt, drei übereinanderliegende Estriche von Kirchen in verschiedenen Dimensionen freigelegt. Offenbar wurde nach verheerenden Wassereinbrüchen die neue Kirche immer wieder an Stelle der zerstörten gebaut. Der älteste, von einer dreischiffigen Kirche herrührende Fußboden, ist reich an Resten gut erhaltener, schön ornamentierter Mosaiken; er liegt 1 Meter 20 Zentimeter unter dem heutigen Niveau, während der jüngste, von dem man auch keine Ahnung hatte, nur wenige Zentimeter unter der Grasnarbe lag. Bei den Fundamenten der untersten Kirche fand man auch eine ganze Reihe von Gräbern und Sarkophagen, die, zum Teil aus altrömischen Ziegeln erbaut, entweder eine flache Steindecke oder eine solche in Eselsrückenform tragen. Auch Familien- oder von einer Epidemie herrührende Massengräber, die zum Teil schon vor Alters durchwühlt worden sind, aber viele Gebeine und gut konservierte Schädel enthalten, wurden gefunden. Die Fachgelehrten sind schon am Werke.

* Eine Rudolf Virchow-Stiftung zur Förderung wissenschaftlicher Forschungen wurde von den Erben des Verstorbenen errichtet. Zum 60. Geburtstage Virchows wurde von dessen Freunden und Verehrern eine Sammlung zur Errichtung einer Stiftung für wissenschaftliche Zwecke veranstaltet mit der Bestimmung, daß Virchow, solange er lebe, über die Stiftungsgelder verfügen solle. Das damals aufgebrachte Kapital von 80,000 M. erhöhte sich bis zum Schlusse des Jahres 1901 durch mehrere Zuwendungen und Zinszuschläge auf 135,600 M. Die zu Virchows 80. Geburtstag eingeleiteten, zur Verstärkung der Virchow-Stiftung bestimmten Sammlungen ergaben weitere 65,000 Mark. Aus diesen Summen wurde von Virchows Erben die Rudolf Virchow-Stiftung gebildet. In der „Verfassung“ der Stiftung wird, wie wir der Münchener Medizinischen Wochenschrift entnehmen, als ihr Zweck bezeichnet: „Mit den Zinsen der Rudolf Virchow-Stiftung soll das Studium der Anthropologie, der Ethnologie, der Archäologie, der vergleichenden Sprachforschung und der medizinischen Geographie durch Reiseunterstützungen, durch Beihilfen zu Untersuchungen, Ausgrabungen und dergleichen, ingleichen durch Beihilfen zu Publikationen, Herstellung von Tafeln, Abbildungen und Apparaten, durch Ankauf von Material und in sonst geeigneter Weise gefördert werden; bevorzugt werden solche Unternehmungen, für welche ein bestimmt formulierter Plan und eine Kostenrechnung vorliegen.“ Der Vorstand der Stiftung besteht aus 7 Mitgliedern, und zwar aus zwei Mitgliedern der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, einem Mitgliede der Gesellschaft für Erdkunde, dem Oberbürgermeister von Berlin, je einem Delegierten der beiden Klassen der Berliner Akademie der Wissenschaften und einem von den verzeichneten 6 Mitgliedern zu wählenden, in der Vermögensverwaltung kundigen Geschäftsmanne, der das Amt des Schatzmeisters übernehmen soll. Sitz der Stiftung ist Berlin.

⁂

Hochschulnachrichten.

* Berlin. An der Technischen Hochschule wurde dieser Tage ein „Akademischer Verein Ethos“ ins Leben gerufen. Wie der an der Universität Berlin schon bestehende Verein gleichen Namens, bezweckt er den Kampf gegen die Unsittlichkeit.

M. C. Rom. Dem Ersten Sekretär des kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts in Rom Professor Dr. Eugen Petersen ist zum 1. Oktober die erbetene Pensionierung bewilligt worden. Petersen steht seit 1888 als Nachfolger Wilhelm Henzens an der Spitze des Instituts. Ueber seine ausgezeichnete Wirksamkeit und über die durch seinen Rücktritt entstehende Frage der Nachfolge wird noch im Zusammenhang zu sprechen sein. — In Turin starb am 12. März der ordentliche Professor des Zivilrechts und Zivilprozesses Dr. Mattisoli. Er war 1838 in der piemontesischen Hauptstadt geboren und wirkte dort seit 1872 an der Universität. Von seinen Schriften seien erwähnt: Programm einer Zivilprozeßreform; Institutionen des Zivilprozesses; die Zeugenaussage als Prozeßelement.

* Aus Japan. Die Deutsche Japanpost berichtet: Frühere und jetzige Schüler der deutschen Professoren Bälz, Scriba und Janson, die seit vielen Jahren eine segensreiche Wirksamkeit in Tokio entfaltet haben, beschlossen schon vor längerer Zeit, ihrer Dankbarkeit einen sichtbaren Ausdruck zu geben. Es sollen vor dem neuen Hause der medizinischen Fakultät zu Tokio eherne Büsten von Erwin Bälz und Julius Scriba aufgestellt werden, und vor der Ackerbauschule zu Komaba bei Tokio eine Büste Professor J. L. Jansons. Die Büsten rühren von japanischen Künstlern her, die ihre Ausbildung in Italien genossen haben.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

P. Denifle an seine Kritiker!

Luther

in rationalistischer u. christlicher Beleuchtung.

Prinzipielle Auseinandersetzung mit A. Harnack und R. Seeberg

von P. Heinrich Denifle O. P.

gr. 8 (90 S.) Preis geheftet M. 1.20.

Seit Döllingers „Geschichte der Reformation“ hat kein Werk über denselben Gegenstand ein solches Aufsehen hervorgerufen, als P. Heinrich Denifles „Luther und Luthertum“. (Zweite durchgearbeitete Auflage unter der Presse.) Denifles Name (Mitglied der Akademien der Wissenschaft zu Berlin, Paris, Wien, Prag und Göttingen) besitzt weit über die Grenzen eines einzelnen Landes hinausgehendes Ansehen als wissenschaftliche Autorität. (6299)

Kein ernster theologischer und historischer Gelehrter, wie überhaupt jeder, der sich mit dem Ursprunge und Wesen des Protestantismus befaßt, wird die Forschungen Denifles beiseite lassen können.

Mainz, März 1904. Verlag Kirchheim & Co.

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 17. März. Nummer 64.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Zum Andenken an Karl v. Zittel. Von K. Th. v. Heigel.
Franz Destouches. Von Ernst v. Destouches.

II. Bücher und Zeitschriften.

Valentin Scherer: Die Ornamentik bei Albrecht Dürer.

III. Allgemeine Rundschau.

Eine norwegische Hilfsexpedition zum Entsatz des Frhrn. v. Toll. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Zum Andenken an Karl v. Zittel.

Rede in der öffentlichen Festsitzung der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften am 14. März 1904, von Dr. K. Th. v. Heigel, Präsident der Akademie der Wissenschaften.

Von mannigfachen, von widerstreitenden Empfindungen bewegt, begrüße ich Sie an dieser Stätte, wo Sie bis vor kurzem einen Mann zu sehen gewohnt waren, über dessen Recht auf jeden Hochsitz kein Zweifel bestehen konnte. Mein allergnädigster Landesherr hat mich auf diesen Platz berufen. Ihm hatte ich zu gehorchen, ihm habe ich zunächst für diesen höchsten Beweis von Vertrauen ehrfurchtsvoll zu danken.

Kann ich aber dieses Vertrauen rechtfertigen? Das ist die Frage, die ich seit meiner Berufung bei Tag und Nacht mit Bangen an mich stelle. Die Nachfolger des Grafen von Heimhausen, der in der ersten ordentlichen Versammlung am 21. November 1759 im Redouten-, jetzt Abgeordnetenhause an der Prannerstraße den Vorsitz in der Münchener Akademie übernahm, waren fast alle bewunderungswürdige Repräsentanten ihrer Wissenschaft, schöpferisch, bahnbrechend, Männer, deren Namen zu allen Zeiten den Eifer der jungen Forscher anspornen werden. Friedrich Heinrich Jacobi, der liebenswürdige Philosoph von Pempelfort. — Friedrich v. Thiersch! Welch' strahlende Welt sahen seine Augen, von welchen Geisterscharen war er umringt! Er sah den ersten dorischen Tempel erstehen und des Melas erste Marmorwerke. Aus der Werkstätte des Phidias ging er herrlicher Eindrücke voll zu den Symposien des Perikles. Er hörte in der Stille der Nacht spartanische Männer die uralte kriegerische Weise singen und sah nach der Schlacht bei Salamis den jungen Sophokles vor den Siegestrophäen den Päan zu Ehren Apollos tanzen. Er lauschte in der Akademie unter den schattenden Oelbäumen dem göttlichen Platon. — Ignaz v. Döllinger! Tiefsinnig und von unergründlichem Wissen wie Dante, schlägt er mit der Unerschrockenheit des Florentiners an den Felsen Petri nach neuen Lebensquellen. Ein großer Staatsmann, Realpolitiker, Protestant, Brite, William Ewart Gladstone, nennt sich mit Stolz seinen Freund und Schüler. — Da sind die Naturforscher, ein Justus von Liebig, ein Max v. Pettenkofer! Beide Wohltäter der Menschheit! Dank der neuen Lehre von der Pflanzenernährung bricht für den Landwirt unter dem kalten nordischen Himmel wie unter dem glühenden Südamerikas eine neue hoffnungsreiche Aera an. Die Forschungen Pettenkofers sind eine siegreiche Propaganda für einen der größten Werte, den Wert der Gesundheit! Ein Karl von Zittel endlich wird der Lehrer aller modernen Paläontologen. ... Gegen jene „Werke und Tage", was gilt mein Werk, was bedeutet mein Tag? —

Viele sprechen von ihrer Tätigkeit bescheiden, aber kein Mensch denkt von seiner eigenen Tätigkeit bescheiden. Wohl aber kann man sich bei aller Selbschätzung über das Feld, das man beackert, im klaren sein. Es ist nun einmal ein Unterschied, ob ich in der lichten Welt der Hellenen wandle, ob ich die Gesetze weiser babylonischer Könige enträtsele oder diese und jene Episode der Heimatsgeschichte zu erforschen habe. Von dem kosmischen Unendlichkeitsgefühl, das den Naturforscher bei seiner Arbeit beseelt, wird derjenige wenig verspüren, den z. B. die unendlichen Irrungen und Landesteilungen der bayerischen Herzoge im fünfzehnten Jahrhundert beschäftigen. Doch fruchtlos ist auch solche Arbeit nicht. Es ist heute weder nötig noch schicklich, über den Wert der Heimatsgeschichte zu sprechen — vielleicht bietet sich später einmal Gelegenheit —, ich erlaube mir nur darauf hinzuweisen, daß sogar Nietzsche bei aller hämischen Streitlust gegen Historie und Historiker dem „bewahrenden und verehrenden" Geschichtsforscher seine Anerkennung nicht versagt. „Wie könnte die Historie," sagt Nietzsche in den „Unzeitgemäßen Betrachtungen", „dem Leben besser dienen, als dadurch, daß sie auch die minder begünstigten Geschlechter und Bevölkerungen an ihre Heimat und Heimstätten anknüpft, seßhaft macht und sie abhält, nach dem Besseren in der Fremde herum zu schweifen und um dasselbe wetteifernd zu kämpfen? ... Das Wohlgefühl des Baumes an seinen Wurzeln, das Glück, sich nicht ganz willkürlich und zufällig zu wissen, sondern aus einer Vergangenheit als Erbe, Blüte und Frucht herauszuwachsen und dadurch in seiner Existenz entschuldigt, ja gerechtfertigt zu werden — dies ist es, was man jetzt mit Vorliebe als den eigentlich historischen Sinn bezeichnet."

Alles in allem, ich sage mit unserem tüchtigen Böhmer: „Es ist immer ein Trost, gearbeitet zu haben." In diesem Wort finde ich meine Rechtfertigung und Ermutigung! Die Absicht unseres hochherzigen Landesherrn bei meiner Berufung war wohl die, ein Geschäftspräsidium aufzustellen, einen Arbeiter auf den Posten zu setzen, einen gewissenhaften Hüter der wissenschaftlichen Sammlungen, der die sachkundigen Vorstände in ihrer Tätigkeit zur Förderung und Hebung derselben mit voller Hingabe unterstützt.

Und das gelob' ich! An Hingebung, an Pflichttreue werde ich keinem meiner glänzenden Vorgänger nachstehen. Daß ich meinen Lohn voraus habe, bevor ich die Arbeit beginne, ist mir nur ein Sporn. Und ich bin überzeugt, daß Sie alle für die Arbeitsfreude, Treue und Wahrhaftigkeit eines Mannes warmen Herzschlag haben werden. So steh' ich hier,

zugleich erhoben und gedrückt,
Unschuldig und gestraft, und schuldig und beglückt! —

(Goethe, Ilmenau.)

*

Meine erste Aufgabe, eine beglückende Pflicht ist es, das Andenken meines Vorgängers, des edlen, uns zu früh entrissenen Karl v. Zittel zu feiern.

Auf eine Darlegung der wissenschaftlichen Wahrheiten, welche die Welt ihm verdankt, und des Weges, auf dem er zu ihnen gelangte, muß ich natürlich verzichten. Den großen Gelehrten, den Pfadfinder Karl v. Zittel, wird ein Redner der mathematisch-physikalischen Klasse in einer späteren Sitzung gebührend würdigen. Ich darf nur sagen, was er uns als Mensch, als Kollege, was er in seiner Ehrenstellung für unsere Akademie gewesen ist. Für mich insbesondere ist heute der Blick auf diese willensstarke und doch so liebenswürdige Persönlichkeit eine Wohltat. Noch lebt in mir die Erinnerung, wie Zittel als jugendlicher Rektor unserer Universität im Jahre 1880 mit leuchtenden Augen über Arbeit und Fortschritt im Weltall sprach. In der ganzen kosmischen Welt, legte er uns dar, hat alles und jedes seinen festen, bestimmten Arbeitskreis, die Sonne eines Fixsternsystems wie das Aufgußtierchen unseres Planeten. Arbeit ist das Wohlwollen dieser großen kosmischen Welt mit ihren schreckhaften Unendlichkeiten des Raumes und der Zeit und der Kraft! „Wer etwas länger gelebt hat," sprach er am Schlusse seines begeisterten Vortrags, „der weiß, daß unter allen Gaben, die das Schicksal dem Menschen bietet, Arbeit den dauerhaftesten Genuß gewährt!"

In dieser Ueberzeugung, in diesem Zeichen hat Zittel selbst gelebt, gekämpft und gesiegt! —

Zittels Lehrjahre fielen in die schöne Blütezeit der Naturwissenschaften. Man war der kosmologisch-metaphysischen Spekulationen müde und setzte in die exakte Forschung die Hoffnung auf Naturerkenntnis. Und so fruchtlos jene geblieben waren, so fruchtbar bewies sich alsbald diese. Welche Wunder erschloß das Mikroskop in kurzer Zeit den fleißigen Forschern! Von der aufsteigenden Entwicklung vom Niederen zum Höheren, „von der Alge zum Eichbaum, vom Zoophiten zum Säugetier und Menschen" hatte man nun nicht mehr bloß Ahnungen und Hypothesen, sondern Beweise. Die herrliche Folge immer vollkommener werdender Formen und Funktionen war nicht mehr dichterische Intuition, sondern eine Tatsache für den gesunden Menschenverstand.

In der Musenstadt Heidelberg war Zittel seiner Jugend froh, ohne über der akademischen Freiheit die akademischen Pflichten zu vergessen. Auch an geistigen Lockungen war kein Mangel, doch Zittel hatte seinen Beruf früh erkannt.

Ihm war der Stein nicht „taub"!

Er wurde Mineraloge, und wenn ein sonniger Tag ins Freie lockte, wanderte er über Berg und Tal, nicht mit der zerstreuten Neugier eines Naturschwärmers, sondern mit der Liebe zum Wissen, nicht als Spaziergänger, sondern als Sammler.

In Wien, unter den Schätzen des Petrefaktenkabinetts, angesichts der Reste von Floren und Faunen der verflossenen Jahrhunderte, entschloß sich der junge Gelehrte, seine Lebensarbeit der Erdgeschichte, der Geologie und ihrer Schwesterwissenschaft, der Paläontologie, zu widmen. Dieser Entschluß erscheint uns als ein wesentlicher Zug im Charakterbild des Gelehrten, wenn wir uns an ein Wort Alexander v. Humboldts erinnern: „Paläontologische Studien haben der Lehre von den starren Gebilden der Erde wie durch einen belebenden Hauch Anmut und Vielseitigkeit verliehen."

Inwieweit Zittel in seinen Anfängen von der damals noch herrschenden Lehre von den Schöpfungsperioden beeinflußt, in der Romantik vulkanischer und neptunischer Katastrophen, welche ruckweise das Weltbild vernichteten und ein neues schufen, befangen war, und wie er sich ihr entwand und für die heute allgemein gültige Annahme einer langsamen Entwicklung als maßgebender Richter eintrat, kann nur der Fachmann auf Grund des beinahe unerschöpflichen Arbeitsmaterials dartun. Als der 27jährige Gelehrte die erste ordentliche Professur für Paläontologie in München erhielt, stand sein Ruf in der wissenschaftlichen Welt bereits fest.

Und wie entsprach er seinem Rufe! Am Arbeitstisch und im Laboratorium ist er genau in der Beobachtung, von unerbittlicher Logik. Und weil er seinen Stoff vollständig beherrscht, ist er auch als Lehrer im Hörsaal anregend. Der Dilettant hat bunte Einfälle, nur der Meister hat fruchtbare Ideen. Mit den bescheidensten Mitteln erwirbt Zittel für den bayerischen Staat die paläontologischen Schätze, welche wegen ihrer Seltenheit, Reichhaltigkeit und instruktiven Ordnung von den Fachgelehrten aus aller Herren Ländern aufgesucht und bewundert werden. 17 Jahre lang arbeitet er an seinem Hauptwerk, dem Handbuch der Paläontologie, und liefert mit dem vollendeten Werk gegenüber einem alten Vorurteil den glänzenden Beweis, daß ein Handbuch eine durchaus selbständige, im höchsten Sinne wissenschaftliche Tat sein kann. Er löst die schwierigsten geologischen Rätsel, entdeckt in der verworrenen Mannigfaltigkeit und anscheinenden Willkür immer das Gesetz. Niemals läßt er der Phantasie die Zügel schießen. Der Jünger soll niemals auf die Autorität des Meisters schwören, denn jeder kann einmal irren, doch der Jünger muß immer auf die Wahrhaftigkeit seines Lehrers schwören können. Zittel beherrscht ein ungeheures Gebiet, sieht kosmisches Leben in grauenvollen Tiefen, sieht auf Gründe, über denen einst der greuliche Plesiosaurus schwamm, und verfolgt im Diluvium die Spuren der ersten menschlichen Kultur. Begeistert nennen ihn seine Schüler, mit Ueberzeugung und neidlos auch die deutschen, englischen und amerikanischen Fachgelehrten den ersten Paläontologen der Gegenwart.

Ich weiß nicht, ob Zittels „Bilder aus der Urzeit", vor mehr als dreißig Jahren erschienen, in allen Einzelheiten mit den Resultaten der neuesten Forschung noch übereinstimmen. Als Ganzes betrachtet, dünkt mich das Werk das Muster eines Buches, das ein wissenschaftliches Thema für Laien behandelt. Ueber die Nützlichkeit einer solchen Aussprache für das große Publikum wird heute niemand mehr streiten. Geheimwissenschaft wollen wir den Hindus überlassen und solchen, die in Europa Hindus werden wollen. Für klare Gedanken wird sich immer auch der klare Ausdruck finden. Im Umgang werden wir uns stets bemühen, unsere Vorstellungen von einer Sache ohne Dunkelheit und ohne Pathos mitzuteilen. Warum sollten wir mit der Feder anders reden?

Zittel bleibt auch in diesem populären Buche der besonnene Forscher. Indem er eine succesive Entwicklung annimmt und auf übernatürliche Eingriffe verzichtet, steht er auf dem festen Boden der exakten Forschung. Er weiß, in diesem mütterlichen Erdreich ist seine Kraft. Doch „eine Erklärung der letzten Ursache der Dinge," sagt er in seinem Buche, „entzieht sich der menschlichen Erkenntnis". Er hat niemals die Begriffe verwirrt, aber auch niemals ein gläubiges Gemüt. Er war der Weise, nach Goethe, der „Glückliche, der das Erforschliche erforscht und das Unerforschliche verehrt".

Bei einem Besuch Zittels nach seinem letzten Unfall erkundigte ich mich nach der Ansicht der Aerzte. „Ich werde zeitlebens ein steifes Bein behalten," erwiderte er mit stoischer Gelassenheit, „doch daraus mache ich mir nichts. Ich habe in meinem Leben so viel Schönes und Großes gesehen, daß ich genug daran zu tun habe, alles geistig zu verarbeiten, ich werde von jetzt an noch mehr die inneren Augen spazieren führen!"

In sein stilles Gelehrtenleben hatten ja wiederholt große Reisen Abwechslung und Farbe gebracht. Mit Gerhard Rohlfs und anderen Gelehrten unternahm er 1873 im Auftrag des Khedive die Reise durch die Libysche Wüste, die diesen ältesten Teil des nordafrikanischen Wüstenkomplexes für uns sozusagen entdeckt hat. Die wissenschaftlichen Resultate wird der künftige Biograph Zittels ins Helle stellen, für den Laien hat Zittel selbst jene Tage in seinen Briefen aus der Libyschen Wüste geschildert. Sie erschienen zuerst in der Allgemeinen Zeitung; manche wurden nach zehnstündigem Ritt zwischen den Dünen von gelbem Quarzsand unter glühendem Himmel abends im Lager geschrieben. Doch alle sind von gleicher Frische und Anschaulichkeit, mit dem sicheren Blick eines hochgebildeten, gründlich vorbereiteten Mannes für das Charakteristische und

Wertvolle. Der große Kenner der Erdgeschichte war auch in diesem öden Weltwinkel sofort daheim, und wie 15 Jahre früher der Student im Heidelberger Gelände die Taschen mit Steinen füllte, steckte der Professor unter den Felsen bei Minieh fröhlich Seeigel und Brachiopoden ein.

Zehn Jahre später gab die Gastfreundschaft eines Deutsch-Amerikaners dem Gelehrten Gelegenheit, in die Bergwelt des nordamerikanischen Westens einzudringen. Und auch jene Reise wurde köstliche Frucht. Wie brachte uns sein Vortrag das „Wunderland" am Yellowstone-Fluß nahe! Wir wanderten mit ihm an erloschenen Vulkanen vorüber aufwärts zu den Cannons, wir schauten phantastisch gegliederte Terrassen, versteinerte Wälder, tiefblaue Seen, brodelnde Geysirsäulen. Zittel schwelgt bei diesem großartigen Naturschauspiel nicht in unklaren Empfindungen; er sieht in diesem zerrissenen Geklüft und diesen Schlammfontänen nicht den Zorn finsterer Mächte, sondern er schildert uns lebendig, farbig und getreu die Tatsachen und führt uns dann zu den Endursachen zurück.

Nach seinen Wanderungen durch öde Wüstengebiete und herrlichen Urwald kehrte er heim, durch die Fülle von Eindrücken nicht zerstreut und ermüdet, sondern die Wangen röter, begeistert und tatfreudig wie ein Jüngling, der im Plutarch gelesen!

Ach! daß dieser Feuergeist in keinem ehernen Körper wohnte! Zittels Gesundheit war keine feste, doch er achtete nicht auf die warnenden Symptome, gönnte sich keine Ruhe. Ohne seine Lehrtätigkeit zu unterbrechen, übernahm er im Auftrage der Münchener Historischen Kommission für die Geschichte der Wissenschaften das Riesenwerk: Geschichte der Geologie und Paläontologie. Ein Riesenwerk, denn es ist eigentlich eine Kulturgeschichte der Menschheit. Wenn auch von einer wissenschaftlichen Ausbildung der Geologie vor dem 16. Jahrhundert kaum gesprochen werden kann, das Weltentstehungsproblem war mit jedem Kultus verknüpft. „Auf allen Gesittungsstufen und bei allen Menschenstämmen fand der völkerkundige Peschel religiöse Empfindungen stets von dem gleichen inneren Drang erregt, nämlich von dem Bedürfnis, für jede Erscheinung und Begebenheit eine Ursache oder einen Urheber zu erspähen." Sagen wir also, das menschliche Kausalitätsbedürfnis ist so alt wie der gesunde Menschenverstand. Märchen, Mythen und kosmogonische Aphorismen des grauen Altertums, der Glaube des Mittelalters, die Beobachtungen und Forschungen, Hypothesen, bewiesenen Wahrheiten und Postulate der Neuen Zeit bis zur Gegenwart mußten einbezogen werden. Für ein solches Werk war Zittel der Mann, mit allen Hilfswissenschaften der Geologie vertraut, ein mathematischer Kopf, ein Kenner der altklassischen Literatur, und der wichtigsten modernen Kultursprachen mächtig! In verhältnismäßig kurzer Zeit bewältigte der außergewöhnliche Mann die außerordentliche Aufgabe. 1899 erschien das Werk, ein **standard-work**, ein klassisches Werk, würde ich sagen, wenn das Wort gegenwärtig nicht so mißbraucht und entweiht wäre. Sie können mir nachempfinden, warum mich die Erinnerung an dieses Werk heute besonders bewegt. Zu Nutz und Frommen, zum Ruhm unserer Akademie hatte Zittel es unternommen, und sie dankte ihm! Als unser großer Pettenkofer, nicht arbeitsmüde, aber von der Arbeit erdrückt, sich außerstande fühlte, das Präsidium weiterzuführen, da gab es über die Nachfolge keinen Zweifel. Karl v. Zittel war für alle und jeden der natürliche Erbe von Amt und Würden des Scheidenden. Und wenn damals Pettenkofer die Augen geschlossen hätte, würde man an das tiefsinnige Rechtssprichwort gedacht haben: **Le mort saisit le vif!** Der Tote erbt den Lebenden!

Das Ideal in der Seele, das nächste Wünschenswerte und Erreichbare immer im Auge, verwaltete Zittel das verantwortungsvolle Amt. Wir alle wissen das, doch nur aus den Akten läßt sich der ganze Umfang und die Wirkung seiner Tätigkeit ermessen. Er wurde dabei von einer einsichtigen Staatsregierung nicht nur liebenswürdig ermuntert, sondern auch mit reichen Mitteln unterstützt. Ich brauche nicht im einzelnen aufzuzählen, wie viel neue Beamte und Bedienstete für die zahlreichen, zur Akademie gehörigen Sammlungen und Institute angestellt, wie freigebig die Fonds zur Erhaltung der kostbaren Bestände und für neue Erwerbungen erhöht wurden — es genügt die Tatsache, daß gerade in den zwei Finanzperioden, während deren Zittel die oberste Leitung in Händen hatte, durch sein treues Zusammenwirken mit den sachkundigen Pflegern unserer Schätze bedeutende Neuerwerbungen und Verbesserungen ermöglicht wurden. Auch die reichen Schenkungen der letzten Jahre dürfen nicht unerwähnt bleiben. Ich erfülle freudig eine Dankespflicht, wenn ich an die kostbare Bereicherung erinnere, welche dem botanischen Museum durch die Gnade einer erfahrenen Sammlerin, Ihrer Königlichen Hoheit Prinzessin Therese von Bayern, zuteil wurde, an die wertvollen Gaben für das paläontologische, das pflanzenphysiologische, das ethnographische Museum, wie an die Gaben für das Antiquarium und die prähistorische Sammlung, — dank unserem verewigten Kollegen Selenka! Vor allem wurde das zoologische Museum bedacht; das ostasiatische Material Dr. Haberers ist wohl das wertvollste Geschenk, das unsere wissenschaftlichen Sammlungen je erhalten haben.

Und welch namhafte Stiftungen fielen in der nämlichen kurzen Periode unserer Akademie zu! Ich erinnere an die Stiftung eines Ungenannten für das ethnographische Museum, an die Spende der Familie Bassermann-Jordan in Deidesheim zum Zweck von Ausgrabungen Professor Furtwänglers in Griechenland, an die Gabe der Familie Königs für chemische Forschungen, endlich an das großmütige Geschenk, das der Rentner Albert Samson in Brüssel der bayerischen Akademie zur Förderung der Moral zuwandte. Das war eine Freude für Zittel! Als er nach seinem letzten Unfall als Schwerverwundeter auf dem Streckbett lag, wurde er nicht müde, den Mäcen zu preisen, der in Belgien lebt, aber auch für die Arbeit eines gemeinnützigen Instituts in fremdem Land hellen Sinn und offene Hand hat, der nicht Orden noch Titel verlangt, sondern sich mit dem Bewußtsein einer guten Tat begnügt.

Das lebhafteste Interesse nahm Zittel an den Bemühungen um einen Neubau für die historischen und naturwissenschaftlichen Sammlungen. Im Anschluß an die Mahnungen seines Vorgängers Pettenkofer sprach Zittel schon in der ersten Festsitzung seines Präsidiums im November 1899 die Hoffnung aus, daß die gewaltig angewachsenen, unschätzbaren Staatssammlungen in einem Neubau Platz fänden, der auch eine systematische, der modernen Museentechnik entsprechende Neuordnung erlauben würde. In seinen Berichten wies Zittel mit guten Gründen nach, daß von allen staatseigenen Plätzen das Areal der Türkenkaserne am besten dem Zweck entsprechen würde. Professor v. Thiersch entwarf dafür ein glänzendes Projekt. Der ganze Plan wurde von Sr. Exzellenz Herrn Minister v. Landmann aufs wärmste vertreten.

Ohne Zweifel würde die Annahme und Ausführung dieses Projekts die unabweisliche Forderung auf das erfreulichste erfüllt haben, allein der Plan scheiterte an unüberwindlichen Hindernissen. Zittels Initiative hatte aber nichtsdestoweniger für unser Institut wohltätige Folgen.

Im März 1901 erging der Auftrag, ein Projekt zu zweckmäßigen baulichen Veränderungen im alten Wilhelminum auszuarbeiten. In der 26. Finanzperiode (1902/03) wurden Zentralheizung und teilweise elektrische Beleuchtung eingerichtet und für ausreichende Sicherung gegen Feuersgefahr gesorgt. Namentlich die Zentralheizung, deren Einrichtung allerdings 280,000 M. kostete, war eine hocherfreuliche Errungenschaft. Bisher war die Benützung der Staatssammlungen fünf Monate lang den Mitgliedern und Beamten der Akademie außerordentlich erschwert, für den öffentlichen Besuch waren sie winterlang überhaupt geschlossen. Jetzt stehen die Sammlungen während des ganzen Jahres offen. Man sagt zwar, daß die einheimische Bevölkerung an den Genüssen, welche unsere Museen bieten, weniger Geschmack finde als die Fremden. Doch vielleicht lockte nur der Sommer allzu lieblich ins Grüne. Nun sind die Säle Winters nicht nur zugänglich, sondern auch warm — hoffen wir, daß unsere Münchener kommen! Jedenfalls verdienen die kgl. Staatsregierung und die Volksvertretung für ihr namhaftes Opfer zur Förderung der Volksbildung unseren besten Dank.

Doch es soll noch weiter für die Ausdehnung und Nutzbarkeit der Sammlungen gesorgt werden.

Seitdem auf einen Neubau an Stelle der Türkenkaserne verzichtet wurde, ist es die Absicht der hohen Staatsregierung, der Akademie allmählich das ganze Wilhelminum einzuräumen, also auch jene Flügel, in denen annoch das Oberste Landesgericht, die kgl. Rechnungskammer und die kgl. Normaleichungskommission ihren Sitz haben und das kgl. geheime Staatsarchiv untergebracht ist. Dann werden auch sämtliche Räume, was für die Sammlungen unsere erste und wichtigste Fürsorge ist, die bestmögliche Sicherheit gegen Feuersgefahr bieten. Zunächst dürfte die Akademie in den Besitz der Räume des Obersten Landesgerichts gelangen, sobald von diesem der Anbau an den Justizpalast bezogen werden kann.

Eine Erweiterung des eigenen Hauses ist um so dringlicher geboten, als die kostbarste der Staatssammlungen, das Münzkabinett, das nach einem älteren Anschlag schon einen Wert von 30 Millionen, in Wirklichkeit wohl den doppelten Wert repräsentiert, weder in einem Anbau an das neue Nationalmuseum noch im alten Nationalmuseum untergebracht werden kann. Ebenso wenig war es möglich, für das Gipsmuseum etwa durch einen Ausbau des Königsplatzes und für das in enge Räume eingepferchte ethnographische Museum erträglichere Zustände zu schaffen, obwohl Zittel alle diese Pläne aufs nachdrücklichste unterstützte.

Ein köstliches Vermächtnis Zittels besitzen wir endlich in den **Reden**, womit er in den Jahren 1899 bis 1903 die öffentlichen Festsitzungen einleitete.

In der ersten bot er einen Rückblick auf die Gründung und Entwicklung unserer Akademie. Leider mußte er sich auf die Hauptzüge beschränken. Westenrieders Geschichte der Akademie, ein Werk voll feiner Charakteristik und von edlem Freimut, reicht ja nur bis zum Jahre 1800. Möchte sich doch bald zu würdiger Fortsetzung der rechte Mann finden lassen! Begeistert wies Zittel auf die wachsende Bedeutung unseres Instituts, das nach dilettantischen Anfängen heute den schwierigsten Aufgaben gewachsen und den bestbewährten Schwesterinstituten ebenbürtig ist.

In seiner zweiten Rede besprach Zittel eingehend die Ziele und Aufgaben der Akademie im 20. Jahrhundert; dem Rückblick folgt ein Ausblick auf die Zukunft! Die früher von der Akademie mit Vorliebe betriebene naturwissenschaftliche Erforschung des Heimatgebiets wird gegenwärtig nur noch in beschränktem Maße fortgesetzt, da besondere staatliche Anstalten oder Kommissionen die topographische, geodätische, geologische, meteorologische und prähistorische Untersuchung Bayerns übernommen haben. Dafür erstrecken sich heute die Arbeiten der naturwissenschaftlichen Klasse auf die gesamte Erd- und Naturkunde. In New-York und London mit dem gleichen Interesse verfolgt, wie in den heimischen Kreisen, gereichen sie unserem eigenen Vaterland wie dem ganzen Deutschland zur Ehre. Das Nämliche gilt von den Leistungen der philosophisch-philologischen Klasse; die Ergebnisse archäologischer Forschungen und klassischer, orientalischer, byzantinischer und germanistischer Studien von Münchener Gelehrten werden in Paris ebenso beachtet und geschätzt wie bei uns. In der historischen Klasse wird mit Recht der bayerischen Geschichte liebevoller Eifer gewidmet, und in neuerer Zeit wird an der Fortsetzung des schon im 18. Jahrhundert begonnenen gewaltigen bayerischen Urkundenwerkes wieder eifrig gearbeitet, doch auch die historische Klasse versucht die Lösung von Aufgaben aus allen Gebieten der Geschichtswissenschaft. Die von König Maximilian II. gestiftete und mit unserer Akademie verbundene Historische Kommission hat die **gesamte** deutsche Geschichte in ihren Arbeitsplan aufgenommen, wie sie ja auch in allen deutschen Gauen ihre Mitglieder und Mitarbeiter hat.

Zittel war ein besonders warmer Verehrer der **akademischen Kartelle**. Das deutsch-österreichische Kartell, das seit einem Jahrzehnt besteht, führte zu einem größeren Bündnis, das alle bedeutenderen Akademien und gelehrten Gesellschaften der ganzen gebildeten Welt umfaßt.

Ich stehe, wie ich offen bekennen will, dieser internationalen Ausdehnung der Akademien, diesem Großbetrieb der Wissenschaft, etwas mißtrauisch gegenüber, doch auch ich muß zugeben, daß manches wünschenswerte Werk die Kräfte des Einzelnen, wie lokaler Kommissionen übersteigt und nur durch die gemeinsame Arbeit vieler Forscher, in manchem Fall nur durch die einträchtige Tätigkeit einer internationalen Kommission zustande kommen kann, — ein Ziel, das Leibniz, der so vieles voraussah, mit der Gründung einer Universalakademie im Auge hatte, ein Ziel, das insbesondere von Mommsen mit heißem Bemühen angestrebt und durch den Zusammentritt von 18 Akademien am 31. Juli 1900 im Institut de France erreicht worden ist. „Das 19. Jahrhundert," sagt Zittel, „hat die unglücklichen Begriffe von nationaler und konfessioneller Wissenschaft hervorgebracht; die Tätigkeit der Akademien im 20. Jahrhundert steht unzweifelhaft unter dem Zeichen der Internationalität."

Freilich wird es auch dabei immer auf die Persönlichkeit, namentlich auf die unbestechliche Wahrheitsliebe der einzelnen Forscher ankommen. „**Was ist wissenschaftliche Wahrheit?**" Diese Frage wird von Zittel in der dritten und letzten Rede aufgeworfen. Nachdem er in allen Disziplinen nachgewiesen, wie der Begriff wissenschaftlicher Wahrheit wechselt und immer vom Umfang des zeitweiligen Wissens abhängig ist, — wie häufig schon nach wenigen Jahrzehnten als Irrtum erkannt wird, was vorher als wohlbegründete Wahrheit galt, präzisiert er das Verhältnis der wissenschaftlichen Forschung zur Wahrheit dahin: „Je weiter wir eindringen in das Wesen der Dinge, desto überzeugender tritt uns die Unendlichkeit dessen, was wir nicht wissen, vor Augen. Wäre es der Wissenschaft möglich, zur vollen Wahrheit zu gelangen, so wäre ihre Aufgabe gelöst und jede weitere Tätigkeit überflüssig. Doch dahin wird es nicht kommen, kann es nicht kommen; die Lösung der letzten Fragen in jeder Wissenschaft liegt wahrscheinlich jenseits der Grenzen menschlicher Forschung. Diese Erkenntnis darf uns aber nicht hindern, daß wir immer der Wahrheit nachstreben, — sehen wir doch, welche Wohltaten wissenschaftlicher Fortschritt der Menschheit gebracht hat. Als Trost mag uns Lessings Wort gelten, daß das **Ringen** nach Wahrheit dem **Besitz** der Wahrheit vorzuziehen sei."

Der Naturerkenntnis, der Wahrheit war die Lebensarbeit Zittels gewidmet, und darum ist sein Lebenswerk, obwohl Zittel auf vielen Gebieten ausbauend und schöpferisch tätig war, ein einheitliches, großartiges, dauerndes Werk. „Der Ruhm bedeutender Männer wächst **uns** zu." Mit diesem Trostwort Emersons und mit dem heißen Wunsche, daß es mir vergönnt sein möge, im Geiste Karl v. Zittels zu wirken, damit sein Erbe dereinst unverkümmert wieder in würdigere Hände komme, übernehme ich mein Ehrenamt.

Franz Destouches.

Ein Weimarer Kapellmeister aus München zur Goethe- und Schiller-Zeit.

Von **Ernst v. Destouches.**

„Mein Tell ist vor drei Tagen hier gespielt worden, und mit dem größten Succeß, wie noch keines meiner Stücke . . .", schrieb Schiller am 20. März 1804 aus Weimar an Wilhelm v. Wolzogen, und: „Wilhelm Tell ist seit 10 Tagen dreimal hier gespielt worden und mit dem größten Erfolg. Vielleicht kann ich Sie bei Ihrer Rückkunft von Leipzig mit dieser Vorstellung unterhalten . . .", am 29. desselben Monats an Friedrich Cotta. (Jonas, Schillers Briefe, VII. Bd.) Und in Albert Schaefers „Historischem und systematischem Verzeichniß sämmtlicher Tonwerke zu den Dramen Schillers, Goethes, Shakespeares, Kleists und Körners" (Leipzig, Karl Merseburger, 1886) findet sich folgende Konstatierung:

„Wilhelm Tell. — Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Gedichtet vom 25. August 1803 bis zum 18. Februar 1804. Zum erstenmale aufgeführt am Sonnabend, den 17. März 1804, im herzoglichen Hoftheater zu Weimar. . . Musik zu Schillers Wilhelm Tell von Franz Destouches. Zum erstenmal aufgeführt Sonnabend, den 17. März 1804, im herzoglichen Hoftheater zu Weimar. In Druck erschien der vollständige Klavierauszug mit Text im Jahre 1806. Derselbe ist jedoch schon längst aus dem Handel verschwunden. Das Werk bestand aus Ouvertüre, Gesängen, Zwischenakten und der übrigen, zur Handlung gehörigen Musik. . . .“

Am 17. März 1904 sind es somit hundert Jahre, daß Schillers Wilhelm Tell am Weimarer Hoftheater mit einem Beifall, wie noch keines seiner früheren Stücke, seine Uraufführung erlebte, und zwar mit der begleitenden Musik, welche der damalige Konzertmeister am herzoglichen Hofe, Franz Destouches, hierzu komponiert hatte.

Destouches war ein geborener Münchener, der, schon durch seine dienstliche Stellung in nahen persönlichen Beziehungen zu Goethe und Schiller, ihrem fürstlichen Gönner und ihren Zeitgenossen gestanden. Der Umstand dürfte es wohl als berechtigt erscheinen lassen, demselben in diesen Blättern ein kleines Lebensbild zu widmen.

Nach dem Taufbuche des Metropolitanpfarramts zu U. L. Frau war derselbe in München am 21. Januar 1772 geboren als der dritte Sohn des kurfürstlichen Hofkammerrates und Fiskals, J. U. Lic. Joseph Anton Claudius Destouches und dessen Gemahlin Maria Anna Abl. Sein Vater, der Uebersetzer des französischen Staatsromans „Telemach“ von Fenelon, welches Werk er dem Kurfürsten Max III. widmen durfte, und Verfasser mehrerer juridischer Werke, übergab ihn, da er sich der Tonkunst widmen wollte, dem bekannten Meister Theodor Grünberger, einem Augustiner, zum ersten Unterricht, und sandte ihn zu weiterer Ausbildung im Jahre 1787 zu Joseph Haydn nach Wien, wo er Violoncellist in der Kapelle des Fürsten Esterhazy wurde. 1791 nach München zurückgekehrt, komponierte er hier die komische Oper „Die Thomasnacht“, deren Text sein älterer Bruder, Joseph Anton v. Destouches, gedichtet hatte. Letzterer, geboren 1767, war als Patrizier der Stadt München erst in deren inneren Rat gesessen, 1790 in unmittelbare kurfürstliche Dienste getreten und 1791 Rentkammerrat in Amberg gewesen. Derselbe wurde später Regierungsrat und Kronfiskal und korrespondierendes Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften, und Verfasser einer großen Anzahl historischer, statistischer und dramatischer Werke.

Die erwähnte Oper der beiden Gebrüder Destouches gelangte im Jahre 1792 zum erstenmal auf der kurfürstlichen Hofbühne zu München zur Aufführung, die Partitur hiervon soll beim Brande des Hoftheaters am 14. Januar 1823 mit ein Opfer der Flammen geworden sein.

Auf dem Gebiete der Dicht- und Tonkunst waren in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Frankreich zwei Träger des Namens Destouches zu Ruhm gelangt: der Tondichter André Kardinal Destouches, Generalintendant der kgl. Hofkapelle und Generalinspektor der musikalischen Akademie und der Oper zu Paris, welcher in den Augen Ludwigs XIV. der einzige würdige Nachfolger Lullys gewesen, und der Lustspieldichter Philipp Néricault Destouches, Ecujer, Gouverneur von Melun, französischer Geschäftsträger in London und Mitglied und Präsident der Akademie zu Paris, von welchem Lessing sagt, „daß seine Lustspiele Muster einer feineren, höheren Komödie abgegeben, als man von Molière selbst in seinen ernsthaften Stücken gewohnt war“. In deutschen Uebersetzungen sind dieselben auch auf der Münchener Hofbühne zur Aufführung gelangt.

Im selben Jahre 1792, da seine erste Oper gegeben worden, ließ Franz Destouches in Offenbach als sein Opus 1 drei Sonaten für das Pianoforte erscheinen. Wie Fétis (Biographie universelle des musiciens, Bruxelles, 1837) konstatiert, unternahm er nun Kunstreisen nach der Schweiz und nach Oesterreich. Als Dreiundzwanzigjähriger trat er am 10. Februar 1795 in der St. Martinskirche zu Amberg mit der Landrichterstochter Wilhelmine Theresia Cäcilia v. Couwen von Bobingen bei Augsburg, welche einem Patriziergeschlechte der Stadt Aachen entsprossen war, vor den Traualtar. Das dortige Pfarrbuch hatte den „D. Franciscus de Destouches“ als „Clavierspiller“ betitelt. Nach Fétis wirkte er alsdann von 1797 bis 1799 in der Stellung eines Musikdirektors zu Erlangen. An Klavierkompositionen erschienen von ihm damals u. a. „drei Arietten“ zu Heilbronn 1798, „Douzes petites pièces“ und „Douzes variations“.

Das folgende Jahr 1799 sollte einen entscheidenden Wendepunkt in seiner Künstlerlaufbahn mit sich bringen.

Zu Anfang jenes Jahres genoß er die Auszeichnung, zu Weimar vor dem Herzoge Karl August konzertieren zu dürfen. Der ihm von diesem Fürsten gewordene Beifall einerseits, eine in der herzoglichen Hofkapelle eben eingetretene Vakatur (der Stelle eines zweiten Musikdirektors infolge Abgangs des Konzertmeisters Goepfert) andrerseits bestimmten ihn, unterm 29. März 1799 an den Herzog das Gesuch um Verleihung der erledigten Stelle zu richten.

Diese Eingabe, beziehungsweise der Anstellungsakt hinterliegt nunmehr in dem großherzoglichen Geheimen Haupt- und Staatsarchive zu Weimar, dessen Direktor, Geh. Hofrat Dr. Burckhardt, dem Verfasser dieser Zeilen die Einsicht der sämtlichen auf Destouches bezüglichen Akten in entgegenkommendster Weise gestattete und — wie auch die Direktoren des Goethe- und Schiller-Archives, der großherzoglichen Nationalbibliothek und des Goethe-Nationalmuseums dortselbst, die Geh. Hofräte Dr. Suphan v. Bojanowski und Dr. Ruhland — seine Forschungen aufs freundlichste unterstützten. Jene Akten bieten aber schon darum ein besonderes und allgemeines Interesse, weil sämtliche darin enthaltenen Berichte, Anträge und Gutachten von Goethe konzipiert und zum Teil eigenhändig von ihm niedergeschrieben sind, und die eigenhändigen Entschließungen des Herzogs Karl August darauf enthalten. Goethe, welcher im Jahre 1791 das Weimarer Hoftheater begründet hatte, stand damals an der Spitze der für dasselbe niedergesetzten „Theaterkommission“, war aber in Wirklichkeit der eigentliche „Generalintendant“.

Das Anstellungsgesuch Destouches' war von Herzog Karl August dem Geheimrat v. Goethe übergeben worden, welcher unterm 2. April 1799 aus Jena dem Herzog folgenden Vorschlag unterbreitete:

„1. Engagement vorerst auf ein Jahr;

2. Mithin vorerst den Titel eines Musikdirektors;

3. Uebernehmung der Verbindlichkeit, jährlich 6 bis 8 Opernpartituren zu korrigieren und neuen Texten unterzulegen nach dem Angeben der Theaterkommission und dem von derselben hierzu angewiesen werdenden Theaterdichter;

4. Komposition von Gelegenheitsarien und sonstigen Piecen;

5. Komponierung irgend einer Oper, deren Verkauf an andere Theater, nach getroffener Uebereinkunft mit dem Dichter, dem Komponisten überlassen ist;

6. Uebernehmung des Accompagnements mit dem Flügel bei Arien im Konzert und bei Opern, sowie deren Direktion bei Krankheiten oder Abwesenheit des Konzertmeisters Kranz;

7. Verbindlichkeit, der Gesellschaft gegen einen zu bestimmenden Zuschuß auch auswärts zu folgen und die Opern zu dirigieren, im Falle der jetzige Korrepetitor wider Vermuten daran verhindert würde;

8. 400 Taler Gage überhaupt für Kompositionen, Korrekturen, Accompagnements und Direktion.

Unter Voraussetzung, daß Serenissimus die Annahme des Herrn Destouches approbieren, bin ich mit derselben unter vorstehenden Bedingungen recht wohl zufrieden.“

Noch am nämlichen Tage erfolgte zu Weimar die Abschließung des Vertrages unter den vorstehenden, vom Herzoge approbierten Bedingungen mit Gültigkeitsdauer vom 1. April 1799 an bis dahin 1800. Daß Destouches

das vom Herzog, von Goethe und der Theaterkommission in ihn gesetzte Vertrauen gerechtfertigt, geht daraus hervor, daß letztere schon viereinhalb Monate vor Ablauf des Probejahres dem Herzoge den Initiativantrag unterbreitete:

„Da man mit der Geschicklichkeit und dem Benehmen des Musikdirektors Destouches bisher zufrieden zu sein Ursache hat, sei man geneigt, den einjährigen Kontrakt auf ein weiteres Jahr zu prolongieren; es möge dem rc. Destouches außerdem auch der Charakter eines Musikdirektors erteilt werden."

Schon im nächsten Jahre war derselbe herzoglicher Konzertmeister geworden und ihm im Jahre 1802 eine besondere Instruktion zugeschlossen worden, bezüglich welcher der verlebte Generalintendant des großherzoglichen Hoftheaters und der Hofkapelle zu Weimar, Frhr. v. Loën, dem Verfasser dieser Abhandlung in einem Briefe vom 29. Februar 1876 geschrieben hatte: „Goethe hat ihm seine höchst merkwürdige Instruktion gegeben."
Dieselbe hier im Wortlaut zu bringen, ist leider nicht möglich gewesen, da der hierzu nötige Raum nicht zur Verfügung gestellt werden konnte.
Im Dezember 1802 wurde Destouches durch herzogliches Dekret auch als Musiklehrer und Musikdirektor bei dem „Choro musico" des herzoglichen Seminars und Gymnasiums angestellt. Es wurden ihm hierbei angewiesen: 43 Reichstaler 18 Groschen bei der herzoglichen Kammer, 46 Reichstaler 6 Groschen beim Gotteskasten, und als Deputat 30 Scheffel Korn, 12 Scheffel Gerste und ein halbes Scheffel Erbsen.
Diese weitere Bestallung, oder schon die bekannt gewordene Absicht derselben, hatte aber einen heftigen Streit zwischen Herder und Goethe veranlaßt, welchen Dr. Burckhardt in seiner Abhandlung „Herder und Goethe über die Mitwirkung der Schule beim Theater" (Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte, 1888, S. 435 ff.) ausführlich beschrieben hat.

„In Weimar selbst," sagt Burckhardt, „griff Goethe zu allen, wie es schien, erlaubten Mitteln, um bei bewährter Sparsamkeit auch entferntere Kreise in das theatralische Leben hereinzuziehen. Namentlich war es das Seminar, das unvermerkt in eine nicht gerade heilvolle Nähe des Theaters gerückt worden war... Bedeutendes mußte vorausgegangen sein, daß Herder, als damaliger Generalsuperintendent, mit tiefer Entrüstung die Unabhängigkeit des Seminars vom Theater zu erkämpfen strebte, indem er sich in einer äußerst umfangreichen Denkschrift vom 26. Oktober 1802 gegen die beabsichtigte Uebertragung des musikalischen Unterrichts, welcher bisher mit dem Stadtkantorate verbunden gewesen war, an den Konzertmeister Destouches aussprach."

Der Schlußsatz jener Denkschrift lautet:

„Das Cantorat habe, als eine Kirchen- und Schulstelle, seine eigenen Pflichten. Daß ein Clerikus und kein anderer die Verstorbenen zu Grabe singe, könne nach der Kirchenordnung und der allgemeinen christlichen Observanz jeder fordern, eine Abänderung hierinne, sowie der Verwaltung des Kirchengesanges in der ältesten Lutherischen, der Stadtkirche, durch einen Römisch-Catholischen, sowie sie der Kirchen-Ordnung, den Landes-Recessen und dem zu leistenden Eide entgegenstünde, würde fast allgemein zum Anstoß gereichen, der Publizität nicht entgehen, auch wie wir es herauszusagen uns devotest erkühnen, selbst dem Andenken der Fürsten zu nahetreten, deren Bildnisse und Grabmale diese Kirche ehren. ... Auf mehrere Jahrhunderte würden wir zurückgeworfen, wenn eines kleinen Emolumentes oder einer vorübergehenden Convenienz wegen eine, dem ganzen Lande wichtige Stelle verstümmelt, oder gar Gymnasium und Seminarium auf irgend eine Weise unter eine Disposition gerückt würde, unter welche es nicht gehört; dagegen als außerordentlicher Musiklehrer, gleich anderen dergleichen der Conzertmeister Destouches dem fürstlichen Gymnasio nicht anders als lieb seyn kann, wenn derselbe ohne Verminderung der Cantorats-Besoldung und Emolumente, sowie ohne Verminderung des ihm zu seiner Obliegenheit nöthigen Ansehns aus Ew. Herzogl. Durchlaucht freier Gnade angestellt würde." —

Herzog Karl August gab die Denkschrift am 5. November der Theaterkommission mit der Aufforderung hinab, sich mit gutachtlichem Berichte binnen 14 Tagen darüber vernehmen zu lassen, „was sie bei der gewünschten Anstellung vermeldten Destouches als Cantor eigentlich beabsichtige. . . ."
Die Theaterkommission veranlaßte nun zunächst den Konzertmeister Destouches zur Darlegung seiner Ansicht und Erstattung eines Gutachtens und legte dasselbe in einem von Goethe diktierten Berichte vom 4. Dezember 1802 dem Herzoge vor, worin sie konstatierte,

„daß, da sie ohne Mitwirkung des Chors die Oper zu leisten nicht im Stande wäre, es ihr freilich wünschenswert geschienen, wenn eine und dieselbe Person an beiden Orten Einfluß haben könnte. Es werde zu beiderseitiger Zufriedenheit vollkommene Ordnung bestehen können, wenn der Conzertmeister Destouches die dortigen Verhältnisse kennt, und seine Incumbenzen zu vereinigen sucht. Außer allem Zweifel scheint es gesetzt zu sein, daß schon dadurch viel Zeit und Mühe erspart wird, wenn ein Lehrer mit seinen Schülern etwas unternimmt, die er kennt, die seine Methode gewohnt sind und die er auf mehr als eine Weise zu üben verpflichtet ist..."

Goethe ging also, wie Burckhardt sagt, als Sieger aus dem Kampfe hervor; er stellte seine Anstalt höher als die Schule, und unter Verweisung auf weitere „versuchsweise" Behandlung der Frage hat er Herders Widerstand gebrochen.
Um sich in der Stadt seines neuen Wirkungskreises auch als Tondichter einzuführen, erließ Destouches am 8. Januar 1800 im „Weimarischen Wöchentlichen Frag- und Anzeiger" eine „Ankündigung an die Musikfreunde", daß bei ihm von seinen Kompositionen für das Klavier, sauber gestochen, acht zu haben seien und ein Konzert mit großer Orchesterbegleitung die Presse verlassen werde. Es waren das die bereits oben erwähnten Tonstücke und außerdem als neue ein Marsch (op. 9), eine Phantasie (op. 10) und eine Sonate (op. 11), sämtlich, wie später auch das große Konzert, bei Gombart in Augsburg erschienen. Was derselbe, als kontraktlich verpflichteter „Theaterkomponist" an Theatermusik für das Weimarer Hoftheater komponiert hat, läßt sich nicht mehr vollständig feststellen. Gleich nach seinem Amtsantritte erhielt er das Singstück „Der Gefangene" zur Korrektur mit dem Auftrage, bei Zweifeln bezüglich des Textes den Registrator Vulpius beizuziehen. Er hatte dann u. a. Arien zur Oper „Das Opferfest", zu den „Theatralischen Abenteuern", eine „Leyer-Arie" zu „Jon" u. s. w. zu komponieren. Daß Destouches insbesondere zu Schiller nach des letzteren definitiver Uebersiedlung von Jena nach Weimar im Dezember 1799 in nähere Beziehungen getreten, beweist die Tatsache, daß er zu den Schillerschen Dramen u. s. w., welche von da an in Weimar zur Erstaufführung gelangten, die Musik komponiert, welche an jenen Premierenabenden gleichfalls ihre Uraufführung erlebte, wie Schaefer in seinem eingangs erwähnten Werke festgelegt hat.
Am 20. Januar 1802 hatte Schiller an Goethe zu Weimar geschrieben: „Die Turandot denke ich etwa auf den Dienstag vom Theater herab zu hören. . . . Destouches hat bereits einen Marsch dazu gesetzt, der sich ganz gut ausnimmt." Die Erstaufführung von Turandot mit der Musik von Destouches fand dann am Sonnabend, den 30. Jänner 1802, zur Feier des Geburtstages der Herzogin statt.
Im selben Jahre 1802, am 2. Oktober, gelangte noch eine neuere große Komposition von Destouches, „Harmonie-Musik" (La Chasse) im Weimarer Hoftheater zur Aufführung.

Nach Fétis und anderen komponierte er ferner die Musik zu Schillers „Braut von Messina“ und „Jungfrau von Orleans“. Von ersterer weiß Schäfer nichts zu berichten, der letzteren Premiere fand am 23. April 1803 auf dem Weimarer Hoftheater statt. Die Partitur soll bei dessen Brand im Jahre 1825 verloren gegangen sein. Die Zeitgenossen kritisierten die Musik „als zu sehr auf den modernen Geschmack berechnet“. Johannas Abschiedsmonolog „Lebt wohl ihr Berge“ u. s. w. erschien 1810 für Pianoforte und Gesang bei Weygand in Leipzig.

Im Jahre 1804, am 17. März, folgte, wie eingangs geschildert, die Uraufführung von Tell mit der Musik von Destouches, und zwar, einer gütigen Mitteilung Dr. Burckhardts zufolge, — in Anwesenheit von 554 Personen (was als ein sehr guter Besuch anzusehen war), und mit einem Kassaerträgnis von 264 Reichstalern 6 Groschen. Einen Klavierauszug mit Gesang (op. 14) gab der Komponist im Jahre 1806 bei Gombart in Augsburg heraus.

Auch zu Wallensteins Lager komponierte Destouches, und zwar nach Schäfer um das Jahr 1805, eine Musik, deren Partitur gleichfalls beim Theaterbrande zu Verlust gegangen sein soll.

Schillers Dichtungen hatten, wie dies Schäfer dargelegt, eine größere Zahl von Komponisten zu Vertonungen angeregt. Wallensteins Lager und sein Schlußlied hatten schon vor der Erstaufführung (12. Oktober 1798), also ehe Destouches nach Weimar gekommen, solche gefunden, von denen jene Ch. J. Zahn's im Musenalmanach 1798 erschien. Am 3. August 1804, vier Monate nach der Erstaufführung Tells, schrieb Schiller an Goethe aus Weimar: „Beiliegende Melodien zu dem Tell schickt man mir aus Berlin. Sie lassen Sie wohl einmal von Destouches oder sonst jemand spielen, und sehen, was daran ist.“ Es handelte sich, einer freundlichen Mitteilung Professor Dr. Weltrichs zufolge, um eine Komposition des aus Mannheim gebürtigen Berliner Kapellmeisters B. A. Weber. Ob Destouches noch zu anderen Dichtungen Schillers, ob er auch zu solchen Goethes Musik geschrieben, oder wenigstens solche im Manuskript hinterlassen, läßt sich nicht mehr feststellen.

Während seines Wirkens zu Weimar komponierte er ferner die Oper „Das Mißverständnis“, Text von Wolf, welche — nach Fétis — bei ihrer Erstaufführung am Weimarer Hoftheater am 27. April 1805 großen Beifall erntete; dann die Operette „Die blühende Aloë“, die Musik zu den „Hussiten vor Naumburg“ von Kotzebue und dem Trauerspiel „Wanda“ von Werner, eine Ouvertüre in D, „La bataille de York“, und das Oratorium „Die Anbetung am Grabe Jesu“, Text von Herder. Ueberhaupt hat er sich — wie Fétis gleichfalls konstatiert — auch als Kirchenmusik-Kompositeur durch mehrere Messen und ein Agnus Dei für Doppelchor rühmlich bekannt gemacht.

Wie aus seinem Bestallungsdekret ersichtlich, war seine Dirigenten- und Künstlertätigkeit nicht auf Weimar allein beschränkt; mit dessen Hoftheaterpersonal und Hofkapelle war er kontraktmäßig stets auf Kunstreisen begriffen. Auf einer derselben, welche er Anfang Februar 1809 nach Braunschweig unternehmen mußte, wurde ihm in seinem dortigen Logis im Westnerschen Hause sein Mantelsack mit all seinen Reiseeffekten im Werte von 53 Reichstalern 22 Groschen gestohlen. Die Theaterkommission legte zwar das vom Braunschweiger Friedensgerichte eingesandte Attest dem Herzoge vor, erklärte aber gleichzeitig, daß weder Theater- noch Musikkasse Mittel zur Ersatzleistung hätten, nachdem letztere ohnedies die Reisekosten des Konzertmeisters mit 176 Reichstaler 12 Groschen 4½ Pfennige zu tragen habe. Mit dem herzoglichen Signate: „Die Sache ist beendigt“ vom 25. Mai schließt der Akt.

(Schluß folgt.)

Bücher und Zeitschriften.

Die Ornamentik bei Albrecht Dürer. Von Valentin Scherer. Mit 11 Lichtdrucktafeln. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte, Heft 38.) Straßburg 1902. J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel).

Die dankenswerte Arbeit behandelt ihr Thema in gründlicher, verständnisvoller Weise. Die allmähliche Entwicklung, das Reifen der künstlerischen Persönlichkeit des deutschen Großmeisters läßt, wie an seinem Gesamtwerk, so auch an seinen Zierformen sich verfolgen. Aus dem Goldschmiedehandwerk hervorgehend, schließt sich Dürer zuerst eng an den spätgotischen Stil mit seinem Naturalismus, seinem barocken Kräuselwerk an. Die bald eindringenden Renaissance-Elemente werden zunächst ziemlich willkürlich verwendet. Dann aber zeigt sich ein planmäßiges Bestreben, die einzelnen Motive aus einander zu entwickeln, das Neue mit dem Alten inniger zu verbinden. Zunächst wird dabei noch selten eine ganz harmonische Wirkung erreicht. Dies wird erst möglich durch genaueres Kennenlernen der italienischen Renaissance in ihrer Heimat: Dürers zweiter Aufenthalt in Venedig wird entscheidend für seine Kunst. An den bald nach der Rückkehr entstandenen Werken, dem Entwurf zum Allerheiligenbildrahmen von 1508, der Baseler Madonna von 1509, dem Diptychon von 1510 „hat sich der deutsche Naturalismus verschmolzen mit der Gesetzmäßigkeit und Harmonie italienischer Formensprache.“ Doch der in Dürers innerstem Wesen begründete, echt deutsche Drang nach möglichster Lebendigkeit wird jetzt stärker und stärker, bis er in Konflikt gerät mit der angestrebten Gesetzmäßigkeit. „Unter der Fülle der Einzelheiten muß die Klarheit des Gesamtbildes leiden. Dies zeigt sich namentlich in dem großen Werke der Ehrenpforte, wobei allerdings nicht vergessen werden darf, daß hier zahlreiche Gehilfenhände mittätig sind, und ein genau festgesetzter Plan das künstlerische Schaffen überall einengen mußte.“ Wo Dürer frei vorgehen konnte, wie im Gebetbuch Maximilians, gelang es ihm, ein Höchstes zu leisten. „Hier hat der Künstler erreicht, was er Zeit seines Lebens erstrebt hatte.“ Mit dem Satz: „Hier hat er die deutsche Ornamentik im Sinne der italienischen Renaissance ausgestaltet“, dürfte dies wohl nicht ganz zutreffend bezeichnet sein. Richtiger mit dem folgenden: „Und so steht Dürer als einziger in der ganzen deutschen Kunstgeschichte da, dem es wahrhaftig gelungen ist, an der Hand von dem, was Italien bot, selbständig einen neuen Weg für die so ausgeartete Ornamentik zu finden. Er benutzte nicht die italienischen Formen, um durch sie eine aus der Spätgotik stammende, übertriebene Bewegung zu steigern und, wie so viele andere, in diesem Taumel unterzugehen; er war auch nicht ein einseitiger Nachahmer italienischer Renaissance, wie es in dem nahen Augsburg ein Holbein d. Ae., ein Burgkmair wurden. Indem er den tiefsten Grund des Wesens der Kunst erkennen wollte, kam er, wie in allem, so auch in der Ornamentik, durch Studium, zugleich aber auch durch Ueberwindung der italienischen Renaissanceformen zu jenem einzigartigen Stil, den er nicht zum geringsten Teil aus der Gesetzmäßigkeit der Kunst schöpfte.“

B. St.

Allgemeine Rundschau.

Eine norwegische Hilfsexpedition zum Entsatz des Frhrn. v. Toll.

-bra- Christiania. Das Schicksal des russischen Polarforschers Baron Toll, der seit seiner vor zirka Jahresfrist erfolgten Abreise von den neusibirischen Inseln spurlos verschollen ist, wird in den skandinavischen Geographenkreisen mit großer Teilnahme verfolgt. Wie schon kurz gemeldet, hat Fritjof Nansen an sämtliche Walfänger-Stationen der Westküste die öffentliche Aufforderung gerichtet, bei Eintritt der diesjährigen Fangsaison nach den russischen Entdeckungsreisenden Nachforschungen anstellen zu lassen. In einer Zuschrift an den Bürgermeister von Sandefjord betont Nansen, daß es

besonders aus dem Grunde geboten erscheint, die Aufmerksamkeit der Wal- und Robbenjäger auf die hilfsbedürftige Lage der Russen hinzulenken, da die Expedition wahrscheinlich auf einer abgesprengten Eisscholle nach der Taimyr-Halbinsel zu abgetrieben sei und hier dem sicheren Untergange entgegengehe, falls ihr nicht rechtzeitig ausreichende Hilfe zuteil werde. Die Möglichkeit liege außerdem vor, daß Toll mit seinen Begleitern auf dem Treibeise eine ähnliche Fahrtrichtung eingeschlagen habe, wie sie seinerzeit von der Fram verfolgt wurde. In letzterem Falle würde es sich um eine eventuelle Landung auf Nowaja Semlja, Franz Josephs-Land, Spitzbergen bezw. Grönland handeln, vorausgesetzt, daß Baron Toll in der Lage sei, sich mit seinem sicherlich nicht allzugroßen Proviantvorrat bis zum Beginn des arktischen Hochsommers durchzuschlagen. — Einem publizistischen Ausfrager gegenüber erklärte Nansen des weiteren, daß die Tollsche Expedition schwerlich soweit nach Norden verschlagen worden sei, daß man von einer Rekapitulation der 1893er Fram-Trift sprechen könne. Die Eventualität, daß Toll geradewegs nach dem Nordpol abgetrieben sei, braucht dabei nicht als absolute Unmöglichkeit bezeichnet zu werden, da die arktische Golfbewegung von Osten nach Westen tatsächlich ihre größte Intensität im Bereich des eigentlichen Polzentrums entwickle. Jedenfalls würde ein solcher unfreiwilliger Abstecher nach den höheren Polarregionen mit dem unentrinnbaren Untergang der russischen Forscher gleichbedeutend sein. Der sicherste Ausweg würde es sein, wenn man mittelst einer förmlichen Entsatzexpedition über das Schicksal der vermißten Reisenden näheren Aufschluß zu gewinnen trachtete. Hierzu liege um so dringlichere Veranlassung vor, als die berufsmäßigen Wal- und Robbenfänger, die während der Sommermonate in den arktischen Gewässern kreuzen, infolge eines von der russischen Regierung vor einigen Jahren erlassenen Fangverbotes zu den östlich von Nowaja Semlja belegenen Meeresteilen keinen Zutritt haben, infolgedessen auf eine Nachsuche nach den verschollenen Entdeckungsreisenden gerade bei den wichtigsten Partien der sibirischen Küste Verzicht geleistet werden muß. Nansen gab zum Schluß seiner Ausführungen der bestimmten Ueberzeugung Ausdruck, daß die Regierung dem Plan eines offiziellen Entsatzunternehmens ihre volle Unterstützung zuteil lassen werde, sobald man sich über die konkreten Ziele der Rettungsaktion im Detail klar geworden sei. Norwegen verdanke der russischen Polarforschung so vielfältige Anregungen und materielle Ermunterungen, daß im vorliegenden Falle lediglich ein Gebot internationaler Höflichkeit erfüllt werde, wenn die allgemein vorherrschende Teilnahme für das Los der verschollenen russischen Forscher in einem energisch durchgeführten Hilfsunternehmen seine reale Betätigung finde.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Ein wertvoller kunstgeschichtlicher Fund ist kürzlich im Nationalmuseum zu Neapel gemacht worden. In den Magazinen des Museums sind sieben große, mit Seide und Gold gestickte Wandteppiche aus Leinen gefunden worden, die Momente aus der Schlacht bei Pavia darstellen. Die große Auffassung ließ zuerst an einen Italiener als Künstler denken, etwa an Tizian oder Tintoretto; aber wahrscheinlich haben wir es mit Entwürfen von Barend van Orley, dem begünstigten niederländischen Porträtisten Karls V., zu tun. Die Skizzen zu den Teppichen befinden sich noch heute im Louvre. Diese selbst bildeten ein Geschenk der niederländischen Generalstaaten an Kaiser Karl V. anläßlich ihrer Versammlung in Brüssel im Jahre 1531, und gelangten nach mannigfachen Schicksalen 1862 in den Besitz des Neapeler Nationalmuseums.

* Eine neue Stiftung von Carnegie. Carnegie hat für die Errichtung eines College für Ingenieure, Techniker und Elektriker in New-York $1\frac{1}{2}$ Millionen Dollars gestiftet.

* Die nächste Generalversammlung der internationalen Assoziation der Akademien wird am 25. Mai d. J. in London stattfinden. Die Veranstaltung liegt in den Händen der Londoner Royal Society.

Hochschulnachrichten.

* **Erlangen.** Auf Grund einer Dissertation über das Thema: „Georg Karg (Parsimonius), sein doppelter Lehrstreit und sein Katechismus" wurde der durch seine prähistorischen Forschungen nicht unbekannte Pfarrer Dr. phil. Georg Wilke in Hellmitzheim zum Licentiaten der Theologie promoviert.

* **Freiburg i. Br.** Der Assistent an der medizinischen Abteilung des chemischen Laboratoriums, Dr. Franz Knoop aus Schanghai, hat sich als Privatdozent für physiologische Chemie habilitiert.

* **Halle.** Zum Nachfolger des ordentlichen Professors der Jurisprudenz Dr. Endemann, der als Nachfolger des verstorbenen Prof. Karlowa nach Heidelberg geht, ist der Königsberger Ordinarius Wilhelm v. Blume berufen worden. Professor v. Blume wird dem Rufe nach Ostern Folge leisten.

* **Wien.** Der Physiker Hofrat Boltzmann wurde zum Ehrenmitglied der Universität Kasan gewählt.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Georg Jellinek: Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte. Ein Beitrag z. modernen Verfassungsgesch. 2., erw. Aufl. (Staats- u. völkerrechtl. Abhandl. Bd. 1 H. 3.) Leipzig. Duncker u. Humblot. 65 S. — Dr. Burt Estes Howard: Das amerikanische Bürgerrecht. (Staats- und völkerrechtliche Abhandlungen. Bd. IV, Heft 3.) Ebenda. 155 S. — George Cleinow: Beiträge zur Lage der Hausindustrie in Tula. (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen. Bd. XXII, Heft 4.) Ebenda 1904. 131 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Im Verlage der **Aschendorffschen** Buchhandlung in Münster i. W. ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Marengo. Mit zwei Karten und einem bibliographischen Anhang von **Dr. Alfred Herrmann.** Gr. 8°. VIII und 236 Seiten. Geheftet 6 Mk.

Inhalt: Einleitung: Die Bedeutung Marengos für die Machtstellung Bonapartes in Frankreich. I. Kapitel: Das französische Heer um 1800. II.: Die Reservearmee von 1800. III.: Das österreichische kaiserliche Heer um 1800. IV.: Der französische Kriegsplan. V.: Die feindlichen Armeen bis zur Entscheidung bei Marengo. VI.: Die Schlacht bei Marengo am 14. Juni 1800. VII.: Gefecht bei San Giuliano. VIII.: Verlustberechnung IX.: Die Konvention von Alessandria. — Schlußwort; Literatur-Nachweis. (6322)1

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1904. 133. Band. Sechstes Heft.

Inhalt: Selbstmord und moderne Ethik. (Schluß.) — Entwicklung und Bedeutung der katholischen Standesvereine und Heime für die erwerbstätige weibliche Jugend. — Reichstagsbrief. III. — Die Großstadt. — Geschichte des Katholizismus in Altpreußen. — Zweierlei Maß der modernen Kritik. — Adolf Fähs Geschichte der bildenden Künste. (6319)

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen **Anfragen oder Bestellungen,** welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung

angekündigten,

besprochenen

oder zitierten

Bücher und Verlagswerke

erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung

beziehen zu wollen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Tauchnitz Edition.

March 17, 1904.

Stella Fregelius.

A new Novel.

By

H. Rider Haggard.

In 2 vols.

(631[illegible]

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Jahrgang 1904. München, Freitag, 18. März. Nummer 65.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☞ Des Feiertags wegen (mit Rücksicht auf das Gesetz über die Sonntagsruhe) erscheint die nächste Nummer am Montag.

Inhalt:

I. Hauptartikel.
Heinrich v. Reder. Von Hans Benzmann.
Franz Destouches. (Schluß.) Von Ernst v. Destouches.
II. Bücher und Zeitschriften.
D. Hilbert: Grundlagen der Geometrie. — H. A. Krüger: Der Weg im Tal.
III. Allgemeine Rundschau.
Das georgische Epos „Dilariani“. — Eine Handschrift aus Niederbayern in Besançon. — Magnetische Ziegel. — Kleinere Mitteilungen.
IV. Hochschulnachrichten.

Heinrich v. Reder.

Zum 80. Geburtstag des Dichters am 19. März 1904.

Heinrich v. Reder gehört zu den wenigen älteren Dichtern, die mit den Modernen gingen. In den 80er und 90er Jahren konnte man oft von ihm Gedichte in dem Organ der Jungen, in der „Gesellschaft“, finden — Gedichte, die sich durch eine besondere Frische und Flottheit in Reim und Rhythmus, Empfindung und Idee auszeichneten, so daß mancher Leser, der von dem alten Herrn nichts wußte, wohl annahm, daß diese frischen Stimmungen einer der Reigenführer der Jüngsten, etwa ein jüngerer guter Kamerad Detlef v. Liliencrons gedichtet habe. Reder hat sich gewiß nie um die Begriffe Modern und Nichtmodern gekümmert. Ihm war es vielleicht ein Bedürfnis, mit der Jugend zu gehen, und wiederum seine frische Art zog die Jugend an. Es war aber in erster Linie die Art seiner Kunst selbst, die Art seiner späteren Kunst, die ihn zu den jüngeren Dichtern führte. Was die Besten der Modernen in formeller Beziehung erstrebten: Anschaulichkeit, Natürlichkeit, Präzision und Prägnanz des Ausdrucks, Knappheit der Form, Plastik neben melodisch und harmonisch wirkender Abtönung des Verses, der Strophe, des ganzen Gedichtes, kurz volle Einheit zwischen Inhalt und Form: das alles bot Reders Kunst in reichstem Maße. Noch etwas anderes aber zog die deutsche Jugend zu diesem greisen Dichter mit dem ewig jungen Herzen, mit der reinen, starken und stolzen Seele, etwas, das sie auch im Kampfe um neue Ziele als den alten ewigen Geist der deutschen Kunst dunkel empfand: das volkstümliche Element, das rein und schlicht, kräftig und gesund aus Reders Poesien spricht.

Reder ist Unterfranke. Das frühere Reichsstädtchen Mellrichstadt ist seine Heimat. Hier wurde er seinem Vater, einem Gerichtsarzte, am 19. März 1824, als vierter Sohn geboren. Im elterlichen Hause Reders herrschte der Geist der klassischen Bildung, die lateinische Sprache war gewissermaßen Umgangssprache zwischen Eltern und Kindern. Reder besuchte dann die Lateinschule und die Gymnasien zu Schweinfurt und Aschaffenburg, welche er mit größter Auszeichnung absolvierte. Die waldreiche und naturfrische Umgebung seiner Heimat und ein frühes poetisches Empfinden hatten in ihm die Vorliebe für die Naturwissenschaften erweckt, und ihnen widmete er sich denn auch später vorzugsweise, und zwar auf der Forstakademie zu Aschaffenburg. Nachdem er dieselbe absolviert und ein Jahr als Praktikant im äußeren Forstdienste verbracht hatte, besuchte er die Universität München, um seine Studien zu vervollständigen. Er war bei größtem Fleiße kein Stubenhocker, im Gegenteil, er war gern dort, wo das Leben sprudelte und schäumte, er war ein virtuoser Tänzer, Schwimmer, Schlittschuhläufer, Reiter, vor allem aber ein unüberwindlicher Hieb- und Stoßfechter, den jeder auf der Mensur fürchtete, und war bei Studentenkommersen zumeist als Sprecher an der Tête. Senior der Burschenschaft Hubertia, ist er ihr eigentlicher Begründer gewesen. Da kam das Jahr 1848, es rief ihn, den damals gerade Wehrpflichtigen, zu den Waffen. Aber an demselben Tage, als er in die Kaserne einrücken wollte, wurde er auf Grund seiner Studienzeugnisse zum Leutnant im 1. Artillerie-Regiment ernannt. Hier in München fand er bald Verkehr in literarischen Kreisen und Aufnahme in der Gesellschaft „Poeten-Verein an der Isar“. Diese Dichter hatten ihre Zusammenkünfte im sogenannten Apollosaal der Altmünchener Bierwirtschaft „Zum grünen Baum“. Diesem Kreise gehörten u. a. an: August Becker, der Dichter des Jungfriedel, Leonhard Wohlgemuth, der Verfasser der bayerischen Königshymne. Reder blieb nun der militärischen Laufbahn getreu, aber er studierte und dichtete eifrig weiter und betrieb auch noch später, als er Oberleutnant geworden war, das Studium der Malerei, zu welcher ihn ein schönes Talent befähigte. 1854 gab er mit seinem Freunde Waldemar Neumann Gedichte unter dem Titel: „Soldatenlieder von zwei deutschen Offizieren“ heraus, welche sich in militärischen Kreisen großer Beliebtheit erfreuten und gern gesungen wurden. 1859 ließ er einen 348 Seiten starken Band „Gedichte“ erscheinen. Nachdem Reder 1861 ein Bändchen Lyrik seines Freundes, des Artillerie-Offiziers Georg Wetzel aus dessen Nachlaß herausgegeben hatte, veröffentlichte er eine Monographie des Bayerischen Waldes unter dem Titel: „Der Bayerwald, geschildert und illustriert von Heinrich Reder.“

Unterdessen hatte sich, begünstigt von dem kunstliebenden König Max II., eine neue Künstlergemeinschaft in München gebildet unter dem Namen „Die Krokodile.“ Der König selbst hatte die berühmte „Tafelrunde“, die W. v. Kaulbach auf einem großen Oelgemälde festgehalten hat, das sich im Maximilianeum befindet, gegründet. Um in zwangloser Weise noch außerdem miteinander verkehren zu können, hatten die Künstler eben diese zweite Gemeinschaft gebildet: „Die Krokodile.“ Dieser Gesellschaft gehörten unter anderen Emanuel v. Geibel (Obmann), Paul Heyse, Hans Hopfen, Julius Grosse, Heinrich Leuthold, Friedrich Bodenstedt, Felix Dahn, Wilhelm Hertz, Graf v. Schack, Hermann Lingg, Oskar v. Redwitz, H. W. Riehl und Viktor v. Scheffel an, auch Heinrich Reder, damals Hauptmann. Das Wirken dieser Gesellschaft ist, soweit ich mich entsinne, bereits öfter beschrieben worden. Ich erwähne daher nur, daß sie sich nach 20jährigem Bestehen auflöste. Reder feiert sie in manchem humorvollen Gedicht,

Im Jahre 1866 nahm Reder teil an den Gefechten bei Roßdorf und Zelle, Kissingen, Roßbrunn und Hettstadt. Geschmückt mit dem Militärverdienstorden 2. Kl., aber die Brust voll bitterer Empfindungen, kehrte er heim. Er machte darauf eine Studienreise nach Spanien, besuchte Gibraltar und die Nordküste Afrikas. Der Krieg 1870/71 rief auch ihn wieder zu den Waffen. Reder hat sechzehnmal im Feuer gestanden, so u. a. bei Beaumont, Remilly, Sedan, Orleans, Coulmiers, Beaugency-Cravant. In der Schlacht bei Beaugency wurde er durch ein Chassepotgeschoß verwundet und kampfunfähig gemacht. Reder kehrte heim. Außer dem Max Joseph-Orden schmückten nun noch das auf dem Schlachtfeld erworbene Ritterkreuz 1. Kl. und das Eiserne Kreuz 2. Kl. Reders Brust. Als Oberst ging Reder wegen eines Augenleidens in Pension. Den persönlichen Adel hatte er mit dem Max-Joseph-Orden erhalten.

Im Jahre 1885 erschienen „Federzeichnungen aus Wald und Flur". Reder hat das „nonum prematur in annum" mehr als nötig beachtet. Nachdem der erste Versuch, die Federzeichnungen herauszugeben, durch den Bankerott des Verlegers mißglückt war, ließ der Dichter sie 25 Jahre hindurch in seinem Pulte liegen, bis zum Jahre 1885. Aehnlich verhielt es sich mit der Dichtung „Wotans Heer", welche 1892 erschien. Reder hatte sie 1853 in Landau in der Rheinpfalz begonnen und im Oktober 1886 auf der Rottmannshöhe am Starnberger See vollendet. Ferner veröffentlichte er: „Soldatenlieder von drei deutschen Offizieren", Augsburg 1893 (Verlag der C. Reichenbachschen Buchhandlung), „Rotes und klares Blut" (epische Dichtungen, Schuster u. Löffler, Berlin), „Lyrisches Skizzenbuch" (ebenfalls Schuster u. Löffler) und „Mein Wanderbuch" (Verlag Max Wohlfahrt, München; leider ist dies Buch infolge Bankerotts des Verlegers nicht im Buchhandel erschienen). In den letzten Jahren sind in Zeitschriften vielfach Gedichte von Reder erschienen, die zu den besten und künstlerisch originellsten und reifsten des Dichters gehören.

In den 1859 erschienenen „Gedichten" findet man noch Anklänge an Heine, Eichendorff u. a., doch unterscheiden sich diese Poesien von zeitgenössischen ähnlichen einmal durch das stark Persönliche und Innerliche, das sich in ihnen ausspricht, dann aber durch die Art der hier zu Worte kommenden Kunstauffassung, durch den großen Reichtum an wirklich stimmungsvollen, melodiösen und sich durch lebendige Anschaulichkeit auszeichnenden Liedern! Ich hebe die Zyklen „Der Falkonier" und „Olive, die Zigeunerin" hervor. Diese Themen waren damals zeitgemäß, sie weisen auf die Romantik zurück und leiten andererseits zur flachen Romantik eines Julius Wolff u. a. hinüber, auch zur sozialen Bettler- und Vagabundenpoesie, z. B. einer Ada Christen. Es sind Reder im einzelnen schöne anmutige Lieder gelungen; im allgemeinen aber wiegt eine gewisse gleichförmige Sentimentalität vor, die dem Dichter später ganz fremd geworden. An Stelle derselben tritt vielmehr ein naiver, frischer, oft auch leicht und liebenswürdig ironischer Ton.

Das Monographienwerk „Der Bayerwald" ist vergriffen, ich kenne es daher leider nicht. Man rühmt ihm nach einen glänzenden Prosastil und Wärme des Vortrags, sowie waldfrische Poesie in den Schilderungen. Dem Buche waren, wie oben bereits erwähnt, nach Zeichnungen Reders Holzschnitte beigefügt.

Die Lieder Reders in dem bereits in neunter Auflage erschienenen Büchlein „Soldatenlieder von drei deutschen Offizieren" zeichnen sich aus durch volkstümliche Frische, Einfachheit und Innigkeit. Es sind echte Soldatenlieder, Lieder des Feldlagers, der Schlacht, des Patrouillenganges, des Soldatenlebens im Kriege. Sie schildern die Empfindungen des einzelnen Soldaten vor, während und nach der Schlacht. Die Sammlung zerfällt in mehrere Abschnitte, von denen jeder in sich zusammenhängende Lieder enthält: „Die Landsknechte", „Der Fähnrich", „Im Stegreif", „Am Lagerfeuer", „Im Frieden". Aufmerksam gemacht sei auch auf die sehr gelungenen balladenartigen Lieder: „Die Dachauer Moorjagd", „Die Pappenheimer", „Das treue Roß", „Der alte Grenadier", „Das letzte Hoch" und auf das feine Stimmungsbild „Hab' acht".

Julius Grosse nennt Reders größere epische Dichtung „Wotans Heer" ein berauschendes Gemisch von Nachklängen der Edda, Zigeunerlyrik und höfischer Ritterromantik im Nibelungenton. Schon damals bei den Mitgliedern des „Poeten-Vereins an der Isar" genoß das Epos im engen Kreise des höchsten Ansehens. Jahrzehntelang hat Reder sein Werk ausreifen lassen. Aus dem romantischen Ritterepos ist ein mächtiges Kulturbild, das die Sitten und Ideen, die Menschen und Taten des zu Ende gehenden Mittelalters widerspiegelt, ist eine tiefsinnige und poesiereiche Dichtung geworden.

Reder hat in der Dichtung die Sage vom wilden Jäger frei verwendet und eigenartig entwickelt und gedeutet. Eine Weltanschauung wird in dieser Dichtung verkündigt. Der Held ist die Personifikation germanischen Wesens, das nicht ganz im Christentum aufzugehen vermag, sondern aus angeborener Neigung immer wieder sich der Natur und den in ihr waltenden Kräften mit heimlicher mystischer Inbrunst oder offener Empörung gegen den fremden persönlichen Christengott hingibt. Ein Ausgleich zwischen Christentum und germanischem Naturgefühl ist immer wieder von Dichtern und Denkern angestrebt worden. Eine rechte, befriedigende Lösung des Problems scheint kaum gefunden werden zu können. Dieser Dualismus erscheint als die tiefere Idee des äußerlich bunten Kulturbildes: „Wotans Heer". Der strebende und schuldig werdende Mensch wird hier repräsentiert durch den Junker Wolfer von Rodenstein, den zwei Gewalten beeinflussen, der Dämon Snelle und der gute Geist, der getreue Eckart. Die Handlung schwankt zwischen mythischen Begebenheiten und romanhafter Erzählung hin und her. Wolfer gewinnt, nachdem er reichliche Schuld auf sich geladen hat, das Herz eines reinen Mädchens. Als er Maria aber nach der Hochzeit heimführen will, wird er unterwegs von rebellischen Bauern überfallen, Maria wird getötet, er selbst flüchtet, irrt ruhelos in der Welt umher und findet seinen Tod in der Schlacht bei Pavia. Im Schlußgesange zeigt Reder in düsteren, schattenhaften Farben die wilde Jagd. Die von Sehnsucht, Zweifel und Selbstqual zerrissene Seele des Rodensteiners kann niemals Ruhe finden.

Das Beste an der Dichtung in künstlerischer Beziehung sind meines Erachtens die eingestreuten Lieder, namentlich die Landsknechts- und Bauernlieder. Die ganze Kraft und Derbheit, der echte Humor des deutschen Volksliedes pulsiert in ihnen.

Das Büchlein „Rotes und blaues Blut" enthält zwei anmutige Erzählungen. Mit feinem künstlerischen Geschmack sind lyrische Stimmungen in den Gang der Handlung hineingewebt. Ergreifend sind die eingeflochtenen Lieder auf Ludwig II. in der zweiten Erzählung. In ihrer zarten Form ehren sie den toten König mehr als schwungvolle Trauerhymnen.

Die drei Bücher „Feder-Zeichnungen", „Mein Wanderbuch" und „Lyrisches Skizzenbuch" gehören zusammen, sie enthalten namentlich jene reifen Gedichte Reders, die ein modernes Gepräge zeigen. Man bemerkt an ihnen ein immer stärkeres Hervortreten des Individuellen, des Persönlichen. Je individueller die Empfindung wird, desto prägnanter und origineller erscheint mehr und mehr auch ihr Ausdruck. Immer umfassender, tiefer wird auch die Weltanschauung des Dichters, sie läßt das ganze reiche Leben auf sich wirken und nimmt dies, wie es ist. Aus dieser tiefen Ruhe der Seele blüht so in wahrhafter Frische eine überall jugendlich, flott, optimistisch, farbig, elastisch, nie blasiert erscheinende Lyrik, die Kunst der lyrischen Federzeichnungen und Skizzen. In äußerst reizvoller Wirkung mischt sich in dieses immer jugendlich tapfere und frische Empfinden

die feine Ironie des Alters. In ihrer Knappheit, in ihrem Stimmungsgehalt sind Reders lyrische Skizzen Meisterwerke moderner lyrischer Kunst. Eine herbe Schönheit atmet namentlich aus den reinen Naturstimmungen. Die Stimmung wird meistens dazu eigenartig vertieft durch die Schilderung eines persönlichen Erlebnisses.

Es war ein heller Wintertag,
der mich ins Moor gelockt,
ein flaches Schneefeld, da und dort
mit Föhren nur bestockt.

Drin strich ein Hungerfuchs herum,
ein Rabe flog vorbei,
der immer wieder nach ihm stieß
mit heiserem Geschrei.

Ich hob's Gewehr, ob schwarz, ob rot?
Ich schwankte mit der Wahl —
den Raben schoß ich für den Fuchs
zu einem feisten Mahl.

*

Schneegänse flogen übers Moor
im spitzen Dreieckzuge,
es reichte nicht der Flinte Blei
hinauf zum hohen Fluge.

Ich hört', am Weidenstamm gelehnt,
von fern ihr Gigack-Schnattern,
sie kamen wohl von einem Schmaus
bei Basen und Gevattern.

Sie schwanden rasch aus meinem Blick
im grauen Schneegestiebe —
wie seltsam, daß ich da gedacht
an Thé dansant und Liebe.

„Überraschend kühn deutet der Dichter oft das Leben der Natur, viele Gedichte sind Offenbarungen einer Weltanschauung; in anderen spiegelt sich das große und kleine soziale Leben. In kurzen Gedichten enthüllt sich oft ein tragisches Schicksal, ein ganzes Menschenleben.

In einem Steinbruch saß ich lang
auf einem Block und sann,
dieweil vom Rande manches Mal
der Kies hernieder rann.

Gerölle schob sich langsam fort,
Luftsprünge machte der Stein,
doch schließlich lagen alle still
am Boden groß und klein.

Da fuhr ich auf. Wozu die Hetz,
Gedränge, Druck und Stoß?
Ich eil' hinweg und dachte mir,
Dem gleicht des Menschen Los.

*

Verfallen steht im Waldesgrund
am Saumweg eine Schmiede,
draus tönt nicht mehr der Hammerschlag
zum arbeitsfrohen Liede.

Nicht weit entfernt ragt in die Luft
ein lang gestreckt Gebäude,
dort walten im Maschinenraum
berußte Hammerleute.

Mit Nägeln aus der Dampffabrik
ward zu der Sarg geschlagen,
der den verarmten Hammerschmied
zu Grabe hat getragen.

Andere Gedichte sind voll von lustigem Humor und feinem Sarkasmus.

Märt schritt am Maienabend
hinaus ins grüne Feld,
er war vergrämt, zerfallen
mit Menschen, Gott und Welt.
Die Wachtel schlug im Klee.

Er zählte still die Schläge:
Bück den Rück, bück den Rück!
Doch weil er sich nicht bückte,
so hatte er kein Glück.
Die Wachtel schlug im Klee.

Im Sinnen ging er weiter
bis zu dem dunkeln Wald.
Er lauschte, wie von ferne
der Wachtelruf noch hallt:
Bück den Rück, bück den Rück!

In diesem ganzen reichen Schaffen offenbart sich eine dichterische Persönlichkeit von sittlicher Größe und Reinheit, ein tüchtiger, mannhafter deutscher Charakter. Charakteristisch für diesen deutschen Künstler ist neben höchster Ehrlichkeit, neben dem Streben nach Größe und Tiefe, nach volkstümlicher Einfachheit die stete Sorge des Dichters, nur das Beste zu geben. Wir wünschen von Herzen, daß Reder sich zu einer Herausgabe seiner letzten Gedichte entschließen möge, oder zu einer Auswahl aus allen seinen Gedichten. Es wird vielen eine willkommene Gabe sein.

Hans Benzmann.

Franz Destouches.

Ein Weimarer Kapellmeister aus München zur Goethe- und Schiller-Zeit.

Von Ernst v. Destouches.

(Schluß.)

Da anfangs des Jahres 1809 die Theaterkommission dem Hofmusikus Eberwein dem Jüngeren einen Urlaub zu Zelter nach Berlin bewilligt hatte, richtete Destouches, der sich in seiner Kompetenz beeinträchtigt hielt, am 17. Februar eine Immediat-Remonstration an den Herzog, nachdem dieser ihm seinerzeit erklärt hatte, „daß er ihn für jeden Fehler und für jede Unordnung bei der Kapelle responsabel mache". In einem von Goethe, Kirms und Kruse unterzeichneten Vortrag nahm darauf die Kommission gegen Destouches Stellung, schlug eine Neuregelung der Verhältnisse vor, und schloß mit dem Appell an den Herzog um Schutz ihrer hergebrachten und zu nachdrücklicher Führung eines ordentlichen Geschäfts unerläßlichen Autorität. Mit einer vom 5. Mai datierten weiteren Urlaubsverlängerung für Eberwein fand der Hoftheaterkommissionsakt, rubriziert: „Die Widersetzlichkeit des Konzertmeisters Destouches gegen den Urlaub des Hofmusikers Eberwein", seinen Abschluß. Die Eberweins standen mit Goethe in sehr nahen Beziehungen; Max Eberwein hat eine Reihe von Goetheschen Dichtungen komponiert, und in seinen Annalen schrieb Goethe gerade auf das Jahr 1809:

„Die häuslichen musikalischen Unterhaltungen gewannen durch ernstere Einrichtungen immer mehr an Werth. Das Sängerchor unter Anleitung Eberweins leistete immer mehr. Donnerstag Abends war Probe, nach der man meistens zu einem fröhlichen Mahl zusammenblieb, Sonntag Aufführung vor grosser guter Gesellschaft, begleitet von irgend einem Frühstück. . . ."

In der zweiten Hälfte des Jahres 1809 wurde Destouches von einer längeren Krankheit befallen, welche eine Stellvertretung notwendig machte. Das Ende jenes

Jahres brachte die Beendigung seiner Wirksamkeit zu Weimar. Daß die Eberwein-Affäre den Anstoß hierzu und eine Hauptursache abgegeben, beweist schon die Tatsache, daß sein Verabschiedungsakt mit dem herzoglichen Handschreiben vom 20. Februar auf seine oben erwähnte Remonstration beginnt. Was dann noch weiter sich abgespielt, was insbesondere in den anfangs so freundlichen Gesinnungen des Herzogs und Goethes einen Wandel herbeigeführt hat, geht aus den Akten nicht hervor.

Ueberraschend ist deshalb ein herzogliches Handschreiben an Goethe vom 18. November 1809, inhaltlich dessen der Leipziger Musikdirektor Müller von Ostern 1810 an als Kapellmeister für Weimar ernannt wurde, unter Uebertragung aller Funktionen, welche seither der Konzertmeister Destouches bei Hof, im Theater, in der Schule und in der Kirche zu besorgen hatte. Und in einem Postskriptum wird Goethe aufgetragen, dem rc. Destouches seine Verabschiedung mit dem Beifügen bekannt zu geben, daß ihm der neuerlich verabreichte Vorschuß von 200 Reichstalern erlassen, eine Abfertigung von 400 Reichstalern und ein lebenslänglicher jährlicher Gnadengehalt von 150 Reichstalern bewilligt sein solle.

Am 26. November berichtete Goethe,

„daß Destouches über die ihm gemachte Eröffnung freilich höchlich betroffen und wegen des Verhältnisses des ihm zugestandenen Pensions-Quanti zu seinen bisherigen Einnahmen äußerst betrübt gewesen. Er habe sich die Erlaubniß ausgebeten, das, was er für sich anzuführen habe, dem Herzoge schriftlich vorlegen zu dürfen, und dabei ihn, als seinen bisherigen Vorgesetzten, ersucht, ein günstiges Wort beim Herzoge einzulegen. Auch für ihn (Goethe) selbst sei es höchst wünschenswert, daß ein bisher ihm Untergebener, der, wenn er auch zu den ihm übertragenen Geschäften nicht Talent und Kraft genug besessen — durch eine Reihe von Jahren doch sein Möglichstes getan, und keine eigentliche Klage über sich erregt, nicht der erste sein möchte, der aus des Herzogs Diensten ganz ungetröstet abscheidet."

In der mit in Vorlage gebrachten Vorstellung vom 24. November hatte sich Destouches u. a. geäußert:

„Ew. Durchlaucht werden gewiß selbst fühlen, wie tief es mich kränken muß, aller Geschäfte, welchen ich mit voller Kraft so lange vorstand, und noch vorstehen kann, dennoch von dem Herrn Geheimrath von Goethe meine Entlassung zu hören. Meine Krankheits-Umstände, welche sich endlich mit jedem Tage besserten, setzten mich in den Stand, meine Geschäfte wieder mit voller Kraft verrichten zu können: Dieser Gram wird mich vielleicht zu einem unbrauchbaren Menschen machen. . . ."

Durch Handbillett vom 27. November drängte der Herzog Goethe zur beschleunigten Erledigung der Angelegenheit und äußerte sich dabei u. a.:

„Destouches habe seinen Schuldienst mittelmäßig verrichtet; er sei in seinen besten Jahren, könne anderswo arbeiten, Lektionen geben u. dgl. und sich recht gut ernähren . . ."

Zugleich sprach er dem Destouches eine lebenslängliche jährliche Pension von 200 Reichstalern „bis daß er eine andere Versorgung habe", zu.

Nachdem Goethe mit einem nochmaligen motivierten Antrage es ausgewirkt, daß der jährliche lebenslängliche Gnadengehalt mit 200 Reichstalern „bedingungslos", und nicht etwa bloß bis zu einer neuen Versorgung gewährt werden solle, berichtete er am 30. November, daß Destouches nach einigen Bedenklichkeiten die Bedingungen der Verabschiedung angenommen, zugleich aber ihn ersucht habe, dem Herzoge folgende Bitten vorzutragen:

1. daß er schon zu Weihnachten entlassen werde, weil es für ihn äußerst nötig sei, bald zu dem Wenigen zu gelangen und in seinem Vaterlande ein Unterkommen zu suchen;

2. daß er mit dem Charakter eines Kapellmeisters entlassen werde, welch' letzteres Gesuch er mit folgenden Gründen unterstützte:

In Oberdeutschland heiße jeder, der am Klavier dirigiere, Kapellmeister, dagegen Conzertmeister derjenige, der mit der Violine eigentlich die Instrumental-Musik dirigiere. Er werde also mit obigem Titel sich gleich als derjenige ankündigen, was er wirklich leisten könne, und es würden keine Mißverständnisse entstehen, die ihm wohl schon früher in seiner Heimat wegen seines Titels als Conzertmeister begegnet wären.

Daß es ihm zugleich vortheilhaftere Einleitung gäbe, stelle er nicht in Abrede;

3. bäte er, daß das ihm zu ertheilende Abschiedsdekret gnädigst so abgefaßt würde, daß es ihm zugleich als Empfehlung dienen könnte.

Zu diesen Bitten äußerte sich Goethe in seinem Schlußantrage:

„ad 1) daß die Gewährung der ersten Bitte der Hoftheater-Commission nur angenehm sein könne, da man von dem Scheidenden eine freudige Dienstleistung nicht mehr erwarten könne;

ad 2) daß für die Weimarer Verhältnisse die Verleihung des Kapellmeister-Titels gleichgültig und auch nicht ohne Beispiel sei, dem Verabschiedeten dagegen zu großem Vortheile gereichen würde;

ad 3) daß es auf einige Kanzleiphrasen wohl nicht ankommen würde."

Noch am nämlichen Tage unterzeichnete Herzog Karl August das Dekret an die Hoftheater-Kommission, wodurch Müller zum Kapellmeister ernannt, Destouches mit dem Charakter als Kapellmeister in Gnaden entlassen wird. Mit einem Schreiben des letzteren, welchen die Ereignisse der jüngst verflossenen Wochen neuerdings aufs Krankenlager geworfen, an Goethe schließt der Akt, und damit war auch die Weimarer Kapellmeister-Frage von 1809 zum Abschlusse gebracht. Faktisch hatte Destouches — mindestens seit dem Abgang des Konzertmeisters Kranz — zu Weimar die Stelle eines Hofkapellmeisters oder Generalmusikdirektors bekleidet, wenn er auch offiziell nur den Titel eines Konzertmeisters geführt.

Das ihm ausgehändigte herzogliche Abschiedsdekret hat sich in seinem Nachlasse nicht vorgefunden, wohl aber das Original des Abgangszeugnisses, welches ihm sein weiterer Vorgesetzter, Herders Nachfolger, Seine Magnificenz der General-Superintendent, Oberpfarrer und Ephorus des Gymnasiums und des Seminars, Johann Ludwig Gottfried Vogt, herzogl. sächsischer Oberkonsistorial- und Kirchenrat, am 21. Dezember 1809 ausgestellt hat, worin ihm derselbe — im Gegensatze zur Anschauung des Herzogs — bezeugte,

„daß er sowohl die ihm obgelegene Direktion der Kirchenmusik in der hiesigen Haupt- und Stadtkirche zu St. Peter und Paul zur Zufriedenheit des Publikums besorgt, als auch den ihm übertragenen Unterricht der Schulseminaristen und übrigen Choristen im Generalbasse und im Singen mit Eifer und Nutzen ertheilt, auch sich, soviel mir bekannt worden ist, durch ein durchgängig untadelhaftes und Achtung verdienendes Betragen ausgezeichnet habe.

Zu mehrerer Beglaubigung dieses Zeugnisses habe ich es unter dem herzlichen Wunsche, daß es dem Herrn Capellmeister Destouches einigermassen nützlich sein möge, mit dem mir anvertrauten Kirchensiegel bekräftiget."

Wie er es in den Verhandlungen bezüglich seiner Verabschiedung als Absicht ausgesprochen und wie es auch Fétis konstatiert, war Kapellmeister Destouches von Weimar im Jahre 1810 nach seinem Heimatlande Bayern, seiner Vaterstadt München zurückgekehrt. 1811 erfolgte seine Anstellung als Musikprofessor und Direktor an der Universität Landshut bezw. dem Klerikal-Seminar „Georgianum" und zwar auf Antrag des Direktoriums vom 24. Juli 1811 durch von Montgelas unterzeichnetes Ministerial-Reskript vom 1. Oktober jenes Jahres an. Am 4. August 1811 hat er, „insbesondere aufgemuntert durch die Teilnahme der Herren kgl. Akademiker", in dem großen Seminarsaal dortselbst das Oratorium „Die Schöpfung"

seines Lehrers Joseph Haydn zur Aufführung gebracht, und am 26. Mai 1814 zu Neuburg a. D. ein großes musikalisches Drama mit Gesang und transparenter Dekoration, betitelt „Die Schlacht und Besitznahme von Paris durch die Alliierten". Im Dezember 1814 verließ er die Universität Landshut, um die Stelle eines Fürstlich Oettingen-Wallersteinschen Kapellmeisters anzutreten, und am 15. Januar 1820 wurde er Hofkapellmeister zu Homburg v. d. H.

Nach den Akten der Schloßverwaltung Homburg, welche Herr Dekan Wagner dortselbst zu durchforschen die Güte hatte, erfolgte seine Anstellung durch den Landgrafen Friedrich Ludwig mit 260 fl. Anfangsgehalt, freier Wohnung und freiem Tisch, drei Klafter Holz, 36 fl. Weingeld und 400 fl. Beitrag aus der Privatkasse der Landgräfin Elisabeth von Hessen. Später wurde der Natural- in Geldbezug umgewandelt, worauf sich seine Jahreseinkünfte auf 1010 fl. beliefen, wozu noch 500—600 fl. aus der Hofmarschallamtskasse für Kompositionen kamen. Welch' ungemein reiche Tätigkeit Destouches zu Homburg als Komponist entwickelte, davon zeugen die noch erhaltenen Inventarien der Landgräflichen Musikalien aus jener Zeit, welche eine große Zahl von Sammelbänden mit fast einem halben Tausend Kompositionen von Destouches verzeichnet enthalten, die derselbe für die Hofkapelle und die bei derselben eigens gebildete türkische Kapelle geschaffen und zumeist in preußischen und ungarischen Märschen, Militär-, türkischer und Harmoniemusik bestanden.

In den erwähnten Akten wird seinem künstlerischen Talente und seinem Künstlerruhme vollste Anerkennung gezollt. Auch während seines Homburger Wirkens unternahm Destouches Kunstreisen, die sich aber nicht lukrativ gestalteten, sondern ihm vielmehr finanzielle Schwierigkeiten bereiteten.

Durch den im Jahre 1840 erfolgten Tod der Landgräfin Elisabeth verlor er den aus der Privatschatulle bisher bezogenen Gehaltszuschuß. Sein Gesuch um Uebernahme desselben auf die landgräfliche Hofkasse konnte nicht bewilligt werden, und im Laufe dieser Verhandlungen, am 3. Mai 1841, erfolgte seine Pensionierung mit einem vom 1. August 1841 an beginnenden Ruhegehalt von 300 fl. Zu gleicher Zeit wurde auch die sogenannte türkische Kapelle des Landgrafen aufgelöst. In seinem letzten, auf diese allerdings wieder unfreiwillige Pensionierung bezüglichen Schreiben hat er sich als „letzter Schüler Mozarts und Haydns" bezeichnet. Nun stand er allein in der Welt da — seine Gattin war am 12. März 1832 zu Homburg aus dem Leben geschieden, ohne ihm Kinder hinterlassen zu haben, wenigstens enthalten weder die Pfarrmatrikeln von Erlangen noch jene von Weimar und Homburg diesbezügliche Einträge. Um aller Sorge enthoben zu sein, kaufte er sich nun zunächst in das Homburger Versorgungshaus ein; obwohl es ihm dort, nach seiner eigenen Aussage, „recht gut" ging, erbat er sich und erhielt er aber doch am 12. Mai 1842 vom Landgrafen die Erlaubnis, „seine Pension von 300 fl. im Auslande und resp. in München verzehren zu dürfen".

Den nun Siebzigjährigen hatte die Sehnsucht nach seiner Vaterstadt erfaßt, in welcher er ja nur die ersten fünfzehn Jahre seines Lebens, dauernd wenigstens, zugebracht hatte. Noch im selben Monat Mai 1842 (am 24.) traf er in München ein und quartierte sich in der Hackerstraße Nr. 1 ein. Da seines Bruders Joseph Anton Sohn Ulrich v. Destouches wenige Monate zuvor (am 10. Januar 1842) geheiratet hatte, so brachte der greise Hofkapellmeister in seines Neffen Heim viele Stunden seines Lebensabends zu.

In München nun war es, daß er seine Musik zu Wallensteins Lager neuerdings für die Hofbühne seiner Vaterstadt niederschrieb und auch die Freude erlebte, sie am 23. März 1843 aufgeführt zu hören, 51 Jahre nach der Premiere seines Erstlingswerkes auf derselben. Freudige Rührung hatte den greisen Komponisten, der auf einem Sperrsitze der Vorstellung anwohnte, überkommen, als er seine Musik mit großem Beifall aufgenommen sah. Vom Jahre 1843 an erfolgte denn auch die Aufführung von Wallensteins Lager auf der Münchener Hofbühne stets mit der Musik von Destouches und zwar zum Teil an Theaterabenden von großer historischer Bedeutung, wie am 9. November 1859 bei Münchens Schillerfeier zum 100. Geburtstage des Dichters, am 27. Juli 1870 zu Ehren des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der nach München gekommen, den Oberbefehl über die bayerischen Truppen zum deutsch-französischen Kriege zu übernehmen, am 12. Oktober 1901 zum Beginn der Klassikervorstellungen im neueröffneten Prinz-Regenten-Theater. Sie ist auch außer der „Thomasnacht" die einzige Komposition dieses Müncheners gewesen und geblieben, welche auf der Hofbühne seiner Vaterstadt überhaupt zur Aufführung gelangt ist.

Auch als Kirchenmusik-Kompositeur ward ihm um jene Zeit eine Freude bereitet, indem am Gründonnerstag, den 13. April 1843, sein Oratorium „Die Anbetung am Grabe Jesu" in der St. Anna Damenstiftskirche und später auch in der Hl. Geist-Pfarrkirche zu München aufgeführt wurde.

Im Jahre 1843 komponierte der noch immer schaffensfreudige Greis eine komische Oper „Der Teufel und der Schneider", deren Text sein Neffe Ulrich gedichtet hatte; es war ihm aber nicht vergönnt, dieselbe auf der Münchener Hofbühne aufgeführt zu hören; mit einer komischen Oper mit einem Texte seines Bruders hat er seine Komponistenlaufbahn begonnen, mit einer solchen mit dem Texte seines Brudersohnes nach einem halben Jahrhundert sie beschlossen.

In stiller Zurückgezogenheit verlebte er nun den Rest seiner Tage, bis am 10. Dezember 1844 ein Schlaganfall seinem Leben ein Ende machte. Historienmaler Hermann Sagstätter, ein Freund der Familie, hielt in einer Handzeichnung die Züge des Entschlafenen auf dem Sterbebette fest, ein Miniatur-Pastellporträt aus seinen letzten Lebensjahren befand sich in seinem Nachlasse. Auf dem jetzigen südlichen alten Friedhofe hat er seine letzte Ruhestätte gefunden. Ein schlichtes Sandsteinkreuz auf Felsgestein erhebt sich dort über seinem epheuumrankten Grabeshügel.

Sein letztes Werk, „Der Teufel und der Schneider", gelangte später, im Jahre 1851, doch noch in München, und zwar auf dem Johann Schweigerschen Volkstheater in der Vorstadt Au, zu zahlreichen Aufführungen.

Fünfundzwanzig Jahre nach seinem Tode wurde ihm in seiner Vaterstadt eine besondere Ehrung. Auf dem im Jahre 1874 vollendeten Kolossalgeschichtsbilde im neuen Rathause ward er durch Karl v. Piloty im Bilde (nach jenem oben erwähnten Pastellporträt) verewigt. Die Münchener Staatsbibliothek besitzt von ihm nur eine Komposition, ein Recitativ und Rondo „Che vecchio maledetto!" für Tenor mit Orchesterbegleitung. Die Weimarer Theaterbibliothek besaß im Jahre 1876 noch eine größere Zahl seiner Partituren; als aber am 30. Juni 1901 das Lessing-Theater zu Berlin eine Säkularaufführung von Turandot mit seiner Musik vorbereiten und die Partitur von Weimar sich erbitten wollte, fand sich dieselbe im Theaterarchiv nicht mehr vor.

Bei der Gedächtnisfeier, welche die Münchener Zweiggenossenschaft des Freien Deutschen Hochstifts im Oktober 1902 zum 100. Geburtstage des vaterländischen Dichters und Gründers der Münchener Stadtchronik und Stadtbibliothek, Ulrich von Destouches, veranstaltete, gedachte der Stiftsvorstand, Justizrat Pailler, in seiner Festrede auch des verewigten Hofkapellmeisters und Komponisten Franz Destouches; Hauptlehrer Dietler aber brachte das „Dragoner-Lied" aus seiner Oper „Der Teufel und der Schneider" zu Gehör.

General-Intendant v. Vignau veranstaltete auf dem Weimarer Hoftheater am 17. März d. J. eine Säkular-Aufführung von Schillers „Tell" und zwar — wie derselbe sich seinerzeit ausgesprochen — „schon des historischen Interesses halber" mit der Musik von Destouches. So ist den Manen dieses einstigen Weimarer Kapellmeisters aus München an der Stätte, wo ihm eine Reihe von Jahren, und zwar von den herrlichsten in der klassischen Blütezeit der deutschen Nationalliteratur, zu wirken ver-

gönnt war, eine weitere pietätvolle Ehrung zuteil geworden.

Bücher und Zeitschriften.

Grundlagen der Geometrie. Von Dr. D. Hilbert, ordentlicher Professor an der Universität Göttingen. Zweite, durch Zusätze vermehrte und mit fünf Anhängen versehene Auflage. Leipzig, bei B. G. Teubner. IV. und 175 S. (in Leinwand gebunden M. 5.60).

Euklid und seine Vorgänger haben zum Aufbau der Geometrie (deren Anfänge nachweisbar von den Aegyptern und Babyloniern auf die Griechen überkommen sind) eine gewisse Anzahl von einfachen Grundsätzen — „Axiomen" — aufgestellt, deren Richtigkeit in einzelnen Fällen zwar unmittelbar einzusehen war, die aber gleichwohl von ihnen nicht bewiesen werden konnten. Einen Teil dieser Axiome hat die neuere Forschung dann doch beweisen können, von einem anderen Teil konnte sie nachweisen, daß er auf die Bezeichnung „Axiom" keinen Anspruch erheben kann, ein dritter Teil aber ist heute noch so unbeweisbar, wie vor 2000 Jahren und wird es wohl für alle Zeiten bleiben. Der Verfasser stellt in dem vorliegenden Buche, das in erster Auflage 1899 als Festschrift zur Enthüllung des Gauß-Weber-Denkmals in Göttingen erschienen ist, zunächst ein vollständiges, möglichst einfaches, vor allem aber streng logisches System von Axiomen auf, wobei er fünf Gruppen von solchen unterscheidet, nämlich die Axiome der Verknüpfung, der Anordnung, der Kongruenz, des Parallelismus und der Stetigkeit. Dann behandelt er die „Widerspruchslosigkeit der Axiome". Der Gesamtheit aller Axiome wird nur von der Euklidischen Geometrie widerspruchslos Genüge geleistet; läßt man aber nur eines dieser Axiome (das zweite Stetigkeitsaxiom) fallen, so gibt es unendlich viele Geometrien, für welche sämtliche übrigen Axiome in Gültigkeit bleiben. Eine besondere Rolle in der Geometrie spielt das Euklidische „Parallelenaxiom" („durch einen gegebenen Punkt läßt sich zu einer gegebenen Geraden in der von beiden gebildeten Ebene nur eine einzige Parallele ziehen"). Daß es unbeweisbar ist, haben zuerst Gauß, Lobatschefsky und Bolyai gezeigt, indem sie (um 1830) zum erstenmal eine nichteuklidische Geometrie, die sogenannte pseudosphärische oder hyperbolische Geometrie, aufstellten, in welcher dieses Axiom nicht mehr gilt, was übrigens auch bei der sphärischen oder elliptischen Geometrie der Fall ist. In den weiteren Kapiteln werden sodann die wichtigsten geometrischen Sätze und Konstruktionen unter beständiger Hervorhebung der Bedeutung der Axiome und der Tragweite der aus ihnen zu ziehenden Folgerungen abgeleitet und durchgesprochen. Auf diesen nicht minder interessanten Teil des Buches kann hier begreiflicherweise nicht näher eingegangen werden; wir müssen uns auf die Bemerkung beschränken, daß der Verfasser die wichtigsten geometrischen Sätze in überaus klarer Weise ableitet und für einen Teil derselben völlig neue Beweise liefert. — Ist so die erste Hälfte des Buches einerseits einer scharfen Formulierung, andrerseits einer kritischen Untersuchung der Prinzipien der Geometrie gewidmet, so enthält die zweite Hälfte desselben in der Form von Anhängen fünf ursprünglich in verschiedenen mathematischen Zeitschriften veröffentlichte Aufsätze des Verfassers über Gegenstände der Geometrie, von denen wir besonders Nr. III: „Neue Begründung der Bolyai-Lobatschefskyschen Geometrie" und Nr. IV: „Ueber die Grundlagen der Geometrie" hervorheben möchten. Das ausgezeichnete Buch, dessen Inhalt wir in den obigen Zeilen kurz zu skizzieren versucht haben, wendet sich, wie schließlich noch bemerkt sein mag, nur an mathematisch geschulte Leser.

—rt—

Der Weg im Tal. Roman in drei Büchern von Hermann Anders Krüger. Hamburg 1903. Alfred Janssen.

Bei der Besteigung des Monte Fino sind Nelly Strong und Dr. Fritz Tetzner nach anfänglicher Schweigsamkeit in lebhafte Gespräche gekommen. Besonders über den Künstler, der auf stolzer Höhe wandert und von dem Tetzner sagt, daß er vielleicht noch glücklich auf dem bescheidenen Weg im Tal werden wird, wenn es ihm nicht gelungen ist, sein hohes Ziel zu erreichen. Nicht ohne Berechtigung antwortet Nelly: „Was Sie doch für ein grüblerischer und vorsichtiger Mensch sind, Herr Doktor! Sie wollen scheinbar alles voraus berechnen, sich bei Zeiten schützen. Das mag klug sein, auch vorteilhaft, aber sehr künstlerisch empfunden kommt mir das nicht vor. Der Soldat, der von vornherein an einen eventuellen Rückzug denkt, wird längst vielleicht nicht so tapfer kämpfen, wie derjenige, der die Schiffe hinter sich verbrannt hat." Und sehr energisch fügt sie dann hinzu, sie selbst wäre zu stolz, nach einem tatsächlichen Scheitern ihrer künstlerischen Pläne einem Manne die Hand zu reichen. In diesem Gespräche liegt der Schlüssel zu dem ganzen Buche und zugleich sind darin schon die Vorzüge wie die Schwächen des Romans zu erkennen. Tetzner, von schwerer Krankheit genesen, befindet sich noch in düsterer, verschlossener Gemütsstimmung und in voller Unschlüssigkeit über seine künftigen Lebenspläne. Er hatte schon frühzeitig in nationalökonomischen und literaturgeschichtlichen Arbeiten Tüchtiges geleistet, jetzt strebt er nach dem Lorbeer des Dichters. Sein Drama „Schlagende Wetter" enthält ja packende Szenen und zeugt von dramatischem Talent, aber ein voller Erfolg ist ihm nicht beschieden und konnte ihm nicht beschieden sein, denn es fehlt darin die Einheitlichkeit, die folgerichtige Entwicklung. Auch seinem Roman „Liebeskampf" nicht, in den er viel Persönliches verwoben. Er selbst muß dies erkennen und bei dem Korrekturlesen hat er „das quälende Bewußtsein, daß er nicht eigentlich künstlerisch-naiv geschaffen, sondern nur gedacht". Tetzner wird durch seine tiefe und universelle Bildung, durch seinen Reichtum an Gedanken, an dem naiven Empfinden, an dem ursprünglichen Schaffen gehindert und es will uns scheinen, daß es dem Verfasser gerade so geht, daß auch bei ihm der Dichter unter dem Gelehrten zu leiden hat. . . . Es steckt eine Fülle von Geist und Gedanken in dem Buche, aber ihm fehlt „die lebendige Quelle, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt". Man braucht nur das angeführte Gespräch näher anzusehen. Es ist schon an und für sich nicht natürlich und selbst für robuste Menschen nicht zuträglich, geschweige denn für kaum Genesene, beim Hinaufsteigen zu einem Berggipfel förmliche Rede und Gegenrede über abstrakte Gegenstände zu wechseln. Aber auch abgesehen von der Situation, in der das Wortgefecht stattfindet, macht es den Eindruck des Gedachten, des künstlich Konstruierten und ist nicht aus der lebendigen Wirklichkeit herausgewachsen. Uebrigens nimmt die Unterhaltung ein schlimmes Ende. Tetzner reizt die nationale Empfindlichkeit Nellys durch einige wegwerfende Bemerkungen über die Engländer und knüpft an die Antwort Nellys eine recht unzarte Bemerkung, die eigentlich jede fein empfindende jungfräuliche Seele verletzen müßte. Dieser Stachel bleibt in ihrem Herzen zurück und als es später wirklich so gekommen, wie Tetzner als Möglichkeit angedeutet, als sie ihre Stimme verloren hatte und der künstlerischen Laufbahn entsagen mußte, da hält der verwundete Stolz sie lange zurück, seiner Werbung zu folgen. Er aber war inzwischen von heißer Liebe für sie erfüllt worden und hatte immer mehr erkannt, daß nur sie ihm das volle Lebensglück bieten könne. Und endlich gelingt es ihm, ihren Stolz zu überwinden und sich dies Glück zu erringen. Er hatte nach den nicht zur Erklimmung der steilen Höhe gediehenen Versuchen sich von der Poesie abgewandt und endlich volle Befriedigung in der Lehrtätigkeit als Historiker gefunden. Trotz seines noch jugendlichen Alters erfreut er sich rasch voller Anerkennung, so daß ihm sogar ein Ruf nach Berlin als Nachfolger eines ersten und hochberühmten Meisters zuteil wird. Aber er bleibt in Leipzig, getragen von allgemeiner Sympathie und Bewunderung. Schien ihm der Uebergang von der Poesie zur Geschichte auch nur ein „Weg im Tal", so hat er ihn doch zu stolzer Höhe geführt. — Das Buch enthält manche fesselnde und anschauliche Schilderung und viele geistvolle Gedanken, aus denen eben der kenntnisreiche Verfasser zu uns spricht. Aber die beiden Hauptfiguren treten uns nicht so recht näher; sie reden, theoretisieren, spintisieren zu viel. Namentlich von Tetzners wechselnden Stimmungen, Neigungen und Meinun-

gen wird uns meistens durch den Verfasser erzählt, während Derartiges doch in voller Unmittelbarkeit auf uns einwirken sollte, wir das gleichsam miterleben müßten. Ganz frisch und lebendig ist der Anfang des Buches, der uns in das ospedale protestante in Genua versetzt. Hier ist es dem Verfasser wirklich gelungen, das Milieu durch wenige Striche ganz anschaulich hervorzuzaubern. Eine sehr hübsche, das volle Wirklichkeitsgepräge tragende Figur ist der biedere Schweizer Jakob, der in so zutraulicher Weise mit seinen Patienten verkehrt. Wir haben ihn um so lieber gewonnen, als wir selbst einen ähnlichen Krankenwärter persönlich in der allerbesten und dankbarsten Erinnerung haben. Auch Nellys Mutter, die feine, hilfsbereite und geistig hervorragende Frau Strong, und Tetzners Onkel, der gute, bärbeißige Oberst, sind lebenswahre, individuelle Figuren. Das erste Buch trägt als Motto die schönen Verse von Nietzsche:

> Wer viel einst zu verkünden hat,
> Schweigt viel in sich hinein,
> Wer einst den Blitz zu zünden hat,
> Muß lange — Wolke sein.

Darin ist der Held in der Tat so gezeichnet, wie er sich anfänglich gibt, aber auch später bleibt er langsam, zaghaft und ohne rechte Schneidigkeit. Ueber geistige Strömungen, über hervorragende Denker und Dichter enthält das Buch manche feine Bemerkungen. Auch Georg Brandes wird erwähnt (Seite 36 und 38), aber in einer so schroffen und feindseligen Weise, daß man der morosen Stimmung Tetzners noch viel zugute halten kann und doch das Urteil ungerecht, die Hereinziehung dieses hervorragenden „modernen Geistes“ gewaltsam und unmotiviert finden muß. Krüger nennt im Verlauf seines Buches manche bekannte Persönlichkeiten aus der Literatur und der Wissenschaft, die in eine gewisse Beziehung zu den Helden kommen: Gottschall, Biedermann, Hillebrand, Aulard u. a. Auch der Name Roscher spielt eine große Rolle, und zwar als „der größte Meister der Geschichtschreibung“. Ob, wie manche Einzelheiten vermuten lassen, Treitschke unter diesem Namen gemeint ist, ob wir vielleicht an Ranke denken sollen, oder ob es sich um eine Phantasiegestalt handelt, vermögen wir nicht zu unterscheiden. Aber einerlei, wie die Beantwortung dieser Frage lauten mag, in keinem Fall geht es an, den Namen Roscher, mit dem sich bei uns unmittelbar die Erinnerung an den Bahnbrecher auf dem Gebiete der Nationalökonomie verbindet, als Deckadresse für einen anderen Namen zu benützen. Man kann in einem Roman, in dem Bismarck eine Rolle spielt, diesen Falkenberg oder Walter nennen, man darf aber nicht den Namen Moltke oder Virchow für ihn nehmen.

Sigmund Schott.

*

Allgemeine Rundschau.

Das georgische Epos „Dilariani“.

In diesen Blättern (27. Febr. 1904 S. 357 f.) wurde angekündigt, daß das Dilariani jetzt im Druck erscheine und es wurden daran eine Reihe völkergeschichtlicher Bemerkungen geknüpft, gegen die sich mancherlei Einwände erheben lassen. Ich erinnere beispielsweise daran, daß Ländernamen wie Sa-kharthwel-o, Sa-karthl-o Ableitungen von Völkernamen sind und daß mardl, „kühn“, zwar georgisch ist, aber aus dem Persischen stammt (hier von dem auch armenischen mard „Mann“ gebildet); und wie der Name der Kachen (davon der Name des Landes Kachien, georgisch Kachethi) aus Katechen und dies aus Kaien entstanden sein könne, begreife ich nicht. — Doch das und anderes will ich jetzt nicht näher untersuchen; ich frage nur, warum geht der Einsender der Mitteilung so rasch über die Hauptsache hinweg. Wo und wann erscheint denn jenes Dilariani? und was für ein Dilariani ist es? A. Leist, von dem gehofft wird, daß er sich an die Uebersetzung dieses Epos mache, sagt in seinem Buche „Das georgische Volk“ (s. Beilage vom 25. Sept. 1903 S. 580 f.) Seite 134: „Zur Regierungszeit Tamarens soll auch Sarkis Tmogweli gelebt haben, welcher von Rustaweli und späteren Schriftstellern als der Verfasser des verloren gegangenen Ritterromans „Dilariani“ genannt wird.“ Ausführlichst hat über das Dilariani gehandelt A. Chachanow in seiner russisch geschriebenen Geschichte der georgischen Literatur II, 205—232, aber nicht über das Dilariani des 12. Jahrhunderts, von dem auch er angibt, daß es für uns verloren sei, sondern von dem, welches Peter Laradze zu Anfang des 19. Jahrhunderts „wiederherstellte“. Ich gestehe, es ist mir nicht klar geworden, wie viel Altes in diesem halb prosaischen, halb versifizierten Werke steckt; nach Chachanow hat der Verfasser nach Kräften sich dem Geist der alten Dichtungen angepaßt, dabei aber doch sich die gröbsten Anachronismen erlaubt, so daß nicht nur die Götter des Altertums, wie Minerva, Diana, Aphrodite, Circe neben dem Christentum, sondern auch Assyrier, Aegypter, Skythen neben Briten, Spaniern, Polen erscheinen. Ist es dieses Dilariani, das Kenner dem „Schach-Nameh“ gleichwertig erachten und welches nun ans Licht der Oeffentlichkeit tritt? Oder hat man inzwischen das alte Dilariani aufgefunden? Zwar vermute ich das erstere — finde ich doch bei Chachanow S. 222, daß auch in dem Werke Laradzes die Ritter Farsmans die Gottheiten Armaz, Zaden, Gats und Gaim verehren; aber es wäre doch gut, wenn das ausdrücklich bestätigt würde.

Ich habe an jener früheren Stelle den Wunsch ausgesprochen, daß A. Leist auch weiterhin seine Kenntnis des Georgischen und der Georgier für deutsche Leser nutzbar mache. Was aber die alte georgische Literatur anlangt, so besitzt sie schließlich nur für gelehrte Kreise Interesse und es kommt weniger darauf an, Einzelnes aus ihr zu übersetzen als eine Gesamtübersicht von ihr darzubieten. So würde denn derjenige eine verdienstliche Arbeit tun, der aus den drei Bänden von Chachanows erwähnter Literaturgeschichte (bis zum Jahre 1800 — Moskau 1895, 1897, 1901, zusammen gegen 1200 Seiten) einen gedrängten Auszug in einer westeuropäischen Sprache veröffentlichte.

H. Schuchardt.

*

Eine Handschrift aus Niederbayern in Besançon.

L. J. In der Bibliothek von Besançon findet sich eine große, schöne Bibelhandschrift des XIII. Jahrhunderts, mit Glossen versehen, die aus Niederbayern stammt. Die Bibel ist in vier Bände geteilt, welche die Nummern: 23, 25, 26 und 30 der Sammlung ausmachen. Ein jeder Band enthält folgende Widmung: AGNES DE LANDSHVT DEDIT ME. Léopold Delisle erklärt dieses im Journal des Savants 1897 S. 531 für die Widmung an ein Kloster durch Agnes, Tochter Stephans von Niederbayern. Ob diese Bestimmung richtig ist, scheint mir mehr als fraglich, da Stephans I. Tochter als 15jähriges Mädchen starb (1301—1316). Eher kommen in Betracht: 1. Die älteste Tochter Heinrichs I. von Niederbayern (1254—1315). 2. Die Gemahlin Ottos III. von Niederbayern (ca. 1280—1361). 3. Deren Tochter Agnes (1310—1360). Die dritte wurde bereits 1326 oder 1327 mit dem Grafen Heinrich III. von Murach und Ortenburg vermählt, scheidet also wohl aus. Die erste starb (nicht als Nonne) im Kloster Seligenthal. Zwischen ihr, die also in engen Beziehungen zu einem Kloster stand, und der Herzogin Agnes, die ihrer Stellung nach eher solche Geschenke machen konnte, dürfte die Wahl schwierig sein. Interessant wäre es zu erfahren, wie etwa diese Handschrift nach Besançon gekommen sein kann.

*

Magnetische Ziegel.

Zu unserer Notiz in Nr. 60 der Beilage über magnetische Wirkungen an Gesteinen („Elektrisch-magnetische Dauerwirkungen“) schickt uns der bekannte Geologe der Wiener Universität, Professor Ed. Sueß, eine von ihm in der kaiserlichen Wiener Akademie vorgelegte Mitteilung von Hofrat H. Höfer in Leoben über Beobachtungen an magnetischen Ziegeln zu, der wir die folgenden interessanten Feststellungen entnehmen:

„Daß Ziegel magnetisch, ja polarmagnetisch sein können, ist mir schon lange durch die Abhandlung des Herrn Moiß Heppner: „Ueber magnetische Ziegel“ bekannt,

welche in der Oesterreichischen Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen, Jahrgang 1881 auf Seite 531 erschien.

In der Markscheiderei des Haller Salzbergbaues (Tirol) war auf einer Marmorplatte, die sich in einer Fensternische befand, eine 75 Zentimeter lange Mittagslinie (astron. Meridian) eingeritzt, die den Zweck haben sollte, mittelst des sog. Zulegzeuges die magnetische Deklination zu bestimmen. In demselben Lokale waren zwei Haken in der Richtung dieser Mittagslinie eingeschlagen, um an der dazwischen gespannten Schnur die Deklination im sogenannten Hängezeug zu bestimmen. Die Ablesungen da und dort sollten übereinstimmen.

Schon in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts fiel es dem nachmaligen Professor der Leobener Bergakademie A. Miller v. Hauenfels auf, daß der gleiche Kompaß zwei um 3 bis 4 Grad differierende Ablesungen gab, je nachdem er an der Schnur oder an der Mittagslinie beobachtete. Prof. v. Miller kam zu dem Schlusse, daß in der Fensternische Eisen vorhanden sein müsse, weshalb die Mittagslinie unbrauchbar war.

Später ließ Heppner, damals k. k. Oberbergverwalter am Haller Salzberge, alle Eisenteile in der Nähe dieses und der nachbarlichen Fenster entfernen, und fand trotzdem die fast gleiche Abweichung der Magnetnadel wie früher. Es kam ihm der Gedanke, daß dieselbe durch die Ziegel bedingt sein könne, weshalb er die Marmorplatte und die darunter liegenden Ziegel ausheben ließ. „Ich fand," sagt Heppner, „daß die Einwirkung (der Ziegel auf die Nadel) eine außerordentlich überraschende war. Bei näherer Prüfung sämtlicher herausgenommener Ziegel zeigte es sich, daß einige sehr stark, andere weniger und nur wenige gar nicht die Nadel irritierten, und daß viele beide Pole hatten."

Und weiter berichtet er, daß die k. k. Zentralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Wien drei Haller Ziegel einer Untersuchung an den magnetischen Variationsapparaten unterzog und „fand dieselben sämtlich tatsächlich magnetisch und zwei Stück davon auch polarmagnetisch."

Herr A. Heppner untersuchte dann sämtliche Lehme der Umgebung, welche seit alter Zeit und jetzt noch zur Ziegelfabrikation verwendet wurden und werden und fand, „daß sie gar keine Einwirkung auf die Magnetnadel erkennen lassen, während die daraus gebrannten Ziegel sich magnetisch erweisen."

Ich erkläre mir die Entstehung des Magnetismus der Ziegel durch das Brennen des nicht magnetischen Lehms folgendermaßen: Jeder Lehm enthält Eisen, als Oxydul oder Hydroxyd. Durch das Brennen bei guter Feuerung kann das Oxydul zum Teil in Oxyd, bei rauchiger, an Kohlenstoff und Kohlenoxydgas reicher Flamme das Eisenhydroxyd zum Teil in Oxydul verwandelt werden, so daß da wie dort Eisenoxydoxydul (Magnetit) resultiert. Findet das Verbrennen mit genügender Luftzufuhr statt, so bildet sich in beiden Fällen nur Eisenoxyd. Daraus folgt, daß die Ziegel in verschiedenem Grad magnetisch sein können. Die Frage, welche Umstände die Polarität bedingen, dürfte ebenso zu beantworten sein, wie für das Magneteisenerz, das ja auch nur in einigen Stücken polarmagnetisch ist."

✱

Kleinere Mitteilungen.

* Ein bisher unbekanntes amphibisches Säugetier will ein französischer Missionar Trilles im Kongogebiet entdeckt haben, und beschreibt dasselbe nach Berichten von Eingeborenen folgendermaßen: Es erreicht etwa die Größe eines Kalbes, hat aber einen mehr gestreckten Körper; der Kopf ist dick, die Schnauze, hundeähnlich verlängert, mit großen Barthaaren besetzt und mit langen, starken Reißzähnen bewaffnet. Mit der Seekuh oder dem Fischotter soll das Tier nicht die geringste Aehnlichkeit haben, dagegen mehr an einen Tiger erinnern, nach dem es auch gewöhnlich benannt wird. Das Fell ist von hellgelber Farbe mit schwarzen Flecken besetzt, die Haare sind nicht weich, sondern sehr borstig, der Schwanz ist lang und stark. Die kurzen und breiten, zum Schwimmen eingerichteten Füße sind mit sechs bis acht Zentimeter langen sehr scharfen Krallen besetzt, die gleichfalls denen eines Tigers gleichen. Trilles hat solche Krallen bei einem Eingeborenen gesehen, der sie aber zu keinem Preise verkaufen wollte; das Tier selbst ist dem Missionar dagegen nicht zu Gesicht gekommen. Nach seinem Bericht wurde er zwar zweimal geholt, um das Tier zu sehen, das auf den Sandbänken eines Flusses eingeschlafen war, leider war es indessen beidemale bei seiner Ankunft wieder verschwunden. Die Gewohnheiten des „Wassertigers" scheinen ganz die eines Raubtieres zu sein, das sogar Krokodile angreift. Die Schwierigkeit, dem Tier nahe zu kommen, wird dadurch vergrößert, daß die Eingeborenen es als einen Fetisch verehren und sich seiner Verfolgung widersetzen. Da das Verbreitungsgebiet dieses sonderbaren Geschöpfes ziemlich bestimmt angegeben wird, so sollte es doch möglich sein, festzustellen, ob etwas Wahres an diesen sehr merkwürdigen Nachrichten ist.

* Vom Aberglauben im Altertum. Ein antikes Pulsschlagorakel hat im vergangenen Jahre Professor G. Vitelli in Florenz in einem ägyptischen Papyrus aus der mittleren Kaiserzeit entdeckt und in der Zeitschrift Atene e Roma veröffentlicht. Es wird darin in schlichter Kürze und in einfachem Griechisch aufgezählt, was die an den verschiedenen Körperteilen sich bemerkbar machenden Pulsschläge für diese oder jene Menschenart bedeuten. Ein Beispiel: „Schlägt der Puls am rechten Knie, so bedeutet es insgemein Unglück, dem Sklaven aber Nutzen, der Jungfrau Verleumdung, der Witwe Heiterkeit, dem Soldaten Gewinn. Bete zum Kronos! Schlägt das linke Knie, dann bedeutet es insgemein Unlust, aber dem Sklaven Freiheit, der Jungfrau Heiratsvereinigung, der Witwe ein Schmausfest, dem Soldaten Aufrücken. Flehe zur Demeter!" u. s. w. Wir wissen aus der literarischen Ueberlieferung, daß ein solches Werk unter dem Namen des Stoikers Poseidonios ging, natürlich apokryph. Nun geben uns die Papyrusfunde ein deutliches Beispiel dieses Literaturzweiges und daneben auch ein neues Denkmal des antiken Aberglaubens, das wegen der darin enthaltenen Bezeichnungen der einzelnen Körperteile auch für den Sprachforscher und den Mediziner Bedeutung besitzt.

✱

Hochschulnachrichten.

* **Paris.** Die Professoren des Collège de France in Paris haben sich am vergangenen Sonntag versammelt, um einen Nachfolger des vor kurzem verstorbenen Emile Deschanel für den vielumworbenen Lehrstuhl für französische Literatur zu wählen. Die beiden hauptsächlich in Betracht kommenden Kandidaten waren der bekannte Literarhistoriker und Leiter der Revue des Deux-Mondes Ferdinand Brunetière und Abel Lefranc, Professor an der Ecole des Hautes-Etudes. Die Wahl blieb bisher ohne Ergebnis, da keiner der beiden Kandidaten die absolute Majorität auf sich vereinigen konnte.

✱

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Beiträge zur Biographie und Morphologie der Alpen. (Wissenschaftliche Veröffentlichungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig. Bd. VI.) Ebda. 1904. 316 S. — Felix Kanitz: Das Königreich Serbien und das Serbenvolk von der Römerzeit bis zur Gegenwart. Bd. I: Land und Bevölkerung. (Monographien der Balkanstaaten. Herausg. von Dr. Wilhelm Ruland I.) Leipzig 1904. Bernh. Meyer. 653 S. — J. Wiedmer: Um neue Zeiten. Frauenfeld. Huber u. Co. 196 S. — G. V. Leo Anderlind: Ein System von Mitteln zur Verhütung schädlicher Hochwässer. Unter Berücksichtigung der von Hochwässern schwer heimgesuchten Provinz Schlesien dargestellt. Leipzig u. Breslau 1904. 22 S.

Jahrgang 1904. München, Montag, 21. März. Nummer 66.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Ein Frühlingsbrief.

Rückblick auf den ersten Heimarbeiterschutz-Kongreß. Von Adele Schreiber (Berlin).

Deutscher Einfluß in Japan.

II. Bücher und Zeitschriften.

Friedrich Rittelmeyer: Friedrich Nietzsche und das Erkenntnisproblem.

III. Allgemeine Rundschau.

Ueber den geologischen Untergrund der Stadt Venedig. — Ein neuer juristischer Papyrus der Heidelberger Universitätsbibliothek. — Die Großen Mauern von Babylon. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Ein Frühlingsbrief.

Lieber Freund!

Der Frühling ist gekommen! Die frisch aufgerissenen, noch winterfeuchten Schollen des Ackerlandes strömen ihren starken Erdgeruch zu mir herüber und zwischen dem Silber des Olivenhanges leuchtet schon zart das Rosa der blühenden Mandel- und Pfirsichbäume. Leise Winde fächeln durch das Tal herauf, durch das offene Fenster herein, über meinen Schreibtisch hin; sie blättern in den weißen Bogen, die ich mir eben zurechtgelegt. Wie gerne würden sie den ganzen Stoß wohl auseinanderwehen und über das Zimmer hin verstreuen, wenn nicht die kleine römische Marmorhand mit dem Pinienzapfen, die Sie bei den Ausbaggerungen des Tiber einst für mich gerettet haben, ihn festhielte. Coming events cast their shadows before! Das haben Sie damals nicht gedacht, als Sie mir mit dem alten Marmorbruchstücke so große Freude bereiteten, daß es nun, blätterbeschwerend, einen Frühlingsbrief von mir an Sie und Ihre treue Lesergemeinde ermöglichen würde.

Einen Frühlingsbrief? Was habe ich da eben gesagt! Das wäre ja die törichtste Ueberhebung, wollte ich mir anmaßen, den Lenzeszauber, der mich jetzt hier umgibt, auf das Papier zu bannen. Ach, ich kann ja nicht einmal versuchen, nur einen Hauch von dem stillen, feinen Frühlingsweben, das heute über der zartlinigen toskanischen Landschaft draußen vor meinem Fenster ausgebreitet liegt, zu Ihnen hinauf und nach dem Norden zu senden. Wie gern täte ich es! Denn Sie müssen dort oben wohl noch lange auf frischen Ackergeruch, auf Veilchenduft und Blütenbäume warten; auch kenne ich die große Sehnsucht nach oberitalienischem Frühling, die Sie, lieber Freund, alljährlich um diese Zeit ergreift. Aber die Gabe holden Singens und zarten Sagens, wie sie dem Frühlingsdichter eigen sein muß, ward mir ja nicht in die Wiege gelegt. So will ich mich denn bescheiden, Ihnen wenigstens mitten heraus aus der Lenzesfreude, die mich hier umflutet, in einfachen Worten einen herzlichen Gruß zu senden; vielleicht daß der Brief Ihnen schon durch den Zeitpunkt seines Eintreffens die Erinnerung weckt an rosige Mandelbäume inmitten der Olivengärten, an frischbelebtes Grün auf den Rändern der schwarzscholligen Aecker, an den hurtig rauschenden Bach, der unter den Pinien zu Tale eilt; vielleicht auch strömt Ihnen, ohne daß ich es will und weiß, doch aus diesen angesichts der leuchtenden Frühlingslandschaft geschriebenen Blättern ein leiser Hauch von dem Veilchenduft entgegen, der aus den schon buntgeschmückten Gartenbeeten zu meinem Schreibsitze heraufdringt.

Welche süße und schöne Stille umgibt mich doch heute! Das junge Volk ist ausgeflogen — wer wollte auch die Jugend halten und an das Zimmer und Haus fesseln, wenn draußen alles keimt und drängt und treibt! — und ich sitze allein vor dem weiten, ruhigen Bilde der zum neuen Blühen erwachten Natur. Mir hat solche Frühlingsruhe von jeher die Seele besonders stark ergriffen. Es liegt in ihr nichts von hindämmernder Behaglichkeit, wie sie der Sommerstille mit ihren leise um uns surrenden und summenden Mücken und Insekten eigen ist, sondern der kräftige Zug der Erwartung, des Gespanntseins strömt aus ihr in alle Fibern unseres Wesens. Die belebenden Lüfte, die unsere Wangen umfächeln, tragen auf ihren Fittichen die Verheißung eines neuen Werdens herbei; die jungen Blüten atmen in ihrem frischen Dufte die Gewißheit solcher Erneuerung aus. Daß auch uns alte, des Wechsels im Leben gewohnte Herzen diese Frühlingserwartung immer wieder erfaßt und mit ihrem täuschenden Zauber umhüllt! Wir müßten doch nunmehr wissen, daß dem verheißungsvollen Werden und Aufblühen gar bald ein dörrender Sommer folgt, daß noch kein Frühling gehalten, was er versprach. Und doch immer wieder die Freude und das ungestüme Hoffen, wenn das Leben neu erwacht; immer wieder, so oft die Frühlingswinde uns umwehen, das festliche Gefühl, als ob uns diesmal gewiß etwas besonders Hohes und Schönes bevorstehe!

Oder ist es nur mein einfältiges, leichtgläubiges Herz, das solches Frühlingshoffen nicht verlernen kann? — Zuweilen will mich ja das Gefühl beschleichen, als dächte ich zu optimistisch von unserer Zeit, als sähe ich zu viel Helles, zu viel Keimkräftiges in ihr auch dort, wo nur kalte Winterschatten lagern und ein falsches, voreiliges Wesen sich an die Oberfläche drängt. Aber wie könnte ein solches Gefühl des Zweifels heute aufkommen, wo das frohe Licht des Frühlingstages mir ins Zimmer strahlt! Das ist ja das Wundervolle an all diesem Lenzesweben, daß es unser Herz befreit von allen Skrupeln und zaghaften Gedanken, die während des winterlichen Brütens und Hockens in ihm aufgestiegen sind, daß wir wieder einmal rosig sehen lernen — und wäre es auch nur für die wenigen ruhigen Stunden, in denen wir den Zauber auf uns einwirken lassen. Und wie lösen sich alle Bedenken und Fragen so leicht vor dem ruhigen Bilde der wieder einmal zu neuem wonnigen Leben sich aufraffenden Natur, unter dem Eindrucke des kräftigen Odems der für frische Saaten gelockerten Erde!

Wieder blättert der Frühlingswind ungestüm in meinen weißen Bogen, als wollte er sie unter der marmornen Hand hinwegreißen. Oder will er mich mahnen, daß ich nicht zu sehr vom wonnigen Tage mich gefangen

nehmen lasse, nicht zu viel Ihnen vorplaudere von Frühlingshoffen und Lenzesstimmung? Es ist wahr, nicht zu einem Briefe über den Frühling hatte ich mich ursprünglich hierhergesetzt und der ungeduldige Geselle von draußen hat recht, wenn er mich an meine eigentliche Absicht erinnert. Einen etwas ärgerlichen Brief wollte ich Ihnen schreiben; über so manches, was mir in der letzten Zeit bei meiner Lektüre aufgefallen und sonst durch den Sinn gegangen, wollte ich Ihnen wieder einmal mein Herz ausschütten; eine kleine Philippika gegen die „modernen" Geschlechtsgenossinnen sollte Ihnen von ihrer alten Freundin aufs neue in die Ohren klingen. Mit düsteren Gedanken und nachdenklichem Blicke war ich schon seit einigen Tagen — es waren frostige Regentage, lieber Freund! — durch das Haus gewandelt, mit Staunen und heimlichem Schrecken betrachtet von dem jungen Geschlechte, das sich heimlich in die Ohren raunte: „der Mutter schreibelts wieder!" Das mich darum gern floh und heute, als die Frühlingssonne nach langer Zeit wieder rein und warm vom Himmel leuchtete, allein im Hause und an meinem Schreibtische zurückließ. — Nun aber sitze ich hier und schwärme, anstatt recht weidlich in kriegerischer Rüstung einherzuschreiten, Ihnen wie ein verliebter Backfisch vom toskanischen Lenze vor.

Aber auch wenn ich mich endlich aufraffe zu dem eigentlichen Zwecke meines heutigen Briefes, so ganz ohne Frühlingslied soll es dabei doch nicht abgehen. Der Ton ist nun einmal angeschlagen von der zartfingerigen Primavera, die blumenstreuend — ganz wie ihr Botticellisches Vorbild — draußen durch den Hain schreitet, und ich fühle mich nicht mehr in der Stimmung, das Thema, das die verflossenen Regentage in mir angeregt, in dem ursprünglich beabsichtigten Moll weiterzuspielen. Uebrigens ist es ein Thema, das auch heitere, frühlingshafte Behandlung verträgt — handelt es doch wieder vom Weibe, wie schon der Gegenstand aller meiner früheren Briefe.

Vom „modernen" Weibe wollte ich reden — das habe ich schon oben verraten; aber unter dem Einfluß der Frühlingslüfte ist mir alles Bittere, was ich gegen sie wieder auf dem Herzen hatte, wie mit einem Schlage davongeflogen, und ich sehe auch sie, „die Frau der vorwärtsdrängenden Gegenwart und der leuchtenden Zukunft", jetzt nur noch in dem Bilde der blumenstreuenden unvergänglichen Göttin vor mir, die draußen über die Fluren schreitet. Weg überhaupt mit allen den dummen Schlagworten, mit denen wir unser Denken und Urteilen und unser ganzes Leben so arg beschweren, mit dem „modernen" Weibe, mit dem „neuen Geiste" und ähnlichen hohen Begriffen! Unwandelbar waltet draußen die gütige Natur als stetige Erneuerin und Lebensspenderin; Millionen von neuen Formen, von neuen Keimen und Blüten drängen sich alljährlich aus ihrem Schoß ans Licht, und doch bleibt sie die Alte, die Ewige in ihrem ruhigen Wechsel von Licht und Finsternis, von Vergehen und Wiederaufleben. Aendern sich etwa die großen Linien ihres Angesichtes in raschen Sprüngen, von einem Tag zum andern, von einem Jahr zum anderen? Schaut sie uns kurzlebige Sterbliche nicht immer mit dem gleichen festen Blicke an, aus dem wir den Begriff der Ewigkeit lernen? Und soll das in unserem Leben, in unserer Kultur auf einmal anders werden? Als ob nicht auch wir mit allen unseren Fasern und Daseinsbedingungen an dem Gewande der ruhig dahinschreitenden Göttin hingen und an ihrem Ewigkeitsleben teilhätten! Auch in unserem Menschheitswesen gibt es nicht die sprunghafte Veränderung der Grundlinien von heute auf morgen, von einem Jahr aufs andere oder von einem Jahrhundert aufs nächste. Die stete Erneuerung der einzelnen Lebensformen — ist sie nicht der unendlichen Mannigfaltigkeit des neuen Werdens zu vergleichen, die in jedem Lenze sich unserem staunenden Blicke aufdrängt, unter der aber doch der unwandelbare Grund des Geschehens verborgen liegt?

Ein gänzlich neues Leben soll auf einmal aus dem Schoße der Zeit für die Frauen heraufsteigen! Ein Frühling, wie er noch niemals dagewesen; eine Blüteperiode von bisher unerhörtem Glanze! Als ob plötzlich der große, regelmäßige Gang der Zeiten durchbrochen werden könnte, als ob die ruhig dahinschreitende Natur mit einemmal in kühnem Sprunge über die Daseinsbedingungen der Geschlechter, die in jahrtausendlanger Entwicklung nur in kleinen, fast unmerklichen Schritten und immer wieder dazwischen gestreuten Rückschritten sich geformt und herausgebildet, hinwegsetzen würde! Wohl weht ein starker Frühlingswind durch die Frauenwelt; ein Brausen in den Lüften ist es, auf das tausend Seelen in banger Erwartung lauschen; der Boden ist gelockert für manche frische Saat und hoffnungsvoll sehen tausend Augen dem ersten Keimen und Treiben entgegen. Aber liegen denn wirklich so viele neue und kräftige Samenkörner im Boden, daß ein bisher unerhörtes Blühen und Wachsen zu erwarten wäre? Muß nicht jedem Neuerwachen des Lenzes der große Opfertod der Natur vorangehen, in dem sie sich selbst dem Schoße der Nacht überliefert? Und hat die Frauenwelt in ihrem ungestümen Vorwärtsdrängen wirklich schon das Opfer ihrer selbst vollzogen, aus dem allein ein neues Leben hervorreifen kann?

„Die opferfreudige Hingebung der älteren Zeiten", von der auch Ellen Key in ihrem Essay über die moderne Liebe als von einer Notwendigkeit für den neuen Frühling spricht, hat gewiß auch in unserer Zeit allerorten reiche Betätigung gefunden, und die positiven Ergebnisse der organisierten Bemühungen der Frauen um geistige und materielle Hebung ihres Geschlechtes legen Zeugnis von dem Eifer ab, mit der sich die Vorkämpferinnen auf diesem Gebiete in den Dienst der Gesamtheit stellen. Aber nicht ebenso gewiß entspricht diesem Eifer der Einzelnen ein opferwilliger Zug in der Gesamtheit der Frauenwelt. Das Aufwärtsstreben auf materiellem Gebiete, das ungestüme Verlangen nach aktiver Teilnahme an den Errungenschaften und damit auch an den äußeren Vorteilen der höheren Geistesbildung, das laute Fordern der formalen bürgerlichen und politischen Rechte sind sicherlich keine Zeugnisse für eine „opferfreudige Hingebung", für jenes Bedürfnis des liebevollen und selbstentsagenden Einsetzens der ganzen Persönlichkeit, das Ellen Key bei ihren mahnenden Worten im Auge hatte. Ein Heischen und Begehren ist es, was dem lauten Kampfe und auch der stillen Arbeit in der Frauenbewegung den Charakter aufdrückt; das Entsagen ist dabei in den Hintergrund gedrängt worden.

Kommen aber wirklich aus solchem Heischen und Begehren die Saatkörner in den Boden, aus denen die Blüte des neuen Lebensfrühlings für die Frauen hervorsprießen soll? Es ist ein altes Gesetz in der Natur, daß nur aus einer Hingabe eine Gegengabe entstammen kann. Das Erwachen des Lebens nach jedem neuen Opfertode der Erde predigt uns alljährlich dieses tiefe Geheimnis und in seiner sicheren Erfüllung ruht unsere Freude am Frühling beschlossen. Wo ist aber die Opfergabe, aus der die freudige Gewißheit für einen neuen Lebensfrühling des weiblichen Geschlechtes in Zukunft hervorgehen könnte? Ist nicht vielmehr das, was unsere zukunftsbegeisterten Frauen für das Keimen einer neuen, reichen Saat ansehen, an der sich die kommenden Generationen erfreuen sollen, nur das Wiederaufblühen des alten Samens, der seit Beginn unserer Kultur in die weibliche Seele gestreut ward? Ein Wiederaufblühen *in neuen Lebensformen* — das gebe ich gerne zu —, in einem der neuen Gewänder, die die erfindungsreiche ewige Natur ihrem steten Wechsel zu verleihen weiß? Und ist nicht jetzt schon der Frühling da, den die Vorkämpferinnen der neuen Frauenkultur erst für eine ferne Zukunft erträumen und erhoffen? Ein Frühling, dem der entsagungsvolle Opfertod der früheren Generationen tausendfach vorhergegangen ist, der aber auch nur erblühen konnte auf dem durch solche opferwillige Hingabe wohlvorbereiteten und mit kräftigen Nahrungsquellen gespeisten Boden?

— — — — — — — — — — — — — — —

Draußen, wo nun bereits der Abend des wonnevollen Frühlingstages seine Schatten über die aufatmenden Fluren und Hügel zu breiten beginnt, sehe ich, aufblickend von meinem Blatte, sie wieder über das weite Land dahin-

schreiten, die holdselige blumenstreuende Primavera mit ihren rätseltiefen Augen und ihrem geheimnisvollen, fast schmerzlichen Lächeln. Wer kennte sie nicht, diese ergreifende Mittelfigur aus der wundersamen Darstellung des Meister Alessandro Botticelli! Ach, nicht nur der Frühling ist es, der freudespendend aus dem Walde her so auf uns zuschreitet — das Weib ist es, wie es zu allen Zeiten, die reichen Gaben des Lenzes im Bausche des blumengeschmückten Gewandes bergend, aus dem Haine des Lebens hervortritt! Vor vier Jahrhunderten schon hat der ahnungsvolle toskanische Meister den inneren Zusammenhang so fein und tief erkannt, der zwischen dem Aufleben der Natur und der ihre Gaben freudig daherbringenden Frauennatur besteht. Die Trägerin des Lebens ist ja die Frau; sie war es von Urbeginn der Zeiten und wird es bis zu ihrer Vollendung sein! Sollte sie wirklich jetzt und in Zukunft erst, mit dem Erwachen eines neuen, selbständigen, fast trotzigen und streitbaren Geistes, den Frühling in die Welt tragen? Sollten wirklich erst die neuen Gaben, mit denen ein ungestümes und rechthaberisches Begehren und Heischen den Bausch ihres Gewandes füllt, sie zur Erfüllung ihrer Kulturmission geeignet machen?

Mir will es oft scheinen, als ob unsere heutige Frauenwelt den Wert dieser Gaben, die dem Weibe zu den übrigen noch in die Hand gelegt werden sollen, bedeutend überschätzte. Erhöhte Geistesbildung, Verfeinerung des Empfindungslebens, Stärkung der Selbständigkeit und der Tatkraft, Verbesserung der materiellen Lebensbedingungen, — gewiß, solche Gaben soll man auch nicht unterschätzen; man soll sie zu erwerben und zu benützen suchen nach allen Richtungen hin, im Frauenleben wie in dem der Männer. Es sind Saatkörner, die zu den anderen in den Boden gelegt werden müssen, um einen kräftigen Lebensfrühling vorzubereiten. Aber nur zu den anderen! Nicht allein, denn sie genügen nicht, um eine frische und reiche Saat hervorzurufen; und nicht in so erdrückender Fülle, daß sie die anderen, schon seit Urbeginn der Zeiten im Boden des Lebens ruhenden überdecken und im Keimen hindern. Wie oft ist das letztere doch schon heute der Fall! Eine neue Saat soll vorbereitet werden und man vergißt darüber der wertvollsten Bedingungen für einen künftigen Lebensfrühling, die schon von Natur aus vorhanden sind. Wird denn wirklich ein glücklicheres Zeitalter heraufgeführt werden, wenn die Zahl der weiblichen Gelehrten die der männlichen erreicht oder gar übertrifft, wenn neben den Männern die Frauen in den Parlamenten, an den Gerichtshöfen, in den Verwaltungen in gleichem Maße wirken, wenn neben den Bataillonen der selbständigen Arbeiter die der selbständigen Arbeiterinnen in gleicher Stärke einher marschieren? Wird deshalb in der Frauenwelt weniger gehungert und weniger Sorge empfunden werden? Wird die Zahl der in ihrer Selbständigkeit Unterdrückten etwa dadurch geringer werden? — Mir will das nicht in den Kopf. Andere Lebensformen werden zur Geltung kommen, gewiß; aber wird dadurch die Lebensnot vermindert und gemildert, wird die Lebensfreude erhöht werden?

Das Bewußtsein des vollen Anspruches auf alle Lebensgüter, mit denen der „neue Geist" die Brust der Frauenwelt erfüllen will, kann nur zu einer fruchtbaren Gabe werden, wenn „die opferfreudige Hingebung der älteren Zeiten" nach dem Ausspruche Ellen Keys es trägt und durchleuchtet. Aber wie schwer wird es sein, das Gefühl für solche Hingebung in der Seele des Weibes wach zu halten, wenn so viel Kampf gepredigt, so viel ungestümes Heischen der bisher vorenthaltenen „Rechte" auf die Tagesordnung der gemeinsamen Arbeit gesetzt wird. Kampf und Begehren erfüllen die Welt von jeher mit wilden Frühlingsstürmen, unter deren Gewalt das Eis der harten Vorurteile und der ungerechten Vergewaltigungen dahinschmilzt; aber den Stürmen müssen heitere Frühlingstage, muß die alle Keime weckende Lenzesstille folgen, wenn ein neues, fruchtbares Leben erblühen soll. Will das Weib der Zukunft denn nur in solchen Frühlingsstürmen walkürenhaft einher fahren? Und denkt sie nicht mehr an ihr eigenes segenspendendes Bild, wie es Meister Alessandro vor vier Jahrhunderten so zart entworfen hat?

— — — — — — — — — — — — —

Ueber das „moderne" Weib wollte ich wieder zu Ihnen reden, und jenes Bild der Frühlingsgöttin ist unter dem Zauber, der mich heute umstrahlt hat, dafür vor meinem geistigen Auge vorübergegangen. Sollte denn wirklich eine Zeit kommen, in der diese Huldgestalt nicht mehr in all ihrem Liebreiz durch das menschliche Leben wandelt? In der dafür die waffenklirrende Kämpferin ums Dasein mit dröhnendem Schritte auf ihrer geraden Straße „zielbewußt" einher schreitet? — Aber nein! Warum würde denn die Natur solche Frühlingstage heraufführen, wie einer mich heute mit all seiner Wonne umspielt hat, wenn sie uns nicht lehren wollte, daß aus allem Schatten des Daseins immer wieder das herrliche freudige Leben in seiner Schönheit aufblüht. Auch in die Frauenwelt wird nach den Winterstürmen, die jetzt ihr Innerstes aufwühlen und ihr ungewohnte, fast männliche Kampfeslust in die Brust hauchen, wieder die holde Frühlingsstille heraufziehen, die Erweckerin aller Lebenskeime. In dieser erwartungsvollen Stille aber wird die Frau auch wieder der reichen Gaben vollbewußt werden, die sie seit Urbeginn der Zeiten im Bausche ihres Gewandes trägt.

Nur schade, daß die Wiederkehr eines solchen freudigen Frühlingstages im Frauenleben kaum noch erleben wird

Ihre Sie herzlich grüßende alte Freundin N. N.

Rückblick auf den ersten Heimarbeiterschutz-Kongreß.

Von **Adele Schreiber** (Berlin).

Der erste Heimarbeiterschutz-Kongreß, der, von der Generalkommission der Gewerkschaften einberufen, hier getagt hat, war außer von den Vertretern der Arbeiterorganisationen auch von der Gesellschaft für soziale Reform, dem Vereine für Sozialpolitik, dem Bund deutscher Bodenreformer, dem Rheinisch-Westfälischen Ausbreitungsverbande (Hirsch-Dunckerscher Gewerkverein) und bürgerlichen Frauenvereinen verschiedenster Richtung beschickt. Unter den Gästen waren Gewerbe-Inspektoren und Assistentinnen, sowie Angehörige mannigfacher bürgerlicher Schichten anwesend. Der Gesamteindruck des Kongresses kann als ein durchaus befriedigender bezeichnet werden, er führte zu der Erkenntnis, daß ein gemeinsamer Boden für die einträchtige Arbeit bürgerlicher Sozialreformer und sozialdemokratischer Gewerkschaftsbewegung gefunden werden kann. Es bestand ehrlicher Wille auf beiden Seiten, nicht das Trennende, sondern das Bindende in den Vordergrund zu stellen, die Sozialdemokraten bewiesen durch die unparteiische, sachliche Leitung, durch das den bürgerlichen Delegierten gezeigte Entgegenkommen (es wurde z. B. von der Versammlung genehmigt, daß sie außer der Reihe sprechen durften, weil sie sonst bei den zahlreichen Meldungen von Arbeiterdelegierten vielleicht gar nicht mehr zu Worte gekommen wären), daß sie Wert auf die Mitarbeit einsichtiger Sozialpolitiker legen. Von bürgerlicher Seite sprach Professor Francke, der Herausgeber der „Sozialen Praxis", das bedeutsame und wohl festzuhaltende Wort: „Wir bürgerlichen Sozialreformer sind überzeugt, daß ernste Sozialreform nur geschehen könne nicht nur für die Arbeiter, sondern auch mit den Arbeitern." Man gewann aus den dreitägigen Verhandlungen den deutlichen Eindruck, daß es den Einberufern des Kongresses nicht darum zu tun war, eine politische Parteidemonstration zu veranstalten, sondern in ernstester Weise darüber zu beraten, wie so viel mißbrauchte Menschenkraft besserer Verwertung zugeführt werden könne. Vielleicht wirkte hier der Umstand mit, daß es heute schon vollständig überflüssig erscheint, für das Elend der Heimarbeit noch Beweise zu erbringen, es kann jeder Agitation entbehren, sobald es die Tatsachen für sich sprechen läßt. „Es ist ein Elend, so mächtig, daß es jeden Empfindenden durch seine bloße Feststellung aufregt", so kennzeichnete es Professor Sombart und brachte hiermit die Anschauung aller zum Ausdruck, die es jemals der Mühe wert fanden, das Wesen der Heimarbeit zu ergründen, sich durch den Augenschein

von dem Leben dieser allerärmsten Bevölkerungsschicht, das kein Leben genannt werden kann, zu überzeugen. Dank gründlicher wissenschaftlicher Untersuchungen und Enqueten besteht für die moderne Volkswirtschaftslehre kein Zweifel mehr, daß die hausindustrielle Produktionsform eine niedrigere Stufe darstellt, weit schwerere Schäden, weit elendere Lebensverhältnisse bedingt als die Fabrikarbeit. Diese Konstatierung kann als die Grundlage angesehen werden, auf der sich bessere Zustände aufbauen müssen, es wird allerdings noch starker Agitation bedürfen, damit man bei der Diagnose allein nicht stehen bleibe. Es ist besonders bedauerlich, daß kein Regierungsvertreter zu dem Kongresse entsandt war; einerseits gibt diese ablehnende Haltung den Einberufern die Berechtigung, darauf hinzuweisen, daß man die Veranstaltung durchaus zu einer sozialdemokratischen Demonstration mache und ein Gebiet sozialen Fortschritts, an dem alle mitarbeiten könnten, ausschließlich dem Proletariate selbst überlasse; andererseits hätte sicher niemand den Kongreß verlassen können, ohne durch die Wucht der Tatsachen die Anschauung zu gewinnen, daß es sich um eine Frage von höchstem nationalen Interesse handelt, sowohl für die Produzenten, die in bitterster wirtschaftlicher und geistiger Notlage ein menschenunwürdiges Dasein führen wie für das große konsumierende Publikum, das durch die Produkte der Hausindustrie gesundheitlich weit mehr gefährdet ist, als es ahnt. In zwei vielstündigen Hauptreferaten wurden beide Punkte ausführlich erörtert. Der erste durch den Gewerkschaftskassierer Käming, der zweite durch den Hygieniker Professor Dr. Sommerfeld, der in überzeugender Weise und mit vielen Daten belegt die Mitschuld der unter unsanitären Verhältnissen hergestellten Waren an der Verbreitung von Tuberkulose, Syphilis, Scharlach, Diphtherie u. s. w. dartat. Wertvolle Ergänzungen hierzu brachte die Diskussion, in der Vertreter der meisten Industriezweige zu Worte kamen. Ihre Ausführungen ergaben allenthalben dasselbe jammervolle Bild zerstörten Familienlebens, unablässigen freud- und rastlosen Frohnens, das nicht einmal die Notdurft des Daseins zu decken vermag, tiefstes Niveau in wirtschaftlicher, physischer und kultureller Beziehung.

Das Resultat läßt sich in die Worte zusammenfassen: die Heimarbeit ist eine menschenmörderische Produktionsform, die am gesamten Volkskörper zehrt, ihn verarmt, anstatt ihn zu bereichern, sie ist, was die englischen Nationalökonomen S. und B. Webb ein „parasitäres Gewerbe" nannten, ein Gewerbe, das den Arbeitern keine Entlohnung gewährt, die zu einer leidlich gesund erhaltenden Lebensweise ausreicht, so daß er entweder zugrunde geht oder das Defizit von anderer Seite, z. B. durch unlautere Nebeneinkünfte oder Armenunterstützung, gedeckt werden muß.

Einen vollen Beweis hierfür erbringen schon einige aus den Berichten der Referenten herausgegriffene Daten. Für das Pressen von tausend Haarnadeln werden 6 Pf. bezahlt, die höchste Tagesleistung bei 14- bis 15stündiger Arbeitszeit sind 7 bis 8 Tausend Nadeln, entsprechend einem Tagesverdienst von 42 bis 48 Pfennig. In der Pfeifenindustrie müssen die fertigen Pfeifen inklusive Material vom Arbeiter geliefert werden; die Lieferung zu den üblichen Preisen ist überhaupt nur dadurch möglich, daß ganz allgemein das Holz zu den Pfeifen gestohlen wird! In der Spielwarenindustrie verdienen Frauen einen Stundenlohn von 7 Pfennigen, die Herstellung kleiner Tiere, des sogenannten Elendviehs, bringt ganzen Familien nach Abzug der Auslagen fünf Mark wöchentlich. Im Sonneberger Bezirk sind 47 Prozent aller Kinder hausindustriell tätig; es starben dort von 1000 Kindern unter einem Jahr 368, im Alter von 1 bis 15 Jahren 169, von 15 bis 16 Jahren 320! Eine Sterblichkeit von 32 Prozent für die Altersgruppe von 15 bis 16 Jahren ist wohl eine sonst unerhörte, sie dürfte genügen, um den Wahn zu zerstören, daß es sich um eine angenehme „Nebenbeschäftigung" der Kinder handle. Diese „Nebenbeschäftigung" ist für die ganz kleinen vorschulpflichtigen eine unbegrenzte, sie wird während der Schuljahre noch sechs, acht, zehn Stunden neben dem Schulunterricht fortgesetzt. In dieser Gegend bleibt das Einkommen von 50 Prozent aller Steuerpflichtigen, in manchen Orten sogar von 67 Prozent unter 600 Mark zurück. In der Textilindustrie sind Stundenlöhne von zwölf und fünfzehn Pfennig häufig, Kinder werden für zwei Pfennig pro Stunde beschäftigt; auch in der Tabakindustrie arbeiten Tausende von Kindern. Diesen Bildern lassen sich endlose andere von derselben eintönigen Traurigkeit hinzufügen, mag es sich um Buchbinderei, Metallindustrie, Schneiderei, Korbwaren-, Holzindustrie u. s. w. handeln. Den Standpunkt der bürgerlichen Nationalökonomen diesen Schäden gegenüber hat auf dem Kongreß Privatdozent Dr. Weber mit den Worten gekennzeichnet: „Wir gehen von anderen Gesichtspunkten aus als Sie, wir treten mit unseren alten, nationalen Kulturidealen an die Fragen heran. In der Hausindustrie schien uns ehedem das alte Persönlichkeits- und Freiheitsideal eher zu verwirklichen zu sein als in der Fabrik: Das war eine Täuschung; jetzt fordern auch wir, vom nationalen Gesichtspunkte aus, Heilung der Schäden der Hausindustrie." Professor Sombart führte in einer mit allseitigem Beifall aufgenommenen Rede aus, daß eine Beseitigung der Heimarbeit auch im Rahmen der bestehenden Wirtschaftsform durchführbar ist, er wies darauf hin, daß, wenn die Arbeitskraft in dieser Industrie nicht mehr ausgenützt wird als in einer anderen, dies auch das Ende der Heimarbeit, ihren Uebergang in die höhere Stufe der Fabrikproduktion bedeutet. Die ungeheure Billigkeit der heimindustriellen Produktion, die Ausnahmestellung, die sie dadurch einnimmt, daß die Vorschriften der deutschen Arbeiterschutzgesetzgebung und der Gewerbeordnung sie nicht betreffen, sind Hauptursachen ihrer Beliebtheit bei den Unternehmern, sie haben sogar in manchen Industrien eine rückbildende Tendenz, Auflösung von Fabrikarbeit in Heimarbeit, mit sich gebracht. Heute kommen auf je tausend Fabrikarbeiter in Deutschland 82.9, in Sachsen aber z. B. 263.8 Heimarbeiter.

Bedeutsam ist es, daß, während noch der letzte Gewerkschaftskongreß im wesentlichen nur sanitäre Vorschläge und Schutzvorschriften für die Arbeiter aufstellte, man diesmal in die Resolution die Lohnfrage obenan setzte, in der richtigen Erkenntnis, daß gute Entlohnung allein schon viele Mißstände, übermäßige Arbeitszeit, schlechte Wohnungen vermindern. Es ist daher in der endgültigen Resolution die Forderung von Mindestlöhnen, die durch das Gewerbegericht nach den lokalen Verhältnissen festzusetzen sind, der erste Punkt. Diese normierten Lohnsätze dürfen nicht geringer sein als die in den Fabriken und Werkstätten gezahlten und sind nach ihrer Veröffentlichung rechtsverbindlich. Die Resolution verlangt ferner strenge Ueberwachung der Arbeitsstätten, Verbot ihrer Benutzung zum Wohnen, Schlafen oder Kochen, Verbot von Dach- und Kellerräumen, mindestens 15 Kubikmeter Luftraum pro Kopf, Anmeldung der Räume bei der Ortsbehörde, Verbot von Wohn- oder Arbeitsstätten, in denen sich Personen mit ansteckenden Krankheiten aufhalten, Unterstellung unter die Gewerbeinspektion, Führung genauer Listen der Heimarbeiter seitens der Zwischenmeister und Unternehmer, Unterstellung aller Hausindustriellen unter die Gewerbegerichte, Einführung von Lohnbüchern und Ausdehnung der Kranken-, Alters-, Invaliditäts- und Unfallversicherung sowie der Bestimmungen über Arbeitszeit, Nachtarbeit, Sonntagsruhe, Wöchnerinnenschutz und Kinderarbeit auf die gesamte Heimarbeit.

So wünschenswert, wenngleich schwierig die Durchführung all dieser Bestimmungen erscheint, so enthält die Resolution doch eine Forderung, die nicht unbedenklich ist: alle in der Hausindustrie hergestellten Waren sollen mit einer für jedermann sichtbaren Kennzeichnung versehen werden. Hierdurch soll der Käufer in die Lage versetzt werden, seinen Einfluß auszuüben und Heimarbeitprodukte zurückzuweisen. Diese Bestimmung ist, obgleich sie in manchen Staaten, z. B. in Neuseeland, durchgeführt wird, ein zweischneidiges Schwert. Werden die Zustände in der Heimarbeit entsprechend den aufgestellten Forderungen geregelt, so ist sie kaum noch notwendig und es würde ganz überflüssig erscheinen, die unter sanitären Bedingungen und bei gleichen Löhnen hergestellte Ware zu

entwerten, gelangt aber von allen Vorschlägen nur dieser eine zur Verwirklichung, so würde nur das vermögendste Publikum, das in der Lage ist, Vorschriften zu machen, sich vor Gesundheitsgefahren schützen können, während der ganze Mittelstand und Arbeiterstand dennoch nach der billigsten Waren greifen muß. Mit dem so geschaffenen Unterschied dürfte es aber sicherlich nicht gelingen, das Prinzip gleicher Löhne und gleicher Arbeit in Werkstätte und Hausindustrie durchzusetzen, denn die Unternehmer würden mit Recht die Heimarbeit als eine nicht gleiche, sondern für den Verkauf geringerwertige bezeichnen.

Enthalten die vorliegenden Forderungen auch keinen auf Verbot der Heimarbeit abzielenden Paragraphen, so ist in ihnen doch deutlich diese Tendenz in milderer Form enthalten. Mit der Schaffung von Vorschriften, die dem Unternehmer dieselben Lasten auferlegt wie dem Fabrikbetrieb, würden bald nur noch jene individuellen Fälle übrig bleiben, in denen tatsächlich zugunsten der Arbeiter ein Bedürfnis nach häuslicher Beschäftigung vorliegt und die nach dem Vorschlage Professor Sombarts etwa besondere Erlaubnisscheine erhalten könnten. Es dürfte sich hier vor allem um jene zahlreichen Halberwerbsfähigen handeln, deren Interesse von Verfechtern der Heimarbeit so gern in den Vordergrund gestellt wird, während man doch bei anderen Anlässen ruhig alle Mahnungen zugunsten der Halbinvaliden hintansetzt, z. B. als es für richtig befunden wurde, den Straßenhandel zu verringern, der gleichfalls vielen Leuten mit verminderter Erwerbsfähigkeit eine Existenz bot.

Zu den besonderen Forderungen, die der Kongreß an die Regierung richtete, gehört auch die, daß Lieferungen des Reiches, der Einzelstaaten und Kommunen nur an Unternehmer vergeben werden sollen, die in eigenen gewerblichen Betrieben und unter Einhaltung der von den Kommissionen festgesetzten Lohntarife arbeiten lassen. Es erscheint hier wohl berechtigt, von dem Grundsatz auszugehen, daß dem Staate günstige Lebensverhältnisse für die Arbeiter ebenso wertvoll sein müssen wie die Erzielung billiger Lieferungen. Eine weitere Aufgabe harrt seiner, deren Erfüllung eine der Quellen für eine besondere verderbliche Form Heimarbeit verstopfen würde, es ist die Aufbesserung der Lebensverhältnisse der niedrigeren Beamtenkategorien. Tausende Frauen kleinbürgerlicher Kreise sind als Heimarbeiterinnen tätig, um das durchaus unzureichende Einkommen des Mannes zu erhöhen, ihre oft heimlich betriebene Arbeit drückt die ohnedies elenden Löhne noch mehr herab. Diese Konkurrenz würde mit einer besseren Lage der Angestellten einerseits, andererseits aber auch durch die Eröffnung lohnenderer Berufszweige für Frauen verschwinden. Günstig auf die Lohnverhältnisse einwirken würde auch die gänzliche Beseitigung der Kinderarbeit. Die Bestimmungen des neuen Kinderschutzgesetzes, dessen strenge Durchführung leider bisher mangels geeigneter Kontrolle nicht stattfindet, würde schon manches bessern. Zu niedrig ist aber allenthalben das Schutzalter, zu zahlreich sind die Ausnahmen, und die gemachte Unterscheidung zwischen fremden und eigenen Kindern läßt sich angesichts der bestehenden Verhältnisse nicht rechtfertigen, zwingt doch das Elend die Eltern unter Verleugnung jeder weicheren Regung, wider Willen Ausbeuter ihrer Kinder zu werden, die ihrerseits wiederum die Entlohnung der Erwachsenen herabdrücken. In einem Punkte aber ist dies neue Kinderschutzgesetz auch für die Regelung der Heimarbeit von prinzipieller Bedeutung — es bricht zum erstenmal mit der Unantastbarkeit des Familienheims, da es auch die bei den Eltern tätigen Kinder mit berücksichtigt und treibt somit einen Keil in das alte Vorurteil, daß Vorschriften für den Arbeiterschutz die Türe des Privathaushalts nicht überschreiten dürfen.

Einige Worte müssen hier noch gesagt werden über die wirksame Ausstellung von Heimarbeitsproduktion, die nicht nur Waren, sondern auch Erläuterungen über ihre Herstellung und die gezahlten Löhne, sowie Bilder von Heimarbeiterbehausungen umfaßte. Sie erbrachte einen neuen Beweis für den Wert des Anschauungsunterrichts. Es war niemand auf dem Kongreß anwesend, der nicht schon einigermaßen mit dem Wesen der Heimarbeit vertraut gewesen wäre, und dennoch behielten alle von der Ausstellung einen erschütternden Eindruck. Es wurde mehrfach angeregt, diese Ausstellung noch besser auszubauen, sie für das große Publikum zugänglich zu machen — sicher wäre dies die rascheste und wirksamste Agitation, um jene Kreise heranzuziehen, die heute der Frage gleichgültig oder unwissend gegenüberstehen.

Der Kongreß soll in zwei Jahren wieder zusammentreten, es ist anzunehmen, daß die Aufklärungsarbeit, die er begonnen, allenthalben weiter wirken wird und er bei seiner nächsten Tagung mehr Verständnis und Entgegenkommen an maßgebender Stelle finden wird, als es diesmal der Fall war; das Kapitel der Erkenntnis über die Schädlichkeit der Heimarbeit ist vollständig — aber zwischen sozialer Erkenntnis und sozialer Tat pflegt ein weites Stück Land zu liegen.

Deutscher Einfluß in Japan.*)

Die deutschen Kaufleute in Japan, in Yokohama, Kobe, Nagasaki hatten schon seit Eröffnung der Vertragshäfen und Einrichtung der fremden Niederlassungen daselbst, Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre, ein starkes Kontingent der Fremdenkolonien gestellt, waren durch Fleiß, Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit zu Ansehen, durch Einfachheit und Nüchternheit im Leben zu Wohlstand und Reichtum gelangt. Der deutsche Handel und, was damit zusammenhing, die deutsche Schiffahrt, waren gewaltig gewachsen, in Konkurrenz mit dem allmächtigen englischen Einfluß machten sich die deutschen Häuser geltend, war die deutsche Handelsflagge in der in hanseatischen Händen befindlichen ostasiatischen Küstenschiffahrt überall sichtbar. Nach Kräften war der ausgezeichnete deutsche Generalkonsul Zappe in jenen Jahren bemüht, der deutschen Kolonie in Yokohama in ihrer Entwicklung behilflich zu sein. Die werdende deutsche Flotte hatte in Ostasien eine ständige Station; in Yokohama das große, schöne und herrlich gelegene Marine-Lazarett, zu jener Zeit unter Leitung des energischen Marinestabsarztes Dr. Kleffel.

Allein in der japanischen Staatsverwaltung, in der Universität, in der japanischen Heeresorganisation war der deutsche Einfluß erst viel später zur Geltung gekommen. Am frühesten traten die Mediziner und Naturforscher auf, und ihr Einfluß ist ursprünglich auf Ph. F. v. Siebold, den berühmten, nachmals in Würzburg tätigen Zoologen, zurückzuführen, der durch die damalige holländische Handelsniederlassung auf Decima bei Nagasaki in das Land gekommen war und eine aus seinem berühmten Werke ersichtliche einflußreiche Rolle bei der Erschließung Japans gespielt hatte.

Der bahnbrechende Arzt, welcher von 1871 ab viele Jahre lang den schweren Kampf mit der eingewurzelten chinesischen Medizin zu führen hatte, war der preußische Oberstabsarzt Dr. Müller. An ihn anknüpfend hatte die Berufung der heute noch tätigen Mediziner Hofrat Dr. Baelz aus Württemberg und Professor Dr. Scriba aus Hessen an die Universität in Tokio die Gründung und Entwicklung nicht nur einer medizinischen Fakultät, sondern einer förmlichen medizinischen Schule von Aerzten zur Folge, deren Charakter so unbedingt deutsch war, daß selbst die Sprache der beiden vortragenden Professoren die deutsche war und blieb.

Die von Herrn v. Brandt bewerkstelligte Gründung der deutschen ostasiatischen Gesellschaft, einer wissenschaftlich-geselligen Vereinigung mit Klubhaus und Vorträgen, welche eine bekannte Zeitschrift herausgibt, trug viel zur Verbreitung der Kenntnis und des Verständnisses Ostasiens, und speziell Japans, bei.

*) Mit gütiger Erlaubnis des Verlegers dem soeben erscheinenden Buche: „Ottmar v. Mohl, Kammerherr Sr. Maj. des Kaisers und Königs, Wirkl. Geh. Legationsrat, Am japanischen Hofe" (Berlin, Dietrich Reimer, 1904) entnommen.

Unter der taktvollen und liebenswürdigen Leitung des aus der kaiserlichen Marine hervorgegangenen zweiten deutschen Gesandten v. Eisendecher wurden die Sympathien der japanischen Kreise dem deutschen Wesen noch mehr zugeführt, während unter seinem Nachfolger, dem dritten Gesandten in Japan, Grafen Otto Dönhoff, zum erstenmal der Einfluß einer deutschen Dame, seiner heute noch unvergessenen Gemahlin, Gräfin Mira Dönhoff, geb. Gräfin Schlippenbach, sich am Hofe von Tokio fühlbar gemacht hatte.

Es war für die Japaner eine seltsame Entdeckung, daß in Europa ein Land wie das Deutsche Reich existiere, in dem Wissenschaft und Kunst blühten, die Staatsverwaltung und der Hof tadellos funktionierte, die Armee eine weltberühmte war, und dessen Verfassung einen starken monarchischen Charakter zeigte. Die Japaner sahen mit Staunen, daß das mächtige Deutschland in viele größere und kleinere Staaten zerfiel, welche selbständig nebeneinander existierten und sich im Rahmen der gemeinsamen Reichsverfassung weiter entwickeln konnten; sie fanden, daß dieser staatliche Zustand manche Aehnlichkeit mit ihren früheren Daimioherrschaften aufweise, und wunderten sich, daß es möglich gewesen sei, diese deutschen Bundesstaaten ohne Nachteil für die Weltstellung der Nation zu erhalten. Sie selbst hatten bei der Schwierigkeit der Entwicklung aus einem Feudalstaat in einen modernen Rechtsstaat geglaubt, nur auf ähnlich radikalen Wegen wie die von der französischen Revolution eingeschlagenen zum Ziele gelangen zu können. Sehr viel zum Verständnis dieses für die Japaner so seltsame Analogien bietenden Landes trugen indes die wiederholten Missionen Aokis als Gesandten nach Berlin und an die größeren deutschen Höfe bei. Sein Aufenthalt in Berlin erstreckte sich mit Intervallen über zwei Jahrzehnte, während welcher Jahre Aoki in regem Verkehr mit den maßgebenden Kreisen der Reichshauptstadt, mit den Männern der Politik, Kunst und Wissenschaft stand. Der kluge Staatsmann beherrschte die deutsche Literatur und Sprache, teilte die Denk- und Empfindungsweise des deutschen Volkes wie ein Deutscher. Seine Verheiratung mit dem pommerschen Edelfräulein Elisabeth v. Rhade öffnete ihm einen weitausgebreiteten norddeutschen Familienkreis, verlieh der japanischen Gesandtschaft in Berlin den Charakter edler japanischer Kultur, gepaart mit feinster deutscher Sitte.

Bei der Entdeckung von Deutschland und dem damit verbündeten Oesterreich seitens der Japaner spielten bekanntermaßen die Nachkommen des bereits oben genannten Forschers Ph. F. v. Siebold, die Freiherren Alexander und Heinrich v. Siebold, eine einflußreiche Rolle, da sie, als die vollkommensten Kenner der japanischen Sprache und Verhältnisse überhaupt, die geborenen Vermittler zwischen japanischen und europäischen Anschauungen in ihren verschiedenen Stellungen in Tokio sein mußten. Alexander v. Siebold gehörte dem Ministerium des Aeußern als Legationsrat an und bekleidet heute in Europa den Rang eines japanischen Ministerresidenten für außerordentliche Missionen; der jüngere Bruder Heinrich v. Siebold war k. u. k. österreichisch-ungarischer Legationssekretär und interimistischer Geschäftsträger in Japan.

Die japanische Regierung begann nunmehr, deutsche Gelehrte, Beamte und Offiziere als geeignetere Lehrmeister anzusehen, als die amerikanischen, englischen und französischen Berater. Sie wandte sich daher an ihren Gesandten Aoki in Berlin oder an den deutschen Gesandten in Tokio, um für viele Zweige des öffentlichen Lebens geeignete Kräfte zu gewinnen. Zu unserer Zeit waren die Universität, die Ministerien, der Generalstab vielfach mit deutschen Kräften besetzt und, um nur einige zu nennen, wirkten damals als Juristen und Nationalökonomen die Deutschen Alexander v. Siebold, Mosse, Rudorff, Mayet, v. Jasmund in den Ministerien oder im Kabinett der Minister, die Dozenten Rathgen, Michaelis, die beiden Delbrücks, Hausknecht, Weiprecht, Eggert an der Universität; Dr. Graßmann war im Forstfach tätig, Polizeirat Höhn reorganisierte die Polizei, während der geniale Major Meckel und seine Nachfolger v. Blankenburg, von Wildenbruch und Frhr. v. Grutschreiber als preußische Generalstabsoffiziere den Grund zu jener Heeresorganisation legten, deren Erfolge im chinesisch-japanischen Kriege Staunen bei allen hervorriefen, welche nicht Augenzeugen der Tätigkeit dieser Männer gewesen waren. Auch die deutsche Bauwissenschaft hatte, wie noch erwähnt werden wird, lange Jahre hindurch ihre Vertreter in der japanischen Hauptstadt.

Der französische Einfluß in der Armee, welcher seit den Tagen der Verbindung des Schogunates mit Napoleon III. in Japan feste Wurzel gefaßt hatte, ging stetig zurück; die Gesetzgebung, bisher besonders durch den Kodifikator Boissonade ganz in französischem Sinne und nach dem Muster des Code Napoleon beeinflußt, wurde deutschen Rechtsanschauungen zugänglich; die Konstitution, von Professor Hermann Rößler hauptsächlich nach dem Muster der bayerischen Verfassung entworfen, war wesentlich nach deutschem Vorbilde geplant. Eines der wesentlichen Gebiete staatlicher Entwicklung, und zwar gerade ein für Japan unendlich wichtiges, war dem deutschen Einfluß damals noch vollkommen entzogen, nämlich die Flotte. Der französische Marinekonstrukteur Bertin war zur Entwerfung von Plänen zum Bau von Kriegsschiffen auf mehrere Jahre mit dem Gehalt von 100,000 Francs pro Jahr, und der britische Kapitän Ingeles zur Einübung — Drill — des praktischen Schiffsdienstes engagiert worden. Später änderte sich das insofern, als auch in Deutschland der Bau von Schiffen bestellt wurde. Nur die Armierung durch Kruppsche Geschütze wurde schon damals soweit tunlich durch den tätigen technischen Vertreter Krupps, Oberstleutnant Ilgner, und den Altonaer Kaufmann Illies betrieben. — Für alle diese Bestrebungen, diese eifrigen Bemühungen der deutschen Beamten, Offiziere und Gelehrten, war die deutsche Gesandtschaft, war Herr v. Holleben der belebende Mittelpunkt. In seinem gastlichen Hause traten sich die Betreffenden persönlich näher, in amtlichen Schwierigkeiten fanden sie hier Rat und Hilfe, seine Autorität schützte sie in ihren oft recht heiklen Aufgaben gegen manches Mißverständnis mit den Japanern, oder gegen Einflüsse anderer Nationalitäten, deren Vertreter nicht alle mit günstigen Augen die angebliche Germanisierung Japans ansahen. Diese Stellung des deutschen Gesandten basierte natürlich auf der mächtigen Rolle, welche Deutschland unter Kaiser Wilhelm I. und seinem großen Kanzler in der europäischen Welt spielte, und nur mit Mühe gewöhnten sich die anderen Nationen an die Rückwirkung auf diese fernen Länder.

Bücher und Zeitschriften.

Friedrich Nietzsche und das Erkenntnisproblem. Ein monographischer Versuch von Friedrich Rittelmeyer. Leipzig 1903. Verlag von Wilhelm Engelmann. 109 Seiten.

Nietzsches Bedeutung für die Erkenntnistheorie ist gleich Null. Er zeigt sich wohl auf keinem philosophischen Gebiete so gänzlich unselbständig, so völlig abhängig von anderen Denkern, insbesondere natürlich von Schopenhauer, wie in diesem philosophischen Problem par excellence. Oft tritt es ganz deutlich hervor, daß Nietzsche trotz seinem großen Scharfsinn, dieses Problem in seiner Tiefe gar nicht erfaßt hat; mit wenigen seltsamen Ausnahmen spricht er nur nach, was er gelesen hat, ohne es eigentlich zu durchdringen; nur die Form und die eigentümlichen Wendungen sind da Nietzsches Eigentum. Daher kommt es wohl, daß alle Widersprüche in einer erkenntnistheoretischen Anschauung, die bei den ihn beeinflussenden Denkern mühsam ausgeglichen wurden, bei Nietzsche ganz nackt und schroff hervortreten. Daher kommt es auch ferner, daß in Nietzsches Schriften beinahe alle möglichen erkenntnistheoretischen Anschauungen je zuweilen zum Ausdruck kommen, und daß die entgegengesetztesten, einander direkt aufhebenden Ansichten oft nachbarlich neben einander zu finden sind; ein wahres Chaos von Meinungen und Ansichten. — Der Verfasser der hier angezeigten Schrift gab sich redlich Mühe, diese durcheinander wogenden Anschauungen methodisch nach chronologischen und logischen Gesichtspunkten zu sichten und zu ordnen und sie dann einheitlich zu beurteilen; sie zu vereinigen ist natürlich ganz unmöglich. Ohne

Willkür geht es bei einer solchen Arbeit nicht ab, es ist aber anzuerkennen, daß sie von Mittelmeyer mäßig geübt wurde. Der Verfasser zog alle erschienenen Schriften Nietzsches, auch die Nachlaßbände, in den Kreis seiner Betrachtung, so daß man sich daraus ein ziemlich richtiges Bild von den verschiedenen erkenntnistheoretischen Meinungen Nietzsches, auch den widersprechendsten, bilden kann. Dabei kommt Nietzsche selbst reichlich zu Wort, wodurch diese Schrift an vielen geistvollen Aussprüchen natürlich keinen Mangel hat. — Geordnet wurde das Material nach den angenommenen drei Entwicklungsperioden Nietzsches. Daran schließt sich ein zweiter kleinerer Teil, der eine Zusammenfassung und Würdigung des Vorgebrachten enthält. Da finden sich allerdings manche sehr anfechtbare Urteile, sowohl die sehr schematisierende Darstellung des Entwicklungsganges von Nietzsches Anschauungen als auch dessen Einschätzung betreffend. — Für das erkenntnistheoretische Problem hat sonach die besprochene Schrift gar keine Bedeutung, dagegen wird sie den Nietzsche näher Stehenden willkommen sein, wegen ihrer Zusammenfassung und Beleuchtung eines bestimmten, immerhin sehr wichtigen Gedankenkreises Nietzsches. Sie kann aber auch für alle Fälle mit dazu dienen, einer Ueberschätzung der philosophischen Bedeutung Nietzsches für eine wirkliche Erkenntnis der Welt den Boden zu entziehen. Und auch das ist ein Verdienst.

B. L. Wittes.

*

Allgemeine Rundschau.

Ueber den geologischen Untergrund der Stadt Venedig.

In der Beilage Nr. 62 d. J. war auf eine neue Erklärung aufmerksam gemacht worden, welche Dr. Karl Ochsenius in der Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft, Band 54 (Verhandlungen S. 183) für den Einsturz des Campanile von San Marco in Venedig in den sogenannten „Wasserkissen" gefunden haben will. Es steht mir nicht zu, über die Richtigkeit dieser interessanten Entdeckung mich zu äußern, aber protestieren muß ich dagegen, wenn als Analogon auf den Umbau des „Fondaco dei Tedeschi" im Jahre 1505 verwiesen wird. Da ich mich mit der Geschichte dieses „deutschen Kaufhauses" in Venedig einigermaßen beschäftigt habe, wäre es mir von Interesse, zu erfahren, wie der Herr Verfasser zu dieser Ansicht gekommen ist. Ich habe in den Quellen darüber nichts gefunden. Im Gegenteil! Nicht das Wasser hat 1505 den Neubau des alten „Fondaco dei Tedeschi" nötig gemacht, sondern — das Feuer! In der Nacht vom 27. auf den 28. Januar 1505 zerstörte ein großer Brand das alte (übrigens schon 1318 einmal abgebrannte) Gebäude. Ich darf hierüber, wie über den durch Giorgione und Tizian mit Fresken geschmückten Neubau wohl auf mein Buch: „Der Fondaco dei Tedeschi in Venedig und die deutsch-venetianischen Handelsbeziehungen" (Band II S. 107 ff.) (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.) verweisen.

München, den 17. März. H. Simonsfeld.

*

Ein neuer juristischer Papyrus der Heidelberger Universitäts-Bibliothek.

r. Jüngst konnten wir in dieser Beilage die Edition der koptischen Acta Pauli durch Privatdozent Lic. Dr. Karl Schmidt anzeigen. Heute sei auf die Veröffentlichung und Bearbeitung eines erbrechtlichen Papyrusfragments hingewiesen, welche im letzten Hefte der Neuen Heidelberger Jahrbücher Dr. Gustav Adolf Gerhard, der außerordentliche Hilfsarbeiter für die Handschriftenabteilung an der Heidelberger Universitätsbibliothek, nach der philologisch-paläographischen und der Königsberger Papyrusforscher Professor Dr. Otto Gradenwitz nach der juristischen Seite unternommen haben. Dieser Papyrus Heid. 1000, 3 Zentimeter hoch und 7.4 Zentimeter breit, ist ein mit dem Rande erhaltenes unteres Kolumnenende aus einer Rolle und bietet ein, anderweitig nicht erhaltenes, Fragment aus einer Erörterung über die quarta des inoffiziösen Testaments. Danach ist, wenn der Sohn weniger als den vierten Teil seiner Intestatportion erhalten hat, dies bis zum Betrag der quarta zu ergänzen. Im zweiten Abschnitt, der äußerlich ohne Interpunktion sich anschließt, wird erläutert, daß Enkel und Urenkel in die Quart des einzigen Sohnes succedieren (nach dem sog. Repräsentationsrecht). Aus letzterer, keineswegs selbstverständlicher, Bestimmung dieses kleinen Papyrusfetzens erhellt — zumal die Rolle spätestens im 5. Jahrhundert geschrieben ist — die interessante rechtshistorische Tatsache, daß Justinian sich zu Unrecht die Erfindung dieses Rechtssatzes — der schon von länger her datiert — zugeschrieben hat. Auch sonst scheint Justinian, was sich bei den Klassikern noch nicht fand, einfach als seine Tat ausgegeben zu haben.

*

Die Großen Mauern von Babylon.

γ. Die Ausgrabungen der deutschen Orientgesellschaft in Babylon haben, wie sie auf der einen Seite manche Meinungsverschiedenheit glücklich beseitigten, so auf der anderen viele neue Streitfragen hervorgerufen. Dabei unterscheidet oft man deutlich zwei Teile: hier die Ausgrabenden, die einen Gedanken erfassen, ihn verfolgen, neue Beweise aufzufinden vermeinen und endlich mit einer festen, wohlgegründeten Ansicht hervortreten, später auch nach dem Angriffe nach weiteren Verteidigungsmitteln suchen und, nicht ganz ohne Unrecht, sich, als denen, die den Vorteil der unmittelbaren Betrachtung genießen, die erste Stimme zumessen, dort die Gelehrten der Heimat, die anstatt auf den Augenschein, auf die Auslegung der Texte ihre Behauptung gründen und lieber ein paar Mauern und Erdwälle aufgeben, als von den durch die Philologie gewonnenen Tatsachen etwas abzulassen. Ein solcher Streit ist derjenige, der zwischen Dr. Koldewey, dem Leiter der deutschen Arbeiten in Babylon, und Professor Delitzsch entstanden ist. Der Gegenstand des Streites sind die großen Mauern von Babylon oder, bestimmter ausgedrückt, die Frage nach der Lage der beiden, in den Keilinschriften oft genannten Mauerzüge Imgur-Bel und Nimitti-Bel. Koldewey hatte angenommen, daß beide Mauern auf dem Haupthügel von Babylon, dem Kasr, zu suchen seien, und zwar, daß Imgur-Bel die Mauer der sogenannten Südburg, Nimitti-Bel aber die Umfassung der daran angrenzenden, von Nebukadnezar in mächtiger Höhe erbauten Nordburg darstelle. Dieser Ansicht war Delitzsch schon vor einiger Zeit entgegengetreten, dann hatte Koldewey im letzten Heft der Mitteilungen der Orientgesellschaft seine Ansicht aufs neue befestigt, worauf Delitzsch weiter ausholt und, soweit eben die philologische Auslegung überhaupt beweisfähig ist, die Streitfrage erledigt. Er zeigt zunächst, daß Koldewey den Mauerbezirk viel zu enge gewählt habe. An Stelle des ganzen Babylon, das doch unverkennbar von jenen Mauern umschlossen worden sei, habe er nur einen Haupthügel gewählt. Dann setzt er auseinander, daß die Nordburg erst von Nebukadnezar erbaut worden sei — die Bauinschrift hat sich erhalten —, daß aber der Nimitti-Bel, den Koldewey für die Umfriedigung der Nordburg erklärte, schon lange vor der Errichtung dieses Bauwerkes erwähnt werde. Am wichtigsten aber erscheint noch der Hinweis auf die Art der Mauern. Die Ausgrabungen haben zwischen der Nordburg und der Südburg zwar hohe Mauern festgestellt, eine südliche, die sehr stark ist, und eine daran gelagerte, schwächere nördliche. Delitzsch zeigt, daß eben dieses Mauerpaar mit jenen beiden Namen belegt worden ist. Die Südmauer wird in den Inschriften als duru, als Stadtmauer, bezeichnet, sie hat daneben noch den Ortsnamen Imgur-Bel, die Nordmauer aber, auch Nimitti-Bel genannt, ist ein salhu, eine Außenmauer, die mit der Innenmauer zusammen das große Bollwerk der Stadt Babylon ausmachte. Dort, wo die Prozessionsstraße des Marduk, die der Ostseite der Südburg entlang läuft, aus der Stadt hinaustritt, unterscheidet man deutlich unter den gewaltigen Toranlagen (Istartor) den Torbogen dem Imgur-Bel und davor den des Nimitti-Bel. Endlich zeigt auch der Umstand, daß neben beiden Mauern immer nur ein Graben, nämlich der, der dem Nimitti-Bel vorgelagert war, erwähnt wird, daß sie zusammengehören. Wenn aber die Texte eine Maßbestimmung über die Stadtgrenzen hinaus angeben, dann wird immer nur vom Nimitti-Bel gerechnet. Wenn, was wohl keinem Zweifel unterliegt,

Delitzsch recht hat, so ist damit zugleich für die Frage nach der Stadtbefestigung Babylons der Grund gelegt. Daß aber immer wieder neue Dinge gefunden werden, das wird jene Streitfrage noch für lange Zeit fesselnd machen.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

M. **Photographien kostbarer Handschriften.** Infolge des Turiner Bibliotheksbrandes hatte die Académie des inscriptions et belles lettres in Paris in ihrer Sitzung vom 29. Januar angeregt, wie an dieser Stelle bereits gemeldet wurde, daß die kostbaren Manuskripte der französischen sowie natürlich auch anderer Bibliotheken, photographiert werden sollten, damit ihr Inhalt wenigstens nochmals bewahrt werde und für den Fall der Zerstörung der Originale durch Feuer sie ersetze. Die von Salomon Reinach, Paul Meyer und Dieulafoy ausgehende Anregung hat sofort Früchte getragen, indem, wie wir im Sitzungsbericht für den 5. Februar sehen, ein Gesetzesentwurf den Betrag von Frs. 100,000 für das Photographieren der kostbarsten Manuskripte in den öffentlichen französischen Bibliotheken in Aussicht stellt, um wenigstens die Texte für alle Eventualitäten zu sichern.

* **Pettenkofer-Denkmal.** Die Erlaubnis zur Vornahme einer Sammlung für das Pettenkofer-Denkmal in München wurde auf die Dauer eines weiteren Jahres verlängert.

* **Todesfall.** In Berlin ist der Literarhistoriker Professor Paul Nerrlich nach längerem Leiden gestorben. Nerrlich hat sich vor allem durch Arbeiten auf dem Gebiete der Jean Paul-Forschung verdient gemacht.

⁂

Hochschulnachrichten.

Z. **Würzburg.** Die Akademie der Wissenschaften in München verlieh dem kgl. Gymnasiallehrer und Privatdozenten der klassischen Philologie an der hiesigen Universität Dr. A. Heisenberg ein Stipendium von 600 M. zur Förderung seiner Untersuchungen über mittelgriechische Handschriften, und dem Gymnasialprofessor Dr. L. Dittmeyer ein solches zu den Vorbereitungen für eine Ausgabe der zoologischen Schriften des Aristoteles. — Der ordentliche Professor des Kirchenrechts Dr. Heinrich Kihn ist nach langjähriger Lehrtätigkeit von seiner Professur zurückgetreten, um an Stelle des verstorbenen Dr. Nirschl die Stelle eines Domdechanten zu bekleiden.

* **Heidelberg.** Dem Privatdozenten für pathologische Anatomie Dr. Ernst Schwalbe wurde der Charakter eines außerordentlichen Professors verliehen.

* **Tübingen.** Der außerordentliche Professor für alte Geschichte an der hiesigen Universität Dr. Ernst Kornemann hat einen Ruf nach Gießen erhalten. — Der Lehrplan der naturwissenschaftlichen Fakultät hat eine Erweiterung erfahren. Der Privatdozent Dr. Sommerfeldt, Assistent am geologisch-mineralogischen Institut, erhielt einen besonderen Lehrauftrag für Kristallographie und Petrographie.

* **Freiburg i. Br.** Hier habilitierten sich bei der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät Dr. Robert Liefmann aus Hamburg für Nationalökonomie und Finanzwissenschaft. Liefmann wirkte zuletzt als Privatdozent für Nationalökonomie und Statistik an der Universität Gießen; bei der medizinischen Fakultät Dr. Wilhelm Trendelenburg aus Rostock, Assistent am physiologischen Institut bei Geh. Hofrat v. Kries, für Physiologie. — Dr. Hans Ritter v. Frisch, der sich kürzlich in Heidelberg habilitiert hat, wird, einer an ihn ergangenen Aufforderung Folge leistend, seine Dozentur an die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät der hiesigen Universität bereits für das nächste Sommersemester übertragen lassen.

r **Straßburg.** Der Ordinarius für romanische Philologie Professor Dr. Gustav Groeber ist von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen zum korrespondierenden Mitgliede ernannt worden.

hc. **Bonn.** Der verdiente Vertreter der Psychiatrie an der hiesigen Universität, Geh. Medizinalrat Dr. Karl Pelman, tritt zum Schluß des Sommersemesters 1904 in den Ruhestand. Pelman, 1838 zu Bonn geboren, ist nach langjähriger praktischer Tätigkeit 1889 als ordentlicher Professor in den Lehrkörper der hiesigen Hochschule eingetreten.

hc. **Königsberg i. Pr.** Der zweite Assistent am physiologischen Institut Dr. med. Martin Gildemeister hat sich mit einer Antrittsvorlesung über „Die verdauende Tätigkeit des Magens“ als Privatdozent für Physiologie eingeführt

* **Prag.** Der Privatdozent Dr. Gottlieb Matejka wurde zum außerordentlichen Professor der Kunstgeschichte an der tschechischen Universität ernannt, dem Privatdozenten für Kunstgeschichte und Direktor des Kunstgewerbe-Museums der Handels- und Gewerbekammer in Prag Dr. Karl Chytil der Titel eines außerordentlichen Universitätsprofessors verliehen.

r. **Zürich.** Nach kurzer Krankheit starb in Wiedikon der Privatdozent für praktische Theologie, insbesondere Homiletik, in der theologischen Fakultät unserer Hochschule Pfarrer Dr. Friedrich Meili, der bekannte Herausgeber der „Theologischen Zeitschrift aus der Schweiz“. Geboren am 27. Februar 1852, hatte er sich im Jahre 1885 habilitiert auf Grund der Abhandlung „Die konkretere Gestaltung der Predigt“ (Zürich 1885). Seine schriftstellerische Arbeit hat er fast ausschließlich in der von ihm in liberalem Geiste geleiteten „Zeitschrift“ niedergelegt.

M. C. **Rom.** Der ordentliche Professor der Mineralogie an der Universität Palermo Dr. Gemellaro ist am 16. d. M. in Cefalu gestorben. Er war 1832 geboren und lehrte in Palermo seit 1861. Seit 1882 saß er auch im italienischen Senat. — Die ausländische Meldung über den bevorstehenden Verkauf des Archivs der Familie Borghese an den Vatikan ist in dieser Form unrichtig. Die bisherige Verhandlung betrifft nur den Verkauf der noch im Borghese'schen Archiv befindlichen Briefe Papst Pauls V. (Camillo Borghese) zur Vervollständigung des schon im vatikanischen Archiv befindlichen Materials. — Der Unterrichtsminister Dr. Orlando hat dem Parlament einen Gesetzentwurf vorgelegt zur Veranstaltung einer Gesamtausgabe der Werke Giuseppe Mazzinis auf Kosten des Staates. Die einstimmige Annahme des Entwurfes ist zweifellos.

* **London.** Sir Donald Currie hat der Londoner Universität 100,000 Pfd. St. zwecks Förderung und Vervollkommnung der medizinischen Ausbildung zum Geschenk gemacht. Von dieser Summe sollen 80,000 Pfd. St. zur Errichtung eines Gebäudes für vorgeschrittene medizinische Studien und 20,000 Pfd. St. zur Errichtung eines Pflegerinnen-Heims verwandt werden.

* **Aus Amerika.** Die Professoren Kohler und Meyer von der juristischen Fakultät der Universität Berlin, der Philologe Professor Delbrück von der Universität Jena und der Balneologe Professor Ehrlich sind auf ihrer von uns bereits gemeldeten Reise nach der Universität Chicago in New-York eingetroffen.

hc. **Von technischen Hochschulen.** An Stelle des Geh. Regierungsrats Prof. Dr. Aug. Metzger, der am 1. April d. J. nach 30jähriger Lehrtätigkeit in den Ruhestand tritt, ist der Privatdozent an der Berliner Universität Prof. Dr. Richard Heymons zum Professor der Zoologie an der Kgl. Preußischen Forstakademie in Hann.-Münden ernannt worden. Zum Professor der Physik, Meteorologie und Geodäsie an dieser Akademie ist der seit 1896 als Lehrer der Geodäsie an der Forstakademie zu Eberswalde wirkende Professor Dr. Johannes Schubert berufen worden.

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 22. März. Nummer 67.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Thomas Mann. Von Heinrich Meyer-Benfey.

Organische und anorganische Welt. Von H. K.

Ueber die Altmeister-Ausstellung in London. Von Louise M. Richter.

II. Bücher und Zeitschriften.

Die Matrikel der Wiener Universität.

III. Allgemeine Rundschau.

Ein bisher unbekannt gebliebener Brief Theodor Körners. — Die französische Dichtung des 19. Jahrhunderts. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Thomas Mann.

Von Heinrich Meyer-Benfey.

Wir haben in den letzten Jahren manchen schönen literarischen Erfolg in Deutschland erlebt und wir freuen uns über das rege Interesse weiter Kreise an den Erscheinungen der deutschen Dichtung, das sich darin bekundet. Aber wir täuschen uns darüber nicht, daß von einer Blüte unserer Dichtung nicht wohl die Rede sein kann, und würden es selbst nicht wagen, die meisten dieser erfolg- und ruhmgekrönten Schriftsteller mit den Großen der ausländischen Literatur in einem Atem zu nennen. Zum erstenmal seit vielen Jahren habe ich bei Thomas Mann den bestimmten Eindruck, daß uns in ihm ein ganzer und echter Künstler geschenkt ist, ein Dichter, der nicht nur in der ersten Reihe der heutigen deutschen Dichter steht, sondern dem unter allen heute lebenden ein ehrenvoller Platz gebührt. Ich spreche dies aus im vollen Bewußtsein, wie mißlich ein solches Urteil ist bei einem Dichter, der erst drei Bände veröffentlicht hat und am Anfang seiner Laufbahn steht; worauf es sich gründet, will ich versuchen, in Kürze klar zu machen.

Manns erstes Buch war eine Novellensammlung, „Der kleine Herr Friedemann“ benannt. (Berlin, S. Fischer, 1898.) Es sind sechs Erzählungen, die eine Art innerer Verwandtschaft zeigen. Sie handeln alle von Menschen, die aus irgend einem Grunde dem Leben nicht gewachsen sind und an ihm zugrunde gehen. Dieser Grund ist teilweise körperlicher Art, Krankheit oder Mißgestalt, teilweise liegt er in seelischer Schwäche und Anomalie; immer aber erscheint er zum Wesen des Menschen gehörig, so daß sein Untergang innerlich notwendig ist. Niemals ist materielle Not ein entscheidender Faktor und ebensowenig der von außen kommende Zufall. So ist der Herr Friedemann ein Krüppel mit eingedrückter Brust und großem Höcker, — im übrigen ein wohlhabender, ehrsamer und geachteter Kaufmann — und sein Gebrechen bestimmt seine ganze seelische Art. Er weiß, daß viele Freuden dieser Erde für ihn nicht blühen, aber er genießt dankbar und ernsthaft die ihm zugänglichen, die Natur, die Musik, das Theater, und die Sehnsucht selbst, und richtet sich behaglich in seinem stillen, gleichmäßigen und ereignisarmen Dasein ein, bis eines Tages das Schicksal in Gestalt einer Offiziersfrau an seine Tür klopft und ihm grausam seine Kreise stört. Diese Frau selbst, eine ungewöhnliche und aufregende Erscheinung in der Kleinstadt, dabei emanzipiert und kokett, ist ein wenig Romanfigur, aber sie hat auch gar kein selbständiges Interesse; sie ist nur das zufällige Werkzeug des Geschickes, womit es ihn zermalmt. Die Art, wie sie das Seelenleben des kleinen Herrn Friedemann mit einem Schlage umwandelt, ist schon mit sehr eigenartiger, reifer und feiner Kunst geschildert. Was in ihm vorgeht, ist weit verschieden von gewöhnlicher Verliebtheit, es ist nur das dumpfe Gefühl, daß sein Leben zerstört und sein Schicksal entschieden ist, das Gefühl eines unerträglichen Alpdruckes, Angst und Entsetzen vor dem Unabwendbaren, dem er vergebens auszuweichen sucht und dann widerstandslos erliegt.

In ähnlicher Weise sind auch die Helden der anderen Geschichten sämtlich Krüppel, Kranke oder Sonderlinge. Was den Dichter zu ihnen zieht, ist indessen nicht ein stoffliches Interesse an der Kuriosität, sondern eine geheime Sympathie mit den armen Unterlegenen und Verkümmerten, den Stiefkindern des Lebens, eine Art Parteinahme gegen das plumpe, robuste, normale Leben, an dem sie zerbrechen. Gleichwohl sind diese Gestalten nie mit besonderen Reizen und Vorzügen ausgestattet; sie sind wirklich Ausnahmemenschen nach der negativen Seite hin, Menschen, denen irgend etwas fehlt. Und wo es sich um einen seelischen Defekt handelt, da ist die Verurteilung des Dichters vollkommen deutlich. So besonders in der umfänglichsten dieser kleinen Novellen, „Der Bajazzo“ betitelt, die als Vorstudie zu dem zweiten Novellenbande besonderes Interesse hat. Der Held ist ein junger Mann aus guter Familie, den weder seine Umstände noch Neigung zu einer Berufsarbeit drängen, der daher beschließt, sein Leben ästhetisch zu genießen, und als echter Epikuräer dazu eine ruhige, anspruchslose und zurückgezogene Kleinstadt-Existenz wählt. Aber das Behagen in dieser Idylle ist zu Ende, als er sich eines schönen Tages nicht gerade sehr ernstlich in eine junge Dame vergafft und bei der Gelegenheit die Entdeckung macht, daß er hier mit einem faden Gecken, der Assessor und mit einem fabelhaften Selbstgefühl ausgestattet ist, einfach nicht konkurrieren kann. Dadurch verliert er sein inneres Gleichgewicht, „das Gefallen an sich selbst“, und nun ist sein ganzes Leben sinnund reizlos.

Schon in diesem Bande sind die eigentümlichen Vorzüge Manns in voller Kraft vorhanden und machen ihn zu einer ungewöhnlich starken Talentprobe: eine seltene Fähigkeit, Menschen in voller Deutlichkeit von innen heraus lebendig hinzustellen, eine feine, sichere und umfassende Psychologie, ein sehr eigenartiger, persönlicher Stil, mit Sorgfalt und mit deutlicher Freude an der Kunst und Wirkung der Worte ausgefeilt und mit feiner Ironie die sichergestalteten Formen umspielend. Schon hier findet sich auch die Neigung zu stereotypen Wendungen, die die Kraft der Charakteristik in einem Zuge sammeln und leitmotivartig wiederkehren.

Und doch bezeichnet das zweite Werk des Dichters eine vollständige Ueberraschung und einen erstaunlichen Fortschritt. Es ist der zweibändige Roman „Buddenbrooks“ (1901). Daß ein Roman von mehr als 1100 Seiten, der nicht nach heute beliebter Manier mit einem pikanten Knalleffekt beginnt, sondern gerade in der An-

fangspartie etwas breit und keineswegs spannend ist, in weniger als zwei Jahren sieben Auflagen erlebt, ist immerhin ein Ereignis; aber nie war ein Erfolg so verdient wie dieser. Das Ganze ist ein echtes und rechtes Epos, das ruhig und bedächtig, ohne Spannung, ohne alle dramatische Erregtheit und Zuspitzung seinen Gang geht und dadurch nicht zum wenigsten den Eindruck monumentaler Größe erweckt, ohne daß irgend etwas Einzelnes darin groß erscheint. Auch im Inhalt und in der Gesamtstimmung stellt sich das Werk nahe zu den großen Epen der alten Zeit, denn auch in ihm wird der Untergang einer Welt dargestellt. Diese Welt, eine Lübecker Patrizierfamilie und Handelsfirma, erscheint uns äußerlich klein im Vergleich mit den Königreichen der alten Sagen, aber sie ersetzt das durch die große Zahl und Mannigfaltigkeit ganz individueller Gestalten und den Reichtum des seelischen Lebens. Damit sie indessen als eine Welt erscheint, ist diesen Gestalten trotz aller Buntheit und Differenziertheit ein gemeinsamer Familienzug unverkennbar aufgeprägt; und nicht nur das, sie haben selbst das Gefühl der Zusammengehörigkeit und erkennen eine höhere Einheit über sich. Diese Einheit, der sich der Einzelne willig und mit fast religiöser Pietät beugt und unterordnet, ist die Familie und noch mehr die Firma; sie ist der gemeinsame Glaubensgegenstand und eine Art Kult, der alle zusammenschließt. Der Glaube an sie entbindet eigene seelische Kräfte, die dieser Welt einen besonderen sittlichen Charakter und Eigenwert verleihen. Und das Fehlen dieses Glaubens und dieser Pietät gilt in dieser Welt als der eigentliche sittliche Mangel. Da nun dieses Phänomen, wo der Einzelne durch Familientradition bestimmt ist und eine unpersönliche, in einer Sache verkörperte Macht über seinem Leben waltet, außer beim Adel, wohl nur noch beim Großhandel vorkommt, so wirkt der Roman zugleich unwillkürlich wie eine Verherrlichung dieses hanseatischen Patriziertums, obwohl das eigentliche Getriebe des Geschäfts stets bescheiden im Hintergrunde bleibt und nirgends als Selbstzweck behandelt ist — das Interesse des Dichters ist ganz auf das Seelenleben konzentriert —, ebenso wie die weltgeschichtlichen Ereignisse, die in ihren Wirkungen wiederholt hineinspielen, stets ganz hinten am Horizont bleiben, aber doch nie aus dem Gesichtskreise schwinden. — Die Verherrlichung besteht eben darin, daß gezeigt wird, welche spezifischen sittlichen Kräfte in diesem Berufe gefordert und entwickelt werden.

Was die „Buddenbrooks" indes von den Epen der Vorzeit aufs bestimmteste unterscheidet und zu einer echt modernen Dichtung stempelt, ist zweierlei: daß die einzelnen Gestalten, die in ihr auftreten, nie ins Heroische gesteigert, „idealisiert" oder auch nur als etwas Besonderes, als hervorragende und interessante Menschen hingestellt sind; es sind vielmehr ausnahmslos gewöhnliche Alltagsmenschen, die das Durchschnittsmaß nach keiner Richtung merklich überschreiten, alle voll ausgeprägte Individualitäten, wie die Natur sie schafft, und darum ebenso unbedingt wahr, natürlich und lebendig, aber nicht Persönlichkeiten, kurz Gestalten, die nur der vollendeten und innerlich gefühlten Kunst des Dichters unsere Teilnahme verdanken. Und zweitens, daß der Verfall dieser Familie sich rein von innen heraus vollzieht, nicht durch das Walten geheimnisvoller Mächte oder eines weltbewegenden Geschickes, sondern aus vitaler Schwäche, daher auch allmählich und unauffällig, ohne die Glorie einer großen, ruhmvollen Katastrophe. Es ist einfach der natürliche Prozeß des Alterns und Absterbens, dem Familien und Gemeinschaften wie die Einzelnen unterliegen. Und seine Erscheinungen sind die allgemeinen aller Dekadenz: fortschreitende Verfeinerung und Differenzierung, Ausbildung der abgeleiteten und spezialisierten Vorgänge des seelischen Lebens auf Kosten der einfachen, primitiven, zentralen Lebensenergie.

Dieser Verfall vollzieht sich in drei oder vier Generationen, die nach- und nebeneinander vor uns vorüberziehen. Mit sicherem Künstlergriff ist die große Anfangsszene entworfen: sie läßt uns das Geschlecht auf der Höhe seines Glückes überschauen. Bei einem Familienfeste zur Einweihung des neuen Hauses sind alle versammelt, so daß wir auf einmal die einzelnen Mitglieder in zwanglosem Sichgeben und den Geist des Geschlechts kennen lernen. Den schnellen Aufstieg erfahren wir aus häufigen Rückblicken; ihn darzustellen reizte den Dichter nicht, dessen Herz stets bei den Nieder- und Untergehenden ist. Im vollen Glanze der Erfolge melden sich bereits die Vorboten der Zersetzung in dem selbstischen Eigenwillen, der sich dem Familienwillen entzieht. Aber noch ist der Gemeingeist mächtiger als solches Sonderstreben: er stößt den unbotmäßigen Sohn einfach von sich ab. — Die Generation, die jetzt herrscht, ist die vom Anfang des 19. Jahrhunderts, die ganz in französischer Kultur aufgewachsen ist und für die die Franzosenzeit und Napoleon das große Ereignis ihres Lebens bildet. Der Dichter, wunderbar gerecht wie überall, hat sie kurz und trefflich in ihrem Zauber und in ihrer Begrenztheit geschildert. Sie hat noch die weltmännische Sicherheit, den feinen Takt, die heitere Lebenstüchtigkeit, den ungetrübten Weltsinn, das aristokratische Standesgefühl und die Standeswürde des ancien régime, die im übrigen nicht von Skrupeln geplagt und für die Regungen einer über die Standesgrenzen hinausgehenden Menschlichkeit unzugänglich ist. Und eben an dem demokratischen Geiste der neuen Zeit geht diese Generation zugrunde. Ihr folgt ein Geschlecht der ernsten, zähen Arbeit, des nüchternen Alltags und einer etwas hausbackenen, aber ehrlichen Frömmigkeit, ohne den Elan, den kecken Wagemut und die sieghafte Selbstsicherheit der Väter, ein Geschlecht, das keine neuen, glänzenden Eroberungen macht, aber mit Fleiß und Ausdauer das Erreichte zusammenhält. Aber in der Oekonomie der ganzen Dichtung sind beide doch nur Vorspiele. Erst mit den Enkeln ist der Grad seelischer Verfeinerung erreicht, der sie zum Mittelpunkt des Interesses im Gedicht geeignet macht und zugleich zum Erliegen in der Welt der Dinge prädestiniert. Und diese Gestalten, die Geschwister Thomas und Tony Buddenbrook, die bereits in der ersten Szene uns vorgestellt werden und dann ununterbrochen im Vordergrunde stehen, demnächst der andere Bruder Christian und später der kleine Johann, sind am detailliertesten und liebevollsten ausgeführt, unübertreffliche Meisterstücke seiner Seelenmalerei. Mit Thomas scheint zunächst der frische Zug und Schwung des Großvaters wiederzukehren; aber er ist nicht mehr der natürliche Ausdruck gefestigter, in sich ruhender Kraft, sondern die Folge nervöser Unruhe und Mangel an innerem Gleichgewicht. So wird er allmählich zu einer Art Flucht aus dem eigenen Selbst, und so entsteht ein innerer Zwiespalt, der zuletzt aus Thomas Mann zwei ganz verschiedene Menschen macht, einen frischen, energischen, unternehmenden, geistreichen, angespannten in der Oeffentlichkeit, und einen müden, verzweifelten, mit sich zerfallenden, wenn er allein ist. Mit seinem Tode, der durch einen an sich unbedeutenden Anlaß erfolgt, ist die Geschichte der Firma zu Ende; die der Familie lebt noch ein kurzes Stück weiter in dem kleinen Sohne, dem der letzte (elfte) Teil ausschließlich gewidmet ist. Diesem Kinde ist das Gepräge der Lebensunfähigkeit, körperlich wie seelisch, schon bei der Geburt aufgedrückt. Ohne alles Geschick für das praktische Leben, ein Fremdling in einer Welt, in die er sich gar nicht zu schicken weiß, nur den Träumen und Stimmungen seines Innern hingegeben, wofür er in der Musik ein Ausdrucksmittel findet, scheint er nur da zu sein, um zu leiden und zu sterben, und er verläßt früh diese Erde, auf der für ihn kein Raum ist. Uebrigens besteht dieser Teil fast ganz aus einer einzigen Szene, der Schilderung eines Schultages, die brillant ausgeführt, aber vielleicht nicht ganz einwandfrei ist. In ihr tritt wiederum eine imposante Anzahl neuer, scharf umrissener Gestalten auf, was am Schluß des Werkes etwas unökonomisch scheint, aber gut den Eindruck der allgemeinen Auflösung verstärkt. Vielleicht ist es auch weniger Ungeschick als künstlerische Absicht, daß die holländische Mutter des kleinen Johann, die stets in dieser Welt sich fremd ausnimmt und zum Schluß wieder fortzieht, allein nicht recht von innen lebendig und durchsichtig wird.

Wenn man den Inhalt des Romans erzählen wollte, so würde er entsetzlich traurig aussehen. Sowohl, weil das Sterben sich so ganz ohne Glanz und Schönheit und tragischen Hintergrund und, je mehr nach dem Schlusse zu, sich

in immer qualvolleren und häßlicheren Formen vollzieht; als auch, weil am Schlusse wirklich alles aus ist und von der ganzen reichen Welt nichts übrig ist als ein paar mehr oder minder komisch wirkende Klageweiber. An seiner Stelle machen sich neue Menschen breit, fremde Eindringlinge, für die wir weder Sympathie noch Interesse haben — so sehr haben wir uns selbst im Laufe der Geschichte mit den Buddenbrooks in unserem Gefühl identifiziert. Wie kommt es nun, daß die Dichtung selbst im ganzen keineswegs einen trostlosen oder peinlichen Eindruck macht, sondern den Charakter tragischer Größe hat? Das bewirkt zumeist der eigenartige, ironisch gefärbte Stil der Darstellung. Diese Ironie äußert sich zuweilen in einer kräftigen Komik, die in einzelnen Fällen nicht weit von Karikatur ist und in den stereotypen Zügen und Redeweisen ein bequemes Mittel hat, oder sie durchzieht die Darstellung wie ein feines, belebendes Aroma, das die Monotonie fernhält. Sie ist übrigens nicht gleichmäßig, sondern mit weiser Unterscheidung auf die Gestalten verteilt. Nie erscheint sie Thomas Buddenbrook gegenüber, dem der Dichter dafür das klare, quälende Bewußtsein seiner Schwäche gegeben hat; um so reichlicher ist seine Schwester Tony damit ausgestattet. Auch der kleine Johann wird nie mit Ironie behandelt; diese äußert sich dafür ausgiebig in der Schilderung seiner Umgebung in dem Schulbilde.

Ganz anderer Art, aber gewiß nicht minder hervorragend ist die jüngste Gabe Manns, der Novellenband „Tristan". Die erste der hier vereinigten sechs Erzählungen („Der Weg zum Friedhof") gehört ihrem Inhalt nach noch ganz in den früheren Novellenband; sie zeigt indessen, wie sehr inzwischen die Kraft und Sicherheit der dichterischen Gestaltung gewachsen ist. Eigentlich gilt dasselbe auch von „Luischen", denn das Künstlermotiv spielt hier nur eine subsidiäre Rolle. Die anderen Geschichten dagegen sind sämtlich dem Kunstproblem gewidmet, das früher im „Bajazzo" vorbereitet war. Sehen wir von der weniger bedeutenden Skizze „Der Kleiderschrank" ab, so stellen sie alle die Kunst und das Leben einander gegensätzlich gegenüber. „Gladius Dei" erzählt, wie ein junger Mönch in München ein Verdammungsurteil über die heitere, leichtfertige Ware der Kunstläden fällt, das nicht allzu weit von den Urteilen Tolstois abliegt. In so starken Farben die Beschränktheit des mönchischen Asketismus gemalt ist und so wenig diese christlich-moralische Wertung der Kunst mit Manns eigenem Standpunkte gemein hat, so wenig ist zu verkennen, daß die Verurteilung dieser Kunst zu einem guten Teile die Meinung des Dichters selbst ausdrückt. — In allen bisherigen Erzählungen erfahren die Vertreter der Kunst oder Aesthetik eine scharfe Abfertigung, obwohl die Gerechtigkeit des Dichters sich darin bekundet, daß auch die ihnen gegenüberstehenden Menschen des praktischen Lebens ohne besondere Tüchtigkeit oder Liebenswürdigkeit dargestellt sind. Wir sehen, wie gründlich ihm die unreife und moralische Zigeunerhaftigkeit der gewöhnlichen Literaturjugend und der gewerbeartige Betrieb der Kunst zuwider ist und wie bewußt und entschieden er sich davon scheidet. Anders ist die Konstellation in den beiden Haupt- und Prachtstücken des Bandes. Im „Tristan" ist das „Leben" verkörpert in der Gestalt eines wohlgenährten, robusten, von keinerlei Bildung oder seelischer Verfeinerung angekränkelten Kaufmanns mit dem sinnigen Namen „Klöterjahn" (in der Namenfindung ist Mann überhaupt groß), die Kunst in der eines Schriftstellers von etwas merkwürdigem Aeußern und etwas zweifelhafter Produktivität. Zwischen ihnen steht eine zarte, feine, musikalische Frau — die Musik ist bei Mann stets der Anzeiger und Ausdruck angeborener seelischer Kultur —, die jener geheiratet hat, die ihm einen stämmigen Jungen von geradezu brutaler Gesundheit geschenkt und dabei ihre eigene Gesundheit und Lebenskraft zugesetzt hat, die dieser, der Dichter, nun todkrank im Sanatorium trifft und deren noch unentwickelte Seele er, nicht ohne Erfolg, vor dem endgültigen Erlöschen zu erwecken sucht. Aeußerlich behält auch hier das robuste physische Leben recht mit seiner rohen, skrupellosen Selbstgefälligkeit, aber die moralische Ueberlegenheit ist doch auf der Seite des Dichters, trotz seiner leicht karikierten Außenseite.

Am Abschlusse dieser Entwicklung wie des vorliegenden Bandes steht dann „Tonio Kröger", unzweifelhaft das Reifste und Tiefste, was Mann geschrieben hat. Aus dem Kampfe ist hier der Sieg und die Versöhnung geboren. An Stelle der feindlichen Entgegensetzung ist die klare Einsicht in den Unterschied und die Beziehung beider Welten getreten. Daher ist hier die Ironie in der Darstellung fast ganz zum Schweigen gebracht und äußert sich nur als feiner stilistischer Reiz. In der Zeichnung hat reine, ruhige Liebe die Hand des Dichters geführt. Aber die beiden Welten, Leben und Kunst, sind hier nicht mehr gleichmäßig behandelt. Sondern der Held der Geschichte ist diesmal ausschließlich der Künstler, Tonio Kröger, und dieser ist augenscheinlich der Dichter Thomas Mann selbst; denn nirgends sondert er sich von ihm ab oder äußert ihm gegenüber seine Ueberlegenheit, wie er es sonst bei allen seinen Gestalten tut. Das Leben dagegen ist nicht in einer Einzelfigur als ebenbürtiger Gegenspieler behandelt, sondern nur als Folie und Mittel; es erscheint nur als Typus, selbst die Namen und Gestalten sind ganz typisch, so daß es scheint, als ob dieselben Individuen mehrfach vorhanden wären. Und doch, obwohl es sich auch hier um das ganz gewöhnliche, alltägliche, noch kaum individualisierte Durchschnittsmenschentum handelt, der Eindruck ist ein ganz anderer als früher, denn der Dichter hat mit ihm seinen Frieden gemacht und es in dem Glück und der Liebenswürdigkeit seiner Beschränktheit und seiner naturhaften gesunden Lebenskraft bejahen gelernt.

Im Tonio Kröger hat uns Mann sein persönliches Glaubensbekenntnis abgelegt; er gibt uns damit den Schlüssel zum Verständnis seiner künstlerischen Eigenart und in diesem Einzelfalle zugleich eine der tiefsten Offenbarungen über das Wesen der Kunst überhaupt, von innen gesehen, d. h. als Vorgang in der Seele des Künstlers, was ja ihre ursprüngliche Realität ist. Es wäre eine äußerst reizvolle und dankbare Aufgabe, diese Gedanken zu entwickeln, aber mir fehlt hier der Raum, und so möge sie der Leser bei Mann selbst nachlesen, der sie mit wunderbarer Kunst nicht nur in voller Klarheit und Schärfe als Gedanken, sondern auch in ihrem Gefühlswert und Lebensgehalt dargestellt hat. Versuchen wir dafür, den Gesamteindruck dieser Künstlergestalt in wenigen Zügen zu sammeln.

Es ist merkwürdig genug, daß wir dies in vollem Maße können. Aber wenn Mann weiter nichts schriebe als diese drei Werke, er würde doch als vollkommen klare und ausgewachsene Gestalt seinen unverlierbaren Platz in der Geschichte der deutschen Literatur haben. Und dieser Mann ist noch der jüngsten einer. Man traut seinen Augen nicht, wenn man aus Kürschner erfährt, daß er erst 28 Jahre zählt. Mit 26 Jahren hat er bereits ein Werk von solcher Größe und so unerhört reifer und umfassender Kunst wie die „Buddenbrooks" vollendet! Und fast noch wunderbarer erscheint es, daß es derselbe Mensch ist, der in den Novellen seine Subjektivität, seine persönlichen Meinungen und Neigungen so rückhaltlos zu Worte kommen läßt und der hier mit seiner Person so ganz zurücktritt vor der reinen, ruhig sicheren, objektiven Weltgestaltung. (Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die Buddenbrooks nicht ein im höchsten Grade persönliches Gepräge trügen. Auch der geistige Gehalt ist gar nicht unbedeutend, aber er gehört stets zur Sache und ergibt sich unmittelbar aus der Darstellung.)

Es ist schon wiederholt das Wort „Ironie" gefallen und ich wüßte in der Tat keins, das diesen Künstler so gut charakterisiert. Es wird sich nun darum handeln, das eigentümliche Wesen der Ironie zu erfassen und sie von den anderen Stilarten zu sondern, die sich mit ihr in der Wirkung oft berühren und doch nicht mit ihr verwechselt werden dürfen: der Satire und dem Humor. Die Ironie beruht auf dem Widerspruch, daß man etwas zugleich liebt und darauf herabsieht. Dieser Widerspruch erstreckt sich bei Mann auf das gesamte Leben, wächst dadurch zu einer „Weltanschauung", und seine Auflösung wird schließlich in der Kunst gefunden. Die Satire enthält davon nur die eine Seite: das Herabsehen, die Komik, die Verachtung

oder den Haß. Der Satiriker bekämpft etwas oder macht es lächerlich, dem er feindlich und gegensätzlich oder auch mit der kalten, zynischen Indifferenz eines Th. Th. Heine gegenübersteht. (Man muß zugeben, daß Mann in einzelnen seiner Novellen sich dieser Art nähert, doch bleibt er davon immer deutlich unterschieden.) Die andere Seite vertritt der Humor. Auch die Liebe des Humoristen reibt sich an einer Komik, doch bleibt diese stets auf der Oberfläche, haftet an Aeußerlichkeiten und läßt den guten Kern unangetastet. Die Grundstimmung des Humors ist daher ein unerschütterlicher, naiver Optimismus, dem für die tiefinnerliche Tragik des Lebens das Organ fehlt. Bei Mann ist der Sinn für diese Tragik eigentlich die Grundlage von allem. Ein vollständiger Pessimismus ist die Stimmung, von der er ausgeht; und die Ironie ist eben die Art, wie er diesen überwindet. Aus dem Gesagten folgt, daß jede Ironie — das Wort in dem angegebenen Sinne verstanden — im Grunde Selbstironie ist, da der Dichter sich mit dem, was er ironisiert, doch innerlich verbunden fühlt und es in gewisser Weise in sich selbst vorfindet. Es folgt ferner, daß diese Ironie eine Art ist, sich selbst zu überwinden und über sich selbst hinauszukommen.

Das Mittel dieser Ueberwindung des Lebens ist nun für den Künstler eben der Prozeß der künstlerischen Gestaltung selbst. Was der Dichter erschöpfend ausgesprochen und zu klarem Ausdruck gebracht hat, das ist er damit von der Seele los, das ist für ihn „erledigt". Das wird im „Tristan" und in „Tonio Kröger" deutlich festgestellt. Es ist daher natürlich, daß Mann diesem Gestaltungsprozeß besondere Aufmerksamkeit und Sorgfalt zuwendet, mehr als andere naivere Dichter, daß sein Schaffen durchaus bewußt und überlegt geschieht, mit dem vollen Gefühl seines Sinnes und mit einer Art stolzer Andacht; man glaubt die Freude am Prägen des Ausdrucks oft bis ins einzelne Wort hinein nachzufühlen. In allen diesen Hinsichten ist Mann unverkennbar Romantiker. (Ich will dabei nicht untersuchen, ob seine Ironie mit dem, was die Romantiker darunter verstanden, identisch ist; denn mir ist bei ihm zuerst das Wesen dieser Ironie klar geworden, und ich glaube, daß sie noch nie bei einem Künstler in so eigentümlicher und bedeutender Weise schöpferisch geworden ist.) Aber es gibt genug, was ihn von anderen Romantikern unterscheidet.

Mann ist nicht Naturalist, d. h. sein Bestreben ist keineswegs, ein Stück Natur möglichst tief und rein zu schauen und das Geschaute möglichst treu und lebendig wiederzugeben, sondern er geht auf eine bewußte Umgestaltung der Wirklichkeit aus: er will ihr durch den Stil das Gepräge seines Geistes geben und sie zum Ausdruck seines Seelenzustandes machen. Seine Kunst ist also insoweit ein freies Spiel mit dem Stoffe der Wirklichkeit. Aber dabei eignet ihm nicht nur eine ganz fabelhafte Beobachtungsgabe, wie sie nie ein Romantiker besessen, sondern auch eine unbegrenzte Ehrfurcht vor der Wirklichkeit; und sein Ziel ist doch nicht, sich vom Leben zu entfernen, sondern in seine Tiefe einzudringen. Man könnte daher seine Dichtung wohl als „klassisch" bezeichnen, wenn man darunter eine Kunst versteht, worin sich die Tendenz auf Natur und die Tendenz auf Stil das Gleichgewicht halten.

Damit sind zwei weitere Züge gegeben. Erstens der gewaltige Ernst, der in dieser Dichtung steckt; sie ist so himmelweit verschieden von der Spielerei so mancher Romantiker. Dieser Ernst zeigt sich nicht im Ringen mit dem Stoff oder mit den Ausdrucksmitteln — man hat den Eindruck, als ob Mann alles, was er will, spielend gelingt, obwohl er es sich durchaus nicht leicht macht —, sondern in der strengen, stets wachen Selbstkritik und dem Kampfe mit den Gefahren, die in dem Prozeß des künstlerischen Gestaltens selbst liegen. Und daher ist ihm — bei aller Vornehmheit und Exklusivität seiner Kunst, die nie populär werden wird —, das literarische Artistentum und der l'art pour l'art-Standpunkt so gründlich zuwider. Darum ist auch seine Dichtung so durch und durch gesund, so frei von Dekadenz, und bei aller Tragik so erquickend. Das Dichten ist eine Ueberwindung und somit eine Art Zerstörung des Lebens; und der Dichter ist ein Fremdling in der Welt des gewöhnlichen, gesunden, naiven Lebens, unverstanden und ungeliebt. Aber seine Liebe gehört eben diesem ganz gewöhnlichen Leben und sie ist der Quell seiner besten Kraft und Gesundheit. So bekennt er selbst am Schlusse von „Tonio Kröger", und mit diesen Worten möge, wie Manns bisheriges Dichten, so auch dieser Aufsatz schließen: „Meine tiefste und verstohlenste Liebe gehört den Blonden und Blauäugigen, den hellen Lebendigen, den Glücklichen, Liebenswürdigen und Gewöhnlichen. Schelten Sie diese Liebe nicht, Lisaweta; sie ist gut und fruchtbar. Sehnsucht ist darin und schwermütiger Neid und ein klein wenig Verachtung und eine ganze keusche Seligkeit."

Organische und anorganische Welt.

H. K. Eine sehr bemerkenswerte Schrift: „Kristallisation und Morphogenesis", von Professor Dr. M. Benedikt in Wien, ist soeben erschienen.[1]) Professor Benedikt hat bereits durch einen Vortrag in der Gesellschaft der Aerzte, der großes Aufsehen erregte, die allgemeine Aufmerksamkeit auf das besprochene Thema — die Verbindung der organischen mit der anorganischen Welt — gelenkt und entwickelt nun in seiner Schrift des ausführlicheren die Ergebnisse seiner eigenen Forschungen wie der einschlägigen Forschung überhaupt. Er nennt seine Schrift eine „biomechanische Studie", wobei ich einen Augenblick verweilen muß. Benedikt hat nämlich das Wort und den Begriff „Biomechanik", über die noch viel die Rede sein wird, geprägt. Durch „Biomechanik" sind wir imstande, sämtliche mechanischen Gesetze auf die Lebenserscheinungen anzuwenden. Wir sind aber dadurch auch in die Lage versetzt, unbeirrt jene Tatsachen und Gesetze zu studieren, die wenigstens heute noch durch die Mechanik allein nicht erklärt werden können, weil die biologischen und chemischen Gesetze viel verwickelter sind als jene, die die anorganische Welt beherrschen. Der Begriff der Biomechanik, wie sie Benedikt versteht, ist also ein Begriff von weitgesteckten Grenzen, er schließt aber dabei doch alle metaphysischen Hypothesen und Spekulationen aus.

Was nun den Gegenstand der Studie selbst anbelangt, so herrscht noch immer große Scheu vor den Brücken, die die anorganische Welt mit den Lebenserscheinungen verbinden. Diese Brücken sind bereits mannigfach gebaut worden, aber man wagte es nicht sie zu betreten. Und doch sind sie nicht so schwach, wie man vielfach vermeint. Es sind — wenn auch schon früher, so doch besonders in letzter Zeit — in dieser Hinsicht bahnbrechende Arbeiten gemacht worden. Dazu gehören vor allem jene, die Prof. Schroen in Neapel über die Vorgänge bei der Bildung von Kristallen aus Lösungen verfaßt hat. Die jüngsten Studien der Physiker über die Vorgänge in den Lösungen haben ergeben, daß sie die gelösten Substanzen nicht einfach in Suspension halten, sondern eine Art von Verbindung darstellen, die sich gegen jede Aenderung, und zwar auch gegen jede Aenderung der Konzentration, zur Wehr setzt. Diese Widerstände — in der Wissenschaft auch als Oberflächenspannungen bezeichnet —, erzeugen mannigfache Gestalten, indem sich sogenannte Schaumwände bilden aus konzentrierteren Teilen mit einem verdünnteren Inhalt. Aus diesen entstehen dann durch Wasserabgabe die Kristalle. Schroen gelangte nun viel weiter, indem er nachwies, daß vor Entstehung der Kristalle strukturelle Vorgänge vor sich gehen mit Gebilden, die Zellkernen und Zellen ähnlich sind und wobei auch Teilungen und Sprossungen zu beobachten sind; erst nach und nach kommen die mathematischen Figuren der Kristalle zustande. Diese Tatsachen finden Bestätigung in der bedeutenden Arbeit eines holländischen Zoologen namens Harting, dessen Arbeiten nicht beachtet wurden, die aber den Mann an die Seite eines Huyghens' und anderer größter Meister stellen. Die Untersuchungen dieses Holländers gehen aber weiter; indem er z. B. in Eiweißsubstanzen Salzbildungen, Fällungen und Kristallisationen experimentell vor sich gehen ließ, konnte

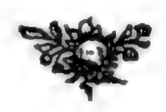
[1]) Verlag von Moritz Perles, Wien.

er die mannigfachsten Gewebsbilder erzeugen, wohlgemerkt, ohne daß dabei ein wirklicher Lebensvorgang erfolgt. Daraus zieht nun Benedikt den Schluß, daß die organischen Substanzen überhaupt für die Gewebsbildung das plastische Material, die in den Lösungen vorhandenen Salze aber die formende Kraft liefern. Zu ganz ähnlichen Ergebnissen kam in neuester Zeit Prof. Leduc in Nantes. Bemerkenswert ist, daß alle diese Autoren unabhängig von einander und nach den verschiedensten Methoden gearbeitet haben. Benedikt stellt nun weiter den Satz auf, der, einmal ausgesprochen, sofort zum Axiom wird, daß organische Gestalten früher vorhanden waren als Lebewesen und daß sich mit daraus die vielen Organoidenbildungen erklären lassen, die selbst in plutonischen Gesteinen vorkommen und die sich in einer Zeit gebildet, da Lebewesen ganz gewiß noch nicht vorhanden waren.

Aus den angeführten Tatsachen läßt sich noch der wichtige Schluß ziehen, daß die bisherige Anschauung, die Lebenssubstanz (Protoplasma) sei aus eiweißartigen Atomen zusammengesetzt, eine irrige ist. Damit Leben zustande komme und vor allem Lebensformen, ist ein Zusammenwirken der Bestandteile der Lösungen mit den mannigfachsten organischen Substanzen notwendig. Im Hinblick auf die Tatsachen der Lebenslehre macht Benedikt auch darauf aufmerksam, daß die Natur organische Gestalten nur in mikromikroskopischen Mengen schafft. Es ist ferner zweifellos, daß auch in solchen scheinbar identischen Partikelchen eine unendliche Variation von Atomanordnungen und damit von Energieverteilungen vorhanden ist. Und alle diese Partikelchen sind von Lösungen umgeben. Aus alledem geht hervor, daß schon innerhalb einer Zelle eine unendlich große Verteilung von einander verschiedener und auf einander wirkender Substanzen vorhanden ist, womit eine unendliche Oberfläche und ein unendliches Kräftespiel geschaffen erscheint. Die Bedingungen für einen solchen Aufbau zu schaffen, liegt außerhalb der Möglichkeit menschlicher Kraft, und die Ansicht mancher modernen Forscher, daß es gelingen könnte, auch nur eine Zelle künstlich zu konstruieren, bleibt ein mystischer Traum wie der alchymistische Homunkulus.

Benedikt geht nun alle jene Erscheinungen durch, die bisher als exklusiv dem Leben zukommend angesehen wurden, und kommt zu dem Schlusse, daß sie alle auch in der anorganischen Welt sich finden. Die Möglichkeit, zu diesem Ergebnis zu gelangen, danken wir den genialen Forschungen der Physiko-Chemiker. Jeder menschlichen Erkenntnis unzugänglich sind und bleiben die Entstehung von Stoff und Kraft und die Tatsache des Bewußtseins.

Nach diesen Ausführungen wendet sich Prof. Benedikt gegen alle jene, die die eigenartige lebensähnliche Organisation, mit der uns Schroen und andere innerhalb der Mineralwelt bekannt gemacht haben, phantastisch nennen mögen. Was sei nicht alles phantastisch genannt worden; welche Wahrheiten seien nicht als Phantasien zurückgewiesen worden, während die Menschheit jahrhundertelang zäh und hartnäckig an Wahnideen festhielt. Er verweise darauf, daß Leibniz sage, in jedem Mathematiker müsse ein Stück Künstler stecken, und fährt dann fort: „Wenn man meint, gegen einen Naturforscher einen gültigen, geistig verdächtigenden Anwurf zu erheben, indem man ihm vorhält, daß in ihm ein Stück Dichter stecke, so kompromittiert dies eher den Tadler als den Getadelten. Es handelt sich nur darum, daß das Gedicht eine getreue Uebersetzung eines Gesanges aus dem unendlichen Epos der Natur in die Sprache der Wissenschaft sei. Nur muß mit einer lebhaften Einbildungskraft ein kräftiger Tatsächlichkeits- und Wirklichkeitssinn vorhanden sein, damit die schöpferische Einbildungskraft das Geleise der Wahrheit nicht überschreite. Ohne Impressionabilität für noch unbekannte, neu auftauchende Erscheinungen, ohne energische Fähigkeit für die Verbindung von bisher unbekannten Tatsachen und Erkenntnissen mit bekannten, ohne Fragestellung mit Hilfe der Einbildungskraft gibt es keine wissenschaftliche Schöpfung."



Ueber die Altmeister-Ausstellung in London.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Werke von Sir Thomas Lawrence, des einstigen so beliebten Hofmalers von Georg III., die in diesem Jahr so überaus zahlreich in den Räumen des Burlington House vertreten sind, das kunstliebende Publikum ziemlich kalt lassen; leiden sie doch fast alle an Manieriertheit, ein Umstand, der besonders klar hervortritt, wenn sie wie hier mit Reynolds und Romney in Zusammenstellung kommen.

Allerdings kann man einigen Bildern von Lawrence, wie z. B. dem wohlbekannten Master Lambton und der reizenden Miß Farren einen gewissen Reiz nicht absprechen. Jedenfalls ist es sehr merkwürdig, daß ein Künstler, der in seinem 21. Jahre fähig war, ein so anziehendes Frauenporträt zu schaffen wie dieses letztere, sich späterhin niemals wieder auf diesen künstlerischen Höhepunkt zu schwingen vermochte. Nur nach vielen Jahren, als er zum erstenmal in Rom war, und beauftragt wurde, das Porträt von Pius VII. und seines Kanzlers Kardinals Consalvi zu malen, hat er sich noch einmal über die gewöhnliche Mittelmäßigkeit seiner Leistungen erhoben.

Das Hauptinteresse dieser Ausstellung waren auch dieses Jahr einige alt-italienische Meister, welche bisher nur wenig bekannt waren.

Unter diesen wäre in erster Linie eine von Lord Methuen geliehene Verkündigung Filippo Lippis zu nennen; offenbar ein bevorzugtes Sujet dieses Meisters; da wir hier vergleichsweise zahlreiche Verkündigungen von seiner Hand, in London, München und Rom in Betracht ziehen können. Lord Methuens Bild scheint jedenfalls der Verkündigung in der Doria-Galerie am nächsten zu stehen. Denn eng verwandt sind sich die beiden mit Olivenzweigen bekränzten Engel, die kniend der Jungfrau weiße Lilien als Zeichen der Unschuld entgegenbringen. Das traditionelle faltenreiche Kopftuch, das in München das ernstblickende Madonnenhaupt noch so streng umrahmt, ist hier verschwunden, und die junge Madonna hat ihr goldblondes Haar in botticellischer Weise geordnet; ein Beweis, daß der alternde Meister in seinen letzten Jahren mit der Zeit fortschritt und sich sogar von seinem großen Schüler beeinflussen ließ. Daß aber Lord Methuens Bild ein spätes Werk Filippos ist, läßt sich aus der Figur des alten Mannes links schließen, ein Selbstporträt des Künstlers, der sich hier im Mönchsgewand seines Ordens dargestellt hat. Durch einen hohen Rundbogen im Hintergrund blickt man in eine weite toskanische Landschaft mit Festungsbauten, Motive, die wir ähnlich auf dem Doria- und dem Münchener Bilde wiederfinden.

Von Fra Filippos begabtem Sohne Filippino ist ein Rundbild, im Besitz des Amerikaners M. H. P. Warren zu verzeichnen, das nicht mit Unrecht als die Hauptanziehung der Ausstellung gilt. Voll Anmut und Milde thront Maria im Mittelpunkt des Bildes mit dem Christuskinde, dem die hl. Margarethe, eine der reizvollsten Gestalten, welche die Florentiner Schule hervorgebracht, den Johannesknaben entgegenbringt. Mit einem wehmütigen, die ferne Zukunft durchschauenden Blick betrachtet Maria die liebliche Gruppe der sich zärtlich umarmenden Kinder, während Joseph, eine kräftige Männergestalt mit weißem langen Bart, in Gedanken verloren links dargestellt ist. Dieses Bild ist vorzüglich erhalten und gehört in die Glanzperiode des Künstlers, in jene Zeit, als er sein Meisterwerk in der Badia in Florenz geschaffen. Wie dort das feine Profil der Madonna, so zeugt auch hier die jugendliche Heilige von dem feinen Schönheitssinn, den die meisten Werke dieses Künstlers beseelen und den wir auch in seinem Madonnenbild in San Spirito in Florenz wiederfinden.

Ein anderer großer Florentiner, Pier de Cosimo, ist hier mit einem Heiligenbild vertreten, das den oft so realistischen Künstler in höchst idealer Stimmung zeigt; ja man möchte fast behaupten, daß er hier unter dem Einfluß seines großen Zeitgenossen Leonardo da Vinci ist. In felsiger Landschaft kniet die Jungfrau vor dem sanft schlummernden, auf Stein und Moos gebetteten Christuskind; sie scheint bewegt zu sein von den Prophezeiungen, die sie der vor ihr liegenden heiligen Schrift entnommen hat. Frühlingsblumen, unter denen ein munterer Sperling sein Spiel treibt, umgeben die

Gruppe. Im Hintergrund links aber zwischen Ochs und Esel schläft Joseph, in rotgelben Mantel gehüllt, den Schlaf des Gerechten. Diese Komposition, so verschieden von des Meisters sehr realistischen Madonnenbild in der langen Galerie des Louvre, welches irrtümlich von Crowe und Cavalcaselle als ein Schulbild Signorellis bezeichnet worden ist, scheint dagegen nicht ohne Analogie mit der „Anbetung der Hirten" in der Berliner Galerie zu sein. Das feine Profil der dort ebenfalls in Andacht knienden Madonna erinnert übrigens stark an das reizvolle Porträt der Simonetta Vespucci in Chantilly, das nach neuester Forschung nicht mehr dem Piero Pollaiuolo, sondern dem Piero di Cosimo zugeschrieben wird.

Schließlich möchten wir auch die Aufmerksamkeit auf ein vor einigen Jahren in Siena entdecktes Bild von Giovanni Antonio Bazzi, genannt Sodoma, lenken, das ebenfalls zum erstenmal vor die Oeffentlichkeit gelangt. Sowie die Caritas[1]) von Sodoma im königlichen Museum in Berlin darauf hinweist, daß der junge Künstler, von Mailand nach Siena kommend, nicht gleichgültig an Jacopo della Quercias Fonte Gaia vorübergegangen ist, so mag auch dieses Madonnenbild einen neuen Beweis uns liefern, daß die Werke des großen sienesischen Bildhauers nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben sind. Es ist diese Komposition mit jener Madonna[2]) identifiziert worden, welche der Meister für die Kirche San Francesco in Siena gemalt hat und sie wird von Vasari als der Caritas auf Quercias Brunnenrelief ähnlich sehend erwähnt. Auch della Valle[3]), der sie noch 1787 über der Orgel der erwähnten Kirche hängen sah, hat sie eingehend beschrieben. Eine von Sodoma ganz plastisch aufgefaßte Zeichnung im Louvre (Baldinucci Sammlung) läßt die Vermutung aufkommen, daß dieselbe wohl diejenige ist, die der junge Bazzi nach Quercias Caritas gezeichnet haben soll. Doch ebenso wie Peruzzi seinen nach der Antike abgelauschten Zeichnungen seinen individuellen Charakter aufdrückte, so leuchtet auch in der Louvre-Zeichnung, neben dem Anklang an Quercia, Sodomas ganze Individualität hervor. Enge verwandt sind sich jedenfalls Zeichnung und Madonnenbild. Es ist ein Typus, dem wir auch auf einem späteren und vielleicht noch schöneren Werk des Meisters, der Madonna von St. Calixtus in der oberen Kapelle des Palazzo Pubblico in Siena, wiederbegegnen. Ganz identisch legen sich die Falten des Mantels um das feine Oval der drei Köpfe, in der Art wie auch Jacopo della Quercia es liebte, das Antlitz seiner Madonnen zu umrahmen. Die Jungfrau von San Francesco in ihrer felsigen Nische mit dem munteren, sich dem Beschauer zuwendenden Christuskind aber erinnert entfernt an die Pose der Tugenden auf der Fonte Gaia, sowie dieselben noch jetzt, doch leider in sehr verwittertem Zustande, im Dom-Museum in Siena zu sehen sind. Eine freie Kopie dieses Bildes, von Girolamo del Pacchia, ist in der National Gallery zu London. Ist es doch eine bekannte Tatsache, daß Meisterwerke, die sich zur Zeit der Renaissance einer besonderen Gunst erfreuten, wiederholt kopiert worden sind. So finden wir auch in dieser Ausstellung eine alte Kopie von Tizians kleinem Strozzi-Mädchen. Das Original hat vor einigen Jahren von Florenz seinen Weg nach Berlin gefunden.

Außer einem herrlichen Canaletto, die romantische Stadt von Verona darstellend, einigen wohlbekannten Van Dyck, darunter das Porträt von Gaston Herzog von Orleans, verdienen noch besondere Aufmerksamkeit einige Bilder aus der franco-flämischen Schule, wie z. B.: eine kleine Figur eines Donors, die vom Lehrer des Jean Perreal herrühren soll, und vor allem das berühmte Madonnenbild aus der Somzée-Sammlung. Es ist ein charakteristisches Werk von Maître Flemalle,[4]) einem Mitschüler von Roger van der Weyden, das auch auf der Ausstellung zu Brüssel war. Ferner wäre noch ein Porträt von Corneille de Lyon zu nennen, den Herzog von Cassé Brissac darstellend, wahrscheinlich eine Wiederholung von demjenigen im Louvre, und ein Porträt eines Edelmannes nach François Clouet.

Louise M. Richter.

[1]) Zeitschrift für bildende Kunst 1902, L. M. Richter.

[2]) Sodomä: Great Masters in Painting and Sculpture, George Bell & Sons.

[3]) Della Valle, Vol. III p. 255: Una Madonna, mezza figura col Bambino lattante.

[4]) Jetzt im Besitz des Herrn G. Salting.

Bücher und Zeitschriften.

Die Matrikel der Wiener Universität. (Acta facultatis medicae universitatis Vindobonensis. III. Band 1490 bis 1558. Herausgegeben von Dr. Karl Schrauf. Wien 1904.)

Mit diesem Bande, dem hoffentlich bald der vierte und letzte Band folgen wird, rückt das Werk des hochverdienten Archivars der Wiener Universität, der die Matrikelbücher dieser Hochschule fortlaufend herausgibt, wiederum ein Stück weiter. Zu Beginn des Zeitraums, von dem in diesem Bande die Rede ist, befand sich die Wiener Hochschule nach den Eroberungszügen des Königs Matthias von Ungarn gegen Oesterreich in beklagenswertem Verfall. „Die Wiener Hochschule," so klagt Dekan Dr. Voberger 1490, „wird zwar vom Landesfürsten erhalten, allein es wird hier lässig gelesen und noch lässiger disputiert. Die medizinische Fakultät und die ganze Universität schwinden dahin, und nur die weiblichen Quacksalber vermehren sich," als man 1492 den Magister Kalbsor zum Baccalaureus promovierte, bat man ihn, noch länger an der Universität zu bleiben, damit sich die Zahl der Studenten doch nicht zu sehr verringere. Neue Antriebe kamen aus Italien, wo die humanistische Richtung alles aufrüttelte. Die Reform bestand in der Rückkehr zu den Grundtexten der griechischen und lateinischen medizinischen Klassiker, während man sich bisher in Deutschland meistens mit den Kommentaren Avicennas und Mesues begnügt hatte. Doch gab es bei den Anhängern des Alten harten Widerstand. Dr. Martin Stainpeis war der Vertreter der alten Wiener Methode („ut moris est universitatis Viennensis"); er warnt vor der Vernachlässigung der Kommentatoren bei aller Achtung vor den Urtexten. Hierbei geriet er mit der vorwärtsstrebenden Fakultät in heftigen Streit und machte während der Pestepidemie 1511 von der Kanzel am Friedhof von St. Michael vor der versammelten Menge den Ausruf, die ganze medizinische Fakultät verdiene aus der Stadt Wien hinausgejagt zu werden. Natürlich ließ sich die Fakultät das nicht gefallen, er aber weigerte sich hartnäckig, vor ihrem Tribunal zu erscheinen, und ließ sich lieber verurteilen. — Mit dem neuen Geist zog auch eine größere Rücksicht auf die Naturbeobachtung und eine Rückkehr zu anatomischen Uebungen ein. Zwischen 1459 und 1492 war keine Anatomie abgehalten worden. In diesem Jahre begann man mit der Sezierung eines geschlachteten Schweines. Endlich glaubte man anläßlich der Hinrichtung eines Verbrechers Gelegenheit zu bekommen, einen menschlichen Leichnam zu sezieren. Diese Hoffnung schwand aber zum Verdrusse der Studenten, da der vom Galgen abgeschnittene Scheintote auf dem Wege zum Spital zu sich kam und begnadigt wurde. Erst am 1. März 1493 konnte der Leichnam eines zum Tode Verurteilten seziert werden; doch scheinen die Professoren sich nicht sehr geschickt bei der ungewohnten Arbeit benommen zu haben, denn der Dekan Dr. Steber nennt diese Uebung eine „confusa et indeterminata anathomia".

Diese Vorgänge werden von dem Herausgeber in der Einleitung lebhaft und mit Humor erzählt, was in einem hübschen Gegensatz zu dem wissenschaftlichen Ernst seiner mühevollen Editionsarbeit steht. Hoffentlich wird er in der Lage sein, den 4. Band in nicht allzuferner Zeit der Oeffentlichkeit zu übergeben und so die von dem Wiener medizinischen Doktorenkollegium angeregte Arbeit, die ein wichtiger Beitrag zur geistigen Geschichte Oesterreichs und Ungarns ist, abzuschließen. Das Werk wäre bereits beendet, wenn der fleißige Forscher nicht inzwischen im Jahre 1902 die umfangreiche „Matrikel der ungarischen Nation an der Wiener Universität 1453 bis 1630" herausgegeben hätte.

Fr.

Allgemeine Rundschau.

Ein bisher unbekannt gebliebner Brief Theodor Körners.

Ein charakteristisches, bisher unbekanntes Zeugnis der Stimmung, die den Sänger von „Leyer und Schwert" zur Zeit seines Verlöbnisses mit Toni Adamberger erfüllte, wurde

im jüngsten Heft des Grenzboten von dem Berliner Literarhistoriker Philipp Stein veröffentlicht. Es besteht in einem Brief, den der Dichter an „Herrn Professor Dr. Ludwig Hegar zu Gießen" richtete, einen Freund Körners, der nach den dankenswerten Ermittlungen des Herausgebers als Professor der Medizin in Gießen gleich diesem in ganz jugendlichem Alter gestorben ist, und hat folgenden Wortlaut:

Wien am 23. October 1812.

Liebster Hegar.

Unverzeihlich, wie Dein Stillschweigen jetzt, war Deine Abreise. Du hast, bey Gott, viel wieder gut zu machen. Wie, wo, und womit lebst Du? — Bist Du schon verheyrathet? Was macht Deine Luise? Was macht die Kunst? — Tausend solche Fragen habe ich aufzuweisen, die ich rüsten und mobil machen könnte, um landstürmerisch Deine Seelen- und Freundschaftsfestung zu überrumpeln. Da ich im Augenblick Deines Fortgehens mit dem Loose meiner Zukunft in der Hand dastand, und der nächste Augenblick es aufrollen mußte, und dennoch keine Frage um die Entscheidung aus Deinem Munde zu vernehmen war, so mögte sich das leicht einem gewissen Kaltsinne zuschreiben lassen, den ich ungern in dem Seelen Garten meines (?) unsres (?) Hegar gewahr würde. Zu Deiner Ehre glaube ich, Dich dennoch mit der Nachricht zu erfreuen, daß ich ganz glücklich bin. Toni ist meinem Vater eine liebe Tochter, er hat sie gesehen und uns geseegnet. Meine Eltern waren 3 Wochen lang hier. Ich gestehe, ich habe sie mit anderm Gefühl als sonst begrüßt. Wenn man liebt, so sinkt jedes Verhältniß in seiner Kraft, obgleich es zugleich an Helligkeit und Innigkeit gewinnt. Was meine Kunst betrifft, so bin ich ziemlich zufrieden mit meinem Fleiße. Der Zriny, mein großes Trauerspiel, ist geendet, und ich darf wohl sagen, zu der Meisten Zufriedenheit. Humbolds, Schlegels, etc., haben auf das liebreichste drüber geurtheilt. So wäre denn mein Weg bestimmt, das Ziel ist da, die Rosse aufgezäumt, und Muth und Glück stehen mit mir im Wagen. Wie gehts denn meinen Manuscripten. Ich bitte Dich, bey der Direction doch ja auf meine Honorare zu dringen, und sie mir unter der Addresse / . —

Th. Körner

p. add. J. G. Schaefer in der Köllnerhofgasse (?)

zuzusenden. Bis Ende November bleibe ich noch hier, und erwarte die baldigste Antwort. Deiner Luise meine innigsten Grüße. Ich beneide Dich um ein Glück, das mir erst in 3 Jahren lächelt. Hoffentlich finden wir uns wieder bald einmal Herz an Herzen, und wir sagen uns dann mit dem nehmlichen strengen Blick wie vor 4 (?) Jahren und einem halben Jahre, daß wir glücklich sind, und uns dessen nicht unwürdig glauben. Mit einem Bruderkuß scheide ich. — Grüß D. August!

Dein

Theodor Körner

*

„Die französische Dichtung des 19. Jahrhunderts"

war das Thema eines Vortrages, den der Pariser Journalist Paul de Stoecklin im kleinen Saal des Bayerischen Hofes am 10. März hielt. Zunächst erinnerte der Redner an die traurigen Zustände, in denen die französische Literatur sich am Ende des vorigen Jahrhunderts befand; sodann betonte er den Einfluß des Buches der Fr. v. Staël: „De l'Allemagne" (1810), dem er, mit Unrecht jedoch, das Aufblühen der Romantik zuschrieb; waren doch Atala (1801), René (1802) schon längst erschienen. Den Romantizismus, den er, mit dem Klassizismus verglichen, hätte besser definieren können, stellte er als die Verherrlichung des Ichs dar. Zu den Dichtern übergehend, charakterisierte er in treffenden Worten Lamartine als den optimistischen, aus Zufall zum Dichter gewordenen Dichter, als den lyrischsten aller Dichter, als die menschgewordene Poesie, de Vigny, — dessen Chatterton er als das Meisterwerk des romantischen Dramas hinstellte — als den unheilbaren Pessimisten, dem das Leben nichts anderes ist als Entsagung und Aufopferung. Der symbolische und tieffühlende Lamartine, der grübelnde und wehmütige de Vigny, bildeten mit Stendhal, Charles Nodier, Gérard de Nerval, Sainte-Beuve, Gautier und Hugo das sogenannte „Cénacle". Den wetterwendischen Hugo, jenen sich niemals gleichbleibenden Proteus zu charakterisieren, war dem Redner schwer; jedoch hob er dessen Philisterei, vielmehr dessen Beschränktheit hervor, rühmte nichtsdestoweniger seine epische Begabung — die allerdings darin bestand, älteren Legenden ein neues Leben zu geben, und nicht, wie Redner sagte, Legenden zu schaffen —, sein „sens de la vue". Musset, jener Schüler Byrons, ist der französischen Ueberlieferung treu; er will den Spießbürger verblüffen und es gelingt ihm dadurch, daß er die in Frankreich so hochgeschätzte „Form", d. h. Ausdrucksweise, ganz und gar vernachlässigt; nur der Liebe wegen ist ihm das Leben lebenswert; er ist par excellence der Dichter der Liebe. Mit Béranger, jenem trivialen, unverbesserlichen Oppositionsgeist, und Gautier, dem Urheber der der Dichtung selbst fatalen Theorie „l'art pour l'art", schloß Redner seine Darstellung des Romantizismus, von de Banville, Sainte-Beuve, Desbordes-Valmore, Brizeux, Baudelaire (!!) nicht zu sprechen. — Von den Parnassiens, deren objektive und wissenschaftliche Richtung betont wurde, wurden selbstverständlich der gelehrte, verzweifelte Leconte de Lisle, dem sogar die Schönheit nichts mehr war, der kaltblütige, bezaubernde, dreißig Jahre zu einer Sammlung Sonette brauchende José Maria de Hérédia, der tiefsinnige, seine Psycholog Sully-Prudhomme, dessen „analyse sentimentale" eine „synthèse poétique" ist, zuletzt der Dichter der Armen, Coppée, erwähnt. Von den Néo-Parnassiens außer Manuel, von Richepin, Maupassant, war kaum die Rede. Wir vermißten auch eine eingehendere Darstellung des schädlichen Einflusses der Theorie „l'art pour l'art". — Auf jüngere, als Prosaschriftsteller allgemein bekannte Dichter, auf Mendès, Lahor, Sylvestre, Theuriet, Bourget, Lemaître, kam dann Redner zu sprechen. Wenn schon, denn schon. Warum denn wurde Maeterlinck stillschweigend übergangen? — Von den sog. Symbolisten, Dekadenten, von jener Reaktion, die seit ca. 20 Jahren gegen alles Romantische und Parnassische besteht, war dann die Rede; allein wir vermißten eine klare Darstellung von den Strebungen jener Richtung. Mallarmé wurde lächerlich gemacht; allerdings kann man bei ihm nicht alles billigen, jedoch darf man nicht vergessen, daß er ein Stimmungsdichter ist, ein „Impressionist" und kein Philosoph. Verlaine, jener moderne Villon, jenes Vorbild der Bohême, Rimbaud, der Theoretiker und Bahnbrecher der neuen Richtung, de Régnier, jener wahre, begabte Dichter, Kahn, dem Lemaître nachsagte, er würde alle Arten kennen, schlecht zu dichten, Gregh, der Feinfühlige, Moréas der Hellene, wurden der Erwähnung wert gefunden. Und Viélé-Griffin, Verhaeren, Lafargue? — Schließlich nach einer kurzen Erörterung der neuen theatralischen Richtung, wobei der zynische Rollinat, der „poète des gueux" Richepin, der zarte, mädchenhafte, den Mädchen zu empfehlende Jean Aicard, der neukatholische Haraucourt, der mystische Bouchor, der langweilige Bornier, der glückliche, affektierte, geistreiche Rostand, gewürdigt wurden, schloß Redner mit einem Einblick auf die allerneueste Dichtung, auf de Noailles, de Montesquieu-Fezensac, wovon uns d. J. Herr J. J. Renaud unterhalten hatte.

J. P.

**

Kleinere Mitteilungen.

C. K. Ein Schatz aus der Römerzeit. Aus Paris wird berichtet: Eine gallo-römische Vase von 60 Centimeter Höhe und 85 Centimeter Durchmesser wurde beim Graben eines Loches in einem Garten in Nanterre gefunden. Sie war mit sehr merkwürdigen Malereien bedeckt und enthielt einen Schatz von 2000 Goldstücken mit verschiedenen Kaiserbildern, die sehr gut erhalten sind. Der Schatz wird wahrscheinlich von dem Louvre erworben werden.

* Vom Radium. Auf Veranlassung der Akademie der Wissenschaften in Wien hat das Ackerbauministerium verfügt, daß von den erzeugten Laugrückständen der Uranfarbenfabrikation in Joachimsthal ab 1. Januar d. J. 20,000 Kilogramm bis auf weiteres nicht in den Handel gebracht, sondern

daß zunächst 10,000 Kilogramm der kaiserlichen Akademie und 10,000 Kilogramm Herrn Curie in Paris käuflich überwiesen werden. Dabei hat das Ackerbauministerium nur die Bedingung gestellt, daß von diesen 20,000 Kilogramm und von den Produkten aus denselben alles nur wissenschaftlichen Arbeiten vorbehalten bleibe und nicht in geschäftlichen Vertrieb gebracht oder verkauft werde und daß die kaiserliche Akademie bei diesen Arbeiten nach Tunlichkeit auch sonstige österreichische Universitätsinstitute berücksichtige. Durch diese Verfügung wird die Möglichkeit gegeben sein, eine Reihe der wichtigsten auf das Radium bezüglichen Fragen näher zu erforschen.

* **Gedenktag.** Gestern vor 100 Jahren wurde der **Code Civil des Français**, das Bürgerliche Gesetzbuch der Franzosen, in Kraft gesetzt. Es war die erste der großen Rechtskodifikationen, die Napoleon durchführen ließ — Zivilprozeß, Handelsgesetz, Strafprozeß und Strafgesetz folgten später — und auch die einzige, mit welcher der Name Napoleons dauernd verbunden blieb.

* **Der Deutsche Verein für das Fortbildungsschulwesen** und der **Verband deutscher Gewerbeschulmänner** halten ihre diesjährige gemeinschaftliche Versammlung Ende September in **Köln** ab. Den Hauptgegenstand der Verhandlungen wird die Ausbildung der Fortbildungs- und Fachschullehrer bilden. Als Referenten sind Direktor **Neuschäfer** in Frankfurt a. M. und Direktor Dr. **Meisel** in Darmstadt bestellt. Der Vorstand des erstgenannten Vereins wird den 8. **Fortbildungsschultag** im Herbste des Jahres 1905 zu **Stettin** abhalten.

r. Die diesjährige Hauptversammlung des über 3000 Mitglieder zählenden **Vereins deutscher Chemiker** findet in der Pfingstwoche, vom 25. bis 29. Mai, zu **Mannheim** statt.

* **Preisausschreiben.** Die Stiftung Schnyder von Wartensee hat einen Preis von 3000 M. ausgeworfen für eine Abhandlung über das **Klima der Schweiz** während der letzten 37 Jahre. Die Schriften zur Bewerbung müssen bis zum 31. September 1906 an die **Bibliothek in Zürich** eingeliefert werden.

※

Hochschulnachrichten.

* **Berlin.** Der zum ordentlichen Honorarprofessor in der juristischen Fakultät der hiesigen Universität ernannte Wirkl. Geh. Rat Dr. **Richard Krauel** war bis zum Jahre 1898 außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister des Reiches in Rio de Janeiro. Seit der Wiedererrichtung des Deutschen Reiches im Konsulardienst, war Dr. Krauel längere Jahre Konsul in Futschau und dann in Amoy und von 1880 ab Generalkonsul in Sydney. 1885 wurde er zum Wirkl. Legationsrat und vortragenden Rat in der 2. (handelspolitischen) Abteilung des Auswärtigen Amtes ernannt und schon im folgenden Jahre zum Geheimen Legationsrat befördert und in die 1. (politische) Abteilung versetzt. 1891 ging er als Gesandter des Deutschen Reiches nach Argentinien und von da im Sommer 1894 nach Brasilien. Anfang Juni 1898 wurde er auf seinen Wunsch in den einstweiligen Ruhestand versetzt und empfing im November 1901 den Charakter als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikat Exzellenz.

* **Halle.** Der Privatdozent für neuere Geschichte Dr. Reinhold **Brode**, der sich namentlich mit der neueren preußischen Geschichte, insbesondere der Regierungszeit König Friedrich Wilhelms I. eingehend beschäftigt hat, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Marburg.** Der außerordentliche Professor für mittelalterliche Geschichte Dr. J. **Haller**, bekannt durch seine Tätigkeit am preußischen historischen Institut in Rom und durch seine Schriften über die gallikanische Kirche, ist soeben zum ordentlichen Professor ernannt worden.

* **Wien.** Der Privatdozent Dr. Emil **Reich**, der Verfasser der Schriften „Kunst und Moral" und „Ibsens Dramen", Schriftführer der Grillparzer-Gesellschaft, ist zum Professor für Aesthetik an der Universität Wien ernannt worden. — Primararzt **Mracek** erhielt den Titel eines ordentlichen Universitätsprofessors.

r. **Basel.** Der Privatdozent an der Universität Zürich, Dr. Ernst **Tappolet**, Mitherausgeber des welschschweizerischen Idiotikons, ist zum außerordentlichen Professor der romanischen Sprachen an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Aus Schweden.** Die schwedische Akademie der Wissenschaften in Stockholm hat, nach einer Meldung der Vossischen Zeitung, von einem Gönner, der während seiner Lebenszeit nicht genannt sein will, 200,000 Kronen zu einem Fonds erhalten, dessen Zinsen zur Förderung wissenschaftlicher, namentlich biologischer Forschungen in Schweden bestimmt sind.

* **Von technischen Hochschulen.** Der Dozent in der Abteilung für Maschineningenieurwesen an der Technischen Hoschule in Hannover, Ludwig v. **Roeßler**, hat einen Ruf als Professor an die Technische Hochschule in **Darmstadt** erhalten. Ebendort hat sich Dr. Karl **Alt**, der frühere Assistent am Goethe-Schiller-Archiv in Weimar, als Privatdozent für deutsche Sprache und Literatur habilitiert.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. **Schumacher** in München.

Erklärung.

Ueber meine Schrift **„Hegels Naturphilosophie im vollen Recht gegenüber ihren Kritikastern"** ist endlich von naturforscherlicher Seite im **„Literarischen Zentralblatt"** Nr. 7 referiert worden. Was der Herr Referent sagt, kann ich gelten lassen, abgesehen von einer kleinen Sophisterei. Er fragt nämlich, ob denn, wenn ich auch vollkommen Recht hätte mit meiner Kritik der „Kritikaster", **daraus** folge, daß Hegels Naturphilosophie die einzig wahre sei. Ei, **daraus** sollte nach dem Titel meiner Schrift bloß folgen, daß Hegel im vollen Recht sei **gegenüber seinen Kritikastern**. Daß er mit den empirischen Tatsachen der Natur wohl bekannt war und in seiner Begriffsentwicklung meist das Rechte getroffen, darauf habe ich **nebenbei** hingewiesen. — Daß auf meine beiden anderen in den letzten Jahren bei **Theodor Ackermann** in **München** erschienenen Schriften **„Hegelsche Logik und gegenwärtig herrschender antihegelscher Unverstand"** und **„Der Katharsisfrage tragikomisches Ende"** die Herren **Philosophen** und **Philologen** nicht reagieren wollen, erklärt sich mir daraus, daß von den ersteren keiner geneigt ist, für den bei ihnen herrschend gewordenen antihegelschen Unverstand, den von mir als solchen klargelegten, einzutreten, und den letzteren wohl endlich auch ein Licht aufgegangen über das Komische ihrer seit Lessing betriebenen Katharsis-Erörterung. (6390)1

Dillingen a. D., 20. März 1904.

A. Bullinger,
Gymn.-Professor a. D.

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 23. März. Nummer 68.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.
Ueber die Errichtung eines Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik. Von Walther v. Dyck.
Moderne deutsche Lyrik. Von Albert Geiger.

II. Bücher und Zeitschriften.
The prophetic books of William Blake. — Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken.

III. Allgemeine Rundschau.
Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Ueber die Errichtung eines Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik.

Festrede zur Uebernahme des ersten Wahlrektorates bei der Jahresfeier der Technischen Hochschule, gehalten am 12. Dezember 1903 vom derzeitigen Rektor Professor Dr. Walther v. Dyck.

Bei Gelegenheit der Tagung des Vereins deutscher Ingenieure hat die Konstituierung des Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik unter dem Vorsitz und Protektorat Sr. kgl. Hoheit des Prinzen Ludwig von Bayern stattgefunden. Der Initiative des Baurats Oskar v. Miller, unseres Ehrendoktors, entsprungen, hat sich der Plan, in München ein naturwissenschaftlich-technisches Museum zu errichten, von Anfang an des besonderen Interesses Sr. kgl. Hoheit des Prinz-Regenten, wie Sr. Majestät des Deutschen Kaisers zu erfreuen gehabt. Die staatlichen Behörden Bayerns und des Reiches, die berufensten Vertreter der Wissenschaft, der Technik und der Industrie, vor allem auch die Glieder des Vereins deutscher Ingenieure, haben mit freudiger Zustimmung ihre werktätige Unterstützung zugesichert, ja zu einem guten Teile schon gegeben.

Die Technischen Hochschulen stehen dem Grundgedanken, welcher im Museum zur Verwirklichung kommen soll, besonders nahe, denn ihre Bestimmung liegt in derselben Richtung einer Vereinigung der Lehr- und Forscherarbeit auf naturwissenschaftlichem und technischem Gebiete, welche auch in den Aufgaben des Museums, in den belehrenden Vorführungen und Darlegungen der Objekte und in der Bearbeitung der daran sich anschließenden wissenschaftlichen Fragen enthalten ist. Dadurch mag es gerechtfertigt erscheinen, wenn ich, um unser lebendiges Interesse an dem Werke zu bezeigen, die Errichtung des Museums zum Thema meiner Rede wähle.

Es kann sich dabei nicht darum handeln, den im Werden begriffenen Organisationsplan vorzuführen. Ich möchte mich vielmehr darauf beschränken, die Aufgaben, die das Museum zu erfüllen hat und die Erwartungen, die sich an dasselbe knüpfen, zu bezeichnen.

Wir lenken deshalb unseren Blick zuerst auf die zwei großen Museen in Paris und London, die uns in mannigfachster Richtung hier als Vorbild dienen müssen, um dann die Gründe zu besprechen, welche ein ähnlich umfassendes Museum in Deutschland noch nicht haben entstehen lassen, sowie die Vorbedingungen und Vorarbeiten zu betrachten, welche hier gegeben sind. Sie führen uns von selbst zur Beantwortung der Frage, nach welchen Richtungen die Bestimmung und die Arbeit des Museums zu gestalten ist. —

1.

Das Conservatoire des arts et métiers in Paris.

Der Gedanke, welcher zur Errichtung des Conservatoire des arts et métiers in Paris geführt hat, geht auf Descartes und auf die 30er Jahre des 17. Jahrhunderts zurück. Descartes trug sich mit dem Plane, Lehrwerkstätten für die verschiedenen Gewerbe einzurichten, eine jede verbunden mit einer Sammlung der nötigen Apparate und Instrumente. Besonders dazu berufene, in Mathematik und Physik geschulte Lehrkräfte sollten praktische und theoretische Unterweisung geben, und damit zu neuen Erfindungen anregen. Indes ging dieser Plan nicht über das Stadium des Projektes hinaus und mehr als ein Jahrhundert verfloß bis zu seiner Verwirklichung. Eine Sammlung von Maschinen und Erfindungen aber entstand nicht lange nach Descartes' Tode im Zusammenhang mit all' den Interessen und Bestrebungen, die für die Förderung der Kunst und Wissenschaften unter Ludwig XIV. von Colbert ausgingen. Die Akademie der Wissenschaften legte sie schon bald nach ihrer Errichtung (1666) an im Observatoire royal. Teils waren die Akademiker selbst an den Erfindungen beteiligt (so Amontons, Cassini, de la Condamine, Deprecieux, Huyghens, Römer), teils waren die Maschinen zur Prüfung eingesandt. Die Sammlung scheint öffentlich nicht zugänglich gewesen zu sein, indes ist sie ausführlich beschrieben und abgebildet in Gallons siebenbändigem Werk „Machines et inventions approuvées par l'Académie royale des sciences“, das 1735 bis 1777 erschien, und den Zeitraum von 1666 bis 1754 mit der Beschreibung von nahezu 500 Objekten umfaßt. Es enthält u. a. eine Beschreibung von Pascals Rechenmaschine, sowie die Darlegungen der ersten nach Newcomens System in Frankreich gebauten Dampfmaschinen aus den Jahren 1726 bis 1727. Nach der von Descartes gedachten Richtung einer Darlegung der gewerblichen und industriellen Betriebe hat dieses Werk in den „Descriptions des arts et métiers, faites ou approuvées par Messieurs de l'Académie royale des Sciences“, die von 1761 bis 1788 in 27 Foliobänden erschienen, eine Fortsetzung und Erweiterung erhalten, die für die Geschichte der Industrie von großem Interesse ist.

Erwähnenswert ist hier noch, daß schon im Jahre 1683 als privates Unternehmen eine Ausstellung von Maschinen in Paris stattgefunden hat, deren interessanter Katalog sich auf der hiesigen Staatsbibliothek befindet.

Erst 1775 aber kam unter Ludwig XVI. eine umfassende öffentliche, für den gewerblichen Unterricht bestimmte Sammlung von Maschinen, Instrumenten und Werkzeugen der Industrie durch den genialen Vaucanson zustande, der außer durch seine zahlreichen technischen Erfindungen, besonders durch seine Automaten so bekannt geworden ist. Vaucanson hinterließ 1782 die Sammlung dem Könige, der sein besonderes Interesse an derselben noch durch eine Verordnung bewies, nach welcher alle Erfindungen, welche ihrer Bedeutung nach für würdig

zur Ermutigung und öffentlichen Belobigung zu halten seien, in diese Sammlung aufgenommen werden sollten.

Die Stürme der nahenden Revolution drohten das Museum zu vernichten; indes — so sagt ein zeitgenössischer Bericht — eine Art von Vorrecht, das man einer Einrichtung von so hohem unmittelbaren Nutzen zugestand, ließ das Museum Vaucanson respektieren in einer Zeit, wo man nichts mehr respektierte. Die Revolution gab vielmehr den Anstoß zu einer Erweiterung und wichtigen Neuorganisation der Sammlungen. Der damals vom Nationalkonvent eingesetzten „Commission des arts", die Vandermonde, Conté, Leroy zu ihren Mitgliedern zählte, verdankt Frankreich die Erhaltung zahlreicher Kunstschätze, die heute den Reichtum seiner Museen bilden und die damals beim Umsturz der Verhältnisse verkauft und verschleudert wurden. Das vom Konvent im Jahre 1795 errichtete **Conservatoire des arts et métiers** vereinigte das, was so auf dem Gebiete der Industrie gesammelt wurde, mit dem durch Vaucanson geschaffenen Grundstock; und zugleich verfügte ein Dekret, daß die Sammlung von vier dazu berufenen Verwaltern (unter ihnen befand sich Montgolfier) erläutert werden sollte. Die Zeit des Directoire und die Eroberungskriege Napoleons brachten diesem wie den anderen Pariser Museen neuen Zuwachs, „**utiles trophées de nos victoires**".

Damals wurden die Sammlungen in den Räumen des alten Klosters Saint-Martin des Champs untergebracht, in welchen sie sich heute noch befinden. Neue Bereicherungen brachten die ersten größeren Industrieausstellungen der Jahre 1806 und 1810, mit denen Frankreich zur Förderung seiner Industrie allen übrigen Staaten des Kontinents voranging. Weiter wurde 1807 die schon besprochene Sammlung der Akademie mit dem Conservatoire vereinigt; Berthouds Uhrensammlung, des Physikers Charles reichhaltiges Kabinett kamen später noch hinzu.

Besondere Bedeutung gewann das Museum, als es seit 1806 dem Unterrichte in höherem Maße als vordem dienstbar gemacht wurde. Damals verband man mit dem Conservatoire eine mittlere technische Schule, hauptsächlich für tüchtige junge Handwerker, in welcher neben den Elementen der Mathematik und Physik besonders technische Mechanik, Maschinenkunde, architektonisches und technisches Zeichnen betrieben wurde. Die Schule blühte rasch empor und zählte schon 1810 300 Schüler. Die wichtigste Ausgestaltung aber erfuhr der Unterricht im Jahre 1819 durch die Schaffung öffentlicher Hochschulkurse mit Vorträgen über die Anwendung der Naturwissenschaften in Industrie, Gewerbe und Handel, die bald in mannigfacher Richtung erweitert wurden. Hier lehrten Charles **Dupin** Mechanik, **Pouillet** technische Physik. **Berthollet, Gay-Lussac, Arago, Poncelet** gehörten dem Beirat des Museums an. Später, in den 50er Jahren, wurden Einrichtungen zur Ausführung technischer Versuche in ausgedehntem Maße getroffen, und weiter die Sammlungen dem Verständnis der Besucher dadurch näher gebracht, daß die wichtigsten Apparate und Modelle im Gange befindlich vorgeführt werden konnten.

Mehr und mehr kam dann auch in der Anordnung der Sammlung der historische Gesichtspunkt zum Ausdruck; und so gibt die heutige Aufstellung ein umfassendes Bild von der gesamten Entwicklung von Industrie und Technik, in welchem interessante Maschinen und Modelle die Geschichte besonders der hydraulischen und der Dampfmaschinen, die Entwicklung der verschiedenen Industrien, der Landwirtschaft und der Gewerbe zur Anschauung bringen, wenn auch dabei vielleicht der moderne Maschinenbau noch nicht genügende Beachtung gefunden hat. Auf mathematischem und naturwissenschaftlichem Gebiete finden wir neben den ersten Rechenmaschinen auch die ersten mathematischen Modelle, die **Monge** für den Unterricht in der darstellenden Geometrie in der école polytechnique hatte herstellen lassen, sowie die Prototype des französischen Maß- und Gewichtsystems.

Immer aber steht für die Ausgestaltung des Museums auch heute noch die unmittelbare Beziehung zum technischen und industriellen Unterricht im Vordergrunde des Interesses, wie denn auch die 1829 gegründete école centrale **des arts et métiers** in engstem Zusammenhange mit dem Conservatoire steht.

2.

Das South-Kensington-Museum.

Die Unternehmungen, welche in **England** zur Errichtung des Londoner Museums geführt haben, treten uns im modernen Gewande des 19. Jahrhunderts entgegen: Die großartigen naturwissenschaftlichen und technischen Sammlungen in South-Kensington, die heute unter dem Namen **Victoria and Albert-Museum** vereinigt sind, verdanken ihre Entstehung und wesentlichste Ausgestaltung in erster Linie zwei großen Ausstellungen in London, vom Jahre 1851 und 1876.

Die im Jahre 1754 in London gegründete „**Gesellschaft zur Förderung von Kunst, Industrie und Handel**" hatte seit ihrem Bestehen Preisbewerbungen für technische und industrielle Erzeugnisse eröffnet und mit ihnen Ausstellungen der eingesandten Objekte verbunden. Ein interessanter kleiner Katalog des Jahres 1768 über eine derartige Ausstellung wie insbesondere **William Bayleys** eingehende Beschreibung der von der Gesellschaft gesammelten Maschinen und Modelle (die der geistliche Rat Ildefons **Kennedy** auf Veranlassung von **Kurfürst Max III. Joseph** ins Deutsche übertrug), geben uns genauen Aufschluß über die ersten Arbeiten der Gesellschaft.

Von da ab fanden — und zwar stets **als private oder städtische Unternehmungen** — regelmäßige Ausstellungen in allen bedeutenderen Städten Großbritanniens statt. Inzwischen waren auch in Frankreich (zuerst 1798) und in Deutschland (zuerst 1817 in Kassel) Gewerbeausstellungen veranstaltet worden, deren wachsende Erfolge (die erste ganz Deutschland umfassende Ausstellung ist die sehr bedeutende des Jahres 1844 in Berlin) zu größeren Unternehmungen anspornten. So entschloß sich die genannte Londoner Gesellschaft, die Vorbereitungen für eine allgemeine Ausstellung in die Hand zu nehmen, an der sich Technik, Industrie, Gewerbe und Handel der ganzen Welt beteiligen sollten. Es ist das bleibende Verdienst des Prinz-Gemahls **Albert**, dieses Unternehmen wie alle auf die Hebung der Kunst und Industrie Englands gerichteten Bestrebungen durch tatkräftigste persönliche Förderung unterstützt zu haben; der glänzende Erfolg dieser **ersten Weltausstellung** des Jahres 1851 hat diese Bemühungen im vollsten Maße gerechtfertigt.

Der Ueberschuß der Ausstellungseinnahmen führte zur Errichtung eines in erster Linie der Kunst und dem Kunstgewerbe dienenden Museums. An dieses 1852 zunächst im Marlborough-House untergebrachte Museum haben sich dann all die mannigfaltigen, auf alle Gebiete der Kunst, der Wissenschaft und Technik erstreckten Sammlungen und Institute des heutigen South Kensington angeschlossen.

Vor allem waren es drei dem Unterrichte dienende Sammlungen, welche zu einer Erweiterung des Museums führten: die 1837 gegründete **Bergbauschule** mit einem geologischen Museum, dann eine **Chemische Schule** und vor allem die 1864 in South Kensington errichtete kgl. **Schiffbauschule** mit einer reichhaltigen Sammlung von Modellen von Schiffen und Schiffsmaschinen. Im Jahre 1867 wurde ein besonderes **Museum für Maschinentechnik** angelegt, und unabhängig von diesem eine Sammlung von Modellen aller Art im **Patentamt**, die rasch anwachsend im Jahre 1883 gleichfalls in das Kensington Museum aufgenommen wurde.

Von der größten Bedeutung für die historischen und die wissenschaftlichen Zwecke des Museums wurde dann die im Jahre 1876 vom Erziehungsrate auf Grund eines umfassenden Planes angelegte und auf das sorgfältigste vorbereitete **Ausstellung wissenschaftlicher und technischer Apparate, Instrumente und Maschinen**. An ihr nahmen unter Mitwirkung und liberalster Unterstützung der Regierungen die wissen-

schaftlichen und technischen Institute wie die Fachgelehrten und Techniker von ganz Europa einen hervorragenden Anteil.

Die Ausstellung war ganz nach historischen und wissenschaftlichen Gesichtspunkten geordnet und ergab insbesondere für die Naturwissenschaften durch die dort angestellten vergleichenden Beobachtungen wie durch die zahlreichen, im Anschluß an die Ausstellung veröffentlichten Studien und Essays ein reiches wissenschaftliches Erträgnis.[1]) Die Sammlungen des Museums selbst aber erfuhren bei dieser Gelegenheit durch Ankauf zahlreicher dort ausgestellter Modelle, durch Schenkungen und durch leihweise Ueberlassungen eine sehr wertvolle Bereicherung. So gelangten die Originalmodelle von James Watt als Geschenk der noch bestehenden Firma Watt in den Besitz des Museums, das schon vorher einzelne seiner Originalmaschinen, so eine der ersten von Boulton und Watt gebauten Maschinen für rotatorische Bewegung, enthielt. Die jetzt herausgegebenen umfangreichen, mit wertvollen historischen Notizen versehenen Kataloge des Museums zeigen, daß es hier in der Tat gelungen ist, auf einer ganzen Reihe von Gebieten der Naturwissenschaft, der Technik und der Industrie fast lückenlose Folgen für die stufenweise historische Entwicklung der fundamentalen Erfindungen zu gewinnen.

Seitdem ist das Museum in ganz besonderem Maße auch dem Unterricht dienstbar gemacht worden; für Lehrer der Naturwissenschaften zunächst durch Anschluß der „Normal school of science“. Dann durch Bildung des „Royal College of science“, das unter Vereinigung vereinzelter Institute gegenwärtig den Hochschulunterricht für die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaften umfaßt. Allen diesen Instituten stehen die Apparate und Modelle des Museums für den Unterricht, zum Teil auch in Laboratorien zur Verfügung. Große Neubauten sind eben im Entstehen, die den Zwecken des vereinigten Unterrichtes und des Museums dienen sollen.

3.

Die Verhältnisse in Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert.

Lassen Sie uns nunmehr etwas eingehender die historische Entwicklung der Verhältnisse in Deutschland betrachten:

Was in Deutschland an Objekten naturwissenschaftlicher und technischer Arbeit von historischer Bedeutung heute vorhanden ist, ist nicht unter dem Einfluß zentralisierender Kräfte, wie in Frankreich oder England, gesammelt worden.

Fragen wir zunächst, welche Erscheinungen uns im 16. und 17. Jahrhundert entgegentreten.

Damals wendete sich das Interesse anfangs den astronomischen Beobachtungen zu, besonders seit mit Kopernikus neue Anschauungen an Stelle des Ueberkommenen zu treten begannen. Dem entsprechend wurden auch Beobachtungskunst und Beobachtungsinstrumente in höherem Maße ausgebildet. Vornehmlich an Fürstenhöfen wurden unter Aufwand reichlicher Mittel Sternwarten errichtet und astronomische Studien betrieben, deren Wert nicht durch die vielfach damit verbundenen astrologischen Absichten verringert wird. So sehen wir Tycho de Brahe in Kassel am Hof des Landgrafen Wilhelm IV., des Weisen, wo er mit Jobst Byrgy, dem als Erfinder der Logarithmen bekannten Mathematiker und Mechaniker, in Beziehung tritt, welcher exaktere Instrumente für seine damals unerreicht genauen Beobachtungen herstellte; dann in einer für seine Forschungen besonders günstigen Stellung in Uranienborg, am Hofe König Friedrichs II. von Dänemark, endlich mit Kepler im Dienste Kaiser Rudolfs II. Manches wertvolle Stück aus damaliger Zeit findet sich noch im Kasseler Museum. —

[1]) Man vergleiche etwa den offiziellen „Bericht über die wissenschaftlichen Apparate ..“, der im Auftrag des preußischen Unterrichtsministeriums von dem Chemiker A. W. Hofmann herausgegeben wurde.

Seit mit Galilei der Bann eines lediglich spekulativen Systems endgültig gebrochen war, dehnt sich mit Einführung der experimentellen Methode der Kreis der Forschung aus und fordert neue Hilfsmittel der Beobachtung, insbesondere neue Meßapparate. In gleichem Maße wächst das naturwissenschaftliche Interesse und verliert die frühere Einseitigkeit. Während das 15. und 16. Jahrhundert die Blüte der Kunst und Literatur an den italienischen Fürstenhöfen gesehen, wird am Hofe Ferdinands II. von Toskana 1667 die „Accademia del Cimento“ errichtet, mit der auch im Namen bezeichneten Beschränkung auf rein experimentelle Forschung. Hier entstanden unter spezieller Mitarbeit des Großherzogs die ersten Thermometer heutiger Gestalt, wie eine Anzahl weiterer meteorologischer Instrumente, die noch heute in Florenz, wo sich auch eine Reihe der Apparate Galileis befinden, aufbewahrt werden.

Für die Technik von höchster Bedeutung ist die Tätigkeit Papins am Hofe des Landgrafen Karl von Hessen, des Enkels des obengenannten Wilhelm, der den flüchtigen Hugenotten als Professor der Mathematik nach Marburg berufen hatte. In Kassel entstehen die für die Erfindung der Dampfmaschine grundlegenden Arbeiten Papins, die von seinem Genie ebenso wie von einer fortgeschrittenen Technik der Metallbearbeitung zeugen. Die geringen Reste der Maschinen Papins bewahrt das Kasseler Museum noch heute als kostbare Reliquien auf. —

Die Freude am Sammeln, die schon früher in Kunst und Kunstgewerbe sich geäußert hat, findet besonders seit der Erschließung neuer Weltteile ein weiteres Gebiet auf ethnographischem und naturhistorischem Felde. Naturalien- und Kuriositätenkabinette entstehen allenthalben, nicht bloß als Liebhaberei von Königen und Fürsten; auch naturforschende Gesellschaften, reiche Privatleute lassen sich ihre Pflege angelegen sein. Bisweilen schlossen sich hieran im Laufe der Zeit Sammlungen astronomischer, physikalischer, mechanischer Apparate an. Die hochentwickelte Kunst und der Geschmack der Feinmechanik tritt uns mit den Astrolabien, Planetarien, Uhrwerken, optischen Instrumenten, dann in den technisch fortgeschrittenen wie künstlerisch vollendeten Waffen vor Augen. Neben elementare mechanische Apparate und Maschinen für Mühlen und Bergwerke, die ihre ausführliche Beschreibung in den „Theatra machinarum“ (z. B. bei Belidor, Besson, Böckler, v. Leupold, Ramelli u. a.) finden, stellen sich dann auch, wie im „Inventionshaus“ zu Dresden, Maschinen, welche den festlichen Veranstaltungen des Hofes dienten, Luft- und Wasserkünste, Feuerwerke und Theater-Apparate. Auch die Versuche, ein perpetuum mobile zu finden, sind hier anzuführen und die Bemühung, Gold zu machen, die dann in der Erfindung des Porzellans einen reellen Erfolg ergab. —

Daß Liebhaberei, Verlangen nach kuriosen und wunderbaren Dingen bisweilen ein rein wissenschaftliches Interesse überwiegt, darf hier, wo so vieles Neue unerklärt entgegentrat, nicht wundernehmen. Es tritt uns ganz besonders auch in den mannigfachen Privatsammlungen entgegen, von denen uns Reiseschilderungen aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, wie spätere geographische Handbücher und Städtebeschreibungen ein so anschauliches Bild gewähren. So führen uns „des Herrn Zacharias Konrad von Uffenbach, Rathsherrn zu Frankfurt, merkwürdige Reisen durch Niedersachsen, Holland und Engelland“ nach Helmstädt, der nachmals durch Gauß so berühmt gewordenen kleinen braunschweigischen Universitätsstadt, in die Sammlung der Kuriosa des gelehrten Abtes Schmid. Neben den „instrumentis physicomathematicis“ der Sammlung, den „primae potentiae mechanicae“, die überall den Grundstock der mechanischen Modelle bilden, neben landwirtschaftlichen Maschinen, Waffen, Naturalien finden wir nicht minder ausführlich unter den Automata die „statuam Fumantem“ beschrieben „als eine der artigsten Maschinen, die man sich nicht einbilden kann und worüber man sich verwundern muß, daß ein hölzerner Mann ordentlich Tabak rauchen kann.“ — Und ein Jahrhundert später findet Goethe in Helmstädt im Hause des herzoglichen Leibarztes und Professors

der Medizin, Physik, Chemie und der gesamten Naturgeschichte Christoph Gottfried Beireis eine in ähnlicher Weise aus ernsthaften und kuriosen Objekten gemischte Sammlung, die er uns mit ihren teils wertvollen, teils wunderlichen Schätzen, dem geheimnisvollen Diamanten und den in Verfall begriffenen, einstmals so berühmten Automaten Vaucansons so anziehend in seinen Tag- und Jahresheften schildert.

Die Universitäten Deutschlands haben im Laufe der von uns bisher betrachteten Periode an den Forschungen und Entdeckungen auf astronomischen und naturwissenschaftlichen Gebieten regen Anteil genommen, wenn freilich auch durchaus nicht in führender Stellung. In Ingolstadt unternimmt Scheiner, zu gleicher Zeit wie Galilei, die ersten astronomischen Beobachtungen mit dem Fernrohr. In Würzburg wirkte kurze Zeit der vielseitige, gelehrte Kircher, an dessen spätere Tätigkeit in Rom das „Museo Kirchereano" erinnert; nach ihm sein Schüler Schott, der Guerickes Experimente wiederholt und zuerst veröffentlicht hat. Noch heute bewahrt die Universität zu Leiden die berühmten Apparate s'Gravesandes auf, die wohl zum erstenmal einen systematischen Unterrichtsgang umfassen. Im allgemeinen wird aber doch auf Sammlung physikalischer Objekte für den Unterricht nur ein geringes Gewicht gelegt. Es tragen vielmehr die an unseren deutschen Universitäten sich findenden historisch-wertvollen Instrumente wesentlich einen persönlichen Charakter als Vermächtnisse der gelehrten Arbeit der einzelnen an ihnen wirkenden Forscher.

Dem Mangel eines Zusammenwirkens des Einzelnen entspricht auch die gesonderte Stellung der Universitäten, die wesentlich als territoriale Universitäten gegründet wurden, im Gegensatz zu Paris, zu Oxford und Cambridge, wo sich der Unterricht und die wissenschaftliche Arbeit des ganzen Landes vereinigte. So konnten Unternehmungen, die eine gemeinsame zentralisierte Arbeit forderten (wie etwa die Aufstellung und Herausgabe der zu Anfang erwähnten Machines approuvées par l'académie des sciences und der Descriptions des arts in Paris), in Deutschland nicht zustande kommen.

Zwar hat es schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts an zusammenfassenden Bestrebungen nicht gefehlt, die einer gemeinsamen Betätigung in Kunst und Wissenschaft einen über die engeren Grenzen hinausgreifenden Wirkungskreis geben wollten, wie ihn für England die Royal society, die Académie des sciences für Frankreich ermöglicht.[2])

Unter dem Großen Kurfürsten gestaltete der schwedische Gelehrte Benedikt Skytte den idealen Entwurf für eine zentrale Stätte der gesamten Wissenschaft und Kunst, und wenige Jahre später ist kein Geringerer als Leibniz für die Schöpfung einer gemeinsamen deutschen Sozietät zur Förderung allen menschlichen Wissens eingetreten. In den beiden aus seiner Jugend stammenden Schriften „Bedenken von aufrichtung einer Societät in Teutschland zu aufnehmen der Künste und Wissenschaften" entwirft Leibniz einen umfassenden Plan für die Aufgaben einer solchen Sozietät und hebt ganz besonders die Bedeutung der Anwendungen der Wissenschaften auf die Fragen des praktischen Lebens hervor, es sollen „die ingenia der Teutschen aufgemuntert, eine mehrere Conspiration und engere Correspondenz erfahrener Leute erwecket, viele schöne nützliche Gedanken, inventiones und experimenta ... erhalten und zu nuz gemacht, Theorici Empiricis felici connubio conjugiret, von einem des andern Mangel suppliret, ein seminarium artificum und gleichsam officina, Niederlage und Stapelstadt experimentorum et inventionum stabiliert ... ja mittel an die Hand gegeben werden, die Nahrung im Lande zu behalten."

In der zweiten Schrift schildert er dann die bedeutende Arbeit, welche in Deutschland in Kunst, Wissenschaft und Technik getan worden ist, ohne daß doch die Leistungen ihre wirkliche Verwendung und Ausnützung im Vaterland gefunden haben: „Es ist uns Deutschen gar nicht rümlich, daß, da wir in Erfindung großentheils mechanischer, natürlicher und anderer Künste und Wissenschaften die ersten gewesen, nun in deren vermehr- und besserung die letzten seyn. Gleich als wenn unser Alt-Väter Ruhm gnug were, den unsrigen zu behaupten."

„Ich will von Truckeren und Büchsenpulver nicht reden, dies wird mir gewislich ein jeder gestehn müssen, daß sowohl Chymie als Mechanick zu der staffel, darinn sie nunmehr stehet, durch Teutsche erhoben worden."

Speziell von Augsburg und Nürnberg spricht Leibniz als der „Schuhle aller Mechanicorum, die Uhren, Wasserkünste, Dreh- und Gold- und Zirkel-Schmid's arbeit und unzehliche dem Menschlichen leben nütz- und annehmliche wercke in Schwang gebracht." ... „Es ist puppenwerck dagegen, was andere Nationen getan und wers ins große gegen einander hält, wird bekennen müssen, daß was von Teutschen in diesem genere kommen, lauter realität, lauter nachdruck und fulmina gewesen."

Indes, die Zeit war noch nicht dazu angetan, solche zusammenfassende Bestrebungen, wie sie Leibniz verfolgte, zur Verwirklichung zu bringen. Leibniz selbst erkannte bald, daß, was sich erreichen ließ, nur die Schaffung gesonderter Akademien in den Einzelstaaten sein konnte. So hat er in jahrelangem Bemühen die Errichtung einer Akademie in Berlin erreicht, in Hannover, Dresden, St. Petersburg zu gleichem Zwecke gewirkt.

4.

Uebergang. Das 18. und die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Wir kommen zu der Entwicklung der naturwissenschaftlichen und technischen Forschung im 18. Jahrhundert und knüpfen hier sogleich an die Tätigkeit der Akademien an.

Nach ihrer umfassenden wissenschaftlichen Bedeutung haben die Akademien das, was Leibniz sich davon versprach, in hohem Maße erfüllt. Was man aber von ihrer Tätigkeit für den Fortschritt in technischer wie in sozialer Beziehung erhoffte, hat sich nicht verwirklicht, trotzdem man den Hinweis auf solche Aufgaben besonders stark betonte.

Gewaltig ist der Fortschritt, den die Mechanik auf der Basis des von Leibniz und Newton geschaffenen Kalküls vom Ende des 17. Jahrhunderts an gemacht hat. Aber es war erst in wenigen Fällen gelungen, die Methoden für die so sehr viel komplizierteren Fälle der Praxis auszunützen. Können und Neigung der Gelehrten wandten sich doch immer wieder der spekulativen Forschung zu. So sehr Leibniz die Förderung technischer und gemeinnütziger Arbeit schon im sozialen Interesse am Herzen lag, so sehr sein praktischer Blick ihn zu Leistungen auf solchen Gebieten befähigte (wir erinnern nur an die Konstruktion der Rechenmaschine, an den Papin gegenüber gemachten Vorschlag einer Selbststeuerung seiner Dampfmaschine), seine eigene Forschung ist auch auf den Gebieten der Mathematik und Physik wesentlich theoretisch gewesen. Newton, dann d'Alembert, Lagrange, Laplace betrachten gewissermaßen die Mechanik „sub specie aeternitatis", mit Bevorzugung ihrer erhabensten und — einfachsten Anwendung auf die Bewegung der Himmelskörper. „Mechanicam — gemeint ist die Statik der elementaren Maschinen — mechanicam tractare non est hujus instituti", sagt Newton in seinen „Principia". Auch Eulers Untersuchungen, so bedeutsame Probleme der Technik sie nicht selten behandeln,[3]) sind mehr dem

---

[2]) Man vergleiche hierzu Adolf Harnacks Fundamentale Geschichte der K. preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, verfaßt zu deren 200jährigem Jubiläum 1900.

[3]) Wir gedenken hier, auch mit Rücksicht auf die folgenden Darlegungen, zweier wichtiger Untersuchungen Eulers, derjenigen über die Bestimmung der geographischen Länge und der Arbeiten zur Dioptrik:

Nachdem Huyghens die Galileische Entdeckung des Pendelgesetzes zur Konstruktion der Pendeluhren verwendet und in seinem Horologium oscillatorium die Bewegung materieller Pendel entwickelt und ihre mannigfache Verwendung dargelegt hatte, sind

Interesse an theoretischer Vollendung entsprungen; wie denn im ganzen der Ausbau der Physik in Frankreich wie in Deutschland in den Händen der Bernoulli, Euler, Clairaut, v. Maupertuis, d'Alembert, Lagrange und Fourier einen wesentlich mathematischen Charakter angenommen und sich dadurch von der Technik nicht bloß, sondern auch von experimentellen Forschungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete mehr und mehr getrennt hat.

Auch die Experimentalphysik des 18. Jahrhunderts, die ihre bedeutendsten Errungenschaften auf dem Gebiete der statischen Elektrizität — es genügt, die Namen von Gray, von Franklin und Coulomb zu nennen — aufzuweisen hat, trat nur in vereinzelten Fällen mit der Technik in Beziehung.

Der folgenreiche Fortschritt der letzteren ging vielmehr direkt aus dem Bedürfnisse der Praxis, ja oft unmittelbar aus der Werkstätte hervor. Englands Ingenieure und Arbeiter haben ihn bewirkt. Von ihnen, mit Savary und Newcomen beginnend, wurde die Erfindung der Dampfmaschine in die Praxis umgesetzt, zuerst für den Betrieb der Pumpwerke in den Minen; ein halbes Jahrhundert später hat dann Watt durch Einführung des getrennten Kondensators einen ersten Typus der modernen Dampfmaschinen geschaffen, ungemein viel ökonomischer arbeitend als die bisherigen Maschinen und, für rotatorische Bewegung eingerichtet, als Kraftmaschine allgemein verwendbar. Die Möglichkeit der Durchführung der Wattschen Ideen und ihre erfolgreiche Einführung in der Praxis war durch die Mitwirkung Boultons gegeben, eines Mannes, den man im besten Sinne als Repräsentanten für den Unternehmungsgeist, die Tat- und Kapitalskraft des englischen Bürgertums betrachten kann. Solche Männer hatte Deutschland seit dem 30jährigen Kriege nicht mehr gesehen. Außer dem damaligen furchtbaren Rückgang der wirtschaftlichen Lage Deutschlands, der nur in mühsamer Arbeit langsam wieder ausgeglichen werden konnte, mag man dies wohl einerseits dem Mangel an Selbständigkeit und Unternehmungslust des deutschen Gewerbetreibenden zuschreiben, wie sie die beengenden sozialen Verhältnisse, besonders der Zunftzwang mit sich brachte, andererseits dem Mangel eines genügenden Rechtsschutzes des Erfinders; bei der Zersplitterung Deutschlands konnte sich ein wirksamer Patentschutz, dessen Frankreich und besonders England seit langem sich erfreute, nicht entwickeln.

Die Folge aller dieser Umstände war das rapid wachsende Uebergewicht Englands auf industriellem Gebiete, zumal seit neben der Dampfmaschine auch die neuerfundenen Arbeitsmaschinen für Spinnerei, für Weberei und andere, besonders der Textilindustrie neue Wege eröffnet hatten. Wie schwer man dieses Zurückbleiben Deutschlands in volkswirtschaftlicher Beziehung empfand, dafür ist ein Brief Kaiser Josephs II. an seinen Kanzler Kolowrat bezeichnend, in welchem der bittere Vorwurf ausgesprochen wird:

„Bishero war es beynahe eine besondere Absicht der österreichischen Regierung, die Fabricanten und Kaufleute der Franzosen, Engländer und Chinesen zu ernähren, und sich aller der Vorteile selbst zu berauben, die ein Staat nothwendig haben würde, wenn er durch eigene Industrie für die Nationalbedürfnisse Sorge getragen hätte."

Aber nicht nur durch schwere Einfuhrbeschränkungen, wie sie damals Kaiser Joseph im Auge hatte, sondern, indem man energisch den englischen Vorsprung einzuholen sich bemühte, suchte man Wandel zu schaffen. Einerseits sandte man deutsche Ingenieure nach England zum Studium der dortigen Fabriken. So ging auf Anregung Friedrichs des Großen Bergrat Bückling 1779 nach Soho zum Studium der Wattschen Maschinen, deren erste er in Hettstätt 1785 aufstellte. So kam einige Jahre später auch Reichenbach im Auftrage des Kurfürsten Karl Theodor nach England, zugleich mit Baader, der sich schon seit längerer Zeit mit dem Studium der englischen Industrie befaßt hatte. Und diese Reise gestaltete sich, wie Reichenbach selbst berichtet, zu einer Entdeckungsreise, die ihn mit den Fortschritten Englands in der Eisenproduktion, im Maschinenwesen, wie in der Feinmechanik vertraut machte.

Gerade die letztere gab ihm die Anregung zur Errichtung seiner nachmals so berühmt gewordenen Werkstätte, deren wertvollste Instrumente, im Besitz der hiesigen Akademie, Zierden unseres Museums bilden werden.

Andererseits war man auf die Entwicklung des technischen Unterrichtes bedacht. Gerstner in Prag, Prechtl in Wien, werden mit der Bildung polytechnischer Institute betraut, die Bedeutung entsprechender Lehrsammlungen für Maschinen- und Ingenieurbaukunde, wie für technologische Produkte dabei voll gewürdigt. Auch in Bayern gehen die Bestrebungen zur Errichtung technischer Schulen, wie sie vor allem in der Denkschrift Reichenbachs und Fraunhofers zutage treten, dann in der polytechnischen Zentralschule unter Utzschneiders Leitung ihre erste Verwirklichung finden, Hand in Hand mit der Errichtung technischer Sammlungen.

Neben die zum Teil aus Mannheim übertragenen, unter dem Kurfürsten Maximilian Joseph und unter Karl Theodor entstandenen mathematisch-physikalischen und naturwissenschaftlichen Sammlungen, die sich noch heute in der Akademie befinden, stellt sich eine „Allgemeine Polytechnische Sammlung", die im Jahre 1822 auf Veranlassung König Max I in den Räumen der Akademie der Wissenschaften eröffnet wurde. Sie enthielt zahlreiche Modelle von hölzernen und eisernen Brücken, von Dampfmaschinen, von Wasserrädern, darunter das Segnersche, und vor allem zwei Modelle der Reichenbachschen Wassersäulenmaschine, endlich eine Schustersche Rechenmaschine, vom König selbst geschenkt.

Die Absicht dieser Sammlung, deren leitende Gedanken auch heute noch volle Beachtung finden werden, spricht die Gründungsverordnung folgendermaßen aus:

„Der Ueberzeugung, wie nützlich öffentliche Sammlungen von Maschinen und Werkzeugen, in Modellen oder Zeichnungen ausgeführt, der Gewerbsindustrie werden können, haben schon mehrere derley Sammlungen in Unserer Haupt- und Residenzstadt ihr Entstehen zu verdanken; allein gerade das Nebeneinanderbestehen mehrerer Sammlungen dieser Art vermindert ihren Nutzen.

Das Aehnliche und Verwandte ist in den einzelnen Sammlungen zerstreut; manches wird mehrfach beygeschafft, während mit den hierauf verwendeten Kosten weit zweckmäßiger die noch bestehenden Lücken ausgefüllt würden. Vieles ist aber blos deswegen noch zu wenig bekannt, oder benützt, weil die besonderen Zwecke der verschiedenen Anstalten und Behörden, bei welchen solche Sammlungen aufbewahrt werden, nicht immer gestatten, diese in so ausgedehntem Maße zugänglich und gemeinnützig zu machen, als zu wünschen wäre.

Diese Betrachtungen haben Uns bewogen, eine allgemeine polytechnische Sammlung zu gründen,

---

es die Engländer Graham (1721) und Harrison (1725), welche besonders durch die Erfindung der Kompensationen die Präzision der Uhren zumal für die Bestimmung der geographischen Länge zur See sichern. Euler dagegen, wie der Göttinger Tobias Meyer haben den theoretischen, astronomischen Teil für solche Ortsbestimmungen behandelt, der erste durch eine neue Theorie der Mondbewegung in seinen Mondtafeln und seiner Theoria motuum lunae (1746 und 1753), der zweite durch seine auf die letztere Theorie gestützte genaue Berechnung von Mondtafeln.

Aus Eulers Vorschlag der Verwendung zusammengesetzter Objektive mit Wasserzwischenraum zur Aufhebung der Farbenzerstreuung schöpfte Dollond die Anregung zur praktischen Ausführung achromatischer Fernrohre mit Hilfe verschieden brechender Glassorten. Und diese wiederum waren die Veranlassung zu Eulers weittragenden dioptrischen Untersuchungen.

Wie in der Folge gerade auf dem Gebiete der Optik wissenschaftliche und technische Leistungen Hand in Hand gehen, zeigt heute mehr denn je der Ausbau und der Ruf unserer optischen Institute und Werkstätten.

in welcher alle hiezu geeigneten Gegenstände, welche bisher bei Unserer Akademie der Wissenschaften, der hiesigen Feiertagsschule, dem Ministerial-Bau-Bureau, der Ministerial-Forstbuchhaltung, General-Bergwerks-, Salinen- und Münz-Administration, Steuerkataster-Kommission, Hofbau-Intendanz, Regierung des Isarkreises, oder auch bei Unserem Reichsarchive aufbewahrt worden sind, vereinigt werden sollen.

Den Staats-Anstalten, welche ihre Modelle, Maschinen, oder auch Zeichnungen u. dgl. an diese Sammlung abgeben, bleibt ihr Eigentumsrecht vorbehalten, ohne daß jedoch hiedurch die systematische Anordnung der allgemeinen polytechnischen Sammlung gehindert werden darf."

Freilich hat sich, trotz dieser trefflichen Absichten, die Sammlung, die so hoffnungsvoll begann, zu gering entwickelt, um selbständig wirksam zu sein, und so sind in den 50er Jahren ihre Objekte zerstreut, und teilweise in die Lehrsammlungen der verschiedenen neuerrichteten technischen Schulen aufgenommen worden.

Der in München gemachte Anfang zu einer selbständigen technischen Sammlung scheint auch sonst in Deutschland keine Nachahmung gefunden zu haben. Dagegen heben wir unter den an den allmählich heranwachsenden technischen Hochschulen entstehenden vor allem die in Hannover von Karmarsch 1831 nach dem Wiener Vorbild geschaffene technologische Sammlung hervor. Erst wesentlich später, zur Zeit, als auch industrielle Ausstellungen an Bedeutung gewinnen, finden wir an gesonderten Museen zunächst das Stuttgarter Musterlager (1850), dann (1863) das Wiener Museum für Kunst und Industrie, dem dann bald Karlsruhe und Berlin und 1870, nach langjährigen Vorbereitungen, das Gewerbemuseum in Nürnberg folgt.

Noch müssen wir, das technische Interesse unserer Periode zu kennzeichnen, der entstehenden Vereine gedenken, deren erster, wohl nach dem Vorbilde des englischen gebildet, die schon 1765 gestiftete Hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe gewesen ist. 1815 folgte dann der noch heute blühende Polytechnische Verein für das Königreich Bayern in München, 1820 der Verein zur Förderung des Gewerbefleißes in Preußen.

Allein trotz aller in den bezeichneten Unternehmungen und Einrichtungen zutage tretenden Bemühungen, Technik und Industrie Deutschlands zu beleben, von England zu lernen und von ihm unabhängig zu werden, trotz der sich allmählich günstiger gestaltenden wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands, war man noch immer auf die Mitwirkung englischer Ingenieure, den Bezug englischer Maschinen zum großen Teile angewiesen. Stephenson lieferte die erste Lokomotive für die Nürnberg-Fürther Eisenbahn, und man wollte auch für den Bau der Linie englische Ingenieure berufen und nahm davon nur Abstand wegen der unverhältnismäßig hohen Forderungen, die neben dem Gehalte des Ingenieurs auch noch einen besonderen für einen Dolmetscher betrafen.

(Schluß folgt.)

Moderne deutsche Lyrik.

Unter diesem Titel hat der Dichter und Kritiker Hans Benzmann eine Sammlung zeitgenössischer deutscher Lyrik herausgegeben, welche bestimmt ist, die verdienstvolle Bernsche Sammlung „Deutsche Lyrik seit Goethes Tod" fortzusetzen.[1]) Und sie ist in der Tat eine würdige Fortsetzung derselben geworden, und darin liegt das beste Lob, wenn man die großen Schwierigkeiten bedenkt, welche einer solchen Sammlung die mannigfachen und oft kapriziösen Strömungen unserer Lyrik seit 1880 entgegensetzen. Das Werk ist gelungen, wenn auch in dem einen und anderen noch nachgebessert werden kann und auch wird. Denn wir setzen in Benzmann das Vertrauen, daß er unablässig an der Vervollkommnung des schönen Buches arbeiten wird.

Was uns schon beim ersten Durchblättern des Buches angenehm berührt, das ist die Empfindung: hier hat kein Pedant gewählt, der die Kunst dosisweise einflößt mit weisen kunstpädagogischen Regeln, sondern ein Mensch und zugleich ein Dichter, der vorurteilslos sich auf dem weiten Feld der modernen Lyrik umgetan hat. Ein Mensch und ein Künstler, dessen Auswahl man es ansieht, daß er viele, die meisten dieser Poeten in sich erlebt und in die übrigen, die seinem inneren Erleben fremder waren, sich hineinzufühlen versucht, nicht sie aber willkürlich abgelehnt hat, weil sie ihm nicht in seinen Kram paßten. So ist ein reiches und treues Bild entstanden.

Benzmann hat seiner Sammlung ein Vorwort vorausgeschickt, das eine objektive Würdigung unserer modernen Lyriker anstrebt und diese Aufgabe im ganzen auch gelöst hat. Zur Orientierung in der Sammlung, zum Ueberblick über die einzelnen Richtungen und zum Eindringen in dieselben leistet dieses Vorwort sehr gute Dienste, wenn man auch nicht allen Urteilen zustimmen mag. So ist z. B. unseres Erachtens Emanuel v. Bodman zu schlecht weggekommen, und der Arabeskenkünstler Richard Schaukal auch hier zu hoch eingeschätzt; in ersterem Falle haben wir wirklich beseelte, aus der Natur erwachsene Lyrik; im anderen Falle ästhetisierendes Nachempfinden vergangener Empfindungswelten; lyrische und gedankliche Splitterchen, mit vieler Mühe facettiert, kokette Kleinkunst. . . Im ganzen aber ist die Einleitung mit sicherem Blick, interessant und mit warmem Empfinden geschrieben. Was dem Herausgeber Leitstern erschien bei der Auswahl, ist klar zu ersehen: Suggestive, lebendige, lebenweckende Poesie will er geben. Und indem er dieses Ziel verfolgt, ist er allerdings auf dem besten Wege. Denn Kunst kann nie etwas anderes sein als das.

Knüpfen wir bei einem kurzen Rundblick über die Eindrücke der Sammlung an diese Forderung an, so müssen wir gestehen, daß in dem Totalbilde unserer modernen deutschen Lyrik das Erbunkraut der deutschen Dichtung: das Reflexive, noch immer sehr seine Wucherungen treibt. Am freiesten davon und am meisten lebendig schöpferischer Poet ist Liliencron; nicht mit Unrecht stellt ihn Benzmann an die Spitze. Bei Richard Dehmel ist die Reflexion in all dem eminent Suggestiven seiner Dichtung selten ganz paralysiert; ja neuerdings hat sie sich einen ihr nicht gebührenden Platz genommen. Für eine beträchtliche Anzahl anderer moderner Lyriker aber, wie wir sie hier vor uns sehen, gilt das Wort Goethes noch immer:

Bilde, Künstler, rede nicht.
Nur ein Hauch sei dein Gedicht!

Es ist gar oft zuviel geredet und ebenso — das hängt wiederum mit dem auch an der modernen Lyrik nicht ohne Einfluß vorübergegangenen Naturalismus zusammen — ist die Anschauung oft zu wenig oder zu mangelhaft in wirklich poetisches Schauen und Empfinden umgesetzt, zu wenig dichterisch. Gute Momentphotographien sind keine Gemälde; gereimte und ungereimte Beobachtungen, mögen sie noch so trefflich sein, keine Gedichte. Aber, dies zugegeben, von der Fülle, dem Empfindungsreichtum, der weiten Skala aller möglichen Stimmungsmischungen, kurz: von dem tatsächlichen Gehalt unserer modernen Lyrik wird man nach der Lektüre des Buches dennoch freudig überrascht sein. Wie alle Flüssigkeit, welche den Körper passiert, durch das Herz verarbeitet werden muß, so münden alle Strömungen der schaffenden Kunst in dieses Herz der deutschen Dichtung und verlassen es wieder.

Da haben wir zunächst neben den Auguren der neuen Kunst, den Harts, die Stürmer und Dränger, welche dem neuen Frühling die Wege in ihrer Art ebnen halfen. Verworrene Köpfe mit heißem Tatendrang und wildem Sehnen. Dann die Vertreter der sozialen Dichtung, die Proletarierslyriker, die Elendsmaler. Hier hätte das Bild noch einige schärfere Töne nötig. Es wäre unseres Erachtens die soziale Dichtung der Dehmel, Holz, Julius Hart, Bruno Wille,

[1]) Mit einer literargeschichtlichen Einleitung und biographischen Notizen, Leipzig, Philipp Reclam jun. Geb. M. 1.50. In feinem Geschenkband M. 2.—

Hendell u. s. w. noch mehr zu benützen. Ferner die Impressionisten und dann die reinen Aestheten und l'art pour l'art-Poeten. Ihnen enge verwandt die Nachempfinder und Neubeleber vergangener Kunst- und Kulturperioden, z. B. der Renaissance oder des Barock oder der Frührenaissance. Dann die Neoromantiker. Und ihnen in der Gefühlsart nahestehend die Dichter des hochgetriebenen suggestiven Wollens. Auch alle die Symbolisten. Weiterhin, mit diesen Kreisen verschlungen, die pantheistischen Dichter, die Naturphilosophen, die kosmischen Dichter, die Dichter des Evangeliums, neugestaltend wie bei den Malern Uhde oder Exter. Wiederum die Propheten der Lebenskunst und die Vertreter der neuen romantischen Ironie. Mit Recht hat Benzmann auch Nietzsches Dichtungen, von dem so unendlich viel Einfluß ausgegangen ist, aufgenommen. Endlich die Dichter des Bodenständigen, des Heimatlichen. Dazu noch die Frauenlyrik mit dem erwachenden Leben der weiblichen Seele, welche von diesen Strömungen berührt, sie in ihrer Weise umbildete. Da haben wir ein ungefähres Bild, wie in dieser Sammlung „die Schifflein herüber hinüberschießen". Und was der Betrachtung noch einen eigentümlichen Reiz gibt, das ist zu sehen, wie männlichen Dichtern oft ein merkwürdig feminines Empfinden innewohnt, während Dichterinnen robust wie nur ein Mann auftreten; ich erinnere nur an Maria Janitschek oder Hermione v. Preuschen. Uebrigens als Randbemerkung: Auch der Frauenlyrik wäre noch mehr Raum zu gönnen. Sie scheint in ihrer prinzipiellen Bedeutung in der Sammlung nicht ganz voll gewürdigt.

Gehen wir zu Einzelheiten über, so möchte ich dem Herausgeber noch folgenden Wunschzettel präsentieren: Zunächst, einige Poeten und Poetinnen erscheinen mir in dem Buche ziemlich überflüssig; hier könnte Raum für Wichtigeres, im oben angedeuteten Sinne, geschaffen werden. Es sind das Helene Diesener, Hermann Eßwein, Georg Hirschfeld, Adolf Holst, Rudolf Liebisch, Theobald Nöthig, Georg Reide, Karl Weiser. Keiner dieser Autoren gibt einen besonderen Klang; ebenso wenig drücken sie Dinge, die im Buche schon besser vorhanden, in überraschender oder bestechender Form aus. Aehnliches gilt für die Mittelachsenlyriker. Hier würde der begabteste Schüler von Arno Holz: Georg Stolzenberg, genügen. Reß, Piper und vor allem der komisch wirkende Martens fristen neben Holz und Stolzenberg nur eine ziemlich bescheidene Nebenexistenz; sie drücken aus der ausgepreßten Zitrone noch ein Tröpfchen heraus, ohne daß ihre poetische Limonade dadurch besser würde. Dagegen habe ich Busse-Palma, über den Benzmann im Vorwort mit Recht günstig urteilt, im Buche selbst nicht finden können. Sollte Busse-Palma nicht selbst Material zur Verfügung gestellt haben, so würden dies die Verlagshandlungen Cotta und Langen sicher gerne tun. Die Dichterin Mia Holm, eine fein und scharf gestaltende Poetin, wäre wohl auch in Frage zu ziehen. Auch Joseph Viktor Widman dürfte man vermissen. Oder zählt ihn Benzmann zu den älteren Autoren? Bei Richard Dehmel wäre wohl in Erwägung zu nehmen, ob das langatmige Gedicht Venus Regina nicht durch kürzere, prägnantere zu ersetzen wäre. Liliencron, Falke und besonders Mombert sind vortrefflich vertreten; aber die Auswahl von Martin Greif hat mir nicht recht zusagen können; doch sind das Geschmackssachen, über die sich schwer rechten läßt; der Herausgeber wollte hier wohl auch das Modernere in Greif stärker betonen... Marie Madeleine ist etwas farblos am Platze; hier wären die vollsaftigsten temperamentvollsten Gedichte aus „Auf Kypros" zu berücksichtigen.

Ich kehre zum Anfang dieser kleinen Betrachtung zurück. Selbst im vollsten Gedenken an die Fülle und den Gehalt der Bernschen Sammlung empfindet man ein lebhaftes Gefühl der Genugtuung, wie eigenartig und reich, wie tonig und farbig doch die deutsche Lyrik seit dreißig Jahren geworden ist. Sie ist weiter gediehen. Sie hat eine Fülle Lebens in sich aufgenommen und sich damit gesättigt. So unruhig diese neue Lyrik gegen jene der fünfzig Jahre seit Goethes Tod erscheint, so viel Interesse erweckt sie auch. Etwas die innersten Tiefen Bebenmachendes ist in ihr. Ihr Reiz ist der starke Hauch der Persönlichkeit und das Verlangen nach dem Undefinierbar-Suggestiven, das schon in Dichtern wie Mörike oder Hebbel so lebendig war. Und man kann wohl in die stolzen Worte Benzmanns einstimmen: „Wir haben wieder eine lyrische, eine persönliche und eine deutsche lyrische Kunst." Möge denn diese Sammlung in recht vielen Händen sein! Sie verdient es mehr als viele andere!

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

Bücher und Zeitschriften.

The prophetic books of William Blake. Jerusalem. Edited by *E. R. D. Maclagan* and *A. G. B. Russell.* London, A. H. Bullen 1904.

Bisher waren die Werke des englischen Mystikers William Blake nur den wenigsten zugänglich; es gab nur Faksimiles der Originalausgabe und die Unleserlichkeit des Textes schreckte die meisten vom Studium der Werke dieses eigenartigen Geistes ab. Durch die soeben erscheinende Ausgabe, deren erster Band (Jerusalem) nun vorliegt, ist diesem Uebelstande in dankenswerter Weise abgeholfen. Der Text ist einer sorgfältigen Revision unterzogen, ein vollständiger Index folgt jedem Bande und ein großer, schöner Druck ermöglicht nun jedermann den Einblick in die Werkstatt eines Geistes, der zu den merkwürdigsten gehört, welche England hervorgebracht hat. Blake war Mystiker, Dichter, Maler und Graveur, seine Schriften illustrierte und druckte er selber, er war ein bedeutender Lyriker und Meister des Buchschmuckes. In der vorliegenden Ausgabe werden wir nur mit dem Schriftsteller Blake bekannt, und zwar zunächst mit seinem Hauptwerke, dem prophetischen Buche Jerusalem. Auf eine noch so kurze Analyse von Blakes symbolischem System müssen wir hier verzichten, wir möchten nur betonen, daß Blake an Tiefe der Konzeption und an Gestaltungskraft wohl keinem der großen deutschen Mystiker wesentlich nachsteht, wenn auch sein Verständnis durch die eigentümliche Symbolik sehr erschwert wird. Was aber Blake von allen unterscheidet, ist der Zug, daß seine Weltanschauung auf der schöpferischen Phantasie (Imagination) fußt; seine Ethik ist die der Phantasie, aus seiner Mystik ließe sich, wie Rudolf Kaßner in seinem glänzenden Essay über Blake (Diederichs, 1900) bemerkt hat, die Moral Nietzsches ableiten. Nur ist Blake viel tiefer als Nietzsche; er ist ein Geist von elementarer, wirklich prophetischer Gewalt, und wir möchten denjenigen, welche sich für Mystik interessieren, das Studium seiner Werke dringend empfehlen.

H. v. Keyserling.

M. C. Von den „Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken" ist soeben vom kgl. preußischen historischen Institut in Rom das zweite Heft des 6. Bandes herausgegeben worden. Der Inhalt ist wieder außerordentlich reichhaltig und interessant. Professor Kehr, der Chef des Instituts, berichtet über „den angeblichen Brief Paschales II. an die Konsuln von Pisa und andere Pisaner Fälschungen", womit ein bisher für echt gehaltener Papstbrief als die Fälschung des Pisaner Kanonikus Martini vom Jahre 1723 nachgewiesen wird. Der Vorgänger Kehrs, Prof. Dr. A. Schulte in Bonn, setzt die Veröffentlichung der Akten über die römischen Verhandlungen gegen Luther 1520 fort, deren Auffindung seinerzeit so viel von sich reden machte. Das jüngste Mitglied des Instituts, der Stipendiat Dr. P. Wittichen aus Frankfurt a. M., ist mit drei Beiträgen zur neueren Geschichte vertreten: Zur Geschichte des Apostolischen Vikariats des Nordens zu Beginn des 18. Jahrhunderts (worin der Bericht des Vikars Bischof Steffani über seine Visitationsreisen in Hannover und Brandenburg mitgeteilt wird); Zu den Verhandlungen Württembergs mit der Kurie im Jahre 1808, und H. de Cat und seine Manuskripte Friedrichs des Großen. — Das Mitglied des Instituts Dr. Emil Göller bringt „Mitteilungen und Untersuchungen über das päpstliche Register- und Kanzleiwesen im 14. Jahrhundert, besonders unter Johann XXII. und Benedikt XII." Endlich sind noch zwei junge Gelehrte aus Berlin vertreten: E. Caspar mit „Kritischen Untersuchungen zu den älteren Papsturkunden für Apulien", sowie H. Krabbo mit einer nicht ausgegebenen Urkunde im Register Honorius III. —

Den Beschluß macht wieder die ausgezeichnete Zusammenstellung der gesamten historischen Literatur der letzten Monate, sowie anderer Nachrichten, die mit seiner gewohnten enormen Beherrschung des Materials und seiner Umsicht Prof. Dr. Schellhaß, der zweite Sekretär des Instituts, besorgt hat. Aus seiner Feder stammt auch der soeben erschienene Band über das zweite Jahr der süddeutschen Nuntiatur des Grafen Bartholomäus v. Portia (Band 4 der 3. Abteilung der Nuntiaturberichte aus Deutschland). Ueber diese Publikation wird noch eingehender zu sprechen sein.

*

Allgemeine Rundschau.

Kleinere Mitteilungen.

* **Schießversuche mit altrömischen Geschützen.** Die Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde stellte am 12. März auf der Friedhofsinsel bei Metz Schießversuche mit römischen Geschützen an. Bei Verwendung von besonders für den Zweck angefertigten Tauen aus Pferdehaaren erreichte das 4-spithamige Euthytonon eine Schußweite von 302 Metern (bei 40 Grad Erhöhung). Als Vergleich möge dienen, daß bei der Belagerung von Rhodos durch Demetrios Poliorketes 305/304 v. Chr. der Geschützkampf auf 150 Meter ausgefochten wurde und daß wesentlich größere Schußweiten nur in seltenen Fällen zur Anwendung kamen.

* Der internationale Archäologische Kongreß, der zu Ostern 1905 in Athen abgehalten werden soll und der nach den bis jetzt getroffenen Vorbereitungen einen großen Umfang anzunehmen verspricht, wird eine Reihe von Fragen und Plänen behandeln, die von recht hoher Bedeutung sind. Man will einen bibliographischen Jahresbericht über Archäologie vorschlagen, ein Werk, das endlich die Archäologie von dem ungenügenden Notbehelf der Fachzeitschriften und des Bursianschen Literaturberichtes befreien soll. Sodann soll eine Ephemeris der griechischen Inschriften herausgegeben werden. Sie würde sich dem schon lange bestehenden gleichlautenden Werke auf dem Gebiet der lateinischen Inschriften anschließen, nur müßte sie schneller und umfassender sein. Ganz außerordentlich förderlich wäre eine umfassende Sammlung griechischer Inschriften, die vor dem großen Berliner Corpus den Vorzug des handlichen Formats und der Billigkeit hätte. Was die Sammlung der christlichen und byzantinischen Inschriften betrifft, so ist dies ein Unternehmen, das mit einem von den Franzosen geplanten Werke, dem „Corpus inscriptionum Christianarum", zusammenstößt. Eine weitere Frage betrifft endlich die Einrichtung des archäologischen Unterrichts in den Mittelschulen. Hier wird der internationale Kongreß nur Anregungen geben können, da fast alle Hauptländer den archäologischen Unterricht in eigener Weise betreiben.

* Gesellschaften. Das Verwaltungskomitee der Tiedge-Stiftung in Dresden beschloß, zur Erinnerung an Tiedge und Elise von der Recke an dem Hause Körnerstraße Nr. 1 in Dresden, wo beide jahrelang gewohnt haben und auch gestorben sind, eine künstlerisch ausgeführte Erinnerungstafel und eine gleiche Tafel an dem Hause Pillnitzerstraße Nr. 29 in Dresden zur Erinnerung an Heinrich v. Kleist anbringen zu lassen, der in diesem Hause in den Jahren 1807 bis 1809 gewohnt und dort sein Käthchen von Heilbronn, die Hermannsschlacht, Michael Kohlhaas, Penthesilea und anderes geschrieben hat. — Die Société des antiquaires de France, die älteste und größte aller archäologischen Vereinigungen Frankreichs, begeht, wie man der Frankfurter Zeitung berichtet, am 11. April zu Paris ihre Hundertjahrfeier. Das Hauptfest wird in einem Prunksaale des Louvre stattfinden, unter dem Vorsitze des gegenwärtigen Präsidenten der Société, Paul Durrieu. Unter anderen Festgaben bereitet man die Herausgabe eines archäologischen Prachtwerkes („Livre d'or") vor.

* Nordenskjölds Sammlungen. Aus Stockholm wird berichtet: Die schwedische Regierung beschloß, 55,000 Kronen zur Bearbeitung der Sammlungen Nordenskjölds zu bewilligen unter der Bedingung, daß diese dem Staate ohne weitere Vergütung überlassen werden.

* Personalien. Der Direktor der Elberfelder Farbenfabriken Dr. Duisberg ist in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste zum Professor ernannt worden. — Der Geschichtsforscher Stadtarchivar Professor Dr. L. Hänselmann in Braunschweig wurde am 22. März Mittag auf seinem Bureau von einem Schlaganfall getroffen und war sofort tot.

**

Hochschulnachrichten.

r. **Heidelberg.** Infolge der Berufung Professor Dr. F. Endemanns an die hiesige Universität hat der Lehrplan unserer juristischen Fakultät für das bevorstehende Sommersemester eine Reihe von Veränderungen erfahren. Das Wesentliche ist, daß der neu ernannte Ordinarius Vorlesungen über die drei ersten Bücher des Bürgerlichen Gesetzbuches (in 14 Wochenstunden) und je zweistündige Anfängerübungen im römischen Recht und Uebungen über B. G.-B. (2. Teil) abhält.

* **Berlin.** Der ordentliche Honorarprofessor an der hiesigen Universität und künftige Oberlandesgerichtspräsident in Kiel Dr. Vierhaus ist in die juristische Fakultät der Universität Kiel versetzt worden.

* **Kiel.** An Stelle des verstorbenen Oberarztes Dr. Alfred Groß ist der bisherige erste Assistent, Privatdozent Dr. Oskar Wandel zum Oberarzt der medizinischen Klinik ernannt worden.

hc. **Greifswald.** Der erste Assistent von Prof. Auwers am chemischen Institut, Dr. Wilhelm Strecker, habilitierte sich mit einer Schrift: „Ueber die Konstitution der Kondensationsprodukte von Pseudophenolen mit Dimethylanilin und ähnlichen tertiären Basen" für Chemie.

pp. **Paris.** Die Professoren des Collège de France stimmten am Samstag abermals darüber ab, wer ihren verstorbenen Kollegen Emile Deschanel auf dem Lehrstuhle für französische Literatur zu ersetzen habe. Brunetière, der das letzte Mal nur um eine Stimme hinter seinem Mitbewerber Abel Lefranc zurückblieb, erhielt diesmal deren nur 12, Lefranc aber 22; Paul Desjardins 2 und Gaston Deschamps 1. Brunetière zog seine Kandidatur sogleich zurück, und der Unterrichtsminister wird jetzt nur noch zwischen Lefranc, Desjardins und Deschamps zu entscheiden haben. — Eine schöne Kant-Feier wurde am gleichen Tage im Descartes-Saale der Sorbonne begangen. Das Publikum war größtenteils aus Professoren und Persönlichkeiten der akademischen Welt zusammengesetzt. Die Reden über die „Kritik der Urteilskraft", die Beziehungen zwischen dem Kantschen Systeme und der modernen Mathematik und die Moral Kants und der Jetztzeit hielten die Professoren Delbos, Couturat und Boutroux.

M. C. **Rom.** Am 20. März ist hier im Alter von 75 Jahren der hervorragende Nationalökonom Professor Dr. Gerolamo Boccardo, Mitglied des Senats und des Oberverwaltungsgerichts, gestorben. Geboren am 16. März 1829 in Genua, habilitierte er sich dort 1854 und wurde 1863 ordentlicher Professor der Nationalökonomie und zugleich des Handelsrechts, welche Stellung er 28 Jahre beibehielt, bis er 1891 in das Oberverwaltungsgericht berufen wurde. Seit 1877 gehörte er dem Senat an, wo er sich besonders an der finanziellen und Handelsgesetzgebung beteiligte. Boccardo war ausgesprochener Freihändler. Von seinen Schriften sind zu nennen: Theoretische und praktische Volkswirtschaftslehre; Handbuch der Nationalökonomie und des Handels; System des Handelsrechts; System des Verwaltungsrechts; Notizen und Anmerkungen aus dem Tagebuch eines Nationalökonomen. Auch an einem Abriß der Universitätsgeschichte versuchte er sich. Boccardos Tod hinterläßt jedenfalls eine sehr fühlbare Lücke.

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 24. März. Nummer 69.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Gymnasium oder Realschule? Von Paul Sakmann.

Ueber die Errichtung eines Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik. (Schluß.) Von Walther v. Dyck.

II. Bücher und Zeitschriften.

Militärische Schriften.

III. Allgemeine Rundschau.

Magnetische Tongefäße. — Malariabekämpfung am Suezkanal. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Gymnasium oder Realschule?

Von Paul Sakmann.

„Gymnasium oder Realschule? Eine Kulturfrage“, so lautet der Titel einer im Frommannschen Verlag erschienenen Schrift, deren Verfasser Dr. Fr. Schwend, Professor an der Friedrich Eugens-Realschule und Dozent an der Technischen Hochschule in Stuttgart ist. Also endlich eine Stimme aus Schwaben zur Schulreform! Man kann finden, daß die Schwaben damit etwas spät auf den Kampfplatz treten, nachdem die anderen längst die Schlacht geschlagen oder doch einen Waffenstillstand vereinbart haben. Allein wer so, wie der Verfasser dieser Schrift, neue und scharfe Pfeile in seinem Köcher führt, kommt in solchen Geisteskämpfen nicht zu spät. Ein Angriff auf das Gymnasium als die überlebte Schule der Vergangenheit — und das kennzeichnet die Schrift nach ihrer negativen Seite —, das ist ja freilich nichts Neues. Aber die Aufstellung der Angriffsfront ist höchst überraschend. Bisher war es doch meist gröberes Geschütz, das die radikalen Gegner des Gymnasiums gegen seine Stellungen aufgefahren haben. Wir hörten, das Gymnasium kümmere sich zu wenig um das praktisch Brauchbare, es vermittle ein ungenügendes Wissen, es vernachlässige das Zeitgemäße. Es gab eine Position, die mit derartigen Argumenten nicht genommen werden konnte. Dem Nützlichkeitsstandpunkt, dem Gedächtnismaterialismus, der Gegenwartsverherrlichung konnte das Gymnasium entgegenhalten, daß es mit den alten Sprachen und Literaturen die Sache der idealen Bildung vertrete, und oft mochte ein argumentum ad hominem, ein Hinweis auf Person und Gefolgschaft der Gegner genügen, um zu zeigen, was wir verlieren würden, wenn wir auf die bildenden Kräfte verzichten wollten, über die das Gymnasium verfügt. So wäre der neue Gegner nicht zu bekämpfen, denn so greift er nicht an. Mangel an Verständnis für die starke Seite des Gegners kann man ihm zuletzt vorwerfen. In der Bewertung der logisch schulenden Kraft des Studiums der alten Sprachen vertritt er Ansichten, die die Freunde und Lobredner unserer altwürttembergischen Lateinschulen korrekt orthodox finden müßten und die von Anhängern des Gymnasiums selten so treffend in solcher Kürze formuliert worden sind. Und schwerlich gibt es einen schärferen Gegner des antigymnasialen Banausentums als Schwend. Für die moderne Ueberschätzung des Wissens hat er die volle Verachtung des philosophisch Gebildeten. Die sogenannten Gebildeten, sagt er einmal, das heißt diejenigen, die einige Wertlosigkeiten mehr wissen als andere. Daß er nicht unter die Altertumsverächter gehört, zeigt er damit, daß er nicht bloß den künstlerischen, sondern auch den ethischen Gehalt des gymnasialen Lehrstoffs rühmt; und für die Schäden unserer Industriekultur hat er scharfe Augen. „Zerrissenheit und Unzufriedenheit, wie kaum in anderen an Glücksgütern ärmeren Zeitaltern, auf die wir mit einem gewissen Neid schauen, weil ein freudigeres Lebensgefühl aus ihnen redet. Aeußere Daseinsfülle und innere Seelenleere“. So lautet sein Urteil hierüber. Sein Leitsatz für alle Bildung: „Kein totes Wissen, sondern ein lebendiges Können!“ ist derselbe, mit dem einst Männer wie Rümelin für die alte Lateinschule gekämpft haben, gegen moderne Schulideale und gegen — die Gymnasialreform. Ja sogar dem Namen Realschule gegenüber kann er ein gewisses Mißbehagen nicht verleugnen, weil durch ihn diese Schulgattung als die gemeinere, das Gymnasium als die edlere Bildungsstätte erscheint. Es wäre durchaus kein Wunder, wenn von den Praktikern unter den Vorkämpfern des Realschulwesens der und jener diesen unpraktischen Bundesgenossen von den Rockschößen abschütteln würde, ihn, der von der untergeordneten Bedeutung der Berechtigungsfrage redet: „ob einige Realschüler Jus studieren oder nicht, ist am Ende ganz gleichgültig“. Ob mit den modernen Sprachen eine der humanistischen gleichwertige Geistesbildung erreicht werden kann, von dieser Frage allein hängt die Existenz und die Zukunft der Realschule ab.

Das Zusammentreffen mit Rümelin ist nicht zufällig. Er setzt mit seiner Kritik gerade an der Stelle ein, auf die jene Männer der alten Schule einst warnend den Finger gelegt haben. Das reformierte Gymnasium mit seinem zersplitterten und überlastenden Vielerlei von Fächern kann beim besten Willen die Kräfte nicht mehr nutzbar machen, in denen sein eigentümlicher Vorzug bestand. Die Verwandlung eines idiomatischen deutschen Stückes in stilgerechtes Latein ist ein Kunststück, das der Lehrer den Schülern nur noch vormachen, aber nicht mehr ein Werk, das er mit ihnen erzeugen kann. „Das Griechische scheint so wuchtig an die Wand gedrückt, daß es, wie begeisterte Griechenfreunde klagen, dem Ersticken nahe ist“. Es bleibt das Materialprinzip des Gymnasiums: die Wahrung des Zusammenhangs mit den historischen, klassischen Grundlagen unserer Bildung. Was Schwend hiegegen geltend macht — daß dieser allerdings nicht abzubrechende Zusammenhang sich auch ohne Erlernen der Sprachen durch das Mittel der Uebersetzungen festhalten lasse — ist nicht neu. Auf den ebenfalls alten — und guten — Einwand muß er sich gefaßt machen, daß bei literarischen Kunstwerken die sprachliche Form sich vom geistigen Gehalt nicht ohne Schaden trennen lasse. Nur läßt sich zur Replik eine Analogie von schwerem Gewicht ins Feld führen: das Alte Testament und sein Prophetismus ist doch mindestens eine ebenso wichtige Grundlage unserer Bildung wie das klassische Altertum. Und doch lernt, außer den Theologen, darum niemand Hebräisch. Doch derartige Argumentationen, mögen sie auch so gründlich und eingehend geführt werden wie in der Schwendschen Schrift, werden das

Schicksal einer Schulgattung mit säkularen Traditionen schwerlich beeinflussen. Und wenn Schwend von der schmerzlich vermißten Einheitlichkeit unserer nationalen Bildung redet, so möchten wir fragen, wo sich denn dieser vielberufene Riß zeigen soll, der angeblich durch unser Volk geht. Unsere politischen, sozialen und religiösen Parteiungen weisen doch nirgends auf eine Bruchlinie zurück, die mit dem Gegensatz von Humanismus und Realismus etwas zu tun hätte. Entscheidend ist der tatsächliche Entwicklungsgang, in dem sich das Bildungswesen unseres Landes befindet. Die alten Landlateinschulen, die einst das Entzücken von Thiersch bildeten, sind sichtlich im Absterben begriffen und machen Realschulen mit angehängtem fakultativen Lateinunterricht Platz. Schon kann man eine vielleicht nahe Zukunft in Aussicht nehmen, in der die Gymnasien in dem für diese Fragen maßgebenden protestantischen Teil des Landes auf die Inseln einiger größerer Städte beschränkt sein werden.

Der positive Teil der Schwendschen Schrift, in dem man ihren Schwerpunkt wird sehen müssen, beschäftigt sich mit der Frage, wie sich die Realschule neu zu gestalten hat, wenn sie des anzutretenden Erbes würdig sein soll. Vom mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht absehend, für den er sich wohl nicht zuständig fühlt, beschränkt er seine Reformvorschläge auf die sprachlich-historische und künstlerische Bildung, die seine Ideal-Realschule auf neuen Grundlagen zu geben hat. Seine Behandlung des Geschichtsunterrichts ist durchzogen von einer scharfen Polemik gegen das der Schule aufgedrängte Ideal des Historismus, der ein vollständiges, spiegeltreues Bild der Vergangenheit geben will. Diesem historischen Alexandrinertum macht er den Vorwurf, daß es in falscher Nachahmung naturwissenschaftlicher Methoden den Wertbegriff vernachlässige, der doch alles Denken über menschliches Tun leiten müsse, und zu einem wüsten Sammeln oft ganz bedeutungslosen Materials führe. Die Historie wird gut tun, derartige Aeußerungen des Unmutes, die keineswegs mehr vereinzelt dastehen, als Zeichen der Zeit zu beachten. Gewiß ist ihre Mission noch nicht erfüllt. Aber das Schicksal der deutschen Philosophie im 19. Jahrhundert ist ein warnendes Beispiel dafür, wie auch bei wissenschaftlichen Disziplinen das Uebermaß einer zu wenig durch Selbstkritik gezügelten Fruchtbarkeit sich rächt und wie mißbrauchte Gunst auch in der wissenschaftlichen Welt durch Zeiten langer unverdienter Mißachtung gebüßt werden kann. Für den Schulbetrieb der Geschichte ist Schwends Axiom: Lehre nur, was lebt! d. h. alles, was zum Verständnis der Gegenwart nicht notwendig, und alles was nicht an und für sich wertvoll ist, mag ganz ruhig tot bleiben. Mag man bei Anwendung dieses Leitsatzes auf einzelnes über vieles streiten können, das Axiom selbst ist gut. Und wer unsere Schullehrbücher und die Themata unserer Abiturientenprüfungen kennt, den mag allerdings mit Schwend die Lust anwandeln, einmal ganz gründlich mit dem schwarzen Pinsel in unseren Geschichtsbüchern herumzustreichen. Positiv will nun Schwend, daß der gesamte Stoff der Geschichte zu einzelnen Kulturbildern verarbeitet werde, die das gesamte geistige und äußere Leben bestimmter einzelner Kulturepochen, die besonders Wertvolles geschaffen haben, zum Gegenstande hätten und interessantere, lebensvollere Gebilde wären, als die gewöhnlichen Kapitelchen politischer Daten oder einzelner kulturgeschichtlicher Notizen in den Lehrbüchern. Ein historisches Lesebuch soll das Unterrichtsmittel sein. Dieser Geschichtsunterricht soll nun nicht ein abgeschlossenes Fach für sich bilden, sondern in organischem Zusammenhang mit dem Literaturunterricht, dem deutschen wie dem fremdsprachlichen, stehen. Und damit kommen wir zu der wertvollsten, zukunftsreichen Partie der Schrift.

Wer von Berufswegen den jahrelangen Streit der neusprachlichen Reformer und Antireformer verfolgt hat, der wird, des Zankes müde, in dem von beiden Seiten schon längst nichts Neues mehr gesagt wird, erleichtert und befreit aufatmen, wenn ihn hier Schwend auf eine Höhe führt, auf der man den Gegensatz der beiden Methoden wirklich unter sich gelassen hat. Sein Standpunkt in der Frage ist so eigenartig, daß man ihm nicht gerecht wird, wenn man ihn, der keiner der streitenden Parteien ganz recht gibt, darum nun unter die „Vermittler" einreihen möchte. Mit Recht betont er, daß für die Oberklassen der Realschulen beide Methoden uns im Stich lassen. Er ist geneigt, für die unteren und mittleren Klassen die Neuerungen der Reform zu acceptieren, ohne ihren psychologischen Prinzipien beizupflichten und ohne ihre radikalen Folgerungen mitzumachen. Grammatik und Uebersetzung, auch die Uebersetzung aus dem Deutschen in die Fremdsprache verwirft er nicht. „Wer nun von der neuen Methode eine Neubelebung des Unterrichts an Oberklassen erwartet, der erlebt die größte Enttäuschung. Neun Jahre lang Sprechübungen? Das kann kein Mensch im Ernst verlangen". Und die sogenannten Realien, die das neue Materialprinzip abgeben sollen, sind ja nicht ganz wertlos. „Aber wer eine Reise nach Frankreich tut, der kann derartige Dinge doch in genügender Ausführlichkeit im Bädeker nachlesen. Wie geistlos ein derartiger Unterricht ausfallen muß, zeigt ein Blick in eines der als Hilfsmittel erschienenen, gänzlich minderwertigen Reallexika". Noch weniger kann von einem Weiterschreiten des Unterrichtes die Rede sein bei der altgrammatischen Methode, bei der „die Uebersetzungsaufgabe schließlich einem Gemüsebeet gleicht, auf dem jedes Plätzchen benützt ist, um ein kleines Regelchen hinzupflanzen". Wenn diese Methode kaum mehr theoretisch vertreten wird, so hat er leider im Blick auf einige zurückgebliebene Anstalten recht, wenn er sagt, daß dieser Betrieb noch da und dort wüte und nicht verschwinden könne. Das Neue, was er nun vorschlägt, ist Lektüre an der Hand eines nach den oben angedeuteten kulturhistorischen Gesichtspunkten angeordneten literarischen Lesebuches, wobei das Studium der fremdländischen Literaturen dem der heimatlichen parallel zu gehen hätte. Die Aufgabe ist eine dialogisch in der Fremdsprache zu entwickelnde stilistische Analyse: die logischen und ästhetischen Eigenschaften des Stils der einzelnen Stücke, die dem Ganzen zugrunde liegenden künstlerischen Absichten, die kulturhistorische Bedingtheit des persönlichen Stils des Verfassers sollen gemeinsam aufgefunden und so sollen die Schüler nicht bloß literargeschichtlich belehrt, sondern künstlerisch erzogen werden. Dabei verlangt Schwend, daß für den geschichtlichen wie für den literarischen Unterricht in weitgehendem Maße das wertvolle Hilfsmittel der Anschauung von Werken der bildenden Kunst beigezogen werde. Nicht ein neues Fach „Kunstgeschichte" mit der dann drohenden üblichen Mechanisierung, sondern Vorzeigen von Bildern in Verbindung mit dem Unterricht in Geschichte und Literatur oder auch mit dem Zeichenunterricht, und Belehrung darüber nicht in der Form des Vortrages, sondern aus der prüfenden Betrachtung der Werke heraus in dialogischer Entwicklung.

Mit diesem Programm der stilistischen Analyse wird ein Bildungsmittel, das in Frankreich an erster Stelle steht, zum erstenmal bei uns in Deutschland fruchtbar gemacht, wo es noch so gut wie unbekannt ist. Wer Bouvier in Genf gehört hat, wird sich am ehesten ein Bild von dem machen können, was Schwend als Ziel vorschwebt. Die Einwände liegen nahe: das Ziel greift zu hoch für Lehrer und für Schüler, diese ästhetischen Dinge, an sich schon zu fein für Schüler, können unter ungeschickten Lehrerhänden sogar noch notleiden; und noch wertloser als geistloser Regel- und Sprachübungsdrill sei zuchtloses ästhetisierendes Geschwätz. Und wie sollen unsere Lehrer etwas lehren und üben, was sie auf keiner deutschen Universität hätten lernen können. Ohne das Gewicht dieser Einwände zu verkennen, kann ich sie nicht als durchschlagend ansehen. Allerdings die wenigen andeutenden Seiten der Schwendschen Broschüre sind als Direktive ungenügend. Sie sind kaum erst Prolegomena zu einer künftigen stilistischen Aesthetik für die Schule und ihnen muß er nun eine Reihe von praktischen Proben, sozusagen photographische Skizzen stilistischer Unterrichtsstunden folgen lassen. Mit ihren Lehrproben und Lehrprobensammlungen hat die Herbartsche Pädagogik die Volksschule erobert. Unter diesen Bedingungen ist es nicht ausgeschlossen, daß der praktische Erfolg die theoretischen Bedenken überwindet. Daß sein Reformvorschlag einem tatsächlichen Bedürfnis entgegenkommt, darüber kann der, der selbst in der Praxis steht, nicht im Zweifel sein. Das mangelnde Ziel und die fehlende neu

Aufgabe beim jetzigen System oder besser bei der jetzigen Systemlosigkeit hat ein Ausderstelletreten zur Folge, das auf Lehrer und Schüler pädagogisch ungünstig wirkt. Und wer schon Proben von Schwends neuem Unterrichtsbetrieb gesehen hat, der ist der Ueberzeugung, daß die fachmännische Welt sich noch sehr gründlich mit diesen Vorschlägen wird auseinandersetzen müssen.

Es ist nicht möglich, die ganze Fülle eigenartiger neuer Gedanken, die die geistvolle Schrift auf gedrängtem Raum vorbringt, hier auszubreiten. Und so sei nur noch einzelnes flüchtig berührt. Den leitenden Grundsatz: „Nicht Wissen, sondern Können", wendet er auch auf die philosophische Propädeutik an. Nicht gedächtnismäßige Aneignung der Formen der scholastischen Logik, sondern praktische Denkübungen, wieder am besten an der Hand eines Lesebuchs, das aber nicht sowohl einen philosophiegeschichtlichen Kursus biete, als vielmehr praktische Denkübungen, interessante Beispiele der verschiedenen wissenschaftlichen Forschungsmethoden, wobei sich an die Lektüre freie Diskussion anzuschließen hat, die auch Gelegenheit zu freien Reden gibt.

Ein dritter Teil der Schrift bespricht Fragen der Organisation des gesamten Schulwesens. Er ist Anhänger der Forderung des Vormittagsunterrichts und der freien Nachmittage. Nicht im Interesse der Bequemlichkeit des Lehrers! Die Vorschläge, die er für die Ausfüllung der freien Nachmittage macht, zeugen von einem hohen, tatenfreudigen Berufsidealismus. Häufige Ausflüge, die der Belebung des naturwissenschaftlichen, geographischen, historischen Interesses dienen, Teilnahme des Lehrers, und zwar gerade des akademisch gebildeten, am Sport und Turnspiel der Jugend, Besichtigung technischer Anlagen und Betriebe, alle diese Mittel sollen zugleich der Anbahnung einer engen persönlichen Lebensgemeinschaft zwischen Lehrern und Schülern dienen. Die Prüfungen müssen neu gestaltet und diejenigen mit bloßem Gedächtnisstoff ganz beseitigt werden. „Jedes Examen, auf das gedächtnismäßig gearbeitet wird, ist ein geistiger Verderb; manches stumpfsinnige Leben ist die Folge fleißig vorbereiteter Examina." Schwend ist Anhänger der gemeinsamen Erziehung von Knaben und Mädchen. Die Kritik unseres Mädchenschulwesens mit ihrem sprühenden Witz ist eine der Glanzpartien des Buches, wobei ich freilich nicht verhehlen will, daß er sich meines Erachtens das Problem des Unterschieds der Geschlechter zu leicht gemacht hat.

Er tritt weiter ein für einen engeren Zusammenhang zwischen Volks-, Mittel- und Hochschule und befürwortet die Zulassung der Volksschullehrer zur Hochschule und Hebung der Bildung dieses Standes um eine Stufe, so daß sie derjenigen der heutigen Reallehrer entspräche und wir nur noch zwei Kategorien von Lehrern hätten statt drei. Wobei wir nur die Frage anfügen möchten, ob der Staat über die Stellen und Mittel verfügt, auf die dieser so gehobene Stand, der schon jetzt nicht gering von sich denkt, dann zweifellos Anspruch erheben würde, und die weitere Frage, ob wohl das Hochbewußtsein des absolvierten Reallehrerexamens diesen Männern ihre entsagungsvolle Aufgabe, Dorfkinder in die Elemente des Wissens einzuführen, erleichtern oder erschweren möchte. Auch die Vorbildung der Neuphilologen auf den deutschen Hochschulen zieht Schwend in den weiten Kreis seiner Reformvorschläge ein. Er kritisiert die Ueberschätzung der mittelalterlichen Studien. „Allerdings soll der Neuphilologe auch einen mittelalterlichen Text lesen und erklären können, aber es ist unverantwortlich, ihn bei den minderwertigen mittelalterlichen Literaturerzeugnissen festzuhalten, wenn die neuere Zeit des Großen und Wertvollen unendlich mehr bietet, und wenn er diese Stoffe allein für den Unterricht verwerten kann." Man kann die Leistungen der akademischen Vertreter der neueren Philologie und ihre Verdienste um den durchaus nötigen Anbau eines unerforschten Gebiets aufs wärmste würdigen und sich doch mit der Tendenz der Schwendschen Hochschulreform einverstanden erklären. So wenig ein klassischer Philologe die griechisch-römische Gesamtkultur umspannen kann, so wenig und noch weniger können einzelne Romanisten und Anglisten die Entwicklung der viel weiter verzweigten, viel komplizierteren modernen Kulturen in ihrer Gestaltung durch alle Zeitalter hindurch beherrschen. Wir brauchen mehr Lehrstühle für die Ausbildung einer an Bedeutung immer wachsenden großen Gruppe von Lehrern. Schwend weist darauf hin, daß an unserer Landesuniversität Tübingen die Altphilologie vier Professoren und einen Privatdozenten hat für eine wenig größere Zahl von Studenten. Die an Zahl jetzt schon die altphilologischen Studierenden weit überwiegenden Neuphilologen haben einen Professor und einen Lektor für das ganze Gebiet der romanischen Philologie. Dieser Zustand wird von Jahr zu Jahr unhaltbarer. Wenn der kleine Staat, der an seinen Eisenbahnfinanzen laboriert, die Mittel für neue Professuren nicht aufbringen kann, so sollte beim nächsten Personalwechsel ein Austausch in Form einer Abtretung eines Lehrstuhls von der alten an die neuere Philologie stattfinden. Hier könnte sich die Regierung, wie sie das in der Vergangenheit schon manchmal getan hat, ein Verdienst um die fortschrittliche Entwicklung unserer Hochschule erwerben.

Noch ein Wort über Sprache und Stil der Schrift. Sie erinnert lebhaft an Straußsche und Vischersche Streitschriften. Das ist ein hohes Lob. Wer die Schrift gelesen hat, wird finden, daß ich mit dem Vergleich nicht zu hoch gegriffen habe. Es liegt darin freilich auch etwas anderes. Der Stil hat eine aggressive, kecke, übermütige Gangart. Es kann nicht ausbleiben, daß er da und dort anstößt und verletzt, wie denn auch sachlich seine Kritik die Grenzen der Billigkeit und des Maßes nicht immer innehält. Aber in dieser Rücksichtslosigkeit liegt auch wieder ein Verdienst. Unser kleines Land ist allmählich so übersponnen von den Banden weitverzweigter Vettern- und Freundschaft, daß man aus lauter Rücksichten lieber auf die Erörterung aller prinzipiellen Fragen verzichtet. Die Zeiten der Strauß und der Vischer sind vorüber. Der Fall Schrempf war ein typisches Beispiel dieser neuschwäbischen Leisetreterei. Es war wie wenn man sich von oben an bis unten aus die Parole zum Totschweigen gegeben hätte. Dieser Frieden, den wir unserer stillgeübten Diplomatie und freundlichen Klugheit verdanken, hat ja sein Gutes und auch sein Angenehmes. Aber zur Abwechslung wirkt eine rüstigere Stimme, die diese Stille unterbricht, auch wohltuend, und wenn auch einmal die Degen aus der Scheide fahren, so kann man das begrüßen im Interesse der Pflege männlicherer Tugenden, des Mutes und der Offenheit.

Ueber die Errichtung eines Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik.

Festrede zur Uebernahme des ersten Wahlrektorates bei der Jahresfeier der Technischen Hochschule, gehalten am 12. Dezember 1903 vom derzeitigen Rektor Professor Dr. Walther v. Dyck.

(Schluß.)

5.

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts.

In welcher Weise hat sich nun der Umschwung der Verhältnisse, die großartige Entwicklung, welche die deutsche Technik seit der Mitte des 19. Jahrhunderts aufzuweisen hat, vollzogen?

Wir sagen:

Neubelebung des Handels durch die ungeheure Verbesserung aller Mittel des Verkehrs, damit erstarkte Kapitalskraft und als Folge hiervon erwachter Unternehmungsgeist für große industrielle Werke, alles dies gehoben und getragen von der gewonnenen Einigung der deutschen Stämme und der zusammenfassenden Kraft des Reiches, bezeichnen den einen Teil der Ursachen dieses Wandels. — Der andere liegt in der wissenschaftlichen Vertiefung der technischen Probleme, die seit Erfindung der Dampfmaschine, seit der Konstruktion eiserner Brücken, seitdem

Chemie und Physik, besonders die Elektrizität, in den Dienst der Technik getreten waren, das Zusammenwirken von Wissenschaft und Praxis in immer höherem Maße forderte.

An diesem Ineinandergreifen von Naturwissenschaft und Technik, das in den Leistungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor allem uns entgegentritt, hat auch die Entwicklung der Lehr- und Forscherarbeit unserer Hochschulen einen lebendigen Anteil.

Wir beobachten dieses Ineinandergreifen in den verschiedensten Gebieten der Technik.

Auf dem Gebiete der Maschinentechnik, um mit diesem zu beginnen, ist vor allem Redtenbacher bahnbrechend vorgegangen, indem er zuerst eine systematische Durcharbeitung der Theorie des Maschinenbaues und der darauf gestützten Konstruktionen unternahm. Sie, wie die Aufgaben der Eisenkonstruktionen, forderten ihrerseits eine Entwicklung der Mechanik auf dem schon von Navier, Poncelet, de Saint-Venant angebahnten Wege einer technischen Mechanik, die zunächst gegründet war auf ein eingehendes Studium der Elastizitäts- und Festigkeitsverhältnisse der Materialien und für welche jetzt, mit der Verwendung immer größerer Kräfte und Geschwindigkeiten, das Studium der dynamischen Verhältnisse der Bewegung von ganz besonderer Bedeutung wird.

Die Entwicklung der Geodäsie führte einerseits zum Ausbau der Lehre von der Gestalt der Erde, zur Behandlung der Aufgaben der Kartenprojektion und zur Entstehung der Theorie der Beobachtungsfehler, und andererseits hat sie die Feinmechanik gefördert durch die aus den wissenschaftlichen Aufgaben sich ergebenden gesteigerten Anforderungen an die Genauigkeit der Meßinstrumente.

In der Physik treten durch die Entdeckung der strömenden Elektrizität und des Elektromagnetismus die dynamischen Erscheinungen in den Vordergrund und es erschließt sich eine neue Form, vorhandene Energievorräte auszunützen. Die Gesetze von Ohm über den Stromverlauf, die von Faraday über Induktionswirkung, das Joulesche Gesetz vom Energieverbrauch boten die Grundlagen für die großartigen modernen Anwendungen der Elektrizität im technischen Betriebe. Rückwirkend aber hat die Elektrotechnik auch die physikalische Forschung unterstützt. Nicht bloß arbeiten physikalische Laboratorien mit ganz anderen Kräften als früher; auch die Vorstellungen haben sich vielfach den praktischen Fragen angepaßt und an ihnen weiter ausgebildet, um nur etwa die Anschauung von der Wanderung der Energie, die Konzeption des Kraftfeldes, die anschauungsmäßige Verwertung der Kraftlinien zu nennen.

Aus dem Studium der im Zylinder einer Dampfmaschine sich abspielenden Prozesse hat sich seit Carnots und Clausius' Untersuchungen die mechanische Wärmetheorie entwickelt, auf welcher wiederum z. B. die Konstruktion der Kältemaschinen beruht.

Die Chemie hat von Anfang an die engste Beziehung zur Technik gehabt. Wir heben sie hier vor allem eines für unsere Fragen bedeutsamen Umstandes wegen hervor. Aus ihrer Forschungs- und Lehrmethode hat sich zuerst das Unterrichtslaboratorium entwickelt, erstmals in Gießen 1825 von Justus v. Liebig für Lehr- und Forschungszwecke eingerichtet. Nach ihm sind dann allmählich, freilich nicht in rascher Folge, auch physikalische Unterrichtslaboratorien entstanden, zunächst räumlich sehr beschränkte Seminare (in München 1856), dann, seit 1863 Magnus in Berlin in seiner Privatwohnung das erste kleine Laboratorium eröffnet, in rascher und seit 1870 auch in reicher Entwicklung und Ausgestaltung. Zu ihnen traten dann, neben die bisherigen zumeist beschränkten Kabinette, speziell dem Unterrichte dienende Sammlungen hinzu. Besondere Entwicklung auch für andere Unterrichtsgebiete haben diese Laboratorien dann an den technischen Hochschulen in steigendem Maße gefunden. Zunächst für die Zwecke der technischen Mechanik, dann für das Studium der Maschinen nach ihren theoretischen wie praktischen Konstruktionsbedingungen, endlich für die Bearbeitung von Fragen der technischen Physik. So haben sich hier, wie auf dem Gebiete der Elektrotechnik, die ursprünglich an den physikalischen Disziplinen entwickelten Forschungsmethoden als eine Makrophysik, wie man es wohl bezeichnet hat, auch auf die technischen Gebiete übertragen und sich wechselseitig gefördert.

Auf der anderen Seite sind auch im technischen Großbetriebe, wie schon von Anfang an, in der chemischen Technik wissenschaftliche Laboratorien, Versuchs- und Prüfungsanstalten eingerichtet worden, welche nicht allein dem Ausbau der technischen Konstruktionsbedingungen gedient haben, sondern auch die Klärung einer Reihe rein wissenschaftlicher Fragen in hervorragendem Maße gefördert haben. Es genügte hier, von Lebenden zu schweigen, der Namen von Joule, von Hirn und unseres Werner Siemens zu gedenken; und andrerseits bezüglich der in solchen Instituten geleisteten Arbeiten etwa hinzuweisen im Maschinenbau auf die Einführung des Hochdruckes, der Mehrfach-Expansion, des überhitzten Dampfes, der hohen Temperaturen im Zylinder, der Erzeugung und Verwendung tiefer Temperaturen.

6.

Die Aufgaben des Münchener Museums.

Und nun lassen Sie mich, nach dieser vielleicht schon allzu lange ausgesponnenen und doch noch sehr unvollständigen Erörterung über die Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik in Deutschland im 19. Jahrhundert zurückkommen auf die Frage unseres Museums. So mögen wir aus unseren Darlegungen das Folgende entnehmen:

Das Conservatoire des arts et métiers in Paris ist zu Ende des 18. Jahrhunderts gegründet worden in erster Linie, um die Bedeutung der technischen Errungenschaften in ihrer Beziehung zu Handel, Gewerbe und Industrie vor Augen zu führen, und durch volkstümliche Unterrichtskurse technische Kenntnisse zu verbreiten.

Die um die Mitte des 19. Jahrhunderts begonnenen Sammlungen des Kensington-Museums haben in ihrer Entwicklung die gewaltigen Leistungen Englands auf dem Gebiete der Maschinenindustrie zu glänzender Vorführung gebracht, ohne daß doch versucht worden wäre, diese Teile der Sammlung in eine engere Beziehung zu bringen zu den bedeutenden mathematisch-naturwissenschaftlichen Sammlungen des Museums.

Wenn wir nun gegenwärtig vor der Organisation eines Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik in München stehen, so ist es auf Grund der Richtung und wechselseitigen Beziehung der Arbeiten, welche auf diesen Gebieten das verflossene 19. Jahrhundert in immer steigendem Maße hat hervortreten lassen, gerade die gegenseitige Durchdringung und Förderung der naturwissenschaftlichen und technischen Forschungen, welche in ihrer historischen Entwicklung im Museum zur Anschauung zu bringen ist. Und so besagt denn auch der 1. Paragraph der Satzungen:

„Zweck des Museums soll sein, die historische Entwicklung der naturwissenschaftlichen Forschung, der Technik und der Industrie in ihrer Wechselwirkung darzustellen und ihre wichtigsten Stufen durch hervorragende und typische Meisterwerke zu veranschaulichen."

Und dies wird die Aufgabe nicht allein der retrospektiven Darstellungen sein, sondern auch in denjenigen Vorführungen und Organisationen des Museums zur Geltung kommen müssen, in denen es sich auf die neuesten Gebiete der technischen und naturwissenschaftlichen Forschung erstreckt und an ihnen werktätigen Anteil nimmt.

* * *

Der geschichtlichen Bedeutung des Museums haben vor allen Dingen historisch bedeutsame Originalapparate und Maschinen zu dienen, Erstlings-

entwürfe, Skizzen und Berechnungen, Aufzeichnungen erster Versuchsreihen, deren Durchführung die Erkenntnis eines neuen inneren Zusammenhanges von Erscheinungen mit sich gebracht hat.

Ein Museum, das sich die Darlegung der in jahrhundertelanger Arbeit gewonnenen Errungenschaften in Naturwissenschaft und Technik zum Ziele setzt, wird in dem Umfange seiner gesamten Darlegungen international sein müssen, wie an dem gemeinsamen Bau in gleicher Weise, wenn auch in charakteristischer Eigenart die besten Kräfte aller Nationen gearbeitet haben. Da aber, wo es sich um die Originale handelt, in denen uns mit dem ersten leitenden Gedanken, mit dem besonderen Charakter seines Werkes die Persönlichkeit des Forschers näher tritt, da soll das Museum vor allem anderen ein deutsches, ein nationales sein. Und wenn uns das Conservatoire des arts et métiers die hohe Entwicklung und die Erfolge Frankreichs besonders auf dem Gebiet der gewerblichen Tätigkeit vor Augen führt, wenn es der Ruhm des Britischen Museums ist, die Entwicklungsgeschichte der Dampfmaschine von Savery und Newcomen an in einer fast lückenlosen Reihe englischer Leistungen bis in die letzten Jahrzehnte vorzuführen, so soll es der Stolz unseres deutschen Werkes sein, an der Geschichte deutscher Arbeit darzulegen, wie nach mannigfachster Richtung die naturgemäße Verbindung theoretischer und praktischer Forschungsmethoden die Technik ebenso wie die Wissenschaft gefördert hat; wie nicht selten scheinbar abseits praktischer Ziele liegende theoretische Untersuchungen zum Ausgangspunkt weittragender Anwendungen geworden sind, wie umgekehrt aus Aufgaben der Praxis eine reiche Quelle der Anregung auch zu abstrakter Forschung sich erschlossen hat. —

Aber nicht die Ehrenpflicht allein, zu zeigen, wie sich die Leistungen der Gegenwart auf unserer Väter Werken aufgebaut, nicht nur die Empfindung der Pietät, nicht nur der Wunsch, gerecht zu sein, wenn es sich um die Entstehungsgeschichte eines Werkes handelt, ist es, welche diesem bedeutungsvollsten, historischen Teil des Museums seinen Wert verleiht:

Die Genialität des ersten Entwurfs spricht wie die Skizze eines großen Künstlers, die nur die charakteristischen Linienzüge in frischer Herbheit gibt, eindringlicher zu uns aus dem ersten Versuchsmodell, das nur die wesentlichste Idee enthält, das am genauesten den ursprünglichen Gedankengang verfolgen läßt. Die fortgeschrittene Form, die stufenweise Umgestaltung läßt dann den mühevollen Weg erkennen, der vom ersten Schritt bis zur vollen Durchbildung des Gedankens, zu seiner vollendeten technischen Verwirklichung noch zu durchmessen war. Hier müssen erläuternde Modelle und schematische Darstellungen, sorgfältig ausgewählt, zu Hilfe kommen, den inneren Bau der Apparate klar vor Augen legen, fehlende Zwischenglieder der historischen Entwicklung ergänzen.

Die Gesamtheit der Objekte umfaßt ein mannigfach gegliedertes, aber auch vielfach zusammenhängendes Gebiet. Die räumliche Aufstellung fordert ein Zerschneiden vieler der bestehenden Verbindungen. Mit besonderer Sorgfalt müssen aber die wechselseitigen Beziehungen, wo immer sie vorhanden sind, zur Anschauung gebracht werden. Jedoch nicht allein die sachlichen Beziehungen der Objekte untereinander müssen voll zur Geltung kommen; vor allem auch, besonders da, wo Originale in Frage sind, die Beziehungen zu Zeit und Umständen ihrer Entstehung.

Die Berücksichtigung des Standes der Kenntnisse, der wissenschaftlichen Anschauungen und nicht zum wenigsten des Standes der Technik zur Zeit, in der ein Werk geschaffen wurde, läßt uns erst die volle Würdigung desselben gewinnen.

Die Größe der Erfindung, die Schwierigkeit des Baues der Dampfmaschine wird erst voll erkannt, wenn man bedenkt, daß zu Papins Zeit über die Spannkraft des Dampfes weder exakte Vorstellungen noch eingehendere Messungen zu Gebote standen, wie es denn Apparate zur Wärmemessung überhaupt noch nicht gab. Die Schwierigkeit, solche herzustellen, ist auch, nachdem die Frage fester Punkte für die Graduierung gelöst war, noch lange ein bedeutendes Hindernis gewesen; Leupold schreibt noch 1726 (Theatri statici univ. pars II), nachdem er die Verwendung verschiedener Metalle zur Anfertigung von Senkwagen besprochen: „Glaß ist eine der schönsten Materien, alleine es giebet wenig Meister, die solche recht blassen können. . . . ich habe manchen Rthl. darauf gewendet und gute Glaßmeister gehabt, dennoch habe meinen Zweck nicht erhalten können."[1]) Vergleiche man ferner das, was Hittdorf in seiner Abhandlung „Ueber die Elektrizitätsleitung der Gase" (Annalen der Physik und Chemie, Bd. 136), welche die grundlegenden Versuche über die heute so viel studierten Erscheinungen der elektrischen Strahlung enthält, über die Bedeutung der notwendigen technischen Hilfsmittel (hier vor allem der Geißlerschen Apparate) sagt.

Nicht minder lehrreich sind uns heute die technischen Schwierigkeiten, welche Watt bei der Konstruktion seiner ersten Dampfmaschine bezüglich der Kolbendichtung zu überwinden hatte, und welche nur dadurch bewältigt werden konnten, daß nach den ersten mißglückten Versuchen ihm in Soho ein Stamm geschulter Mechaniker zur Verfügung stand. (Vergl. die Ausführungen in „Lives of the engineers" — „Boulton and Watt" von S. Smiles.)

Auch Richtung und Geschmack der Zeit müssen zum vollen Verständnis der Leistungen einer Epoche im Museum ihren Ausdruck finden. Die schon früher erwähnte künstlerische Sorgfalt in der Ausgestaltung astronomischer Instrumente (wie sie uns beispielsweise die Branderschen der hiesigen Akademie zeigen) ist nicht minder charakteristisch für Sinn und Wollen des Verfertigers, als die gedrungene, in jeder Linie den Widerstand gegen die Kraftbeanspruchung kennzeichnende Bauart unserer heutigen Maschinen.

So gehört denn auch das wunderliche Beiwerk zum Charakter der Laboratorien und Kunstkammern des 17. und 18. Jahrhunderts und tritt in Gegensatz zur klaren Zweckbestimmung unserer modernen Apparate.

* * *

Eines Umstandes aber müssen wir, bei aller Sorgfalt, die wir auf die Ausgestaltung unseres Museums und die möglichst eindringliche Vorführung seines Inhaltes verwenden, uns klar bewußt sein, wenn wir den Vergleich mit den großen Museen der Kunst und des Kunstgewerbes ziehen, der uns hier in München so nahe liegt, auf den uns die Schätze des Germanischen Museums, die reichen Sammlungen des Nationalmuseums in natürlicher Ideenverbindung verweisen:

Die unmittelbare, stets lebendige Beziehung, welche jene Werke der Kunst aus längst vergangenen Jahrhunderten zu uns, zu unserem heutigen künstlerischen Empfinden und Gestalten besitzen, besteht nicht in dem Maße zwischen den ehrwürdigen Zeugen wissenschaftlicher Arbeit, technischen Könnens von einst und unseren heutigen Anschauungen und Errungenschaften:

Kunst schafft und wirkt in jedem ihrer Gebilde neu, und wenn sich auch eine Fortentwicklung in den einzelnen Perioden wohl verfolgen läßt, ihre Wirkung ist in ihren großen Werken über alle Zeit hinaus unmittelbar und unerschöpflich.

Jene Werke der Wissenschaft und Technik aber wirken nur mittelbar aus der Kenntnis der in sie gelegten Gedanken, und überdies, sie haben gewissermaßen die in sie gelegte Kraft des Gedankens von Schritt zu Schritt abgegeben, von Stufe zu Stufe hat sich aus ihnen die schließliche Gestalt, die gegenwärtige Anschauung als eine Summe der jedesmal aufgewendeten Arbeit entwickelt, und

[1]) Man sehe hierzu die interessanten Ausführungen Gerlands in dem schon eingangs genannten Bericht über die Londoner Ausstellung von 1876 in dem Aufsatz über die „historischen Apparate".

so sind uns auch die ursprünglichen Gedankengänge, wie die alten Formen fremd geworden und um so fernerstehend, wenn, wie auf technischem Gebiete, die rasche Entwicklung den Blick allein nach vorwärts richtet.

Darum gewinnt aber auch das Studium der Geschichte der Wissenschaften eine höhere Bedeutung für die Fortentwicklung der Wissenschaft selbst. Und damit gelangen wir zu einer neuen Aufgabe, welche sich, über den unmittelbaren Ausbau des Museums und die eindringliche Darlegung seines Inhalts hinausragend, uns erschließt:

Geschichtliche Studien im Anschluß an die Darbietungen des Museums.

Gewichtige Stimmen haben bei der Gründung des Museums diese Aufgabe ganz besonders hervorgehoben, zumal für die Gebiete der Technik.

Der Verein Deutscher Ingenieure hat schon seit längerer Zeit und mit Erfolg Anregung zu solchen Arbeiten gegeben; auch sonst fehlt es nicht an mannigfachen Vorarbeiten, die jedoch der großen Mehrzahl nach nur bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts herab reichen.

Wichtig ist es aber, gerade mit diesem Zeitabschnitte zu beginnen, an welchem die lebendige Durchdringung der Naturwissenschaft und Technik eingesetzt hat. — Hier läßt sich die Materie noch in ununterbrochener Reihe zusammenfügen; hier sind die für die Folge wichtigsten Beziehungen gegeben, die dem Museum und seiner Arbeit das aktuelle Interesse sichern, es ihm ermöglichen und von ihm fordern, mit an der gegenwärtigen Arbeit in erster Reihe teilzunehmen.

* * *

So wird nach einer wichtigen Seite der Inhalt des Museums sich erweitern durch die wissenschaftlichen Arbeiten, die sich an dasselbe anschließen.

Wir können geradezu sagen:

Das Museum umfaßt nicht nur die Sammlung historischer und aktueller Werke der Erforschung und Erfindung auf naturwissenschaftlichem und technischem Gebiete, es umfaßt als einen lebendigen Organismus alle seine Glieder, die zu gemeinsamer Betätigung — sei es für die Sammlung der Objekte selbst, sei es für die daran anknüpfende wissenschaftliche Arbeit — sich zusammenfinden.

Damit aber reiht sich, an seinem Teile und zu bestimmt umschriebenem Zweck, der Gedanke des Museums ein in die vorher dargelegte Leibnizsche Idee: die Kräfte der Nation zu gemeinsamem Wirken zusammenzuschließen. Und sie steht darin nicht vereinzelt: Es ist für die Bestrebungen zu Ende des verflossenen, zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts bezeichnend, daß über die Forscherarbeit des Einzelnen hinaus auf vielen Gebieten und in mannigfacher Richtung ein Zusammenarbeiten sich ergibt zu Zwecken und mit Hilfsmitteln, welche die Kraft des Einzelnen übersteigen.

Leibniz' Idee einer Vereinigung der Akademien ist im Kartell der deutschen gelehrten Gesellschaften und weiter in einem internationalen akademischen Verband zur Ausführung gekommen, von dessen gemeinsamen Arbeiten ich nur die in Paris beantragte Herausgabe der Werke von Leibniz selbst hier erwähne. In gleicher Weise beschäftigt sich eine ständige internationale Organisation mit der Herausgabe umfassender Kataloge der gesamten naturwissenschaftlichen Literatur. Auch darf ich die Herausgabe einer Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften nennen, die, unter Mitwirkung von Gelehrten aller Nationen, in den Händen der deutschen Akademien liegt.

Große astronomische, geodätische, meteorologische, physikalische Aufgaben werden in gemeinsam organisierter Arbeit gefördert, wie die Technik in ihren großen Vereinen und Verbänden umfassende Aufgaben zur Durchführung bringt.

Unter diesen Zeichen vereinter Arbeit steht auch unser Werk.

Möge es, in seinem sichtbaren Museum, wie in den unsichtbaren Verbindungen, die das gemeinsame Wirken um alle seine Glieder schlingt, seiner hohen Aufgabe gerecht werden:

Der deutschen Arbeit in Wissenschaft und Technik,
Dem deutschen Volk
Zu Ehr und Vorbild!

Bücher und Zeitschriften.

—r. **Militärisches.** Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des Preußischen Heeres, herausgegeben von der Kriegsgeschichtlichen Abteilung II des Großen Generalstabs. 3. Heft. Jany, das Gaudische Journal des Siebenjährigen Krieges (Berlin, Mittler u. Sohn).

Für die Erforschung der Geschichte der beiden ersten Jahre 1756 und 1757, besonders auch für die Schlacht bei Kolin, ist das Tagebuch des 1788 verstorbenen Generals v. Gaudi, einst Flügeladjutant des großen Königs, von erheblicher Bedeutung. Der Verfasser konnte von vielen der wichtigsten Vorgänge als Augenzeuge berichten, seine dienstliche Stellung erleichterte es ihm wie sonst wenigen, auch über Ereignisse Nachrichten einzuziehen, denen er persönlich fern gestanden hatte. Die Arbeit ist daher von jeher vielfach benutzt und auch der von 1824 ab durch den Generalstab herausgegebenen Geschichte des Siebenjährigen Krieges zugrunde gelegt worden. Später schlug das Urteil um. Max Duncker hat zuerst 1870 in seinem Aufsatze über Kolin nicht nur die Unparteilichkeit des Urteils, sondern selbst die sachliche Glaubwürdigkeit Gaudis angezweifelt und ihm sind andere neuere Schriftsteller gefolgt. Die eingehende Prüfung dieser Hauptquelle war somit ein dringendes Bedürfnis und sie erfolgte, gelegentlich der Neubearbeitung der Feldzüge Friedrichs, in einer gesonderten Arbeit. Für 1756/57 liefert die überaus sorgfältig angestellte Prüfung folgendes Urteil: 1. Für größere Bruchstücke des Journals sind Gaudis Hauptgewährsmänner zwei dem König treu ergebene Männer, die Herzoge Ferdinand von Braunschweig und August Wilhelm von Bevern. Die Annahme, daß Gaudi sich vorzugsweise auf dem König ungünstige Schilderungen gestützt habe, ist also unhaltbar. Nur die Beschreibung des Rückzuges nach Kolin ist vom Prinzen Heinrich von Preußen. Diese Abschnitte des Journals haben beschränkten Quellenwert. 2. Von wesentlicher Bedeutung sind dagegen Gaudis Angaben überall da, wo der König in Person führte: Prag, Roßbach und Leuthen; als eine Schlacke, die aus einer späteren getrübten Ueberlieferung nachträglich in Gaudis Journal geraten ist, muß der Abschnitt über Kolin bezeichnet werden. 3. Die militärischen Betrachtungen Gaudis zeigen, selbst wenn man nicht den Maßstab heutiger geläuterter Kenntnis anlegt, daß Gaudi doch nur ein „Kenner des Handwerks" gewesen ist, um einen von ihm oft angewendeten Ausdruck zu gebrauchen, nicht aber ein kompetenter Beurteiler der Kriegführung des großen Königs, der eben turmhoch über seine ganze Umgebung herausragte und nicht einmal von seinen nächsten Vertrauten, also auch nicht von Gaudi, stets richtig verstanden und gewürdigt werden konnte.

Geschichte der k. u. k. Wehrmacht, herausgegeben vom Kriegsarchiv, bearbeitet von Oberstleutnant Frhrn. v. Wrede (Wien, Seidel). 5. Band. 1903. Auf die Bedeutung dieses großzügig angelegten, monumentalen Werkes ist gelegentlich der Besprechung der früher erschienenen Bände wiederholt hingewiesen worden. Der vorliegende Band ist den der Landesverteidigung im engeren Sinne und der Landessicherheit dienenden Truppen und Anstalten gewidmet. Formation und Leistung der Landwehr erfahren bis in weit zurückliegende Zeiten eine ausführliche Schilderung, die sich um so schwieriger, nach Darstellung wie nach Forschung, gestalten mußte, als hierbei die vielfach voneinander abweichenden Sonderrechte der einzelnen Krongebiete zu beachten waren. Eine besonders sorgfältige Leistung ist der Teil, welcher der Entwicklung der Landesverteidigungs-Institution in Ungarn gewidmet ist. Nächstdem nehmen die

Verhältnisse in Tirol und Vorarlberg unser Interesse in Anspruch, daneben spielen die dem Landsturm und den Sicherheitstruppen (Gendarmerie u. s. w.) gewidmeten Abschnitte eine mehr nebensächliche Rolle. Auch dieser Band, welcher den noch unfertigen 4. Band: Artillerie-, Genie- und Trainwesen einstweilen überholt hat, zeugt von der hervorragenden Leistungsfähigkeit des Wiener Kriegsarchivs auf dem Gebiete heeresgeschichtlicher Forschung und Darstellung.

Die Feldzüge des Germanicus in Deutschland von Oberstleutnant a. D. Dahm (Lintz in Trier). 11. Ergänzungsheft der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. 1902. Der Verfasser, welcher sich in seiner Schrift als ein ebenso tüchtig geschulter Forscher, wie als wissenschaftlich gebildeter Offizier zeigt, hat die Feldzüge des Germanicus in Deutschland während der Jahre 14/16 vornehmlich unter dem Gesichtspunkte zum Gegenstand der Darstellung gemacht, für die Klärung der Frage, wo die Varusschlacht stattgefunden hat und wo die römische Etappenfestung Aliso gelegen war, einige Beiträge zu liefern. Er spricht sich dafür aus, daß jene weltgeschichtliche Katastrophe wahrscheinlich in das Sumpfgelände der oberen Hunte, zwischen Minden und Osnabrück, zu verlegen ist und daß Aliso nur an der Stelle des heutigen Haltern gesucht werde kann. Bei Verfechtung seiner Anschauungen mußte natürlich Dahm mit den Anhängern gegenteiliger Hypothesen, vor allem mit Delbrück, in eine Polemik geraten, die er jedoch auf ein Mindestmaß beschränkt und durchwegs vornehm und sachlich führt. Wiederholt betont er die Notwendigkeit einer baldigen, planmäßigen und umfassenden Lokalforschung durch Nachgrabungen und er meint, daß selbst solche Hypothesen, die militärisch und auf Grund der Quellen völlig unanfechtbar sind, in den meisten Fällen der Bestätigung durch Funde bedürfen. Dem ist nur rückhaltlos beizustimmen.

*

Allgemeine Rundschau.

Magnetische Tongefäße.

U. Ein Gegenstück zu den magnetischen Ziegeln, von denen in Nr. 60 und 65 der Beilage berichtet wird, bilden die Untersuchungen des italienischen Gelehrten Folgheraiter an antiken Tongefäßen in Rom, Orvieto und Arrezzo (vgl. Naturwissenschaftl. Rundschau 1896, XI, S. 517; 1897, XII, S. 3; S. 234). Folgheraiter hat gefunden, daß die von ihm untersuchten antiken Vasen einen vertikalen Ausschlag der Magnetnadel ergeben, und hat diesen Umstand zu benutzen versucht, um die Inklination der Magnetnadel, welche großen säkularen Schwankungen unterworfen ist, für die Zeit der Entstehung jener Gefäße festzustellen. Dazu mußte aber erst nachgewiesen werden, daß der Ton seine magnetische Kraft nicht etwa während der zwei Jahrtausende angenommen hat, wo die Gefäße unverrückt in etruskischen Gräbern standen. Als Gegenprobe wurden zunächst gebrannte Tonziegel aus solchen antiken Gebäuden geprüft, deren Entstehungszeit bekannt ist. Es ergab sich, daß an den einzelnen Stücken die Lage des magnetischen Nord- und Südpols keineswegs übereinstimmte mit derjenigen Richtung, die die Ziegel innerhalb des Baues einnahmen, sondern ganz unabhängig davon war. Also mußten sie ihre magnetische Kraft zur Zeit ihrer Herstellung, und zwar während der starken Erhitzung im scharfen Feuer, gewonnen haben. Zur Kontrolle wurden sodann moderne Tonzylinder genommen und an ihnen festgestellt, daß sie während des Brandes die magnetische Kraft in derjenigen Richtung binden, in welcher sie im Ofen stehen. Wenn man nun aus antiken Vasen Rückschlüsse auf die Inklination machen will, muß man zuvor wissen, in welcher Stellung sie im Töpferofen gewesen sind, ob aufrecht, liegend oder auf die Mündung gestellt. Bei bestimmten Gefäßformen kann nun kein Zweifel sein, daß sie nur aufrecht gebrannt werden konnten. An diesen fand dann Folgheraiter, „daß im 8. Jahrhundert v. Chr. die magnetische Inklination im mittleren Italien ziemlich klein war und die Pole umgekehrt gerichtet waren im Vergleich zur Gegenwart". Natürlich sind diese Untersuchungen zunächst von keiner allzu großen Präzision, namentlich da Folgheraiter nur eine ganz geringe Anzahl von Tongefäßen untersucht hat, deren Zeit zudem nur ungefähr zu schätzen ist. Nun gibt es aber unter den griechischen, namentlich den attischen Vasen des 6. und 5. Jahrhunderts v. Chr. sehr viele ganz erhaltene Gefäße, die sich erstlich durch ihre beträchtliche Größe zur magnetischen Untersuchung besonders eignen und ferner auf ein bis zwei Jahrzehnte genau zu datieren sind. Es scheint nicht, daß Folgheraiter seine Untersuchungen, die ja schon über sechs Jahre zurückliegen, fortgesetzt hat. Hier wäre eine Aufgabe, bei der die Physik mit Hilfe der Archäologie ein Stück Erdgeschichte aufhellen könnte.

*

Malariabekämpfung am Suezkanal.

w. In der letzten Sitzung der Pariser Académie des Sciences sprach Prinz von Arenberg als Gast über die Maßnahmen, welche man am Suezkanal gegen die verheerende Malaria ergriffen hat. Bekanntlich wird diese furchtbare Seuche durch eine Stechmückenart, die Anopheles, auf den Menschen übertragen. Schützt man sich nun gegen die Anopheles, so wehrt man damit zugleich der Malaria. In Ismailia nun hat man etwa vor acht Jahren jene Mücke auf das nachdrücklichste zu bekämpfen begonnen. Man trocknete weite Sumpfstrecken aus, um dem Tiere den Nährboden zu entziehen, womit zugleich schöne Ackerfluren gewonnen wurden, man vertilgte die im Boden steckenden Würmer durch Petroleum, man versah die Häuser mit engen Drahtgittern, man richtete endlich einen allgemeinen Wachtdienst ein. Dies hat sehr gute Wirkung getan. Während im Jahre 1897 noch 8000 Malariaerkrankungen vorkamen, sind im vergangenen nur etwa 200 gezählt worden, so daß die einst so verrufene Stadt durch das tatkräftige Eingreifen der Compagnie de Suez wieder eines ziemlich guten Gesundheitszustandes sich erfreut. Mitglieder jener Akademie aber haben sich schon seit einiger Zeit mit der Anophelesbekämpfung mit großem Eifer beschäftigt, und Ismailia liefert ihnen nun ein schönes Ergebnis der praktischen Anwendung ihrer Vorschläge.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Grabfund in Aegypten. Vor gerade einem Jahre wurde in Theben das Grab eines der ägyptischen Pharaonen der 18. Dynastie, Thotmes IV., entdeckt. Heuer ist es, wie der Neuen Freien Presse berichtet wird, gelungen, in der unmittelbaren Nachbarschaft ein viel wichtigeres Grab aufzudecken. Es ist das der Königin Hatshepsu, der Erbauerin des herrlichen Tempels von Dêr-el-Bahari. Das Grab der großen Königin besteht aus einem nach abwärts laufenden Gang, der im scharfen Winkel in den Berg geht. Der Gang war schon den Mitgliedern der französischen Kommission bekannt, und Lepsius ließ ihn 56 Meter tief ausgraben. Dann fehlte es ihm an Geduld oder an den notwendigen Mitteln. Im vorigen Frühjahr wurde an der Mündung des Gangs aller Schutt hinweggeräumt und es kamen eine Menge Gegenstände zum Vorschein, welche bewiesen, daß man auf das Grab der Königin Hatshepsu gestoßen war. Die Räumung der Grabkammer dauerte lange und ist eben erst beendet; man mußte 194 Meter Zoll für Zoll in den Berg hineingraben und gelangte erst durch drei Vorkammern in die eigentliche Grabkammer, welche zwei Sarkophage enthält, beide aus hartem Sandstein, der so schön poliert ist, daß er wie Kupfer aussieht, und ganz mit prachtvollen Inschriften bedeckt. Beide Sarkophage wurden aber leer gefunden. Die Hieroglyphen verkünden, daß der eine Sarkophag die Mumie der Hatshepsu enthält, während sich im anderen die Mumie ihres Vaters Thotmes I. befand. Die Deckel der Sarkophage lagen auf dem Boden. Die Mumie Thotmes I. wurde in der Dêr-el-Bahari gefunden und ins Museum in Kairo gebracht; die Mumie der Königin dürfte sich noch in einer der Seitenkammern befinden, welche verschüttet sind und wohin sie vielleicht einmal in Zeiten der Gefahr gebracht wurde.

* Neues über Hebbel im dänischen Reichsarchiv. Der dänische Literarhistoriker Karl Behrens

veröffentlichte jüngst in der Wiener Zeit verschiedene neue Dokumente über Hebbel, die er im dänischen Reichsarchiv gefunden hat. So jenes Zeugnis, das Hebbels langjähriger Vorgesetzter, Kirchspielvogt Mohr in Wesselburen, 1834 ausstellte, als Hebbel den Schreiberdienst verließ, um nach Hamburg zu übersiedeln. Ferner einen Empfehlungsbrief für Hebbel vom Advokaten Schütz in Wandsbeck an den Konferenzrat Dankwart. Auch Hebbels von stolz-bescheidenem Ton erfülltes Gesuch an den König Christian VIII. von Dänemark um Verleihung eines Reisestipendiums auf die Dauer von einigen Jahren wird wiedergegeben. Die königliche Resolution erging am 31. März 1843. Hebbel ging mit diesem Stipendium bekanntlich nach Paris und Italien, sah sich aber in Rom genötigt, um Verlängerung zu bitten. Auch dieses Gesuch vom 20. Dezember 1844 wird von Behrens jetzt aus den Akten mitgeteilt. Hebbel bekam nur 200 Taler zur Rückreise. Im ersten Moment wollte er das Geld als Almosen zurückweisen, dann aber zwang ihn seine höchst mißliche Lage doch zur Annahme.

M. **Aus der französischen Archäologenwelt.** Nachdem **Homolle**, der bisherige Leiter der École française d'Athènes, zum Direktor der Musées Nationaux (Louvre-Museum) berufen worden ist, ist **Maurice Holleaux**, bis jetzt Professor an der Faculté des lettres in Lyon, zu seinem Nachfolger für Athen ernannt worden, wo er schon früher als membre de l'école d'Athènes gewirkt hatte. Die Académie des inscriptions et belles lettres hatte Holleaux in erster Linie dem Minister präsentiert; in zweiter Linie stand der treffliche Lyoner Archäologe **Lechat**, der in Lyon im letzten Jahre ein sehr reiches vorbildliches Gipsmuseum eingerichtet und dafür einen Katalog publiziert hat (Lyon 1903, bei A. Rey), von dem die deutsche und französische Kritik übereinstimmend sagt, daß er mit dem Straßburger Gipsmuseumskatalog unseres Altmeisters Adolf Michaelis verglichen werden kann.

* Zu dem in der Pfingstwoche in **Köln** stattfindenden **Neuphilologentag** wird gleich der französischen und der belgischen Regierung auch die russische einen Vertreter schicken, und zwar den Direktor der Handelslehranstalt in Tiflis, Staatsrat Max Fischer.

* Eine vom **russischen Finanzministerium** ausgestattete **wissenschaftliche Forschungsfahrt** wird in diesen Tagen von St. Petersburg nach **Abessynien** abreisen. An ihrer Spitze steht der Bergingenieur Kurnatoff, und als ihr Hauptzweck wird die Erforschung der goldführenden Bezirke in der Umgebung der Quelle des Weißen Nils bezeichnet.

❧

Hochschulnachrichten.

* **Tübingen.** Der als Nachfolger Sigwarts von Münster an die hiesige Universität berufene Professor Dr. **Adickes** wird seine Vorlesungen im Wintersemester aufnehmen.

hc. **Gießen.** Der ordentliche Professor der Gynäkologie Dr. Johannes **Pfannenstiel** hat einen Ruf in gleicher Eigenschaft an Stelle von J. Veit nach **Erlangen** erhalten.

* **Berlin.** Am Dienstag starb nach längerer Krankheit der Privatdozent an der Universität und Kustos des kgl. Botanischen Museums Dr. Karl **Schumann**, ein hervorragender und literarisch sehr fruchtbarer Vertreter der botanischen Systematik, im Alter von nicht ganz 50 Jahren. — Aus Anlaß der **deutsch-amerikanischen Universitätsfeier** in **Chicago** sandte **Kaiser Wilhelm** ein Glückwunschtelegramm an den Rektor der Chicagoer Universität. Außerdem sind noch Drahtgrüße von Berlin nach Chicago abgeschickt worden von dem amerikanischen Botschafter Herrn Charlemagne **Tower**, von dem Rektor der Universität Frhrn. v. **Richthofen**, sowie von Professor Dr. Adolf **Harnack**. Einen telegraphischen Gruß hat ferner der Rektor der Universität **Göttingen** Professor F. **Leo** nach Chicago entsandt.

hc. **Greifswald.** Der Senior der theologischen Fakultät, Professor Dr. theol. et phil. Otto **Zöckler** feierte am 23. März sein 50jähriges Doktorjubiläum. Der Gelehrte steht im 71. Lebensjahre.

* **Wien.** Der Botaniker der hiesigen Universität, Hofrat Professor Dr. Julius **Wiesner**, wurde von der **Accademia Reale di Agricultura** in Turin zum auswärtigen Mitglied gewählt.

* **Von technischen Hochschulen.** Der Professor der Architektur Hermann **Pfeifer** zu **Braunschweig** hat den Ruf an die Technische Hochschule in Hannover als Nachfolger des Geheimen Baurats Köhler abgelehnt.

❧

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Julius Vahlteich: Ferdinand Lassalle u. d. Anfänge d. deutsch. Arbeiterbewegung. München. G. Birk u. Co. 86 S. — Dr. Gerhard Wörner: Der Versicherungsverein auf Gegenseitigkeit. Nach dem Reichsgesetz über die privaten Versicherungsunternehmungen vom 12. Mai 1901. Leipzig-Reudnitz 1904. August Hoffmann. 252 S. — Dr. Fr. X. Thalhofer: Führer durch die Stadt Donauwörth, deren Geschichte und Umgebung. Donauwörth 1904. Ludwig Auer. 62 S. — Marie Herzfeld: Leonardo da Vinci, der Denker und Poet. Nach den veröffentlichten Handschriften. Leipzig 1904. Eugen Diederichs. 279 S. — Hippolyte Taine: Reisen in Italien Band I: Rom und Neapel. Ebenda 1904. 370 S. — Marius Hoche: Bien Femme. Paris 1903. Dujarrie et Cie 233 S. — Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend, begründet von Karl Lorenz und Hans Vollmer. Bd. 7 u. 8: Otto E. Ehlers: Im Sattel durch Indo-China. 1. 2. 145 u. 12.. Seiten. Bd. 9: Wilhelm Holzgraefe: Der deutsche Ritterorden. Unter Benutzung der Quellenschriften dargestellt. 197 S. Bd. 10: Karl Dove: Südwestafrika. Kriegs- und Friedensbilder aus der ersten deutschen Kolonie. 175 S. Berlin. Hermann Paetel.

Für den Inseratenteil verantwortlich: K. Schumacher in München.

Weidmannsche Buchhandlung in Berlin.

[redacted] München, Freitag, 25. März. Nummer 70.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Kunst und Tradition. Von C. v. Fabriczy.

Renans „Aebtissin von Jouarre“ in deutscher Umdichtung. Von Dr. Eugen Kilian.

Kunsthistorische Festschriften. Von Karl Voll.

II. Bücher und Zeitschriften.

R. Rocholl: Bessarion, Studie zur Geschichte der Renaissance. — Richard Voß: Ein Königsdrama.

III. Allgemeine Rundschau.

Orientalische Studien in England und Deutschland. — Erschöpfung des Eisenbeins. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Kunst und Tradition.

Die Kunstwissenschaft, wie sie gegenwärtig gepflegt wird, steht durchaus im Zeichen der Pragmatik. Alles Tatsächliche, was uns die Denkmäler selbst, die Urkunden und Berichte über Stil, Begründung, Schöpfer, Schicksale der Kunstwerke enthüllen können, bildet Gegenstand ausgedehnter sorgfältigster Forschungen, die das kunstgeschichtliche Wissen der jetzigen Generation in reichem Maße erweitert haben. Leider kommt dabei eine zweite Seite der wissenschaftlichen Betrachtung zu kurz, die wir als die psychologische bezeichnen möchten. Sie bestrebt sich, zu den verborgenen Quellen der künstlerischen Konzeption hinabzusteigen, das subjektive Verhältnis des Künstlers zu seinem Werke zu ergründen, sodann auch die Entstehung der breiten Ströme künstlerischer Befruchtung und daraus resultierender Anschauungen klarzulegen, die zur Stilbildung im weiteren Sinne, im engeren zur Bevorzugung gewisser Stoffkreise, zu besonderen Arten der Auffassung, ja der technischen Gestaltung des Kunstwerks führen.

Zu den wenigen Forschern, die sich mit ebenso viel Vorliebe wie Erfolg gerade auf diesem wenig bebauten Felde bewegen, gehört der gelehrte Direktor der kaiserlichen Kunstsammlungen zu Wien. Auch seine neueste Arbeit entlehnt ihr Thema dem in Rede stehenden Gebiete.[1]) Es sind drei dem Gegenstande nach scheinbar disparate, in ihrem Wesen aber die gleichen Fragen — allerdings von verschiedenen Standpunkten aus — beleuchtende Studien, die uns Schlosser hier als goldene Früchte seiner weitumfassenden Forschungen in den silbernen Schalen jener ebenso geistreichen wie formvollendeten Darlegung bietet, welche wir bei seinen Produktionen stets genießend bewundern. Die vorliegenden Essays eröffnen so weite Ausblicke auf die Gefilde der mittelalterlichen Kunst, gewähren so tiefe Einblicke in die besondere Art, die eigentümlichen Bedingungen der künstlerischen Produktion jener Epoche, daß ihr eindringliches Studium allen, die sich in mehr als bloß dilettantischer Weise auf dem fraglichen Gebiete umtun wollen, nicht genug empfohlen werden kann.

Der Verfasser charakterisiert seine Aufsätze als eine Materialsammlung zu einem Kapitel aus der Biologie der Kunst des Mittelalters, das sich mit der Frage nach den Bedingungen des Entstehens des Kunstwerkes aus dem künstlerischen Individuum zu befassen hätte. Sie sind in den beiden Perioden der neueren Kunst, dem Mittelalter und der Renaissance, völlig verschiedene. Während in jenem das Gedankenbild und damit die typische Vorlage — das Exemplum oder Simile — mit ihrem Inhaltscharakter die künstlerische Phantasie Richtung gebend beherrschen, gewinnt in der Renaissance seit Ausgang des 14. Jahrhunderts das unmittelbar geschaute Modell nach und nach jene Bedeutung zurück, die es einst in der griechischen Kunst ausschließlich be[illegible]en hatte. In der Kunst des Mittelalters ist es der interessante Inhalt, den Bildner und Maler dem Beschauer nahe zu bringen sich befleißigen, — um die Form als solche kümmert sich ihr künstlerisches Empfinden dabei durchaus nichts. Der Verfasser begründet es durch ausführliche Hinweise, bezw. Beispiele aus den Skizzenbüchern Villars de Honnecourt, Jacques Dalives und eines böhmischen Malers aus der Zeit Wenzels I. (im Museum zu Braunschweig) einerseits, andererseits durch Heranziehen der unzähligen Skizzen und Entwürfe Raffaels zu seinen großen monumentalen Schöpfungen, daß der mittelalterliche Künstler vom gegebenen Allgemeinen zu seinem Besonderen vorschreitet, während der der Renaissance vom sicheren Boden der Wirklichkeit, aus unmittelbarer Erfahrung und Anschauung ausgehend, der „certa idea“, die ihn beseelt, ihren Ausdruck schafft. Er verfährt im Sinne der Gedankenrichtung, in der die neue Weltanschauung und ihre Wissenschaft wurzelt, induktiv — wenn das Wort erlaubt ist; jener ist, wie alles Denken und Forschen seiner Zeit, auch deduktiv. Trotzdem hat das Mittelalter, im Banne der Autorität und unter der Herrschaft des Gedankenbildes, eben so Großes und Erhabenes geschaffen wie die neuere Kunst mit ihrem die gesamte Natur und Welt umfassenden Streben.

Nachdem der Verfasser in diesen geistvollen einleitenden Betrachtungen den gemeinsamen Boden, auf dem die folgenden Aufsätze stehen, sowie den Standpunkt skizziert hat, von dem aus er ihre Gegenstände diesmal vorzugsweise, wo nicht ausschließlich betrachtet, geht er auf das Sujet seiner ersten Studie über, auf das sogenannte Defensorium inviolatae virginitatis beatae Mariae, wie es uns in einem großen, in Federzeichnung und Wasserfarben ausgeführten Pergamentblatt der kaiserlichen Sammlungen zu Wien entgegentritt, dem Erzeugnis vermutlich eines österreichischen Buchmalers aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, das bisher sonderbarerweise gar keine Beachtung gefunden hatte.

Im Mittelbild zeigt das Blatt, in größeren Dimensionen und größerem Maßstab der Figuren eine Darstellung des Presepio; der übrige breite Rand ringsum ist mit einer Doppelreihe von 36 Medaillons in Akanthusranken ausgefüllt. Sie enthalten Szenen, worin die ganze abstruse scholastische Gelehrsamkeit ins Feld geführt erscheint, um die trotz der Geburt Christi unverletzte Jungfräulichkeit Mariä zu beweisen, wozu explikative Aussprüche aus den

[1]) Julius v. Schlosser: Zur Kenntnis der künstlerischen Ueberlieferung im späten Mittelalter. Sonderabdruck aus dem Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses. Bd. XIII. Heft 5. gr. 4⁰; 59 S. mit 14 Tafeln und 19 Textillustrationen. Wien, F. Tempsky, 1903.

Schriften der Kirchenväter, der großen Scholastiker (Albertus Magnus, Isidorus, Alanus, Petrus Commestor), aber auch einzelner Klassiker (Vitruvius, Val. Maximus, Ovid) als Beischriften herangezogen werden. Der gleiche Stoff findet sich in einer Anzahl sehr verschiedenartiger Denkmäler behandelt, die alle auf eine gemeinsame, wahrscheinlich auf österreichischem Gebiete (Wien) entsprungene Quelle weisen und die Schlosser hier zum erstenmal zusammenstellt und erklärend darlegt. Es sind dies vorerst ein Tafelbild zu Schleißheim (Nr. 51, alt 1598), welches, älter als die Wiener Miniatur, von ihr in der äußeren Einteilung nicht wesentlich, sondern nur in Einzelheiten der Darstellungen abweicht, dagegen mit ihr den offenbaren Einfluß der niederländischen Kunst des Quattrocento teilt. Sodann eine illustrierte Handschrift der Münchener Hofbibliothek vom Jahre 1459, von einem Konventualen des Klosters Tegernsee (Frater Antonius Pelchinger?) herrührend, deren kolorierte Federzeichnungen auf sechs Pergamentblättern (ein siebentes wurde ausgeschnitten), in flotter, geübte Hände verratender Technik als Medaillons ausgeführt, den gleichen Gegenstandszyklus aufweisen. Der Tegernseer Kodex bildet sodann den Uebergang zu einer Anzahl früher Blockbücher, deren wichtigstes, künstlerisch bedeutendstes aus dem Jahre 1471 den Predigermönch Franz v. Retz (Niederösterreich) zum Verfasser und den Regensburger Johannes Eysenhut zum Verfertiger hat (Exemplare davon in Gotha, Berlin, im Britischen Museum und bei Mr. Bennett in Manchester). Schlosser gibt Reproduktionen seiner sämtlichen Holzschnitte (wie auch vortreffliche Photogravüren der Wiener Miniatur und des Schleißheimer Tafelbildes); sie zeigen den gleichen Stoffkreis mit wenigen Abweichungen; die erklärenden Texte sind aber hier in Hexameter gebracht und mit Zitationsnachweisen versehen. Ein Jahr älter ist ein in größerer Anzahl erhaltenes, aber viel handwerksmäßiger ausgeführtes Blockbuch des Holzschneiders und Glasmalers Friedrich Walthern aus Dinkelsbühl, des Herausgebers der ältesten gedruckten Armenbibel (1470); und endlich gibt es noch eine Anzahl von Exemplaren des Defensoriums, die durch Druck mit beweglichen Lettern in der Offizin von Georg Reyser zu Würzburg zwischen 1470 bis 1480 hergestellt sind. Wichtig sind sie, weil sie eine Reihe neuer Darstellungen mit ausführlichen Erläuterungen, sowie die deutsche Uebersetzung der Inschriften geben und zum erstenmal einen Titel tragen.

Im weiteren Verlaufe seiner Ausführungen stellt sodann Schlosser als wahrscheinlichen Verfasser der Quelle, die allen diesen Bearbeitungen des Defensorium zugrunde liegt, den schon erwähnten Franciscus v. Retz fest, der von 1385 bis 1411 als Professor der Theologie an der Wiener Universität tätig war († 1421) und sein Werk schon zu Beginn des 15. Jahrhunderts verfaßte. Diese Urschrift erfuhr sodann zwei abweichende Redaktionen, deren eine lediglich durch das Wiener Miniaturblatt repräsentiert erscheint, während alle übrigen Bearbeitungen der zweiten angehören. Aus ihr weht uns schon der Flügelschlag einer neuen, dem Bild und Bilden gegenüber ganz anders gestimmten Zeit entgegen, als in den Bilderkreisen des früheren Mittelalters (z. B. demjenigen zum Wälschen Gast des Tomasin von Zirclaere). Während in ihnen das starre Festhalten an dem einmal gefundenen Schema durch Jahrhunderte sich offenbart (nur in Tracht und Stil werden sie, so gut es geht, jeweils modernisiert), wird hier die übernommene Form nach der Individualität der Künstler mehr oder weniger neu gestaltet.

Nach einem von voller Beherrschung des Gegenstandes zeugenden, an geistvollen Apperçus, treffenden Analogien und frappanten historischen Hinweisen reichen Exkurs über die Geschichte des Dogmas der unbefleckten Empfängnis Mariä, über die Rolle des Orients und Occidents dabei, wie — daraus folgend — in der Marienverehrung überhaupt, beantwortet Schlosser schließlich die Frage nach dem Zweck des Pergamentblattes der Wiener kais. Sammlung dahin, daß es als Wandschmuck angewendet worden sein mochte, oder — vielleicht wahrscheinlicher, da von der Miniatur sehr häufig die Dienste einer Vermittlerin im Gebiete der großen, monumentalen Kunst gefordert wurden — als „Exemplum", Vorlage oder Programm zu solchem Zwecke wenn nicht von vornherein bestimmt, doch in der Folge dazu dienstbar gemacht worden sei. Als Stütze dieser Annahme führt der Verfasser den Pergamentrotulus mit Szenen der Apostelgeschichte im Kapitelarchiv zu Vercelli aus dem 13. Jahrhundert, und — unter Vorbehalt — die Bilderchronik Balduins zu Trier ins Feld, — den ersteren, ausdrücklich als „Exemplum" bezeichneten in durchaus unanzweifelbarer Weise.

Der zweite Beitrag v. Schlossers hat eine Folge von 14 wandschirmartig zusammenfaltbaren Holztäfelchen mit 56 Darstellungen in Grisailletechnik (fast durchweg Kopfstudien, beziehungsweise Halbfiguren des Gekreuzigten, der Maria, Johannes d. Ev., von Engeln, gekrönten Madonnen, Aposteln, Greisen und Greisinnen, dann in bunter Folge Vertreter der höheren und niederen Klassen, höfische und bäurische Typen, endlich verschiedene Tiere der Fabel und Wirklichkeit und zum Schluß das Doppelbildnis eines Ehepaares) zum Gegenstande, die noch im alten Lederfutteral, offenbar zum Anhängen an den Gürtel bestimmt, seit dem 16. Jahrhundert sich in der Sammlung auf Schloß Ambras befanden und nun von unserem Verfasser als „Vademecum eines fahrenden Malergesellen" identifiziert werden. Dessen Schöpfer stand wesentlich im Banne des Erinnerungsbildes, zeichnete kaum nach dem Modelle, sondern setzte eine Menge gut beobachteter Details mit redlichem Bemühen zusammen, wo dann die Verschmelzung nicht überall glückt. Manches, namentlich die Haarbehandlung mit ihren archaisch-symmetrischen Schnörkeln erinnert an die alte ornamentale Auffassung, wie sie an Werken besonders der niederrheinischen Schule (z. B. beim Meister der Liebesgärten u. a.) von der Wende des 14. zum 15. Jahrhundert häufig vorkommt. Man merkt, daß hier eine neue Kunstanschauung erst im Werden ist und daß auch viel jugendlich Unreifes, etwas von einer Lehrlingshand darin steckt. Das Ganze scheint unserem Verfasser am ehesten an den Niederrhein zu verweisen und in den ersten Dezennien des 15. Jahrhunderts entstanden zu sein, und zwar lassen gewisse Anzeichen darauf schließen, daß der Künstler unseres Tafelbüchleins einer der vielen Gesellen war, die in die östlichen Grenzländer Deutschlands, nach Böhmen, Polen, Ungarn wanderten, um dort guten Erwerb zu finden. Das Interessanteste an dem Büchlein ist aber seine Bestimmung: es ist ein Modellbuch, „die Speise eines Malerknaben", um dürerisch zu reden, — in dem er die gebräuchlichsten Typen, die ein Herrgottsmaler damaliger Zeit brauchte, aus dem Atelier seines Lehrmeisters mitnahm; auffallend ist allerdings, daß das Büchlein fast nur Kopfstudien enthält. Der Malergesell, der es sich zusammenstellte, stand noch an der Schwelle des Mittelalters; er kann und mag der Krücke nicht entbehren; das Simile (heute durch kuriose Volksetymologie nur noch im „Amtsschimmel" fortlebend!) ist für ihn noch eine sehr lebendige Macht; wie denn die nordländische Kunst des 15. Jahrhunderts ja so viel Typisches im Sinne des Mittelalters herübernimmt und solche „Vorlagen und Handweisungen" die natürlichen Voraussetzungen für ihren zunft- und handwerksmäßigen Betrieb bildeten.

Wir können dem gelehrten Verfasser nicht im einzelnen bei seinen Ausführungen folgen, in denen er deren Bedeutung bis ins höchste Altertum zurück- und weiterhin durchs ganze Mittelalter hindurch verfolgt: Belege dafür stehen ihm bei seiner staunenswerten Belesenheit aus den Gebieten aller drei Schwesterkünste in reicher Fülle zu Gebote, — am häufigsten natürlich aus dem der Malerei. Hier spielt dann auch — wie er scharfsinnig hervorhebt — das Wundtsche „Gesetz des Bedeutungswandels in der Sitte" hinein: sehr viele dem profanen Heidentum angehörende Darstellungsformen wirken in der christlichen Kunst weiter nach. Im Mittelalter hat das „Exemplum" einen prononcierten Charakter dadurch, daß es die künstlerische Erfindung umgrenzt und leitet. Dafür sind uns die wenigen erhaltenen „Skizzenbücher" aus jener Zeit Zeugnis

(s. oben), vor allem dasjenige des Villard de Honnecourt: es ist nicht bloß ein Zeichenbuch zu eigenem Gebrauch, sondern — wie es dessen Verfasser im Vorwort ausspricht — ebensowohl ein Musterbuch für Schüler und Nachstrebende, und in diesem Sinne ein wichtiges Dokument der künstlerischen Lehre des Mittelalters. Eigentliche Musterbücher, ausschließlich für die Bedürfnisse von Buchmalern bestimmt, sind uns auch mehrere bekannt. Das eine in der Hofbibliothek zu Wien, aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, umfaßt dreizehn Blätter mit sehr sauberen Federzeichnungen in roter und schwarzer Tinte; wie ihr Inhalt zeigt, offenbar ein Fragment aus dem Entwurf- und Musterbuche eines Miniators. Voran gehen 12 merkwürdige Darstellungen der verschiedenen Gewerbe und Beschäftigungen (artes mechanicae), hierauf folgen einige Physiologusbilder und endlich das eigentliche Musterbuch: allerhand wirkliche und Fabeltiere, große Initialen, Zierbuchstaben und Ornamente aller Art, oft von recht zierlicher Erfindung. Ganz ähnlich beschaffen, nur um einige Jahrhundert jünger (kurz vor 1495 entstanden), ist der Codex iconographicus des Stephan von Urach in der Hofbibliothek zu München, das Bruchstück eines ursprünglich 114 Blatt umfassenden Ganzen. Die Vollbilder (eine Reihe Kopien und Entlehnungen für die herkömmlichen Bilder eines Livre d'heures) zeigen eine ungelenke Hand; besser sind die Ornamente, Initialen und Zierschriften, die den geübten Kalligraphen verraten. Wir finden da die phantastischen Tiergestalten, Schmetterlinge, Blumen, Früchte, die die Ränder der Gebetbücher schmücken, aus den verschiedensten Handschriften zusammengesucht, so daß eine wahre Musterkarte aller möglichen Stile zum Vorscheine kommt. Es ist eben ein Dilettant, der sich diese Similia nach rechter Schreiberart und im Grunde noch tief im mittelalterlichen Vorlagewesen steckend, zu eigenem weiteren Gebrauche zusammengetragen hat, — ähnlich wie sich jener fahrende Malergesell ein Exempelbüchlein für seine Wanderfahrt zurecht gemacht hatte!

Im letzten seiner Aufsätze kommt der Verfasser nochmals auf die von ihm in einem früheren Bande des Jahrbuchs ausführlich behandelten Fresken Giustos in der Cortellieri-Kapelle der Eremitani-Kirche zu Padua, beziehungsweise auf einige damit zusammenhängende Fragen zurück. Bei der ersten handelt es sich um das sogenannte Skizzenbuch Giustos in der Galleria Nazionale zu Rom, das — laut der Ansicht Venturis — dessen eigenhändige Entwürfe zu sämtlichen Fresken der Cortellieri-Kapelle, überdies eine Reihe Figuren aus einer Weltchronik (wahrscheinlich der des Leonardo da Besozzo, einst im Besitze Morbios, jetzt bei Ben. Crespi in Mailand), endlich noch eine kleine Anzahl von Studien, beziehungsweise Kopien nach antiken Denkmälern enthält. Schlosser weist nun mit gewichtigen, sowohl äußeren als namentlich inneren Gründen des Stils und Charakters der Zeichnungen völlig überzeugend nach, daß das in Rede stehende Skizzenbuch nicht von Giusto herrührt, sondern eine Kompilation ist, die neben einigen Antikenkopien zwei aus älteren Handschriften geschöpfte Zyklen enthält (der Gedanke liegt nicht fern, in Leonardo da Besozzo seinen Urheber zu suchen).

Was die zweite Frage nach der Vorlage betrifft, deren sich Giusto für seine Fresken bediente (denn daß er nicht Erfinder des gelehrten Zyklus war, hatte Schlosser schon in seiner früheren Schrift dargetan), so ist der Verfasser nun in der Lage, ihre Quelle in einer jetzt in der Bibliothek zu Chantilly befindlichen oberitalienischen Handschrift nachweisen zu können. Sie enthält ein von Bart. de' Bartoli in Bologna wahrscheinlich zwischen 1353 und 1356 verfaßtes und einem jungen Visconti gewidmetes scholastisches Lehrgedicht, worin die sieben Tugenden und sieben freien Künste, unter dem Motto je eines von dem hl. Augustinus entlehnten Ausspruchs, besungen werden. Sowohl diese letzteren als die 16 großen Aquarellzeichnungen der Handschrift zeigen mit vollster Deutlichkeit, daß wir die Urschrift des schon durch die nicht so vollständigen Wiener und Florentiner Exemplare bekannten scholastischen Zyklus vor uns haben, denn sie decken sich vollkommen mit diesen. Das Verhältnis der Urschrift zu ihren späteren Fassungen aber ist dieses, daß das sogenannte Skizzenbuch zu Rom mittelbar davon abgeleitet ist, indem sein Zeichner eine spätere Bearbeitung mit durchweg lateinischen Versen als Vorlage benutzte. Auch Giusto ist in seinen Fresken nicht der Bartolischen Urschrift gefolgt, sondern hat eine spätere lateinische Bearbeitung (wie sie in den zwei Exemplaren zu Wien und Florenz vorliegt) mit mancher, unter Beihilfe eines gelehrten Konventualen der Eremitani bewerkstelligten Umänderung auf die Wand übertragen. So bietet denn auch dieser Fall wieder einen sehr lehrreichen Einblick in die Stetigkeit der Tradition innerhalb ganz verschiedener Techniken noch am Vorabend der Renaissance!

C. v. Fabriczy.

Renans „Aebtissin von Jouarre" in deutscher Umdichtung.

Schon mehrfach fühlten sich deutsche Künstler zu dem Versuche geneigt, Ernest Renans gedankenreiche dramatische Dichtung „L'abbesse de Jouarre" auf das deutsche Theater zu verpflanzen. Solche Versuche, wie sie auf die Initiative von Max Martersteig und Luise Dumont in Berlin unternommen wurden, waren insofern bis jetzt von keinem Erfolge begleitet, als es ihnen bei allzu strenger Anlehnung an das französische Original nicht glückte, ein wirklich lebensfähiges und durch sich selbst wirkendes Drama daraus zu gestalten. Trotzdem hat sich die Anziehungskraft von Renans wundervoller Dichtung auf solche, die dem deutschen Theater wertvolles neues Edelgut zuzuführen sich bestreben, nicht gemindert. Das Schicksal der stolzen Aebtissin von Jouarre, die in den Stürmen der Revolution dem Todesspruch der Republik verfällt, die in der Nacht vor der Hinrichtung mit ihrem Jugendgeliebten, dem Marquis d'Arcy, im Gefängnis zusammentrifft, sich diesem, indem die lang unterdrückte Stimme der Natur über den Zwang von Konvention und Askese siegt, in der Nacht vor dem Tode hingibt, die sich dann, durch einen Zufall gerettet, dazu verdammt sieht, am andern Morgen den Geliebten allein dem Schafotte zuschreiten zu sehen, die nun, von Verzweiflung erfaßt, sich selbst den Tod zu geben sucht, bis sie durch die Milde und die rein menschliche Weisheit des Abbé Clement bestimmt wird, sich dem Leben und vielleicht ihren Mutterpflichten zu erhalten: dies Motiv übt einen so unwiderstehlichen dichterischen Zauber aus und ist in seinem Kerne zugleich so echt dramatisch, daß jeder Versuch, das Werk des Franzosen für die deutsche Bühne zu gewinnen, auf die lebhafteste und ernsteste Anteilnahme rechnen muß. Nur sollte sich jeder derartige Versuch von vornherein darüber klar werden, daß es sich dabei nicht um eine wortgetreue Uebersetzung oder eine sklavische Nachahmung des Originals handeln darf, sondern daß nur eine mehr oder minder freie Umgestaltung des schon in seiner Dialogführung völlig untheatralischen französischen Werkes darauf rechnen kann, den Goldgehalt der Dichtung für die Bühne flüssig zu machen.

Eine derartige freie Umgestaltung des Stoffes wurde soeben zum erstenmal versucht von Karl Strecker;[1]) sie ist so frei, daß die Angabe des Titelblatts, wo das Stück als ein Werk des Bearbeiters „nach einem Motiv" Renans bezeichnet wird, als berechtigt erscheint. Strecker hat mit resoluter Hand in die Gesamtanlage und in die Einzelheiten des französischen Werkes eingegriffen. Er hat das Stück zunächst — und das war der erste glückliche Griff des Bearbeiters — von dem unnötigen Ballaste der beiden letzten Akte befreit. Der vierte und fünfte Akt des Originals behandeln die späteren Lebensschicksale der Aebtissin: sie hat der geistlichen Würde entsagt, sie ist Mutter geworden und ringt sich in schlichter Arbeit und Entbehrung durch die Not des Lebens; endlich reicht sie dem Offizier La Fresnais, der

[1]) Letzte Stunden. Schauspiel in drei Aufzügen. Nach einem Motiv Ernest Renans von Karl Strecker. Berlin, Schuster u. Loeffler 1903.

schon lange Jahre in hingebender Liebe um sie wirbt, demselben, der sie einst wider ihren Willen vom Schafotte errettet hat, und der zum Vertrauten ihres Geschickes geworden ist, die Hand zum Ehebund. Trotz des unleugbaren dichterischen Reizes, den namentlich der vierte Akt des Originals ausstrahlt, ist seine Beseitigung und die des Schlußaktes unbedingt gutzuheißen. Der psychologische und dramatische Reiz des Stoffes ist mit dem Schluß des dritten Aktes erschöpft: die Aebtissin läßt sich durch den Einfluß des Abbé bewegen zu leben; sie entkleidet sich des Stolzes, der als leitender Faktor ihr Leben bisher bestimmte, sie begnügt sich damit, ein einfaches Weib zu werden und ist bereit, die schweren Pflichten des Weibes und der Mutter zu tragen. Was in den beiden letzten Akten Renans folgt, ist kein dramatischer, sondern ein epischer Schluß und bietet kein Moment von besonderem psychologischen Interesse. Die weiteren äußeren Lebensschicksale der ehemaligen Aebtissin sind von keiner Bedeutung für das Problem der Dichtung. Juliens Versorgung durch ihre Verheiratung mit La Fresnais bringt sogar einen kleinlich-philiströsen Zug in das große Bild des Ganzen. Strecker war um so mehr berechtigt, mit dem dritten Akte zu schließen, als Renan selbst im Hinblick auf die Absicht von Eleonore Duse, die Rolle der Aebtissin zu spielen, sich bereit erklärte, die beiden letzten Akte preiszugeben. Der Gedanke, das Stück an dieser Stelle zu schließen, war sicher auch einem zweiten Umarbeitungsplane des Dichters vorzuziehen, demgemäß im vierten Akte eine Verhandlung des republikanischen Gerichtshofes folgen sollte, wo La Fresnais wegen seines Vergehens gegen die Republik und Julie, weil sie die Veranlassung dazu gewesen ist, zum Tode verurteilt werden.

Die beiden ersten Akte des Originals zog Strecker in einen einzigen, durch eine Verwandlung in zwei Abteilungen geteilten Akt zusammen; der dritte Akt Renans behielt, vielfach erweitert, ergänzt und umgedichtet, dieselbe Stelle in dem deutschen Stücke. Dem Ganzen ist ein neu gedichteter erster Akt als Einleitung vorangestellt, in dem der Bearbeiter den fehlenden „Auftakt", das „erregende Moment" dem Drama geben möchte. Dieser erste Akt spielt in einer Dachkammer, wo er den Marquis d'Arcy mit zwei neu hinzugefügten Personen, dem Dichter Paul Régnier und dem Schauspieler Augustin Pelletier, zusammenführt; er schließt mit der Gefangennahme d'Arcys durch einen Haufen Sansculotten. Eine zwingende Notwendigkeit für die Hinzudichtung dieses einleitenden Aktes war vielleicht nicht vorhanden; er behält insofern etwas Anorganisches, als das eigentliche Problem des Stückes darin kaum anklingt; er erwähnt wohl die Aebtissin und d'Arcys Liebe zu ihr, aber das geschieht zu flüchtig und vorübergehend, als daß er als Exposition für die Hauptfigur des Stückes und dessen Konflikt gelten könnte. Die Verhaftung des Marquis, die man bei Renan als fertige Tatsache hinnimmt, kann mit Bezug auf das besondere Problem des Stückes kaum als das „erregende Moment" im technischen Sinne bezeichnet werden. Auf der anderen Seite ist hervorzuheben, daß es dem Verfasser vortrefflich geglückt ist, in dem frisch bewegten und mit kecker Hand hingeworfenen Genrebild dieses ersten Aktes dem Stücke den großen zeitgeschichtlichen Hintergrund, seinen Figuren und Vorgängen die wirksame und in gewissem Sinne unentbehrliche historische Folie zu geben. Die Kunst des Verfassers, womit er in die Idylle der Dachkammer, in das Gespräch der drei Freunde das ferne Grollen der großen politischen Bewegung unheimlich und mächtig hereinklingen läßt, ist in hohem Grade zu bewundern. Und sehr glücklich ist es ferner, wie der Bearbeiter die gut erfundenen Gestalten des Dichters und des Schauspielers auch in den weiteren Verlauf der Handlung zu verflechten und sie zweckentsprechend zu verwenden weiß. Der Schauspieler macht im dritten Akt in der Verkleidung einer im Gefängnis dienenden Scheuerfrau den Versuch, seinen Freund und die Aebtissin zu retten; indem beide die Rettung ablehnen, kommt die abgeklärte Weihestimmung, in der die beiden am Morgen nach der ersten und letzten Liebesnacht dem Tod entgegensehen, zu schönstem charakteristischen Ausdruck. Auch Paul Régnier wird in sehr glücklicher Weise in den weiteren Verlauf des Stückes hereingezogen und nimmt zusammen mit La Fresnais an der großen Schlußszene zwischen dem Abbé und der Aebtissin teil. Indem sich auch an ihm, der in blindem jugendlichen Ueberschwang die Welt mit unfruchtbarem Haß verfolgen zu können glaubte, seit dem Tage, da ihm mit Charlotte Corday das Edle und das Wahre daraus geschwunden ist, durch den Einfluß des Abbé eine Art von Wiedergeburt zu reiferer Männlichkeit vollzieht, gewinnt der Schluß des Stückes eine größere Perspektive, die den Blick über das individuelle Geschick der Aebtissin zu weiteren Fernen hinauslenkt. Die prachtvolle Gestalt des Abbés selbst hat durch Strecker eine besonders liebevolle Ausarbeitung erfahren und wurde durch viele neue Zutaten aus dem Eigenen des deutschen Autors bereichert.

Auch sonst mußte an Stelle einer wortgetreuen Uebersetzung durchweg eine völlig freie Behandlung der französischen Vorlage treten. Der undramatische Dialog, die untheatralischen langen Reden der Renanschen Dichtung mußten in dramatische Wechselgespräche umgegossen werden. Zahlreiche mehr oder minder bedeutende technische Eingriffe, kleine Retouchierungen, die der Motivierung dienten, die frühere Einführung von Personen, die für die Entwicklung des Stückes von Wichtigkeit sind, erfüllten den Zweck, die Gedankendichtung des französischen Philosophen den unabweisbaren Forderungen des Dramas und des Theaters zu unterwerfen. Daß trotz der umfangreichen Partien, die Strecker an Eigenem zugab, dem Uneingeweihten keine Risse und Spalten bemerkbar bleiben, daß das Ganze, abgesehen von Einzelheiten, die vielleicht den Einfluß des französischen Pathos verraten, eine gewisse wohltuende Einheit der stilistischen Behandlung zeigt, ist ein rühmliches Zeugnis dafür, daß die Intentionen des Bearbeiters von erfolgreichem Gelingen begleitet waren.

Ohne starke äußere Effekte, aber von einem außerordentlichen Stimmungszauber umweht verklingt die schöne Schlußszene des Stückes, wo der Abbé, nachdem er die Aebtissin, Paul Régnier und La Fresnais in die rauhen Pflichten des Lebens entsendet hat, ruhigen und heiteren Sinnes dem Tode entgegenschreitet, in dem Globus, der ihm in dem Hof des ehemaligen Gymnasiums unter die Füße rollt, ein Sinnbild der Kleinheit und Vergänglichkeit alles Erdenlebens erkennend. Die zarten und weichen Farbentöne, in denen dies schön erfundene Schlußbild des Stückes gemalt ist, kennzeichnen den Charakter des ganzen Werkes. Es kommt den Instinkten der großen Masse nicht entgegen; es wird dem Alltagspublikum unserer Schauspielhäuser nicht viel zu sagen haben; desto eindrucksvoller wird es zu einer kleinen, feiner gestimmten Festgemeinde reden. Auf alle Fälle ist es dankbar zu begrüßen, daß dem merkwürdigen Drama Renans durch diese Umdichtung aufs neue Gelegenheit gegeben ist, seine eigentümliche dichterische Anziehungskraft auch auf dem Theater zu erproben.

Dr. Eugen Kilian.

Kunsthistorische Festschriften.

Aus Anlaß des 25jährigen Bestehens des Suermondt-Museums in Aachen wurde im vorigen Jahre von dem Museumsdirektor Dr. Anton Kisa eine schön illustrierte Festschrift herausgegeben, an der eine Anzahl namhafter Gelehrten mitgearbeitet haben. Kisa selbst gab einen Führer durch die Antiken des Museums, der zwar streng wissenschaftlich in seiner Grundlage, doch das Muster eines allgemein verständlichen Leitfadens im reinen Sinne des Wortes ist. Firmenich-Richartz faßt in einem kurzen Aufsatz die gegenwärtige Meinung der Kenner über Albrecht Bouts zusammen, der mit dem sogenannten Meister der Himmelfahrt Mariae identifiziert wird, und gibt ein Verzeichnis seiner Werke, das mit selbständiger, allerdings nicht genügend weitgehender Kritik ausgearbeitet ist. Wenn sich Firmenich-Richartz z. B. dahin ausspricht, daß die im Katalog der Mün-

chener Pinakothek noch immer als Hugo van der Goes aufgeführte und neuerdings dem Albrecht Bouts zugeschriebene Verkündigung doch nicht ganz sicher dem Bouts zugewiesen werden kann, so ist nach Ansicht des Referenten dieser sehr berechtigte Zweifel noch zu vorsichtig ausgedrückt. Das Bild ist gewiß nicht von Hugo van der Goes, aber ebenso gewiß auch nicht von dem Künstler gemalt, den man nach der Brüsseler Himmelfahrt Mariae als Albrecht Bouts bezeichnet. Wenn es überhaupt von einem Mitgliede der Familie Bouts herrührt, so könnte nur Dierck Bouts der Jüngere in Betracht kommen, von dem wir aber keine authentische Arbeit haben und der uns also zur Zeit eine unfaßbare Größe ist. Hier sei noch beigefügt, daß die kürzlich in Heilands Monographie über Dierck Bouts ausgesprochene Behauptung, die Tafel trage in den Lettern des 17. Jahrhunderts die Bezeichnung Goes, auf einer Täuschung beruht. Das Bild ist nicht bezeichnet.

Ludwig Scheiblers Notizen zu altdeutschen und altniederländischen Gemälden des Suermondt-Museums sind trotz aller so dankenswert beigebrachten Hinweise auf verwandte Bilder nur ein neuer Beweis für die Mangelhaftigkeit der Kenntnis unserer nationalen Schulen. Aus den übrigen Beiträgen sei die gehaltvolle Studie von Max Rooses über den Sturz der Verdammten von Rubens hervorgehoben. Rooses kommt zu dem Resultat, daß Rubens sich schon in Italien mit dem Gedanken getragen habe, dem Michelangelo nachzueifern und ein Jüngstes Gericht zu malen. Als Zeugnis dafür nimmt er das beim Marchese Cesare Durazzo in Genua befindliche Bild, das dieses Thema behandelt. Die berühmte Serie von Gemälden aus dem gleichen Ideenkreis setzt aber Rooses, entgegen seiner früheren Anschauung, nun alle in die Nähe des Jahres 1615, wo Rubens das kleine Jüngste Gericht der Münchener Pinakothek gemalt hat. In diese Serie zieht er nun auch zwei viel umstrittene Bilder mit ein: die Himmelfahrt der Seligen in der Pinakothek und den Sturz der Verdammten des Suermondt-Museums. Beide haben die gleichen Maße und sind vielleicht als Gegenstücke gedacht gewesen. Die erste mag vielleicht jene Himmelfahrt der seligen Geister sein, die Jan Wildens aus Rubens' Nachlaß gekauft hat und von der es heißt, daß sie „unfertig und nur eine Skizze oder der Anfang eines Bildes war"; denn es waren nur einige Figuren in der Mitte gemalt. Diese Skizze wurde dann von Jan Boeckhorst vollendet. Auf Grund solcher Nachrichten mag es allenfalls angehen, das Münchener Bild mit aller Vorsicht als die von Rubens so wenig weit geführte und von anderer Hand vollendete Skizze zu betrachten; aber es darf dabei nicht übersehen werden, daß die Himmelfahrt in der Pinakothek ganz aus einem Guß zu sein scheint und nicht den Eindruck macht, als ob nachträglich zu den wenigen Figuren der Mitte dann noch die große Menge der Seligen gemalt sei, die wir jetzt sehen. Als eine Art Gegenstück dazu befindet sich in Aachen der Sturz der Verdammten. Dieser ist ungleich besser in der Ausführung, und obschon er im wesentlichen mit dem berühmten gleichnamigen Gemälde der Pinakothek übereinstimmt, enthält er auch so viele Abweichungen, daß man ihn nicht apodiktisch als Kopie bezeichnen darf. Der Aachener Verdammtensturz war vor mehr als dreißig Jahren einmal in München ausgestellt, so daß er gut mit dem bekannten Bilde der Pinakothek verglichen werden konnte; aber die Frage, die freilich recht schwierig ist, wurde nicht von allen gleichmäßig beantwortet. Im allgemeinen neigte man dazu, auch diese Replik für eigenhändig zu halten und auch Rooses hält an seinem Urteil fest. Aber er schränkt das Lob, das für die Aachener Replik von manchen verschwenderisch gespendet wurde, recht stark ein. Referent glaubt denn auch, daß diese Einschränkung notwendig ist und daß der Aachener Sturz der Verdammten nicht von Rubens selbst herrührt.

Eine andere kunsthistorische Festschrift wurde im Mai des vorigen Jahres dem als Lehrer wie auch als Forscher so hochverdienten Franz Wickhoff in Wien vom Kreise seiner Freunde und Schüler zum 50. Geburtstage gewidmet.[1]) Dieser opulente Band, der mit all dem bekannten Reichtum der österreichischen Publikationen ausgestattet ist, erhebt sich weit über das Niveau von Gelegenheitsschriften. Alois Riegl eröffnet die Reihe des reichen Materials mit einer scharfsinnigen Studie über einen kleinen Bronzebeschlag, der einmal eine Kassette geschmückt haben mag und in den Schutthaufen von Ephesus vor wenigen Jahren gefunden worden ist. Riegl stellt das kleine Stück in Zusammenhang mit ähnlichen, die aus dem 6. und 7. Jahrhundert nach Christus stammen, aber an anderen Orten gefunden worden sind und es gelingt ihm mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit darzutun, daß wir hier vor Arbeiten des bis jetzt noch so wenig bekannten oströmischen Kunsthandwerks aus den letzten Perioden der Völkerwanderung stehen, und er deduziert, daß, wie einst im römischen Weltreiche, auch im 6. und 7. Jahrhundert n. Chr. wenigstens noch an den Mittelmeerküsten und im östlichen Binnenlande Europas einschließlich der Ostalpen eine in den Hauptzügen uniforme und normative Kunst geherrscht hat: die oströmische.

Otto v. Falke beschäftigt sich mit dem deutschen Goldschmied Eilbertus Coloniensis, der aus einer Inschrift an einem Tragaltar des Welfenschatzes zwar namentlich schon seit langem bekannt war, über dessen Schulzugehörigkeit und Datierung aber recht verschiedene Meinung bestand. Falke bezieht diesen Tragaltar nun mit gutem Grunde zu dem großen Victorschrein in Xanten, der laut urkundlichen Nachrichten 1129 vollendet worden ist, und gewinnt so für die Datierung festen Boden. Indem der Verfasser dann noch einige stilistisch zugehörige Werke wie den Siegburger Mauritiusaltar und ein kleines Kölner Tragaltärchen aus dem Darmstädter Museum heranzieht, gelingt es ihm, die ganze Eilbertus-Gruppe nach Köln zu versetzen und zwar der kunstgeschichtlich so bedeutenden Werkstatt von St. Pantaleon zuzuweisen.

Ein überaus interessanter Beitrag ist die Studie von Hermann Julius Hermann über ein französisches Miniaturenbuch der Innsbrucker Universitätsbibliothek. Der Zusammenhang mit der Schule des Foucquet ist so offenkundig, daß nur in ihr nach dem Autor gesucht werden darf. An der Hand von einem Essay, der 1902 in der Gazette des Beaux-Arts erschienen ist, stellt Hermann die, wie dem Referenten scheint, durchaus plausible Behauptung auf, daß wir in dem Innsbrucker Buch eine Arbeit des berühmten Miniators und Malers Jean Bourdichon vor uns haben, der von 1457 bis gegen 1521 gelebt hat und an dem Hof verschiedener französischer Könige hochgeschätzt und viel beschäftigt gewesen ist. Als Besteller nimmt Hermann den Beichtvater Karls VIII. an, den Frère Jean Bourgeois.

Wie mit diesem Beitrag wieder etwas Licht in die bis jetzt noch so dunkle altfranzösische Kunst kommt, so bemüht sich Glück das Geheimnis des einst so vielgenannten holländischen Malers Mostaert zu klären. Er verfolgt in einer Studie über einige altholländische Bildnisse denselben Gedankengang, wie in seinem bekannten Aufsatze vom Jahre 1896, wo er zuerst versuchte den Namen des berühmten Porträtisten an bestimmte Bilder zu knüpfen. Es gelingt ihm hier durch Beibringung von allerlei urkundlichem Material, die Begründung für seine ziemlich allgemein anerkannte Hypothese noch mehr zu erhärten. Wir können unbesorgt glauben, daß er den Hofmaler Margaretens von Oesterreich wieder zum Leben erweckt hat. Ob jedoch die große Liste von Arbeiten, die Glück im Verein mit Benoit und Friedländer dem Mostaert zuschreibt, vor allem ob der im Brüsseler Museum befindliche Altar aus Oultremont von diesem Künstler herrührt, das ist eine Frage, die noch nicht glatt gelöst erscheint, aber in Rücksicht auf den Kern der Hypothese und deren Wichtigkeit für unsere ja noch so sehr geringe Kenntnis der altholländischen Malerei Glücks Verdienst nicht schmälern kann.

In einem sehr erwünschten Beitrag zur Dürer-Literatur bringt Weixlgärtner den Beweis, daß Dürer wirklich, wie man schon lange vermutete, an Gliederpuppen studiert hat und stellt die verschiedenen noch erhaltenen Figürchen zusammen, die in unseren Sammlungen als ehemaliges Eigentum des Nürnberger Malers aufbewahrt werden. Von ihnen tut der Verfasser dar, daß sie wenigstens Nürnberger Arbeit sind, wenn sie auch wohl kaum von Dürer herrühren.

Mit Dürer beschäftigen sich endlich noch zwei andere Aufsätze. Im einen gibt Giehlow eine Urkundenexegese zur Ehrenpforte Maximilians und führt in Fortsetzung von Fischnalers Studie über Jörg Kölderer weitere Details über die Entstehung des großartigen Denkmals unseres deutschen Holzschnitts an. Er legt die Umwandlung dar, die Dürer an dem von Kölderer gelieferten Entwurf anfänglich zu des Kaisers geringer Freude, später aber zu dessen großer Befrie-

[1]) Verlag von Anton Schroll u. Co., Wien.

digung getroffen hat. Im anderen Aufsatz behandelt Dörnhöffer die Beziehungen zwischen Burgkmair und Dürer, in denen er zunächst den, wie dem Referenten scheint, wohl geglückten Versuch macht, Burgkmairs Holzschnittwerk über das Jahr 1507, das gewöhnlich als Ausgangspunkt von Burgkmairs Tätigkeit als Holzschnittzeichner angesehen wird, hinauf bis zum Jahre 1499 zu führen. Dörnhöffer teilt hier dem Burgkmair eine Anzahl von Arbeiten zu, die Dodgson früher dem Jörg Breu zugewiesen hatte, und nimmt mit Recht Burgkmair überhaupt als den Stärkeren von den beiden Künstlern an. Von diesen frühen rein Augsburger Arbeiten führt dann Burgkmairs Stil hinüber zu den späteren, wo der Künstler Dürer gekannt hat. Dörnhöffer schließt, indem er einige gezeichnete Bildnisse Burgkmairs untersucht. Das eine in der Hamburger Kunsthalle befindliche, galt bis jetzt als Arbeit des Albrecht Dürer, wird nun aber mit gutem Grund diesem abgesprochen und als Selbstbildnis behandelt; das andere dagegen, das sich in der Oxforder Universitätsgalerie befindet, ist eine Zeichnung von Dürers Hand und stellt, was man bis jetzt übersehen hatte, den Burgkmair dar.

Georg Gronau faßt in einer sehr anregenden Studie die weiblichen Bildnisse zusammen, die aus Tizians Atelier hervorgegangen, türkische Sultaninnen darstellen. Leider kann auch Gronau kein eigenhändiges Werk des großen Venezianers unter ihnen nachweisen; wenn er aber an der Aehnlichkeit der Gesichtsbildung zweifelt, so wird man wohl entgegenhalten dürfen, daß wenigstens das Bildnis von Sultan Solimans Tochter Camelia so ausgesprochenen türkischen Typus trägt, daß hier wohl irgend eine gute Originalaufnahme nach dem Leben zugrunde lag und Tizian nicht bloß ein Kostümbild gegeben hat. Sehr interessant ist endlich der von T. List gegebene Nachweis, daß wir in einer in der Wiener Servitenkirche aufbewahrten Bronzebüste ein Porträt des Ottavio Piccolomini von der Hand des Francesco Mangiotti besitzen. Die Büste gibt uns eine lebendigere Vorstellung des Feldherrn als die sonstigen Bildnisse, und es sei zugleich bemerkt, daß Piccolomini in ihr als ein Mann von offenen, freundlichen und klugen Zügen erscheint.

Mit den erwähnten Aufsätzen ist nur auf einen Teil des reichen Materials hingewiesen worden, das in dieser Festschrift beigebracht und verarbeitet worden ist, ein schönes Zeichen für den Eifer, den die Wiener Schule entfaltet, und für die Anregung, die Wickhoff nach allen Seiten hin spendet.

Karl Voll.

Bücher und Zeitschriften.

λ. **Bessarion**, Studie zur Geschichte der Renaissance von D. R. Rocholl. Leipzig, A. Deichert (Georg Boehme) 1904.

Bis jetzt gibt es keine deutsche Schrift über diesen hervorragenden Humanisten und römischen Kardinal, den Vertreter jener Frührenaissance, die, wie der Verfasser sagt, in Dante ihre Morgenröte, in Michelangelo ihr Abendrot hat. Er hat zwar von seiten der Geschichtsforscher verschiedenartige Beurteilung erfahren, aber gerecht kann man ihm nur werden, wenn man ihn, wie es hier geschieht, in einen größeren Hintergrund stellt. In der alten Residenz der Komnenen, dem stolzen Trapezunt am hohen Nordrand Kleinasiens, im Jahre 1403 geboren von unbekannten Eltern, ist Bessarion in Byzanz, dem Mittelpunkt der damaligen Weltbildung, zu einem Anhänger Platos erzogen worden. Dann trat er in den Orden des heiligen Basilios, ward Diakon und verweilte längere Zeit in Mysithras in der Nähe des alten Sparta, einem Byzanz im kleinen. 1437 wurde er Erzbischof von Nicaea. Auf dem Konzil zu Ferrara im Mai 1437, dem bekannten Unionskonzil, war er als Abgesandter tätig. Da saßen sie in der Pracht ihrer Gewänder, oder im Mönchskleid, in Anwesenheit des Kaisers Johann VII. Paläologus, Lateiner wie Griechen. Auch die Russen waren anwesend. Bessarion sprach als Vertreter der Griechen. 1439 wurde wegen der Pest das Konzil nach Florenz verlegt. Bessarion führte gewandt die Unionsverhandlungen im Auftrage des Kaisers. Lateinische und griechische Loblieder erschollen im hohen Dom; das Konzil war damals ein unberechenbarer Sieg der Kurie. In Florenz wohnte er längere Zeit im Kloster Santa Maria Novella, den Platonismus geistvoll repräsentierend, besuchte Rom, wo er 1439 zum Kardinal erhoben wurde, ging 1450 nach Bologna und Neapel und führte dann wieder in Rom einen glänzenden Hofhalt inmitten seiner Humanisten, Griechen und Italiener. Dann reiste er im Jahre 1458 nach Deutschland, um dort auf verschiedenen Reichstagen die Fürsten zu einem Kreuzzuge wider die Türken zu bewegen, freilich ohne Erfolg. In Venedig wurde er 1463 sehr ehrenvoll aufgenommen und zum Patrizier erhoben. Seine der Signoria zu St. Marcus geschenkte reichhaltige Bibliothek kann als die erste öffentliche Büchersammlung Europas angesehen werden. 1463 erhielt er den Titel eines Patriarchen von Konstantinopel, und sollte noch als Gesandter in Frankreich zur Vermittlung zwischen Ludwig XI. und dem Herzog von Burgund beitragen. Da starb er auf der Rückreise am 19. November 1472 zu Ravenna. „Sein Aufgang und sein Niedergang liegen," sagt der Verfasser, „auf dem Gebiete byzantinischer Kultur, die Mittagshöhe in dem des Abendlandes. Nicht ohne Teilnahme und Rührung blickt man in sein Handexemplar des Neuen Testaments, das ihm so wertvoll war, die stille Macht, die sein Leben innerlichst formte. Er ist der größte Sohn der alten Hauptstadt der Komnenen, eine hohe, edle Gestalt. Er dient der Kurie, während er innerlich voraneilend humanistisch und philosophisch, wenn auch den Humanismus durch Plato vertiefend, die Ausschließlichkeit und Alleinberechtigung jener Form in Frage stellen mußte. Dieser Zwiespalt ist die Tragik seiner Erscheinung, an der er starb." Rocholl hat ihm hier ein würdiges, auf den sorgfältigsten Studien ruhendes literarisches Denkmal in schöner Sprache und Darstellung gesetzt, für das er unsern vollen Dank verdient.

Ein Königsdrama. Roman aus einem deutschen Herrscherhause von Richard Voß. Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek, 20. Jahrgang, Bd. 1 und 2. Stuttgart 1903.

Ein sehr lesenswertes Buch. In satten, meist düsteren, zuweilen aber auch strahlend hellen Farben und in scharfen Umrissen wird da das Bild einer hochstrebenden, unglücklichen Seele entworfen, das eine große Wirkung ausübt. Daneben wird uns ein Stück Menschenleben und hartes Menschenelend gezeigt, das man sonst gar nicht gewohnt ist, in diesen Begriff einzuordnen: das Menschenelend in Königshäusern. Daß auch Könige arme, elende und sehr bemitleidenswerte menschliche Wesen sind oder wenigstens sein können, das wissen noch immer nur die allerwenigsten Menschen. In diesem Buche wird uns nun so mancher tiefe Einblick in diese äußerlich so glückstrahlende Welt gewährt, der uns eines Besseren belehrt und meist den Stempel der Wahrheit an sich trägt. In scharfem Gegensatze zu diesem äußerlich großartigen, aber im Innern leidensvollen Milieu, in dem die Menschen alle Freiheit einbüßen, wird uns das Glück der arbeitenden, freien, wenn auch niedrig gestellten Menschen vorgeführt, die von allen hochgestellten Menschen beneidet werden müßten, wie sie von dem armen Prinzen beneidet werden. Dieser arme, tragische Prinz bildet die Hauptgestalt des Romans. Er ist von Geburt an durch schwere erbliche Belastung zum tragischen Untergange vorherbestimmt, und er gewinnt unsere Teilnahme vom Anfang an, die er sich in allen seinen so starken Kämpfen und auch in den Niederlagen bis zum Ende wach erhält. — Manche liebliche Szenen und idyllische Schilderung von großer Schönheit finden wir in diesem Buche, so z. B. die erste Liebesszene zwischen dem Prinzen und seiner lieblichen und tapferen Judika, die sich im Garten bei den Himbeersträuchern abspielt. Dagegen finde ich die Gestalt des Grafen Gebhardt sehr verzeichnet; er hat zuviel Romanhaftes an sich. Der ganze Roman ist in Form eines Tagebuches aufgebaut, das von dem Prinzen geführt wird. Das gab dem Verfasser manches feine Kunstmittel zur Charakterisierung des Helden an die Hand, bringt aber auch manche Unwahrscheinlichkeit mit sich, indem viele Partien für eine Aufzeichnung in das Tagebuch gar nicht passen; das stört aber weiter nicht. Die Sprache ist schön, oft sehr poetisch, was aber nicht verhindert, daß sich viele Stilflüchtigkeiten finden.

B. L. W.

Allgemeine Rundschau.

Orientalische Studien in England und Deutschland.

M. In der letzten britischen Akademiesitzung sprach Prof. Rhys Davids, der berühmte Historiker und Verherrlicher des Buddhismus, über „Orientalische Studien in England und anderen Ländern" und zwar von dem Standpunkt aus, wie das Verhältnis der finanziellen Unterstützung dieser Studien in England und den übrigen Ländern ist. Was den Universitätsunterricht betrifft, so steht Deutschland an der Spitze aller Kulturstaaten mit 51 ordentlichen, 24 außerordentlichen Professuren und 26 Privatdozenten resp. Lektoren für die orientalischen Studien. England mit seinen hunderten von Millionen orientalischer Untertanen steht zu unterst mit 6 Professuren und 18 (allerdings fest dotierten) Lektoren. Während die großen europäischen kontinentalen Hauptstädte reich dotierte technische und Handelsschulen oder Akademien besitzen, in denen Kaufleute für ihren Beruf und Beamte für den Staatsdienst im Osten herangebildet werden, sind die englischen zum Vergleich stehenden Institute von großer Bedeutungslosigkeit. Die ganze Schuld liegt an den besonderen Umständen, wodurch die englische Zentralregierung ganz davon befreit war, etwas für die Organisation des höheren Unterrichts zu tun. Rhys Davids hat eine vernichtende Kritik an den englischen Zuständen geübt, wo alles die höchsten Unterrichtszwecke betreffende den lokalen privaten Korporationen überlassen ist, von denen die eine der anderen Studenten und Stiftungen abjagt, und die alle unreellen Wettbewerb durch Anlockung von Professoren durch höhere Gehälter, von Studenten durch niedere Kollegiengelder und Freiplätze treiben. Bei diesem Vortreten der lokalen Interessen sind die die nationale Allgemeinheit betreffenden gänzlich vernachlässigt geblieben. Nur das hinreißende Interesse an den orientalischen Studien selbst hat diese vorwärts gebracht; aber es war nur ein historisches, kein philologisches Interesse. Die Philologie war nur Mittel zum Zweck und nicht der Endzweck. Orientalisches Studium bedeutete in England die Entzifferung alter Literaturen, die reich an Historie sind. Es war das Studium der Entstehung aller großen Religionen und ihres Fortlebens durch die Jahrhunderte; es war auch das Studium der großen philosophischen orientalischen Systeme, der politischen und sozialen Zustände. Aber die reiche philologische Mine blieb tatsächlich unbearbeitet und doch liegen ihre Goldklumpen an der Oberfläche, und die Vernachlässigung von seiten der Regierungen und von seiten der Sitze der Wissenschaften können das Herankommen des Tages nur hinausschieben, an dem der Wert der orientalischen Philologie als solcher gleichmäßig erkannt wird. — In Deutschland hat die orientalische Philologie ihren Selbstzweck wohl erkannt; aber sie hat dabei niemals vergessen, daß für den Orientalisten die Geschichte, die große Lehrmeisterin der Menschheit, eins ist mit der Philologie. Dadurch mit hat sie sich auf die Stufe der Anerkennung erhoben, welche ihr von allen Seiten bereits willig und neidlos zugestanden wird. Vieles haben die vergangenen Generationen noch dem Auslande — allerdings wohl mehr Frankreich als England — zu verdanken gehabt (s. die Kuhnsche Rektoratsrede „Der Einfluß des arischen Indiens auf die Nachbarländer im Süden und Osten", München 1903).

*

Erschöpfung des Elfenbeins.

* Die Jagd auf Elefanten wurde, wie wir der Zeitschrift für Sozialwissenschaft entnehmen, in den letzten Jahren so rücksichtslos betrieben, daß in nicht allzu ferner Zeit der Vorrat an Elfenbein erschöpft sein wird, falls nicht noch rechtzeitig unter den interessierten Kolonialmächten ein Uebereinkommen zur Schonung desselben zustande kommt. Es wurde konstatiert, daß in Afrika, dem bedeutendsten Depot dieses Produktes, jährlich 70,000 Elefanten getötet werden. Diesen „Raubbau" kann selbst ein Kontinent wie Afrika auf die Dauer nicht ertragen, noch dazu, wenn es sich um ein Tier handelt, das sich so langsam vermehrt wie der Elefant. Südlich vom Zambesi ist der Elefant überhaupt schon ausgerottet und es kommt nur zufällig noch dann und wann Elfenbein nach der Kapkolonie. Der Hauptstapelplatz ist heute noch Mozambique. Der fortwährende Rückgang in der Gewinnung von Elfenbein und dessen ausgedehnter Verbrauch zu industriellen Zwecken nötigte zur Verarbeitung von Surrogaten, hauptsächlich Celluloid, das bei vielen billigen Artikeln das erstere bereits verdrängt hat. Das sogenannte vegetabile Elfenbein wird aus der Nuß einer Palme gewonnen und wird weniger verwendet. Dafür spielen aber die Zähne des Rhinozeros eine gewisse Rolle; es wurden hiervon 1902 aus Sansibar im Werte von 45,000 Rupien ausgeführt. Elfenbein wurde für 1,583,000 Rupien gegen 1,718,000 im Jahre 1901 exportiert. Die Hauptabnehmer waren Amerika mit 654,000, Europa mit 525,000 und Indien mit 404,000 Rupien. Von der europäischen Quote verbrauchte England allein 335,000 Rupien, der Rest verteilte sich auf die übrigen Länder.

*

Kleinere Mitteilungen

* Im Weimarer Goethe-Schiller-Archiv hat, wie der Vossischen Zeitung gemeldet wird, Geh. Hofrat Dr. Bernhard Suphan eine äußerst interessante Ausstellung von Vorarbeiten Schillers zu „Wilhelm Tell" veranstaltet, alte Drucke, handschriftliche Dokumente, Karten u. s. w.. In die Zeit der Vorbereitung führt ein Heft in Großfolioformat voller Exzerpte und Notizen: Aufzeichnungen zur Geschichte wechseln darin mit topographischen Vermerken und Niederschriften über Motive aus der Welt der Sagen. Die einfachen Regeln zur Wetterbeobachtung, wie sie der Bergbewohner der Natur abgelauscht hat, sind sorgsam gebucht, wie sie vornehmlich in der ersten Szene des Schauspiels zur Verwendung gekommen sind. Aber auch schon zur Fabel des Stückes, zum Stoffe selbst, sind gewichtige Momente zu Papier gebracht. Mitten in die Ausführung versetzt uns ein beschnittenes Quartblatt, das Fragmente aus der ersten Szene des fünften Aktes enthält, die Wechselreden der Eidgenossen über den Tod des Kaisers Albrecht, noch ohne nähere Bezeichnung der Sprechenden und mit allerlei Abweichungen von der endgültigen Fassung des Textes. Eine weitere Entwicklung stellt sodann ein anderer, in photographischer Wiedergabe ausgestellter Passus derselben Szene dar, ein Stück aus dem Bericht Melchthals von der Erstürmung der Zwingburgen. Die zahlreichen Korrekturen jedoch, die Abweichungen von der endgültigen Niederschrift lassen auch in diesem Stücke eine dem ersten Entwurfe noch ziemlich nahestehende Ausfertigung erkennen. Einer Reinschrift scheint schließlich der schmale Streifen angehört zu haben mit Stellen jener berühmten Rede des alten Attinghausen an seinen Neffen (2. Aufz., 1. Szene); auf diesem unscheinbaren Zettel haben jene Worte ihre letzte Gestalt gewonnen, die mit unvergleichlicher Wucht in die Seele des Volkes gefallen sind. Auch ein Bild des Komponisten der Tellmusik, des herzoglichen Hofkonzertmeisters Franz Seraph v. Destouches (1772 bis 1844) ist beigefügt.

* Archäologischer Fund. In Abenheim bei Worms fand man unlängst ein fränkisches Gräberfeld. Ferner wurden ein Kurzschwert und zwei Tonkrüge von seltener Form geborgen. Beim Kiesgraben fand man ein Grab mit einem großen Kruge, bei dem ein Tonring lag. Herr Prof. Dr. Weckerling aus Worms, der Leiter des Paulusmuseums, ist der Ansicht, daß er aus dem 4. Jahrhundert vor Christi Geburt stammt. Der Krug, welcher zerbrach, aber von Hrn. Weckerling wieder zusammengesetzt wurde, ist im Paulusmuseum aufgestellt worden.

Bü. Archäologisches aus Griechenland. Der zum Professor der klassischen Archäologie an der Universität Athen nunmehr ernannte bisherige Generalinspektor der Altertümer Kawwadias hat unter den Ausgrabungsstücken von Delphi die Doubletten ausgesucht, die demnächst nach Paris gebracht werden sollen, da die Franzosen die Ausgrabungen bei Kastri veranstaltet hatten. — Das englische archäologische Institut in Athen hat die Erlaubnis zur Veranstaltung von Ausgrabungen in Lakonika erhalten.

* **Ein Paracelsus-Denkmal in Salzburg.** Man trägt sich in Salzburg mit der Absicht, dem großen Naturforscher, Arzt und Philosophen der deutschen Renaissance Theophrastus Paracelsus in dieser Stadt, wo er begraben liegt und auch einen großen Teil seines Lebens zugebracht hat, ein Denkmal zu errichten. Die Anregung ging von Dr. Franz Strunz in Berlin (Groß-Lichterfelde) aus, der der Biograph Paracelsus' ist und auch seine Schriften herausgibt.

* **Aus des Klinikers Karl Gerhardt Würzburger Studentenzeit** berichtet der jüngst verstorbene schweizerische Fabrikinspektor Fridolin Schuler in seinem Buch (Erinnerungen eines Siebzigjährigen, Verlag Huber in Frauenfeld) ein hübsches Erlebnis. Zu Ende des Semesters war es um Gerhardts Kasse schlecht bestellt. Fatalerweise enthielt sein Geldbeutel nur noch wenige Kreuzer, ein Teil seiner Freunde war nicht viel besser daran; der andere hatte längere Reisen vor und konnte ihm nicht aushelfen. „Kurz entschlossen," erzählt Schuler, „trat Gerhardt eines Morgens früh die Reise nach der 16 Stunden entfernten (pfälzischen) Heimat zu Fuß mit dem Tornister auf dem Rücken an. Kaum aber hatte er etwas über die Hälfte seines Weges zurückgelegt, fand er zahlreiche Exemplare einer seltenen (von ihm zuerst beschriebenen und deshalb vom Botaniker Schenk nach seinem Namen benannten) Pflanze. Die durften nicht verloren gehen. Im nächsten Dorfe wurden die letzten Kreuzer für ein Brötchen und vor allem für Papier zum provisorischen Einlegen der Pflanzen ausgegeben, dann aber Umkehr nach Würzburg beschlossen, wo Gerhardt alles Nötige zur rechten Versorgung seiner botanischen Beute besaß. Die Nacht überraschte den eifrigen Sammler — aber wie ein Nachtquartier und Essen bekommen, unbekannt und ohne Geld? Er wußte bald Rat, legte sich auf freiem Felde auf einen dürren Kleehaufen und versuchte zu schlafen. Aber es wollte nicht gelingen. Plötzlich fiel ihm ein, daß diese Nacht die Zeit der großen alljährlichen Sternschnuppenfälle sei. Die wollte er beobachten. Er hatte Glück; denn seit Jahrzehnten war kein so gewaltiger Sternschnuppenfall erfolgt. Er verstand es aber auch den günstigen Zufall auszunutzen. Rasch erhob er sich von seinem Lager, eilte nach Würzburg zurück, wo er am frühen Morgen ankam, schrieb einen hübschen Bericht, den er der Würzburger Zeitung anbot. Sie honorierte ihn gut, und im Triumph fuhr mein Freund, nachdem er seine Pflanzen wohl besorgt, im Postwagen und noch mit etwas Geld in der Tasche nach Hause."

Hochschulnachrichten.

* **Göttingen.** Der außerordentliche Professor der Kunstgeschichte Dr. Karl Neumann in Göttingen hat einen Ruf nach Breslau erhalten.

hc. **Münster.** Der bekannte Physiker und Entdecker der Kathoden-Strahlen, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Wilhelm Hittorf, Mitglied der preußischen und bayerischen Akademie der Wissenschaften, feiert am 27. März seinen 80. Geburtstag.

* **Halle.** An Stelle des an das Städelsche Institut nach Frankfurt a. M. berufenen Professors Dr. Ludwig Justi ist der außerordentliche Professor der Grazer Universität Dr. Joseph Strzygowski als Ordinarius der Kunstgeschichte nach Halle berufen worden.

dr. **Jena.** Die Universität Jena ist seitens der Regierungen in Kenntnis gesetzt worden, daß der Zulassung von Frauen, soweit sie die Bedingungen dafür erfüllen, zu der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen und zu sonstigen das Studium abschließenden Prüfungen grundsätzliche Bedenken nicht entgegenstehen.

* **Eine Ausstellung studentischer Stammbücher** im städtischen Museum Jenas hat lebhafte Aufmerksamkeit hervorgerufen. Die reichhaltige Sammlung ist Eigentum des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe. Die Bilder der Stammbücher bieten durchweg Darstellungen aus dem alten Jenaer Studentenleben mit den verschiedensten Teilen Alt-Jenas und seiner Umgebung im Hintergrund. Alles, was sich in den Burschenjahren abspielt und namentlich Jenaer Eigenart trägt, von der Ankunft des Fuchses an bis zum Doktorschmaus, Aufzüge, Ständchen, Mensuren auf dem Markte, Spritzfahrten nach den Kreisdörfern u. s. w., ist durch teilweise ganz vortreffliche Bilder wiedergegeben, die einen wahrhaften studentischen Schatz bilden. Einzelne sind schon in den in den letzten Jahren herausgegebenen größeren Werken über deutsches Hochschulleben von Dr. Fabricius, Grabein u. a. wiedergegeben, andere kommen jetzt als Lichtbilder in den Buchhandel. Das Hamburger Museum will sich von der Sammlung nicht trennen.

* **Wien.** Am 20. Februar hat Hofrat Professor Dr. Ludwig Boltzmann seinen 60. Geburtstag gefeiert, wobei ihm eine Festschrift überreicht wurde, die Arbeiten von 135 Fachgelehrten enthielt. Dieser Umstand spricht am besten für die große Beliebtheit, deren sich der Jubilar erfreut, und für die Anerkennung, die seinen grundlegenden Arbeiten auf mathematischem und physikalischem Gebiete gezollt wird. Die Festschrift ist bei Johann Ambrosius Barth in Leipzig erschienen.

* **Basel.** Dem Direktor der Heil- und Pflegeanstalt Friedmatt und ordentlichen Professor der Psychiatrie an der hiesigen Universität, Dr. Wille, ist die Entlassung auf 1. September bewilligt worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Georg Rothe: Stimmungen. Leipzig 1904. Modernes Verlagshaus (Curt Wigand). 93 S. — „Ein Leben". Gesammelter Nachlass von Walter Oemisch. Hrsg. von Marta Fahr. Mit einem Vorwort von Dr. Max Preis. Ebenda 1904. 180 S. — Dr. Jakob J. Hollitscher: Friedrich Nietzsche. Darstellung und Kritik. Wien und Leipzig 1904. Wilhelm Braumüller. 270 S. — Kunsterziehung. Ergebnisse und Anregungen des zweiten Kunsterziehungstages in Weimar, am 9., 10., 11. Oktober 1903. Deutsche Sprache und Dichtung. Leipzig 1904. R. Voigtländer. 282 S. — Otto Anthes, Oberlehrer in Lübeck. Dichter und Schulmeister. Von der Behandlung dichterischer Kunstwerke in der Schule. Ebenda. — Katharina Zitelmann: Die berühmte Frau. Novelle. Berlin 1903. Albert Goldschmidt. 109 S. — O. Heller: Gertruds Freund. Künstlerblut. Zwei Novellen. Ebenda 1904. 101 S. — A. Memminger, Redakteur und Abgeordneter: Das verhexte Kloster. Nach den Akten dargestellt. Würzburg 1904. Memmingers Verlagsanstalt. 273 Seiten.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen **Anfragen oder Bestellungen,** welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung

angekündigten,

besprochenen

oder zitierten

Bücher und Verlagswerke

erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung

beziehen zu wollen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Verlag von J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel), Straßburg i. Els.

Als Konfirmationsgeschenk empfohlen:

Am Scheidewege.

Richtungen und Leitsterne für unsere ins Leben hinaustretenden Söhne

von (6448)

Dr. Heinrich Veil,

Direktor des Protestantischen Gymnasiums in Straßburg.

Preis broschiert M. 5.—, eleg. gebd. M. 6.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 26. März. Nummer 71.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Stille Bücher. Von O. B.

Eine neue Shakespeare-Biographie. Von Dr. Ernst Traumann (Heidelberg).

II. Bücher und Zeitschriften.

Allgemeines Statistisches Archiv.

III. Allgemeine Rundschau.

Aus der Geschichte des Jadebusens. — **Kleinere Mitteilungen.**

IV. Hochschulnachrichten.

Stille Bücher.

Stille Bücher sind wie stille Menschen: wir müssen häufig erst längere Zeit mit ihnen umgehen, ehe wir den Kern ihres Wesens erfassen. Sie drängen sich nicht durch blendende Aeußerungen, durch Geistesblitze und überraschende Gedankenreihen unserer Aufmerksamkeit auf, sondern erwarten bescheiden, daß wir uns ihnen nähern, daß wir ihre guten Seiten herausfinden, ihren Wert ahnungsvoll und nachdenkend verspüren. Deshalb verlangen sie von uns größere geistige Selbsttätigkeit und Anspannung, als die in der Handlung lebhaft bewegten oder in der Form besonders geistreichen dichterischen Werke; sie rechnen in höherem Grade als diese auf des Lesers mitdichtende und mitempfindende Fähigkeit, weil ihnen selbst die Gabe der leichten Mitteilsamkeit abgeht und ihre nur nach innen gerichtete Phantasie häufig der Ergänzungen durch des Lesers eigene Vorstellungen für die äußeren Vorgänge bedarf. Aber gerade aus diesem Grunde erringen sie — wie ja oft auch die stillen Menschen — besonders dauernde und festbegründete Freundschaften. Je größer die Mühe ist, mit der man etwas erwirbt, desto fester hält man bekanntlich das Erworbene am Herzen. Auch nur die Kunstwerke, die uns auf den ersten Blick nicht gleich alles sagen, in deren innerstes und wahrstes Wesen wir erst durch anhaltende Hingabe an sie einzudringen vermögen, werden uns zu wirklichen Freunden. Wir sollen nicht künstlerisch genießen wollen, ohne dabei etwas Eigenes, etwas von unserem Herzblute als Gegengabe zu spenden, ebenso wenig wie wir etwa Freundschaft und Liebe gewinnen können, ohne selbst Freund zu sein und wiederzulieben.

Aber nicht nur in der strengeren und angespannteren Anteilnahme, die sie vom Leser fordern, besteht das Wesen und der eigentümliche Reiz der Bücher, die wir die stillen nennen wollen. Noch mehr als die künstlerische Mittätigkeit, die durch sie in uns angeregt wird, ist in den meisten Fällen für uns die Einwirkung von Bedeutung, die sie auf das ethische Mitempfinden ausüben. Weil solche Bücher niemals in der Buntheit und Spannung der äußeren Handlung ihr Schwergewicht suchen, greifen sie besonders stark in des Lesers eigenes Seelenleben ein. Sie sind häufig selbst nur Seelengeschichten, im eigentlichen Sinne dieses Wortes. Indem sie Abgründe aufdecken, die in der Seele eines jeden Menschen ruhen, oder die Höhe des Empfindungslebens darzustellen suchen, auf die sich in besonderen Lagen des Lebens auch das einfachste Gemüt zuweilen versetzt fühlt, rufen sie in unserem Inneren die Obertöne hervor, die mit dem vor unseren Augen sich abspielenden Seelenleben im Buche erst einen vollen Zusammenklang ausmachen. Das seelische Leben ist ein Gebiet, auf dem es keine Rangunterschiede und keine örtlichen Einflüsse gibt. Mag die karge äußere Fabel sich an Fürstenhöfen oder in Arbeiterhäusern, in der Großstadt oder im entlegenen Bauerndorfe, im hohen Norden oder im heißen Süden unserer Hemisphäre abspielen, die elementaren Bestandteile der eigentlichen, inneren Handlung sind überall die gleichen und finden deshalb in der Brust jedes der Mitempfindung fähigen Lesers, mag er nun hoch oder niedrig stehen, mag er dem oder jenem Stande, dem oder jenem Volke angehören, die wenigstens annähernd gleichen Anklänge. Die stillen Bücher sind deshalb in eminentem Sinne intersozial und international; das äußere Kolorit, das sie von der gesellschaftlichen Stellung der in ihnen auftretenden Persönlichkeiten oder von dem Orte der Handlung empfangen, übt häufig nur eine ganz nebensächliche, vom Leser kaum empfundene Wirkung aus; sie erhalten ihre Hauptfarben von der Intensität des Allgemeinmenschlichen, das in ihnen dargestellt wird. Nur dieses aber übt auf unser ethisches Mitempfinden eine dauernde Anziehung aus. Denn wir werden hierdurch auf uns selbst und auf die Vorgänge in unserem eigenen Innern hingeführt; wir entdecken analoge Erscheinungen in unserem eigenen Seelenleben; unsere Selbsterkenntnis wird geschärft und das Bewußtsein für manche Regungen in uns, die nur unklar und dumpf, wenn auch häufig quälend genug bisher empfunden wurden, erscheint nun erwacht.

Aus solcher Wirkung auf die Selbstbeobachtungslust, die in eines jeden einigermaßen nachdenklichen Menschen Brust ihre Fühler nach innen wie nach außen hin ausstreckt, wie aus der unbewußten Freude am mittätigen, künstlerischen Ergänzen, zu dem der den stillen Büchern eigene Mangel an äußerer Lebhaftigkeit den Leser häufig nötigt, erklärt sich die Bedeutung, die solche Bücher für uns gewinnen können. Sie werden selten eine laute und breitere Beachtung finden. Hierin geht es ihnen wie den stillen Menschen, die auch niemals in großer Gesellschaft glänzen. Aber sie erobern sich, wie diese, hier und da gute und treue Freunde, ohne daß man in der Oeffentlichkeit viel davon merkt, und wenn diese Freunde zufällig einmal zusammenkommen und die Rede auf den Gegenstand ihrer Verehrung und Freundschaft fällt, entdeckt man zum gegenseitigen Erstaunen, daß ihre Zahl gar nicht so gering ist. Es gibt — glücklicherweise! — auch in der Literatur, wie auf den anderen Kunstgebieten, neben der lauten Tagesmeinung, die nur am Oberflächlichsten haftet, noch stille Unterströmungen, von denen die eigentlichen künstlerischen Werte getragen werden. Gar mancher Künstler oder Schriftsteller, der sich verkannt wähnt, weil die breite Oeffentlichkeit seinen Namen nicht täglich im Munde führt, ahnt vielleicht gar nicht, daß er doch seine kleine, wenn auch nicht fest in sich geschlossene Gemeinde hat, daß er hier und dort durch seine stillen Werke stille Freunde erworben hat, die ihm viel verdanken. Manchem Schaffenden kommt die Kunde von solchem Freundestum erst so spät zu Ge-

hör, daß sie ihn nicht mehr für die früheren Enttäuschungen trösten kann; manchen erreicht sie überhaupt nicht mehr am Leben und die Nachwelt erst feiert im schönen Zusammenschluß sein Andenken. Aber tröstlich für die Allgemeinheit der Schaffenden wie der Mitgenießenden muß es doch immer bleiben, daß auch die stille Wirkung in die Ferne von dem lauten Treiben, wie es heute auf künstlerischem wie auf literarischem Gebiete herrscht, noch nicht ganz erdrückt ist und wohl auch niemals ganz erdrückt werden wird. Wie die stillen Menschen auf die Dauer oft die stärkste Wirkung auf ihre engere Umgebung ausüben, so geht es auch mit den stillen Büchern. Freilich bleibt auch für sie der Kreis der Freunde häufig nur ein enger; aber was tut das? Die Masse behält nie recht im geistigen Leben.

•

Auch die beiden stillen Bücher, von denen ich im folgenden reden will — der Roman „Die stumme Mühle" von Otto v. Leitgeb[1]) und die Erzählung „Zwei Seelen" von Wilhelm Speck[2]) — werden schon allenthalben ihre stillen Freunde gefunden haben, und es liegt durchaus nicht in meiner Absicht, durch diese Besprechung ihnen etwa den Weg in die sogenannte „breitere" Oeffentlichkeit bahnen zu wollen. Für diese sind sie nicht geschaffen. Es geht ihnen zunächst das ab, was man „Aktualität" nennt, d. h. die Bezugnahme auf Erscheinungen des öffentlichen Lebens, die augenblicklich besonders eifrig erörtert werden. Sie sind weder soziale Romane im engeren Sinne dieses Wortes, noch behandeln sie etwa das Militärleben; auch keine Spur von der falschen Romantik und der überspannten Empfindsamkeit der jüngsten Dichtungsmoden ist in ihnen zu bemerken. Dann entbehren beide auch einer verwickelteren und durch mannigfache äußere Lebensschicksale bunt und spannend gestalteten Handlung; und nicht einmal ein scharf ausgeprägtes örtliches Kolorit ist ihnen eigen, so daß auch die Schwärmer für Heimatkunst bei ihrer Lektüre nicht sonderlich auf ihre Kosten kommen würden. Es sind eben stille Bücher; es sind breit angelegte Darstellungen alltäglicher Lebensvorgänge auf dem Untergrunde einer tief erfaßten Seelenanalyse; ihre Stärke und ihre Wirkung beruhen auf dem tiefen Eindringen in die heimlichen Kämpfe, die in jedes Menschen Brust sich abspielen.

Wo Kämpfe sich abspielen, muß auch von Siegen oder von Niederlagen die Rede sein, und Seelengeschichten können unser Mitempfinden nur in Anspruch nehmen, wenn gewisse, ethisch bedeutsame Entscheidungen, sei es zum Guten oder zum Bösen hin, vor unseren Augen sich vollziehen. Denn erst aus diesen gewinnen wir den Eindruck des Bedeutsamen und Vorbildlichen in dem geschilderten Widerstreit auch für unser eigenes inneres Leben. Wie für die Wirkung der Tragödie auf den Zuschauer die Katharsis als höchstes Ziel des Aufbaues dem Dichter vor der Seele schweben soll, muß auch die epische Darstellung eines seelischen Konfliktes im Grunde eine Läuterung verworrener Empfindungen anstreben, die aus seinem Werke in die Brust des Lesers hinüberstrahlt. Aus dem Auf- und Abwogen der sich widerstreitenden Willensbewegungen, aus der folgerichtigen Motivierung des Sieges der einen über die anderen gewinnt der Zuschauer bei solchem Kampfe eine Klärung des eigenen Inneren, und je mehr er sich selbst und das unaufhörliche Widerspruchsvolle in der eigenen Seele zu beobachten gelernt hat, desto inniger wird seine Teilnahme an den im Romane fallenden Entscheidungen sein.

Die beiden Erzähler, deren obengenannten Werke uns heute beschäftigen, haben den Entscheidungen, zu denen sie ihre Menschen aus verworrenen inneren Zuständen herausgelangen lassen, den Charakter von Siegen verliehen; beide lassen ihre Hauptpersonen zu einem inneren Frieden sich durchringen, der wie freundlicher Abendsonnenschein auf den unter harten Kämpfen vollbrachten Tag sein Licht zurückstrahlt. Dieser gemeinsame Zug gibt ihrer Darstellung, so verschieden diese sonst ist, auch den gleichen Charakter eines großen Optimismus der Lebensanschauung, einer inneren Heiterkeit, die von Anfang an uns in ihrem Banne hält und die Lektüre der beiden Bücher zu einem festlich-stillen Genusse gestaltet. Besonders aus dem Romane Otto v. Leitgebs klingt uns gleichsam der Frieden einer pastoralen Symphonie entgegen; die inneren Stürme, die über die Seelen der einfachen, noch dazu in durchaus ländliche Umgebung gestellten Persönlichkeiten in diesem Werke hinwegziehen, lösen sich in wonnige Frühlingsschauer auf, und die freundliche Stille eines heiteren, zukunftreichen Abends ruht am Schlusse über dem Ganzen. Das überrascht einigermaßen bei diesem Schriftsteller, der in seinen früheren Werken sich mit Vorliebe die Stoffe aus dem leidenschaftlichen Süden und die Konflikte aus einer auch äußerlich lebhaft bewegten Umgebung nahm. Aber die neue Tonart bedeutet entschieden einen Fortschritt in seinem Schaffen, denn ein Zug des Ausgeglichenseins verklärt seine Darstellung, und die Verinnerlichung der Motive bringt sehr bedeutungsvolle dichterische Eigenschaften dabei zur Auslösung.

Mit großer Feinheit hat der österreichische Romanschriftsteller vor allem dargestellt, wie ein in den besten Jahren seines Lebens aus seiner literarischen Laufbahn herausgeworfener und in das enge Dasein eines bäuerlichen Gutsbesitzers gebannter Mann sich von dem drückenden Gefühl einer alten Lebensschuld zu innerer Freiheit losringt. Er dämmerte unter diesem Gefühle in einem halbwachen Zustande dahin, bis die langsam in ihm aufkeimende Liebe zu der Frau seines besten Freundes, des Besitzers der stummen Mühle im Talgrunde, sein Wesen zu energischer Erfassung des Lebens aufrüttelt. Denn innerlich sühnt er die frühere leichtsinnige Verschuldung gegen ein flüchtig geliebtes Mädchen nun durch die strenge Selbstzucht, mit der er die neue Liebe in seinem Herzen zur Selbstaufopferung erhöht und verklärt. In einen zarten Glanz hat die Kunst des Dichters die neue, befreiende Liebe in dem Herzen des mit sich selbst ringenden Mannes einzutauchen verstanden. Auch der Gegenstand dieser Liebe, die Frau des Freundes, erscheint von diesem Glanze umflossen. Sie, die zarte Städterin, die im Schatten des Mühltales dahinwelkt, wird sich des süßen Geheimnisses, das auch ihr Herz und ihr Dasein bis dahin wie ein beseligendes Rätsel erfüllte, erst am Ende ihrer Tage bewußt; es ist der letzte Sonnenstrahl, der ihr scheidendes Leben verklärt. Ihr Tod aber läßt den Mann zu einem neuen und tätigen Leben erwachen, denn sein Wesen ist nun mit einem Inhalte erfüllt, an den kein Schuldgefühl mehr heranreichen kann, mit der Erinnerung an das geliebte Weib, dem er in Reinheit und Selbstüberwindung bis zum Grabe zur Seite gestanden.

Dieses langsame Sichlosringen eines tüchtigen und wahren Menschen von einem lähmenden Schuldgefühle ist in durchaus einfachen Zügen dargestellt. Oft hat der Dichter den inneren Kampf nur angedeutet; er überläßt es dem Leser, sich die Empfindungen des unruhevoll aus einem qualvollen Zustande heraus nach innerer Klarheit strebenden einsamen Mannes auszumalen. Oder er macht es klar durch die Gegensätzlichkeit der schlichten und praktischen Personen, die seinen kleinen Lebenskreis bilden. Das sind entschieden die feinsten dichterischen Ausdrucksmittel, denn sie nehmen die größte mitdichterische Tätigkeit des Lesers in Anspruch. Aber auch in der Charakterzeichnung der Nebengestalten dieses Romanes offenbart sich diese schöne und vornehme Zurückhaltung in den dichterischen Ausdrucksmitteln. So einfach wie die Handlung selbst, deren Bestandteile eigentlich nur Vorkommnisse des gewöhnlichsten alltäglichen Lebens sind, sind diese Nebengestalten: tüchtige, praktische, aber durchaus feinempfindende Menschen, die sich gegenseitig im Leben stützen, soweit es nur ihre Kräfte vermögen, und zwischen denen keinerlei Falsch besteht. Alte Jugendfreundschaft verknüpft die beiden prächtigen Paare: den jungen Gutsbesitzer und seine ruhig-tätige Schwester mit dem rüstig vorwärtsstrebenden

[1]) Berlin, Egon Fleischel u. Co. 1903.
[2]) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1904.

Mühlenbesitzer und seiner zarten Frau, und diese innige Vertrautheit wird nie durch einen Mißton gestört. Nur auf solchem festen und ruhigen gesellschaftlichen Untergrunde kann sich aber der innere Kampf, den die Hauptgestalt durchzukämpfen hat, in der psychologisch feinen Vertiefung kund tun, mit der O. v. Leitgeb ihn schildert.

Der Titel dieses Romans hat für den Verfasser eine symbolische Bedeutung. „Trägt nicht eines jeden Herz eine Art von stummer Mühle in sich?“ so fragt er. — „Es gibt keinen Menschen, der vollkommen wäre. Nun denken Sie sich all das Unvollkommene, das Verfehlte und Verschuldete in einem Winkel seiner Seele versammelt. Dort wälzt sich beständig die Schlacke auf und nieder, von der wir uns nicht befreien können. Nie mehr im Leben sterben diese Sachen ab. Wie ein Rost, der sich uns angesetzt hat, oder wie ein unsichtbarer, schädlicher Pilz an einem Gewächse haften sie an uns. In denjenigen, die nicht vergessen können, ist ein Heer von Dingen lebendig, das sich im Stillen regt, Druck und Schmerzen bringt. . . Seufzer, Tränen kostet es und ist doch nicht zur Ruhe zu bringen. . . Es drehen sich im Stillen die dunklen Schicksale unseres Lebens, — die schwarzen Räder schleudern die Tränenflut empor, die darüber vergossen werden, die Gedanken, die Erinnerungen, Hoffnungen und Wünsche; Fürchten und Zweifeln geht fortwährend leise darüber hin und wühlt und mischt darin, und sucht dies harte Korn zu zermahlen, fließend zu machen — und doch kommen wir niemals damit zustande. — Als so etwas denke ich mir die wahre stumme Mühle.“

*

Auch die Hauptfigur des anderen der obengenannten stillen Bücher, der Speckschen Erzählung „Zwei Seelen“, trägt eine solche stumme Mühle in ihrer Brust; auch sie muß sich aus tiefem Verschulden und qualvollem Schuldgefühl zur inneren Freiheit, zu dem: „Dennoch! es ist Gutes in dir!“ herausarbeiten. Merkwürdige Uebereinstimmung in den Schlußmotiven dieser beiden Bücher: auch der Träger der zwei Seelen erlangt die Sühne; die wahre Befreiung von den Schlacken, die seinem Inneren anhaften, durch die reine und entsagungsvolle Liebe zu einem reinen Weibe. Im übrigen freilich haben die Handlungen in den beiden Büchern nichts gemeinsam. Die Erzählung von Wilhelm Speck, eines Pfarrers, der, wie es scheint, beruflich Gelegenheit hatte, tiefe Blicke in sogenannte „Verbrecherseelen“ zu werfen, schildert das Leben eines Verlorenen, der, von Jugend auf verwahrlost, von Uebeltat zu Uebeltat, vom Diebstahl zum Raub und schließlich sogar zum Morde geführt wird und doch ein guter, ein wahr und ehrlich empfindender, nach Seelenreinheit dürstender Mensch bleibt. Der Inhalt dieses Selbstbekenntnisses — die Erzählung ist in Ichform geschrieben — gehört zu dem Ergreifendsten, was ich je gelesen. Ohne etwa in sentimentale Schönfärberei zu verfallen, wie sie besonders gern von forensischen Verteidigern oder sonstigen Seelenrettern vorgenommen wird, legt der Verfasser das stete Aufstreben des jungen Mannes aus dem Lebenssumpf, in den ihn unglückliche Lebensumstände, persönliche Eitelkeit, Unerfahrenheit, Leichtgläubigkeit und ein phantastischer Sinn gestürzt haben, in außerordentlich feiner psychologischer Motivierung dar. Es ist das Jammern einer unglücklichen, das Gute und Hohe im Leben mit wahrer Leidenschaftlichkeit liebenden Seele um Erlösung von sich selbst; das Aufstöhnen des Guten im eigenen Innern unter dem Joche des Bösen, das ebenda wohnt. Im wilden Aufbäumen aller edlen Lebensinstinkte erschlägt schließlich der vor dem Gesetze Verlorene den Genossen, in dessen Gemeinschaft er dem Zuchthause entflohen war, und fügt zu seinen übrigen Verbrechen noch den Mord — aber das ist der erste Schritt zu seiner inneren Befreiung. Denn er war ja nur dem Zuchthause entsprungen, weil er in der Freiheit wieder ein guter Mensch zu werden hoffte; den Genossen, der ihn in diesem Vorhaben hinderte, schleuderte er von sich und mit ihm allen Samen zu weiteren Uebeltaten. Ungekannt gelingt es ihm, in einem entlegenen Gebirgsdorfe Bayerns Unterkunft und Arbeit zu finden. In freier Hingabe und Aufopferung wird er, der fremde Schneidergeselle, nach dem Tode seines Arbeitgebers die Stütze der Witwe und ihrer Kinder, der Erretter der Familie vom wirtschaftlichen Ruin. Er lernt ein braves Mädchen kennen und lieben, und weiß, daß sie ihn wieder liebt. Aber als er eben von ihr den Verlobungskuß empfangen, steigt die Vergangenheit wieder drohend in seinem Inneren auf; die stumme Mühle in ihm schleudert ihre schwarzen Schlacken über die Räder. Er wird sich bewußt, daß er, wenn er das geliebte Mädchen an sich fesselt, im Begriff ist, ein neues, und zwar das schwerste, das unsühnbare Verbrechen zu begehen. So verschwindet er heimlich aus dem Gebirgsdorfe, kehrt in seine Heimat zurück und stellt sich dem Gerichte. Er hat durch diesen alle frühere Schuld sühnenden Entschluß seine wahre Freiheit erlangt, wenn er auch nie mehr erfahren wird, „was es für Bäume sind, die draußen vor dem Fenster seiner Zelle rauschen“.

Wie in dem Leitgebschen Romane herrscht auch in dieser Erzählung die größte Einfachheit der äußeren Handlung. Auch ihr Verfasser weiß die künstlerisch so wirksame Zurückhaltung und Mäßigung in den rein technischen Darstellungsmitteln meisterhaft walten zu lassen. Es sind nicht farbenprächtige oder besonders figurenreiche und durch Lebhaftigkeit der Anordnung wirkende Bilder, die er vor uns entrollt, sondern eher in starkzügiger Holzschnittmanier ausgeführte Zeichnungen. Aber wie trefflich sitzt jeder Strich, wie scharf führen alle Linien auf den Mittelpunkt, auf den wehvollen Kampf in der Seele dieses Verbrechers hin! Das ist wahre, aus einem reichen Innern quellende Kunst, nicht eine lediglich geschickte und die Effekte mit sicherer Ueberlegung herausarbeitende Technik.

Auch hinsichtlich ihrer Sprache gehören unsere beiden stillen Bücher zu den dichterischen Erzeugnissen, die mit Bedacht und immer wieder genossen sein wollen. Denn gerade die einfache, ruhig dahinfließende, an wenigen Stellen nur stürmisch erregte Ausdrucksweise, wie sie in diesen beiden Werken dem in einfachen Zügen entwickelten Inhalte entspricht, entfaltet ihren Zauber nur dem stillen, geduldigen Leser. Aber dieser Zauber ist groß, besonders in der Speckschen Erzählung. Man bemerkt, daß nichts Gefeiltes, künstlich Erwogenes und Bedachtes an diesem Stile ist, sondern daß er in seiner ruhigen Sachlichkeit den klaren Gedankenreihen des Verfassers entsprungen ist. Man bemerkt vor allem auch an diesem Stile — und zwar in beiden Büchern — daß die Werke nicht hastige Erzeugnisse schnellfertiger Federn sind. Ihre Schöpfer haben den Inhalt wohl tausendfach erst in ihrem Innern herumgewälzt und in allen seinen erdachten Einzelheiten in sich nacherlebt, ehe sie sich zum Schreiben niedersetzten. Es sind auf diese Weise stille Bücher geworden; Bücher, die uns erst ihr ganzes Innere enthüllen, wenn wir uns immer und immer wieder mit ihnen beschäftigen und gabenheischend an sie herantreten. Aber es sind auch gute Bücher geworden, und wir beglückwünschen alle, denen sie in die Hände gelangen, zu dieser Bekanntschaft.

O. B.

Eine neue Shakespeare-Biographie.

Von Dr. Ernst Traumann (Heidelberg).

Noch immer lebt Shakespeare in der Vorstellung vieler Menschen als eine mythische Gestalt, welche die Himmlischen einst auf die Erde sandten und sein heroisches Werk tun ließen, um ihn, ihren Liebling, sodann unter die Ihrigen aufzunehmen und also auf ewig den Augen der Sterblichen zu entrücken: ein Halbgott, der, alles Irdischen entkleidet, sich flammend vom Menschen geschieden hat. Der Unsinn der Bacon-Legende gar, welcher auch heute noch in der Zweifelsucht und Sensationslüsternheit der Menge einen Nährboden findet, hat die Persönlichkeit des Dichters völlig zu tilgen versucht. Und doch ist es durch eine Fülle unanfechtbarer Zeugnisse beglaubigt, daß der Schöpfer der

gewaltigsten aller Menschenbildnisse im Leben den Namen Shakespeare getragen hat. Deutlich ist er in den Aeußerungen seiner Zeitgenossen bezeichnet, in den giftigen Ausfällen seiner Rivalen Nash und Greene, in der entschuldigenden Vorrede, womit das Pamphlet des letzteren vom Herausgeber Chettle begleitet wurde. Die Tagebücher des Dr. Forman und des Theaterdirektors Henslowe, die von den Aufführungen Shakespearescher Stücke berichten, Meres' „Palladis Tamia", ein „Schatzkästlein des Geistes", worin der Dichter mit den anderen Poeten des englischen Parnasses verglichen wird, sprechen unzweideutig von einer zeitgenössischen Persönlichkeit seines Namens. Edmund Spenser, als Lyriker sein größter Nebenbuhler, besingt den edelsten der Schäfer, dessen Muse geradeso wie sein Eigenname — der Speerschüttler — heroischen Klang habe; John Webster, Digges, Hugh Holland preisen ihn, den Sohn ihrer Zeit, als den feinen (gentle), den honigzungigen, bis schließlich Ben Jonson in dem berühmten Nachruf der Folio vom Jahre 1623, in der Apostrophe an den „süßen Schwan vom Avon" der allgemeinen Bewunderung den klassischen Ausdruck lieh. Frühzeitig ist die Tradition geschäftig. Schon vom Jahre 1602 ist uns in John Manninghams Tagebuch eine Anekdote über ein Liebesabenteuer Shakespeares überliefert. Bald nach des Dichters Tode bemühen sich die Schauspieler Davenant, der für Shakespeares natürlichen Sohn galt und sich dessen selbst rühmte, und Betterton, in Stratford biographische Notizen zu sammeln. Ihnen folgen die Aubrey, Dowdall, Pope und Oldys. Fullers „Worthies" und die Denkwürdigkeiten des Vikars John Ward halten die Erzählungen über Shakespeares geselligen Verkehr mit seinen Kneipgenossen fest. Der Erzdiakon Davies, eifrig bemüht, den Dichter als Katholiken in Anspruch zu nehmen, beschließt die Reihe der Ueberliefernden. Noch im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts verfaßt Rowe die erste, wenn auch sehr dürftige Biographie des Dichters. Ihm folgten, um nur die bedeutendsten Namen zu nennen, Steevens, Malone, Drake, Knight — auch die Fälschung sehen wir in Ireland, Cunningham, Collier am Werke —, bis schließlich der gründlichste und sorgfältigste aller Sammler, Halliwell-Phillipps, jeder biographischen Forschung die breiteste und gesichertste Basis schuf. Ein gewaltiges Material von Urkunden ist aufgeboten: das Stratforder Kirchenbuch mit seinen Tauf-, Hochzeits- und Begräbnisprotokollen, die Rechnungen der dortigen Kämmerei, die Einträge der Buchhändlerregister, Aufzeichnungen eines Intendanten für die Hoflustbarkeiten, die Skizze des im Jahre 1596 bei Heralds College eingereichten Wappenschildes des Dichters, Urkunden über den Erwerb des stattlichen New Place zu Stratford und des dortigen Zehnten, Prozeßakten, Kaufverträge, das Exemplar von Montaignes Essays, worin der einzige Namenszug des Dichters enthalten sein soll, das Patent des König James, wodurch Shakespeares Truppe zur königlichen befördert wurde, Urkunden über den Hauskauf zu Blackfriars in London, Shakespeares Protest gegen die Einfriedigungen von Stratforder Ländereien u. a. m. — von den mehr oder weniger apokryphen Bildnissen ganz zu schweigen. Schon im Jahre 1876 hatte unser Karl Elze die Ergebnisse englischer und deutscher Forschung in seinem verdienstvollen, wenn auch wenig anmutenden Buche verwertet. In den 90er Jahren schrieb Georg Brandes seinen „William Shakespeare", ein Werk von stupender Gelehrsamkeit und scharfsinniger Kritik, dabei von tiefem Verständnis für Shakespeares Kunst, die Entwicklung seiner Persönlichkeit aus seinen Werken rekonstruierend, das Ganze ein flammender Protest gegen den frechen Schwindel der Bacon-Mythen.

Nun ist ihm Robert Hessen mit einem „Leben Shakespeares" gefolgt. In einem von der Verlagshandlung W. Spemann (Berlin und Stuttgart) prächtig ausgestatteten, mit zahlreichen Illustrationen — namentlich mit Ansichten der Stratforder Gedenkstätten — versehenen Bande unternimmt er es, das Leben des Dichters in einer fortlaufenden Erzählung darzustellen. Er führt uns in die Zeit des merry old England mit seinen fröhlichen Festen, mitten hinein in die bunte Fülle des damaligen Volkslebens; an die lieblichen, blumengeschmückten Ufer des Avon, in die Grafschaft Warwickshire mit ihrer sagen- und tatenreichen Vergangenheit, nach dem Stratford benachbarten Coventry mit seinen berühmten Mirakelspielen, wo Shakespeare vermutlich seine ersten künstlerischen Eindrücke empfing. Wir erleben den geschäftlichen und gesellschaftlichen Auf- und Niedergang seines Vaters, den Lateinunterricht Williams in der Schule des Gildenhauses, die — freilich durchaus unbeglaubigte — Lehrzeit des Jünglings, seine rasche Heirat mit Anne Hathaway, der schon so bald die Geburt einer Tochter folgt. Die häusliche Not und wohl auch der Unfrieden steigt — da entscheidet eine Jugendtorheit Shakespeares Schicksal: er muß, als Wilddieb gebrandmarkt, 21 Jahre alt, die Heimat verlassen und zieht nach London. In das London Elisabeths, der eitlen, sinnlichen Königin Beß, die ihre Person und Lüste über jedes Wohl des Staates setzte und doch das ungeheure Glück hatte, während ihrer Herrschaft die Vormacht des stolzen Spanien gebrochen und das protestantische Prinzip befestigt zu sehen; in deren Dienst sich trotz ihrer Günstlingswirtschaft ein Staatsmann wie Burleigh hielt; unter der ein Seefahrer wie Francis Drake, ein Krieger wie Philipp Sidney, der Held von Zütphen und Gravelingen, die Blume der englischen Ritterschaft, ein Gelehrter und Organisator vom Schlage Bacons, und alle die Künstler gediehen, die einem Shakespeare die Wege bereiten sollten. Hier in London flossen alle die Quellen des Lebens und Wissens zusammen, um in den Strom einer zugleich hohen und naturwahren Kunst zu münden. In diesen schwellenden Reichtum trat der Dichter mit seiner ungebrochenen Empfänglichkeit, seinem Tiefblick und seiner Tatkraft im Jahre 1585 ein. War Shakespeare zuerst Advokatenlehrling oder Metzgergehilfe, war er Apotheker oder Pferdejunge — wir wissen es nicht; denn von 1586 bis 1592 verlieren wir seine Spur. Sicherlich aber erkannte er bald den Weg, sich emporzuringen. Nicht der Dichterlorbeer war das Ziel des Gedemütigten und Stolzen, sondern Macht und Ansehen. Er wird Schauspieler — damals ein sehr einträgliches Handwerk — und schließt sich der Truppe seiner Landsleute Burbage, Heminge und Coudell an, zuerst „die servants des Grafen Leicester", dann die des „Lord Kammerherrn", schließlich die „des Königs" genannt. „The theatre", späterhin „Blackfriars", zuletzt „The Globe" waren die Stätten seiner Londoner Wirksamkeit. Häufige Gastreisen führten ihn in verschiedene Teile des Landes, vielleicht auch nach Dänemark. War er gar, während die Theater 1592 auf 1593 zu London wegen der Pest geschlossen waren, in Italien? Mit des Geistes Auge sehen wir des Dichters hohe Gestalt in der Rolle des alten Hamlet über die einfache Bühne schreiten, unwillig ihn die Stirne runzeln, wenn die Späße und Zoten der Clowns „die Gründlinge" im unbedeckten Parterre oder die auf der Szene herumlungernde „gelockte Jugend" mehr unterhalten als die hohen Gedanken seiner tragischen Muse oder wenn untüchtige Genossen seine herrlichen Verse „in Fetzen reißen", und schließlich ihn, nachdem Kemp seinen berühmten Jig getanzt, mit den anderen — alle mit den kostbarsten Gewändern angetan — zum Gebet für die Königin niederknieen. Dann erblicken wir den geistreichsten aller Zecher unter den fröhlichen Kumpanen im Mermaid-Klub, im Wortgefecht mit dem gelehrten Ben Jonson, wie ein flinkes englisches Man-of-war gegen eine steif segelnde spanische Galeone kämpfend oder im heiteren Spotte über den Dickwanst Chettle, das Urbild seines Falstaff. Sein Wohlstand steigt, er erwirbt das schöne New Place zu Stratford und wird Teilhaber des Globe-Theaters, einer Gründung der Burbages. Seine Einnahmen betragen während des Dezenniums 1600 bis 1609 jährlich 600 Pfund, nach heutigem Geldwert sechzigtausend Mark. Im Jahre 1599 gelingt es dem verachteten Schauspieler, ein Wappen zu erringen. Aber schon umwölkt sich sein Horizont: die puritanische Seuche gefährdet bereits die Theater Londons, die bis auf zwei — darunter auch „the Globe" — geschlossen werden, die Kindertruppen in Blackfriars machen unwürdige und empfindliche Konkurrenz und der Putsch des Lord Essex bedroht auch Shakespeares Gesellschaft mit Schiffbruch. Folgt nun in der Tat die leidenschaftlich-erotische Episode mit der „dunklen Dame"? Non liquet.

Im Jahre 1603 stirbt Elisabeth. Im gleichen Jahre noch spielt Shakespeare mit seiner Truppe in Wiltonhouse bei Salisbury vor König Jakob, der sich hier auf dem Landsitze des Lord Pembroke der in London herrschenden Pest wegen aufhielt, desselben William Herbert, dem angeblich die Sonette galten. Ob ihn der Lord wohl noch kannte und würdigte oder ob Shakespeare demütig wie die Schauspieler Hamlets „auf seinem Eslein geritten kam", um als servant beim Gesinde zu schlafen und zu essen? Urkundlich bezeugt aber ist uns, daß Shakespeare und seine Genossen, zu „Seiner Majestät Diener" ernannt und zu wirklichen grooms of the chambers, d. h. Kammerdienern, befördert, zum königlichen Umzug von Tower nach Westminster vom 15. März 1604 pro Person viereinhalb Ellen Scharlach und etwas roten Sammet als Besatz erhielten. So schritt nun der Dichter des Hamlet — es sind gerade dreihundert Jahre her — im Gewande der Zahnbrecher und der zum Scheiterhaufen verurteilten Ketzer an der Spitze des Zuges hinter den Herolden und Dienern, gefolgt von dem Schwarme der Herzöge, Grafen und schönen Frauen und dem Baldachin des diamantengeschmückten Königs, des perversen Lüstlings und theologischen Narren, dahin: er, der ungekrönte König der Geister, das stolzeste, männlichste Herz der Welt, und wir verstehen die tief erschütternde Klage des großen Hamlet-Monologs und des 66sten Sonetts:

> Das Verdienst als Bettlerkind geboren
> Und dürft'ge Hohlheit wohlgemut und rot . . .
> Und Kraft durch hinkend Element gelähmt,
> Und Wissenschaft geknebelt von der Macht . . .

und wir begreifen auch die unsägliche Menschenverachtung und den wilden Weltschmerz der „düsteren Periode", die uns die Dramen von „Maß für Maß" und „Othello" bis zum „Coriolan" und „Timon" geben. Dann aber wird es Licht. Märchenlieder erklingen in nie gehörten Tönen, wir hören von Mädchen und Frauen, die in Not und Drang, umgeben vom Schmutz der Welt, ihre himmlische Reinheit bewahren, die auf wunderbare Weise verloren gehen, sehnsüchtig gesucht und jauchzend wiedergefunden werden — Perdita und Imogen und Hermione und Miranda — und dann geht das stürmische Dichterherz in tiefem Frieden zur Ruh':

> Fürchte nie mehr Donners Krach
> Noch die dräunden Wetterstrahlen,
> Fürchte nie mehr Spott und Schmach —
> Nun vorbei sind Freud' und Qualen . . . . .

und Shakespeare begräbt wie sein Prospero den Zauberstab, der uns wie der keines anderen Dichters diese herbe Welt in ein Tal edelster Freuden verwandelt hat, klaftertief in die Erde. Was bewirkte diesen Umschwung? War es die Vorfreude, seine Kinder, seine Heimat wiederzusehen, die Erfüllung der sehnsüchtigsten Wünsche seiner Mannesjahre? Nur so viel wissen wir, daß auch die Erwartung dieser letzten Freuden — getäuscht wurde, daß das grausame Leben auch diese letzten Blütenträume nicht reifen ließ. Shakespeare kehrt — ein reicher Mann — in ein liebearmes Haus zurück, an die Seite einer ungebildeten, sauertöpfischen Frau, zu Kindern, die ihm entfremdet sind; denn in seinem Hause herrscht sein schlimmster Feind: der Puritanergeist. Und so sehen wir ihn — wie die Tradition berichtet — in stiller Resignation, gleich dem Candide Voltaires, nach all den Stürmen und Enttäuschungen des schnöden Lebens seinen Garten bestellen, dann zuweilen zur Besorgung seiner Geschäfte nach der Hauptstadt ziehen, vielleicht auch noch, wenn es ihm zu Hause gar zu trübe wurde, mit Londoner Genossen, die zum Besuche des gentle William nach Stratford kamen, beim Becher sitzen, um die Gegenwart zu vergessen im Andenken an die fröhlichen Stunden des Mermaid-Klubs. Dann macht er sein Testament — das mit dem kargen Vermächtnis an seine Frau die ganze Tragödie seines Ehelebens bestätigt — und haucht am 23. April 1616 nach kurzer Krankheit seine große Seele aus.

Ueber die Chronologie der Werke Shakespeares können und wollen wir hier, an dieser räumlich so enge begrenzten Stelle mit Hessen nicht rechten. Nur so viel, daß wir z. B. nicht einzusehen vermögen, warum Hessen die Reihe der Dramen mit den drei Lustspielen: „Die Komödie der Irrungen", „Zwei Edelleute von Verona" und „Verlorene Liebesmühe" eröffnet und nicht, wie die meisten Kommentatoren, mit Heinrich VI. oder Titus Andronicus, worin sich Shakespeare doch noch am meisten von seinen Vorgängern, insbesondere Marlowe, abhängig zeigt. Auch erscheint uns das Für und Wider, das hinsichtlich der Datierung der einzelnen Stücke in Betracht kommt, bei der Kürze der Erörterung nicht genügend abgewogen, wie überhaupt bei Hessens Thema das kritische Element gegenüber dem darstellerischen zurücktritt. Den künstlerischen Entwicklungsgang Shakespeares charakterisiert unser Verfasser damit, daß er bei dem Dichter — dessen Phantasie, lyrischer Stimmungsschmelz, Erfindungsgabe und Kompositionsgeschick sich immer gleich geblieben sei — ein Aufsteigen vom Witz zum Humor zu erkennen vermeint: „Wir können bei Shakespeare," so sagt er S. 147, „etappenweise verfolgen, wie aus geschärftem Blick, aus unbestechlicher Wahrheitsliebe der Humor sich entwickelt und zuletzt aus dem Gefühl unerschöpflicher geistiger Hilfsquellen in seiner befreiendsten Gestalt vor uns auftaucht; wie dann bei noch mehr Uebersicht der Zweifel kommt, ob vor so viel Furchtbarem in der Welt Lauf ein Ding wie Humor nicht doch am Ende Fürwitz bedeute, bis zuletzt, nachdem auch dieses Stadium durchrungen war, eine still resignierte Heiterkeit müd lächelnd und duldsam den Schluß macht." Schon dieser allgemeine Gedanke ist nicht ganz stichhaltig; dann auch in der letzten Phase vertreten Gestalten wie Autolycus oder Caliban, Trinculo und Stephano den alten, ungeschwächten Humor. Des näheren periodisiert Hessen folgendermaßen: Shakespeares erste Dramen bis Richard III.; dann die Werke von Venus und Adonis, Richard II., Sommernachtstraum u. s. w. bis zu Romeo und Julia und König Johann; hierauf die Entfaltung des Humoristischen in Heinrich IV. bis zu den Lustigen Weibern und Heinrich V.; der Schluß der Komödienzeit (Viel Lärm um Nichts, Wie es Euch gefällt, Was Ihr wollt); Shakespeare im Zenith seiner Kunst mit Troilus und Cressida (?) bis zum Hamlet. Dann die „düstere Periode" von Maß für Maß bis Antonius und Kleopatra. (Das pessimistischste aller Shakespeare-Dramen, „Timon", ist hierin nicht eingeschlossen.) Schließlich die letzten Stücke bis zum „Sturm". Brandes ist in der Abteilung der einzelnen Phasen weit eingehender, prägnanter und darum überzeugender. Er unterscheidet nach der ersten, mit Heinrich V. abgeschlossenen, hauptsächlich von nationalen Stoffen erfüllten Periode: den spirituellen Zeitraum (Viel Lärm um Nichts); den hellen, glücklichen (Wie es Euch gefällt); den der vollendeten seelischen Harmonie (Was Ihr wollt); dann den Umschlag in Shakespeares Gemüt im Jahre 1601 mit dem Erlebnis, das hinter den Sonetten steht und die Dramen von Julius Cäsar und Hamlet bis zum König Lear und Antonius und Kleopatra. Es folgt die Periode der Menschenverachtung mit (der letzten Fassung von) Troilus und Cressida, Coriolan und Timon, sodann die Rekonvaleszenz und der Umschlag von Perikles bis zum Sturm. Die Art, wie Brandes diese Entwicklung der Weltanschauung des Dichters durch die geistvolle Schilderung der sich ändernden Typen der Männer- und besonders der Frauengestalten von Benedikt an bis zu Prospero, von Beatrice an bis zu Miranda nachweist, wirkt völlig einleuchtend. Dabei braucht man nicht einmal mit ihm anzunehmen, daß der Umschlag in Shakespeares Gemütsverfassung durch ein besonderes Ereignis, wie etwa das Erlebnis mit der „dark lady" und dem „Freund" der Sonette, bewirkt ist, sondern man kann sich getrost auf Hessens Seite neigen, der in der düsteren Periode einen natürlichen Rückschlag in Shakespeares Weltanschauung erblickt: „Shakespeare bei seiner von Hause aus übergroßen dichterischen Empfänglichkeit begann zu leiden unter der Rückwirkung seiner angehäuften Erfah-

rung, nachdem die überschießenden Seelenkräfte, die den jüngeren Menschen so freudig und hoffnungsvoll machen, verbraucht waren. Anders gefaßt: 'Shakespeare hatte begonnen, die Welt zu sehen, wie sie wirklich ist." (S. 270.) Shakespeare war auch darin der normale Geist, daß — nach einem Goethe-Wort — seiner Jugend der Idealismus, seinen Mannesjahren das Realistische, seinem Alter aber die Mystik eignete. Die Suche nach biographischen Anhaltspunkten, welche leider die neuere Shakespeare-Forschung beherrscht, wird stets eine Ueberschätzung des Zufällig-Historischen und eine Vernachlässigung des Ewig-Künstlerischen mit sich führen. Zu ergründen, wer sich hinter der dunklen Dame Mary Fitton und hinter dem Freund Lord Southampton oder Pembroke verbirgt, mag dem Spürsinn literarischer Schatzgräber Genüge tun — wir halten den stolzen Shakespeare eines so unwürdigen Verhältnisses, wie es die Sonette sowohl jenem lasterhaften Weibe, wie dem verräterischen Manne gegenüber bloßlegen, für unfähig — trotz des Vergleichs mit Michelangelo und Tommaso de' Cavalieri! —, und genießen diese leidenschaftliche Lyrik mit Delius und Gildemeister als freie Fiktion und objektive Dichtung. Auch halten wir die Nachforschung nach dem „onlie begetter", dem einzigen Beschaffer der Sonette, in der Richtung auf einen jener Edelleute für müßig, indem wir den begetter — wiederum mit jenen beiden Kommentatoren — am ungezwungensten mit „Sammler" übersetzen. Es ist fernerhin nicht zu verstehen, wie die sogenannte „Entdeckung" Hermann Conrads, daß Robert Essex das Urbild des Hamlet sei, auf Hessen gleich einer „Offenbarung" wirkte. Hamlet bleibt Hamlet auch ohne Essex, ja ist weit mehr ohne ihn; denn er verliert als Kopie seinen höchsten Gehalt und Reiz, den des rein Menschlichen. Wenn irgend eine Gestalt seiner Werke, so ist Hamlet Shakespeare selbst: der geniale Mensch, der sich verstellen muß, um die Wahrheit sagen zu dürfen, der Stolze, den die Nichtswürdigkeit entthront und um sein Lebensglück bringt. Man kann zugeben, daß der Dichter durch den Tod seines Vaters zu der Gestalt des alten Hamlet, durch den Verlust seiner Mutter zur Volumnia des Coriolan, durch das Hinscheiden seines Söhnchens zu König Johann mit der rührenden Kindererscheinung des Arthur inspiriert wurde — es sind dies tiefe, persönliche Erlebnisse des Dichters, die sein Inneres aufwühlten; ob jedoch Parallelen wie Arabella Stuart = Imogen und Robert Carrcloten oder Alexander Ruthven = Macbeth, zutreffen, sei dahingestellt. Für die künstlerische Wertung jener Traumgestalten — und das ist das Wesentliche — besagen solche Ausgrabungen nicht das Geringste. Anders liegt der Fall z. B. beim Sommernachtstraum, wo deutliche Anspielungen auf Elisabeth, Leicester und Lätitia Essex dazu auffordern müssen, die historischen Reminiszenzen festzulegen. Auch in der Analyse und Charakteristik der einzelnen Stücke vermögen wir Hessen nicht immer beizupflichten. So macht er sich die Sache bei „Hamlet" zu leicht; so einfach liegt sie denn doch nicht, wie er es der blinden hundertjährigen Kritik, die erst mit Hessen sehend geworden sein soll, vorhält. Hamlet bleibt, wie der sonst recht klar blickende Goethe sagt, als düsteres Problem auf der Seele lasten. Macbeths Wesen ist matt und falsch gezeichnet — „er sieht die Einsprüche des Gewissens nicht voraus!" —, bei Coriolan ist das Verlangen des Verfassers nach „der lyrischen Seele des Dramas, der jungen Liebe" sinnlos. Des großen Stoffes wird Hessen nicht immer Meister. So wie er das Riesenmaterial zusammendrängt: Politisches, Kulturgeschichtliches, Volkswirtschaftliches und Literarhistorisches mengend oder streifend, ist nicht jedes Bild, das er vor uns auftut, klar geraten. Ihm schwebte wohl ein „Versuch", d. h. ein Essay wie Burckhardts „Kultur der italienischen Renaissance" vor — und die Zeit der englischen Renaissance wäre wahrlich würdig, von einer Feder, wie der des großen Baslers, geschildert zu werden! —, aber zu solch souveräner Beherrschung aller bewegenden Kräfte einer gewaltigen Epoche reicht Hessens Begabung und Wissensschatz nicht aus. Zu einer so großzügigen Behandlung fehlt ihm vor allem der ruhige, freie Blick. Keck hingeworfen, voller Impulse, strotzt das Buch von Subjektivitäten. So wird der Verfasser z. B. der genialen, wenn auch rohen, Begabung Marlowes nicht gerecht. Erfüllt von den Empfindungen und Eindrücken eines modernen Menschen, streut Hessen überall Vergleiche mit neuzeitlichen Erscheinungen ein, die angesichts seines erhabenen Gegenstandes den Leser befremden müssen. Er läßt Bismarck und die Haager Friedenskonferenz; Daudet, Tolstoi, Hauptmann, Wildenbruch und Nordau; den Kladderadatsch und den „Wiener Spaziergänger"; Schumann und Schikaneder, Jörn Uhl und Alt-Heidelberg; Wallner und Engels auf die englische Renaissance los und beraubt seine Gebilde durch diese impressionistischen Lichter des historischen Kolorits. Diese feuilletonistische Behandlung mag für flüchtige Leser den Reiz und Schein des „Aktuellen" haben, ein zutreffendes Zeitbild gibt sie nicht. Ebenso anfechtbar ist Hessens Stil. Frisch von der Leber weg, cum ira et studio geschrieben, entbehren seine Sätze in ihrer derben Sprache nicht einer gewissen Kraft, aber vielfach ist die Diktion so salopp, wie schon der Titel „Leben Shakespeares". Burschikose Wendungen, wie „schneiden" (= ignorieren) und „nachklappen" erinnern unliebsam an den Bummel- und Kneipton deutscher Studenten; an die Tageskritik wiederum eine Wendung, wie die: „Wann seine Helfer das Stück (Heinrich VIII.) fertig machten oder er ihrer Vorlage den Finish verlieh, ist mit Genauigkeit leider nicht zu sagen."

Ueberall drängt sich uns bei der Lektüre des Hessenschen Buches der Vergleich mit Brandes' „William Shakespeare" auf. Aeußerlich und auch zum Teil inhaltlich — denn sicherlich ist dieses von jenem ausgiebig benützt — verhält sich das eine zum andern, wie ein compendium zum volumen. Wenn Brandes seine tiefgelehrten, gedankenreichen Kapitel in breiten Rhythmen dahinfluten läßt — allzuweit ausholend und oft ein allzu üppiges Pathos entfaltend —, so drängt Hessen dies alles in kurze Aperçus zusammen. Wandelt jener auf den Höhen der Literaturgeschichte und blickt er von diesen auf Shakespeare, so betrachtet ihn Hessen oft allzusehr aus der Froschperspektive. Das Buch des dänischen Forschers ist sub specie aeternitatis, das Hessens sozusagen sub specie diei geschrieben. Freilich empfindet man dem Ueberschwang der Brandesschen Hymnen gegenüber oft auch die gedrungene Kürze und die herzhafte, kernige Art Hessens sehr wohltuend. So, wenn er das Urteil über Shakespeares Werk in dem Satze zusammenfaßt: „Eine Laienpredigt für Tapfere." Ein gutes Wort, dem jeder Freund des Dichters dankbar zustimmen wird. Alles in allem genommen: Hessens Buch wird dem Kenner und Forscher weit weniger bieten, als dem Laien, bei welchem es in seiner Anschaulichkeit und Frische die Ueberzeugung wecken und befestigen kann, daß man es in dem Dichter von Shakespeares Werken mit einer Persönlichkeit dieses Namens, mit einem Menschen von Fleisch und Blut zu tun hat, der ganz so tapfer gekämpft, so edel gelitten und so stolz überwunden hat, wie nur die besten seiner unsterblichen Helden.

Bücher und Zeitschriften.

Allgemeines Statistisches Archiv, herausgegeben von Dr. Georg v. Mayr. Der soeben erschienene zweite Halbband des VI. Bandes (Tübingen 1904, H. Laupp) bringt zunächst vier Abhandlungen: Dr. Prinzing behandelt das — durch des Belgiers Lauderlier mit starkem Selbstbewußtsein auftretende Arbeiten in den Vordergrund gerückte — Problem des „Bevölkerungsgesetzes". H. Grimm berichtet über den gegenwärtigen Stand der deutschen Handelsstatistik und die Vorschläge zu ihrer Verbesserung. Dr. Ruhland erörtert die Notwendigkeit einer systematischen Organisation der Getreidestatistik. Bleicher setzt seine Studien über die Notwendigkeit systematischer Arbeitsteilung auf dem Gebiet der Bevölkerungs-(Sozial-)Statistik

mit einer Ausführung über die periodische Ermittlung des Bevölkerungsstandes fort. In dem Abschnitt Statistische Technik berichtet Dr. F. v. Meinzingen über das Marken-Klebesystem als statistisch-technisches Verfahren, während der Herausgeber über die Verwendung des an das bayerische Muster von 1872 sich anschließenden Zählblättchens bei dem britisch-indischen Zensus von 1901 auf Grund der Provinzialberichte über diesen Zensus nähere Mitteilungen macht. Den Hauptinhalt des folgenden Abschnitts, Statistische Ergebnisse, macht eine Arbeit von Dr. Abel aus: „Der Rückgang der Sterblichkeit in den letzten 50 Jahren und seine Bedeutung für das Versicherungswesen". Außerdem finden sich hier noch drei kleinere Aufsätze von Rost über den Selbstmord in den Städten, von Dr. Graßl über die Gebärfähigkeit der bayerischen Frauen und von W. v. Kaldstein über die Statistik der Mehrgeburten. — Im Abschnitt Literatur bringt der Herausgeber einige Bücherbesprechungen; außerdem kündigt er das Erscheinen einer „Allgemeinen Bibliographie der neuesten Statistischen Literatur" an, die ein weiteres Ergänzungsheft zum Allgemeinen Statistischen Archiv bilden soll, nachdem im Jahre 1903 die „Deutsche Städtestatistik am Beginn des Jahres 1903, dargestellt nach den Veröffentlichungen der Statistischen Aemter deutscher Städte" als erstes Ergänzungsheft erschienen ist. Im letzten Abschnitt, Statistische Gesetzgebung und Verwaltung, gibt der Herausgeber eine Darlegung der Bestimmungen für die deutsche Volkszählung von 1900 und der weiteren neueren Anordnungen aus dem Gebiete der Reichsstatistik, auch berichtet er über die Umgestaltungen, die in der neuesten Zeit in der amtlichen Statistik der Vereinigten Staaten von Amerika eingetreten sind. Dr. Methorst gibt eingehende Mitteilungen über die Geschichte der niederländischen Statistik. Dem allzu früh heimgegangenen Präsidenten Wilhelmi werden Worte dankbaren Gedenkens gewidmet. Den Schluß bildet ein umfassendes Sachregister für den gesamten Band VI des Archivs.

⁂

Allgemeine Rundschau.

Aus der Geschichte des Jadebusens.

∽ Wo heute der weite Einschnitt des Jadebusens und des Dollart in das Marschland hereinragen, standen bekanntlich noch in geschichtlicher Zeit, zum Teil bis in den Beginn der jüngsten Vergangenheit, fruchtbare Felder, reiche Herrschaften und Kirchspiele. Die traurige Geschichte dieser Erweiterungen der mörderischen Nordsee ist für den Dollart schon seit längerer Zeit in den Hauptzügen bekannt; für den Jadebusen dagegen hat es an einer zusammenfassenden Untersuchung bisher gefehlt. Eine solche Darstellung bietet nun in sehr übersichtlicher Weise die Schrift Georg Sello: Der Jadebusen, sein Gebiet, seine Entstehungsgeschichte; der Turm auf Wangeroge. (Varel, Ad. Allmers), aus der hier einige der wichtigsten Angaben mitgeteilt seien.

Die erste schriftliche Erwähnung des Gebietes, das heute der Jadebusen bedeckt, geschah durch die Römer. Florus zufolge errichtete Drusus etwa im Jahre 12 v. Chr. an der Wesermündung ein Kastell. Delbrück meint, daß dieses, vielleicht auf einer Düneninsel vor der Weser, bis zu dem großen Germanen-Aufstande 14 n. Chr. bestanden habe.

Dann geschieht des Landes erst wieder unter Karl dem Großen Erwähnung. Zum erstenmal taucht hier der Name auf, den es später führte, „Hriustri" = Rüstringen, und Karl der Große selbst soll auf seinen Sachsenzügen im Jahre 796 in das Land gekommen sein. Diesen „Rüstringer Gau", den „comitatus Riustri", der ein fester Bestandteil des karolingischen Staatsorganismus geworden war, empfing im Juni 826 der Dänenkönig Hariold, als er in Mainz vor einer glänzenden Versammlung Christ geworden war, von Ludwig dem Frommen als Patengeschenk, damit er dort standesgemäß leben könne, falls ihm etwa seine getreuen Untertanen wegen seines Glaubenswechsels den Gehorsam kündigen sollten.

Der bedeutendste Ort dieses Rüstringer Gaus war Aldessen, dessen Name vielleicht eine Erinnerung an jenen Dänenkönig birgt, indem es vermutlich mit einem unter den ältesten Besitzungen des Klosters Rastede in Friesland aufgeführten „Haraldessem" identisch ist. Die Erzeugnisse der Weberei dieses Ortes scheinen um 1200 sich in Bremen eines gewissen Rufes erfreut zu haben; es wird im ersten Anfange des 14. Jahrhunderts oppidum genannt, zeichnete sich also wohl durch Größe und Bauart vor den sonstigen Dörfern aus; es war zu Ende des 13. Jahrhunderts die einzige Münzstätte Rüstringens, ohne daß indessen Prägungen derselben bekannt geworden wären. Zu den dort abgehaltenen Märkten, welche von 1305 bis 1312 in hoher Blüte standen, wurde die Kaufmannschaft von Köln, Münster, Dortmund, Osnabrück, Soest eingeladen. Ein Vertrag, in dem nach heftigen Kämpfen die Landhäuptlinge dieses Gebietes allen Herrschaftsgelüsten entsagten und mit dem Lande sich sühnten, vom 8. April 1428, ist die letzte Urkunde, in der Aldessen erwähnt wird. Selbst die Sage weiß nichts Genaueres davon zu vermelden, wann und wie das blühende Gemeinwesen seinen Untergang gefunden.

Den Hauptanteil an der Zerstörung des Rüstringer Landes schreibt die Ueberlieferung zwei großen Fluten zu, der Marcellus-Flut vom 16. Januar 1219 und der Antoni-Flut vom 16./17. Januar 1511; doch haben natürlich auch andere Fluten dazu ihr redlich Teil beigetragen. Der Chronist Remmer von Seedied sieht die Zerstörung als eine Aeußerung des Gotteszorns um der Bosheit der Einwohner willen — „wegen ihres fretens und supens nach landesart" — an. Auf das Ahmer Kirchspiel im westlichen Teil des Landes vereinigte die Tradition schon früh alle jene Sagen, welche auch anderwärts verderbliche Hochfluten als ein göttliches Strafgericht für Stolz und Ueppigkeit der Menschen erscheinen lassen. Man beschlug die Wagen mit Gold, die Pferde mit silbernen Hufeisen; man vermaß sich, wenn die Not es erheische, mit Roggen und Weizen gegen das andringende Meer zu deichen; die Landsknechte in der Festung trieben ungescheut ihre Buhlschaft mit den Mägden auf dem Kirchhof, selbst während des Gottesdienstes. An warnenden Zeichen fehlte es nicht. Das Brot im Backofen wurde zu Stein, das Bier zu Blut, aus der Kohlenglut schlängelten sich lebendige Aale, beim Abendmahl ereigneten sich Wunder: aber die Verblendung der Menschen sah das Verderben nicht kommen.

Den Namen „Jade" bringt der Verfasser in einleuchtender Weise mit altfriesisch jet, gat (engl. gate, hochd. Gasse) = Loch, Deichbruch zusammen.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

* Exlibris für Volksbibliotheken. Um für die im Aufblühen begriffenen Volksbibliotheken in Stadt und Land ein künstlerisches Exlibris (Besitzzeichen) zu beschaffen, hat der Exlibris-Verein zu Berlin einen Wettbewerb veranstaltet, zu dem 183 Entwürfe eingelaufen sind. Zwei Entwürfe wurden mit Preisen, 24 andere mit einer lobenden Erwähnung bedacht. Der Verein ist bereit, zunächst die Druckstöcke der beiden ersten preisgekrönten Exlibris allen Reflektanten zur Verfügung zu stellen und zwar nur gegen Ersatz der Galvanokosten. Sechs weitere Entwürfe hat sich der Verein durch Ankauf gesichert und liefert von diesen Exlibris mit beliebigem Eindruck in künstlerischer zweifarbiger Ausführung zum Selbstkostenpreise. An Volksbibliotheken, die sich ein Exlibris anzuschaffen beabsichtigen, wird ein Sonderabdruck von 26 der besten Entwürfe unentgeltlich abgegeben. Alle diesbezüglichen Anfragen sind an den Schatzmeister des Vereins, Herrn Hoflieferanten Georg Starke, Görlitz, Salomonstraße 39, zu richten.

* Medizinische Kongresse. Auf dem vom 5. bis 9. April d. J. in Nürnberg tagenden internationalen Kongreß werden in den drei allgemeinen Sitzungen außer den von uns bereits in Nr. 288 v. J. gemeldeten noch die folgenden Vorträge gehalten werden: Prof. Hueppe (Prag) „Verhütung der Infektionskrankheiten in der Schule"; Dr. James Kerr (London) „Ueber die Ventilation des Schulgebäudes"; Prof. Martinez Vargas (Barcelona) „Ueber Schulhygiene in Spanien", Prof. Skvortzow (Charkow),

„Ueber die Prinzipien der Erziehung und Bildung vom hygienischen Standpunkt". Es sollen weiter folgende Einzelabteilungen tagen: 1. für Hygiene der Schulgebäude; 2. für Hygiene des Internats, 3. für schulhygienische Untersuchungsmethoden; 4. für Hygiene des Unterrichts und der Unterrichtsmittel; 5. für hygienische Unterweisung der Schüler und Lehrer; 6. für körperliche Erziehung der Schuljugend; 7. für Krankheiten und ärztlichen Dienst in den Schulen; 8. für Sonderschulen; 9. für Hygiene der Schuljugend außerhalb der Schulen; 10. für Hygiene des Lehrkörpers; 11. für allgemeine Fragen. Mit dem Kongresse wird eine Ausstellung für Schulhygiene verbunden sein. Vorsitzender des deutschen Hauptkomitees ist Prof. Griesbach in Mühlhausen, Generalsekretär Hofrat Dr. Schubert in Nürnberg. — In Berlin hat sich unter der Führung von Dr. phil. W. Gebhardt und Dr. med. Karl Strecker ein vorbereitendes Komitee zur Veranstaltung eines Volkskongresses für Hygiene und Volksernährung gebildet. Der Kongreß soll Ende Mai oder Anfang Juni in der genannten Stadt tagen. Mit der Versammlung soll eine Ausstellung für Nahrungsmittel-, Kleidungs- und Wohnungsreform verbunden werden. — Die 18. Jahresversammlung der Anatomischen Gesellschaft findet unter Geh. Rat Waldeyers Vorsitz vom 18. bis 21. April in Jena statt. Der Ehrenpräsident Professor v. Kölliker wird einen Vortrag halten. — Die Deutsche Gesellschaft für Volksbäder wird sich auf Einladung der hessischen Haupt- und Residenzstadt am 11. Mai, dem Tage vor Himmelfahrt, in Kassel zu ihrem jährlichen Kongreß versammeln. Daselbst ist unter Leitung des Oberbürgermeisters Müller ein Ortskomitee gebildet worden. Referate haben Baurat Peters-Magdeburg, Landgerichtsdirektor Dr. Aschrott-Elberfeld, der Direktor der hanseatischen Landesversicherungsanstalt, Gebhard-Lübeck, Baurat Herzberg-Berlin, Professor Lassar und andere hervorragende Vertreter der Technik und Hygiene übernommen. Ein ausführliches Programm wird kurz vor der Versammlung bekannt gegeben. — Der VI. internationale Physiologen-Kongreß wird in Brüssel unter dem Vorsitze von Prof. Paul Héger vom 30. August bis 3. September abgehalten werden.

⁂

Hochschulnachrichten.

r. **Heidelberg.** Die Direktion der großherzoglichen Landessternwarte auf dem Königstuhl, astronomische Abteilung, bittet ihr Nachrichten über das am 21. d. M., abends gegen 8½ Uhr weithin beobachtete Meteor behufs weiterer Bearbeitung zusenden zu wollen.

* **Gießen.** Die juristische Fakultät der hiesigen Universität hat dem hessischen Gesandten und Bundesratsbevollmächtigten Dr. v. Neidhardt anläßlich des fünfzigsten Jahrestags seiner Promotion an der hiesigen Universität das Diplom mit einem Glückwunschschreiben erneuert. Ebenso hat die philosophische Fakultät dem Theologieprofessor Otto Zöckler zu Greifswald zu seinem goldenen Doktorjubiläum das Diplom erneuert und ein Glückwunschschreiben übersandt.

he. **Berlin.** Der Statistiker Geheimrat Professor Dr. Richard Böckh, ein Sohn des berühmten Altertumsforschers, feiert am 28. März seinen 80. Geburtstag. Böckh ist nach vielfacher, verdienstreicher praktischer Tätigkeit 1881 als außerordentlicher Professor in den Lehrkörper der Berliner Universität eingetreten, 1900 wurde er zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt.

r. **Freiburg i. d. Schweiz.** Zum außerordentlichen Professor der französischen Literatur an der hiesigen Universität ernannte der Staatsrat Herrn Maurice Masson in Paris.

* **Aus Holland.** Die zweite Kammer nahm am Donnerstag mit 56 gegen 41 Stimmen das Gesetz betreffend den höheren Unterricht an, nach welchem den Privatuniversitäten, in erster Linie der sogenannten „freien" Universität in Amsterdam dieselben Rechte zur Ausstellung von Diplomen für Aemter und sonstige Anstellungen gegeben werden, wie den staatlichen Universitäten, und zwar unter der Bedingung, daß die Privatuniversitäten drei Fakultäten enthalten, nach 24 Jahren vier, und nach 50 Jahren fünf Fakultäten. Die ganze Linke stimmte, weil sie mit Recht die Garantien für einen wissenschaftlichen, unparteiischen Unterricht für ungenügend hielt, gegen die Vorlage.

* **Aus Norwegen.** Die Akademie der Wissenschaften zu Christiania hat in ihrer letzten Sitzung verschiedene ausländische Mitglieder ernannt, u. a. in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse Geheimrat Professor Gustav Hellmann (Meteorologie), Berlin, Professor Dr. Axel Schmidt (Physiker), Potsdam, Geheimrat Professor Dr. Wilhelm His (Anatomie), Leipzig, und Prof. Dr. Eduard Strasburger (Botanik), Bonn, ferner in der historisch-philosophischen Klasse Professor Dr. Karl von den Steinen (Ethnographie), Berlin.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Soeben beginnt ein neues Quartal der Münchner

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen Anfragen oder Bestellungen, welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung

angekündigten,

besprochenen

oder zitierten

Bücher und Verlagswerke

erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung

beziehen zu wollen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Verlag von J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel), Straßburg i. Els.

Für die Reisezeit empfohlen:

Ruskin, John. Sechs Morgen in Florenz. Einfache Studien christlicher Kunst für Reisende. Aus dem Englischen übersetzt von A. Wilmersdoerffer.
eleg. gebd. M. 4.—.

Ruskin, John. Die Steine von Venedig. Eine Auslese aus dem Werke: „The stones of Venise". Aus dem Englischen übersetzt von Jakob Feis.
eleg. gebd. M. 2.—

Ruskin, John. Die Steine von Venedig. Bd. II: Der Dogenpalast. Aus dem Werke: „The stones of Venise". Aus dem Englischen übersetzt von Jakob Feis.
Mit 18 Tafeln, eleg. gebd. M. 4.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

Jahrgang 1904. München, Montag, 28. März. Nummer 72.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Rimini. Ein Reisebrief von Otto v. Leitgeb.

Das Christentum in Japan. Von M.

II. Bücher und Zeitschriften.

K. Wochinger: Bayerns Gebührengesetze. — B. Münz: Literarische Physiognomien. — J. H. Mackay: Die Menschen der Ehe. — Etymologisches.

III. Allgemeine Rundschau.

Die Bibelhandschrift aus Niederbayern in Besançon. — Akademie der Wissenschaften zu Berlin. — Eismessungen in Sibirien. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Rimini.

Ein Reisebrief von Otto v. Leitgeb.

. . . Unser Zug fuhr durch die sonnige Junilandschaft von Bologna gegen das Meer. Wenn die Schaffner in den Stationen deren Namen ausriefen, schlug es gleich besonderen Erinnerungen an mein Ohr und die reizende Contessina Enrichetta, die neben mir saß, unterstützte meine Phantasie mit belehrenden Auskünften aus dem liebenswürdig und blendend schillernden Kram ihres vielseitigen Wissens. Uebrigens ist es ganz sonderbar, wie viele Leute noch immer geneigt sind zu glauben, daß die Frauenerziehung in Italien eine Art von konservativem Ignorantismus sei, während das moderne Italien wie in allem, so auch hierin so weit vorgeschritten ist, daß der „gelehrte“ Deutsche oft eine beschämende Ueberraschung erleben kann. Denn dieser gelehrte Deutsche ist ein Pedant geblieben, wenn er auch nicht mehr durchgängig wie der cynische Philosoph aussieht, über den sich Karl Hillebrand so köstlich lustig gemacht hat, und der Italiener ist zu allererst einfach Mensch, selbst wenn er Professor sein sollte. Ferner: wie viele Damen unter euch, o meine Landsleute, seid ehrlich! wie viele Damen haben ihren Goethe gelesen und ins Herz geschlossen? Wie wenige Töchter Italiens hingegen gibt es, die Dante nicht kennen; und im Herzen tragen sie ihn alle. Ist es aber möglich, den unsterblichen Florentiner zu kennen, ohne von den Sonnenstrahlen der höchsten und schönsten Geistesbildung getroffen worden zu sein? Und die schöne Contessina rühmt sich überdies, daß — vor zwanzig Lenzen höchstens — ihre Wiege in Bologna gestanden hat, „Bologna la dotta“. In dieser Stadt der Wissenschaft hat es eine frühe Vorwegnahme der modernen Frauenbewegung gegeben, aber ohne viel Gerede, ohne Zeitungsartikel, ohne Vereine, ohne revolutionäre Allüren. Vor Hunderten von Jahren schon gab es dort Dichterinnen, Malerinnen, Professorinnen der Philosophie, der Jurisprudenz, der Mathematik. Ja, im campo santo ist sogar die Büste einer berühmten Frau zu sehen, die nichts weniger gewesen ist als — Professor der Anatomie! Und wie viele berühmte Menschen sind bloß auf dieser kurzen Strecke Weges geboren worden, die wir nun durchmessen! In Faenza 1608 Torricelli, der Erfinder des Barometers; in Savignano der Archäolog Graf Borghesi; Mergagni, Begründer der pathologischen Anatomie 1682 in Forli; in Cesena gleich zwei Päpste, Pius VI. und VII.; in Sant Arcangelo ein dritter, Klemens XIV.

Der Marchese weckte mich mit einem Ausrufe aus diesen päpstlichen Erinnerungen. „Im nächsten Augenblicke,“ sagte er, „überschreiten wir den Rubicon!“ Klang das nicht wie im Traume?! — Ich blickte aus dem Fenster. Der Zug polterte über eine kleine Brücke. Unter uns schlängelt sich ein kleines grünliches, unscheinbares Flüßchen zwischen den Weiden durch die Wiesen. Und das ist Cäsars Rubicon. Heute heißt das Wasser Pisatello und hat nicht die geringste Bedeutung, als seinen historischen Namen. Wenn ich aber bloß für jedes tausendste Mal, da dieser Name bisher von Menschen ausgesprochen und geschrieben worden, einen „Marengo“ haben könnte, ein Goldstückchen, so brauchte ich bei meiner Bescheidenheit weder Mr. Gordon Bennett noch Gould noch Vanderbilt noch Rockefeller zu beneiden!

Nun aber, da wir uns bald trennen sollten, zeigte sich etwas von der verschiedenen Sinnesart meiner Freunde.

„Sie gehen in die Stadt des Alberti,“ sagte die Marchesa. „Es ist nichts mehr in Rimini, als seine herrliche Kirche. Aber ich kenne viele Menschen, die ins Bad herkommen, die dann am Strand draußen wohnen, kaum ein einziges Mal die Stadt besuchen. Grüßen Sie Novelli von mir, wenn Sie ihn kennen lernen; er hat eine hübsche Villa draußen. . . .“

„Ah, Sie gehen in die Stadt der Malatesta!“ rief der Marchese, „der schrecklichen, prächtigen, mächtigen Malatesta. Das Castell Sigismondos war eine Heldenburg. Gismondo Pandolfo, — der zwei oder drei Frauen umgebracht hat, um die Diva Isotta zu heiraten. Sie soll kaum hübsch gewesen sein. . . .“

Die Contessina schwieg eine Weile. Dann sagte sie ganz nachdenklich:

„Die Stadt der **Francesca**! Es ist **nur** das —“ Und mit diesem einzigen Namen aus ihrem Dante erhellte sie auf einmal die ganze Zauberatmosphäre, die Rimini umschließt. Wie Trümmer von Cyklopenmauern liegen die Marksteine der Geschichte hier über das Land gestreut; gewaltige, schwerwiegende, tief im Grunde lastende, aber zersprengte und kalte Trümmer. Einsam, aber von ewigem Leben, schreitet durch sie, den Traum ihrer Liebe im Blick, die lichtumflossene Gestalt, die der Dichter unsterblich gemacht.

Die Contessina aber, schelmisch wie sie ist, fing sogleich auf, daß ich ihr recht gab. So also, als ich nun auf dem Perron stand und der Zug mir die lieben Freunde nach ihrem Landhause in den Marken unten entführen wollte, tat sie noch ein Uebriges, warnte mich mit drohendem Finger und sagte:

„Guardatevi! Perchè è un luogo di fatal' amore —“ Unter solchen Auspizien bin ich in Rimini eingezogen. — —

Vorerst jedoch machte ich es wie die Banausen, die nur des Seebades wegen herkommen. O du unvergleichlicher Strand der Malatesta! Das heißt, dazumal dürfte er doch noch nicht ebenso bestanden haben. Mindestens wußten ihn die Menschen noch nicht in der Art zu schätzen wie wir Kinder der Zeit. Francesca badete ihren weißen Leib im duftenden Wasser der Wanne, in Balsam und Nardenöl. . . . Wir Kinder der Zeit aber tummeln uns auf dem sammetweichen Sande von Rimini. Er ist nicht grau, nicht

weiß. Es ist etwas rötlich Gelbes in ihm, wie vom Tone umbrischer Landschaft. Er ist fein wie Puder, und rein von aller Härte, von jedem Steinchen, jeder Muschelschale. Er hat nichts vom Schlamm. Wie etwas Trockenes faßt ihn die Hand auch im Wasser an. Du unvergleichlicher Strond von Rimini! Weit, unbegrenzt schimmert die blaue Adria hinaus gegen Osten, Fischerbarken mit den schönsten Segeln, die ein Maler sich erträumen kann, ziehen vorüber. Eben zieht die Küste nordwärts, gegen Ravenna zu; in sanften, köstlichen Hügeln südwärts bis zum Monte Ardizio bei Pesaro. Die lange Kette des Apennin begrenzt nach Westen den Blick; im Vordergrunde ragt der charakteristische Felsen der Republik des hl. Marinus selbstherrlich in die Höhe, nahe zum Greifen. Und eine Luft weht hier, die unsere Lebensfähigkeit zu erhöhen scheint, die alle guten Kräfte in uns anspornt, die uns gewissermaßen mehr Dasein, mehr Licht, mehr Sauerstoff, mehr Farbe, mehr Duft zuführt als wir je geahnt in den nebelhaften Niederungen, in denen wir uns durch den Winter und ein trügerisches Frühjahr geschleppt haben. Ich möchte einen Dithyrambus ersinnen auf den Strand von Rimini. Ich möchte mich noch jetzt, in Gedanken der Erinnerung, auf dem wollüstigen Sande wälzen, den seine Wellen belecken. Oder am liebsten möchte ich heute oder morgen wieder meinen Koffer packen, abends in „Bologna, la grassa" zu Nacht essen, am Tage darauf den Strand am Marecchia begrüßen. Thalatta, Thalatta, du heiliges Meer! — Nach vierundzwanzig Stunden begriff ich, daß ein Mann, wie Novelli zum Beispiel, all seine Ferientage hier verbringen kann, ohne nur ein einziges Mal den Weg nach der Stadt zu finden, so hübsch und bequem er auch angelegt ist, zwischen großen alten Bäumen, mit feinem Kies bestreut. Aber Novelli hat seine haushohen unbestrittenen Lager von wohlerworbenem Lorbeer, und ich . . . Aber nichts von der Schinderei mit der Feder und vom Undank der Welt in dieser Sonne und im Wogenrauschen des Strandes von Rimini! —

Die Stadt soll von den Umbrern gegründet worden sein, aber wer weiß es? Ich behaupte von so herrlichen alten Siedelplätzen, man könne überhaupt nicht wissen, wer sie dermaleinst als Erster angelegt hat. Dies mag für gelehrte Leute unverzeihlich sein; allein ich bin nicht gelehrt, mag es nicht sein, und in diesem Elysium wird alles verzeihlich. Der Reiz, der Zauber des Ortes wird für mich größer, wenn ich gar nicht daran denke, daß auch er „einen Anfang" gehabt hat. Seine Schönheit ist von Ewigkeit, muß von Ewigkeit sein! Auch ist von jenem Anfange gar nichts mehr da. Ich kann, wenn ich mir den Anschein von Gelehrsamkeit geben will, erst bei Dingen beginnen, die lange nach den Umbrern lobesam ins Dasein getreten sind.

Aber auch deren gibt es genug.

Vor allem denke ich es mir merkwürdig, daß Rimini, wie Ravenna, vor dem Mittelalter eine bedeutende, knapp am Meere gelegene Hafenstadt war, eine der „Fünfstädte". Die Adria hat indessen, wie bei Ravenna, im Vereine mit den Flußläufen, einen breiten Streifen Schwemmland zwischen sich und den Stadtmauern aufgetragen, und heute liegt Rimini sozusagen im Binnenland, wie die Stadt Theodorichs. Wer sein Sonnenbad am Strande nimmt und dabei nach den modisch kostümierten Damen aussieht, die in seiner Nachbarschaft sind, der nehme eine Faust voll Sand zur Hand und bedenke ein wenig, wieviel Tausende von Crustaceen-Schuppenpanzerstäubchen darin sind und wieviel Millionen von Milliarden Fäusten von Sand nötig gewesen sein mögen, bis der Uferstreifen so breit und fest geworden, um die Stadt beinahe einen Kilometer weit vom Meere zu trennen! Das ist ein so schwindelhafter Begriff, daß man sich förmlich sehnt nach festerer Zeitrechnung. — Vielleicht ist das älteste, das in Rimini noch am Leben und im Dienste ist, die Brücke des Augustus über den Marecchia. Sie trug die via Aemilia und trägt heute noch die Reichsstraße von Bologna nach Ancona. Augustus begann den Bau im Jahre 13, Tiberius vollendete ihn im Jahre 21. Sie ist eine der schönsten und wohlerhaltensten römischen Brücken, Träger eines der stolzesten Straßenzüge des römischen Reiches und heute noch des Verkehrs; ein ebenso malerisches wie imposantes, von Travertinquadern aufgeführtes Bauwerk. Die Römer verliehen der Stadt auch ein umfangreiches Amphitheater, aber es ist im Laufe der Jahrhunderte völlig verschwunden, zu Staub zerfallen, im Staube vielleicht teilweise bis in den Sand hinausgetragen, zum Strande, wo sich moderne Menschenkinder tummeln. Auf dem fünften Brückenbogen stehend, mag man sich erinnern, daß derselbe, dem man eine spätere Restaurierung ansieht, im Jahre 552 von den Gothen abgebrochen wurde, um Narses' Vormarsch aufzuhalten. Etrusker, Umbrer, Gothen tauchen in sagenhaften Gestalten vor der Phantasie empor; Heerzüge, die im Fackelschein, mit blinkenden Waffen, auf trappelnden Pferden, unter wilden Rufen, in Staub und Rauch über diese Brücke gezogen. Auch sie alle sind zu Staub geworden, nichts von ihnen übrig als die Namen. — Brücken und Tore haben etwas Symbolisches an sich: die letzteren, das Symbol der Erschließung und des Betretens, die ersteren das der Ueberwindung und Verbindung. Es sind die bezeichnendsten Symbole für das Reich der Römer. Auch ein Tor von ihnen besitzt Rimini: den wunderschönen Triumphbogen, den der Senat und das Volk dem Octavianus errichtete, als ihm der Name Augustus beigelegt wurde. Es werden ihn wohl einmal Statuen und eine Quadriga etwa bekrönt haben. Als ihre Zeit um war, sind diese Schmuckstücke herabgesunken, vielleicht zur Zeit der Kämpfe Belisars gegen die Scharen des Vitiges. Später wurde der Bogen mit einem Ziegelaufbau von scharfgeschnittenen Zinnen bedeckt und sie gaben ihm das Profil einer neuen Aera: die der Gürtelmauern, Wälle und Kastelle des Mittelalters der Romagna. Da erinnert man sich, daß man in der Stadt der Malatesta ist. Die alten Ringmauern stehen hier und da noch trotzig aufrecht, von halbgeborstenen Wehrtürmen unterbrochen. Sie sind Ueberreste von eigentümlich schwermütiger, wilder, ich möchte beinahe sagen eiserner malerischer Wirkung. Wer öfter Gelegenheit gehabt hat, das Spiel der Abendsonnenstrahlen auf den blutig gelbroten Befestigungen der Romagna zu sehen, kann die merkwürdig starke epische Stimmung, die ihr Anblick hervorruft, nicht mehr vergessen. Es gibt für den Feinschmecker ganz bestimmte geistige Nahrung in Form von Büchern, die er im Geiste mit bestimmten Landschaften zusammenstellt und am liebsten und besten dort genießen möchte. Horaz möchte ich eigentlich nur in Rom lesen; Byron in Venedig, dessen Kirchen ich mit Ruskin in der Tasche durchwandere; Heine am Rhein, — und gar manches nirgends. In diesen Städten der Romagna aber muß man Dante zur Hand haben und ein paar alte Chroniken aus der Zeit der kleinen italienischen Tyrannen. Man könnte nichts Besseres ersinnen.

Die alte Stadtmauer öffnete sich ehedem in sechs Toren. Ueber die Wälle hinweg, die zum Teil bepflanzt worden sind, führen jetzt Fußwege, am schönsten in der Nähe der Ueberreste des Kastelles der Malatesta. Diese stammten aus dem nahe in den Apenninen gelegenen Veruchio, und ihre ursprüngliche Burg in Rimini selbst ist verschwunden. Das heutige Castello di Sigismondo, das mit seinen Ueberresten als Gefängnis dienen muß, erbaute erst Sigismondo Pandolfo im Anfange des 15. Jahrhunderts. Davon gibt sein Namen und Wappen Kunde, in Stein gehauen, ober dem Haupttore. Es stehen gegenwärtig nur mehr wenige Teile des zweifellos mächtigen Burgbaues. Die Gräben sind zugeschüttet, die nächste Nachbarschaft wüst und trübselig. Aber die Gefangenen, hinter den schweren Eisenstäben, können aus dem Bretterverschlage der Fenster ohnehin nicht zur Erde, nur ein wenig gegen den Himmel sehen.

Dieser Sigismondo Pandolfo, ein direkter Abkömmling der Francesca dei Polenta Dantes, muß eine merkwürdige Mischung von Tyrann, Bluthund, Kulturmensch, Ungeheuer und Kunstmäcen gewesen sein. Die Kirche S. Francesco, gemeinhin „Tempio Malatestiano" genannt und damit viel richtiger bezeichnet, ist sein dauerndes Denkmal, — bis auch sie dereinst einmal Staub sein wird. Schon der feine, klassisch wägende Geist Aeneas Sylvius Piccolominis (Pius II.) hat diese Kirche folgendermaßen charakterisiert: „Sie ist nicht so sehr ein Tempel für verehrende

Christen, als vielmehr für ungläubige dämonische Anbetung." Und er hat damit schon das Wort späterer Kritik ausgesprochen, die am Grunde der Renaissance Italiens vorwiegend Ruhmsucht, Eitelkeit, stolze Ueberbietung und Prunkliebe entdeckt hat, denen allerdings die begnadetsten Meister der Kunst und die herrlichst entwickelten Kräfte des Genius zu Gebote standen, um sich zu verewigen. Und Jakob Burckhardt sagt schonungslos: „Der Ruhmsinn, verbunden mit einer entsetzlichen Gemütsart in Sigismondo Malatesta . . . dem Zerstörer dessen, was andere gebaut, um das Material neu zu vernutzen und kein Andenken als das eigene am Leben zu lassen. Für sein S. Francesco, das er eigentlich sich selbst und der schönen Isotta zu Ehren baute, wurde der Hafen und viele andere Gebäude, Grabmäler, ein Stiftshaus und ein Glockenturm zu Rimini zerstört und zu Ravenna der Marmor aus drei alten Kirchen geraubt."

Zu so gewaltsamen Behelfen also griff auch hier eine kraftbewußte Persönlichkeit, um sich durchzusetzen. Lauter Eigenschaften, die uns ethisch unsympathisch sein sollten — die Ruhmsucht, die böse Gemütsart, die Rücksichtslosigkeit, die Eitelkeit. Wir stehen an dem ewigen Rätsel zwischen Antrieb und Werk, wie es in der Kunst so oft zu treffen. Uebrigens ist es herrlich, zu denken, wie sehr gerade diese despotischen Eigenschaften den Künstlern der Renaissance zugute kamen, indem sie ihnen (gewiß öfter als wir glauben blindlings) mit Aufträgen, Geld und jeglicher Unterstützung dazu verhalfen, die Einfälle schöpferischen Geistes zu verwirklichen. Das Wesen des Rinascimento = Wiedergeburt der Antike, empfand ich bisher vor keiner Architektur so stark und deutlich, wie vor dem Tempio Malatestiano zu Rimini. „Tutta quella musica," sagt davon Leon Battista Alberti, sein Schöpfer. Das abgebrauchte Wort „ein Gedicht von Stein" schwebt einem vor. Es ist hehre Musik, weil es schönste Harmonie ist. Wenn ich sage, daß mich dies Wunderstück im höchsten Grade entzückt und doch zugleich ein wenig enttäuscht hat, so betrifft letzteres nur ein gewisses Uebermaß der Dekoration. Man sehe zum Beispiel die unendliche Häufung des Monogramms SJ = Sigismondo-Isotta. Wie heißt es bei Schubert? „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein, ich grüb es gern in j e d e n Kieselstein," oder so etwas. War der grimme Sigismondo so verliebt? Doch, höchst wahrscheinlich. Also darf uns das lyrische Moment daran rühren. „La città dell' amore!", so hat meine kleine Contessina gesagt. — Oder das ewig wiederkehrende Motto Gismondos: „Tempus loquendi tempus tacendi". Es hat aber einen goldenen Sinn. — Oder das dutzendmale wiederholte Wappen der Malatesta. Oder die vielen Porträts Gismondos. Oder da und dort immer von neuem die Wiederkehr auf ein einzelnes Motiv aus dem Ganzen. Doch nur um das Ganze zu betonen! Gleich einem Leitmotiv. Gleich einer Sequenz derselben, stark und prächtig betonten Noten in einem Thema, das die ganze Symphonie durchzieht, beherrscht, aufklärt, tief ins Gedächtnis einlagert. Tief einlagert als das, wie des Künstlers Genius es gedacht hat: ein Werk der Schönheit. —

Wer das historische Gefühl von dem Genuß dieser Kunst nicht gleich zu trennen vermag, dem kann ja der Abscheu vor den ganzen Malatesta einen Streich spielen, vor dem Geschlechte, das seine „gehäuften Missetaten in den Abgrund zogen", keine 100 Jahre, nachdem Gismondo das Kastell erbaut; vor diesem selbst, der „ein frecher Heide, gottloser Bösewicht und Verbrecher", schließlich eben von Pius II. mit dem Bann belegt, bekriegt, in effigie verbrannt wurde, und doch von ihm das Loberfuhr: „Erkannte die Historien und besaß eine große Kunde der Philosophie; zu allem, was er ergriff, schien er geboren." Es lohnt sich auch herauszuschreiben, was Burckhardt von seinem Hofe sagt: „Er hatte eine Anzahl von Philologen um sich, Porcellio, Basinio von Parma, Trebanio. . . . In seiner Burg (arx Sismundea) halten die Philologen ihre . . . Disputationen, in Gegenwart des „rex", wie sie ihn nennen; in ihren lateinischen Dichtungen preisen sie natürlich ihn und besingen seine Liebschaft mit der schönen Isotta degli Atti, zu deren Ehren eigentlich der Umbau von San Francesco in Rimini erfolgte, als ihr Grabdenkmal, Divae Isottae Sacrum. Und wenn die Philologen sterben, so kommen sie in (oder unter) die Sarkophage zu liegen, womit die Nischen der Außenwände dieser nämlichen Kirche geschmückt sind. . . . Man würde es heute einem Scheusal, wie dieser Fürst war, schwerlich glauben, daß Bildung und gelehrter Umgang ihm ein Bedürfnis seien, und doch hat er nicht bloß feile Hofdichter um sich versammelt, sondern einen sinnigen, zarten Lyriker wie Giusto de Conti an sich zu fesseln gewußt, den gelehrten Valturio bei sich beherbergt, mit seiner und mit Hilfe anderer gelehrter Männer a u s d e n v e r b o r g e n s t e n A b g r ü n d e n d e r P h i l o s o p h i e b i l d l i c h e F o r m e n f ü r d i e i n d e n G e m ä l d e n s e i n e r K i r c h e z u a l l e g o r i s i e r e n d e n B e g r i f f e a u s g e k l ü g e l t, und als wertvollste Beute aus dem von ihm unternommenen Türkenzuge die Leiche des großen Gemisthos Pleton heimgebracht „wegen der ungeheuren Liebe zu den Gelehrten, von der er entbrannt ist," wie es in seinem Leichensteine heißt."

Dies ist ein Exempel schärfster Charakteristik eines Gewaltherrschers und gleichzeitig eines fürstlichen Kunstmäcens der italienischen Renaissance. Uns modernen Kulturmenschen, die wir nicht das geringste Fleckchen von Kriterium mehr zur Verfügung haben, um die Zusammenhänge ungebundener Freiheit zu verstehen, sondern nach jeder Richtung entlang festgerammter ethischer Maßstäbe wandern, erscheint es unbegreiflich, wie ein Tyrann vom Schlage des Gismondo zugleich ein Kunstförderer sein konnte. Es erscheint uns unfaßbar, wie er z. B. an diesem Kirchenbaue derartigen persönlichen Anteil nahm, daß wahrscheinlich (wie wir aus der Korrespondenz des Baumeisters Leon Battista Alberti und übriger dabei tätiger Künstler wissen) selbst alle Details der Dekoration u. s. w. im Einverständnis mit ihm geschaffen worden sind. Wir mögen uns meinetwegen mit einer Art von Hohn daran erinnern, daß die vergötterte Isotta degli Atti, dieser Schöngeist, wenn die Forschungen recht haben, nicht einmal s c h r e i b e n konnte, was heutzutage beinahe jede Dienstmagd kann, — denn so weit sind wir vorgeschritten.

Dies alles — die Geschichte und die Figuren der Malatesta, die Ruchlosigkeit und Verliebtheit Gismondos, der Weihrauch der Isotta — verblaßt indessen vor dem „Tempio Malatestiano" und verschwindet weiter und weiter, je tiefer wir uns in die herrliche Kunst versenken, deren Werk er ist.

Alberti hat damit eine schon 1257 bestandene gotische Kirche umgebaut. Er begann damit 1447. Etwa 1452 mag mit dem Baue eingehalten worden sein. So ist er natürlich nicht vollendet, wie so viele nach maßlos großartigen ersten Plänen begonnene Werke seiner Zeit. Geplant war ein enormer Kuppelbau. Die Strenge, Hoheit und Schönheit des Ganzen ist bezwingend. Die Juwelen der Innendekoration enthalten die acht Seitenkapellen. Die Kirche enthält einen Sarkophag der Vorfahren Gismondos, sein eigenes Grab, das der Isotta und das seiner drei früheren Frauen. In den Sarkophagen der Außenseite liegen Dichter, Philosophen, Aerzte, Redner, um noch in der Grabesruhe ihrem Herrscher einen Hofstaat abzugeben. Der Reichtum des Tempels an Malereien, Skulpturen in Marmor und Bronze, Reliefs und sonst allen erdenklichen Künsten zur Ornamentation ist überwältigend und merkwürdig, daß er dennoch nicht drückend wirkt. Die besten Künstler der Zeit scharten sich um Alberti, dies zustande zu bringen: Agostino di Duccio, Ciuffagni, Matteo da Pasti, Benedetto da Majano, Pietro di S. Sepolcro. Eine Stimmung sondergleichen durchflutet den herrlichen Raum. Nirgends schien es mir so überzeugend, daß Stimmung vom Wesen der Kunst untrennbar sein müsse; daß in der zwingenden Kraft, womit Stimmung, unentrinnbare Stimmung, hervorgerufen wird, ein Gradmesser für die Höhe der Kunst gelegen ist, und daß eben in der Fülle der S t i m m u n g eine wesentliche Unterscheidung zwischen wahrer Kunst und schönem Handwerk oder Industrialismus gelegen ist. Ich glaube, daß diese Ueberlegung nicht unwichtig ist in einer Zeit, wo man das Moment der Stimmung in allen Kün-

sten, in der Dichtung, der Malerei, der Musik, der Skulptur, oft beiseite geschoben, übersehen, ja sogar geringschätzig in seiner Berechtigung verneint sieht — unbegreiflicherweise! Denn es ist immer wieder die Stimmung, wodurch uns die herrlichsten Werke aller jener Künste in ihren Bann beugen. Es ist der große, ewige Unterschied zwischen Bewunderung und Liebe. Bewundern kann man auch mit dem Verstand allein, lieben bloß mit dem Herzen. Und die Kunst muß in erster Linie eine Herzenssache sein.

So groß ist der Eindruck, so tief erfüllt uns das Geschaute, daß wir Gismondo und Isotta und die ganze Greuelgeschichte der Malatesta vergessen haben, wenn wir mit vollgefülltem Herzen ihren Tempel wieder verlassen. Das Kastell der Malatesta ist geborsten, ihr Geschlecht längst erloschen. Unsterblich aber bleibt Gismondo der Ruhm, ein Kunstwerk wie dieses ins Leben gerufen zu haben. Man möchte sich beinahe wieder ein bißchen Greuel, wieder ein wenig Tyrannis zurückwünschen, wüßte man, daß damit die Zeit großer einheitlicher Schöpfungen und einer Tätigkeit in den Künsten wiederkäme, die zum mindesten die moderne „Geschäftssklaverei" des Künstlers wieder aufhöbe, sei er nun Dichter, Bildner oder Musiker.

(Schluß folgt.)

Das Christentum in Japan.

In den letzten beiden Jahren sind eine Anzahl sehr bemerkenswerter Arbeiten über das älteste Christentum in Japan entstanden, unter denen hauptsächlich zu nennen sind: Richard Hildreht „Japan as it was and it is", Tokio 1902; M. Steichen „The Christian Daimyôs. a century of religious and political history in Japan (1549—1650)", Tokio 1903; und vor allem Pfarrer Hans Haas „Geschichte des Christentums in Japan. I. Erste Einführung des Christentums in Japan durch Franz Xaver", Suppl. der Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft Ostasiens, Tokio 1902. Einer ausführlichen Würdigung dieser Bücher von maßgebender Seite in dem letzt herübergekommenen „Bulletin de l'Ecole française d'Extrême-Orient" (Hanoi in Tongking, Oktober 1903), die nicht allein den Inhalt der genannten Werke und anderer einschlägiger wiedergibt, sondern in der der französische Sinologe Cl. E. Maitre zugleich seine eigenen bedeutenden Kenntnisse der Geschichte des Christentums in Japan kritisch verwertet, entnehmen wir einiges, was zur Zeit weitere Kreise interessieren dürfte.

Die Entdeckung Japans wird Fernão Mendes Pinto zugeschrieben, der, wie er selbst erzählt, mit zwei Gefährten, Diego Zeimoto und Christovao Borralho, 1545 als erster Europäer in Japan landete. Doch wird Pinto diese Ehre auch bestritten; es existiert ein früheres Zeugnis, das des Galvano, der allerdings um 1540 Indien schon verlassen hatte und nach Europa zurückgekehrt war, nach welchem drei andere Portugiesen, Antonio da Mota, Francisco Zeimoto und Antonio Peroto 1542 den japanischen Boden betreten hätten. Diese Version war bis zu der Publikation der Pintoschen Memoiren, die um 1614 geschah, die angenommene. Die Geographen erklären den Widerspruch entweder, indem sie Pinto und seine Gefährten mit den von Galvano genannten identifizieren, oder sie denken an zwei unabhängige aber gleichzeitige Entdeckungen. Pfarrer Haas ist aus den verschiedensten Gründen gegen Pinto, als ersten Entdecker Japans. Der triftigste darunter ist, daß der hl. Franz Xaver in zwei Briefen aus dem Jahre 1552 von der Entdeckung Japans „vor acht oder neun Jahren" spricht und Pinto erst im Mai 1545 dahin gekommen sein kann. Aber die Möglichkeit ist nach der Erzählung des Galvano auch vorhanden, daß die drei von ihm genannten Portugiesen das „Zipangu" des Marco Polo um 1542 nur vom Schiff aus gesehen haben und gar nicht landeten.

Am 15. August 1549 kam Franz Xaver, einer der sechs ersten Genossen Loyolas, als Missionär nach Japan. Im Gegensatz zu all den Uebertreibungen, welche die Legende über den Erfolg seiner Wirksamkeit in Japan verbreitet, waren seine materiellen Resultate in der Christianisierung äußerst gering. Und wenn man seine Unbekanntschaft mit der Sprache berücksichtigt, als er zuerst zu Kagoshima das Land des südlichsten Japan betrat, und an alle Mißverständnisse denkt, die seine anfängliche Verkennung der wirklichen Verhältnisse Japans hervorrief, so konnte es auch gar nicht anders sein. Als er am 20. November 1551 das Inselreich wieder verließ, blieben drei christliche Gemeinden zurück, von denen die von Kagoshima, der Hauptstadt von Satsuma, und die von Hirado, ohne geistlichen Leiter und der Böswilligkeit des Daimyô ausgesetzt, sehr klein waren und keine Aussichten boten. Die dritte Gemeinde, die von Yanaguchi in Nagato — nicht weit von Shimonoseki gelegen — prosperierte besser, sie verschwand aber bald in den politischen Unruhen. Im ganzen hat Franz Xaver nicht mehr als 700 Japaner getauft; darunter waren, wie er selbst schreibt, viele verfrühte Aufnahmen ins Christentum. Zudem gehörten die meisten Bekehrten mit geringen, dazu schlecht bestätigten, Ausnahmen in die allerärmste Klasse der Bevölkerung. Doch hatte er damals schon die mächtige Unterstützung des Yoshishige zu Funai in Bungo gewonnen, der auch 1578 selbst zum Christentum übertrat. Aber das Werk des hl. Franz Xaver darf nicht allein nach den ersten materiellen Resultaten seiner damaligen Missionstätigkeit in Japan bemessen werden: sein wahrer Ruhmestitel ist, daß er den Weg geöffnet und die Methode gefunden hat. Mit bewunderswerter Klarheit hatte er den sozialen und politischen Zustand Japans nach und nach erkannt und die Mittel bestimmt, die den Erfolg herbeiführen konnten. Er hatte einerseits eingesehen, daß seinem ursprünglichen Plan, an den Kaiser oder den Shôgun heranzukommen, unübersteigbare Hindernisse im Wege standen, andrerseits gefühlt, daß die Konversionen in der niederen Klasse niemals genügen konnten. So hatte er verstanden, daß der einzige Weg, zum Ziele zu gelangen und dauernde Resultate zu erhalten, der war, daß die damals fast unabhängigen Fürsten, die Daimyôs, zunächst zur Toleranz und zum Vertrauen und von da aus zur Konversion gewonnen werden mußten. Dann hatte er wohl eingesehen, daß für dieses stolze, intelligente, denkende und zu Disputationen angelegte Volk eine Auswahl von Missionären, ausgezeichnet in Kenntnissen und durch Charakter, beigeschafft werden müsse. Man folgte seinem Programm, und so begann nach seiner Abreise eine zu gewaltigen Hoffnungen berechtigende Blütezeit des Christentums in Japan, die bis 1587 ungestört dauerte.

Die Kirchen des Südens zu Yamaguchi, Bungo, Hizen erreichten bald einen hohen Grad von Prosperität. Im Jahre 1563 empfing Omura Sumitada die Taufe, der erste und eifrigste der christlichen Daimyôs; ihm folgte der Daimyô der Gotôinseln und der einflußreichste Daimyô der Amakusainseln, die ersteren westlich, die anderen östlich von Nagasaki gelegen; 1576 traten Mitglieder der Familie des Fürsten von Arima zum Christentum über. Der schon früher erwähnte Otomo Yoshishige — als Christ unter dem Namen Sôrin bekannt —, damals auf der Höhe seines Ruhmes und Herr von sechs Provinzen, und die Daimyôfamilie Itô aus Kyûshû wurden 1578 getauft. Und 1582 konnte P. Valignani vier Jünglinge vornehmer Herkunft als Gesandte der Daimyôs von Kyûshû zum Könige von Spanien und zum Papst führen. Gleiche große Erfolge erreichte der zu Kyôto seit 1559 installierte P. Vilela im zentralen Japan, wo Bonzen, Samurais und Daimyôs Christen wurden. Während die Propaganda in den politischen Unruhen von 1564—1568 ruhte, gewann sie, nach dem Oda Nobunaga zur Macht gelangt war, neue Kraft; er nahm offen die Partei der Christen, wenn auch vielleicht hauptsächlich aus Haß gegen die Bonzen. 1577 konnte P. Organtino zu Kyôto die prächtige Himmelfahrtskirche errichten; Nobunaga selbst erbaute eine andere und eröffnete eine christliche Schule für adelige Jünglinge zu Azuchi am Biwasee, bei Kioto, wo er residierte. Nach dem Tode Ozunagas und dem Brande von Azuchi (1582) zogen die Jesuiten nach Osaka, wo sie bei dem neuen Herrn Japans Toyotomi Hideyoshi gleiche Gunst genossen. Damals traten der Großadmiral und der General der Kavallerie Hideyoshis zum Christentum über; und als nach einem Kriege gegen aufrührerische Daimyôs von Kyûshû das Gebiet neu verteilt wurde, erhielten die christlichen Daimyôs den größten Teil

von Kyûshû. Dieser Triumph des Christentums in Japan ereignete sich 1587 — im gleichen Jahre erschien das erste Proskriptionsedikt gegen den fremden Glauben. Sorin und Sumitada, die eifrigsten Christen unter den Daimyôs, starben ebenfalls 1587.

Es waren nicht, wie man vielfach geglaubt hat, materielle Gründe, welche dem Christentum in Japan Eingang und Erfolge verschafften; nicht Geschenke an die Daimyôs und die Absicht, europäischen Handel ihren Häfen zuzuführen, haben diese selbständigen Fürsten für die fremde Religion gewonnen. Es war die Lust am Neuen, es war der angeborene Enthusiasmus für große Ideen und zugleich der Haß auf die in steten Streitigkeiten lebenden Bonzen der heimischen Religionen und Sekten und deren Geldgier. Dazu brachten die Jesuiten diesem so eminent „teachable“ Volke, wie Chamberlain die Japaner nennt, europäische Wissenschaft und europäische Erfindungen: Schiffsbaukunst, Befestigungswesen, Uhren und Feuerwaffen. Die Missionäre verbreiteten Astronomie und Mathematik, Physik und Medizin. Endlich waren es, und nicht am wenigsten, politische Gründe, welche für das Christentum wirkten: Mikado und Shôgun waren Spielbälle in den Händen der Parteien; kein Zentralwille war vorhanden, der der fremden Religon hätte entgegentreten können, während die Daimyôs bald begannen, direkt mit den christlichen Fürsten des Auslandes in Beziehung zu treten und sich dadurch einen Halt zu geben. — So waren es auch, als das Christentum verfolgt wurde und bis zur Vernichtung ausgerottet, abgesehen von der Verschlechterung der Qualität der Missionäre und der Bekehrten, und von den Folgen der Hetzereien der protestantischen und katholischen Fremden gegeneinander, vor allem politische Gründe, die den Umschlag herbeiführten: die Zentralgewalt war stark, die Daimyôs schwächer geworden; und das ganze Volk begann in dem Fortschreiten des Katholizismus eine Drohung für die nationale Selbständigkeit zu sehen, das ein asiatisches Land nach dem anderen den Europäern untertan ward, obwohl die in Japan wirkenden Missionäre ihre Heimatländer genügend von diesem stolzen und kriegerischen Volk unterrichtet hatten, daß dort niemand an eine Eroberung Japans dachte.

Am 24. Juli 1587 erließ Hideyoshi das Edikt, das allen Portugiesen befahl, Japan innerhalb 20 Tagen zu verlassen. Doch beschränkte sich die ganze Wirkung auf die Zerstörung einiger Kirchen, einige Hinrichtungen, Eigentumskonfiskationen und Absetzungen und die Vertreibung der Mönche, die zu den christlichen Daimyôs flohen. Als P. Valignani 1590 mit seiner Gesandtschaft reiche Geschenke zurückbrachte, begann Hideyoshi wieder milder zu werden, und bald war er durch die Eroberung Koreas ganz in Anspruch genommen, bei der die eine, unter Konishi Yukinaga stehende Armee fast ganz aus christlichen Daimyôs gebildet war. Aber 1596 erging das Edikt von neuem und verschärft, infolge von Exzessen spanischer Mönche, die von den Philippinen kamen, und der Unvorsichtigkeit des spanischen Kapitäns der gescheiterten San Felice, der mit den Armeen des spanischen Königs wegen eines ihm angetanen Unrechts drohte. Damals wurden zu Nagasaki sechs spanische Franziskaner, drei japanische Jesuiten und 17 Konvertiten geringer Herkunft gekreuzigt; an die Vornehmen wagte man sich noch nicht. —

Dem Hideyoshi folgte sein schwacher Sohn Hideyori, der in der berühmten Schlacht von Sekigahara von Tokugawa Iyeyasu vernichtet wurde. Schlimm erging es den christlichen Daimyôs, welche Hideyoris Fahnen gefolgt waren. Aber trotzdem der neue Herr Iyeyasu zweifellos von Anfang an die Ausrottung der Christen bei sich beschlossen hatte, wartete er doch den günstigen Moment ab; denn auch er hatte zahlreiche christliche Daimyôs auf seiner Seite gehabt, die er nach seinem Siege reich belohnte. Viele von den letzteren haben ihn und seine Absichten aber erkannt: die Folge waren Apostasien von tiefer Wirkung. Traten schon kaum mehr Daimyôs aktiv für das Christentum ein, so verwandelte sich bei vielen die Gleichgültigkeit in Haß. Im Oktober 1613 erschien dann das Edikt, welches allen Daimyôs anbefahl, sämtliche Prediger des Christentums, japanische und fremde, aus dem Lande zu vertreiben, die Kirchen zu zerstören und alle Konvertiten zum Abfall vom angenommenen Glauben zu zwingen. Ungefähr 40 Priester konnten sich noch bei wenigen treugebliebenen Daimyôs verbergen; aber die systematische Verfolgung hörte nicht mehr auf. Hidetada, der Sohn Iyeyasus, setzte die Politik seines Vaters fort; unerbittlich wütete dessen Nachfolger Iemitsu (1623—1649) und die Daimyôs wetteiferten mit ihm. 1500—2000 Christen bezahlten damals ihre Anhänglichkeit an ihren Glauben mit dem Tode. Als wenn Iemitsu die Rückkehr der „perversen“ Religion fürchtete, verschloß der Shôgun Japan überhaupt den Fremden; die allein geduldeten Holländer wurden nach Deshima verbannt (1641) und bereits 1636 war den Japanern bei Todesstrafe verboten worden, die Heimat zu verlassen. Und beständig wurden höhere Preise für das „Efumi“ ausgesetzt, d. h. die Zeremonie, wie man christliche religiöse Bilder, Bücher und gottesdienstliche Geräte mit Füßen tritt, resp. zertritt. —

Die Proskriptionsedikte hielten natürlich die Missionare nicht davon ab, sich den sicheren Märtyrertod in Japan zu holen. 1642 und 1643 wurden je fünf Jesuiten unter grausamen Qualen hingerichtet, und manch anderer unbekannt gebliebener Fall mag sich noch ereignet haben. Der letzte und interessanteste Fall solcher Anstrengungen, das Christentum von neuem in Japan Boden fassen zu lassen, war der des sizilianischen Priesters Sidotti, der sich 1708 an den Küsten des Inselreiches aussetzen ließ und 1715 nach langer Gefangenschaft zu Edo starb (über diesen Fall ist eine ganze Literatur vorhanden, auch bei bedeutenden japanischen Historikern der damaligen Zeit). — Immer hat aber die Ansicht Vertreter gefunden, daß sich das Christentum in der Umgebung von Nagasaki erhalten habe und trotz aller Verfolgungen niemals ganz erloschen sei. Um 1790 sollen 50 Personen zu Nagasaki gefangen gehalten worden sein, bis sie ihren christlichen Glauben abgeschworen hatten. Das „Efumi“ war noch immer in Wirksamkeit, und die Angabe der Religion bei Volkszählungen und Schätzungen war als neue Garantie gegen das Christentum hinzugetreten. Noch 1848 mußten sich gescheiterte amerikanische Matrosen das „Efumi“ gefallen lassen an ihren Bibeln und religiösen Abbildungen, um ihr Leben zu retten, und 1858 starben einige christliche Bauern aus dem Distrikt Nagasaki um ihres Glaubens willen im Kerker. Von 1832 an hatten Missionare von Korea aus wieder Versuche gemacht, das Christentum in Japan wieder einzuführen, aber ohne Erfolge. Die Missionare waren jetzt so ziemlich sicher, da sie im Gefolge europäischer politischer Missionen Eingang fanden; doch gelang es ihnen nicht, in Berührung mit den eingeborenen Christen zu kommen. Erst 1865 geschah es, daß eine japanische Bäuerin zu dem Missionar Petitjean, der später der erste Bischof von Japan wurde, in der von ihm gebauten Kirche hinzutrat und auf japanisch frug: „Sancta Maria no go-zo wa, doko?“ „Wo ist das erhabene Bild der heiligen Maria?“ Mit der größten Vorsicht zu Werke gehend, entdeckten die Missionare in der Umgebung von Nagasaki und auf den naheliegenden Inseln ungefähr 50,000 Christen, die vom Vater auf den Sohn den von dem heiligen Franz Xaver ursprünglich eingeführten Glauben bewahrt hatten. Aber noch von 1867 bis 1873 waren diese Bauern nochmals religiösen Verfolgungen ausgesetzt, bis dann eine allgemeine Glaubensfreiheit in dem modernen Japan zur Geltung kam.

Im heutigen Japan leben ungefähr 57,000 eingeborene Katholiken, davon fast 40,000 auf der Insel Kyûshû. Mehrere Tausend der Altchristen haben es merkwürdigerweise verweigert, der katholischen Kirche beizutreten. Daß die russische orthodoxe Kirche 27,000 Gläubige sich offiziell zurechnet, hält der Gewährsmann des Bulletin für übertrieben. Trotz eines gewaltigen Personals auf ihren verschiedenen Missionen, trotz enormer zur Verfügung stehender Mittel, trotz aller möglichen frommen und sozialen Stiftungen und trotz des Reizes, den das Erlernen der englischen Sprache auf die Japaner ausübt, haben es die englischen und amerikanischen Missionen auf höchstens 50,000 Konvertiten gebracht. Diese reich dotierten, verheirateten, kindergesegneten, im Wohlbehagen lebenden Missionare, die vor der Sommerhitze in die Gebirge und vor der Winterkälte in die Thermalstationen entfliehen, sind nicht das, was der Japaner — mit Recht oder Unrecht — unter einem Priester versteht. Es steht unter allen Umständen fest, daß das Christentum in diesem Lande, wo es einst so gut und so schnell Eingang gefunden hatte, und wo die Propaganda jetzt die denkbar freieste ist, einen Mißerfolg er-

leidet. „Es ist sehr selten," sagt der Abbé Steinlen in dem zu Beginn genannten Buche, „daß man einen Christen in den besseren Gesellschaftsklassen antrifft; die Neubekehrten geben sofort den angenommenen Glauben wieder auf, wenn sie vorwärts kommen. Arme Studenten, die aber auch das Christentum sofort wieder verlassen, wenn sie die Fremden nicht mehr nötig haben, die Waisen, die Leprakranken und einen Teil der Hefe des Volkes überläßt man den Missionaren ganz gern, aber die gute Gesellschaft wird ihnen noch recht lange verschlossen sein."

Das wird nach dem Krieg nicht anders werden, mag er ausfallen wie er will. Die politischen Gründe und die Zentralisation sind heutzutage noch viel wirksamer als zur Zeit, als das alte japanische Christentum zugrunde ging. Und wie sollen die Japaner unter diesem Babel von christlichen Konfessionen die Auswahl treffen, von denen die eine die andere herunterzieht, um Konversionen zu erreichen?

M.

Bücher und Zeitschriften.

kr. Juristisches. Bayerns Gebührengesetze. Handausgabe mit Erläuterungen, für den Gerichtsdienst bearbeitet, von Karl Wochinger. München 1904, J. Schweitzer.

Das Gebührenwesen ist eine böse Sache; es wird meist in der Ausbildungszeit sehr nebenher behandelt und wenn man einmal genötigt ist, eine Frage daraus zu lösen, starrt es von ungeahnten Schwierigkeiten. Man braucht nur die ausführlichen Entscheidungen der obersten Gerichtshöfe auf diesem Gebiete nachzulesen, um sich hiervon zu überzeugen. Viel trägt dazu bei, daß die wissenschaftlichen Arbeiten, die sich mit dem Gebührenwesen befassen, immer noch spärlich sind, obwohl die gestellten Probleme vielfach nicht nur juristisch sondern auch volkswirtschaftlich und sogar politisch interessant sind. Wochinger hat es nicht auf eine wissenschaftlich hervorragende Leistung abgesehen, sondern will den zur Ausführung der Gesetze berufenen Gerichtsbeamten ein Buch an die Hand geben, das den gesamten Stoff zusammenfaßt und soweit es nötig erscheint, kurz erläutert. Wie froh man um solche Handausgaben in der Praxis ist, habe ich schon oft hervorgehoben. Das Buch enthält das bayerische Gebührengesetz, die Hinterlegungsordnung, die Gebührenvorschriften der Gerichtsvollzieher und die Gebührenordnungen der Rechtsanwälte — soweit nicht reichsgesetzliche Vorschriften maßgebend sind — und die Gebührenordnung für die Notare und die pfälzischen Hypothekenämter. Es bildet die Ergänzung zu dem früheren Werke des Verfassers über die Prozeßgebühren für das Deutsche Reich, worin das Gerichtskostengesetz, die Gebührenordnung für Zeugen und Sachverständige, die Gebührenordnung für Gerichtsvollzieher und die Gebührenordnung für Rechtsanwälte, soweit die Regelung durch Reichsgesetze erfolgt ist, enthalten sind.

Literarische Physiognomien. Von Bernhard Münz. Wien und Leipzig 1903, Wilh. Braumüller.

Bernhard Münz entwirft in dem vorliegenden Buche sieben Charakteristiken von literarischen Persönlichkeiten, von welchen jede in ihrer Art eine bestimmte plastische Prägung hat. Gerade diese typische Verschiedenheit dieser einzelnen „Physiognomien", wie der Verfasser seine Einzelstudien passend bezeichnet, bildet den intimen Reiz der Schilderung. Es werden behandelt: Adolf Pichler, Hieronymus Lorm, Malwida v. Meysenbug, Emil Marriot, Großfürst Konstantin Konstantinowitsch, Olga v. Nowikow und Ignatz v. Döllinger. Fürwahr eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft! Strenge Objektivität, Klarheit und Durchsichtigkeit der Analyse und gefälliger Stil zeichnen jeden der einzelnen Essays, unter denen wohl der über Malwida v. Meysenbug als Meisterstück bezeichnet werden mag, aus.

Dr. Karl Fuchs.

Die Menschen der Ehe. Von John Henry Mackay. 2. Aufl. S. Fischer, Berlin.

Menschen der Enge, der kleinen Zufriedenheit, der Stagnation, das sind die Menschen der Ehe — der Verfasser hätte besser gesagt, die Menschen der Unfreiheit. Ob diese einzig in der Ehe liegt, ist doch eine Frage. Meisterhaft hat Mackay die Schilderung einer Kleinstadt — ich weiß nicht welcher, aber eine deutsche ist es bestimmt! — entworfen. Jedenfalls gibt es viele deutsche Kleinstädte, für die sie paßt. Man fühlt so recht den Druck der Engherzigkeit und Einseitigkeit, in der, ach, wie viele Menschen sich ihr Leben lang quälen. Auf diesem dunklen Hintergrund erscheint dann ein helles Bild: zwei Menschen, die das Recht des Menschentums noch nicht vergessen haben, die, längst innerlich frei geworden, nun in der Erkenntnis gegenseitiger Liebe auch den Schritt der Befreiung aus äußerem Zwang wagen. Mackay hat die Novelle um der Tendenz der freien Ehe willen geschrieben; aber diese Tendenz hat sich etwas verschoben zugunsten der Freiheit überhaupt. Dadurch hat die kleine Arbeit an künstlerischem Wert aber nichts eingebüßt; im Gegenteil. Sie gehört zu jenen Werken, die man allein um ihres frischen, überzeugten Tones willen lieb gewinnt.

M. E.

* **Ethymologisches.** In Nr. 252 der Beilage ist in dem Artikel „Megalithische Denkmale in der Oberpfalz" auch das volkstümliche Wort „gamber" angeführt und dasselbe von einem nordischen Volksstamm aus „Gambrien" abgeleitet. Ohne diese Aufstellung kritisieren zu wollen, sei bemerkt, daß das Wort „gamber" im Volksmund auch im nordöstlichen Oberfranken daheim, hier unschwer aber als eine Verstümmelung des Wortes „gangbar" zu erkennen ist. Der Begriff „gangbar" (gamber) ist im allgemeinen zugleich auf beweglich, bewegungsfähig, rührig u. s. w. erweitert, so z. B. in dem Ausspruche: „Der ist zu viel gesessen, der muß spazieren gehen, daß er wieder gamber wird" und in ähnlichen Sätzen. Daß das Volk zahlreiche hochdeutsche Worte sich zur bequemeren Aussprache mundgerecht macht, ist ja bekannt.

Münchberg. Ludwig Zapf.

Allgemeine Rundschau.

Die Bibelhandschrift aus Niederbayern in Besançon.

Eine in der Bibliothek von Besançon befindliche Bibelhandschrift des 13. Jahrhunderts, versehen mit der Widmung AGNES DE LANDSHVT DEDIT ME, erweist sich als Weihegeschenk einer vermöglichen, hochadeligen Frau Namens Agnes, welche sich nach ihrem Wohnsitz Landshut bezeichnete. Nur eine vermögliche Frau konnte damals die Herstellung einer vierbändigen Handschrift bestreiten und zumal nur einer hochadeligen Frau konnte es damals gestattet sein, sich kurzweg nach der um das Jahr 1204 angelegten Herzogsburg und Stadt Landshut in Niederbayern zu benennen. Ein Analogon zu dieser Art hochadeliger Betitelung bietet eine nekrologische Notiz aus dem Frauenkloster Seeligenthal bei Landshut zum Jahre 1460: „Obiit illustris princeps ac domnus domnus *Johannes de Monaco* comes palatinus Reni duxque Bavariae" (Mon. Boic. XV. 544.) Mit Recht bezogen darum Delisle und der Einsender der Notiz „Eine Handschrift aus Niederbayern in Besançon" (Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 65 S. 519) obige Widmungsworte zunächst auf eine niederbayerische Herzogin, bezw. Herzogstochter Namens Agnes. Dabei wurden uns fünf dieses Namens aufgeführt, welche als Spenderin der Besançoner Bibel in Betracht kommen könnten. Eine Herzogin Agnes jedoch, die unserer Ansicht nach zuerst genannt werden mußte, fehlt, nämlich Agnes, die Tochter des Pfalzgrafen Heinrich und Gemahlin Herzogs Otto II., „des Erlauchten" (1231—1253). Letzterer war Ludwigs des Kelheimers, welcher Landshut, und der Ludmilla, welche Kloster Seeligenthal bei Landshut stiftete, Sohn. Otto war es auch, welcher sich im Jahre 1231 —

bis dahin hatte er in Heidelberg residiert — Landshut zur Residenz erkor und zur Hauptstadt Niederbayerns erhob und welcher insbesondere die Klosterstiftung seiner Mutter Ludmilla zu Seeligenthal förderte. Was liegt da näher als der Gedanke, daß auch seine Gemahlin Herzogin Agnes in Landshut zur Ausstattung des neuen Frauenklosters beitragen wollte durch Spendung einer schön geschriebenen Bibel, die sie mit der Widmung versehen ließ AGNES DE LANDSHVT DEDIT ME. Das Seeligenthaler Nekrologium verzeichnet ihr Todesjahr mit: „1267 Agnes ducissa antiquior obiit" (Mon. Boic. XV. 556) und ihren Todestag mit: „XVI. Kal. Dec. Agnetis comitissa pal. Reni ducissa Bavariae" (Mon. Boic. XV. 543).

Dr. **Fastlinger.**

*

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

10. März. Sitzung der **physikalisch-mathematischen Klasse.** Vorsitzender Sekretär: Hr. **Auwers.** 1. Hr. **Vogel** las: **Untersuchungen über das spektroskopische Doppelsternsystem** β **Aurigae.** Der Stern β Aurigae, schon seit 1890 als spektroskopischer Doppelstern bekannt, ist hauptsächlich auf dem Observatorium in Cambridge (Amerika) beobachtet worden. Vor kurzem hat nun Hr. **Tikhoff** in Pulkowa Messungen an dort aufgenommenen Spektrogrammen ausgeführt und ist zu Resultaten gekommen, die den früher über β Aurigae gewonnenen Ansichten widersprechen. Verf. hat daraufhin Beobachtungen auf dem Potsdamer Observatorium anstellen lassen, deren Bearbeitung ihn dazu führte, daß sowohl die aus den Cambridger Beobachtungen von **Pickering** abgeleitete Umlaufszeit der den Doppelstern bildenden Körper als auch die von Tikhoff ermittelte falsch ist. Die Umlaufszeit beträgt $3^d\ 23^h\ 2^m\ 16^s$, und unter Zugrundelegung dieser Periode verschwinden die von Tikhoff gefundenen Anomalien. Die Bahn beider Sterne um den gemeinsamen Schwerpunkt ist nahezu kreisförmig, die Massen beider Körper sind sehr nahe gleich und ihre Summe übertrifft die Masse der Sonne mindestens um das Vier- bis Fünffache. 2. Hr. **van't Hoff** machte eine weitere Mitteilung **über die Bildungsverhältnisse der ozeanischen Salzablagerungen. XXXIV. Die Maximaltension der konstanten Lösungen bei 83°.** Gemeinschaftlich mit Hrn. **Grassi** und **Denison** wurden die bei der natürlichen Salzlagerbildung bei 83° eine Rolle spielenden Lösungen verfolgt. Es handelt sich dabei, ausschließlich der Kalksalze und Borate, um 10 Salzmineralien. Die Verhältnisse werden beherrscht durch die Kenntnis von zwanzig konstanten Lösungen, wovon zunächst die Maximaltension bestimmt wurde. 3. Hr. **Schottky** machte eine Mitteilung **über reduzierte Integrale erster Gattung.** Es wird ein System von σ Integralen aufgestellt, das zur Definition Abelscher Funktionen von σ Variabeln dienen kann, obgleich das Geschlecht der einzelnen Integrale höher als σ ist; und es wird das Abelsche Theorem für diesen Fall formuliert. 4. Hr. **Strasburger,** korrespondierendes Mitglied, übersendet eine Abhandlung: **Ueber Reduktionsteilung.** Bei Galtonia candicans, welche ein besonders günstiges Untersuchungsobjekt darstellt, sowie bei Tradescantia virginica konnte an den primären Oocyten bezw. Spermatocyten eine heterotypische Reduktionsteilung beim ersten Teilungsschritte nachgewiesen werden, der eine homöotypische Teilung folgte. Es werden im Anschluß hieran besprochen insbesondere die Bedeutung der Chromosomen für die Vererbung, ihre Individualität, die Synapsis und die Bastardierungsfragen. 5. Hr. **Vogel** legte eine Abhandlung des Hrn. Professors **J. Hartmann** in Potsdam vor: **Untersuchungen über das Spektrum und die Bahn von** δ **Orionis.** Der Verfasser hat das von Deslandres in Meudon im Jahre 1900 entdeckte spektroskopische Doppelsternsystem δ Orionis auf Grund seiner Spektralaufnahmen auf dem Potsdamer Observatorium genauer untersucht. Die von dem Entdecker angegebene Periode $1^d\ 22^h$ hat er unrichtig befunden; er hat eine Periode von $5^d\ 17^h\ 34^m\ 48^s$ abgeleitet und alle Elemente der elliptischen Bahn festgestellt. Bei seinen Untersuchungen über das Spektrum des Sterns hat er die Wahrnehmung gemacht, daß eine dem Calcium zugehörige Spektrallinie an der periodischen Verschiebung der anderen Linien des Sternspektrums durch die veränderliche Bewegung des Sterns nicht teilnimmt, was zu der Folgerung Anlaß gibt, daß sich eine aus Calciumdämpfen bestehende Nebelmasse zwischen uns und dem Stern befindet. 6. Die folgenden Druckschriften wurden vorgelegt, als Ergebnisse der Untersuchungen, zu denen die Akademie Unterstützungen gewährt hat: Dr. M. Gräfin v. **Linden,** Morphologische und physiologisch-chemische Untersuchungen über die Pigmente der Lepidopteren. I. Die gelben und roten Farbstoffe der Vanessen. Bonn 1903 (S.-A. Archiv f. d. ges. Physiol. Bd. 98); Richard **Hesse,** Ueber den feinern Bau der Stäbchen und Zapfen einiger Wirbeltiere. Jena 1904 (S.-A. Zool. Jahrb., Suppl. VII).

10. März. Sitzung der **philosophisch-historischen Klasse.** Vorsitzender Sekretär: Hr. **Diels.** Hr. **Lenz** las über **Bismarcks Bemühungen um eine Reform der Patrimonialgerichtsbarkeit.** Ein erstes Licht auf den Plan Bismarcks, eine Reform der Patrimonialgerichtsbarkeit, und zwar für die beiden Jerichower Kreise, ins Leben zu rufen, haben zwei Briefe von ihm an Ludwig v. Gerlach, beide aus dem Jahre 1847, geworfen (Bismarck-Jahrbuch III). Dazu kamen dann Andeutungen in den Briefen Bismarcks an seine Braut und neuerdings in den Aufzeichnungen aus dem Leben Gerlachs. Aus den Akten des Justizministeriums, die der Vortragende benutzen durfte, ergab sich, daß Bismarck einen analogen Versuch im Verein mit Hrn. v. Bülow-Cummerow schon vorher für den Regenswalder und einen Teil des Naugarder Kreises zu realisieren versucht hatte, und ferner, daß beides in engem Zusammenhang stand mit den Reformabsichten, welche die Regierung Friedrich Wilhelms IV. hinsichtlich der Patrimonialgerichtsbarkeit verfolgte. Die Entwicklung dieser Pläne von 1840 bis zur Revolution, die ihnen mit der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit selbst ein Ende machte, wurde dargelegt.

17. März. **Gesamtsitzung.** Vorsitzender Sekretär: Hr. **Auwers.** 1. Hr. **Frobenius** las: **Ueber die Charaktere der mehrfach transitiven Gruppen.** Eine r-fach transitive Gruppe von Substitutionen hat mit der symmetrischen Gruppe desselben Grades alle Charaktere gemeinsam, deren Dimension höchstens gleich r ist. 2. Hr. **Klein** legte ein neues **Meteoreisen von Persimmon Creek, bei Hot House, Cherokee Co., Nord Carolina,** vor und sprach über dessen merkwürdige Eigenschaften. 3. Von den eingegangenen Druckschriften kamen besonders zur Vorlage: **Moltkes** Militärische Werke. III. Kriegsgeschichtliche Arbeiten. Dritter Teil. Her. vom Großen Generalstabe. Berlin 1904; und: **Theodor Schiemann,** Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I. Band I. Kaiser Alexander II. und die Ergebnisse seiner Lebensarbeit. Berlin 1904. 4. Die Akademie hat durch ihre physikalisch-mathematische Klasse bewilligt: Hrn. Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Gustav **Fritsch** in Berlin zur Herausgabe eines Atlas mit Darstellungen der hauptsächlichsten Typen der gegenwärtig in Aegypten lebenden Bevölkerung 2000 M.; Hrn. Dr. Edwin S. **Faust** in Straßburg i. E. zu Untersuchungen über das Schlangengift 1000 M. — Das korrespondierende Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse George **Salmon** zu Dublin ist am 22. Januar verstorben.

*

Eismessungen in Sibirien.

Die gegenwärtige Uebersetzung russischer Truppenzüge über den Baikalsee läßt einige Messungen des Eises auf sibirischen Flüssen nicht uninteressant erscheinen, die der treffliche russische Meteorologe **Woeikof** in der Meteorologischen Zeitschrift Bd. XX mitteilt: In Rußkoe Ustje auf der Indigirka, 71 Grad n. Br., wurden Dicken von 225, 230, 235 Centimeter gemessen; in Bulun auf der Lena, 70¾ Grad n. Br., 205, 215 Centimeter, während in den Gegenden mit kältesten Wintern, Jana, Werchojansk, 67½ Grad n. Br., 180 Centimeter, Kolyma, 66⅓ Grad n. Br., 125 und 180 Centimeter gaben. Am oberen Amur zwischen 51½ Grad und 53⅓ Grad n. Br. wurden Dicken zwischen 105 und 180 Centimeter gemessen; auf der Ingoda im selben Winter 140 bis 210 Centimeter. Die Beobachter bemerkten, daß bei

großer Schneetiefe das Eis dünn, bei wenig Schnee das Eis dick ist.

※

Kleinere Mitteilungen.

-rt- Neue Planeten. In den letzten Wochen sind neuerdings zehn kleine Planeten entdeckt worden. Einer derselben, der die provisorische Bezeichnung 1904, N H erhielt, wurde von dem französischen Astronomen M. Charlois in Nizza mittels photographischer Daueraufnahmen aufgefunden; er scheint indes, wie sich nachträglich herausstellte, identisch zu sein mit dem 1893 gleichfalls von Charlois entdeckten Planeten Nr. 200 Dynamene. Die übrigen neun Planetoiden sind wieder auf dem großh. astrophysikalischen Observatorium Königstuhl bei Heidelberg von Professor Wolf und seinen Mitarbeitern, und zwar gleichfalls auf photographischem Wege, entdeckt worden. Bei genauerer Durchsicht älterer Aufnahmen fand sich zunächst auf einer im Oktober vorigen Jahres ausgesetzten Platte der Planet 1903, N G. Auf Platten, die behufs photographischer Aufnahmen von kosmischen Nebeln im Jahre 1901 ausgesetzt worden waren, fanden sich weiterhin die Spuren der beiden neuen Planeten 1901, NK und NL, die beide relativ hell (11. Größe) sind. Und auf einer im Oktober 1902 exponierten Platte fand sich nachträglich noch der Planet 1902, NM. Die neuen Objekte 1904 NJ, dann 1904 NN bis NQ dagegen fanden sich sämtlich auf Platten, die in den letzten Wochen exponiert worden sind; ihre photometrische Größe schwankt zwischen 12.0 und 14.0.

C. K. Eine Ehrung Andrées. Die anthropologische und geographische Gesellschaft von Stockholm, deren Mitglied Andrée war, hat beschlossen, auf ihre Kosten die Biographie des berühmten Luftschiffers zu veröffentlichen. Das Buch wird außerdem seine nicht veröffentlichten Werke enthalten, sowie eine Beschreibung des Ballons, mit dem Andrée und seine Gefährten umgekommen sind. Die Gesellschaft beabsichtigt außerdem eine Medaille zur Ehrung des unglücklichen Forschers prägen zu lassen.

* Ein uraltes Gräberfeld ist in der Nähe des Reiberbachhofes bei dem Dorfe Wadern im Regierungsbezirk Trier aufgedeckt worden. Etwa 20 Grabstätten sind bereits freigelegt worden; es sind durchweg Urnenbrandgräber mit zahlreichen Totengaben. Die Totengaben und namentlich die Gefäße weisen das Gräberfeld der ausgehenden La-Tène-Zeit zu, der Zeit, in der die römische Kultur in die Nordwestländer eindrang und hier mit den Erzeugnissen der La-Tène-Zeit zusammenkam.

* Todesfall. Der Dichter Sir Edwin Arnold ist dieser Tage in London gestorben. Er ist 73 Jahre alt geworden. 1853 erschien seine erste Gedichtsammlung, 1856 sein erstes Drama „Griselda". Später war Arnold als Vorsteher des Sanscrit College in Puna (Indien) tätig, wo er eine reiche wissenschaftliche Tätigkeit entfaltete. Nach seiner Rückkehr nach England wurde er Redakteur und später Herausgeber des Daily Telegraph. Seinem Einfluß besonders war die auf Kosten des Daily Telegraph ausgeführte Expedition des Assyriologen George Smith nach Assyrien, sowie der Anteil der Zeitung an Stanleys Expedition zur Auffindung Livingstones und Beschiffung des Kongo zuzuschreiben. Von seinen zahlreichen literarischen Werken ist das Epos „The light of Asia" (1879) (in deutscher Uebersetzung von Pfungst 1886), eine an Schönheiten reiche dichterische Darstellung des Lebens Buddhas, am bekanntesten geworden; es hat in England über 40 und in Amerika etwa 80 Auflagen erlebt.

※

Hochschulnachrichten.

r. Heidelberg. Der Privatdozent in der medizinischen Fakultät unserer Hochschule Dr. Rudolf Magnus aus Braunschweig, erster Assistent an dem Pharmakologischen Institut, erhielt den Charakter als außerordentlicher Professor.

* Dr. med. Arthur Stein aus Frankfurt ist als Assistenzarzt an die Heidelberger Universitäts-Frauenklinik berufen worden.

* Braunsberg. Am Lyceum Hosianum ist der außerordentliche Professor Dr. Joseph Kolberg, nachdem Prof. Dittrich zum Dompropst in Frauenburg ernannt worden, als dessen Nachfolger zum ordentlichen Professor für Kirchengeschichte berufen worden.

hc. Königsberg. Der bisherige außerordentliche Professor in der juristischen Fakultät der Universität Greifswald Dr. jur. et phil. Erich Jung, ist an Stelle Wilhelm von Blumes als ordentlicher Professor für römisches Recht und deutsches bürgerliches Recht an die hiesige Universität berufen worden.

* Zürich. Der Dekan der staatswissenschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität, Professor Dr. H. Herkner, hat den ihm angebotenen Lehrstuhl für Nationalökonomie der Universität Prag abgelehnt.

r. Von technischen Hochschulen. Der Privatdozent an der Universität Bonn Dr. August Hagenbach erhielt einen Ruf als ordentlicher Professor für Physik an die Technische Hochschule zu Aachen.

* Der Assistent für Mathematik und Hilfslehrer für Schattenkonstruktionen und Beleuchtungskunde, sowie Perspektive an der Technischen Hochschule in Stuttgart, Hermann Roth, ist zum Professor am Königin-Katharina-Stift daselbst ernannt worden.

II. Quartal 1904.

Bezugseinladung:

Die

Beilage zur Allgemeinen Zeitung

kostet durch die Postämter bezogen:
M. 1.50 im Monat,
M. 4.50 „ Quartal.

(Bestellungen nehmen alle Postämter entgegen.)

In Wochenheften durch den

Buchhandel

bezogen:
M. 5.— im Quartal.

Bestellungen auf die Wochenausgabe nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen.

Die

Allgemeine Zeitung

— Täglich zwei Ausgaben —

einschliesslich

wissenschaftlicher und literarischer

Beilage zur Allgemeinen Zeitung

und Wochenbeiblätter:
Volkswirtschaftliche und Handelsbeilage,
Deutschlands Industrie und Gewerbe,
alle obigen Blätter zusammen durch die

Post bezogen:
M. 2.80 im Monat,
M. 8.40 „ Quartal.

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 29. März. Nummer 73.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Das zeichnende Kind und sein Verhältnis zur Kunst. Von Georg Kerschensteiner.

Rimini. (Schluß.) Ein Reisebrief von Otto v. Leitgeb.

II. Bücher und Zeitschriften.

Aus den Monatsheften der Comenius-Gesellschaft.

III. Allgemeine Rundschau.

Prähistorisches aus der Pfalz. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Das zeichnende Kind und sein Verhältnis zur Kunst.*)

Von Georg Kerschensteiner.

Die Sucht nach Neugestaltung aller bestehenden Verhältnisse und Einrichtungen, die sich in unserer Zeit auf allen Gebieten zeigt, macht sich auch auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichtes von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer stärker geltend. Wer irgendwie schreiben gelernt hat, Mann oder Frau, Lehrer oder Nichtlehrer, jung oder alt, fühlt das Bedürfnis, sein Herz auszuschütten in einem Buche mit der Aufschrift „unentbehrlich für Eltern und Erzieher“, in einer Broschüre, in einem Zeitungsartikel über oder unter dem Striche oder doch wenigstens in einem „Eingesandt“. Vielfach sind es, genau so wie in der bildenden Kunst, die Konfusen oder die Unberufenen, welche die dringendsten Ratschläge geben. Dabei ist kaum ein Gedanke albern genug, der nicht seinen Propheten, und, was noch mehr heißen will, kein Prophet verworren genug, der nicht seine Apostel fände. Wenn jemand unter Ihnen sich die Mühe nehmen würde, auf irgend einem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts alle Möglichkeiten auszudenken, wie sich dieses Gebiet vernünftig oder unvernünftig behandeln ließe, und wenn er sich dann auf dem Gebiete der pädagogischen Literatur umsähe, ob der ganzen Reihe von Möglichkeiten nicht eine kongruente Reihe von Vertretern beizugesellen wäre, er würde zweifellos diese kongruente Reihe finden. Erst jüngst habe ich wieder ein prachtvolles Beispiel hierzu auf dem Gebiete des Kinderbilderbuches erlebt. Hier stehen auf der einen Seite die Hamburger, welche dem Kinde nur das Höchste in der Kunst, am liebsten Albrecht Dürer, Hans Holbein u. s. w. in die Hand geben; denn: „Für das Kind ist das Beste gerade gut genug“. An sie schließen sich in absteigender Linie die Reihe der Gemäßigten an, welche auch Bilderbücher zweiter, dritter bis letzter Güte zulassen, wenn sie nur sonst gute pädagogische Qualitäten haben. Dabei hat jede Gruppe ihr eigenes pädagogisches Sprüchlein. Mir hat nur noch ein Vertreter gefehlt, der alle Bilderbücher aus der Kinderstube ausschließt. Vor einigen Wochen hatte ich das Glück auch diesen zu entdecken.

*) Vortrag, gehalten im Liebigschen Hörsale der Universität am 15. März l. J. zum Besten der Münchener Frauenarbeitsschule.

Selbstverständlich hat auch er seinen Grund, nämlich den, daß ein Bilderbuch, dem Kinde so früh in die Hand gegeben, „die Bildung der richtigen Vorstellung des Räumlichen schädigt“. Der Mann, Mitarbeiter der wissenschaftlichen Zeitschrift für Psychologie und Pädagogik, heißt Dr. Felsch, und hält seit Jahren zu Halberstadt und Stendal vor einer großen Anzahl von Lehrern und Lehrerinnen, die von nah und fern zu ihm reisen, Vorträge über Psychologie, die er nun auf Wunsch seiner Hörer herausgegeben hat. Ihm war aber noch ein Vorschlag vorbehalten, kühner als ich ihn je zu denken fähig gewesen wäre. Auf Seite 233 seines dicken Buches schreibt er: „Will man durchaus Bilderbücher in der Kinderstube haben, so wähle man in erster Linie solche — welche gerade und krumme Linien, teils ein-, teils mehrfarbig in verschiedenen Lagen und Verhältnissen, dann Flächen, wie Quadrate, Rechtecke, Dreiecke, Vielecke, Kreise, Ellipsen u. s. w. in verschiedenen scharf unterscheidbaren Farben darstellen. Später komme dann ein zweites Bilderbuch hinzu, mit einigen leicht auffaßbaren Körpern, wie Würfel, die Säule mit quadratischer Grundfläche, das dreiseitige Prisma, vielleicht auch schon die dreiseitige Pyramide in den schönsten Farben und Zusammenstellungen solcher. Ganz auszuweisen aus der Kinderstube sind solche Bilderbücher, welche Handlungen darstellen.“ Da bleibt nichts übrig, als sämtliche deutschen und englischen guten Bilderbücher vom Struwwelpeter bis zu Kreidolf, und von Greenaway bis Caldecott zu verbrennen. Das pädagogische Sprüchlein hierzu ahnen Sie wohl; es heißt: Vom Einfachen zum Zusammengesetzten.

Was ich Ihnen hier vom Bilderbuch erzählt habe, gilt auch von dem, womit wir uns heute beschäftigen, von der Zeichenkunst und der Einführung in sie. Auch hier die ganze Reihe der Vorschläge, angefangen vom Betrieb der höchsten Kunst bis herab zum ödesten Formalismus und bis zur völligen Verbannung des Zeichenunterrichts aus der Volksschule, mit der parallelen Reihe von Vertretern und der parallelen Reihe pädagogischer Kernsprüche. Als ich vor sechs Jahren gelegentlich meiner Studienreisen über gewerbliche Erziehung mich in Wien aufhielt, besuchte ich auch Camillo Sitte, den Autor des Buches über Städtebau, und seine k. k. Staatsgewerbeschule. Am Abend des zweiten Tages saßen wir beisammen und tauschten unsere Gedanken und Pläne aus über gewerbliche Erziehung. Als wir auch auf das Zeichnen in der Volksschule zu sprechen kamen, erzählte er mir, daß ihn sein Minister einmal gefragt habe, was denn zu tun wäre, um diesen so wichtigen Lehrgegenstand in der Volksschule zu fördern. Darauf habe er erwidert: „Exzellenz, da weiß ich Ihnen ein ausgezeichnetes Mittel: Werfen S' das ganze Zeugs aus der Volksschule hinaus.“ — Hier haben Sie das eine Ende in der Reihe der Vorschläge und seinen Vertreter; der pädadogische Kernspruch hierzu: Ein schlechter Unterricht verdirbt mehr als gar keiner. Das andere Ende mögen Sie etwa bei Georg Hirth suchen, in seinen „Ideen über Zeichenunterricht“. Hier ist das Zeichnen so wichtig wie Lesen und Schreiben und der Schüler soll dahin gebracht werden, mit Leichtigkeit die Gegenstände der Natur, die Bewegung lebender Wesen richtig zu skizzieren und die Einfälle der eigenen Phantasie klar darzustellen. Er ist es, der zuerst verlangte, der Unterricht solle an das anknüpfen, was ich Ihnen heute vorführen werde, an die

ersten Zeichnungen des Kindes aus dem Gedächtnis. In den letzten Jahren hat er in Fritz Kuhlmann einen begeisterten Apostel gefunden, der seine Ideen am Realgymnasium zu Altona in die Praxis umzusetzen sucht. Seit einem Jahre hat das preußische Kultusministerium auch für die Volksschule den vor 17 Jahren durch Hirth angedeuteten Weg betreten.

Der Weg bedeutet aber eine radikale Abkehr von der bisher üblichen Methode, und, was noch schwerer ins Gewicht fällt, für ihn standen in der Hauptsache nur theoretische Erwägungen und keine praktischen Versuche zu Gebote. Nun hatten mich eine alte Liebe zur kindlich naiven Kunst und meine Amtsaufgaben schon vor fünf Jahren zu solchen Versuchen veranlaßt. Während aber die Versuche im Zeichnen nach der Natur alsbald einzelne brauchbare Grundlagen lieferten, versagten zunächst die Versuche im Gedächtniszeichnen beinahe gänzlich. Denn die Lehrkräfte, welche sie anzustellen hatten, konnten es sich vielfach nicht versagen, die aus dem Gedächtnis zeichnenden Kinder durch Ratschläge zu beeinflussen, ja sie lieferten bisweilen klassenweise Zeichnungen ab, aus denen jeder Laie sehen konnte, daß diese Arbeiten unmöglich ausschließlich Produkte der kindlichen Phantasie sein konnten.

Nun wird aber nach meiner festen Ueberzeugung, ich will nicht sagen das landläufige Kinderzeichnen, wohl aber das Zeichnen aus dem Gedächtnis, das wir bisher ignoriert haben, nicht nur im Zeichenunterricht, sondern im gesamten Unterricht der Zukunft eine hervorragende Rolle spielen und spielen müssen, einfach schon deshalb, weil es eine der Hauptquellen bieten wird, die Produktivität des Kindes mit ihrem ganzen erziehlichen Segen zu fördern gegenüber der heute fast einzig und allein gebräuchlichen Förderung der Rezeptivität, und auch vor allem deshalb, weil nichts der Kindesnatur näher liegt, als das Zeichnen aus dem Gedächtnis.

Ich ließ daher vor Weihnachten vorigen Jahres in vier Schulen mit 4500 Kindern zum drittenmal Versuche im großen Maßstabe anstellen unter genauer Festlegung aller Verhaltungsmaßregeln, welche zu einem einwandfreien Beobachtungsmaterial führen konnten.

Den Versuchen lag eine ganze Reihe von Fragen zugrunde, die ich hier nicht auseinandersetzen kann. Sie lieferten zunächst ein Material von 45,000 Folioblättern, zu welchen etwa 15,000 weitere Blätter kamen, teils aus früheren brauchbaren Versuchen, teils aus ganz neuen, an denen sich die zeichnerisch best veranlagten Kinder aller Münchener Schulen zu beteiligen hatten.

Von diesen Fragen will ich Ihnen heute nur zwei mit ihren Antworten vorführen.

1. Wie entwickelt sich im unbeeinflußten Kinde die graphische Ausdrucksfähigkeit vom primitiven Schema bis zur vollendeten Raumdarstellung?

2. Welche Qualität der Ausdrucksfähigkeit kann bei Kindern von 4 bis 14 Jahren billigerweise erwartet werden?

Zur Beantwortung dieser beiden Fragen stellte ich unter anderen die drei Forderungen: a) zeichne Vater, Mutter und dich selbst, b) zeichne ein Pferd mit Reiter, c) zeichne ein Schneeballgefecht. Welche Gründe mich gerade zu diesen Forderungen geführt haben, die ja nie normale Aufgaben des Zeichenunterrichts an Volksschulen sein werden, kann ich Ihnen heute nicht auseinandersetzen. Ich darf das auch zum Teil Ihrem eigenen Nachdenken überlassen.

Was Sie sehen werden, ist eine verkürzte Auswahl aus 18,000 Kinderzeichnungen, die ich selbst getroffen habe. Ich habe dabei versucht, die einzelnen Entwicklungsstufen in der Ausdrucksfähigkeit des Kindes begrifflich abzugliedern und festzulegen. Selbstverständlich sind diese Abschnitte durch kontinuierliche Uebergänge verbunden, deren Uebergangstypen sowohl der vorausgehenden als der nachfolgenden Stufe zugeteilt werden könnten. Im übrigen hoffe ich das Material so geordnet und charakterisiert zu haben, daß es auch für den in künstlerischen Dingen wenig Erfahrenen brauchbare Maßstäbe zur Beurteilung und Bewertung einer Darstellung liefert, und daß es damit ein wertvolles Hilfsmittel werden kann für weitere einschlägige Untersuchungen.

Kaum daß das Kind über die erste Stufe des unverständlichen Gekritzels hinaus ist, wendet es sich zur Darstellung des Menschen; es fängt seine Zeichenkünste da an, wo die höchste Kunst ihre letzten Aufgaben sucht. Wie Götze in seinem Artikel über Zeichenunterricht in Reins Enzyklopädie berichtet, hat Mrs. Maitland aus einer Sammlung von 1570 Kinderzeichnungen gefunden, daß 70 Prozent aller Kinder von 5 bis 7 Jahren zunächst Mensch und Tier darstellen. Meine Beobachtungen hierüber ergaben einen noch viel höheren Prozentsatz.

Die allermeisten Eltern denken von diesen ersten Leistungen sehr geringschätzig; allein mit Unrecht. Hier eröffnet sich ein weiter Blick in die Phantasie des Kindes die auf dieser zweiten Stufe, welche ich die Stufe des Schemas nennen will, fast ausschließlich Herrscherin ist. Denn das Schema ist gekennzeichnet dadurch, daß es in keinem Punkte einer möglichen Erscheinung entspricht; es entspringt mehr dem sprachlich fixierten Wissen des Kindes von einer Sache, als der Anschauung von der Sache. Dabei sucht das Kind im allgemeinen durch ein Mindestmaß von Mitteln sein Wissen zum Ausdruck zu bringen; es schreibt gleichsam sein Wissen in aller Kürze nieder. Wie heute unser Anschauungsunterricht in den Elementarschulen betrieben wird von vielen, obwohl sie den Namen Pestalozzi mit einer Ehrfurcht in den Mund nehmen, wie ein Muselmann den Namen Mohammed, nämlich an Bildern zwischen den vier Wänden des Schulzimmers und in aufzählender, rein beschreibender Form, so unterstützt er gerade dieses Schema; denn er ist in dieser beliebten Form ein Wissens- oder Sprachunterricht — aber kein Anschauungsunterricht.

Das Schema ist zweitens auch dadurch gekennzeichnet, daß es für jeden beliebigen Fall der Darstellung ein und dasselbe ist. In einer bestimmten Zeit der geistigen Entwicklung hat jedes Kind ein und nur ein Schema für jeden Menschen. Bei Kindern, die ohne jede Anregung bleiben, verharrt das gleiche Schema 4—10 Jahre lang; manche kommen ihr Leben lang nicht darüber hinaus. So weit meine bisherigen Beobachtungen reichen, erhält sich das Schema bei den Mädchen wesentlich länger als bei den Knaben; auch sind die Schemata der Mädchen im Durchschnitt geringwertiger als die des Knaben, wie überhaupt in dem ganzen hier in Frage stehenden Alter von 4 bis 14 Jahren meine Untersuchungen ergaben, daß die zeichnerische Ausdrucksfähigkeit der Mädchen ein gut Stück geringer ist als die der Knaben. Bei Kindern, die viele gute Bilder sehen, aber bei ihrer Zeichentätigkeit wenig gefördert werden, hört, von den besonders gut veranlagten abgesehen, die ja ihren Weg selbst finden, die Lust am Menschenzeichnen gegen das 10., 11. Lebensjahr auf; sie fühlen den starken Unterschied ihrer schwachen Leistungen gegenüber der nun bereits in ihnen vorhandenen klareren Vorstellung.

Die Mannigfaltigkeit der Schemata ist bei Kindern der modernen Kulturvölker sehr groß, bei den wilden Völkern scheint sie sehr viel kleiner zu sein, nach allem, was ich an Zeichnungen darüber veröffentlicht gefunden habe. Ich schiebe das darauf, daß die mannigfaltige Bekleidung zu größeren Variationen reizt, und glaube die Meinung darin bestätigt zu sehen, daß beispielsweise die Schemata der nackten Pferde auch bei unseren Kindern sehr viel weniger reich sind, wie Sie heute sehen werden. Nur ein Schema habe ich bisher nicht gefunden, die Darstellung des Menschen durch eine Rumpflinie und zwei Beinlinien; das scheint ein Kunstprodukt der Erwachsenen zu sein. Die Mannigfaltigkeit der Schemata würde noch weiter vermehrt, wollte man auch auf die Arm-, Bein-, Hand- und Fußdarstellung eingehen.

Die Schemata tragen nicht selten den scheinbaren Ausdruck einer seelischen Stimmung, eine Art individuellen Zug des Komischen, Heiteren, Traurigen, Schwermütigen, Prahlerischen, Protzigen, Derben, Zierlichen, Breitspurigen, Tänzelnden u. s. w.; Sully, ein amerikanischer Kinderpsycholog, der das Schema bis zum 8. Lebensjahre des Kindes verfolgt hat, hat in diesem Zug eine Absicht des

darstellenden Kindes zu erkennen geglaubt. Das vorliegende Material hat mich überzeugt, daß dies nicht der Fall ist, wenigstens nicht im allgemeinen. Diese angeblich individuellen Züge sind ungewollte Produkte der kindlichen Phantasie; ob das Kind einen Leichenzug oder ein Schneeballgefecht darzustellen hat, das Menschenschema ist genau das gleiche.

Die primitivsten Formen des Menschenschemas bestehen nur aus Kopf- und Beinlinien, wobei nicht selten die Zusamenstellung beider einen nach unten offenen Umriß ergibt. Später oder auch schon in den allerersten Zeichnungen erhält auch der Rumpf seine gesonderte Darstellung. Diese Rumpfdarstellung bewegt sich bisweilen in den absonderlichsten Phantasieformen. Besonders auffallend sind jene Darstellungen, die den Rumpf in einer geradlinig begrenzten Figur, einem Dreieck, einem Quadrat, einem vertikal gestellten oder sogar horizontal gestellten Rechteck, einem Trapez, einem beliebigen, bisweilen sogar überkreuzten Viereck u. s. w. wiedergeben. Am häufigsten ist selbstverständlich die Darstellung des Rumpfes in einer Ovallinie. Daran schließen sich vasenförmige, glockenförmige, flaschenförmige, biskuitförmige, herzförmige u. s. w. Rumpfformen. Die Mannigfaltigkeit dieser Schemata wird noch erhöht durch Darstellung der Bekleidung. In einzelnen Fällen ist die Darstellung eine zusammenhanglose, d. h. kein Teil des menschlichen Körpers der zum Ausdruck gebracht wird, steht mit dem anderen in Verbindung. Hier handelt es sich um eine ganz abstrakte Niederschrift dessen, was das Kind vom Menschen weiß. Augen, Nase und Mund werden außerhalb des Kopfovals verzeichnet; dann folgen getrennt voneinander eine Rumpffläche, zwei Armlinien, zwei Beinlinien. Man findet eine derartige Darstellung vorzüglich bei geistig schwachen oder idiotischen Kindern, aber auch bei normalen Kindern. Ich habe, um zu erfahren, ob eine solche Ausdrucksweise ganz besonders idiotischen Kindern anhaftet, mich an die große Idiotenanstalt nach Ursberg gewendet, die in liebenswürdiger Weise auf meine Intentionen einging. Indessen weisen auch die Zeichnungen dieser Kinder nur selten zusammenhangslose Menschenschemata auf.

Nach der Stufe des reinen Schemas entwickelt sich beim hochbegabten Kinde von selbst, beim normal veranlagten durch vernünftigen Anschauungsunterricht und durch Anleitung, das Geschaute zu zeichnen, die Ausdrucksfähigkeit in folgender Weise: Zunächst weist das Schema da und dort eine Stelle auf, die einer möglichen Erscheinung oder Form entspricht, sei es im Gewande, sei es in den Arm- und Beinansätzen, in der Gliederung von Kopf, Hals und Rumpf, in einzelnen Körperteilen, in der Beinstellung, im Bewegungsausdruck. Dabei ist das Schema überall noch vorherrschend oder doch gut erkennbar. Das ist die dritte Stufe der Ausdrucksfähigkeit, auf der sich nicht bloß die wirkliche Erscheinung, sondern auch das im Bilderbuch oder am Spielzeug Erschaute in der Darstellung da und dort äußert.

Nach und nach nimmt das Erscheinungs- oder Formgemäße überhand und das Schematische tritt nur mehr sporadisch auf. Diese Stufe der Ausdrucksfähigkeit bezeichne ich als die vierte. Endlich ist alles Schematische verschwunden. Höchstens Zeichenfehler sind noch vorhanden. Bleibt dabei das Kind am rein Erscheinungsmäßigen, am Zweidimensionalen haften, findet es keinen richtigen Ausdruck für die Tiefendimension, für das Räumliche, so haben wir es mit der fünften Stufe zu tun, die schon eine hohe Vollendung der Ausdrucksfähigkeit erreichen kann. Man denke an die ausgezeichneten Umriß- und Schattenbilder in der Kunst der Erwachsenen. Die höchste Vollendung und damit die sechste Stufe ist erreicht, sobald nun das Kind imstande ist, nicht bloß die Erscheinung, sondern die ganze räumliche Form zum Ausdruck zu bringen.

Alle diese sechs Stufen der Ausdrucksfähigkeit für die menschliche wie für die tierische Form, die ich aus dem mir vorliegenden Material von Kinderzeichnungen zu bilden mich veranlaßt sah, finden sich schon im Kindesalter bis zum achten Lebensjahre, nicht bloß vereinzelt, sondern in wohl ausdrückbaren Prozentsätzen vor. Dabei ist es sehr bemerkenswert, daß die beiden obersten Stufen nie das Produkt einer starken äußeren Anregung oder Anleitung sind, sondern daß sie sich selbständig entwickelt haben aus der natürlichen Begabung des Kindes heraus.

Bei dem heutigen Zeichnungsunterricht an unseren Münchener Volksschulen kommt es nicht selten vor, daß die eigentlich schöpferischen Begabungen des Kindes oft völlig unbemerkt bleiben. Ein achtjähriger Knabe, der die Pferdedarstellung in einer geradezu bewunderungswürdigen Weise beherrschte, der jede Stellung und jede denkbare Bewegung des Pferdes mit einer Sicherheit und Schnelligkeit zu Papier brachte, wie wir etwa unseren Namen niederschreiben, erhielt zwei Jahre später, da der Zeichnungsunterricht mit seinen geometrischen und abstrakten Formen eingesetzt hatte, die Zeichennote IV im Weihnachtszeugnis. Und dieser Fall stand bei dem mir zur Verfügung stehenden Beobachtungsmaterial nicht vereinzelt da.

Die Forderung, ein Schneeballengefecht darzustellen, hatte den Zweck, ein völlig neues Untersuchungsgebiet aufzuhellen. Ich wollte erkennen, wie weit Kinder imstande sind, aus sich selbst heraus und ohne jegliche Anleitung einen Raum bildlich klar darzustellen. Das Ergebnis war, daß etwa 25 bis 30 der 4500 Kinder diese Fähigkeit in hohem Grade besitzen, darunter eine kleine Anzahl, die das achte Lebensjahr noch nicht vollendet hat. Das gesamte Material von 4500 Blättern veranlaßte mich, fünf Stufen der Ausdrucksfähigkeit festzustellen. Die unterste Stufe ist dadurch gekennzeichnet, daß das Kind überhaupt keinen Versuch macht, einen Raum darzustellen; es bedeckt die Zeichenfläche beliebig mit Figürlichem. Auf der nächsten Stufe ist der Versuch der Raumdarstellung deutlich erkennbar, aber aus verschiedenen Gründen mißlungen. Als eine höhere dritte Stufe muß es bezeichnet werden, wenn das Kind bewußt eine lineare Anordnung des Figürlichen einhält, etwa nach Art der Darstellung auf griechischen und ägyptischen Friesen und Vasen. Von hier aus führt der Weg zur vierten Stufe, in der die Darstellung durch Benützung einer schmäleren oder breiteren Bodenfläche erfolgt, auf welcher das Figürliche verteilt ist. Daran schließt sich unmittelbar die fünfte und letzte Stufe der vollkommenen bildlichen Raumdarstellung.

Diese letzte Stufe wird nur von einer kleinen Schar hervorragend Begabter aus eigener Kraft erreicht, sehr wahrscheinlich unter dem Einflusse guter Bilder mit klarer Raumdarstellung, die das Kind von seinen ersten Lebensjahren an betrachtet und sich eingeprägt hat. Der Zeichenunterricht an sich ist nicht imstande, solche Blüten hervorzulocken, jedenfalls nicht in Kindern dieses Alters.

Ich habe Ihnen am Eingang meines Vortrages erzählt, daß mich die Aufgaben meines Amtes zu dieser Untersuchung geführt haben, insonderheit die Frage nach einer zweckmäßigen Ausgestaltung des Zeichenunterrichts an unseren Volksschulen. Sie werden mich also vielleicht fragen, welche greifbaren Resultate für den praktischen Unterricht ich aus ihnen gezogen habe. Die Antwort darauf muß ich Sie bitten mir heute zu erlassen. Einmal würde sie mich noch eine Stunde beschäftigen; außerdem würde sie auch noch keine bestimmte sein können, sondern sich mehr in Vermutungen bewegen müssen, weil ja die Untersuchung mit diesem eben vorgeführten und dem noch viel größeren unbearbeiteten Material noch in gar keiner Weise abgeschlossen ist, vor allem nicht nach der Richtung, wie sich in Zukunft an der Volksschule das Gedächtniszeichnen zum Zeichnen nach der Natur stellen soll. Drittens aber glaube ich, daß Sie mir vielleicht dankbarer sein werden, wenn ich vorläufig eine so spezifische Schulmeisterfrage liegen lasse, dafür aber einen großen allgemeinen Gesichtspunkt berühre, der beim Studium dieser Blätter mit geradezu elementarer Macht wieder in mir angeregt worden ist, und der mich auch zum Titel meines Vortrages geführt hat. Das zeichnende Kind und sein Verhältnis zur Kunst.

Die Kunst hat unter ihren spezifischen Eigenschaften auch die eine: daß sie eine *produktive* Arbeit der Seele ist. Umgekehrt hat alles naive, wahrhaft produktive Schaffen aus dem Innern heraus auch etwas Künstlerisches an sich. Das normale Kind ist durchaus naiv produktiv angelegt; wir sehen es aus seinen Spielen, wir sehen es aus seinem sprachlichen Ausdruck, sofern dieses durch die Schule nicht in seiner natürlichen Entwicklung gehemmt ist, wir haben es soeben, wie ich glaube mit größter Deutlichkeit, gesehen im zeichnerischen Ausdruck seiner Vorstellungen. Was nun der heutigen Schule, bei allen ihren sonstigen guten Eigenschaften, die ich nicht ableugnen möchte, fehlt, das ist, daß sie jene produktiven Kräfte im Kinde zu wenig berücksichtigt, und zwar nicht nur in den Volksschulen, sondern auch in den Mittelschulen und teilweise sogar auch an den Zeichenschulen, die sich den Titel Gewerbeschulen oder gar Kunstgewerbeschulen beilegen. Noch immer ist die rezeptive Tätigkeit und im Anschluß daran das Kopieren, das Nachahmen, das Wiederkauen beinahe das ausschließliche Mittel des Unterrichts. Nun können wir diese rezeptive Tätigkeit und das Nachahmen gar nicht entbehren, zum mindesten nicht in der Volksschule; es wird sogar dort immer ein Hauptmittel des Unterrichts bleiben müssen. Ich bin weit entfernt, das Evangelium der Ellen Key zu predigen, die in ihrem sonst so fesselnden Buch: „Das Jahrhundert des Kindes" fordert: „Man sollte einsehen, daß das größte Geheimnis der Erziehung gerade darin verborgen liegt, nicht zu erziehen", die da verlangt, „daß man die Natur des Kindes ruhig und langsam sich selbst helfen lassen müsse", und die verbietet, „das eigene Wesen des Kindes zu unterdrücken".

Aber den guten Kern, der in diesen Behauptungen gleichwohl liegt, sollten wir viel stärker beachten, als wir es bisher haben, den Kern nämlich, auch die im Kinde liegenden, seinem eigensten Wesen entsprechenden produktiven Kräfte mehr zu beachten und, sofern sie gut sind, möglichst ohne unsere vermeintliche bessere Weisheit entwickeln zu lassen. Denn sonst berauben wir uns gerade der köstlichsten Erziehungsbeihilfe, nämlich der unbeschreiblichen Freude, die mit allem produktiven Schaffen verbunden ist, und machen uns der Schuld teilhaftig, daß so manche Begabung, die der Menschheit mehr nützen könnte, als ein paar Dutzend wackere Schablonen, verkümmert und versandet, und nicht bloß zeichnerische Begabungen, sondern auch Begabungen der Sprache, der Musik, des empirischen Interesses, vor allem Begabungen der *Beobachtung*.

Denn so gewiß wir heute gesehen haben, daß auf dem Gebiete der graphischen Künste in den Kindern Anlagen schlummern, vor denen wir mit Verwunderung stehen, und daß diese Anlagen gar nicht beobachtet wurden, ebenso gewiß liegen auf allen anderen Gebieten Begabungen der Kinder vor, die der heutige Unterrichtsbetrieb nur schwer oder gar nicht entdeckt, ganz abgesehen, daß diese unablässig gängelnde Schulmethode dem Schaffenstrieb, der in allen normalen Kindern liegt, nie durchweg gerecht werden kann. Ich habe gar keinen Zweifel, daß, wenn es uns gelänge, ihn stärker zu treffen, unser Unterricht und unsere Erziehung noch ganz andere Früchte zu tragen imstande wäre, als sie es heute vermögen.

Wie das zu machen ist im einzelnen, darüber kann ich mich heute nicht verbreiten. Aber an einem Bilde möchte ich mich verständlicher machen. Wer mit einem Führer eine Reise machen will, der kann sich auf zweifache Art des Führers bedienen: Entweder er geht zu Schenker auf dem Promenadeplatz, bestellt sich einen Platz für die nächste Gesellschaftsreise, setzt sich am richtigen Tag in den richtigen Zug — die einzige *selbständige* Handlung, die er bei dieser Reise nötig hat — und läßt sich dann einen bis drei Monate die Welt zeigen; oder aber er macht es wie Schlagintweit, Stanley und andere Forschungsreisende nimmt dabei vielleicht sogar zwei, drei und mehr lokalkundige Führer, aber *er* bestimmt Weg und Richtung, Zeit und Land selbst und läßt sich nur da belehren, wo der eigene Witz ausgeht, und helfen, wo die eigene Kraft zu schwach ist.

Das Bild können Sie direkt übertragen auf Erziehung und Unterricht. Die Mehrzahl der Lehrer und Erzieher gehen fast durchweg voraus und schleppen den Zögling am wohlgedrechselten Seil einer raffinierten Methodik hinter sich her, durch dick und dünn, durch interessante und langweilige Gebiete in gleichem Tempo. Und die vorgeschriebenen Lehrpläne tun das übrige, um diese Art des Bildungsbetriebes zur normalen zu machen.

Die Lehrer der Zukunft und noch mehr die Lehrpläne der Zukunft werden, wenn auch nicht immer und überall, den anderen Modus der Bildungsreise einschlagen müssen, wo der Zögling vorausgeht und der Lehrer beobachtend folgt. Daß dies keine bloße Phantasie ist, dafür glaube ich ganz bestimmte Anhaltspunkte geben zu können. Die Einführung von Laboratorien für Physik und Chemie, von Schulküchen, von Schulgärten, Aquarien und Terrarien für Zoologie und Botanik, von Werkstätten für Holz- und Metallbearbeitung, wobei überall der Schüler den Weg des Beobachtens, Entdeckens und eigenen produktiven Schaffens gehen soll, sind solche Anzeichen, und seit acht Jahren bin ich nicht ohne Erfolg bemüht, wenigstens hier in München diesem Betrieb die Wege zu öffnen. Wenn dieser Betrieb einst richtig verstanden sein wird, dann werden unsere Schüler vielleicht weniger wissen, aber, wie ich hoffe, sehr viel mehr können. Und wenn der Weg allgemein wird begangen werden, dann werden in der Welt weniger zweibeinige Konversationslexika herumlaufen, aber sehr viel mehr Menschen, die vor einer neuen Aufgabe zwar gestehen, ich weiß heute noch nicht, wie ich sie anpacken soll, aber ich werde mir schon zu helfen wissen.

Ein zweites Anzeichen, daß ich nicht träume, scheinen mir die Kunsterziehungstage zu sein. Sie werden in ihren Bestrebungen zwar von der Masse und auch von sehr vielen Teilnehmern falsch aufgefaßt, als ob der Kern ihrer Bestrebungen die Erziehung von Künstlern oder doch Kunstverständigen und Kunstgenießenden sei. Aber darum kann es sich im allgemeinen nicht handeln, wenigstens nicht in erster Linie und soweit ich persönlich der Sache folgen möchte. In der Hauptsache haben diese Bestrebungen nur dann einen Sinn, wenn sie darauf ausgehen, die produktiven Kräfte im Menschen zu nähren und zu fördern, Bestrebungen, die allerdings dann auch dem werdenden Künstler dienen können, falls ein solcher unter den Zöglingen vorhanden ist.

Ein drittes Zeichen sind die Bestrebungen auf dem Gebiete des Sprachunterrichts, die den Schüler nicht vom ersten Tage ab mit den Regeln der Grammatik quälen, sondern sich bemühen, in ihm erst das Sprachgefühl entstehen zu lassen, ehe er angeleitet wird, Satzleichen mit Skalpellen der Grammatik zu sezieren.

Ein vierter Beweis ist dann das Gedächtniszeichnen, das wir bisher in unserem Elementarunterricht gänzlich ignoriert haben, das aber von Tag zu Tag in Deutschland mehr warme, begeisterte, ja, wie das eben zu gehen pflegt, auch überbegeisterte Verfechter findet.

Alle diese Erscheinungen, meine Damen und Herren, bedeuten, daß wir, wenn kein Rückschlag eintritt, einem vernünftigeren Bildungsbetrieb entgegengehen, der mehr auf die produktiven Kräfte im Zögling Rücksicht nimmt und damit zwar nicht den Kenntnishaufen vermehrt, aber die Selbständigkeit, den Charakter, die Willenskraft, die Arbeitsfreude, die Tüchtigkeit und damit die kompletten Menschen auch in der bescheidensten Arbeitssphäre.

Und das meine ich, wäre das Beste, was wir Erzieher tun können. Es wäre auch eine Bildungsarbeit, die sich der großen Mühe unserer Lehrer lohnen würde, eine Arbeit nämlich, die mehr wirkliche Menschen macht und weniger Schablonen und Maschinen. Und wenn dann auf die ganz großen Menschenhöhen von Tausenden und aber Tausenden unserer Zöglinge nur einer kommt, ein solcher allein:

„Streut eine unendliche Welt ewiger Bildungen aus."

Rimini.

Ein Reisebrief von Otto v. Leitgeb.

(Schluß.)

Ich schlendere durch die Straßen; ich komme an einem Hause vorbei, von dem man sagt, daß es das der Isotta gewesen sei. Ich sehe den hübschen Frauen und Mädchen in die Augen, denen ich begegne; so viele —! War Isotta von diesem Schlage? Fast ohne Ausnahme haben sie tiefschwarzes Haar, zierliche Gestalten, dunklen Teint, schwarze Augen von eigentümlich schelmischem, naiv-natürlichem, liebenswürdigem Ausdrucke. Wenn man ihre Sprache nur besser verstände! Aber sie unterscheiden sich darin z. B. vom Venetianer, vom Brescianer und anderen, daß sie imstande sind, ihren Dialekt sofort zu verlassen, dem Fremdling zuliebe, und beherrschen dann eine beinahe ganz reine, wunderschöne, wortreiche Sprache. Meine schöne Freundin, die Obsthökerin auf der Piazza Giulio Cesare, machte mich damit erstaunen. Und welche Stimme! Wie nur das einzige Wort „un soldo" klang! Beinahe, als ob man eine Harfensaite anzupfte! (Hier nennt man fünf Centesimi noch soldo und drückt Beträge unter einer Lira nur in solchen aus.) Oder wenn sie ihre Ware anpries. Diese Kirschen! In meinem Leben habe ich noch keine so schönen und wohlschmeckenden Kirschen gesehen, wie hier. Wäre der Garten des Paradieses in der Emilia oder in den Marken gelegen gewesen, ich glaube, Eva hätte sich sicherlich der Kirschen bedient, um Adam zu verführen, und nicht des Apfels! Schön, wie die Stadtkinder, sind auch die Frauen „vom Gebirge", **della montagna**. Sie kommen an Markttagen mit ihren hohen, zweiräderigen, von langhörnigen prächtigen Ochsen mit beringten Nasen gezogenen Gespannen, die das Aussehen derjenigen in der römischen Campagna haben und oft lustig bemalt sind, gelb und grün und mit den alten Farben der Ackerbau treibenden Volksstämme: rot und blau. An einem Markttage geht es in dem sonst armen und recht stillen Rimini laut und lustig zu. Es ist viel Gelächter und Geschrei, wenn auch wenig Geld, und die Piazza Giulio Cesare ist mit den Leinenzelten der Obsthändler, Handwerker und Trödler so bedeckt, daß man einen kleinen Säulenstumpf gar nicht ausnimmt, der dort steht als Erinnerung eines historischen Momentes. Dieser Säulenstumpf wurde nämlich im Jahre 1555 als Ersatz für einen anderen, vom hohen Alter zerstörten, aufgestellt, auf welchem stehend Julius Cäsar nach der Ueberschreitung des Rubicon eine Ansprache an seine Truppen gehalten haben soll; eine Reminiszenz, die durch ihre beschränkte Nachweisbarkeit für den Betrachter kaum weniger eindrucksvoll wird. Julius Cäsar selbst erwähnt in seinen Kommentaren nichts davon, wohl aber erzählen zwei andere römische Historiker, Dio Cassius und Suetonius, von dieser Ansprache als von einer denkwürdigen Sache.

Man braucht nur wenige Schritte zu machen, um sich diese beiden alten Autoren in der kostbaren Bibliothek reichen zu lassen, deren Besitz Rimini zum Stolz gerechnet werden darf. 1619 schenkte nämlich der Rechtsanwalt Alessandro Gambalunga, Urenkel eines aus Carpi stammenden Maurermeisters Francesco Gambalunga, der Stadt seinen schönen und weitläufigen Palast mit allen Sammlungen, die er enthielt und von denen die Bibliothek die kostbarste war. Sie enthält u. a. einige köstliche miniierte Handschriften aus dem 14. und 15. Jahrhundert (S. Augustinus, Dante, Petrarca) sowie das merkwürdige, mit sehr interessanten Miniaturen geschmückte, in Paris 1516 auf Pergament gedruckte Buch „**Les fantasies de mere sote**", ein absolutes Unicum. Ein zweites Exemplar, das es einmal in Paris gegeben haben soll, wird für verschollen gehalten. Nächst der Bibliothek enthält die „**Gambalungiana**" auch wertvolle kleine Sammlungen römischer, prähistorischer, etruskischer, umbrischer und anderer auf Riminefer Boden gefundener Altertümer und interessante Medaillen und Münzen der Malatesta, so diejenige mit dem vollendet gedachten Tempel.

Unweit des Palazzo Gambalunga öffnet sich der schönste Platz von Rimini, Piazza Cavour. Hier steht das hübsche Rathaus, dessen älterer Teil aus dem 13. Jahrhundert, dessen jüngerer aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammt. Ihm gegenüber liegt die von Buonamici 1747 gebaute Fischhalle, in den Marktstunden eine Augenweide schönster **abundantia maris**. An der rückwärtigen Seite des Platzes wurde 1857 das Teatro Vittorio Emanuele gebaut (Poletti). Unmittelbar vor der Fischhalle liegt der reizende alte Brunnen, von Giovanni da Carrara 1542 errichtet; doch soll Antoninus Pius schon die Brunnenleitung haben anlegen lassen. Viele Bestandteile der von Carrara verwendeten Skulpturen (reizende Reliefs und Ornamente) dürften jedoch ins 14. Jahrhundert und vielleicht noch weiter zurückreichen. Das Wasser dieses Brunnens ist so geschätzt, daß sich ein eigenes Gewerbe daran entwickelt hat: die Riminefer Wasserhändler, die ihre großen Steinkrüge hier füllen, mit kleinen Eselgespannen umherführen und um ein Geringes feilbieten. Selbst der Aermste kauft sich wenigstens ab und zu Wasser aus der „**fontana**" **par excellence** oder geht es sich selber holen. Der Brunnen und das melodische Plätschern seines aus vielen Röhren herniederströmenden kristallenen Wassers ist von jeher gepriesen und besungen. Poeten machten Gedichte auf ihn und Aloisi erzählt in seinem „**Commentario su Cesare Borgia**", daß Leonardo da Vinci, der große Baukünstler, als er auf Geheiß des Borgia die Festungen der Romagna in Augenschein nahm, hier an dieser Fontane überrascht stille stand, ganz gebannt von dem eigentümlichen Wohlklange des rauschenden Wassers.

Einen gibt es, der lauscht diesem Plätschern Tag um Tag, Nacht um Nacht, seit Jahrhunderten; und er mag die sonderbarsten Historien und Erinnerungen im Rauschen und Rinnen des nimmer müden Borns heraushören, der so stetig dahin läuft wie der Strom der Zeiten — Tropfen und Minuten, der breite Fluß der Jahrhunderte, das Meer der Ewigkeit. Zwischen Rathaus und Brunnen steht auf einfachem glatten Sockel von weißem Stein ein wundervoll schönes, in prächtigem Grün patiniertes Bronzestandbild. Es ist ein schöner, kraftvoller bärtiger Mann in weitem Bischofsmantel, auf reichgeschmücktem Thronstuhle sitzend. Im linken Arme ruht ihm der Hirtenstab; die rechte Hand hält er erhoben mit einer seltsam fesselnden Gebärde, die etwas Unwilliges, beinahe Zorniges, Mahnendes, Abwehrendes oder auch Drohendes an sich hat. Dieses Standbild hat eine eigentümliche kleine Geschichte für sich. Modelliert wurde es von Nicola Cordieri 1614, gegossen von Sebastiano da Recanati, und es ist eine Porträtstatue des Papstes Paul V. Borghese, dem die Stadt zu Dank und Anerkennung verpflichtet war. Allein auch diese beiden Herzensregungen sind wohl, wie alles Menschliche, irdischem Wandel untertan. Mag auch die Größe Pauls V. im Laufe der Zeiten etwas verblaßt sein, gewiß ist, daß sehr triftige Gründe hinzu kamen, so daß man sich eine starke Freiheit gegen ihn herausnehmen mußte. 1797, zu Zeiten der cisalpinen Republik, wurden ja so viele schöne Standbilder auf ihren Postamenten wankend, die Franzosen konnten ihren Durst nach wertvollen Kunstschätzen gar nicht löschen, kein Erzklumpen war ihnen zu schwer; sogar die vier Hengste vom Markusdom wurden ja nach Paris gefahren, trotz ihrer 3500 Kilogramm Gewicht! Einen Papst gar hätten sie schon immer gerne in Paris gehabt, und hier war ein wunderschöner und die Pariser hatten den allerfeinsten Geschmack an meisterlichen alten Bronzen. So entschloß man sich zu einer List, um ihre Aufmerksamkeit davon abzulenken, und man führte einen wohlgemeinten Mummenschanz mit Paul Borghese auf. Es geschah zu seiner eigenen Rettung; die Riminefer zeigten ihm damit doch nur ihre Liebe. Vor den Päpsten mangelte es den Franzosen an dem nötigen Respekt, oder es war die Eifersucht, daß sie in Paris keinen hatten, wo sonst alles zu haben ist. Aber die Heiligen hielten sie eher in Ehren, und wenn der Heilige gar Ortspatron war, so ließ man ihn stehen, wo er stand, um die Gefühle der Bevölkerung nicht zu verletzen. Dies war ein Ausweg. Man nahm dem stummen Papste das Triregnum vom Haupte und setzte ihm dafür eine Mitra auf. Man entfernte auch die verräterischen Schlüssel Petri; ja, man meißelte sogar mit der größten Sorgfalt die pomphafte Inschrift von dem steinernen

Sockel herunter, um freie Hand zu bekommen. Und nun taufte man den Papst kurzweg um und verkündete, dies sei der heilige Gaudenzius, der Patron von Rimini. So ist das schöne und kostbare Werk der Stadt erhalten worden. Vielleicht ist damit, damals ahnungslos, dem Erzbilde auch höhere Sympathie in unseren Zeiten gesichert worden, oder mindestens eine unschädlich verminderte Beachtung der Einheimischen. Kaum in einer anderen Provinz des jungen Königreiches sind aufwühlerische Elemente, sozialistische Leidenschaften so stark und leicht erregt wie in der ehemals päpstlichen Romagna.

Vor diesem Monumente stehend, fiel mir eines Tages das Zusammentreffen dreier bezeichnender Momente ins Auge, die der Zufall hier vereint hatte, und die einen lebhaft der veränderten Zeitläufe und des Geistes im heutigen Italien gemahnen mochten, das zwar auch das Triregnum bedroht, aber das ganze Volk unter einer Krone gesammelt hat, wenn es auch nicht immer — unter einen Hut zu bringen ist! Denn dort, von der Fassade des Theaters glänzt groß und klar der Name Victor Emanuels II. herab, des Rè galantuomo, des Einigers Italiens. Hier vornen, mitten auf dem Platze, der den Namen Cavours führt, sitzt, unwillig die Hand erhebend, der Papst, dem man die Abzeichen seiner Herrschaft genommen, den man sogar seines Namens entkleidet hat. Und ihm zu Füßen, auf dem glattpolierten Steine, wo ehemals seine Apotheose gestanden, klebt ein großes, schlecht gedrucktes Plakat mit einem sozialistischen, in tönenden und emphatischen Worten gehaltenen Aufrufe an die schwerringenden Lebensstreiter: „Contadini! Operaj!" „Ihr Bauern und Arbeiter!" Kommt herbei, rührt euch, verteidigt eure Rechte! — Meinetwegen, gebt jedem das Seine, dem Kaiser, was des Kaisers ist; dem Papste, was des Papstes ist. Aber seht scharf zu, daß auch niemandem das Seine genommen werde und auch armen Teufeln so wenig, wie dem Kaiser und dem Papst. . . .

Wahrlich, es stimmte ganz nachdenklich, dies Zusammentreffen zu betrachten. — Wieviel Wandel mag der Papst schon gesehen haben von seinem hohen Thronsessel da; wieviel mag er noch zu sehen bekommen! Vielleicht geht es, wenn der Sturm in der Nacht einmal über den Platz hinwegbraust — einer von den starken Winterstürmen von Rimini — wie ein tiefes Tönen und dumpfer Glockenklang durch das eherne Bild. Auch: Könige und ihre Reiche mögen vergehen; Minister werden hinweggefegt; Namen und Titel erlöschen von heute auf morgen; und gedrucktes Papier ist geduldig. Der eherne Papst wird noch lange stehen und vielen Wandel erleben. —

Solche Phantasien mögen ja auch hierhergehören. Trotzdem leiten sie uns einen Weg, für den wir im Augenblick nicht viel Gedanken frei haben. Und der Aufenthalt im Tempel des Gismondo, zu Stunden, wo es menschenleer und ganz still in ihm ist, höchstens, daß das müde Schlurfen eines erwartungsvollen Bettlers auf den Fliesen tönt, dieses Wandern und Schauen und Ueberlegen alles dessen, was wir entdecken; dieser Prunk, die Fülle von Schönheit, „tutta quella musica" — es hat etwas Narkotisches an sich, etwas Süß-Betäubendes, wie der starke, berauschende Duft fremder Blüten mit schweren, dunklen, flammenden Kelchen. Wie eine Art üppigen Taumels fast senkt es sich uns davon ins Blut.

Um uns davon zu befreien, durch einen frischen Hauch Leben hineinzubringen, das ihn erst recht mit unserm Blute vereint, ihn stark, gesund und bewußt machen soll, wandern wir nun hinaus ans Meer. Wir gehen hinaus an den Hafen. Dieser ist bloß das etwas erweiterte, mit steinernen Mauern gebrüstete Bett des Marecchia, der oben, an der Brücke des Augustus, noch so seicht und sandig war, daß zweirädrige Karren, die Sand und Schotter aus ihm holen, ihn durchfahren. Heute verkehren im Hafen von Rimini keine anderen Fahrzeuge mehr als die der Adriafischer. Es ist ein freundliches, geschäftiges, munteres Völkchen. Sie wohnen am Hafen und in der Vorstadt S. Giuliano. Viele ihrer Barken ziehen recht weit hinaus in die blaue See. Bis nach Venedig hinauf oder nach Ancona und Brindisi hinab und auch nach Dalmatien und Albanien hinüber fahren sie. Oder die Leute sind Strandfischer und begnügen sich mit geringerer Beute.

An der Mündung des Marecchia steht ein kleiner Leuchtturm und ein langer, aus Piloten gezimmerter, mit Steinblöcken ausgefüllter Damm reicht eine Strecke weit ins Meer hinaus. Hier ist es äußerst wonnig, beschaulich zu sitzen und die Blicke herumwandern zu lassen, aufs Meer, auf den grünen Höhenzug des Apennin mit seinen höchst „malerischen" Profillinien. Der Hafen in seiner jetzigen Anlage stammt ebenfalls aus der Vorsorge Gismondo Malatestas. In weiter Vergangenheit mündete der Marecchia in ein geräumiges, von einer Mole geschütztes Becken. Die Malatesten hatten an die sechzig Galeeren hier liegen.

Um Feierabend fand man zu dieser Sommerszeit immer Gesellschaft draußen auf dem Pier. Fischer, die eine müßige Stunde verbrachten, ihre kurze Pfeife rauchten, schwätzten und schauten. Da hab' ich manche Bekanntschaft angeknüpft und man plauderte von Seefahrten und Fischzügen, von den Sorgen der Arbeit, von den Freuden, die karg gemessen sind, und sonst von vielen anderen menschlichen Begebenheiten. Man sah heimkehrenden Booten entgegen und kritisierte wie sie, bei scharfem Winde, kreuzten um den richtigen Kurs auf die schmale Einfahrt zu bekommen. Manchmal ist dies gar nicht leicht, gibt kleine Aufregungen und geteilte Ansichten ab. Manchmal, wenn es besonders schwierig war, wurden sogar Wetten abgeschlossen auf ein bestimmtes Boot. Kommt es herein, oder muß es knapp vor der Flußmündung eiligst abfallen, noch einmal hinaus, noch einmal versuchen? Um Sonnenuntergang gab es, wenn die See bewegt war, oft ein schönes Bild. Land und Himmel lagen so ruhig, im Westen senkte sich der Tagesstern, groß und goldrot. Am Damm aber brausten die Wellen, schlugen manchmal hoch empor, daß der Gischt wie glitzernde Perlen über unsere Köpfe flog; manchmal schlug eine besonders hohe Welle weit herauf und badete unversehens einen Sorglosen, der nicht rasch genug zurückgetreten. Das Meer, mit seinen tausend unerschöpflichen Spielen.

In langer Reihe ziehen vom Hafen südwärts die Villen und unzähligen Strandhütten, alle knapp am Sande, von kleinen Gärten umgeben, alle schmuck, viele ganz kokett. Drüben im Bade-Etablissement auf der Terrasse, spielt eine Musikbande. Sie spielen etwas aus Carmen. Manchmal trägt der Wind eine zusammenhängende Melodie herüber. Jetzt ist es das mutwillige Liebeslied —

L'amour est un enfant de bohème
Qui n'a jamais connu des lois . . .

Und es fällt mir ein, daß die Contessina Rimini eine Stadt der Liebe genannt hat, und die Stadt der Francesca. Es gibt hier keine körperliche Erinnerung an Francesca; Rimini bewahrt nichts, das an sie gemahnte. Wenn man der Sache auf den Grund geht, meine ich, daß meine liebenswerte Contessina auch nicht gerade an die Person der Francesca dabei denkt, und wenn ihr diese Zeilen unter die schönen Augen kommen, wird sie mir die kleine Indiskretion wohl zugute halten und mir recht geben.

Es ist vielmehr der unzerstörbare Zauberkreis der Dichtung, den jener Name ausdrückt; es ist die Unvergänglichkeit von Herzensschicksalen, von Geheimnissen, die uns ergreifen und in der Tiefe der süßesten Empfindungen bewegen. Nicht in Rimini ist ihre Heimat, noch sonst an einem Orte; sondern überall, wo sich Herzen lieben und wo sie um Liebe Schicksale erlebt haben, die uns erschüttern. So geschieht hier das Entgegengesetzte wie im Tempel der Malatesta. Dort haben wir unter dem Eindrucke des Kunstwerkes die Figuren Gismondos und Isottas aus den Augen verloren, denn durch nichts sind sie selbst uns nahegetreten, nichts von ihrem Schicksale hat die verborgensten Saiten unseres eigenen Innern mitklingend erregt. — Hier aber bekommt ein Schatten eben dadurch unvergängliches Leben. Keine Burg mit Söllern im Anblick des Meeres, kein Tempel, kein Erz, kein Stein und kein Grab trägt die Erinnerung Francesca da Riminis an sich. Aber ein Fürst unter den Sängern hat ihr Bild

aufgerichtet, und wenn alle diese Tempel, Kastelle und Monumente im Staube der Zeiten verschollen sein werden, wird sein köstlicher Sang noch ertönen und die Herzen rühren. Und wenn wir in der hilflosen Sprache, die uns eigen ist, etwas von seinen Schätzen mit einem Namen benennen, dann meinen wir im Grunde nichts anderes als das ewig Unaussprechliche, worin die Schönheit besteht, und die Kunst, die ewig ringt, um ihr göttliches Phantom zu erreichen und festzuhalten.

Und nur darum kommt es dennoch so: Wenn wir uns durch diese gesegneten Fluren am Fuße des Apennin der alten Umbrerstadt mit dem zersprengten Gürtel von Zinnenmauern nähern, gedenken wir trotz allem zunächst weder des Augustus noch Julius Cäsars, weder des greulich-großartigen Gismondo Pandolfo noch der geistreichen Isotta; weder des prächtigen, prunkvollen Kunsttempels Leon Battista Albertis noch der einsamen Bildsäule des vergessenen Papstes — sondern Dantes und der holden Frau, die er mit der Allmacht der Dichter für alle Zeiten hier in ihr Reich eingesetzt hat. . . .

Bücher und Zeitschriften.

* Das soeben erschienene März-Heft der **Monatsschriften der Comenius-Gesellschaft** (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung) bringt aus der Feder des bekannten Reformationshistorikers Prof. Dr. Friedrich Roth einen höchst wertvollen Beitrag zur Geschichte des deutschen Meistergesanges und seiner Beziehungen zu den religiösen Volksbewegungen vor und bei Beginn der Reformation. Da die Zahl der in der Geschichte der Meistersinger markant hervortretenden Persönlichkeiten sehr gering ist, so ist es wichtig, daß durch Roths Aufsatz das Leben und die Schriften eines ehedem berühmten, heute fast verschollenen Mitgliedes der Singschulen, nämlich Georg Breuning aus Augsburg, zum erstenmal in die Literatur wieder eingeführt wird. Bedeutungsvoller aber ist noch die an der Hand bisher unbenützter Quellen erwiesene Tatsache, daß die Meistersinger, die selbst in festen Kultgesellschaften organisiert waren, schon längst vor Hans Sachs in die religiösen Bewegungen und Kämpfe des 15. und 16. Jahrhunderts tief verwickelt gewesen sind. Es fällt durch die Rothschen Forschungen ein neues Licht ebensowohl auf die Geschichte der Waldenser und des Anabaptismus wie auf die Entwicklung der religiösen Literatur und die vorreformatorische Geistesgeschichte überhaupt, das zu weiteren Aufklärungen über manche bisher dunkle Partien des Meistergesanges und seines Ursprungs führen dürfte.

Allgemeine Rundschau.

Prähistorisches aus der Pfalz.

m. **Neustadt**, 27. März. Die Ausgrabungen im Ordenswalde, welche auf Ansuchen und Kosten des königl. Staatsmuseums in München stattfinden, wurden mit großem, ja unerwartetem Erfolge gestern begonnen. Es handelt sich hierbei um neolithische Wohnstätten aus der Zeit der Flomborner und Kirchheimer Hockergräberfelder. An drei Stellen wurde am „Wollböhl" (= Wallbühel) gegraben. An der ersten, nach Osten liegenden Stelle wurden nur wenige Scherben mit Ornament, eine mit Bändern und Grübchen, dagegen ein wohlerhaltener Schaber (grattoir) aus Feuerstein mit scharfen Schneiden (Länge = 3.5 cm, Breite = 3 cm) vorgefunden. An der zweiten Stelle konstatierten die Leiter der Grabung, Prof. Dr. Mehlis und cand. chem. Spraier, einen aus Feldsteinen und Lehm hergestellten Feuerherd von $^1/_2$ m Höhe. Er scheint ovale Gestalt besessen zu haben. Auf ihm lag eine Scherbe, ornamentiert von zwei parallel laufenden Spiralen. Hier in der Nähe stieß man auf zahlreiche Gefäßstücke mit Ornamenten vertiefter Art, mit Henkeln und Warzen, von brauner und roter Außenfarbe, außerdem auf ein prächtiges Feuersteinmesser von 4.5 cm Länge und 1 cm größter Breite. — An der dritten Stelle befanden sich zahlreiche, zum Teil mit hohlen Eindrücken versehene Lehmknollen, die auf einen Hüttenbau, der aus mit einer Lehmschicht versehenem Flecht- oder Stangenwerk bestand, schließen lassen. Auch hier zahlreiche Gefäßtrümmer, mit Tupfen, Kerbreihen, Strichen verziert. Ein Gefäß von hier stimmt in Farbe, Dicke und Ornament genau mit der zu Kirchheim a. d. Eck bei dem bekannten Hocker aufgefundenen Keramik überein (vgl. Mehlis: „Studien", V. Abteilung, Tafel II, Fig. 2). Auch hier stieß man auf mehrere Sandsteinplatten, die ausgehöhlt zum Zerreiben von Körnerfrüchten gedient haben. Auch hier fand sich ein Silexmesser, allerdings abgebrochen, vor von 2.5 cm Länge und 1.8 cm größter Breite. — Die Ausgrabungen werden auf Staatskosten nächste Woche fortgesetzt. — Fassen wir die Eindrücke, die man von den seit Januar 1904 hier aufgefundenen und ausgegrabenen zahlreichen neolithischen Wohnstellen gewinnt, zusammen, so haben wir hier im Ordenswalde und auf seinen diluvialen Sanddünen eine Kultur festgesetzt, deren Inventar den pfälzischen Wohngruben von Groß-Niedesheim und dem Hockergräberfelde von Kirchheim a. d. Eck bis ins kleinste, bis in die Form und die Technik des Ornaments entspricht. Diese drei Punkte: Kirchheim, Groß-Niedesheim, Ordenswald mit ihrer spätzeitlichen, an Mykenä-Motive erinnernden Spiralbandkeramik schließen sich geographisch und kulturell eng an die bekannten rheinhessischen Wohngruben und Grabfelder an, die durch die Ortsnamen Flomborn, Wachenheim a. d. Pfrimm, Mölsheim, (I und II), Osthofen bezeichnet sind (vgl. Köhl: „Festgabe", S. 24—38 und Tafel VII—X).

Kleinere Mitteilungen.

* Die deutsche Sprache im schwedischen Unterricht. Die schwedische Regierung hat dem diesjährigen Reichstage einen Schulgesetzentwurf vorgelegt, der für das Unterrichtswesen Schwedens von entscheidender Bedeutung ist und für Deutschland insofern ein großes Interesse besitzt, als das Bestreben, das Deutsche im fremdsprachlichen Unterricht an die erste Stelle zu rücken, darin unverkennbar ist. In der Realschule soll danach der Unterricht im Deutschen von der ersten Klasse an obligatorisch sein, während Englisch erst in der vierten Klasse aufgenommen werden soll und Französisch ganz wahlfrei gestellt ist. Die Beweggründe zu dieser Bevorzugung der deutschen Sprache sind dargelegt in dem offiziellen Bericht des Komitees, das den Gesetzentwurf ausgearbeitet hat. Es heißt darin u. a.:

> Unser jetziger Unterrichtsplan ist bis zu einem gewissen Grade noch eine Widerspiegelung derjenigen Zeit, in welcher Frankreich in der europäischen Zivilisation an der Spitze ging und wo Französisch die Sprache des verfeinerten Umgangslebens war. Aber der vorherrschende Einfluß, den Frankreich einmal in kultureller Hinsicht ausgeübt hat, nimmt in demselben Maße ab, in dem der Einfluß anderer Staaten, besonders der germanischen, zunimmt. Mit Hinsicht auf die geographische Lage, Abstammung, Sprache, politische, soziale und religiöse Anschauungsweise steht Schweden den germanischen Ländern näher als Frankreich. Auf manchen weitreichenden Kulturgebieten sind unsere Verbindungen, besonders mit Deutschland, weit zahlreicher als mit Frankreich. Die rasch emporblühende deutsche Industrie hat in manchen Fällen die französische von dem schwedischen Markte verdrängt, und in den späteren Jahren sind unsere Handelsverbindungen mit Frankreich verhältnismäßig zurückgegangen, während sie Deutschland gegenüber in bedeutendem Grade zunahmen. Allgemein bekannt ist es außerdem, welche Bedeutung die deutsche wissenschaftliche Literatur für die gesamte höhere Bildung besitzt. Auch das Englische spielt eine weit größere Rolle als das Französische. Kurz gesagt, die Bedeutung des Französischen für unser Land hat abgenommen, die des Deutschen dagegen zugenommen, und auf Grund dieses Verhältnisses muß der Unterrichtsplan der Schulen, der auf seine Weise ein Ausdruck der Kultur der Gegenwart sein soll, abgefaßt werden.

* Die diesjährige Feier des Geburtstages William Shakespeares, die in Weimar

am 23. April stattfindet, nimmt von seiten der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft größere Dimensionen an, als die meisten Gedenkfeiern früherer Jahre. Freitag, 22. April findet zum Besten des Denkmalfonds zur Errichtung des Shakespeare-Monuments in Weimar im großherzoglichen Hoftheater als Festvorstellung „Hamlet" mit Joseph Kainz in der Titelrolle statt. Am 23. April, vormittags 10 Uhr, spricht in der Generalversammlung Professor Dr. Koeppel-Straßburg über „Konfessionelle Strömungen in der dramaturgischen Dichtung des Zeitalters der beiden ersten Stuart-Könige". Die Enthüllung des Shakespeare-Standbildes, aus dem Atelier des Professors O. Lessing (Berlin), zu welcher nach eingeholter Genehmigung des Protektors, des Großherzogs Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar, der Festausschuß die Mitglieder der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, die an diesem Tage den 40. Geburtstag ihrer Gründung feiert, eingeladen hat, wird am Nachmittag des 23. April im Parke unterhalb des Tempelherrnhauses vor sich gehen. Die Herren Dr. ing. W. v. Oechelhäuser-Berlin als Vorsitzender des Komitees, sowie der Präsident der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, Professor Dr. Alois Brandl-Berlin, werden Ansprachen halten. Nachmittags 4 Uhr findet ein gemeinsames Mittagessen im Hotel zum „Erbprinzen" statt.

* Oesterreichische Dichter zum 60. Geburtstage Detlev v. Liliencrons. In den nächsten Tagen wird (bei Karl Konegen in Wien) ein im großen Stile angelegtes Dichterbuch veröffentlicht, das eine ernste literarisch-künstlerische Huldigung der österreichischen Dichter und Schriftsteller für Detlev v. Liliencron zu seinem 60. Geburtstage bildet. Fast 100 Autoren, darunter die Altmeister der österreichischen Poesie, Marie v. Ebner-Eschenbach, Ferdinand v. Saar und Peter Rosegger, sind in diesem Werke, das von Adolph Donath herausgegeben und von Heinrich Lefler künstlerisch geschmückt ist, mit Originalbeiträgen vertreten. Mit der Herausgabe des Werkes „Oesterreichische Dichter. Zum 60. Geburtstage Detlev v. Liliencrons" wird zum erstenmal der Versuch unternommen, die in Oesterreich geborenen Poeten ohne Unterschied der literarischen und politischen Richtung zu vereinigen.

*

Hochschulnachrichten.

hc. **Erlangen.** Der ordentliche Professor und Direktor der Frauenklinik an der Universität Gießen Dr. med. Johannes Pfannenstiel hat den an ihn ergangenen Ruf in gleicher Eigenschaft an die hiesige Universität abgelehnt.

r. **Heidelberg.** In den Tagen vom 31. Juli bis 13. August d. J. finden hier Ferienkurse für Lehrer und Lehrerinnen der Volksschulen statt. Eine Anzahl von Dozenten unserer Universität haben Vorträge übernommen. Es sind dies in Heidelberg die ersten Ferienkurse der Art; Jena und Marburg haben bekanntlich damit den Anfang gemacht. Man rechnet auf eine stattliche Beteiligung der deutschen Lehrerschaft.

* **Halle a. S.** An Stelle des an das Städelsche Institut nach Frankfurt berufenen Professors Dr. Ludwig Justi ist der außerordentliche Professor für Kunstgeschichte an der Grazer Universität Dr. Joseph Strzygowski an die hiesige Universität berufen worden.

* **Berlin.** Der Privatdozent für Chemie an der hiesigen Universität Professor Dr. Karl Harries ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden. Professor Harries ist Abteilungsvorsteher am ersten chemischen Universitätsinstitut des Geh. Rates Ernst Fischer.

* **Königsberg.** Der bisherige Oberarzt an der psychiatrischen Universitätsklinik in Kiel, Privatdozent Dr. E. Meyer, ist unter Ernennung zum außerordentlichen Professor zum Direktor der psychiatrischen Klinik an der hiesigen Hochschule ernannt worden.

r. **Freiburg i. d. Schw.** Hier starb im Alter von 62 Jahren an den Folgen einer Operation der ordentliche Professor für Pädagogik Raphael Horner.

* Personalien. Der Präsident der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt, Prof. Friedrich Kohlrausch, ist zum korrespondierenden Mitgliede des Reale Istituto Veneto ernannt worden. — Der Physiker der Universität Wien, Hofrat Boltzmann, wurde zum Ehrenmitglied der Royal Irish Academy in Dublin ernannt.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Preisaufgabe.

Die k. bayer. Akad. d. Wiss. stellt auf Vorschlag ihrer philolog.-philosoph. Klasse zur Bewerbung um den von Herrn **Christakis Zographos** gestifteten Preis folgende zwei neuen Aufgaben:

1. „Die meteorologischen Theorien des griechischen Altertums auf Grund der literarischen und monumentalen Ueberlieferung." Einlieferungstermin 31. Dezember 1905.
2. „Die Metrik der kirchlichen und profanen Poesie der Byzantiner". Endtermin 31. Dezember 1906.

Die Bearbeitungen dürfen nur in deutscher, lateinischer oder griechischer Sprache geschrieben sein und müssen an Stelle des Namens des Verfassers ein Motto tragen, welches auf der Außenseite eines mitfolgenden, den Namen des Verfassers enthaltenden, verschlossenen Briefumschlages wiederkehrt.

Der Preis für die Lösung einer Aufgabe beträgt **1500 M.**, wovon die Hälfte sofort nach Zuerkennung des Preises, der Rest nach Vollendung des Druckes zahlbar ist.

Das Sekretariat der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften.

II. Quartal 1904.

Bezugseinladung:

Die

Beilage zur Allgemeinen Zeitung

kostet durch die Postämter bezogen:

M. 1.50 im Monat,

M. 4.50 „ Quartal.

(Bestellungen nehmen alle Postämter entgegen.)

In Wochenheften durch den

Buchhandel

bezogen:

M. 5.— im Quartal.

Bestellungen auf die Wochenausgabe nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen.

Die

Allgemeine Zeitung

Täglich zwei Ausgaben

einschliesslich

wissenschaftlicher und literarischer

Beilage zur Allgemeinen Zeitung

und Wochenbeiblätter:

Volkswirtschaftliche und Handelsbeilage, Deutschlands Industrie und Gewerbe,

alle obigen Blätter zusammen durch die

Post bezogen:

M. 2.80 im Monat,

M. 8.40 „ Quartal.

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 30. März. Nummer 74.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Der neusprachliche Unterricht an Mittelschulen in seiner Beziehung zum Schulzweck. Von Dr. B. Uhlemayr (Nürnberg).

Rahel rediviva. Von A. v. Pezold.

II. Bücher und Zeitschriften.

Erinnerungen und Denkwürdigkeiten des Arbeiters Fischer (2. Bd.). — P. Gräfin Coudenhove: Die Götterhunde.

III. Allgemeine Rundschau.

Bayerischer Neuphilologen-Verband. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Der neusprachliche Unterricht an Mittelschulen in seiner Beziehung zum Schulzweck.*)

Von Dr. B. Uhlemayr (Nürnberg).

Als der neusprachliche Unterricht in den Mittelschulen Eingang fand, paßte er sich ganz der formalistischen Schablone des altsprachlichen an. Mit der Zeit mußte dieser Unterrichtsbetrieb eine Reaktion hervorrufen. Die Reformer kamen und forderten eine lebendige, auf das Praktische abzielende Lehrweise. Sie schossen denn nun freilich, wie jede Reaktion, übers Ziel und unterschätzten den idealen Wert des Sprachunterrichts. Können auch deshalb die Bestrebungen der Reform nicht ausnahmslos den Beifall der besonnenen Schulmänner finden, so übte sie doch auf den neusprachlichen Unterricht eine wohltätige Wirkung aus. Unter ihrem Einflusse sind die neuen bayerischen Lehrpläne entstanden. Diese stellen somit zweifellos einen Fortschritt im neusprachlichen Unterrichtswesen dar; als der wünschenswerte befriedigende Abschluß der Entwicklung desselben können sie jedoch nicht angesehen werden. Sie sind als ein Verlegenheitsaushilfsmittel zu betrachten; denn sie gründen sich auf die Erwägung, daß die beiden sich befehdenden Richtungen in ihren Konsequenzen verfehlt sind. In Ermangelung eines vollständig neuen Weges, den die Ueberlegung, daß, wenn die Konsequenzen als falsch einleuchten, auch die Voraussetzungen falsch sein müssen, fordern würde, suchen sie die gefährlichen Endpunkte der beiden Richtungen zu vermeiden, die beiderseitigen Vorzüge sich zu eigen zu machen und so zwischen beiden Parteien eine, wenn auch künstliche, Vermittlung herzustellen. Da lag vor allem die Gefahr der Ueberbürdung nahe. Diese Gefahr scheinen die neuen Lehrpläne auch erkannt zu haben, und sie suchen sich dadurch vor dem Vorwurf der Ueberforderung zu retten, daß sie das Endziel jeder Richtung zustutzen, einerseits die Uebersetzung deutscher Originalstücke ausschließen, andrerseits, in der Prüfung wenigstens, den freien Gebrauch der fremden Sprache auf das Mündliche beschränken. Es fragt sich nun also zunächst: Kann man den neuen Lehrplänen den Vorwurf der Ueberforderung wirklich ersparen? Ist es möglich, mit Aufbietung des ganzen Berufseifers auf Seite der Lehrer und Schüler die gestellten Forderungen tatsächlich zu erfüllen? Werden ferner die Schüler auf Grund der jetzigen Lehrordnung in dem neusprachlichen Teil ihrer Bildung wirklich gefördert? Auf diese Fragen geben die Klagen im Publikum über die Fruchtlosigkeit des fremdsprachlichen Unterrichts in den Schulen, vor allem aber das in der Brust der Lehrer wohnende Gefühl der Unbefriedigtheit unzweideutige Antwort. Und in der Tat, wenn man bedenkt, daß man genötigt ist, Absolutorialaufgaben, die dreißig und mehr Fehler der verschiedensten Art, Verstöße gegen Syntax, Formenlehre, Orthographie, abgesehen von nicht als Fehler mitzählenden Germanismen und anderen stilistischen Unzulänglichkeiten, enthalten, mit „genügend“ zu zensieren, so findet man die gänzliche Abwesenheit des Gefühls des Stolzes über die Leistungen, die das Resultat jahrelangen heißen Bemühens seitens der Lehrer, und ich darf doch wohl hinzufügen, auch der Schüler, sind, hinlänglich begründet. Und das Diktat? Würde heute ein Lehrer die Behauptung wagen, seine Schüler könnten nach dem langsamen, sinngemäßen Vorsprechen eines ihnen fremden Franzosen ein Diktat schreiben, worin der Zweck der dictées doch eigentlich erst erreicht wäre? Und die Konversationen vollends können doch wohl bloß die Bewunderung eines der Sprache ganz Unkundigen, am wenigsten die der Lehrer selbst erregen. Ich glaube mit der Behauptung, daß in den neuen Lehrplänen zu vielerlei verlangt wird, nicht allgemeinen Widerspruch zu finden, vielmehr die Zustimmung vieler Kollegen zu erhalten. Man bedenke, daß, und zwar bei einer doch sehr geringen zur Verfügung stehenden Zeit — ich erinnere nur an die drei französischen Stunden in der 6. Realklasse —, man bedenke, daß Uebersetzung, Version, Diktat, Konversation, gründliche Kenntnis und Beherrschung der Grammatik, Realien, in den Realanstalten sogar noch Aufsätze und Briefe im Programm stehen. Wahrlich multa! Ob aber multum? Freilich scheint es schwer zu sein, auf etwas zu verzichten. Sollte es aber denn wirklich nicht möglich sein, etwas aus dem bunten neusprachlichen Lehrprogramm zu streichen, wenn dadurch anderwärts etwas gewonnen würde? Aber was soll aufgegeben werden? Diese Frage eben bildet das Thema der jahrelangen Kämpfe um den neusprachlichen Unterricht und trennt heute noch die Lehrerschaft in zwei Parteien, zwischen denen nun, um Ruhe in den Unterricht zu bringen, die neuen Lehrpläne zu vermitteln suchen. Dadurch aber haben die Lehrpläne, außer der der Ueberforderung noch eine, ich möchte sagen, tragische Schuld auf sich geladen. Diese Vermittlung schließt eine Bejahung der beiden Gegensätze ein. Das müßte zu einem inneren Widerspruche führen, und dieser innere Widerspruch ist in den neuen Lehrplänen auch tatsächlich enthalten. Sie stellen nämlich, den Reformern folgend, die Lektüre in den Mittelpunkt des Unterrichts und machen die Grammatik zum Mittel zum Zwecke, der zwar nicht ausgedrückt, aber zwischen den Zeilen als Verständnis des Textes herauszulesen ist. In der Prüfung dagegen wird den Schülern ein mit möglichst viel grammatikalischen Regeln gespicktes Stück zum Uebersetzen vorgelegt. Diese Uebersetzung bildet den Hauptprüfungsteil, sie muß von allen Schülern angefertigt werden; sie fällt am schwersten ins Gewicht und

*) Vortrag, gehalten in der dritten Hauptversammlung des bayerischen Neuphilologenverbandes zu München.

stellt das Urteil über die Tüchtigkeit des Schülers und auch die des Lehrers in der Hauptsache fest. Mögen Lehrer und Schüler im Mittelpunkte des Unterrichtes die gediegenste Arbeit geleistet haben, die Hinübersetzung entscheidet über sie. In der Prüfung steht also noch die Grammatik im Mittelpunkt. Bei der Wichtigkeit des Prüfungsresultates für Lehrer und Schüler aber muß das Schwergewicht des Unterrichts notwendig auf die Hinübersetzung und den Grammatikdrill fallen. Der Ausschluß deutscher Originalstücke ist nur akademisch; in Wirklichkeit besteht zwischen den früheren und jetzigen Absolutorialaufgaben kein Unterschied. Der neusprachliche Unterricht hat in den neuen Lehrplänen gegen früher in dieser Hinsicht keine Erleichterung, vielmehr nur durch Hinzufügung reformerischer Forderungen im ganzen eine Belastung erfahren.

Soll nun der Widerspruch, der die neuen Lehrpläne beherrscht, dadurch beseitigt werden, daß man das Reformerische in ihnen, die Lektüre als Mittelpunkt des Unterrichts, wieder entfernt und die Grammatik im Unterrichtsprogramm wieder an ihre alte Stelle setzt? Das wird doch wohl heute nicht mehr angängig sein; so reaktionär können wir unmöglich vorgehen. Es wird also nichts übrig bleiben, als aus der Lehrordnung die Konsequenzen für die Prüfungsordnung zu ziehen. Demnach wäre auch hier die Lektüre in den Mittelpunkt zu stellen und die Grammatik als Mittel zum Zweck, der im Verständnis der dargebotenen fremden Sprache besteht, zu betrachten. Es müßte also Kenntnis der Grammatik und analytische, nicht aber synthetische Anwendung dieser Kenntnis verlangt werden. *Der Wegfall der Hinübersetzung als Lehrziel und Prüfungsmittel ist eine innere Forderung der neuen Lehrpläne.*

Warum scheut man sich aber vor der konsequenten Durchführung des Begonnenen? Wohl weil sie als allzu radikal empfunden wird, oder weil man glaubt, daß dadurch der neusprachliche Unterricht an Gediegenheit, Tiefe, Gründlichkeit, an sachlichem und allgemeinem Bildungswert beträchtliche Einbuße erlitte? Ich glaube mit der Frage: „Kann die Hinübersetzung unbeschadet des Bildungswertes des neusprachlichen Unterrichts beseitigt werden?" den Kern der Sache zu treffen und will nun versuchen, diese Frage einer näheren Erörterung zu unterziehen. Die Antwort auf dieselbe ergibt sich aus der Lösung der Vorfragen: Welchen Bildungswert besitzt die Hinübersetzung? Enthält die Hinübersetzung Qualitäten, die der Uebersetzung im allgemeinen nicht zukommen, die bloß in ihr, nicht aber auch in der Herübersetzung liegen?

Es wird gut sein, wenn wir zwecks einer Antwort auf diese Fragen zunächst die Uebersetzungstätigkeit an sich etwas näher betrachten. Uebersetzen heißt nicht Umsetzen, d. h. um ein in einer Sprache Ausgedrücktes in eine andere zu übertragen, genügt es nicht, die einzelnen Wörter der einen Sprache durch die betreffenden der anderen zu ersetzen. Uebersetzen heißt, einen in einer Sprache ausgedrückten Gedanken in einer anderen Sprache möglichst genau und möglichst im Geiste dieser Sprache wiedergeben. Das Uebersetzen enthält zwei Teile: zuerst ist der gegebene Gedanke genau zu erfassen, und dann ist der erfaßte Gedanke darzustellen. Der erste Teil ist rezeptiv, der zweite produktiv. Uns beschäftigt nur der produktive Teil. Es handelt sich darum, einen vorhandenen Gedanken auszudrücken. Da es nun wesentlich gleichgültig ist, woher ich den Gedanken bekommen habe, ob er meinem Innern entsprungen, oder mir von außen, etwa durch Geberden oder durch eine Sprache mitgeteilt worden sei, muß der produktive Teil der Uebersetzung ein der Darstellung eines Originalgedankens gleiches Tun sein. Ein Gedanke erschöpft sich in der Regel in einem Satz. Nun lehrt die moderne wissenschaftliche Grammatik, daß der Satz nicht, wie man früher glaubte, eine Summe von Spracheinheiten, d. h. Worten ist, sondern selbst eine Einheit darstellt, die eben im Satz verdeutlicht, in ihre Teile zergliedert, analysiert wird.[1] Das lateinische amavi z. B. zeigt uns den Satz auch äußerlich als Einheit. Diese wird im Französischen, wenigstens teilweise, in ihre Elemente geschieden: j'aimai. Ein Satz ist also zunächst Analyse. Er ist freilich auch Synthese, insofern als die zur Verdeutlichung notwendigen Sprachbestandteile herangezogen werden, wie hier das Pronomen. Mit dieser Anschauung befindet sich die wissenschaftliche Grammatik in Uebereinstimmung mit der modernen psychologischen Lehre vom Urteil, nach welcher im Urteil eine Gesamtvorstellung in ihre Teile zergliedert und durch die synthetische Herbeiziehung von Vorstellungen verdeutlicht, analysiert wird.[2] Der Satzbau ist also vom Standpunkte der Grammatik wie der Psychologie aus betrachtet eine analytisch-synthetische Tätigkeit, in der die Analyse, obwohl sie erst durch die Synthese möglich wird, das Primäre ist, gleichwie in der Unterscheidungs-Vergleichungstätigkeit, als der Grundfunktion des Bewußtseins das Unterscheiden das Ursprünglichere ist, wenn schon eins das andere bedingt. Das Uebersetzen muß also in seinem produktiven Teile eine analytisch-synthetische Tätigkeit sein. Nur so kann eine Uebersetzung aus der fremden in die Muttersprache zustande kommen, welche sprachlich einem freien Aufsatz in dieser gleichwertig ist. Anders ist auch eine künstlerische Uebersetzung nicht denkbar. Zu einer solchen in die Muttersprache genügt aber die gewöhnliche, alltägliche Beherrschung dieser Sprache nicht einmal, sondern es ist dazu eine vollkommene Macht über sie erforderlich. Das Verhältnis zwischen Uebersetzung und Beherrschung der Sprache, in die übersetzt wird, wie es bei der künstlerischen Uebertragung einleuchtet, bleibt dasselbe auf jeder niederen Stufe der Uebersetzung; es verkleinern sich nur parallel mit den Anforderungen an diese diejenigen an die Sprachbeherrschung; aber jede, auch die geringste Schülerübersetzung wird durch ein der betreffenden Stufe entsprechendes Können in der Sprache, in die übersetzt wird, bedingt. Die Sprachbeherrschung beruht aber zunächst auf dem Sprachgefühl, das im tiefsten Grunde als Sprachgewohnheit, als unbewußte oder wenigstens unterverständliche Sprachhandhabung aufzufassen ist. Nun ist es dem Verstande gelungen, in einen Teil der Geheimnisse der Sprache einzudringen. Diese seine Erkenntnisse hat er in der Grammatik niedergelegt. Mit diesen Erkenntnissen nur kann der Verstand arbeiten, alles andere ist dem Sprachgefühl überlassen; das Außergrammatische, also alles Nichtallgemeine, Nichtklassifizierte, alles Besondere ist das Bereich des Sprachgefühls im engeren Sinne. Das Besondere ist aber im Vergleich zu den in der Grammatik niedergelegten allgemeinen Regeln ein unendliches Gebiet; daher kommt es, daß erst das Sprachgefühl der Handhabung einer Sprache das Gefühl der Sicherheit und dem Ausdruck die Farbe des pulsierenden Lebens verleiht. Wenn aber das Sprachgefühl im Grunde Sprachgewohnheit ist, so begreift es sich, daß es nur durch ausgiebige Beschäftigung mit der Sprache selbst zu erwerben ist, so finden wir ferner die unanfechtbare Erfahrungstatsache erklärt, daß im allgemeinen nur in der Muttersprache eine das wohltuende Gefühl der Sicherheit enthaltende Sprachbeherrschung möglich ist. Es sind also zunächst nur in der Herübersetzung die Bedingungen zur analytisch-synthetischen Uebersetzungstätigkeit gegeben.

Wie verhält sich nun die Hinübersetzung zu der eben geschilderten Uebersetzungstätigkeit? Eine der Herübersetzung gleichwertige Hinübersetzung ist nur von jemand zu erwarten, der sich zu der fremden Sprache verhält, wie zur Muttersprache. Nicht bloß im Effekte aber ist die Hinübersetzung der Herübersetzung ungleich, sondern auch, und was das Wichtigste ist, in der Tätigkeit selbst. Man ist im allgemeinen mit der fremden Sprache viel zu wenig fest verknüpft, als daß die Muttersprache ausgeschieden werden könnte, und als daß die gerade notwendigen Bestandteile der fremden Sprache bereitwillig einspringen würden, um einen Gedanken auf analytisch-synthetischem Wege zur

[1] Vgl. W. Wundt: Völkerpsychologie, 1900, Bd. I, S. 560 ff.

[2] Vgl. W. Wundt: Grundriß der Psychologie. 5. Aufl. § 17; 16, 17. Fr. Jodl: Lehrbuch der Psychologie. 2. Aufl., X, 58—67. Theod. Lipps: Leitfaden der Psychologie, 1903, S. 144 f.

Darstellung zu bringen. Ein Satz der Muttersprache, die der fremden im Bewußtsein nicht weichen will, muß stückweise, gleichsam in Raten, in die andere Sprache übertragen werden. Was ist also im allgemeinen, und besonders erst beim Lernenden, die Hinübersetzung anderes als eine mühsame, mosaikartige Zusammenstellung eines Satzes aus den Teilen eines in der Muttersprache gegebenen Satzes, eine synthetische Tätigkeit? Freilich ist die Zusammensetzung zweckmäßig, d. h. das Ganze, das Resultat der Zusammensetzung ist stets im Auge zu behalten. Indes tritt die vom Ganzen ausgehende Analyse erst nachträglich, gleichsam als Kontrolle der Synthese, hinzu und zwar um so rascher, je größer die Uebung in der fremden Sprache ist, bis schließlich Synthese und Analyse gleichzeitig wirken. Aber so lange die Muttersprache beim fremdsprachlichen Satzbau nicht vollständig ausgeschaltet ist, bleibt das Verhältnis zwischen Analyse und Synthese bei der Hinübersetzung so, daß das Bewußtsein vom Einzelnen ausgehend aufbaut und die Synthese analytisch kontrolliert, während es bei der freien Sprachtätigkeit und beim Herübersetzen vom Ganzen zum Einzelnen schreitet. Die Herübersetzung ist also analytisch-synthetisch, die Hinübersetzung dagegen synthetisch-analytisch. Indes ist damit die Schwierigkeit der Hinübersetzung noch nicht erschöpfend dargetan. Man kann auf die synthetisch-analytische Tätigkeit der Mathematik hinweisen. Aber die sprachliche analytische, d. h. zweckmäßige Synthese ist mit der mathematischen nicht zu vergleichen. Denn die Mathematik ist reine Verstandessache; sie ist absolut logisch; deshalb verrichtet der logische Verstand hier vollständige Arbeit; deshalb wirkt Verstandeseinsicht hier zwingend und verleiht sie das Gefühl absoluter Gewißheit und Sicherheit. Die Sprache dagegen ist nicht logisch, sondern psychologisch, die mathematische Synthese verlangt bloß Verstand, die sprachliche aber Verstand, Gedächtnis und Sprachgefühl. Hier kann der Verstand ohne diese beiden Stützen nicht viel leisten, und das Gefühl der Sicherheit, des Nichtandersseinkönnens wird erst hervorgerufen durch eine umfassende Kenntnis der Sprache in ihren tatsächlichen Erscheinungen und durch das Sprachgefühl, das einen Ausdruck, über dessen Richtigkeit und Angemessenheit der Verstand im Zweifel ist, als passend oder unpassend empfindet. Stellen wir die sprachliche Synthese einmal auf die Probe! Es sei der Satz: „Diese Schokolade macht keinen Durst“ in das Französische zu übersetzen. Ein guter Schüler übersetzt auf Grund seiner grammatikalischen Kenntnisse synthetisch: ce chocolat ne fait pas soif. Wenn er das de vor soif wegläßt, so hat er eigentlich das Gebiet des Verstandes schon überschritten und seinem Sprachgefühl, d. h. seiner durch die oft wiederkehrenden Ausdrücke j'ai soif und je n'ai pas soif erworbenen Sprachgewohnheit Folge geleistet. Der französische Satz aber: ce chocolat ne donne pas la soif, ist auf synthetisch-analytischem Wege nicht zu gewinnen. Wenn ein Schüler „die Flucht ergreifen“ mit saisir la fuite wiedergibt, so begeht er keine größere Ungeschicklichkeit, als derjenige, welcher sagt: ce chocolat ne fait pas soif. Beide Fehler sind auf das Konto der rein verstandesmäßigen sprachlichen Synthese zu setzen. Wir finden also die oben aufgestellte Behauptung, daß die Uebersetzung auf jeder Stufe ein dieser entsprechendes Maß von Sprachbeherrschung voraussetzt, bestätigt. Wenn die Hinübersetzungsmethode aber Sprachstoff und Sprachgefühl zu erwerben sucht, so befindet sie sich in einem circulus vitiosus; sie sucht, was sie voraussetzt.

Wie wird die Hinübersetzung aber überhaupt möglich? Dadurch, daß das deutsche Wort oder Wortgefüge — denn davon geht die synthetische Hinübersetzung aus — das fremde in Erinnerung bringt. Es ist also im Grunde eine assoziative Tätigkeit. Nun lehrt die tägliche Erfahrung, daß das fremde Wort das entsprechende der Muttersprache viel leichter assoziiert als umgekehrt. Daraus folgt, daß die Reproduktion um so leichter vor sich geht, je fester das entsprechende Sprachmaterial Besitz des Bewußtseins ist, oder, um einen bündigen technischen Ausdruck zu gebrauchen, je größer die psychophysische Disposition zu einer Sprache ist. So erklärt es sich auch, daß Rückübersetzungen kurz vorher durchgenommener, fremdsprachlicher Texte verhältnismäßig leicht von statten gehen. Wort-, Satz- und grammatisches Material ist infolge des geringen Zeitabstandes zwischen Aufnahme und Reproduktion lebendig im Bewußtsein. Bei freien Uebersetzungen, d. h. Uebertragung von Stücken, deren Material schon vor längerer Zeit und in anderem Zusammenhange durchgenommen worden ist, muß die temporäre Disposition der Rückübersetzung ersetzt sein durch die dauernde; diese aber bedarf zu ihrer Erzeugung vieler Wiederholungen und Uebungen. Die Aneignung der zur deutsch-fremdsprachlichen Assoziation erforderlichen Disposition zur fremden Sprache aber stellt Anforderungen an das Gedächtnis der Schüler, die die Durchschnittskräfte derselben bei weitem übersteigen. Dazu ist in der Erziehungsschule, wo die jungen Köpfe von so verschiedenen Dingen in Anspruch genommen werden, keine Methode imstande, am allerwenigsten die Uebersetzungsmethode selbst, was ja durch die Erfahrung seit langem bestätigt wird. Die Uebersetzungsmethode befindet sich auch hier in einem circulus vitiosus, denn sie sucht die Disposition zur fremden Sprache zu schaffen, setzt sie aber voraus. Dadurch ferner, daß sie immer wieder auf das Deutsche als Ausgangspunkt zurückgeht, erschwert sie schon den erwachsenen, reifen Leuten die lebendige Besitznahme der fremden Sprache wesentlich. Die jungen Geister aber stehen noch unter der Herrschaft des Konkreten, sinnlich Gegebenen. Der Schüler klebt an dem ihm vorliegenden Wort- und Satzbilde fest und kann sich nicht zur freien Wahl des fremden Wortes aufschwingen; er kann sich nicht auf den Standpunkt der anderen Sprache stellen, um von dort aus seine Sprachoperationen vorzunehmen. Hier liegt eine hauptsächliche Schwierigkeit, die sich den Schülern bei der Uebersetzung entgegenstellt und sich sogar in der Herübersetzung geltend macht. Sieht der Schüler vor sich „from a medical point of view“, übersetzt er „von e i n e m medizinischen Gesichtspunkt aus“, sieht er vor sich „as-tu déjà payé les livres?“, sagt er „hast du schon die Bücher bezahlt?“, weil déjà unmittelbar hinter as-tu steht, u. s. w. Also nicht einmal die Disposition zur Muttersprache reicht aus, das im Moment gegebene Sinnliche in der Tätigkeit des Uebersetzens zu überwinden. Aus diesem Grunde eignet sich eine Uebersetzung auch nicht zur Prüfung der Tüchtigkeit eines Schülers in einer Sprache. Würde man z. B. als deutsche Prüfungsarbeit die Herübersetzung eines fremdsprachlichen Textes, den der Schüler vollkommen versteht, verlangen, so würde das Resultat sicher ein falsches Bild von der Tüchtigkeit des Schülers im Deutschen geben. Er beherrscht die deutsche Sprache entschieden besser, als seine unter dem sinnlichen Eindrucke des Französischen gefertigte Arbeit dartut. Ganz ebenso verhält es sich mit der Uebersetzung in die fremde Sprache. Der größte Teil der Schüler schreibt: from the medical point of view, wenn sie das deutsche „vom medizinischen Gesichtspunkt aus“ vor sich haben, es sei denn, daß die einschlägige Regel kurz zuvor durchgenommen und eingedrillt worden ist. Wenn denn schon eine Reifeprüfung sein soll, obwohl sie nach einer weit verbreiteten berechtigten Ansicht besser ganz abgeschafft würde, denn sie kann nicht so sehr eine Kontrolle der Urteilsfähigkeit eines Lehrerkollegiums hinsichtlich der Reife der Schüler, als vielmehr eine solche nicht der Berufs-, sondern bloß der Lehrtätigkeit der einzelnen Lehrer zum Zwecke haben; dieser Zweck würde aber richtig in der fachmännischen Inspektion des Unterrichts erreicht werden, wo die Qualität des Lehrers nicht bloß in einem Teil seines Amtes, sondern in seiner ganzen Berufstätigkeit erkannt werden könnte — wenn also schon eine Reifeprüfung sein soll, so sollte sie doch wenigstens so beschaffen sein, daß sie ein richtiges Bild von der Tüchtigkeit der Schüler und Lehrer liefert. Der Besuch einer Unterrichtsstunde gibt eine ganz andere Vorstellung von dem Können einer Klasse in den fremden Sprachen, als das Summieren der Fehler, welche die Klasse in einer Hinübersetzung gemacht hat, ein

Zensurverfahren, das, wenn auch vereinzelt, aber doch noch vorkommt, und das doch nur ein allgemein gültiges Prüfungsprinzip ins Extrem getrieben darstellt. Was für eine Einwirkung ein derartiges Prüfungsprinzip trotz der neuen Lehrordnung auf den Unterricht haben muß, bedarf keiner weiteren Ausführung.

Ist den bisherigen Darlegungen zufolge der Wert der Hinübersetzung als Prüfungsmittel, sowie ihr sachlicher Bildungswert in berechtigten Zweifel zu ziehen, so fragt es sich nun noch, ob sie nicht aus allgemein pädagogischen Interessen gerade an der Erziehungsschule beizubehalten und zu pflegen sei, d. h. ob ihr nicht außersachliche Bildungswerte eigen sind.

Wenn die natürliche Sprachtätigkeit synthetische Analyse ist, die Hinübersetzung der Lernenden aber analytische Synthese, so erscheint ein Zweifel auch an dem allgemeinen Bildungswerte der Hinübersetzung als einem unnatürlichen Tun sehr berechtigt. Und in der Tat erweisen sich die der Hinübersetzung nachgerühmten Vorzüge als Folgerungen alter falscher Voraussetzungen. Schon der Glaube an die Notwendigkeit und Fruchtbarkeit der Hinübersetzung und ihre hervorragende Bedeutung im Schulwesen ist der falschen Meinung zu verdanken, daß das Wort die Spracheinheit und der Satz ein Aggregat von Worten sei. So gründet sich auch die Ansicht von der Notwendigkeit und Nützlichkeit der Hinübersetzung für die logische Schulung auf die irrige Annahme, daß die Sprache das Produkt bloß des logischen Verstandes sei, und daß zwischen Denkform und Ausdrucksform Identität bestehe. Diese hauptsächlich von Altphilologen vertretene Anschauung ist nun aber durch die Erkenntnis überwunden, daß die Sprache nicht bloß das Logische, sondern auch das Unlogische, Unverständliche, bloß Gefühlte zum Ausdruck bringt. Wie Neudecker[3]) und Wirth,[4]) dieser an der Hand von Wundt und Lipps, dargetan haben, ist die Sprache nicht bloß der Ausdruck des Logischen, sondern des Psychologischen, das ein viel weiterer Begriff als das Logische ist. Das toute z. B. in dem Ausdruck une maison toute neuve ist ganz unlogisch und verdankt seine Form einer bloßen Sinnesanalogie. Muß nun der Schüler die Sprache bewußt synthetisch anwenden, so hat er nicht bloß das Logische, sondern auch das Unlogische bewußt anzuwenden. Ein gedankenfolgerichtig durchzuführender und die Begriffe klar legender deutscher Aufsatz scheint mir eine viel reinere und zugleich wirksamere logische Schulung zu sein als eine Hinübersetzung. Auch eine Herübersetzung stellt eine viel bessere Uebung des logischen Denkens dar, weil dem Schüler das Unlogische der Muttersprache unbewußt bleibt und in ihr doch das in der Uebersetzungstätigkeit liegende Schulungsmittel des Verstandes enthalten ist.[5])

Die irrtümliche Anschauung von der Sprache als dem bloßen Produkt des Verstandes ist noch in anderer Hinsicht für unser Schulwesen folgenschwer gewesen. Auf sie gründet sich der herrschende Begriff der formalen Bildung und die übertriebene Hochschätzung dieses Begriffes. Diese Anschauung von dem Wesen der Sprache hat zu der verhängnisvollen Idee geführt, die Sprache wie die Mathematik als bloße Form für die Schule nutzbar zu machen. Man hat, wie die Mathematik als Anschauungsform, die Sprache als Denk- und Ausdrucksform zur Schulung des Verstandes verwertet. Den Inhalt der Ausdrucksformen hat man nicht weiter in Berücksichtigung gezogen, ihn nur als nebensächliches Anhängsel, das man nicht ganz loswerden konnte, mitgeschleppt. So ist ja lange das Studium der alten Klassiker aufgefaßt, so ihre Lektüre betrieben worden. Das ist das Wesen der formalen Bildung, die im Prinzipe immer noch unsere Schulen beherrscht, wenn auch schon eine Einschränkung nach dem Inhalte erfolgt ist. Zwar sucht schon sogar die Mathematik ihre Formen für die Schüler aus dem Vorstellungsinhalte derselben herauszuholen, aber die Hinübersetzung als wichtigster Bestandteil der formalen Bildung behauptet immer noch das Feld. Indes wird der einseitig verstandesmäßig synthetische Sprachbetrieb infolge der Einsicht, daß die Sprache ihre Existenz in erster Linie dem Affekt- und Gefühlsleben verdankt, einer natürlichen Sprachbehandlung in den Schulen weichen müssen. Der Gefühlsinhalt der Sprache läßt sich nicht verstandesmäßig aneignen und fehlt dieser, so entbehrt die Sprache eines wesentlichen Bestandteils. Will man aber das ganze psychische Leben eines heranwachsenden Menschen, das sich in der Sprache äußern soll, auf das Verstandesmäßige der Sprache einengen, so bedeutet das eine Entwertung des Menschen, einen Eingriff in seine harmonische Entwicklung, in welchem die vorherrschende Intellektualität unserer Zeit, die Ueberschätzung des geistreichen Scheins und die Geringwertung des stillen Inhalts, ferner das jetzt laut werdende Verlangen nach ästhetischer Schulung wenigstens zum Teil ihre Ursache und Begründung haben. Wenn nun aber der Erfolg unserer Schulen als Gegenbeweis herangezogen wird, so ist dagegen zu sagen, daß die Schulen eben doch ihre Zöglinge in gewissem Maße den Inhalten zuführen, daß die Inhalte, welche die Beschäftigung mit den Klassikern uns trotz der formalen Bildung gab, über das Schulleben hinaus anregend und befruchtend wirkten, daß aber eine ausgedehntere und intensivere Beschäftigung mit dem Inhalte der Sprachen noch bessere Früchte tragen müßte, die sich durch die Erfahrung allerdings nicht nachweisen, bloß ahnen lassen.

Die Hinübersetzung verstößt ferner noch gegen ein jetzt allgemein gültiges pädagogisches Dogma: sie ist für den Schüler absolut interesselos. Sie ist an und für sich interesselos; denn, wie Dr. Bärwald sagt, „die eigentliche Uebersetzungstätigkeit, welche doch erst nach der Auffassung des deutschen Satzes beginnt, ist rein formal, hilft gar keinen Inhalt erarbeiten und wird dadurch unerträglich öde und langweilig". Finden wir das nicht selbst an unseren neuphilologischen Gefühlen bestätigt? Wer von uns macht aus bloßem Interesse an der Hinübersetzung derartige Uebungen? Fühlen wir uns nicht, wenn wir ins Ausland kommen, an dem praktischen Interesse, das die Notwendigkeit und Möglichkeit, die fremde Sprache lebendig zu gebrauchen, gewährt, merkwürdig erfrischt? Um so mehr müssen wir die Interesselosigkeit an Uebersetzungen bei den Schülern begreifen. Denn Ludwig Gurlitt hat ja so recht, wenn er sagt: „Das Kind empfindet naturgemäß künstlerisch, d. h. sein Geist ist auf das Konkrete gerichtet. Dieser künstlerische Sinn tritt allmählich in dem Maße zurück, als der abstrakte Verstand sich entwickelt; dieser entwickelt sich aber im Durchschnitt doch ziemlich spät, zumeist bringt man ihn noch nicht in genügender Stärke auf die Universität mit. Nehmen wir also doch Rücksicht auf die jugendliche Natur, deren Vorliebe dem Sachlich-Inhaltlichen gilt, überlassen wir der ihrem Wesen nach dazu berufenen Mathematik die Bildung des abstrakten Verstandes und zwingen wir die Jugend nicht über die Maßen zu einer ihrem Naturell heterogenen und deshalb unliebsamen Arbeit!

(Schluß folgt.)

[3]) Vgl. H. Neudecker: Die Zukunft des fremdsprachlichen Unterrichts. Blätter für das Gymnasial-Schulwesen. 1901. Heft 1 und 2.

[4]) Vgl. Chr. Wirth: Kritische Betrachtung der Vorteile des Hinübersetzens an Mittelschulen. Blätter für das Gymnasial-Schulwesen 1903, Heft 9 und 10.

[5]) Näheres bei Chr. Wirth: Die Grammatikblindheit und ihre schädlichen Folgen rc. Als Manuskript gedruckt. Bayreuth 190).

Rahel rediviva.

Von A. v. Bezold.

Ein Jahr nach Rahels Tode, 1834, veröffentlichte ihr Gatte Varnhagen v. Ense eine dreibändige Sammlung ihrer Briefe und Aussprüche als „Andenken für ihre Freunde". Jetzt, nach sieben Jahrzehnten, hat Dr. Hans Landsberg eine neue, revidierte, vielfach gekürzte und dadurch für unser heutiges Bedürfnis bedeutend genießbarer gemachte Auflage

in einem Bande mit einer kurzen Einleitung herausgegeben.[1])

Die ältere Ausgabe ist viel gelesen, viel besprochen, als literarisch und kulturgeschichtlich wertvoll anerkannt worden. Auch nachdem die Zeitgenossen jener merkwürdigen Frau — als einer der letzten wohl der greise Leopold v. Ranke — dahingegangen, hat sie sich eine große Anzahl Freunde bewahrt. Natürlich hat das Urteil über sie im Laufe der Zeiten manche Schwankung erfahren. Wir Heutigen schätzen an ihr andere Eigenschaften als ihre früheren Bewunderer. So soll sie in der neuen Ausgabe ihrer Briefe nicht aus den literarischen und kulturellen Strömungen ihrer Zeit verstanden werden, sondern als Mensch, „als Typus des nach Persönlichkeit und innerer Lebensfreiheit ringenden Weibes, als Vorläuferin der wahren Emanzipation, die mit der gleichnamigen sozialen Strömung nichts mehr als das Wort gemein hat."

Unter den geistreichen Jüdinnen Berlins, die um die Wende des vorigen Jahrhunderts in ihren, nach französischem Vorbild gearteten Salons die Elite alles dessen versammelten, was Anspruch auf Geist, Bildung und künstlerische Bestrebungen erhob, nahm Rahel Levin[2]) eine hervorragende Stelle ein; obgleich selbst unproduktiv, besaß sie doch einen lebendigen, selbsttätigen Geist, viel Originalität und die eigenartige Gabe, durch feines Verständnis und Eingehen auf fremde Ideen jeden, der mit ihr in Berührung kam, anzuregen und zu fördern.

„Mitteilung ist unser Wesen, daher unsere Pflicht. Durch sie nur werden wir urbar." So lag das wesentlichste ihres Umgangs im persönlichen Austausch, in der Konversation, in der sie Meisterin war; und diesen Reiz können die Briefe selbstverständlich nur unvollkommen wiedergeben. Doch bietet selbst dieser schwache Abglanz noch ein großes Interesse. Jeder Brief soll, wie sie es ausspricht, ein naturgetreues Porträt des Augenblicks sein, in dem er geschrieben ist. Wie den meisten ein kurzer Wetterbericht vorangestellt ist, der zugleich die Gemütsstimmung der äußerst sensiblen Schreiberin andeutet, so ist auch jeder einzelne mit feinem Gefühl und großer Menschenkenntnis auf den Empfänger gestimmt: mit Humboldt wird ganz anders ausgetauscht als mit dem Norweger Steffens, mit dem Lieblingsbruder Ludwig Robert ganz anders geplaudert, als mit der „Rosenschwester", mit der Gräfin Schlabrendorf ganz anders als mit der Schauspielerin Auguste Brede.

Welchen Widerhall ihre Briefe bei den Empfängern hervorriefen, ist bekannt. Den Beleg finden wir in Varnhagens „Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel" (1836), eine interessante Ergänzung zum vorliegenden Bande; vielmehr aber noch in dem Verhalten ihrer Zeitgenossen ihr gegenüber; man denke nur an Goethes anerkennende Worte, an Beethoven, der ihr eine Oper zur Beurteilung zusandte, vor allem aber an Heine, der ihr die schönsten und lieblichsten Gedichte seines „Buchs der Lieder" zueignete.

In der verständnisvollen Vermittlerrolle zwischen den verschiedenartigsten Erscheinungen ihrer Zeit liegt wohl die Hauptbedeutung Rahel Varnhagens. Ihre Stellung, ihr Schicksal, ihre Persönlichkeit haben sie hierzu besonders begünstigt, steht sie doch inmitten dreier interessanter Gruppen unserer Literatur: der durch Goethe verkörperten klassischen Dichtung, der Berliner Romantik und dem Kreise des „jungen Deutschland".

Was aber den Hauptreiz ihrer Aufzeichnungen ausmacht, ist der Grundton, der aus allen ihren Aeußerungen hervorklingt, ihnen stets zugrunde liegt ihre liebende Verehrung für Goethe. Niemanden hat Goethe so durchströmt, wie Herzensblut selbst, als mich," schreibt sie. Er ist ihr der „vollständigste Mensch", der „Repräsentant" der Menschheit, „der alle anderen in sich trägt und so mächtig ist, sie uns zu zeigen." Sie nennt ihn einen Priester, einen wahrhaft gesandten, dabei ist er ihr Freund, ihr Vertrauter, ihr Vorbild („Hochbild" schreibt sie), „an dem ich meine Verkrüppelung messe; und durch den ich sie doch stolz ertragen gelernt habe." Kurz, in ihm sah sie ihr Ideal verkörpert: er war zu jenem Gipfel der vollendeten Persönlichkeit gelangt, zu dem sie strebte. Daher auch jenes tiefe, innige Verständnis für jedes seiner Worte, das nur auf Geistesverwandschaft beruhen kann. Wir müssen Karl Hillebrand zustimmen, wenn er Rahel als den höchsten weiblichen Ausdruck jener Zeit bezeichnet, „wie Goethe der höchste männliche Ausdruck derselben war".

Bewunderer und Verehrer hatte Goethe ja zur Genüge, besonders unter den Frauen seiner Zeit, doch Rahel gebührt das Verdienst, ihn in seiner Totalität begriffen zu haben. Interessant ist es, sie und ihre Freundin Bettina v. Arnim in ihrem Verhältnis zum Dichterfürsten zu vergleichen, deren bald nach Rahels Briefen veröffentlichtes, poesiedurchtränktes „Tagebuch" ein feuriger Dithyrambus ihrer Liebe zu Goethe ist. Beschämt schweigt Rahel, als Bettina im stillen, friedlich in der Herbstsonne glänzenden Park von Monbijou „als von dem Gegenstande „ihrer größten Leidenschaft feurig und schön" von Goethe spricht, und doch fangen sonst ihre Gespräche mit ihm an und hören mit ihm auf. Welch nachhaltigen Widerklang findet jede seiner Aeußerungen in Rahels Gemüt; mit welch inniger, verständnisvoller Liebe durchdringt sie sein Wesen, ja, nimmt sie es völlig in sich auf.

Rahel ist eine durchaus moderne Erscheinung, die weit über ihre Zeit hinausragt. Nichts von unklarer, krankhafter, Sentimentalität — damals so häufig zu beobachten — haftet ihr an. Wie sie es als ihr einziges Talent erklärt, das Leben zu fassen, so ermahnt sie auch andere, die Gegenwart zu fühlen, mit ihr sich abzugeben. „Vergessen Sie ja nicht zu leben. Gerade den Tag, wie er vor uns steht . . ."

Modern ist sie in ihrem Streben und Ringen nach Ausbildung und Betätigung ihrer Individualität, wie in ihrem sozialen Empfinden und Interesse. Schmerzlich fühlt sie die Mängel und Schwächen ihrer Zeit in den herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen und tritt mutig den Vorurteilen entgegen, ohne sich über die Schranken der Sitte hinwegsetzen zu wollen. Das Schicksal des Menschen bezeichnet sie als eine Wechselwirkung von Charakter, äußeren Umständen und der Zeit, in die wir fallen. Unser Agitieren dagegen ist ein illusorisches. „Das Gitter, woran wir ewig mit dem Kopf stoßen, eben weil wir eine Aussicht hindurch haben: ein Witz der höheren Mächte, uns zur Entwicklung eines ethischen Daseins gegeben."

Modern ist auch ihre bewundernswerte Selbstanalyse: jede Falte, jeden Winkel ihres Charakters kennt sie und legt sie mit großer Wahrheitstreue dar. Mit klarem Blick steht sie der Wirklichkeit gegenüber. Obgleich von Natur mehr zur Passivität als zu aktivem Eingreifen, besonders wenn es ihr eigenes Schicksal betrifft, geneigt, ist sie doch tätig hilfreich gegen alle, die ihren Beistand anrufen. Sie lebt förmlich auf, als sie 1813 den Verwundeten und Kranken der preußischen Armee durch Gründung eines Hilfsbureaus, mit den Mitteln, die ihr von allen Seiten zufließen, Pflege, Nahrung, Kleidung u. s. w. zuwenden kann: Unermüdlich arbeitet sie; ihr ganzer Tag ist „ein Fest des Gutestun". Sie empfindet das Helfenkönnen als große Gunst des Schicksals: „Mitten in dem Unglück i ch solch' ein Glück!" schreibt sie an Varnhagen. Ebenso 1830 während der Cholerazeit in Berlin tut sie ihr Möglichstes, um durch Vorsichtsmaßregeln, wie durch tatkräftige Hilfe nicht nur ihre nächste Umgebung, sondern Bekannte, Nachbarn, Arme vor der Krankheit zu schützen.

Auf Rahels Gaben des Geistes und Herzens ist häufig hingewiesen worden; man hat ihren männlichen Verstand gerühmt. Ihr echt weibliches Gemüt zeigt sich auch in ihrer Liebe zu Kindern. Selbst kinderlos, umgibt sie sich stets mit fremden Kindern, die sie pflegt, erzieht, zu erfreuen sucht. „Milder als Mairegen sind Kinderküsse," schreibt sie, „Rosenduft, Nachtigallenton, Lerchenwirbel. —"

Endlich sei auch auf ihr Interesse an der Geistesbildung der Frau hingewiesen. Durch Ratschläge und Ermahnungen sucht sie ihre Geschlechtsgenossinnen zu einer höheren Entwicklung anzuspornen, sucht ihre Gedanken vom Kleinlichen, Alltäglichen auf das Allgemeine hinzuweisen.

Diese kurze Andeutung der Charakterzüge Rahels beweist wohl genugsam, daß sie unserer heutigen Empfindungsart

---

[1]) **Rahel.** Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Bearbeitet und eingeleitet von Dr. **Hans Landsberg** (Renaissance-Bibliothek. Bd. II.) Berlin, Leonh. Simion Nachf. (3 M.)

[2]) Rahel Levin, geb. 1771 in Berlin, verheiratet 1813 mit dem Legationssekretär Varnhagen v. Ense, starb 1833.

durchaus nicht fernsteht. Sie verdient es in hohem Maße, der Vergessenheit entzogen, unter uns fortzuleben und durch ihre menschlich-schöne Persönlichkeit vorbildlich zu wirken.

Schließen wir die flüchtige Skizze, die Dr. H. Landsberg durch seine verdienstliche Veröffentlichung angeregt hat, mit den Worten, die — Rahels Wahlspruch — das Bild ihrer Denkweise vervollständigen:

„Klarheit im Geiste, reiner und womöglich starker Wille ist unsere Aufgabe und unser einziges Glück.“

Bücher und Zeitschriften.

Von den **„Erinnerungen und Denkwürdigkeiten“ des Arbeiters Fischer** (Leipzig, Diederichs 1904) hat Goehre nun auch den 2. Band herausgegeben, im wesentlichen seine Wanderzeit, seine große Krankheit und die 15 Jahre in der Staatseisenbahnwerkstätte. Es gilt auch von diesem Bande, was wir von dem ersten (vergl. Beilage 1903, Nr. 180) sagten. Wir sind überzeugt, daß wir es in diesen Bänden mit dem hervorragendsten Werk der Volkskunst zu tun haben, das unsere Zeit überhaupt hervorgebracht hat. Vielleicht sogar mit dem einzigen! Denn was uns in den letzten Jahrzehnten an angeblicher Volkskunst geboten worden ist, das war lediglich schlechte Kunst, nachgeahmte Kunstdichtung. Es hatte nichts charakterisierend Volkstümliches, Volksdichterisches. Es wurde einem gesagt, dies sei nun von einer nicht gebildeten Frau, es sei erstaunlich, daß sie trotzdem so dichten könne, d. h. erstaunlich war, daß sie nicht Volksdichterin war. Das unterscheidende Merkmal der Kunstdichtung: das Bewußte, Beabsichtigte war erst recht in ihren Sachen, doppelt sogar, mehr als in der eigentlichen Kunstdichtung, die sich, je stärker sie Dichtung ist, doch wieder dem Ungewollten, der Natur, der Volksdichtung nähert. Dagegen nun die Fischerschen Bücher sind echt durch und durch. Das zieht in seiner monumentalen Epik vor uns vorüber, merkwürdig scharf umrissen alle Gestalten, so eintönig und so interessant, so beruhigend und so anregend wie Waldrauschen, der breite Prosagesang der Arbeit. Es ist ja sicher, daß der erste Band reicher, abwechslungsvoller als der zweite ist. Aber wer den ersten gelesen hat, wird ganz von selbst den zweiten nicht ungelesen lassen. Auch kommen merkwürdig starke Stellen in ihm vor, z. B. in der Spitalgeschichte die Syphilitischen, ein Bild, das in seiner Wucht geradewegs an die Danteschen Höllenbilder heranreicht. — Unserer Meinung nach sollte jeder, der literarisch mitsprechen will, diese Bücher unzweifelhaft gelesen haben. Wir haben so wenig Volkskunst; das Volkslied starb, das Volksmärchen ist hin; hier ist nun Volksdichtung in einem großen Sinne. Es wäre schade, wenn das erst ein paar Jahrhunderte lagern müßte, um dann als das Epos der Zeit der geschwungenen Räder entdeckt zu werden. — Und dann meinen wir, daß kein Mensch, der mit dem Arbeiterstand zu verkehren hat, sei er Fabrikant, sei er gar beamtet und beauftragt, für das „Volk“ zu sorgen, als Verwaltungsmann oder Richter, als Pastor oder Lehrer oder sonst was, diese Bücher ungelesen lassen soll. Hier liegt Denken und Fühlen dieser Stände bloß. Dazu kommt, was zu dem Monumentalen des Werkes gehört, daß alle Tendenz fehlt. Es kommt einem wirklich vor, als spräche die Seele des arbeitenden Volkes zu uns in Freiheit, in Gerechtigkeit, in Zorn und in Liebe.

Grm.

J. Unter dem Titel **„Die Götterhunde“** erzählt Paula Gräfin Coudenhove in drei Liedern mit flott gereimten fünfzeiligen Strophen eine Jagdmäre (München. Leutkirch. Stuttgart. Druck und Verlag der Hofbuchhandlung Jos. Bernklau. 30 S. kl. 4°), wie Ritter Götz von Ratzenried mit teuerem Eid sein schönes, vielumworbenes Töchterlein Edeltrud nur einem adeligen Waidmann zu geben gelobte, der ihm einen neuen, vordem noch nicht gefundenen Jagdhund mit bisher unerhörten Eigenschaften und Tugenden überbringt:

Er muß die Nas' vom Hirschhund han
Und doch in jeden Fuchsbau gahn,
Er fange Ratzen mir mit Fleiß
Und gehe dennoch gut auf Schweiß
Und sei voll Mut und Witz!

Ein frischer Knappe, der, obwohl noch blutjung, bei einer Alraune drei schwere Proben besteht, daß er erstens, obwohl durstig, einen vollen Krug mit „Götterbier“ umstößt, zweitens (mit absichtlichem Anachronismus) nicht raucht und in Gegenwart von Damen auch andere daran verhindert und schließlich seinem Glauben treu bleibt: gewinnt dadurch von der alten Hexe ein aus Wuotans wildem Heer stammendes Rüdenpaar, welches die geforderten Hundevorzüge besitzt. Das sind die ersten Dackel! Sie tun ihre vielseitige Pflicht mit überraschender Gewissenhaftigkeit, und der Knappe erringt dadurch den Ritterschlag und die versprochene Braut. Diese heitere, auch über den Revierbegriff der Nimrode hinausgehende Kyno-Epopöe ist mit Bildern und Vignetten von Eugen Rosenfeld ausgestattet, die ganz im jüngsten Jugendstile gehalten, im pleonastischen Sinne die Bezeichnung als „Buchschmuck“ tragen.

✻

Allgemeine Rundschau.

Bayerischer Neuphilologen-Verband.

S. Nach einer geschäftlichen Sitzung am Montag, den 28. März, begannen die eigentlichen Beratungen der diesjährigen dritten Hauptversammlung mit der öffentlichen Festsitzung am Dienstag Morgen. Professor Dr. Breymann sprach über „Calderon auf dem deutschen Theater“. Der Vortrag wird in seinem Wortlaut in den Spalten dieses Blattes erscheinen. — Der zweite Vortrag der Festsitzung war ein methodischer. Dr. Georg Steinmüller (Würzburg) behandelte das Thema: „Ziele und Wege der vermittelnden Methode im Schulbetrieb der neueren Sprachen.“ Auch dieses Thema schien bei den jetzigen Verhältnissen, die auf einen langsamen Ausgleich zwischen den extremen Reformern und den Reaktionären unter den Neuphilologen hoffen lassen, glücklich gewählt. Einleitend stellte der Vortragende in übersichtlicher, ruhig klarer Weise den Ringkampf dar, der seit 22 Jahren unter den Lehrern der neueren Sprachen über die beste Art des Schulunterrichts und die Ziele desselben geführt wird. Im Anschluß daran suchte er dann zu bestimmen, was die Anhänger der sogenannten gemäßigten oder vermittelnden Reformmethode erstreben, welches ihre Ziele und Wege sind. Im ganzen hatte man den Eindruck, daß sich der Redner allzu sehr seine Marschroute durch die Bestimmungen des neuen bayerischen Lehrprogramms vorschreiben ließ. Auch der Psychologie der radikalen Reformer wurde er unseres Erachtens zu wenig gerecht, doch betonte er ausdrücklich, daß durch die Reformbewegung manches wertvolle Mittel gefunden worden sei, um den Unterricht anregender und gewinnbringender zu machen, allein im Gegensatz zur extremen Reformpartei stelle sich die gemäßigte auf den Standpunkt des wirklich Erreichbaren, sie stelle nur Forderungen, die von seiten des Durchschnittlehrers und -schülers auch geleistet werden können. Gewissermaßen als Anhang zu seinem Vortrag brachte Redner das alte, unerfüllt gebliebene Desiderium der Neuphilologen am Gymnasium, die Stundenvermehrung; indem er hervorhob, daß zur ersprießlichen Durchführung eines auch nur bescheidenen Programms eine solche Vermehrung dringend wünschenswert sei. Sein Vorschlag ging dahin, den vier Gymnasialklassen je 1 Stunde zuzulegen, so daß also in Zukunft 4 + 4 + 3 + 3 = 14 Wochenstunden beständen. — Ausgehend von der eminenten Bedeutung Shakespeares auch für den Schulunterricht sprach der zweite Vorsitzende Professor Eidam (Nürnberg) über den Monolog in Shakespeares Macbeth I, 7. Der Schwerpunkt der Bemerkungen des Vortragenden lag auf den Vorschlägen, die er zur Beseitigung der Textschwierigkeiten dieser vielkommentierten Stelle beibrachte. Im Anschluß an sein eigentliches Thema ließ sich der Referent die Gelegenheit nicht entgehen,

sein ceterum censeo, i. e. Shakespeare in der Uebersetzung Schlegel-Tieck müsse revidiert werden, auszusprechen. Er ging dabei näher auf das Verhalten der deutschen Shakespeare-Gesellschaft gegenüber seinen Anträgen auf Revision des Schlegelschen Textes ein, und erwähnte auch „die gewiß unschöne" Behandlung, die ihm dabei von Professor Brandl (Berlin) zuteil geworden ist. Uebrigens verdient die Energie Eidams, mit der er für eine von ihm als recht erkannte Forderung eintritt, unbedingte Anerkennung.

Die beiden Sitzungen des Nachmittags brachten zwei durchaus programmatische Vorträge. Dr. Uhlemayr (Nürnberg) behandelte „Der fremdsprachliche Unterricht an Mittelschulen in seiner Beziehung zum Schulzweck mit besonderer Berücksichtigung der neuen bayerischen Lehrpläne". Seine Ausführungen finden die Leser im Wortlaut in dieser Nummer. — Eine brennende Frage berührte das Referat des Studienlehrers M. Fauner (Annweiler), „Einrichtung zukünftiger pädagogisch-didaktischer Seminare für Neuphilologen in Bayern". In Preußen sind bekanntlich allgemeine pädagogische Seminare für die Lehrer an höheren Schulen seit langen Jahren eingerichtet und haben, wenigstens in bescheidenem Maße, dazu beigetragen, den Mangel in der pädagogischen Ausbildung der Mittelschullehrer weniger fühlbar zu machen. Es wäre natürlich töricht, alles Heil von diesen pädagogischen Seminarien zu erwarten. Solange die Ausbildung der Lehrer an den Universitäten lediglich fachwissenschaftlichen Interessen dient, solange nicht bereits auf der Universität durch methodisches Einarbeiten in die verschiedensten Zweige der Psychologie und Pädagogik eine naturgemäße Grundlage für die spätere Lehrtätigkeit gelegt wird, ist die sich an die Universität anschließende einjährige Beschäftigung in einem Seminar nicht hinreichend, dem Kandidaten sein pädagogisches Rüstzeug zu vermitteln. Das ist auch rückhaltlos von Leuten wie Paulsen und Ziegler anerkannt worden, die die Resultate der Seminarien als mangelhaft bezeichnen. Nur die sehr fähigen Kandidaten haben bezeichnenderweise einen entscheidenden Gewinn von der einjährigen Arbeit in einem Seminar. Der Vortragende, der sein Referat in gewissenhafter Weise und unter beständiger Beziehung auf Münch, Frick, Schiller und andere Autoritäten ausgearbeitet hatte, war insofern inkonsequent, als er die Trennung der Seminarien nach einzelnen Fächern, wie sie durch die im Jahre 1893 erfolgte Einrichtung von Seminarien für klassische Philologen in Bayern festgelegt wurde, verurteilte, trotzdem aber in seiner Schlußthese nicht allgemeine Seminare, sondern neuphilologische nach Maßgabe der für die klassischen Seminare geltenden Bestimmungen forderte. In seiner Verurteilung der fachwissenschaftlichen Seminarien ist dem Referenten vollauf beizustimmen. Nur diejenigen Lehrer können fachwissenschaftlichen Seminaren das Wort reden, die, um mit Münch zu reden, lieber Gelehrte zweiten Ranges als Lehrer und Erzieher ersten Ranges sein wollen.

✱

Kleinere Mitteilungen.

* Ehrungen. Dem ordentlichen Professor der Physik der Universität Münster, Geh. Regierungsrat Dr. Wilhelm Hittorf, ist anläßlich seines am Sonntag vollendeten 80. Lebensjahres die große Goldene Medaille für Wissenschaft verliehen worden. — Dem verdienten Statistiker Professor Dr. Böckh wurden an seinem 80. Geburtstage zahlreiche Ehrungen zuteil. In seiner Wohnung erschien um Mittag eine Abordnung der Berliner Universität mit dem derzeitigen Rektor Professor Frhrn. v. Richthofen an der Spitze. Glückwünsche waren u. a. eingelaufen vom kaiserlichen Statistischen Amt, dem preußischen Statistischen Amt, dem Berliner Städtischen Statistischen Amt, dem Verband der deutschen Städte-Statistik, dem Chef der österreichischen Statistik und dem Präsidenten des Internationalen Statistischen Instituts. — Der Afrikaforscher Richard Kandt ist vom Kaiser durch die Verleihung des Roten Adler-Ordens 2. Klasse ausgezeichnet worden. Kandts Verdienst besteht in der Erforschung der Landschaften Urundi und Ruanda, insbesondere hat er durch jahrelanges mühevolles Arbeiten die geographische Lage des Kiwusees festgestellt und damit der Deutsch-kongostaatlichen Kommission vorgearbeitet, welche die Lage des Kiwusees und des Russissitales zu bestimmen hatte und vor wenigen Monaten ihre Arbeiten vollendet hat. Als Entdecker der Nilquelle ist der Name Kandts in den weitesten Kreisen bekannt geworden.

* Medizinische Kongresse. Die diesjährige Wanderversammlung der südwestdeutschen Neurologen und Irrenärzte findet am 28. und 29. Mai in Baden-Baden statt. Geschäftsführer sind Professor Hoche in Freiburg i. B. und Geh. Medizinalrat Fischer in Pforzheim. — Am 25. bis 28. April findet in Göttingen die Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Psychiatrie statt.

* Vom englischen Büchermarkt. Wie die Times bekannt macht, wird Herbert Spencers Autobiographie gegen Mitte April in zwei Bänden erscheinen. Kurz vorher wird ein neuer Band Briefe von Carlyle herausgegeben werden.

✱

Hochschulnachrichten.

* Tübingen. Die Berufung des außerordentlichen Professors für alte Geschichte Dr. E. Kornemann nach Gießen ist nicht angenommen worden. — Der langjährige erste Assistent der Zoologischen Anstalt in Tübingen Dr. Karl Fickert ist gestorben.

* Königsberg. An die Stelle des Professors D. Stange ist Professor M. Schulze aus Breslau als ordentlicher Professor der Theologie hierher berufen worden.

* Wien. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften hat in ihrer Gesamtsitzung vom 24. d. M. auf Vorschlag der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse folgende Subventionen bewilligt: 1. dem korrespondierenden Mitgliede Hofrat Direktor Joseph Maria Pernter in Wien zur Aufstellung des Limnographen von Sassarin am Gardasee eine Subvention von 700 Kr.; 2. der Direktion des botanischen Gartens und Museums in Wien zur Fortführung und Vollendung der Herausgabe des „Schedae ad floram exsiccatam Austro-Hungaricam" eine Subvention von 800 Kr.; 3. dem Professor Dr. Anton Fritsch in Prag zur Herausgabe seines Werkes über die paläozoischen Arachniden eine Subvention von 400 Kr. aus den Erträgnissen der Boué-Stiftung.

* Zürich. Dem seit 1885 als außerordentlicher Professor an der Universität wirkenden Direktor des zahnärztlichen Instituts Dr. J. Billeter ist auf sein Gesuch die Entlassung aus dem Lehrkörper dieser Hochschule auf 30. September bewilligt worden.

* London. Ueber die große Schenkung, die Sir Donald Currie dem Londoner University College zur Verfügung gestellt hat, und ihre Bedeutung wird der Kölnischen Zeitung geschrieben: Sir Currie stellte eine Summe von 100,000 Pfd. St. zur Verfügung, um die wirkliche Umwandlung der Universität London, die bekanntlich bisher nur ein großer, zur Erteilung von Diplomen berechtigter Prüfungsausschuß war, zu einer lehrenden Hochschule zu erleichtern. Das University College, eine im Laufe der neueren Zeit aus allerlei Schenkungen emporgewachsene Gründung, soll nach dem genehmigten Plane gewissermaßen den Grundstock der neuen lehrenden Universität bilden. Es ist aber in seiner heutigen Gestalt mit einer höheren Schule, einer Art Mittelding von Gymnasium und Realschule, und außerdem mit der zum University College-Hospital gehörigen medizinischen Schule verbunden. Letztere Anstalten müßten beide auf eigene Füße gestellt und anderweitig untergebracht werden, ehe das übrige geschehen könnte, was zur Erweiterung des schon bestehenden akademischen Apparates unbedingt nötig ist. Allmählich waren nun durch Schenkungen etwa 150,000 Pfd. St. bereits zusammengesteuert worden, um die Dinge in Fluß zu bringen, doch erst durch

Sir Donald Curries Spende wird es möglich, die ganze Umwandlung wirklich in die Wege zu leiten. Für die Summe von 80,000 Pfd. St. wird zunächst ein besonderer Neubau für die medizinische Schule aufgerichtet werden, die ihren Anhaltspunkt am University College-Hospital findet. Der prächtige Neubau dieses Krankenhauses selbst, der ein Geschenk des jüngst verstorbenen Sir John Blundell Maple ist und ein Bedeutendes über den ursprünglichen Anschlag von 120,000 Pfund Sterling verschlingt, geht mit raschen Schritten der Vollendung entgegen. Neben dem bereits erwähnten Neubau für die medizinische Schule wirft Sir Donald Currie weitere 20,000 Pfd. St. zu einem Heim für die im Zusammenhang mit Krankenhaus und Schule außerhalb beschäftigten Wärterinnen aus. Für dieses Heim schenken die Töchter des Stifters außerdem noch 2500 Pfd. St. für eine Bibliothek und ein Klavier.

hc. **Todesfall.** Der Universitätsprofessor Doktor der Theologie Konrad **Bredenkamp**, zuletzt in Kiel, vorher in Greifswald, ist in **Werden** gestorben. Er war wegen eines unheilbaren Gemütsleidens seit vielen Jahren beurlaubt.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Walter Seeburg: Dämmerung. Gottfried Stemmich. Zwei Skizzen. Leipzig 1903. Modernes Verlagsbureau. 65 S. — Dr. Bernhard Harms, Privatdozent der Nationalökonomie und Statistik an der Universität Tübingen: Deutsche Arbeitskammern. Untersuchungen zur Frage einer gemeinsamen gesetzlichen Interessenvertretung der Unternehmer und Arbeiter in Deutschland. Tübingen 1904. H. Laupp. 96 S. — Dr. Bruno Stern: Die Schuldverschreibungsgläubiger im Konkurse der Hypothekenbank. Berlin 1904. J. Guttentag. 88 S. — Dr. Ludolf Brauer, a. o. Professor a. d. Univ. Heidelberg: Der Einfluss der Krankenversorgung auf die Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit. (S. A. a. „Beiträge zur Klinik der Tuberkulose".) Würzburg. A. Stuber (C. Kabitzsch). 13 S. — Willi Stenutat: Die Trappisten. Auch ein Werdegang. Leipzig 1904. Modernes Verlagshaus (Curt Wigand). 48 S. — Unter Gablenz und Tegetthoff 1864. Eine Festschrift zur 40. Jahresgedenkfeier an die Grosstaten unserer Armee und Marine im deutsch-dänischen Kriege 1864. Hrsg. von „Danzers Armee-Zeitung". Wien 1904. L. W. Seidel u. Sohn. 28 S. — Handbuch des Deutschtums im Auslande. Einleitung von Professor Dr. Fr. Paulsen. Statistische, geschichtliche und wirtschaftliche Uebersicht von F. H. Henoch. Adressbuch der deutschen Auslandsschulen von Prof. Dr. W. Dibelius und Prof. Dr. G. Lenz. Hrsg. vom Allgemeinen deutschen Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande. Berlin 1904. Dietrich Reimer 260 S. — Monumenta Palaeographica. Denkmäler der Schreibkunst des Mittelalters. I. Abteilung: Schrifttafeln in lateinischer und deutscher Sprache. In Verbindung mit Fachgenossen hrsg. von Prof. Dr. Anton Chroust. Serie I. Lieferung 13. München 1904. F. Bruckmann, A.-G. — Anton Springer: Handbuch der Kunstgeschichte. I: Das Altertum. 7. Aufl., völlig umgearbeitet von Adolf Michaelis. 464 S. III: Die Renaissance in Italien. 7. Aufl., völlig umgearb. von Adolf Philippi. 312 S. Leipzig 1904. E. A. Seemann. — Verslag aan de Koningin betrekkelyk den dienst der Rijkspostspaarbank in Nederland over 1902. s' Gravenhaage 1903. Allgemeene Landsdrukkerij. 126 S. — Oskar Döring: Die Weberglocke. Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen. Dresden 1904. E. Pierson. 103 S. — Karl Hedinger: Geistesjoch. Drama in einem Aufzuge. Ebenda 1904. 72 S. — Hermann Sternbach: Dunkle Stunden. Gedichte. Ebenda 1904. 70 S. — Alexander Loebel: Der Mensch mit seiner eisernen Maske. Roman. Ebenda 1904. 135 S. — Wilhelm Jensen: Gäste auf Hohenaschau. Dresden. Carl Reissner. 323 S. — Leipzig im Jahre 1904. Hrsg. aus Anlass der Beteiligung Leipzigs an der Weltausstellung in St. Louis. Leipzig. J. J. Web[er]. 115 S. — Eugen Zabel: Auf der sibirischen Eisenbahn nach China. Berlin 1904. Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 294 S. — C. M. von Unruh: Amerika noch nicht am Ziele. Frankfurt a. M. 1904. Neuer Frankfurter Verlag. 210 S. — Friedrich Delitzsch: Babel und Bibel. Ein Rückblick und Ausblick. Stuttgart 1904. Deutsche Verlagsanstalt. 75 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: N. Schumacher, München.

Soeben sind in der Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Bach, Dr. Joseph, Jakob Balde. Ein religiös-patriotischer Dichter aus dem Elsass. Zu seinem 300jährigen Geburtsjubiläum. gr. 8° (XII u. 160) M. 4.—
Bildet das 3. u. 4. Heft des VI. Bandes der „Strassburger theologischen Studien".

Jakob Balde ist ohne Zweifel der hervorragendste Neulateiner des 17. Jahrhunderts und der vorzüglichste Vertreter des Humanismus seiner Zeit. Sein Leben und seine Werke sind um so mehr der Beachtung wert, als sie uns ein unübertroffenes Bild der Kulturzustände unseres Volkes während einer noch nicht zur Genüge aufgehellten, bittersten Periode der nationalen Geschichte während des Dreissigjährigen Krieges bieten.

Franz, Adolph, Das Rituale von St. Florian aus dem zwölften Jahrhundert. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben. Mit fünf Tafeln in Farbendruck. 4° (XII u. 208) M. 8.—

Das Interesse für die Geschichte der Liturgie ist in den letzten Dezennien sowohl in Deutschland als in Oesterreich erfreulich gestiegen. Die vorliegende erstmalige Publikation eines Rituales aus dem 12. Jahrhundert darf daher in weiteren Kreisen auf dankbare Aufnahme rechnen. (6493)I

Verlag von Georg Reimer in Berlin W. 35.

Soeben erschienen!

Geschichte Russlands unter Kaiser Nikolaus I.
Von
Prof. Dr. Th. Schiemann.
Band I.
Kaiser Alexander I. und die Ergebnisse seiner Lebensarbeit.
Geheftet M. 14.—
Halbfranz gebunden M. 16.—

Das Zeitalter des Sonnengottes.
Von
Leo Frobenius.
Band I.
Geheftet M. 8.—.

Die wichtigsten Mythen und Märchen der Völker aller Zeiten und Erdteile sind hier zusammengefasst. Das von vielen Seiten mit Spannung erwartete Werk bringt in seinen Kapiteln Stoffsammlungen, deren gewaltige Bedeutung auf vielen Gebieten der Völkeranschauung und der Wissenschaft sehr bald zutage treten wird. (6154 c).

Der Vereinstag deutscher Arbeitervereine 1863-1868
Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung.
Von
Dr. Erich Eyck.
Geheftet M. 1.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Otto Vahlbruch-Stiftung.

Der am 28. März 1896 in Hamburg verstorbene Herr **Otto Vahlbruch** hat in § 11 seines Testamentes bestimmt, daß alle zwei Jahre dem Verfasser derjenigen in deutscher Sprache geschriebenen und veröffentlichten Arbeit, die in dem gleichen Zeitraum den größten Fortschritt in den Naturwissenschaften gebracht hat, ein Preis zuerkannt werden möge, welcher aus den Einkünften des von ihm hinterlassenen Vermögens entnommen werden soll.

Dem Wunsche des Stifters gemäß hat die **philosophische Fakultät der Universität Göttingen** das Ehrenamt übernommen, als ausschlaggebende Jury für Zuerkennung des Preises zu fungieren.

Zum vierten Male ist nun in sinngemäßer Auslegung des Testamentes der Preis der **Otto Vahlbruch-Stiftung** vergeben worden und zwar im Betrage von 12.000 Mark an Herrn **Geheimen Hofrat Dr. Wilhelm Pfeffer,** ordentlicher Professor der Botanik an der Universität Leipzig. *(6450)

Hamburg, den 28. März 1904.

Die Verwaltung der Otto Vahlbruch-Stiftung.

Einzelne Werke, wie ganze Bibliotheken kauft stets gegen bar: **Buchhandlung Steinicke, München, Waltherstraße 23 0.** (6224).

Gebrauchte Bücher

aller Art, einzelne Bände als große Partien kauft zum höchsten Preise: **Strauchs Antiquariats-Buchhandlung,** Altheimereck 9. (6138)

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 31. März. Nummer 75.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Des Karfreitags wegen erscheint die nächste Nummer am Samstag.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Jena und Sedan. Eine nichtgehaltene Reichstagsrede von Albert Pfister.

Der neusprachliche Unterricht an Mittelschulen in seiner Beziehung zum Schulzweck. (Schluß.) Von Dr. B. Uhlemayr (Nürnberg).

Beiträge zur Ornithologie Bayerns. Von W. Gallenkamp.

II. Bücher und Zeitschriften.

August Forel: Hygiene der Nerven und des Geistes im gesunden und kranken Zustande.

III. Allgemeine Rundschau.

Bayerischer Neuphilologen-Verband. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Jena und Sedan.

Eine nichtgehaltene Reichstagsrede von Albert Pfister.

Wenn ich heute behaupten würde, meine Herren, bei Sedan habe die deutsche Armee allein gefochten, als eine Welt für sich, abgetrennt vom Volkskörper; alle Erfolge dort seien lediglich der Armee und ihren Lenkern zu verdanken, das deutsche Volk als Großes und Ganzes, der Geist der im Volke wehte, die Stimmung, die vom Volke ausging, alles das habe nichts, rein nichts mit dem Sieg zu tun gehabt; wenn ich so sprechen würde, meine Herren, so könnten Sie mit Recht erwidern: wie ist es nur denkbar, daß die Armee eine Ehre für sich allein in Anspruch nimmt, die doch dem ganzen deutschen Volke zukommt! Was war denn die Armee anders, als das Volk selbst, als Blut von seinem Blut, Fleisch von seinem Fleisch, was war sie anders als des Volkes ausgestreckter Arm, als seine geballte Faust; Volk und Heer, beides von einem und demselben Herzschlag belebt. — Jawohl, jene Zeit muß man mit erlebt haben, um zu wissen, daß im Sommer 1870 das ganze Volk, all sein Empfinden und Wollen mit uns marschiert war und in den Reihen des Heeres mitkämpfte. Und das ist alles auch nicht so auf einmal gekommen: die Geister vom Jahre 1813 rief man wach, jene unvergessenen; was 1848 geträumt worden war von der Größe und Hoheit des Volkes, das klang jetzt wider in den Herzen und wieder gedachte man der Seelenerhebung, die jung und alt am 10. November 1859 erfüllte, als zum hundertstenmal der Geburtstag des Dichters gekommen war, den das deutsche Bürgertum als den aus seiner Mitte Hervorgegangenen betrachtet, als seinen Bannerträger, als den Prediger der Einheit und Freiheit; sollten wir denn umsonst unseren Norddeutschen Bund aufgerichtet haben, sollten wir in alle Ewigkeit zu Armut und Ohnmacht verurteilt sein? Nein, das Volk selbst war es, das jetzt seinen Willen laut aussprach, das, in den Reihen der Armee stehend, selbst das Schwert führte, das den Sieg bei Sedan errang wie vorher den von Wörth, von Gravelotte, St. Privat und alle, die nachfolgten an der Loire, im Norden und Osten von Frankreich. Eine solche unerschöpfliche Fülle von Kraft kann ja eine Armee für sich allein gar nicht entwickeln, da muß sie schon schöpfen aus dem tiefen Brunnen des Volksgemüts.

Ja und wahrhaftig, die mannhafte Haltung des gesamten Volkes, seine seelische Verfassung, das muß es gewesen sein, was mit im Lager stand, was mitstritt in den Reihen der Krieger, was den Sieg erringen half; die Schwerterhebung im Sommer 1870 ist ja nur der Schluß, der notwendige Schluß einer Reihe von Empfindungen und Taten, die von uns ausgegangen sind.

Alles das zugegeben, meine Herren, ich bin ja ganz derselben Ansicht — aber, wenn das Volk so mitarbeitet an der Erhebung der Armee, an ihrem Emporsteigen zu heroischen Empfindungen, zum Verachten des Todes und jeglicher Gefahr, wenn von der erzieherischen Kraft kriegerischen Handelns die Rede ist, läßt es sich da nicht denken, daß das Volk als Ganzes auch seinen Teil hat an dem Herabsteigen der Armee, an der Verminderung ihrer Leistungsfähigkeit, an ihrem Versagen, wie das bei Jena geschehen ist? Kommt denn ein solches Versagen mit Einemmal, auf Einen Schlag? Ist es nicht vielleicht die Frucht eines Geistes, einer Stimmung, die jahrzehntelang in diesem Volke zu Hause gewesen sind?

Wollen wir rasch zurück mit einem tüchtigen Sprung in das Aufklärungszeitalter? — Der Gedanke der Humanität war es doch im letzten Grund, der einen Kant, Fichte, Herder dazu geführt hat, von vornherein jede kriegerische Regung zu verurteilen. Die öffentliche Meinung, in deren Augen die Armeen von dazumal nicht die mindeste Achtung genossen, trat den Philosophen bei.

Nur der Wirklichkeit verschloß man die Augen; gerade die Geistvollsten flüchteten aus dem unerquicklichen Dasein hinüber in eine andere Welt, wo man sich ein Reich der Aesthetik zurechtmachte, in dem man lebte, ungestört und niemand störend. Die Vertreter militärischen Lebens befanden sich in einer Notlage. Sollten sie aus ihrer so vielfach angegriffenen kleinen Welt nicht auch flüchten können in irgendwelche Regionen, die ein weit angenehmeres Dasein garantierten? Und solche Flucht wurde leicht genug gemacht. — Der populär-philosophische Zug der Zeit, die Sucht, alles, auch Alltägliches, in die Kreise abstrakter Wissenschaftlichkeit hereinzuziehen, hat dazu geführt, einen rein empirischen Stoff, wie es die Kriegskunst ist, zu einer Höhe hinaufzuschrauben, die er nicht ertragen kann, die künstlich in ihn hineingelegt wurde zugleich mit dem Keim politischen und militärischen Verderbens. Nicht mehr rohe Gewalt solle triumphieren, sondern die Wissenschaft mit kluger Berechnung und scharfsinnigen Operationen. Nicht durch Vernichtung sei die Armee zu schlagen, sondern durch die magischen Wirkungen der Wissenschaft, der Militärmathematik. In solchem Gewande fand denn auch die Kriegskunst Gnade vor der Popularphilosophie und der öffentlichen Meinung. Um die Erziehung der Truppe, um ihre Bedürfnisse, um so Alltägliches kümmerte sich kein Mensch mehr. Das waren ja nur Statisten, die lediglich Figur zu spielen hatten bei den erhabenen Spekulationen der Lenker des Ganzen.

So kam endlich die Stunde der Entscheidung für Preußen heran. Im Volke blieb man völlig teilnahmlos und stumpf; man war ja nie gefragt worden. Die Armee aber blickte meist zuversichtlich auf das Mysterium, das von den gelehrten Herren gehütet wurde, auf das man mit orakelhaften Aussprüchen hinzuweisen liebte. Nur wenige ahnten die Nichtsnutzigkeit der ganzen Sache. Allein die milde Unparteilichkeit, deren sich unter dem Deckmantel der Objektivität jene weichen, mattherzigen Menschen befleißigten, die gewundene Ausdrucksweise, die vielen Worte, der Mangel an Aufrichtigkeit ließen es zu keinem gedeihlichen Resultate kommen.

In der erbärmlichsten Weise erging man sich in Ratschlägen; Staatsmänner und Professoren gaben ihre Gutachten ab; man kam aus der Schwätzerei, aus Tinte und Druckerschwärze gar nicht hinaus. Und durch all das verworrene Spiel hindurch hörte man gegen den Herbst 1806 in kurzen Stößen den jauchzenden Schlachtruf des Raubvogels dringen, der bereit ist, sich auf sein Schlachtopfer zu stürzen, das jetzt hilflos sich in einen Winkel gedrückt hat. Um die ernste Schlacht zu vermeiden oder doch die Bedingungen für sie so günstig als möglich zu gestalten, griff man gewohnheitsmäßig nach der heilbringenden Lehre von den Höhenzügen, Wasserscheiden u. s. w. Die Projekte drängten sich; Stellungen! — Stellungen! Endlich: man solle die preußische Armee in zwei Stücke zerlegen, den Thüringer Wald zwischen sich, dergestalt bilde man zwei furchtbare Bastionen. Zur Annahme kam dieser Vorschlag nicht, aber die Zerlegung der preußischen Armee in zwei Stücke blieb, auch für die Entscheidungstage. — Einst hatten sich die jungen Generale der französischen Republik bei deren ersten Feldzügen auch in ähnlicher Verlegenheit befunden, tastend begannen sie hin und her zu zappeln. Da rief ihnen Carnot zu: „Greife immer an, und zwar stets mit überlegenen Kräften, indem du unerwartet bald auf den einen, bald auf den anderen Punkt losschlägst. Die Kunst des Generals besteht darin, so zu verfahren, daß der Feind, wo immer er sich zeigt, eine der seinigen überlegene Streitmacht vor sich finde." — Und diese Lehre, so alt wie der Krieg selbst, gab den Leitstern ab, der die Heere der Republik wie die Napoleons zum Siege führte, der auch für die Leitung der deutschen Heere im Jahre 1870 galt. Was aber bei Jena geschah, meine Herren, im Jahre 1806, das ist das Fiasko des Aufklärungszeitalters nach der politisch-militärischen Seite hin.

Männer wie Scharnhorst und Gneisenau, alle die Reformer des Heeres, bedurften notwendig der Niederlegung des Alten, um ihr System zur Geltung zu bringen: Rücksichtslosigkeit der Kriegführung, wenn doch einmal Krieg geführt sein muß, Vernichtung des Gegners, Zusammenwirken der Waffen, der Plänkler, der Geschütze, des Reiteransturmes; und das alles dadurch, daß Geist und Zuversicht des Einzelnen von der Leitung in ein verderbenbringendes System gebracht werden. Um den Geist der Armee, um den sich seither niemand gekümmert hatte, um den drehte sich jetzt alles. — Zwei Mysterien waren zerstört worden; beim Niederkrachen des Staates hatte man die einzelnen Trümmerstücke betrachten können und dabei gefunden, daß eine Staatsleitung keine Geheimniskrämerei sein dürfe, daß das Volk die Verantwortung für den Staat zu übernehmen habe und in das Wissen vom Staat durch fortlaufende Rechenschaftsberichte einzuweihen sei. Und zum zweiten kam man zu der weiteren Erkenntnis: eine brauchbare Armee dürfe nun und nimmer ein toter Mechanismus sein, sie lebe vielmehr als ein vielgliedriger und nicht allzu leicht zu behandelnder Organismus. Und noch eine weitere Entdeckung kam dazu: dieser ganze große Organismus bestehe aus Einzelnen und jedem dieser Einzelnen komme ein persönliches Recht und eine besondere Behandlung zu. Die Armee dürfe zugleich nichts Fremd- und Fernstehendes sein, sondern sie stelle ein Stück des Volkes selbst dar, das jedem nahe stehe, eine Einrichtung, in welche eine Flutwelle Blut alljährlich aus des Volkes Mitte hinübergeleitet werde, um von da in den Körper des Volkes zurückzukehren; und es sei sehr wichtig, den Zustand zu beobachten, in welchem diese Rückkehr stattfinde.

Damit bin ich auf die Gegenwart gekommen, auf die Jahrzehnte des Friedens und gedeihlicher Entwicklung, die sich das deutsche Volk bei Sedan erkämpft hat. — Zu allen Zeiten haben es die Völker als eine besonders harte Bürde empfunden, schon im Frieden eine kostspielige Rüstung tragen zu müssen, um den Wechselfällen des Krieges, der doch zu den Ausnahmezuständen gehört, gewachsen zu sein. Auf dieses, auf jenes sinnreiche Mittel verfiel man, die Bürde zu erleichtern. Man liebte es sich einzureden: wenn der Krieg einmal da ist, dann wird er schon mit seiner eisernen Notwendigkeit den Lehrmeister machen, um durch die Kriegslage selbst auch minder geübte Truppen allmählich in ihre Aufgaben hineinwachsen zu lassen. Heute wissen wir, daß das alles eitel Selbsttäuschung ist, daß wir imstande sein müssen, vom ersten Tage an als Meister im Kriege aufzutreten, wollen wir überhaupt uns über Wasser erhalten. Lehrlinge werden unter die Füße getreten. So gilt es, in möglichst kurzer Zeit den Lehrling zum Meister heranzubilden, das Erziehungswerk so zu fördern, daß das Volk jeden Augenblick über ein Stück seiner selbst verfügen kann, das jede Aufgabe im Krieg zu bewältigen versteht.

Ich habe gesagt: Jahrzehnte des Friedens und gedeihlicher Entwicklung hat sich das deutsche Volk erkämpft. In solcher Zeit bleibt kein Lebenskreis beim alten stehen. Wir sind beschäftigt, aus allen Ecken und Winkeln der Erde Güter herbeizuschleppen und durch eigene Arbeit zu mehren. Mit Wohlgefallen kann Mutter Germania auf ihre alljährlich sich stattlich mehrenden Kinderscharen blicken, wie sie Ernährung und die ganze Lebenshaltung menschenwürdiger und besser zu gestalten und ihr Dasein auszuschmücken verstehen. Eine natürliche Erscheinung ist es deshalb, daß jeder Lebenskreis anspruchsvoller geworden ist. Geist und Körper des Volkes zeigen sich bei weitem empfindlicher, als das noch vor kurzem gewesen ist. Ich meine nicht jene Empfindlichkeit, die an die Weichheit und Mattherzigkeit der Seelen im Aufklärungszeitalter erinnert; ich ziele eher auf die Empfindlichkeit im Rechtsbewußtsein hin — eine Empfindlichkeit, die genährt wird durch eine fleißige, in alle Winkel leuchtende Presse, durch eine Literatur, die bestrebt ist, jede, auch die verborgenste Falte im menschlichen Herzen, in der Herberge der verschiedenartigsten Leidenschaften, aufzudecken.

Sie können sich wohl vorstellen, meine Herren, daß in solcher Zeit, in der Wohlstand und Selbstbewußtsein gleicherweise fortschreiten, daß in solcher Zeit die Bürde der Waffenrüstung doppelt schwer empfunden wird, daß diejenigen, welche als Repräsentanten der Armee gelten, mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtet werden. Ein Stand, der sich überall und immer in der Amtstracht zeigt, fällt ja ohnehin in die Augen. Und trotzdem, daß ihn jedermann tagtäglich betrachten kann, erscheint er doch als abgeschlossen durch gewisse Rahmen und Schranken. Nur durch einen Spalt möchten begehrliche Augen hineindringen in den Raum, der für die Oeffentlichkeit ausgeschlossen erscheint. Man vermutet hinter dem Vorhang allerlei Ungeheuerlichkeiten; die Phantasie kommt zu Hilfe und zaubert allerhand Spukgestalten vor: was früher einfach und soldatisch war, das habe sich jetzt üppig und luxuriös gestaltet; die Offiziere, bisher bei kargem Lohn entsagungsreich, geben jetzt vielfach Aergernis.

Nun ist freilich richtig, bei so engem Zusammenschluß, wie er in einem Offizierkorps stattfindet, kann es geschehen, daß ein paar Schädlinge den ganzen Kreis anstecken und verderben. Auch ereignet es sich in ganz natürlicher Ideenverbindung, daß, was vereinzelt geschieht, auf die uniformierte Gesamtheit übertragen wird. Eine skandal- und geldgierige Literatur beschäftigt sich ja damit unter großem Beifall. In früheren Tagen hat es eine besondere Befriedigung gewährt, sich durch Blicke in andere abgeschlossene Räume, z. B. in Klöster, zu unterhalten. Und Wahrheiten sind dort zutage getreten wie heute im Offizierkorps, Wahrheiten, die Krankheitserscheinungen anzeigen. Trägt an solchen Erscheinungen nicht eine wesentliche Schuld unser mit der wachsenden Wohlfahrt sich steigerndes und zum Teil schon überfeinertes Kulturleben; trägt nicht eine Mitschuld die materielle Richtung in unserer Literatur, auf unserem Theater, welche das

Geistige zum Reizmittel für die Sinne macht, welche von der Poesie und anderen Künsten nur deshalb leiht, um sie als Deckmantel zu benützen? Freilich, der Umstand, daß wachsende Begehrlichkeit, wachsende Genußsucht Eigenschaften unseres ganzen Volkes oder doch weiter Kreise desselben geworden sind, dieser Umstand soll keine Entschuldigung für die am Offizierkorps aufgedeckten wirklichen Mängel sein, nur eine Erklärung und eine Brücke zu der Ueberlegung, daß, ruhig betrachtet, keine solchen Ungeheuerlichkeiten vorliegen, die für unsere Waffenrüstung bange machen könnten. Es ist schwer gerecht zu sein da, wo nach hergebrachter Meinung Einzelne nicht als Vereinzelte gelten können.

Zudem klingt es recht anspruchsvoll, meine Herren, den Namen von Erziehern eines ganzen großen Stücks von unserem Volkstum in Anspruch zu nehmen. Aber es ist nicht anders; ohne solches Erziehungswerk hat unsere Waffenschule keine Bedeutung weder für den Frieden noch für den Krieg. Betrachten wir einmal das Volk der Schüler. Die allgemeine Wehrpflicht stellt den phlegmatischen, schwerfälligen Fuhrknecht neben den windigen Seiltänzer und Gaukler; dem ängstlich gehüteten Muttersohn gesellt sie den heimatlosen Stromer zu, den jungen Wüstling, das verlorene Kind der großen Städte, den vorbestraften Gefängniskandidaten. Das sind Ausnahmen. Die unendlich überwiegende Mehrzahl aber wird gebildet von Durchschnittsmenschen, leidlich begabt nach Körper und Geist, voll guten Willens und mit dem Vorsatz, sich nicht in Berührung zu bringen mit dem Gesetz und der strafenden Hand der Vorgesetzten. Aber der Soldatenpfad ist schmal und voller Stellen, welche Achtsamkeit verlangen — Achtsamkeit von seiten der Lehrer wie der Schüler; von seiten der Lehrer in erster Linie Studium der Eigenart des Einzelnen, Geduld, Gewalt über die Leidenschaft des Zorns, Gleichmäßigkeit. Es ist keine leichte, milde, versöhnliche Luft, die heute weht; nein, herb und scharf fährt der Wind daher; auch auf gelehrten Schulen geschehen Untaten der Lehrer gegen Schüler, junge Gymnasiasten gehen in den Tod. Im Kampfe gegen die Roheit, die sich in Schule und Armee zeigt, darf man deshalb nicht müde werden. Ein Fehler aber wäre es, weibischer Weichheit Raum zu geben.

Unser Volk hat sich die größten Güter erstritten: Freiheit und Einheit. Wo aber diese Güter als selbstverständlich betrachtet werden, als hergebracht, als unzerstörbar, da entschwindet zuweilen das Bewußtsein ihres Wertes. Steigende Wohlfahrt heißt die weitere, bis vor kurzem dem deutschen Volkstum ungewohnte Erscheinung. Damit der Geist des Volkes nicht untergehe im materiellen Besitz, gilt es, dem stets höher sich gestaltenden Kulturleben männliche Tugenden zu erhalten: Jugendfrische, Idealismus, kräftigen Willen und Pflichtgefühl.

Es ist nicht die Schuld des Volkes, das bei Sedan gekämpft hat, meine Herren, wenn diese Tugenden etwas ins Wanken gekommen sind; die Schuld liegt bei anderen Gewalten über das Menschengemüt: im Treiben unserer Parteien, unserer Literatur, in dem zur Mode gewordenen alltäglichen Wettlauf. Helfen Sie hier Besserung schaffen und Sie werden weniger über unser Offizierkorps zu klagen haben.

Der neusprachliche Unterricht an Mittelschulen in seiner Beziehung zum Schulzweck.

Von Dr. B. Uhlemayr (Nürnberg).

(Schluß.)

Aber soll die Hinübersetzung nicht gerade wegen ihrer Schwierigkeiten und Interesselosigkeit zu erziehlichen Zwecken beibehalten werden? Setzt die Hinübersetzung nicht eine starke Konzentration des Geistes, eine energische Anspannung der Aufmerksamkeit voraus? Kann sie nicht zur Stärkung des Willens beitragen, die sich um so notwendiger erweist, als das Leben ein Kampf ist und uns nicht immer gerade das reicht, was interessant und angenehm ist? Derartige Einwände habe ich erst kürzlich in der Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht gelesen. Diese sind aber sehr kurzsichtig. Das Leben ist allerdings ein Kampf; ist aber nicht ein Unterschied zwischen einem Kampf, zu dem man gerüstet und mit den erforderlichen Kräften versehen ist, und einem solchen, zu dem Kräfte, Ausrüstung und Aussicht auf Sieg fehlen? Der erste stärkt, der andere tötet. Ist der Kampf in einem Beruf, zu dem die Natur die Anlagen und infolgedessen auch die Liebe versagt, nicht ein niederdrückendes Unglück, während ein angemessener Beruf auch in seinen Schwierigkeiten ein Glück ist? Mit einem verfehlten Berufe ist das Hinübersetzen der Schüler zu vergleichen, da es, wie dargelegt, ein die natürlichen Bedingungen der Sprachtätigkeit verkehrendes, also unnatürliches Tun ist. Müßte der Schüler nicht unter einer geradezu vernichtenden Depression leiden, wenn er volle Einsicht in seine Lage besäße und seine Stellung ernst und tragisch auffaßte? Daß aber eine gewisse Depression das Schülergemüt angesichts der Erfolglosigkeit seiner Mühen beherrscht und ihm die Freude an den Sprachen nimmt, wird jeder Lehrer mit seinen Erfahrungen bestätigen können.

Auf Grund der soeben vorgetragenen Erwägungen möchte ich nun den Antrag stellen, daß die Hinübersetzung als Lehrziel und Prüfungsmittel abgeschafft und bloß als Unterrichtsmittel beibehalten werde.

Meine Herren! Ich möchte Sie daran erinnern, daß ich in unserem Verbande nicht als erster mit dieser Forderung hervortrete. Dr. Herberich hat auf der ersten Hauptversammlung in München die Abschaffung der Hinübersetzung aus praktischen Gründen verlangt, und Prof. Eidam hat es wiederholt, und besonders auf der Versammlung in Nürnberg ausgesprochen, daß die Hinübersetzung als Zielleistung beim Absolutorium zu verwerfen sei. Mögen ihre und meine Gründe Sie zur Annahme meines Antrages auf Abschaffung der Hinübersetzung als Lehrziel bestimmen!

Was soll nun aber an Stelle der Hinübersetzung treten? Haben wir einen besseren oder auch nur gleichwertigen Ersatz? Sollen wir eine freie fremdsprachliche Arbeit, etwa eine Nacherzählung, einen Brief oder einen leichteren Aufsatz als einen schriftlichen Prüfungsteil fordern, oder ein Diktat und eine Herübersetzung als den Schulzweck genügsam erfüllende Leistungen betrachten? Das ist eine Frage von tief einschneidender, nicht bloß das Schulwesen, sondern geradezu die Gesamtkultur des Volkes betreffender Bedeutung. Sie verdient deshalb unser volles Interesse und eine eingehende Würdigung. Bekanntlich haben die Reformer die Uebersetzung als Lehrziel wie als Unterrichtsmittel entfernt, und dafür die direkte Methode, und ihr entsprechend, weil die Schüler in der fremden Sprache denken sollen, eine freie Arbeit als Lehrziel und Prüfungsmittel eingesetzt. Der Ansicht der Reformer, daß die Schüler in der fremden Sprache denken, ist schon Prof. Eidam in seinem Vortrage auf der zweiten Hauptversammlung unseres Verbandes mit schlagenden Einwänden entgegengetreten, und Winkler bemerkt in der Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht I, 2: „Der direkten Methode fehlen in der Schule alle psychologischen Bedingungen des Erfolges, das Milieu, in welchem ein Kind die Muttersprache von der Umgebung oder die fremde Sprache von der Bonne, oder in welchem die Erwachsenen im fremden Lande die fremde Sprache lernen.“ Das ist nach meiner Ansicht ganz richtig. Das haben auch die Lateinschulen des Mittelalters eingesehen; deshalb haben sie das Lateinische nicht bloß mit einer Stunde täglich in ihrem Programm aufgestellt, sondern es zum überwiegenden Hauptfache gemacht, deshalb war es in den Internaten den Schülern bei Strafe verboten, eine andere als die lateinische Sprache zu sprechen. Das sehen auch die heutigen höheren Mädcheninstitute ein, darum müssen die Zöglinge derselben auf ihre Muttersprache verzichten und französisch untereinander parlieren. Dadurch soll eben das

notwendige Milieu künstlich hergestellt werden. Professor Eidam betrachtet es mit vollem Recht als einfach ausgeschlossen, daß die Schüler in unseren Schulen in der fremden Sprache denken lernen. Die von Klinghardt in seinem Buche: „Ein Jahr Erfahrungen mit der neuen Methode" mitgeteilten Schülerarbeiten liefern zu dieser Ansicht den empirischen Beweis. Mögen die Schüler auch einige, vielleicht mehrere Phrasen sich so einprägen, daß sie dieselben ohne Vermittlung der Muttersprache gebrauchen, so ist doch das Recht auf Seite der Reformgegner, welche behaupten, daß das Sprechen und Schreiben der fremden Sprache bei den Schülern ein Uebersetzen bleibe. Mir scheinen die Ansichten der Reformer noch unlogischer zu sein als die der Vertreter der Uebersetzungsmethode. Die Spracherlernung in der Schule ist eine künstliche und kann nicht mit der natürlichen verglichen werden. Während nun die Uebersetzungsmethode ein durchaus künstliches System ist, begehen die Reformer den logischen Fehler, ein Natürliches auf künstlichen Boden zu übertragen. Der natürliche Boden der natürlichen Spracherlernung ist das Milieu, und dieses fehlt in unseren Schulen vollständig.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn nun der produktive Betrieb des fremdsprachlichen Unterrichts den idealen Schulzweck in keiner Weise zu erfüllen imstande ist, soll dann das Sprachstudium nicht ganz aus der Schule entfernt werden? Beileibe nicht! Denn der rezeptive Betrieb realisiert diesen Schulzweck vollständig. Er erweitert den geistigen Horizont der Schüler, erfüllt sie durch die Beschäftigung mit den besten Autoren des fremden Landes mit wertvollen Ideen und Gefühlen und dient der im Aufruf zum Deutschen Neuphilologentag in Köln bezeichneten hohen Aufgabe des fremdsprachlichen Unterrichts: durch Erkenntnis die großen Kulturnationen einander verstehen und würdigen zu lehren. Die Herübersetzung dient dazu, die einzelnen Vorstellungen dem Bewußtsein fest und deutlich einzuprägen; ferner kann sie auch als Uebungsmittel im deutschen Ausdruck verwendet werden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es kann nun der Einwand gemacht werden, daß es wohl in den alten Sprachen ginge, den Unterricht auf die Rezeption zu beschränken, daß aber das praktische Leben die Fähigkeit verlangt, sich in den fremden Sprachen schriftlich und mündlich auszudrücken. Angenommen, das ist wahr, so verlangt das praktische Leben in dieser Hinsicht gewiß viel mehr, als die Schule heute tatsächlich leistet. Das soll der Schule jedoch nicht zum Vorwurf gereichen: die Erziehungsschule kann für das praktische Leben nicht tüchtig machen, sondern nur vorbereiten. In den Sprachen ganz besonders! Was hilft da alles Parlieren in der Schule? Das bißchen Sprechfertigkeit, das man sich da aneignet, verliert sich wieder in gar kurzer Zeit. Nur derjenige kann überhaupt eine Sprache sprechen und schreiben, der sie braucht; wer sie nicht braucht, kann es nicht, selbst wenn er es schon gekannt hat. Und wie viele Schüler kommen einmal in die Lage, das Französische und das Englische praktisch zu gebrauchen. Höchstens 10 Prozent. Ist also das praktische Bedürfnis für die Schule so dringlich, daß sie eine solche Menge von Kraft und Zeit auf etwas so Flüchtiges, rasch Vergessenes verwenden soll, wie es heute geschieht? Und wenn die Schule nur vorbereitend wirken soll und kann, ist dann das Verständnis der geschriebenen und gesprochenen Sprache nicht Vorbereitung genug zu deren praktischem Gebrauch? Besonders das Verstehen der gehörten Sprache stellt ein eminentes Vorbereitungsmittel zum aktiven Gebrauche der Sprache dar; denn das verstehende Hören ist schon eine sehr aktive Arbeit; es erfordert ein Mitdenken, ein förmliches Mitproduzieren und leitet somit zum selbständigen Produzieren über. Darin liegt der große Wert der Diktate für das Verständnis und die Aneignung der Sprache. Und wird die Rezeption noch durch eine innerhalb der psychischen Möglichkeit liegende Uebersetzung, wie sie oben dargelegt wurde, ergänzt, so sind doch alle Garantien dafür geboten, daß die Schule in den Sprachen eine für das praktische Leben genügende Vorbereitung vermittelt. Wer so ausgerüstet einmal in die Lage kommt, eine Reise nach Frankreich zu machen, wird sich gewiß leichter zurecht finden, als der heutige Absolvent unserer Schulen.

Aus diesen Erwägungen heraus stelle ich den weiteren Antrag, daß die als Unterrichtsziel und Prüfungsmittel abzuschaffende Hinübersetzung nur durch ein Diktat und eine Herübersetzung ersetzt wird.

Wird nun aber dadurch, daß im Prinzipe auf den aktiven Gebrauch der Sprache in den Schulen verzichtet wird, nicht die internationale Verkehrsmöglichkeit gefährdet? Abgesehen davon, daß derjenige, welchen sein Beruf auf den internationalen Verkehr anweist, die fremde Sprache auch heute schon in ihrem eigenen Lande sich zu eigen macht, scheint mir die internationale Verkehrsmöglichkeit nicht nur nicht gefährdet, sondern geradezu gesteigert zu werden. Nehmen wir nur die Handelskorrespondenz. Der deutsche Kaufmann schreibt Deutsch, der französische Französisch; beide verstehen einander. Dient diese Art der Korrespondenz dem Handel nicht ebenso wie die einsprachige? Ich denke, noch besser, insofern als Irrtümer, die in der mangelhaften Behandlung der fremden Sprache ihren Grund haben mögen, vermieden werden. Läßt sich ferner diese Art der Mitteilung nicht auf den mündlichen Verkehr übertragen? Wird der Gedankenaustausch dadurch, daß jeder seine Muttersprache spricht, nicht unmittelbarer, tiefer, wahrer, lebendiger? Professor Eidam hat schon auf die internationalen Versammlungen hingewiesen, bei denen das Verstehen die ganze Arbeit leistet. Hier aber können unsere Schüler nicht mitmachen, weil sie infolge des Zuvielerlei im fremdsprachlichen Unterricht nichts recht, auch nicht hören gelernt haben.

Wenn nur darauf hingewiesen wird, daß die Franzosen und Engländer unsere Sprache nicht lernen wollen, so ist doch wohl anzunehmen, daß sie dieselbe wegen ihres hohen kulturellen Inhaltes und wegen der Bedeutung unserer Nation sehr gerne lernen, wenn sie sie nur nicht sprechen und schreiben müssen. Das Studium der deutschen Sprache könnte auf diese Weise im Auslande nur eine Förderung erfahren. Es ist aber doch auch zu erwarten, daß die Kulturländer England und Frankreich sich an der Realisierung des allgemeinen idealen Schulzweckes sowie an der durch den zweisprachigen internationalen Verkehr zu gewinnenden Kraftersparnis beteiligen werden. Diese Gedanken veranlassen mich zu einem dritten Antrag, der sagt: Die dritte Hauptversammlung des bayerischen Neuphilologen-Verbandes möge beschließen, beim deutschen Neuphilologentag den Antrag zu stellen, daß von seiten des deutschen Neuphilologen-Verbandes die deutsche Regierung angegangen werde, eine internationale Regelung des fremdsprachlichen Unterrichtes im Sinne der Rezeption einzuleiten.

Es kann der Einwand gemacht werden, daß meine Anträge eine zu tiefgreifende Veränderung im Schulwesen veranlassen würden. Aber, meine Herren, ich glaube, daß keine Ruhe in unsere Schule hereinkommt, daß die Klagen über Ueberbürdung, über nutzloses Plagen der Jugend und andere Dinge nicht verstummen, bis eben diese tiefgreifende Veränderung vollzogen ist. Die Hauptkrankheit unseres Mittelschulwesens ist der mittelalterliche, auf die Psychologie der Sprache und der Jugend keine Rücksicht nehmende unnatürliche und zwecklose Sprachbetrieb. Diese Krankheit vor allem verursacht die fieberhafte Unruhe, die allenthalben im Schulwesen herrscht. Es gährt an allen Ecken und Enden, überall kommen Versuche auf Versuche. Bayern hat sich bis jetzt auf den Standpunkt besonnener Zuwartung gestellt; aber es scheint nun die Zeit gekommen zu sein, in der man mit Fug und Recht die abwartende Reserve verläßt. Denn wir haben schon einen Ausblick in die zukünftige Schulentwicklung. Es ist kein Zweifel, daß der Sprachunterricht sich in der von mir gezeichneten Linie weiter entwickelt. „Unsere Reformbewegung," sagt Dr. Bärwald, „wird beherrscht von der vernünftigen Tendenz, den Sprachunterricht loszulösen aus den Banden des trivialen, interessetötenden Formalismus, in denen er gefangen war." Von der Form wenden wir uns zum Inhalte, das ist der Prozeß, der den Kämpfen um die Schule

zugrunde liegt. Lassen wir es uns angelegen sein, daß Bayern in dieser Hinsicht nicht anderen Staaten nachhinkt, sondern dem wegen seines Schulwesens wohlverdienten Rufe getreu bahnbrechend wirkt. Lasse sich der bayerische Neuphilologen-Verband das Verdienst nicht entgehen, zuerst die Anregung dazu gegeben zu haben, daß die Schule vom Ballaste des alten produktiven Sprachbetriebes befreit und so zukunftsfähig gemacht werde. Scheuen wir auch den Einwurf nicht, daß wir dem altsprachlichen Unterricht gegenüber an Bedeutung verlieren; wir gewinnen vielmehr. Uebrigens muß dieser auch einmal die von mir gezeichneten Wege gehen. Ist nun aber bis jetzt der neusprachliche Unterricht den Spuren des alten gefolgt, so ist es Zeit, daß er, sein eigenes Wesen und seine eigene Bedeutung sowie das Zeitbedürfnis erkennend, seine eigenen Wege gehe. Zum Schlusse möchte ich der Worte gedenken, die Herr Professor Breymann in seiner „Neusprachlichen Reform-Literatur“ geschrieben hat: „Was dem neusprachlichen Unterrichte jetzt not tut, das sind nicht mehr theoretische Untersuchungen, sondern das ist ein ruhiges, zielbewußtes pädagogisches Handeln!“

Beiträge zur Ornithologie Bayerns.

In Nr. 30 der Beilage vom Jahre 1902 hatte ich Gelegenheit, an dieser Stelle den zweiten Jahresbericht des „Ornithologischen Vereins München“ zu besprechen. Jetzt liegt der dritte, die Jahre 1901 und 1902 umfassende Jahresbericht dieses die Ornithologie Bayerns als Forschungsgebiet pflegenden Vereins vor.[1] (In der richtigen Erwägung, daß der beschränkende Name „Ornithologischer Verein München“ eigentlich nicht ganz seinem wesentlich weiteren Wirkungskreis entspricht, hat der Verein übrigens kürzlich seinen Namen in „Ornithologische Gesellschaft in Bayern“ umgewandelt.)

Was ich dem früheren Jahresbericht nachrühmen konnte, kann ich ungeschmälert auch von dem jetzt vorliegenden wieder behaupten und anerkennen: das zielbewußte und ernste Streben, trotz geringer Mittel, trotz einer merkwürdig lauen Unterstützung seitens der Kreise, die zur Mithilfe wie geschaffen wären, namentlich des Forstpersonals und der Lehrerschaft Bayerns, trotz einer sehr beschränkten Beobachterzahl, in die noch immer dunklen Fragen nach dem Verlauf des Vogelzuges in Bayern Licht zu bringen, und, wo noch keine Lösung möglich ist, wenigstens so viel Material als möglich zu sammeln, aus dem dann später vielleicht eine Lösung sich herausschälen läßt. Ich habe bereits damals hervorgehoben, daß das Sammeln dieses Materials keine leichte Aufgabe ist. Da bei den Zugsbeobachtungen eine systematische Beobachtung, wie etwa bei meteorologischen Stationen, ausgeschlossen ist, ist alles mehr dem Zufall, der zufälligen Aufmerksamkeit, der bei der Freiwilligkeit der übernommenen Aufgabe häufig nur allzu laxen Gewissenhaftigkeit der Beobachter anheimgegeben. Aus diesem in kritischer Sichtung das Brauchbare vom Unbrauchbaren zu scheiden, ist keine kleine Aufgabe. Daß hierbei überhaupt Resultate erreicht werden, ist auch diesmal wieder der Arbeit der vor allem tätigsten Mitglieder des Vereins, Frhrn. v. Besserer, Dr. Gengler und des Vorsitzenden des Vereins, Dr. Parrot, zu verdanken.

Bereits in dem vorhergehenden Jahresbericht trat die Klage über unzureichendes Material öfters hervor. Auch in dem jetzigen wird sie wieder laut, und es ist kein Wunder, wenn sich manchmal etwas wie Resignation hereinmischt, ob es überhaupt schon an der Zeit sei, von Resultaten zu sprechen. Der Herausgeber des Jahresberichtes kann sich, glaube ich, ruhig trösten. Wenn ein solches Institut wie die Ungarische Ornithologische Zentrale, die über ein Personal und über einen Beobachterkreis verfügt wie keines auf der Welt, trotz über zehnjähriger Arbeit, auch größtenteils noch vor offenen Fragen steht, so ist die Arbeit, die die Ornithologische Gesellschaft in Bayern in der Hälfte der Zeit geleistet hat, sicherlich berechtigt, zu unentwegtem Fortschreiten anzuspornen.

Nun zu dem Jahrbuch im einzelnen. Wie früher, machen auch hier die Sitzungsprotokolle den Anfang. Neben vielen rein internen Angelegenheiten sind hier doch auch Dinge zu finden, die allgemeines Interesse erwecken. Vor allem die Vorträge über „Wahrnehmungen am Futterplatz“ von Beyer, über „Albinismus bei Vögeln“, „Ueber den Gesang der Vögel“ von Dr. Parrot, „Ueber die Atmung der Vögel“ von Prof. Hertwig, über „Das Vogelleben auf Jütland“ von Bachmann, „Ueber fossile Vögel“ von Frhrn. Stromer v. Reichenbach und andere. Auch diesmal bringt der Jahresbericht wieder verschiedene Originalartikel. So einen sehr fesselnd geschriebenen Aufsatz über den Berglaubsänger im Schweizer Jura aus der Feder des Herrn Prof. v. Burg. Interessant sind hier die Beobachtungen über die Gesellschaftszüge. Berglaubsänger, Waldlaubsänger, Fliegenschnäpper, Rotkehlchen, Grasmücken und viele andere Vogelarten unternehmen gemeinsame Streifzüge, ja treten sogar gemeinsam ihre Herbstwanderung an. Dies, im Verein mit der Aehnlichkeit des Gesanges, könnte vielleicht auf eine Art Verwandtschaft schließen lassen. Dr. Burstert bringt eine Wahrnehmung und Bestätigung der Tatsache, daß das gefleckte Rohrhuhn einen Teil seiner Herbstwanderung, im Gegensatze zu anderen Vögeln, laufend zurücklegt, was bei seiner nicht sehr großen Flugkraft nicht zu verwundern, aber doch noch nicht allzu häufig tatsächlich beobachtet ist. Dr. Ries bringt eine Zusammenstellung über die Verbreitung der Uferschwalbe im südlichen Bayern, Dr. Gengler eine Mitteilung über den Wechsel des Drosselbestandes bei Erlangen, der sich darin äußert, daß die Singdrossel merklich abnimmt, die Wachholderdrossel eigentlich erst seit 20 Jahren dort heimisch geworden ist und die Amsel in starkem Maße zunimmt. Die erste und die letzte Tatsache scheinen in einem ursächlichen Zusammenhang zu stehen. Bekannt ist ja, daß die Amsel ein rücksichtsloser und grausamer Vogel ist, dem kein Konkurrent standhält. Spies bringt eine Mitteilung über eine von ihm besuchte Reiherkolonie in Unterfranken. Den Schluß dieser Artikelreihe bildet ein Aufsatz von Dr. Parrot über „Ornithologische Wahrnehmungen auf einer Fahrt nach Aegypten“ (übrigens auch als Broschüre bei Reinhardt, hier, erschienen). Wichtig sind die Zugsbeobachtungen auf dieser Fahrt im Mittelmeer, die uns nebenbei eine Ahnung davon geben, wie viele von den Zugvögeln auf ihrer Reise unterwegs zugrunde gehen müssen. Die Zahl der auf der Durchquerung des Mittelmeeres, die ja doch eigentlich nur eine einmalige Stichprobe, und noch dazu gegen Ende der Zugszeit, darstellt, völlig erschöpft auf dem Schiff landenden Vögel, die zum Teil sofort eine Beute der gleichzeitig ziehenden Raubvögel werden, ist eine sehr große. Wichtig ist die Beobachtung, daß im Mai, also sehr spät, Vögel wie Rauchschwalben, die im allgemeinen längst bei uns angesiedelt sind, noch auf der Wanderung betroffen werden, daß also der Zug in Wirklichkeit sich auf eine sehr viel längere Zeit erstreckt, als man gewöhnlich annimmt. Von den Beobachtungen in Aegypten selbst, die zur Auffindung einiger neuen Arten oder Abarten führten, ist besonders die über die Verfärbung des Gefieders interessant; es ist wahrscheinlich, daß manche als Abart bezeichnete tatsächlich nichts weiter zu sein scheint, als die europäische Art, deren Gefieder eben durch die meteorologischen Einflüsse des Südens gebleicht ist.

In der nun folgenden speziellen Bearbeitung des bayerischen Beobachtungsmaterials der Jahre 1901 und 1902 hat Dr. Gengler wieder die mühsame, mit erstaunlichem Fleiß durchgeführte Zusammenstellung aller einzelnen Beobachtungsdaten von 230 verschiedenen Arten gebracht, die sich einer Besprechung natürlich entziehen muß, die aber für den Ornithologen eine Fundgrube reichen Materials abgibt.

Wie im Vorbericht folgen nun wieder die Sonderbeobachtungen von Feldlerche (Alauda arvensis), Bachstelze (Motacilla alba), Waldschnepfe (Scolopax rusticula), Rauchschwalbe (Hirundo rustica) und Mehlschwalbe (Chelidonaria urbica) aus der Feder des Frhrn. v. Besserer, sowie die von der Ringeltaube (Columba

[1] Dritter Jahresbericht des Ornithologischen Vereins München (E. V.) für 1901 und 1902. Herausgegeben von Dr. C. Parrot. München 1903, E. Reinhardt. 391 Seiten mit einer Tafel. 8 Mark.

palumbus), Hohltaube (Columba oenas), Hausrotschwanz (Ruticilla tithys), Gartenrotschwanz (Ruticilla phoenicura) und Kuckuck (Cuculus canorus) von Dr. Parrot. Als Hauptergebnis aus diesen Beobachtungen ergibt sich vor allem ein Unterschied der beiden Beobachtungsjahre 1901 und 1902 in der durchschnittlichen Ankunftszeit, dergestalt, daß die Daten von 1902 nicht unbeträchtlich früher sind als die von 1901, ein Unterschied, der nicht auffällig erscheint, wenn man bedenkt, daß 1901 gerade zur Zugszeit einen erheblichen Kälterückfall zeigte, während 1902 zur gleichen Zeit normales, günstiges Wetter hatte. Die Regelmäßigkeiten im Fortschreiten des Zuges, die sich aus den Beobachtungen der vorhergehenden Jahre ergeben hatten, sind allerdings diesmal nicht immer anzutreffen. Stellenweise kehren sich die Verhältnisse sogar um, dergestalt, daß, wo 1900 ein Fortschreiten von Süden nach Norden konstatiert wurde, diesmal ein solches von Norden nach Süden sich ergab, und umgekehrt.

Den Grund für diese nicht recht denkbare Erscheinung glaubt Referent in einem Schlußaufsatz „Der Verlauf der Frühjahrsbesiedelung Bayerns" in der nach dem Vorbild der Ungarischen Zentrale zu einseitig durchgeführten nord-südlichen Zonenzusammenstellung zu finden. Er gibt auf einer beigefügten Karte die nach den Beobachtungen konstruierten Kurven gleicher Ankunftszeit, die schon von Middendorf angewendeten sog. Isepiptesen, aus denen sich zu ergeben scheint, daß das Zugsbild kein so einfaches ist, daß es bloß aus den nord-südlichen Zonendurchschnitten allein konstruiert werden könnte, zumal da zweifellos das allgemeine Fortschreiten der Besiedelung in Bayern nicht von Süden nach Norden, sondern von Westen nach Osten erfolgt. Die Kurven, die ursprünglich zum Zweck einer Eruierung des Zusammenhangs mit den Einzelheiten der meteorologischen Daten konstruiert wurden (was ein durchaus negatives Resultat ergab), zeigen eine merkwürdige Uebereinstimmung mit dem orographischen Bau Bayerns und der angrenzenden Länder, dergestalt, daß die Gebiete frühester Ankunft stets mit den Flußläufen und den klimatisch bevorzugten Niederungen zusammenfallen. Ob dies richtig ist und welche Schlüsse daraus zu ziehen sind, muß natürlich erst den Beobachtungen weiterer Jahre vorbehalten bleiben. Die Ungarische Zentrale steht diesen Kurvenkonstruktionen skeptisch gegenüber und glaubt an ihren Zonendurchschnitten festhalten zu müssen. Auffallend ist indes, daß die Konstruktion dieser Kurven für die ungarischen Beobachtungen bei den verschiedensten Vogelarten genau das gleiche Bild, nämlich ein Anschmiegen der Kurven an die Flußläufe, ergibt.

Aus dem vorstehend skizzierten Inhalt des genannten Jahresberichtes ist ersichtlich, daß der Ornithologe vieles Wichtige und Interessante in ihm finden kann. Ich kann auch diese Besprechung, wie die vorige, nur mit dem Wunsche schließen, daß die Tätigkeit des Vereins und seines Vorsitzenden seitens des Staates und seitens privater Arbeitsunterstützung die Beihilfe finden möge, die eine Erforschung des wichtigsten Ereignisses im Leben unserer gefiederten Freunde wohl verlangen kann.

W. Gallenkamp.

Bücher und Zeitschriften.

Hygiene der Nerven und des Geistes im gesunden und kranken Zustande. Von Professor Dr. August Forel. Stuttgart. E. Heinrich Moritz.

Ein kleines, handliches Bändchen, das in keinem Hause fehlen sollte und dessen Inhalt es verdient, daß ihn Eltern, Lehrer und Aerzte genau kennen. Forel, dessen wissenschaftliche Bedeutung einen Weltruf erlangt hat, behandelt hier ein Thema, das seinem eigentlichen Wissensgebiete angehört, einem Wissensgebiete, dem er seit 40 Jahren seine besten Kräfte widmet. Solche Schriften, wie die vorliegende, sind berufen, viel Gutes zu stiften und noch mehr Schlechtes zu verhüten. Wir übergehen hier den rein theoretischen Teil und wollen nur kurz den Inhalt des praktischen skizzieren. Man spricht heute viel von Nervosität, von Ueberbürdung und Ueberanstrengung, Erscheinungen, die aufs engste mit unserer Kultur zusammenhängen sollen, im Grunde genommen hat aber das Individuum meistenteils selbst daran Schuld und nicht die Kultur, die uns vielmehr die Ursachen all dieser Erscheinungen erkennen läßt und somit den besten Weg zu ihrer Bekämpfung zeigt. Eine ganze Reihe von Giften, besonders derjenigen, deren gewohnheitsmäßiger Genuß sich zu einer Volkssitte entwickelt hat, wirkt zerstörend auf unseren Körper und Geist. Die schlimmsten dieser Gifte sind: Alkohol, Opium, Morphium und Aether. Alle bewirken zuerst eine angenehm wirkende akute Vergiftung des Gehirns, welche die starken, schmerzhaften Empfindungen abstumpft oder lähmt, die Illusion des Glückes gibt, aber im weiteren Verlaufe das Urteil, die Besonnenheit, den konsequenten Willen und die feineren ethischen Gefühle beeinträchtigt. Der wiederholte Gebrauch dieser Gifte bewirkt eine langsame Entartung des Zentralnervensystems und einen Verfall der Geisteskräfte. Genaue und lange Untersuchungen haben das unwiderleglich bewiesen. Daraus folgt das erste und grundlegende Gebot der Nervenhygiene: „Mache dich nicht künstlich krank und töte nicht künstlich deine Nervenkräfte." Ebenso wie es eine körperliche Trainierung gibt, gibt es auch eine solche der Nerven und des Geistes. Man gewinnt langsam durch konsequente Uebung an Kraft des Körpers und des Geistes. Zur Gesundheitserhaltung gehört eine ständige Uebung beider. Es ist falsch, zu glauben, daß nur in der Jugend gelernt werden müsse. Das Lernen oder die Einübung neuer Nerventätigkeiten gehört zur Grundlage einer gesunden Nervenhygiene, zur Unterhaltung der Nervenkraft und der Elastiziät der Nerventätigkeit. Wer nicht beständig lernt und übt, verliert nicht nur an Kraft, sondern riskiert mechanisch, automatisch, steif und ungelenk zu werden; die schönsten erblichen Anlagen, die besten Hirnkräfte verkümmern in der Untätigkeit oder auch in der einseitig wiederholten Tätigkeit, die niemals neue Bahnen einübt. Mittelst richtiger systematischer Trainierung auf allen Gebieten — sagt Forel — wird man außerdem glücklich, frei und reich; reich, nicht immer an Geld, aber an Arbeitsfähigkeit und durch Bedürfnislosigkeit, frei von der Sklaverei überflüssiger und schädlicher Bedürfnisse, glücklich in der Freude an den überwundenen Schwierigkeiten, sowie im Gefühl der Kraft, der Gesundheit, der erhöhten Leistungsfähigkeit, Unabhängigkeit und Anpaßbarkeit. Besondere Beachtung verdient das Kapitel über Nervenhygiene der Entwicklung oder des Kindesalters. Die erste Kindheit ist einerseits eine Fortsetzung der vegetativen Embryonalzeit und erfordert vor allem gute Ernährung und Kräftigung des Körpers, speziell der Muskeln, andrerseits aber entwickeln sich in ihrem Verlauf rasch alle möglichen Tätigkeiten des Gemütes, des Willens und des Intellektes. Schlechte Gewohnheiten aller Art, Lüge u. dergl. können sowohl durch Vernachlässigung des Kindes wie durch schlechtes Beispiel, rohe Behandlung und umgekehrt durch Verziehung und Affenliebe großgezogen werden. Was den Unterricht anbetrifft, so muß man sich hüten, den Kindern fertige, abstrakte Begriffe beibringen zu wollen. Das Kind muß zuerst recht viel Konkretes in sich aufnehmen. Das Gebiet des Gefühls verlangt ebenfalls eine sorgfältige Berücksichtigung der individuellen Anlagen des Kindes. Am schwierigsten zu beeinflussen ist das Gebiet des Willens, darin stellt Forel die Engländer als die besten Lehrmeister hin, die durch Kampf und Arbeit eine gesunde Willenserziehung erreichen. Die näheren Ausführungen dieser Gedanken möge der Leser bei Forel selbst nachlesen, diese Lektüre wird keinem ohne wirklichen Nutzen sein.

Dr. Julius Reiner.

Allgemeine Rundschau.

Bayerischer Neuphilologen-Verband.

S. Der zweite Verhandlungstag brachte zunächst eine Reihe von Sektionsberatungen, in denen über die an den Gymnasien und Realschulen auszuwählende fremdsprachliche Lektüre verhandelt wurde. Die Aufstellung eines Kanons

für die zu lesenden Stücke wurde allseitig als wünschenswert erkannt. — Darauf folgte die zweite Allgemeine Sitzung, die mit einem schneidigen Referat des Professors Schneegans (Würzburg) über die Lektorenfrage in Bayern eröffnet wurde. Die Versammlung wurde bald fortgerissen durch die frische, entschiedene Art, mit der der Vortragende seine Stellung zu der Frage präzisierte, über welche der Worte genug gewechselt sind und die nunmehr nur durch Taten der bayerischen Schulbehörde gelöst werden kann. Die kgl. Staatsregierung, die ihren Vertreter zu der Verhandlung entsandt hatte, wird nun nicht mehr länger im unklaren sein in Betreff der Stimmung der Neuphilologen über die immer wiederholte Nichtbeachtung eines mehr als billigen Postulates. Leider können wir den prächtigen Vortrag nur mit einigen großen Strichen skizzieren. Von den drei Landesuniversitäten hat bekanntlich nur München je einen Lektor für französische und englische Sprache und Literatur. Den Studierenden der neueren Philologie in Würzburg und Erlangen bleibt es überlassen, selbst für die Erwerbung und Erweiterung derjenigen Kenntnisse und Fertigkeiten zu sorgen, die sie für ihren späteren Beruf in erster Linie benötigen, das ist praktische Sprachbeherrschung im Französischen und Englischen. Professor Schneegans betonte natürlich in dringlichen Worten die Notwendigkeit der Anstellung solcher Lektoren auch für Würzburg und Erlangen. Traurig genug, daß man, um diese Notwendigkeit zu erkennen, solcher Darlegungen noch bedarf. Leider sind mit der Lektorenfrage für das Französische und Englische die Klagen der bayerischen Neuphilologen über die ungenügende Vertretung ihrer Disziplinen an den Universitäten nicht erschöpft. Die Forderung eines italienischen Lektorates für die Universität München wurde von der bildungsfreundlichen Mehrheit der Kammer bereits abgelehnt. Während außerbayerische, selbst kleinere Universitäten, z. B. Heidelberg und Bonn, für eine der neuphilologischen Disziplinen mehrere Vertreter haben, ist an den Universitäten Bayerns nicht einmal überall je ein ordentlicher Lehrstuhl für jedes Fach vorhanden. So ist in Erlangen das Französische noch immer nur mit einem Extraordinariat besetzt. „Wir Neuphilologen," so erklärte Schneegans wörtlich, „sind das Aschenbrödel der Regierung. Bis jetzt sind unsere Forderungen noch nicht einmal vor den Landtag gekommen. Sie sind einfach in den großen Papierkorb des hohen Staatsministeriums gewandert und haben dort ohne Sang und Klang ihr seliges Ende gefunden. Und dies trotzdem uns öfters von maßgebenden Persönlichkeiten im Ministerium die Zusicherung gegeben wurde, daß man prinzipiell vollständig mit uns übereinstimmte. Nichtsdestoweniger hielt man die Sache nicht für vordringlich. Dazu können und dürfen wir aber nicht weiter schweigen. Wir bayerischen Neuphilologen haben das gute Recht, ebenso behandelt zu sein wie alle übrigen Neuphilologen des Deutschen Reiches." Des weiteren schilderte Schneegans an Fällen aus seiner Praxis, welch ein großes Unrecht an den Schülern unserer Gymnasien und Realschulen begangen wird, wenn Kandidaten, denen die notwendige sprachliche Schulung infolge des Fehlens der Lektoren durchaus mangelt, auf die Jugend losgelassen werden. In Bayern, so wurde ausgeführt, täten die Lektoren besonders not: einmal beginnt der französische Unterricht hier später, sodann sind die Schwierigkeiten in der Aussprache in Bayern und Süddeutschland erfahrungsgemäß größer als in anderen Teilen Deutschlands. Besonderen Nachdruck legte Schneegans auf die betrübende Tatsache, daß es in Bayern dem Neuphilologen schlechterdings unmöglich ist, sich im Italienischen zu unterrichten, und daß München, die Stadt Deutschlands, die wohl die regsten Beziehungen zu Italien unterhält, die in der Kunst eine so große Rolle spielt, daß München, die Stadt Paul Heyses, beim vorigen Landtag vergebens um ein italienisches Lektorat betteln mußte. Der Antrag des Vortragenden, der für München dringend einen italienischen Lektor und für Erlangen und Würzburg je einen französischen und englischen Lektor fordert, wurde per Akklamation angenommen. — In seinem nunmehr folgenden Referat über die bayerische neuphilologische Prüfungsordnung unterzog Professor Varnhagen (Erlangen) die für diese Ordnung geltenden Bestimmungen einer scharfen Kritik. An schlagenden Beispielen wies er nach, wie unter den jetzigen Verhältnissen in dem Examen für bayerische Neuphilologen schier unglaubliche Dinge möglich sind. Die Unzulänglichkeit der Prüfungsordnung wurde namentlich in dem Verhältnis der schriftlichen und der mündlichen Prüfung zu einander gefunden. Die Stellung des vierfach angerechneten deutschen Aufsatzes in der schriftlichen Prüfung wurde als unzweckmäßig und unhaltbar nachgewiesen. Auch die Einzelheiten der mündlichen Prüfung entgingen der kritischen Revue des Verfassers nicht. Die Beispiele, welche Varnhagen, der selbst langjähriger Examinator der bayerischen Neuphilologen ist, wählte, um das Absurde der geltenden Bestimmungen darzutun, waren sämtlich der Praxis entnommen. Der Vortragende verzichtete darauf, positive Vorschläge zu einer Neuregelung der Prüfungsordnung der Versammlung vorzutragen. Die Anregungen, die er zu geben hatte, wurden in einer Reihe von Fragen ausgesprochen. Im Anschluß an diese Ausführungen wurde von Privatdozent Dr. Sieper (München) in einem kurzen Korreferate betont, daß bei einer Beurteilung der bayerischen Prüfungsordnung für Lehrer an höheren Schulen unterschieden werden müsse zwischen denjenigen Unzuträglichkeiten, die von den Vertretern der verschiedensten Disziplinen gemeinsam empfunden würden, und den Beschwerden der Neuphilologen im besonderen. Die allgemeinen Unzuträglichkeiten ließen sich nur durch eine radikale Umgestaltung des in der bisherigen Ordnung befolgten Systems erreichen. Man müsse mit dem veralteten und schablonenhaften Punktsystem brechen. Dem Examinator müsse mehr als bisher Gelegenheit gegeben werden, sich über die formale Schulung und die Urteilsfähigkeit des Kandidaten ein erschöpfendes Bild zu machen. In der neueren Philologie sei eine andere Gruppierung der Prüfungsfächer zu erstreben. Englisch müsse mit deutscher Philologie, das Französische mit dem Lateinischen verbunden werden. Nur so könne das Studium der neueren Philologen einheitlich gestaltet und der Zersplitterung und dem Banausentum vorgebeugt werden.

Das Resultat der sich anschließenden Diskussion war die Annahme des Antrages Varnhagen: Der bayerische Neuphilologen-Verband wählt eine Kommission, bestehend aus je drei Universitäts- und drei Mittelschullehrern, um Vorschläge zwecks Neuregelung der bayerischen neuphilologischen Prüfungsordnung auszuarbeiten. — Den Schluß der Sitzung bildete ein Vortrag des Dr. Molenaar (München). Die für die bayerischen Schulen geltenden Lehrbücher, namentlich diejenigen des Professors Breymann, wurden einer heftigen Kritik unterzogen. Die Versammlung lehnte es indessen entschieden ab, die ohne ausgiebige Begründung vorgetragenen starken Ausfälle des Vortragenden sich zu eigen zu machen.

In der Allgemeinen Sitzung des Nachmittags wurde noch ausgiebig über das neue bayerische Lehrprogramm verhandelt. Professor Breymann, der als Mitglied des obersten Schulrates in erster Linie die Verantwortung für die Fassung des Programms trägt, berichtete zunächst über die Prinzipien, welche bei der Ausarbeitung maßgebend waren. In klarer und durchaus überzeugender Weise wies Breymann nach, daß es sich um kein Dekret vom grünen Tische handelt, sondern daß in dem Lehrprogramm in weitgehendster Weise die Erfahrungen, die Urteile und Wünsche der bayerischen Lehrer berücksichtigt wurden. Die Versammlung hielt mit ihrer Anerkennung gegenüber dem loyalen Verhalten Breymanns nicht zurück. Dem Bericht Breymanns folgte ein Vortrag des ersten Vorsitzenden Prof. Dr. Rosenbauer (Lohr): „Referat über Abänderungsvorschläge zum Lehrprogramm".

Im ganzen hat der Bayerische Neuphilologen-Verband alle Ursache, mit den diesjährigen Verhandlungen zufrieden zu sein. Die Beratungen taten dar, daß ein frisches, tätiges Interesse für alle in Betracht kommenden Fragen in den Kreisen der bayerischen Neuphilologen erwacht ist. Wohltuend wirkte das einträchtige Zusammenarbeiten der Universitätsdozenten mit den übrigen Kreisen der bayerischen Lehrerschaft.

※

Kleinere Mitteilungen.

* Das Programm für die 10. allgemeine Versammlung der deutschen meteorologischen Gesellschaft, die vom 7. bis 9. April d. J. in Berlin

Digitized by Google

abgehalten wird, ist jetzt endgültig festgestellt. Die Sitzungen werden sämtlich im großen Hörsaale des Instituts für Meereskunde, Georgenstraße 34/36, abgehalten. Die erste öffentliche Sitzung am 7. April bringt nach einer Ansprache des Vorsitzenden Geh. Oberregierungsrates Professor Dr. Bezold drei Vorträge. Professor Dr. Schuster aus Manchester wird über neue Methoden, den elektrischen Zustand der Atmosphäre zu bestimmen, sprechen. Professor Dr. Schubert aus Eberswalde behandelt den Einfluß des Waldes auf das Klima, Dr. Meinardus-Berlin die Wassertemperaturschwankungen an den europäischen Westküsten. An diese Sitzung schließt sich ein Besuch des Königlichen Meteorologischen Instituts. Abends findet ein Festmahl im Hotel „Prinz Albrecht" statt. Am 8. April werden Vorträge halten Professor Dr. Sprung-Potsdam über eine automatisch wirkende Vorrichtung zur Erweiterung des Meßgebietes der Registrier-Elektrometer, Dr. Elias-Berlin über eine Methode zur Registrierung der Luftelektrizität in der freien Atmosphäre, Professor Dr. Ad. Schmidt-Potsdam über die Grundzüge eines Planes zur laufenden systematischen Bearbeitung der Beobachtungen über magnetische Störungen und Professor Dr. Schubert-Eberswalde über den Wärmehaushalt im festen Lande, im Meere und in der Atmosphäre. Dr. Steffens-Berlin wird neue meteorologische Apparate vorführen. Am Nachmittag erfolgt ein Besuch des Meteorologisch-Magnetischen Observatoriums in Potsdam. Der dritte Tag, der 9. April, bringt sieben Vorträge. Professor Dr. Müller-Braunschweig wird über die atmosphäre Flut und insbesondere über die Ebbebewegung der Luft sprechen, Dr. Leoß-Berlin über die Wanderung sommerlicher Regenfälle durch Deutschland, Dr. Polis-Aachen über die Niederschlagsbildung in den Zyklonen, Professor Dr. Börnstein-Berlin über den jährlichen und täglichen Gang des Luftdruckes in Berlin, Dr. Kaßner-Berlin über die Vereinigung zweier Depressionen, Professor Dr. Holdefleiß-Aachen über die meteorologischen Ursachen des Auswinterns des Getreides und Dr. Polis-Aachen über Beziehungen zwischen meteorologischen und seismischen Erscheinungen. Am Nachmittag wird das Aeronautische Observatorium bei Tegel besucht werden. Das Programm ist also sehr reichhaltig.

* Aus der Archäologen-Welt. Geh. Rat Professor Kekule v. Stradonitz wurde von der philosophisch-historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften, nach fünfjähriger Dauer seiner Mitgliedschaft, aufs neue zum Mitglied der Zentraldirektion des kaiserlich deutschen Archäologischen Instituts gewählt.

✻

Hochschulnachrichten.

* **Jena.** Der ordentliche Professor der Sprachvergleichung Dr. B. Delbrück, der zur Zeit als Gast in Chicago weilt, ist ehrenhalber zum **Dr. jur.** an der Harvard-Universität ernannt worden.

hc. **Königsberg.** Der Privatdozent für Psychiatrie an der Kieler Universität Dr. Ernst Meyer ist als außerordentlicher Professor und Direktor der psychiatrischen Klinik an die hiesige Universität als Nachfolger Professor Bonhoeffers berufen worden.

hc. **Innsbruck.** Der Lektor der französischen Sprache an der Universität Königsberg Eugène Bestaux ist in gleicher Eigenschaft an die hiesige Universität berufen worden und wird bereits am 7. April seine Vorlesungen beginnen.

An unsere Leser!

Zum Schluß des I. Quartals empfehlen wir wieder unsere

Einband-Decken

für die

Beilage

zur

Allgemeinen Zeitung

in solider Lederimitation mit Leinwandrücken und Golddruck:

Wissenschaftliche Beilage

zur

Allgemeinen Zeitung

1904

I. Quartal

Feine elegante Ausstattung

Eine sehr solide Arbeit

Ein besonders billiger Preis.

Diese drei Eigenschaften haben unsere **Quartalbanddecken sehr rasch**

beliebt und unentbehrlich

gemacht.

Die wissenschaftliche Beilage in unseren **Quartalbänden** mit Inhaltsverzeichnis gesammelt und gebunden, wird unseren Freunden und Lesern als **Ganzes bedeutend wertvoller sein** und eine Zierde für jede Bibliothek und jeden Büchertisch bilden.

Dabei kommen ganz geringe Anschaffungskosten in Betracht.

Einzelne Quartalbanddecken kosten mit Porto **M. 1.20.**

Ganze Jahrgänge (4 Decken) **M. 4.—** inkl. Porto.

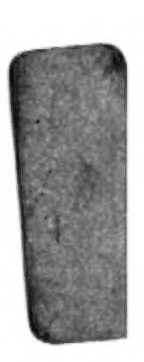
Frühere Jahrgänge werden sofort nachgeliefert.

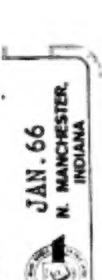
Bestellungen nimmt **jede Buchhandlung,** wie auch die Geschäftsstelle der Allgemeinen Zeitung, München, entgegen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung München.

☞ **Der heutigen Nummer liegen das Titelblatt und das Inhaltsverzeichnis für das 1. Quartal 1904 bei.**

Digitized by Google





Digitized by Google

3 0000 093 403 339

Digitized by Google